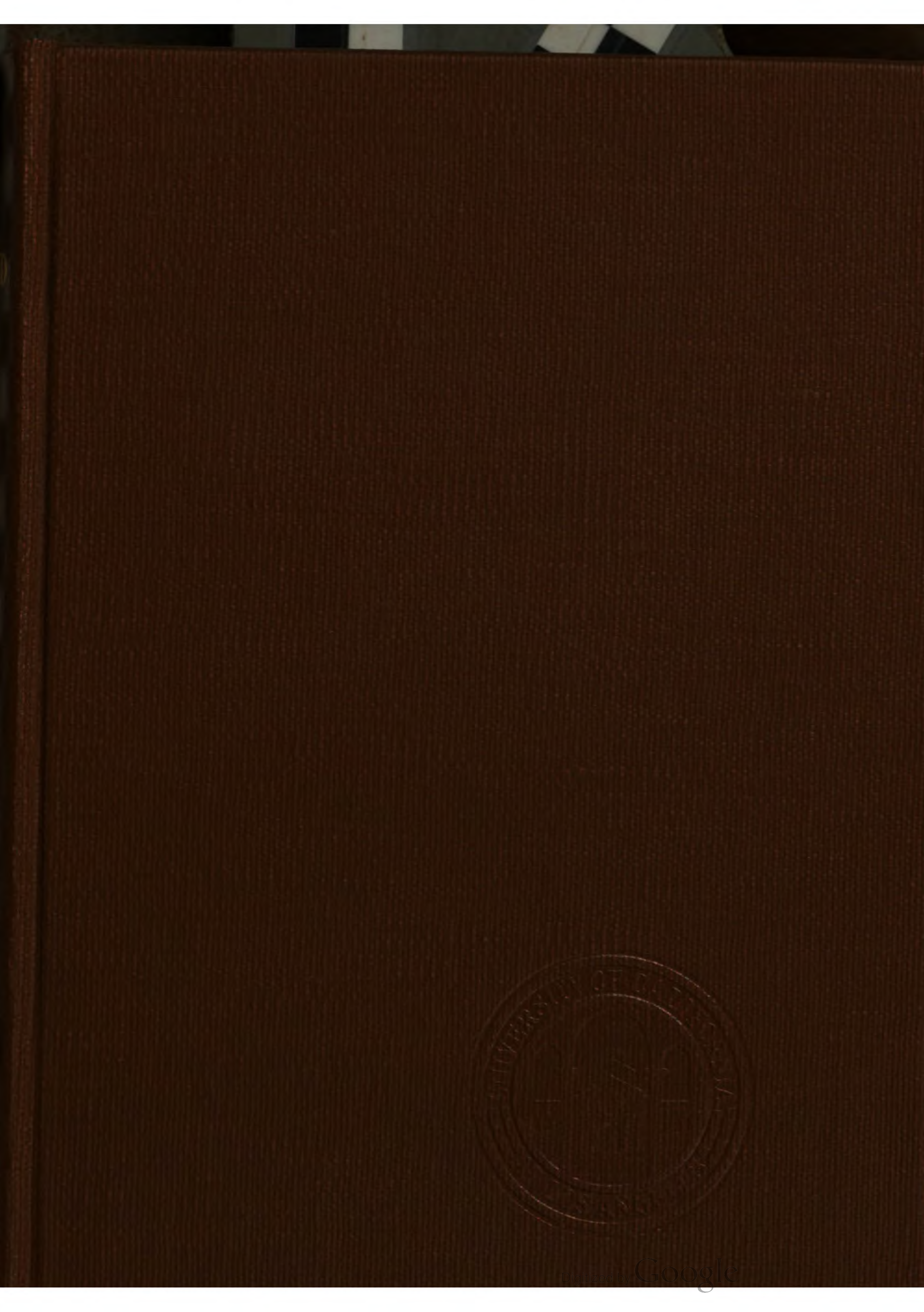




9

Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

Sechszehnter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cranston & Stowe,

Cincinnati, Chicago und St. Louis.

Phillips & Hunt,

New York.

1888.



Inhalt des sechszehnten Bandes.

Titelbilder.

Geschichts-Zeitbilder.

Skizzen und Reisebilder.

Biographien und Lebensbilder.

Erzählungen.

Abhandlungen.

Kirche und Mission.

Schule und Erziehung.

Erbauliches.

Gedichte.

Musik.

Naturwissenschaftliches, Gemeinnütziges rc.

Sonntagschul-Lektionen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Frauenzeitung.



Am Kamin und im Schatten.

Aus der Zeit.

Offene Post.

Holzschnitte.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. Januar 1888. Erstes Heft.

Christnacht.

Für Haus und Herd von X.

Hierzu das Titelbild.

Christnacht, deine Engelschöre
Tönen wieder leis herab.
Gott, dem Herrn, sei Preis und Ehre,
Der uns unsern Heiland gab.

Christnacht mit dem Wunder-Sterne
Ueber niedrer Hütte Dach,
O, mich zieht's in weite Ferne,
Meinem lieben Jesu nach.

Christnacht, helle Freudenkerzen
Strahlen heut' im fernsten Raum.
Beten müssen uns're Herzen,
Jubeln unter'm Weihnachtsbaum.

Junge Kindlein, fromme Greise,
Alle, Alle eilt herbei,
Stimmet an die alte Weise!
Jesus uns're Losung sei.

Vorwärts und aufwärts im neuen Jahr!

Editor.

Gott zum Gruß und unsern Herrn Jesum Christum zum freudigen Trost! Das ist unser Segenswunsch an alle Leser unserer Monatsschrift für das Jahr des Heils 1888.

Und — geht dieser unser Herzenswunsch bei Allen in Erfüllung, so geht es auch in der rechten Richtung vorwärts, sowie aufwärts, der ewigen Heimath zu, denn wer den Gruß Gottes als Kind des himmlischen Vaters immerdar vernimmt, und Jesum Christum in's Herz geschlossen hat, der wird auf seiner äußern Lebensbahn, und ginge es auch durch's Thränenthal, gewisse Tritte thun und in seinem inneren Leben dem Endziele zu voranschreiten.

Mit Gott vorwärts in eurem äußeren Berufe, ihr lieben Leser! Derselbe ist nicht nur da, damit Brod, Kleidung und Obdach geschafft wird, sondern er ist ein Stück Christenbestimmung, ob ihr nun zu den Geringen oder Großen auf Erden gehöret. Jede ehrliche Hantirung kommt von Gott und er, der Allmächtige, ist bereit, deiner Hände Arbeit zu segnen. Er will dich so mit seiner Gnade füllen, daß du durch die Arbeit glücklich wirst, anstatt, daß sie dir zur Qual und schmählichem Frohndienst wird.

Mit Gott vorwärts in der Gemeinde und Kirche! Die Schäden sollen geheilt, die Risse verschlossen, das Reich Gottes ausgebreitet, und das Evangelium nicht bloß in aller Welt geprediget, sondern viele Seelen durch dasselbe gerettet werden. Das ist der Wille Gottes. Zur Erfüllung desselben sind mancherlei Kräfte, Gaben und Mittel nöthig. Wir bedürfen viel Belehrung, Vorschrift auf Vorschrift, und vor Allem Licht, und die Kraft des heiligen Geistes von Oben.

Vorwärts im Namen Gottes — in der Schul- und Jugendwelt! Nicht Alles zwar ist auf diesem, wie andern

Gebieten wirklicher Fortschritt, was als solcher ausgegeben wird. Aber — „gründlicherer Unterricht, treuere Hingabe an die Arbeit, mehr Bekehrungen und mehr geistlich Leben," das wollen wir uns doch als ächtes Vorwärts auf das Schulbanner schreiben.

Vorwärts mit allen nothwendigen Reformbestrebungen! Zum Beispiel die gegen die Trunkenheit und die Entheiligung des Sonntags gerichteten, oder solchen, welche die Hefe der Bevölkerung zu heben und zu menschenwürdigem Dasein heranzubilden beflissen sind.

Ohne ein ächtes Aufwärts jedoch giebt es kein wahres Vorwärts, wenigstens nicht der Gedanken Gottes gemäß. Wir mögen in unserm Beruf, in Kirche und Schule, sowie in Reformbestrebungen äußere Fortschritte gemacht haben, und im letzten Grunde doch im Rückschritt begriffen sein. Das rechte Vorwärts wird darnach gemessen, ob wir in innigere Beziehungen zu dem dreieinigen Gott getreten, ob unser Leben ein geheiligteres geworden, ob wir den Namen Christi mehr erhöhen als je, ob die wahrhaftige Menschenliebe in unserem Herzen gediehen ist, und ob wir alle äußeren Fortschritte dem Geiste und den Gedanken Gottes unterthänig und nutzbar machen.

Bei diesem ächten Vorwärts und Aufwärts ist Haus und Herd bisher nach Kräften schon 15 Jahre lang ein Mithelfer gewesen, und möchte es auch künftig in vermehrtem Maße sein. Es soll fort und fort darauf hinweisen, wie die Arbeit von Gott geadelt ist, wie jeder ehrliche Beruf auf Gottes Segen hoffen darf, und daß darin Arbeiter sowohl als Kapitalisten heilige Pflichten zu erfüllen haben. Unsere Monatsschrift soll dem ächten Fortschritt in Kirche, Schule und Haus gewidmet sein. Haus und Herd muß alle wahre Reformbestrebungen fördern helfen, alle ungesunde Verballhornisirung zurückweisen und darf vornehmlich keinen Augenblick vergessen, die lieben Leser aufwärts und heimwärts zu weisen.

Alles dieses soll nach wie vor in volksthümlicher, interessanter und unterhaltender Weise ausgeführt werden. Wir haben kein anderes Programm aufzustellen, sondern es gilt womöglich das alte zu verbessern und dem deutschen Volk die ausgezeichnetste Monatsschrift für die Familie, die Sonntagschule und die Erziehung im weitesten Sinne des Wortes zu bieten.

Vorwärts und Aufwärts denn — in Jesu Namen! Wir erkennen die Aufgabe und auch die Schwierigkeiten mit jedem Jahre besser; wir erwarten mancherlei Entmuthigungen, hoffen aber zuversichtlich auf Erfolg, denn wir trauen auf den allmächtigen Vater im Himmel; wir sind entschlossen, fleißig zu arbeiten, nnd wissen, daß unsere Mitarbeiter und Freunde getreulich zu Haus und Herd stehen werden.

Klänge aus Psalm 121.

Für Haus und Herd von Anna Spörri.

Hörst du den Stundenschlag erklingen?
Wie eilt die Zeit mit raschen Schwingen,
Ein Jahr entflieht, das And're kommt heran!
Der Alle in sein Buch geschrieben,
Gott lenket sie mit treuem Lieben,
Und freudig geht der Pilger seine Bahn.

Er achtet nicht des Weges Mühen,
Sein Fuß darf muthig vorwärts ziehen,
Sein Glaubensauge blickt empor zu Gott, —
Auf zu den Bergen lichtumschwommen,
Von welchen ihm die Hülfe kommen
Und Klarheit strahlen wird in Nacht und Noth.

Nicht ander'n Mächten will er trauen,
Sein Glück auf Menschenliebe bauen,
Nein, seine Hülfe kommt allein vom Herrn.
Er, dessen schöpferisches „Werde"
Den Himmel schuf, die schöne Erde,
Er ist auch seines Lebens Kraft und Stern.

O Gotteskind, wie hoch gehalten
Bist du von Ihm, in dessen Walten
Das ganze Weltall sich bewegt und ruht!
Er sieht auf dich! — Kannst du es fassen? —,
Will deinen Fuß nicht straucheln lassen,
Hält dich unwandelbar in treuer Hut.

Und siehe! Nie vergißt im Schlummer
Der Hüter Israels den Kummer,
Den Schmerz, der deine Seele fesseln will.
Er ist bereit, die Noth zu wenden,
Hält fest dein Loos in seinen Händen,
In seiner Vaterliebe ruhst du still.

Der Herr behütet dich; sein Schatten
Erquicket dich, wenn im Ermatten
Dein Auge trübe, schwach wird deine Hand.
Er weiß genau, was du kannst tragen,
O nimmer soll dein Herz verzagen,
Das solchen weisen, treuen Hirten fand.

Der Sonne Strahl soll deinen Pfaden
Nur leuchten, aber nimmer schaden
Dir, der da wandelt in der Gnade Licht.
Der Liebe Flügel wird dich decken;
Des Tages Gluth, der Nächte Schrecken,
Sie treffen der Erlösten Scheitel nicht.

Der Herr behütet dich! O glaube,
Daß Uebel nicht und Feind dir raube,
Was er für Leib und Seel' dir zugedacht.
Dein Erdenleben vor Gefahren,
Dein Herz vor Schaden zu bewahren
Ist Sorge seiner zarten Liebesmacht.

Und die dir, wie dein eigen Leben
So theuer sind, von Gott gegeben
Zu Freud' und Segen auf die Pilgerbahn, —
Sie ruh'n, wie du, in seinen Händen,
Er wird sie leiten und vollenden,
Daß Herz mit Herz vereint zieht himmelan.

Wohin du gehst auf Gottes Wegen,
Zu deinem Ausgang giebt er Segen,
Zu deinem Eingang sicheres Geleit.
Nicht heute hilft er nur und morgen,
Die Seinen sind fürwahr geborgen
Von nun an bis in alle Ewigkeit.

Und solltest du mit leisem Grauen
Auf deinen letzten Ausgang schauen,
O fürchte nichts, der Führer ist bereit.
Der Auferstand'ne schenkt den Seinen,
Die in sein Heil gehüllt erscheinen
Den Eingang in das Reich der Herrlichkeit.

O sel'ger Tag, wann wir erblicken
Die ew'gen Berge mit Entzücken,
Wohin wir glaubend, sehnend aufgeschaut, —
An Jesu Hand zum Ziel gekommen,
Durch seine Gnade angenommen
In Gottes Stadt, im Erbe seiner Braut!

Das Jubiläum einer geschichtlichen Großthat.

Editor.

Vor fünfundzwanzig Jahren sah es in den Ver. Staaten schlimm aus. Der Rebellionskrieg hatte tausend und abertausende der jungen Mannschaft in's Grab geliefert und andere tausende siechten in den Hospitälern und als Kriegsgefangene dahin.

Das Jahr 1862 war für die Unionswaffen im Ganzen ein unglückliches gewesen, denn, obwohl dieselben im Westen und Süden da und dort Erfolge errungen, so wurden dieselben durch das gänzliche Mißglücken des Halbinsel-Feldzuges unter General McClellan wieder mehr als aufgehoben.

Im Norden widerstrebte der gegen die Kriegsführung sich sträubende Theil der Bevölkerung mehr und mehr, und bereitete der Bundesregierung viele Schwierigkeiten. Manche der Großmächte, wie z. B. England und Frankreich hatten Neutralitäts-Erklärungen bekannt gemacht, und somit die verbündeten Südstaaten als kriegsführende Macht anerkannt. Von da bis zur Anerkennung der Conföderation war es nur ein kleiner Schritt.

Der Werth des Ver. Staaten Papiergeldes war sehr gesunken, und es bedurfte $2.90 Papierthaler, um $1.00 Gold dafür zu kaufen.

Es war eine düstere, trübe Zeit, die des Spätjahrs 1862, und auch den Tapfersten unter den Tapfern wollte manchmal die Verzagtheit übermannen.

Unter denen, die mitten in dieser bösen Zeit felsenfest standen, sind der edle Lincoln und seine Minister in erster Reihe zu nennen.

Der Führer und Regent eines nach Millionen zählenden freien Volkes zu sein, unter welchem sich jeder Einzelne ein „Fürst" dünkt, das ist auch unter den günstigsten äußeren Umständen durchaus keine so angenehme Spielerei, wie es sich manche Leute einbilden. Was aber damols Lincoln, Stanton, Seward und andere Patrioten im Bundes-Regierungsrath ausgestanden haben, das wird wohl nie so geschildert werden können, wie es erfahren wurde.

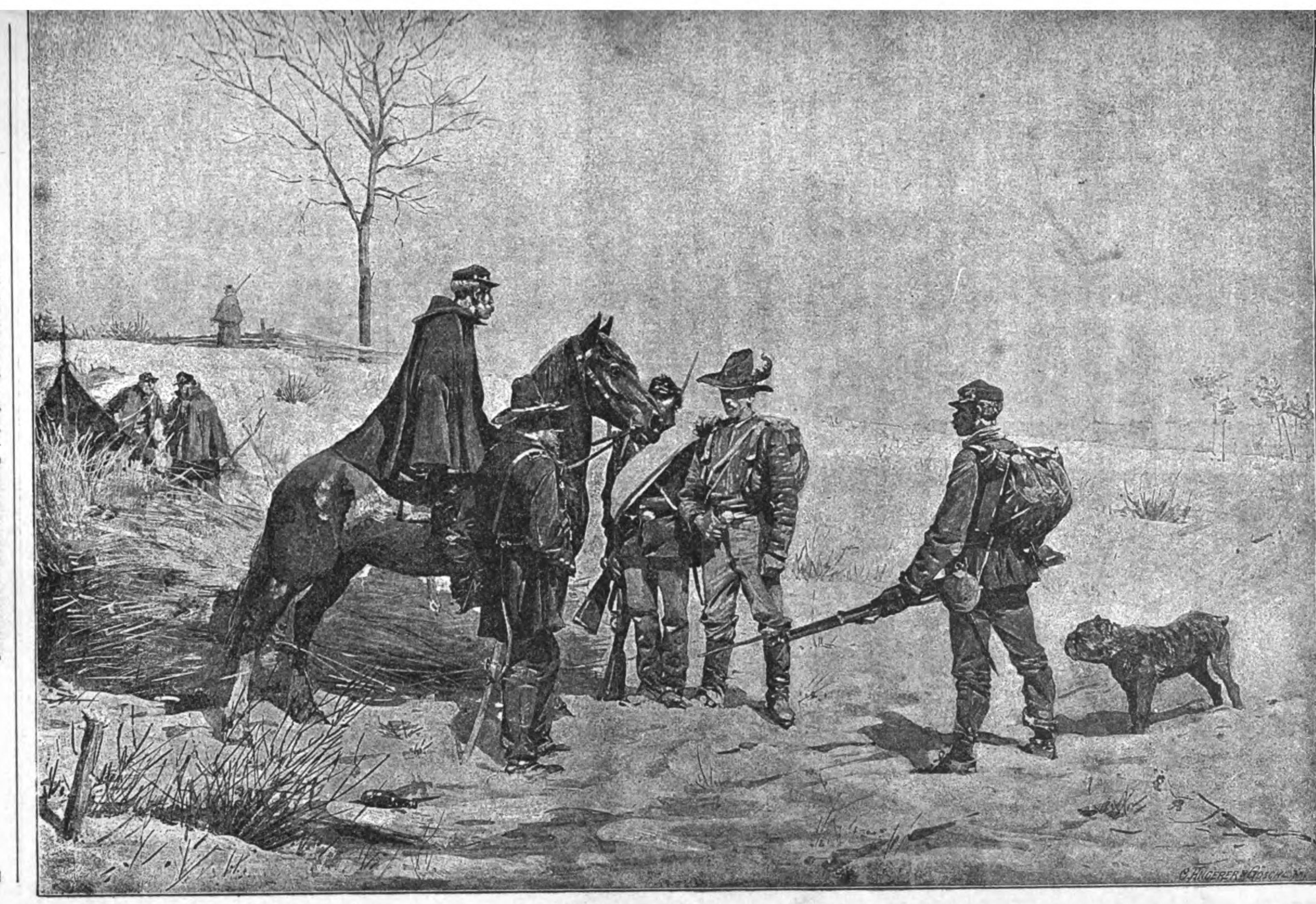
Aber — er hielt aus, der treue Abraham Lincoln mit seinem melancholischen Antlitz und dem so weichen, für Unglück und Jammer so empfindlichen Herzen.

„Die Union, dieses köstliche Erbtheil der Väter, muß um jeden Preis gerettet werden," das stand auf dem Banner jenes unvergeßlichen, welthistorischen Minister-Raths geschrieben. „Doktor," sagte Stanton einst zu seinem Arzt, „halten Sie meinen gebrechlichen Leib mit Gottes Hülfe nur so lange aufrecht, bis die Union sicher ist, dann will ich gern im Grabe von dieser fast unerträglichen Last ruhen."

Gott gestattete es in seiner Vorsehung, daß jene Helden mit einander kämpfen und arbeiten durften, bis ihr sehnsüchtiges Streben, die Aufgabe ihres Lebens, die Sicherstellung der Union, erreicht war.

Zu Anfang seines Regiments sah Lincoln in der Rettung des Bundes den alleinigen und Hauptzweck seiner Präsidentschaft. Gleich in seiner Antritts-Adresse hatte er bezüglich der Furcht, daß die Sklaverei in den Staaten durch ihn gefährdet sein würde, gesagt: „Ich glaube, ich habe kein gesetzliches Recht dazu, und ich habe nicht die Absicht es zu thun."

Später erklärte er auf eine Aufforderung Greely's, alle Sklaven freizugeben, seine Amtspflicht dahin: „Mein Zweck ist die Union zu



Weißer und farbiger Unions-Soldat mit gefangenem Rebellen.

retten und die Sklaverei weder zu retten noch zu zerstören. Wenn ich die Union retten könnte, ohne einen Sklaven zu befreien, so würde ich es thun; wenn ich sie durch Befreiung sämmtlicher Sklaven retten könnte, so würde ich es thun; und wenn ich sie dadurch retten könnte, daß ich einige befreite und in das Geschick anderer nicht eingriffe, so würde ich es auch thun.“

Solches war seine Gesinnung, obwohl er im tiefen Herzensgrunde die Sklaverei verabscheute und die Freiheit aller Menschen anerkannte.

Er mußte zur größten That seines Lebens durch Gottes Vorsehung erzogen werden, und hatte auch auf tiefgewurzelte Vorurtheile, die Stimmung des Volkes, und die politische Lage Rücksichten zu nehmen.

Als er aber nach und nach einsah, daß die Erhaltung der Union und das Bestehenbleiben der Sklaverei unvereinbar seien, da reifte die gewaltige Idee in ihm, durch einen Federzug die Sklaven in den Ver. Staaten für Freie zu erklären.

Oft und lange saß Abraham Lincoln zu Ende des Jahres 1862 am Fenster seines Arbeitszimmers und schaute mit seinem träumerischen Auge hinaus in die weite Welt. Es war ihm, als müßte er die Zukunft erspähen. Oft sah er im Geiste Millionen farbiger Bürger in Glück und Frieden in der Ausübung ihrer Bürgerpflichten und allen Segnungen der Freiheit; dann hatte er wieder wie im wachenden Traume Erscheinungen von Tumult, Blutvergießen, Rassenkampf und Untergang.

Draußen in der Welt schwirrten die verschiedensten Gerüchte und Meinungen umher. Die Einen drängten den Bedrängten im weißen Hause zu Washington, schleunig die Befreiungs-Proklamation zu erlassen. Die Andern prophezeihten Mord und Aufruhr im Norden, wenn so etwas Unerhörtes geschehe. Der Süden aber lachte über die betreffende Warnung, die Lincoln im September 1862 an die Südlinger ergehen ließ. Sie sagten, es falle ihnen nicht ein, die Waffen niederzulegen, und bezüglich der Drohung des „Niggerpräsidenten,“ die Sklaven frei zu geben, dürfte er dies schon wegen der bedeutenden Zahl der Gegner im Norden nicht wagen.

Er hat es aber doch mit Gott gewagt, und schließlich den Sieg gewonnen.

An einem düsteren Dezember-Abend des Jahres 1862 skizzirte Abraham Lincoln folgende Freilassungs-Proklamation, die am 1. Januar 1863 in die Welt ging:

„Nachdem Ich, der Präsident der Ver. Staaten, am 22. Tage des September in dem Jahre unseres Herrn 1862 eine Proklamation erlassen habe, worin es unter Anderem heißt: Daß am 1. Januar des Jahres unseres Herrn 1863 alle Sklaven solcher Staaten oder Theile derselben, deren Bewohner dann noch in Rebellion gegen die Ver. Staaten sich befinden, für immer frei sein und daß die Civil- und Militärmacht diese Freiheit respektiren und aufrecht erhalten und Nichts thun soll, um solche Personen von Bestrebungen für ihre Freiheit abzuhalten;

Und da in derselben Proklamation gesagt wurde, daß am 1. Januar 1863 die Bundes-Regierung solche Staaten bezeichnen werde, welche dann noch im Aufstande gegen die Ver. Staaten begriffen sind, während solche Staaten mit ihren Bewohnern, die in gutem Glauben durch gesetzlich erwählte Mitglieder im Ver. Staaten Congreß vertreten sind, angesehen werden sollen, als seien sie nicht an der Rebellion betheiligt gewesen:

„So erkläre Ich, Abraham Lincoln, Präsident der Ver. Staaten, nun hiermit — kraft meines Amtes am heutigen ersten Tage des Januars im Jahr unseres Herrn 1863 und in Uebereinstimmung mit meinem Vorsatze es zu thun, öffentlich, daß folgende Staaten oder Theile von Staaten heute noch in Rebellion gegen die Ver. Staaten stehen, nämlich: Arkansas, Texas, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Süd Carolina, Nord Carolina, Virginia und Louisiana. (Mit Ausnahme solcher Gegenden dieser Staaten, die damals schon unter der Regierung der Ver. Staaten kraft militärischer Besetzung standen und die in der Proklamation genannt sind.)

„Kraft meiner Macht erkläre und befehle ich ferner, daß alle Personen, welche in den bezeichneten Staaten als Sklaven gehalten werden, von jetzt an frei sind, und daß die Executive der Ver. Staaten, sowie die Land- und Seemacht die Freiheit solcher Personen anerkennen und beschützen soll.

„Ich schärfe hiermit den so frei erklärten Personen ein, von aller Gewalt abzustehen, außer im Falle der Selbstvertheidigung, und empfehle ihnen, in allen Fällen, wo sie dazu Gelegenheit haben können, treu für angemessenen Lohn zu arbeiten.

„Ich erkläre weiter, daß solche Personen, wenn sie tauglich sind, in den bewaffneten Dienst der Ver. Staaten, zu Garnisonirungen unserer Forts, Stellungen, Stationen und andern Plätzen, sowie zur Bemannung unserer Schiffe aller Art angenommen werden.

„In dem aufrichtigen Glauben, daß der ganze Akt ein gerechter und durch die Verfassung, als militärische Nothwendigkeit, gerechtfertigt ist, bitte ich die Menschheit um billige Beurtheilung und den Allmächtigen um sein gnädiges Wohlwollen.

„Kraft meiner Unterschrift und des beigesetzten Ver. Staaten-Siegels, gegeben zu Washington am ersten Tage des Januars im Jahr des Herrn 1863 und im 87sten der Unabhängigkeits-Erklärung.“

Gez. Abraham Lincoln.

Nicht wahr — ein ganz sachgemäßes, mit republikanischer Einfachheit geschriebenes Dokument!

Und doch — von welcher Tragweite war und ist dasselbe bis auf den heutigen Tag!

Die ganze Welt erkannte auf den ersten Blick die Bedeutung dieses Schriftstücks. Dasselbe wirkte im Lager aller Sklaverei-Freunde wie ein Donnerkeil; es erzeugte überall ein Freudenjauchzen, wo sich Herzen fanden, die an die Erlösung der Menschheit glauben. In ganz



Standbild mit Lorbeerkranz und Palmzweig.

New England läuteten von Thurm zu Thurm die Kirchenglocken; in Süd Carolina schwur man blutige Rache. Der Würfel war gefallen; es galt ein entweder oder.

Heute aber nach einem Vierteljahrhundert blicken wir zurück und fragen die Geschichte, was aus all' den Hoffnungen, Befürchtungen, Wünschen und Verwünschungen geworden, die sich an diese denkwürdige Proklamation knüpften.

Es ist wahr — nicht alle Hoffnungen begeisterter Enthusiasten sind erfüllt worden; noch weniger aber verwirklichten sich die Befürchtungen der Zaghaften; aber die Verwünschungen haben sich in Segen verwandelt.

Wenn ein zweihundertundvierundvierzig Jahre lang geknechtetes Volk plötzlich in Freiheit gesetzt wird, so kann es die durch diese lange Sklaverei entstandenen Grundfehler und Eigenschaften nicht wie einen Rock plötzlich ablegen. Es muß zum Genuß der Freiheit erzogen werden. Andererseits aber sind hundertjährige Vorurtheile und Verhältnisse auch nicht in einem Augenblick ausgewischt.

Diese beiden Faktoren in der seitherigen Entwickelung der Negerrasse in Betracht ziehend, darf auf Grund der Thatsachen gesagt werden, daß der farbige Mann auf der Bahn der Freiheit vernünftigen Ansprüchen und Erwartungen entsprochen hat.

Er griff zu dem Recht des freien Mannes — zu den Waffen, und hat für sein neugewonnenes Vaterland auf vielen Schlachtfeldern sein Herzblut vergossen. Wie selbstbewußt er auf unserem Bilde dasteht! Es ist dem Künstler gelungen, all' den Mannesmuth, die Entschlossenheit und die Freudigkeit, welche die neugewonnene Stellung gebracht, in die Figur des farbigen Soldaten zu legen.

Die farbigen Stimmgeber haben zum großen Theil das verliehene Stimmrecht mit Bedacht und Ueberlegung ausgeübt (obwohl auch viele Thorheiten zu verzeichnen sind), und würden in dieser Hinsicht noch viel bessere Fortschritte machen, dürften sie nur allerwärts ungehindert stimmen.

Der befreite Sklave hat sich nicht selten im Handwerk geübt und betreibt oft mit Erfolg Ackerbau, obgleich gar manche Farbige immer noch von einem Schlaraffenland träumen, das die Freiheit bringen soll, und in welchem es nichts zu thun giebt, als sich durch einen Berg von Kuchen hindurchzuessen.

Auf anderem Gebiete finden wir heute tausende farbige Lehrer, Prediger, Advokaten und Aerzte, die in diesen fünfundzwanzig Jahren herangebildet wurden und im Segen wirken.

Freilich bleibt noch sehr viel zu thun übrig, und die Gesellschaften der Methodisten und anderer Kirchen, die sich die Erziehung der Farbigen zur Aufgabe machen, verdienen den Glückwunsch und die eifrige Mitwirkung jedes Menschenfreundes.

Aber nicht bloß die farbige Rasse genießt die reichen Segnungen jener großen historischen That vom 1. Januar 1863. Dem Süden und den Südlingern selbst sind die Segnungen derselben in noch reicherem Maße dadurch zugeflossen, daß die Aufhebung der Sklaverei die **Arbeit** wiederum bei ihnen geadelt hat. Und wer im Süden nicht Bourbone ist, der sieht das auch ein.

Draußen in der Welt, außerhalb der Grenzen der Ver. Staaten hat jenes so einfache Schriftstück vom 1. Januar 1863 der Sklaverei überall den letzten Todesstoß versetzt, das allgemeine Menschenrecht verkündigt und den Namen Abraham Lincoln unsterblich gemacht.

Hätte dieser Märtyrer-Präsident nichts vollbracht als diese Großthat — er würde in der Menschheit fortleben. Wenn die künftigen Geschichtsschreiber von General Grant reden werden als einem tüchtigen Haudegen; von Garfield als einem gemordeten Präsidenten; und von Jeff. Davis als einem tollen Rebellen — so wird der Name Abraham Lincoln unter den Edlen glänzen, die dazu beigetragen, die Menschheit wirklich dem von Gott gewollten Ziele näher zu bringen.

Wir möchten an diesem fünfundzwanzigsten Jubiläum seinem Andenken ein Standbild setzen, wie es der Künstler im Bilde geliefert — in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern eine Friedenspalme.

Aus dem Tagebuche einer jungen Pfarrersfrau.

16. November.

Der erste Schnee ist gefallen. Ich begrüßte ihn einst jubelnd mit kindischer Freude; heute sehe ich mit stiller Wehmuth hinaus, weiß kaum, warum? Die Welt ist so eng geworden, meine Welt so klein, ich habe nur noch die Erinnerung an das reiche, bunte Leben, und jeder trübe Wintertag scheint mich mehr davon zu trennen und fester hier in diese kleinen ländlichen Verhältnisse einzuschließen, wo ich mir so fremd erscheine.

Wenn mein Richard daheim ist, merke ich das freilich nicht; sein Anblick verscheucht alles Heimweh und macht mich fröhlicher und glücklicher, als ich je wahr.

Aber was sind unsere Ideale gegen die Wirklichkeit! Ich weiß noch sehr gut, wie ich mit Schwestern und Freundinnen vom Landleben schwärmte. O, wie idyllisch dachten wir uns ein Pfarrhaus auf dem Lande: lauter Poesie, Veilchenduft und Rosenlauben,

Vorräthe in Hülle und Fülle, eine allzeit offne Hand und das süße Gefühl, Menschen zu beglücken! O, es konnte ja nicht fehlen! Wenn mein Richard predigte mit seiner schönen Wärme und Lebhaftigkeit, wie mußten die Zuhörer gerührt und für die heilige Sache gewonnen werden. Und die Pfarrersfrau! Welch herrlicher Beruf, umher zu gehen, und wohlzuthun, Thränen zu trocknen, Sorgen zu zerstreuen, ein Engel des Trostes in den Hütten der Armuth!

20. November.

Ein ungewöhnliches Wagengerassel lockte mich neulich vom Schreiben fort ans Fenster. Der Wagen hielt am Pfarrhaus, und meine Mutter stieg aus! o, das war eine Ueberraschung! Weg Schreiberei; weg Melancholie! Wie war so plötzlich die helle Sonne aufgegangen an meinem trüben Winterhimmel. Ich holte die hübsche, schaukelnde Kaffeemaschine, das Feuer flackerte lustig, während ich's der Mutter im Sophaeckchen bequem machte, und der Kaffeeduft zog bald gewürzig durch die Stube.

O, es war sehr behaglich, als Richard hereintrat mit seinen nassen Stiefeln und den rothgefrorenen Händen. Sein ernstes Gesicht verwandelte sich schnell in Ueberraschung und Freude, als er uns begrüßte, und er sah so wohl und frisch aus, wie kaum in unsern glücklichsten Brauttagen. Er sieht mich nicht gern traurig, aber ich sehe ihn auch viel lieber fröhlich, als so ernst und sinnend, wie er es oft ist, wenn ihm so viel durch Kopf und Herz geht. Mutter ging so freundlich auf all unsre Sorgen und Pläne ein und ließ sich von Richard von seinen Gemeinden erzählen, als gäbe es nichts Wichtigeres in der Welt. Das machte mich fast ungeduldig, denn ich hatte tausend Fragen auf dem Herzen, und meine Gedanken schweiften mit Lust von den Dörfern und den kleinlichen Landinteressen hinweg. Mutter merkte das wohl und klopfte lächelnd meine Hand; aber erst als Richard abgerufen wurde, durfe ich sie ausfragen nach Herzenslust. O, wie mir die Sehnsucht kam nach allem! nach dem Lesekränzchen meiner Freundinnen und Schwestern, das jetzt in voller Blüthe ist!

Als wir hier in unser Dörfchen einzogen, wurden wir nach altem guten Brauch festlich empfangen. Der Lehrer und die Ortsbehörde zogen mit der singenden Schuljugend uns entgegen. Die jungen Mädchen hatten zum Schmuck des Pfarrhauses Kränze und Guirlanden gewunden. Wir wollten ihnen wieder eine Freundlichkeit erweisen und ladeten einmal die Kinder, das andre Mal die jungen Mädchen zu uns ein. Das Kinderfest war ganz vergnüglich, und ich hatte meine Freude daran. Aber was sollte ich mit diesen Jungfrauen anfangen!? Sie kamen sehr geputzt und sehr breit einhergezogen in langer Reihe; aber nach der Begrüßung war es fast unmöglich, ihnen noch ein Wort zu entlocken. Ich las ihnen ein sehr schönes, tiefsinniges Gedicht vor, aber daß nur Eine ein Wort des Beifalls oder der Bewunderung gesprochen hätte!

Und in der Gesellschaft der Frauen, wie ist es mir da ergangen!

Ich besprach mit meiner Mutter Vieles und klagte ihr mein Unvermögen, mit den Landleuten zu verkehren. „Urtheile jetzt einmal gar nicht, meine liebe Dorothea," sagte sie, „nimm die Verhältnisse, wie sie sind; lerne diese Menschen kennen und versuche, sie lieb zu gewinnen. Denke, daß das dein Beruf als eines Pfarrers Frau ist und den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen."

7. Dezember.

So einsam habe ich wohl noch keinen Geburtstag verlebt. Mein lieber Mann hatte mir früh kaum gratulirt, als er auf seine Filiale mußte, um Betstunde zu halten. Ich war so unlustig nach meinem Haushalt zu sehen und ließ eine Weile meinen Thränen freien Lauf. Da kam der Postbote und brachte ersehnte Briefe und somit willkommenste Beschäftigung. Ich las und las und saugte mit Wonne, gleich der Biene, den süßen Honig heraus, all die Liebesworte und Glück- und Segenswünsche, das freundliche Gedenken, die fröhlichen Nachrichten; und mein kaltes, unlustiges Herz wurde ganz warm und fröhlich und muthig zu Thaten. Ich sandte die kleine Küchen-Ursel mit dem Tragkorb in die Stadt, um die für mich mitgekommenen Packete abzuholen, auf deren Inhalt ich mich recht innig freute. Nun wollte ich kochen. Geburtstagskuchen gab es nicht, so sollte es zu Mittag wenigstens Eierkuchen geben und meines Richard Lieblingssuppe. Jedoch — ich sah nach der Uhr, es war noch zu früh für die Küche. Da fiel mir ein, daß es Richard freuen würde, wenn ich Botschaft von der kranken Steffen bringen könnte, und ich beschloß, dorthin zu gehen; heute wollte ichmeine Unlust, allein Krankenbesuche zu machen, überwinden und machte mich schnell fertig. Wie that die frische Winterluft so wohl, und wie freundlich erschien mir alles! Das armselige Häuschen des Tagelöhners Steffen kannte ich. Da lag die arme Kranke auf ihrem unsaubern Lager im rußigen Stübchen ganz allein und begrüßte mich mit matter Stimme. Ich fragte nach ihrem Befinden und hörte mit Freuden, daß sie sich wohler fühle, nur sehr matt. „Ob ihr eine kräftige Suppe wohl gut thun würde," fragte ich. „Kann sein!" gab sie zur Antwort. „Ich warte immer mit Schmerzen darauf, daß meine Hanne aus der Schule kommt, daß sie ein Bischen Feuer macht und kocht; denn seit es mit mir besser ist, geht mein Mann wieder auf Tagelohn. Es gibt jetzt zu dreschen, und wir haben Schulden in der Apotheke, da thut es noth, daß er ein paar Groschen verdient."

Ich mußte die Gelassenheit der armen Kranken bewundern, und ein Gefühl der Unerfahrenheit ihr gegenüber machte mich fast schüchtern, ihr Tröstliches zu sagen. Der Vorsatz aber, ihr ein kräftiges Essen zu schicken, ließ mich fröhlich heimeilen und mit Lust in meiner Küche wirthschaften. Als mein Mann zurückkam, frisch, fröhlich, liebreich und hungrig, fand er keine grämliche Frau mehr, und es war ein so trautes Beisammensein beim Mittagessen und Auspacken der Packete, beim Bescheeren seiner sinnigen Geschenke, daß ich nun am Abend meinem Gott nicht genug danken kann für das glückliche Jahr, daß er mir geschenkt hat. Er helfe weiter.

16. Dezember.

Als mein Richard heute Morgen nach seinen Filialen gegangen war, machte ich mich mit der Ursel in die Stadt zu Weihnachtsbesorgungen auf.

Ich wanderte mit rechtem Vergnügen dahin und war ganz gesprächig mit der Ursel. Der Morgen glänzte frisch und klar und die Wege waren festgefroren. Allmählich erhob sich aber ein scharfer Wind, der recht unangenehm zudringlich wurde, und der Weg erschien mir viel länger, als das letzte Mal, da ich ihn mit Richard zurückgelegt hatte.

Endlich war das Städtchen erreicht, und wir traten in die Schnittwaarenhandlung ein. Ich suchte zuerst wollnes Zeug zu Röckchen für arme Kinder. Aber es war viel theurer, als ich dachte, und ich konnte längst nicht so viel davon nehmen, als ich beabsichtigt hatte. Aehnlich ging es mit anderer Waare. Vieles, nach dem ich fragte, war nicht zu haben, anderes zu mangelhaft. Ach, und bitter kalt war es in den klei-

nen Läden und jeder Einkauf dauerte so lange Zeit. Meine Ungeduld wuchs von Minute zu Minute, und ich trat endlich mit recht unbefriedigtem Herzen den langen Rückweg an. Die Unruhe, mein Mann könnte vor uns heimkehren und ein verschlossenes Haus finden, beflügelte meine Schritte. Ursel's Korb war nicht so schwer, daß sie nicht hätte mit mir eilen können, und so kamen wir fast im Sturmlauf nach Hause.

Nun schnell Feuer anmachen, Essen kochen, Tisch decken! Und dabei so müde! Wir waren im besten Kochen, als der liebe, durchfrorene Gemahl kam, so freundlich, wie immer, daß ich die höchste Behaglichkeit um ihn her hätte verbreiten mögen. Er fragte nach meinen Einkäufen und besichtigte mir zur Freude alles. „Wie viel Stückchen willst du daraus machen?" fragte er prüfend. „Wenigstens sechs!" Er schüttelte bedenklich den Kopf. „O Dora, die werden zu klein! Die Kinder tragen sie viel faltiger, sieh sie nur darauf an." „Aber sechs müssen wir haben," entgegnete ich kleinlaut, „ich wollte viel mehr anfertigen, wenn nur nicht alles so theuer wäre!"

Ich klagte, daß ich ihm so viel Geld ausgegeben und so wenig dafür mitgebracht hätte, aber er lachte nur und bat, ich möchte mir keine Sorgen darüber machen. Er erzählte mir darauf von seinen Erfahrungen.

Am Abend schnitt ich meine sechs Röckchen zu, sie scheinen mir gar nicht zu klein, und ich freue mich der hübschen Weihnachtsarbeit. Mein Arbeitskorb ist bis oben voll gepackt, und ein fröhlicher Arbeitsmuth fließt durch meine Adern.

Weihnachten.

O, du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!

Ja, ich will mich freuen, obgleich das Gefühl der Einsamkeit mein Herz wieder zu beschleichen droht; ich will mich aber nicht trübe stimmen lassen; es ist ja Weihnachten, das Fest aller Feste!

Unser heiliger Abend gestern war recht lieblich, wie wohl ich mir alles begeisterter gedacht hatte. Das Schmücken des Christbaumes währte etwas lange, weil ich es ganz allein vornehmen mußte, aber als ich damit fertig war, sah der Baum wunderhübsch aus. Dazwischen war mir freilich das Essen für die Feiertage angebrannt, was einige Thränen auspreßte. Das Mädchen war zur Stadt gegangen, und alles lag auf mir allein, daß ich nicht wußte, was zuerst angreifen. Aus der Studierstube holte ich mir wieder Trost und belegte am Nachmittag mit Freuden die lange Tafel für unsere Armen. Meine herzensgute Mutter und die Schwestern hatten mich auch zu diesem Zweck mit hübschen Sachen bedacht; sie hatten Strickwolle geschenkt, gebrannten Kaffee und Zucker für die alten Frauen, und Pfefferkuchen für die Kinder.

Wie kalt eigentlich der Winter ist, wußte ich zu Hause gar nicht und hatte nie so rothgefrorene Finger, wie hier in meinen Wirthschaftsräumen und in den Zimmern. die nur selten geheizt werden.

Zur bestimmten Stunde war endlich alles fertig geworden, Richard brannte die Lichter an und während ich am Klavier den Weihnachts-Choral spielte, kam die kleine Schaar herein. Der Gesang des schönen Liedes klang recht dünn; denn die alten Frauen weinten vor Rührung und die Kinder guckten neugierig überall herum.

Richard sprach herzlich zu ihnen von der Weihe der heiligen Nacht, von der großen Freude, die alle Herzen durchdringen soll, von der unaussprechlich reichen Gottesliebe, die uns den Sohn und mit ihm alles Heil und alle Seligkeit geschenkt hat, und er wußte so besonders einfach und kindlich mit den Kleinen davon zu reden, daß sie es recht verstehen konnten.

Es war spät, als wir zu unsrer eignen Bescheerung kamen, und wir saßen dann davor, wie beglückte, aber müde Kinder.

9. Januar.

Briefe aus der Heimath haben mich besorgt gemacht und lassen mich oft sehnsuchtsvoll nach Hause denken. Mein theurer Vater kränkelt seit einiger Zeit, was man von ihm, dem rüstigen, unermüdlichen Manne gar nicht gewöhnt ist. Meine Mutter und die Schwestern scheinen recht gedrückt zu sein, und die ferne Johanna hat gleich mir Heimweh; doch Mutter schreibt ausdrücklich, Vater will nichts aus seinem Unwohlsein gemacht wissen. So dürfen wir uns wohl jetzt nicht einfallen lassen, nach Hause zu reisen.

Gestern haben wir den Besuch unsers neuen Amtsnachbarn erwidert.

Der Weg war eine Stunde weit, und da die Sonne ihn etwas aufgeweicht hatte, so kamen wir schlecht vorwärts, meine Ueberschuhe blieben oft stecken, und die Füße wurden sehr müde. Richard sagte: „Wir wollen uns einmal vorstellen, das sei der Lebensweg und wollen uns recht sehr freuen, ihn zu Zweien wandern zu dürfen; der Himmel über uns ist hell und dem Ziel steuern wir gerade zu." Er sagte mir darauf das schöne Lied: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vaterland." Ja, an seiner Seite wurde mir der lange Weg wirklich kurz genug und wir hatten das Pfarrhaus vor uns, ehe ich es dachte. Der Amtsnachbar war nicht zu Hause, doch seine Schwester, die ihm, dem ältlichen, unvermählten Herrn den Haushalt führt. Sie geleitete uns in ein winziges Stübchen, das einzig warme, auf das sie sich im Winter mit ihrem Bruder beschränkt. Es war tüchtig eingeräuchert, und die Bücher des gelehrten Herrn lagen nicht nur auf dem Tisch, sondern auch auf dem Sopha und den Stühlen umher. Am Fenster stand der Schwester Arbeitstischchen mit einem großen Strumpfstopfkorb, und die schöne bunte Katze erhob sich mit gewaltigem Buckel vom Fensterbrett. Das Fräulein ist in den mittleren Jahren und sieht behäbig und sehr gut und freundlich aus. Sie nahm uns die Sachen ab, fragte besorgt, ob meine Füße naß geworden wären, legte eine große Menge Holz in den Ofen, räumte uns eilig das Sopha ab und sprach die Hoffnung aus, daß ihr Bruder bald wiederkommen würde. Dabei sah sie nach der Uhr an der Wand. „Ja, in einer Viertelstunde ist er hier. Sehen sie, mein Bruder lebt ganz regelmäßig, das dient zu seiner Gesundheit. Mag Wetter sein, wie es will, um 2 Uhr geht er spazieren, und mit dem Schlage drei tritt er wieder herein."

Da schlug die Uhr mit schnarrendem Ton drei und sofort hörte man feste Schritte draußen, gewaltiges Räuspern und Abputzen der Stiefel, und alsbald erschien der Hausherr, der uns mit kräftigem Handschlag fröhlich willkommen hieß. Am Kaffeetisch erholten sich meine schwachen Lebensgeister wieder, und ich fand es recht behaglich, einmal von den Hausfrauensorgen frei, in einem andern Pfarr-Hauswesen zu sein, das einen für mich so originellen Charakter hatte.

Bücher und Zeitschriften und Conferenzangelegenheiten gaben reichen Stoff zur Unterhaltung, wobei wir Frauen uns bald überflüssig fühlten und in den Fensterplatz zurückzogen.

Die Finsterniß war nun aber hereingebrochen, und wir wollten eiligst nach Hause. Doch da war kein Gedanke zu entkommen. Ohne Abendbrod fort! Das hätte die Gastfreiheit der beiden Geschwister nicht verschmerzen können. Und wie reichlich trug Fräulein Laura auf, wie warm und herzlich nöthigten beide! Als wir endlich gehen durften, wurden wir wie liebe längst vertraute Freunde entlassen mit herzlichen Segenswünschen.

Draußen funkelten die Sterne, und wenn mir doch grauen wollte, sang mein Richard ein geistlich Lied, daß es weithin durch den stillen Wald schallte. So kehrten wir wohl behütet und dankbar froh in unser stilles Heim zurück. (Pfarrhaus.)

Der Heiland ist geboren.

Für Haus und Herd von Max Weber.

Botschaft vom Himmelsthrone!
Der Engel Gloria!
Gott tritt in seinem Sohne
Versöhnend Menschen nah.

Und wieder sendet heute
Er seine Boten aus,
Verkündend große Freude,
Auch in dem kleinsten Haus.

Erklinge frohe Kunde
Vom fernsten Ost zum West;
Komm' auf dem Erdenrunde
Du großes Friedensfest!

Eine Einsame.

Für Haus und Herd nach dem Leben von Opusculum.

Draußen ist Alles verschneit und die spärliche Wintersonnne neigt sich bereits dem Untergehen zu.

Im Stübchen der Mutter S. ist es stille. Das einförmige Ticken der Uhr und das leise Spinnen der Katze sind die einzigen Laute, die zu vernehmen sind. Sie vermögen die Ruhe nicht zu unterbrechen, sie lassen die Stille nur noch stiller erscheinen und ein Gefühl weltabgeschiedener Einsamkeit erfüllt den Raum und umfließt auch die alte Frau. Sie hat soeben das Weihnachts-Evangelium gelesen, denn es ist der Tag vor Christtag, und sitzt jetzt ganz in Gedanken versunken im alten Lehnstuhl.

Plötzlich tönt aus dem Nachbarhaus herüber mehrstimmiger Gesang:

„Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind."

Es sind armer Leute Kinder, die sich die Ungeduld und die lange Zeit bis zur Bescheerungsstunde durch ein Lied zu verkürzen suchen.

„Ja, alle Jahre wieder, kommt das schöne Fest. Bei mir aber bist du, Herr, mein Heiland, jeden Tag und jede Stunde, und du machst auch die Einsamkeit zur Freudenquelle."

Die liebe Alte ist selig in Gott, obwohl jeder Christtag der Gedenktag leidenvollsten Schicksals ist.

Ihre älteste Weihnachts-Erinnerung ist der Tod ihrer Mutter, die an einem Christabend einer schleichenden Krankheit erlag. Ihr Vater war schon frühe gestorben und als eltern- und geschwisterlose Waise wurde sie bei Verwandten aufgezogen, mit wenig Liebe, denn man empfand ihr Dasein als eine Last, und in kärglichen Verhältnissen, denn ihre Verwandten waren nicht wohlhabend und das ärmliche Häuschen in der Vorstadt, die Hinterlassenschaft ihrer Eltern, dasselbe, welches sie jetzt bewohnte, brachte nicht viel ein.

Einförmig und freudlos flossen ihre Tage dahin, bis der junge Werner, ein angehender Geschäftsmann, kam und um sie warb. Jetzt begann die Sonne für die arme Waise zu scheinen. Werner war strebsam, ehrlich, nüchtern und gottesfürchtig. Es glückte ihm. Er ward bald zum sehr wohlhabenden Manne, der seiner Frau und seinem Kinde ein großes, gut eingerichtetes Haus bereiten konnte.

Jahre vergingen in fortwährendem äußeren Glück.

Da griff die Hand des Todes wieder in die Lebensbahn der Frau. Gerade als sie ihrem zehnjährigen Söhnchen den Weihnachtsbaum zurichten wollte, brachten sie den vom Herzschlag getroffenen Vater heim — und ehe die Christtagssonne die Erde beschien, war er eine Leiche.

Jahre kamen und Jahre gingen. Die liebende Gattin war nur noch liebende Mutter. Ihr Sohn war ihr Eins und Alles. Wie gesund er war; wie munter er heranwuchs! Jetzt ging er schon in die Hochschule der Stadt — später besuchte er ein Collegium im Staat. Er war der Mutter einzige Hoffnung, denn damals kannte sie noch keine bessere.

Da brach der große Rebellionskrieg aus. Die Jugend der Nordstaaten hatte Feuer gefangen, namentlich die in unseren höheren Schulen.

„Mutter," schrieb der Sohn von der Universität aus, „beinahe alle meine Kameraden haben sich schon in das Bundesheer einreihen lassen. Ich kann nicht zurückbleiben, wenn ich auch wollte. Das Vaterland ruft, und ich folge nur der Stimme meines Herzens, wenn ich unter die Fahnen trete."

Es war ein fürchterlicher Kampf im Mutter-



herzen, bis sie sich wenigstens fügen konnte, denn das sah sie wohl, daß an solchem Entschluß nichts zu ändern war. Ihr Liebstes vertauschte die Bücher mit der Muskete und kämpfte tapfer für die Sache der Union. In mancher Schlacht blieb er erhalten. Oft mahnte ihn die Mutter, um den Abschied einzukommen, denn er habe der Vaterlandsliebe gewiß Genüge gethan. Doch — er wollte bis zum End', bis zum Siege der Unionswaffen dabei sein.

Er gehörte zu Grant's Armee, die Petersburg und Richmond belagerte, und dort in den Laufgräben traf ihn zur Weihnachtszeit des Jahres 1864 die tödtliche Kugel.

Da zog endloser Jammer in's Herz der einsamen Mutter. Die Thüren des großen Hauses wurden geschlossen und thaten sich Niemanden auf. Die Verlassene wollte allein sein mit ihrem Gram. Sie grollte Gott und der Welt. Eines Tages jedoch war es der alten Magd

gestattet, die Stadtmissions-Frau, die schon oft angefragt, einzulassen. Diese war eine erfahrene, bibelfeste Christin, voll zarten Gefühls, und verstand es recht wohl, mit solch' verwundeten Seelen umzugehen. Sie durfte wieder und wieder kommen. Allmählig thaute die Eisrinde, die sich um Mutter S. Herz gelegt. Sie sah ein, wie sehr sie gesündigt, im Glücke nicht ernstlich Gott angehört, und im Unglück ihr Herz gegen ihn verschlossen zu haben. Sie that Buße und fand den Frieden Gottes, höher denn alle menschliche Vernunft, und der übte, der Verheißung gemäß, seinen Schutz aus und bewahrte ihr Herz und ihre Sinne vor dumpfer Verzweiflung.

In dem großen Hause war es ihr aber nicht mehr wohl. Eines Tages verkaufte sie dasselbe und zog in's kleine prunklose elterliche Häuschen in der Vorstadt. Da lebt sie nun schon viele Jahre mit einer einzigen Dienerin in bescheidensten Verhältnissen, obgleich sie viel Aufwand machen könnte.

Die Zinsen ihres bedeutenden Kapitals gehen schon lange zu den Armen der Nachbarschaft, in die Missionskasse und werden zu Kirchenbauten und andern guten Werken verwandt.

* * *

In den Winkeln der Stube spinnt die Dämmerung weiter. Der Lichtschimmer von draußen wird matter. Die Kinder des Nachbars, die ein ganzes Jahr Zeit gehabt, sich auf diesen Abend zu freuen, wissen ihre Ungeduld kaum mehr zu meistern und von Neuem stimmen sie das Lied an:

„O du fröhliche, o, du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit."

Jetzt ist es ganz dunkel geworden. Der Weihnachtsstern geht auf am Himmel. Die Engel der Versöhnung schweben herab auf die Erde. Die heilige Nacht bricht an.

In den Häusern der Nachbarschaft — es sind armer Leute Häuser — werden die Tannenbäume angezündet und die Kinder stehen und bewundern blitzenden Auges die leuchtende Pracht und die Gaben, die das Christkind für sie gebracht. Die Eltern aber danken Gott, daß er die Mutter S. in die Vorstadt gesandt, die schon so viele Noth gelindert, und es den Armen ermöglichte, Christfest zu halten mit den Kleinen, obwohl sie nie als Geberin erkannt sein will.

Als der erste Jubel im Nachbarhaus vorbei, da sagt der ernste Vater: Nun aber wird das größte, beste Weihnachtslied gesungen, und Jung und Alt stimmt an und singt:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen."

In ihrem Stübchen singt Mutter S. in seliger Zuversicht mit: „Friede auf Erden."

Der weiße Wiederschein des Schnees fällt matt leuchtend in das kleine bescheidene Zimmer. Er umspielt mit mildverklärtem Schimmer das weiße Haar der Einsamen, die eine der allerglücklichsten ist in der großen Stadt, denn ihre Gegenwart heißt — vollkommener Friede, und ihre Zukunft — unendliche Freude.

Die Stadtmissions-Frau, der Prediger der Gemeinde, welcher sie angehört, und andere christliche Freunde, wollten kommen, um den Weihnachtsabend mit Mutter S. zu feiern, oder luden sie ein, zu ihnen zu kommen.

Sie dankte für die Liebe und war lieber allein. Der Wiederschein vom Christbaum der beglückten Nachbarskinder und das große Frieden- und Freuden-Licht in ihrem Herzen waren ihr genügend.

Eine Zeit lang lauscht sie noch hinüber, dann holt sie die Feder hervor und schreibt für Missions- und wohlthätige Zwecke große Wechsel. „Sie will nicht warten," sagt sie, „bis sich Advokaten und Verwandte darob zanken."

„So," redet sie zu sich selbst, „das ist ein herrlich' Weihnachten." Und als sie sich zur Ruhe begiebt, und der Schlaf sie umfängt, ist's ihr als ob die Engel im Himmel ihr zusingen:

Friede und Freude im Herzen.

Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer, nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.

III.

Den 1., 2. und 3. Juli 1863 wurde die Schlacht von Gettysburg gekämpft. Der Feind war in Pennsylvanien eingedrungen und die Entscheidungsschlacht war allgemein erwartet worden. Wir befanden uns zu Hause mit Vorbereitungen auf die kommenden Ereignisse beschäftigt. Eine Woche nach der Schlacht gingen wir nach dem Kriegsschauplatze ab. Abends langten wir in Gettysburg an. Wir mußten die Nacht mit dem Boden des



Parlors in einem Hotel vorlieb nehmen, unser Gepäck als Kopfkissen benutzend. Am Morgen eilten wir nach dem Lazareth und wurden von den bekannten Aerzten willkommen geheißen. Die Germantowner Lazareth-Gesellschaft und die Sanitäts-Commission hatten bereits in großartiger Weise ihre Thätigkeit entfaltet.

Die Scenen um Gettysburg waren schrecklich. Stellenweise war der grüne Rasen von dem Lebensblute der Soldaten geröthet. Der Gang der Schlacht konnte jetzt noch leicht verfolgt werden bis zum letzten großen Entscheidungskampfe, wo Hunderte im rasenden Gefechte gefallen waren. Blutgetränkte Kleider, zerschlagene Gewehre, zerrissene Tornister, zerschmetterte Kanonen und Pulverwagen, und die Haufen getödteter Pferde boten einen entsetzlichen Anblick.

Auch in den Lazarethen waren die Scenen drei Wochen lang über alle Maßen peinlich. Sie können in kurzen Worten geschildert werden: Schrecklich verstümmelte Männer; Wärterinnen, ängstlich den Moment erwartend, wann die Leiden aufhören und die Verwundeten für immer zu ihrer Ruhe eingehen würden; Eltern und theure Anverwandte sich herbei drängend, das Beste für die Ihrigen hoffend und doch das Schlimmste befürchtend; starke Männer, flehentlich betend, daß ihnen nur so lange noch zu leben vergönnt sein möchte, daß sie noch einmal Vater und Mutter, oder Weib und Kind sehen könnten.

Nach dieser Schlacht kam schnell und reichlich Hülfe. Sie war auf dem eigenen Grund und Boden geschlagen worden. Das weite Herz des Volkes war auf's Tiefste bewegt, als es hörte, daß Tausende mit schrecklichen Wunden darnieder lägen, Männer, die wie eine lebendige Mauer furchtlos zwischen ihnen und dem Feinde gestanden hatten. Alle möglichen Vorräthe und Delikatessen wurden von dem dankbaren Volke mit vollen Händen den Leidenden zugesandt.

Die Zeit erlaubte es nicht, eingehende Notizen zu machen, aber diese Tage sind mit unauslöschlicher Schrift in mein Gedächtniß eingezeichnet. Aus vielen Ereignissen will ich nur einige erwähnen:

Drei ihren Wunden erlegenen Soldaten sollten auf dem kleinen Flecke, den wir Kirchhof nannten, beerdigt werden. Als die Träger mit ihren Bürden den Platz erreicht hatten, setzten die Einen mit einer heftigen Bewegung ihre Bahre rasch zur Erde nieder. Die Erschütterung von derselben hatte aber einen unerwarteten Erfolg und rettete ein Menschenleben. Der vermeintliche Todte erhob auf einmal seinen Kopf und fragte mit klarer Stimme: „Jungens, was macht ihr hier mit mir?“ Prompt lautete die Antwort: „Wir kamen, dich hier zu beerdigen.“ „Ich denke nicht,“ antwortete er ruhig, „gebt mir einen Schluck Wasser und tragt mich wieder zurück.“ Dann einen Blick auf das aufgeworfene Grab werfend, murmelte er: „Ich will nicht von diesen rohen Rekruten beerdigt werden.“ Der rohe Rekrut war aber ein Lieutenant seines eigenen Regimentes. Wenige Menschen standen dem dunkeln Thale der Todesschatten so nahe, daß sie in ihr eigenes Grab sehen konnten und kamen doch mit dem Leben davon. Diesem wurde diese Gnade zu Theil. Die „Jungens“ trugen ihn zurück und mit der größten Sorgfalt und Pflege gelang es, sein Leben zu erhalten. Monate nachher wurde er in das Lazareth auf Chestnut Hill in Philadelphia gesandt, und von da schrieb er mir, daß sein Arzt denke, er würde wieder hergestellt werden. Eine Granate hatte ein Ohr theilweise weggerissen, seine Kinnlade zerschmettert und die eine Seite seines Halses bloß gelegt. Nach der Schlacht lag er drei Tage bewußtlos da, dann erholte er sich, bis ein Rückfall eintrat und er, wie es schien, starb. Er gehörte dem 20. Massachusetts-Regiment an.

Eine merkwürdige Beobachtung wurde hier auch gemacht. Unser Lazareth stand zuerst im Walde und wurde später in ein Kleefeld verlegt, wo es in der Sonne stand. Sofort trat eine bemerkenswerthe Besserung in dem allgemeinen Zustand der Kranken ein. Die Todesfälle wurden weniger und betrugen in der ersten Nacht nach dem Umzuge nur noch zwei.

Tausende verwundeter Rebellen wurden in unserem Corps-Lazareth gelassen. Obschon sie ihre eigenen Aerzte hatten, so wurden sie von denselben so vernachlässigt, daß bloße Menschlichkeit gebot, daß besser für sie gesorgt wurde. Einige unserer Aerzte unternahmen ihre Pflege freiwillig, andere wurden dazu kommandirt. Ihr Zustand war so schmutzig und vernachlässigt, daß die Aufgabe eine sehr schwere war.

Wir machten zwischen Freund und Feind keinen Unterschied. Freilich, nachdem ich unsere unglücklichen Soldaten gesehen hatte, welche in südlichen Gefängnissen geschmachtet, wäre mir dieses sehr schwer geworden. Unter den Soldaten zeigte sich oft tiefe Abneigung. So war ein verwundeter Rebelle in ein Zelt von Unions-Soldaten gebracht worden. Allein ein Soldat erklärte, er wäre in den Krieg gegangen, um die Rebellen zu tödten und er würde den Mann mit seiner Krücke erschlagen, wenn er nicht weggebracht würde. In ein Offiziers-Zelt war ein Rebellen-Offizier gebracht worden. Capitän J. C. H. vom 145. Pennsylvania-Regiment forderte seine sofortige Entfernung und als ihm

nicht willfahrt wurde, ließ er sich von seinen Wärtern hinaus und unter einen Baum tragen und kehrte auch nicht eher zurück, bis der Rebelle entfernt war.

Unter den Rebellen-Soldaten befand sich auch der Sohn eines früheren Staats-Sekretärs von New Hampshire. Er gehörte zu einem Georgia-Regiment. Sein Leben wäre bedroht gewesen, wenn er hätte merken lassen, daß er ein Unionsmann sei. Als aber alle Rebellen-Offiziere weggesandt waren, kam er nach dem Sanitäts-Zelt, erzählte seine Geschichte und erklärte, er würde sich eher selbst umbringen, als daß er zugäbe, daß er wieder zu den Rebellen gesandt würde. Man sandte nach dem Provost-Marschall und er leistete den Treueid.

In einem Unions-Zelte befand sich ein Jüngling von 17 Jahren, der Sohn eines Geistlichen aus Maine. Als ich nach seiner Wunde fragte, erzählte er mir, daß schon früh am Tage sein Bein auf dem Seminar-Hügel zerschmettert worden sei und daß er es dort gelassen habe. Mit seinem Stumpfe stehe es schlecht. Er habe sich bloß anwerben lassen, weil er das für seine Pflicht hielt und er bereue es nicht und fürchte sich auch nicht, was auch das Ende sein würde. Ich schrieb sogleich an die Seinen, daß sein Ende rasch herannahe. Nur wenige Tage geduldigen Leidens und er sank in's Grab. Eine Woche später kam sein Vater, gebeugt von seinem herben Verlust. Sein ältester Sohn war auf Malvern Hill gefallen, sein zweiter war mit der Armee nach Fernandina, und sein jüngster schlief mit Tausenden auf Gettysburg blutigen Gefilden.

Ein Anderer, der einzige Sohn einer Mutter und Wittwe von Montgomery Co., Pa., lag vom Juli bis zum Oktober ruhig in unaussprechlichen Schmerzen und den gewissen Tod vor Augen. Und doch, seine einzige Sorge sprach er in den oft wiederholten Worten aus: „Mutter, gräme dich nicht, es wird Alles gut werden, laß mich bei meinen Kameraden im Felde ruhen.“ So bei'm Sonnenaufgang eines schönen Herbsttages ging seine Seele zu Gott und seine irdische Hülle wurde unter den ruhmvollen Todten der Nation auf Gettysburg Cemetery begraben. Die heimgesuchte Mutter hatte ihr Alles für das Vaterland hingegeben. Ihr ältester Sohn war auf Antietams hart bestrittenen Gefilden dem Tode erlegen.

Es ist selten, daß ein Unions-Soldat ungeduldig wird oder klagt. Mit wahrem Heroismus tragen sie ruhig ihre oft schrecklichen Leiden.

Ein Beispiel davon ist Georg B. Varner vom 20. Connecticut-Regiment. Während er sein Gewehr abfeuern wollte, kam eine Granate, riß ihm beide Arme weg und brachte ihm schwere Wunden am Kopf und Beine bei. Er war meistens ganz freudig gestimmt; nur hie und da, wenn er an Frau und Kinder gedachte, wollte ihn Verzagtheit überfallen, dann aber richtete er sich wieder auf, indem er sich vorstellte, wie seine Kleinen ihn zu Hause verpflegen würden. Sobald er nur gehen konnte, wetteiferte Jedermann, ihn zu unterstützen und ihm zu essen zu geben.

In der Offiziersreihe lag einige Wochen ein Lieutenant vom Schuylkill Co., Pa., dessen beide Schenkel zerschmettert waren und der schrecklich litt. Einige Stunden vor seinem Tode war ihm auf seinen Wunsch das heilige Abendmahl gereicht worden. Seither lag er ganz still und anscheinend ohne Bewußtsein da. Auf einmal kam ein Sänger-Quartett vor sein Zelt und stimmte das Lied an: „Schaart euch um die Fahne.“ Die Worte und die Musik schienen seinen Geist wieder auf die Erde zurückzuführen und seine Wunden vergessend, richtete er sich stolz auf und rief begeistert: „Ja, Kameraden, wir haben uns um unsere Fahne geschaart und ihr werdet es noch oft thun!“ Dann sank er erschöpft zurück und war bald darauf verschieden. Der Geistliche, der dabei stand, sagte hernach, es sei eine unvergeßliche Scene gewesen.

In einem andern Theile des Lazarethes befand sich ein Mann aus dem westlichen Pennsylvanien, dessen Verwandte ihn als todt betrauerten. Seine Leichenpredigt war gehalten worden und sein Name stand in der Liste mit der Anmerkung „getödtet in der Schlacht.“ Inmitten eines desperaten Sturmangriffes hatte ihn sein Capitän und seine Kameraden fallen und fast ohne Kampf sterben sehen, wie sie dachten und auch berichteten. Aber dem war nicht so. Die Kugel war ihm durch beide Augen gegangen, hatte ihn aber nicht getödtet. Einige Stunden später war er mit Andern aufgefunden und in's Lager gebracht worden. Wochen lang lag er bewußtlos da, da sein Gehirn durch die Entzündung angegriffen war. Er konnte keinen Bericht von sich selber geben. Wenn er hungrig war, so rief er: „Mutter!“ und sprach vom Essen, dann wieder von Familien-Angelegenheiten. Zuletzt hörten seine Eltern von ihm und dachten aus der Beschreibung, daß es ihr als todt betrauerter Sohn sein möchte. Ich war gerade im Zelte, als sein Vater ankam und in dem blinden, geisteskranken Manne seinen tapfern und einst so schönen, edlen Sohn erkannte. Mit der Zeit wurde sein Gemüth wieder hergestellt, sein Gesicht nie wieder. So brachte er ihn heim zu seiner Mutter, von der er so oft gesprochen hatte.

Das Knabenalter Christi.

Für Haus und Herd gezeichnet von Gregorius. (Bild: Maria mit dem Kinde.)



Komm, wir wollen Onkel Mesach unsere Aufwartung machen."

„Jawohl, wir wollen ein Plauderstündchen mit ihm halten."

Draußen in der Natur war es winterlich, still und eisigkalt; aber drinnen, im großen Saal mit seinen schmucken Nebengemächern, war es warm und angenehm. Fröhliche Gemüther ergingen sich in spannender Unterhaltung, welche je und dann mit entzückender Musik und rauschendem Gesang abwechselte.

Es war ein festlicher Abend. Eine Schaar jugendlicher Gäste hatte sich auf spezielle Einladung hin im schloßartigen Hause des Onkels Mesach eingefunden.

Der süßeste Gesang, dem sterbliche Menschen je lauschten, war unstreitig der Chorgesang, den einst die Menge der himmlischen Heerschaaren in dieser Nacht auf Bethlehems Gefilden anstimmten, nachdem der Engel des Herrn den Hirten auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündigt hatte.

Onkel Mesach, der seit Jahren gewohnt war, den Weihnachtsabend mit besonderer Festlichkeit zu feiern, hatte es nicht versäumt, bei der Wiederkehr dieser heiligen Nacht, die Freude seiner jungen Verwandten und Freunde dadurch zu erhöhen, daß er ihnen einen fröhlichen Abend in seinem fürstlichen Hause bereitete —denn er hielt fest am bekannten Sprichwort, dessen Richtigkeit er oft erprobt hatte: „Getheilte Freude ist doppelte Freude."

Die beiden Gäste, welche sich soeben entschlossen hatten, Onkel Mesach aufzusuchen, waren bereits zu stattlichen Jungfrauen herangewachsen, obgleich man sie immer noch mit dem Kindesnamen, Pus und Nannchen zu bezeichnen gewohnt war. Sie hatten sich bereits bedeutende Kenntnisse angeeignet, waren belesen und konnten sich mit alten, erfahrenen Personen über Land und Leute unterhalten. In der Welt- und biblischen Geschichte waren sie bewandert und war es ihnen ein besonderer Genuß, Personen zu lauschen, die in ihrem Leben viel gereist hatten. Es war daher keine Selbstverleugnung für die beiden Mädchen sich von der lustigen Gesellschaft eine Zeitlang zurückzuziehen, um zu den Füßen des Onkels Mesach seinen weisen Worten zu lauschen. Ihr Weg führte durch ein großes Gewächshaus voll rarer Pflanzen und Blumen, unter welchen sich eine Palme und Weinrebe besonders auszeichneten.

„Diese Dattelpalme," pflegte Onkel Mesach zu sagen, „gaben mir die Mönche zu Mar-Saaba zum Andenken mit. Der Baum, von welchem man mir den Schnittling überreichte, war der einzige grüne Gegenstand im ganzen Klosterhof. Und dieser Weinstock kommt aus einem Garten dicht an der Mauer außerhalb der Stadt Jerusalem. Es ist eine Eschkoltraube. Sieh dort," auf ein zwergartiges Gesträuch hinweisend, „ich nahm mir eine Eichel von der Eiche im Hain Mamre mit, unter welcher die Engel über Mittag mit dem Erzvater Abraham rasteten. Dieses Bäumchen ist jener Eichel entsprungen. Schön ist es zwar nicht, aber dem Andenken sehr theuer. Und jenen Granatapfelbaum gab mir ein Grieche aus seinem Garten am Bosporus. So oft ich ein verwelktes Blatt von demselben entferne, werde ich an den Seehafen erinnert und an die vielen Schiffe, die aus allen Theilen der Welt dort einlaufen und wieder absegeln."

Das Zimmer, in welchem sich Onkel Mesach befand, zeichnete sich dadurch aus, daß das Mobiliar aus allen Weltgegenden zusammengebracht worden war. Der weiche Fußteppich mit seinen reichen Farben war in Smyrna gewoben. Die Platte auf dem länglich runden Tisch in der Mitte des Zimmers war aus kastellinischen Marmor verfertigt. Die Fenstervorhänge stammten aus Persien; vor dem Kamin glänzte eine ächt türkische Matte, die in ihrer altgoldenen Farbe den Schein des Kaminfeuers reflektirte. Kurz, ein flüchtiger Blick im Zimmer umher verrieth, daß Onkel Mesach ein Mann von Bildung, feinem Geschmack und bedeutendem irdischen Besitz war.

Sein Leben war ein vielbewegtes. Er war als Soldat, Rechtsgelehrter, Autor und Reisender bekannt. Er hatte sich in seinen besten Jahren sehr viel mit den feinen Künsten, Diplomatie und Politik befaßt. Mit großen Geistesgaben ausgestattet und mit unverwüstlicher Gesundheit gesegnet, war er im Stande seine Zeit auszubeuten und hatte er es in seinen Leistungen wirklich weit gebracht.

Der Abend des Lebens hatte sich bei ihm eingestellt. Es war ein froher und heiterer. Er war im Stande mit dankbarer Erinnerung seine Vergangenheit zu durchleben, denn er hatte sein Herz schon am Lebensmorgen dem Herrn geweiht und war ein nützliches Glied der Kirche viele Jahre hindurch gewesen. Der Zukunft schaute er froh entgegen, denn er hatte sein Haus bestellt und wartete auf das Kommen seines Meisters. Im Hinblick auf Tod und Ewigkeit pflegte er zu sagen: „Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das ewige Leben," und „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben."

Beim Eintritt ins Zimmer wurden Pus und Nannchen vom Onkel Mesach auf das Herzlichste willkommen geheißen. Er gab den Mädchen einen Kuß und führte sie bei der Hand zum warmen Feuerheerd, vor welchem er zwei Stühle zu ihrem Empfang placirte. Er mochte siebenzig Jahre alt sein. Er war eine imponirende Gestalt von sechs Fuß und zwei Zoll Höhe, die aber durch das Gewicht der Jahre einen etwas gebückten Gang angenommen hatte. Das Haupt war schneeweiß, der Vollbart deßgleichen. Er trug an diesem Abend einen warmen Schlafrock aus Sammt verfertigt, seine Füße ruhten in weichen Pantoffeln und sein Haupt zierte ein grauseidenes Käppchen.

„Ei! Ei!" hub Onkel Mesach an, „drüben ist die heiterste Gesellschaft, Gesang, Musik, Unterhaltung — Liebschaften sogar mögen dort angezettelt werden — und ihr kommt her zu mir, einem alten Manne?"

„Ja, wir sind gekommen, uns etwas erzählen zu lassen," antwortete Nannchen.

Ein Strom der begeisterndsten Musik drang durch die eben geöffnete Thür ins Zimmer. „Horcht!" rief Mesach aus, „wie feierlich und herzerhebend tönt jener Gesang vom Orchester begleitet. Wer wäre aber auch im Stande jetzt etwas zu erzählen?"

„Ich weiß gewiß Du kannst, Onkel Mesach, Du kannst und—Du mußt!" entgegnete Pus.

„Ich muß!" wiederholte er mit fragender Miene. „Muß ist eine harte Nuß."

„Ja, das ist das rechte Wort, lieber Onkel, so hart

und unanständig es auch immerhin klingen mag," antworteten beide Mädchen zugleich.

„Habt ihr aber auch schon an ein Thema gedacht, worüber ich reden soll?" frug Mesach weiter.

„Gewiß! Gewiß!" lautete die Antwort.

„Ihr seid sehr weise; was soll Gegenstand der Unterhaltung sein?"

„Das Thema soll sein," fuhr Pus weiter fort, indem sie Nannchen fragend musterte, „das Thema soll sein—das Knabenalter Christi."

Onkel Mesach schien über diese Antwort überrascht zu sein. Er schaute einige Augenblicke ins Kaminfeuer, worauf er langsam die Frage erhob: „Warum auch ein solches Thema?"

„Weil heute Abend die heilige Christnacht ist," lautete die Antwort.

„Ach ja. Ich hatte es fast vergessen."

„Zu dem," fügte Pus hinzu, „kommt es mir gar zu gezwungen vor, den Herrn Jesus sich als Knaben zu denken—ich meine als einen hüpfenden und springenden Knaben — der Marmeln spielte, den Drachen fliegen ließ, Kreisel spann, Steine warf und Vogelnester beraubte."

Onkel Mesach schaute mit ernstem Blicke aufwärts, während er folgende Antwort gab: „Seid versichert, meine jungen Freunde, wenn die Nazarenerknaben zur Zeit des Herrn Kreisel, Drachen und Marmeln gehabt hätten, daß der kleine Jesusknabe sich im Spiel mit denselben ergangen hätte."

„Ist denn das auch nur möglich, Onkel Mesach, daß der kleine Jesus ein spielender Knabe war?" frugen die Mädchen weiter, voller Verwunderung.

„Ich sehe schon," antwortete er, „daß ihr im Begriffe seid, denselben Irrthum zu begehen, betreffs der Menschheit Christi, den schon so Viele begangen haben, und wenn ihr in demselben befangen bleibt, kommt die Zeit, wo ihr überhaupt nicht mehr im Stande sein werdet, den Herrn Jesum als wahren Menschen euch vorzustellen. Ich kann euch versichern, daß mir seine menschliche Geburt eine ebenso große göttliche That ist, wie irgend Etwas in seiner ganzen Geschichte."

Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Ich finde, daß meine Liebe das Wesen des absoluten Gottes nicht zu fassen vermag. Als unendliches Wesen kann ich ihn nicht begreifen. Des Herrn Jesu Christi aber gedenke ich stets mit ganz anderen Gefühlen. Er ist mein Freund, mein Bruder; denn er ging in meine Daseinsweise ein und hat Fleisch und Blut an sich genommen. Ich hätte es ertragen können, ihm in sein holdes Angesicht zu schauen und mein Haupt ohne Furcht an seine Brust zu legen, wie der Lieblingsjünger Johannes gewohnt war zu thun. Warum? Jesus Christus war wahrer Mensch. Er war im Stande mir nahe zu treten, darum kann ich ihn einigermaßen begreifen und zwar als einen Menschen, der für meine Sünden starb und durch dessen Tod ich ein anderer Mensch geworden bin, weil ich ihm im Glauben mein Herz zum Opfer darbrachte."

Wieder hielt Onkel Mesach mit seinen Worten einen Augenblick inne, bis die Musik im angrenzenden Zimmer verrauscht war, worauf Nannchen sich die Frage erlaubte: „Hast du je von einem Menschen gehört, Onkel Mesach, der die menschliche Natur Christi geradezu leugnete? Ich habe nicht."

„Aber es gibt Viele, Nannchen, denen seine menschliche Natur nur von idealistischer Bedeutung ist, ohne realen Werth zu haben. Mir dagegen vergegenwärtigen sich immer zwei Bilder, so oft ich an den Herrn Jesum in seinem Charakter als Mensch denke. Ein kleines Gefilde unweit Bethlehem wird in der Nacht plötzlich illuminirt durch ein Licht, das vom Himmel fällt. In diesem hellen Schein ist eitel Leben und Flügelschlag ohn' Ende. Eine Gestalt erscheint im Vordergrunde in unbeschreiblicher Majestät, welche den erschrockenen Hirten zuruft: 'Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.'

Kaum hatte der Engel ausgeredet, da stimmte die Menge der himmlischen Heerschaaren den Chorgesang an: 'Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.' In diesen einfachen Worten wird uns die Stellung Christi zu den Menschen gezeichnet. Ich sehe ein zweites Bild.

Drei Kreuze sind auf dem niederen Hügel Golgatha errichtet, Millionen Menschen stehen um dieselben. Die Sonne verliert ihren Schein und Finsterniß bedeckt die Stätte. Plötzlich erbebt die Erde, die Kreuze schwanken hin und her, während der in der Mitte sich Befindliche sein todtblasses Angesicht, über welches seine blutigen Locken herabfielen, aufrichtet und mit lauter Stimme ausruft: 'Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.' Dieses schauerliche Bild des sterbenden Erlösers zeigt mir seine Stellung als Erlöser der Welt zu seinem Vater im Himmel."

Onkel Mesach war auf das Tiefste ergriffen; seine Stimme zitterte voll heiliger Schauer. Er überwand jedoch seine Gefühle und fuhr fort: „Das Gesicht der Kreuzigung Jesu tritt nie vor meine Seele, ohne daß ein anderes Bild sich mir ebenfalls vergegenwärtigt —es ist ein großes Gemälde in der Pitti Galerie zu Florenz — das 'Ecce Homo' von Carlo Dolce. In der Kunstphrase ist es eine Idealisation des Angesichts Jesu, aber es ist viel — viel mehr in demselben, als ein bloßes Antlitz. Irgend ein gewöhnlicher Artist ist im Stande Gesichtszüge zu malen, aber die Uebertragung eines Gedankens, einer Leidenschaft, einer Bewegung der Seele, in den Zügen eines Antlitzes auf einem Stück Leinwand ist Beweis eines Genius erster Klasse. Das Gemälde ist in Wirklichkeit die Vorstellung eines Gedankens oder einer Passion. In diesem Sinne ist das Ecce Homo ein würdiges Bild der Leiden des sterbenden Erlösers und für mich hat kein anderes Kunstprodukt der ganzen Welt einen solchen überwältigenden Einfluß. Die Dornenkrone, die staubigen, klumpigen Locken, die Blutstropfen und Schweißspuren sind gelungen angebracht und identificiren die Person im augenblicklichen Moment. Da ist kein Stirnrunzeln noch Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln; die Lippen sind ein wenig geöffnet, eine Todesblässe überzieht das Angesicht, die Augen — ah! darin ist das Gelungene des Bildes besonders ausgedrückt! Ihr matter Blick fesselt den Beobachter unwiderstehlich und spricht gleichermaßen in vernehmbarer Stimme: 'Siehe, wohin die Sünden der Welt mich gebracht haben! — Ich kam in die Welt, um dir von der Liebe Gottes zu erzählen; eine Auferstehung von den Todten und ein ewiges Leben ist dir in Aussicht gestellt. Ich fordere nur von dir, daß du mich lieb hast und an mich glaubst! Siehe meine Leiden! Das that ich für dich.—Was thust du für mich?' Der Kunstmaler wäre nicht im Stande gewesen, die Leiden des Herrn so zu personificiren ohne das Gesicht zu zeichnen. Ebenso sind wir nicht vermögend seine Gottheit zu fassen, ohne die Vergleichung, welche seine menschliche Natur uns bietet."

„Aber, Onkel Mesach," fiel ihm Nannchen ins Wort, „entschuldige mich, wenn ich dich daran erinnere, daß du uns eigentlich von dem Knabenalter Jesu erzählen wolltest."



„Vom Knabenalter Jesu," erwiderte er, „nun, ich bin gewiß, daß meine etwas lange Einleitung ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Ihr seid besonders begierig zu hören, was für ein Knabe dieser Gottmensch Jesus Christus war. Wir müssen aber zuerst wissen, ob er überhaupt die Stufen der Kindheit und Jugend durchlaufen hat in seinem menschlichen Leben. Vielleicht kannst du mir sagen, Nannchen, welche Ereignisse die heilige Schrift aus der Kindheit Jesu aufgezeichnet hat?"

„Gewiß. Das Kommen der Hirten nach dem Stalle, der Besuch der Weisen vom Morgenlande, die Reinigung im Tempel, die Flucht nach Egypten und der zwölfjährige Jesus im Tempel."

„Schön geantwortet. Ist es aber nicht zum Erstaunen, daß die Jugendzeit eines Mannes, der so viel unternommen und in Wirklichkeit auch ausgeführt hat; dessen Lebenslauf nicht allein unvergleichlich in der Geschichte der Menschen erscheint, sondern der zugleich durch sein heiliges Leben alle Stufen des menschlichen Lebens geheiligt und ihre ideale Gestalt verwirklicht hat und allen Menschen, ohne Ausnahme, ein Vorbild zur Nachfolge hinterlassen hat, so wenig von seiner Jugendzeit sollte verzeichnet haben!

Vielen gilt diese Thatsache als ein Beweis dafür, daß die Jugendzeit des Herrn sich im Wesentlichen nicht unterschieden hat von den armen Judenkindern im Allgemeinen."

„Aber eine solche Annahme scheint mir doch nicht richtig zu sein, Onkel Mesach," entgegnete Pus, die bis dahin geschwiegen hatte.

„Wir ebenfalls nicht," antwortete Onkel Mesach. „Es wird gesagt, daß Joseph, der Pflegevater des Kindes Jesu, seines Handwerks ein Zimmermann war, und daß sein Weib Maria Flachs und Wolle zur Kleidung der Familie gesponnen habe. Aus diesen Verhältnissen zieht man gewöhnlich den Schluß, daß das Jesuskind in großer Armuth aufwuchs. Daß die Beschäftigung der Eltern treu gezeichnet ist, gebe ich bereitwilligst zu, aber der Schluß der Armuth scheint mir ein gezwungener zu sein. Daß Joseph ein Zimmermann war, läßt weder auf Armuth noch auf Reichthum schließen. Jeder Jude mußte ein Handwerk erlernen. Und vom tugendsamen Weibe sagt Salomo: 'Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit.' Es wird angenommen, obwohl der bestimmte Beweis dafür fehlt, daß das Haus, in welchem die Familie zu Nazareth wohnte, der Mutter Jesu gehörte. Daß unter den edlen Geschenken der Weisen vom Morgenlande sich Gold befand, wird ausdrücklich gesagt, und ich bin geneigt zu glauben, es war hinreichend, die Familie auf der Flucht, in Egypten und sogar später in der Vaterstadt Nazareth zu ernähren. Ich glaube nicht, daß das Jesuskind zur bittersten Armuth geboren war. Wer dies bezweifelt, der lese nur folgenden Spruch aus dem Talmud: 'Diese Vier sind als todt zu betrachten: die Blinden, die Aussätzigen, die Kinderlosen und die Armen.' Was die sociale Stellung der Familie betrifft, ist es genug zu wissen, daß Joseph nicht allein fromm und gerecht war, sondern auch in direkter Linie ein Nachkomme des Königs David."

„Diesem nach zu schließen, waren sie weder reich noch arm, Onkel Mesach?" frug Nannchen.

„Sie befanden sich in bescheidenen Verhältnissen," fuhr Onkel Mesach fort, „sie befanden sich in einer Lage, in welcher dem Jesuskinde gestattet war, die Freiheit der Kindesjahre zu genießen; er hatte seine kleinen Spielkameraden; er erging sich im Wettlauf mit den Lämmern der Heerde; er schmückte sein Haupt mit den Blumen des Feldes und beobachtete den Zug der Wolken, die sich am Gipfel des Hermon brachen.

Die Spielzeit der Judenkinder war in der damaligen Zeit, wie aus dem Talmud zu ersehen ist, von nur kurzer Dauer. Zudem sind wir zur Annahme berechtigt, daß seine Geistesfähigkeiten frühzeitig reiften. Während die Geisteskräfte anderer Kinder noch schlummerten, dehnte sich sein Fassungsvermögen allmählig immer weiter aus, wie das Steigen des Wassers im Flußbett. Sein Zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen war ein auffallendes. Wir dürfen uns daher vorstellen, daß er frühzeitig ernst und würdevoll war, und daß seine Weisheit, die er bewies, nicht aus Büchern kam, ist kaum nöthig zu bemerken."

„Glaubst Du, Onkel Mesach, daß die Engel ihm dieneten?" frug Nannchen in ihrer Wißbegierde schon wieder.

„Bezeichne mich nicht als einen modernen Spiritisten, Nannchen, wenn ich deine Frage bejahend beantworte. Du hast gewiß schon Copien der sixtinischen Madonna gesehen, das himmlische Bild der Mutter mit dem Jesuskinde. Zwei kleine Cherubim sind angebracht, die unverrückt in das holde Antlitz des Kindes schauen. Raphael, der Schöpfer des Bildes, hat sie con amore gemalt, d. h. er glaubte an den Dienst der Engel und ich habe denselben Glauben; heißt es ja doch: „Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten!" Gewiß haben die Engel über ihn gewacht; sie schwebten über seinem Haupt, sie umgaben ihn bei Tag und Nacht; sie leiteten und stärkten ihn im Geiste seines Gemüthes. Seine Mutter mag ihn im Alphabet unterrichtet haben, und die Lehrer in der Synagoge ertheilten ihm weiteren Unterricht. — Wie kam es aber, daß Jesus als zwölfjähriger Knabe dort im Tempel eine Weisheit im Fragen entfaltete, welcher der berühmteste Lehrer, Hillel, nicht gewachsen war, welcher damals 120 Jahre zählte?"

Onkel Mesach hielt hier inne, um den beiden Mädchen eine Gelegenheit zu geben, sich am Spiel ihrer Altersgenossen zu betheiligen. Diese aber waren so begeistert im Gegenstand der Unterhaltung, daß sie ihn aufs Neue baten mit der Rede fortzufahren. Er stellte daher folgende Frage: „Gesetzt den Fall, Jesus wurde in seinen Knabenjahren mit den wunderbaren Vorgängen bekannt gemacht, die seine Geburt begleiteten,—würde das nicht hinreichend gewesen sein, alle kindischen Anschläge aus seinem jugendlichen Gemüthe auf immer zu verbannen?"

„Du glaubst doch nicht, Onkel Mesach, daß Jesus in seiner Kindheit das Alles wußte?" frug Pus.

„Nun," lautete die Antwort Onkel Mesach's, „wir wollen sehen. Von seiner Geburt an befand sich das Jesuskind unter der Pflege seiner Eltern, die gewiß nicht alle außerordentlichen Ereignisse betreffs seiner Geburt und Kindheit vor ihm für immer verborgen halten konnten. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß man ihm sehr frühe schon Vieles mittheilte, und ich glaube, daß es die Mutter war, die ihm diese Mittheilungen machte. Sie kannte ihn am Besten; sie liebte ihn auf das Zärtlichste. Wie frühe sie mit diesen Mittheilungen begann, wissen wir freilich nicht. Aber es war gewiß eine glückliche Stunde, in welcher sie ihren lieben Sohn in ihre Arme schloß und mittheilte, daß er der neugeborne König, der Messias der Juden sei. Ich stelle mir vor, daß das Jesuskind sein Haupt auf die Brust seiner Mutter legte und mit geheimnißvollen Blicken ihr in die Augen schaute. Er

fühlte, daß seine Knabenzeit nicht lediglich dem Spiel gewidmet sein dürfe. In diesem Sinne verstehe ich den Bericht des Evangelisten: 'Aber das Kind wuchs, und ward stark im Geist, voller Weisheit und Gottes Gnade war bei ihm.' Luk. 2, 40.

Ob damals schon der Chassan oder Küster der Synagoge zu Nazareth Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilte, oder ob Jesus aus eigenem Antrieb in freiem Anschluß an einen der dort auftretenden Lehrer die Fähigkeit sich aneignete, selbst die Schrift zu lesen und zu verstehen, wissen wir nicht. Ich glaube, daß seine Mutter ihn unterrichtete im Gesetz und im väterlichen Glauben nach der Schrift, und der Vater hatte ihm sicherlich die Gebote und Rechte Jehova's eingeschärft, wie es das Gesetz nach 5 Mos. 6, 7—20 vorschreibt. Aber daß er ein gehorsamer Sohn war, wird im Bericht der Evangelisten ganz besonders betont. Jener Kunstmaler, welcher ihn im Bilde seinem Vater folgen läßt mit dem Handwerkszeug in den Händen, hat das Richtige getroffen, denn es heißt: 'Er war seinen Eltern unterthan.'—Aber es ist Zeit, daß ihr zur Gesellschaft zurückkehrt, die euch längst vermißt haben muß."

„Bitte, Onkel Mesach, erzähle uns noch, wie du den Besuch des zwölfjährigen Jesus im Tempel zu Jerusalem verstehst," fiel Pus ein.

„Nun so leset die Geschichte in Luk. 2, Vers 39 bis 51."

Nachdem Pus und Nannchen die Verse abwechselnd gelesen hatten, fuhr Onkel Mesach weiter: „Mit dem zwölften Jahre wurde Jesus ein 'Sohn der Thora' und mußte an den gottesdienstlichen Uebungen Antheil nehmen. Als nun der Vater hinaufzog zum Passahfeste, begleitet von der Mutter, die keine gesetzliche Pflicht nöthigte, aber ächte Frömmigkeit trieb, da ward auch der zwölfjährige Jesusknabe mitgenommen nach Jerusalem. Aus diesem seinem ersten Festbesuch hat uns dies Evangelium eine Erzählung aufbehalten, welche wie ein heller Lichtstrahl das Dunkel verscheucht, welches auf seinem Jugendleben liegt. Die Festwoche war vorüber, man rüstete sich, um die Rückreise anzutreten. Die Eltern Jesu, überzeugt, daß der Knabe in einem andern Kreise der verwandten oder befreundeten Festpilger sich befinde, waren aufgebrochen: aber der Knabe war zurückgeblieben.

Unstreitig hatte die erste Festfeier im nationalen Heiligthum das Gemüth des frommerzogenen Knaben tief ergriffen; er hatte das Gefühl, daß hier seine wahre Heimath sei, und konnte sich von der heiligen Stätte nicht trennen. So war er in eine der Hallen gerathen, welche die Vorhöfe des Tempels umgaben und von den großen Gesetzeslehrern als Auditorium benutzt wurden.

Dort saß er zu den Füßen der Lehrer in Israel, die, im Halbkreis sitzend, über Gesetzesfragen disputirten und gern die Fragen lernbegieriger Schüler hörten oder durch ihr Fragen die Empfänglichkeit derselben weckten und prüften. Man hatte wohl den geweckten Knaben, dessen Fragen nicht weniger Verständniß verriethen als seine Antworten, an sich herangezogen und ihm bereitwillig Unterkunft geboten, weil man mit solchem Schüler Ehre einzulegen hoffte. Die Eltern erstaunten, daß sie ihren Sohn hier unter den Gesetzeslehrern wiederfanden; und die Mutter war es, die ihm immerhin schonende Vorwürfe machte über das schmerzliche Suchen, das er ihnen verursacht habe. Aber das Wort, womit der Knabe sich rechtfertigte, war den Eltern fast noch unverständlicher, als sein Zurückbleiben ihnen gewesen war. Er nennt Gott seinen Vater. Hier eben thut sich eine neue religiöse Welt vor unsern Blicken auf. Dieser Knabe weiß sich in einem einzigartigen Verhältniß zu Gott, seinem Vater, dessen Zug er folgen muß und sollte es darüber scheinen, die kindliche Liebespflicht zu dem irdischen Eltern zu vernachlässigen. Seit dieses Kind auf dem Schooße der frommen Mutter die Augen aufschlagen lernte zu dem Gott seiner Väter, hat er sich als den Sohn dieses Gottes gefühlt, der ihn mit seiner väterlichen Liebe umfaßte. Zum Liebesverkehr mit diesem Vater im Himmel hat es ihn gezogen je und je, und er war ihm mehr als alle menschliche Liebe, auch die Liebe des Mutterherzens nicht ausgeschlossen. Das setzt freilich Eines voraus. Kein Bewußtsein eines Fehltritts, keine unlautere Regung des Herzens hat je die reine Seligkeit dieses Liebesverkehrs getrübt. Nicht erworben hat er die Liebe seines Vaters durch seine Frömmigkeit oder Tugendübung; denn er hat sie besessen, seit er den Vaternamen stammeln konnte. Aber er war sich auch nie bewußt, sie verscherzt zu haben. Das ist der Lichtstrahl, welchen dies Wort auf das Jugendleben des Jesusknaben wirft, das nun auf einmal in vollster Klarheit vor uns liegt. Aber so lag es auch vor den Eltern da und der Knabe setzt unbefangen voraus, daß sie es hätten kennen und verstehen müssen in seiner Eigenart. „Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Sie hatten es doch nicht ganz verstanden, was dieses Kind so einzigartig unterschied von andern Kindern; und eben darum vermochten sie das Wort nicht ganz zu fassen.

Und wieder läßt das Evangelium den Schleier fallen über das Geheimniß dieses Jugendlebens. Lukas berichtet: „Und er war seinen Eltern unterthan." Nichts von jenen abgeschmackten und abenteuerlichen Kindheitswundern, von jenem Prunken mit geheimer Weisheit oder göttlicher Allwissenheit, womit der selbstgefällige Knabe der Legende Eltern und Lehrer naseweis genug auf den Mund schlägt. Es ist ein stetiges, ungestörtes Wachsen und Zunehmen an Körper und Geist, an Weisheit und Wuchs, das der Evangelist von ihm aussagt; und nur Eines weiß er zu rühmen: er nahm zu an Gnade bei Gott und Menschen.

In Nazareth, wo man Jesu Jugend kannte, begriff man nicht, wo er seine Weisheit her habe und in Jerusalem wußte man, daß er dort nicht studirt hatte. Daß er aber eifrig benützte, was ihm seine Vaterstadt von Bildungsmitteln bot, liegt auf der Hand. Wie viel das war, darüber fehlt uns jede sichere Kunde. Was der zum Manne reifende Jüngling in der Synagoge suchte und fand, war die Kunde von den göttlichen Offenbarungen, die von Anbeginn an dem auserwählten Volke zu Theil geworden waren in den wunderbaren Gottesthaten seiner Geschichte, war das Wachen des göttlichen Geistes, das er in dem gewaltigen Wort seiner Propheten spürte, war der Pulsschlag ächt religiösen Lebens, den er in Gebet und Lied der heiligen Psalmsänger, wie in der erleuchteten Weisheit seiner Spruchsammler belauschte. Hier gab ihm das eigenartige religiöse Leben, das er selbst von Kindheit an geführt hatte, einen Schlüssel des Verständnisses, der seiner Zeit so völlig abging, und deutete ihm das Wort der Schrift, was sich in seinem Innern bis dahin noch unbewußt geregt, und brachte zum vollen, reifen Verständniß, was der Gemeinschaftsverkehr mit seinem Vater im Himmel ihm erschloß von den geheimsten Tiefen göttlichen Wesens und göttlicher Rathschlüsse."

Mit diesen Worten erhob sich Onkel Mesach, um dadurch seinen wißbegierigen Schülern zu bedeuten,



daß es doch nun für sie hohe Zeit sei, zu ihren Gespielen zurückzukehren. Beide aber saßen unbeweglich still und schauten nachdenkend in das hellauflodernde Kaminfeuer.

Onkel Mesach nahm wieder das Wort und bemerkte: „Ich will nur noch hinzufügen, daß wer sich den Jesusknaben bei seinem Heimgange vom Tempel zu Jerusalem als einen gewöhnlichen, leichtherzigen, Spiel und Vergnügen suchenden, nach Kameradschaft verlangenden Jungen denkt, der vergißt den tiefen Sinn seiner Erklärung, daß er sein muß, in daß, das seines Vaters ist. Es war das Licht auf seinem Wege durch die Jünglingsjahre hindurch bis zum Mannesalter. Sein erster Auftritt in Nazareth geschah in der Synagoge. Nach dem Eröffnungsgebet steht Jesus auf und meldet sich zum Vorlesen. Der Diener reicht ihm das Prophetenbuch, er entfaltet die Rolle und liest den heiligen Text. Dann rollt er dieselbe wieder zusammen, übergiebt sie dem Küster und setzt sich, um seinen ersten Lehrvortrag zu beginnen, während Aller Augen in der Synagoge mit gespannter Erwartung auf ihn gerichtet sind. Mich dünkt, ich höre seine klare Stimme, wie sie durch die geweihten Räume wiederhallt; ich sehe einen Heiligenschein sein holdes Haupt umkränzen. Die Versammlung lauscht in athemloser Stille. In der Versammlung ist die Mutter Jesu. Am vorhergehenden Abend hatte sie ein weißes, wollenes Kleid mit eigener Hand verfertigt und ihm überreicht mit den Worten, welche von einem zärtlichen Kuß auf seine Stirn begleitet waren: 'Rabbi, — mein Meister — du bist der Verheißene! Welche Gnade, die auserwählte Magd des Herrn zu sein!' Niemand in der Versammlung lauscht eifriger, Niemand ist gespannter in der Aufmerksamkeit, als Maria. Und während Alle Zeugniß geben von ihm, und sich wunderten der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, erinnerte sich Maria jener Tempelscene ihres Kindes vor zwölf Jahren mitten unter den Gesetzeslehrern. Sie hört im Geiste jene Antwort wieder auf ihre Frage: 'Mein Sohn, warum hast du das gethan?' — 'Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in deß, das meines Vaters ist?' Sie durchlebt im Geist ihre ganze Erfahrung mit ihm. Sie vernimmt auf's Neue den Gruß: 'Gebenedeit bist du unter den Weibern;' sie beugt sich, verhüllt in Demuth ihr Angesicht mit den Händen, während sie ihre Worte, die sie einst zum Engel gesprochen, wiederholt: 'Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast.' Doch, genug für heute Abend. Morgen, als am heiligen Weihnachtstage, will ich euch von dem Besuch der Weisen vom Morgenlande erzählen."

Mit diesen Worten entließ Onkel Mesach seinen Besuch.

Wie in der alten Steinkirche die Erweckung begann.

Frei nach dem Englischen für Haus und Herd von Franz Ludwig Nagler.

Es war Sonntag Abend, die Kirche bald aus,
Des Predigers Arbeit gethan;
Doch ehe die Leute gingen nach Haus,
Er ein Loblied stimmete an.
Und als verklungen der schöne Accord,
Da sprach er folgender Weis':
„Wünscht irgend Jemand zu reden ein Wort
Zu seines Erlösers Preis?" —

Er hatte gepredigt von Heilandes Lieb'
Und wie für die Sünder er starb,
Und ihnen aus freiem, göttlichem Trieb'
Das ewige Leben erwarb;
Dann sprach er zum Schluß vom himmlischen Land,
Und wie es da droben so schön;
Und ob nun das Wort, wozu es gesandt,
Verrichtet, — das wollte er seh'n.

Der Prediger schaute im Saal umher;
Wer würde der Erste sein?
Es schienen die Herzen so öde und leer,
Der Prediger stand allein.
Man hörte das Ticken der Uhr an der Wand,
Es wurde dem Seelenhirt bang;
Im stillen Gebet, zu Gott aufgesandt,
Sprach er: Wie lang! o wie lang!

Da erhob sich langsam ein alter Mann
Und sprach mit gar ernstem Blick
Von dem, was der Herr an ihm gethan
Wohl vierzig Jahre zurück.
Und immer finsterer wurde er,
Indem er vom Heiland sprach;
Denn was er erfahren, war lange her,
Und es schien, — sehr wenig darnach.

Und wieder wurde es still, so still!
Der Prediger zögernd begann:
„Wenn Niemand ferner mehr reden will —"
Da stand ein anderer Mann.
Er liebte die Kirche und redete oft
Zu Sündern vom ewigen Gut;
Doch da er lange vergeblich gehofft,
Entsank ihm endlich der Muth.

Dann kam ein Gebet, ein langes Gebet,
Polirt, gemessen und kalt;
Es reichte bis fern wo der Palmbaum steht,
Und drang bis zu Nord-Lands Wald.
Und die Sünder, die nah' an des Beters Seit',
Gedachten im Herzen wohl,
Ob für sie dieselbe Gelegenheit,
Wie für Sünder nahe beim Pol. —

Jetzt erhob sich der Prediger, seufzend zwar,
Doch froh, daß die Kirche nun aus;
Auch machte das Rascheln der Schuhe es klar,
Daß es Zeit, zu gehen nach Haus.
Da — schüchtern und in ärmlichem Kleid,
Kam ein Mädchen die Kirche entlang;
Im Herzen trug sie ein stilles Leid,
Es war ihr um Trost so bang'.

Sie trat bis dicht an den Betaltar,
Berührte den äußeren Rand;
Es perlten die Thränen hell und klar,
Als sie so vor dem Prediger stand.
Er neigte sein Haupt und sprach zu ihr
Die Worte sanft und gelind:
„Was wünschest du? komm' und sag' es mir,
Ich will dir helfen, mein Kind." —

Die Leute hatten es Alles gesehn
Und blieben ein wenig zurück;
Es wollte Niemand nach Hause gehn,
Auf dem Kinde ruhte der Blick.
Es wurde feierlich still im Saal,
Er schien ein heiliger Ort;
In des Kindes Auge glänzte ein Strahl,
Und leise erklang dies Wort:

„O bitte, ich möchte den Heiland sehn,
Du sagtest, er wohne hier,
Es dürften die Armen zu ihm gehn,
Und siehe, das gilt ja mir;
Und Alle, die von der Heimath fern,
Die rufe er liebend zu sich,
Er nähme sie in das Vaterhaus gern,
Und deßhalb komme auch ich.“ —

Kein Auge war trocken im ganzen Saal,
Und Viele, die lang' nicht geweint,
Die weinten wieder zum ersten Mal,
Es schlugen die Herzen vereint.
Und immer näher drängte heran,
Was noch in der Kirche war,
Die Hintersten brachen nach vorne sich Bahn,
Und standen dicht am Altar.

Der Prediger kniete, es kniete das Kind,
Ihr Gebet stieg zu Gott empor,
Und die Engel, die vor dem Throne sind,
Lobsangen im freudigen Chor.
Da kam ein Zweites, -- ein Drittes dann,
Und kniete still zur Seit',
Und immer mehr die Bewegung gewann,
Und Niemand dachte der Zeit.

So verstrich die feierlich ernste Stund',
Die Herrlichkeit Gottes erschien;
Und enger schloß sich der Gläubigen Bund,
Als sie so vor Gott auf den Knien.
Und Herzen, die vordem schwach und verzagt,
Verspürten des Geistes Trieb,
Und Zungen, die selten ein Wort gewagt,
Bezeugten des Heilands Lieb'.

Da wurde des Predigers Herze froh,
Und jubelte allermeist,
Als er die liebe Gemeinde so
Erfüllt sah mit göttlichem Geist.
Und ob sehr viel auch der Arbeit war,
Er that sie mit freudigem Muth;
Ein himmlisches Leben ward offenbar;
In der alten Steinkirche ging's gut.

Meine Familien-Bibliothek.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

Unsere moderne Zeit ist eine Zeit der Bibliotheken. Jedes Städtchen, wenn es nur einigermaßen Etwas sein will, hat seine „Stadt-Bibliothek“ und fast jedes Dörfchen hat seinen „Lesezirkel“ oder irgend etwas Derartiges. Doch wir brauchen nicht einmal so weit zu gehen, fast jede Familie, fast jedes Haus hat heutzutage seine „Bibliothek.“

Es ist mir seit einigen Jahren zur Gewohnheit geworden, überall, wo ich hinkomme, auch die Familien-Bibliotheken mit kritischen Blicken zu prüfen und habe dabei manche praktische Resultate gewonnen. Wir wollen darum in Folgendem den Versuch machen, uns eine Familien-Bibliothek in der bestmöglichen Weise zusammenzustellen.

1. Wozu eine Familien-Bibliothek? Darüber ließe sich viel, sehr viel sagen. Wir wollen uns indessen kurz fassen. In ein schönes Heim hinein gehört auch eine gute Auswahl Bücher. Jene Zeiten — Manche sagen, „jene schönen Zeiten“ —, wo man ohne Bücher leben mußte und doch zufrieden war, sind eben vorbei. Heute liest eben Jedermann, wenigstens jeder, der den Anspruch auf „gebildet“ macht. Es kommt eben nur darauf an, was man liest. Und da sind diese Brutstätten der Schlechtigkeit vulgo „Leihbibliotheken“ (wenigstens bei uns in Deutschland) genannt, aus denen die Pestilenz herausgeht und sich durch das ganze Land verbreitet.

Aus den Leihbibliotheken holen sich die Leute ihre Lektüre und verzehren förmlich die Novellen und Romane, die ihnen da geboten werden. Und was enthält ein solcher Leihbibliotheken-Katalog? Ein Potpourri vor dem alle Edlen zurückschaudern, auf das aber der Teufel mit Wohlgefallen blickt.

Nichts ist geeigneter und nichts ist wirksamer diesem Unfug der Leihbibliothek zu steuern, als eine gute Familien-Bibliothek. Warum geht der Mann oft in's Wirthshaus? Er findet es zu Hause langweilig und vermißt die Unterhaltung. Ich will nicht behaupten, daß der Mangel einer guten Familien-Bibliothek daran Schuld sei, aber beitragen kann sie viel dazu, daß das Heim „heimeliger“ wird.

Wozu eine Familien-Bibliothek? — Vor Allem für die Kinder. Die Kinder christlicher Eltern sollen keine „Straßenjungens“ werden, allein wie das verhüten? Gieb ihnen Unterhaltung; und nichts ist eine bessere Unterhaltung, als eine gute, auch für die Bedürfnisse der Kinder berechnete Familien-Bibliothek. —

Worin besteht sie? Was soll sie enthalten? Vor Allem das Buch der Bücher: die Bibel. Ihr gebührt der Ehrenplatz. Aber derselbe soll nicht so hoch auf dem Gestell

sein, daß die Bibel nicht zu erreichen ist und verstaubt in dem Fach steht, auch das jüngste Kind soll sie sich selbst holen können.

Neben der Bibel haben dann die Predigt- und Erbauungsbücher für Vater und Mutter Platz.

Ist es dir irgend möglich, sieh zu, daß du eine Bilder-Bibel in der Bibliothek hast. So lange die Kinder noch nicht erwachsen sind, ist eine solche vortrefflich für dich, dieselben zu unterrichten im Wort Gottes.

Werden die Kinder größer, wird auch deine Bibliothek mehr Opfer von dir verlangen. Suche jedem Lebensalter gerecht zu werden. Ein Junge von zehn bis zwölf Jahren liest gerne Geschichten; suche ihn zu befriedigen, — aber nicht, daß du ihm die giftige Kost der Indianer- und Räuber-Geschichten vorsetzt, unsere christliche Literatur bietet dir viel; — mehr wohl, als du ahnst und denkst. Dein Kind wird älter, es verlangt nach mehr: es giebt eine Zeit, wo es Biographien interessiren; suche ihm solche an die Hand zu geben, aber Alles mit Verstand.

Da giebt es Leute, die wollen ihren Kindern was Gutes bieten, — allein dann stehen sie vor der Frage: was? Ich habe schon beim Buchhändler zur Weihnachtszeit beobachtet, wie „Vater und Mutter" den Laden betraten: „Ich hätte gern was für meinen Jungen, er ist fünfzehn Jahre alt; vielleicht eine Biographie." Und der Buchhändler eilt hin und her und bringt eine Biographie nach der andern vom vierbändigen Goethe bis zur kleinsten Biographie irgend eines Modernen. Gewöhnlich treffen dann die armen Eltern das Unrichtige.

Für uns ist es eine sehr erfreuliche Thatsache, daß unsere methodistischen Publikationen auch in besonderer Weise den Biographien Aufmerksamkeit schenken. Laß dir Kataloge kommen und du wirst dich nachher nicht enttäuscht fühlen. Dann aber hüte dich, deinem Kinde in dem Lebensalter „Schiller's sämmtliche Werke" oder „Goethe" 2c. in die Hand zu geben.

„Goethe in der Kinderhand ist der größte Unverstand," pflegte einer meiner besten Freunde zu sagen. Freilich gehört es eben mit zur „Bildung," heutzutage einen elegant gebundenen Schiller und Goethe in der Bibliothek zu haben; aber hast du ihn, stelle ihn so hoch, daß das Kind ihn nicht erreichen kann. Das für Kinder Taugliche aus Schiller und Goethe 2c., ist in jedem Lesebuch. Gieb ihm da lieber sonst gute Erzählungen an die Hand.

Wenn der Junge anfängt, „Gentleman" zu werden und das Töchterlein meint, jetzt müsse man sie „Miß" tituliren, da beginnt die Periode, die von Seite der Familien-Bibliothek große Aufmerksamkeit fordert. „Fräulein" möchte so gern „Romane und Novellen" lesen und sucht gierig darnach, dieselben zu erlangen. Vater und Mutter dürfen es nicht sehen, also liest man's heimlich, Nachts im Bett. Und da wird dies Gift eingesogen. Vor einiger Zeit kam ich in ein christliches Haus. Als ich das Wohnzimmer betrat, fand ich „Fräulein" sehr verlegen. „Ich dachte, der Vater kommt," hieß es. „Und vor dem fürchten Sie sich?" „Nein, aber er will nicht, daß ich Geschichten lese." Und als ich weiter forschte, da hatte das Töchterlein, das noch recht „Backfisch" war, einen Roman von — Paul Lindau unter der Schürze versteckt. „Vater wollte es nicht, das sei nichts für junge Mädchen; ich sollte stricken und handarbeiten, daß sei besser für mich. Und doch, mein Herr, lese ich so schrecklich gern."

Ich sah kurz darauf einmal die Bibliothek jener Familie, was enthielt sie? — lauter Predigt- und Erbauungsbücher, theologische Abhandlungen, naturwissenschaftliche Bücher, kurz alles Mögliche — nur nichts, daß jene Tochter hätte interessiren können. Willst du, daß Mary oder Anna oder Emmy nicht dem Romanunwesen in die Hände fallen, biete ihnen etwas Besseres; denn lesen müssen sie, das kannst du ihnen nicht abgewöhnen. Ich will dir nur eine Sammlung wirklich guter Erzählungen nennen, die Geschichten, die Anna Steen bietet, und ferner diejenigen der christlichen Familien-Bibliothek. Da findest du schon viel für deine „Fräulein Tochter." — Und auch der „Herr Sohn" liest gelegentlich sehr gern die Bücher der „Fräulein Schwester," wiewohl er immerhin meist weniger Zeit dazu hat, weil seine Zeit mehr dem Berufe gehört, sei es als Handwerker, sei es als Student oder sonst Etwas. Er hat weniger Zeit zum Lesen.

Zum Schlusse kommen wir auf die „dicken Bände" der Familien-Bibliothek zu sprechen. In einer Familie fand ich kürzlich deren vierzehn, alle gleich gebunden und in einer Reihe. Auf allen glänzte in Goldtitel ein unsern Lesern wohlbekannter Name. Es war eine Freude, die vierzehn Geschwister so stattlich bei einander zu sehen. Ich beneidete fast die glückliche Familie um dieses schöne Werk, das immer noch im Erscheinen begriffen ist und nächstens den 15. Band vollständig hat. Auf dem Tischchen zur rechten Hand des Büchergestells, da sah ich das Novemberheft des 15. Jahrgangs. „Haus und Herd, ein Familien-Magazin für Jung und Alt," so lautete der vollständige Titel. Und als ich einen der alten Jahrgänge herunter nahm, da habe ich mich so darein vertieft, daß,

als ich nach der Uhr sah, 1½ Stunden im Nu verschwunden waren.

Und ein Familien-Magazin sollte jede Familie haben. Die weltlichen Leute haben eine schwere Wahl, denn die Zahl der weltlichen Familienschriften ist Legion; wir als Christen haben leichter zu entscheiden, vor Allem wir Methodisten, wenigstens wir deutschen. Wir haben nur ein Familien-Magazin für Jung und Alt und das heißt: „Haus und Herd." Viel hat es schon gebracht, seit es zum Leben kam und viel gedenkt es noch zu bringen. Wer die vierzehn Jahrgänge von „Haus und Herd" in der Familien-Bibliothek hat, der braucht manches Buch nicht anzuschaffen und kann doch Alt und Jung „Unterhaltung, Belehrung und Erbauung" bieten. Freilich wird dein Töchterlein immer noch von der Lust angewandelt werden, einen Roman zu lesen — denn Alles thut eine gute Familien-Bibliothek auch nicht — da muß dein Kind bekehrt werden; aber viel geschieht doch durch unser christliches Familien-Magazin, um der Pestilenz entgegenzuwirken.

Wenn du also vielleicht Haus und Herd abbestellen wolltest, thu's nicht, du wirst es sonst bald bereuen; und wenn du geschwankt hast, ob du Abonnent werden willst, thu's, ohne lange mehr zu sinnen über den Kostenpunkt, oder was sonst dein Herz bewegt; sage nicht zu den Kindern: „Wir wollen für 1888 Haus und Herd nicht, es kostet heute Alles so schrecklich Geld." Haus und Herd wird dir bald ein stets willkommener Gast sein und manche Stunde, die dir sonst selbst inmitten deiner Familie langweilig wäre, verschönern. Und ich hoffe, daß Haus und Herd unter manchem Weihnachtsbaum als Geschenk zu finden sein möge für „Jung und Alt." Ich für meinen Theil will es so halten.

Aus einer Weihnachtspredigt von M. Luther.

Es ist um die Botschaft der Predigt, als wenn man einen Stein in's Wasser wirft: der macht Wogen und Kreise um sich, und die Wogen wälzen sich immer fort und fort, eine treibt die andere, bis sie an's Ufer kommen. Wie wohl es mitten inne stille wird, doch ruhen die Wogen nicht, sondern fahren für sich. Also gehet es auch mit der Predigt zu: sie ist durch die Apostel angefangen und gehet immerdar fort und wird durch die Prediger weiter getrieben, hin und her in die Welt gejagt und verfolget, wird doch immer weiter denen, die sie zuvor nicht gehöret haben, kund gemacht, wiewohl sie oft mitten unter dem Wege ausgelöschet und von der Welt verdammet wird.

Der herrlichsten Predigten eine ist aber das Evangelium Joh. 3, 16, daß es wohl billig wäre, wenn es könnte sein, daß man's mit güldnen Buchstaben in das Herze schriebe, und sollte jeder Christ diesen tröstlichen Text zum wenigsten auswendig können und alle Tage einmal seinem Herzen vorsprechen, auf daß solche Worte uns geläufig würden und wir sie desto besser lernten. Denn es sind solche Worte, die ein trauriges Herz fröhlich und einen todten Menschen wiederum lebendig machen können, wenn man nur fest daran glauben könnte. Die Summa dieser herrlichen trostreichen und seligen Predigt ist diese, daß Gott die Welt habe geliebt, und so hoch, daß er seinen einigen Sohn habe gegeben, dazu, daß wir Menschen nicht des ewigen Todes sterben, sondern das ewige Leben haben sollen. Als solle Christus, unser lieber Herr, sagen: höre zu, lieber Mensch, ich will dir ein unerhörtes, seltsames Gemälde vorbilden, da der Geber, der Nehmer, das Geschenk, die Frucht und der Nutzen des Geschenkes so groß ist, daß es nicht allein unsäglich, sondern auch mit Gedanken nicht zu erreichen ist.

Da sollte uns das Herz auch wachsen und alle Traurigkeit verschwinden, wenn wir solche grundlose Liebe göttlichen Herzens in die Augen faßten und mit Herzen glaubten. Er will dir den Schatz nicht allein weisen und dich ihn fühlen lassen, sondern der Schatz soll dein eigen sein, nimm ihn nur. Ach, daß es Gott erbarmen müsse, daß nicht Herzen und Hände da sind, welche solch' ein Geschenk annehmen, wie es uns wird dargeboten, daß es unser sein und bleiben soll bis in's ewige Leben.

Welches ist nun die Tasche oder das Kästlein, da man diesen theuren und edlen Schatz einlegt? Dasselbe zeigt Christus mit dem Wort: auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das ist ein klares, helles Zeugniß, daß allein der Glaube der rechte Beutel sei, um solche Gaben zu empfahen und zu fassen. Denn wie Gott durch die Liebe Geber ist, so sind wir durch den Glauben Nehmer. Unsere Werke gehören zu solchem großen Schatz gar nicht. Das allein gehört dazu, daß man durch den Glauben die

Hand aufhalte, stille halten und sich geben lasse. —Das will der Text sagen. Es sind goldene lebendige Worte. Gott gebe, daß wir sie recht mit dem Herzen fassen mögen. Denn wer sie gefaßt hat, den wird weder Teufel, Sünde, noch der Tod schrecken können.

Die alten Bourbonen im neuen Süden.

Editor.

Alle Vaterlandsfreunde freuen sich jedesmal, wenn von dem neuen Aufschwung im Süden berichtet wird: von der sich entwickelnden Industrie, von dem Eifer, mit welchem Viele den Ackerbau betreiben, von der Begierde zu lernen und vorwärts zu kommen, von den Bemühungen der Kirchen und Menschenfreunde, Missionen anzulegen, Schulen zu gründen 2c.

So erfreulich solche Anzeichen aber auch sind, so muß doch auf der andern Seite ebenfalls gesagt werden, daß es der Heißsporne im Süden noch zu viele gibt, als daß sich derselbe in dem Maße entwickeln könnte, wie es der Fall wäre, wenn dieses Heißsporn-Element keinen Einfluß ausübte.

Immer wieder tritt der alte südliche Bourbonengeist zu Tage. Spukte derselbe nur in einzelnen Köpfen, so wäre er kein Hemmschuh in der Entwickelung des Südens. Aber diese Bourbonengesinnung ist offenbar eine noch ziemlich weit verbreitete.

Das hat z. B. auch das große Fest in Macon, Georgia, bewiesen.

Was da ein früher von Präsident Cleveland in Mexiko als Gesandter der Union angestelltes Menschenkind in einer Rede gesagt hat, klingt so unglaublich, daß wir diesen Redeerguß unter die Märchen verweisen würden, hätte nicht der Redner, Herr Jackson, selbst die von ihm revidirte Rede der Presse übergeben.

Was er in derselben von der Sklaverei, von den Staatsrechten, von der Ursache des Rebellionskrieges, von Jeff. Davis und Ab. Lincoln sagt, klingt so südlich-anmaßend, daß man wirklich meinen sollte, es könne Niemand Geschichte lesen, als Herr Jackson und seine Gesinnungsgenossen.

Die nackten Thatsachen widersprechen schnurstracks diesem Meisterwerk (?) südlicher Zungenfertigkeit, und sind folgende:

1. Der Krieg wurde vom Süden begonnen und bis zum bittern Ende fortgesetzt, weil die herrschende Partei im Süden die Sklaverei weiter ausdehnen und die herrschende Partei im Norden dieselbe einschränken wollte. Dies wird durch südliche wie nördliche Dokumente bezeugt, und wenn der Redner nunmehr nach mehr als 25 Jahren von der Ehre spricht, deren Vertheidigung den Süden zu den Waffen getrieben habe, so ist das eine lächerliche Anmaßung. Die Sklavenhalter wußten, daß die Sklaverei nur erhalten werden konnte, wenn sie sich über die Territorien ausbreiten durfte. Letzteres sollte gemäß den herrschenden Grundsätzen im Norden vermieden werden—und daher der Krieg.

2. Was diese Rede von Selbstregierung der Staaten sagt, ist ebenso hohl, und wird durch die Geschichte der Conföderation am Treffendsten widerlegt. Weder in der Constitution, noch in der Verwaltung, noch sonst irgendwo in den conföderirten Südstaaten ist auch nur ein Jota von der Staatssouveränität zu finden, welche die Rebellen immer beansprucht haben. Sie wußten recht wohl, daß ihre Conföderation auch keine Woche hätte bestehen können, hätten sie ihre Staatsrechts-Theorien in derselben verwirklichen wollen.

Und zum Weinen einfältig ist es, wenn Herr Jackson die Bestrebungen Gladstones im Interesse des englischen Ackerbauers mit der Souveränität der Einzelstaaten in der Union in Reih und Glied stellt. Wer solche Vergleiche ziehen kann, hat noch nicht das ABC der Geschichte oder der Nationalökonomie gelernt.

Eben deßwegen ist auch der Vergleich zwischen Jeff. Davis und Ab. Lincoln der erbärmlichste und schülerhafteste, der uns je zu Gesicht gekommen.

3. Viel wahrer ist Herr Jackson, indem er von seinem Standpunkt aus, die Sklaverei das mildeste, humanste (!!) Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit nennt. Das heißt mit andern Worten: Wir glauben noch heute wie vor Zeiten, daß die Schwarzen anderen Geschlechtes sind, und daß für sie die Sklaverei das Beste ist.—Da liegt des Pudels Kern, und das war die Ursache des Kriegs.

4. Wenn es nur Jackson und einige andere Zungenhelden wären, die also reden und denken, so könnte man ohne Weiteres an solchen Ergüssen als an Redeübungen vorbeigehen.

Jedoch — die Mehrzahl des südlichen Volkes hat diesen Worten zugejubelt und der Redner soll auf diese Rede hin, die besten Aussichten haben, Senator der Vereinigten Staaten zu werden. Da dürfen wir denn doch eine kleine Pause machen und uns fragen, wann der Süden wohl ein wirklich neuer sein wird.

5. Kann man aber auch mit dem Südlinger, seiner Erziehung und seiner Geschichte wegen, Geduld haben, wenn er solcher Gesinnung zujauchzt, so wird, wir gestehen es offen, unsere Geduld auf nicht geringe Probe gesetzt, wenn Männer und Zeitungen im Norden, und dazu christliche Männer und christliche Zeitungen den Ausdruck solcher Gesinnung, die uns bereits Ströme von Blut kostete, um irgend welcher Parteizwecke willen, zu beschönigen und zu bemänteln bestrebt sind.

Doch—hier ist Herrn Jackson's Rede:

Veteranen der Conföderation!

„Um die Tugendhaftigkeit der alten Römer, welche dadurch dem alten Rom seinen Weltruhm verliehen, in ein deutliches Licht zu stellen, wies Napoleon III. unter Anderem auf die Thatsache hin, daß augenblicklich nach Beendigung des römischen Bürgerkrieges unbeschränkte Amnestie (Erlaß, Freiheit) an Alle erlassen wurde. Dem Führer der siegreichen Partei wurde kein Triumph bereitet und ganz Rom betrauerte die beiderseitig gefallenen Helden.

Uns aber möge die Feier dieses Tages zu allen Zeiten, in patriotisch begeisterter Stimmung, die unumstößliche Wahrheit nahe legen, daß dem amerikanischen Volke eine Souveränität inne wohnt, die zur Erreichung praktischer Zwecke die Großherzigkeit des Römervolkes während der blühendsten Epoche ihrer Geschichte weit überragt.

„Wo sonst in der weiten Welt sind in unserer Zeit ähnliche Scenen denkbar wie die heutige? Nicht in Ungarn in Kossuth's Heimath, nicht in Polen, wo Kosciusko fiel, nicht in Irland, trotz Gladstone's gewaltiger Beredtsamkeit, nicht in dem Lande, wo Emmitt duldete, nein; denn heute steht jener große Mississippianer auf Georgias Grund und Boden, welcher bei Lebzeiten der heutigen Generation als 'Verräther' und Anführer einer s. g. 'verlornen Hoffnung' (Last cause) geächtet wurde.

„Wir Veteranen der Conföderation, die Ueberbleibsel des in schweren Kämpfen besiegten Heeres sind hier, um ihn zu begrüßen, ohne ihm freilich mit römischem Stolz und in römischer Pracht begegnen zu können; aber auch ohne uns unter römischer Knute und römischer Gewaltthätigkeit zu beugen. Auf die Einladung des Staates Georgia durch dessen höchste Staatsbeamte, sind Alle zusammengekommen, um diesen großen Augenblick zu genießen. Staatssouveränität ist noch nicht todt; Georgia ist noch immer ein Souverän und fordert als solcher seine Bürger auf, sich mit ihm dieses großen Tages zu erfreuen.

„Der Stolz unseres Staates ist die Geschichte desselben. Seine Geschichte aber ist die Erinnerung an seine gefallenen Helden. Und dieser Tag soll der Erinnerung jener Edlen gewidmet sein.

„Sind sie derselben nicht würdig? Sie haben an Georgia keinen Verrath begangen. An wem denn waren sie Verräther? Wo sollen wir den Souverän suchen, dem sie verantwortlich waren? In der Constitution der Conföderirten? Wenn so, dann wurde in jenem Kampfe ein Souverän von Verrätherhänden zu Boden geworfen, von Verrätherfüßen in den Staub getreten. Doch von jener Schande sind jene Helden, die ihnen in Reih und Glied gegenüberstanden unbefleckt. Oder sollen wir jene Männer als Verräther stempeln? Weit entfernt! Weit entfernt! Denn sie waren lediglich ihren Vorgesetzten unterthan. Die Constitution war wohl ein beeidigter Vertrag, eine feierlich vollzogene gegenseitige Uebereinkunft und doch bei alledem nur ein Contrakt zwischen mehreren souveränen Parteien, der an und für sich keinerlei Souveränität enthielt und daher während Jahre langer Parteigährung auf's Rücksichtsloseste gebrochen wurde und zwar von den souveränen Parteien des Nordens, die man auch häufig als 'einen Compakt mit der Hölle' bezeichnet hat. Die bloße Inkraftsetzung conföderirter Rechte innerhalb ihrer Gebiete wurde als Verbrechen gestempelt, weil die souveränen Parteien des Südens nach Jahrzehnten beharrlicher aber enttäuschter Hoffnung darauf verzichteten, die Ausübung nördlicher Willkür an Stelle Gestattung constitutioneller Rechte gut zu heißen. Hierauf instituirten die nördlichen Vertragbrecher, mit einer unbegrenzten Heeresmacht aufs Aeußerste ausgerüstet, einen Verfolgungskrieg, um so ihren Zweck zwangsweise zu erreichen. Dies der einfache geschichtliche Verlauf, aber unumstößliche, schreckliche Wahrheit! Vergebliches Bemühen der Macht der Lüge, dieselbe unwahr zu machen. Verwerflich jedes thörichte oder böswillige Vorurtheil dagegen! Möglicher noch wäre es, die Fixsterne aus ihrer Bahn zu reißen, als diese Wahrheit anzutasten.

„Man hat uns gelehrt, der Süden habe den Krieg veranlaßt, um die afrikanische Sklaverei zu verewigen. Eine Lüge das! Das südliche Volk hat jene Institution weder eingeführt, noch wünscht sie dieselbe zu erneuern. Nicht als ob Schande daran hafte! Die Sklaverei hatte ihre Aufgabe, und nur das durch historische Muse geschaffene Zerrbild läßt diese Aufgabe nicht zur Geltung kommen. Alles berücksichtigend: die betheiligten Parteien, die Verhältnisse und das Resultat, so ist die Institution der Sklaverei das mildeste, humanste (?), die Civilisation bei Weitem am Meisten förderndste Verhältniß, welches die Arbeit je zum Kapital eingenommen hat. Das südliche Volk ging in den Krieg, nicht um die Sklaverei zu verewigen, sondern um sie der größten Gefahr auszusetzen; nicht um im Felde der Ehre sein Eigenthum zu retten, sondern zu opfern, ja um selbst das Leben hinzugeben, eher als in das denkbar größte Unrecht zu willigen. Für das heilige Recht der Selbstregierung, wie es ihm die Väter hinterlassen, war es willig und bereit Alles zu opfern. Das Prinzip, für welches wir fochten, das einzig richtige Regierungsprinzip, ein Prinzip, das der vorgeschrittensten Civilisation genügt und welchem Gladstone in europäischen Kreisen solch Ansehen verschafft hat, ist ein ächt amerikanisches.

„'Selbstregierung,' die Leuchte der modernen Civilisation im Vergleich zur antiken und im Contrast zur römischen Centralisation ist die Sonne, die am westlichen Horizonte emporstieg und zwar roth von dem Blute conföderirter Helden, trübe von den Thränen ihrer Wittwen und Waisen. Ostwärts richtet sich ihr Lauf, das Licht des christlichen Glaubens und der Civilisation ausstrahlend bis an das Ende der Welt. Und so gewiß als sie dahineilt, wird sie den endlichen Triumph der Wahrheit herbeiführen, den ihr eine bessere Zeit zuerkennen wird.

In jenem Siegeszug wird Abraham Lincoln nicht als der berechtigte Präsident einherziehen, sondern Jefferson Davis, der s. g. „Verräther" und Führer der verlorenen Hoffnung. Die Erinnerung an zerbrochene Ketten wird in jenem Siegeszug die beredteste Sprache führen. Jenem feierlichen aber majestätischem Zuge werden sich auch die Conföderirten Staaten anschließen und jeder einzelne derselben wird seine im Strahlenglanz der Wahrheit prangende Krone der Souveränität fleckenlos tragen. Voran

Georgia, in seinen Armen den heldenmüthigen Barlow, den edlen Cobb, den unvergeßlichen Walker, sowie seine andern unzähligen blutbefleckten Helden, die in dem Kampf zur Verwirklichung jener schönen Hoffnung ihr Blut vergossen.

„Wenn das der Advent des 'neuen Südens' ist, eine Bezeichnung, die sich hie und da hören läßt, so rufen wir Soldaten der Conföderation: 'Heil dir, neuer Süden!' Nicht wahr, meine Brüder? 'Heil dir, erneuerte Union der Staats-Souveränität wie die Väter sie wollten und daran weiser thaten als sie ahnten.' 'Heil dir, du großartige amerikanische Republik, Leuchte der modernen Welt!' Wir, ja auch wir Conföderirte wollen alsdann aus dem Tiefinnersten unseres Herzens den Ruf Webster's wiederhallen lassen: 'Gott sei Dank, daß auch ich — ich ein amerikanischer Bürger bin.'

„Aber wenn der s. g. 'neue Süden' eine leichtsinnige Uebergabe wohlerkannter Grundsätze, eine Verläugnung unseres heiligsten Bekenntnisses sein soll; wenn unsere Vergangenheit, unsere Väter, unsere gefallenen Helden mit Schande überhäuft werden sollen, deren sich doch nur der erbärmlichste Thor schuldig glauben kann: dann wollen wir mit all' der uns von Gott verliehenen Kraft in den Ruf ausbrechen: 'Hinweg, falscher Süden, hinweg! Fauler Stamm auf einer verfluchten Wurzel; deine Frucht müsse sich auf der Lippe in Asche verwandeln!'"

In der Krankenstube.

Für Haus und Herd von H. Mann.

Du liebes Haus und Herd, gestatte mir, dich auch einmal in die mancherlei Krankenstuben zu begleiten, in welchen du nicht minder ein willkommener Gast bist als im Hause der Gesunden. Vielleicht erlaubst du mir, den lieben Leidensgenossen, den Kranken, zum Troste und zur Aufmunterung Folgendes zu sagen:

Krank sein, oft lange krank sein, ja immer wieder auf's Neue krank werden und dabei stille zu bleiben, dazu gehört auch Gnade von Gott. Ach, es erscheint uns als etwas gar zu Hartes, beständig krank zu sein und oft ohne Aussicht auf's je einmal wieder Gesundwerden!

„Der Herr hat dich besonders lieb," schrieb vor einiger Zeit ein guter Freund dem Artikelschreiber. Letzterer war nämlich wiederholt durch Leiden am Körper heimgesucht. „Der Herr hat dich besonders lieb," wiederholte er halblaut vor sich hin und dabei stahl sich ihm eine Thräne in's trübe Auge. Ja, so heißt's dort im Ebräerbrief: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er;" aber ach, es ist das oft so schwer zu glauben und noch schwerer zu begreifen.

Doch da war's ihm, als ob ein Engel Gottes — er glaubt nämlich noch an den Dienst der Engel — ihm in's Ohr flüsterte: „Sind nicht schon viele auserwählt gemacht worden im Ofen des Elendes? Wenn das nun auch mit dir geschieht, solltest du dafür nicht dankbar sein? Ist doch dieser Zeit Leiden nicht werth der Herrlichkeit, die an uns geoffenbaret werden soll! Jetzt küssest du die Hand, die dich in der Jugend gezüchtigt, aus Liebe gezüchtigt hat. Noch treuer meint es dein Gott." Nach einer Pause tönt es weiter: „Und sieh' wie kurz ist dein Leben hienieden. Nicht für die kurze Zeit, sondern für die Ewigkeit bist du geschaffen. Das Leben hier unten ist eigentlich ja nur ein sehr kleiner Theil unseres eigentlichen Lebens. Sind nicht vor Gott tausend Erdenjahre wie ein Tag? Nach dieser Rechnung wird ein Achtzigjähriger vor Gott kaum eine Stunde alt, denn tausend Jahre sind vor ihm ja nur zwölf Stunden. Drum harr' aus, harr' aus! bald ist es überwunden!"

„Ja," wagte ich kleinlaut zu sagen, „aber ich möchte so gerne, wie früher, mit frischem, frohem Muth für meinen Herrn arbeiten, nun aber bin ich durch mein Leiden daran gehindert."

Wieder war es mir, als ob der gute Engel mir abermals in's Ohr flüsterte wie folgt:

„Erinnerst du dich noch an das, was einst der hochbetagte Missions-Inspektor J. einer dir gut bekannten Missions-Braut, die im Begriffe stand nach Afrika, an die Goldküste, abzureisen, mit auf den Weg gab? 'Wenn du nach Afrika kommst,' sprach der ergraute Missionsheld, 'so denkst du, du wirst das Fieber bekommen. Entweder stirbst du dann — so denkst du weiter — oder du überstehst die Krankheit und wirst dann recht gesund. Mit nichten. In Afrika wirst du immer krank fühlen. Aber laß dich das nicht abhalten, für den Herrn zu arbeiten. Viele der thätigsten Menschen auf der Erde haben fast immer am Körper gelitten und manche unter ihnen, die ihr Lebtag kränkelten, haben Großes ausgerichtet. Denke an Paulus, er hatte seinen Pfahl im Fleisch und ward ihn nicht los. Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig.'"

Es vergingen einige Tage, da legte mir derselbe gute Engel Gottes ein Blättlein in die Hand, auf dem wie folgt geschrieben stand:

„Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank!"

So habe ich kürzlich in einem sogenannten weltlichen Dichter, zu dessen Liedern ich gerne von Zeit zu Zeit greife, nämlich Friedrich Rückert, gelesen. Ob er auch nicht immer die Sprache der Schrift redet, so ist's doch auch die „Weisheit auf der Gassen" werth, daß man ihrer Stimme lausche, zumal wenn sie es so meisterlich versteht, den Nagel auf den Kopf zu treffen, wie manchmal der genannte Dichter.

Woher kommen die Perlen? Wie entstehen sie in der Muschel? Wodurch wird die in der Muschel wohnende Schnecke veranlaßt, in ihrer Schale drin jenes kostbare Gebilde fertig zu machen, welches wir Perle nennen? Darüber habe ich kürzlich Folgendes gelesen. Wenn ein fremder Körper, ein Steinchen, ein Sandkorn in die Muschel hinein kommt, so übt dies auf das Muschelthier einen stechenden, schmerzenden Reiz aus; die Folge dieses Reizes ist, daß das Thier den schmerzenden Gegenstand durch einen besonderen Saft einzuhüllen und einzuwickeln bestrebt ist, und wenn dies dann trocknet, so ist es eine kostbare Perle. Es geschieht deswegen nicht selten, daß in den Gegenden, in welchen Perlenmuscheln sich befinden, die Eingeborenen eine Muschelschale künstlich öffnen und irgend einen fremden Gegenstand hineinschieben, um das darinnen befindliche Thier durch den verursachten Schmerz zur Bildung einer Perle zu veranlassen.

Ist das nicht ein schönes Bild davon, wie Gott manchmal mit uns Menschenkindern handelt? Schiebt er uns nicht auch manchmal ein Steinchen, ein Sandkörnchen, etwas Störendes und Schmerzendes in Herz, Haus und Leben herein, damit etwas Köstliches daraus werde? Ist nicht die Trübsal deßhalb gesandt und dazu bestimmt, daß sie wirke eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit? Welch' eine köstliche Perle des Glaubens und Hoffens erwuchs in Abraham's Herzen, als Gott der Herr jenes schmerzende, scharfe Steinchen hineinlegte: „Nimm deinen einigen Sohn Isaak und opfere ihn mir zum Brandopfer!" Was für köstliche Perlen sind Davids Psalmen! Aber wodurch sind sie geworden? Sind sie nicht herausgeboren aus innerer und äußerer Noth, aus Jammer und Schmerz? Ja — „wo kommen Davids Psalmen her, wenn er nicht auch versuchet wär'?" Und Luthers kraftvolle Lieder, und Paul Gerhards süße Gesänge, woher stammen diese edlen, köstlichen Perlen der evangelischen Kirche? Sind sie nicht aus dem Herzen dieser Gottesmänner hervorgequollen, nachdem Gott der Herr ihnen Schmerz und Weh bereitet hatte? — Aber nicht blos bei den gottbegnadeten heiligen Dichtern und Sängern ist's ja also, sondern bei allen Jüngern Jesu, bei allen Gotteskindern. Unter dem Druck der Trübsal sollen die Perlen wachsen, die Perlen des Glaubens, der Geduld, der Bewährung, der Hoffnung, des Stilleseins und Harrens. Wie viele Kinder Gottes sind mit ihrem ganzen Leben und Leiden lebendige Zeugen davon! Wie mancher Jünger, wie manche Jüngerin des Herrn seufzt unter dem Druck der Noth: Wie lange, Herr, wie lange? Warum lässest du mich so lange harren und warten? Warum spannst du mich nicht endlich aus? Antwort: Die Perle ist noch nicht fertig, noch nicht reif, welche unter dem Druck der Noth soll ausgebildet werden; fürchte dich nicht, glaube nur, sobald es Zeit ist, wird sich Alles, Alles wenden. Nicht umsonst hat die Sprache und Dichtung so mancher Völker von jeher Perlen und Thränen in enge Verbindung mit einander gebracht. „Perlen bedeuten Thränen," sagt das Sprichwort; „wer von Perlen träumt, muß bald Thränen vergießen." Wir wollen's lieber umdrehen: Thränen bedeuten Perlen, nämlich, wenn's Thränen sind von der Art, wie der Herr sie meint in dem Worte: „Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen." „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Und da legt sich uns noch ein anderes Dichterwort nahe, das ebenfalls von Rückert stammt:

„Es muß das Maulbeerblatt den Fraß der Raupe leiden,
Daß es verwandelt werd' aus schlechtem Laub in Seiden."

Mit andern Worten: Nicht blos das Leid, auch der Tod muß denen, die Gott lieben, zum Besten dienen. Sie müssen verwesen, vermodern und verzehret werden im Grab, damit aus dem alten Leib der Schwachheit und des Todes ein neuer Leib werde, ein Kleid von weißer und reiner Seide, das ins Reich Gottes taugt. Gott, der Herr, schenke uns beides: Aus der Trübsal die Perle, und aus dem Tode das neue glänzende Seiden- und Feierkleid des verklärten Leibes der Auferstehung!"

Meine Augen füllten sich mit Thränen. Also Perlen sucht der Herr auch bei mir, sprach ich, und — sie sind noch nicht fertig! Ich sank nieder auf meine Kniee und bat meinen treuen Heiland, der einst auch im Thränenthale hier unten geweint hat, um Gnade, um Leidens-Gnade. Hat er sie gegeben? O ja, er gibt sie immer noch alle Tage, so viel als sein armes Kind braucht. In meiner Seele tönt es sanft und lieblich:

Still, halt still!
Es ist nur des Vaters Zucht,
Der ja doch dein Bestes sucht,
Ueberlaß dich ihm, erkenne doch
Was er nur will und halte still.

Still, ja still!
Meine Seele betet an;
Großes hat der Herr gethan.
Ich bin ja sein Kind, er mach's mit mir,
Wie er nur will; ich halte still.

Der Tannenbaum von Hohenschwangau.

Von Joseph Mayr.

Wer hätte nicht schon von Hohenschwangau, dem auf einem bewaldeten Felskopf zwischen dem Schwanen- und Alpsee gar malerisch gelegenen Königsschlosse gehört? Und wer könnte das reizende Bild je vergessen, der einmal das Glück hatte, es zu schauen? Der bayerische Kronprinz Maximilian hat in den dreißiger Jahren über den Ruinen der alten Burg von Schwangau den schönen Schloßbau aufführen lassen, der heute vor uns steht. Gern und oft weilte er mit den Seinen da, und auch seinem Sohn und Nachfolger, dem höchstseligen König Ludwig II., war Hohenschwangau ein Lieblingsaufenthalt, ehe er in der Nähe Neuschwanstein erbaute.

In den ersten Regierungsjahren des späterhin so unglücklichen Ludwigs des Zweiten war es, daß der noch jugendliche Fürst an einem schönen Herbstabend an der Seite seiner erlauchten Mutter in dem Erker seines Arbeitszimmers stand und mit ihr die herrliche Aussicht genoß, welche man von da aus auch auf die Ebene hat. Die Dämmerung brach an und überzog die noch grünen Fluren mit ihrem duftigen Schleier, während die dem Sonnenuntergang zugekehrten Höhen bereits lange Schatten warfen. Besonders ein über das niedrige Gebüsch emporragender Tannenbaum hob sich in deutlichen Umrissen vom Horizont ab, vergoldet von dem immer schwächer leuchtenden Abendroth.

Wie in Selbstvergessenheit versunken, standen beide, als die Königin das Schweigen mit den Worten brach: „Jene Tanne dort, sieht sie nicht wie ein Christbaum aus? Die Zweige, mit schweren Früchten behangen, senken sich unter ihr r Last; es fehlen nur noch die glänzenden Lichter, die Täuschung vollkommen zu machen."

Prüfend richtete der König das große, dunkle Auge auf den kegelförmig aufsteigenden Baumriesen und nickte zustimmend.

Wochen und Monde waren seit jenem Abend verflossen und der letzte Fremde, der gekommen, die liebliche Gebirgsgegend mit dem romantisch gelegenen Schlosse zu besuchen, war längst heimgezogen. Schon hatten die Berge ihren Schneemantel umgeworfen, der ihnen von den Häuptern bis zu den Füßen reichte und gleich einer riesigen Schleppe auch die Ebene bedeckte. Auf Hohenschwangau war alles still; es lag wie in einem tiefen Schlaf. Die Fenster waren geschlossen, und kein neugieriger Sonnenstrahl fand einen Weg zu den traulichen Gemächern. Da auf einmal — es war am Morgen vor dem heiligen Weihnachtsfeste — regte es sich im Schlosse; die Gardinen wurden zurückgezogen, und aus den Kaminen stiegen weiße Rauchsäulen kerzengerade in die klare Winterluft empor. Ehe aber das Tagesgestirn seinen Scheidegruß über die Bergspitzen sandte, fuhren prächtige Schlitten den steilen Schloßberg hinan, und die feurigen Rosse schnaubten und dampften, als sie in den Hof einbogen. Ein hochgewachsener junger Mann sprang elastisch aus dem ersten Schlitten und half einer kleinen, verschleierten Dame beim Aussteigen, bot ihr den Arm und schritt majestätischen Gangs durch das Hauptportal. Ihnen folgten die übrigen Herren und Damen, in warme Pelze gehüllt.

Bald waren die Angekommenen in dem hellerleuchteten Speisesaal versammelt und thaten sich gütlich an den leckern Speisen und auserlesenen Getränken, und wohl keiner an der Tafelrunde ahnte das geschäftige Treiben, das draußen am westlichen Abhange herrschte; keiner bemerkte die Spukgestalten, die gleich Leuchtkäferchen hin und her schwirrten und kaum sich zu flüstern getrauten. Nur zahllose Sternlein funkelten am nächtlichen Himmel und sahen auf das emsige Treiben herab; aber die sind ja verschwiegen und plaudern nichts aus.

Unter heitern Gesprächen verstrich unvermerkt der Abend, und da eben die Schloßuhr die mitternächtige Stunde schlug, ertönte die Glocke zur kirchlichen Christfeier und rief die vornehme Gesellschaft zur Mette in die Kapelle. Als man nach verrichteter Andacht in den Saal zurückkehrte, lagen kostbare Geschenke aller Art auf langen Tafeln ausgebreitet. Wie sehr aber auch Gold und Edelsteine funkelten, Sammt und Seide schimmerten, wie sehr die vielerlei Dinge auch das Auge fesselten: eins fehlte, ohne das die glänzendste Bescheerung, in deutschen Landen wenigstens, unvollständig oder geradezu undenkbar ist—der Christbaum! Und wenn auch nicht mit Worten, so sagte man sich's doch durch Blicke; nur der König schritt an der Seite seiner Mutter durch den Saal und schien nicht zu a.)nen, was jeder vermißte.

„Ich finde Alles recht schön," bemerkte die Königin Marie; „aber wo ist der Christbaum?"

Ein Lächeln umspielte den Mund des Monarchen. „Die Vergeßlichen," sprach er, „ließen ihn wohl gar draußen stehen. — — Soll ich ihn hereinbringen lassen, liebe Mama?" fügte er hinzu, nachdem er rasch an das Fenster getreten war und den Vorhang zurückgezogen hatte.

„Ah!" ging es über die Lippen Aller, und die Mutter sank mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung an die Brust des Sohnes.

Was war es nur? — die Tanne, die an jenem Herbstabend von der untergehenden Sonne vergoldet wurde, sie prangte jetzt im reichsten Lichterglanz, und auf ihren Aesten und Zweigen lag weißschimmernder Schnee.

„Fürwahr, ein Christbaum, wie ich größer und schöner noch keinen gesehen!" sagte die hohe Frau und drückte dem König dankend die Hand. „Ja, Ludwig, das heiße ich überraschen!"

„Nicht doch, Mama!" versetzte dieser, „du wähltest den Baum dir schon vor Monaten aus. Soll ich ihn hereinbringen lassen?" wiederholte er in scherzendem Tone.

„Nein!" erwiderte die Königin-Mutter mit heiterem Lächeln. „Der mag stehen bleiben und mich noch recht oft an diesen schönen Weihnachtsabend auf Hohenschwangau erinnern.

Geschichte einer Lincoln'schen Depesche.

Für Haus und Herd bearbeitet von W. Fotsch.

Es war im Februar 1865. Ich diente als Divisions-Stabsoffizier, und campirten damals bei Winchester, Va. Das Krieges-Wetter war in jener Gegend zu Ende gekommen, also daß ich meinen erwünschten Urlaub auf zwanzig Tage erhielt. Bis zum ersten Abend kam ich nach Harper's Ferry, fand aber den Baltimore-Zug schon eine Stunde in der Ferne, was mich bis Morgens warten ließ. Ich suchte ein Quartier auf. Der Neger versprach mir, mich Morgens 4 Uhr zu wecken. Aber, was ich fürchtete, geschah. Zuerst konnte ich nicht schlafen, dann weckte mich Gelächter und Hundegebell oder das Rauschen des Shenandoah. Erst um 2 Uhr fand ich Schlaf. — Plötzlich weckte mich der Neger und entschuldigte sich, daß der Zug schon seit zwei Stunden fort sei. — Es ist nichts schrecklicher, als warten, wenn man in der Eile ist! —

Nach dem Frühstück besah ich die Stadt und Umgegend. Es findet sich daselbst ein höchst romantisches Flecklein Erde. Der Potomac und Shenandoah brechen sich durch die Blue Ridge Hügel, und vereinigen sich im historischen Harpers Ferry. Von jenen luftigen Höhen bietet sich dem Naturfreund ein herrliches Panorama dar, wovon Thomas Jefferson schrieb, daß dasselbe zu sehen, so viel werth sei, als eine Reise nach Deutschland.

Nachdem ich Briefe geschrieben, sämmtliche Zeitungen durchstöbert, ging ich auf's Depot. Daselbst hörte ich einen Marsch langsam spielen. Einige Soldaten eilten an mir vorbei. Ich erkundigte mich, ob hier ein Begräbniß stattfinde.

„Das noch nicht," entgegnete der Eine, „es ist eine Execution. Wir haben hier zwei Deserteure eines Artillerie-Regiments, welche auf Bolivars Höhe erschossen werden. Dort kommen sie. —"

Langsam sah ich sie vorbei marschiren und den Hügel hinaufwinden. Voran die Musiker, dann General Stevenson, hierauf die Wachen mit den beiden Schächern, gefolgt von dem ganzen Regiment. Es war ein melancholischer Anblick, und Alle machten ernste, fast betrübte Gesichter. Hinter den Soldaten schien ganz Harpers Ferry zu folgen.

Es war naß und kalt. Die Sonne blieb verborgen, als trauerte auch die Natur über die Vorgänge. Die wildeste und verlorenste Gegend wurde als Executions-Platz auserwählt. Das Regiment hatte die befohlene Stellung eingenommen. Zwei Gräber wurden aufgeworfen und neben jedes ein Sarg gestellt. Zwanzig Schritte entfernt davon standen sechs Soldaten mit einem Lieutenant, welche auf Befehl die Deserteure erschießen sollten. Der General mit seinem Stab hielten in der Nähe auf ihren Pferden.

Vom mitgelaufenen Volk rührte keines die Zunge. Es war eine Todtenstille. Die Verurtheilten wurden von einer Ambulanz herbeigebracht; Jeder wurde auf seinen Sarg gesetzt, vor dem offenen Grabe.

Die Todes-Candidaten sahen sehr verschieden aus. Der Eine war ein Mann von vierzig Jahren, und schien sich weder um das Leben noch um den Tod zu kümmern. Aber der Andere war ein bildschöner Junge von erst zwan-

zig Jahren; er hatte einen wilden und ruhelosen Blick, als könnte er diese Strafe nicht erdulden.

Also auf ihrem Sarge sitzend, las ihnen ein Offizier das Protokoll ihres Prozesses vor; die Klage-Artikel, deren Untersuchung, Ueberführung sammt der Gerichts-Vollstreckung. Beigefügt wurde General Sheridans Billigung, daß sie „mit der Muskete todtgeschossen werden sollen, Punkt 12 Uhr."

Die ganze Scene steht jetzt noch lebendig vor meinen Augen. Der Kaplan kniete bei den Verurtheilten und betete mit ihnen, wies sie auf Jesum, als den barmherzigen Sünderheiland; schüttelte ihnen die Hand und zog sich zurück. Dann traten zwei Soldaten vor und verbanden ihnen die Augen. Endlich kommandirte der Lieutenant mit dumpfer Stimme: „Achtung! Gewehr in Arm!" —

Ich sah nach meiner Uhr, es war eine Minute nach zwölf. Welche Todtenstille! Alle Augen waren auf die Beiden gerichtet. Kein Schlachtgewühl hat mich je so ergriffen, als die Vorgänge jenes stillen Kampfes. Mein Herz begann plötzlich leichter zu schlagen, als ich eine Staffete daher galopiren sah, welcher ein Papier über seinem Haupte schwang. Das Viereck öffnete sich; er ritt hinein, und legte eine Depesche in des Generals Hände, welche also lautete:

„Washington, D. C., Februar 23. 1865.

Gen. Job. Stevenson, Harpers Ferry. Deserteure begnadigt bis auf weiteren Befehl. Die Exekution aufzuheben. A. Lincoln." —

Der Aeltere der beiden Männer hatte sich so sehr in sein Geschick ergeben, daß er gar nicht begreifen konnte, daß er begnadigt sei. Der Jüngere aber schlug seine Hände zusammen und brach vor dem Regiment in Thränen aus.

Da in Harpers Ferry später keine militärische Exekution mehr erfolgte, so wurden sie wohl beide endgültig begnadigt. —

Aber Lincoln's Depesche hat auch ihre eigne Geschichte. Der Telegraphist berichtete also: Am Morgen des 24. Februar war ich sehr beschäftigt in der Baltimore-Office mit Depeschen-Empfang und Absendung von Depeschen. Um halb nach zehn hämmerte der Apparat verschiedene Male C.–A.–L.– Nun ließ ich Alles liegen, denn das Kriegs-Departement rief, welchem Dienst wir über Alles zu stellen hatten. Sonderbar, die Depesche trug das gestrige Datum; sie war wohl auf irgend eine unerklärliche Weise zwischen dem Kriegs-Departement und der Washington-Office hängen geblieben.

Einige Worte an unsere Office, welche die Depesche begleiteten, erklärten, daß sie in Baltimore fest saß, und daß ein Offizier in der Washington-Office warte, und der Präsident in großer Unruhe sei, doch rasch zu hören, ob die Depesche in Harpers Ferry angekommen sei.

Baltimore hätte Herrn Lincoln gerne gedient, aber der Telegraph war bei Harpers Ferry drunten irgendwo unterbrochen, so daß nichts auszurichten war, was der Telegraphist nach Washington berichtete.

Aber bevor ich den Apparat verließ, wurde schon zurückgetickt: „Sie müssen sie senden. Thun Sie es auf irgend eine Art, für Herrn Lincoln. Er ist sehr besorgt. Eben kommt schon wieder ein Bote."

Ich rief den Superintendenten und legte ihm die Depesche vor. Er sah nach der Uhr. „Beinahe 11 Uhr," sagte er. „Wir können noch einen Versuch machen; doch es ist ein geringer. Senden Sie die Depesche nach New York, und bitten Sie, dieselbe über Wheeling, Cumberland oder Martinsburg zu schicken. Thun Sie alles Mögliche."

Der Telegraphist wurde immer mehr für die Deserteure interessirt, und sandte Erklärungen nach New York, um sie daselbst auch zu begeistern. Aber New York konnte vor dem Mittag nichts thun, da sie von Arbeit überhäuft seien. Von Baltimore tickte ich ihnen zu, gerade wie mir von Washington zugerufen wurde: „Es muß geschehen. Es handelt sich um Leben und Tod. Thun Sie's um des Präsidenten willen, welcher darob sehr bekümmert ist. Thun Sie's um Gottes willen, um die beiden armen Burschen zu retten." Dies half; denn sogleich lautete die Antwort: „Wollen thun, was wir können."

Es war zehn Minuten nach 11 Uhr. Nach zehn weiteren Minuten vernahm ich von New York, daß die Depesche in Buffalo sei, aber nicht nach Wheeling durchkönne. Sie schickten sie deßhalb nach Chicago.

Aus Washington frugen sie alle fünf Minuten; ich tickte dahin, was ich wußte. Um halb nach 11 Uhr war die Depesche endlich in Chicago, und dort thaten sie Alles, um sie nach Wheeling durchzubringen. — Aber Wheeling blieb immer noch stumm. Ich saß bereits auf glühenden Kohlen. Fünf Minuten war Alles still. —

Endlich sagte New York, die Depesche habe Wheeling erreicht, dessen Operateur sage, er könne die Depesche durchsenden nach Harpers Ferry.

Nun konnte aber New York weiter nichts mehr vernehmen, so daß ich nur nach Wash-

ington berichten konnte, daß ich glaube, alles sei nun richtig.

Nachmittags hörte ich von Harpers Ferry, daß die Depesche zehn Minuten vor 12 daselbst angekommen sei, um gerade in der letzten Minute die Exekution aufzuheben, und den beiden Todeskandidaten das Leben zu retten.

Land und Leute in Korea.

Für Haus und Herd vom Dor'le.

Korea hat einen Umfang von 82,000 Meilen. Die Einwohnerschaft betrug 1885 10,528,837. Die Hauptstadt Seoul hat 250,000 Einwohner.

Der regierende Monarch heißt Li Hi, und ist ein Chinese. Er folgte dem König Schoal Sching in 1864. Er war zu der Zeit zwölf Jahre alt. Er hat sich in seiner Regierung als ein Mann von Gaben und Fortschritt bewiesen.

Das Thronrecht ist erblich und unumstößlich. Die Landesreligion gleicht der der Chinesen. Buddhismus und Loate-Religion herrschen unter dem Volke, während Confucianismus unter den höhern Ständen herrscht.

Einem interessanten Artikel, welcher von Professor Moorse in Philadelpha vor einer wissenschaftlichen Gesellschaft verlesen wurde, entnehmen wir Folgendes über die Sitten der Einwohner.

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ist von strengster Art. Wenn der Sohn in das Zimmer tritt, wo sein Vater sitzt, so muß er mit gefalteten Armen stehen bleiben, bis der Vater ihn einladet Platz zu nehmen. Er reinigt seines Vaters Zimmer, macht ihm das Feuer und wenn nöthig um Mitternacht. Wenn der Sohn des Nachts aufwacht und hungrig oder kalt ist, so steht er auf und fragt seinen Vater, ob er auch hungrig oder kalt sei.

Das Knabenalter währt bis zum 15. Jahre oder bis der Knabe heirathet. Alles Vermögen gehört dem Vater, bis zu seinem Tode, ganz abgesehen von dem, was auch der Sohn verdienen mag. Wenn der Sohn in seinem eigenen Hause wohnt, so kann er seinen Verdienst behalten, sollte aber der Vater kein Geld haben, so kann er des Sohnes Haus verkaufen.

Nach dem Tode des Vaters geht alles Vermögen an den ältesten Sohn über.

Die Töchter sind ganz frei im Hause und stehen in zutraulichem Verhältniß mit dem Vater und den Brüdern.

Dienstboten werden gekauft und als Sklaven gehalten.

Die höhern Stände halten Privatlehrer für ihre Kinder. In alten Zeiten waren öffentliche Schulen in Korea. Heut zu Tage sind die Schulen Privatschulen.

Fünf Regeln werden den Kindern scharf eingeprägt: 1. Daß sie ihren Eltern gehorchen sollen. 2. Den ältesten Bruder zu achten. 3. Dem König Treue zu halten. 4. Höflich gegen seine Frau zu sein. 5. Wahre Freundschaft gegen den Freund zu üben.

Die Nahrungsmittel der Koreaner bestehen aus Reis und Gemüse. Trauerkleider bestehen in einem großen Hut, der bis auf die Schultern herabreicht.

Der Stand der Frauen ist ein im höchsten Grade bedauernswerther und unglücklicher. Unter den höhern Klassen gehen die Frauen niemals aus, besuchen nicht einmal ihre Verwandten. Vor 500 Jahren genossen sie viel mehr Freiheit.

Aus einem Bericht eines amerikanischen Reisenden in Korea entnehmen wir Folgendes:

Die Häuser sind von Stein und Kalk erbaut; sie werden durch Röhren, welche von der Küche unter dem Hause geleitet sind, geheizt. Da das Holz sehr rar ist, so wird das trockene Gras zum Heizen verwendet. Die Häuser haben ein armseliges und schmutziges Aussehen. Die Weiber verrichten die schwere Arbeit und gleichen in ihrem Aussehen unsern Indianerweibern. Sie sind sehr scheu vor Fremden und verhüllen augenblicklich das Gesicht.

Das Geld der Koreaner besteht aus Kupfer, Messing und Eisen. 340 Scheidemünzen machen einen Dollar. Ein Cooly kann blos zehn Dollars von ihrem Gelde tragen.

Bäume gibt es wenige und das Land hat ein uninteressantes Aussehen. Es ist ein großer Unterschied zwischen demselben und den grünen Hügeln Japans.

Ueberall sieht man Gräber in Gestalt runder Hügel; nur bei den Reichen findet man einen Stein oder ein Grabmal.

Die Bauern pflügen mit einer Kuh; ihre Pflüge sind nur ein flaches Stück Holz mit einem Stück Eisen daran, natürlich können sie nur die Oberfläche damit umgraben.

Kaufläden gibt es keine; die Waaren werden auf den Straßen unter Buden ausgestellt. Alterthümliche Gefäße gibt es jetzt nicht in Korea, und doch haben die Japanesen die Töpferkunst in früheren Zeiten von den Koreanern gelernt.

Tempel gibt es keine, ausgenommen kleine. Die Buddhistenpriester werden nicht in der Stadt geduldet. Die Beamten und höhern Klassen sind Confucianer oder haben gar keine Religion. Es sind gegenwärtig wenige Mis-

sionsfelder, die so interessant sind, wie Korea.— Das Land ist voll der größten Contraste. Es stand einmal auf einer hohen Stufe von Kultur und Größe und die Ueberreste dieser Größe finden wir jetzt in Japan. Korea hat Alles verloren. Früher hatte es große Religionen und hat sie Andern mitgetheilt, jetzt hat es selbst keine. Die Einwohner Koreas besitzen viel Verstand und übertreffen in ihrem äußern Wesen und Aussehen die Chinesen und die Japanesen.

Wir Deutsche haben ein besonderes Interesse an Korea, da Fräulein Louise Rothweiler und Herr und Frau Ohlinger nebst andern Missionsarbeitern in Korea wirken.

Der schönste Grabesschmuck.

Es war ein großes Leichengeleit! Der Zug war so und so lang, der Sarg war bedeckt mit Kränzen, ja, es folgte eine leere Kutsche voll Blumen und Palmzweigen nach!" — So hört man's oft rühmen auf der Straße. Das rührt mich immer herzlich wenig. Ob e i n Kranz auf meiner Bahre liegt oder hundert Kränze, — was nützt mir das?

Aber ich wünsche mir auch ein Leichengeleit, doch ein anderes: Ich wünsche mir, daß mir e i n e Thräne nachgeweint würde, — eine reine, heiße Thräne, — nicht nur von Eltern und Geschwistern, von Mann oder Kind, von Verwandten und Freunden, nein, eine Thräne die nicht den natürlichen Liebesbanden entsprungen, eine Thräne von Jemand geweint, der mich, so zu sagen, eigentlich nichts anging, und der mich warm geliebt, weil i ch ihm Liebes gethan. — Ich habe mit tiefer Sehnsucht nach s o l ch e r Thräne letzthin an einem Grabhügel gestanden. Sie haben eine Frau begraben, eine liebreiche, edle Frau und wahrlich, um ihren Grabesschmuck war sie zu beneiden. Wie sah er aus? —

Da kommt am Samstag eine Frau zu mir, eine Mutter von vier Kindern, schlecht und recht. Sie trägt eine Blechkiste am Arm, und darin steckt ihre Wochenarbeit, eigenes Gebäck, das sie an heißem Feuer bereitet. Kaum sieht sie mich, so stürzen ihr die hellen Thränen über die braune Wange. „Ach, s i e ist todt; ich kann sie nicht mehr sehen! Sie wissen nicht, was sie mir war! Wohl funfzehn Jahre komm' ich in ihr Haus, und immer hat sie ein freundlich Wort für mich gehabt!" — Und nun erzählt sie mir von ihrer letzten Begegnung mit ihr. „Denken Sie nur, ich durfte sie noch einmal sehen. Wie ich in's Haus komme, begegne ich dem Mann der theuren Frau; der sagt: 'Frau R., heute mache ich Ihnen eine große Freude, Sie dürfen zu meiner Frau, sie will Sie sehen; aber nur fünf Minuten, länger nicht!' — Und ich habe sie dann gesehen und habe ihr die Hand geben dürfen, und sie hat mich angeblickt so lieb wie immer. Das war das letzte Mal! Als die Todesanzeige kam, — man hat mir auch eine geschickt, — da war ich fort zum Waschen, und als ich heimkam, sagten die Kinder: 'Mutter, es ist ein Brief gekommen!' — Mein Mann wollte ihn aber nicht zeigen; er sagte: 'Sie weint sonst nur den ganzen Abend!' — Ach, ich kann sie nicht vergessen!" —

Ich wußte wohl, wieviel die theure Verstorbene Jedem gewesen, der ihr nahe kam; ich ehrte den hervorquellenden Schmerz der armen Frau. Sie war mit demselben nicht allein, Viele theilten ihn. Ich sah vor mir aufsteigen ein einsam Nähstübchen, wo die Thränen ebenso heiß flossen; ich wußte, daß ein blindes Kind ebenso tief trauerte, — ich hörte das Schluchzen des vierzehnjährigen Pächterkindes, dem seine große „Freude" gestorben, — ich kannte den Schmerz einer alleinstehenden Jungfrau, deren Sternlein erloschen war, — o, ich sah sie Alle, Alle wie ein großer Kranz von schimmernden, kostbaren Thränen, reiner, dankbarer Liebe entsprungen. Wie Vielen war ihr reines wohlthuendes Lieben ein Segen! Sie stand in keiner Vereinsthätigkeit, wirkte nicht in Committees und Versammlungen; aber Jedem, der ihr nahe kam, that sie wohl mit Verständniß, Trost und linder Liebe. „Selig, wer so sterben kann," — hinter sich lassend solch' liebendes Gedenken. Sie hat das höchste Gebot erfüllet. —

Im alten Liede der Waschfrau heißt es: „Könnt' ich am Ende gleiche Lust an meinem Sterbehemde haben." — Ich möchte sagen: „Könnt' ich dieselbe Liebesspur bei meinem Scheiden hinterlassen!" Wahrlich, das war der schönste Todtenschmuck!

Und wie kann ich ihn finden? Durch Liebhaben! Liebhaben den Armen und Aermsten! — Liebhaben ist nicht schwer, es ist so einfach. Versuch es nur!

(Nachbar.)

Grüß Gott.

(Zum Bild — Mädchen mit Neujahrsstrauß.)

Für Haus und Herd von G. Weiler.

An des Jahres Schwelle,
Herz, was bebest du?
Ach, des Lebens Welle,
Stürzt dem Grabe zu.

Kaum ein Jahr begonnen,
Kaum den Lenz gedacht,
Ist auch schon zerronnen
All' des Sommers Pracht.

Kindheit eilt vorüber,
Jugend schwindet hin;
Abend senkt sich trüber
Bald in Herz und Sinn.

An des Jahres Schwelle
Zagend steht mein Fuß;
Da tönt glockenhelle
Heil'ger Neujahrsgruß.

Tönt von Kindesmunde
Ein: „Grüß Gott!" mir zu;
Tönt wie Himmelskunde,
Bringt mein Herz zur Ruh.

Ob die Jahre schwinden,
Gott bleibt ewig treu;
Werd' im Neuen finden
Seine Gnade neu.

Gilt es neues Ringen
In des Lebens Streit;
Ist mir zum Gelingen
Seine Macht bereit.

Führt in Trübsals Tiegel
Mich des Jahres Lauf;
Prägt der Reinheit Siegel
Er mir tiefer auf.

An des Jahres Schwelle
Nah ich dankerfüllt,
Weil mir klar und helle
Gottes Brünnlein quillt.

Weil ich noch darf dienen
Meiner Brüder Noth;
Bis auch mir erschienen
Sieg ob Grab und Tod.

Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

IV.

„Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Gewißlich—ich ging nicht wieder heraus."

Eine der großen Werbestuben nahe der Independence-Halle zu Philadelphia stand Ausgangs Juli '61 Tag und Nacht offen. Niemals fehlte es an Rekruten, denn die waffenfähige Jugend drängte sich in solchen Schaaren zum Bundesbanner, daß ganz leicht eine Million Streiter hätte ins Feld gestellt werden können, anstatt 500,000, die der Congreß verlangte.

Eines Nachmittags finden wir auch unsern Christian Heß in dieser Werbestube. Er hat das roth-weiß-blaue Band im Knopfloch und schaut entschlossen in die Welt hinaus, und besieht sich das fremdartige Treiben um ihn her.

Nach einer Weile scheint er sich auf etwas zu besinnen, sucht in seiner Tasche und zieht ein Stück Papier hervor und beginnt einen Brief zu schreiben, indem eine in der Ecke stehende Kiste als Schreibtisch dient. Er schreibt:

Liebe Eltern!

Bei dem Vetter Streckfuß war kein Bleibens mehr. Er wurde alle Tage griesgrämlicher und machte mir das Leben recht sauer. D'rum sagte ich eines Tages zu ihm, daß ich nicht länger zur Last fallen, sondern weiter ziehen wolle.

„Vetter Streckfuß war es ganz zufrieden, denn es gab keine Schreinerarbeit mehr im Hause, und sonst fand sich der Kriegsrüstungen wegen auch nicht so leicht eine Stelle. Da dachte unser Herr Vetter wohl, wenn der Christian geht, sei ein Esser weniger im Hause, schnauzte mich an und sagte, er habe nichts einzuwenden, ich soll mein Glück suchen.

„Freilich — bei ihm hätte ich's nie gefunden. Vor einigen Tagen gab er mir zwei Thaler. Das war nun meine ganze Baarschaft, und mit der ging ich hinaus auf die Straßen Philadelphias.

„Aber wohin—so werdet ihr fragen.

„Erschreckt nicht, liebe Eltern. Es herrscht eine ungeheure Begeisterung im ganzen Lande. Man sagt, die Union müsse gerettet werden, die Sklaven im Süden sollen frei werden, es gelte für die größten Güter des Lebens zu kämpfen. Ich bin, mit vielen andern Deutschen, auch von der Begeisterung erfaßt worden. Ich ahne, daß die amerikanische Freiheit ein großes Gut sein muß, durch welches die Menschen wohl glücklich werden können. Warum sollte ich da zurückhalten, während viel Tausende aus den besten Familien in den Dienst der Vereinigten Staaten treten. Ich bin auch unter die Unionsstreiter getreten und fühle ganz glücklich für eine so große Sache einzustehen.

„Allzu große Sorge und Angst braucht ihr nicht zu haben, geliebte Eltern. Man sagt, der Krieg werde nicht lange währen, und jede Kugel trifft auch nicht. So zufrieden, wie jetzt, war ich in meinem Innern noch nie, seit ich in Amerika bin, denn ich hab' jetzt einen Zweck vor mir, nämlich — zu helfen, die Sklaven frei, und die Ver. Staaten recht groß zu machen.

„Morgen zieht mein Regiment ins Lager bei der Stadt Washington, wo der General McClellan eine große Armee versammelt und einexerzirt, um dann gegen den Feind in Virginien zu marschiren.

„Lebt wohl, ich werde gewiß noch das Glück finden, denn ich spür's in allen Adern. Auch darfst du, liebe Mutter, ganz beruhigt sein wegen der Religion. Unser deutsches Regiment hat einen deutschen Kaplan, der sagt, er werde für die Moral schon sorgen und uns nie verlassen. Euer gehorsamer

Sohn."

Die Bundeshauptstadt Washington war zu Ausgang des Jahres 1861 der Mittelpunkt eines riesenhaften Feldlagers. Von den Zinnen des Kapitoliums aus gesehen, erstreckten sich nach allen Seiten hin die Zeltreihen der großen Potomac-Armee, die hier von McClellan organisirt und eingeschult wurde. Nahezu 200,000 Mann standen unter seinen Befehlen und mit dem Frühjahr 1862 sollte der Marsch nach Richmond, dem Sitz der Rebellenregierung beginnen.

Aus allen Staaten der Union (vornehmlich den östlichen) war hier ein Heer zusammengezogen, wie die Welt wohl kein ähnliches gesehen. Neben den besten und gebildesten Elementen der Gesellschaft war die Hefe der Großstädte einge-


I.R.Wehle
85.

reicht. Die Landbevölkerung hatte den Kern und die Blüthe ihrer Jugend gesandt, und Abenteurer aus allen Herren Länder fanden sich hier ein, um ihr Glück zu suchen. Alle Nationen lieferten Rekruten, und neben vielen der besten und frömmsten Männer, die betend in den Kampf zogen, fluchten die Verworfensten. Es gehörte außergewöhnliches Organisationstalent dazu, um aus dieser „Masse" ein schlagfertiges, marschfähiges Heer zu schaffen, und so viel hat General McClellan gewiß zu Wege gebracht.

Es war ein Glück für Christian Heß, daß die Compagnie, in welcher er diente, aus überzeugungsgetreuen Leuten bestand. Sie schwärmten alle für Freiheit, Menschenrecht und das Sternenbanner. Einstweilen fanden sie ihr höchstes Glück im Dienst der „heiligen" Unionssache. Ob auf dieser Bahn je etwas für das persönliche Glück herauskommen würde, daran dachten die Wenigsten dieser jungen Patrioten. Sie zehrten vom Bewußtsein, der Menschheit zu dienen.

Daß auch diese Art Glückseligkeit durch Opfer und Selbstverleugnung errungen werden mußte, dessen ward unser Christian gar bald inne. Der straffe Dienst erforderte unbedingten Gehorsam, die Lagerkost war zwar reichlich, aber immerhin Lagerkost. Die Uebungen ermüdeten den Leib, der Wachtdienst war langweilig, wenn auch bis jetzt nicht gefährlich und die Spätjahr- und Winterstürme sausten gar frostig durch's Lager.

Jedoch — junges Blut setzt sich über dergleichen leichter hinweg, als das Alter. Die junge Mannschaft vertrieb sich die Zeit, wie die Kälte am Lagerfeuer durch allerlei Geschichten, durch Heldenthaten, die man sich vornahm zu verrichten, durch brieflichen Verkehr mit den Lieben in der Heimath, und durch Gesang, der bereits sehr schlachtenmäßig und öfters auch recht sentimental ausfiel. Denn hatten auch die Wenigsten jenes Heeres damals schon die Schrecknisse eines Gefechtes gesehen, so malten sie sich's doch auf's Lebhafteste aus, und sangen neben den alten Vaterlandsliedern die neuaufgekommenen Schlachtengesänge mit Feuer und Kraft.

Eines dieser Lieder, das in den westlichen, wie östlichen Bundesheeren große Popularität erlangte, übersetzten sich die deutschsprechenden Soldaten in die Muttersprache und sangen es tausendmal in allen Lagern.

Ist die Uebersetzung desselben auch etwas mangelhaft, so setzen wir doch einige Verse desselben her, um unserem Geschlecht eine Idee davon beizubringen, was und wie Viele jener Kämpfer dachten und fühlten:

„Auf dem blut'gen Schlachtfeld, Mutter,
Ich bei Nacht alleine lag.
Engel wachten bei mir, Mutter,
Und zuletzt der Tag anbrach.
An dich denkend lag ich, Mutter,
Und die Lieben, die daheim,
Und zu unserm Städtchen, Mutter,
War's, als ob ich kehrte heim.

Chor: Lebe wohl, du theure Mutter,
Die geliebt so herzlich mich;
Drüben in dem schön'ren Lande
Finde ich auf ewig dich.

Er, zu dem du lehrt'st mich, Mutter,
Knieend beten, da ich klein,
Er gab Muth und Glauben, Mutter,
Als der schöne Traum vorbei.
In des Tages Grauen nahmen
Kameraden mich in Hut,
Und von meinem Busen wuschen
Zarte Hände träufelnd Blut.

Chor: Lebe wohl.

Trauend auf die Gnade, Mutter,
Dessen, der da starb für All',
Ist nun Freud' in meinem Herzen —
Horch, ich hör' der Engel Schall!
Hörst du, wie sie singen, Mutter,
Nun das Chorlied höher schwellt.
Muß jetzt gehn, geliebte Mutter,
Gott mit dir — durch diese Welt!

Chor: Lebe wohl &c."

Keinen Zweifel — Tausende, die dieses Lied sangen, wußten, was der Friede Gottes ist, der über alle Vernunft geht, dankten Gott täglich, daß er ihnen eine fromme Mutter geschenkt, und zogen betend in Schlacht und Tod.

Bei andern Tausenden aber waren diese und ähnliche Verse doch nur ein Klang, eine Gefühlserregung, die weiter keinen tieferen Grund hatte, dafür sorgte schon so manche Lager-Kameradschaft und selbst manche Regimentskaplane.

Derjenige, welcher in dem Regimente, bei welchem Christian Heß stand, „für die Moral sorgte," war, wie so mancher Andere, ein gar kurioser Kauz. In Deutschland war er Schauspieler gewesen, wurde anno '48 nach Amerika verschlagen, hatte hier eine Zeit lang Redakteur gespielt, und später, als leichteres Geschäft, eine Wirthschaft übernommen. Dabei pfuschte er auch in die Politik. Als der Krieg ausbrach, erwachte mit seinem Patriotismus auch seine hohe Verpflichtung für die Moral der Unionsstreiter zu sorgen, und durch Verbindungen gelang es ihm in jener wirren Zeit wirklich, die Stelle eines Feldpredigers bei einem der pennsylvanischen Regimenter zu erhalten.

Er war ein ganz malerisches Stück von einem Feldprediger. Sein gewichster Schnurrbart reichte rechts und links bis zu den beiden Ohrläppchen. Den Schleppsäbel ließ er auf dem Pflaster rasseln, daß es eine Art hatte. Im

Gürtel staken zwei Pistolen, und auf dem Garibaldi-Hute prangte eine wallende Feder. Das war der geistliche Rath des Regiments. Er wäre eine Kapital-Figur in einer Heckerischen Freischaar gewesen.

Eines Samstag Abends marschirte dieser Herr Kaplan von Compagnie zu Compagnie und rief mit so viel Bombast als möglich: „Jungens, morgen früh um 10 Uhr wird auf dem Exerzierplatz Vortrag gehalten. Der Oberst hat's befohlen. Stellt euch Alle ein.

Der Herr Oberst hatte nämlich gehört, daß in anderen Regimentern Gottesdienst gehalten würde, während sein Kaplan für „die Moral sorgte," indem er mit dem Säbel rasselte und Bier vertilgte. Und der Herr Oberst mochte denken, daß in Richtung nach „der Moral zu" nachgerade Etwas geschehen müsse.

Somit ward also der Vortrag gehalten. Und was für einer!

An einer Waldecke des Lagers stand ein Tisch. Das war die Kanzel, und dahin zog der Herr Kaplan mit rasselndem Säbel. Hinter ihm d'rein marschirte die Regimentsmusik und einige hundert Soldaten.

Zur Einleitung ließ der Kapellmeister einen Marsch blasen, dann kam der Vortrag.

„Von den zwei größten Gütern im Menschenleben wollen wir reden," sagte der Kaplan — „vom freien Willen und von der Freiheit des Menschen-Geschlechts." Auf diese Ankündigung folgte ein Hexelfutter verworrener Begriffe und bombastischer Ausdrücke, daß die paar Goldkörnchen Wahrheit ganz und gar in dem Wust untergingen, und die Soldaten sich einander erstaunt oder spöttisch anguckten.

Heutzutag ist es kaum glaublich, daß solche „Seelsorger" in der Bundesarmee angestellt werden konnten. Und doch ist obiges Bild getreu nach der Natur gezeichnet. Es mußte eben Alles sozusagen geschaffen werden und da mußte die Regierung anfänglich gar Manches der Wahl der Regimenter überlassen. Später wurde es besser. Man schickte die ungläubigen „Hahnfeder-Kaplane" heim, wo sie hin gehörten, und wählte bessere Feldprediger.

„Du," sagte Christian zu einem deutschen Kameraden aus dem Wupperthal, als sie nach dem Vortrag wieder den Zelten zuwanderten, „das war aber ein Mischmasch! Es ist ja nicht der Mühe werth, solches Zeug anzuhören."

„Wir gehen auch nicht wieder hin," antwortete der Wupperthaler. „Drüben bei dem Regiment X steht ein besserer Kaplan, den will ich heute Mittag hören. Gehst mit?"

„Jawohl."

Und sie gingen und fanden einen Mann nach Gottes Herzen, der um das Heil seiner deutschen Landsleute willen in's Feld gezogen war und sich ganz und gar seinem Berufe widmete, weil er aus Gnaden selig geworden.

Schon seine Erscheinung zeugte davon, daß er ein Diener seines Herrn war. Aus seinem dunkeln Auge leuchtete der Friede Gottes; seine Stimme war sanft, seine Worte lieblich und mit Salz gewürzt. Er redete von der lebendigen Christen-Hoffnung; auf was sie sich gründe, und wie sie sich in allen Lagen, auch im Krieg und im Tod bewähre, mit solcher Ueberzeugung und Salbung, daß auch die Rohen unter seinen Zuhörern beim Herzen gefaßt wurden und nicht anders konnten, als ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Nach der Predigt vertheilten mehrere Soldaten christliche Zeitungen — den „Amerikanischen Botschafter," den „Christlichen Apologeten," und andere. Einer dieser Soldaten verkündigte, daß am Abend eine Gebetstunde gehalten würde. Der Kaplan aber ging hinüber in's Feld-Lazareth, um mit den Kranken Gottesdienst zu halten. Er fiel im Jahre 1862 als er während einer mörderischen Schlacht den Verwundeten auf dem Schlachtfelde den Trost Gottes brachte.

In Gedanken versunken gingen die beiden Kameraden zu ihrem Regiment zurück. Die Predigt hatte das Gewissen des Einen geweckt, und die Hoffnung des Andern — des gläubigen Wupperthalers gestärkt.

„Nicht wahr, Christian, dahin gehen wir noch öfters," sagte dieser, als sie sich im Lager trennten.

Und mit dem Versprechen, noch oft mitzugehen, ging Christian auf sein Zelt zu und fand hier einen Brief aus der Heimath.

Es muß Erschütterndes sein, was ihm da die Lieben schrieben, denn so männlich er auch kämpft — seine Thränen rollen unaufhaltsam auf den Brief und er verhüllt endlich sein Angesicht mit beiden Händen.

Unendlicher Jammer kehrte im Häuschen des Schulmeisters Heß mit der Nachricht ein, daß der Sohn in Amerika unter die Soldaten gegangen. Den alten Schulmeister traf es am schwersten, denn er hatte am wenigsten Halt im lebendigen Christenglauben. Und er rief fortwährend: „Das ist also das Ende vom Glück, das er suchte!"

Die Mutter und Schwester gingen in's Kämmerlein und blieben lange, lange daselbst, um vor dem Herrn ihre Herzen auszuschütten. Und als sie seine Stimme recht deutlich vernommen, da schrieben sie Briefe an den jungen Unions-

Soldaten — nicht vorwurfsvoll, aber so herzinnig, so voll Angst um sein Leben, so voll Sorge um sein Heil, dessen er sich nicht gewiß war, daß er ergriffen wurde, wie wohl noch nie in seinem Leben.

Die einfachen Frauen im Schulhäuschen des Rheinthals verstanden selbstverständlich nichts von dem großen Zweck und Ziel des ausgebrochenen Kampfes, erkannten nicht, daß es sich wohl auch lohne, für eine solche Sache zu sterben, sondern sahen nur den Angeworbenen, der jetzt ohne Gewißheit des ewigen Lebens zur Schlachtbank geführt wird.

Daher ihre herzerschütternden Briefe, die Christian nicht so schnell beantworten konnte.

Dieselben bezweckten zweierlei: Sie richteten seinen Blick mehr als je zu der rechten Quelle des Glücks, und sie veranlaßten ihn, nüchterner als je um sich zu schauen, um zu entdecken, ob auf der betretenen Bahn wirklich das zu finden, was er sich als „Glück" vorgestellt hatte. Und er mußte sich sagen, daß er viel eher eine Kugel zu erwarten habe, als daß er in diesem theilweise wüsten, theilweise sehr ehrgeizigen Treiben des Lagers das finde, wovon er schon so oft geträumt.

„Was mich und viel tausend ehrliche Männer aufrecht hält," schrieb er an seine Schwester, „daß ist das Bewußtsein, für eine große Sache eingetreten zu sein. Darin müssen wir vorderhand unser irdisches Glück suchen. Und ich verspreche dir, liebe Bertha, auch an mein himmlisches und ewiges zu denken."

Und — er dachte nicht bloß daran, sondern hielt sich auch zu denen, wo es zu finden war. In dem Regiment X hatte sich unter der Leitung des wackeren Kaplans und der christlichen Commission eine Schaar ernster Soldaten vereinigt, die nebst den Predigt-Gottesdiensten Erbauungsstunden besuchten, christliche Schriften vertheilten, sich des starken Getränkes, dieser giftigen Schlange des Lagerlebens, enthielten, und für die Mäßigkeits-Sache nach Kräften wirkten.

In dieser Gesellschaft reifte sein Charakter und befestigten sich seine Grundsätze; aber zum ächten Born des Glückes kam er immer noch nicht.

Und so kam es, daß als McClellan im Frühjahr 1862 den Feldzug in Virginien eröffnete, Christian hinauszog, den blutigen Schlachten entgegen, nicht als ein fröhliches Kind Gottes, aber doch als ernster, von christlichen Grundsätzen geleiteter Mann.

Wir können ihm nicht in all' die schrecklichen Schlachten folgen. Er machte den unglücklichen Halbinsel-Feldzug McClellan's mit und kam mit dem Leben davon. Er kämpfte unter Burnside bei Fredericksburg und unter Hooker bei Chancellorsville. Er blieb in all' diesen mörderischen Schlachten wunderbar erhalten. Aber er hatte das „Glück" immer noch nicht gefunden, und wir finden ihn, als er im Sommer 1863 in Hooker's Armee nach Pennsylvanien marschirt, wo der Rebellen-General Lee eingefallen war, immer noch als gemeinen Soldaten. Nicht einmal zum Corporal hatte er es trotz seiner guten Aufführung gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Amerikaner und die deutsche Frau.

Ein Yankee, welcher Deutsch verstand,
War „Taxkollektor" worden.
(Ein Yankee deutscher Sprach gewandt,
Verdient wohl einen Orden
Im Handelsland Amerika),
Nun höret, wie ihm einst geschah.

Es mußte in manch' deutsches Haus
Geh'n unser „Taxkollektor;"
Stolz drückte er auf Deutsch sich aus,
Als wär' er deutscher Rector.
Bei seinem Amte dacht' er d'ran,
Wie gut es ist, wenn Deutsch man kann.

Da klopft er eines Tages an
An eines Deutschen Thüre.
„Komm in!" ertönt's, so laut es kann; —
Der Yankee denkt: „Ich höre,"
Hier wohnen wieder deutsche Leut'
Weil man „Komm in!" so kräftig schreit.

D'rum wünscht er freundlich „Guten Tag!"
Die Frau vom Haus erwidert:
"Dear Sir! me not dutch sprechen mag!"
Der Yankee d'rauf erwidert:
„Weib! schämt ihr euch der Muttersprach'?
O, laßt euch das nicht sagen nach!

"Me not dutch bin, me Yankee sein!
Der „Taxmann" herzlich lachet,
Spricht: „Gute Frau, seht ihr nicht ein,
Daß ihr zum Spott euch machet?
Schämt' ihr euch eurer Muttersprach'
Belohnt die Mutter ihr mit Schmach."

Recht so, du braver, wack'rer Mann!
Aus dir kann Großes werden;
Wohl Jedem, der die Sprache kann
Des größten Volks auf Erden.
Wohl schämt man manches Deutschen sich;
Doch nie des Volkes schäm' ich mich.

Wer sich der Muttersprache schämt,
Der ist ein dummer Laffe,
Ob dem sich seine Mutter grämt,
Dieweil ihr Kind ein Affe.
Dem Deutschen, der nicht sein will deutsch,
Gehört fürwahr die Affenpeitsch!

Weihnachtsglocken.

Für Haus und Herd

von

Franz Nebelung.




Ped.
*
tr
rit.
mf
p
f
pp


tr
Ped.
cres.
pp
mf
Lento.
p
mf
pp
Ped.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Januar. **Johannes der Täufer und Herodes.** Matth. 14, 1—12.

1. Zu der Zeit kam das Gerücht von Jesu vor den Vierfürsten Herodes.
2. Und er sprach zu seinen Knechten: Dieser ist Johannes, der Täufer: er ist von den Todten auferstanden, darum thut er solche Thaten.
3. Denn Herodes hatte Johannem gegriffen, gebunden und in das Gefängniß gelegt, von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib.
4. Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: Es ist nicht recht, daß du sie habest.
5. Und er hätte ihn gern getödtet, fürchtete sich aber vor dem Volke: denn sie hielten ihn für einen Propheten.
6. Da aber Herodes seinen Jahrestag beging, da tanzte die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel Herodi wohl.
7. Darum verhieß er ihr mit einem Eide, er wollte ihr geben, was sie fordern würde.
8. Und als sie zuvor von ihrer Mutter zugerichtet war, sprach sie: Gib mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis, des Täufers.
9. Und der König ward traurig; doch um des Eides willen, und derer, die mit ihm zu Tische saßen, befahl er, es ihr zu geben.
10. Und schickte hin, und enthauptete Johannem im Gefängnisse.
11. Und sein Haupt ward hergetragen in einer Schüssel, und dem Mägdlein gegeben; und sie brachte es ihrer Mutter.
12. Da kamen seine Jünger, und nahmen seinen Leib, und begruben ihn, und kamen und verkündigten das Jesu.

Biblischer Grundgedanke: „Da kamen seine Jünger, und nahmen seinen Leib, und begruben ihn, und kamen und verkündigten das Jesu." Matth. 14, 12.

Einleitung. Das traurige Ereigniß unserer Lektion fällt in die zweite Hälfte des Jahres 32 n. Chr. nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung (andere Zeitrechnung 28 n. Chr.). Es reiht sich unmittelbar an die im vorhergehenden Kapitel berichteten Gleichnisse des Herrn Jesu, sowie seiner Verwerfung aus seiner Vaterstadt an. Tiberius war zu dieser Zeit Kaiser im großen Römerreiche. Pontius Pilatus war Landpfleger in Judäa und Herodes Antipas regierte in Galiläa. Die Parallelstelle Mark. 6, 14—29 berichtet das Ereigniß fast noch ausführlicher. Siehe auch Luk. 9, 7—10.

Erklärung.

V. 1. Herodes, mit dem Zunamen Antipas, war ein Sohn Herodes des Großen, dem Mörder der bethlehemitischen Kinder. Bei der Theilung des väterlichen Reiches erhielt er die Provinzen Galiläa und Peräa mit dem Titel eines Tetrarchen (Vierfürsten). Da während seiner Regierung Jesus in Galiläa auftrat, so ist er unter den Angehörigen der herodianischen Familie derjenige, welcher am häufigsten in den Evangelien erwähnt wird. Um seiner Untreue willen wurde er im Jahre 39 durch den Kaiser Caligula seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Herodias theilte freiwillig das Schicksal ihres Gemahls und folgte ihm in die Verbannung nach Lugdunum, in Gallien.

„Zu der Zeit." Herodes scheint bis zu dieser Zeit nichts von Jesu gehört zu haben. Ohne Zweifel war er in der Eitelkeit seines Hofes so begraben, daß die Kunde von der Wirksamkeit Jesu ihn wenig bekümmert hatte. Jetzt aber, da sein Gewissen ihn peinigt, geht die Botschaft etwas tiefer ein.

V. 2. „Er sprach zu seinen Knechten." Unter seinen Dienstboten befanden sich nach Luk. 8, 3 und Apstg. 13, 1 auch fromme Personen, durch welche das Gerücht von Jesu vor Herodes kam. Lukas berichtet, daß Herodes sich besorgte, weil Etliche sagten, Johannes sei von den Todten auferstanden. Sein Gewissen peinigte ihn, weil er Johannes enthaupten ließ. Gewiß fürchtete, daß jetzt die verdiente Strafe auf sein schuldiges Haupt fallen würde.

V. 3—5. Herodias, eine Schwester des Königs Agrippa und Enkelin Herodes des Großen, war in erster Ehe vermählt mit Herodes, einem Sohne Herodes des Großen, mit dem Zunamen Philippus, einem Bruder des Herodes Antipas. Nach Lösung ihrer ersten Ehe mit Herodes Philippus reichte Herodias dem Herodes Antipas die Hand. Johannes der Täufer aber erklärte ihm unverhohlen: „Es ist nicht recht, daß du sie habest." (Man lese 3 Mos. 18, 16.) Dieses Zeugniß des Täufers gegen seinen Ehebruch war der Grund, warum Herodes ihn in das Gefängniß legen ließ. Obwohl beide, Herodes und die Herodias, den Täufer so gerne aus dem Wege geschafft hätten, wagte Herodes es doch nicht, den Mordbefehl gegen ihn zu erlassen. Johannes machte einen tiefen Eindruck auf den Vierfürsten, welcher ihn in manchen Dingen gerne hörte und sogar seinen Rath befolgte.

V. 6. 7. Das Gedächtnißfest des Regierungsantritts des Herodes, an welchem er seinen Hofleuten ein großes Gastmahl gab, bot der Herodias eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer Rachegedanken gegen den Täufer. Als nämlich die Festlichkeiten durch die Berauschung ihren Höhepunkt erreicht hatten und somit der günstigste Moment für die Bethörung des Fürsten eingetreten war, da ließ Herodias ihre Tochter Salome vor dem König und seinen Hofleuten tanzen. Man nimmt an, daß der Tanz mimisch, d. h. nachäffend und wahrscheinlich wollüstig war. Der Tanz fand rauschenden Beifall. Der König wurde so hingerissen, daß er mit einem Eide betheuerte, der Tänzerin geben zu wollen, was sie von ihm fordern würde.

V. 8. 9. Von der Mutter so zugerichtet, daß nicht blos der moralische Widerstand von Seiten des Mädchens überwunden war, sondern auch eine listige und genaue Instruktion gegeben wurde, fordert sie mit frechem Stolze das Haupt Johannis des Täufers. Der König wurde durch diese Bitte förmlich überrumpelt. „Er ward traurig." Einerseits war es die Rachsucht der Herodias, anderseits die Furcht vor dem Volk, was ihn momentan in schwankender Stimmung hielt. Er erschrak, als er sich in der Schlinge seines Versprechens gefangen sah. Aber wenn er auch noch über den Eid, den er geschworen hatte, hinweggekommen wäre; vor dieser hochansehnlichen Versammlung sich als wortbrüchig darzustellen, das vermochte der feige König nicht. Der fürstliche Ehrenpunkt und der Haß des unsittlichen Hofes gegen den Täufer bestimmten den König, seinen Eid zu halten.

V. 10. 11. Dem Wortlaut nach wurde das Haupt des Täufers noch während des Festes herbeigebracht. Das Haupt des Täufers auf einer Schüssel während eines Gastmahles ist eine schauderhafte Erscheinung, in welcher die satanische Lust sich ungeschminkt offen-

bart. Aehnliches wird uns in der Geschichte der Bartholomäus Nacht berichtet. In Paris ergötzte man sich an Coligny's Leichnam, zeigte sein Haupt und schickte es dann nach Rom.

V. 12. Den Jüngern Johannis blieb der traurige Trost, um seinen Leichnam zu bitten, und ihn zu bestatten, was ihnen, wie es scheint, ohne Widerspruch erlaubt wurde.

Praktische Gedanken.

Verschiedene Charaktere.

I. Der Prophet.

Unter Allem, was ein Mensch in diesem Erdenleben erlangen kann, muß der ächt christliche, auf Gottes Wort gegründete Charakter, als das Höchste und Wünschenswertheste bezeichnet werden. Johannes, der Täufer, als Israels letzter Prophet, wird uns in diesem Lichte vorgeführt.

1. Er war ein „frommer und heiliger Mann" (Mark. 6, 20). Seine Erziehung in seiner Jugend, seine Vorbereitung auf den Amtsantritt in der Wüste, seine Lebensweise, seine Predigt, sein bescheidenes Verhalten Jesu gegenüber, seine Besorgniß um Jesu Wirken, sein Einfluß auf das Volk sowie auf Herodes, seine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seines Amtes, Alles bürgt dafür, daß er fromm und heilig war. Unsere erste Aufgabe im Leben ist, wahrhaft fromm zu sein. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und meiden das Böse ist Verstand."

2. Er war furchtlos in seinem Auftritt als Prophet. Er hielt den Menschen ihre Sünden vor. In der Wüste predigte er den bußfertigen Zöllnern: „Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist," d. h. „Du sollst nicht stehlen." Den Kriegsleuten: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde," d. h. „Laß dich nicht gelüsten." Dem Volk überhaupt: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also." Den Unverbesserlichen und Scheinheiligen: „Ihr Otterngezüchte!" Dem König Herodes: „Es ist nicht recht, daß du sie habest."

3. Er war erfolgreich. Er erfüllte seine Mission, indem er Gott diente, und seinem Volk sich opferte. Jesus nennt ihn den Engel, den Gottgesandten, der vor ihm hergesandt sei, den Weg zu bereiten. Er bezeichnet ihn als den Mann, der mehr als ein Prophet, den Abschluß des alten Bundes und den Anbruch des neuen bezeichne, den Größten aller von Weibern Geborenen. Unser Erfolg liegt nicht in den großen Resultaten, die wir erzielt haben, sondern in der Treue, mit welcher wir arbeiteten.

II. Der König.

1. Er war vorschnell in seinem Versprechen. Das Versprechen des Herodes war unüberlegt und unbesonnen. Er vergaß, daß Versprechen Schulden macht. „Einem Manne wird vergolten, darnach sein Mund geredet hat, Tod und Leben steht in der Zungen Gewalt" (Spr. 18, 20. 21). Wir sollten stets langsam zum Reden sein. Es war aber auch ein höchst übermüthiges und prahlerisches Versprechen. Er vergaß, daß er als Vasall des römischen Reiches nur Statthalter über zwei Provinzen Judäas war und somit gar kein „halbes Königreich" zu verschenken" hatte.

2. Er war grundsatzlos. Nicht die Furcht Gottes, sondern sein Herrscherstolz lag der sorgfältigen Achtung vor seinen gottlosen Betheuerungen zu Grunde. Ein Eid, welcher die Begehung eines Verbrechens in sich schließt, kann unmöglich in Gottes Augen verbindlich sein. Herodes hatte nach seiner Absicht der Tänzerin nur die Wahl zwischen großen Geschenken gegeben, nicht aber sich zu großen Verbrechen gegen sie verbindlich gemacht. Die Furcht, ein Feigling genannt zu werden, sowie seine falschen Begriffe von Ehre hielten ihn ab, den Mord zu verhindern. Es ist gewiß Gott lieber, wir brechen unser in unüberlegter Eile gesprochenes Wort als sein Wort.

3. Er hatte Gewissenspein. Als Herodes von den unvergleichlichen Reden und Wunderwerken Jesu hörte, rief er aus: „Dieser ist Johannes, der Täufer, den ich enthauptet habe; er ist von den Todten auferstanden." Sein Gewissen peinigte ihn. Furchtbar ist die Gewissensqual! „Das Laub im Wald, das Gras im Hain, Rauscht ihm Entsetzen zu."

III. Die Königin.

1. Sie war eine Ehebrecherin. Es ist nichts so böse und teufelhaft, das ein ehebrecherisches und unverschämtes Weib nicht unternehmen und vollbringen sollte. Salomo sagt: „Eine Ehebrecherin ist eine enge Grube. Sie lauert, wie ein Räuber, und die Frechen unter den Menschen sammelt sie zu sich."

2. Sie war rachesüchtig. Offenbar war Herodias der bitterböse Geist, der dem Vierfürsten unablässig in den Ohren lag mit der ungestümen Forderung, an dem ihr lästig gewordenen Prediger der Wahrheit blutige Rache zu nehmen. Es war Rache, welche der unversöhnlichen Härte dieses ehebrecherischen Weibes gegen Johannes zu Grunde lag. Die Rache kennt keine Grenzen und ist zu jeder That fähig.

3. Sie war grausam. Es war ein höllischer Gedanke, welcher sich der Herodias bemächtigte, das Haupt des Täufers auf einer Schüssel zu fordern! Wir sehen hier, wie eine Sünde die andere gebiert. In dieser schändlichen That kommen Blutschande, Ehebruch, unbefugte Ehescheidung, Weiberraub und Mordlust zusammen.

IV. Die Tänzerin.

1. Sie erging sich in den Freuden dieser Welt. Sie war ohne Zweifel vornehm erzogen nach dem damaligen Begriffe des Worts. Dazu gehörte die Fertigkeit im Tanze. Wer aber wollte nach einem so fatalen Beispiel auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß der Tanz schadenbringend und seelenverderbend in seinen Folgen ist! Stelle dir diese unzüchtige Mutter, diese feile Dirne, den ermordeten Knecht Gottes lebendig vor, und frage, ob es erlaubt sei, zu tanzen!

2. Sie ließ sich zur Sünde verleiten. Sie folgt ihrer gottlosen Mutter. Sie theilt die furchtbare Verantwortung des Mordes mit ihr.

Andeutungen für Klassen.

1. Erzähle den Hergang der Geschichte im Zusammenhang nach den Parallelstellen. Siehe Erklärung der Lektion.

2. Schildere die verschiedenen Charaktere nach den Praktischen Gedanken.



Sonntag, 8. Januar. **Speisung des Volks.** Matth. 14, 13—21.

13. Da das Jesus hörete, wich er von dannen auf einem Schiff, in eine Wüste allein. Und da das Volk das hörete, folgte es ihm nach zu Fuß aus den Städten.

14. Und Jesus ging hervor, und sah das große Volk; und es jammerte ihn derselbigen, und heilete ihre Kranken.

15. Am Abend aber traten seine Jünger zu ihm, und sprachen: Dies ist eine Wüste, und die Nacht fällt daher; laß das Volk von dir, daß sie hin in die Märkte gehen, und ihnen Speise kaufen.

16. Aber Jesus sprach zu ihnen: Es ist nicht Noth, daß sie hingehen; gebt ihr ihnen zu essen.

17. Sie sprachen: Wir haben hier nichts, denn fünf Brode und zween Fische.

18. Und er sprach: Bringet mir sie her.

19. Und er hieß das Volk sich lagern auf das Gras, und nahm die fünf Brode und die zween Fische, sah auf gen Himmel, und dankte, und brach es, und gab die Brode den Jüngern: und die Jünger gaben sie dem Volke.

20 Und sie aßen alle, und wurden satt, und hoben auf, was übrig blieb von Brocken, zwölf Körbe voll.

21. Die aber gegessen hatten, deren waren bei fünftausend Mann, ohne Weiber und Kinder.

Biblischer Grundgedanke: „Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens." Joh. 6, 35.

Erklärung.

V. 13. „Da das Jesus hörte." Während die Jünger des ermordeten Täufers dem Herrn die Mittheilung von dem traurigen Ende ihres Meisters machen, kamen die Apostel von ihrer ersten Missionsreise zurückkehrend, mit der begeisternden Verkündigung alles Dessen, was sie gethan und gelehret hatten. Daß die Apostel des Herrn, sowie die Jünger des Täufers durch die Nachricht von der Hinrichtung des Täufers tief erschüttert wurden, kann man sich wohl vorstellen. Die Begeisterung, mit welcher die Apostel von ihrer ersten Sendung zurückkehrten, muß plötzlich sehr herabgestimmt worden sein. Nach Mark. 6, 31 sollten sie sich zunächst in die Wüste begeben, um daselbst ein wenig auszuruhen. Nach Luk. 9, 9 begehrete Herodes Jesum zu einem mündlichen Verkehr heranzuziehen. Dies bestimmte den Herrn augenblicklich, den Ort zu verlassen. Sittlicher Abscheu, Vorsicht vor dem listigen Herodes, und das Bedürfniß, die Stimmung seiner Jünger wieder herzustellen, trieben ihn über das Meer. Auf der östlichen Seite fand er Schutz; dort sicherte ihn die Wüste, aber auch das milde Regiment des Philippus. Jesus bedurfte diese Sicherheit für eine ruhige Sammlung der Seinen und eine neue Rüstung auf seinen Weg.

V. 14. „Da Jesus hervorkam." Als Jesus von seiner Zurückgezogenheit zu den Jüngern hervorkam, sah er die Menge des Volks, welches aus den Städten zu Fuße gefolgt war, seinen Reden zu lauschen und seine Werke zu bewundern. Der Anblick dieser Menschenmenge, unter welchen sich viele Kranke befanden, erregte das Mitleid Jesu, noch mehr aber ergriff ihn die Begierde des Volks nach dem Worte Gottes und die große geistige Verkommenheit der Unglücklichen. Anstatt zu ruhen, wie es seine Absicht war, läßt er die Menge zu sich, heilt ihre Kranken und predigt ihnen das Wort vom Reiche Gottes.

V. 15. „Am Abend." Hier ist vom ersten Abend die Rede, welcher von der neunten bis zur zwölften Tagesstunde, d. h. von drei bis sechs Uhr Nachmittags, dauerte. Die höchste Zeit war gekommen, an das Speisebedürfniß der Menge zu denken. Die Jünger wollte Jesum daran erinnern, daß der Ort öde ist, und da die Tageszeit schon sehr vorgerückt, sei es höchste Zeit, sie zu entlassen, damit die Menge in die im Umkreis umherliegenden Flecken sich begeben, um dort sich selber zu kaufen, was sie essen wollen.

V. 16. 17. „Gebt ihr ihnen zu essen." Dieses Wort lautet so, daß von einem in die Stadt gehen und Speise kaufen keine Rede sei. Der Herr wollte bei den Jüngern die Erwartung eines Wunders erwecken. Die Jünger können nicht begreifen, wie Jesus mit fünf Broden und zwei Fischen den Anfang der Speisung machen will. Ihrer Veranschlagung nach würde es zweihundert Pfennig werth Brod nehmen, die Menge nur einigermaßen zu sättigen. Sie aber sollten erfahren, daß nicht zweihundert Pfennig werth Brod, sondern der geringe Speisevorrath von fünf Broden und zwei Fischen zur Speisung des Volkes ausreichen wird.

V. 18 19. Den Befehl Jesu, sich auf dem Grase zu lagern, der schon ein geordnetes Sichniederlegen zur Mahlzeit in sich schließt, hat Markus in seiner anschaulichen Weise näher ausgeführt (Mark. 6, 40). Jesus befahl den Jüngern, Alle zu veranlassen, daß sie sich tischweise auf dem grünen Grase lagerten, und sie legten sich wie zum Mahle nieder in regelmäßig von einander gesonderten Gruppen, zu je hundert und zu je fünfzig. In diesem Worten soll die Ordnung geschildert werden, welche allein eine geregelte und beschleunigte Vertheilung, sowie die nachher vorausgesetzte Zählung der Menge ermöglichte.

Es war jüdischer Gebrauch, vor der Mahlzeit ein Dankgebet zu sprechen. Wie ein Hausvater nimmt Jesus die fünf Brode und die zwei Fische und spricht, zum Himmel aufblickend, feierlich das Lobgebet über die Mahlzeit. Sein Gebet ist im vollsten Sinn ein Wundersegen, durch welchen die Liebesthat der göttlichen Allmacht vermittelt wird.

Die Vermehrung der Brodstücken und Fischtheilen stellen wir uns folgendermaßen vor: Während das Brechen der fünf Brode ein rasch vollzogener Akt war, begann nun das dauernde Austheilen derselben an die Jünger, damit diese sie den einzelnen Tischgenossenschaften auftrügen. Natürlich konnten sie, wenn das Mahl nicht bis in die Nacht währen sollte, nicht die Einzelnen betheilen; aber dazu waren sie ja eben in dieser Ordnung gelagert, damit die einzelnen Genossenschaften das ihnen Mitgetheilte unter sich vertheilen konnten. Gerade das wird hervorgehoben, daß Jesus von den gebrochenen Brodstücken austheilen und immer weiter austheilen konnte, ohne daß der Vorrath zu Ende ging.

V. 20. „Sie aßen Alle und wurden satt." Jeder Gedanke an eine bloße Scheinsättigung ist hier ausgeschlossen. Jeder konnte seinen leiblichen Hunger stillen. Dafür bürgt das Ueberbleiben von den Brocken, zwölf Körbe voll. Nicht nur die Vollständigkeit des Wunders wird berichtet, sondern das Sammeln des Uebrigen soll die schöne Tugend der Sparsamkeit einschärfen. Daß die gesammelten Brocken den ersten Vorrath übersteigen, beweist, daß sich die Liebe durch Lieben nicht erschöpft, sondern vielmehr wächst, indem sie gibt.

V. 21. Um die ganze Größe dieses Wunders anschaulich zu machen, wird dreierlei hervorgehoben: 1) Alle, auch die Weiber und Kinder, bekamen nicht nur etwas zu essen, sondern sie wurden satt. 2. Von den Ueberbleibseln der Brodstücke sammelte jeder Jünger einen Korb voll. 3. Daß 5000 Mann, ohne Weiber und Kinder, gesättigt wurden. Es hatte kein Wunder gewirkt werden können mit größerer Oeffent-

lichkeit und unter Umständen, welche die Möglichkeit eines Betruges vollständiger ausschlossen, als das Wunder der Speisung der 5000 Mann.

Praktische Gedanken.

Jesus Christus, das Brod des Lebens.

Es gibt wohl keine Speise, mit welcher jedes Kind so vertraut ist, wie mit dem täglichen Brode. Es ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel für die Erhaltung unseres leiblichen Lebens. Darum nennt sich Jesus das „Brod des Lebens." Wir machen auf folgende Vergleichungspunkte aufmerksam.

I. Die Zubereitung des Brodes.

1. Das Brod ist kein Naturprodukt. Obwohl der Physiologe oder Naturforscher im Stande ist, nachzuweisen, aus wie vielen verschiedenen Elementen der Erde das Brod besteht, würde es doch Niemanden einfallen, zu behaupten, daß das Brod ein Naturprodukt sei. Alle Bestandtheile desselben erscheinen in einer veränderten Form. So ist Jesus Christus kein Naturprodukt, kein Erzeugniß dieser Erde, sondern das Resultat der Verbindung der Gottheit und Menschheit in einer Person.

2. Das Brod muß zubereitet werden. Der Same muß gesäet, das Feld bearbeitet und das reife Korn gesammelt werden. Die Frucht muß gedroschen und der Weizen gemahlen werden. Das Mehl muß zum Teig bearbeitet und gebacken werden. Es liegt manche Arbeit und Sorge zwischen dem Samen, der gesäet wurde und dem Brod, an welchem man den Hunger stillen kann. So mußte Jesus Christus zubereitet werden. Es schließt dieses die Entwerfung und Ausführung des Erlösungsplanes in sich. Er mußte als Mensch leben und leiden und sterben, ehe er das Brod vom Himmel gekommen sein konnte.

3. Die Zubereitung des Brodes ist geheimnißvoll. Wir können es nicht begreifen, wie es zugeht, daß so viele wesentliche Bestandtheile, wie z. B. Erde, Wasser, Luft und Wärme im Brode sich vereinigen, und doch ist es so. Ebenso wenig können wir begreifen, wie der Genuß des Brodes unser Leben erhält, die Thatsache selbst aber bezweifeln wir nicht. So ist Jesus Christus das größte Geheimniß und der Erlösungsplan für unsern Verstand unerklärlich. Mit der Thatsache selbst aber sind wir bekannt, und Gott sei gelobet, daß wir sie von Herzen glauben und in uns erfahren können.

II. Die Eigenschaften des Brodes.

1. Es stillt den Hunger. Dies weiß jedes Kind. So stillt das Brod des Lebens den geistlichen Hunger. Jesus allein kann diesen Hunger stillen. Nicht die Wissenschaft, sondern die Erfahrung allein kann darüber entscheiden. Frage alle Kinder Gottes und sie werden einstimmig antworten: „Unsere Seelen hungerten, wir suchten Nahrung überall in der Welt, aber vergebens; was man uns auch anbot, stillte diesen Hunger nicht. Wir kamen zu Jesu, und durch den Glauben an ihn wurde unser Hunger gestillt. Er ist unseren Seelen so unentbehrlich geworden wie das tägliche Brod."

2. Er erhält das Leben. So wie der tägliche Genuß des Brodes eine Bedingung der Erhaltung unseres leiblichen Lebens ist, so ist der Genuß des Lebensbrodes die Erhaltung unseres geistlichen Lebens. Jesus gibt und erhält das Leben der Seele. Ja, das Leben, welches der Mensch aus diesem Brode bekommt, ist für die Ewigkeit bestimmt. Es sichert ewiges Leben. „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Siehe Röm. 8, 10. 11.

III. Die Fülle dieses Brodes.

Die Speisung der Fünftausend ist ein lebendiger Hinweis auf die Fülle der göttlichen Gnade für das hungernde Herz. Zwei Punkte sind hier zu betonen.

1. Alle wurden gesättigt. Sie aßen nicht blos, sondern sie wurden satt. Bei der Speisung der Volsmenge bedurfte es einer geordneten Lagerung, da nur so eine geregelte Vertheilung möglich war, bei der Niemand übergangen wurde. Jeder Mann, jedes Weib, jedes Kind bekam Brods die Fülle. So sättigt Jesus alle nach ihm verlangenden Seelen. Das Kind wie der Greis soll seine Liebe schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist.

„Niemand kann in Wahrheit hier
Ueber einen Mangel klagen,
Nur der Fehler ist, daß wir
Es nicht immer wollen wagen,
Anzunehmen jeder Zeit,
Was doch für uns ist bereit.

2. War ein Uebriges vorhanden. Jesus beauftragt seine Jünger ausdrücklich, die noch übrigen Brocken zu sammeln. Es wird ausdrücklich berichtet, daß jeder von den zwölf Jüngern seinen Korb voll bekam. Der Gnadenreichthum Gottes ist des Meeres Fülle gleich, Das nie erschöpft, beständig fließt, Wer ist, wie er, so reich.

Ja, hier lernen wir, wohin man sehen muß, wenn aus wenig viel, aus Mangel Ueberfluß, aus Schwachheit Kraft, aus Armuth Reichthum, aus Hunger Sättigung, wenn aus nichts etwas werden soll. Hier fließt aufblicken, danken, segnen, empfangen und mittheilen in eins.

Andeutungen für Klassen.

1. Schildere das Mitleid Jesu, indem er für die nöthige Ruhe und Erholung seiner Jünger in der Wüste Sorge trägt. V. 15.
2. Gehe auf das rastlose Lehren und Wunderwirken Jesu ein. V. 15.
3. Weise hin auf die Ruhe und Würde Jesu in der Vorbereitung zur Speisung der Volksmenge. Vers 16. 18.
4. Betone wie Jesus unter der Mitwirkung seiner Jünger das Volk speist. V. 19.
5. Mache aufmerksam auf die Ordnungsliebe des Herrn, sowohl in der Gruppirung der Menge in regelmäßigen Schichten, als im Sammeln der übrigen Brocken. V. 20.

Sonntag, 15. Januar. **Christi Gang auf dem Meere.** Matth. 14, 22—36.

•22. Und alsobald trieb Jesus seine Jünger, daß sie in das Schiff traten, und vor ihm hinüber fuhren, bis er das Volk von sich ließe.
23. Und da er das Volk von sich gelassen hatte; stieg er auf einen Berg allein, daß er betete. Und am Abend war er allein daselbst.
24. Und das Schiff war schon mitten auf dem Meere, und litt Noth von den Wellen; denn der Wind war ihnen zuwider.
25. Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen, und ging auf dem Meere.
26. Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meere gehen; erschracken sie, und sprachen: Es ist ein Gespenst; und schrien vor Furcht.
27. Aber alsobald redete Jesus mit ihnen, und sprach: Seid getrost, Ich bin es, fürchtet euch nicht.

28. Petrus aber antwortete ihm, und sprach: Herr, bist Du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser.
29. Und er sprach: Komm her. Und Petrus trat aus dem Schiffe, und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.
30. Er sah aber einen starken Wind. Da erschrack er, und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir!
31. Jesus aber reckte bald die Hand aus, und ergriff ihn, und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?
32. Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich.
33. Die aber im Schiffe waren, kamen und fielen vor ihm nieder, und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn,
34. Und sie schifften hinüber, und kamen in das Land Genezareth.
35. Und da die Leute an demselbigen Orte seiner gewahr wurden; schickten sie aus in das ganze Land umher, und brachten allerlei Ungesunde zu ihm.
36 Und baten ihn, daß sie nur seines Kleides Saum anrühreten. Und Alle, die da anrühreten, wurden gesund.

Biblischer Grundgedanke: „Aber alsobald redete Jesus mit ihnen, und sprach: Seid getrost, ich bin es; fürchtet euch nicht." Matth. 14, 27.

Einleitung. Der Zeitangabe nach fällt unsere Lektion in die zweite Hälfte des Jahres 28 n. Chr., nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung 32 Jahre n. Chr., und reiht sich unmittelbar an die vorhergehende Lektion an. Um zu einem vollen Verständniß dieser Lektion zu kommen, ist es nothwendig, die Parallelstellen Mark. 6, 45—56 und Joh. 6, 15—24 in Erwägung zu ziehen.

Erklärung.

V. 22. „Trieb Jesus seine Jünger." Die Jünger sollten nicht direkt über das galiläische Meer nach Kapernaum fahren, welches allerdings nach Joh. 6, 17 das letzte Ziel der Fahrt war, sondern sie sollten nach Mark. 6, 45 dem Herrn voranfahren an der Küste hin bis nach Bethsaida, woselbst sie ihn in das Schiff aufnehmen sollten. Die Speisung der fünftausend Mann hatte nach Joh. 6, 15 einen solchen außerordentlichen Eindruck auf das Volk gemacht, daß es ihn zum König oder Messias ausrufen wollte. Diesem Vorhaben des Volkes mußte Jesus entschieden entgegentreten. Daß er aber zunächst seine Jünger von sich trieb, hatte seinen Grund in ihrer Sympathie für die Begeisterung des Volkes. Sie waren noch nicht stark genug, den Sturm der Volksbewegung auszuhalten, und hätte ihr längeres Verweilen ihnen nur weitere Versuchungen bereitet.

V. 23. Der entscheidende Wendepunkt des Lebens Jesu war gekommen. Das Volk mußte jetzt zur Einsicht kommen, daß auf die Erfüllung seiner Hoffnungen durch Jesum nie und nimmer zu rechnen sei. Jesus konnte unmöglich ihr König werden in dem Sinne, wie sie es erwarteten. Daher entläßt er das Volk um die Einsamkeit der Berge aufzusuchen und sein Herz im Gebet vor seinem himmlischen Vater auszuschütten. Den Gegenstand seines Gebetes können wir uns wohl vorstellen. Er betete für das irrende Volk, welches ihn zum König machen wollte, für seine Jünger, welche sich immer noch nicht von den fleischlichen Messiaserwartungen ihres Volkes losmachen konnten, und für sich, damit er Kraft zur Erfüllung seiner letzten Aufgabe erlangen möge, zur willigen Hingabe in das Todesgeschick, dem er schließlich nicht ausweichen konnte.

V. 24. 25. „Mitten auf dem Meer." Um des widrigen Windes willen kamen die Jünger im Rudern nur langsam voran. Es war um die vierte Nachtwache, also zwischen 3 und 6 Uhr Morgens, und sie waren noch mitten auf dem See. Jesus hätte dem Winde gebieten können, daß er sich lege, aber er that es nicht, er selbst wollte ihnen Rettung bringen, und die fieberhafte Erregung beschwichtigen, die über den Hergang des vorigen Tages in ihrem Innern tosen mußte. Als die Noth auf das Höchste gestiegen war und die Jünger sich Jesum in weiter Ferne dachten, war er in nächster Nähe, um ihnen zu helfen.

V. 26. 27. „Sie erschracken." Der Anblick der erhabenen Gestalt auf den Meereswellen erfüllte die Jünger mit Angst und Schrecken, so daß sie laut aufschrien. In ihrem Aberglauben hielten sie Jesum für ein Gespenst. Indirekt ist diese Furcht der Jünger ein Beweis, daß die Juden an die Fortdauer der Menschen nach dem Tode, sowie an eine Geisterwelt, glaubten. Die Jünger erkannten ihren Meister nicht, bis er das Wort aussprach: „Seid getrost, ich bin es; fürchtet euch nicht." Während die Gottlosen vor dem Kommen Jesu erzittern, dient sein Kommen zur Beruhigung seiner Kinder.

V. 28—31. Petrus verlangt zur Probe, ob der Wandler Jesus sei, über die Wasser hin zu ihm kommen zu dürfen. Jesus ist bereit, der Bitte entgegenzukommen, damit sich Petrus überzeugen möge. Welche Aehnlichkeit zeigt sich zwischen diesem Versuch Petri, auf dem Meere zu gehen und seiner Verleugnungsgeschichte! Wie dort sich Petrus vermaß, dem Herrn bis in den Tod zu folgen, so erbietet er sich hier, auf dem Wasser zu ihm zu kommen; wie er dort, als er die Probe machen sollte, verleugnete, so schwindet sein Glaube hier, als er den Sturmwind sieht, und er beginnt zu sinken; wie dort des Herrn Wort und Blick ihn zur Buße führte und rettete, so führt ihn hier des Herrn Hand sicher in's Schiff zurück.

Petrus verdiente gewiß als „Kleingläubiger" gescholten zu werden. Petrus konnte sonst schwimmen. Aber seine Angst wurde hier so groß, daß er momentan nicht nur an seine Glaubenskunst, sondern damit auch seine natürliche Schwimmkunst verlernte.

V. 32. 33. „Traten in das Schiff." Christi Eintritt in das Schiff brachte augenblickliche Hülfe, denn der Wind legte sich plötzlich. Der Eindruck dieses Wunders auf die Jünger und derer, die mit ihnen im Schiff waren, wird besonders namhaft gemacht. Sie hatten Jesus nicht nur auf dem Meere wandeln, sie hatten auch durch sein Erscheinen den widrigen Wind gestillt gesehen. Daher entsetzten und verwunderten sie sich über die Maßen, fielen vor ihm nieder und sprachen: „Du bist wahrlich Gottes Sohn."

V. 34. Nachdem der Gegenwind sich gelegt hatte, durchkreuzten die Jünger nun das Meer und kamen nach Genezareth, wo sie landeten. Diese Gegend liegt zwischen Bethsaida und Kapernaum.

V. 35. 36. In der Gegend, welche Jesus nun betrat, erregte sein Erscheinen großes Aufsehen. Ueberall umher wurden Boten gesandt, die Kranken herbeizubringen, damit Jesus sie heilen möchte. So begann seine Arbeit mit Tagesanbruch auf's Neue, und er entzog sich der armen leidenden Menschheit nicht, sondern Alle, die nur seines Kleides Saum anrühreten, wurden gesund. Merkwürdig ist, daß Jesus nicht mehr selbst seine Heilwirksamkeit aufnimmt, auch eine solche nicht mehr von ihm erwartet zu werden scheint, sondern daß man nur die Erlaubniß erbittet, ohne weitere Bemühung seinerseits von seiner wunderthätigen Erscheinung Nutzen zu ziehen.

Praktische Gedanken.

Die dreifache Stellung des Herrn.

I. Auf dem Berge. V. 23. 24.

Unter den vielen lieblichen Momenten, die uns im Leben Jesu geschildert werden, gehören gewiß diejenigen zu den lieblichsten, in welchen wir ihn in stiller

Nacht auf einsamen Berge im Gebet zu seinem Vater im Himmel erblicken. Jesus betete oft und viel; er rang mit Gott um das Heil derer, die bereits an ihn glaubten und des Volkes, welchem er das Wort der Wahrheit verkündigte. Groß waren die Aufregungen der letzten Tage gewesen. Die Enthauptung Johannes, des Täufers, die Speisung der fünftausend Mann, die Begeisterung des Volks, ihn zum Könige, d. h. zum Messias, auszurufen, waren Ereignisse in seinem Leben von der größten Bedeutung. Jesus sucht allein zu sein, sucht die Einsamkeit und Entfernung von allen Menschen, sogar von seinen vertrautesten Jüngern, sucht die Stille der Nacht, um mit Gott umgehen zu können. Auf einer stillen, nachtbedeckten Berghöhe durchlebt er nochmals die Ereignisse der letzten Tage, und sammelt sich die nöthigen Kräfte zur weiteren Wirksamkeit im Dienste seines himmlischen Vaters. Jesus unternahm keine Arbeit, ohne sich zuvor im Gebet gestärkt zu haben. Arbeit und Gebet lösen sich in seinem Leben immer ab.

Jesus ist uns hier ein Vorbild im Gebet. Er zeigt uns durch sein Verhalten wie wir das apostolische Wort: „Betet ohne Unterlaß“ ausführen können. Gleich, wie er, sollen auch wir uns von der Tagesarbeit und dem Getümmel der Welt zurückziehen, um im stillen Umgang mit unserem himmlischen Vater uns zu sammeln und neue Kräfte zum weiteren Kampf und Leiden zu sichern.

II. Auf dem Meere. V. 24—34.

1. Jesus ist den Seinen stets nahe. Die Jünger, die auf dem Meere von den Wellen Noth litten, dachten sich ihren Meister in weiter Ferne auf dem Gebirge. Aber Markus hebt hervor, daß Jesus sahe, daß sie Noth litten im Rudern. Wenn Jesus noch so weit von uns entfernt zu sein scheint, so ist sein Auge doch liebevoll auf uns gerichtet. Ja, er sieht es, wenn wir Noth leiden, und sein zartes Mitgefühl läßt es nicht zu, daß wir über unser Vermögen versucht werden. Und sollten uns die Wasser der Trübsal bis an die Seele gehen, und es uns erscheinen, als müßten wir unterliegen, so greift er rettend und helfend ein; denn, wenn die Noth am größten, ist er am nächsten.

2. Jesus kam seinen Jüngern zu Hülfe. Ohne Zweifel wäre Jesus im Stande gewesen, durch ein Machtwort vom Gebirge aus die Wellen des Meeres zu legen, oder er hätte ihnen einen Engel zu Hülfe senden können. Allein er that es nicht. Er selber kam ihnen zu Hülfe. Er ging hinaus auf die schäumenden Wogen zum Trost und zur Rettung der Seinen. Sie sollten auf's Neue die Macht über die feindlichen Elemente erkennen und sich in seiner Gemeinschaft sicher und geborgen fühlen. Sie sollten seine sanfte Stimme hören: „Seid getrost, fürchtet euch nicht; Ich bin es!“ Lasset uns daher nie verzagen, sondern ihm vertrauen, er wird Alles wohl machen.

Wir sollen aber auch lernen, in der Noth nie anmaßend oder herausfordernd uns zu benehmen, wie Petrus es that. Als Petrus sich erkühnt, auch eine Weile mit dem Herrn über den Wogen zu wandeln, fängt er bald an im Sturme zu versinken. Wenn aber der Herr uns heißt auf die Wogen zu gehen, wird er uns auch vor dem Untergang bewahren.

III. Auf dem Lande. V. 34—36.

In unserer Lektion wird hervorgehoben, daß man sogleich nach der Landung, Boten nach allen Richtungen hin aussandte, damit man die Kranken zu Jesu brächte, damit er sie heilete. Wer nur seines Kleides Saum anrührete, wurde gesund, denn es ging eine Kraft von ihm aus und half Jedermann. Welch' ein großer Arzt ist Jesus, der alle Leiden des Leibes und die Sündenkrankheit der Seele heilen kann! Er entzog sich keinem Leidenden. Sollten wir nicht von Jesu lernen, Kranken und Leidenden zu helfen so weit unsere Kräfte es erlauben?

Nach Johannes, Kap. 6, fing aber Jesus sogleich wieder sein Lehramt an. Er ermahnt das Volk, welches vom Brode in der Wüste gegessen hatte, das eine wahre Gut, das er ihnen zu bringen habe, vor allem Andern zu suchen. Darum erklärte er ihnen: „Ich bin das Brod des Lebens.“ Leider sind sie seiner geistlichen Segnungen nicht theilhaftig geworden. Die Anwendung für uns liegt auf der Hand.

Andeutungen für Klassen.

Wie können wir Jesu wohl gefallen?

1. Dadurch, daß wir seinem Befehle Folge leisten. V. 22.
2. Dadurch, daß wir, wie Jesus, gerne beten. V. 23.
3. Dadurch, daß wir zu ihm schauen um Hülfe. V. 28—31.
4. Dadurch, daß wir seine Hülfe den Menschen anpreisen. V. 35. 36.

Sonntag, 22. Januar.

Jesus unter den Kranken.

Matth. 15, 21—31.

21. Und Jesus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidons.
22. Und siehe, ein cananäisches Weib ging aus derselbigen Grenze, und schrie ihm nach, und sprach: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget.
23. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn, und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach.
24. Er antwortete aber, und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israels.
25. Sie kam aber, und fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, hilf mir!
26. Aber er antwortete, und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme, und werfe es vor die Hunde.
27. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.
28. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde.
29. Und Jesus ging von dannen weiter, und kam an das galiläische Meer, und ging auf einen Berg, und setzte sich allda.
30. Und es kam zu ihm viel Volks, die hatten mit sich Lahme, Blinde, Stumme, Krüppel und viele Andere, und warfen sie Jesu vor die Füße, und er heilete sie;
31. Daß sich das Volk verwunderte, da sie sahen, daß die Stummen redeten, die Krüppel gesund waren, die Lahmen gingen, die Blinden sahen; und priesen den Gott Israels.

Biblischer Grundgedanke: „Leidet Jemand unter euch, der bete.“ Jak. 5, 13.

Einleitung. Wie aus den vorhergehenden Versen zu ersehen ist, hatten die Schriftgelehrten und Pharisäer den Herrn für unrein erklärt, wegen der Unterlassung des Händewaschens im Kreise seiner Jünger. Aber Jesus hatte ihnen erklärt, daß sie der Unreinigkeit verfallen seien durch ihre unreinen Worte. Damit aber war ein Bruch zwischen ihm und den Vertretern des Volkes bis auf den Tod angekündigt. Ja



Galiläa und Judäa war seines Bleibens länger nicht, wenn er sich nicht dem Tode überliefern wollte. Das sollte aber später geschehen und zwar in Jerusalem. Darum seine Entweichung und Wirksamkeit im Heidenlande.

Erklärung.

V. 21. Die Meeresküste haben die Juden bekanntlich nie besessen. Den südlichen Küstensaum hatten die Philister inne, den nördlichen die als Canaaniter bezeichneten Phönicier. Von seiner Zugehörigkeit zur Provinz Syrien, durch die Herrschaft der Römer, nannte man jetzt das nördliche Küstenland auch Syrophönicien. In der Gegend von Tyrus und Sidon überschritt Jesus mit seinen Jüngern die Grenze und betrat das Heidenland. Die Judenwelt schloß sich ihm zu, und die Zeit des allgemeinen Heils für die Heiden war noch nicht angebrochen. So findet er sich eingeengt in den Grenzstrich zwischen Canaan und Phönicien, und sinnt in tiefer Einsamkeit über die weiteren Schritte, die er thun soll. Wie sauer mußte ihm dieser Schritt geworden sein!

V. 22. Nach Markus wollte Jesus eine Zeit lang in der Stille zubringen, er wollte Niemand seinen Aufenthaltsort wissen lassen, um nicht von den Hülfesuchenden hier in der Heidenwelt angesprochen zu werden. Allein er konnte nicht verborgen bleiben, weil gerade hier ein Ereigniß von hoher Bedeutung für die Zukunft des Reiches Gottes eintreten sollte.

Jesus wird von einem heidnischen Weibe, einer Eingeborenen Syrophöniciens, aufgesucht, die um Erbarmung über ihre vom Teufel übel geplagte Tochter flehte. Die Gelegenheit abpassend, wo Jesus einmal in's Freie ging, schrie sie ihm nach. Ohne Zweifel hatte sie von seinen früheren Wundern gehört, und konnte es nicht über das Herz bringen, ihr Anliegen ihm nicht zu unterbreiten.

V. 23. 24. Als Jesus auf die Bitte des Weibes nicht zu achten schien, redeten ihm die Jünger zu, er möge das Weib unter Gewährung ihrer Bitte entlassen, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden. Jesus aber verwies auf seinen heilsgeschichtlichen Beruf, nach welchem er nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt sei. Es war nicht eine Abneigung gegen das Heidenthum, die den Herrn bestimmte, so zu reden, sondern die klare Erkenntniß seines Berufes, durch welchen seine Wirksamkeit auf Israel beschränkt war.

V. 25. 26. Als das Weib vor ihm niederfiel und ihre flehentliche Bitte um Hülfe wiederholte, blieb Jesus bei seiner Abweisung, indem er in einem Gleichniß den Grund derselben klar machte. So wenig es nämlich erlaubt ist, das den Kindern gehörende Brod zu nehmen und es den Hündlein zuzuwerfen, so wenig kann es erlaubt sein, das Israel bestimmte Heil dem Volk der Verheißung zu entziehen, um es den Heiden zuzuwenden.

V. 27. Das Weib nimmt die demüthigende Vergleichung des Bildes an, wendet sie aber zu ihren Gunsten, indem sie eine andere Seite des Bildes hervorkehrend, geltend macht, daß ja auch die Hündlein von den Bissen essen, die von dem Tische ihrer Herren fallen. Sie wollte sagen, so wenig die Hündlein nach dem Brode der Kinder verlangen, da schon ihre Stelle bei Tische es mit sich bringt, daß sie sich mit den abfallenden Brocken begnügen, so wenig beabsichtigt sie, Israel irgend in seinem Heilsbesitz zu stören oder zu mindern, wenn sie an dem Reichthum dieses Heils auch ihren Antheil haben möchte.

V. 28. Seine Verweigerung, dem Weibe zu helfen, war nicht bloß eine scheinbare, um etwa ihren Glauben zu prüfen, sondern gründete sich auf den göttlichen Heilsrathschluß, den er erfüllen mußte und der dadurch nicht geändert wurde, daß ein Weib in ihrer Noth flehentlich um Hülfe rief. Es ist der Glaube dieses Weibes, der den Sieg davon trägt. Denn wie bei Gott kein Ding unmöglich ist, so sind dem Glauben alle Dinge möglich. Nach Markus war es das Wort des Weibes, das Israels Vorzug voll und ganz anerkannte, das Jesu die Gewährung ihrer Bitte ermöglichte. Das er hier eine Ausnahme in seinem Berufe machen durfte, war ihm klar, daher sagte er ihr die Heilung ihrer Tochter ohne Zögern zu.

V. 29–31. Nach Markus ging Jesus von den Grenzen Tyrus und Sidonan die Ostseite des galiläischen Meeres, in die Landschaft der halbheidnischen zehn Städte, deren Bezirk sich diesseits und jenseits des Jordans in einem schmalen Gürtel zwischen Galiläa und Peräa hinzog. Hier ließ sich Jesus vorläufig auf einem Berge nieder, um seine Gebetseinsamkeit fortzusetzen. Er konnte aber nicht verborgen bleiben. Viel Volks kam mit den Kranken und Krüppeln aller Art. Der Ausdruck, „warfen sie hin," veranschaulicht die Derbheit jener Bergbewohner, und ist zugleich ein Ausdruck ihres Vertrauens, ihrer Dreistigkeit und Inständigkeit, alle Elenden herbeizuschaffen, damit Jesus sie heilen möchte. Von der Gottessohnesschaft Jesu wußten diese einsamen Bergleute nichts, aber sie erblickten in ihm einen ächten Propheten, darum priesen sie den Gott Israels.

Praktische Gedanken.

Jesus unter den Leidenden.

I. Das cananäische Weib. V. 22–28.

1. Ein schweres Kreuz drückte sie darnieder. Ihre Tochter hatte einen unsauberen Geist und wurde vom Teufel übel geplagt. Jedes Haus hat sein Kreuz, jedes Herz hat seine Plage. Krankheit und Leiden sind Folgen der Sünde und sollten uns zu Jesu treiben. Wo wäre eine Mutter zu finden, die nicht Mitleid hätte mit ihrem leidenden Kinde und die nicht Alles aufbieten würde, ihm zu helfen! Kinder sollten ihren Eltern besonders dankbar sein für ihre treue Pflege in Zeiten der Krankheit.

2. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Herrn. Ohne Zweifel hatte sie von ihm gehört. Sie war fest überzeugt, Jesus kann und wird ihre Tochter gesund machen. Sie ließ sich weder durch das Benehmen noch durch die Worte Jesu abwendig machen. Sie war 1) beharrlich in ihrem Anliegen, denn sie schrie Jesum nach, sie fiel vor ihm nieder und sie verwandelte die scheinbare Versagung des Herrn in eine nöthigende Verheißung; 2) sie war demüthig, denn sie ging ein in das im Sinne der Juden beschämende Bild, war zufrieden, mit Hunden verglichen zu werden, wenn ihr nur geholfen wird; 3) Sie war nachdenkend, denn sie streifte die rauhe Hülle des Bildes ab und ging ein in den Gedanken Christi, von dessen Liebe und Wohlwollen sie überzeugt war; 4) sie war vertrauensvoll, denn sie zweifelte nicht an der unbeschränkten Güte und Gnade des Herrn.

3. Sie fand Erhörung. Die Größe ihres Glaubens bestand darin, daß sie das Bild des Herrn von der andern Seite auffaßte. Das Haus und die Tafel ist reich. Es fallen schon Brocken während der Mahlzeit ab. Diese dürfen die Hündlein essen. Wie reich an Lehre ist doch dieses Beispiel des cananäischen Weibes! Ihr Glaube, ihre Bitten, ihre Ausdauer, ihre Erhörung, ihre Anerkennung von Seiten des Herrn — wie belehrend und anregend für uns! Dieses Beispiel ist eine treffende Erklärung des Wortes Jesu: „Denn wer da bittet, der empfängt, wer da

suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan."

II. Die unbeschränkte Heilkraft des Herrn. V. 29—32.

1. Jesus heilte die mannigfachsten Leiden. Große Massen Volks kamen zu ihm, die bei sich hatten Lahme, Blinde, Stumme, Krumme und viele andere, und Jesus heilete sie alle. So wie diese Leute ihre Kranken, so sollen auch wir Alle um uns her zu Jesu bringen, damit sie mit ihm bekannt, durch ihn geheilt und von ihren Sünden erlöst werden. Weil die Wundermacht und Heilkraft des Herrn unbeschränkt ist, deßhalb sollen wir alle Leidenden einladen, zu ihm zu kommen und Theil zu nehmen an den Segnungen des Evangeliums. Es ist allerdings in unserer Lektion nur davon die Rede, daß die Leute ihre Kranken von Jesu heilen ließen. Wenn die Prediger des Evangeliums heute die leiblichen Krankheiten der Menschen heilen könnten, wie Viele würden ihnen dann zuströmen! Es ist betrübend, daran zu denken, wie viel mehr die Menschen um ihren Leib, als um ihre Seele bekümmert sind! Während es eine Liebespflicht ist, den Kranken und Armen nach Kräften zu helfen, und ihre Noth zu lindern, sollten wir doch noch weit mehr um das Heil unsterblicher Seelen bekümmert sein. Wo Jesus den leiblich Kranken half, war er immer bereit, sie geistlich gesund zu machen.

2. Der Gott Israels wurde gepriesen. Es ist möglich, daß dieses einsame Bergvolk nichts wußte von der eigentlichen Person Jesu Christi, ihre Begriffe von ihm mögen mit heidnischen Elementen vermengt gewesen sein. Dessen ungeachtet aber preisen sie den Gott Israels. Nach Markus sprachen sie: „Er hat Alles wohl gemacht." Sie gaben Gott die Ehre nach dem besten Licht, daß sie besaßen. Wie dankbar sollten wir sein für alle Segnungen, nach Leib und Seele, die wir in einer solchen Fülle genießen dürfen! Wie strafbar waren jene neun Aussätzige, die nach ihrer Heilung versäumten, Gott die Ehre zu geben. „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil."

Andeutungen für Klassen.

(Nach dem biblischen Grundgedanken.)

1. Der Herr ist immer bereit unser Gebet zu erhören, selbst dann, wann er sich allem Anscheine nach von uns abwendet. V. 24.

2. Auch Solche, die außerhalb der Kirche sich befinden, genießen das Vorrecht des Gebets. V. 25. 26.

3. Die besonderen Merkmale des erhörlichen Gebetes sind: Demuth, Ausdauer, Ergebenheit, Entschiedenheit und vertrauungsvoller Glaube. V. 27. 28.

4. Die stärksten Mächte des Bösen müssen vor der Kraft des gläubigen Gebets weichen. V. 29. 30.

Sonntag, 29. Januar. **Petri Bekenntniß.** Matth. 16, 13—28.

13. Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?
14. Sie sprachen: Etliche sagen, du seist Johannes, der Täufer; die andern, du seist Elias; etliche, du seist Jeremias, oder der Propheten einer.
15 Er sprach zu ihnen: Wer sagt denn ihr, daß ich sei?
16. Da antwortete Simon Petrus, und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.
17. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonä Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel.
18. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.
19 Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.
20. Da verbot er seinen Jüngern, daß sie Niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ wäre.
21. Von der Zeit an fing Jesus an, und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen, und viel leiden von den Aeltesten, und Hohenpriestern, und Schriftgelehrten, und getödtet werden, und am dritten Tage auferstehen.
22. Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an, und sprach: Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht!
23. Aber er wandte sich um, und sprach zu Petro: Hebe dich, Satan, von mir! du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.
24. Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir.
25. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinet willen, der wird es finden.
26. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?
27. Denn es wird je geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters, mit seinen Engeln; und alsdann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken.
28. Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.

Biblischer Grundgedanke: „Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." Matth. 10, 32.

Einleitung. Von der südöstlichen Seite des galiläischen Meeres ging Jesus mit seinen Jüngern nordwärts, nach Bethsaida, wo er nach Mark. 8, 22—26 einen Blinden sehend machte. Um dem zunehmenden Haß seiner Feinde auf einige Zeit zu entgehen, zog Jesus sich an die äußerste Nordgrenze des Landes, nach Cäsaria Philippi, zurück. Diese Stadt liegt am Fuße des Libanon-Gebirges, nicht weit von der Quelle des Jordanflusses entfernt. Daß Jesus gerade in solch' weiter Entfernung von dem Mittelpunkt des jüdischen Volkes den Grund der neutestamentlichen Kirche feierlich legte und bestätigte, ist ein Hinweis darauf, daß seine Kirche auf der Grenze zwischen Juden und Heiden sich erheben und in ihr kein Unterschied sein werde.

Erklärung.

V. 13. 14. Offenbar war jetzt der Zeitpunkt für die Jünger eingetreten, wo sie ein entschiedenes Bekenntniß von Jesu Christo ablegen sollten, daher die einleitende Frage: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?" Einige erblickten in ihm den von dem Tode erstandenen und in's irdische Leben zurückgekehrten Johannes, den Täufer. Andere hielten ihn für den aus dem Himmel wiedergekommenen Elias. Noch Andere beruhigten sich mit dem Gedanken, daß er nur überhaupt ein Prophet sei. Diese weitauseinander gehenden Ansichten der Leute zeugen sämmtlich von dem gleichen Mangel an Oeffnung der Herzen für Jesu Selbstoffenbarung und sind in der Leugnung seiner Gottessohnesschaft wie in der Anerkennung von etwas Prophetischem in ihm einig.

V. 15. 16. Auf die direkte Frage Jesu an seine Jünger: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" gibt Pe-

trus im Namen der Zwölf die direkte Antwort: „Du bist Christus." Nicht ein Knecht oder Prophet des Allerhöchsten, sondern des lebendigen Gottes Sohn bist du.

V. 17—19. Um seines ausgesprochenen Glaubensbekenntnisses willen preist der Herr den Petrus selig. Auf dem Wege der natürlichen Offenbarung ist Petrus nicht zu dieser Erkenntniß gekommen, sondern von Oben her ist ihm diese Erleuchtung zu Theil geworden. Es ist von der Selbstbezeugung Jesu in Wort und Werk ein unauslöschlicher Eindruck auf Petrus ausgegangen, welcher sein tiefstes Innere berührt hat und nur auf göttliches Gnadenwirken zurückgeführt werden kann, darum die Seligpreisung. „Du bist Petrus," d. h. Fels. Nicht um die Verleihung oder Bestätigung des Namens handelt es sich hier, sondern darum, daß Jesus mit Beziehung auf den Namen, den er ihm einst beigelegt hatte, Joh. 1, 43, die Erwartung ausspricht, die er auf diese Eigenschaft seines Jüngers gründet. Mit dem Festessen, was es gibt, vergleicht Jesus den unerschütterlichen Bestand, der durch dieses Bekenntniß seiner Gemeinde gesichert sein soll. Die Worte Jesu gelten nicht bloß dem Petrus, sondern allen seinen Mitaposteln, in deren Namen Petrus das Wort führte. Ephes. 2, 20 lesen wir vom Grund der Apostel und Propheten, wovon Jesus Christus der Eckstein ist. Die römisch-katholische Kirche hat keinen Grund in diesen Worten des Herrn alle apostolische Begabung und Gewalt auf Petrus und seine angeblichen Nachfolger zu Rom erklärt zu sehen. Die Pforten der Hölle und des Todes, die Niemand aufthut, hinter dem sie sich einmal geschlossen, sollen der Kirche Christi an Festigkeit nicht überlegen sein. Dieser Ausspruch des Herrn hat sich bis hierher in der Geschichte der Kirche bewährt, und wird sich bis an das Ende der Zeit bewähren.

Die Ausdrücke „lösen und binden" bezeichnen die gesetzliche und richterliche Gewalt, welche der Herr seiner Kirche gegeben hat. Daß aber diese Schlüsselgewalt unmöglich die Macht der Sündenvergebung in sich schließt, wie es die römisch-katholische Kirche verstanden haben will, liegt auf der Hand, denn Niemand kann Sünden vergeben denn allein Gott. Jeder Prediger des Evangeliums übt das Schlüsselamt des Lösens und Bindens aus, wenn er auf Grund heiliger Schrift dem unbußfertigen Sünder das göttliche Gericht, dem reumüthigen Sünder aber unter Bedingung der Buße und des Glaubens die Vergebung seiner Sünden ankündigt.

V. 20—23. Nachdem die Jünger ihr bestimmtes Bekenntniß von Jesu abgelegt hatten, verkündigt er ihnen sein bevorstehendes Leiden und Sterben zu Jerusalem. Damit aber ihr Glaube an ihn nicht wankend werde, versichert er sie zugleich seiner Auferstehung von den Todten. Aber ihre Erwartungen vom verheißenen Messias waren trotz alles Unterrichtes, den sie bisher empfangen, so fleischlich und weltlich, daß sie nicht im Stande waren, auf seine Verkündigung einzugehen. Darum nahm Petrus Jesum bei Seite, fuhr ihn an und sprach: „Das widerfahre dir nur nicht!" Petrus schien zu glauben, es sei die Pflicht des Herrn, dem Tode aus dem Wege zu gehen. Der Herr aber spricht zu Petrus: „Hebe dich weg von mir, Satan, gehe hinter mich!" Jesus bezeichnet Petrus als einen Satan im Sinne eines Verführers, der ihn ebenso wie dort in der Wüste, von dem ihm von Gott verordneten Leidensweg weglocken möchte, um seine eigenen Wege zu gehen. „Du bist mir ärgerlich," heißt so viel als: du bist mir im Wege, bist mir ein Hinderniß, in der Erfüllung meiner Lebensaufgabe.

V. 24—28. In diesen Worten legt Jesus die Bedingungen seiner Nachfolge nieder. Auf die Einwendung des Petrus folgt die Erklärung, die den Jüngern wie allen Menschen gilt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst." Nur auf dem Wege der Selbstverleugnung und Kreuzesaufnahme können wir dem Heiland folgen. Sogar unser Leben müssen wir auf's Spiel setzen, denn: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele!" Der Weltbesitz und Weltgenuß ist von keiner Bedeutung im Vergleich zum Verlust der Seele, denn die Seele verlieren heißt Alles verlieren, weil wir im Tode ja doch alles Andere zurücklassen müssen. Zudem folgt auf dieses Leben das Gericht. „Des Menschen Sohn wird kommen, und einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken." Wer Christi Kreuz getragen hat, empfängt die Lebenskrone, wer aber der Welt gedient, geht ewig verloren. Aber es ist hier auch die Rede von der Zerstörung Jerusalems, sowie von der Aufrichtung und Gründung der Kirche Christi, wovon die Jünger Augenzeugen sein sollten. Der Apostel Johannes, sowie Andere aus dem weiteren Jüngerkreise, erlebten die wichtigen Ereignisse, wovon hier die Rede ist.

Praktische Gedanken.

Die Nachfolge des Herrn.

I. Ihr entscheidungsvoller Anfang. V. 13—24.

1. Das bestimmte Bekenntniß von Christo. Es ist nicht genug, wenn wir eine hohe Meinung von Christo haben, ihn als einen Mustermenschen, als einen der Propheten bezeichnen, dessen Lehren und Wunder wir rühmen. Viele der Juden betrachteten Jesum als einen Propheten, ohne an ihn zu glauben oder durch ihn selig zu werden.

Um dem Herrn nachfolgen zu können, müssen wir an seine Gottessohnesschaft von ganzem Herzen glauben und das Bekenntniß ablegen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Nicht unser Verstand, sondern Gottes heiliger Geist ist es, durch welchen wir zur rechten, lebendigen Erkenntniß Jesu Christi, des Sohnes Gottes, kommen. Dieses bestimmte Bekenntniß ist der Anfang der wahren Nachfolge des Herrn.

2. Die entschiedene Stellung des Willens. „Will mir Jemand nachfolgen." Das Wort „will" ist ganz besonders zu betonen. Es giebt von Seiten des Herrn keine parteiische Auswahl von einigen zur Seligkeit zum Voraus Bestimmten. Nein, nein, Jesus will Alle selig machen und zu seiner Nachfolge berufen, ohne daß irgend Einer ausgeschlossen ist, es sei denn, er thue es selbst.

Es kommt auf unseren eigenen, freien Willen an. Gott zwingt uns nicht in sein Reich, sondern er stellt es unserer freien Wahl anheim. Und damit wir nicht getäuscht werden, sagt er uns schon zum Voraus, was wir zu erwarten haben. Er täuscht uns nicht durch falsche Vorspiegelung von weltlicher Ehre und Freude, von irdischem Besitz und Genuß, sondern zeigt uns genau, was wir mit in die Rechnung seiner Nachfolge zu nehmen haben.

II. Ihr verleugnungsvoller Fortgang. V. 24—26.

1. Selbstverleugnung. Hier handelt es sich um eine Nachahmung dessen, der sein eigenes Leben nicht lieb gehabt und der sich selbst bis zum Kreuzestode erniedrigt hat. Jesus verlangt von seinen Jüngern, daß sie sich selbst, ihren eigenen Willen, ihre eigene Meinung, ihren eigenen Vortheil, ihre eigene Ehre und Freude verleugnen sollen. Was diese Ver-

leugnung in sich schließt, ist den Kindern am Begreiflichsten zu machen, wenn wir sie an Petri Verleugnung erinnern, der von dem Herrn nichts wissen will. Nichts mehr wissen wollen von sich selbst, der Welt und von dem Feind der Seele, heißt sich selbst verleugnen.

2. Kreuzesaufnahme. Unter Kreuz verstehen wir jedes Leiden, das uns in der Nachfolge des Herrn trifft. Jeder Nachfolger des Herrn hat sein besonderes Kreuz. Der Herr selber legt es uns auf und wir sollen es williglich tragen, weil es uns zur Läuterung dient. In der Kreuzesaufnahme ist es unser Trost, zu wissen, daß der Herr nie zu schwer auferlegt, zu viel verlangt, zu lange straft, zu Theures nimmt oder zu Hartes fordert.

3. Gehorsam. „Und folge mir." Wir sollen Jesu auf dem Kreuzesweg nachfolgen, was für Opfer auch von uns gefordert werden mögen. Und sollte unser irdisches Lebensglück gleichsam geopfert werden müssen, in Christo wird uns Alles ersetzt werden. Die ganze Welt ist nicht so viel werth, als die menschliche Seele, darum sollen wir uns stets im Gehorsam unter seinen Willen beugen. Wie traurig wäre es doch, wenn wir um eines elenden Erdengutes willen Schaden nehmen an unseren Seelen! Lasset uns dem Herrn gehorsam sein.

III. Ihr herrlicher Ausgang. V. 27. 28.

1 Man wird nicht zu Schanden, wann der Herr kommt. Die Nachfolger des Herrn werden bestehen im Gericht. Der Richter ist ihr Seligmacher und Freund, darum haben sie nichts zu befürchten im Gericht. Der Herr wird einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Diejenigen, die das Kreuz dem Heiland nachgetragen haben, werden nun die Krone des Lebens tragen und bei dem Herrn sein allezeit.

2. Sie sehen des Menschen Sohn kommen in seinem Reich. Obwohl sich dieser Ausdruck zunächst auf die Zerstörung Jerusalems bezieht, so bedeutet es doch auch, daß keiner seiner Nachfolger sterben soll, ohne mit seinen Glaubens-Augen das Kommen des Herrn in seinem Reiche gesehen zu haben.

In der Nachfolge des Herrn gilt das Motto: „Alles um Alles." Alles verlieren, um Alles zu gewinnen. Aller Verlust in seinem Dienst ist ewiger Gewinn. Wer wollte nicht Alles wagen um Christi willen?

Frauenzeitung.

Unsere Welt — das Haus.
Unser Glück — am Herd.
Gottes Segen — im Haus.
In jedem Haus — Haus und Herd.

Das Dor'le über Festtage. Festtage sind dem Menschen gegeben zur Erholung und Ruhe, und ein jeder fleißige und arbeitsame Mensch hat ein Recht, einen Festtag zu feiern und sich eine Erholung zu erlauben. Und nur solchen Menschen wird ein Festtag das bieten, wozu sie uns gegeben sind.

Viele Menschen haben jeden Tag Festtag. Solche ermüden sich eben so sehr mit zu viel Erholung, als Andere mit zu viel Arbeit. Ein gesundes Verhältniß kann nur da bestehen, wo Arbeit mit Erholung abwechselt. Und der rechte Genuß eines Festtages wird nur da erreicht werden, wo er auf christliche und mäßige Weise gefeiert wird. Viele unserer Festtage sind durchaus keine Erholungstage für die arme Hausfrau. Es ist jetzt Sitte geworden, die Tische so zu beladen, daß es zur Sünde wird, und das erfordert viel Arbeit und bringt es dahin für die Hausfrau, daß anstatt sich zu erholen, sie todtmüde wird.

Wir haben auch hier als christliche Frauen zu wachen und in den Grenzen christlicher Mäßigkeit zu bleiben.

Feste haben einen höheren Zweck, als nur den Leib zu erquicken und laben. Unser Geist will auch seine Rechte haben in geselliger und christlicher Unterhaltung, und eine jede Mutter sollte ihre Arbeit so eintheilen, daß sie sich mit den ihrigen und ihren Freunden unterhalten und erfreuen kann. Die einfache Mahlzeit mit der traulichen und fröhlichen Unterhaltung wird viel besser schmecken, als die übertriebene Mahlzeit mit der steifen Unterhaltung.

Auch dürfen wir die vielen Armen nicht vergessen, die um uns sind, und eine Festmahlzeit wird uns viel besser schmecken, wenn wir wissen, daß wir einer armen Familie auch eine Festmahlzeit bereitet haben. Laßt uns die Armen nicht vergessen.

Festtage sind hauptsächlich geeignet, die Familie zu vereinigen. Und was ist schöner auf dieser armen Welt, als Familien zu sehen, die in Liebe verbunden sind, und in denen Eins dem Andern zuvorkommt mit Liebesbeweisen!

Wie viel Unfrieden und Streit herrscht nicht in vielen Familien, und manches Herz blutet in der Erinnerung des Unrechts, das ihm geschehen ist. Laßt Frieden auf Erden sein, denn es ist eine Hauptbedingung zu unserem Glück, daß wir in Frieden leben mit den Unseren und unseren Nebenmenschen.

Eine andere Bedingung zu unserem Glück ist die, daß wir uns nicht selbst leben. Die unglücklichsten Menschen finden wir unter den Menschen, die nur ihrem eigenen Ich leben, und nie ihrem Nebenmenschen eine Freude machen. Laßt uns deßhalb die kommenden Fest- und Feiertage im Geiste christlicher Liebe feiern; laßt uns, wo Unfriede ist, Friede machen und einander vergeben, laßt uns in Mäßigkeit die Gaben Gottes genießen, und aus Dankbarkeit gegen ihn der Armen gedenken; laßt uns auch derer gedenken, die durch große Heimsuchungen in Trauer und Herzeleid versetzt sind, an deren Tische es Plätze giebt, die auf immer leer bleiben, und die diese Leere nie schmerzlicher fühlen, als an den Festtagen. Besuchet Solche in herzlicher Theilnahme und ladet sie ein, an euren Freuden Theil zu nehmen. Festtage, auf diese Weise gefeiert, werden uns und den Unserigen und unseren Freunden zum Segen werden.

Backwerk für die Feiertage. (Vom Dor'le): **Pfeffernüßchen.** Zu einem Pfund Granulated Zucker nimmt man vier Eier. Man kann dies verdoppeln, je nach der Menge, die man will. Man rührt die Eier und

den Zucker eine halbe Stunde, dann nimmt man fein gehackte Citrone und fein gehackte Mandelkörner und Zimmt, nebst Muskatnuß und ein ganz wenig schwarzen Pfeffer. Nachdem man dieses gut gemengt hat, thut man je nach der Quantität, die man macht, Backpulver in's Mehl; zu zwei Pfund Zucker nimmt man einen Theelöffel voll. Nachdem es gut in's Mehl gerieben ist, wird so viel Mehl genommen, um einen Teig zu machen, den man gut ausrollen kann. Er darf nicht zu steif sein. Man schneidet die Masse in kleine runde Küchlein und backt sie nicht zu schnell. Diese Küchlein werden mit der Zeit immer besser. Es ist deßhalb gut, wenn man sie etliche Wochen vor den Feiertagen backt.

Birnen-Wecken. Ein Schweizer Backwerk. Der Teig zu diesem ist ein gewöhnlicher Kaffeekuchenteig. Man nimmt je nach der Quantität, die man backen will, Mehl in die Backschüssel, macht in die Mitte eine Vertiefung, und thut das nöthige Salz hinein. Man nimmt Milch genug, um die nöthige Butter und Fett darin zu schmelzen, ein halbes Pfund Butter und eben so viel Fett sollten zu drei Pint Milch genommen werden. Natürlich kann man mehr oder weniger nehmen. Nachdem die Butter und das Fett zergangen ist, wird die übrige kalte Milch dazu genommen und, wenn lauwarm, der Vorteig damit angerührt. Nachdem man die nöthige Hefe hinein gethan, wird es mit einem hölzernen Löffel gut gerührt; nun streut man Mehl oben d'rauf und setzt es an einen warmen Ort, um zu gehen. Darauf wird der nöthige Zucker und zwei Eier hinein gethan, man kann etwas Muskatnuß daran reiben oder auch die äußere Schale einer Citrone, nebst dem Saft, giebt dem Kuchen einen guten Geschmack, nun macht man den Teich ganz weich, schlägt ihn mit der Hand, bis er sich rein abschält. Nun läßt man ihn abermals gehen, und dann kann man dem Teig irgend welche Form geben. Man kann Kuchen oder Kränze-Wecken, oder was man beliebt, daraus backen, nachdem es nochmals gegangen ist. Diesen Teig nehme ich zu den Birnen-Wecken, ein Pfund getrocknete Birnen werden des Abends zuvor gut gewaschen und im lauwarmen Wasser eingeweicht und den nächsten Morgen in demselben Wasser ganz weich gekocht. Dann werden sie ganz fein gehackt, mit Rosinen und fein gehackter Nußkörner, der nöthige Zucker und Gewürz wird daran gethan, ein Glas Gelee macht es sehr gut. Nachdem diese Masse nun gemengt ist und einen guten Geschmack hat, wird von dem Teig längliche Kuchen ausgerollt, ganz dünn. Darauf bestreicht man den Kuchen mit der Masse halben Finger dick, alsdann rollt man den Kuchen zweimal, legt sie in die Backpfanne, ehe man sie backt, bestreicht man sie mit Milch oder Rahm, in welches man das Gelbe von einem Ei gerührt hat, und streut Zucker und Zimmt oben darauf. Man muß sie langsam backen, so daß sie gut durchbacken. Dieses ist ein gesundes Backwerk und hält sich etliche Wochen. Man kann es immer wieder frisch haben, wenn man es etliche Minuten im Backofen aufwärmt.

Ein billiger Frucht-Cake. Zwei Tassen voll Zucker, drei Eier, eine halbe Tasse voll Butter, ein und einen halben Löffel voll Zimmt, einen Theelöffel voll Nelken, eine Muskatnuß, ein Pfund große Rosinen, ein Pfund kleine Rosinen, eine Tasse saure Milch, ein Theelöffel voll Soda, ein Theelöffel voll Backpulver, vier und eine halbe Tasse voll Mehl und eine halbe Tasse voll New Orleans Molasses.

Die Liebe eine Kunst. „Hoch-Zeit" ist ein Höhepunkt im Leben, auf den es lange hinausgewollt hat, wo Zwei Eins werden, und von dem an es fort und fort darauf hinaus will, daß Zwei Eins seien und immer völliger Eins werden. Das ist aber eine große Kunst, und diese Kunst heißt: L i e b e. Dies geheime Mittel möchte ich, weil ich kürzlich Doctor geworden bin, allen Eheleuten verschreiben als ein Recept, von dem ich sagen kann: probatum est.

Die Künstlernatur der Liebe zeigt sich schon in dem Sprichwort: „Die Liebe ist erfinderisch;" sie ist die eigentliche Genialität in einem Menschen. Die Liebe treibt daher viele Künste. Da ist unter anderen die Kochkunst. Zwar hat jene Köchin gesagt: „Wissen Sie: Kochen ist eigentlich keine Kunst, sondern nur eine Wissenschaft;" aber Liebe versteht auch die beste Kochkunst, wie Salomo gesagt hat: „Ein Gericht Kraut mit Liebe ist besser, denn ein gemästeter Ochse mit Haß." Weil wir nun an der Kochkunst sind, so empfehle ich Allen alle Zeit zwei Zuthaten auf den Tisch, welche in dem Spruch enthalten sind: „Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander." Also nicht lauter Salz, sonst wird es leicht scharf, nicht lauter Zucker, sonst wird es leicht fad; sondern Salz u n d Frieden, dann schmeckt Alles köstlich. Aber ich komme zu den edlen Künsten. Da ist die Baukunst: Liebe weiß das Haus zu bauen, traulich und h e i m l i c h zu machen, weiß die trübe Kammer licht und das enge Stübchen weit zu machen, wie der Dichter singt: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." Da ist die Bildhauerei, und wie die Liebe diese versteht, das hab' ich an unserer seligen Mutter gesehen, wie sie uns harte Blöcke unter ihre Finger nahm und mit dem Meißel zuhieb, daß die Stücke flogen, die nicht taugten, um dann mit ihrer warmen Mutterliebe einen Menschen zu bilden, der dem Herrn diene und den Menschen nütze sei. Da ist Malerei — o, wie die Liebe zu malen versteht! — ich erinnere nur an das treffende Gedicht Goethe's: „Amor als Landschaftsmaler." — Und nun erst die Musik: Die Liebe singt und macht singen: Solo-Duo-Allegro-moderato-pianissimo-fortissimo. Die Liebe spielt — „Viola, Baß und Geigen, die müssen alle Schweigen vor dieser Liebe Schall;" da muß die Unterwelt folgen, und die Delphine tanzen, wie Meister Orpheus und Arion uns belehren. — Endlich aber zur höchsten der Künste, zu der Poesie! Hat doch fast jede deutsche Liebe so was vom Heldenepos an sich, gemeiniglich ein Krieg, bis sie sich kriegen und bis sie sich haben. Auch an lyrischer Poesie fehlt es nicht, wenn sie sich auch in unserer prosaischen Zeit mehr auf das Gebiet der Briefe beschränkt.

Also — das ist mein Recept: „Die Kunst der Liebe lebe hoch für immer!" M. F.

Gesprächigkeit. „Gebt mir eure Lisbeth auf vier Wochen mit!" bittet der alte Justizrath den jüngeren Bruder, in dessen kinderreichem Hause er auf der Durchreise ein paar Tage Rast hält. — „Wird sie euch auch bequem sein?" fragt die Schwägerin, Lisbeths Mutter. „Ihr habt so viel Geselligkeit im Hause, und Lisbeth ist mit ihren neunzehn Jahren noch gar keine Weltdame. Nein," fährt sie fort, nachdem das Mädchen, leicht erröthend, ein häusliches Geschäft vorschützend, aus dem Zimmer gegangen, „es ist merkwürdig, wie unfertig sie noch ist. Sie klagt selbst darüber und macht sich das Herz schwer, daß sie in Gesellschaft stumm und still sitzt und durchaus nicht mitreden kann."

„Mit diesem klugen Gesichtchen?"

„Ob klug, ob dumm — beobachte sie nur heute Nachmittag bei F.s. Ich bin oft untröstlich über ihre

Schweigsamkeit, ihre Ungelenkigkeit im Gespräche. Wie kann man dem Uebel abhelfen!"

Daß die Mutter recht hatte, mußte der Rath am Nachmittag zugeben. Während ihre Freundinnen unter einander und mit den jungen Herren gar reizend über die kleinen Dinge des Lebens zu plaudern wußten, saß Lisbeth still und verlegen, bis der Justizrath selbst einmal eine Frage in die junge Gesellschaft warf, deren Antwort ein Bischen tieferes Nachdenken erforderte. Nun war es eben nur Lisbeth, die ihm standhielt, und bald war zwischen dem Onkel und dem kleinen Mädchen ein Gespräch in Gang, so frisch, so tief, so reizvoll, daß es dem alten Herrn das Herz erquickte. „Seid nur ruhig, es wird sich machen!" sagte er am Abend zu Lisbeths Eltern. „Ihr habt nun gehört, wie eure Kleine reden kann. Wahrscheinlich hatte sie bisher in Gesellschaft eben nichts zu reden. Ihre Schweigsamkeit ist eine gewisse ehrliche Schwerfälligkeit, eine Scheu, nichts zu sagen, was sie nicht voll und tief empfindet. Dies Alles ist aber nur eine Folge davon, daß sie überhaupt tief empfindet und sich über die Dinge klar zu werden sucht. Wer, wie sie, über Leben und Sterben und alle die Räthsel der Natur sinnt, wer so den Schöpfungsgedanken Gottes nachgeht, vermag sich in dem engen, kleinlichen Gedankenkreis, wie er unter den jungen Leuten gerade dieser kleinen Stadt herrscht, eben nicht zurecht zu finden. Von ihrem eignen Reichthum auszugeben, nach außen hin anregend zu wirken, versteht solch ein junges Geschöpf freilich noch nicht. Da sollte sich schon einmal ein Erwachsener die Mühe nehmen, auf den Stein zu klopfen und den Quell zu wecken. Er wird an dem, was dann zu Tage tritt, seine lichte Freude haben.

Die Schweigsamkeit, die gesellschaftliche Unfertigkeit begabter junger Menschen ist ebenso oft eine Unbeholfenheit dieser selbst, als ein Armuthszeugniß für die Gesellschaft, die sie umgibt."

Die drei Töchter des deutschen Kronprinzen hatten vor und während der Reise nach Venedig emsig gearbeitet, um für ihren Vater eine leichte und doch warme wollene Decke herzustellen, die denselben während der Gondelfahrten in Venedig vor der feuchten Luft schützen sollte. Der Kronprinz hatte gesprächsweise erwähnt, daß ihm alle gewebten Stoffe zu schwer seien, und daß die seidenen zu wenig Wärme verbreiten. Als Prinzessin Victoria ihrem Papa die Decke überreichte, sagte dieser: „Ich erinnere mich kaum, jemals mit einer Gabe so wahre Freude gehabt zu haben."

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Erfolg im Jahre 1888. Das Jahr 1887 liegt hinter uns; ein neues Jahr hat begonnen. Während wir nun auf das vergangene Jahr zurückblicken, sollen wir auch versuchen uns für die Pflichten des gegenwärtigen dienstbereit zu halten. Für Manche mag es keine angenehme Arbeit sein, die Ereignisse des vergangenen Jahres in's Gedächtniß zurückzurufen. Manches möchten wir mit Thränen auswischen, wenn wir nur könnten.

Auf das neue Jahr hingegen schaut man mit großer Hoffnung. Es ist auch ganz sachgemäß, mehr an das zu denken, was noch kommen mag, als an das bereits Geschehene. Wir haben nicht so viel Interesse in vergangenen Mängeln, als in den zukünftigen Gelegenheiten, die sich uns darbieten mögen. „Laßt die Todten ihre Todten begraben," sagt Jesus.

„Vorwärts!" ist das immer geltende Kommando. Was mag ich noch gewinnen? Das ist die große Frage überall — in der Welt und in der Kirche. Es sei denn, daß wir ganz im Staub darnieder liegen, werden manche Siegeserscheinungen unserer Einbildung vorschweben. Es sollte auch der festgesetzte Entschluß eines Jeden sein, in dem, was ihm in diesem Jahre auferlegt werden mag, einen Erfolg zu erzielen. Für ein edles Vorhaben wird sich auch immer neue Kraft finden.

Was aber soll das Ziel unseres Strebens sein? Nur ein edles, hohes Ziel ist des ernsten Strebens werth. Wie werthlos und unbedeutend finden wir manche der Dinge, für die wir uns in vergangenen Tagen abgemüht haben." „Als ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war," sagt der Apostel. Unsere Ansichten haben sich vielfach gänzlich verändert. Seifenblasen erfreuten uns dann, jetzt aber haben wir einzusehen gelernt, daß sie nur hohl und verschwindend sind. Wir sehen jetzt ein, daß unser Glück nicht so viel von dem, was wir haben, abhängt, als von dem, was wir sind. Wir wissen jetzt, daß wahrer Erfolg darin besteht, daß wir erfolgreich sind in dem, was von der größten Wichtigkeit ist, selbst wenn alles Andere dafür geopfert werden müßte.

Dies war das Geheimniß in Bezug auf den wunderbaren Erfolg des großen Napoleon. Mit unvergleichlicher Energie steuerte er auf das einmal vorgenommene Ziel los, es mochte nebenbei kosten, was es wollte.

Das höchste Ziel unseres Strebens sollte die Rettung unserer und anderer Seelen sein. Wir sind einem Bootsmann gleich, der köstliche Sachen im Schiffe führt. Seine Hauptaufgabe ist nicht, die Landschaft an den Ufern zu studiren, noch auch das Wasser, auf dem er fährt, zu analysiren; seine Hauptaufgabe ist vielmehr, die ihm anvertraute Fracht sicher an Ort und Ziel zu bringen. Hätte er alles Andere gethan, dieses Letztere aber nicht, so wäre all sein Thun ein elender Fehlschlag gewesen. Bringt er hingegen seine Fracht sicher an's rechte Ziel, ob er auch alles Andere versäumte — er hat seine Pflicht vollkommen gethan und der Erfolg krönt seine Arbeit.

Bei Manchem von uns wird sich dies endgültig entschieden haben, ehe die Neujahrsglocken das Jahr 1889 hereinläuten werden.

Gemüthsruhe. Wenn man sich eine Weile im bunten, wechselnden Gewühle eines Festes bewegt hat, wie wohlthuend und erquickend ist alsdann die Gesellschaft eines Menschen, der sich Ruhe des Gemüthes bewahrt hat. Glänzende Talente können uns nur auf eine Zeit lang fesseln, gar bald sind die Nerven ermüdet und abgespannt.

Wenn Jemand im Gewühle einer Gesellschaft Ruhe bewahrt, verräth dadurch keineswegs geistige Stumpf-

heit. Man kann Sinn für Humor haben, ohne daß man den Hanswurst spielt; man kann Sinn für Musik und Redekunst haben, ohne daß man seine Begeisterung durch Gesichterschneiden und lautes Händeklatschen kund gibt.

Im Geschäftsverkehr, im täglichen Handel und Wandel welch ein Jagen und Rennen! Fast möchte man glauben, es sei darauf abgesehen, die Begriffe Raum und Zeit aus der Welt hinauszudrängen, alles muß per Dampf gehen. Kein Wunder, das Ruhe des Gemüthes eine Seltenheit geworden ist. Wie ist sie aber so nöthig in unsern Familien, in unsern Gemeinden, um Ueberstürzung zu verhüten. Eile mit Weile! Denn Hast ist die Mutter der Oberflächlichkeit, und gibt es nicht beständig etwas Neues, Aufregendes, so läßt sie gar bald ermüdet die Arme sinken. In solch heißem, überstürzendem Rennen und Treiben ist Gemüthsruhe dem Menschengeiste das, was ein erquickender Regen einer halb versengten Pflanzenwelt ist, was ein kühler Labetrunk dem verschmachtenden Wüstenwanderer ist.

Die kleinen Schäferhunde. Ein Reisender im Felsengebirge erzählt: Als ich Abends im Lager eines Schäfers einkehrte, zeigte er mir eine Hündin dieser Sorte, von der er sagte, sie sei ihm nicht für fünfhundert Dollars feil. Sie hatte zur Zeit vier Junge und dies kleine Nest von mütterlicher Zärtlichkeit und kindlichem Vertrauen war wirklich ein lieblicher Anblick inmitten dieser wilden und großartigen Berge. Während wir mit einander redeten, kam sein Gehülfe heim mit der Nachricht, daß mehr als zwanzig Schafe fehlten. Zwei Hunde, größer als die Mutter, spazirten müssig umher, aber der Schäfer sagte, keiner von Beiden würde die Verlorenen finden; die Flora muß gehen. Der Gehülfe wandte ein, sie habe einen wehen Fuß; habe den ganzen Tag hart gearbeitet, bis zum vollen Ermüden und müsse nun ihre Jungen säugen. Der Hirte bestand jedoch darauf, sie müsse gehen. Die Sonne war am Untergehen, und es war keine Zeit zu verlieren. Er rief die Flora und sagte ihr, sie müsse die verlorenen Schafe aufsuchen und heimbringen, zugleich hindeutend nach einer fernen Waldung, dessen Saum die Heerde beim Heimkommen passirt war. Sie hob ihren Kopf, schien aber unwillig ihre Jungen zu verlassen, worauf der Hirte sie scharf anredete. Nun stand sie auf, und müde und niedergeschlagen aussehend, mit niederhängenden Kopf und Schwanz, trabte sie der angedeuteten Waldung zu. Ich sagte: „Das ist zu schlimm."

„O, sie wird bald zurück sein. Sie ist ein wahres Genie im Finden verirrter Schafe."

Nächsten Morgen ging ich hinüber, um zu sehen, wie es stehe. Während wir mit einander redeten, kamen die **Verlorenen**, heimgetrieben von der Hündin, die auch auf unser Anreden weder ihr Haupt aufrichtete, noch mit den Schwanz wedelte, sich zu ihren Jungen schlich und ihnen ihre leeren Brüste bot, und während diese hart sogen, schlief sie ein, denn sie war die ganze Nacht auf den Beinen gewesen. Mir kamen bei dem Anblick die Thränen in die Augen.

Wie oft tritt die Scene mir wieder vor die Seele— jener große dunkle Wald, und das kleine Geschöpf, das Herz an ihren Jungen hangend, und mit wunden Fuß hinkend und kriechend in den tiefen Schluchten, durch die langen und dunkeln Stunden der Nacht die verlorenen Schafe aufsuchend, zusammenbringend und heimtreiben.

Ich wundre, wie viele Arbeiter die verirrten Seelen suchen unter so schwierigen Verhältnissen und mit so schmerzlichen Opfern. Aber wir müssen nicht zu viel vom Menschen erwarten. Es ist der Hund, der als Muster der Hingabe und Aufopferung dasteht. Der beste Theil des Menschen ist der Hund, der in ihm ist.

Das Sonntagschulwerk in anderen Ländern. In Italien macht die Sonntagschule herrliche Fortschritte. Die katholischen Kinder werden immer mehr beeinflußt und für die Schule gewonnen. In Turin hat Michela Wraimi mehrere Schulen, welche gänzlich aus Kindern katholischer Eltern bestehen, gegründet. Diese Kinder werden erst in Tagschulen gesammelt und hernach in die Sonntagschule hereingezogen.

Herrn Nichol's Schule in Villatneca zählt 160 Kinder, ist regelrecht organisirt und gebraucht die internationalen Lektionen. Eine der interessantesten aller Sonntagschulen in Italien ist die Soldaten-Sonntagschule zu Florenz, welcher Signor Copellini vorsteht. Exemplare einer kleinen Geschichte: „Gerettet auf hoher See," von der auswärtigen Sonntagschul-Gesellschaft herausgegeben, werden unter den Soldaten verbreitet, wodurch eine Anzahl bekehrt und Andere erweckt wurden. Wenn nun diese Soldaten in ihre Heimath zurückkehren, breiten sie mit Freuden die evangelische Geschichte unter ihren unwissenden Freunden aus, wodurch nicht selten wieder andere Sonntagschulen gegründet werden.

Religiöser Lesestoff wird von diesen Soldaten auf's Begierigste empfangen und mit wahrem Heißhunger verschlungen, um so mehr, weil die römische Kirche ihnen das Lesen der Bibel verbietet.

Auf Cuba machte Signor Alberto Diaz große Fortschritte im Sonntagschulwerk. Er hat bereits sieben Sonntagschulen und drei Tagschulen für christlichen Unterricht gegründet. Viele Kinder, die vorher nie ein Wort von der evangelischen Geschichte hörten, wurden bereits da eingesammelt. Noch vor etlichen Jahren war die religiöse Finsterniß auf Cuba so groß, daß alle Versuche, die gemacht wurden, das Volk zu erleuchten, fruchtlos erschienen. Jetzt hat sich dies sehr verändert. Durch die Arbeit des Herrn Diaz ist ein neuer Tag für dies umnachtete Inselvolk angebrochen.

In Mexico hat ein Herr Grenados eine vielversprechende Sonntagschule eröffnet, welcher noch manche andere nebenan stehen. Unter den Kindern herrscht ein großes Verlangen nach diesen Schulen.

In Huelva, Spanien, hat Herr Jimenaz viel Belästigung von Seiten der jesuitischen Kinder erfahren. Da diese ihre Schule in der Nähe haben, werden sie veranlaßt, alles Mögliche zu thun, um die evangelische Schule zu stören. Diese Jesuiten haben einen entsetzlichen Haß gegen alle Arbeiter am Sonntagschulwerk; einmal sogar schlugen sie den kleinen Sohn des Herrn Jimenaz so, daß er sich in einem gefährlichen Zustande befand. Trotz aller dieser Hindernisse geht das Werk der Sonntagschule seinen gewöhnlichen Gang fort.

Auch in Böhmen hat das Sonntagschulwerk feste Wurzel gefaßt, und breitet sich nach allen Richtungen aus.

Pastor Zalatway hat eben eine Schule in Sokolec gegründet, welches die sechste in seinem Kirchensprengel ist. Jeden Sonntag besucht er eine derselben. Nach seiner wohlüberlegten Ansicht hat sich die Kirche in Böhmen großes Unrecht angethan, dadurch, daß sie das Sonntagschulwerk so lange vernachlässigte.

Von Prag schreibt Herr Clark, daß die kürzlich daselbst gehaltenen Sonntagschul-Conventionen ein großer Erfolg und Segen gewesen seien.

Also sehen wir aus den Berichten von verschiedenen Ländern, daß das Werk der Sonntagschule allerwärts

zunimmt. Möge der reiche Segen des allmächtigen Gottes auch fernerhin auf den Sonntagschulen in allen Ländern ruhen, damit noch Viele in ihrer Jugend zum Herrn gebracht werden mögen.

Gebrauche verständliche Sprache. Mancher mag die folgende Geschichte schon einmal gelesen haben, es schadet jedoch nicht, sie zum zweiten Male zu lesen.

Ein sehr beliebter Prediger, Dr. X., wurde ersucht, eine kurze Ansprache an eine Sonntagschule zu halten. Er that es auch, so gut er eben konnte. Gegen das Ende seiner Rede sagte er mit sanfter Stimme:

„Und nun, liebe Kinder, wollen wir noch das Gesagte kurz summiren."

Ein Freund in seiner Nähe raunte ihm zu: „Doktor, vielleicht wissen die Kinder nicht, was summiren meint."

„Das ist wahr, das ist wahr," entgegnete im Flüstertone der Redner und fuhr dann laut fort: „Aber, Kinder, es mag sein, daß ihr nicht wißt, was summiren meint, es ist gleichbedeutend mit einer gedrängten Synopsis."

Anstatt einer Nuß hatten nun die Kinder zwei zu knacken. Der Redner meinte es sehr gut, dennoch war er für die Kinder unverständlich. Beim Unterricht der Kinder sollte man sich stets solcher Sprache bedienen, welche die Kleinen verstehen können. Wörter, die nur in den Künsten und Wissenschaften vorkommen, die überlasse man getrost den Studenten und Gelehrten. Und wenn du ein technisches Wort gebrauchen mußt, dann mache es den Kindern klar, was es bedeutet, und vor allen Dingen sei gewiß, daß du selbst es verstehst. Lieber ein halbes Dutzend Worte gebraucht und verstanden werden, als ein einziges und nicht verstanden werden. Gebrauche so viel als möglich die Umgangssprache des täglichen Lebens. Auch die erhabendsten und tiefsten Wahrheiten lassen sich in dieser Sprache ausdrücken. Meinst du, das sei zu viel behauptet, dann lese einmal aufmerksam das Evangelium Johannes und Bunyans Pilgerreise. Welch' eine Gedankenfülle und Tiefe, und dabei in eine Sprache gekleidet, die auch der Ungelehrte verstehen kann.

Am Kamin.

Ja, ja die Kinder! Für Haus und Herd von Palatinus. 1) Es war im Jahre 1872, als einer meiner Kollegen in Berlin wohnte. Bei einem Ausgang, den er eines Tages zu machen hatte, nahm er seinen nicht ganz vierjährigen kleinen Gustav als Begleiter mit durch die belebten Straßen der sich immer weiter ausdehnenden Kaiserstadt. Da zupft ihn der Kleine gar bald am Rocke und frägt: „Papa, warum legen denn die Pferde keine Eier?" Der Papa traut seinen Ohren kaum, ob solcher originellen, noch nie gehörten Frage und läßt sich das Gefragte noch einmal fragen. Es geschieht. — Ein herzliches Lachen und ein eben so bewegtes „Ja, mein Kind, das weiß ich nicht!" war die Antwort.

Was doch auch Kinder für Fragen stellen können! Es ist in der That so: das kleinste Kind vermag den größten Gelehrten in Verlegenheit bringen durch eine einzige Frage, die derselbe nicht zu beantworten weiß. Er kann höchstens sagen: Es ist eben so, aber über das Warum? kommt er nicht hinaus. Trotz allen Fortschrittes auf wissenschaftlichem Gebiete bleibt es eben dabei: Unser Wissen ist Stückwerk. 1 Cor. 13. Wohl dem, der das demüthig anerkennt. Dem fällt's dann auch nicht schwer zu sagen: Unser Gott ist im Himmel und er kann schaffen, was er will.

Der kleine Gustav beantwortete sich nach einer Weile seine Frage selbst, und, indem er abermals seinen Vater am Rocke zupfte, sagte er: „Jetzt weiß ich, Papa, warum die Pferde keine Eier legen, gelt" — der Kleine war, wie sein Vater, ein guter Schwabe — „gelt', sie würden sie mit ihren harten Füßen zertreten?" Der Vater lächelte und sprach: „Ja, ja, du hast recht, mein Kind, so wird's wohl sein."

War die Antwort des Kleinen auch eine recht kindliche, so war dies doch wohl das Beste, was in diesem Falle gesagt werden konnte.

2) Besuch: „Ah, das ist dein Stammhalter, lieber Freund?" — Komm Kleiner, gieb mir 'ne Hand." — Kind: „Bist du ein Haarschneider?" — Besuch: „Ich? Nein, — weßhalb?" — Kind: „Ei, Papa sagte vorhin, als Franz dich anmeldete: 'Ich wollte, der ließe mich ungeschoren.'"

Ein Weiteres hierzu ist überflüssig. Wie oft kommt Aehnliches vor! Nur schade, daß nicht immer so ein kleiner Wahrheitszeuge dabei ist. Ganz ähnlich lautet folgendes Vorkommniß, das ich als Lesefrucht mit der Bezeichnung „welches sich wirklich zugetragen hat," in einem geschätzten Blatte fand:

Ein höherer Geistlicher Berlins befand sich auf einer Kirchenvisitationsreise in der Mark. Nach beendigter Visitation in einem kleinen Städtchen, setzte er sich bei dem dortigen Prediger zu Tisch. Während der Mahlzeit kletterte der kleine Sohn des Predigers auf den Stuhl des Gastes, befühlt denselben am Genick und greift in den Rockkragen hinein. „Was suchst du denn da, mein liebes Kind?" fragte endlich der Herr General-Superintendent. Kind: „Papa sagt, du habest den Fuchs im Nacken und den möcht' ich sehen...."

Das Afterreden ist eben eine Sünde, auch wenn solches von einem Pastor geredet wird.

3) Als mein eigener kleiner nicht ganz vierjähriger Sohn mit herunter hängenden Höschen in mein Studierzimmer herein trat, rief ich, das sehend, ihm mit ernster Miene zu: „Ei, Th..., schäme dich doch!" Da blickte mich der Kleine mit seinem ehrlichen Gesichtchen an und frägt ganz treuherzig: „Papa, wie macht man denn das, wenn man sich schämt?" Ich wandte mein Gesicht seitwärts und lachte recht herzlich. Ja, wie sollte ich ihm das denn klar machen? Es war mir unmöglich; ich knüpfte deßhalb seine Höschen 'nauf und sprach zu mir selbst: Glückliches Kind, das du noch nicht weißt, wie man's macht, wenn man sich schämt!

Als ich kurze Zeit nachher beim täglichen Lesen meines Bibelabschnittes die Worte fand: „Und sie" — Adam und Eva — „waren beide nackend, und schämeten sich nicht." 1 Mose 2, 25. Da verbreitete sich bei mir, in der Erinnerung an obiges Vorkommniß mit meinem Kinde, eine wunderbare Klarheit

über diese Bibelstelle. Adam und Eva befanden sich damals noch im Stande der Unschuld und wußten wahrscheinlich auch nicht, „wie man's macht, wenn man sich schämt." Nach ihrem Falle war dies freilich ganz anders.

Es ist doch etwas Herrliches der Kindessinn.

Die „neue" Orthographie. Ein Gegner der neuen Orthographie legt seine Ansicht über den Werth derselben in folgender artigen Fabel nieder:

Drei Hähne treten des Morgens früh
Zusammen mit Gravität,
Zu untersuchen, wer's „Kikeriki"
Wohl am korrektesten kräht.
Der älteste räuspert sich und läßt
Ertönen sein „Kikeriki."
„So nur ist richtig," behauptet er fest,
„Der Ruf — mit einfachem 'i.'"
Der zweite nicht lange schweigsam bleibt,
Er stimmt für „Kükerükü;"
„Was kümmert's uns, wie der Mensch es schreibt,
So macht es am wenigsten Müh'."
Da fängt der jüngste zu krähen an,
Hellschmetternd sein „Kiekeriekie,"
„Die neue Schreibart bricht sich doch Bahn
In Prosa und Poesie."
Dies hörte auf seinem Hausaltan
Ein Doktor der Philologie;
„Schweig stille!" rief er, „es kräht kein Hahn
Nach der neuen Orthographie."

Der gewitzigte Fuhrmann.

Eine kleine Geschichte in Bildern.









Weisheit aus dem Talmud. Wenn der Mensch stirbt, begleiten ihn weder Silber noch Gold, sondern seine Frömmigkeit und guten Werke allein. Ein Mann hatte drei Freunde. Den Ersten achtete er gering, den Andern mehr und den Dritten am Meisten. Da ließ ihn eines Tages der König rufen. Der Mann erschrack, zumal er schwer angeklagt war.

Nun ging er zu seinem besten Freunde und bat ihn, mit ihm zu gehen und ihm beizustehen. Dieser aber sagte sogleich: Nein! — Dann bat er den Zweiten. Dieser ging mit bis zum Palaste, kehrte aber dann wieder um. — Niedergeschlagen wandte er sich an seinen geringsten Freund. Dieser erklärte sich bereit, sogleich mitzugehen. Und er führte vor dem König seine Sache so geschickt, daß derselbe erfreut den Verklagten begnadigte, und beide beschenkte.

Merke! Der eine Freund ist dein Reichthum, der dich im Tode verläßt; der Andere sind deine Verwandten, die dich bis zum Grabe begleiten und wieder umkehren; der Dritte sind deine Werke der Liebe, von denen es heißt: „Ihre Werke folgen ihnen nach." —

Aug' und Herz sind der Sünde Mäkler. — Wer eine Sünde zwei Mal begangen hat, der hält sie für keine Sünde mehr. —

„Thut Buße einen Tag vor dem Tode," sprach Rabbi Elieser zu seinen Schülern. „Aber wissen wir denn, wann wir sterben?" fragte einer derselben. „Darum," entgegnete Elieser, „soll der Mensch sich täglich seiner Vollkommenheit befleißigen." —

Beim ersten Glas ein Fuchs, beim zweiten ein Löwe und beim dritten ein Schwein. —

Beschäftigung mit der Thora (dem göttlichen Ge-

setz), ist mehr als Opfer, mehr als Priester- und Königthum. — Mein Sohn, stets achte den gelehrten Greis; denn auch in der Bundeslade lagen die zerbrochenen Gesetzes-Tafeln neben den Andern. —

Dem Gewissenhaften ist das Amt mehr Bürde als Würde.

Die neueste Art der Kirchenparties ist die Eselspartie. Der "Chr. Register" beschreibt eine solche, die in seiner Nähe stattgefunden hat, in folgender Weise: An die Wand malt man einen Esel — einen ächten Langohr — jedoch ohne Schwanz. Hierauf werden an die Trustees, Vorsteher, Sonntagsschul-Lehrer und jungen Damen, die natürlich alle mitmachen müssen, Stecknadeln mit papiernen Schwänzen vertheilt. Eins nach dem andern wird nun auf die dem Esel entgegengesetzte Seite des Zimmers geführt. Die Augen verbunden, dreimal im Kreise herumgeführt und sodann angewiesen, den papiernen Schwanz mittelst der Nadel an der richtigen Stelle am Bilde des Esels anzubringen. Geschieht dies dann am unrechten Platze, so entsteht große Heiterkeit. An der Thüre wird Eintritt gefordert und somit Geld für die Kirche dabei herausgeschlagen. Und solche Eselspossen werden in „christlichen" Kirchen getrieben. Kein Heide würde den Tempel eines Götzen in solcher Weise entweihen. Die Heiden haben weit mehr Respekt vor ihren Götzentempeln als viele christliche Gemeinden vor ihren Kirchen.

Vater (zu seinem Söhnchen, das zum ersten Male in der Schule war): „Nun, Fritz, wie hat dir's in der Schule gefallen?" Fritz: „Ach, es ist alles einerlei. Zu Hause krieg' ich Prügel und in der Schule auch."

Der Baumeister.

Es hat sich ein Baumeister jetzt
Bei uns zu Lande festgesetzt;
Der spricht: „Ich bau' dem Volk ein Haus,
Ein Haus von allen Fehlern frei,
Das groß und prächtig und dabei
Bequem und wohnlich überaus."

Er baut und zimmert Tag und Nacht,
Doch fertig hat er nichts gebracht;
Denn was er heut' mit vielem Schrei'n
Gebaut nach seinem neusten Plan,
Das steht ihm morgen nicht mehr an
Und zürnend reißt er's wieder ein.

Dem Treiben aber schaut in Ruh'
Das liebe Volk unschuldig zu,
Und friert und hofft und lobt dabei
Den Meister, der sich ja nur quält
Das auszusinnen, was noch fehlt,
Damit das Haus vollkommen sei.

Ich aber denke fort und fort
An jenes alte, wahre Wort:
„Wer niemals von dem Zweifel läßt
Und wählt statt seiner das Vertrau'n,
Auch nie sein Haus wird fertig bau'n,
Wär's klein auch wie ein Vogelnest."

Julius Sturm.

Aus der Zeit.

Die Art und Weise, wie die Anarchisten-Hinrichtung von manchen Tagesblättern behandelt wurde, ist geradezu ekelhaft. Man hätte meinen können, es habe sich um irgend eine lustige Vorstellung gehandelt, die man dem Volke zu dessen Ergötzen erzählte.

Und doch handelte es sich um den gesetzlichen, aber immerhin gewaltthätigen Tod von vier Menschen! Der Tod hat immer etwas Schauerliches und sollte jeden Gesitteten zum Ernst stimmen. Wenn aber Menschenkinder vom Gesetz und durch den Strang hingerichtet werden, dann sollte die Sprache der Ergötzlichkeit und Leichtfertigkeit verstummen. Die Art und Weise, wie diese Hinrichtung von der Tagespresse behandelt wurde, zeugt von der Versumpftheit derselben, sowie von dem verderbten Geschmack und niedrigem Character des Publikums, welches begierig nach solch' aufgestutzten Galgenscenen schnappt.

Das Ende der Anarchisten konnte kein anderes sein. Wer Wind säet, wird Sturmwind ernten. Wer mit Dynamit um sich wirft, muß erwarten, daß auch ihn ein oder die andere Bombe trifft. Wer das Gesetz stranguliren will, nimmt auch in einer Republik sein Leben in die Hand, denn gerade in einem Freistaat hat man ja auf der Welt nichts zum gegenseitigen Schutze als das Gesetz, und die republikanische Regierungsform sollte das Gesetz noch besser wahren, als die monarchische, welch' letztere gewöhnlich ein großes Heer zum Schutze hat.

Wir sind dankbar, daß keine Uebereilung in diesem Prozesse stattfand, daß Appellationen an höhere Gerichtshöfe eingehende Beachtung fanden, und daß der Gouverneur von Illinois unermüdlich alle Bittschriften zu Gunsten der Verurtheilten las. Niemand, der recht und billig denkt, wird sagen können, daß die Behörden die Angeklagten und ihre Anwälte nicht hören wollten, und wenn trotz all' diesen Anstrengungen das Resultat im Ganzen so ziemlich das Gleiche blieb, so ist hiermit der Beweis geliefert, daß die Angeklagten der Majestät des Gesetzes verfallen waren.

Das ganze Volk athmet leichter, nicht weil vier Verbrecher starben, sondern weil das Fundament, auf dem unsere Sicherheit beruht — das Gesetz sich bewährt hat, und weil bewiesen ist, daß die republikanische Regierungsform unter Umständen recht stark sein kann.

In Chicago weht eine andere Luft. Richter Gary, unter dem der Anarchisten-Prozeß geführt wurde, erhielt bei einer neulichen Wahl 57,000 Stimmen, während Herr Black, der Anwalt der Anarchisten, als Gegenkandidat 7000 Stimmen erhielt. Die Chicagoer Polizei hat sich unter ihrem tüchtigen Direktor, Herrn Ebersold, mit Ruhm bedeckt.

„Fürsten sind Menschen, vom Weib geboren." An diese Zeile eines bekannten Liedes werden wir jedesmal erinnert, so oft die Zeitungen Nachricht über das Befinden des deutschen Kronprinzen bringen. Sein Leiden ist der Kehlkopf-Krebs und dem wird nur durch den Tod Einhalt gethan — entweder früher

oder später. Ueber das, was die gelehrten Aerzte übereinstimmend oder auch widersprechend berichten, haben wir nichts zu sagen, denn Haus und Herd ist keine medicinische Zeitung. Aber an die Flüchtigkeit und das Elend des Menschenlebens und wäre es auch das eines Kaisers—möchten wir erinnern.

Welche Feuerprobe hat das vom Glück so hoch begünstigte Haus der Hohenzollern zu bestehen! Der alte Kaiser am Rand des Grabes, die Kaiserin nicht weit davon und ihr Erstgeborener, auf den sie, wie ganz Deutschland so große Hoffnungen setzten, mit unheilbarem Krebs behaftet!

Ein Mann voll reicher Erfahrung, wenn auch gerade nicht genial, geschmückt mit Bürger- und Familientugenden, tapfer im Feld, sonst friedliebend, ein Freund der Wissenschaft und Kunst und Beförderer des Handels und der Industrie—hat sich der deutsche Kronprinz durch Leutseligkeit und taktvolles Benehmen das Herz seines Volkes in seltenem Grade gewonnen.

Er wird nie die Pflichten des Königs und Kaisers erfüllen können, und der alte Kaiser geht mit einer geknickten Hoffnung dem Grabe entgegen. Ja, wahrlich:

„Fürsten sind Menschen vom Weib geboren,
Und kehren um zu ihrem Staub;
Ihre Anschläge sind auch verloren,
Wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.
Weil denn kein Mensch uns helfen kann,
Rufe man Gott um Hülfe an.
Halleluja! Hallelujah!"

Eine zerstäubte Hoffnung. Vor einiger Zeit machte unser Präsident, Herr Cleveland, bekannt, daß kein Bundesbeamter sich in die Wahlen, seien es Staats-, Lokal- oder Bundeswahlen — mischen dürfe, und daß Beamte, die dieses Verbot nicht beachten, entlassen würden. Auch dürften die Bundesbeamten zu Wahlzwecken nicht gebrandschatzt werden &c.

Wir freuten uns damals von Herzen und glaubten wirklich an ein „Neues" in der Politik, obwohl damals schon manche Blätter weissagten, es werde schon noch anders kommen.

Wir sind vollkommen getäuscht, denn nicht nur haben sich Bundesbeamte die Menge in die Wahlen in Baltimore und New York ganz offen und mit Tausenden von Dollars gemischt, sondern der Präsident selbst hat sich so, wie andere Professionspolitiker es machen, am New Yorker Wahlkampf betheiligt. Er hat im Interesse des corrumpirten Fellows einen Brief geschrieben und veröffentlicht, wie ein solcher nie von dem weißen Haus hätte ausgehen sollen. Noch nie hat sich ein Präsident der Vereinigten Staaten so weit heruntergelassen, und von Herrn Cleveland Reform im Wahl- und Beamtenwesen zu erwarten, ist wahrhaftig vergebliche Hoffnung.

Er arbeitet, wie ein ächter Professions-Politiker, für den zweiten Termin.

Mme. Jenny Lind-Goldschmidt, die weltberühmte Sängerin, starb am 2. November in der Stadt London nach längerer Krankheit.

Jenny Lind war am 6. November 1820 in Stockholm, Schweden, geboren. Schon in frühester Jugend bekundete sie ein feines, musikalisches Gehör. In 1830 trat sie in die Theaterschule und im Alter von siebzehn Jahren trat sie als Alice in „Robert der Teufel" auf, nachdem sie schon öfters auf der Hofbühne komische Rollen durchgeführt hatte. 1841 ging sie zur weitern Ausbildung nach Paris, 1844 auf Meyerbeer's Veranlassung nach Berlin, von wo ihr Ruf sich über Europa verbreitete. Darauf besuchte sie Wien und die größern Städte Deutschlands. Von 1847 bis '49 verweilte sie in London, wo sie ebenfalls ungeheuren Beifall erntete. Am 1. September 1850 landete sie mit Julius Benedict und dem Baritonisten Belletti in New York, wo sie von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge begrüßt wurde. Am Abend nach ihrer Ankunft wurde ihr von 200 Musikern und 300 Feuerwehrmännern ein Ständchen gebracht. Die meisten Billette zu ihrem ersten Concert wurden zu enormem Preise versteigert; dies Concert, welches am Abend des 11. September in Castle Garden stattfand, war von etwa 5000 Personen besucht und warf nahezu $18,000 ab. Während ihres ganzen Aufenthaltes in diesem Lande war Jenny Lind das Ideal der Bevölkerung in jeder Stadt, die sie besuchte. Ein wichtiges Element ihrer Beliebtheit bei allen Bevölkerungsklassen war ihr makelloser Ruf, ihre große Herzensgüte und ihre ausnehmende Mildthätigkeit. Von den Einnahmen aus ihren zwei ersten Konzerten in New York, welche sie mit ihrem Impresario gleich theilte, gab sie $10,000 für Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt.

Während ihrer Reise unter Barnum's Direktion, welcher eine Reihe von Concerten auf eigene Rechnung folgte, trat sie in allen größern Städten der Ver. Staaten auf, besuchte auch Havanna und gab 95 Concerte, außer jenen für wohlthätige Zwecke. Ihr Impresario gab die Summe ihrer Einkünfte auf mehr als $712,000 oder ein Abendeinkommen von nahezu $7500 an. Der Gesammtbetrag, welchen Jenny Lind erhielt, war etwas über $208,000. Ihre amerikanischen Einkünfte verwendete sie hauptsächlich für Gründung und Unterhaltung von Kunstschulen und Wohlthätigkeitsanstalten in ihrem Vaterlande.

Am 5. Februar 1852 heirathete sie in Boston den deutschen Pianisten und Componisten Otto Goldschmidt. Im selben Jahre kehrten Beide nach Europa zurück. Seit 1856 hatte Mme. Goldschmidt der Bühne entsagt und war nur noch gelegentlich in Wohlthätigkeitsconcerten aufgetreten.

Das gesammte Arbeitervotum der Stadt New York ist um 25,000 Stimmen gegen das des verwichenen Jahres zurückgegangen. Die Arbeiter-Organisationen mögen damit ihre Rolle in der Politik noch nicht ganz ausgespielt haben, da die am meisten interessirten Führer schon dafür sorgen werden, daß die Sache einigermaßen im Gange bleibt; aber daß sie wieder erstarken und zu Einfluß gelangen sollte, ist nicht zu erwarten. Der Arbeiterpartei wird es ergehen, wie der Greenback-Partei und ähnlichen Organisationen: dem plötzlichen Emporschießen folgt ein langsamer Verfall. Die Arbeiter werden eben mehr und mehr inne werden, daß sie innerhalb der großen politischen Parteien, schon durch die scharfe Rivalität derselben, weit mehr zu erreichen vermögen, als durch eine eigene politische Organisation. Eine einzelne Gesellschaftsklasse kann am allerwenigsten in einer Republik die politische Herrschaft über die übrigen beanspruchen. Henry Georges Ideen sind durchaus nicht so einleuchtend und epochemachend, daß sie die Massen mit fortzureißen vermöchten, und selbst sein eifrigster Anhänger muß sich bald überzeugen, daß die Sache für die Praxis ohne alle Bedeutung ist, aber selbst für den Fall, daß sie sich praktisch verwerthen ließe, die Lage des Arbeiters nicht erheblich verbessern würde.

Wenn es nur drinnen Frühling ist,
Macht uns der Wintersturm nicht bang;
Wenn es nur drinnen Frühling ist,
Dann wird der Winter nicht zu lang.

Offene Post.

Die erste Nummer geht zur Presse! Was heißt das? So und so viele Bogen Papier sind gedruckt, sie werden hübsch gebunden, mit schönen Bildern versehen und in die Welt hinausgesandt.

Das ist die eine Seite der Sache.

Es ist aber auch noch eine andere vorhanden.

Oben an unserer Monatsschrift steht: „Ein Familien-Magazin für Jung und Alt."—„Sechszehnter Jahrgang."

Diese Ueberschrift gibt gar mancherlei zu denken. Der ganzen Familie soll und will Haus und Herd etwas bringen: Dem Großvater, den Eltern und der Jugend, dem Lehrer und den Lernenden—Lehre, Unterhaltung, Ermahnung und Warnung. Aus der Zeit und vom Himmel soll etwas in Haus und Herd zu finden sein. Das Herz soll erfaßt, das Gewissen geweckt, der Geist erleuchtet, die Sinne gefesselt und der ganze Mensch gebessert werden.

Das ist in unserer „hocherleuchteten" anspruchsvollen Zeit keine Kleinigkeit.

Sind wir auf der Bahn, welche dem Ziele entgegenführt; erfüllt Haus und Herd das, was man von einer ächt christlichen Familienschrift erwartet; wurden die vorliegenden 15 Bände dem deutschen Volke zur Erbauung und zum Segen?

Solches sind die Gedanken, die uns beschäftigen, während die erste Nummer des neuen Jahrgangs zur Presse geht.

Die Urtheile und Beschlüsse sämmtlicher Conferenzen erwägend und die vielen privatlichen Versicherungen und Zuschriften dazu nehmend, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß Haus und Herd in den Augen seiner Leser dem Zwecke entspricht, und die Zustimmung seiner alten Freunde hat und immer noch neue gewinnt. Wenigstens müßte die scharfe Kritik sehr im Verborgenen geübt werden, denn wir haben nichts davon vernommen.

Wir aber wollen von Gott Weisheit und Kraft erflehen, daß Haus und Herd auf der betretenen Bahn immer sicherere Schritte gewinne, sich weiter entwickele und noch viel tausend deutschen Familien zur Freude und zum Segen werde. — Das walte Gott.

Der Bildersaal. Sonntagschulen mögen nicht vergessen, den Bildersaal für 1888 zu bestellen. Derselbe ist schöner als je. Das wird allgemein anerkannt, und wo man dieses Hülfsmittel einigermaßen richtig gebraucht, da will man dasselbe nicht mehr entbehren.

Wo sollen die neuen Unterschreiber herkommen?

Erstens: Jedes Familienhaupt jeglichen Hause der Gemeinde sollte veranlaßt werden, „Haus und Herd" zu halten.

Zweitens: Jede einzelnstehende ledige Person sollte Haus und Herd halten.

Drittens: Leute, die sich kürzlich der Gemeinde angeschlossen haben, sollten gefragt werden, Haus und Herd zu halten.

Viertens: Wir sollten nicht nachlassen, bis alle Arbeiter der Sonntagschule — Lehrer und Beamte — Haus und Herd halten; schon um der sehr praktischen und brauchbaren Sonntagschul-Lektionen willen.

Fünftens gebe man dem Nachbar ein Heft des Haus und Herd zur Einsicht, oder schreibe um Probe-Nummern und theile dieselben in der Nachbarschaft aus.

Sechstens: Theile man uns solche Namen mit, deren Träger vielleicht willig wären, Haus und Herd zu halten, und wir werden Probenummern direkt an die gegebenen Adressen senden.

☞ Wenn wir auf diese Weise die Sache angreifen und nachhaltig darin fortfahren, und womöglich keine alten Unterschreiber verlieren, werden wir **Ein tausend Zuwachs** erhalten.

Der Christliche Apologete hat in seinem neuen Gewande eine Jahresrundreise wacker zurückgelegt. Anfänglich—und auch heute noch—übersehen wir bei der neuen Anordnung Manches, was uns beim früheren Format nicht entging. Da jedoch die Leser wie die geschätzten Redakteure die 16 Seiten sehr lieb haben, so sagen wir von Herzen „Glück zu." Der Apologete ist eines der besten Wochenblätter im Lande. Politische und kirchliche Rundschau, Artikel verschiedenen Inhalts, Personalien, Missionsberichte, Notizen 2c finden sich in jeder Nummer in solcher Auswahl, daß kein anderes Wochenblatt dem Zwecke besser entspricht.

Aus Milwaukee, Wis. Ich werde mich auch dieses Jahr bemühen, etliche neue Unterschreiber für unsere vortreffliche Monatsschrift zu bekommen und die alten Unterschreiber zu behalten. Letzteres ist, mit wenigen Ausnahmen, nicht schwer; denn wer Haus und Herd ein Jahr lang recht gelesen, hat durch die Belehrung, Erbauung und Unterhaltung, die es ihm gebracht, dasselbe auch lieb gewonnen.

H. Lemke.

Wir freuen uns von Herzen, aus den Sonntagschulen, von jährlichen Conferenzen und Sonntagschul-Conventionen, sowie von vielen einzelnen Sonntagschularbeitern zu vernehmen, daß die in Haus und Herd publizirten Sonntagschul-Lektionen noch nie allgemeiner und mit größerem Nutzen und Segen von den Lehrern gebraucht wurden als gegenwärtig. Jeder Lehrer, jede Lehrerin und jeder Beamte jeder Sonntagschule, sollte Haus und Herd halten.

Wenn man, wie ich, schon bald 50 Jahre nur gute christliche Sachen liest, so ist einem Vieles, was man in vielen Blättern wieder neu liest, bekannt; — und muß mich immer sehr wundern, daß mir (und meiner Frau) in Haus und Herd äußerst wenig begegnet, was wir schon gelesen hätten.

J. A. Büttner.

Neue Unterschreiber melden sich, so berichtet Br. Bletsch, vom Zeitschriften-Department.—Aber—'s ist noch viel Raum da!

Bis jetzt 15 neue Unterschriften für Haus und Herd eingesandt und es werden noch mehr kommen. Nur Muth die 1000 neuen Unterschreiber werden schon kommen.

Denver, Col. J. Tanner.

Angenommene Artikel: Stadtmissionen.—In der Krankenstube.—Alice.—Das that ein braver Schweizer.—Bilder aus dem Sonntagschul-Leben in Persien. — Das Sonntagschulwerk in andern Ländern. — Was der Lieutenant erzählte. — Wo kommt unser Bauholz her?—Chinas Erwachen.—Aus Lazarethen.—Wahre Menschenliebe.—Kaffee.







Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. | Februar 1888. | Zweites Heft.

Verkehrtheiten und Gefahren der Frauenrechts-Bewegung.

Hierzu das Titelbild.

Editor.

Die schon oft gemachte Behauptung, daß jedes Laster die Uebertreibung und Verkehrtheit einer Tugend sei, enthält Wahrheit, obgleich der Satz selbst auf die Spitze getrieben ist.

Gar manche nothwendige, wohlthätige Reform wird in das Gegentheil verkehrt und zum gefahrvollen Wagniß gestempelt, weil man nicht den goldenen Mittelweg einhalten konnte. Man gewahrt irgend welches Uebel, ruft nach Reform und bewerkstelligt dieselbe, indem man ohne Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse nur das eine Uebel beseitigen will, ohne daran zu denken, wie viel größere Uebel durch solch einseitiges, extremes Verfahren hervorgerufen werden.

Die sogenannte Frauenrechts-Bewegung liefert dafür ein handgreifliches und von jedem Freunde des Volkes wohl zu beachtendes Beispiel.

Man versteht darunter in gemäßigtem Sinne das Bestreben, den Frauen in der ganzen Welt die Stellung und die Rechte zu verschaffen, die ihnen als Menschen gebühren; für ihre Ausbildung in jeder Hinsicht auf's Beste zu sorgen, und ihnen Spielraum zu verschaffen, unter Umständen, auch außerhalb des gewöhnlichen weiblichen Berufkreises ihr Brod verdienen und der Menschheit nützlich werden zu können.

Wer wollte oder könnte gegen solches Bestreben ankämpfen? Niemand, der einigermaßen unterrichtet ist, wird bestreiten, daß die Befreiung (Emancipation) der Frau aus unwürdiger Stellung selbst bei manchen sonst hochgesitteten Völkern noch zu bewerkstelligen ist. Keinem Menschenfreund würde es einfallen, begabten, strebsamen Mädchen die bestmögliche Schulbildung zu versagen; und wer die neueren Volks- und Lebensverhältnisse studirt, wird erkennen, daß auch eine Anzahl Frauen in solchen Berufskreisen sich bewegen können, die in früherer Zeit nur von den Männern betreten wurden.

Hätte sich die sogenannte Frauenrechts-Bewegung in diesen gemäßigten Schranken gehalten, so wäre sie weder in Verkehrtheit ausgeartet, noch brächte sie Gefahr.

Aber sie hat die Schranken der Mäßigkeit durchbrochen und überfluthet namentlich unser Land und Volk in verderbendrohender Weise.

Der allweise Gott schuf beide „ein Männlein und ein Fräulein," und muß in seiner Allweisheit doch wohl gewußt haben, weßhalb er den Unterschied setzte. Die Weiberrechtler aber sagen und predigen, es sei hie kein Unterschied. Was der Mann sei und könne, das sei und könne auch die Frau, nicht als Ausnahme, sondern als Regel, und es sei eigentlich ihrer unwürdig, wenn sie zunächst auf den häuslichen Kreis als Feld ihrer Wirksamkeit angewiesen werde. Die Frauen seien vielmehr als Klasse in allen Stücken mit den Männern in Reih' und Glied zu stellen und würden, sobald das einmal in vollstem Maße geschehen, nicht nur sich geltend machen, sondern paradiesische Zustände zu Wege bringen. Dabei schrecken die Kühnsten unter ihnen vor den tollsten Zugeständnissen nicht zurück. So z. B. entwickelte eine dieser Weltbeglückerinnen kürzlich in unserer Haus und Herd-Stube ihre gewaltigen Ideen; und als man sie ruhig fragte, ob sie denn auch bereit sei, die edlen Frauen in unsern Reiter-Regimentern draußen im Westen dienen zu lassen, da rief sie begeistert aus: „Ja wohl, wir ergreifen auch den Säbel und setzen uns auf's Pferd!"

Diese Predigt der verkehrten, extremen Weiberrechtlerei hat unter unserem Volk bittere Frucht geschafft. Es ist bei viel tausend Frauen und Mädchen der Gedanke daraus entstanden, daß sie eigentlich kein menschenwürdiges Dasein führen, wenn sie sich mit Hausarbeit abgeben müssen. Das Weib ist ein Sklave (woman is a slave). dieses von der Frauenrechtlerei verbreitete Stichwort hat schon gar viele Herzen und manches Leben verdorben; während die Frau doch ebenso wenig Sklave ist, als der Mann, so lange sie sich nicht zum Sklaven macht, und die von Gott gewollte Arbeit nicht als Sklaverei, sondern als Segen ansieht.

Tausende Mädchen haben sich, ohne eigentliche Naturfähigkeiten dazu zu haben, in Folge dieser Weiberrechtspredigt, den sogenannten höheren Berufsarten zugewandt, und sich als Lehrerinnen, Aerzte, Advokaten, Schnellschreiber, Buchhalter zc. ausgebildet. Die Folge davon ist eine Ueberzahl der Arbeitskraft. Der Superintendent der öffentlichen Schulen von Massachusetts sagte kürzlich, daß sich sechsmal so viel Lehrerinnen für das Schuljahr 1887—1888 angemeldet hätten, als möglicherweise angestellt werden können. Eine New Yorker Firma, die jüngstens die Stelle einer Buchhalterin ausschrieb, erhielt 93 Anfragen!

Wenn Männer in dem von ihnen ergriffenen Beruf das Brod nicht verdienen, so ergreifen sie einen andern, ohne dadurch an Charakter zu verlieren. Diese für bestimmte Fächer ausgebildeten Mädchen und Frauen aber wähnen, es sei eine Entwürdigung, wenn sie im gegebenen Falle Hausarbeit zu verrichten hätten, und gehen, wenn sie in ihrem „Fach" keine Anstellung bekommen, lieber unter, als daß sie im Hause ihr Brod verdienen. Vielleicht sind Viele zu Letzterem auch gar nicht mehr fähig.

Andere tausende, ja hunderttausende Mädchen und Frauen, die kaum eine ordentliche Volksschulbildung genossen, wurden durch die Frauenrechtsbewegung veranlaßt, mit stolzer Verachtung auf die Hausarbeit und vornehmlich auf das Dienstbotenverhältniß herabzuschauen. Wir finden diese Klasse in den Kaufläden, den Fabriken und Werkstätten aller Art. „Nur keine Hausarbeit, nur kein Dienstverhältniß, sonst ist das Weib ja ein Sklave" — dieser Spruch ist ihnen von den Verkehrtheiten der Frauenrechts-Bewegung eingeprägt worden. Und sie leben demgemäß, und gehen lieber nach Leib und Seel' zu Grunde, als in einen Dienst zu treten, während gute Köchinnen und Stubenmädchen doch so sehr gesucht sind, und gut bezahlt werden.

Letzthin machte ich der Bewegung wegen einmal einen Rundgang, und suchte alle die Stuben und Anstalten auf, in denen unsere Wohlthätigkeits-Gesellschaften Arbeit anweisen. Keine einzige Anfrage für die Dienststellung in Familien habe ich gefunden, wohl aber Telegraphistinnen, Buchhalterinnen, Ladenjungfern zc. zc. beim Dutzend, die um ein Kleines ihre Dienste anboten.

Was muß daraus entstehen? Nein — was ist schon daraus entstanden? Die Gottesordnung wurde mißachtet, und das Familien- und Hausleben hat Noth gelitten. Tausend jungen Mädchen ist's nicht mehr wohl im Hause, wenn sie von der Fabrik oder vom Laden heimkommen und sie suchen sich draußen zu ihrem Verderben ihre Gesellschaft.

Tausend junge Frauen, die von der Fabrik, oder dem Laden in den Ehestand getreten sind, haben nicht die geringste Fähigkeit ihrer Stellung gerecht zu werden, und singen jetzt die alte Melodie: Ehe — Wehe.

Die übertriebene Weiberrechtlerei hat die Ansprüche vieler Frauen an's Leben hoch hinauf geschraubt, und Ideen erweckt, die großentheils nicht verwirklicht werden können. Ein Arbeiter, ein Handwerksmann, ein Ackerbauer ist heut zu Tage vielen Mädchen nicht mehr gut genug, die solchem Stande im Grunde durchaus nicht „über" sind. Viele junge Männer behaupten, sie blieben ledig, weil sie die von den Frauen an's Leben gemachten Ansprüche nicht befriedigen können. So — werden unsere Städte und unsere Staaten mit Hagestolzen angefüllt.

Man sieht—die Gottesordnung läßt sich nicht ungestraft umkehren. Und wenn die Leser sagen: „Da sind wir aber doch froh, daß man in deutschen Kreisen dieses Uebel nicht so verspürt;" so ist zu antworten: „Nur gemach! Die Deutschamerikaner sind von all diesen verkehrten Ideen angefressen, und haben die daraus entspringenden Uebel zu tragen."

Noch nicht lange her kommt eine deutsche Mutter auf meine Amtsstube, und frägt mich, ob ich keine Stelle für ihre Tochter wisse, natürlich — im Laden, oder am Schreibtisch.

Denselben Tag hatte ich in Erfahrung gebracht, daß eine fromme und angesehene Dame ein Stubenmädchen suche, und ich schlug diese Stelle vor.

Was ich denn auch denke, sagte die gute Frau, ihr Kind soll zwar das Brod verdienen, aber im elterlichen Hause bleiben. Es sei ein ganzes Jahr in der städtischen Hochschule gewesen, und gewiß viel zu gut zum Stubenmädchen, selbst in dem vornehmen Hause!

Nächsten Tag erhielt ich per Post ein in englischer Sprache geschriebenes Pamphlet, voll von so toller Weiberrechtlerei, daß ich dasselbe dem



Am Abend.
Nach einem Gemälde von Kaulbach.

Feuer übergab, damit es nicht in unrechte Hände gerathe.

Ja wohl, ihr deutschen Leser, wir haben unsere Augen dieser Gefahr gegenüber zu öffnen. Es gibt zwar noch, Gott sei Dank, viele deutsche Familien, in denen heute noch der Gott wohlgefällige Sinn herrscht, und tausende Mütter erziehen ihre Töchter nach Gottes Ordnung. Aber —die „Luft" unserer Zeit und unseres Landes ist ihnen zuwider, und es gilt—durch Erziehung und Vorbild auf der Hut zu sein, und durch diese Mittel auch auf Andere zu wirken.

Am Abend.

Klein-Mütterchen sitzt still am Bett und strickt
Und hält beim Kinde treue Liebeswache.
„Ei, süßer Schelm, nun bist du eingenickt,
Hast müde dich gezwitschert und gepickt,
Just wie die jungen Schwälblein unterm Dache!

Wach mir nicht auf, bald kehrt Mama uns heim;
Su, su! Du mußt dir rothe Bäckchen schlafen!" —
Sie summt ganz leise einen Kinderreim
Vom fleiß'gen Bienchen, süßen Honigseim,
Vom Sandmann, von den schwarz und weißen Schafen.

Schutzengel aber sinnend lächelnd lauscht
Und flüstert: „Auf dem Dornenpfad der Erden,
Klein-Mütterchen, wenn Jahr um Jahr verrauscht,
Wirst du, die heut den Platz mit mir getauscht,
Für manches müde Herz ein Engel werden!

Noch ist dein Blick für solche Zukunft blind,
Ich aber sehe klar des Lebens Lose,
Wie sie im Himmel aufgezeichnet sind,
Da seh ich dich, du liebevolles Kind,
Aus zartem Knösplein blühn zur holden Rose!"

Johanna Balz.

Zur Geschichte des neuen Gesangbuchs.

Editor.

Die deutschen Delegaten der 1880 tagenden General-Conferenz beauftragten die Redakteure des Christl. Apologeten und des Haus und Herd, die von dieser Delegaten-Versammlung angegebenen Gründe, weßhalb die Herstellung eines neuen Gesangbuchs wünschenswerth sei, in einem Rundschreiben zusammenzustellen und dasselbe allen deutschen jährlichen Conferenzen zum Zwecke der Berichterstattung vorzulegen.*)

Jede der Conferenzen, auch die in Deutschland, erhielt eine betreffende Zuschrift, ernannte Committeen und gab im Laufe der Zeit ihr Gutachten ab.

Sämmtliche dahin beziehende Conferenzbeschlüsse wurden der deutschen Delegaten-Versammlung in Philadelphia während der daselbst 1884 tagenden General-Conferenz vorgelegt und verlesen. Zwei Abende zogen die deutschen Delegaten diese Frage in eingehende Erwägung und beschlossen darauf einstimmig, die General-Conferenz zu petitioniren, eine Gesangbuchs-Revision zu autorisiren, in welcher Bittschrift namentlich hervorgehoben wurde, es sei mehr als wünschenswerth, daß die deutschen Methodisten in Amerika und die im alten Vaterlande ein und dasselbe Gesangbuch gebrauchen.

Darauf passirte die General-Conferenz — wiederum einstimmig, folgende Maßregeln:

1) Hiermit ist die Ermächtigung zur Revision des deutschen Gesangbuchs ertheilt.

2) Die Bischöfe sollen so frühzeitig als thunlich ein Committee ernennen, bestehend aus einem Mitglied jeder deutschen Conferenz mit Einschluß der Conferenz in Deutschland und der Schweiz — und aus dem Editor des „Christlichen Apologeten" und des „Haus und Herd," welchem Committee diese Revisionsarbeit übertragen.

3) Die vorbereitende Revisionsarbeit soll in folgenden Sektionen vorgenommen werden:

Erste Sektion; Editor des Apologeten und die ernannten Mitglieder aus den Central, Ost und Südlichen deutschen Conferenzen.

Zweite Sektion: Editor des Haus und Herd und die ernannten Mitglieder aus den Chicago, St. Louis, Nordwest und West deutschen Conferenzen.

Dritte Sektion: Das ernannte Mitglied der Conferenz in Deutschland und der Schweiz.

4) Nicht später als am 15. März 1888 soll das Committee zusammentreten, um die Vorarbeiten der Sektionen zu revidiren, wobei nur durch Majoritäts-Beschluß aller anwesenden Mitglieder ein altes Lied ausgeschlossen oder ein neues aufgenommen werden kann.

5) Das Committee soll die Arbeit den Bischöfen zur Genehmigung vorlegen.

6) Nach solcher Genehmigung ist es die Pflicht des Committees, ein zweckentsprechendes Gesang- und Melodienbuch für den deutschen Methodismus herauszugeben.

7) Den Committee-Mitgliedern werden nur die Unkosten vergütet.

Die Redakteure des Apologeten und Haus und Herd waren demnach laut Beschluß Mitglieder des Committees, und die Bischöfe ernannten außerdem: Dr. A. Sulzberger, Wm. Pfaeffle, L. Wallon, Dr. F. C. Paulus, Dr. Chr. Loeber, J. Schlagenhauf, F. Kopp und J. A. Retz.

Anfänglich glaubte das Committee durch schriftlichen Verkehr solche Uebereinstimmung zu bezwecken, daß darauf hin die Arbeit der Sektionen vorgenommen werden, und endlich in einer Versammlung des Generalcommittees das Werk vollendet werden könne.

Wir erkannten jedoch bald die Nothwendigkeit einer General-Zusammenkunft, um die allgemeinen Grundsätze, die Größe des Buches und vornehmlich die Anlage desselben zu besprechen.

Jedes Committee-Mitglied bereitete sich gewissenhaft auf diese und andere Fragen vor, und Dr. Sulz-

*) Sind wir richtig unterrichtet, so ging diese Anregung zunächst von Dr. Wm. Nast, Dr. L. Nippert und Rev. C. H. Afflerbach aus.

berger, welcher bei dieser ersten General-Versammlung nicht sein konnte, sandte eine ausführliche Arbeit ein.

Am 8. Dezember 1885 trat das General-Committee in Cincinnati zum ersten Mal zusammen und blieb drei Tage in Sitzung, um die Hauptzüge des Werkes zu bestimmen.

Jedes dieser Committee-Mitglieder hatte sich auf privatem, oder öffentlichem Wege, durch Conferenz-Committeen 2c., Ansichten gesammelt und Anschauungen gebildet. Jedes fühlte die hohe Verantwortlichkeit von Anfang zu Ende und Jedem war vollster Spielraum gelassen, seine Ansichten oder diejenigen seiner Constituenten zur Geltung zu bringen.

In dieser ersten General-Versammlung ward das Maximum der aufzunehmenden Lieder auf 850 gesetzt; es wurden Anordnungen für die Verbesserung fehlerhafter jetzt gebrauchter Uebersetzungen und für die Umarbeitung einer Anzahl englischer Lieder getroffen, sowie, nach langer und allseitiger Berathung, ein Inhalts-Verzeichniß festgestellt, welches nochmals in einigen unwesentlichen Punkten verändert wurde und also lautet:

Lieder.

I. Lob, Dank und Anbetung. 73

1. Allgemeine Loblieder ... 23
2. Sonntagslieder und Lieder zum Anfang und Schluß des Gottesdienstes ... 33
3. Morgen- und Abendlieder ... 17

II. Von dem dreieinigen Gott. 22

1. Wesen, Eigenschaften, Werke und Vorsehung ... 16
2. Der Erlösungsrathschluß ... 6

III. Von dem Erlöser. 119

1. Die Menschwerdung (Advents- und Weihnachtslieder) 22
2. Das Leben des Herrn ... 9
3. Leiden und Kreuzestod (Passionslieder) ... 22
4. Erhöhung Christi (Oster- und Himmelfahrtslieder)... 29
5. Allgemeine Jesuslieder ... 37

IV. Vom heiligen Geist (Pfingstlieder). 22

V. Vom Worte Gottes. 19

VI. Vom Menschen, dessen Fall und Heil in Christo. 152

1. Der verlorene Zustand des Menschen ... 6
2. Erweckung und Einladung ... 28
3. Buße ... 30
4. Glaube ... 14
5. Rechtfertigung, Wiedergeburt, Kindschaft und Zeugniß des heiligen Geistes ... 30
6. Völlige Liebe und Wachsthum in der Heiligung ... 44

VII. Das christliche Leben. 197

1. Selbstprüfung ... 6
2. Gebet und Gemeinschaft mit Gott ... 27
3. Gegenseitige Ermunterung und Erbauung ... 34
4. Früchte des Geistes: brüderliche und allgemeine Liebe, Demuth, Geduld, Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit ... 17
5. Selbstverleugnung, geistliches Wachen und Kämpfen 28
6. Vertrauen auf Gott und Ergebung in seinen Willen unter Kreuz und Trübsalen ... 32
7. Freude in Gott und Sehnsucht nach dem Himmel (Pilgerlieder) ... 39
8. Christliche Thätigkeit, Gebrauch der anvertrauten Gnadengaben, Talente und Güter ... 14

VIII. Die christliche Kirche. 65

1. Allgemeine Lieder von der Kirche ... 9
2. Das Predigtamt (Conferenzen) ... 10
3. Die Sakramente — Taufe und Abendmahl ... 9
4. Anschluß und Aufnahme in die Gemeinde ... 9
5. Aeußere und innere Mission ... 21
6. Kirchenbau ... 7

IX. Die christliche Familie und die Jugenderziehung. 27

1. Der Ehestand ... 8
2. Eltern und Kinder ... 18
3. Erziehung ... 11

Lieder.

X. Zeit und Ewigkeit. 68

1. Jahreswechsel ... 10
2. Flüchtigkeit und Ungewißheit des Lebens ... 6
3. Tod und Grab (Sterbe- und Begräbnißlieder) ... 23
4. Auferstehung der Todten, Wiederkunft Christi und Weltgericht ... 12
5. Ewige Seligkeit ... 17

XI. Lieder vermischten Inhalts. 16

1. Vaterlands- und Nationallieder ... 6
2. Abschiedslieder ... 6
3. Jahreszeiten ... 4

XII. Segenssprüche.

Man wird auf den ersten Blick erkennen, daß es dem Committee vor Allem auf Einfachheit der Anlage zu thun war, die aus einleuchtenden Gründen einer Eintheilung mit beinahe endlosen Unterabtheilungen vorzuziehen ist, aber hier schon deßhalb geboten war, weil eine der Ausgaben des Buches die Lieder mit den Melodien enthalten soll. Solches Text-Melodien-Buch ist aber nur dann von wirklich praktischem Werth, wenn so wenig Hinweisungen auf Melodien als nur möglich, vorkommen. Je weniger Unterabtheilungen vorhanden, und je größer die einzelnen Abschnitte sind, desto öfters können Lieder, die auf ein und dieselbe eigenartige Melodie gesungen werden, zusammen gestellt werden, und desto praktischer ist das Buch.

Aber auch abgesehen davon, darf die vom Committee angenommene Anlage als eine sehr glücklich gewählte bezeichnet werden. Ich habe seit der endlichen Vertagung, und schon oft vorher, wohl Dutzende Gesangbuch-Inhaltsverzeichnisse verglichen, und keines gefunden, welches bei Vollständigkeit übersichtlicher und handlicher wäre.

Es wurde vornehmlich darauf Bedacht genommen, daß gleich die erste Hauptabtheilung (I) recht inhaltsreich ausfalle, damit es nie an Liedern für Anfang und Schluß des Gottesdienstes mangele. Auch für die Heilslieder, und die, welche die christliche Erfahrung besingen, ward in ergiebiger Weise gleich von vornherein Sorge getragen.

Nach der ersten Sitzung des General-Committees bezeichnete sich jedes Mitglied privatlich zuerst die Lieder, die seiner Ansicht nach aus dem Amerikanischen und Deutschländer Gesangbuch beibehalten oder weggelassen werden sollten, und darauf wurde aus andern Quellen -- aus den Uebersetzungen, den Sonntagschulbüchern und der deutschen Hymnologie Auswahl getroffen.

Diese ihre Arbeit trugen die Mitglieder dem Inhalts-Verzeichniß gemäß rubrikenweise in zu diesem Zwecke gelieferte Bücher ein, und brachten dieselbe zu den Sektions-Versammlungen, wo der Sektions-Bericht in ähnlicher Methode ausgefertigt wurde.

Die beiden amerikanischen Sektionen versammelten sich in Chicago und Lake Side im Juli 1886; die deutsche arbeitete in Deutschland.

Nunmehr lagen anstatt zehn verschiedene Arbeiten, drei geläuterte Sektions-Berichte vor. Und nachdem wiederum ein ganzes Jahr Zeit gegeben war, Erkundigungen über die Anschauungen in den verschiedenen Gegenden und Conferenzen einzuziehen, trat das General-Committee am 19. Juli 1887 zusammen, um die Arbeiten der Sektionen zu revidiren.

Alle Committeen-Mitglieder waren anwesend. Auch Bruder A. Sulzberger, der Repräsentant der Brüder in Deutschland und der Schweiz, war in Gottes Schutz glücklich gelandet.

Mehr als je fühlte jedes Committee-Mitglied die

große Verantwortlichkeit, denn mehr als je hatte jedes durch die eingehenden Vorarbeiten Einsicht in die zu überwindenden Schwierigkeiten gewonnen.

Ist die Zusammenstellung eines guten Gesangbuchs unter gewöhnlichen Umständen schon eine schwere, langwierige Arbeit, so wird dieselbe noch viel schwieriger, wenn es, wie hier, gilt, aus der Hymnologie zweier Sprachen zu wählen, den Bedürfnissen und Gewohnheiten so weit aus einander liegenden Gemeindegruppen gerecht zu werden, und auch noch den Brüdern in einem andern Welttheil zu genügen.

Das Committee war auf eine von der Vorsehung Gottes geleitete, glückliche Weise zusammen gesetzt. Da waren gewaltige Kritiker, die das attische Salz mitbrachten, und es mit Satzbau und Grammatik haarscharf nahmen. Da waren praktische Pastoren und Vorst. Aelteste, die uns immer wieder sagten, woran sich das Volk warm singt, und was zum Heil der Sünder und der Gläubigen dient. Da waren Brüder, die große Stücke auf die alten deutschen Kernlieder hielten, und andere, welche die subjektiven, innigen Lieder der englischen Hymonologie hervorhoben, und oft vertrat ein und dasselbe Mitglied diese beiden Richtungen. Da waren poetisch veranlagte Menschenkinder, wie der liebe Sänger des Westens, Br. J. A. Reitz; da waren auch die Redakteure, die vermöge ihrer Fühlung mit dem ganzen Werk die verschiedenen Meinungen recht wohl begriffen. Und da war der bedächtige, aber feste Repräsentant des alten Vaterlandes, welcher dessen Wünsche in würdiger und erfolgreicher Weise kund that.

Bei solcher Zusammensetzung konnte der Radikalismus weder nach rechts noch nach links durchschlagen. Es mußte der goldene Mittelweg eingehalten werden. Alles, was heilsam, und unseren kirchlich-religiösen Zwecken in unsern alten Gesangbüchern entsprechend und dabei poetisch-sprachlich genießbar ist, blieb. Und nach ähnlichen Grundsätzen ward bei der Aufnahme neuer Lieder verfahren.

Lied nach Lied, Zeile nach Zeile wurde durchgenommen und nach allen Seiten hin besprochen. Daß Meinungsverschiedenheit herrschte und freiesten Ausdruck fand, das kommt dem Gesangbuch zu statten. Meinungsverschiedenheit wäre vorhanden gewesen, hätte das Committee aus nur drei oder fünf Mitgliedern bestanden, und die Abstimmung hätte endlich auch entscheiden müssen, wäre die Arbeit von einem größeren Kreis aus fünfzig oder hundert vollendet worden, nur daß alsdann die Schwierigkeiten um so größer gewesen wären.

Großes Gewicht legte das Committee immer auf die festgestellte Thatsache, daß dieses und jenes Lied in gewissen Gegenden gleichsam unentbehrlich geworden. Diesem Grundsatz gemäß wurde denn auch den Bedürfnissen und Anforderungen Deutschlands in weitgehenster Weise Rücksicht geschenkt, und dem alten Vaterlande auf das Gesuch seines Repräsentanten mancherlei Zugeständniß gemacht.

Das neue Gesangbuch ist demnach ein so mannigfaltiges Werk wie der deutsche Methodismus selbst. Kaum dürfte eines der wirklichen Kernlieder aus der deutschen Hymnologie fehlen; aber auch die Lieder aus dem Englischen sind reichlich vertreten, zumal da viele in den Sonntagschulbüchern publizirten Heilslieder Aufnahme fanden.

Eine übersichtliche Darstellung der Art und Weise der Zusammensetzung des neuen Gesangbuchs wird das Obige bestätigen.

Es wurden aufgenommen:

Aus dem jetzigen Gesangbuch	490	Lieder,
Deutschländer Gesangbuch (Zionspsalter), wobei jedoch zu bemerken, daß sehr viele Lieder, die aus dem Amerikanischen Gesangbuch gewählt wurden, sich zugleich auch im Deutschländer finden.	93	„
Württembergisches Gesangbuch	30	„
Liederlust u. Ps. mit Anhang	50	„
Schaff's Gesangbuch	20	„
Uebersetzungen	17	„
Altes Am. Gesangbuch	21	„
Aus anderen deutschen Quellen	59	„
Zusammen	780	Lieder.

Die ausgewählten Segenssprüche sind hier nicht mitgezählt.

Die Anzahl der Lieder ist um 104 größer als im jetzigen Am. Gesangbuch. Der Umfang des neuen Buches dürfte jedoch kaum größer werden, als der des alten, denn das Committee fand sich aus naheliegenden Gründen veranlaßt, lange Lieder abzukürzen, wenn dies geschehen konnte, ohne den Zusammenhang zu stören.

Die Melodie fand von Anfang mit vollem Recht die gebührende Berücksichtigung, und es wurde im Laufe der Debatten wohl hunderte Mal gefragt: Wird dies und das auch gesungen werden? Nicht etwa von einzelnen Sängern, oder Gesangvereinen, sondern von der Durchschnitts-Gemeinde.

Wurden auch einige Lieder nach langer Debatte ihres Inhalts wegen, wie z. B. „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld," aufgenommmen, die in den Gemeinden kaum je gesungen werden dürften, so ist doch zu verzeichnen, daß dies, Gott sei Dank, nur seltene Ausnahmen sind, und das neue Gesangbuch „sanglich" ist.

Mit ebenso praktischem Blick und in ebenso großer Mannigfaltigkeit wie bei den Liedern hat das Committee, in welchem sich mehrere Musikverständige befanden, und dem ein Professor der Musik half, die Melodien gewählt.

Kein einziger der alten Kern-Choräle fehlt. Sie sind aber insgesammt rhythmisch gesetzt. Wie wir jedoch schon heute hier und in Deutschland viele in's Gehör fallende, zum Theil den Meistern entnommene Melodien singen, so wird das neue Melodienbuch eine bedeutende Anzahl solcher Melodien mehr haben wie die alten.

Das Werk wird gegenwärtig so zubereitet, daß es in guter Form den Bischöfen vorgelegt werden kann, die wohl ebenso wenig, wie vor einigen Jahren an dem englischen, große Veränderungen vornehmen werden.

Nach der Bisch. Genehmigung ist das Buch, laut Beschluß der höchsten Kirchenbehörde, hier und in Deutschland gültig.

Unser amerikanischer Verlag beabsichtigt, drei Ausgaben herauszugeben: Erstens—eine mit Liedern und Melodien, im Format des größern englischen Hymnals mit Noten. Zweitens—eine 16mo. Ausgabe, etwas größer und mit derberer Schrift, als das jetzige große Gesangbuch; und drittens eine 24mo. Ausgabe, etwas größer, und mit größerer Schrift, als das jetzige kleine Gesangbuch.

Während ich gegenwärtig die nöthige Redaktionsarbeit an den in reiner Zusammenstellung vor mir liegenden Liedern und Melodien verrichte, erquicke ich mich so recht an deren Inhalt, und bitte Gott den Herrn täglich, daß er das neue Gesangbuch vielen tausend Deutschen, hier und im alten Vaterlande, zum reichsten Segen werden lassen möge.

„Führe uns nicht in Versuchung!“

Für Haus und Herd von H. Buchen.

Mit Recht nennen wir das Vaterunser das „Gebet des Herrn.“ Es ist eine wahre Perle unter den Gebeten, einfach und schlicht, und gerade in seiner Einfachheit unendlich hoch erhaben. Es umfaßt und erschöpft alle menschlichen Verhältnisse und Bedürfnisse, und man braucht nur ein wenig tiefer in das alltägliche Leben und Treiben hineinzuschauen, um sich immer wieder auf's Neue von der unergründlichen Wahrheit, der unbestreitbaren Wichtigkeit jeder einzelnen Bitte zu überzeugen. Ganz besonders berührt die sechste Bitte einen Punkt, an dem schon gar Mancher gestrauchelt ist, und die folgende auf Thatsachen beruhende kleine Erzählung mag für sich selbst sprechen.

Rudolph Weller war, als ich ihn in New York kennen lernte, ein Mann von mehr als vierzig Jahren. Er lebte in auskömmlichen, wenn auch keineswegs glänzenden Verhältnissen von dem Ertrage eines bescheidenen Ladens, in welchem er Zeitschriften, Bücher, Spielzeug, Candies, Früchte u. s. w. feil hielt. Er besaß, wie ich mich bald überzeugte, eine nicht gewöhnliche Bildung; vor Allem war er von ächt christlichen Gesinnungen und dem Geiste wahrer Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit beseelt. Wir wurden bald Freunde, und ich erfuhr durch gelegentliche Aeußerungen aus seinem Munde — obschon er nicht gerade mittheilsam war — daß der vorzeitige Tod seiner Eltern ihn genöthigt habe, der Fortsetzung des begonnenen Rechtsstudiums zu entsagen. Er hatte dann das ganze Elend der subalternen Beamtenstellungen in Deutschland gekostet und war endlich, müde der Chicanen seiner Vorgesetzten und der geistlosen Beschäftigung im gewöhnlichen Bureaudienste, ausgewandert. Hier in Amerika war es ihm wie Tausenden unserer Landsleute, namentlich denen, die nicht an harte körperliche Arbeit gewöhnt, auf der andern Seite aber nicht so vollständig geschult und gebildet sind, daß sie eine der sogenannten gelehrten Berufsarten ergreifen könnten, sehr traurig und trübe ergangen. Endlich war es ihm doch geglückt, den kleinen Laden zu eröffnen, und er lebte jetzt zufrieden und still seinen Pflichten gegen Gott und die Mitmenschen. Er war unverheirathet, aber ein großer Kinderfreund, und die muntern Kleinen aus der ganzen Nachbarschaft besuchten den ernsten, freundlich-stillen Mann sehr gern.

Eines Abends, als ich ihm in dem noch nicht geschlossenen Laden Gesellschaft leistete, trat ein „Tramp“ ein, einer jener Unglücklichen, in deren Reihen es zwar viele Unwürdige geben mag, gar mancher aber auch nur durch widerwärtiges Schicksal und herbe Prüfung auf die wenig ehrenhafte Laufbahn gedrängt worden ist. Der Tramp hielt um eine Unterstützung für das Nachtquartier an, und trotzdem sein Aeußeres nicht gerade besonders empfehlend war, gab ihm Weller eine verhältnißmäßig reiche Spende.

Ich sprach ihm hierüber, als wir wieder allein waren, meine Verwunderung aus; er sagte aber ernst: „Wir wissen nicht, welch' dunkles Geschick diesen Jüngling verfolgt, wir wissen ebenso wenig, ob seine Noth verschuldet oder unverschuldet ist. Ihm eine Gabe zu versagen, vielleicht weil Andere sich unserer Mildthätigkeit unwerth gezeigt haben, wäre in meinen Augen eine Härte. Und dann — der Arme ist möglicherweise im Begriff der düstersten Verzweiflung anheim zu fallen; in dieser Stimmung, noch mehr verbittert durch eine kalte Abweisung, könnte der ewig lauernde Versucher vor ihm auftauchen, und ihn zu irgend einer schlimmen Handlung — sagen wir zum Stehlen (er schien das Wort nur mühsam und mit einem Seufzer herauszubringen) verleiten. Vielleicht rettet ihn diesmal eine Gabe vor der Versuchung.“

Wir sprachen über diesen Punkt noch längere Zeit; er schien an jenem Abend mittheilsamer zu sein als sonst und begann endlich: „Lassen Sie mich Ihnen eine Episode aus meinem Leben erzählen, die mich unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen beinahe zum Verbrecher gemacht hat, aber durch Gottes gnädige Führung noch im letzten Augenblick der Wendepunkt meines Daseins geworden ist. Sie wissen bereits, daß ich mich kümmerlich und kläglich durchschlagen mußte, als ich hier in New York ohne Mittel, ohne Freunde und namentlich ohne Kenntniß eines bestimmten Handwerks gelandet war. Ich will darüber schweigen, wie oft ich hungrig in einem der billigen Logirhäuser zu Bette ging, wenn wieder ein Tag in der vergeblichen Bemühung um Beschäftigung irgend welcher Art vergangen war; ja, ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich die wenigen Cents für das Nachtquartier wiederholt der Wohlthätigkeit guter Seelen verdankte. Ich begann zu verzweifeln und stand mehr als einmal in Gefahr, das Vertrauen in des Allmächtigen Vaterhand zu verlieren.

Nur das Andenken an meine fromme Mutter,

die Erinnerung an die weisen Lehren und das Beispiel eines streng rechtlichen Vaters hielten mich aufrecht. Endlich fand ich ein Unterkommen in einem größeren Boardinghaus, dessen Gäste zumeist junge Mädchen waren, die als Lehrerinnen, Verkäuferinnen, Kassirerinnen ꝛc. ihren Unterhalt erwarben. Natürlich war diese Stellung keine glänzende; ich erhielt Kost und Quartier und wöchentlich einen Dollar und hatte dafür in der Küche zu helfen, das Haus und die Zimmer zu reinigen, allerhand Ausgänge zu besorgen, kurz war vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Füßen. Gleichwohl dankte ich demüthig dem Schöpfer für diese günstige Wendung, da ich doch wenigstens wieder eine Art von Heimath hatte und nicht mehr gezwungen war, auf der Straße und — was beinahe noch schlimmer ist — in den billigen Loginghäusern in schlechter und zweifelhafter Gesellschaft zu leben.

Allerdings, je länger ich diese geisttödtenden Arbeiten verrichtete, um so mehr sehnte ich mich nach einer mir mehr zusagenden Beschäftigung, und vor Allem setzte sich der Plan bei mir fest, sobald sich irgend eine Gelegenheit böte, mein Glück im Westen zu versuchen.

Unter den Kostgängern befand sich eine junge Dame, die, wie ich mir sagen ließ, erst vor einigen Monaten aus Connecticut nach New York gekommen war. Sie war Waise und hatte gehofft, sich in der großen Stadt eine Existenz als Musiklehrerin begründen zu können, um nicht ihren Anverwandten zur Last zu fallen. Leider sah sie sich in ihren Hoffnungen bitter getäuscht; ihnen, lieber Freund, ist ja bekannt, wie schwer es hält, gerade hier in dieser Weltstadt ohne schwerwiegende Empfehlungen Eingang in Familien und damit Schüler und Schülerinnen zu gewinnen. Das junge Mädchen — ich will sie E m m a nennen — schien die Enttäuschung schmerzlich zu empfinden, und wiederholt traf ich sie mit rothgeweinten Augen in ihrem Zimmer. Ihre Mittel waren offenbar beschränkt, vielleicht gar schon erschöpft.

Eines Tages beauftragte mich die übrigens brave und gutherzige Hauswirthin, Miß Emma's Sachen aus dem „Parlor“ im ersten Stockwerk nach einem sehr bescheidenen Dachstübchen zu schaffen, dessen Miethe natürlich entsprechend billiger war. Ich betrat das Zimmer und fand die junge Dame mit Einpacken beschäftigt. Sie zeigte mir einen leeren, alterthümlichen Koffer und bat mich ihn gründlich im Hofe zu reinigen. Als ich diese Arbeit nahezu vollendet hatte, fiel mir ein eigenthümliches Behältniß, eine Art versteckter Seitentasche auf, und während ich daran neugierig herumtastete, öffnete sich plötzlich eine geheime Feder, und ein umfangreiches stark abgenutztes Ledertaschenbuch kam zum Vorschein. Ich weiß nicht, was und ob ich in jenem Augenblicke überhaupt dachte — der Versucher streckte seine gierigen Krallen nach mir aus, und von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben, barg ich das Buch, ohne nach dem Inhalt zu sehen, in meiner Tasche.

Dann schaffte ich den Koffer zurück, half beim Einpacken und transportirte ihn, sowie die übrigen Habseligkeiten der jungen Dame nach dem oberen Stockwerke. Sie war still und freundlich wie immer, wenn auch offenbar sehr niedergeschlagen, und wollte mir als Lohn für meine Bemühungen sogar eine Kleinigkeit aufnöthigen.

Ich lehnte ab — in diesem Momente erst kam mir die abscheuliche That, die ich begangen, in vollem Umfange zum Verständniß. Ich hatte das arme, herzensgute Mädchen um etwas bestohlen, auf das sie offenbar allein rechtmäßigen Anspruch besaß. Ja, ich hatte — g e s t o h l e n; so klagte mich die Stimme des erwachenden Gewissens an, „du bist ein D i e b,“ so sauste und brauste es in meinen Ohren. Ich, der ich selbst in größerer Nothlage bislang noch nie von dem Pfade der Ehrlichkeit gewichen war, hatte mich jetzt, wo es mir verhältnißmäßig besser ging, im Angesichte einer augenblicklichen Versuchung hinreißen lassen, mich an fremdem Eigenthum zu vergreifen.

Das Gefühl heißer Scham übermannte mich; ich eilte, das Zimmer und vor Allem die Gegenwart des jungen Mädchens zu verlassen, das wie eine stumme Anklägerin vor mir stand. Ich suchte mein Schlafgelaß auf, riß das unselige Buch aus der Tasche, wo es wie höllisches Feuer brannte, und öffnete es mit zitternden Händen. Eine Anzahl von Werthpapieren lag darin; ich nahm mir nicht Zeit sie näher zu prüfen — der eine schreckliche Gedanke „du bist ein Dieb!“ nahm mich ganz und gar in Anspruch. Aber zu derselben Zeit wurde es mir klar, daß ich sofort auf jede Gefahr das jedenfalls werthvolle Eigenthum der rechtmäßigen Besitzerin wieder zustellen müsse.

Wohl flüsterte der Versucher mit den Teufelsklauen mir zu, Miß Emma, vielleicht Niemand in der Welt wisse um den verborgenen Schatz; es sei ein Wink des Schicksals für mich und ich wäre ein Narr, wenn ich nicht die günstige Gelegenheit benutzte, um mir eine bessere Existenz zu begründen. Allein ich sank auf meine Kniee, bat Gott unter strömenden Thränen um Verzeihung ob meiner Verirrung und flehte um Kraft und Stärke, den Anfechtungen des Bösen zu widerstehen. Und siehe da — ich

erhob mich fest entschlossen, meinen Fehler auf der Stelle so viel als möglich gut zu machen.

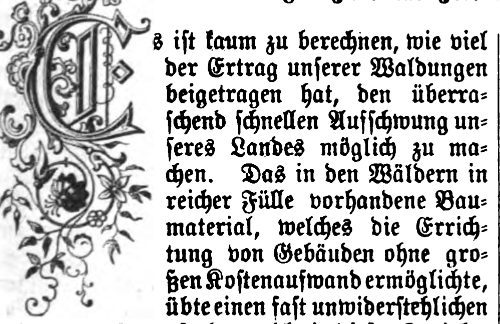
Miß Emma sah mich etwas verwundert an, als ich, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, berichtete, daß ich bei dem Reinigen ihres Koffers dieses alte Taschenbuch gefunden und neugierig auch geöffnet, den Inhalt aber nicht berührt habe. Ihr Staunen wuchs, sobald sie die Werthpapiere erblickte, offenbar hatte sie nicht die leiseste Ahnung von dem geheimen Schatze gehabt. Nach einigem Sinnen sagte sie: „Ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß die Papiere von meinem Großvater mütterlicher Seite herrühren, aus dessen Nachlaß der Koffer stammt. Ich erinnere mich, daß die Rede unter den Verwandten davon ging, der alte Herr habe seine Ersparnisse sorgfältig versteckt und sei durch einen Schlagfluß verhindert worden, den Angehörigen den Aufbewahrungsort mitzutheilen. Nun — haben Sie einstweilen meinen besten Dank! Ich gestehe offen, daß mir diese unerwartete Hülfe sehr zu erwünschter Zeit kommt und mich aus schwerer Verlegenheit befreit.“ ....

Durch Vermittlung der freundlichen Hauswirthin wurden die Papiere in einem Bankhause präsentirt, und ihr Werth stellte sich auf etwa drei Tausend Dollars heraus. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung und, wie ich nicht verhehlen will, zu meiner noch größeren Selbstbeschämung beschenkte mich Miß Emma mit dreihundert Dollars als „Finderlohn,“ wie sie sich ausdrückte. Es war das wie feurige Kohlen, die auf mein Haupt gesammelt wurden, und noch heut, wenn ich an jenen Augenblick der Schwachheit denke, der mich beinahe zum Verbrecher gemacht hätte, überrieselt es mich heiß und kalt.

Miß Emma war des Lebens in New York mit seinen Enttäuschungen und trüben Erfahrungen müde geworden; sie ging nach Connecticut zurück, hat sich hier glücklich verheirathet und erfreut mich noch bisweilen mit einem Briefe. Ich selbst beugte mich in Demuth vor dem Höchsten und faßte den Vorsatz, fortan nicht nur selbst jede Versuchung niederzukämpfen, sondern auch Andere so viel als möglich vor Versuchungen zu schützen. Und der Allmächtige segnete mein Vorhaben und segnete meiner Hände Werk, so daß ich im Stande bin, meinem Vorsatze treu zu bleiben. Aber „Führe uns nicht in Versuchung!“ ist noch jetzt die Bitte, in welche ich niemals ohne besondere Inbrunst und zugleich Dankbarkeit einstimmen kann.“

Wo kommt unser Bauholz her?

Für Haus und Herd bearbeitet von J. Kern.



Es ist kaum zu berechnen, wie viel der Ertrag unserer Waldungen beigetragen hat, den überraschend schnellen Aufschwung unseres Landes möglich zu machen. Das in den Wäldern in reicher Fülle vorhandene Baumaterial, welches die Errichtung von Gebäuden ohne großen Kostenaufwand ermöglichte, übte einen fast unwiderstehlichen Reiz aus auf Tausende, welche in dieses Land kamen mit dem festen Vorsatz, wenn möglich sich durch Fleiß und Sparsamkeit eine Heimath zu sichern. Und war's auch nur eine kleine Blockhütte, die man Anfangs errichtete, so fühlte man dennoch glücklich in dem Bewußtsein, sein eigenes Heim zu besitzen. Fleiß und Sparsamkeit brachten bald bessere Tage und häufig genügten einige Jahre, um sich zu tüchtigen und wohlhabenden Farmern emporzuarbeiten. Sobald etwas Land urbar gemacht worden war, mußten die wachsenden Feldfrüchte durch Umzäunung geschützt, Wagen und andere Geräthschaften herbeigeschafft, Brücken und dem mehr erbaut werden. Für alle dergleichen Zwecke lieferten hauptsächlich die Wälder das nöthige Material. Auch zum schnellen Ausbau der Städte und Dörfer gab die Billigkeit des Baumaterials vielfach Anlaß, so daß der Verbrauch desselben derart zugenommen hat, daß in unsern Tagen die Producirung und Zubereitung von Baumaterial ein ganz bedeutender Zweig der Industrie unseres Landes geworden ist.

So wenig Gewandtheit es erfordert, einen Baum zu fällen, denselben an verschiedenen Stellen zu durchsägen und dann die Sägeblöcke an den Fluß zu fahren, so erfordert die Producirung des Baumaterials so viel Kapital, Unternehmungsgeist, Geschäftstakt, eine so große Zahl der beschäftigten Personen, als andere Geschäftszweige.

Von der Zeit an, wo im Herbst der erste Axthieb in die Tanne geführt wird, bis zu der Zeit,

wo das Ergebniß seines Winterfeldzugs im Sperrraum (Millboom) gesichert ist, hat der „Lumbermann" überall Enttäuschungen zu erwarten. Zu viel oder zu wenig Schnee im Winter, oder zu viel oder zu wenig Wasser im Frühjahr sind gleich nachtheilig für sein Geschäft.

Schon früh im Herbst müssen die Vorbereitungen für den Winterfeldzug getroffen werden. Zuerst muß eine passende Stelle für die Waldhütten und Stallungen gefunden werden, wobei besonders zwei Dinge berücksichtigt werden müssen, nämlich das Vorhandensein guten Trinkwassers und Nähe zur Arbeit. Sind die Waldhütten erbaut, dann muß ein passender Landungsplatz gesucht und von diesem aus die Hauptfahrwege planmäßig angelegt werden, damit man von allen Theilen des Waldes den Landungsplatz erreichen kann. Während dann einige Männer die Fahrwege aufräumen und ebnen, beschäftigen sich die übrigen mit Fällen der Bäume und dem Zerlegen derselben in Sägeblöcke.

Diesen folgen dann die „Skidders" — ein Fuhrmann mit einem Gespann Ochsen nebst einem „Swamper," d. h. ein Gehülfe—welche die zerstreut umherliegenden Sägeblöcke auf die „Skidways" bringen. Diese Skidways bestehen aus zwei paralell liegenden, langen, starken Rollstangen, deren dickstes Ende noch durch eine Unterlage am Fahrwege erhöht wird, um das Aufladen der Blöcke zu erleichtern. Die zusammengeschleppten Blöcke werden auf diesen Rollstangen dicht an einander gerollt, so daß man beim Beladen der Schlitten nicht zu sammeln braucht. In früheren Jahren that man dieses nicht, sondern der Schlitten fuhr von einem Block zum andern und sammelte seine Ladung, indem man die Blöcke vom Boden auflud. Da aber dieses viel Zeitverlust verursachte und immer neue Wege gebahnt werden mußten, daher auch nicht schwer aufgeladen werden durfte, fällt es gar nicht schwer, die Vortheile der Skidways zu erkennen.

Der erste Streich.

Sobald genügend Schnee gefallen ist, wird vom frühen Morgen bis spät am Abend Blöcke gefahren. Die hierzu benützten Schlitten sind ebenso breit wie ein Wagen, sehr stark gebaut und haben gewöhnlich drei Zoll breite Sohlen. Bei gutem Wege werden von ein- bis zweitausend Fuß aufgeladen und da Tannenholz

nahezu zwei Tonnen Gewicht pro tausend Fuß hat, bedarf es nicht nur starker Schlitten, sondern auch starker Pferde, um solche Lasten vom „Fleck“ zu bringen.



Aufladen.

Als Landungsplatz wird womöglich eine Stelle gewählt, wo das Ufer hoch und steil ist, und rollt man dann die Blöcke über den steilen Abhang hinunter auf's Eis. Erreichen die hinabgerollten Blöcke die Höhe des Ufers, so werden Rollstangen über diese hinweggelegt und auf diesen die Blöcke weiter hinaus auf das Eis geworfen, so daß zuletzt bereits der ganze Fluß überbrückt ist. Auf diese Weise wird Schicht an Schicht gereiht, so daß nach einer erfolgreichen Winterarbeit der Fluß oftmals auf lange Strecken ganz mit Sägeblöcken bedeckt ist. Aber selbst dann, wenn der „Lumberman“ eine reiche Ernte eingeheimst zu haben glaubt, mögen der Sicherung dieser Ernte fast unüberwindliche Hindernisse noch entgegentreten; nämlich zu viel oder zu wenig Wasser, wenn die Zeit kommt, die Blöcke den Fluß hinunter zu flößen und in den Sperrraum der Mühle zu bringen. Steigt das Wasser nicht hoch genug, dann bleiben die Blöcke an den seichten Stellen des Flusses liegen, ist er hingegen so hoch gestiegen, daß er seine Ufer überschreitet, dann werden die Blöcke vom Wasser über das Ufer hinweggetragen und bleiben auf dem Flachlande und in den Sümpfen liegen. Es verstreichen gewöhnlich zwei bis drei Wochen von der Zeit an, wo der Schnee in den Wäldern schmilzt, bis zur Zeit, wo das Eis in den Flüssen sich löst. Diese Zeit dazu benützt, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen für den „Drive.“ Sobald das Eis schmilzt, werden dann die „Rolways“ — die am Ufer aufgeschichteten



Im Fluß.



Der Vermesser.

„Logs“ — abgebrochen, damit, sobald der Wasserstand es zuläßt, die gefahrvolle Arbeit des „Treibens“ begonnen werden kann.

Wäre der Fluß überall gleich breit und tief, das Ufer steil und fielen keine Bäume vom Ufer aus in den Fluß, dann wäre das „Logtreiben“ keine Kunst, aber wo tausend Hindernisse sich finden, den „hartköpfigen“ Blöcken einen Anlaß zum „Anstoß“ zu bieten, da geht es nicht so leicht her. Es bedarf oft nur eines kleinen Hindernisses, um eine Klemme zu bilden, und wird dieselbe nicht sofort aufgelöst, dann bildet sich in sehr kurzer Zeit ein fast unentwirrbares Durcheinander. In einigen Stunden bildet sich manchmal eine Klemme, die den Fluß derart dämmt, daß der Druck des aufgedämmten Wassers die Blöcke bis zu zehn und zwölf tief über einander aufschichtet, so daß es mehrere Tage schweren Arbeitens in Anspruch nimmt, die Klemme zu brechen. Solche Klemmen zu

brechen, erfordert sachverständige Leute, denn bricht die Klemme endlich los, dann werden die Blöcke, durch den Druck des aufgedämmten Wassers, gleich leichten Stäbchen durcheinder geworfen und wer nicht zur rechter Zeit entflieht, ist fast unrettbar verloren. Wer daher die Gefahr scheut, kalte Bäder, oder vielleicht gar Untertauchen in eisig kaltem Wasser nicht ertragen kann, der bleibe nur vom „Drive" entfernt, da solches selbst dem Erfahrensten nicht erspart bleibt.



Fertig zur Fahrt.

Ist die schwere Tagesarbeit vorbei und das „Supperhorn" ruft den Arbreiter zum Abendessen, so befindet er sich sehr wahrscheinlich mehrere Meilen vom „Camp" entfernt und muß diese in durchnäßten Kleidern zurücklegen. Nach dem Abendessen werden die Kleider am lodernden Feuer getrocknet, die Abenteuer des Tages gegenseitig erzählt und dann, in ein paar wollene Decken gehüllt, legt er sich zur Ruhe. Sind endlich seine Strapazen zu Ende und die „Logs" im „Millboom" eingesperrt, dann ist er darauf bedacht, nach seiner Weise eine „gute Zeit" zu haben. Für die Stadt aber, wo eine Anzahl „Drivers" ihre „gute Zeit" genießen, bedeutet es außerordentliche Beschäftigung der Wirthe und der Polizei.

Aber wo kommt unser Bauholz her? Nach dem letzten Ver. Staaten Census steht Michigan voran und lieferte im Jahre 1880 nahezu ein Viertel des produzirten Bauholzes, nämlich: 4,172,572,000 Fuß. Dann folgt Pennsyl-

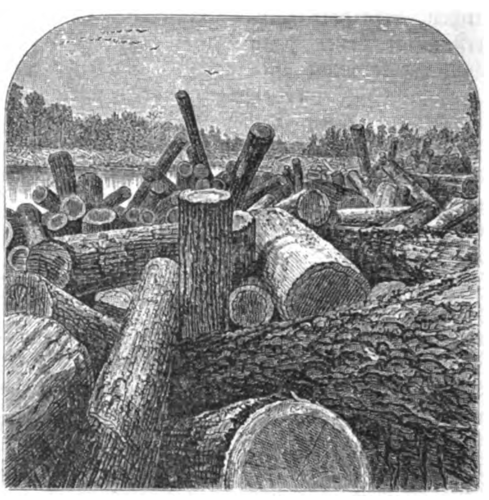


In der Klemme.

vanien mit 1,733,844,000, Wisconsin mit 1,542,021,000, New York mit 1,184,220,000 u. s. w. Das in den Ver. Staaten im Jahre 1880 producirte Bauholz erreichte die kolossale Summe von 18,091,356,000 Fuß. 150,000 Arbeiter fanden dadurch Beschäftigung.

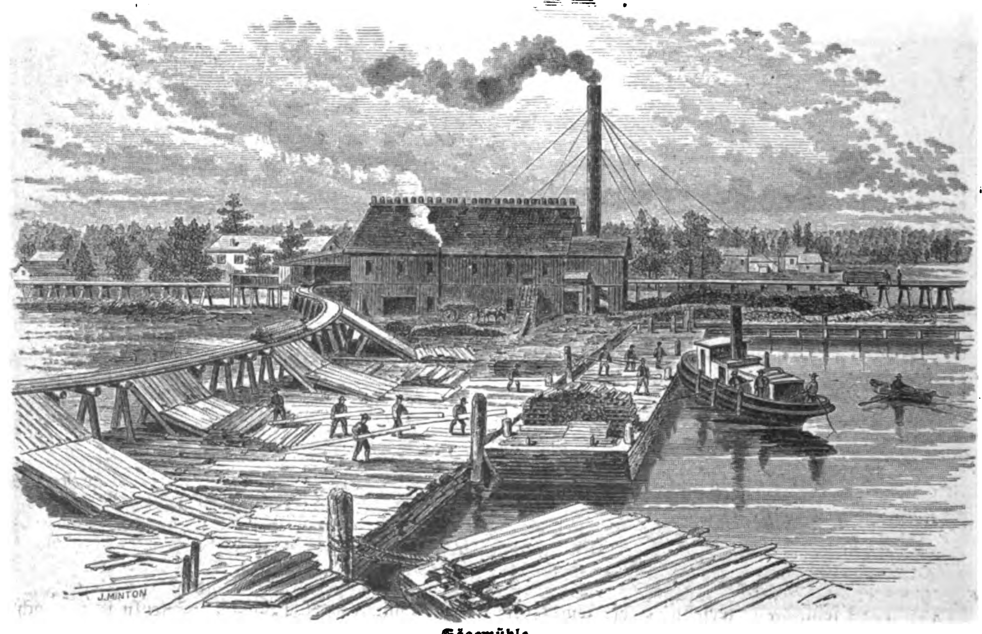
Daß bei solch' kolossalem Zuspruch der Vorrath endlich auf die Neige geht, ist klar; aber so lange der Vorrath dauert, frägt man wenig darnach, wie lange derselbe dauern wird. Ein gewisser Schreiber beantwortet die Frage auf folgende bündige Weise: Die kolossalen Ausbeutungen unserer Wälder werden dieselben lichten und endlich gänzlich zerstören. Und was dann? Nun unser Land ist dann auch alt geworden — alt für diesen westlichen Welttheil, und die Verhältnisse werden sich geändert haben. New York z. B. hat die Holzzeit bereits überlebt und hat die Ziegel-, Stein- und Eisenzeit angetreten. Das in einem modernen Gebäude benützte Holz ist kaum nennenswerth und wird fast nur noch zu Thür- und Fensterbekleidungen benützt, selten zu Dächern und selbst die hölzernen Fußböden werden bald zu den Dingen der Vergangenheit gehören.

Zu einer Zeit war es — und ist noch heute in einem großen Theil unseres Landes — eine ernste Frage, was zu thun sei, wenn unsere Waldungen ausgebeutet sein werden, aber: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. Das Problem wird gelöst werden, sobald die Nothwendigkeit dazu drängt."



Eine Klemme.

So befriedigend eine solche Lösung für wohlhabende Leute sein mag, so bietet dieselbe doch eine traurige Aussicht für arme Leute. Wie viele armen Leute werden wohl dann noch Aussicht haben, ein eigenes Heim zu gründen? Wohl wird der Vorrath noch eine Reihe von Jahren genügen, besonders dann, wenn unser brittischer Nachbar mit uns theilt. Würde man aber vorsichtiger sein beim Fällen der Bäume und den Nachwuchs schonen, dann könnte man in späteren Jahren noch eine schöne Nachlese halten.



Sägemühle.

Schon wenden nördliche Bauholzhändler ihren Blick nach Süden und versuchen auch die südlichen Waldungen unter ihre Controlle zu bekommen. Möbelfabrikanten von Michigan finden sich genöthigt, ihr Nutzholz von Kentucky, und die Pumpenfabrikanten Ohios und Indianas ihr Holz von Tennessee zu beziehen. Daher, wenn auch jetzt noch nicht, so wird doch in künftigen Jahren, die Bauholzfrage eine sehr ernste werden.

Lincoln's Ernennung und Erwählung zum Präsidenten und der Abfall der Südstaaten.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Es giebt wohl selten in der Geschichte der Völker einen so schlagenden Beweis für die Thatsächlichkeit der Vorsehung in der Leitung nationaler Geschicke, als die Erhebung des einstigen Hinterwälders Abraham Lincoln auf den Präsidentenstuhl der Ver. Staaten. Seine Nomination und Erwählung selbst, sowie die besonderen Mittel und Wege, die dazu führten, tragen unleugbar den providentiellen Charakter. Lincoln selbst dachte nicht im Entferntesten daran. Wohl bewarb er sich um eine Senatorenstelle in Washington, und rang zur Erreichung derselben mit dem früher erwähnten Douglas um den Sieg; aber die Präsidentschaft lag ihm so fern, daß er noch im Winter des Jahres 1859—60 das Ansinnen eines Illinoiser Redakteurs, Candidat zu werden, in folgenden entschiedenen Worten zurückwies:

„.... Bezüglich der andern Angelegenheit, die Sie gütigst erwähnen, muß ich Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich mich für das hohe Amt nicht fähig genug halte. Es ist allerdings sehr schmeichelhaft für mich, daß meine etwas enthusiastischen Freunde an so etwas denken; aber ich halte es für unsere Sache als das Beste, daß kein entschiedener Versuch in der von Ihnen erwähnten Weise gemacht werde."

Daß aus diesen Worten lediglich die edle Bescheidenheit eines anspruchslosen Mannes hervorleuchtet, ist unverkennbar.

Es sollte jedoch anders kommen. Die Demokraten hatten in dem darauf folgenden Frühjahr eine National-Convention nach Charleston berufen und sich dabei gänzlich zerschlagen. Eine Fraktion der südstaatlichen Delegation hatte sich förmlich von der Convention zurückgezogen und unter Yancey's Leitung eine Gegenversammlung berufen, während der Rumpf des Conventions-Körpers sich vergeblich bemühte, eine Nomination zu Stande zu bringen. Douglas war hier der stärkste Candidat. Es kam jedoch nicht zur Nomination. Man vertagte sich und schrieb eine zweite Convention nach Baltimore aus. Hier ward Douglas erfolgreich. Kurz zuvor hatte eine dritte Fraktion der Demokraten, die s. g. „Nationalen," die zwischen dem Douglas-Flügel und den extremen Yancey-Leuten, eine gemäßigtere Richtung einschlagen wollte, ihre Convention ebenfalls in Baltimore abgehalten und einen gewissen Bell aufgestellt. Der Yancey-Flügel aber, d. h. die extrem südlich Gesinnten, nominirten John C. Breckenridge zu ihrem Bannerträger. Also zersplittert zogen die Demokraten in den Wahlkampf. Mochten auch angesichts der zunehmenden südlichen Gesinnung und der bestehenden demokratischen Regierung die Republikaner etwas entmuthigt sein, diese Zersetzung der Demokratie machte sie hoffnungsvoll.

Am 16. Mai 1860 rief Gouverneur Edward Morgan von New York die republikanische National-Convention in Chicago zur Ordnung. Chicago besaß zu jener Zeit kein Gebäude, welches annähernd groß genug gewesen wäre, die Tausende zu fassen. Man hatte daher eigends ein großartiges „Frame"-Gebäude errichten lassen und dasselbe "Republican Wigwam" getauft. Zehntausend Menschen konnten in diesem ungeheuren Versammlungssaal Platz finden. Allein die anwesende Menge Delegaten und Besucher spottete jeder Räumlichkeit.

Chicago war zu dieser Zeit schon eine Stadt von 100,000 Einwohnern. Dazu kamen von zwischen 30—40,000 Besucher, die zum großen Theil aus dem Westen und Nordwesten des Landes herbeigeeilt waren. Es läßt sich also leicht denken, welch' ein großartiges Bild des hin- und herwogenden politischen Enthusiasmus sich unter solchen Umständen entwickelte.

Im Osten hatte sich das Interesse hauptsächlich auf den New Yorker Seward als den würdigsten und fähigsten Bannerträger der republikanischen Partei gerichtet. Seward war in der That eine natürliche Wahl. Er war Gouverneur eines großen Staates gewesen, hatte beinahe seinen zweiten Termin im Senat beendet, stand am längsten in öffentlichen Diensten, war ein fähiger, vielseitig erfahrener Staatsmann, und was die Hauptsache war, er huldigte den entschiedensten Anti-Sklaverei-Prinzipien. Ein besserer Mann war schwerlich zu finden. Kein Wunder daher, daß die New Yorker Delegation in der Verehrung ihres großen Führers etwas weit ging und die großartigsten öffentlichen Demonstrationen veranstaltete, um ihn zweifelsohne auf den Schild zu heben. Jeden Tag kamen die New Yorker in Prozession, mit schmetternder Musik und fliegenden Fahnen, zur Convention und verherrlichten ihren Helden, so daß an die Möglichkeit einer anderen Nomination schlechterdings kein Gedanke sein konnte.

Allein gerade diese Siegesgewißheit der New Yorker und besonders das auffallende Prozessionswesen derselben, weckte in den Gemüthern der westlichen und mittelstaatlichen Delegaten eine gewisse Entrüstung, und damit den Vorsatz, Seward unter allen Umständen zu schlagen, zumal er bei Vielen von ihnen lange nicht in dem Ansehen stand, das ihm seine New Yorker Freunde entgegen brachten. Nebst Seward wurden noch mehrere andere Candidaten aufgestellt, nämlich: Dayton, Cameron, Chase, Bates, Collamer, McLean und — Lincoln. Mit Ausnahme von Letzterem ließ sich aber — das stand offen — für keinen der Vorgeschlagenen viel hoffen. Lincoln war jedoch der weiland Pionier des Westens, bekannt als der s. g.

„Fence"-Riegelspalter, und als solcher der populäre Volksmann. Dabei hatte er sich bis zum Kongreßmann hinaufgearbeitet, und seine ausgezeichneten Reden waren im ganzen Lande bekannt. Ueber seine Stellung zur Sklaverei konnte kein Zweifel sein. Dabei war sein Charakter der unbescholtenste von der Welt, war er doch als „ehrlicher Abraham" (Honest Abe) in aller Mund. Was war also natürlicher, als daß sich die Blicke der Gegner Sewards auf ihn vereinigten.

Am dritten Tage der Convention wurde zur Nomination geschritten. Die erste Abstimmung ergab folgende Zahlen: Seward 173½, Lincoln 102 Stimmen. Die übrigen Stimmen vertheilten sich unter die andern Candidaten und zwar so, daß jede Staats-Delegation für ihren resp. Candidaten stimmte. Bei der zweiten Abstimmung erhielt Seward 184½ und Lincoln 181 Stimmen. War schon bei der ersten Abstimmung die Stille der großen Versammlung auffallend, so wurde sie nunmehr geradezu peinlich. Auf vielen Gesichtern spiegelte sich Besorgniß und unter den Seward-Leuten konnte man da und dort Einen erbleichen sehen. Die dritte Abstimmung wurde berichtet: Lincoln 231½, Seward 180 Stimmen. 233 Stimmen waren erforderlich zur Nomination. Die vierte Abstimmung begann unter athemloser Stille. Endlich wurden die Stimmen gezählt und „Lincoln" erscholl's durch den gewaltigen Raum. Ein dumpfer Kanonenschuß verkündigte draußen das Resultat. 364 Stimmen hatte Lincoln bei der vierten Abstimmung erhalten und wurde somit als der republikanische Präsidentschafts-Candidat erklärt.

War die Hoffnung der Republikaner nach Abhaltung der demokratischen Conventionen schon hoch gestiegen, so erreichte sie nunmehr geradezu ihren Gipfel. Mit Lincoln an der Spitze und Hanibal Hamlin von Maine als Vice-Präsidentschafts-Kandidat schien der Sieg gegenüber den zersplitterten demokratischen Fraktionen so gut wie erreicht. So fügte es die allwaltende Vorsehung, daß in der dunkelsten Zeitperiode unserer Nation, als die gewitterschwangeren Wolken einer unheildrohenden Revolution am politischen Himmel hingen, der Mann des Volkes, zugleich aber auch der Mann von Gott berufen, die Hoffnung eines freien Volkes beflügelte.

Die verschiedenen Conventionen hatten nunmehr vier Wahlzettel aufgestellt: Die Republikaner Lincoln und Hamlin, der Douglas-Flügel Douglas und Johnson, der Buchanan-Flügel oder die Extremisten Breckenridge und Lane und die „Notionalen" Bell und Everett.

Der Wahlkampf wurde von allen Seiten mit ziemlich viel Enthusiasmus begonnen. Jede Partei hoffte auf den Sieg. Doch kamen die demokratischen Fraktionen bald auf den Gedanken, daß ohne Einigkeit für sie nicht viel zu erreichen sei und suchten sich auf e i n e n Wahlzettel zu einigen, was ihnen indessen der vielen Intriguen halber nicht gelang.

Ehe wir jedoch weiter gehen, wollen wir mit der Geschichte des Abfalls der Südstaaten etwas nähere Bekanntschaft machen.

Der Anfang zu dieser unheilvollen Bewegung wurde schon 1832 und zwar damals schon in Süd-Carolina gemacht. Es war in der Legislatur-Sitzung jenes Staates in dem genannten Jahr, als in den s. g. "Nullification Proceedings" der erste entschiedene Versuch zur Verwerfung der Constituion der Ver. Staaten und zur Begründung der s. g. Staats-Souveränität gemacht wurde. So hatte denn die Bewegung von Anfang an den Charakter der Verleugnung constitutioneller Unionsrechte und der Förderung souveräner Staatsgewalt. Präsident Jackson bekämpfte freilich die "Nullification" mit aller Entschiedenheit und hielt sie auch eine Zeitlang in Schranken. Allein im Jahre 1850 brach der Sturm von Neuem los und verbreitete sich über mehrere Staaten, bis er in der Compromiß-Maßnahme wieder auf einige Zeit beigelegt wurde. Ruhe sollte jedoch nicht mehr werden. Die Südlichen glaubten sich durch den Einhalt der Sklaven-Importation von Afrika in ihren „souveränen" Rechten zu sehr beeinträchtigt und von dem Norden beherrscht.

Es war im Jahre 1858, als der vorerwähnte Führer der Extremisten, Wm. L. Yancey, an einen gewissen James Slaughter den s. g. „rothen" Brief schrieb, in welchem er die Bedrückung des Südens in den grellsten Farben schildert und zum vereinten Widerstand — ja, zur Revolution auffordert. Derartige Gesinnungen zirkulirten bald mehrere und machten ihren Einfluß auf das südliche Volk geltend.

Mit Abraham Lincoln's Nomination erreichte die Bewegung jedoch ihren Höhepunkt.

So schrieb Gouverneur Gist von Süd-Carolina unterm 5. Oktober 1860 an Gouverneur Thomas Moore von Alabama, daß die Nomination Lincoln's eine Verständigung der südstaatlichen Oberhäupter heische, um möglicher Weise in geschlossenen Reihen vorgehen zu können. Süd-Carolina sei bereit, aus dem Bund auszutreten, wenn sich ihm noch einer oder mehrere Staaten anschlössen. — Derartige Schreiben richtete er an sämmtliche südliche Gouverneure.

Es dauerte auch nicht lange, so liefen beim Gouverneur Gist eine Masse mehr oder weniger zustimmender Briefe von den verschiedenen Gouverneuren ein. Gouverneur Brown von Georgia sagt in seinem Antwortschreiben unter Anderem: „Meine Ansicht ist, daß sich das Volk von Georgia im Falle der Erwählung Lincoln's für eine Convention sämmtlicher Südstaaten aussprechen wird, um zur Wahrung unserer gemeinsamen Rechte Schritte zu thun."

So ungefähr standen die Sachen, als Lincoln nominirt worden war. Während es aber im Süden derart gährte, herrschte in Springfield der größte Jubel. Jedermann wollte den "Railsplitter," der Präsident der Ver. Staaten werden sollte, sehen und begrüßen.

Lincoln sah sich aus diesem Grunde genöthigt, aus der Verborgenheit seiner engen, unfreundlichen Advokaten-Klause in's Staats-Kapitol überzusiedeln. Jeden Abend wurden ihm zu Ehren die großartigsten Fackelzüge veranstaltet, Freudenfeuer abgebrannt und von allen Ecken des Landes kamen die neuen Verehrer des großen republikanischen Führers. Lincoln ließ sich durch derartige Demonstrationen nicht im Geringsten aus dem Gleichgewicht bringen; er blieb in jeder Beziehung der einfache joviale Bürger von Springfield, der für Jeden, ob er ein hochgestellter Staatsdiener oder ein früherer Nachbar des Hinterwaldes war, ein freundliches Wort hatte. Selbstverständlich sahen die Feinde nicht müssig zu. So hatte sich unter Anderem das Gerücht verbreitet, Lincoln huldige den Ideen des „Knownothingthums." Lincoln wies diese Anschuldigung als aus der Luft gegriffen entschieden zurück, ersuchte aber seine Freunde, von diesem Protest weiter keinen Gebrauch zu machen, da auf der andern Seite Nachtheil daraus erwachsen könne.

Wie schon früher erwähnt, war der Versuch der demokratischen Fraktionen, sich zu einigen, fehl geschlagen. Mithin gingen sie, getrennt wie sie waren, dem immer näher rückenden Wahltage entgegen. Der 6. November 1860, der Tag der großen Wahlschlacht,



kam endlich und gab Lincoln mit einer Electoral-Stimmenzahl von 180 gegen 123 für alle übrigen Kandidaten den Sieg und damit die Präsidentschaft der Ver. Staaten. Die Würfel waren gefallen; das Volk hatte gesprochen und sich damit unzweideutig für das Bestehen der Union ausgedrückt.

Inzwischen war jedoch der Widersetzungsplan der Revolutionären im Süden tüchtig bearbeitet worden. Nun hätte, nachdem die Südlichen nicht mehr so sehr im Geheimen, sondern schon wiederholt öffentlich ihren Entschluß zum Austritt erklärt hatten, die ganze Bewegung allerdings durch die Vermittlung der Regierung in Washington in Schranken gehalten werden können; dies war jedoch wegen der höchst zweideutigen Stellung sowohl des Präsidenten Buchanan, sowie seines Kabinets, unmöglich geworden. Der Präsident selbst, ein schwacher, unentschiedener, mit dem Süden liebäugelnder Mann, hatte nicht den Muth, und seine zum Theil revolutionär gesinnten Kabinetsmitglieder nicht die Absicht, den Süden zu beleidigen; mithin konnten die Vorkämpfer der Revolution ungestört fortarbeiten. Es stellte sich nämlich heraus, daß hauptsächlich drei Mitglieder des Buchanan'schen Kabinets: Thompson, Sekretär des Innern, Floyd, Kriegsminister und Cobb, Staats-Schatzmeister, schon lange den Verräther gespielt und die Revolution heimlich unterstützt hatten. So nahte denn die nächste Kongreß-Sitzung und Präsident Buchanan war in der größten Verlegenheit, was er wohl in seiner Botschaft zum Kongreß sagen sollte.

In der größten Noth berief er eine Extra Kabinets-Sitzung und fragte um Rath. Der Eine rieth dies, der Andere das. Caß von Michigan (Unionist) erklärt, die Lage der Dinge sei sehr ernst; er tadelt die Uebergriffe des Nordens, ist aber entschieden gegen Trennung der Union, glaubt vielmehr an Zwangsmaßregeln (Coercion) von Seiten des Kongresses zur Aufrechterhaltung derselben. Floyd (Kriegsminister—südlich) sieht die Unabwendbarkeit der Trennung voraus und will nichts von Zwangsmaßregeln wissen.

Buchanan weiß in seiner Verwirrung und Unentschiedenheit nicht mehr, was er thun soll. Er beruft einige Senatoren als weitere Rathgeber. Unter ihnen befindet sich Jefferson Davis und Edwin Stanton. Allein die Confusion wird nur größer. Bei seiner Unentschlossenheit folgt der Präsident den verschiedensten Rathgebern und seine Botschaft wird in Folge dessen ein Mischmasch von widersprechenden Ideen. Er empfiehlt darin einen Zusatz zur Constitution, welcher besagt, daß das Bestehen der Sklaverei in den Staaten, wo sie bereits existirt und auch in denjenigen, wo sie die Staats-Regierung noch einzuführen beabsichtigt, in Schutz genommen werden soll. Sodann spricht er sich gegen die Berechtigung eines Staates, sich von der Union zu trennen, entschieden aus, erklärt aber kurz darauf, daß weder der Kongreß noch der Präsident der Ver. Staaten das Recht habe, irgend einen Staat zwangsweise von einer beabsichtigten Trennung zu verhindern.

So albern und gegen allen gesunden Verstand verstoßend war die in jener Botschaft enthaltene Stellung, daß Senator Seward von New York in sarkastischer Weise dazu bemerkte: „Der Präsident hat meiner Ansicht nach zwei Dinge haarklein bewiesen: 1) Daß kein Staat das Recht hat von der Union auszutreten, es sei denn, er wünscht so zu thun; 2) Daß es die Pflicht des Präsidenten ist, das Gesetz in Kraft zu setzen, es sei denn, daß sich ihm Jemand widersetzt."

Im Kongreß herrschte ebenfalls Verwirrung. Es wurde zwar ein Committee aus beiden Häusern ernannt, um die südliche Angelegenheit zu untersuchen und einen Plan zur Beilegung der Schwierigkeiten zu entwerfen; aber das Committee richtete wenig aus.

Unter solchen Verhältnissen war die allgemeine Lage des Landes eine drückende geworden. In Geschäftskreisen herrschte eine förmliche Panik. Das öffentliche Vertrauen fing an zu sinken, Fabrikation und Industrie lagen darnieder, Arbeitslosigkeit und allgemeine Noth machten sich geltend; es fehlte blos noch der Krieg und der sollte bald genug kommen.

Um die allgemeine Verwirrung auf's Höchste zu treiben, kam noch, daß ungefähr die Hälfte der südlichen Senatoren am 14. Dezember, als der Präsident soeben einen Buß- und Bettag ausgeschrieben hatte, in einer Schrift an ihre Constituenten erklärten, was im Interesse des Südens im Kongreß gethan werden könne, sei geschehen. „Die Republikaner" — so lautete der Schluß der Erklärung — „bewilligen nichts; es bleibt uns daher nichts Anderes übrig, als eine südliche Conföderation zu organisiren, wozu der Austritt der einzelnen Staaten vor allen Dingen erforderlich ist."

In Süd Carolina war die Legislatur, zufolge eines Aufrufs von Seiten Gouverneur Gist's, am 5. November zu einer Extra-Sitzung zusammen getreten. Das Erste, was diese Versammlung that, war die Erwählung Pickens' zum Gouverneur. Pickens war womöglich noch ein heißblütigerer Rebell, als sein Vorgänger und schrieb gleich nach seinem Amtsantritt einen feurigen Brief an den Präsidenten, in welchem er denselben aufforderte, ihm zu erlauben, Fort Sumter zu besetzen; im andern Fall sei er nicht verantwortlich für die Folgen. Dieses Gesuch wurde vom Präsidenten in den mildesten Worten zurückgewiesen mit der Erklärung, das Recht, Fort Sumter aufzugeben, stehe dem Präsidenten nicht zu, wohl aber dem Kongreß. Die Legislatur von Süd Carolina möge sich daher an den Kongreß wenden.

Dieser Bescheid war entscheidend für das Verhalten Süd Carolinas. Am 20. Dezember, ½7 Uhr Abends, erfolgte daher die offizielle Unabhängigkeits-Erklärung des Staates Süd Carolina von Seiten des Gouverneurs. Hiermit war nun thatsächlich das Band der Union zerrissen, und, wofür man schon so lange geschwärmt hatte, eine Staats-Souveranität begründet.

Vor und während dieser Zeit verursachte die Charleston-Hafenangelegenheit eine Reihe Unannehmlichkeiten. Und da diese Unannehmlichkeiten schließlich die ersten Feindseligkeiten herbeiführten, so dürfen sie an dieser Stelle nicht übersehen werden.

Am 13. November war Major Robert Anderson vom Kriegs-Departement nach dem Charleston Hafen kommandirt worden, um denselben mit einer kleinen Besatzung gegen etwaige Uebergriffe der Sonderbündler zu schützen. Der Major erkannte alsbald die Wichtigkeit seiner Stellung und sah auch wohl ein, daß er mit sechzig Soldaten im Falle eines Angriffs wenig leisten könne. Er suchte deßhalb beim Kriegs-Ministerium um Verstärkung nach. Kriegs-Minister Floyd jedoch hätte am liebsten die Besatzung ganz weg genommen und die Forts dem Gouverneur Pickens nach dessen Wunsch überlassen. Aus der Verstärkung wurde selbstverständlich nichts. Anderson erkannte ferner, daß von den drei Charlestoner Forts Fort Sumter die meiste Sicherheit bot; er suchte daher auf's Neue in Washington um die Erlaubniß nach, von Fort Moultrie, wo er lag, nach Fort Sumter überzusiedeln. Nichts wurde bewilligt.

Da entschloß sich der patriotische Mann am 26. Dezember, kurz nach dem Austritt Süd Carolinas, den Wechsel auf eigene Faust zu unternehmen. Er ver-

nagelte also die Geschütze in Fort Moultrie, machte das Fort so unschädlich als möglich und zog mit Mann und Maus in Fort Sumter ein. Nun erfolgte eine Fluth von Beschwerden von Seiten Gouverneur Pickens. Anderson wurde selbstverständlich zur Rechenschaft gezogen und vertheidigte seinen Standpunkt aufs Beste. Im Kabinet hätte es über diesen Vorfall zwischen Caß und Floyd beinahe eine Prügelei abgesetzt.

Den Ministern Caß und Cobb, die schon vorher resignirt hatten, folgte nun auch Floyd. Stanton, der inzwischen zum Kabinet berufen worden war, und Black drohten ebenfalls mit Resignation.

Da erklärte Präsident Buchanan gegenüber Sekretär Black, er solle die Regierungsgeschäfte nach bestem Gutdünken verwalten, er (der Präsident) wolle sich nicht mehr in seine Pläne mischen. Damit war also nun der Präsident praktischerweise abgethan.

An Floyd's Stelle kam Kriegsminister Holt, ein Unionist, in's Kabinet. Mit ihm nahm die ganze Sache eine andere Wendung. Auf der Stelle wurde aber auch die veränderte Lage der Dinge von den Washingtoner Spionen nach Charleston berichtet.

Die Folge war die beschleunigte Fertigung des südlichen Programms, wonach es nun hieß: 1. Augenblickliche Trennung aller Südstaaten; 2. Eine Convention in Montgomery, die nicht später als den 15. Februar gehalten werden darf, um die südliche Conföderation zu organisiren; 3. Die südlichen Senatoren sollen einstweilen ihre Plätze behalten und die Bewegungen des Präsidenten scharf controliren; 4. Ein Committee für Ausführung dieses Programms. Zu diesem Committee gehörte unter Anderen auch Jefferson Davis.

Gleich darauf erklärten Mississippi, Florida, Alabama, Louisiana, Georgia und Texas ihren förmlichen Austritt aus der Union. Noch eher, als man beabsichtigt hatte, nämlich schon Anfangs Februar, trat die Montgomery Convention zusammen und schon am 8. Februar ward die Conföderation feierlich erklärt unter dem Namen: „Die Conföderirten Staaten von Amerika.“ Am folgenden Tage wurde Jefferson Davis zum Präsidenten und Alexander Stephens zum Vice-Präsidenten der neuen Republik erhoben. —

In Washington hatten sich mittlerweile die Sachen ganz anders gestaltet. Die Minister Black, Dix, Holt und Stanton fingen an, mit dem Buchanan'schen Schlendrian ein Ende zu machen und nahmen sich vor, bis zum Ablauf des Buchanan'schen Termins die Zügel einigermaßen stramm zu hal en, auf daß nicht Alles in Stücken gehe.

Auf Kriegsminister Holt's Anordnung kommandirte General Scott eine Verstärkung nach Charleston. Nebst dem benannten Kriegsschiff „Brooklyn“, wurde ein Handelsschiff, „Star of the West“, mit 200 Mann hinunter kommandirt. Die Charlestoner hatten jedoch Wind bekommen und als die „Star of the West“ anlegen wollte, erfolgte von der Charlestoner Batterie Feuer und damit die erste Feindseligkeit. Dies war am Morgen des 9. Januar 1861.

Die Kongreßsitzung war inzwischen ihrem Ende nahe gekommen. Die conservativen Mitglieder des Nordens hielten es daher für ihre Pflicht, noch einen letzten Versuch zur friedlichen Beilegung der Angelegenheit zu machen. Mr. Corwin, Vorsitzer des Haus-Committees über die südliche Angelegenheit, legte daher folgenden Constitutionszusatz zur Annahme vor:

Art. 13. „Es soll kein Zusatz zur Constitution gemacht werden, welcher dem Kongreß die Macht verleiht, die Einrichtungen irgend eines Staates abzuschaffen oder zu verändern. Damit ist auch das Institut, nach welchem gewisse Personen nach Staatsgesetzen zur zwangsweisen Arbeit verpflichtet sind, mit inbegriffen.“

Der Zusatz wurde in der Nacht des 4. März angenommen. Allein die Heißsporne waren mit dieser Garantie für den Bestand der Sklaverei nicht zufrieden. — Sie wollten Trennung — Krieg.

Lincoln saß während all' dieser Vorgänge ganz ruhig in seiner Springfield Heimath. Damit soll nicht gesagt sein, daß er sich gegen diese großartigen Umwälzungen in seinem Vaterlande gleichgültig verhielt. Allein er griff seiner Stellung nicht vor, sondern wartete ruhig, bis seine Zeit gekommen sein würde. Seine Hauptaufgabe erkannte er vorläufig darin, daß er sich mit den besten Freunden der Union in Correspondenz setzte und so den unionistischen Puls fühlte. So unterhandelte er unter Anderen mit General Scott, dem die Vernachlässigung des Charlestoner Hafens unter Floyd tief zu Herzen ging. Lincoln schrieb ihm einen freundlichen Brief, in welchem er dem alten Helden sein Compliment macht und ihm unter Verschwiegenheit den Auftrag ertheilt, sich für die Befestigung oder Einnahme der Forts, je nach dem es die Umstände erfordern würden, gleich nach seiner Inauguration so gut als möglich bereit zu halten.

Nicht zu vergessen ist übrigens, daß die Freunde der Union von Washington aus Lincoln Alles mittheilten, was etwa von Bedeutung war und sich Rath von ihm einholten über die Art und Weise ihres Vorgehens. So fragte der Hon. Wm. Kellogg, Mitglied des Committees über die Angelegenheit des Südens, am 11. Dezember, welchen Rath er ihm betreffs seiner Haltung geben würde. Lincoln erwiderte hierauf folgendermaßen: „Hegen Sie keinen Gedanken an einen Compromiß in der Sklaven-Angelegenheit. Sobald Sie Das thun, haben sie uns wieder unter, und alle unsere Arbeit ist vergeblich und muß früher oder später wieder übergethan werden. Douglas wird seine populäre Staatssouveränität wieder anbringen. Gehen Sie gar nicht darauf ein. Einmal muß es doch zum Klappen kommen; besser jetzt, als später.“

Zu verschiedenen Malen wurde er aufgefordert, in die verworrenen Verhältnisse in Washington einzugreifen, was er jedoch jedesmal mit aller Entschiedenheit zurückwies. So meinten auch einige seiner Freunde, er solle betreffs seiner Stellung zur Sklaverei eine öffentliche Erklärung abgeben. Er erwiderte hierauf, daß seine Stellung in dieser Beziehung hinlänglich bekannt sei und daß er keinen Grund wisse, weshalb er sich wiederholen solle.

So übte der Mann, zu dem in jener Zeit eine bange Nation hoffnungsvoll emporblickte und in ihm den baldigen Befreier aus den gefährlichen Krallen der Revolution erkannte, weise Vorsicht in seiner Stellung als der erwählte Präsident der Vereinigten Staaten.

Das Kindes-Heimweh.

Wie hat es mir meine selige Mutter vergessen, was ich längst vergessen hatte. An einem Mittagessen erzählte sie's, und fast zürnte ich, daß sie's that.

Selten verließ sie in meinen Kinderjahren das Haus, wo sie so nöthig war. Doch alle zwei, drei Jahre mußte sie wenige Tage fort, um ihre einzige Schwester zu besuchen, welche nicht leicht uns besuchen konnte.

Damals, sagte sie, hätte ich so ein Sehnen nach ihr gehabt, daß ich, wie das Kindsmädchen ihr erzählte, den ganzen Tag auf der Thürschwelle des Hauses gewartet habe, um den Wagen kommen zu sehen, der sie zurückbringen würde. Und Abends hätte ich jedesmal geweint nach ihr und sei weinend eingeschlafen. Und als sie nun kam, die liebe Mutter, am heitern, hellen Tag, da lag ich auf der Schwelle des Hauses und war eingeschlafen, und schlafend wartete ich auf die heiß ersehnte Mutter, — und als ich erwachte, lag ich in ihren Armen und hatte sie wieder, nach der ich so sehnlich verlangt.

So geht's auch dem Gotteskind. Gotteskindschaft hat Heimweh, wie das Kind nach der abwesenden Mutter.

Es ist viel mehr Heimweh und Sehnsucht im Menschenherzen, als man sich's denkt. Es hat diese Erde nicht die Art an sich, zu befriedigen. Sie weckt Hoffnungen ohne Zahl; aber wie wenige davon werden befriedigt. Sie gibt hie und da einen Genuß; aber in jedem Genuß liegt ein Verlangen nach noch mehreren. Aber reich ist die Erde an nicht erfüllten Wünschen, Erwartungen, Hoffnungen. Ein großer Theil alles Leidens, alles Schmerzes besteht in getäuschten Hoffnungen.

Diese irdische Art weckt ein Heimweh nach etwas Bestehendem.

Bei Vielen geht diese Sehnsucht nach etwas Besserem, das sie zuletzt nie zu erreichen hoffen dürfen, in Weltschmerz über, in eine hoffnungslose Stimmung, in eine innerliche Unzufriedenheit mit dem ganzen Bestand dieser unvollkommenen Welt. Tausende kranken an diesem Weltschmerz, der eine ganze Poesie und eine ausgebildete Philosophie schon hat. Das Wort Gottes sagt darüber: „Die Traurigkeit der Welt wirket den Tod."

Von diesem Heimweh ohne Hoffnung reden wir jetzt nicht. Das ist nicht Kindesheimweh nach der bekannten, aber entfernten Mutter.

Es gibt ein Heimweh, das schon näher kommt. Die Seele sucht nicht ins Leere hinein. Sie weiß es, daß nur in dem ewigen Gott Befriedigung ist für die Menschenseele in der Erdenfremde. Aber wie lange tragen wir nun — bewußt oder unbewußt — unsere irdischen Wünsche ins ewige Verlangen hinein! — Wie meine ich das? —

Wir Menschenkinder haben die Sucht, den Himmel schon auf Erden zu haben. Darin liegt eigentlich die ganze Verkehrtheit unseres Wesens, welche uns auch in das christliche Leben und Treiben hinein verfolgt, wie der Schatten den Menschen: — Eine liebliche Jugend, ein genußreiches späteres Jugendalter, wo die Reben voll süßer Trauben hangen sollen, — Freundschäftsgenuß, Genuß einer edeln Liebe, Angehören an Jemanden, — Besitz einer werthvollen Achtung in unsern Umgebungen, ein Grad von Ehre, von Vorgezogenheit vor Diesen oder Jenen, denen wir uns nach Selbstschätzung gleich oder überlegen denken, Gelingen unserer Unternehmungen, Anerkennung unserer Bestrebungen, — ein liebliches Familienleben, ein sorgenfreier Lebensabend im lieben Kreise 2c.; in Allem: Himmel auf Erden. Und wenn auch das Leben unsere Anforderungen in Manchem herabstimmt; immer wieder: Himmel auf Erden!

Und wo sich nun der nicht findet, wo Gott es gut findet, uns einsam, wenig geehrt, kränklich, mißverstanden von manchen Nächsten, reich an geknickten Hoffnungen, unsern Gang machen zu lassen, da verbindet sich leicht der Schmerz über das nicht erreichte Erdenglück mit religiösen Gefühlen. Und hieraus entwickelt sich ein Heimweh unbestimmter Art, eine Art religiöser Weltschmerz, eine Mischung von schmerzlicher, gezwungener Entsagung und beginnender Hoffnung auf ein seligeres, gelungeneres Dasein in der jenseitigen Welt.

Das ist der Empfindungsstand, die Stimmung vieler angefaßten Seelen. Sie haben lange auf Erden gehofft und nicht gefunden. Mühselig und beladen sind sie ihren Weg gegangen. Da haben sie die Einladung vernommen, die Jesus an alle Mühseligen und Beladenen ergehen läßt. Sie haben sie, soweit ihr Erkennen ging, angenommen und erwarten nun Ruhe für ihre in irdischen Wünschen so unruhige Seele. Sie hoffen, daß eine wunderbare Friedensstimmung magisch über sie kommen wird. Sie erfahren in religiösen Vorträgen hie und da etwas von solchem Frieden, der ihnen aus lieblichen, gemüthvollen Vorträgen begabter Redner, welche die Saiten der Gemüthsharfe erreichen, zuzuwehen scheint. Da fühlen sie sich momentan gehoben, „erbaut", so nennt man's oft, — wiewohl der biblische Ausdruck wahrlich mehr als Das sagen will. —

Dieses Heimweh, wie jedes Wehmuthsgefühl, merkwürdig gemischt aus Schmerz und Hoffen, zieht sich durch viele geweckte Seelen, und darum singt man auf diesem Standpunkt die vielen Heimwehlieder der christlichen Poesie so gerne.

Es gehört gar häufig dieses Heimwehleben zum Krankhaften im Christenthum, wo es nicht nur Uebergangsstadium ist. Solche Seelen legen zu viel Gewicht auf Empfindung. Sie wollen angeregt sein zu sanften, zarten Gefühlen. Sie wollen in Vorträgen und bei ihrer Lektüre den Frieden empfinden, der aus unserm Versöhnungsverhältniß mit Gott allein dauernd und selbstständig fließt. Darum eilen sie von Prediger zu Prediger, darum muß immer etwas Neues geben, was sie erregt und erfreut.

Aus dem Heimweh dieser Art soll eine Annäherung an Gott erfolgen. Die Erde befriedigt nicht mehr. Gott allein kann das Menschenherz befriedigen. Aber der Weg geht nun nicht durch menschliche (physische) Anregung, durch schöne, ergreifende Reden. Er geht einzig und allein durch Glauben, das Vertrauen auf Jesum, den Erlöser, wie er sich in seinem Worte geoffenbaret hat. — Wenn die Seele Vertrauen faßt zu Jesu und in diesem herzlichen Zutrauen Gottes Wort zu lesen beginnt, so theilt sich immer mehr im gläubigen Betrachten des göttlichen Wortes Christus der Seele mit. Sie wird kühner — in diesem wachsenden Vertrauen —, die herrlichen Verheißungen der Schrift von einer ewigen seligen Gotteskindschaft sich zuzueignen. So geht's von Glauben zu Glauben, und im Glauben von Gehorsam zu Gehorsam, bis man es ganz gewiß weiß: Ich bin ein Kind Gottes durch Jesum. Ich bin erkauft, erlöst, befreit. Ei, wie gerne diene ich ihm und thue seinen Willen!

Und da nun setzt das rechte, das richtige Kindes-Heimweh ein. Man hat nicht Weltschmerz. Man ist gerne auf der Welt, so lange der himmlische Vater will, besonders wenn man ihm zu Ehren noch etwas thun und den Seelen nützen kann. Aber man hat zugleich ein herzliches Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches uns auch viel besser wäre. Man ginge ja gerne heim zum Vater. Man eilte ja gerne dahin, wo man den herrlichen Erlöser sehen kann. Man wäre ja gerne fleckenlos und im Besitz des Erbes, welches unvergänglich, unbefleckt und unverwelklich genannt wird.

Das ist das rechte Warten auf den kommenden Herrn. Sehnlich, sehnlich warten, fragen: Herr, warum so lange? — und doch wieder das bezeichnende Ja! des Gotteskindes, welches so viel heißt, als: Herr, dein Wille ist mir immer recht. So sinken wir denn auch einmal auf der Schwelle dieses Erdenlebens in Schlaf, und wenn wir erwachen, so sind wir in den Armen des Herrn, auf den wir sehnlich warteten.

Wir warten dein, o Gottessohn,
Und lieben dein Erscheinen, —
Wir wissen dich auf deinem Thron
Und nennen uns die Deinen:
Wer an dich glaubt,
Erhebt das Haupt
Und siehet dir entgegen;
Du kommst uns ja zum Segen.

F. Gerber.

Mutterliebe — Gottesliebe.

Es war an einem Nachmittage des herannahenden Winters, als eine junge Frau, die wegen eines Geschäfts in dem von ihrer ländlichen Hütte nicht weit entfernten Städtchen sich aufgehalten hatte, den Heimweg antrat. Sie bedurfte der Kräfte, denn sie hatte ihr Kindchen zu tragen. Der Weg führte durch Haidehügel, von deren Gipfel oft, soweit das Auge reicht, keine menschliche Wohnung und kein lebendes Wesen zu erblicken ist. Unvermuthet brach ein Schneesturm aus, der, wie bekannt, die größte Gefahr mit sich bringt für jeden Wanderer, der kein schützendes Dach in der Nähe hat. Der Schreck und die Angst der armen Frau läßt sich wohl kaum ermessen, — sie hat nie Kunde davon geben können, denn sie erreichte ihr Haus nicht. Ihr Gatte hoffte anfangs, sie sei in der Stadt geblieben, aber da er auf seine Erkundigungen hörte, daß sie sich von dort auf den Heimweg begeben habe, begann er schleunigst, mit Hilfe einiger Nachbarn sie zu suchen. Endlich fand man sie, erstarrt im Schnee und nur dürftig gekleidet. Wo war ihre wärmende Bedeckung? Wo war ihr Kind? Man suchte weiter und siehe! an einer geschützten Stelle, in einer kleinen Höhle lag das Knäblein, rosig und unversehrt, eingehüllt in die vermißten Kleidungsstücke der Mutter. Augenscheinlich waren unterwegs ihre Kräfte erlegen; sie hatte ihr Leben geopfert, um das ihres Kindes zu erhalten.

Ein halbes Jahrhundert später theilte ein Geistlicher seinen Zuhörern in einer Predigt über die Liebe Gottes dieses Beispiel menschlicher Liebe mit. „Und doch," fügte er hinzu, „war die Liebe dieser Mutter nur wie ein Funke aus dem Feuer göttlicher Liebe, nur ein matter Schimmer der unendlichen, allumfassenden Liebe Gottes, von der wir uns zur Zeit

noch ebensowenig einen Begriff machen können, wie von Gottes Allgegenwart oder Allwissenheit Das Wort im Propheten Jesaias, wo Gott sich herabläßt, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde uns als Maßstab für sein Erbarmen vorzuführen, lehrt uns zugleich unabweisbar, daß eine richtige Schätzung seiner himmlischen Liebe sich unserm Verständniß ganz und gar entzieht, denn Mutterliebe ist die höchste Liebe unter uns Menschen, der Herr aber sagt: „Und ob ein Weib ihres Kindleins vergäße, ich will doch deiner nicht vergessen." (Jes. 49, 15.) O liebe Christen, das Wenigste, was wir thun können für solche Huld und Gnade, ist, daß wir dem Worte des Jüngers, welchen Jesus lieb hatte, folgen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!" (1. Joh. 4, 19.)

Nach beendigtem Gottesdienste trat ein wettergebräunter Seemann von etwa fünfzig Jahren zu dem Geistlichen und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich habe Ihrer Predigt mit tiefer Bewegung zugehört. Das Kind, von dem Sie erzählten, bin ich! Es war meine Mutter, die ihr Leben für mich hingab, und doch habe ich darin bis zu diesem Tage keinen Abglanz von meines Heilands Liebe gesehen, sondern ich habe ihm mein Herz verschlossen, — aber heute, heute will ich mich zu ihm wenden und sein eigen werden für Zeit und Ewigkeit."

Der Prediger, tief ergriffen, nahm den Mann mit in sein Haus, und nachdem er noch in der Stille mit ihm geredet und mit ihm gebetet hatte, wußte er, daß in dieser Stunde Freude im Himmel war über einen Sünder, der Buße gethan.

China's Erwachen.

Für Haus und Herd vom Tor'le.

Das chinesische Reich, dessen merkwürdige Bewohner schon vor tausend Jahren in den Künsten und technischen Fertigkeiten da angelangt waren, wo die Arier heute stehen, die den Compaß gebrauchten, lange ehe der findige Italiener seine Magnetnadel für Seefahrer anfertigte, die mit Kanonen schossen, ehe Berthold Schwarz das Pulver erfand, die im 13. Jahrhundert einen Papier-Courant hatten, so sicher, wie ihn das Chase'sche Nationalbank-System nur machen kann, die von feinem Porzellan speisten, als in den deutschen Ritterburgen nur Zinnteller und auf den Bauernhöfen nur Holzteller im Gebrauche waren, die lange vor Gutenberg mit beweglichen Typen druckten und deren Gold-, Silber- und Bronce-Arbeiten, aus der ältesten Zeit, das Wunder der Welt sind — dieses Reich ist endlich aus seinem Jahrhunderte langen Dornröschen-Schlafe erwacht.

Die große Conzession, welche das amerikanische Kapitalisten-Syndicat erhalten hat, ist nur ein Zeichen dieses Erwachens. Jede Post aus dem Reiche der Mitte bringt neue Beweise.

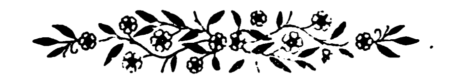
Es ist wunderbar und noch nie recht erklärt, daß dieses Volk, welches im Mittelalter, als in Europa noch die größte Barbarei herrschte, auf einer Höhe der Kultur stand, die wir erst in neuerer Zeit erreicht haben, plötzlich stehen geblieben ist, als ob ein Starrkrampf dessen Kulturleben befallen hätte.

Die Chinesen betrieben den Bergbau lange vor den Griechen und Phöniziern; aber seit 300 Jahren liegt ihre Berg-Industrie darnieder. Die Bergwerke sind verfallen und Goldausbeute ist auf ein Minimum gesunken. Neuerdings will man diese Bergwerke wieder in Betrieb setzen. Vor einigen Tagen ist ein amerikanischer Unternehmer mit Schichtmeistern, Bergleuten und Maschinen von San Francisco abgereist, um die Minen der Provinz Shan Tung wieder zu bearbeiten.

Diese Bergwerke gaben seiner Zeit eine reiche Ausbeute, aber im 15. Jahrhundert wollte man die Entdeckung gemacht haben, daß der Bergbau Seuchen in das Land bringe. Die schlagenden Wetter schrieb man den bösen Geistern zu, und eines Tages erließ der Kaiser einen Befehl, welcher jeden Bergbau verbot. Seitdem haben sich die Chinesen auf die Goldwäscherei beschränkt.

Fachleute sagen, daß das Erz in Shan Tung zwanzig Dollars auf die Tonne ergebe. Da die Chinesen sehr billig arbeiten, so läßt diese Ausbeute einen riesigen Profit erwarten. In wenigen Jahren werden Amerika und Australien die Concurrenz Chinas empfinden.

So erwacht das gewaltige Reich des Ostens in allen Zweigen ersprießlicher Thätigkeit zum neuen Leben, und bei der Anpassungsfähigkeit der Mongolen wird es nicht lange dauern, bis sie allein, ohne Anleitung durch Kaukasier, den Betrieb leiten können. Gibt es doch schon Kriegsschiffe, die von Chinesen kommandirt und bemannt sind, was noch vor 25 Jahren für unmöglich gehalten wurde.



In der letzten Stunde.

Eine Erzählung aus der Gegenwart von L. von Greyerz.

Motto: Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!

Lieblich ruhte das altmodische Städtchen Zug an den Abhängen des Zugerberges, sich in einem der klarsten Seen spiegelnd, der wie der blaue, tiefe Kelch einer aufgeschlossenen Berg-Gentiane vor ihm lag. Wer, der ihn kennt, liebte ihn nicht, den Zugersee mit seinem reizvollen Gestade gegen Arth zu, wo unter den milden Sonnenstrahlen die zahme Kastanie reift, und breite, schattige Walnußbäume beim Mondschein ihre Zweige im schimmernden Wasserspiegel baden. Gegenüber steht das weiße Schlößchen von Buonas, und vom Gipfel des Zugerberges, der „Hochwacht," grüßen die stattlichen Fremden-Pensionen Felsenegg und Schönfels hernieder.

Am 5. Juli 1887 war es still im Städtchen Zug drunten, still, wie es eigentlich alle Tage des Jahres war, wenn nicht etwa ein Markt stattfand, oder ein Touristenzug die Straßen durchwanderte. Dann und wann hallte ein Glockenton durch die sommerliche Luft, ein herzhafter Jodler klang von den oberen Weiden der Vorberge, oder eine Feldlerche trillerte ihr Lied gen Himmel, als höbe sie sehnsüchtig die Flüglein zu der lustigen Warte des Rigi oder zu dem weiter entfernten Siebenzack des Pilatus.

Als altmodisch bezeichneten wir das Städtchen Zug und dachten dabei an den obern, ältern Theil desselben. Unten war es anders. Die Ringmauern gegen den See waren längst gefallen und hatten theilweise eleganten Häusern und dem schönen, neuen Quai Raum gegeben. Doch zog sich auch die Altstadt längs des Wassers hin, und diese hatte keine Neubauten aufzuweisen, sondern entsprach ihrem Namen. Familien jeden Standes bewohnten diese Heimstätten, doch waren es meist geringe Leute, die sich da angesiedelt hatten.

Zu diesen zählte auch Frau H., die Mutter von vier hoffnungsvollen Kleinen. Ihr Mann war Fischer und sparte fleißig, aber gern verdiente sich das brave Weib als Waschfrau einen Frank nebenbei. So hatte sie sich auch heute bei einer reichen Nachbarin in Tagelohn gegeben und stand am Waschfaß am reich beschatteten Ufer. Ihre neunjährige Anna, ein lebhaftes Dirnlein mit nußbraunen Augen und Zöpfen, hatte sich neben sie auf einen Balken gesetzt, emsig mit einem Fischernetz beschäftigt, das sie ausbesserte.

Die alte Uhr des Zeitthurms im Städtchen schlug zwei, die Sonne umwölkte sich, ein Gewitter zog herauf, und bald fielen einzelne Tropfen des heiß ersehnten Regens nieder. Mutter und Kind zogen sich zurück, höher hinauf, unter einen Schuppen.

„Schläft nun der wilde Hardy?" fragte die Mutter. „Ich kann nit wohl hinauf; der Bueb war gar so unwirsch die vorige Nacht, daß ich angste, er wird mir noch krank."

„Ja, er war gestern so unruhig wie ein Fragebuch. Ich hatte ihm erzählt, es blühe eine große, blaue Blume auf dem Grunde des Sees; die wollte er blühen sehen und pflücken."

„Dummes Zeug, Kind! Wer hat dir das erzählt?"

„Hab's halt im Buch gelesen. Und wer dieselbe blaue Blume gewinnt, kann Lieder dichten, wie er nur will, und Weisen dazu erfinden, sie zu singen."

Die Waschfrau, „mit dem Gesicht welk von Sorgen und Mutterliebe," wie Lenau singt, zuckte lächelnd die Achseln.

Das Dirnlein aber fuhr eifrig fort: „Und ich erzählte dem Brüderchen noch von der versunkenen Stadt tief unten da im Seegrunde, und von der großen Glocke, die da tönt, und von der —"

„Da hast du mir ja den Bueb hübsch fieberisch gemacht, daß er nit seinen Schlaf hat finden können. Das war doch eselsdumm von dir — thu's nit wieder! Hörst?"

„Nein, nein. Aber selb weiß ich genau, der Eberhard ist so gesund, wie ein Fisch im See, aber er — er trutzt mit mir."

„So, oder du mit ihm? wie? und weßhalb? Heraus mit der ganzen Wahrheit, halt mir nit hinterm Berg!"

„Nun ja; hab' mich gestern Nacht mit dem Hardy gezankt; der Wildfang hat mir den Zuber mit drei Dutzend Rötheli unter tausend Schelmereien und Muthwillen wieder in den See geschüttet, und da hab' ich dem bösen Unmuß keinen Gutenachtkuß gegeben, und hab' auch nit mit ihm gebetet. Denk' dir auch die vielen prächtigen Fische, die der Vater mit so viel Mühe gefangen, um sie in's Hotel auf den Zugerberg zu bringen! Zum mindesten neun Franken hätt' er dafür erhalten."

„Ja, das ist sehr schade," ließ sich da plötzlich eine Männerstimme vernehmen; „der deutsche Kaiser selbst soll die Zuger Rötheli so schmackhaft finden, daß alljährlich eine Sendung derselben an ihn abgeht. So sagt man wenigstens."

Das rosige Annchen sah nit faul hinter den Schuppen und gewahrte einen Mann auf den Sägespähnen liegend. Es war Herr Schweizer, ihr eigener Lehrer, der sich da einen Ferientag zu Nutze machte; ein dickes Buch lag vor ihm, die Chronik der Stadt Zug von Bullinger. Die Schülerin erröthete über und über; es war ihr unlieb, daß der Lehrer von ihrem Zwist wußte; und es kam ihr zudem spaßig vor, daß der sonst so ehrfurchtgebietende Mann hier in den Sägespähnen lag und deren etliche sogar im schwarzen Haupthaar trug. Herr Schweizer aber fuhr ziemlich ernst fort: „Ja, Frau Nachbarin, lasset es der kleinen Anna doch nit so leichtlich hingehen, daß sie die Sonne über ihrem Zorn und Trutz untergehen läßt. Weiß wohl, es thun's ja auch Erwachsene oft genug, aber ein Kindergewissen sollte weicher sein. Das läßt sich noch in's Feine herausbilden. Anna's Unwille war ja an sich berechtigt, aber sie darf sich nicht d'rin versteifen. Hardy hat gewiß sein Abendgebet vermißt, und seine Schuld war weit mehr Unverstand als Unart."

„Mag sein," erwiderte die Frau; „mein' fast, der Bueb glaubte eine Gutthat zu thun, indem er den Rötheli die Freiheit wieder gab. Mein Mann sagt oft, der Eberhardy sei zu gut für diese Welt."

Annchen zog beschämt die Lippen ein und senkte die Augen. Sie entsann sich in der That, ihren Vater also sprechen gehört zu haben, und sie gedachte mancher guten Worte und Thaten ihres kleinen Bruders. Die Mutter aber sagte: „Ja, ja, allweg, da hat der Herr Lehrer gewaltig recht; das leidige Trutzen ist nichts als Rachsucht. Man will's dem Andern eintränken, wenn er uns Etwas nicht zu Lieb gethan. Wie wird der Nacken da so steif und der Blick so kalt! Es ist gar nicht zu sagen. Geh', Anni, mach' deinen Fehler wieder gut und versöhn' dich mit Hardy! Schau, wenn so ein Einfaltsbueb 'leidi, leidi!' schreit, mußt's ihm vergeben und vergessen."

Das Dirndl lächelte schon, aber der Lehrer fuhr fort: „Paß' mal auf! In dem gelehrten Buch, das ich hier durchstudir', steht von einem Ehepaar, das sich gezankt hat. Wikart hießen sie, und der Mann war Stadtschreiber von Zug. Bislang hatte er im schönsten Burgfrieden mit seiner Frau gelebt, und sie hatten ein gar feines Söhnchen, das hieß Adelreich. Aber letzlich hatte die Frau eine junge Geis zu früh losgebunden, die hatte sich am Zugerberge verstiegen und war in den Klüften des Schönfels verloren gegangen. Darob grollte der Mann, und sie schmollte hinwiederum. Es war dies im Märzen des Jahres 1435, und der Zwist währte nicht nur Tage, sondern Wochen lang. Ach, wie manches liebe Mal sahen sie die Sonne über ihrem Zorn untergehen! Was geschah aber? Nun, ihr wißt beide, welcher Unstern damals über unserer Vaterstadt aufging! Ein großer Theil der Stadt versank im Wasser, ja, bei sechzig Menschen ertranken dazumalen im See; und auch der Stadtschreiber Wikart und der Adelreich waren unter den Ertunkenen. Das heißt," fuhr der Erzähler fort, „der kleine Adelreich wurde in seiner Wiege an's Land gefischt, und zwar durch seine Amme, die selbst über seiner Rettung das Leben verlor. Das Knäblein kam davon, aber der Vater ertrank."

„Und sie hatten sich nicht versöhnt?" rief Anna, indem sie die Hände faltete.

Herr Schweizer aber sprach mit ernstem Nicken: „Ja, hab' ich es nicht gesagt: Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!"

Das Mädchen schwieg.

„Das war hart für die Frau Stadtschreiberin," sagte Frau H.

„Allerdings," versetzte Herr Schweizer. „Zuerst war die so plötzlich zur Wittwe Gewordene in Verzweiflung, dann erbat sie sich ein Zeichen vom Himmel herab. Aber dies Zeichen gebrauchte Zeit, sie mußte Jahre lang ihre Geduld daran üben. Sie sagte nämlich: Wenn von meinem Adelreich ein weitverzweigtes Geschlecht abstammt, dann darf ich glauben, Gott habe mir vergeben und mich über das nasse Grab hinaus mit meinem Manne versöhnt. Und es geschah also. Aller erbetene Segen kam durch den kleinen Stammhalter über sie. Die Urkunden erzählen's also."

„Ach," sagte Anna ganz ernsthaft, „das freut mich für die arme Frau. Aber, Herr Lehrer, vorher Frieden machen, wäre doch sicherer gewesen."

„Gewiß, mein Kind. Ich erzähl' dir's auch eben nur, wie's in der Chronik steht."

Beide Zuhörerinnen nickten beifällig, sahen einander verständnißvoll an, schwiegen aber stille.

Ein Fuhrknecht kam derweile mit einem schweren Lastwagen vorüber und hielt vor dem Lehrer still. „Was Neues, Res?" fragte Herr Schweizer den Fuhrknecht.

„O nit viel, das ich wüßt. Der See wirft heute viel Blasen: 's ist ganz absonderlich so auf einmal. Ich achte, wir werden schweres Unwetter bekommen, etwa solch' einen Sturm, wie er damals auf dem Urnersee brüllte, als der Tell dem Schiff des Geßler einen Fußtritt gab und auf die Platte sprang."

„Ach so, Ihr glaubt noch an die Sage, Res?" sagte scherzend der Lehrer. „Die gelehrten Geschichtsforscher wollen sie ja nicht mehr gelten lassen."

„Sage?" fragte der Andere. „Seid Ihr auch einer von denen, die dem Volk Alles nehmen wollen? Ich glaub' an den Tell und seinen Apfelschuß wie an's Evangelium, und wer ihn uns abdisputiren will, der ist unser Feind. Wir haben da zur Zeit in Luzern einen kleinen, hochgelehrten Weltgeistlichen, Namens Schneller, gehabt, den haben wir weidlich geprügelt, als er seine verwünschten Aufklärungen drucken lassen wollte; 's war beim Wasserthurm an der Kapellbrücke, und dieser Schneller war an der städtischen Arche beschäftigt."*)

„Ihr meint am städtischen Archiv," verbesserte der Lehrer lächelnd.

„Mag schon sein. Und — was ich noch sagen wollte — die neue Auffüllung am See will nit recht halten, bröckelt wie neuer Zieger**) immerfort wieder ab und rutscht hinunter. Ist eben noch keine Schutzmauer angebaut, und da ist kein Halten. Grüß' Gott Alle bei einander!"

Er fuhr weiter. Sein Lastwagen schien ein starkes Dröhnen im Innern des Erdbodens wach zu rufen. Der Lehrer und die emsig arbeitende Waschfrau blieben allein.

Da kam, hold und rosig, mit flatternden Zöpfen, Anna dahergerannt. Aus ihren Augen glänzte innerste Befriedigung. „Zwei Dinge will ich euch sagen," rief sie schon von ferne; „der Eberhard schläft wie ein junger Widder im Heustock; er hat jetzt Ruhe, ich hab' Frieden mit ihm gemacht; ich gab ihm einen Kuß, und er mir drei. Und hört, jetzt will gar das neue Rondel am G'stad nimmer zusammenhalten; 's giebt große Risse drin, es purzelt in den See."

Der Lehrer horchte auf; die Mutter aber fuhr fort zu fragen: „Und die Karoline, und der Franz-Joseph?"

„Schlafen alle wie die Murmelthiere, hübsch rund gerollt," scherzte Anna mit frohem Lachen.

Vom Zeitthurm schlug es halb vier. Still vergingen etliche Minuten; man hörte nur das nachlassende Tröpfeln des Regens, das Klatschen und Ausringen der Wäsche und das leise Rauschen des Netzes, an dem das Mädchen wieder arbeitete. Da — was war das? Ein langgezogener Wehruf scholl vom Ufer: „Flie — ht, flie — ht, flie — ht!" Erschrocken blickten unsere drei Freunde auf. Eine nahe gelegene Fischerhütte knisterte, krachte, schwankte und fuhr dann, wie verzaubert, senkrecht hinab in den Grund. Jetzt erbebte auch das noch näher gelegene Wohnhaus des Jost Wyß, in dem auch die Familie H. wohnte, das Haus, wo die drei Kinder lagen und schliefen. Mit einem Schrei erhob die Mutter ihre Arme gen Himmel, und im Fluge eilte sie, um die kurze Strecke bis zu ihrer Hausthür zurückzulegen und ihre Kinder zu retten. Zu spät. Der Lehrer konnte gerade noch die Verzweifelnde zurückreißen, als krachend das Erdreich der eingestürzten Fischerhütte abwärts nachstürzte und sammt seinen Insassen in den See versank, bis nach kurzer Zeit eine Springfluth aufstieg, die einen Theil der Trümmer an's Ufer zurückschleuderte.

Herr Schweizer wollte mit der ärmsten aller Mütter, die in einer Sekunde drei Kinder verloren hatte, bergan entfliehen; allein die verzweifelnde Frau war nicht von der Stelle zu bewegen, und der tief erschütterte Mann hatte alle Mühe, sie nur davon zurückzuhalten, daß sie nicht im Wahne ihres Schmerzes in den wilden Wogen des Sees ihren Tod fand.

Wie im Traume hörte sie ihn immerfort rufen. „Seht doch, euer liebes Kind, die Anna, ist euch noch geblieben; sieht doch, da ist sie."

Das Mägdlein hatte sich in seiner Todesangst vor ein Muttergottesbild geschleppt, war auf die Kniee gesunken und rief laut: „Gottlob, ich habe noch Frieden mit dem Eberhard gemacht. Und meine Brüder, alle drei, sind jetzt bei der Glocke mit dem tiefen Ton und sehen die blaue Wunderblume. O, mein

*) Historisch. **) Molkenkäse.



Hardy! Und du, mein Lehrer, wie hast du doch so recht gehabt!"

* * *

Die Leichen der beiden Kleinsten fand man bald nach der Katastrophe im Seeschlamm, doch Tage und Wochen vergingen, bis die des kleinen Eberhard herausgefischt wurde. Ach, wie sehr war sie doch entstellt, und wie tief betrübt folgten Mutter und Schwester seinem Sarge! — drei Weizenkörner neben einander gesäet auf Hoffnung.

* * *

Der Lehrer aber, der Anna's Gespräch über Hardy's Kinderfragen belauscht hatte, schrieb das hier folgende Gedicht, welches mehr aus dem Herzen floß, als aus der Phantasie:

Die drei versunkenen Geschwister.

„Mutter, ist's wahr, daß tief in dem See,
Um Mitternacht eine Glocke geh'?

Und locke lieblich die Kinder hinab
In blaue Grotte in dunkeles Grab?

Und drunten, Mutter, am schimmernden Strauch,
Da blühet die blaue Blume wohl auch?

Die Wunderblüth' mit dem Kelche so schön,
Wie tausend Gentianen auf Rigi's Höhn.

O laßt mich hinab zur Glocke! sie ruft;
Die blaue Blume, sie winket voll Duft.

Mir träumte vorige Nacht davon;
War das ein Pflücken, war das ein Ton!"

Das Knäblein versank mit dem Haus im See,
Das es zur Blüth' und zur Glocke geh'.

Zwei der Geschwister, sie folgten ihm nach,
Ob auch ein Mutterherz d'rüber fast brach.

Dennoch es glaubt und es betet und ringt:
„Gott einst mir die Kinder als Engelein bringt."

(Quellwasser.)

Was der Lieutenant erzählte.

Für Haus und Herd. Nacherzählt von R. P.

„Die Offiziere unserer Flotte führen doch ein rechtes Schlaraffenleben," dergleichen Bemerkungen hört man bisweilen. Danke schön, versucht es einmal selber und ihr werdet anderer Ansicht werden. Ich weiß, wovon ich rede.

Im Jahre 18.. wurde eine Abtheilung nach der Landenge von Panama beordert, um zu erforschen, ob in jener Gegend die Durchstechung eines Kanals thunlich sei. Ein Schiff mit Vorräthen trug uns einen Fluß hinauf, und von hier aus wurden nach allen Richtungen hin Erforschungspartien ausgesandt.

Der nächste Ort, der an Civilisation erinnerte, war Aspinwall, und diese Stadt war 200 Meilen vom Ankerplatze des Schiffes entfernt. Eines Morgens wurde mir der Auftrag, in einem Segelboote mit vier Mann nach dieser Stadt zu segeln. Ich hatte eine Rolle mit Karten und Plänen dorthin zu bringen, die von dort aus mit dem ersten Schiffe nach den Ver. Staaten befördert werden sollten. Für die Mannschaft hatte ich eine Menge von Briefen, sowie auch Gelder zu besorgen.

Das Wetter war herrlich, gegen Mittag jedoch wurde es drückend heiß, und, um es mir so bequem als möglich zu machen, legte ich Rock und Weste ab. Gegen vier Uhr Nachmittags traf uns ganz unerwartet ein heftiger Windstoß. Fast im Handumdrehen befanden wir uns inmitten eines Sturmes. Die Wellen schäumten, heftiger Regen goß herab.

Einer der Matrosen war ein Deutscher, ein tüchtiger Seemann, aber mit seiner Handhabung der englischen Sprache war es noch schlecht bestellt. Ich ertheilte hastig meine Befehle, er verstand mich falsch, und ehe wir recht wußten wie uns geschah, trieb das Boot Kiel oben und wir schwammen im Wasser herum.

Das Packet mit dem Gelde schoß auf den Meeresgrund, der Ledersack mit den Karten und Briefen hielt sich oben, aber entfernte sich immer weiter von uns. Mit Mühe und Noth waren wir an das Schiff geschwommen. So schnell, wie der Sturm gekommen, legte er sich auch wieder.

Da erblickten wir in einiger Entfernung den Postsack. Der Deutsche warf sich in die Fluth, schon hatte er die kostbare Beute erfaßt, da — wer beschreibt unser Entsetzen — da versinkt er mit einem lauten Schrei. Blutigroth färbt sich das Wasser. Der Kamerad ein Raub der Haie!

Unsere Lage war verzweifelt. Nirgends Land in Sicht, immer weiter trug uns die Ebbe in's Meer hinaus, und es war ein verödeter Meeresstrich, dazu von Haien umkreist.

„Wir müssen das Boot aufrichten," sagte ich, „doch zunächst muß der Mastbaum entfernt werden."

„Aber wir haben keine Ruder," warf einer ein.

Gleichsam als Antwort erblickten wir ein Paar Ruder ganz in der Nähe. Mit vieler Mühe bemächtigten wir uns ihrer.

„Wer hat ein Messer?" fragte ich.

Die Hände glitten in die Taschen. Bleicher Schrecken malte sich auf jedem Gesicht. Kein Messer! Barmherziger Himmel, was soll aus uns werden? — Gott sei Dank! Es war ein Messer gefunden worden, wohl war es nur ein gewöhnliches Taschenmesser, es war doch immerhin ein Messer. Rettung gehörte doch nun wenigstens zu den Möglichkeiten.

Aber nun an die Arbeit! Abwechselnd tauchten wir unter das Boot, um den Mast abzuschneiden, die Aufgabe der Andern war es, die Haie fort zu scheuchen.

Ich machte den Anfang. Was für Qualen habe ich ausgestanden! Fast jedes Mal, wenn

irgend ein Gegenstand mich berührte, vermeinte ich die scharfen Zähne eines Haies zu fühlen. Wir arbeiteten mit der Angst der Verzweiflung, und doch wollte es mit der Arbeit nicht vorwärts gehen, denn das Messer war stumpf, der Mast dick und hart, und wir konnten stets nur kurze Zeit unter dem Wasser bleiben. So arbeiteten wir die ganze lange schreckliche Nacht hindurch.

Endlich gegen Morgen war der Mastbaum durchschnitten und das Boot hatte sich aufgerichtet, aber es war halb mit Wasser gefüllt. Die Ebbe hatte uns weit in die See hinaus getragen, jetzt jedoch war die Fluth eingetreten, die uns landwärts führte. Barhaupt und barfüßig standen wir bis an die Hüfte im Wasser und ruderten aus Leibeskräften. Ach wie so langsam bewegte sich das Fahrzeug vorwärts, das viele Wasser machte es unlenksam und schwer. Muthlos und erschöpft ließen wir die Ruder sinken, seit dem vorigen Tage hatten wir ja nichts genossen; dazu die Anstrengung und die Schrecken der Nacht.

Nachmittags glaubten wir wahrzunehmen, daß die Ebbe wieder eingetreten sei und daß sie uns auf's Neue in die See hinaustrage. Die Angst ließ uns unsere Erschöpfung vergessen — wieder griffen wir zu den Rudern; während zwei von uns ruderten, ruhten die andern zwei auf dem Bord des Schiffes, dieß war aber auch die einzige Erholung, die wir genießen durften.

Erfolg krönte unsere Anstrengung, wir verhinderten, daß wir in die See hinaus getragen wurden. Als endlich die Fluth eintrat, überließen wir uns ihr. Näher, immer näher trieben wir dem Ufer zu. Gegen 8 Uhr Morgens saßen wir auf dem Sande fest. Freudig warfen wir uns in das Meer und nach einem schweren Kampf mit der Brandung gewannen wir das trockne Land. Mit jubelndem Dankesgefühl warfen wir uns auf den Ufersand und schliefen die ganze Nacht den Schlaf völliger Erschöpfung.

Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir einen Fluß. Welch ein Labsal bot das warme Wasser den brennenden Lippen! Wir lenkten sodann die Schritte flußaufwärts und nach einem Marsche von einigen Stunden erreichten wir ein kleines Dorf.

Ob uns je die kostbarsten Leckerbissen so gemundet hatten, als die grobe, unansehnliche Speise dieser Dorfbewohner? Fürwahr, das Sprüchwort hat Recht: Hunger ist der beste Koch. Am nächsten Tage machten wir uns mit einem Führer auf den Weg nach Aspinwall. Ich mußte doch von meinem Unglück Bericht erstatten. Es war ein mühevoller Weg. Bald ging es durch das dichte Gestrüpp der Urwälder, dann wieder waren lange Strecken glühenden Sandes zu durchwaten. Ich umwand meine nackten Füße mit Blättern, doch wie lange hielten sie Stand? Zuletzt übermannte mich der brennende Schmerz. Die Füße bluteten, der Kopf drohte zu zerspringen, bald durchraste mich Fiebergluth, dann wieder empfand ich sibirischen Frost. Die braven Theerjacken, ich werde es ihnen nie vergessen, fertigten von Aesten eine Tragbahre und trugen mich den langen, weiten Weg. Ach, auch sie waren nicht von Stahl, auch ihre Füße ließen gar bald blutige Spuren zurück.

Am Abend des dritten Tages, als sie muth- und kraftlos zusammensinken wollten, erblickte ich in einiger Entfernung ein Licht. „Muth, Kameraden! dort wohnen Menschen, dort ist Hülfe!" Wir blieben in diesem Dorfe einen Tag und zwei Nächte. Die Leute pflegten uns, ihre Kräuter und Salben machten unsere wunden Glieder wieder einigermaßen marschtüchtig. Beim Abschied nöthigten sie mir ein altes Pferd auf, das einzige im ganzen Dorfe. Dankbar machte ich von ihrer Güte Gebrauch. Und als ich zuletzt nicht mehr aufrecht zu sitzen vermochte, ließ ich mich auf des Pferdes Rücken festbinden.

Mit Sonnenuntergang des fünften Tages erreichten wir Aspinwall. Welch einen Anblick boten wir dar! Kopf und Füße waren mit Blättern umwunden, die Kleider beschmutzt und in Fetzen.

Ich sorgte dafür, daß meine Kameraden ein gutes Unterkommen fanden, miethete ein Schiff, das dem Hauptquartier von meinem Unglück Kunde bringen sollte, bestellte Kattun, Perlschnüre, bunte Taschentücher u. s. w. für den Führer und die gastfreundlichen Dorfbewohner; dann sank ich bewußtlos zurück.

Sechs Monate später erhob ich mich von meinem schweren Krankenlager. Meine Leidensgefährten hatten den Dienst verlassen, ihre Gesundheit war zerrüttet, einer von ihnen befand sich im Irrenhause, hoffnungslos in des Irrsinns Banden.

Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer, nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.

IV.

Den 9. Mai 1864 begaben wir uns mit etlichen Herren von Philadelphia aus nach der Front. Die Potomac-Armee hatte zu dieser Zeit den Rapidan gekreuzt, täglich ereigneten sich Schlachten und die Soldaten fielen bei Tausenden. Wir konnten nicht länger zu Hause bleiben. Den 23. kam ich mit Fräulein Lizzie B. in Belle Plain an. Der Landungsplatz war mit Verwundeten angefüllt, die ihren Transport nach Washington erwarteten. Innerhalb 24 Stunden waren alle weggesandt und wir gingen nun mit einem Regierungsboote in Begleitung anderer Schiffe und unter dem Schutze eines Kanonenbootes nach Port Royal.

Den 26. ankerten wir und gingen früh Morgens an's Ufer. Ich traf daselbst glücklich meinen Gatten an, der etliche Stunden früher angekommen war und bereits in voller Arbeit stand.

Die Sanitäts-Commission hatte mit bewunderungswürdiger Voraussicht Alles zum Empfange der Verwundeten vorbereitet. Als die langen Züge von Ambulanz-Wagen ankamen, wurde den erschöpften Leidenden Kaffee, Cräcker, Farina und andere Erquickungen gereicht, bevor sie nur von den Wagen gehoben wurden. Zweitausend erwarteten hier ihre Weiterbeförderung und empfingen von uns die erste Pflege und Nahrung, seit sie vom Schlachtfelde kamen.

Tag und Nacht mußte fortgearbeitet werden, wobei wir abwechselnd aßen und schliefen. Gleich als wir gelandet waren, kam eine lange Reihe von Ambulanzen in Sicht. Sie nahmen ihren Weg nach einer kleinen Methodistenkirche. Wir eilten dahin und nahmen so viel Vorräthe als möglich mit, um die erste Erfrischung zu gewähren. Als der erste Mann aus dem Wagen gehoben wurde, war Alles zum Empfange bereit und wie dankbar nahmen sie die geringe Hülfe entgegen, die wir ihnen gewähren konnten.

Ein fein aussehender Massachusetts-Mann, dessen Bein unterhalb des Kniees zerschmettert war, fragte mit flüsternder Stimme, ob ich ihm nicht etwas Stimulirendes geben könnte, der Schmerz sei so furchtbar! Der kleine Zinnbecher war schnell gefüllt und ebenso schnell ausgetrunken und mit der augenblicklichen Kräftigung, die es gewährte, konnte er das Verbinden besser ertragen. Der Arzt schüttelte den Kopf, als er das Glied betrachtete und auf die Bitte, es sofort abzunehmen, antwortete er, das könne besser auf dem Boote geschehen. Als er sich aber außer Hörweite des Patienten befand, meinte er, der Morgen würde ihn von allen Schmerzen befreit finden.

Ein junger Offizier in seiner Nähe badete seinen schlimm zugerichteten Fuß mit Wasser aus seiner Cantine. Als man ihm Hülfe zu einem Verbande anbot, antwortete er: „Ich habe noch zwei Hände, womit ich mir helfen kann, Andere haben nicht einmal das; helft erst diesen.

Alle hatten großes Verlangen nach Früchten und frischem Gemüse. Wir versuchten, welches zu kaufen, aber umsonst. Endlich entdeckten wir ein großes, feines Haus, das in einem gut gepflegten Garten stand. Wir fragten die Dame des Hauses um etwas Zwiebeln für unsere Verwundeten, aber sie verweigerte es herzlos. Es war auch umsonst, daß wir Bezahlung anboten. Endlich, da die Dame etliche Offiziere herankommen sah, willigte sie ein, uns etliche Zwiebeln gegen Farina zu geben. Letztern sandte sie verwundeten Rebellen. Im Garten entdeckten wir prächtige Kirschen und Erdbeeren, konnten aber nichts davon bekommen. Die Herzlosigkeit, mit der unsere Bitten abgeschlagen worden waren, veranlaßte uns, die Sache etlichen Soldaten mitzutheilen. Ich denke, der Wink ist von ihnen verstanden worden. —

In einem kleinen, von Verwundeten überfüllten Hause, lehnte ein Mann gegen die Wand. Eine Kugel hatte ihm einen Theil seiner Zunge weggerissen und der übrige Theil hing geschwollen und entfärbt aus seinem blutenden Munde. Er konnte nicht sprechen und auch Nichts essen, gab aber durch Zeichen zu verstehen, wie sehr er nach Milch verlange. Nach langem Suchen entdeckten wir eine Kuh, die zwischen den Wagen Heu fraß. Eine halbe Pint Milch war bald gewonnen und dem Unglücklichen eingeflößt, der durch Geberden seine große Dankbarkeit bezeugte. Wir fanden noch eine zweite Kuh und so gelang es uns, den Mann zu erquicken, bis er auf's Boot kam.

Hier sahen wir auch zum ersten Male den großen Auszug der farbigen Bevölkerung nach unsern Linien. Auf unserm Wege hierher sahen wir sie überall am Ufer hinziehen, aus jedem Dorfe, von jeder Pflanzung kamen sie herbei geströmt. Mit Hurrah, Hüteschwenken und ihren grotesken Gestikulationen legten sie ihre Freude an den Tag, daß nun das Sternen-

banner über ihnen wehte, das ihnen die Freiheit gab. Ein Haufen Männer, Weiber und Kinder waren stets da, welche um Schutz baten und nach dem Norden gesandt zu werden wünschten. Ein alter Pflanzer, auf dessen Piazza wir uns eines Nachmittags ausruhten, erzählte, daß ihn 60 seiner Leute verlassen hätten. Er zeigte große Sorge, wie er nun seine weiten Kornfelder pflegen und die Ernte einbringen könnte. Später hörten wir, daß eine Abtheilung Kavallerie auf seinen Feldern fouragirte und ihn so von seiner Sorge für sein Korn befreite.

Mein Gatte begegnete im Städtchen einer alten 80-jährigen Negerin, die Etwas in ihren Armen trug, das ihm erst wie ein Kind schien. Als er hinzutrat und sie wegen ihrer Bürde befragte, sagte sie: „Ich habe meine alte Mutter bei mir, die bereits über 100 Jahre alt ist. Wir gehen in's Land der Freiheit und ich kann sie nicht in der Sklaverei zurücklassen."

Am 29. Mai verließen wir Port Royal mit einer Flotte von 75 Schiffen, um nach „White House" am Pamunkey Fluß zu gehen, wohin die Verwundeten nun gesendet wurden. Zahlreiche Schiffe mit neuen Verstärkungen für die Armee begegneten uns. Alle schienen voll Muth und Zuversicht zu sein. Am 30. Mai kamen wir in „White House" an und fanden hier General Butler's Armee auf ihrem Wege zur Front. Schon nach zwölf Stunden kamen Verwundete von ihnen zurück und von diesem Augenblicke an kamen sie schneller herein, als wir Obdach für sie bereiten konnten. Tag und Nacht wurden sie zu Tausenden herbei geführt, bedeckt mit dem Staube und Rauche der Schlacht. Ganze Acker waren mit blutenden, verstümmelten Männern bedeckt, die noch kurz zuvor unverzagt in dem Sturme von Kugeln und Granaten gestanden hatten.

Tag und Nacht dauerte die Arbeit, Ruhe und Schlaf waren beinahe unmöglich, denn jedes Plätzchen war besetzt. Unsere Obliegenheiten waren mancherlei Art. Bald mußte Essen und Trinken bereitet, dann wieder das Kochen der Krankenkost beaufsichtigt werden, dann gab es Stunden lang unter den Verwundeten mit ihrer Pflege zu thun.

Als ich eines Morgens frühe aus meinem Zelte trat, kam, gestützt auf einen Kameraden, ein Soldat und fragte: „Würden Sie nicht die Güte haben, meinen Arm zu verbinden? Seit dem ersten Verband auf dem Schlachtfelde ist er nicht wieder berührt worden und befindet sich in einem schrecklichen Zustande. Die Wunde ist voller Würmer!" In der That, die Wunde sah schrecklich aus; aber ich nahm mich zusammen, bis sie gereinigt und verbunden war. Als der Verwundete dann noch mit einem reinen Hemde angethan war, fühlte er sich glücklich und spendete überschwenglichen Dank. Diese herzliche Dankbarkeit, auch für den kleinsten Dienst, war mir stets eine hinreichende Belohnung für Alles, was ich thun konnte. Ja, die herzlichen Dankesworte überwältigten zuweilen meine Gefühle und störten einen Augenblick die Fassung, die uns Allen, inmitten der uns umgebenden Schrecknisse, so unentbehrlich war. Während ich den Mann versorgte, lagerten Hunderte auf dem Boden und beobachteten die Arbeit mit dem größten Interesse.

Und nun kam Einer nach dem Andern mit derselben Frage: „Würde die Dame die Güte haben, meine Wunde zu verbinden?" Ein rauh aussehender Irländer, mit einer schrecklichen Wunde am Kopfe, bemerkte: „Ich kann jeden Schmerz ertragen, den Sie mir verursachen, wenn nur die Doktoren weg bleiben." Während ich an der Arbeit war, kam einer unserer besten und erfahrensten Wundärzte mir zur Hülfe. Zu dem äußersten Mißfallen des armen Kerls nahm er mir den Schwamm aus der Hand und zeigte mir, wie viel zu sorgfältig und zart ich die Arbeit verrichte. Bei jeder Berührung zuckte der Kopf des Mannes, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen. Als der Doctor weg ging, dankte der Leidende, aber nicht für seine Hülfe, sondern nur daß er ging, und daß nun meine ungeübte Hand die Arbeit vollenden würde. Unterdessen aber kamen die regelmäßigen Wärter herbei und lösten mich ab.

Unsere Krankenküche wurde fast ausschließlich von der Sanitäts-Commission versorgt. Es scheint fast unglaublich, was da verbraucht wurde. Am 3. Juni wurden 2000 Mann von uns genährt. Das Arbeits-Personal bestand aus acht Soldaten. Jeder hatte seine bestimmte Arbeit; Etliche waren Holzhauer oder Wasserträger, Andere öffneten die Blechbüchsen, die man in ein leeres Faß warf, von wo sie dann von den Soldaten geholt wurden, um ihnen als Tassen und Schüsseln zu dienen. Große Eimer mit Milch-Punsch, Limonade u. dgl. standen stets bereit. Eine Ecke war gefüllt mit Krücken, Armschlingen, Verbandzeug, und davon wurde ausgetheilt, wer etwas bedurfte. Alles mußte dabei in der größten Eile geschehen und war es unmöglich, auch nur von einem Tage genaue Rechenschaft zu geben. Unter meinen Notizen aus jenen Tagen finde ich folgende Bemerkung: „Ich gab heute mein einziges Stroh-Kopf-Kissen einem verwundeten Zuaven, Sergeant Beecher von Connecticut. Sein Dank war genug, um

mir auch ohne dasselbe süßen Schlummer zu verschaffen."

Eines Tages kam Herr Schall mit der Leiche seines Bruders, des Obersten Edwin Schall, um dieselbe einbalsamiren zu lassen. Mit dem Tode dieses tapfern Offiziers ist ein merkwürdiges Ereigniß verknüpft. Sonntag, den 7. Juni, war ich im Offiziers-Lazareth zu Georgetown und meine Nichte saß an der Seite ihres Gatten, dessen letzten Athemzug erwartend. Während diese Welt den Sinnen des sterbenden Soldaten nach und nach entschwand, dämmerte eine andere Welt vor seinem Geiste auf, der schwache Lebensfunke flackerte hin und her. Mit einem Male schien er auf's Neue aufzuleuchten. Der Sterbende erhob sich plötzlich und mit klarer, starker Stimme rief er: „Lieutenant, Lieutenant!" Ein verwundeter Lieutenant, der in der Nähe lag, antwortete: „Was giebt es, Capitän?" Er antwortete: „Ich rief nicht Ihnen, sondern Oberstlieutenant Schall, ich sah ihn fallen, und der Art nach, wie er am Boden lag, dachte ich, er wäre todt." Seine Frau beruhigte ihn und er sank erschöpft auf sein Kissen zurück. Aber in wenigen Minuten erhob er sich von Neuem mit demselben Rufe und wurde wieder von seiner Frau beruhigt. Bei vollem Bewußtsein diktirte er dann noch einen Brief nach Hause, in welchem er sagte, daß er sein Leben willig für sein Vaterland hingebe. Dann befahl er seine Seele Gott, Weib und Kinder der liebevollen Fürsorge seines himmlischen Vaters und zwei Stunden darauf ging er friedlich hinüber in ein besseres Land.

Als seine Frau mit der Leiche nach Hause kam, hörte sie, daß in der That, wie ihr sterbender Gatte es gesehen, Oberstlieutenant Schall zwei Tage zuvor in dem bezeichneten Momente auf dem Schlachtfelde gefallen war.

Jacob Böhme, der deutsche Philosoph.

Aus Quellen für Haus und Herd von Gregorius.

Ohne Zweifel haben die meisten Leser des Haus und Herd schon von dem frommen, schlichten, aber von Gott unterrichteten Schuhmacher Jakob Böhme gehört, welcher bis heute als der größte und berühmteste aller Theosophen der Welt gilt, und welcher von den Gelehrten den bedeutenden Beinamen Philosophus teutonicus bekommen hat. Viele freilich haben ihn kurzweg als einen Schwärmer betrachtet, und seine Lehre in der Geschichte der menschlichen Thorheiten unterzubringen gesucht. Auf einigen öffentlichen Bibliotheken sollen seine Schriften sogar unter der Rubrik: Fanatici zu finden sein. Andere haben Jacob Böhme zum Himmel erhoben und gemeint, alle Schätze der Erkenntniß und die Lösung aller Räthsel bei ihm zu finden.

Wiederum Andere erkennen zwar und bewundern seine Größe, sind jedoch der Ansicht, daß man neben seinen Besprechungen der göttlichen Geheimnisse an mehreren Stellen ein Fragezeichen setzen müsse, und daß seine edlen Perlen und sein Gold es wohl bedürfen, von dem anhangenden Schalen und Schlacken gereinigt zu werden. Immer aber bleibt er eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes. Ein schlichter Mann aus dem Volke, ohne Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Schulbildung, welcher mit einfältigem christlichen Glauben und Frömmigkeit die tiefste, von einer großartigen Phantasie getragenen und umspannte philosophische Spekulation vereinigte; ein Mann, dessen zahlreiche Werke man zwar als formlos und chaotisch bezeichnen kann, jedoch so, daß, wenn man diese Labyrinthe durchwandert, beständig der unwiderstehliche Eindruck sich aufdrängt, daß durch diese Labyrinthe sich ein Strom hindurchwindet, dessen Quelle auf den ewigen Bergen entspringt, daß man unter den Dunkelheiten und Finsternissen durch Lichtstrahlen überrascht wird, welche durch die Blicke, die sie uns in Zeit und Ewigkeit, in göttliche, menschliche und dämonische Tiefen thun lassen, bald erstaunen, bald erschrecken.

Obwohl die Wortform und Ausdrucksweise in Böhme's Schriften dem Leser oft ganz unleidlich vorkommen muß, und durchaus nicht derartig ist, daß man sich sofort näher einzulassen bewogen fühlt, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß man, sobald man ihm gründliche Aufmerksamkeit schenkt, überzeugt wird, daß in seinen Auseinandersetzungen sehr anziehende Stellen vorkommen, Stellen von hinreißender Schönheit, vereint mit einer überraschenden Tiefe, mit fruchtbaren Gedankenblitzen und neuen Lichtblicken. Man stößt nicht selten auf harte Nüsse, die man nicht einfach wegwerfen darf, sondern die zu knacken sind. So großes Interesse man auch für Böhme haben mag, als den hoch erleuchteten Laien, die wunderbare Erscheinung in der Welt des Geistes, das nicht erklärte psychologische Räthsel, die tief fromme Seele, welche mit aller ihrer hohen Erkenntniß doch nur begehrte, fortzuschreiten im wahren und ernsten Christenthum — weit mehr noch, als die historische Erinnerung interessirt uns die große Sache selbst, für welche er lebte; weit mehr interessiren uns die Quellen, aus denen er schöpfte, und heute noch auch für uns fließen, wenn wir nur darauf achten wollen, um selbst zu einer tiefen Erkenntniß der göttlichen Dinge und zu größerem Ernst in unserem Christenthume zu gelangen. Wir müssen gestehen, daß das eingehende Lesen von Böhme's Schriften uns großen Segen brachte und auf manches tiefe Räthsel führte, das uns wohl erst in der Ewigkeit völlig klar werden wird. Im Versuch dieser Charakterschilderung haben wir hauptsächlich aus Bamberger und Martensen geschöpft.

Jakob Böhme ist im Jahre 1575 in Alt-Seidenberg, einem nahe bei Görlitz gelegenen Dorfe in der

Oberlausitz, geboren. Seine Eltern waren arme Bauern, welche ihm nur den gewöhnlichen Religionsunterricht in der Schule, zugleich mit einigem Unterricht im Lesen und Schreiben, verschaffen konnten. Frühzeitig mußte er mit anderen Knaben das Vieh auf dem Felde hüten. Er war ein stilles, nach Innen gekehrtes Kind, in dessen Wesen etwas Träumerisches lag, wie bei allen dichterischen Naturen. Ja, schon frühe gab sich etwas Visionäres kund, innere Gesichte, die für ihn das Gepräge der Aeußerlichkeit und Wirklichkeit annahmen. So bestieg er einmal als Hirtenjunge die Spitze eines Berges, „Landeskrone," und hier erblickte er einen gewölbten Eingang von vier rothen Steinen, welcher in eine Höhle hineinführte. Nachdem er sich durch das diese Steine umgebende Gebüsch hindurchgearbeitet hatte, sah er in der Tiefe der Höhle ein Gefäß, das mit Goldmünzen angefüllt war. Er wurde von einem innerlichen Grauen, wie von etwas Dämonischem, ergriffen und lief in seiner Angst fort. Später kehrte er oft mit den anderen Hirtenjungen zu derselben Stelle zurück. Aber der Eingang und die Höhle waren verschwunden.

Da er sich bei seinem schwächlichen Körperbau für die Landwirthschaft nicht eignete, wurde er in seinem vierzehnten Lebensjahre in die Lehre bei einem Schuhmacher gethan. Auch hier widerfuhr ihm etwas Merkwürdiges. Als eines Tages sein Meister und die Frau Meisterin ausgegangen waren und er allein zu Hause war, trat ein Mann in den Laden und verlangte ein Paar Schuhe. Da Jakob sich nicht für berechtigt hielt, einen Handel abzuschließen, wozu sein Meister ihm keine ausdrückliche Erlaubniß gegeben hatte, so suchte er sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er einen hohen Preis für die Schuhe verlangte: er hoffte, der Mann werde nun vom Kauf der Schuhe abstehen. Dieser aber zahlte das Verlangte, und rief, nachdem er draußen auf die Straße gekommen war: „Jakob, komm heraus!" Sich wundernd, daß der Fremde seinen Namen wußte, folgte er dem Rufe; und jetzt richtete der Unbekannte auf ihn einen freundlich-ernsten, tiefen, in's Herz dringenden Blick, ergriff seine Hand und sprach: „Jakob, noch bist du nur klein, aber die Zeit wird kommen, da du groß werden wirst und ein ganz anderer Mensch, und die Welt wird sich über dich wundern. Daher sei fromm, fürchte Gott, und halte sein Wort in Ehren; insbesondere lies gerne in der heiligen Schrift, in welcher du Trost und Belehrung findest; denn du wirst noch viele Noth, Armuth und Verfolgung zu leiden haben. Sei aber getrost und bleibe beständig, denn du bist Gott lieb und er ist dir gnädig." Darauf drückte der Fremde ihm die Hand und verschwand.

Seit diesem Erlebniß wurde Jakob noch nachdenklicher und ernster, und befleißigte sich reiner Sitten und gottseliger Betrachtungen, wobei er gelegentlich auch ein ermahnendes Wort nicht zurückhalten konnte, wenn die anderen Gesellen leichtfertige Reden führten. Natürlich wollten diese seinen Ermahnungen kein Gehör geben, und um den hieraus entstehenden Zwistigkeiten ein Ende zu machen, ertheilte der Meister ihm den Abschied; er wollte diesen „Hauspropheten" nicht, welcher Streit und Unfrieden in's Haus bringe. Böhme mußte als wandernder Geselle in die weite Welt hinaus. Auf diesen seinen Wanderungen machte er die Erfahrung, wie die damalige Zeit mit theologischen Streitigkeiten erfüllt, wie die evangelische Kirche voll Parteien war, die sich gegenseitig verketzerten; sie machte auf ihn den Eindruck eines Babel. Dieses war ihm ein tiefer Kummer, und er verfiel in allerlei Zweifel, gegen welche er ankämpfen mußte.

„Weil ich befand," schreibt er selber, „daß in allen Dingen Gutes und Böses war, in den Elementen sowohl, als in den Kreaturen, und daß es in dieser Welt dem Gottlosen so wohl ginge, als dem Frommen...., ward ich wegen alles dessen ganz melancholisch und hochbetrübt, und konnte mich keine Schrift trösten, welche mir doch ganz wohl bekannt war; wobei denn auch der Teufel nicht mag gefeiert haben, welcher mir oft heidnische Gedanken an die Hand gab, deren ich allhin verschweigen will. — Als sich aber in solcher Trübsal mein Geist ernstlich und wie in einem großen Sturm in Gott erhub, und mein ganzes Herz und Gemüth, sammt allen anderen Gedanken und Willen sich darein schloß, ohne Nachlassen mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen und nicht abzulassen, er segnete mich denn, das ist, er erleuchtete mich mit seinem heiligen Geiste, daß ich seinen Willen verstehen und meiner Traurigkeit los werden möchte; da brach der Geist durch." — Neben dem Lesen der heiligen Schrift übte er fleißig das Gebet und hielt sich ganz besonders an Lukas 11: „Sollte der himmlische Vater nicht den heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten?" Solches that er denn während seiner Wanderzeit wieder und wieder. Und so geschah es ihm eines Tages, als er auf seiner Wanderung wieder von einem Meister in Arbeit genommen war, daß er mitten unter seiner Handwerksarbeit in einen Zustand seliger Ruhe versetzt wurde, in einen Sabbath der Seele, welcher sieben Tage anhielt, und in welchem er in seinem Innern wie umflossen war von einem göttlichen Lichte. Aeußerlich war nichts an ihm wahrzunehmen. „Was aber da für ein Triumphiren im Geiste gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden; es läßt sich auch mit nichts vergleichen, als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird, und vergleicht sich mit der Auferstehung der Todten. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch Alles gesehen, und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras, Gott erkannt, wer er sei, und wie er sei und was sein Wille sei. So ist denn auch alsbald in diesem Lichte mit großem Triebe mein Wille gewachsen, das Wesen Gottes zu beschreiben."

Im Jahre 1594 kehrte Böhme nach Görlitz zurück, ward 1599 Meister und heirathete eine Bürgerstochter, mit welcher er dreißig Jahre in einer glücklichen Ehe lebte und welche ihm vier Kinder gebar. Sein Geschäft betrieb er mit dem höchsten Fleiße und hatte schon binnen wenigen Jahren so viel Vermögen erspart, daß er sich ein Haus zu kaufen im Stande war. Gewiß ist es im hohen Grade merkwürdig, und ein Beweis für die außerordentliche geistige Freiheit Böhme's, daß, während er doch auf die Lösung der tiefsten Probleme gerichtet war, er immerhin auch der Außenwelt mit ihren mannigfaltigsten Ansprüchen in aller Weise gerecht zu werden wußte.

Im Jahre 1600 widerfuhr ihm etwas Merkwürdiges. Als er eines Tages in seinem Zimmer war, fiel sein Auge auf ein blankgescheuertes zinnernes Gefäß, welches das Sonnenlicht in einem so wunderbaren Glanze wiederspiegelte, daß er in eine innere Verzückung gerieth und es ihm war, als könne er in die Prinzipien und tiefsten Gründe der Dinge hineinschauen. Er glaubte, es sei nur eine Phantasie, und um diese sich aus dem Sinne zu schlagen, ging er vor's Thor in's Grüne. Aber hier ward er inne, daß er den Dingen, selbst Gras und Kräutern, in's Herz schaute, und daß die wirkliche Natur mit dem übereinstimmte, was er in seinem Innern gesehen hatte. Er redete davon zu Niemanden, lobte und dankte Gott in der Stille. Er fuhr fort, redlich auf sein Schuhmacherhandwerk zu achten, nahm sich seinen

häuslichen Angelegenheiten an und ging mit Allen freundlich um.

Zehn Jahre später, 1610, machte er wieder eine merkwürdige, innere Erfahrung. Denn er gewahrte auf einmal, daß, was er früher partisch, stückweise und in einzelnen Lichtblicken gesehen, er nunmehr als ein zusammenhängendes Ganzes in bestimmteren Umrissen erblickte. Er fühlte einen innerlichen Antrieb, einen Drang, wie Feuer, das Geschaute niederzuschreiben. Jedoch war seine Absicht keineswegs, daß es herausgegeben würde; denn um Bücher für die Lesewelt zu schreiben, dazu hielt er sich selbst für allzu einfältig und ungelehrt. Er wollte es nur für sich selbst niederschreiben, als ein „Memorial" zu eigenem Gebrauch. Es geschah ihm nämlich, daß seine Gesichte ihm zuweilen verschwanden, und er hinterher selbst nicht verstehen konnte, was er gedacht hatte. Hiergegen wollte er sich eine Stütze verschaffen, indem er sich ein Memorial anlegte; und er schrieb nun Morgens, ehe die Arbeit in der Werkstatt ihren Anfang nahm, und Abends, wenn er nicht länger auf seinen Leisten Acht zu geben hatte. Das Werk, welches auf diese Weise entstand, war seine berühmte „Morgenröthe im Aufgang", oder, wie ein Freund es bezeichnete, „Aurora, das ist die Wurzel oder die Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur." Er war während des Schreibens seiner selbst nicht mächtig; es war wie ein „Platzregen", der vorüberfährt; was er trifft, das trifft er. Erst in seinen späteren Jahren bekam er, wie er selbst sagte, eine größere Klarheit und einen besseren Styl.

Noch ehe dieses erste Werk vollendet war, sollte es ihm eine heftige Verfolgung zuziehen. Ein Adeliger, Carl von Endern, welcher sowohl religiösen als philosophischen Sinn hatte, bekam das Manuskript bei Böhme zu sehen, entlieh es auf wenige Tage, und nahm, von großer Begeisterung ergriffen, Abschriften, welche in Umlauf kamen. Eine Abschrift fiel auch in die Hände des Pastors, pastor primarius, Gregorius Richter zu Görlitz, eines Mannes voll hierarchischen Hochmuths, welcher die Dogmatik jener Tage sich nur ganz äußerlich angeeignet hatte und nicht im Stande war, die „Aurora" Böhme's zu verstehen. Dieser nun fühlte sich berufen, ihn anzugreifen. In einer Predigt „über die falschen Propheten" griff er ihn offen und namentlich an, verlangte das Einschreiten der Obrigkeit gegen ihn, da Gott der Herr sonst über die Stadt sein Strafgericht werde ergehen lassen. Böhme, welcher als regelmäßiger Kirchgänger selbst in der Kirche zugegen war, stellte sich nach dem Schluß des Gottesdienstes vor die Kirchenthür und fragte in aller Demuth den Geistlichen, worin er gefehlt habe, denn er werde Belehrung entgegennehmen. Aber der Primarius drohte, ihn arretiren zu lassen, wenn er sich nicht augenblicklich entferne. Tags darauf wurde Böhme vor die Obrigkeit gefordert, welche sich vom Oberpfarrer hatte imponiren lassen und ihm befahl, die Stadt zu verlassen, ja, ihm nicht einmal Zeit ließ, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Böhme, welcher die tiefste Ehrfurcht vor der Obrigkeit hegte, antwortete: „Ja, meine Herren, es geschehe, wenn's nicht anders sein kann; ich bin zufrieden." Als die Obrigkeit indessen zur Besinnung darüber gekommen war, daß sie zu weit gegangen sei, so rief sie ihn am nächsten Morgen zurück. Jedoch mußte er sein Manuscript zur „Morgenröthe" ausliefern, sowie ihm auch verboten wurde, in Zukunft Bücher zu schreiben, und bedeutet, daß er als Schuhmacher bei seinem Leisten zu bleiben habe.

Böhme war auf nichts weniger bedacht, als mit seiner Erkenntniß Ruhm bei den Menschen zu gewinnen, so hemmte er denn, da er um Gottes willen der Obrigkeit auch hier Gehorsam leisten zu müssen wähnte, fünf bis sieben Jahre lang den Strom seines gewaltigen Geistes. Als er aber befürchten mußte, daß ihm hierüber das innere Licht geradezu verloren gehen werde, zudem der Zweifel ihn quälte, ob nicht an seiner Fügsamkeit auch bloße Menschenfurcht ihren Antheil habe, und überdies gar manche edelgesinnte Männer ihn mahnten, daß er sein Licht doch nicht unter dem Scheffel stehen lassen dürfe; da griff er denn abermals zur Feder und verfaßte von nun an bis zum Ende seines Lebens noch eine Reihe von dreißig größeren und kleineren Schriften, in denen sich eine höhere Reife des Geistes, mehr Umsicht und Klarheit zu erkennen gibt, als ihm bei Abfassung der „Morgenröthe" eigen gewesen sein mochte. Er sagt selbst: „Ich hatte beschlossen, nichts mehr zu thun, sondern in Gehorsam stille zu sein vor Gott, und den Teufel mit seinem ganzen Schwarm über mich hinbrausen zu lassen.

Aber es ging mir, wie wenn ein Korn in die Erde gesäet ist. Es wächset im Sturm und Unwetter fort wider alle Vernunft. Denn im Winter ist Alles todt, und die Vernunft sagt: Es ist aus! Aber der edle Keim in mir sprießte und grünte, alle Stürme vergessend, und unter Schmach und Spott ist er aufgeblüht, wie eine Lilie."

Von 1614 bis zu seinem Tode 1624 hat er eine Reihe von Schriften abgefaßt, welche jedoch nicht von ihm selbst in Druck gegeben wurden. Aus der Zahl Derjenigen, die in spekulativer Hinsicht die merkwürdigsten sind, mögen folgende genannt werden: „Von den drei Principien," „Von dem dreifältigen Leben des Menschen," „Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen," „Von der Gnadenwahl," "Mysterium magnum," welches eine Auslegung des ersten Buches Mose enthält, „Von der Menschwerdung Christi" u. s. w. Andere seiner Schriften haben einen überwiegend praktischen und erbaulichen Charakter. Eines dieser Schriften, „Der Weg zu Christo", war durch Fürsorge seiner Freunde gedruckt worden, und der Beifall, den es in weitesten Kreisen fand, stachelte wiederum seinen unversöhnlichen Widersacher, Oberpfarrer Richter. Nicht allein von der Kanzel herab griff dieser ihn von Neuem an, sondern er gab auch eine Schmähschrift wider ihn heraus, welche von Scheltworten und Verfluchungen wimmelt. In dieser Schrift heißt es u. A.: „So viele Zeilen in den Büchern des Schusters sind, so viele Gotteslästerungen sind darin; sie riechen nach Schusterpech und der abscheulichen Schuhschwärze. Dieser unleidliche Gestank sei ferne von uns. Das Gift Arii ist nicht so verderblich gewesen, wie dieses Schustergift" u. s. w. Dieses Mal aber gab Böhme bei dem Magistrate eine schriftliche Vertheidigung wider die vorgebrachten Beschuldigungen; er widerlegte die Schmähschrift des Gregorius Richter Punkt für Punkt, und das mit einem Ernste, der einen heiligen Schrecken einflößt, und zugleich mit der innigsten Milde und Freundlichkeit, welche aus den Tiefen des Gemüths hervorquillt. Der Magistrat aber nahm die Vertheidigungsschrift Böhme's gar nicht an, sondern gab ihm zu erkennen, daß es das Gerathenste sein werde, wenn er freiwillig auswandere.

Böhme blieb noch einige Monate in Görlitz, worauf er nach Dresden reiste, zu dem kurfürstlichen Hofe, wohin er eine Einladung erhalten hatte. Hier kam es zu einem Colloquium zwischen Böhme und mehreren angesehenen Theologen, unter welchen sich

auch der große Dogmatiker aus Jena, Dr. Gerhard, befand. Er erregte die Bewunderung Aller. Dr. Gerhard sagte: „Ich würde nicht um die ganze Welt dazu helfen, diesen Mann zu verdammen.“ Auch der Kurfürst soll ihn zu sich beschieden und eine Unterredung mit ihm gehabt haben.

In seiner Erwartung, daß er, wenn auch nicht eine gute Unterkunft in Dresden, so doch wenigstens nun Ruhe vor seinen Feinden finden möchte, bitter getäuscht, kehrte Böhme gebeugten Herzens zu den Seinigen, die während dieser ganzen Zeit unaufhörlich Kränkungen von Seiten des Oberpfarrers ausgesetzt waren, nach Görlitz zurück. Bald darauf folgte er einer Einladung eines adeligen Freundes auf seine Güter nach Schlesien, wo er im Spätherbst 1624 von einer schweren Krankheit befallen wurde und bei der Ahnung, daß sein Ende nahe sei, darauf bestand, zu den Seinigen nach Görlitz geschafft zu werden. Nach vierzehntägiger Krankheit begehrte er das Sakrament, welches aber der neue Pastor, welcher in die Fußstapfen des verstorbenen Richters eintrat, nur unter der Bedingung ihm spenden wollte, daß Böhme zuvor das Lutherische Glaubensbekenntniß ablege. Diese völlig überflüssige Forderung konnte Böhme in aller Aufrichtigkeit erfüllen. Mit Ruhe sah er dem Tode entgegen. Am Sonntag, den 21. November, frühe, rief er seinen Sohn und fragte, ob er nicht die schöne Musik höre. Da dieser nichts hörte, bat er ihn, die Thüre zu öffnen, damit die Musik besser hineinklingen könne; er wollte alsdann wissen, was die Uhr sei, und da man sagte, es habe Zwei geschlagen, sagte er: „Das ist noch nicht meine Zeit. Nach drei Stunden ist es meine Zeit.“ Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, sprach er diese Worte: „O du starker Gott Zebaoth, erlöse mich nach deinem Willen!“ und bald darnach: „Du gekreuzigter Herr Jesu Christo, erbarme dich über mich und nimm mich in dein Reich!“ Um 6 Uhr Morgens nahm er plötzlich mit lächelnder Miene Abschied und sagte: „Nun fahre ich in's Paradies,“ worauf er seinen Geist aufgab. Frankenberg schreibt von ihm: „Seine leibliche Gestalt hatte nur ein geringes Aussehen. Er war klein von Wuchs, hatte eine niedrige Stirn, abee hoch hervortretende Schläfe, eine etwas krumme Nase, einen dünnen Bart, graue, in's himmelblaue spielende Augen, eine schwachtönende, aber liebliche Stimme. Er war in Geberden züchtig, in seiner Rede bescheiden, demüthig in seinem Wandel, geduldig in Leiden, von Herzen sanftmüthig.“ Seinen Freunden pflegte er in's Stammbuch zu schreiben:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.“

Die Geistlichkeit wollte ihm kein ehrlichs Begräbniß zukommen lassen; diesmal ließ sich indessen der Stadtrath nicht einschüchtern, und als der Oberpfarrer Krankheit vorschützte, so mußte doch einer der Diakone die Leichenrede halten, wobei sich indessen aber dieser die Genugthuung nicht versagen konnte, daß er seine Ansprache mit den Worten begann, er wolle lieber einem Andern zu Gefallen zwanzig Meilen zu Fuß gegangen sein, als hierin dem Willen eines ehrbaren Stadtrathes nachzukommen. Auf sein Grab setzten seine Freunde ein Kreuz mit bedeutungsvollen Symbolen: einem Lamme (veni), einem Adler (vidi) und einem Löwen (vici). Die Inschrift lautet: „Hier ruht Jakob Böhme, geboren aus Gott, gestorben in Christo, besiegelt mit dem heiligen Geiste,“ wozu die Worte hinzugefügt sind, mit denen er sein Leben schloß. Das Kreuz aber wurde bald vom Pöbel besudelt und vernichtet. Aber im Jahre 1875, bei seinem dreihundertjährigen Jubiläum, wurde ihm ein Denkmal errichtet und eine große Feier gehalten, bei welcher nicht allein Gelehrte, sondern auch Laien, unter Letzteren eine große Anzahl Schuhmacher, die das Gedächtniß ihres berühmten Zunftbruders ehren wollten. Hier hatte man Gelegenheit, zu beherzigen, daß Gott die Person nicht ansieht, daß er oft seine vorzüglichsten Werkzeuge sich aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft erwählt.

Das that ein braver Schweizer.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Sulzberger.

Es war bekanntlich im Jahre 1815, als der seines Thrones entsetzte Napoleon, dem die deutschen Sieger, nachdem er dem Throne entsagt, die Insel Elba als Wohnsitz angewiesen, plötzlich wieder an der französischen Küste landete, um sich wieder auf seinen alten Kaiserthron zu setzen.

Es war ihm in der Welt Vieles gelungen und wenig, wie der Schweizer sagt: „gege 's Köpfli gange“; daher er in seinem unbegrenzten Uebermuthe blind auf sein sogenanntes Glück vertraute, und so wenig an ein Mißlingen dachte, als an des Himmels Einfall.

Wie sich sein Anhang um ihn schaarte, wie ihm das Volk zulief, wie lawinenartig seine Armee wuchs, wie er endlich Paris erreichte, hundert Tage regierte, bei Waterloo besiegt und in St. Helena, der Felseninsel im Ocean, von den Engländern gefangen gehalten wurde, und auch dort sein Grab fand, das ist eine lehrreiche Geschichte, die wir Alle kennen.

In den Tagen, da er wieder zeitweilig in Paris Herrscher war, fiel diese folgende Geschichte vor: Ludwig der Achtzehnte, welcher von den alliirten Mächten wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt worden war, sah sich, als Napoleon mit wachsender Macht gegen Paris vordrang, von Denen verlassen, die ihm Schutz gewähren sollten. Der arme, alte, verlassene König floh nach Brüssel und mit ihm Alle, die ihm treu waren.

Nur die treuen Schweizer, welche mit ihrem braven Obristen von Affoy auf Befehl vom Könige warteten, und keine erhielten, blieben in ihrer Kaserne in Paris und erwarteten, unerschütterlich, ihrem Eide getreu, was die Zukunft bringen würde.

Es war am 21. März 1815, als ein Adjutant Napoleons bei dem Obristen von Affoy erschien, und ihm auf Befehl Napoleons ankündigte: Seine Majestät der Kaiser werde am andern Tage eine Musterung des Regiments abhalten, den Ort und die Zeit genau bestimmte und dem Obersten befahl, Alles anzuordnen, daß des Kaisers Wunsch und Befehl vollgültig vollzogen werde.

Oberst von Affoy hörte den Befehl mit eiserner

Ruhe an, und gab mit eben solcher Ruhe dem Adjutanten die Antwort: Er kenne seine Pflicht und werde sie treu erfüllen! — Der Adjutant meinte, das sei eben nichts Anderes, als ein fröhliches Eingehen auf des Kaisers Befehl, und ritt guten Muthes davon, dem Kaiser des Obristen Antwort meldend.

Wer den ehrenfesten, pflichttreuen Schweizer kannte, genauer, als blos vom Ansehen, der konnte es nicht begreifen, daß der sich auch dem wiedergekehrten Kaiser zuwenden sollte, wie so viele Tausend Andere, die ihrem entflohenen König gehuldigt und nun im Herumdrehen wieder dem neuen Kaiser. Wie es eben leider so der Welt Art und Weise ist.

Es war aber doch merkwürdig, daß der Obrist that, als ob kein Mensch an eine Regimentsmusterung denke; denn es regte sich in der Kaserne keine Hand zum Putzen, wie es doch bei einer Musterung vorzugehen pflegt. Da gibt's ja allemal für Offiziere und Soldaten viel zu thun. Napoleon erschien um die bestimmte Stunde auf dem Platz, wo die Musterung stattfinden sollte; ein höchst glänzender Kreis von Generälen umgab ihn, aber es waren keine Schweizer da, — und der Kaiser, wie man sagt, in den April geschickt.

Wüthend über den absichtlichen Ungehorsam und die auffällige Widersetzlichkeit und Auflehnung gegen ihn, jagte Napoleon einen Adjutanten zu dem Obristen, mit dem schärfsten Befehl augenblicklichen Gehorsams.

Der Adjutant flog mehr, als er ritt, erreichte in kürzester Frist die Schweizerkaserne und trat hastig vor den Obristen von Affoy, dem er des Kaisers Befehl eröffnete, hinter dem so Etwas heraussah, das im Weigerungsfalle Todtschießen hieß. Affoy hörte ihn ruhig an; dann, als der heftig keuchende Adjutant gemeldet, sprach er zu ihm:

„Sagen Sie Dem, der Sie gesandt hat, ich stünde in Eid und Pflicht und wäre ihr rechtlich nicht entbunden; darum könne ich keine Befehle annehmen, als die vom König Ludwig XVIII. und von den Cantonen meines Vaterlandes!

Mittlerweile waren andere Regimenter rasch beordert, vor Napoleon aufmarschirt, um nicht die Verweigerung des Gehorsams durch die Schweizer offenkundig werden zu lassen; denn das durfte schon des bösen Beispiels wegen nicht geschehen.

Der Adjutant kehrte zurück und richtete seine Botschaft aus; aber die Hochachtung, die er vor dem tüchtigen Manne gewonnen, veranlaßte ihn, sie nicht in der ganzen Härte wiederzugeben, wie sie Affoy ihm ertheilt.

Das war zu viel für einen Mann, der gewohnt war, daß Hunderttausende seinem Winke blind gehorchten. Sein Zorn war grenzenlos. Er erwog, welche Folgen dieser Ungehorsam im Heere und auch im Volke haben könne, und sein Herz pochte immer wilder; aber er bezwang sich und hielt die Musterung anscheinend ganz ruhig ab. Doch nur die Oberfläche war glatt und ruhig; im Innern aber tobte und kochte es leidenschaftlich.

Als die Parade vorüber war, überbrachte ein Adjutant Affoy den Befehl, augenblicklich in dem Schloß zu erscheinen.

Affoy begab sich dahin. Man wies ihn in den Marschallsaal, wo er den Kaiser finden würde. Als er in den Vorsaal trat, kamen zwei Adjutanten des Kaisers auf ihn zu und verlangten ihm seinen Degen ab, was so viel heißt, als er sei ihr Gefangener; der Oberst von Affoy trat einen Schritt zurück, zog seinen Degen und sprach mit der Festigkeit eines muthvollen Mannes: „Meine Herren, wer meinen Degen antasten will, den stoße ich augenblicklich nieder! Versuchen Sie es, wenn es Ihnen gefällig ist."

Betroffen und unschlüssig sahen die beiden Adjutanten einander an. Durften sie einen blutigen Kampf im Vorzimmer des Kaisers wagen? Wenn es ein Gefecht zwischen ihnen und Affoy gab, wie es voraus zu sehen war, so wurde augenblicklich ganz Paris davon alarmirt — durften sie ein solches Aufsehen erregen? Die Vernunft sagte: „Nein"; deswegen ließen sie Affoy mit seinem Degen in den Saal eintreten, und dachten: Der da drinnen wird schon mit dem Trotzkopf fertig werden, es ist nicht der Erste, den er gebrochen hat! Affoy, als er sah, daß die beiden Offiziere keine Gewalt anzuwenden wagten, stieß seinen Degen in die Scheide, daß es klirrte, und schritt stolz zur Thüre. die sich vor ihm aufthat.

Als Affoy eintrat, erblickte er den Kaiser umgeben von dem glänzenden Kreise seiner Marschälle und Generäle. Ein stechender Zornblick traf ihn. Wuth sprach aus jedem Zuge des Gesichtes. Wahrscheinlich war dieser Zorn noch gesteigert worden dadurch, daß Affoy nicht als Gefangener, sondern als freier, bewaffneter Offizier eintrat.

Affoy verbeugte sich würdevoll und stand dann ruhig, ernst, würdig da, hoch aufgerichtet, und erwartete nun des Kaisers Anrede. Die vernichtenden Zornblicke, welche den Obristen trafen, schienen darauf berechnet, seinen Mannesmuth brechen zu sollen. Fest und ruhig aber, wie die Alpen seiner schönen Heimath, stand unser braver Schweizer da und blickte in das zornflammende Antlitz des Mannes, dessen Wink ihm den Tod bringen konnte.

Endlich brach Napoleon das Schweigen, das für die zahlreichen Anwesenden mit jedem Athemzuge peinlicher wurde, während in jeder Brust sich die Theilnahme für den Ehrenmann steigerte, der unerschüttert dem Gewaltigen gegenüber stand, vor dem sich ganz Frankreich beugte.

„Warum haben Sie sich meinen Befehlen widersetzt?" herrichte ihm Napoleon zu, und aus Ton und Wort ersah man die gewaltige Erregung des Mannes, der befehlen konnte und blinden Gehorsam verlangte.

Ruhig und würdevoll erwiderte Affoy: „Ich habe Se. Majestät, Ludwig dem Achzehnten, König von Frankreich, den Eid der Treue geschworen und er hat mich von demselben nicht entbunden. Wäre dies geschehen, so würde ich nur Befehle von den Cantonen der Schweiz annehmen können; denn ihnen gehöre ich in diesem Falle an.

Napoleon trat einen Schritt vor und rief wüthend aus: „Wissen Sie, mit wem Sie reden?"

„Ich habe die Ehre, mit dem General Bonaparte zu reden," entgegnete ehrerbietig, aber fest der Obrist.

„Sie sprechen mit dem Kaiser der Franzosen," rief in höchstem Zorne Napoleon, „und als solcher befehle ich Ihnen, sofort sich mit Ihrem Regimente auf den Carusselplatz zu begeben!" „Herr General," erwiederte mit eiserner Ruhe und Kälte der Obrist, „ich erlaube mir zu wiederholen, daß ich zunächst nur Befehle von dem König annehmen kann, dem ich Treue geschworen habe!"

„Wie?" rief ganz außer sich Napoleon, „haben Sie nicht vor fünf Jahren auch mir den Eid der Treue geschworen?"

„Und habe ihn treu gehalten, bis Sie mich bei Ihrer Abdankung feierlich dieses Eides entbanden. Ich würde, wäre das nicht geschehen, damals gehandelt haben, wie ich in diesem Augenblicke handle!" So sprach der Obrist und stand, wie eine Säule, ungebeugt da.

Die Augen der zahlreichen Umgebung ruhten mit





dem Ausdruck der höchsten Achtung auf dem freimüthigen Ehrenmanne. Viele zitterten für sein Leben. Napoleon biß sich in die Lippen. Was konnte er machen? War das nicht die seltene Sprache einer Pflichttreue und Redlichkeit, die er hochachten mußte, so unangenehm sie ihm auch eben jetzt sein mochte.

„Ich werde Sie daran schon noch zu erinnern wissen!“ stieß Napoleon zornglühend heraus.

„Sie werden aber dabei wohl die Güte haben, Sich zu erinnern, daß ich ein freier Bürger der Schweiz bin, und den Cantonen angehöre,“ sprach ebenso ruhig, ebenso fest der edle Schweizer.

„Ich werde sie auflösen, diese Cantone!“ schrie mit wachsendem Zorne Napoleon.

Jetzt erwachte in der Brust des Schweizers der ganze Mannesstolz. Etwas erregter, als bisher, sagte er, ohne jedoch eine Miene zu verändern: „Man löst nicht so leicht die Cantone auf, in denen dreimalhunderttausend Männer bereit sind, für ihr theures Vaterland und ihre Freiheit zu sterben.“

Napoleon hatte sich ganz in seinem Zorne vergessen. Er schrie dem Obristen zu: „Und doch haben Euch die Oestreicher unterjocht!“

„Und unsere Felsblöcke haben sie zerschmettert und unsere Morgensterne zermalmt und die Heldennamen Tell und Winkelried sind wahrlich nicht vergessen in meinem Vaterland!“ sagte wärmer der Obrist.

Napoleon mochte sich erinnern, daß eines theils die Wendung, welche diese Unterredung genommen, seinem Ansehen vor dem Kreise seiner Zuhörer nicht förderlich sein könne, anderntheils mochte er sich erinnern, daß er unerwartet in ein Gebiet gerathen war, auf dem dem Obristen ein reicheres Material zur Vertheidigung, als ihm zum Angriffe zu Gebote stand; endlich mochte ein Streifblick auf seine Umgebung ihm sagen, daß in den Blicken schier aller Anwesenden sich Achtung, Wohlwollen und Theilnahme für den furchtlosen, freien Schweizer aussprach — kurz — er wandte mit den Worten: „Es ist genug!“ dem Obristen den Rücken und machte mit einer verächtlich sein sollenden Handbewegung das Zeichen der Entlassung.

Der Obrist verbeugte sich und verließ, hoch aufgerichtet, wie er eingetreten war, den Saal; aber er schritt auch unangefochten in den Vorsaal, und die beiden Offiziere, welchen ohne Zweifel kein Wort von der sehr laut gesprochenen Unterhaltung entgangen war, traten, sich beugend vor dem Muthe des freien, rechtschaffenen Mannes, zur Seite, u. ließen ihn gehen.

Alle, welche Zeugen dieser unangenehmen Auftritte gewesen waren, befanden sich in einer peinlichen Stimmung. Sie zitterten für das Leben des Mannes, der so kühn und frei dem Gewaltigen gegenüber gestanden in Wort und That; sie erwarteten nichts Anderes, als daß Affoy verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden würde.

Nichts von dem, was sie befürchtet, traf ein. Affoy wurde, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt: kein Haar gekrümmt. Es scheint, daß der Muth und die Pflichttreue des Ehrenmannes einen tiefen Eindruck auf Napoleon gemacht und er, seinen bessern Gefühlen folgend, welche ihn zur anerkennenden Achtung hinführten, ihn unangetastet ließ.

In Paris, wo das bedeutsame Ereigniß nicht unbekannt bleiben konnte, machte diese Wendung ein großes Aufsehen, aber es nutzte Napoleon mehr, als wenn er hätte den Weg der ungerechten Bestrafung betreten wollen. In der Achtung Aller stieg der tapfere Affoy sehr hoch, der den Muth gehabt, in einem so wichtigen Augenblicke dem Rechte und der Pflicht nicht nur das Wort zu reden, sondern demgemäß zu handeln.

Eine gar nicht anders zu erwartende Folge war die, daß das treue Schweizerregiment aufgelöst und in seine heimischen Berge entlassen wurde, ohne daß nunmehr ein weiterer Versuch gemacht worden wäre, sie zu bewegen, dem neuen Herrscher Frankreichs sich zuzuwenden.

Affoy schied von Frankreich mit einem reichen Lohne im eigenen Herzen. Ob ihm von Seiten Ludwigs des Achtzehnten, als er wieder auf seinen Thron gesetzt wurde, eine verdiente Anerkennung geworden ist, weiß man nicht.

Anders war es in der Schweiz. Affoy's Benehmen fand dort von allen Seiten die vollkommenste und wohlverdienteste Anerkennung. Die Cantone ließen eine Verdienstdenkmünze prägen, die auf der Vorderseite einen Lorbeerkranz mit zweiundzwanzig Blättern, die Zahl der Cantone der Schweiz andeutend, zeigt, und in dem Kranz die Worte: Treue und Ehre. Die Rückseite trug das Schweizerische Wappenschild auf dem Kreuze und die Unterschrift: Schweizerische Eidgenossenschaft. Diese wurde an die Offiziere und Soldaten vertheilt.

Affoy hätte sie aus Gold erhalten müssen. Ob das geschehen, ist nicht bekannt geworden. Das aber steht fest, daß es eine heilige Freude ist, den Blick auf diesem Manne weilen zu lassen, der lieber das Leben in Frage stellte, als der Wahrheit, der Pflicht und dem Rechte, besonders aber unverbrüchlicher Treue auch nur das Geringste zu vergeben.

Die Heldengestalt dieses edeln Schweizers soll Allen zurufen: „Gehe hin und thue desgleichen,“ in allen Verhältnissen des Lebens.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Von X. für Haus und Herd. Zum Bild.

O wecke, Herr, erwärme und erhelle
Der Menschen Herzen, mach' sie thatbereit,
Daß Dir ein Volk auf Erden sich geselle,
Ein Wunder himmlischer Barmherzigkeit!

Laß fühlen uns, wie Du das Herz verwandelt
Wie sie uns unbekannte Schätze giebt;
Laß zeigen uns, wie sie an Menschen handelt,
Drum Dein, ob auch entstelltes Bild sie liebt.

Laß inne werden unsre bange Seele,
Wie sie die frohe Zuversicht ihr leiht,
Daß auch für unsre Schuld und unsre Fehler,
Wir finden einst bei Dir — Barmherzigkeit!

Stadt-Missionen.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Das große Gebot unseres Meisters an seine Kirche lautet: „Gehet hin, in alle Welt, und lehret alle Völker.“ Dies Gebot muß die christliche Kirche ausführen, wenn sie sich nicht einer Pflichtversäumniß und Versündigung gegen Gott und die Heidenwelt zu Schulden kommen lassen will. Die Grenzen unserer Wohlthätigkeit dürfen nicht mit dem engen Kreise unserer Gemeinde, oder unseres Landes abschließen, sie sollten vielmehr die ganze Menschheit umfassen.

Auf der andern Seite dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß Gott einer jeden christlichen Gemeinschaft, Gemeinde und Person, einen besonderen Wirkungskreis angewiesen hat, welchem sie hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit schenken, und ihre Kräfte zum Wohl ihrer Mitmenschen und zur Ausbreitung des Reiches Gottes verwenden sollen.

Das Arbeitsfeld, welches Gott den deutsch-amerikanischen Christen vor allen anderen angewiesen hat, ist nicht in einem fremden Welttheile, sondern hier, in diesem ausgedehnten, reichen Lande, das von Gott zur Lösung eines großen Problems in der Weltgeschichte berufen ist.

Unsere geographische Lage, natürlichen Hülfsquellen, die verlockenden Gelegenheiten, schnell Reichthümer zu erwerben, unsere freien Institutionen und Einrichtungen, werden große Schaaren von Einwanderern anziehen, und eine riesenhafte Entwicklung des großartigsten Gemeinwesens zur Folge haben, mit einer einzig gearteten Civilisation. Wenn die Zunahme der Bevölkerung in der Zukunft gleichen Schritt hält, so werden die Vereinigten Staaten am Schlusse dieses Jahrhunderts eine Bevölkerung von 100 Millionen Seelen haben. Das Land kann ganz leicht eine fünf Mal so große Zahl ernähren.

Welcher Art wird dann die Civilisation, die staatliche und soziale Ordnung sein? Wird sie vom Geiste des Christenthums durchdrungen und geleitet werden, oder wird die materialistische Weltanschauung, der Geist des verfeinerten Heidenthums, sie beherrschen?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir uns in den großen Städten umsehen, welche die Hauptfaktoren in der materiellen und tonangebenden Mächte in der sittlichen Entwicklung dieses Landes sind. Sie sind die Centralpunkte der Kultur, der Wissenschaft, des Handels, des Geldes und des mächtigen, weitgreifenden Einflusses der Presse.

Sie stehen in beständigem und engem Verkehr mit den Bewohnern der Ackerbau treibenden Distrikte, von denen sie die Lebensmittel beziehen, und ihnen dafür die Erzeugnisse der Künste und Industrie senden, und mit denselben die Sitten, Moden und den Luxus des Stadtlebens.

Die religiösen, gesellschaftlichen, sozialen und politischen Anschauungen einer Großstadt üben in einem Umkreis von hunderten von Meilen einen segensbringenden oder verderblichen Einfluß aus. Die schwachbevölkerten Städte suchen im Kleinen nachzumachen, was in den bevölkerten in großem Maßstabe getrieben wird. Selbst unter der Landbevölkerung herrscht die Sucht nach Großstädtischem, so daß das frühere beschauliche, idyllische Leben mit seinen kräftigen Bauerngestalten, bald zu den gewesenen Dingen gehört.

Die Großstädte nehmen rascher an Einwohner zu, als die Land-Distrikte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnten nur vier Prozent der Bevölkerung in Städten, die über 8000 Einwohner zählten, während 25 Prozent im Jahre 1880 in denselben wohnten. Die jugendliche, unternehmende Land-Bevölkerung drängt sich in die Städte, weil hier mehr Gelegenheit geboten wird, empor zu kommen, als in den kleinen Städten, oder auf dem Gute des Vaters, wo seit zwanzig Jahren Alles im alten Geleise geblieben ist.

Die Handwerker sind durch die vielen Maschinen auf dem Lande beinahe überflüssig geworden, und sehen sich genöthigt, in die großen Städte zu ziehen, um in den mächtigen Etablissements Beschäftigung zu suchen.

Auch die Einwanderer lassen sich gerne dort nieder, weil sie hoffen, hier am schnellsten ihr Glück zu machen, und für ihre mitgebrachten Anschauungen und Gewohnheiten einen Kreis Gleichgesinnter vorzufinden.

Auch die Verführer der Jugend, die Umstürzler der bestehenden Ordnung, Diebe, Betrüger, Räuber, Meuchelmörder, wählen die großen Städte zum Schauplatz ihrer Thätigkeit, während die Saloons und Theater, die Spiel- und Lasterhöhlen, ihr verderblich Handwerk unter allen erdenklichen Namen und Schattirungen, treiben. Nirgends erreicht die Gottlosigkeit solchen Höhepunkt, und tritt so frech und raffi-

nirt auf, als in großen Städten, und von da verbreitet sie sich auf die Land-Bezirke.

Schauen wir uns um, welche Vorkehrungen getroffen sind, diese tonangebenden Mittelpunkte zu evangelisiren, und die daselbst entwickelnde Civilisation mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen, so erblicken wir viele Kirchen, von der imposanten, mit Luxus ausstaffirten Kathedrale, bis zur einfachen Holzkirche, Jünglings- und Bildungs-Vereine, Sonntagschulen und Gospelmeetings u. dergl. m., aber die Massen gehen allsonntäglich daran vorbei und strömen nach den Parks und anderen Vergnügungsplätzen. Und unter diesen sind besonders die eingewanderten Deutschen stark vertreten.

In New York sind 200,000 eingewanderte Deutsche (ihre Kinder nicht gezählt), in Chicago 90,000, in Philadelphia 60,000, in Brooklyn 58,000, in St. Louis 57,000, in Cincinnati 50,000, in Milwaukee 33,000, und von diesen Tausenden sind die Meisten indifferent, oder feindselig gegen die Religion.

Diesen Städten wird die Einwanderung noch lange zuströmen, und daselbst wird das Deutschthum noch blühen, wenn es in den Land-Distrikten vom Amerikanerthum verschlungen ist. Da wohnen oft mehr deutsche Familien in einem Geviert, als in einem Umkreis von 10—40 Meilen auf dem Lande. Deßhalb wird diejenige deutsche Kirchengemeinschaft, welche in den großen Städten die meiste Macht erlangt, auf die künftige Entwicklung des Deutschthums den größten Einfluß ausüben, und ihr deutsches Gepräge und Wesen am längsten bewahren.

Meine Beobachtungen in den großen Städten des Ostens, Westens und Nordwestens haben mich überzeugt, daß die protestantischen Kirchen nicht den Einfluß auf die eingewanderten Deutschen ausüben, um mit den bestehenden Einrichtungen eine durchgreifende reformatorische Bewegung unter ihnen hervorzubringen.

Es müssen weitgreifendere, systematischere Maßregeln ergriffen und durchgeführt werden, um Erfolg zu erzielen.

Sehen wir von den übrigen christlichen Denominationen ab, und fragen: „Was haben wir deutsch-amerikanische Methodisten in der Vergangenheit gethan, und was thun wir in der Gegenwart, diese eingewanderten Massen mit dem Evangelio zu erreichen, und in diesen Mittelpunkten unseren Einfluß fühlbar zu machen?" so müssen wir leider gestehen, daß wir nicht mit der nöthigen Voraussicht, Klugheit und Ausdauer zu Werke gingen, und deßhalb auch nicht den erwünschten Erfolg, noch Einfluß besitzen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Prediger- und Laienbrüder in Chicago, die so von der Nothwendigkeit neuer Missionen durchdrungen sind, daß man sie, wenn von kirchlichen Angelegenheiten die Rede ist, fast von nichts Anderem sprechen hört. Schon oft habe ich diese Thatsache erwähnt, und da haben Manche die Achseln gezuckt, und die Bemerkung dazu gemacht: „Das ist eben ihr Steckenpferd, das sie reiten!"

Allerdings, aber sie reiten es so lange, bis sie auf einem wirklichen stattlichen Gaul sitzen. Wer es nicht glauben will, sehe die prächtigen Kirchen an, die aus diesem Missionssteckenpferd entstanden sind. In etlichen Jahren hat Chicago Gemeinden genug, einen deutschen Distrikt zu bilden.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß unsere Brüder im Nordwesten und Westen, anfangen, in den Vorstädten Grundeigenthum anzukaufen, um Kapellen für Sonntagschulen darauf zu bauen, mit der Absicht, später Gemeinden zu gründen, was bei der raschen Zunahme der Bevölkerung ja nur eine Frage der Zeit ist.

In den großen Städten müssen wir Missionen anlegen, Kapellen errichten, Sonntagschulen und Gemeinden zu organisiren suchen, und mit Muth und Ausdauer fortwirken, wenn auch die ersten Jahre der Erfolg gering zu sein scheint, sonst versäumen wir die wichtigste und ergiebigste Arbeit für die Zukunft.

Dieses Werk kann nur von Männern gethan werden, welche mit Liebe zu dem deutschen Volke erfüllt sind, in Fühlung mit seinem Charakter und seinen Sitten stehen, und die sich bemühen, die Alten in den Gottesdienst und die Jugend in die Sonntagschule zu führen.

Ein in der Sonntagschule aufgewachsener Knabe wird selten ein Sozialist oder gar ein Anarchist.

Unsere begüterten Stadtglieder müssen hauptsächlich die Mittel zur Betreibung dieses Werkes hergeben, und unsere Hochschulen die Männer dafür erziehen.



Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

V.

„Der Krieg, der Krieg! Was die Natur
Mit stillem Fleiß in langen Jahren schafft,
Zerstört ein Augenblick des blut'gen Wahnsinns!
Es muß der blinden Habgier Alles weichen;
Zu jedem Greuel sinkt sie tief hinab,
Es häuft der Mensch auf Leichen frische Leichen
Und düngt mit Blut doch nur sein eigen Grab."

Vierzig Meilen nordwestlich von Baltimore, in Adams County, Pennsylvanien, liegt das kleine, etwa 3000 Einwohner zählende Städtchen Gettysburg. Früher hörte man von demselben nur in Verbindung mit dem dortigen lutherischen Seminar. Seit dem Juli 1863 aber ist es weltberühmt geworden, denn in jener Gegend wurde damals die eigentliche Entscheidungsschlacht im blutigen amerikanischen Bürgerkrieg geschlagen.

Das Städtchen liegt zwischen zwei Hügelreihen oder eigentlich am nördlichen Ende derselben. Im Westen zieht sich von Nord nach Süd die sogenannte Seminary Ridge, im Osten die Cemetery Ridge hin, auf welch' letzterem Bergrücken der Gettysburger Kirchhof und der jetzige National-Gottesacker liegt. Im Süden schließt sich diese westliche Hügelkette in zwei bedeutenderen Erhöhungen — dem kleinen und großen Round Top ab. Zwischen dem Fuß dieser beiden Hügelketten dehnt sich ein etwa 1400 Yard breites Thal aus. Die Entfernung zwischen den Kanten dieser zwei Hügelreihen beträgt etwa eine Meile.

Dies ist das berühmte Schlachtfeld von Gettysburg, wo die Heere des Nordens und Südens am 1., 2. und 3. Juli 1863 in blutigen Schlachten mit einander rangen.

Die Süd-Armee war unter General Lee von Westen herangerückt, die des Nordens kam von Südost unter General Meade, welcher nach Hooker das Obercommando übernommen hatte.

Der erste Schlachttag war für die Unions-Truppen ungünstig ausgefallen. Sie waren aus Gettysburg vertrieben worden und sammelten sich im Thal, am Fuß der Cemetery Ridge.

Am Morgen des zweiten Schlachttags finden wir das Regiment, bei welchem Christian Heß diente, mit andern vor dem südlichen Hügel postirt, der unter dem Namen „Little Round Top" bekannt ist.

Noch ist es Nacht und die Sterne schauen friedlich herab auf das Feld, wo die Menschen sich gemordet haben und Vorbereitungen treffen, einander aufzureiben.

Die Soldaten der Unions-Armee sind meistens schon wach und theils um ihr Frühstück beschäftigt, theils bringen sie ihre Waffen in Ordnung, oder führen Befehle ihrer Offiziere aus. Da und dort sitzt eine Gruppe am Boden und unterhält sich im Flüsterton. Ernste, fromme Soldaten suchen, wenn es der Dienst gerade zuläßt, ein verborgenes Plätzchen auf, um Gott ihre Seele und die lieben Angehörigen anzubefehlen, ehe der Tod die blutige Erndte auf dem Schlachtfelde einheimst. Andere wurden auch Angesicht des Todes nicht ernst gestimmt und rissen Zoten und tranken Branntwein, bis sie der Befehl in's Kampfgewühl führte.

Die Sänger der Regimenter schwiegen auch jetzt nicht — beim Morgengrauen eines andern Schlachttags. Viel Lärm darf zwar nicht gemacht werden, das hat der Commandirende verboten, aber Gesang stärkt den Muth, und deßhalb lassen es die Offiziere zu.

Am Fuße des „Little Round Top," in der waldig-felsigen Gegend des Schlachtfeldes, die um der schrecklichen Kämpfe willen, die daselbst an diesem Tage stattfanden, von den Soldaten "Devil's Den" — Teufelshöhle genannt wurde, saßen am Morgen des 2. Juli 1863 eine Gruppe deutschredender Unions-Soldaten und sangen im Andenken an gefallene Kameraden mit viel Gefühl ein populäres Lied, das sie sich aus dem Englischen übersetzt hatten:

Jemandens Liebling.

Unter das Dach, wo die Sterbenden lagen
Dort von dem grausen Getümmel der Schlacht
Blutig, zerschossen, zertreten, zerschlagen
Ward Jemands Liebling herein gebracht; —
Jemands Liebling! so jung, so brav!
Sieh auf dem bleichen, schönen Gesicht,
Das nun erstarrt ist im letzten Schlaf,
Den Schimmer noch von der Jugend Licht!

Feucht ist und blutig das blonde Haar,
Bleich die Lippe, einst frisch und roth,
Kalt und eisig die Stirne klar:
Jemands Liebling ist wund zum Tod.
Streiche ihm leise die Locken zurück,
Falt' ihm die Hände zum letzten Gebet!
Wohin schaut noch sein brechender Blick?
Jemands Liebling zum Sterben geht.

Küß' Jemand zu lieb noch die kalte Hülle,
Sprich ein Gebet noch aus tiefster Brust,
Eine noch nimm aus der Locken Fülle.
Wisse, sie waren einst Jemands Lust!
War's einer Schwester weiche Hand,
Die einst mit diesen Locken gespielt?
Hat eine Mutter mit leisem Kuß,
Mit sanftem Hauch diese Stirne gekühlt?

Gott weiß es, Jemand hat ihn gekannt,
Jemand hat innig seiner gedacht,
Jemand hat seinen Namen genannt
In heißem Gebet bei Tag und Nacht.
Jemand weinte, als er gegangen
So frisch, so blühend, so morgenschön,
Jemand küßte noch seine Wangen
Und hat mit Thränen ihm nachgeseh'n.

Jemand lauschet, und harret sein
Liebend und hoffend zu jeglicher Stund;
Sieh, und da liegt er in blutigen Reih'n,
Ein Lächeln noch auf dem bleichen Mund.
O, senkt ihn mit stillem Gebet hinab,
Der so aus der Fülle des Lebens geschieden,
Und schreibt auf das hölzerne Kreuz auf dem Grab:
„Jemands Liebling schläft hier im Frieden."

Der Gesang war verstummt und die Sänger saßen in Gedanken und blickten dem kommenden Tag entgegen. Gar manchem tapferen Soldaten rollten im Andenken an gefallene Kameraden und die Lieben daheim, die heißen Thränen über die Wangen, deren sich diese Krieger nicht schämten.

Unseren Christian Heß hatte das Lied tief ergriffen. Er hielt es nicht bei der Sängergruppe aus, sondern erhob sich, schlich um den Felsen herum und überließ sich seinen Gefühlen.

„Weit draußen im Rheinthal beten und harren sie auch," sagte er zu sich — „die Mutter, die Schwester und der Vater. Wie wird es enden? In Blut und Tod und Graus? Ist das die Versiegelung des Glücks? Ein Feigling will ich nicht sein; aber — Gott, mein Herr, erspare der Mutter den ungeheuren Schmerz."

Es wurd ihm zu eng, da unten am Fuß des Bergrückens und er kletterte ein wenig weiter hinauf, auf einen Felsen, um Aussicht zu gewinnen. Und da saß er und schaute hinüber zu der Vorpostenkette der Consöderirten, zu ihren Batterien, und nach rechts auf die langen Reihen der Unions-Truppen.

Doch nicht lange ward ihm die Muße gegönnt. Das Signal rief die Compagnie auf den Posten und er ging festen Schritts zu seinen Waffengenossen, indem er leise sang:

„Gott weiß es, Jemand hat ihn gekannt,
Jemand hat innig seiner gedacht,
Jemand hat seinen Namen genannt,
In heißem Gebet bei Tag und Nacht."

Es war ein mörderischer Tag, der 2. Juli 1863. Meade hatte rings um die Cemetery Ridge eine starke Position eingenommen. Dem Consöderirten General Lee mußte es darum zu thun sein, die Unions-Truppen aus dieser Stellung zu werfen, und er war entschlossen, das Aeußerste zur Erreichung dieses Zweckes aufzubieten.

Wie zwei Riesenschlangen bereiteten sich die beiden Armeen während des Vormittags durch Artillerie-Kämpfe und Vorposten-Gefechte zum entscheidenden Ringen vor. Und als der geeignete Zeitpunkt gekommen schien, befahl der Rebellen-Führer des Nachmittags den Sturm auf die ganze Unions-Linie, der nicht bloß todesmuthig, sondern mit wahrhaftiger Wuth ausgeführt wurde, und auch in so weit erfolgreich war, daß der rechte und linke Flügel der Unions-Armee etwas zurück gedrängt wurden. Das Centrum auf dem Kirchhof blieb dagegen unerschüttert, und Meade behauptete sich auch auf Round Top, dem Schlüssel zur ganzen Stellung.

Entschieden wurde die Schlacht am 2. Juli nicht. Die Entscheidung sollte am 3. kommen. Aber tausend und abertausend blutende Opfer wälzten sich auf dem etwa fünf Meilen langen Schlachtfelde.

Am mörderischsten war es am Fuße des Little Round Tops zugegangen, in der felsigen Waldgegend, die den Namen "Devil's Den" erhielt.

Hier stand auch das Regiment, bei dem Christian Heß diente. General Longstreet, der hier auf feindlicher Seite befehligte, erkannte die Wichtigkeit dieses Bergkegels, und wälzte die Reihen seiner todesverachtenden Südlinger wieder und wieder gegen die Stellung der tapferen Unions-Truppen, bis diese gegen Abend in das Wald- und Felsgewirre der „Teufelshöhle" gedrängt wurden. Hier entspann sich bis zu später Abendstunde ein Kampf, auf den sich das Wort anwenden läßt — „Kein Schlagen war's — ein Schlachten." Bestien gleich stürzte sich hier Mann auf Mann, bis die Nacht dem Schrecken ein Ende machte und anstatt des Kampfgeschrei's nur noch das Gestöhn der nach Tausenden zählenden Verwundeten gehört wurde.

Christian war mit der zweiten Linie in's Feuer gekommen und kämpfte am Eingang des Waldes, als er plötzlich einen stechenden Schmerz im linken Fuß verspürte, dem er jedoch in der Hitze des Kampfes anfänglich keine Beachtung schenkte. Bald aber fühlte er, wie das warme Blut am Fuß hinabrieselte, er wußte, daß er verwundet war, wurde mit jedem Augenblick schwächer und mußte hinter der Linie zurückbleiben. Weit kam er in seinem Rückzug nicht, sondern sank, erschöpft von Anstrengung, Hitze und Blutverlust unter einem schattigen Baume

nieder, und behielt hier das Bewußtsein gerade lange genug, um zu erkennen, daß er mit einer bedeutenden Fleischwunde davon gekommen sei, und um dem Blutverlust durch einen Nothverband Einhalt zu thun. Dann wurde es Nacht in seinen Augen. Verworrene Bilder von der Heimath, vom gesuchten Glück und vom Schlachtgetümmel stiegen in seiner Seele auf, und dann lag er bewußtlos und still da, wie so viel Tausend um ihn her.

Die Kämpfer ruhten auf den Waffen, die Todten schliefen den langen Schlaf und die Verwundeten, die noch bei Bewußtsein waren, schrieen nach Hülfe. Solches ist in Wirklichkeit die Herrlichkeit und Glorie eines Schlachtfeldes, das so oft schon mit glühenden Farben gemalt und mit begeisterten Liedern besungen wurde. Der Tag war ein ungewöhnlich heißer gewesen. Auf denselben folgte gegen Mitternacht verhältnißmäßige kühle Luftströmung, die manchen der Ohnmächtigen wieder weckte.

Auch Christian öffnete die Augen und schaute durch das Laubdach zum hellen Sternenhimmel. Er mußte sich etwas besinnen, um die Ereignisse des letzten Tages in's Gedächtniß zurückzurufen, und fand, bei einem Versuch, daß er wohl kriechen, sich aber nicht erheben konnte. Ob er innerhalb der feindlichen Linien lag, wußte er nicht und mußte sich in sein Schicksal ergeben.

Er that es, indem er aus dem alten, auf der Mutter Schooße gelerntem Liede betete:

„Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott führt dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt;
Er wird dir Hülfe schicken;
Erwarte nur die Zeit!
Du wirst die Sonn' erblicken
In schönster Herrlichkeit."

Das aus diesem Liede quillende Gottvertrauen stärkte ihn wunderbar. Er konnte ruhig an die Lieben, an die Zukunft und selbst an seine mögliche Gefangennahme denken.

Da — war das nicht das Stöhnen eines Menschen? Er horchte schärfer und vernahm deutlich menschliche Laute.

Denselben folgend, indem er vorsichtig auf Händen und Füßen kroch, fand er sich bald vor dem langaus gestreckten, mit Blut überströmten Verwundeten.

Genauere Prüfung ergab, daß es ein Rebellen-Offizier war, der die letzten Kräfte aufgeboten hatte, nach Hülfe zu rufen und nun ohnmächtig dalag und wohl dem Tode schnell entgegen ging.

„Ein Rebelle", sagte Christian im ersten Augenblick zu sich, „dem brauchst du kein Mitleid zu schenken. Helfen kannst ihm doch nicht in deinem Zustand."

„Und — doch ein Menschenkind", antwortete sein besseres Ich, „das noch viel unglücklicher ist, als du selbst — Jemandens Liebling."

„Jemand lauschet und harret sein
Liebend und hoffend zu jeglicher Stund';
Sieh und da liegt er in blutigen Reih'n.
Ein Lächeln noch auf dem bleichen Munde."

Und wirklich — Christian glaubte trotz der furchtbaren Wunde an der Schulter ein freundliches Lächeln um den Mund des Schwerverwundeten spielen zu sehen.

Er rutschte noch näher und betrachtete im Glanz der Sternenlichter das Angesicht des gefallenen Feindes genauer.

Nein — dies konnte kein schlechter Mensch sein, der mit solch' ruhigem Frieden im Antlitz dalag; wohl vielleicht ein heißblütiger Rebell, aber im Grunde kein böser Mann.

Wenn er nur helfen könnte, der Christian! Das Herz des beinahe zum Tode Getroffenen schlägt noch, das hat der deutsche Junge soeben entdeckt. Das Blut quillt auch nicht mehr stark aus der Wunde, es hat sich, wie man sagt, selbst gestillt, und die Kleider kleben um die Wunde herum fest am Körper. Aber jeder Tropfen des edlen Lebenssaftes muß erhalten werden, soll die Rettung stattfinden.

Christian besinnt sich nicht mehr. Er reißt den Rockschoß von der Kleidung des Offiziers und verstopft und verbindet die Wunde desselben so lange und mit solchem Geschick, daß das Blut aufhört, herabzuträufeln.

Jetzt soll er noch in bessere Lage gebracht werden. Mit Aufbietung aller gebliebenen Kräfte hebt der deutsche Junge das Haupt des Rebellen und bettet es an seine Brust. So lagen die beiden Kämpfer todtmüde, friedlich beieinander. Der Bewußte fächelt dem Ohnmächtigen mit dem Laubzweig Kühlung zu.

Doch — wenn nicht bald Hülfe kommt, so ist das Leben des Offiziers doch dahin. Schwächer und matter schlägt sein Herz, bleicher wird sein Antlitz und steifer werden seine Glieder.

Wenn die Hyänen des Schlachtfeldes, jene grausigen Menschen, welche überall wo im Kampfe der Völker gewürgt wird, ihr Wesen treiben und die Verwundeten und Todten berauben, diese Beiden auffinden, so sind sie verloren, denn an der Weste des Südländers blinkt seine schwere goldene Kette, an der eine werthvolle goldene Uhr befestigt ist.

„O, daß doch Jemand vom Ambulanzdienst — sei es Blaujacke oder Graujacke — käme", seufzt Christian, „und sich des Armen annehme."

Aber es kommt lange, lange Niemand. In jener fürchterlichen Nacht mußten eben so viele vergebens harren.

Fieberfrost durchschauert den deutschen Jungen. Er wird wieder schwach und glaubt schon, daß auch ihn die Ohnmacht nochmals decken werde.

Da hört er ein Geräusch im Gebüsch. Und im nächsten Augenblick bricht's mächtig herfür. 'S ist ein baumstarker Neger, der mit rollenden Augen mittelst einer Laterne in die Lichtung hineinspäht, und, als er die Gruppe entdeckte, mit einem einzigen Satze neben den Verwundeten steht und dem Südlinger in's Gesicht hinein zündet.

Sambo hat gefunden, was er sucht. Denn kaum hat er sich die Züge angesehen, so kniet er neben den Offizier hin, streichelt mit seinen großen Händen dessen Wangen — zart und fein wie eine liebende Mutter, — weint helle Thränen und sagt: „O, Massa George, nicht sterben, der arme Sambo ist ja da, und der könnte das nicht sehen, und was würde die gute Missus sagen, und unser Herr im Himmel lebt noch, der wird Massa George noch leben machen."

Und wirklich — es scheint als ob die Sprache einfältiger Treue noch einmal die Lebensgeister des Schwerverwundeten anregt. Er bewegt sich, schlägt matt die Augen auf und sieht seinen schwarzen Sam an, welcher seinem Herrn nunmehr in kräftiger Umarmung gewiß geschadet hätte, wäre er vom Blaurock nicht zur Vorsicht ermahnt worden.

Den Letzteren hatte der treue Schwarze bisher gar nicht bemerkt, und rollte seine Augen bedeutend im Kopf herum, als er nun die blaue Uniform sah.

„Wir wollen Freunde sein", sagte Christian Heß, „und deinen Herrn retten. Ich machte den Versuch, bin aber selbst verwundet. Jetzt geh' zu deinen Leuten und bringe eine Tragbahre. Für mich brauchst du nicht zu sorgen."

Der Neger leuchtete dem deutschen Jungen mit seiner Laterne in's Gesicht und als er sich versichert, daß nur die reine Ehrlichkeit in demselben geschrieben stand, da hielt er seine ungeheure Hand her und sagte: „Topp, Sam schlägt ein. Du gehörst zwar zu den arg bösen Yankees, thust aber dem guten George nix. Ich geh' und hol' unsere Träger. Doch wart — erst will ich ein Gewehr suchen und ein paar blaue Bohnen dazu, und da kannst du besser Wacht halten."

Er brauchte nicht lange zu suchen; die Todten und ihre Waffen lagen an diesem Tage der Schrecken dicht umher.

So saß denn Christian, Gewehr im Arm, beim Ohnmächtigen, er lauschte auf dessen Herzschläge und wartete auf die Rückkunft des Schwarzen.

Es währte lange Zeit, bis Hülfe anlangte. Doch endlich kam dieselbe und vier Mann vom Hospitaldienst bemühten sich, den Offizier mittelst der mitgebrachten Mittel zum Bewußtsein zu bringen.

Endlich gelang es. Der Verwundete that einen tiefen Athemzug, schlug die Augen auf und war wenigstens vorderhand dem Leben gegeben.

Die Ambulanz-Leute wollten ihn ohne Weiteres vorsichtig auf die Tragbahre legen und forttragen. Er aber deutete auf den Blaurock neben ihm und sagte mit schwacher Stimme: „Der geht auch mit. Er ist mein Lebensretter und müßte hier am Ende elendiglich umkommen. Und so gut wie ich verpflegt werde, so gut muß er verpflegt werden."

Alles Einreden half nichts. Der junge Oberst, denn diesen Rang bekleidete der Offizier trotz seiner Jugend, blieb fest, und er mußte großes Ansehen besitzen, denn die Mannschaft folgte endlich und traf gute Anstalten, die beiden Verwundeten hinter die conföderirten Linien, in das Feldhospital zu bringen, das freilich aus nichts Anderem bestand, als aus einem unter einem Baume hergerichteten Verbandplatz.

Der verwundete Oberst, George Longbrook, mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, daß Christian in seiner Nähe bleiben durfte. Als die Graujacken jedoch das ganze Ereigniß erfuhren, und Sambo ihnen wieder und wieder erzählte, wie der Yankee-Junge den Massa George wie ein Bäby im Arme gehabt und gepflegt habe, da ward manchem Krieger das Herz warm und sie schauten die Blaujacke mit freundlichen Augen an.

Hier in diesem Verbandplatz wurde Christian Heß so gut als möglich verpflegt, was trotz der Vorsorge Sambos nicht viel heißen will. Hier hörte er den gewaltigen Kanonendonner und das Getöse der am 3. Juli gelieferten Entscheidungsschlacht. Hier vernahm er auch, wie am Nachmittag dieses Tages auf Lees Anordnung hin, General Pickett mit 5000 virginischen Veteranen den berühmten Sturmangriff auf die Centralstellung der Unionstruppen gemacht, wie der Angriff abgeschlagen worden und kaum 2,000 Zersprengte zurückgekommen seien und der Rückzug angeordnet werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Februar. **Jesu Verklärung.** Matth. 17, 1--13.

1. Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum, und Jakobum, und Johannem, seinen Bruder, und führete sie beiseits auf einen hohen Berg.

2. Und ward verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß, als ein Licht.

3. Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm.

4. Petrus aber antwortete und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut sein: willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, Mose eine und Elias eine.

5. Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.

6. Da das die Jünger höreten, fielen sie auf ihr Angesicht, und erschracken sehr.

7. Jesus aber trat zu ihnen, rührete sie an, und sprach: Stehet auf, und fürchtet euch nicht.

8. Da sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand, denn Jesum allein.

9. Und da sie vom Berge herab gingen, gebot ihnen Jesus, und sprach: Ihr sollt dies Gesicht Niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist.

10. Und seine Jünger fragten ihn, und sprachen: Was sagen denn die Schriftgelehrten, Elias müsse zuvorkommen?

11. Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Elias soll ja zuvor kommen, und alles zurecht bringen.

12. Doch ich sage euch; Es ist Elias schon gekommen: und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan, was sie wollten. Also wird auch des Menschen Sohn leiden müssen von ihnen.

13. Da verstanden die Jünger, daß er von Johanne, dem Täufer, zu ihnen geredet hatte.

Biblischer Grundgedanke: „Dieser ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören.“ Luk. 9, 35.

Einleitung. Seit einer Woche hielt sich Jesus mit seinen Jüngern in der Gegend der Stadt Cäsarea Philippi auf (Matth. 16, 13). Er benützte diese Zeit, seinen Jüngern weiteren Unterricht zu ertheilen und sie vorzubereiten auf den Ausgang seiner Wirksamkeit, sowie auf das, was sie in seiner Nachfolge zu erwarten hätten, nämlich: ihm in der Selbstverleugnung und Kreuzesaufnahme zu folgen, und zwar bis in den Tod. An diese Leidensverkündigung schließt sich die Verklärungsgeschichte auf das Engste an, denn die Jünger bedurften der besonderen Glaubensstärkung, nachdem ihnen verkündigt worden war, wie viel sie um seines Namens willen leiden müßten.

Erklärung.

V. 1. 2. Die genaue Zeitangabe, „Nach sechs Tagen,“ zeigt, welch' einen tiefen Eindruck die Verklärung Jesu auf die Jünger machte. Siehe 2 Petr. 1, 16—18. Nach Luk. 9, 28 ging Jesus auf einen Berg zu beten. Es war nicht selten, daß Jesus ganze Nächte auf Bergen im Gebete zubrachte. Der Name dieses Berges ist nicht angegeben. Nach einer alten Ueberlieferung soll es der Berg Tabor in Galiläa gewesen sein, wahrscheinlicher ist es der Hermon, der höchste Gipfel des Berglandes, gewesen. Jesus nahm seine drei vertrauten Jünger mit, welche in der evangelischen Geschichte eine ganz besondere Rolle spielen. Hier schauen sie seine Verherrlichung, später sind sie Zeugen seines tiefsten Leidens (Matth. 26, 27). Daß neben der brüderlichen Liebe engere Freundschaftsverhältnisse berechtigt sind, ist aus dem Verhalten des Herrn zu seinen Jüngern ersichtlich.

Wir haben uns die Verklärung Jesu nicht so zu denken, daß er eine verschiedene Gestalt bekam, sondern sein natürlicher Leib strahlte in göttlichem Glanze. Die in ihm wohnende Fülle der Gottheit, welche durch das Fleisch verhüllet war, brach aus dem Hintergrund seines Wesens hervor und durchstrahlte seinen ganzen Leib, so daß sein Angesicht glänzte und seine Kleider im himmlischen Lichte heller schienen, als sie ein Walker hätte machen können. Das ist die Herrlichkeit des „verklärten Leibes“ in der Auferstehung (Phil. 3, 21; Offb. 1, 16).

V. 3—5. Moses, der Vertreter des Gesetzes, und Elias, der Vertreter der Weissagung, oder Verheißung, machen ihre Erscheinung auf dem Berge und knüpfen eine Unterredung mit Jesu an. Nach Luk. 9, 31, redeten sie von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem, d. h. sie redeten von der Nothwendigkeit der Leiden und des Todes Jesu zu Jerusalem. Christi Versöhnungstod ist die große Erlösungsthat Gottes, auf welche schon im alten Testament das Gesetz und die Propheten hingewiesen hatten. Darum das Erscheinen dieser Boten aus der unsichtbaren Welt. Durch die Verklärung und Unterredung mit den Repräsentanten des alten Bundes sollte Jesus Stärkung auf den bevorstehenden Kampf empfangen. Darum auch, ganz ähnlich wie bei der Taufe, die Bestätigung seiner Gottessohnesschaft, durch eine Stimme aus der lichten Wolke, welche sie überschattete. Indem Petrus nur von drei Hütten, Zelten, spricht, die errichtet werden sollten, stellt er sich und seine Gefährten bescheiden als Diener der drei hohen Persönlichkeiten in den Hintergrund. Das auf dem Berge verweilen wollen drückt aber auch die innere Sehnsucht nach dem Reiche Gottes aus, in welchem die Erlöseten ewig bei dem Herrn sein werden.

V. 6—8. Die Erhabenheit der ganzen Erscheinung, der Verklärung Jesu, der Unterredung mit Moses und Elias, die Stimme vom Himmel, ergriff die Jünger so mächtig, daß sie vor Schrecken auf ihr Angesicht fielen. Nach Luk. 9, 32 waren sie voll Schlafs, d. h. sie waren so ergriffen, daß sie vor Ermüdung während der Unterredung einschliefen. Durch die Berührung Jesu kehrte das Bewußtsein bei den Jüngern zurück, als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand, denn Jesum allein. Die Bestätigung des Herrn durch Moses und Elias ist nicht länger nöthig. Die Feierstunde an der Pforte des Himmels ist vorüber, die Gesandten aus der unsichtbaren Welt sind verschwunden, aber Jesus ist den Jüngern geblieben, und das ist genug (Ps. 73, 25. 26; Apstg. 4, 12).

V. 9. Daß Jesus diesen drei Jüngern verbot, von diesem Ereigniß vor seiner Auferstehung zu reden, hatte wohl seinen Grund darin, daß das rechte Verständniß desselben den weiteren Jüngern erst durch die Auferstehung vermittelt werden konnte. Judas z. B. war einer solchen Mittheilung nicht würdig und das Volk im Allgemeinen wäre der rechten Aufnahme derselben nicht fähig gewesen.

V. 10—13. Die Erscheinung des Elias erinnert die Jünger an die alttestamentliche Verheißung des Kommens Eliä, als Vorläufer Christi. Siehe

Mal. 3, 1; 4, 5. Man lese diese Stellen mit den Schülern. Auf die Frage der Jünger, ob Elias zuvor kommen müsse, antwortet Jesus: In der Person Johannes des Täufers ist Elias in Wirklichkeit gekommen, wie geschrieben steht. So, wie man an Johannes that, was man wollte, so wird auch des Menschen Sohn leiden müssen. Die Jünger verstanden den Herrn, daß er von Johannes dem Täufer geredet hatte. Elias war als Bußprediger und Reformator der alttestamentlichen Kirche ein passendes Vorbild auf Johannes den Täufer, und so wie dieser ein jähes Ende um der Wahrheit willen, von der er zeugte, gefunden, so wird auch Jesus leiden und sterben müssen zur Erlösung der Welt.

Praktische Gedanken.

Die Verklärung.

I. Ihre Bedeutung für den Herrn.

So wie die Taufe und die Versuchung des Herrn in der Wüste wichtige Momente in dem Entwicklungsgange seines Lebens bildeten, so hat dieser Vorgang eine tiefe Bedeutung für Christum selbst. Wie er damals bei der Taufe sein Messiasamt als Lehrer begann und sich thatsächlich zur Uebernahme des Versöhnungstodes bereit erklärt hatte, wie er durch die Ueberwindung der Versuchung in der Wüste sich in seinem Messiasamte bewährt hatte, so hatte er es noch vor wenigen Tagen den Jüngern gegenüber auf's Neue erklärt, daß er von den Obersten des Volkes verworfen und getödtet werden würde. Die in den Worten Petri, „Das widerfahre dir nur nicht," liegende Versuchung, sich einem solchen Tode zu entziehen, hatte er ebenfalls überwunden, und feierlich erklärt, daß er zu sterben bereit sei. Dazu bedurfte er aber der besonderen Stärkung von Oben her, daher seine Entziehung auf einen Berg, um mit seinen drei vertrauten Jüngern sein Herz im Gebet vor seinem Vater im Himmel auszuschütten.

Und sein Gebet fand Erhörung. Der Vater verklärte seinen Sohn. Himmlische Boten erschienen auf dem Berge und unterhielten sich mit ihm über die Nothwendigkeit seines Kreuzestodes als das einzige Mittel zur Erlösung der Menschheit. Der Vater selbst erschien in einer lichten Wolke, wiederholte die Worte, die er bei der Taufe ausgesprochen hatte: „Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören," und bestätigte somit auf's Neue die Gottessohnesschaft Jesu vor den erstaunten Jüngern.

Die Verklärung Jesu war also eine feierliche Beglaubigung seiner Person und seines Amtes und mußte ihm die Erinnerung an diesen Vorgang in seinem schweren Leiden in Gethsemane und auf dem Kreuz zum großen Troste gereicht haben.

II. Ihre Bedeutung für die Jünger.

Die Verklärung lieferte den Jüngern den direktesten Beweis, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes sei. Diese Thatsache bezeugten sie in ihren Schriften auf das Nachdrücklichste. Petrus schrieb: „Wir haben nicht den klugen Fabeln gefolget, da wir euch kund gethan haben die Kraft und Zukunft unseres Herrn Jesu Christi, sondern wir haben seine Herrlichkeit selbst gesehen. Und die Stimme haben wir gehöret vom Himmel gebracht, da wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge." Jakobus schreibt: „Alle gute Gabe kommt von Oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß." Johannes bestätigt dasselbe, wenn er schreibt: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch. Und das ist die Verkündigung, die wir von ihm gehöret haben und euch verkündigen, daß Gott Licht ist und in ihm ist keine Finsterniß." „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

III. Ihre Bedeutung für die Seinen alle.

Die Verklärung ist den Kindern Gottes ein Unterpfand ihrer zukünftigen Herrlichkeit. Die Leiber der Seligen werden einst leuchten in unvergänglichem Glanze und ewiger Klarheit. „Wir warten des Heilandes Jesu Christi, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe," Phil. 3, 21. „Wir werden ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist."

Aber wir sind auch im Stande, aus diesem Vorgange auf einige andere Punkte zu schließen, die sich auf unsern Zustand nach dem Tode beziehen.

1. Lernen wir, daß das Selbstbewußtsein mit dem Tode nicht aufhört. Der Zustand der Seligen nach dem Tode ist kein Schlaf, sondern ein bewußter Zustand. Moses und Elias sind sich ihrer selbst bewußt und können sich mit Jesum über das tiefe Geheimniß der Erlösung unterhalten.

2. Die Todten, die in dem Herrn sterben, befinden sich in der Herrlichkeit. Zwar wird die Herrlichkeit der Heiligen erst in der Auferstehung des Leibes vollendet werden, doch gehen sie sogleich nach dem Tode in die Herrlichkeit ein. Unsere Lieben, die uns voran gingen, ruhen nicht im Grabe, sondern sind bei dem Herrn allezeit.

3. Die Seligen sind durch keinen weiten Raum von uns entfernt. Moses und Elias erscheinen auf einem Berge in ihrem Vaterlande, dem Schauplatz ihrer früheren Thätigkeit. Wie nahe mögen unsere Lieben, die im Herrn starben, uns umgeben mit den heilgen Engeln, die ausgesandt sind zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit!

4. Die Seligen erscheinen in ihrer eigenen Individualität oder persönlichem Charakter. Das heißt, Moses ist Moses und Elias ist derselbe Elias. Diejenigen Charakterzüge, die wir uns in diesem Leben angeeignet haben, werden uns in der Ewigkeit kennzeichnen. Unser persönliches Wesen soll in diesem Leben durch Gottes Gnade gereinigt und geheiligt werden, damit wir einst in demselben Gott in Ewigkeit verherrlichen können.

5. Die Seligen sind beisammen in der Herrlichkeit. Elias lebte 500 Jahre nach Moses. Jeder diente seiner Zeit und seinem Volk auf eine besondere Weise. In der Herrlichkeit aber sind sie beisammen im trautesten Verkehr und unterhalten sich über die Fragen der Erlösung des Menschen. O was muß das für ein Zusammentreffen sein mit allen Heiligen in der ewigen Herrlichkeit, um Gott zu schauen und alle die großen Thaten der erlösenden Gnade zu erzählen, die wir in diesem Leben erfahren haben! Wir werden alle Seligen kennen lernen und uns mit ihnen unterhalten können.



Sonntag, 12. Februar. **Jesus und die Kinder.** Matth. 18, 1—14.

1. Zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu, und sprachen: Wer ist doch der Größeste im Himmelreich?

2. Jesus rief ein Kind zu sich und stellete es mitten unter sie.

3. Und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

4. Wer sich nun selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreiche.

5. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

6. Wer aber ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde, und er ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist.

7. Wehe der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen: doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!

8. So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir. Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm, oder ein Krüppel eingehest, denn daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und werdest in das ewige Feuer geworfen.

9. Und so dich dein Auge ärgert, reiß es aus, und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen.

10. Sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.

11. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist.

12. Was dünket euch? Wenn irgend ein Mensch hundert Schafe hätte, und eines unter denselbigen sich verirrete: läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, geht hin, und suchet das Verirrte!

13. Und so sich's begiebt, daß er es findet, wahrlich, ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, denn über die neunundneunzig, die nicht verirret sind.

14. Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von diesen Kleinen verloren werde.

Biblischer Grundgedanke: Laßet die Kindlein, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich." Matth. 19, 14.

Einleitung. Bald nach der Verklärung verhandelten die Jünger des Herrn auf ihrem Wege nach Kapernaum die Frage, wer von ihnen der Größte sein werde im Reiche Gottes. Die Vermuthung liegt auf der Hand, daß der Vorrang, welchen Jesus seinen drei Vertrauten dadurch eingeräumt hatte, daß er sie allein mit sich auf den Berg nahm, und die Ahnung, welche trotz des ihnen auferlegten Schweigens durch den Jüngerkreis ging, daß dieselben dort eines besonderen Erlebnisses gewürdigt waren, den Anlaß zu diesem Rangstreit bot. Andererseits waren die drei Vertrauten sich bei dieser Gelegenheit in ganz besonderem Maße des Vorzugs bewußt geworden, den ihnen Jesus gegönnt hatte, und sie mochten irgendwie ihre Mitjünger dies fühlen gelassen haben. So waren es wohl hochmüthige Gedanken und Aeußerungen bei den Einen und eifersüchtige Regungen bei den Andern, welche diesen Rangstreit veranlaßt hatten.

Erklärung.

V. 1—3. Offenbar waren die Jünger nicht vermögend, die Frage, wer von ihnen an Begabung und Bedeutung der Größere sei, unter sich zur Zufriedenheit Aller zu lösen, darum wenden sie sich an den Meister, um eine Entscheidung dieser in ihren Augen hochwichtigen Frage. Jesus stellt ein Kind mitten unter sie und erklärt, wenn sie nicht werden wie die Kinder, würden sie nicht in das Himmelreich kommen. Die Schärfe des mit Bezug auf das Kind gesprochenen Wortes Jesu soll den Jüngern nicht das Himmelreich kurzweg absprechen, sondern die Nothwendigkeit, den in der vorgelegten Frage zu Tage getretenen Ehrgeiz abzulegen, damit sie nicht des Himmelreiches verlustig gehen. Obgleich die Bosheit dem Knaben schon im Herzen steckt, so ist doch die Demuth und Anspruchslosigkeit etwas der kindlichen Natur Eigenthümliches. Der Sohn des Reichen zögert nicht, mit dem Bettlersohne auf der Gasse zu spielen. Diese Gesinnung ist der Vergleichspunkt.

V. 4. 5. Die Anspruchslosigkeit des Kindes, das im Gefühl seiner Schwachheit und Hülfsbedürftigkeit nichts sein und bedeuten, sondern nur von Andern empfangen will, ist ja im Grunde nichts Anderes, als die geistliche Armuth mit ihrem Heilsverlangen, welche Jesus schon in der Bergpredigt zur Bedingung für die Theilnahme am Gottesreiche gemacht hatte, es ist jene Einfalt der Unmündigen, welcher allein das Geheimniß des Gottesreiches offenbar wird. Wenn sie also in ehrgeizigem Hochmuth stritten, wer von ihnen der Größere sei im Jüngerkreise, in dem sich gegenwärtig das Gottesreich zu verwirklichen begann, so verleugneten sie geradezu die Grundgesinnung, welche überall die Bedingung der Theilnahme am Reiche Gottes ist. Ein durch solche Selbsterniedrigung zum Kinde gewordener Mensch ist zwar an sich ohne alle Größe, hat aber dennoch auf Grund des Namens Christi, dessen Reiche er angehört, einen solchen Werth, daß seine Aufnahme der Aufnahme Christi selber gleich kommt.

V. 6. 7. Wer dem Geringsten, dem Kleinen oder dem Anfänger im Glauben, einen Anstoß zum Rückfall aus dem Glauben giebt, den soll rettungslose Versenkung unter den Spiegel des Meeres treffen. Mühlstein ist hier der obere, rundlaufende Stein einer Mühle, die nicht von Menschenhänden, sondern von einem Esel getrieben wird. Diese heidnische Form der Todesstrafe soll damals auf dem galiläischen Meere vollzogen worden sein.

Es liegt in der Natur der Welt, die im Argen liegt, begründet, daß Aergernisse kommen müssen. Der Kampf zwischen Sünde und Gnade hat dies zur Folge. Wer sie aber verursacht, oder zum Träger derselben wird, wie Judas Ischariot, der wird einem unbarmherzigen Gericht verfallen.

V. 8. 9. Der Jünger Jesu kann aber auch ohne Verführung durch einen Andern Anstoß nehmen, wenn ihn irgend Etwas, woran sein Herz hängt, zur Sünde verleitet. Dann gilt es auch das Theuerste und Unentbehrlichste entschlossen aufzuopfern, um nicht durch die Sünde, zu der es verführt, dem ewigen Verderben zu verfallen. Das Unentbehrlichste aber ist die rechte Hand, und als Sinnbild des Theuersten, was der Mensch besitzt, wird das Auge genannt. Das Abhauen der Hand und das Ausreißen des Auges ist der symbolische Ausdruck für die rücksichtslose Entschiedenheit, mit der man sich davon trennt, um nicht dadurch verführt zu werden, und das Wegwerfen beider zeigt, daß man es behandelt, wie sonst nur das Gleichgültigste und Nutzloseste.

V. 10. 11. Hier wird der Werth der Reichsgenossen klar gemacht an der Werthschätzung des Einzelnen im Himmel, sowie aus dem beständigen Schutze eines jeden Einzelnen durch die Engel, die zu Gott Zutritt haben. Es ist hier weder von besonders hohen Engeln, noch von für jeden Einzelnen bestimmten Schutzengeln die Rede, sondern nur davon, daß die himmlischen Heerschaaren auch den einzelnen Gläubigen im Auge haben und alles ihm angethane Unrecht klagend vor Gott bringen.

V. 12—14. Wie Jesus gekommen ist, das Verlorene zu suchen und selig zu machen, schildert der Herr in einem gar köstlichen Gleichniß. Wie der Hirte, wenn sich von hundert Schafen ein einziges verirrt hat, die neunundneunzig ruhig sich über die Berge zerstreuen läßt und dem verlorenen nachgeht; wie er, wenn er es gefunden, sich über dasselbe mehr freut als über die anderen alle, die sich nicht verirrt hatten, und zwar darum, weil erst über der Mühe des Suchens, die er dem Einen zugewandt, und über der Furcht, es zu verlieren, ihm der ganze Werth, den jedes Einzelne hat, auf's Lebhafteste in's Bewußtsein getreten, so will auch der Vater im Himmel nicht einen dieser seiner geringsten Jünger verloren gehen lassen.

Der Vater im Himmel will also keinen Einzigen von der im Glauben begonnenen Gemeinschaft mit ihm wieder abkommen lassen.

Praktische Gedanken.

Die Bedingung wahrer Größe.

Aus der Zusammenstellung der Evangelien geht hervor, daß der Rangstreit unter den Jüngern des Herrn sich dreimal wiederholte. Das erste Mal bezog er sich auf die höchste Würde und ist in unserer Lektion verzeichnet. Jesus stellte den bethörten Jüngern ein Kind gegenüber und erkärte: „Wer sich nun selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich." Das zweite Mal war von dem höchsten Regiment die Rede. (Siehe Matth. 20, 25—28). Diesem gegenüber tritt der Diener, der Sklave, und Christus als der heilige Gottesknecht, der Knecht, der sich in den Dienst der Menschheit gegeben hat und sie mit dem Preis seines Lebens von der Knechtschaft des Verderbens loskauft. Nach Luk. 22, 24 entstand noch einmal ein Rangstreit bei der Feier des Abendmahls, wo es sich um das Vorrecht der höheren Geltung handelte. Nach Joh. 13 konnte keiner im Jüngerkreis sich entschließen, bei der Passahfeier den Liebesdienst der Fußwaschung zu besorgen, für welchen hier der Hauswirth fehlte. Sie sitzen daher wider die übliche Sitte mit ungewaschenen Füßen bei Tische. Da bindet sich Jesus die Schürze um und gibt den Jüngern ein Beispiel der Selbsterniedrigung und dienender Liebe, welchem zu folgen er sie entschieden auffordert. Auf diese Weise soll der Anspruch auf persönliche Geltung aufgehen in die freiwillige, wechselseitige Unterordnung der dienenden Liebe.

Wie verschieden ist doch dieser Weg zur wahren Größe von Allem, was die Welt zu demselben Zwecke lehrt! In der Welt herrscht das Gesetz der Zerstörung. Das Starke zerstört das Schwache. Das Große verdrängt das Kleine. Die Regierung in der Welt geschieht durch Macht und Gewalt. Im Reiche Gottes aber herrscht das Gesetz des Dienens.

1. *Wer groß werden will im Reiche Gottes, muß zuerst klein werden.* Gottes Weg ist, aus Nichts Etwas zu machen. Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, daß er zu nichte mache, was Etwas ist. Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Wie anspruchslos ist ein Kind! Wie demüthig und vertrauensvoll, wie anschließend an Andere und wie empfänglich! Ein solcher Charakter ist der gerade Gegensatz von dem, was die Welt bewundert. Wer aber in das Himmelreich eingehen will, muß klein werden, wie ein Kind.

2. *Wer groß werden will im Reiche Gottes, muß dienstfertig werden.* „Welcher der Vornehmste unter euch sein will, der soll Aller Knecht sein." Ein Knecht hat seine Aufmerksamkeit auf Dasjenige gerichtet, was der Herr ihm befohlen hat. Wie dienstfertig ist er den Seinen! Seine Augen erblicken ihre Wünsche. Seine Ohren hören auf ihr Wort. Seine Hände sind fleißig. Seine Füße sind behende. Durch solchen treuen Dienst zeichnet er sich aus und macht sich größerer Arbeit würdig. Niemand ist auf irgend einem Gebiete groß geworden, ohne zuvor im Dienste treu gewesen zu sein. „Wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden." Welch' ein Beispiel der Selbsterniedrigung und dienenden Liebe ist uns Jesus geworden! Weil Christus sich erniedriget hat und gehorsam wurde bis zum Tode am Kreuz, eben darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

3. *Wer groß werden will im Reiche Gottes, muß leiden können.* In die Gemeinschaft der Leiden Christi eingehen zu können, das ist die Natur der wahren Größe. Jesus fragte seine beiden Jünger, die groß werden wollten: „Könnet ihr den Kelch (der Leiden) trinken, den ich trinken werde und euch taufen lassen mit der (Feuer-) Taufe, damit ich getauft werde?" Dieses ist der Grundzug aller wahren Größe. Es ist die Bedingung des Ruhmes, begründet in der Apostel-Lehre: „Mit Christo gekreuziget und begraben zu sein — seinem Tode ähnlich zu werden." Christus ist das Muster wahrer Größe. Er ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für Viele. Den erlösenden Dienst, den Christus der Menschheit zugut übernommen hat, können seine Jünger allerdings nicht nachahmen, aber sie können sich die Gesinnung aneignen, aus der dieser Dienst hervorgegangen ist. Das Dienen bezeichnet den Geist des ganzen Lebens Christi; die Hingebung seines Lebens tritt in seinem Todesleiden hervor und macht den Zweck seines Lebens offenbar. Christus hat gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen.

Anwendung des Ganzen.

1. Werdet wie die Kinder, um wahre Christen zu werden.
2. Nehmet die Kleinen auf um Christi willen.
3. Aergert die Kleinen nicht, die unter der Aufsicht und dem Schutze der Engel und des Vaters im Himmel stehen.
4. Gehet den Verirrten nach, wie Jesus dem verlorenen Schaf.

Sonntag, 19. Februar. **Eine Lektion über Versöhnlichkeit.** Matth. 18, 21—35.

21. **Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?**
22. **Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.**
23. **Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.**
24. Und als er anfing zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehn tausend Pfund schuldig.
25. Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn, und sein Weib, und seine Kinder, und alles, was er hatte, und bezahlen.
26. Da fiel der Knecht nieder, und betete ihn an, und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

27. Da jammerte den Herrn desselbigen Knechts, und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.

28. Da ging derselbige Knecht hinaus, und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig: und er griff ihn an, und würgete ihn, und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist.

29. Da fiel sein Mitknecht nieder, und bat ihn, und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

30. Er wollte aber nicht; sondern ging hin, und warf ihn in's Gefängniß, bis daß er bezahlte, was er schuldig war.

31. Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und kamen, und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.

32. Da forderte ihn sein Herr vor sich, und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest;

33. Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?

34. Und sein Herr ward zornig, und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlete alles, was er ihm schuldig war.

35. Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Biblischer Grundgedanke: „Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben." Matth. 6, 12.

Einleitung. Die Verbindung unserer Lektion mit der vorigen kann durch folgende Punkte den Klassen anschaulich gemacht werden.

1. Von einer in Sünden liegenden und ungläubigen Welt werden immer Aergernisse ausgehen, Hindernisse auftauchen, welche Einzelne unter den Jüngern Jesu am Glauben irre machen oder gar zur Sünde verleiten.

2. Eine furchtbare Verantwortlichkeit trifft den, durch welchen solche Aergernisse kommen, der also Ursache oder Träger derselben wird.

3. Wie Jesus, der gute Hirte, dem verlorenen Schafe nachgeht, um es zur Heerde zurück zu bringen, so sollen wir uns bemühen, dem irrenden Bruder zurecht zu helfen.

4. Alle Liebesarbeit, welche auf die Zurechtführung des irrenden Bruders gerichtet ist, kann nur dann die rechte sein, wenn wir selber vergebende Liebe üben gegen Solche, die an uns gesündiget haben.

Erklärung.

V. 21. 22. Die Frage des Petrus gründet sich offenbar auf die sehr natürlich erscheinende Annahme, daß auch die größte Bereitwilligkeit zum Vergeben ihre Grenze haben müsse, um sich nicht dem Mißbrauch auszusetzen. Petrus glaubt gewiß schon eine recht hohe Zahl zu wählen, wenn er fragt, ob man dem Bruder, der gegen uns gesündigt, bis sieben Mal vergeben solle. Die Rabbinen hatten sich in ihren Vorschriften zur Vergebung auf drei Male beschränkt. Jesus aber macht all' solchem Zählen ein Ende, indem er die von Petrus vorgeschlagene Zahl um das Zehnfache ihrer selbst vervielfältigt und damit erklärt, daß die Pflicht des Vergebens eine geradezu grenzenlose sei. Die Vergebung darf also der aufrichtigen Reue und Abbitte unter keinen Umständen versagt werden.

V. 23—25. Die Nothwendigkeit der Versöhnlichkeit veranschaulicht Jesus durch das Gleichniß vom Schalksknecht. Ein König findet in der Abrechnung, daß einer seiner Knechte ihm die unerhörte Summe von zehntausend Pfund, Talenten, schuldet. Nach der Attischen Berechnung wäre dies eine Summe von über dreizehn Millionen Thaler Geldes. Es ist dies der Ausdruck einer unermeßlichen und unerschwinglichen Schuld.

Der Befehl des Königs, den Knecht, sammt Weib und Kinder, zu verkaufen, war ein mosaisches Recht. Siehe 2 Mos. 22, 3; 3 Mos. 25, 29; 2 Kön. 4, 1.

V. 26. 27. Die fußfällige Bitte um Geduld von Seiten des Königs, und die treumüthige Versicherung, mit der Zeit die ganze enorme Schuld bezahlen zu wollen, bewegte das Herz des edelmüthigen Königs mit Mitleid gegen den tief verschuldeten Knecht, daß er ihm die persönliche Freiheit schenkte und ihm sämmtliche Schulden erließ.

V. 28—30. Obgleich der König auf das Flehen des Knechtes hin in einer alle Erwartung überragenden Weise Gnade übte, hatte dieser doch noch nicht gelernt, welche Behandlung er einem seiner Mitknechte zukommen lassen müsse, der ihm eine ganz geringfügige Summe schuldet. „Hundert Groschen" wären etwa zwanzig Thaler. Nach römischem Recht war es erlaubt, den Schuldner beim Kragen oder am Halse zu packen und ihn so vor Gericht zu führen. Obwohl dieser Mitknecht sich in derselben Form vor seinem Schuldner demüthigt, wie es jener vor dem Könige that, schleppt er ihn mit empörender Rohheit vor das Gericht und läßt ihn in das Gefängniß werfen. Aus diesem Verhalten geht hervor, daß der Knecht von der an ihm erwiesenen Barmherzigkeit innerlich völlig unberührt blieb.

V. 31—34. Von Mitleid und Betrübniß erregt, theilen die Mitknechte ihrem Herrn die Härte dieses Knechtes mit. Als das der König hört, wird er zornig, nimmt seinen Gnadenerlaß zurück und läßt nun gegen ihn der strengsten Gerechtigkeit ihren Lauf. „Wie konnte der König die Schuld von dem Knechte noch einmal einfordern, nachdem er sie ihm erlassen hatte?" Antwort: „Der Knecht war vor wie nach sein Knecht geblieben, über dessen Leben er frei als Vergelter schalten konnte." Der vom König in's Gefängniß geworfene harte Knecht soll nicht blos gefangen sitzen, sondern auch gefoltert werden. Das Gefängniß und die Folter soll den Schuldner zur Zahlung antreiben; insofern er aber voraussichtlich nicht bezahlen kann, ist hiermit das Urtheil über ihn ausgesprochen.

V. 35. Dieses auf das Reichste ausgeführte Gleichniß ist Zug für Zug darauf angelegt, das Gefühl zu erwecken, daß in dem gegebenen Falle die Unbarmherzigkeit so und nicht anders sich bestrafen mußte, daß jedes menschliche Gerechtigkeitsgefühl es geradezu fordert. Nun aber macht Jesus selbst die Anwendung, daß ebenso Gott die dem Reichsgenossen zugesicherte Sündenvergebung zurücknehmen muß, wenn derselbe nicht von Herzen seinem Bruder vergibt.

Davon kann allerdings keine Rede sein, daß der Jünger sich durch sein Vergeben die göttliche Vergebung erst verdienen müßte. Der Vergleichungspunkt läßt sich auf folgende Weise näher ausführen: Bei wem nun die vergebende Liebe Gottes nicht gleiche Liebe wirkt, der zeigt dadurch, daß er doch kein ächtes Kind Gottes geworden, er kann also auch an den Gütern des Gottesreiches, und vor Allem an dem Gut der Sündenvergebung, keinen Antheil haben.

Praktische Gedanken.

Die dreifache Abrechnung.

I. Der abrechnende König.

1. Wir sind große Schuldner gegen Gott. Unsere Sünden gegen Gott werden in der heiligen Schrift häufig unter dem Bilde von Schulden dargestellt. Im Vater Unser lehrt der Herr Jesus uns beten: „Und vergib uns unsere Schulden." Die Sünde ist die Uebertretung der Gebote Gottes. Er stellt gerechte Forderungen an uns, die wir entrichten müssen, wenn wir nicht in die Schuld bei ihm kom-

men wollen. Der Inbegriff aller seiner Forderungen an uns lautet: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften und von ganzem Gemüth; du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Wer von uns hat diese Forderung erfüllt?

2. **Wir sind nicht im Stande, unsere Schulden gegen Gott zu bezahlen.** Der Knecht bat wohl den König: „Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Allein eine Schuld von 13 bis 15 Millionen Thalern kann nicht abverdient werden. Ebenso verhält es sich mit unserer Schuld gegen Gott. Wir können sie unmöglich abtragen, und wenn wir auch noch so willig wären. Manche Menschen versuchen das zu thun; sie wollen ihre eigene Gerechtigkeit aufrichten. Sie wollen durch ein besonderes Thun oder durch gute Werke selig werden. Allein es ist nicht möglich. Es kann auch kein Mensch den andern erlösen. Der Vater kann den Sohn nicht erlösen, noch der Sohn den Vater; „es kostet zu viel, daß er es muß anstehen lassen ewiglich." Wir können sie auch nicht abbüßen, wenn wir auch viele Thränen weinten und beständig Leid trügen. Der Dichter hat Recht in jenem Liede:

„Reuethränen ohne End',
Eifer, der kein Feiern kennt;
Kann das meine Sühne sein?
Du mußt retten, du allein!
Geistesarm, mit leerer Hand
Halt ich, Herr, dein Kreuz umspannt."

3. **Gott ist willig, uns unsere Schulden zu vergeben.** Jesus Christus ist unser Lösegeld. Er hat unsere Sündenschuld am Kreuz auf Golgatha getilgt. Um Jesu willen ist der Vater im Himmel allen Sündern gnädig, die zu ihm kommen. Wenn wir zu ihm kommen, rechnet er auf folgende Weise mit uns ab: „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden." (Jes. 1, 18.) „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Untugend."

II. Der abrechnende Knecht.

1. **Wir sind Schuldner gegen unsere Nächsten.** Unsere Verpflichtung gegen den Nächsten lautet: „Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst." Wir beleidigen unseren Bruder oft durch liebloses Reden und verkehrte Handlungen. Durch unsere Unwissenheit und Kurzsichtigkeit vergehen wir uns oft gegen den Nächsten, ohne daß wir es wollen. Kurz, wir fehlen Alle mannigfaltiglich.

2. **Unsere Schuld gegen den Nächsten ist im Vergleich zu unserer Schuld gegen Gott eine geringe.** Wie sich 20 Thaler zu 13 Millionen verhalten, so verhält sich die Schuld unseres Nächsten gegen uns zu unserer Schuld gegen Gott.

3. **Wir sollen unseren Schuldigern vergeben.** Eben darum hat die vorgebende Liebe keine Grenzen, weil die Schuld, die wir unserem Nächsten zu vergeben haben, immer, wie in unserer Lektion, im Verhältniß zu der, die uns vergeben ist, eine ganz unvergleichbare ist; er hat doch nur einem Menschen Unrecht gethan, der selbst oft genug Unrecht thut, wir aber haben gegen den heiligen Gott gesündiget.

III. Die zweite Abrechnung des Königs.

Die hartherzige Stellung des abrechnenden Knechtes gegen den Mitknecht, der ihm eine unbedeutende Summe Geldes schuldig war, veranlaßte den König, eine zweite Abrechnung zu fordern. Wir sehen hier, daß Gottes Vergebung nicht unwiderruflich ist, daß die erlassene Rechnung der vorigen Sünden doch über Alle, welche die Gnade auf Muthwillen ziehen, schwebend bleibt und wieder in volle Gültigkeit eintreten muß. Nachdem wir einmal Gnade erlangt haben, bedürfen wir täglich der Barmherzigkeit vor Gott. Wenn wir Barmherzigkeit üben, werden wir von Gott Tag für Tag Barmherzigkeit erlangen. Wer aber nicht stets geneigt ist, seinem Bruder die kleinen Fehler zu vergeben, dem wird Gott auch seine vielen und großen Sünden behalten und die wohlverdiente, volle Strafe dafür auflegen. Wer nicht von Herzen vergeben kann, dem wird Gott auch nicht vergeben. „Es wird aber ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat."

Andeutungen für Klassen-Unterricht.

Folgende Fragen lassen sich aus der Lektion treffend beantworten: 1. Was heißt vergeben? 2. Wer soll vergeben? 3. Wem soll vergeben werden? 4. Wie soll vergeben werden? 5. Wie oft soll vergeben werden? 6. Was hat der Vergeber zu hoffen? 7. Was hat der zu erwarten, der nicht vergeben will?

Wer Zorn und Rache gegen den Nächsten üben will, lege sich folgende Fragen vor: 1. Vergebe ich, wie ich wünsche, daß Gott mir vergebe? 2. Wie werde ich gerichtet werden, wenn Gott mich so richtet, wie ich Andere richte? 3. Wenn ich Alles bezahlen soll, was ich schuldig bin, wann werde ich ausgezahlt haben?

Anwendung. Wie wir richten, so werden wir gerichtet werden. Wie wir vergeben, so wird uns vergeben werden.

Sonntag, 26. Februar.

Der reiche Jüngling.

Matth. 19, 16—26.

16. Und siehe, Einer trat zu ihm, und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben?
17. Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.
18. Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugniß geben.
19. Ehre Vater und Mutter. Und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.
20. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir noch?
21. Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, und folge mir nach.
22. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter.
23. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen.
24. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.
25. Da das seine Jünger höreten, entsetzten sie sich sehr und sprachen: Je, wer kann denn selig werden?
26. Jesus aber sah sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.

Biblischer Grundgedanke: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Matth. 6, 24.

Einleitung. Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, im Monat März, einige Wochen vor seinem Tode, kam Jesus durch Perea, auf der östlichen Seite des Jordans. In dieser Gegend, welche Matthäus als die „Grenze des jüdischen Landes“ bezeichnet, fanden viele Ereignisse in den letzten Monaten des Lebens Jesu statt. Einige sind von den Evangelisten Matthäus und Markus verzeichnet worden, Lukas und Johannes aber haben die meisten Thaten Jesu in dieser Zeit aufgezeichnet; Siehe Luk. 9, 51 bis Kap. 18, 17, und Joh. 7, 2 bis Kap. 11, 54. An die Belehrung über den Werth von Weib und Kind, siehe V. 3—14, schließt sich sehr passend eine, welche vom irdischen Besitz handelt.

Erklärung.

V. 16. Nach Mark. 10, 10 war Jesus im Begriff, aus dem Hause, in dem er sich zuletzt aufgehalten, auszugehen auf einen Weg, den er machen wollte. Während sonst wohl in solchen Augenblicken sich ganze Volksmassen zusammenschaarten, um ihn zu begleiten, ist es hier ein Einzelner, der ihn nicht ziehen lassen will, bis er seinen Rath in der entscheidenden Lebensfrage eingeholt hat. Der Herzutretende war ein Jüngling, er war sehr reich und bekleidete das Amt eines Synagogen-Vorstehers. Daß er nach Markus herzulief, soll gewiß die Inbrunst seines Verlangens ausdrücken, daß ihn trieb, von dem großen Lehrer eine Antwort zu erhalten, und daß er auf der öffentlichen Straße vor ihm sich nieder warf, beweist die volle Gluth der Verehrung und mußte großes Aufsehen erregt haben.

„Guter Meister.“ Dies war die höchste Bezeichnung, die er Jesu zu geben wußte. Die Frage: „Was muß ich Gutes thun,“ schließt in sich, daß er es sich bewußt war, schon viel Gutes gethan zu haben. Da er sich aber weder befriedigt fand, noch des ewigen Lebens sicher war, glaubte er ein besonderes gutes Werk thun zu müssen, um selig zu werden. Es liegt ein zweifacher Irrthum in seiner Frage: 1) Will er selig werden durch *sein* Thun; 2) Durch das Thun eines *besonderen* Werkes.

V. 17. Die Antwort Jesu in der Form einer Gegenfrage, soll den reichen Jüngling zur Einsicht bringen, daß Jesus nicht „guter Meister“ genannt sein will, nach dem gewöhnlichen Sinn und Gebrauch. Kein bloßer Mensch, für den er Jesum doch nur bei aller Ehrfurcht hielt, ist wirklich gut. Im vollen Sinne ist Niemand gut als Gott. Ehe er daher durch Gottes Thun das ewige Leben ererben kann, muß er selbst zuvor gut werden, was nur aus Gott, dem alleinigen Urquell alles Guten, kommt. Jesus verneint seine Sündlosigkeit nicht, sondern legt vielmehr Zeugniß von seiner Gottheit ab.

V. 18. 19. Auf die eigentliche Frage nach dem Thun, durch welches man sich das höchste Gut sichern könne, antwortet Jesus mit Verweisung auf die dem Frager bekannten göttlichen Gebote, deren Erfüllung das Wohlgefallen Gottes und damit die Gewißheit des Heils erwirbt. Und daß es wirklich keine andere als die Grundgebote des mosaischen Gesetzes meint, beweist er durch Aufzählung derselben nach 2 Mos. 20, 13—16. Der Herr verweist auf die Gebote der zweiten Tafel, weil diese zur Ueberführung von Außen nach Innen am meisten geeignet ist. Eben diese Gesetzestafel erweckt die beschämende Frage: Ist der Mensch, dem solche Gebote gegeben werden müssen, gut von Natur? Ist er nicht von Geburt her ein Mörder, Ehebrecher, Dieb und Lügner im Herzen, ein Kind ohne Ehrfurcht, ein Mensch ohne Liebe?

V. 20. Dem Buchstaben nach glaubt der Jüngling die Gebote gehalten zu haben, doch ist er nicht befriedigt. Mit der Frage: „Was fehlt mir noch?“ bekennt er offen, daß seine Gerechtigkeit ihm noch nicht zum inneren Frieden geholfen hat.

V. 21. 22. Jesus läßt dem Jüngling sein Gutes, ohne ihn der Lüge zu strafen, geht auf seine Forderung ein und zeigt ihm, wie er durch *eine* That zur rechten Selbsterkenntniß und zur Erfüllung des Willens Gottes gelangen kann. Er soll erkennen, daß er die Gebote von Jugend auf nicht gehalten habe, sondern das Geschaffene mehr geliebt als den Schöpfer. — „Verkaufe, was du hast.“ — Daß der Herr hier keine allgemeine Regel aufstellt für alle Besitzer, die selig werden wollen, ist klar, sondern es handelt sich hier um die Probe und Vorbereitung auf das „Folge mir nach.“ Dieser Jüngling sollte Alles, was er hatte, losschlagen, um in die Jüngerzahl Jesu aufgenommen zu werden. Diese Probe aber bestand der Jüngling nicht, denn er war im Besitz vieler Güter.

V. 23. 24. Die Schwierigkeit, daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe, liegt nicht im irdischen Besitz an und für sich, sondern in der Gemüthsverfassung, in welcher man am irdischen Gute festhält. Der Reichthum reizt nicht bloß den irdischen Sinn, schwächt die Liebe zum Unsichtbaren und steht der Kreuzigung des Fleisches im Wege, sondern durch seine Macht und Ehre, die er sichert, flößt er Stolz und Hochmuth ein. Diese Schwierigkeit ist, menschlich angesehen, noch größer, als die augenscheinliche Unmöglichkeit, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr hindurchgehen könnte. Das Nadelöhr dient zur Veranschaulichung der denkbar kleinsten Oeffnung, der das Kameel als eines der größten Thiere gegenüber steht, zumal demselben seine Höcker in solchem Falle noch besonders hinderlich sind. Das Kameel, als ein gütertragendes Lastthier, ist ein passendes Bild für den Reichen, das Nadelöhr dagegen ist das geeignetste Bild des Eingangs in das Reich Gottes als Bezeichnung des engsten Durchgangs.

V. 25. 26. Während das Gerettetwerden eines Reichen bei Menschen geradezu unmöglich ist, fügt Jesus zu unserem Troste hinzu: Bei Gott, dem kein Ding unmöglich ist, kann es geschehen. Gott kann jeden Sünder retten, der zu ihm kommt und ihm Alles vertraut, was er ist und hat.

Praktische Gedanken.

Der reiche Jüngling.

I. Sein Charakter.

Folgende Punkte lassen sich aus der Evangelien-Harmonie über diese Person aussagen: 1) Seinem Alter nach hatte er das Leben noch vor sich, denn er war ein Jüngling, ein junger Mann. 2) Seinen äußerlichen Verhältnissen nach war er sehr begütert. 3) Seinem bürgerlichen Range nach war er ein Oberster, wahrscheinlich ein Synagogen-Vorsteher. 4) War er aufrichtig, denn er kam zu Jesu, um belehrt zu werden, wie er das ewige Leben erlangen könne, und nicht, um zu disputiren. 5) War er demüthig, denn er schämte sich nicht, auf öffentlicher Straße vor ihm niederzufallen. 6) Er war im Ernst und Eifer, denn er lief schnell, um Jesum zu erreichen. 7) Er war höflich, denn er redete Jesum mit einem sehr ehrbaren Titel an: „Guter Meister.“ 8) Er hatte ein liebenswürdiges Wesen, denn Jesus schaute ihn an und liebte ihn. 9) Er war nicht zufrieden mit seinem

Reichthum und Errungenschaften, darum die Frage: „Was fehlt mir noch?"

Die Frage, welche er an Jesum richtete, hatte Bezug auf die vornehmste Sorge, die uns nur beschäftigen kann, auf die Erlangung des ewigen Lebens.

In wie vielen Stücken könnte uns dieser Jüngling zum Exempel dienen! — Wie weit ist er erhaben über Viele von seinem Rang und Stand, für welche es gar nichts Ueberirdisches mehr giebt und welche kein Verlangen haben nach dem Einen, was noth thut! Und doch! Trotz den vielen liebenswürdigen Erscheinungen in seinem Charakter, war er nicht geschickt für das Reich Gottes, denn es fehlte ihm die Hauptsache. Wie steht es um uns in dieser Beziehung? —

II. Die Behandlung von Seiten des Herrn.

Jesus erkannte sogleich, daß der reiche Jüngling sowohl in Bezug auf seine Tugendhaftigkeit, als auf seinen irdischen Besitz, das höchste und einzige Gut, Gott selbst, zu sehr aus den Augen verloren hatte. Ebenfalls, daß er Jesum nicht nach der Tiefe einer wahrhaft gläubigen Erkenntniß, sondern in weltlich, oberflächlicher Werthschätzung, guter Meister nannte. Dieser Auffassung entspricht die Behandlung desselben von Seiten des Herrn, die dahin zielte, ihn zur Erkenntniß zu bringen, und zwar 1) zur Erkenntniß Christi in seinem gottmenschlichen Charakter; 2) zur wahren Erkenntniß der Gebote Gottes; 3) zur Erkenntniß seiner Stellung zum irdischen Besitz und 4) zur Erkenntniß seiner selbst, daß er noch nicht gut sei.

Zwei Dinge sollte der reiche Jüngling lernen:

1. Gott allein ist gut. — Gott ist nicht nur das höchste Gut, sondern als Quell aller wahren Güter, das absolut einzige Gut. Die einzelnen Gebote sind nur Ausdruck des wahren Gutes, sofern sie in ihrem Zusammenhange mit dem Gebot der Liebe, als des Gesetzes Erfüllung, erfaßt werden.

2. Muß er mit seinem irdischen Besitz brechen, wenn er vollkommen sein will. Das ist die besondere Probe, die er zu bestehen hat, deren Zweck war, ihm den tiefen Sinn des Gesetzes aufzuschließen und ihn zum Bewußtsein seiner Sünde und Knechtschaft zu bringen. Unter der Forderung des Herrn, Alles, was er besitzt, zu verkaufen und den Armen zu geben, wird es offenbar, daß er seinen Reichthum vergöttert und vor jedem einzelnen Gebote in seiner tiefen Bedeutung zu Schanden wird. Er soll sich auf dem neutestamentlichen Wege der Selbstverleugnung und Aufnahme des Kreuzes zur Nachfolge des Herrn ein für allemal entscheiden. Es ist dies der einzige Weg, die Seligkeit zu erlangen.

III. Die Wirkung.

1. Der reiche Jüngling wurde betrübt. Obwohl er von der Wahrheit der Worte Jesu, daß die Wiedergeburt zum ewigen Leben die Dahingabe alles irdischen Besitzes in sich schließt, tief erfaßt worden war, konnte er sich nicht sofort entschließen, dieses Opfer zu bringen. Welch' eine herrliche Laufbahn hätte sich ihm als Jünger und Apostel des Herrn erschlossen, und von welchem unberechenbaren Segen hätte er der Menschheit werden können! Wahrlich, das Opfer, das von ihm gefordert wurde, hatte ihm einen unendlich größeren Schatz im Himmel gesichert! Kein Opfer kann zu groß sein, wenn es gilt, Jesum nachzufolgen!

2. Die Lehre vom Hinderniß des Reichthums zum Seligwerden. Ein Kameel mit seinem hohen, schweren Körperbau und höckerigem Rücken könnte unmöglich durch das Oehr einer Nadel gehen. So beladen kommt der Reiche, dess'n Herz mit seinem Reichthum verwachsen ist, vor die enge Pforte, die zum Leben einführet. Er findet sie nicht, daß er hindurch gehen könnte. Es sei denn, daß er sich dieser Bürden entledigt, kann er nicht selig werden. Wer nicht Allem absagt, kann nicht Jesu Jünger sein.

3. Die Jünger des Herrn sind erschüttert. Sie fragen ängstlich: „Je, wer kann denn selig werden?" In ihrer Besorgniß um das Heil ihrer Mitmenschen zitterten sie gleichsam für den ganzen Erdkreis. Kein Mensch will seine Habe fahren lassen. Jeder hängt an seinem irdischen Besitz, sei es viel oder wenig. Die Jünger hatten Jesum recht verstanden, daß er eine völlige Uebergabe und Verleugnung alles Eigenen fordert. Es dünkte ihnen fast, die Forderung sei zu groß. Aber Jesu Blick war beides, beruhigend und zurechtweisend für die Jünger. Denn, was dem Menschen aus eigner Kraft zu thun unmöglich ist, wird ihm durch den Beistand des allmächtigen Gottes durch seinen Sohn, Jesum Christum, möglich.

Frauenzeitung.

O Mutterlieb', du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

O Mutterlieb', du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dem Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

Das Dor'le über einen fröhlichen Geist. Wir begegnen in diesem Leben Herzen, deren Schmerz und bittere Erfahrungen der Art sind, daß von Freude zu solchen verwundeten Herzen zu reden, Spott getrieben wäre. Wir können Solchen nur mit stiller Theilnahme begegnen. Wir begegnen aber einer andern Klasse Trauriger, die ohne genügende Ursache traurig und betrübt einher gehen. Hauptsächlich finden wir sie unter den Frauen.

Eine Ursache dafür mögen wir in der Lebensart der Frauen finden: erstens die Einförmigkeit der Beschäftigung; zweitens oft zu anstrengende Arbeit, und drittens schwache Leibeskräfte und wankende Gesundheit.

Das deutsche Sprichwort sagt: „Ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben." Wenn irgend Jemand diesen Muth nöthig hat, so ist es die Hausmutter mit den vielen verantwortlichen Pflichten, Sorgen und Arbeiten, die von ihr verlangt werden. Es ist deßhalb von großer Wichtigkeit, Alles, was in ihren Kräften steht, zu thun, um ein fröhliches und heiteres Gemüth zu bewahren. Denn es ist die Mutter, die so

zu sagen, den Geist dem Hause giebt, sei er nun welcher Art er sein mag, und der sich auch jedem Besucher fühlbar macht. Dieser Geist hat einen unbeschreiblichen Einfluß auf ihre Familie und Umgebung. Welch' ein köstliches Gut ist es für Kinder, eine fröhliche Mutter zu haben, welche mit den ihrigen schöne und fröhliche Stunden genießt. Welch' unbeschreibliche Folgen hat der Einfluß einer solchen Mutter auf ihre Kinder! Andernfalls aber wird manches junge Herz lebenslänglich versauert durch eine klagende und mürrische Mutter.

Selbstverständlich sind die Gemüthsanlagen sehr verschieden. Was dem einen Gemüth natürlich ist, muß bei dem andern errungen werden. Wenn wir aber als Mütter unsern Kindern gegenüber die Verantwortlichkeit fühlen, und wenn wir den schädlichen Einfluß erkennen, den unser trauriges und niedergeschlagenes Wesen auf unsere Kinder hat, so werden wir uns unter allen Umständen der christlichen Freudigkeit befleißigen. Oder — was müssen unsere Kinder von einer Religion denken, die uns so traurig und mürrisch macht! Schwermuth ist wie Blei in den Gliedern; sie erschwert uns jede Pflicht und raubt uns manche Freude. Solche Schwermuth sollte nicht bei der christlichen Frau vorkommen. Manche sind in ein solches Wesen hinein gerathen, ohne es selbst zu bemerken wie, und Manchen fehlt der Muth, sich entschlossen wieder herauszuarbeiten. Manche schieben die Schuld auf ihre Umgebung und die Verhältnisse im Leben. Die wahre Freude aber ist eine Quelle im innersten Herzensgrund, die wenig durch die äußere Umgebung beeinflußt wird. Es ist der Erguß eines dankbaren und Gott ergebenen Herzens, und solche Herzen finden wir oft in der größten Armuth und oft in schweren Leiden. Die Freuden-Quelle fließt bei ihnen fort, und sie genießen einen Frieden und Freude, wo Andere verzweifeln würden.

Selbstsüchtige Menschen, das finden wir immer, haben viel mit Niedergeschlagenheit zu kämpfen. Die fröhlichsten Leute haben das Wohl und Glück ihrer Nebenmenschen im Auge. Sie leben sich nicht selbst, und ihr höchstes Bestreben ist es, ihren Nebenmenschen Freude zu machen, die Noth der Elenden zu lindern, und sich der Verlassenen anzunehmen.

Die christliche Mutter hat so viel Ursache zur Freude. Ihre täglichen Erfahrungen, die gnädigen und väterlichen Beschützungen der lieben Ihrigen, das Kämmerlein, wo sie mit all' ihren Sorgen hinein gehen kann, und es ihrem himmlischen Vater an's Herz legen darf, und der Friede, der ihr oft zu Theil wird: Alles dies trägt dazu bei, daß sie singend und mit neuem Muth ihre Arbeit aufnimmt.

Wie Andere. „Wie Andere!" — Wie viel Unheil haben diese Worte schon angestiftet, wie vielem Unrecht zum Vorwand gedient, wie viele heiße Thränen erpreßt! — Ei, warum sollte man sich sein Leben nicht gestalten „wie Andere," die mit uns auf derselben gesellschaftlichen Stufe stehen? „Du wirst doch einsehen, daß wir das uns selber und unseren Kindern schuldig sind, lieber Mann?"

Er sieht es nicht immer ein, zumal wenn er ein guter Haushalter und Rechner ist, — er glaubt, daß man sich nicht um „Andere" kümmern, sondern streng mit den eigenen Verhältnissen rechnen sollte, — aber er wird mit tausend Gründen überstimmt, todt geredet!

Und zuweilen ist er selbst von der allgemeinen Krankheit ergriffen und will Alles haben und geben „wie Andere," — oder womöglich noch darüber hinaus, gleichviel, ob seine Mittel es ihm erlauben oder nicht. Das geht eine Zeit lang, — dann geht es eben nicht mehr; und das Ende vom Lied ist selbstverschuldete Noth, Ruin, vielleicht Verbrechen und Schande. Aber nicht die Männer sind es, die sich zumeist versündigen durch dieses „wie Andere!" sondern leider hauptsächlich die Frauen, die Mütter, die erwachsenen und heranwachsenden Kinder. „Nein, Mama — in dem Kleid kann ich unmöglich — ich müßte mich ja schämen vor den Anderen!" — Jede Nähterin trägt sich eleganter." „Die Nähterin verdient sich ihre Kleider selbst," seufzt die Mutter leise, aber sie läßt sich überzeugen, daß Ida sich wirklich in dem vorjährigen Anzug nicht mehr sehen lassen darf und bewilligt einen neuen! Ida sorgt dafür, daß er recht apart ausfällt und viel „vorstellt." Es ist so hübsch, zu denken, daß „Andere" einen ein bischen beneiden! —

„Klavierstunde? Du möchtest Klavierstunde haben, mein Kind? Aber das ist recht theuer, Mimi, und du hast so wenig Musikgehör!" „Ach, Mütterchen, das lernt sich! Sieh', alle meine Freundinnen spielen Klavier, sogar die von drüben!" „Wie — die von drüben?" fragt der Bruder geringschätzig. — Nun, dann sehe ich wahrhaftig nicht ein, warum unsere Mimi nicht auch Stunden nehmen sollte; — so nobel wie die von drüben sind wir denn doch auch noch!

„Und appropos! Mutter, — du mußt mir auch mehr Taschengeld geben, meine Freunde haben das Doppelte, — ich kann mich vor den „Anderen" doch nicht lumpen lassen! — Und ich muß es gleich haben, denn morgen macht unser Verein einen Ausflug, — und" — „Könntest du dich nicht einmal ausschließen, Lieber? Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich all' das Geld auftreiben soll!" „Ausschließen? — wenn alle „Anderen" mitmachen? Ich gehöre doch nun einmal mit zum Verein!" Ach ja, dieser Verein! Wie viele Opfer hat er schon gekostet. „Wenn es doch keine Vereine gäbe!"

Die Mutter denkt an den früh verstorbenen Gatten. Ob er wohl Macht und Muth gehabt hätte, die Ansprüche der Kinder den Finanzen anzupassen? Das Nein sagen ist so schwer!

Sie begehrt nichts für sich selbst, die Mutter; sie schränkt sich ein, so sehr sie kann. Aber mit dem ängstlichen Sparen in der Häuslichkeit, in die kein fremdes Auge dringt, ist wenig geholfen. Ida verlobt sich. Man gratulirt dem Bräutigam: die Familie gilt für wohlhabend, man war überall mit dabei, wußte allen gesellschaftlichen Pflichten zu genügen, kleidete sich hübsch und modern. — Dem muß natürlich auch die Ausstattung entsprechen.

„Wie, Mutter? — kein Buffet, — keinen Damenschreibtisch, — keinen Spiegelschrank? — ich bitte dich, was müßte Karl davon denken! Und „die Anderen!" Die Ausstattung, so, wie „die Anderen" sie haben, wird also angeschafft; daß dafür an Dingen, die nicht im Salon aufgestellt werden, gespart wurde, geht Niemanden etwas an.

Man giebt Gesellschaften, geht auf den Ball, in's Kränzchen, in den Verein, — ohne jegliches Talent in die Klavier- und Malstunde — wie „die Anderen," — man kleidet sich wie „die Anderen," — reist in's Bad, wie „Andere," und dann kommt einmal ein Tag, wo die schwache, müde Mutter die Augen schließt, — auch „wie Andere."

Aber was nun folgt, ist nicht immer wie bei „Anderen," denen man es gleich gethan hat! Mit dem Ableben der Mutter fällt die Pension dahin, das kleine Vermögen ist längst aufgezehrt, — es sind Schulden da; der Schwiegersohn ist, trotz Spiegelschrank und Büffet, sehr verstimmt, — die „unversorgten" Kinder stehen mittellos und rathlos da. Sie haben allerlei gelernt „wie Andere," — aber leider nur nicht das, was ihnen jetzt noth thäte, was ihnen durch's Leben

hälfe! Die armen Kinder! Es ist ein rechter Jammer! — —

O, daß man doch bei Zeiten brechen lernte mit diesem „wie Andere," das uns zu Sklaven elender Aeußerlichkeiten macht! Oder wenn wir einmal „Anderen" nachahmen wollen, — giebt es nicht gewisse „Andere," — gute, tüchtige, geistig hochstehende Menschen, denen wir's gleich thun können?

Wie viel mehr Glück und innere Zufriedenheit gäbe es auf Erden, wenn jeder sich zum Ziele setzte, hülfreich edel und brauchbar zu werden, wie diese „Anderen!" Fanny.

Etliche nützliche Anweisungen. Vom Dor'le. **Linsengemüse.** Die Linsen werden den Abend zuvor verlesen und rein gewaschen und dann in weichem Wasser eingeweicht. Den nächsten Morgen werden sie etliche Mal abgekocht und das Wasser abgegossen. Dann wird das Fleisch daran gethan, wenn man solches will, man kann sie auch ohne Fleisch kochen, nimmt man aber Fleisch, so ist das geräucherte das Beste. Ehe man die Linsen anrichtet, röstet man einen Löffel voll Mehl in Fett oder Butter und rührt es an die Linsen und läßt sie noch ein wenig kochen, auch kann man etliche Kartoffelschnitze daran thun und mitkochen.

Graham Muffins. Für fünf bis sechs Personen nehme man drei Tassen voll Graham-Mehl, ein Theelöffel voll Backpulver, ein Ei und süße Milch genug, um einen dünnen Teich zu machen. Nun bestreicht man die Muffinsformen mit Fett, füllt sie mit dem Teig und backt sie. Man kann anstatt der süßen Milch saure Milch oder Buttermilch nehmen, mit einem halben Theelöffel voll Soda. Die Muffins sind gesund und gut.

Zimmetsterne. Ein Pfund Zucker und der geschlagene Schaum von vier Eiweiß werden zusammen eine Viertelstunde gerührt. Ein halbes Pfund feingehackte Mandeln, zwei Theelöffel voll Zimmt, einen halben Theelöffel voll Gewürznelken. Bestreue das Backbrett mit Zucker und Mehl, rolle die Masse ganz dünn, so dünn wie ein Messerrücken, und steche mit dem Sternmodell die Sterne aus, und backe die Zimmtsterne langsam. Die Backpfanne bestreicht man mit Butter.

Wie bei den Kleinen eine Erkältung zu heilen ist. Sobald man merkt, daß sie sich erkältet haben, reibt man ihnen Abends die Fußsohlen gut mit Oel oder Gänsefett ein, hält sie dann eine geraume Zeit zum Feuer, und reibt die Brust und den Rücken ebenfalls gut ein und wickelt sie in warme Flanelltücher. Morgens wird man finden, das die Erkältung nicht mehr so heftig ist. Während des Tags giebt man ihnen Zwiebelsaft, oder gekochten Molasses mit etwas Butter darin.

Unser täglich Brod gieb uns heute.

Es hebt sich zum Himmel in Leid und Lust
Gar manches Gebet aus der Menschenbrust,
Doch hat wohl noch Keines so oft sich erneut,
Als: „Gieb unser tägliches Brod uns heut!"

„Das tägliche Brod," wie klingt das so klein,
Und umfaßt doch das ganze irdische Sein:
Das Leben, das warm in den Adern sich regt
Die Liebe, die innig das Herz bewegt,
Jedes Wesen, das Liebe entgegen uns bringt,
Jedes Glück, das ein freundliches Band um uns schlingt,
Das offene Herz, das immer bereit
Zu helfen, wo Jemand in Sorge und Leid;
Das trauliche Heim an liebem Ort,
Wo Friede und Frohsinn des Herdes Hort,
Die erfrischende Ruh' nach der Arbeit Hast —
Und tausendmal mehr noch das Wort umfaßt!

D'rum, wenn so unendlich des Wortes Sinn,
Das ganze Leben enthalten darin,
So lasset uns bitten zu jeder Stund'
Aus des Herzens tiefstem und innigstem Grund:
Du Vater im Himmel, der Allen gebeut,
Gieb unser tägliches Brod uns heut." E. B.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Das neue Jahr. Ein anderes Jahr ist gekommen mit seinen Sorgen, Pflichten, Verantwortlichkeiten und mit seinen Freuden. Auch die Arbeit hat Freude und wir werden viel Freude finden, wenn wir das Jahr anfangen und fortsetzen in unserem Werke für Gott und für unsere Mitmenschen. Diese Freude ist mit Sorgen verbunden. Aber gerade das ist eine der glücklichen Erfahrungen von Gottes Hirtengnade, wenn er uns so führt, daß wir mit dem Apostel sagen können: „Ich bin überschwänglich in Freuden, in aller unserer Trübsal." Keiner hat härter gearbeitet und mehr gelitten, als er, und Keiner hat größere Freude gehabt.

Wenn der Sonntagschul-Lehrer seine Klasse zum neuen Jahre grüßt, möge er ein ernstes Gebet emporsenden, daß sein Bemühen, diese jungen, empfänglichen Herzen zu Christo zu führen, mit Erfolg gekrönt werde. Wir sollten für den Aufbau des geistlichen Lebens in ihnen beten und arbeiten.

Ein Wort zu rechter Zeit. Einer Lebensbeschreibung der Evangelistin Phöbe Palmer entlehnen wir folgende Begebenheit: Sie hatte in Trenton gewirkt, und wollte in ihre Heimath New York zurückkehren. Als sie auf dem Bahnhof ankam, setzte sich eben der Zug in Bewegung, der Conducteur sah sie jedoch, gab das Halte-Signal und der Zug kam zum Stehen. Beim Einsteigen dankte sie dem gefälligen Beamten, und fügte dann in ungezwungener Weise hinzu:

„Beinahe hätte ich den Zug verpaßt, ich möchte aber doch nicht so nahe daran kommen, den Himmel zu verpassen. Sie doch auch nicht?"

Diese einfache Bemerkung ergriff den Mann, beunruhigte ihn, er wurde ernster gestimmt und schließlich bekehrt.

Es war ein rechtes Wort zur rechten Zeit. Wie so viele ebenso passender Gelegenheiten lassen wir unbenützt vorübergehen. Gar oft sind wir blind, wo wir sehen sollten, sind stumm, wo wir reden sollten. Weil

wir es nicht verstehen, kunstvoll geformte Sätze aneinander zu reihen, unterlassen wir es, den einen Satz, das eine Wort zur Ehre Christi zu reden. Weil wir nicht fünf Pfunde haben, vergraben wir das eine im Schweißtuche, als hätte das eine gar keinen Werth. Gott, der Erbarmer, lasse Gnade für Recht ergehen, wenn das Schuldbuch mit den Unterlassungssünden geöffnet wird.

Du sagst: „Ich könnte einem Fremden gegenüber keine solche Bemerkung machen, sie wäre gekünstelt, ein rechtes Wort zu rechter Zeit muß ungekünstelt sein.“ Ganz recht, es muß natürlich sein; aber Uebung macht den Meister. Wie ernstlich sollten wir Lehrer uns bemühen, die Kunst zu erlernen, eine religiöse Unterhaltung zu führen, eine Unterhaltung, die frei ist von nichtssagenden, hohlen, frommen Phrasen. Hier ist ein Mangel und ein Bedürfniß, die uns auf die Kniee niederziehen sollten.

Bilder aus dem Sonntagsleben in Persien. Yokschemba ist der persiche Name für Sabbathtag. Yok bedeutet eins; Yokschemba bedeutet also der erste Tag nach Schemba, dem jüdischen Sabbath. Der Sabbath ist allda ein Handelstag. Der durch die Straßen ziehende Fleischer ruft mit lauter Stimme: „Lungen, Lebern, Herzen!“ während ein Anderer hinter ihm schreit: „Aran, Aran!“ mit diesem Wort wird ein beliebtes persisches Getränk bezeichnet. Ziehen wir auf der Straße weiter, so begegnen wir vielleicht zunächst einer am Wege sitzenden Frau, welche in ihrem Chudra eingehüllt, ein klägliches Geschrei ausstößt. Sie verlangt ein Almosen von uns, für welches sie uns mit allen Segenswünschen überhäuft. Vor uns, neben der Straße, sehen wir jetzt ein lange Linie blauer Kleider auf der Mauer hängen; sie zeigen an, daß wir uns einem Bade nähern. Da das Feuerungsmaterial hier oftmals aus Schafsköpfen, die aus dem Schlachterhaus abgeholt werden, besteht, so ist der einem entgegen duftende Gestank kein besonders angenehmer.

Die Straßen sind häufig von schwer beladenen Eseln versperrt, daß man kaum durchdringen kann. Die Frauen, denen wir begegnen, sind alle verschleiert. Hier und da zeigt sich jedoch ein angenehmes armenisches Gesicht nur halb verschleiert. Die Männer prangen in allen möglichen Kleidungsarten, von dem Khan in seinem reichen mit Pelz randirtem Gewande, bis zu dem Hamal, oder Diener, in seinen buntscheckigen Kleidern, mit seinem krummen Nacken, auf dem ein Reisender bequem sitzen kann. An einem kleinen Fluß, der mitten durch die Straße fließt, treffen wir eine Anzahl Frauen, die ihre Kleider darin waschen und auf dem Stein ausklopfen. Das Wasser fließt hernach dessenungeachtet in Privatbehälter und wird zum Waschen, Kochen und Trinken gebraucht.

Auf der Straße weiter eilend, hören wir den schrillen Ton des Gesangs von einem Derwisch, der mit seinen langen, ungekämmten Haaren und wilden Bewegungen ein grimmiges Aussehen hat. Während er sein Almosen sammelt, wird er leider mit Furcht und Ehrfurcht behandelt. Nun treten wir auch durch die Thür für die Frauen in die Kirche ein und finden uns durch eine Wand von den Männern getrennt. Die Schulkinder sind alle mit einer weißen Decke umhängt, und gewinnen dadurch ein gespensterartiges Aussehen. Auch sind Mütter mit ihren Säuglingen da, welche oft mit dem Prediger eifern, in Bezug auf die Stärke der Stimme. Der Gottesdienst wird in türkischer Sprache gehalten; die Sonntagschulen jedoch haben Klassen in armenisch, nestorianisch, türkisch und englisch.

Ein kleines Mädchen, das seinen Vater mit dem Opferkorb herum gehen sieht, ruft mit lauter Stimme: „Hierey!“ (Papa) so lange bis er kommt und ihr Schärflein abholt. Nachmittags um drei Uhr findet ein Predigt-Gottesdienst statt.

Ist das Wetter schwül, so stellt sich bei den Zuhörern Schläfrigkeit ein. Einmal hielt der Prediger in seiner Rede ein, und rief: „Midat! Midat!“ bis Midat, der arme Schläfer, erwachte, und Aller Augen auf sich gerichtet fand.

Die Lieder sind nach unsern wohlbekannten Melodien gesetzt. Der Gesang aber ist meistens nichts weniger als melodisch. Ein Knabe besonders hatte eine schillernde Stimme und fährt hoch über allen Anderen her, in einem Schlüssel eigener Wahl. Als man dem Vater andeutete, daß sein Knabe lieber schweigen möchte, wurde er sehr entrüstet und sagte: „Ei, er hat ja die beste Stimme unter Allen.“

Abends acht Uhr findet ein englischer Gottesdienst statt; dieser wird von einigen englischen und deutschen Familien besucht, und ist natürlich für uns Ausländer der heimathlichste unter allen Gottesdiensten. Aus der Kirche in die Dunkelheit heraus tretend, werden wir von einer Anzahl Männer empfangen, die uns mit ihren großen Laternen nach Hause begleiten. Die Straßen sind jetzt von Menschen leer, die sich zur Ruhe zurück gezogen haben, hingegen von schnarrenden Hunden besetzt, die mit ihrem unheimlichen Geheul die Nacht erfüllen, wenn sie aus ihrem sanften Schlaf aufgeweckt werden.

Ein Wink von einem Zaunpfahl. Im Zaune unseres Nachbars versieht eine ehemalige Pumpe den Dienst eines Zaunpfahles. Als Pumpe wollte sie nicht mehr taugen, da wurde sie aus dem Brunnen herausgezogen, abgesägt und zum Zaunpfahl gemacht. Das Loch, das einst krystallhelles Wasser spendete, ist zu einer Behausung von Spinnen und Insekten geworden.

Welch' ein Gegensatz zwischen einst und jetzt! Einst labte und erquickte sie Menschen und Thiere. Sie war ein Segen für Jung und Alt. Menschen und Thiere war sie gleich unentbehrlich. — Und jetzt? Nur ein Zaunpfahl!

Ob sie ihre jetzige Stellung wohl als eine Kränkung auffaßt? O, es ist besser, tausendmal besser, ein rechter Zaunpfahl zu sein, denn als nutzloser Stumpf einer verbrauchten Pumpe dazustehen, oder gar als altes Holz in irgend einem abgelegenen Winkel zu verfaulen. Wo sie ist, leistet sie vortreffliche Dienste, sie hilft ihres Herrn Eigenthum beschützen. Zudem ist die Pforte an ihr befestigt, und mein Nachbar ist froh, daß er solch' einen starken Pfosten für diesen Zweck gefunden.

Dieser Zaunpfahl will uns, an die das Alter nun rasch heranrückt, einen Wink geben. Ob wir auch in früheren Jahren durch unsere Arbeit hervorragten, so kommt doch auch für uns die Zeit, da wir bei Seite treten müssen, die Pumpe muß etwas Anderes werden. Ob wir gleich mehr Erfolg aufzuweisen haben, als viele Andere, es hilft Alles nichts, dennoch müssen wir Anderen Platz machen. Aber auch für uns giebt es noch Plätze. Wie wohlthuend, Jemanden zu finden, der willig ist, unscheinbare Arbeit zu übernehmen, und das mit fröhlichem Gesicht und zufriedenem Herzen; der willig ist, anstatt Pumpe, Zaunpfahl zu sein.

Wer wagt zu behaupten, daß das wenig Werth habe, wenn der ergraute Christ mit lebendigem Beispiele die christlichen Tugenden — Demuth, Sanftmuth, Geduld, herzliche Nächstenliebe — darstellt?

Es ist Großes geleistet, wenn sich die jüngeren Gotteskinder mit Lust und voll Vertrauen an uns schmiegen können; wenn unser Beispiel ihnen das freudige Wort entlockt: „Fürwahr, das ist ein ganzer Christ."

Blos der Pfosten an einer Zaunpforte! Wer sagt das? Ihr lebenskräftiges Beispiel zieht Andere zu Christo, sie werden ihnen eine Pforte zu Christo. Wenn er unsern tadellosen Wandel anschaut, dann empfängt der zaghaft junge Anfänger Zuversicht, der aufrichtige Zweifler wird von der Kraft und Wahrheit des Evangeliums überzeugt, und der Verächter muß verstummen. In unsern ohnmächtigsten Jahren mögen wir die segensreichste Arbeit unseres Lebens vollbringen.

Ehrwürdiger Zaunpfahl, herzlichen Dank für deinen Wink.

Sonderbares Gesinge. In der Musik liegt eine Macht zum Guten, die unbeschreiblich ist, und besonders ergreifend ist der Gesang geübter Kinderstimmen. Jeden Juni versammeln sich die Kinder der Armenschulen Londons in dem gewaltigen St. Pauls Dome, und dort singen sie dann im mächtigen Chorus. Händel, der große Meister der Musik, hörte sie einmal, und wurde mit Bewunderung und Entzückung erfüllt. Doch ohne tüchtige Lehrer haben sie nimmermehr so singen gelernt.

Wir kamen einmal in die Sonntagschule eines kleinen Ortes. Wir willfahrten der Bitte und hielten eine kurze Ansprache. Der Vorsänger fühlte sich gedrungen, uns unsere Mühe sogleich zu vergüten.

„Möchten Sie die Kinder singen hören?" fragte er leuchtenden Auges.

Selbstverständlich bejahten wir dies, und wir versprachen uns auch Genuß, jedoch irren ist menschlich.

Der Gesangführer trat vor die Schule, schwang seinen Stock und rief: „Fertig! eins, zwei, drei — singt!"

Und sie sangen, so laut, so schrill, daß es hätte Stein erweichen, Menschen rasend machen können.

Der Gesangmeister war nicht zufrieden.

„Kinder," rief er, „ich weiß, ihr könnt es besser. Macht den Mund auf, singt schneller, lauter und mit mehr Begeisterung."

War es das erste Mal fast unausstehlich, so war es nun geradezu unbeschreiblich. Der Lehrer fuhr im raschen Tempo mit den Armen auf und nieder, wie wenn der Hahn die Flügel schwingt, ehe er kräht, und mit seiner Stentorstimme schmetterte er, als ob unsere Ohren von Schmiedeeisen wären. Immer aufgeregter wurden die Kinder, eines überschrie das andere. Von Harmonie auch kein Gedanke. Als endlich der letzte schrille Ton verhallt war, und Lehrer und Schüler erschöpft und athemlos in ihre Sitze zurückgesunken waren, da strahlte unseres Sängers Gesicht vor Wonne ob der außerordentlichen Leistung.

O ihr Gesangmeister! herzlichen Dank für eure Liebesarbeit. Jedoch ein Wort der Warnung an Alle, die es angeht. Lehrt die Kinder Takt halten, das Kreischen vermeiden, die Stimmen zu moduliren, und denkt daran, daß laut und gut nicht immer ein und dasselbe bedeutet.

Am Kamin.

Das letzte Zündhölzchen. Es war in einer entsetzlich kalten, stürmischen Winternacht. Nach zehn Uhr ging ich, meinen langen Ueberrock bis unter die Kniee zugeknöpft, die Laterne in der Hand, langsamen Schrittes zwischen den Schienen auf der Brücke dahin und beleuchtete das Geleise, um nachzusehen, ob die Verbindungs-Schrauben fest hielten und Alles in Ordnung sei. Der Sturm tobte so heftig, daß ich mich auf der offenen Brücke fast nicht auf den Füßen halten konnte. Ich näherte mich dem Ende der Brücke, als ich plötzlich eine Verderben drohende Unregelmäßigkeit bemerkte: von der grimmigen Kälte war eine Schiene gesprungen und die Stelle unfahrbar geworden. Eine große Angst beschlich mich. Ich konnte den Bruch nicht repariren; eine neue Schiene war erforderlich. Ich sah nach meiner Uhr: in 15 Minuten mußte der Zug kommen; trotz der furchtbaren Kälte ward ich über und über in Schweiß gebadet. Es war keine Minute zu verlieren. Der Zug mußte durch den Tunnel kommen. Ich eilte also hinein, um am Ende desselben durch Hin- und Herschwingen meiner Laterne, den heranbrausenden Zug zu warnen. Da auf einmal, nahe an der Oeffnung des Tunnels, erfaßte mich ein so gewaltiger Windstoß, daß ich unwillkürlich seitwärts taumelte und die Laterne gegen die Mauer schlug. Das Glas klirrte, das Licht erlosch. In vier bis fünf Minuten mußte der Zug kommen; warnte ich nicht, so war er verloren. Ich schrie aus der Tiefe meiner Seele zu Gott um Hülfe, Erbarmen, Errettung. Mit fieberhafter Hast durchsuchte ich meine Taschen und fand eine Zeitung und ein einziges Zündhölzchen. Ein dumpfes Rollen begleitete das Heulen des Sturmes. Der Schnellzug nahte. Schon zeigte sich das leuchtende Auge der Lokomotive; das Keuchen der Maschine drang in meine Ohren. Jetzt kniete ich zur Seite des Geleises nieder, flehte heiß zu Gott um Gelingen, zog — die Zeitung in der Linken, das einzige Zündhölzchen in der Rechten — den Ueberrock schützend um mich und strich im letzten Augenblick das Zündhölzchen an. Es flammte auf, die Zeitung fing Feuer. Ich schwenkte das brennende Papier im Angesichte des Zuges hin und her. Alsbald brauste der Zug an mir vorüber. Doch, gottlob! der Lokomotivführer hatte das Zeichen bemerkt. Ein schriller Pfiff ertönte, die Bremsen an den Rädern schnarrten. Dann hörte ich nichts mehr; ich sank nieder und verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bahnwagen, und ein Conducteur leuchtete mir mit seinem Laternchen in's Gesicht. Wie ich mich aufrichtete, drückten mir Viele dankend die Hand. Der Schnellzug fuhr zurück zur nächsten Station, von welcher sogleich Arbeiter gesandt wurden, die das Geleise wieder herstellten. Zwei Andenken an jene schreckliche Winternacht sind mir geblieben. Mein Haar war zuvor dunkelblond, in jener einen Nacht ist es schneeweiß geworden. Und die Bahnverwaltung schenkte mir als Anerkennung treuen Dienstes eine prachtvolle, schwere, goldene Uhr mit schöner Kette. Gott aber hat das Unglück verhütet; ihm sei Dank und Ehre!



Herr: „Junge, wie schaust du denn aus? du bist ja der reine Schmierfinke! Wer bist du denn, Kleiner?"

Junge: „Ich bin dem Papa sein Herzblättchen!"

Fünf Finger hat die Sünde, sagt ein arabisches Sprüchwort. Zwei legt sie ihrem Opfer auf die Augen und spricht: Sieh' nicht weder den Ernst des göttlichen Gebotes, noch die Häßlichkeit deiner That, noch den Ausgang deines Weges. Zwei Finger legt sie auf die Ohren des Sünders und spricht: Sei taub gegen das Flehen der Deinen, gegen die Warnungen von Oben. Den letzten Finger legt sie auf den Mund des Sünders: Du darfst nicht widersprechen, du mußt folgen und dahinfahren im stummen Gehorsam.

Was eine Tournüre ist! Eine Tournüre ist in der Jurisprudenz: Eine Uebertreibung des wirklichen Sachverhalts; in der Medizin: ein Symptom gestörter Hirnfunktion; in der Theologie: eine sündhafte Verunstaltung des menschlichen Körpers; in der Philosophie: das negative Sein am positiven Sein; in der Philologie: eine fremde Nachsilbe am einheimischen Stamme; in der Geschichte: ein Auswuchs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; in der Physik: eine unnatürliche Verrückung des Schwerpunktes; in der Bautechnik: eine an unpassender Stelle angebrachte Dekoration; in der Aesthetik: ein Merkmal des verirrten Schönheitssinnes; im Welthandel: eine Täuschung des Publikums durch Kunstmittel; im Allgemeinen: ein blühender Unsinn.

Ein neuer Apotheker-Artikel. Ein Apotheker hält seinem neugebackenen Lehrling eine Büchse Kinder-Pulver (Pulvis infantium officinalis) mit der Aufschrift: "Pulv. infant. offic." hin und fragt ihn: „Nun, junger Mann, jetzt wollen wir einmal schauen, wie es mit Ihrem Lateinisch aussieht. Was ist das auf Deutsch?" — Lehrling: „Pulverisirter Infanterie-Offizier."

Die Karschin. Zur Zeit der schlesischen Kriege Friedrichs des Großen lebte zu Berlin eine Stegreif-Dichterin, Namens Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, die wiederholentlich des Königs Interesse auf sich zu lenken wußte. Sie war früher mit einem Schneider verheirathet gewesen, der sie arg gemißhandelt hatte, und war dann durch einen schlesischen Edelmann, von Kottwitz, und den liebenswürdigen Dichter Gleim aus dem Pfuhl des Elends hervorgeholt worden. Die einst verachtete Kuhmagd, geboren auf der Meierei Hammer, zwischen Krossen und Züllichau, im Schwiebuser Kreise, die eine Naturdichterin und Stegreifpoetin von großer Bedeutung war, kam in Berlin bald in Mode. Es gehörte in der Hauptstadt Friedrichs des Großen damals zum guten Tone, sich von der Karschin besingen zu lassen, und die Dame that dies sehr gern, zumal sie ihre Kunst sich sehr gut bezahlen ließ. Denn trotz der zweitausend Thaler, welche sie durch eine Subscription auf ihre Gedichte zusammenbrachte, und trotz des Geldes, welches ihre poetischen Bettelbriefe ihr einbrachten, war ihre Börse stets leer. Ihr edler Gatte sorgte stets dafür, daß alle ihre Einkünfte vergeudet wurden. Sie bewohnte eine Dachstube an der Stechbahn im „alten Consistorium." Wenn Lessing, Gleim, Ramler, Kleist und noch andere hervorragende Dichter des Zeitalters Friedrichs des Großen diesen Genius in schwungvollen Oden feierten, wie sollte sie zurückstehen, deren eigentliches Handwerk die Fabrikation von Lobesgedichten jeder Länge und jeder Farbe, je nach der Bezahlung war? So verfertigte sie denn mehrere Heldenlieder zum Ruhme Friedrichs des Großen, die lebhaften Anklang fanden. Im Jahre 1763 ruft sie dem Könige, dem Vater des Vaterlandes, im Namen seiner „Bürger" zu:

Du kommst und dein Triumph ist mehr als römisch prächtig,
Nicht über Sklaven jauchzen wir,
Nicht über nachgeführte fremde Königsschätze
Und Kronen, die der Sieger nahm:
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wiederkam.

Die betriebsame Frau wollte für ihre Begeisterung zugleich auch klingende Münze einheimsen, und ihre Gönner wußten es so einzurichten, daß der König ihr in Sanssouci eine Audienz gewährte. Auch diese Audienz hat sie besungen. In dem Gedicht heißt es:

Er frug: Wer lehrte dich Gesang,
Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang?
Held, sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.

Der König fragte sie nach ihren Kenntnissen in der deutschen Literatur und versprach ihr, für sie zu sorgen. Alles in Allem erhielt die Karschin nach und nach 97 Thaler vom König. Als die Dichterin immer dreister wurde, wurde Friedrich ärgerlich und ließ ihr zwei Thaler als Almosen senden. Frau Karsch war darüber sehr aufgebracht und schickte, wie man weiß, die zwei Thaler zurück mit dem bekannten Vers:

Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König.
Zwei Thaler sind für mich kein Glück,
D'rum schick' ich sie zurück.

Ueber diese Keckheit lachte der König und — steckte die zwei Thaler ruhig ein. Die Karschin aber ließ sich nicht abschrecken. Sie bestürmte den König auf's

Reue. Diesmal bat sie nicht um Geld, sondern um ein — Haus. Der König sagte dem Geheimen Kämmerer, er solle die Dichterin besser als das vorige Mal bedenken, damit ihre poetische Epistel länger werde. Der Kämmerer glaubte ein Uebriges zu thun und sandte diesmal drei Thaler.

Frau Karsch schrieb zur Antwort die gleichfalls bekannten Verse:

Seine Majestät befahlen,
Mir statt eines Hauses Bau
Noch drei Thaler auszuzahlen.
Der Befehl ward ganz genau,
Prompt und willig ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestell' ich ohne Grauen
Morgen mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Von des abgehärmten, alten
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König — seufzen läßt.

Friedrich Wilhelm II. ließ ihr ein Haus bauen und erfüllte dadurch das Versprechen seines großen Oheims.

Aus der Zeit.

Das gut getroffene Bild des deutschen Kronprinzen, der gegenwärtig seiner Krankheit wegen so oft genannt wird, ist unseren lieben Lesern gewiß willkommen. Der Künstler hat ihn im bürgerlichen Anzug dargestellt, was uns besser gefällt, als die militärische „Kriegsrüstung und die vielen Ordenssterne," die sich auf manchen Bildern finden.

Der Kronprinz ist zwar auch, wenn es sein muß, ein ganz wackerer Kriegsmann, das hat er in Böhmen (1866) und bei Wörth u. s. w. (1870—'71) bewiesen. Er liebt den Frieden und das Familienleben jedoch weit mehr als den Krieg und erblickt in letzterem ein großes Uebel, darum bekommt ihm der bürgerliche Anzug recht gut.

Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, kaiserlicher Prinz von Deutschland und Kronprinz von Preußen, ist der einzige Sohn des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta. Er wurde am 18. Oktober 1831 im neuen kaiserlichen Palaste in Potsdam geboren. Seine erste Bildung erhielt er von tüchtigen Hauslehrern und später studirte er auf der Universität Bonn die Rechte. Er trat schon in seiner Jugend in das Heer, wurde General und bekleidete viele wichtige Posten. Im Jahre 1866, als der österreichisch-preußische Krieg ausbrach, führte er ein Heer von 125,000 Mann von Schlesien durch die Pässe der Sudeten, eine Operation, welche mit großer Schwierigkeit und Gefahr verknüpft war. Sein Marsch von Miletin nach Königgrätz und seine Siege in Böhmen gaben ihm den Ruf eines tüchtigen Feldherrn. Im Kriege gegen Frankreich ist er in sehr hervorragender Rolle aufgetreten. Gegen Ende Juli 1870 war er mit 200,000 Mann und 500 Feldgeschützen an der Rheingrenze; am 4. August schlug er eine Abtheilung des MacMahon'schen Heeres unter General Douay und am 6. August griff er die vereinigten Armeen der Generäle MacMahon, Failly und Canrobert an, welche Stellung bei Wörth genommen hatten. Die feindliche Linie wurde an zwei Punkten angegriffen, in der Mitte und im linken Flügel durchbrochen. Bei Sedan griff der Kronprinz MacMahon wieder an. Am 20. September zog er in Versailles ein und von dort aus warf er seine Truppen um Paris, wo er bis zum Friedensschlusse blieb. Am 28. Oktober wurde er zum Feldmarschall von Preußen erhoben. Nach Beendigung des Krieges besuchte er England, begleitet von seiner Gemahlin, der Prinzessin Victoria von Großbritannien, mit der er am 25. Januar 1858 vermählt worden war, und die ihm sieben Kinder geschenkt hat.

Ist er aber auch durch seine Kriegsthaten weltbekannt geworden, so hat er als Familienvater, Beförderer der Kunst und Wissenschaft und Wohlthäter der Armen, doch nicht geringe Verdienste. Auch glaubt er an die allwaltende Hand Gottes, wie kürzlich noch ein von ihm geschriebener Brief bezeugt, und ist durchaus kein Ungläubiger, wie die Gottesläugner und Rationalisten oft behaupten.

Unser Präsident wird seiner Botschaft wegen so gänzlich verschieden beurtheilt, daß man glauben könnte, es seien zwei ganz verschiedene Menschen in ihm vereint.

Die Einen meinen, diese Botschaft, die weiter nichts enthält als die Befürwortung der Zoll-Reform, sei das größte Staats-Schriftstück dieses Jahrhunderts, und Herr Cleveland habe eine Botschaft geschrieben, wie noch nie ein Präsident zuvor.

Die Andern sagen, es sei das Machwerk eines schlauen Politikers, welcher der freihändlerischen Stadt New York einen Brocken für die nächste Präsidentenwahlschlacht hinwerfen wollte. Das dazu gebrauchte Argument aber sei ein bubenhaftes.

Es kommt also auf die Stellung an, von welcher aus man diese Botschaft besieht.

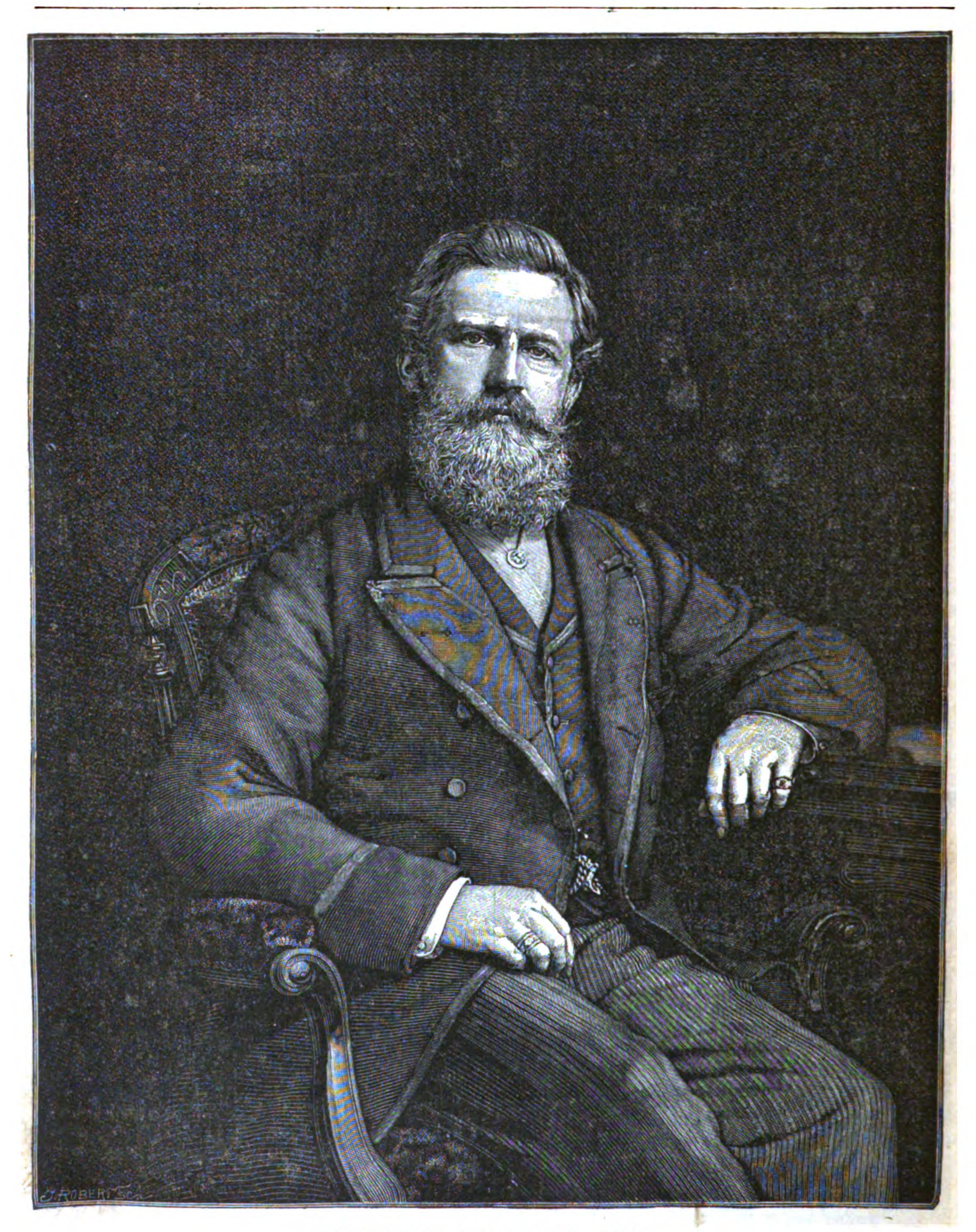
Beschaut man sich dieselbe ruhig und mit Unparteilichkeit, so wird man finden, daß die Argumente allerdings sämmtlich schon vorgebracht worden sind, und in dieser Beziehung nichts Besonderes an der Botschaft ist.

Gewiß aber ist es, daß mit dem Ueberschuß in der Ver. Staaten Kasse etwas geschehen sollte, und Herr Cleveland hat seinen Plan zur Verminderung angegeben. Gewiß ist auch, daß unsere Zölle da und dort etwas erniedrigt werden könnten, ohne unserer einheimischen Industrie Schaden zuzufügen. Dazu aber gehört viel Weisheit, sowie das Zusammenwirken der politischen Parteien, worauf wir kaum hoffen.

Ob die Botschaft die Sache der demokratischen Partei fördern wird, kommt auf Umstände an und muß sich zeigen.

Wir glauben eher, daß Herr Cleveland einen politischen Parteifehler damit beging.

Eins wird von den Zeitungen bei Besprechung dieser Botschaft nicht berührt, nämlich das ungeheure Gedeihen unseres Landes, durch welches ermöglicht wurde, daß das Volk die furchtbare Kriegslast von 3000 Millionen Dollars trug, verzinste und nun so viel Geld in die Kasse schaffte, daß man nicht weiß,



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Deutschland.

was damit thun, denn die Gläubiger, die noch Vereinigte Staaten Bonds halten, wollen nicht verkaufen!

Wahrlich — Gott hat uns reich gesegnet, und in diesem Lichte betrachtet, giebt uns die Botschaft Veranlassung zu großer Dankbarkeit.

„Der europäische Friede,“ sprach der englische Premier-Minister Salisbury in seiner Rede beim Lordmayor-Essen zu London, „ist weniger durch die Großmächte, als durch die sociale Frage, d. h. durch das Verlangen nach gerechterer Ordnung der Gesellschaftsverhältnisse, bedroht.“

Oestreich zu Rußland: „Warum ziehst du den Rock aus, und schlägst die Hemdärmel in die Höhe?"

Rußland: „Es fängt mir nachgerade an, heiß zu werden."

Oestreich: „Du lügst! Die Herbstwinde sind kalt, und Jedermann sucht nach warmen Kleidern."

Deutschland: „Was krakehlt ihr Zwei da hinten? Wenn Rußland den Rock nicht wieder anzieht, werde ich Oestreich helfen."

England: „Gott segne den Kaiser uud verleihe ihm langes Leben." (Zieht mit guter Miene den Rock wieder an).

Die Niederländer haben eine neue Verfassung erhalten, welche z. B. das Kammerwahlrecht in die Hände von 350,000 Wählern legt (bisher war dasselbe auf die 120,000 Höchstbesteuer-en beschränkt).

Im Welttheil der Vulkane und Revolutionen, Mittelamerika, und zwar im Staate Guatemala, empörte sich ein General gegen den Präsidenten Barillas. Die Regierung aber nahm die Revolutionshäupter gefangen und ließ dieselben alsbald erschießen. Ebenso kurzen Prozeß machte die Regierung mit dem römisch-katholischen Erzbischof Casanova, der erklärt hatte, daß er nur von Gott und dem Papste abhängig sei, daher keinen oberen im Lande anerkenne. Um Mitternacht ward er mit Sonderzug nach dem Seehafen San Jose und dort auf den Dampfer gebracht, der sofort in See stach. Und die so energisch verfahren, sind römische Katholiken spanischer Nationalität.

Der Turnverein zu Lawrence in Kansas hatte am Tage der Hinrichtung der Chicagoer Anarchisten die Flagge auf der Turnhalle auf Halbmast gezogen, um dadurch seine Sympathie mit dem Anarchismus auszudrücken. Ein Mitglied des Turnvereins, ein Herr Burger, wollte nun in diesen Tagen das Bürgerrecht der Ver. Staateu erwerben und meldete sich zu diesem Zweck beim Gerichtsschreiber Hopkins. Dieser stellte ihm zunächst die Frage, ob er ein Mitglied des Turnvereins sei, und erklärte dann, als Herr Burger die Frage bejaht hatte, rund heraus: „Dann können Sie von diesem Gericht nicht das Bürgerrecht erwerben."

Das ist vollständig in der Ordnung und jeder naturalisirte Bürger unseres Landes, der es ehrlich meint, muß sich über diese Entscheidung des Gerichtsschreibers herzlich freuen. Wer es mit den verbrecherischen Lehren des Anarchismus hält, hat kein Recht Bürger unseres freien Landes zu werden; sein Bürgereid würde ein Meineid sein.

Wenn es überall so streng mit der Gewährung des Bürgerrechtes gehalten würde. so würde man bald keine Klagen mehr hören über die böse Einwanderung und wir würden es auch nicht nöthig haben, Gesetze gegen die Einwanderung zu erlassen.

Von der Ex-Kaiserin Eugenie, die nahezu in Vergessenheit gerathen ist, melden englische Blätter: Das Leben der Ex-Kaiserin besteht hauptsächlich in dem Hange, den Träumen Bedeutung beizulegen. Die hohe Frau befand sich relativ wohl und gesund, als sie vor einigen Wochen am Morgen dem Herzog von Mouchy die Mittheilnng machte, der Tod habe sich ihr „angemeldet," — in der Nacht sei ihr Gatte erschienen und habe ihr auf's Neue seine Hand angeboten. Sie reichte ihm die Rechte, und somit sei sie dem Schattenlande verlobt. Man bemühte sich, die trüben Gedanken zu verscheuchen, allein die Kaiserin hält daran fest; sie wiederholt fortwährend: „Mein zweiter Brautstand wird gerade so lange dauern, als dies bei dem ersten der Fall war, und wenn die Zeit vorüber, wird mich Louis zu sich in die Gruft holen." Die Umgebung der unglücklichen Frau ist äußerst beunruhigt, und die Aerzte haben angeordnet, aus dem Schlafgemach der Kaiserin sämmtliche Portraits ihres Gemahls und ihres Sohnes zu entfernen.

Die „New York Sun" hat in den in New York in großartiger Weise betriebenen Ehescheidungs-Schwindel dieser Tage rücksichtslos hineingeleuchtet nnd durch geradezu erstaunliche Enthüllungen dem Publikum einen großen Dienst geleistet. Ein junger Reporter, der im Ernst noch nie daran dachte, den friedlichen Junggesellenstand mit dem ernsten Ehestand zu vertauschen, erwirkt für Geld und gute Worte von gefälligen Advokaten gleichwohl eine Ehescheidung von einer Frau, mit welcher er niemals verheirathet war. Bei einem andern, nicht minder gefälligen Advokaten, wird der nämliche Versuch mit gleichem Erfolge wiederholt. Allerdings wurden bei diesen „Scheidungsprozessen", welche bis zum glücklichen Ende nur ein paar Tage währten, die Gerichte weder beschwindelt noch mittelbar zu Helfershelfern bei einem abscheulichen Verbrechen gemacht. Es liegt sogar ein gewisser Trost in dem Umstande, daß außer den scheidungslustigen Parteien auch die Gerichte von den frechen Gaunern betrogen wurden: der Name des Richters, sowie derjenige des County-Clerks ist auf dem in Rede stehenden Muster-Ehescheidungsdekret gefälscht. Mit andereu Worten: das ganze Dekret ist gesetzlich nicht den Fetzen Papier, der es trägt, geschweige denn einen Schuß Pulver werth. Aber die Leute, welche solcher Papiere bedürfen, halten dieselben entweder ehrlich für echt, gesetzlich und bindend, oder geben sie doch dafür aus, denn ihrer Viele kennen den betrügerischen Charakter der ihnen ausgestellten Dokumente unzweifelhaft ganz genau.

Es handelt sich bei Bloßstellung des Handels mit gefälschten Ehescheidung-Dekreten nicht etwa um seltene Ausnahmefälle oder Kleinigkeiten. Man kennt vielmehr in New York allein fünfzehn Agenturen oder Firmen, welche bei den Betrügereien unmittelbar betheiligt sind. Als Kunden-Schlepper und Bundesgenossen dieser advokatischen Schurken dienen häufig aber „Hellseher und Astrologen." Auf Grund gewisser Berechnungen kann man nun die Zahl der gefälschten Dekrete im Jahresdurchschnitt — immer allein für die Stadt New York — auf 1500 Stück annehmen. Doch damit nicht genug. Dem Ehescheidungs-Betruge folgt in der Regel, als Hauptursache des ersten Verbrechens, der Wunsch einer neuen ehelichen Verbindung. Diese ist unter den obwaltenden Umständen natürlich ebenso null und nichtig vor dem Gesetz, wie die betrügerische Scheidung der ersten Ehe. Wer sich auf den Schwindel einläßt, wird also Bigamist. Wie viele solcher Verhältnisse mögen thatsächlich in New York bestehen, entweder mit Vorwissen des einen Gatten, oder auch unter beiderseitiger Annahme, daß der eheliche Bnnd zwischen ihnen völlig nach Recht und Gesetz geschlossen worden sei? Wohl darf man einen gewissen Schauder empfinden bei dem Gedanken an die Folgen der Schurkenstreiche jener ehr- und gewissenlosen Schacherer! Die Legitimität unschuldiger Kinder steht auf dem Spiel, und die Grundpfeiler des Erbrechts sind untergraben. Aus Alledem ist aber der Schluß zu ziehen, daß der Hinweis auf die schauerlichen Umstände nicht etwa als Zeitungs-Sensation aufgefaßt werden darf. Es ist vielmehr Aufgabe des Staates, vorerst die abgefaßten Betrüger exemplarisch zu bestrafen, dann den Betrug selbst für die Zukunft unmöglich zu machen und endlich die hauptsächlichste Ursache des Hanges zum Betrnge auf dem Wege der Gesetzgebung zu heben.

Offene Post.

Die Abonnenten-Listen sehen dieses Jahr befriedigend aus; es müssen sich aber noch viele neue Unterschreiber melden, wenn wir mit einem Zuwachs von Eintausend erfreut werden sollen.

Der Bildersaal. Sonntagschulen mögen nicht vergessen, den Bildersaal für 1888 zu bestellen. Derselbe ist schöner als je. Das wird allgemein anerkannt, und wo man dieses Hülfsmittel einigermaßen richtig gebraucht, da will man dasselbe nicht mehr entbehren.

Gott ist mit Haus und Herd, und das Blatt hat schon viel Segen und Nutzen, sowie Belehrung gebracht. Es hat mich sehr gefreut, daß wir von dem hiesigen Bezirk diesmal 4 Exemplare bestellen durften, statt wie früher 2! Das ist auch ein Fortschritt!
Theo. Odinga.

Ein sehr brauchbarer Abreiß-Kalender, welcher eine neue Einrichtung bietet, ist uns von der Pope Co. in Boston, Mass., zugegangen. Die neue Einrichtung besteht darin, daß man für jeden Tag im Jahr Notizen anbringen kann, ohne die Blätter abzureißen. Wenn also Jemand am 15. Januar, oder 1. Februar oder zu irgend einer andern Zeit ein Geschäft zu besorgen hat, so kann er das vorher anmerken, und wenn man zum bestimmten Datum kommt, so wird man durch die eigene Notiz erinnert.

Der Kalender ruht auf einem kleinen Gestell, nimmt fast keinen Raum auf dem Schreibtisch ein und ist für Geschäftsleute, Redakteure u. s. w. sehr praktisch.

Diese Compagnie verfertigt zweierlei Fahrräder — Bicycles und Tricycles — und zwar ausgezeichnete.

Wo sollen die neuen Unterschreiber herkommen?

Erstens: Jedes Familienhaupt jeglichen Hauses der Gemeinde sollte veranlaßt werden, „Haus und Herd" zu halten.

Zweitens: Jede einzelnstehende ledige Person sollte Haus und Herd halten.

Drittens: Leute, die sich kürzlich der Gemeinde angeschlossen haben, sollten gefragt werden, Haus und Herd zu halten.

Viertens: Wir sollten nicht nachlassen, bis alle Arbeiter der Sonntagschule — Lehrer und Beamte — Haus und Herd halten; schon um der sehr praktischen und brauchbaren Sonntagschul-Lektionen willen.

Fünftens gebe man dem Nachbar ein Heft des Haus und Herd zur Einsicht, oder schreibe um Probe-Nummern und theile dieselben in der Nachbarschaft aus.

Sechstens: Theile man uns solche Namen mit, deren Träger vielleicht willig wären, Haus und Herd zu halten, und wir werden Probenummern direkt an die gegebenen Adressen senden.

☞ Wenn wir auf diese Weise die Sache angreifen und nachhaltig darin fortfahren, und womöglich keine alten Unterschreiber verlieren, werden wir **Eintausend Zuwachs** erhalten.

Für die vielen Segenswünsche zum Neuen Jahre — herzlichen Dank! Persönlich können wir sie nicht alle beantworten, und thun es hiermit in offener Post, indem wir allen Schreibern, allen Lesern und allen Freunden Gottes reichsten Segen als Glückwunsch für 1888 wünschen.

Aus Wilberforce, Ontario, C. W. — Ich wünsche Ihnen viel Glück und des Herrn Segen zum neuen Jahr, und zu dem großen Werk. Er segne es, daß es möge wachsen in viel tausendmal tausend. Ich bin auch ein Leser von Haus und Herd schon manche Jahre, und es wird uns immer lieber und unentbehrlicher, so daß es jedesmal ein kleines Fest ist, wenn es erscheint.
John Witzel.

Aus Hutchinson. — Da ich die erste Nummer für 1888 richtig erhalten habe, so will ich meine Unterschrift erneuern. Haus und Herd ist uns schon die vielen Jahre, die wir es gehalten, zum guten deutschen Freunde geworden. Dieses Jahr hält es zwar schwer, weil wir der Trockenheit wegen nicht viel geerntet haben; aber wir wollen lieber etwas Anderes entbehren als Haus und Herd. Ich schöpfe aus der Schrift viel Unterhaltung und Erbauung und lese meinen Kindern oft daraus vor. Gleich die erste Seite in der Neujahrs-Nummer zeigt uns den rechten Anker an, den wir nicht vergessen wollen. Zum neuen Jahre wünsche ich, daß viele Deutsche Haus und Herd zu ihrem Freunde machen.
Friederike Vogel.

Angenommene Artikel: Die Zillerthaler. — Aufgabe des ehelichen Lebens. — Wie können wir den besonderen Hindernissen unserer Kirche in den größeren Städten am erfolgreichsten begegnen? — Ulrich von Hutten. — Die Forstfrage. — Ein Wort an die deutsche Jugend Amerika's. — Das neue Washington. — Pastoralarbeit. — Volapük.





W.C.T DOBSON PINXT J BOURNE, SCULPT

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. März 1888. Drittes Heft.

Das Zeitalter des praktischen Christenthums.

Hierzu der Stahlstich: „Zu Joppe aber war eine Jüngerin mit Namen Tabea, die war voller guter Werke und Almosen, die sie that.“ Apstg. 9, 36.

Editor.



Man hat unser Zeitalter das eiserne, das papierene, das materialistische und das anarchistische genannt. Noch andere Eigenschaften wurden „unserer Zeit“ schon in Menge beigelegt. Nur das „goldene Zeitalter“ entdeckte noch Niemand in der Gegenwart. Dies ist — je nach den Anschauungen und Begriffen des Einzelnen — entweder entschwunden oder kommt in der Zukunft.

Weßhalb können wir die Periode, in welcher wir leben, zur Abwechslung nicht auch einmal das Zeitalter des praktischen Christenthums nennen?

Berechtigung dazu ist gewiß vorhanden. Nie befliß sich das Christenthum mehr der Liebesthätigkeit, als in unserer Zeit; nie verlangte die Welt mehr praktisches, sichtbares Eingreifen vom Christenthum, als in der Gegenwart; nie trat die Frage: was thut die Kirche? so in den Vordergrund, wie heute.

Um klar zu erkennen, wie dieser Zug der Zeit entstanden, blicken wir ein wenig zurück.

I.

Zur Evangelisation der Welt sind, unter dem Einfluß und der Führung des heiligen Geistes, drei Elemente nöthig: 1) Die richtige Lehre; 2) Die richtige, christliche Erfahrung; 3) Die Liebesthätigkeit, oder in andern Worten die praktische Darstellung der Lehre und Erfahrung.

In den ersten christlichen Gemeinden, obwohl dieselben durchaus nicht von Schäden frei waren, finden sich diese drei Hebel in fast wunderbarer Weise zur Erreichung des Zieles vereinigt. Sie besaßen die „reine Lehre“ aus erster Quelle, hielten dieselbe unverfälscht und verkündigten mit großer Kraft, daß in keinem andern Heil sei, als im Namen Jesu. Bei Weitem die meisten Mitglieder jener Gemeinden wußten, daß sie vom Tode zum Leben hindurchgedrungen und Christus, der Herr, in ihnen Gestalt gewonnen hatte. Und in der Liebesthätigkeit, bezüglich des Herabsteigens in's Volkselend, leisteten sie der Außenwelt gegenüber so Außerordentliches, daß ein erleuchteter, aufrichtiger Heide in Antiochien einmal ausrief: „Während wir diese Christen schinden, verbrennen und den wilden Thieren vorwerfen, gehen ihre Glaubensgenossen zu unsern Pest-Kranken, welche wir verfaulen lassen, und pflegen dieselben wie Brüder.“

In der Vereinigung dieser drei Faktoren ist Christus der Herr mittelst des heiligen Geistes in den ersten Christengemeinden so mächtig geworden, daß die Bollwerke Roms und Griechenlands vor dem Kreuze fielen.

II.

Mit der Zeit versank die reine Glaubenslehre in den Schutt menschlicher Satzungen. Die christliche Erfahrung leuchtete im Mittelalter nur noch in einzelnen Herzen, die nicht einmal davon zeugen durften, und die praktische Liebesthätigkeit wurde, anstatt die Frucht des Glaubens zu sein, an dessen Stelle gesetzt und gipfelte endlich im Ablaßkram.

Unter diesen Umständen konnte von der Evangelisation der Welt keine Rede sein.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts grub unter Luther das erste Element — die Schrift-

lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben — aus dem Schutt der Satzungen heraus.

Im 17. Jahrhundert aber verkehrte sich diese Richtigstellung in nichtssagende, verknöcherte Orthodoxie, woraus als Gegensatz der Rationalismus entstand.

Es bedurfte der „Reformation der Herzenserfahrung" unter Wesley sowie der pietistischen Bewegung im 18. Jahrhundert, um die erstarrte Rechtgläubigkeit wieder zu beleben und der Vernunftanbeterei die Spitze abzubrechen.

Die Predigt vom persönlichen Herzens-Christenthum war damals den Menschenkindern wie eine neue Offenbarung. Tausend und abertausend hungrige Seelen griffen darnach, und es begann eine Umwälzung, die sich mehr oder weniger in allen protestantischen Völkern fühlbar machte, alle protestantische Gemeinschaften beeinflußte, und die heute noch in der ganzen Welt gewaltigen Einfluß ausübt durch das Zeugniß: „Wir sind aus Gott geboren."

Während jedoch das „innere Licht" des durch Spener's Wirksamkeit entstandenen Pietismus gleichsam im eigenen Gehäuse leuchtete, und sich wenig mit den draußen in der Welt liegenden großen Aufgaben beschäftigte, erkannte das Feldherrnauge Wesley's dieselben sogleich, und er leitete die von persönlichem Christenthum durchdrungenen Menschenkinder an, ihren außerhalb ihres Kreises liegenden Beruf zu erfüllen. Er ist der Vater der inneren Mission. Wer die Tagebücher und Briefe Wesley's aufmerksam liest, muß zur Ueberzeugung kommen, daß es kaum eine Frage der Neuzeit giebt, über welche dieser große Führer im Reiche Gottes nicht nachdachte. Er beschäftigte sich mit Armenpflege im weiteren Sinn, mit Arbeitsanweisung, christlichen Herbergen, der Frage über Kapital und Arbeit, der Vermittelung zwischen Arm und Reich rc. rc. Freilich — ausführen konnte er alle diese Gedanken nicht. Denn es läßt sich auch in ein thätiges Menschenleben nur so und so viel hineindrängen, und ich weise nur darauf ein, um zu zeigen, daß Wesley klar die Nothwendigkeit erkannte, die Kirche müsse sich in großartigem Maßstabe des dritten Elements zum Erfolg, des praktischen Christenthums, wiederum bemächtigen.

III.

Unsere Zeit ist eine hervorragend praktische. Auch in Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Lebensanschauung ist ihr der Idealismus vielfach abhanden gekommen. Alles steht auf realem Boden. Vielleicht ist dies ein Unglück für die Menschheit. Aber es ist Thatsache, und die alten Idealisten aller Gebiete dürfen wohl mit Schiller singen:

„Die Ideale sind zerronnen,
Die einst mein trunken Herz entzückt,
Verschwunden sind die vielen Sonnen,
Die meiner Jugend Tag beglückt."

Auch auf kirchlich-christlichem Boden macht sich diese praktische Richtung einerseits geltend und wird andererseits gefordert.

Sie macht sich geltend, denn nie seit der apostolischen Kirche haben die Christen-Gemeinden ihre großen praktisch-sozialen Aufgaben besser erkannt und sind näher an sie herangetreten, als in der Gegenwart.

Dieses praktische Eingreifen wird aber auch von der Kirche gefordert.

Die wesentlichen Schriftlehren sind festgestellt und von den meisten Bekenntnissen angenommen. Ueber Unwesentliches streitet man sich heutzutag kaum mehr, und wer es thut, wird mit der Streit-Theologie gewißlich die Massen nicht mehr erreichen. Jene Zeiten, in welchen man durch hitzige theologische Controversen oder Kanzel-Debatten Einfluß auf die Außenwelt gewann, sind auch in Amerika längst vorbei. Die Allianz-Annäherung hat so viel Lehrsätze ausgeglichen, daß dieses Ebenmachen da und dort selbst schon zum Schaden geworden ist.

Das zweite Element — die christliche persönliche Erfahrung — ist, Gott sei Dank, im köstlichen Besitze vieler Tausender aus allen evangelischen Benennungen. Sie ist so zu sagen Gemeingut geworden, und das Zeugniß von derselben durchaus nichts Neues mehr. Man hört dasselbe als etwas Selbstverständliches auf Gassen und Märkten. Auch muß leider gesagt werden, daß dieses Bekenntniß der Jüngerschaft Christi durch oberflächliche Bekehrungen und die wirklich leichtsinnige Methode mancher Erweckungsprediger rc. rc. oft schon in Verdacht gerieth. Jedenfalls hat das Zeugniß von der christlichen Erfahrung in unserer Zeit an und für sich nicht mehr den Reiz und die Wirkung auf die Außenwelt, wie in früheren Tagen, als dasselbe noch nicht so häufig war.

Unsere praktischen Zeitgenossen fragen nicht sowohl: welchem Glaubensbekenntniß gehörst du an, und was bekennst du? als: was bist du und was thust du? Selbst in allerchristlichsten Kreisen frägt man öfters nicht zuerst: was glaubt er? sondern: was giebt er? Christus, unser Herr, ist nach den Begriffen der Mehrheit nicht mehr Dogmatik, sondern die Verkörperung der thätigen Liebe. Nie wurde mehr nach Glaubenswerken gefragt, die auch die zeitlichen Bedürfnisse der Menschheit stillen, als heutzutage, und wenn wir z. B. von der völligen

Liebe reden, so frägt der Nachbar sogleich nach dem Rock, welchen der gibt, der zwei Röcke hat.

Was wir auch über diese Anschauungen denken mögen—so müssen wir denselben Rechnung tragen. Der Herr Jesus und seine Jünger haben das Gleiche gethan, und in den Evangelien und der Apostelgeschichte ist die ganze sozialistische Frage praktisch gelöst. Die Kirche hat nicht bloß die Vermittlerin zwischen Arm und Reich zu sein, sondern sie muß herabsteigen in den Sumpf des Volks-Elends und mit vollen Händen spenden und retten. Ich meine, es sei ein Unglück, daß außerkirchliche und oft ungläubige Vereine und Gesellschaften die Spender der Wohlthaten sind, anstatt die Kirche als solche. Dieselbe hatte hinlängliche Lebenskräfte, die Lehre und die Erfahrung festzustellen und zu begründen. Sie besitzt auch Macht und Mittel, den praktischen, gerechten Anforderungen unserer Zeit zu genügen, und jede —auch die kleinste und ärmste Gemeinde mag dazu beitragen.

Wird gesagt, daß man bei solch' praktischem Eingreifen nur angeführt werde, so ist zu antworten, daß es dem Herrn Jesus auch nicht besser erging. Er heilt zehn — aber neun sind undankbar. Hat er deßhalb das Heilamt eingestellt? Mit nichten. Ihn jammert des Volks; sein Erbarmen ist unendlich, und noch auf seinem letzten Gange heilt er allerlei Kranke.

So abstoßend manche Methoden und Gebräuche der sogenannten Heilsarmee uns auch vorkommen mögen, so kann ihr nur ein Stockblinder wirklich große und bleibende Erfolge absprechen. Die Ursache dieser Erfolge ist großentheils darin zu suchen, daß diese Verbindung in den Sumpf des Volkselends hinabgreift, und denen, die sich retten lassen wollen, beisteht, leiblich, geistig und geistlich auf festen Grund und Boden zu kommen.

Eine Scene, deren Augenzeuge ich in London war, werde ich nie vergessen.

Es war ein nebeliger Septemberabend des Jahres 1881. Der selige C. Weiß, früherer Redakteur des Evangelist, und ich gingen hinaus ins Straßenwirrsal jener Weltstadt, um etwas von dem Thun und Treiben der inneren Mission zu sehen. Wir steuerten auf „White Hall," einen der verkommensten Stadttheile zu. In demselben hatte auf einem kleinen Platze die Heilsarmee ein großes Zelt aufgeschlagen und trieb in gewohnter Weise ihr Wesen, das mir durchaus nicht zusagen wollte.

Als jedoch Männer und Frauen aufstanden, die auf ein schon Jahrelang geführtes gottseliges, rechtschaffenes Leben hinweisen konnten, und dabei sagten: „Ihr Geschwister von der Heilsarmee habt mich nicht bloß zu Jesu geführt, sondern gekleidet als ich nackend war, gespeist als ich hungrig gewesen, besucht in Krankheit, und verhalfet mir und meiner Familie zu einem ehrbaren Auskommen:" Da wurde es mir feucht in den Augen, und ich habe seither trotz allen Gegengefühls gegen ihre „Schrullen" vor der Heilsarmee Respekt.

Während die Leute also sprachen und bekannten, drängte sich ein junges Weib mit einem Kindlein auf dem Arme durch die Menge. Beide waren so schmutzig und zerlumpt, daß die Feder die Beschreibung verweigert, denn in den Städten Großbritanniens begegnet man herabgekommenen Gestalten, wie sie weder in Berlin, Paris oder New York zu finden sind.

Als sich diese, der Aermsten eine, bis zum „General" Booth hingedrängt hatte, rief sie mit herzzerreißender Stimme: „Um Gottes willen, rettet auch mich. Ich kann dieses Leben nicht mehr ertragen."

Booth schaute sie einen Augenblick an und fragte dann: „Willst du wirklich vom Herrn Jesu gerettet werden?"

„Ja, so Gott mir helfe."

„So gieb mir dein Kind, du hast vorläufig genug mit dir selbst zu thun; es wird gut verpflegt und du kannst es sehen und herzen, so oft du willst."

Damit nahm er ihr das Kleine sanft ab und legte es in die Arme einer älteren Schwester. Die drückte es an sich, holte ein Tuch, wickelte es ein und trug es davon.

Ein großer, stämmiger, sehr gut gekleideter Engländer, dem, wie vielen andern, die hellen Tropfen über die Wangen träufelten, rief, als sich die junge Frauensperson am Altar niederließ: „Papa Booth, schreibt mir zehn Pfund ($50.00) auf, das ist für das Kleine."

„Ich bin," sagte mir dieser Engländer später beim Hinausgehen, „zwar kein Christ, und möchte manchmal fluchen, wenn die Soldaten der Heilsarmee so viel Spektakel machen. Aber sie verstehen das „Retten" solcher Leute besser als irgend eine Kirche in London, und da muß ich ihnen manchmal helfen."

IV.

Zur praktischen unermüdlichen Bethätigung in diesen Richtungen braucht man selbstverständlich den Ausguß des heiligen Geistes und Reinheit des Herzens wie der Gemeinden.

Wie bekommt man diese Gaben?

Durch Gebet und durch den Glauben.

Richtig — aber nicht durch den Glauben, der höchstens nur dann anfassen will, nachdem

ein außerordentlicher Ausguß des heiligen Geistes stattgefunden.

Die Gabe des heiligen Geistes und die damit zusammenhängende Reinheit ist ein Gnadenpfund Gottes, das immerdar ausgehen soll, andere Pfunde zu gewinnen, auch wenn vorderhand nur ein Pfund im Besitz wäre.

Die Jünger waren vor dem Pfingstfest nicht ohne den heiligen Geist. Dieses eine „Geistes-Pfund" benützten sie zunächst im Gehorsam, indem sie auf des Herrn Weisung nach Jerusalem gingen. Daselbst kam der heilige Geist mächtig über sie, und darauf erhielten sie sich dies große Pfund und vermehrten es in gläubiger Liebesarbeit und im Gebet.

Oder — wie erhielt Paulus jene Geistesfülle, Reife und völlige Hingabe, die ihn befähigten so Außerordentliches zu leisten? Etwa dadurch, daß er nach seiner Bekehrung nichts that, als nach großen Gnadengaben trachtete, um erst nach Empfang derselben mächtige Missionsthaten zu thun? Nein. — Er war zunächst im Glauben gehorsam, ging nach Damaskus, ließ sich belehren und predigte daselbst. Er benützte immer das Pfund das er erhalten im Glaubensgehorsam und ward auf diese Weise zum großen Rüstzeug.

Die Kirche, jede Gemeinde und jeder Einzelne müssen die gegebenen, vorhandenen Gnadengaben in liebesthätigem Glaubensgehorsam anwenden, sonst ist das Rufen um einen großen Ausguß des heiligen Geistes ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Der Ausguß des heiligen Geistes schließt einerseits Alles ein, das Reden davon kann aber auch zu einem abgenützten Gemeinplatz werden, den man namentlich zu gewissen Zeiten des Jahres betritt, ohne im letzten Grunde viel weiter zu kommen. Ein mächtiger Ausguß des heiligen Geistes erfolgt nicht, es sei denn, die Kirche benützt das Geistespfund, das sie jetzt hat, im gläubigen Gehorsam. Nach Außen hin aber wird ein solcher Ausguß, wenn er stattfindet, nicht wirken, falls derselbe, wie es schon oft vorgekommen, gleichsam in den Gemeinden zerfließt und in einer Art geistlichem Wohlleben gipfelt.

Laßt uns daher mit der empfangenen Geistesgabe gläubigen Gehorsam üben, und dabei um eine solche Geistestaufe beten, die sich auch nach Außen hin äußert in Weisheit und rastloser Energie, in demüthiger Selbstverleugnung um der Brüder willen nach dem Fleische, in rastlosem Werben um Seelen, und in der brüderlichen und allgemeinen Liebe, welche das esprit de corps, den ächten Gemeinsinn erzeugt, welcher, trotz der reichlich verkündigten Predigt von der christlichen Vollkommenheit, in unsern Tagen öfters vermißt wird, und der doch so nothwendig ist, um die Gegenwart in noch viel reichlicherem Maße, als dies geschieht, zu machen — zum Zeitalter des praktischen Christenthums.

Alle fünf!

Eine Erzählung aus unsern Tagen von Helene Stöckl.

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." Luk. 9, 48.

Ueber Nacht war der Winter hereingebrochen. Ganz heimlich, während alles schlief, war er gekommen und hatte die Straßen und Gassen der Stadt mit Flocken gefüllt, zur hellen Freude der Kinder, die ihren guten Freund, den Schnee, so früh im Jahr noch kaum erwartet hatten, aber gar nicht zur Freude der Erwachsenen, die das Fortkommen in dem weichen lockern Flockenwerk sehr beschwerlich fanden.

Von Zeit zu Zeit eine unwirsche Bemerkung über das schändliche Wetter vor sich hinmurmelnd, stapfte Doctor B., ein untersetzter, etwa fünfzigjähriger Mann mit einem trotz der zur Schau getragenen Barschheit unverkennbar gutmüthigen Gesicht, seinen Weg durch den Schnee dahin.

„Schämst du dich nicht, du dicker Bengel, dich von dem kleinen Mädel ziehen zu lassen?" rief der Doctor jetzt einem vierschrötigen Jungen zu, der, bequem auf einem Handschlitten sitzend, sich von der viel kleineren Schwester, welcher der Strick tief in die zarte Schulter schnitt, ziehen ließ. „Marsch hinunter, und laß sie hinauf! Na, wird's bald?" Der Doctor schob den Buben, der ruhig glotzend sitzen geblieben war, ohne viele Umstände vom Schlitten hinunter und half dem kleinen Mädchen hinauf. „So, und nun vorwärts!"

Er warf dem Buben eine Hand voll Bonbons zu, deren Anblick das eben noch sehr wenig erbaute Gesicht desselben zu einem vergnügten Grinsen verzog, und sah wohlgefällig nach, wie das kleine Gefährt jetzt mit seiner neuen Bespannung hurtig über den Schnee dahinschoß.

„Halt, wie geht's dem Vater?" hielt der Doktor gleich darauf ein ärmlich gekleidetes Mädchen an, das, ein in dicke Tücher gewickeltes Kind auf dem Arme, eilig daherkam. „Schon wieder wohl und aus dem Bett? Nun, das ist recht! Ausgehen soll er aber noch nicht. Sag' ihm, ich werde morgen nach ihm schauen. Da, nimm das für dich und das Kleine." Er fuhr wieder mit der Hand in die Tasche, in der allem Anschein nach noch ein ganzer Vorrath solcher Bonbons enthalten war. Doctorbonbons nannte der Apotheker die süßen Plätzchen, die der kinderlose, aber kinderliebende Doctor täglich bei ihm zu entnehmen pflegte.

Der Doctor war unterdeß vor einem einzeln stehen-

den freundlichen Hause der Vorstadt angekommen. Durch einen kleinen Gang trat er in eine Küche, um deren Herd ein Häufchen von fünf Kindern erwartungsvoll herumstand.

„Nun, was macht ihr denn da, daß ihr alle wie in einem Schwalbennest zusammenklebt?“ rief der Doctor, Hut und Stock abnehmend und den Schnee von seinen Füßen klopfend.

„Wir warten, bis unsere Bratäpfel fertig sind,“ riefen die Kinder.

„So! Dann vergeßt nicht, mir einen aufzuheben. Ist die Mutter im Zimmer?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern öffnete nach flüchtigem Klopfen die Thür.

Von einem mit allerhand Zeichenmaterial bedeckten Tische am Fenster erhob sich eine feine, überschlanke Frauengestalt. Das noch volle braune Haar und der lebhafte Ausdruck der schönen Augen ließen sie jünger erscheinen, als die leicht vorgeneigte Haltung und die eingefallenen Züge des bleichen Antlitzes zuzugeben schienen, doch konnte sie die Mitte der Dreißig noch nicht überschritten haben.

Bei dem plötzlichen Eintritte des Doctors flog ein jähes Roth über ihre Wangen, das sich scharf auf den Backenknochen abzeichnete, während ein kurzer, ihre ganze Gestalt erschütternder Husten sie zwang, die Begrüßung des Doctors für einen Augenblick aufzuschieben.

Der Arzt hatte ihr Aussehen mit schnellem Blick erfaßt. „Warum haben Sie nicht früher nach mir geschickt, wenn Sie krank sind?“

„Ich hoffte, es würde auch so vorübergehen,“ erwiderte sie, noch immer nach Athem ringend.

„Klingt ganz darnach,“ brummte der Doctor. „Doch wir werden ja sehen.“ Er stellte ein paar kurze, bestimmte Fragen an die Leidende und horchte und klopfte aufmerksam an ihr herum. Als er geendet, hatte sein Antlitz einen eigenen Ausdruck angenommen. Sie warf einen forschenden Blick auf ihn, dann sagte sie, mühsam lächelnd: „Sie finden mich kränker, als Sie gedacht?“

„Ich finde Sie sehr krank,“ sagte er, ohne daß der Ausdruck seines Gesichtes sich geändert hätte. „Sie müssen sich sofort niederlegen. Unbedingte Ruhe ist das erste Erforderniß für Sie.“

„Ich kann jetzt unmöglich an Ruhe denken,“ erwiderte sie lebhaft. „Wir stehen schon im November. In spätestens vierzehn Tagen müssen diese Zeichnungen fertig sein. Die Herstellung der Illustrationen für die großen belletristischen Zeitschriften nimmt ja so viel Zeit in Anspruch! Da sehen Sie,“ sie nahm ein paar Zeichnungen vom Tische auf und hielt sie dem Doctor hin, „dieser Kranz von Helleborus und Stechpalmenzweigen ist zur Umrahmung eines Weihnachtsgedichtes bestimmt. Hier das kleine schwedische Bauernhaus mit der Weihnachtsgarbe auf dem Dache und der Christbaum, zwischen dessen Zweigen Kinderköpfe hervorschauen, das sollen Vignetten zu Weihnachtserzählungen werden.“

„Sie dürfen keinen Strich mehr an diesen Sachen thun,“ sagte der Doctor, die Blätter rauh zurückschiebend.

Aber sie müssen doch zu Weihnachten fertig werden!

„Es werden sich Andere finden, sie auszuführen.“

„Und ich verscherze für immer das Vertrauen der Redactionen, die mir zu verdienen geben! Nein, Herr Doctor, das geht nicht. Reiche Leute dürfen sich den Luxus, krank zu sein, wohl erlauben, arme nicht.“

Sie hatte ihre letzten Worte in scherzhaftem Tone gesprochen, ohne daß ihre Augen doch ihren angstvoll forschenden Ausdruck verloren hätten.

„Es sterben auch arme Leute,“ sagte er, ihrem Blick ausweichend.

„So meinen Sie, daß ich sterben muß?“ sagte sie tonlos.

„Habe ich das gesagt?“ fragte er unwirsch zurück.

„Nicht mit den Lippen, aber mit den Augen.“ Plötzlich faßte sie seine Hände und sagte flehend: „Sagen Sie nicht, daß ich sterben muß! Ich darf es nicht, um meiner Kinder willen nicht! Es sind ihrer fünf, und ihr Vater ist todt.“

„Sie besitzen kein Vermögen?“ fragte der Doctor, halb abgewandt von ihr.

„Nein.“

„Keine Verwandten, die sich Ihrer Kinder im äußersten Falle annehmen würden?“

„Ich habe keine.“

„Keine Bekannten? Freunde?“

„Niemand. Solange ich lebe und athme, stehe ich zwischen den Kindern und dem Elend; wenn ich sterbe“ —

„Sie müssen sich pflegen, sich unbedingte Ruhe gönnen.“

„Wie kann ich das!“ rief sie mit überquellender Bitterkeit. „Muß ich denn nicht Brot für alle schaffen? — Aber es wird wieder besser werden, gewiß, Herr Doctor! Der Wille zum Leben thut viel, und ich will leben. Nicht allzu lange,“ setzte sie eifrig hinzu, „nur einige Jahre noch, bis meine Kinder im Stande sind, sich selber fortzuhelfen.“

„Sie sind erfahrener, weltkundiger als ich, Herr Doctor,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Sagen Sie mir nach Ihrem besten Wissen, was würde mit den Kindern geschehen, wenn ich jetzt von ihnen müßte?“

Der Doctor fuhr sich ein paar mal mit seinem Tuche über die Stirn. „Sie haben das Heimathsrecht hier?“

„Mein Mann hatte es.“

„Hm, die Gemeinde müßte für Ihre Kinder sorgen. Eins der größeren käme vielleicht in die Waisenanstalt, das kleinste ins Asylhaus, die andern würden gegen geringes Entgelt bei armen Handwerkerfamilien untergebracht werden.“

Sie preßte die Lippen wie im Krampfe zusammen, dann sagte sie ruhig: „Sie sehen, daß ich nicht sterben darf. Oder glauben Sie wirklich, daß meine zarten, durch Liebe verwöhnten Kinder es überleben würden, so auseinandergerissen und unter Fremde vertheilt zu werden? Nein, das kann Gott nicht wollen! Aber ich will Ihnen folgen, Herr Doctor, und mich schonen. Sobald diese Zeichnungen fertig sind, will ich mich niederlegen und einmal so recht gründlich ausruhen. Sind Sie damit zufrieden, Herr Doctor?“

„Wenn es dann nicht zu spät ist,“ wollte er sagen, aber er hatte das Herz nicht dazu. Er drückte der Frau die Hand und verließ eilig das Haus, ohne der Kinderschaar in der Küche diesmal Beachtung zu schenken. Da hörte er, schon auf der Straße, sich plötzlich gerufen. „Herr Doctor, Herr Doctor, da ist der Apfel, den wir für Sie aufgehoben!“ Er blieb stehen und ließ das Kind, einen etwa neunjährigen Knaben, herankommen. „Iß den Apfel nur selber, mein Junge!“ Er strich ihm freundlich über das blonde Haar. „Oder gib ihn deiner Mutter. Und pflege sie gut, hörst du, und sieh, daß sie nicht zu viel arbeitet. Wer weiß, wie lange“ —

Er vollendete seinen Satz nicht, aber als er sich an der Ecke noch einmal umwandte, sah er den Knaben noch immer mitten in der Straße stehen, wie er, den Apfel in der Hand, ihm aus seinen großen Kinderaugen ernst und fragend nachschaute. —

Der früh hereingebrochene Winter hatte sich nicht behaupten können, der scharfe Thauwind aber, der durch die Gassen pfiff, den Schnee von den Dächern kehrte und die weißen Schneehaufen in der Straße in einen mißfarbenen zähen Schlamm auflöste, ließ sich fast noch unangenehmer an, als es Schnee und Frost vor ihm gethan.

Mit vorgebeugtem Kopfe, den Rock fest um sich geschlagen, kämpfte sich Doctor B. nach einem angestrengten Tagewerke, denn der November hatte, wie alljährlich, Krankheit und Tod mit sich gebracht, den Weg zu seinem Hause hin. Die feuchte Kälte hatte sich ihm in Haar und Kleider gesetzt, während der schneidende Wind ihn bis zum Mark erkältete. Er athmete erleichtert auf, als er endlich in dem behaglich erwärmten Vorhaus seiner Wohnung stand.

„Heda, Stine," rief er, sobald er nur ein wenig zu Athem gekommen, „ziehen Sie mir doch einmal die Stiefel aus! Das Zeug klebt ja an mir, als ob's angewachsen wäre! Solch ein Wetter! Ich glaube, es ist kein trockener Faden an mir. Da, stellen Sie die Stiefel an den Herd, aber nicht zu nahe, daß sie nicht wieder zusammenschnurren wie altes Handschuhleder. Den Rock können Sie schon näher zum Feuer hängen! Das Abendessen wird doch fertig sein, was?"

„Die Schnitzel stehen schon auf dem Tische."

„Na, das ist recht, ich bin hungerig wie ein Wolf." Eben wollte der Doctor die Thür des Zimmers öffnen, aus dem das Klappern seiner Frau mit Tellern und Gläsern einladend zu ihm herausdrang, da ward die Hausglocke laut und schrill gezogen.

„Es wird doch nicht schon wieder jemand kommen?" rief der Doctor. Na, das weiß ich aber, diesmal mag's sein, wer es will, ich gehe nicht. Ein Arzt ist sozusagen auch ein Mensch, und ich habe mein Theil für heute geleistet."

Er riß die Hausthür so heftig auf, daß er die dicht davorstehende Knabengestalt fast rücklings die Stufen hinuntergestürzt hätte. „Na, kann man denn nicht Acht geben?" rief er, den Knaben festhaltend, ärgerlich, „was gibt's denn?"

Da der Knabe nicht antwortete, sondern schwer keuchend dastand, drehte er seinen Kopf ohne viele Umstände dem Lichte zu. „Was, du bist's?" sagte er plötzlich besänftigt, als er den Knaben erkannte, der ihm neulich den Apfel nachgetragen hatte. „Doch kein Unglück zu Hause geschehen?"

„Meine Mutter!" war alles, was der Knabe hervorstoßen konnte. Der Doctor fragte nicht weiter, die entsetzten Blicke des Knaben mußten ihm mehr als seine Worte gesagt haben.

„Hm, das ist schnell gegangen," murmelte er. „Na, wart' nur einen Augenblick, mein Junge, gleich komme ich mit dir. — Stine, meinen Rock und meine Stiefel!"

Seufzend kroch der Doctor in die eben erst abgelegte feuchte Hülle seines äußeren Menschen wieder hinein. Fünf Minuten später, ohne daß er sich auch nur Zeit genommen hätte, seine Frau zu begrüßen oder einen Blick auf den Abendtisch zu werfen, trabte er, den Knaben fest an der Hand, durch Wind und Wetter hindurch dem kleinen Häuschen in der Vorstadt zu.

Diesmal stand kein äpfelbratendes Kinderhäufchen um den Herd herum, wohl aber war eine gutherzige Nachbarin geschäftig, Tücher zu wärmen und Wasser zu Umschlägen heiß zu machen.

Mit ein paar Worten ließ der Doctor sich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen, dann trat er in das Zimmer. Vor dem Bette der Mutter standen bitterlich schluchzend die zwei größeren Kinder, zu denen sich der Knabe, der ihn geholt, jetzt laut aufweinend gesellte, während die zwei jüngeren Kinder fest und ahnungslos in ihren Bettchen schliefen. Ein Blick auf die Kranke, die in ohnmachtähnliche Schwäche mit geschlossenen Augen auf dem Bette lag, zeigte dem Arzt, daß hier wenig mehr für ihn zu thun war. Hastig schrieb er einige Mittel auf, welche für den Augenblick geboten schienen, und schickte die Nachbarin damit in die Apotheke.

Plötzlich schlug die Kranke die Augen auf. Fragend und verwirrt irrte ihr Blick umher, bis er auf das über sie geneigte Antlitz des Doctors fiel. Im gleichen Augenblick drang das Schluchzen der Kinder an ihr Ohr. Der Ausdruck qualvoller Angst flog über ihr Antlitz. „Ich kann nicht sterben!" O meine Kinder!" flüsterte sie.

Ohne zu antworten, doch mit sanfter Theilnahme suchte der Doctor ihr jede Erleichterung zu verschaffen, die in seiner Macht stand. Aber immer wieder, während er ihr Haupt höher bettete, ihre trockenen Lippen netzte oder den Schweiß von ihrer Stirn wischte, klang es in einförmigen, herzzerreißenden Tönen an sein Ohr: „Ich kann nicht sterben! Meine Kinder!"

Angstvoll blickte der Doctor nach der Thür, ob die Nachbarin noch nicht zurück sei; da kam plötzlich eine Veränderung über das Antlitz der Kranken. Ein bläulicher Schatten lief über dasselbe hin, ihre Züge verfielen, ihre Augen verdunkelten sich.

Der Doctor wußte, daß das Ende da war. Der Tod hatte seine Hand auf sie gelegt, aber es schien, als zögere er, sich seines Opfers zu bemächtigen, solange dieses ihm nicht willig folgen wollte. Minute auf Minute verstrich, und das qualvolle „Ich kann nicht sterben!" wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Dem Doctor stand der Schweiß auf der Stirn. Er hatte an manchem Sterbebette gesessen, manch schweres Scheiden von diesem Leben beobachtet, das aber ging über das Maß dessen, was er zu ertragen gewohnt war. Er blickte auf die arme Frau, welche die Angst um ihre Kinder nicht sterben ließ, er blickte auf die Kinder, die sich im Uebermaße des Schmerzes auf das Bett geworfen hatten, vergebens bemüht, ihr jammervolles Weinen in den Kissen zu ersticken. In seinem ehrlichen, rauhen Gesichte zuckte und kämpfte es, seine Brust athmete schwer.

Als jetzt wieder das angstvolle „Ich kann nicht sterben!" an sein Ohr schlug, da leuchtete es in festem Entschlusse aus seinen Augen. Er beugte sich über die Kranke und flüsterte ihr ein paar Worte zu. Diese richtete sich jäh empor und umklammerte die Hände des Doctors. Ueberraschung, ungläubiges Staunen, Entzücken sprachen aus ihrem Blick, während sie mit vergehender Stimme fragte: „Alle fünf?"

„Alle fünf, so wahr mir Gott helfe!" wiederholte er ernst und feierlich.

Da löste sich plötzlich die angstvolle Spannung ihrer Züge, ein Ausdruck unendlicher Ruhe, unbeschreiblichen Friedens flog über dieselben hin und blieb als Lächeln um ihre Lippen schweben. Leise glitten ihre Finger aus den Händen des Doctors.

„Kommt her, wenn ihr euere Mutter noch einmal küssen wollt!" rief der Doctor den Kindern zu.

Während die beiden größeren Knaben laut schluchzend das Antlitz der Mutter mit ihren Küssen bedeckten, holte das Mädchen hastig die zwei Kleinsten aus ihren Betten, damit auch sie Abschied von der Scheidenden nähmen. Als auch das Kleinste sein rosiges Mündchen auf die blassen Lippen der Mutter gedrückt,

sank ihr Haupt zurück. Ein leiser Seufzer, ein schrilles Aufschreien der Kinder, ein leichtes Zucken, und alles war vorbei. Lang und still streckte ihre Gestalt sich zum Schlafe aus.

Mit leisem Druck legte der Doctor seine Hand auf ihre Augen, dann winkte er der eben eintretenden Nachbarin. „Nehmen Sie die Kinder mit sich hinaus. Ihre Mutter hat endlich Ruhe gefunden.“—

Es war am nächsten Tage, einem Feiertage. Der Doctor und seine Frau saßen beim Mittagstisch. Die Frau Doctor, eine kleine, rundliche Frau, war trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine angenehme Erscheinung, mit einem guten mütterlichen Zuge in ihrem Antlitz, wie er auch kinderlosen Frauen nicht selten zu eigen ist.

Wer sie näher kannte, der konnte leicht merken, daß sie heute etwas ganz besonders vorhaben mußte. So sauber und geschmackvoll sie sich stets kleidete, heute verriethen einige, mit besonderer Sorgfalt angebrachte bunte Schleifen entschieden den Wunsch, zu gefallen; und wenn sie es auch nie an Aufmerksamkeit gegen ihren Gatten fehlen ließ, den sie trotz seines rauhen Wesens herzlich liebte, die Liebenswürdigkeit, mit der sie ihn heute während des ganzen Mittagessens umgaukelte, war denn doch entschieden eine mehr als gewöhnliche.

Der Doctor schien jedoch von dem allen nichts zu bemerken. Er war auffallend ernst und zerstreut und langte schweigend von den Gerichten zu, die heute mit besonderer Rücksicht auf seinen Geschmack ausgewählt waren. Erst als zum Nachtisch eine Schüssel großer Prünellen auf den Tisch kam, die er, trotzdem er sie sehr liebte, nur selten von seiner Frau erlangen konnte, ward er aufmerksam. Er ließ einen prüfenden Blick über diese hingleiten, und ein etwas ironisches Lächeln trat auf seine Lippen.

„Nun, was soll's denn, Frau? Rück' nur frisch heraus! Was willst du denn haben, he?“

„Was ich haben will? Wie kommst du nur auf solch einen Gedanken?“

„Hm, umsonst wirst du die Prünellen doch nicht aufgetischt haben. Und die schöne rothe Schleife! Sie steht dir wirklich nicht schlecht. Du bist immer noch eine recht nette Frau. Na, sag' nur heraus, was du willst!“

Die Doctorin war blutroth geworden. So hatte sie die Sache nicht einleiten wollen. „Ich hätte allerdings etwas mit dir zu besprechen, aber so schnell geht das nicht.“

„Nun, so laß dir Zeit. Heute ist Feiertag. Am Feiertage sterben die Leute nicht gern, wie ich immer gefunden habe. — Nun? Es muß ja etwas schrecklich Großes sein, daß du damit so hinter dem Berge hältst.“

„Ja, weißt du, Albert, aber du mußt mich ruhig ausreden lassen und dich auch einmal ein klein wenig in die Seele einer Frau hineindenken.“

„Meiner Frau doch hoffentlich?“

„Und mich nicht immer unterbrechen. — Also, nun, siehst du, zu Weihnachten werden es jetzt achtzehn Jahre, daß wir hier in einer und derselben Wohnung sind.“

Der Doctor schob seinen Teller zurück und stand auf. „Wenn du vom Ausziehen reden willst, gehe ich lieber gleich fort. Es wäre schade um jedes Wort, das du darüber redest.“

„Aber ich denke ja gar nicht ans Ausziehen. So bleib doch nur!“ Die Doctorin hielt ihren Mann beim Aermel fest. „Ich meine ja nur, wenn man so lange Jahre in einer Wohnung ist, ohne je etwas für sie zu thun, dann ist es kein Wunder, wenn sie nicht besonders aussieht.“

„Mir gefällt sie,“ sagte der Doctor, behaglich um sich blickend.

„Sie würde dir aber noch besser gefallen, wenn sie einmal gehörig in Stand gesetzt würde. Sieh nur die Fußböden an! Ich gebe mir so viele Mühe mit dem Ausbessern, aber die Farbe hält ja nicht mehr auf den alten, ausgetretenen Brettern.

„Wünschest du vielleicht Parket?“

„Parket braucht's gerade nicht zu sein! ich wäre mit hartem Fußboden schon ganz zufrieden.“

„So? weiter also, denn fertig bist du gewiß noch nicht.“

„Die alten, verrauchten Tapeten müßten bei dieser Gelegenheit natürlich auch fort und die altmodischen Vorhänge ebenfalls. Wer hat denn noch Purpurgardinen heutzutage? Wir könnten es ja mit Jutevorhängen versuchen, wenn du eine Abneigung gegen weiße hast.“

„Neue Möbel schaffen wir vermuthlich dann auch an?“

„Nur für das gute Zimmer. Die alten Möbel daraus schaffen wir in das Zimmer neben der Wohnstube. Die paar Apparate, die von dir jetzt darin stehen, können ja leicht anderswo untergebracht werden, und wir gewinnen ein allerliebstes Zimmer.“

„Und das Geld zu all diesen Plänen?“

„Geh, Albert,“ schmeichelte die Doctorin, die Wange ihres Gatten streichelnd, „sei doch einmal vernünftig. Wenn du auch die halbe Stadt umsonst curirst, daß du alljährlich ein hübsches Sümmchen zurücklegst, weiß ich ja doch. Für wen aber sparst du denn? Kinder haben wir nicht“—ein leichter Seufzer begleitete diese Worte — „nahe Verwandte auch nicht. Da könnten wir uns wohl einmal etwas gönnen.“

„Du dachtest doch früher manchmal daran, ein Kind anzunehmen?“

„Ja freilich that ich das, aber du weißt ja, wie es uns immer ging. Konnten wir denn wohl ein geistig und leiblich gut gerathenes Kind finden, ohne daß eine ganze Kette habsüchtiger Verwandten daran gehangen hätte? Wie oft haben wir es versucht! Und weißt du, im Grunde ist es mir jetzt lieb, daß es nicht dazu kam. Es ist mit einem fremden Kinde doch immer eine gewagte Sache. Man weiß nie, was in solch einem Kinde steckt. Und der Undank, den man mit fremden Kindern hat! Die Freundlichkeit, die man ihnen erweist, nehmen sie als ihr gutes Recht in Anspruch. Solange sie klein sind, verursachen sie nichts als Noth und Plage, und sind sie groß und brauchen uns nicht mehr, dann fällt ihnen auf einmal ein, daß sie nicht unsere Kinder sind. Nein, nein, Albert, es ist besser so, wie es ist.“

Der Doctor sah eine Weile schweigend vor sich hin, dann sagte er: „Und ich hatte dich gerade heute bitten wollen, nicht nur ein Kind, sondern fünf bei dir aufzunehmen.“

„Fünf Kinder?“ Die Doctorin sank mit einem so entsetzten Gesicht in ihren Sessel zurück, daß ihr Mann sich beeilte, hinzuzufügen: „Nun, nun, ich meine natürlich nicht für immer, es wäre nur für einige Wochen gewesen. — Du weißt, daß die arme Frau Mosbach gestern gestorben ist,“ fuhr er nach einer Pause fort, da seine Frau noch immer sprachlos blieb. „Ihre Kinder haben niemand, der sich ihrer annähme.“

„Muß denn nicht die Gemeinde für sie sorgen?“ fragte die Doctorin kleinlaut.

„Das wird sie wohl, aber damit geht's nicht so schnell. Zunächst würde die Polizei die Kinder übernehmen.“

„Können sie denn nicht bei der Nachbarsfrau bleiben, von der du sprachst?“

„Die hat selber sieben Kinder.“

„Aber ich hätte ja gar nicht Platz für so viele.“

„Du könntest vielleicht das Zimmer neben der Wohnstube für sie benutzen. Die paar Apparate von mir“ — der Doctor konnte ein etwas malitiöses Zwinkern mit den Augen nicht unterdrücken — „sind ja leicht hinaus gebracht.“

„Fünf Betten aber lassen sich dort doch nicht aufstellen!“

„Zwei Betten und ein Gitterbettchen für das Kleine wären genug. Die Kinder sind es gewohnt, zu zweien zu schlafen.“

„Aber die viele Arbeit! Die Stine wird sich bedanken dafür.“

„Die Stine wird schon Vernunft annehmen, wenn ich mit ihr rede. Wird sie nicht fertig, kann ihr die Stasi vom Tischler drüben helfen. Die Mutter hat mich heut' erst um Arbeit für sie angesprochen.“

„Wie lange würden die Kinder denn bleiben?“

„Das kann ich so genau jetzt selbst noch nicht sagen. Länger als einige Wochen keinen Falls.“

„Und ich hatte gehofft, Weihnachten schon mit der Herrichtung der Wohnung fertig zu sein.“

„Nun, Frauchen, sind wir so lange glücklich in der alten Wohnung gewesen, wird's wohl ein paar Wochen länger auch noch gehen.“ Er sah sie so herzlich an, daß sie besänftigt fragte: „Wann sollen die Kinder denn eigentlich kommen?“

„Morgen Nachmittag, nach dem Begräbniß. Bis dahin hat die Nachbarin versprochen, Acht auf sie zu haben. — Aber jetzt muß ich fort. Es ist die höchste Zeit.“

„Der Doctor nahm hastig Hut und Stock und ließ seine Frau in sehr gemischten Empfindungen zurück.

Die Unterredung, die von ihr so lange vorbereitet und so sorgfältig eingeleitet war, hatte einen durchaus ungeahnten Ausgang genommen.

Mit ängstlicher Spannung sah die Frau Doctor am nächsten Tage dem Kommen der Kinder entgegen. Wie werden sie sein? Wird sie ein Herz zu ihnen fassen können?

Da standen sie schon in der Thür, eng in ein Häufchen zusammengedrückt, eine Hand voll Schneeflocken, die der Sturm verschlagen.

Die drei größern, ein Knabe von neun, einer von sieben Jahren und ein sechsjähriges Mädchen, bildeten den Hintergrund, während vor ihnen die zwei Kleinsten standen, ein dickes, drolliges Bübchen von etwa drei Jahren und ein kaum zweijähriges rosiges Mädchen, das, wie sein Brüderchen, ängstlich nach den Rockfalten der Schwester zurückgriff und mit seinen hellen Augen halb scheu, halb neugierig unter den blonden Löckchen, die ihm bis tief in die Stirn hingen, hervorblickte.

Die Doctorin überflog mit schnellem Blick die kleine Gruppe, dann athmete sie erleichtert auf. Das waren nicht die verkümmerten, verwahrlosten Kinder, die sie halb und halb erwartet hatte, sondern die gefällig gekleideten und wohlerzogenen Kinder intelligenter Familie, die weder in ihrem Aussehen noch in ihrem Benehmen etwas von der unbeholfenen Plumpheit zeigten, welche die Kinder der Armuth meist so wenig einnehmend erscheinen läßt.

Mit der Unterhaltung wollte es freilich vorläufig noch nicht recht gehen. Die Kinder antworteten bereitwillig auf alle Fragen, aber man sah, wie beklommen ihnen dabei um's Herz war, und auch das Abendessen, das sie sammt dem ihnen schon besser bekannten Doctor um den Tisch versammelte, änderte nicht viel daran. Die Kinder bemühten sich, das, was ihnen vorgelegt ward, zu essen, aber die Größeren hatten augenscheinlich bei jedem Bissen mit ihren Thränen, die Kleinen, die ganz aus ihrer gewohnten Ordnung gerissen waren, mit dem Schlafe zu kämpfen. Alle empfanden es als eine Erleichterung, als der Doctor endlich sagte: „Ihr seid müde, Kinder, es wird das Beste sein, ihr geht zu Bett und schlaft euch aus. Morgen werdet ihr schon anders dreinschauen.“

Die Kinder traten jedes einzeln zu dem Doctor und seiner Frau und reichten ihnen, gute Nacht wünschend, die Hand, dann zogen sie sich in das ihnen angewiesene Schlafzimmer zurück. Die Doctorin wollte ihnen folgen, aber ihr Mann hielt sie zurück. „Je mehr wir sie sich selbst überlassen, desto schneller werden sie sich eingewöhnen.“

„Eine Weile hörte man das Flüstern und Hin- und Herbewegen der Kinder, dann ließ sich in der eintretenden Stille laut und deutlich die Stimme des ältesten Knaben vernehmen. Andächtig betete er den alten Kindervers: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'“ u. s. w., dann fuhr er fort: „Lieber Gott, laß mich zu einem braven Kinde werden und gib, daß ich meinen lieben Papa“ — im Himmel wieder finde, wollte er sagen, wie er es allabendlich mit der Mutter gebetet hatte. Als ihm aber plötzlich einfiel, daß er nicht nur den Vater, nein, auch die Mutter im Himmel zu suchen habe, da stockte er. Mit unsicherer Stimme wiederholte er: „Gib, daß ich meinen lieben Papa und meine liebe Mama“ — Da schwankte seine Stimme, und er brach plötzlich in heißes, unstillbares Schluchzen aus. In demselben Augenblick gab auch die nur mühsam aufrecht erhaltene Fassung der andern Kinder nach, und eine Zeit lang hörte man nichts als das Jammern und Schluchzen der verwaisten Kinder.

Der Doctor war an das Fenster getreten und blickte angelegentlich hinaus in die stille Straße, die Doctorin strickte so eifrig an ihrem Strumpf, als müsse er heute noch fertig werden. Erst nachdem Alles im Nebenzimmer still geworden, winkte der Doctor seiner Frau, mit ihm hineinzutreten. Eine rührende Gruppe bot sich ihnen dar. Die vier ältesten Kinder waren aus ihren zwei Betten in eins zusammen gekrochen, und wie sie in ihrem Schmerz sich gegenseitig fest umklammert hatten, noch die Thränen auf den Wangen, so hatte der Schlaf sie überrascht. „Arme Kinder!“ flüsterte der Doctor. Während er sie vorsichtig auseinanderlöste und sie zwei und zwei in ihre Betten legte, war seine Frau zu dem Bettchen des Kleinsten getreten.

Die blonden Löckchen tief in das vom Schlaf glühende Antlitz hängend, die kleinen Hände, zu Fäustchen geballt, an beide Wangen gedrückt, eins der weißen rundlichen Beinchen über die Decke gestreckt, lag es süß athmend mit halb geöffnetem Mündchen da.

„Sieh das liebe Kind an,“ flüsterte die Frau ihrem Mann zu, „kann es ein rührenderes Bild heiliger Kindesunschuld geben?“ Sie hielt inne, dann schlang sie plötzlich beide Arme um den Hals des Gatten und, ihre Wange zärtlich an die seine legend, bat sie: „Dieses Kind, wenn es dir recht wäre, Albert, dieses Kind möchte ich wohl als das meine behalten.“ — —

„Nun, wie wirst du mit deiner Kinderschaar fertig?“ fragte der Doctor, als er am nächsten Tage nach Hause kam.

„O, recht gut! Ich hätte nie geglaubt, daß fünf Kinder so wenig Lärm und Unruhe machen könnten.“

„Sei ohne Sorge, sie werden schon aufthauen.“

Und sie thauten wirklich auf.

Schon am nächsten Tage blieb der Doctor bei seiner Heimkehr überrascht auf der Schwelle stehen. In der Mitte des Zimmers auf der schönen Angoradecke, welche sonst als unantastbares Heiligthum vor dem

Spiegeltisch seiner Frau zu liegen pflegte, saßen oder besser lagen oder noch besser wälzten sich die zwei Kleinsten, im lustigen Kriege mit einander begriffen. Jetzt das eine oben und das andere unten, jetzt umgekehrt, jetzt angreifend, jetzt abwehrend, unter hellem Gejauchze und Gekreische, die Schühchen, ja selbst die Strümpfe im Eifer des Kampfes abgestreift, kugelten die beiden Kleinen wie zwei junge Hündchen auf der weichen Decke umher, so daß der Doctorin, die vor ihnen kauerte, sorglich bemüht, die drolligen Geschöpfchen vor dem Herunterrollen auf den harten Fußboden zu bewahren, vor lauter Lachen die hellen Thränen in den Augen standen.

„Sie sind allerliebst!“ versicherte sie ihrem Gatten, als sie nach dem Mittagsessen mit ihm beim Kaffeetrinken saß.

„Und ganz zutraulich werden sie schon. Auf Schritt und Tritt laufen sie mir nach. Gebe ich dem einen etwas, so sperrt auch das andere sein Mäulchen auf. Nehme ich das eine auf den Schooß, so schreit schon das andere: 'mich auch, Fau Dotter!'“

„Ja, sie hängen sehr an einander,“ sagte der Doctor, „sie werden schwer von einander zu trennen sein.“

Die Doctorin rührte nachdenklich in ihrer Kaffeetasse. „Müssen sie denn eigentlich von einander getrennt werden?“ fragte sie dann, etwas unsicher zu ihrem Gatten aufsehend.

„Was willst du sonst thun? Beide wirst du doch nicht behalten wollen!“

„Warum denn nicht? Kann ich das eine nehmen, kann ich das andere auch behalten.“

„Ja, wenn dir die Plage nicht zu viel ist.“

„Die Plage? Ach, mit der ist es nicht so schlimm. Und einstweilen ist ja die größere Schwester noch hier. Sie nimmt mir fast alle Mühe mit ihnen ab. Du glaubst nicht, was für ein verständiges kleines Ding das ist.“

„Nur für einen Augenblick komm hierher und sieh zu,“ bat die Doctorin ihren Gatten am nächsten Morgen, als dieser zum Ausgehen bereit vor ihr stand. Sie ließ ihn vorsichtig durch die halbgeöffnete Thür in das Schlafzimmer der Kinder blicken.

Da saßen auf dem Rande des Gitterbettchens die zwei Kleinen in ihren Hemdchen, und vor ihnen stand die größere Schwester, Schwamm und Handtuch in der Hand. Jetzt das Händchen des einen und jetzt das des andern in die Arbeit nehmend, bald dem über das Gesicht fahrend und Näschen und Oehrchen säubernd, bald dem andern, besorgte sie das gefährliche Geschäft der Reinigung so schnell und geschickt, daß die Kinder gar nicht Zeit zum Weinen fanden, so bedenklich sich ihre Gesichtchen auch zuweilen verziehen wollten.

„Sie ist wie ein Mütterchen zu den Kleinen,“ flüsterte die Doctorin, ihren Gatten, der belustigt zugeschaut, zurück in's Zimmer ziehend. „Und du solltest nur sehen, wie geschickt und anstellig sie auch sonst ist! Bald hilft sie der Stine draußen in der Küche Gemüse putzen oder Gläser trocknen, bald steht sie im Zimmer auf einem Sessel oder Fußbänkchen, um den Staub, auch wo sie nicht hinaufreicht, weg zu wischen. Zehn Mal am Tage läuft sie zum Brunnen, um frisches Wasser für mich zu holen, oder sie“ —

Der Doctor hatte nicht Zeit, das ganze Register der Vollkommenheiten des kleinen Mädchens anzuhören. Als seine Frau dasselbe am Abend fortsetzen wollte, unterbrach er sie: „Nun, wenn das Mädchen so hoch bei dir in Gunst steht, so wird es dich freuen, was ich dir in Betreff seiner Zukunft mitzutheilen habe.“ — „Nun?“ — „Bei Kaufmanns drüben haben sie sich bereit erklärt, das Kind gegen eine kleine Vergütung bei sich aufzunehmen und zu versorgen.“

„So? haben sie das?“ Die Doctorin versetzte ihr Strickzeug in eine wahrhaft fieberhafte Bewegung. „Ich glaube es gern, daß sie das Mädchen gut brauchen könnten, um ihre zwei ungezogenen kleinen Rangen, die den ganzen Tag im Sande liegen, herumzutragen und ihnen die schmutzigen Nasen zu putzen. Und eine kleine Vergütung beanspruchen sie auch noch? Nun, dumm sind sie nicht! Wie lange dauert's, so ist das Mädchen groß, und sie haben sich an ihr einen Dienstboten heran gezogen, der ihnen nichts kostet, gar nichts! Aber daraus wird nichts! Dazu gebe ich das Mädchen nicht her, daß du's nur weißt!“

„Aber was beabsichtigst du denn mit ihr? Man muß ja doch froh sein, wenn“ —

„Was ich mit ihr beabsichtige?“ unterbrach ihn die Doctorin. „Behalten will ich sie!“

„Aber du hast ja schon die Kleinen.“

„Eben deßhalb brauche ich die Größere auch dazu. Allein kann ich mit den zwei Kleinen nicht fertig werden.“

„Du vergißt aber ganz, daß das Mädchen von Ostern an in die Schule muß.“

„Für die paar Schulstunden wird sich auch noch Zeit finden. Sie soll nur fleißig lernen, damit sie ein gescheites Mädchen wird. Denke nur, Albert, wie hübsch es sein wird, solch ein liebes Töchterchen immer im Hause zu haben. Nicht wahr, du sagst ja? ich darf das Mädchen behalten?“

Der Doctor sagte nichts. Er nahm den Kopf seiner kleinen Frau zwischen seine beiden mächtigen Hände und drückte einen herzlichen Kuß auf ihren Mund. Dann ging er hinaus. Die Doctorin war ganz roth geworden. Das hatte er seit langer Zeit nicht mehr gethan. Ja früher! aber jetzt — wenn man so ein Jahr nach dem andern neben einander hinlebt, dann gewöhnt man sich die Zärtlichkeiten allmählich ab. „Er ist doch ein guter, lieber Mann!“ flüsterte sie leise vor sich hin, während sie sich mit einem glücklichen Lächeln zur Ruhe legte. —

„Na, da muß ich bitten! Kannst du nicht sehen, wo du hinläufst, Bub'?“ rief der Doctor am nächsten Tage ärgerlich, als ihm beim Eintreten der zweitgrößte Bube wie eine abgeschossene Kanonenkugel zwischen die Beine fuhr.

Einen Augenblick stand der Kleine, von der Gewalt des Anpralls betäubt, da, dann erhob er sein erhitztes Gesichtchen mit den blitzenden Augen zum Doctor auf. „s' war nur der Extrazug von Wien,“ bat er verlegen und zog sich eilig in das nächste Zimmer zurück.

„Das ist ja ein Tausendsasa von Bub'!“ sagte der Doctor, dem hübschen Buben wohlgefällig nachsehend.

„Ja, das ist er,“ bestätigte die Doctorin. „Einmal läuft er als Eisenbahn und einmal als Dampf-Tramway durch das Haus, bald ist er Räuber und bald Gensdarm, bald wildes Thier und bald Jäger. Schreien und laufen aber muß er bei Allem. Ohne das geht's nicht.“

„So verböte ich es ihm eben.“

„Als ob sich so etwas verbieten ließe. Er kann ja nicht anders. Es ist alles Uebermuth und Schelmerei an ihm. Ich wollte auch gar nichts sagen, wenn er nur mich in Ruhe ließe. Aber jeden Augenblick kommt er und bittet, ich solle mich in seinen Wagen setzen oder in sein Boot oder ihm eine Peitsche machen oder einen Säbel.“

„Und du thust das Alles auch ganz gutmüthig?“

„Was will ich denn machen, wenn er so bittet und bettelt. Und was er für tolle Ideen hat! Da spielt er vorhin Menagerie, und auf einmal fällt ihm ein, daß er ein Krokodil brauche, und ich solle doch so gut

sein und mich ein bischen auf alle Viere legen, ich würde ein wunderschönes Krokodil abgeben. Daß ich dazu keine Lust hatte, kannst du dir wohl denken. Glaubst du aber, der Bube habe aufgehört zu bitten, bis mir endlich nichts übrig blieb als" —

„Ihm den Willen zu thun und ein Krokodil zu machen? O, Frau, Frau, daß ich dabei nicht zugegen war!" Der Doctor lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. „Das muß ein Anblick für Götter gewesen sein! Willst du mir's nicht noch einmal vormachen?"

Aber die Doctorin wollte nicht.

„Warum trinkst du denn heute nicht aus deiner gewöhnlichen Tasse?" fragte der Doctor beim Kaffeetrinken ganz verwundert seine Frau. Diese erröthete verlegen. „Die Tasse, ja die Tasse ist zerbrochen."

„Zerbrochen?" Deine Tasse, aus der du schon seit deiner Mädchenzeit trinkst, und auf die du so große Stücke hieltest? Na, das möchte ich nicht gewesen sein."

„Er hat's ja gar nicht gern gethan."

„Er? welcher er? Also nicht die Stine? Vielleicht gar wieder der Blitzjunge, was?" — Sie nickte nur. — „Nun, da wirst du ihm aber doch ein paar Ordentliche gegeben haben?"

„Das wollte ich im ersten Aerger auch, aber er ließ es ja nicht zu."

„Er wird sich doch nicht gegen dich zur Wehr gesetzt haben?" fragte der Doctor mit gerunzelter Stirn.

„Bewahre! Aber er war so aufgelöst in Reue und Leid und umklammerte mich so flehentlich, daß ich ihm geradezu weh hätte thun müssen, um ihn von mir loszumachen."

„Und da verziehst du ihm lieber und schenktest ihm noch einen Groschen für den Schreck, was?"

„Nein, nur eine Hand voll getrockneter Pflaumen," sagte die Doctorin kleinlaut.

„O, ihr Weiber, ihr Weiber!" rief der Doctor. „Ob denn nicht eine von euch wie die andere ist. Nun, warte nur, im Waisenhaus wird's keine gedörrte Pflaumen für eine zerbrochene Tasse geben. Der neue Verwalter soll ein strenges Regiment führen."

„Im Waisenhaus?" fragte die Doctorin erschrocken.

„Ja, ich habe heute gehört, daß die Aufnahme der beiden großen Buben so gut wie gewiß ist. Nächste Woche ist Vorstandssitzung, da wird die Sache formell richtig gemacht."

Die Doctorin schenkte ihrem Manne die zweite Tasse Kaffee ein, dann sagte sie langsam: „Also in's Waisenhaus soll der hübsche Bube?"

„Meinst du, dort nehmen sie nur häßliche?"

„Das lebhafte, fröhliche Kind!"

„Den Uebermuth werden sie ihm schon abgewöhnen."

„Ja, mit dem Stock! Ein wehrloses Kind einschüchtern, ist keine Kunst. Ob sie den offenen, frohherzigen Knaben aber dabei kopfhängerisch und verstockt machen, danach fragt Niemand. Ja, wenn er so ruhig und langsam wie sein Bruder wäre, da wäre er gewiß ganz gut im Waisenhause aufgehoben, aber mit seinem Temperament! Nein, Albert," sie schmiegte sich bittend an den Gatten, „schicke den armen Buben nicht fort, laß ihn hier bleiben! Ein Kind mehr oder weniger, das merkt man ja gar nicht. Nicht wahr, du läßt mir den Knaben?"

„Ich für meinen Theil habe nichts dagegen, aber"—

„Also er bleibt! O, du guter Mann! Aber sei einmal einen Augenblick ruhig! Mir ist, als hätte ich den Buben draußen auf der Treppe gehört. Da sitzt er sicher wieder auf dem Geländer und rutscht hinunter, bis er sich richtig einmal das Genick bricht. Was man sich mit solch einem Buben ärgern muß!" Fort war sie, und der Doctor sah ihr mit einem sehr befriedigten Schmunzeln nach.

Ein paar Tage vergingen. Der Doctor hatte seine Frau gebeten, den Kindern von der bevorstehenden Aenderung ihres Schicksals nichts zu sagen, bis endgültig über Alle entschieden sei.

„Es ist mir eigentlich leid, daß er allein fort soll," sagte die Doctorin, während sie an einem der nächsten Abende neben ihrem Gatten saß und die Sachen durchsah, die der älteste Knabe in das Waisenhaus mitnehmen sollte. „Aber du mußt selbst sagen, Alle kann ich doch nicht behalten. Er ist der älteste und dabei so still und vernünftig, er wird sich gewiß im Waisenhause ganz wohl fühlen. Ich glaube auch nicht, daß ihm die Trennung von seinen Geschwistern besonders schwer fallen wird. Er scheint nicht viel Gefühl zu haben."

„Vielleicht zeigt er dasselbe nur nicht. Er war der Liebling seiner Mutter."

„Und seine Geschwister sind doch alle so viel hübscher und einnehmender als er!" rief die Doctorin verwundert.

„Vielleicht machte ihn gerade das seiner Mutter um so theurer."

Die Doctorin dachte ein wenig nach. „Nun ja, vielleicht seiner Mutter. Ich will auch gar nichts gegen ihn sagen. Er thut, was ich will, ist fleißig und fügsam, aber ich kann einmal kein Herz zu ihm fassen. Er kann ja übrigens seine Geschwister oft besuchen und an uns immer gute Freunde haben.

Der Doctor erwiderte nichts. Als seine Frau aber heute ihr Lager aufsuchte, that sie es mit einem leisen Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selber, sie wußte selbst nicht warum.

„Da sieh nur, ob ich nicht recht mit dem Buben habe," sagte die Doctorin am nächsten Morgen, einem Sonntage, als der Doctor nach beendetem Frühstück noch ein wenig bei ihr sitzen blieb. „So starr und theilnahmlos sitzt er nun schon den ganzen Morgen da. Es ist kein Leben in ihm. Seine Geschwister können um ihn herum spielen und lärmen, wie sie wollen, ich glaube, er sieht sie gar nicht."

„Komm einmal her, mein Junge!" rief der Doctor dem Knaben zu, der, den Kopf in beide Hände gepreßt, allerdings auffällig still und unbeweglich in einer Ecke saß. Der Knabe rührte sich nicht, erst als der Doctor noch einmal und heftiger rief, schrak er zusammen und kam hastig herbei. Der Doctor sah ihm prüfend in das dunkelgeröthete Antlitz. „Fehlt dir etwas?" — „Der Kopf thut mir weh" — „Seit wann denn?" — „Seit immer" — „Seit immer, das wird wohl heißen, seit du hier bist, he?" — Der Knabe nickte. „Und was thut dir sonst noch weh?" — „Die Augen und dann das Genick, und manchmal ist mir so schwindelig." — „So! und von alledem erfährt man kein Wort?" Der Doctor befühlte und behorchte den Knaben, dann sagte er: „Geh jetzt in dein Zimmer und lege dich nieder. Ich komme gleich zu dir."

Die Doctorin hatte in schweigender Angst zugehört. „Du hältst ihn doch nicht für ernstlich krank?"

„Für sehr ernstlich. So viel ich beurtheilen kann, ist eine Gehirnkrankheit bei ihm im Ausbruch."

„Die Doctorin schlug entsetzt die Hände zusammen. „Und das gerade jetzt! Was fange ich denn mit den andern Kindern an?"

„Nun, nun, ansteckend ist die Krankheit nicht, aber vollständige Ruhe braucht er. Es wird das Beste sein, ich mache die Meldung gleich selbst im Krankenhause und lasse ihn dorthin bringen. Es kann leicht sein, daß die Krankheit eine üble Wendung nimmt."

„Du meinst, daß er sterben werde?"

Der Doctor zuckte die Achseln. „Er hat die Krankheit zu lange unbeachtet mit sich herumgetragen."

Die Doctorin war plötzlich sehr ernst und ruhig geworden. „Dann darf der Knabe nicht in's Krankenhaus," sagte sie entschlossen.

„Du wolltest ihn ja aber so wie so von dir geben."

„Ja, wenn er gesund geblieben wäre. Mein Herz fühlt sich nicht sehr zu diesem Kinde hingezogen, das ist wahr, aber gerade deßhalb will ich meine Pflicht ganz an ihm erfüllen. Ich könnte der andern Kinder nie von Herzen froh werden, wenn ich ihren Bruder im Spital sterben ließe."

„Das ist Alles recht schön," sagte der Doctor ruhig, „aber wo willst du ihn hinlegen? Vollkommene Ruhe ist unerläßlich für ihn."

„Er kann in Stinen's Giebelzimmer liegen. Dort ist es sonnig und ruhig. Stine muß so lange ihr Bett in der Küche aufschlagen."

„Hm, das ginge. Aber wer wird ihn pflegen? Weder du hast Zeit dazu noch Stine."

„Nein, aber ich lasse die alte Müller kommen, die mich vor zwei Jahren so gut gepflegt hat. Wenn sie ausruhen muß, wache ich für sie. — Rede nur nichts drein! Ich werde doch einmal ein paar Nächte opfern können, wenn du das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht deinen Kranken zu Gebote stehst?"

Der Doctor fuhr mit seiner Hand sanft über das Haupt seiner Frau, dann sagte er: „Nun denn in Gottes Namen, so triff deine Vorkehrungen mit Stine. Ich will indeß die Wärterin herschicken und das Nöthige aus der Apotheke besorgen."

Schwere Tage und noch schwerere Nächte folgten. Es schien, als ob der Knabe es nicht erwarten könne, seiner Mutter zu folgen. Stunde auf Stunde lag er da, in Fiebergluth ihren Namen rufend, bis die vertrockneten Lippen den Ton versagten.

„Ich habe nur noch wenig Hoffnung," sagte der Doctor, als er einige Tage später nach sorgfältiger Untersuchung im Begriff stand, den Kranken für die Nacht zu verlassen. „Läßt das Fieber bis morgen früh nicht nach, so ist er verloren."

„Dann bleibe ich heute Nacht bei ihm," sagte die Doctorin entschlossen.

„Du reibst dich auf."

„Aengstige dich nicht um mich. Was man muß, das kann man."

Der Doctor reichte ihr ernst die Hand. „Wenn du mich brauchst, so rufe mich."

Langsam zogen die Stunden der Nacht vorüber. Mit weit aufgerissenen Augen und unruhig zuckenden Gliedern warf der Knabe sich jammernd und stöhnend in seinem Bett umher. „Mutter, Mutter!" und immer wieder „Mutter!" klang es jammernd durch den Raum. Der Doctorin schmolz das Herz vor Mitleid. Sanft seine Wange streichelnd, beugte sie sich liebkosend über ihn. Das Antlitz des Knaben veränderte sich plötzlich. „Bist du es, Mutter? Bist du endlich da?" Er schlang beide Arme fest um ihren Hals und zog sie zu sich, so daß ihre Wange an die seine zu liegen kam.

Sie fühlte voll Freude, wie die furchtbare Spannung seiner Glieder nachließ, sein Kopf ruhig liegen blieb und seine Brust sich sanfter hob. So oft sie aber einen Versuch machte, sich aus seinen Armen zu lösen, schrie er angstvoll auf.

Es blieb ihr nichts übrig, als leise ihre Füße herauf auf das Bett zu ziehen, sodaß sie ausgestreckt neben ihm lag. Seine regelmäßigen Athemzüge sagten ihr, daß er eingeschlafen war, und während sie mit seltsamem Wonnegefühl ihr Antlitz an das des Knaben drückte, der sie Mutter genannt, berührte der Schlaf auch ihre müden Augen mit sanftem Finger.

Der Morgen blickte schon zum Fenster herein, als sie erwachte. Ihr Gatte stand über das Bett gebeugt. Sie fuhr erschrocken auf. „Ich habe doch nicht geschlafen?"

„Das hast du wohl. Aber sieh her!" Er wies auf den Knaben, der, die Stirn mit dichten Schweißperlen bedeckt, in sanftem, tiefem Schlummer lag. „Er ist gerettet, und er dankt es d i r!"

Der Doctorin traten die Freudenthränen in die Augen. „Die Gefahr ist vorüber," fuhr ihr Gatte fort. „Einmal auf dem Wege der Genesung, wird er sich schnell erholen. In vierzehn Tagen vielleicht schon wird er so weit hergestellt sein, daß er in sein neues Heim übersiedeln kann."

„Glaubst du wirklich, ich ließe den Knaben jetzt noch von mir?" fragte die Doctorin leise und innig. „Er hat mich Mutter genannt, und wenn er es auch nur im Fieber that, ich will ihm eine Mutter sein. Er gehört mir."

„So willst du lieber den jüngern Knaben in's Waisenhaus schicken?" — „Nein, das will ich nicht." — „Oder das Mädchen?" — „Gewiß nicht." — „Die beiden Kleinen wirst du aber noch weniger hergeben wollen."

„Ich will sie behalten, alle fünf!"

„Alle fünf?" Die Stimme des Doctors hatte einen unsichern Klang. „Du läßt dich von deinem guten Herzen hinreißen. Bedenke, wie gewagt es mit fremden Kindern ist. Man kann nie wissen, was in ihnen steckt."

„Das kann man bei den eigenen auch nicht."

„Unsere Freundlichkeit nehmen sie als ihr gutes Recht hin."

„Das sollen sie auch."

„Und wenn sie groß sind, fällt es ihnen plötzlich ein, daß sie nicht unsere rechten Kinder sind."

„Wenn wir ihnen rechte Eltern waren, gewiß nicht."

„Und all die Plage und Arbeit, die sie machen!"

„Die will ich freudig auf mich nehmen. Aber" — sie blickte ängstlich zu ihm auf — „sind dir vielleicht alle fünf zu viel?"

„Mir?" Er nahm ihre Hände in die seinen und sagte ernst: „Anna, als die arme Mutter mit dem Tode rang und nicht sterben konnte in der Angst um ihre Kinder, da beugte ich mich zu ihr und sagte: 'Ich will die Kinder zu mir nehmen, und sie sollen meine eigenen sein.' 'Alle fünf?' fragte sie ungläubig. 'Alle fünf,' erwiderte ich, 'so wahr mir Gott helfe.' Darauf starb sie in Frieden."

„Arme Mutter!" flüsterte die Doctorin, ihr von Thränen überströmtes Antlitz an der Schulter des Gatten bergend. Plötzlich aber richtete sie sich auf. „Aber Albert! Wenn du das versprachst, dann hast du die Kinder ja schon mit der ausdrücklichen Absicht in das Haus gebracht, sie alle zu behalten!" — Er nickte nur.

„Wenn ich nun aber nicht gewollt hätte!"

„Ich kannte dein Herz."

„So? und wenn du mein Herz kanntest, warum kamst du denn nicht vertrauensvoll und sagtest offen, was du wolltest?"

Der Doctor machte ein etwas bedenkliches Gesicht. „Du wolltest an dem Tage gerade neue Fußböden haben und moderne Tapeten und Vorhänge und" —

Sie wollte ihn unterbrechen, da ließ ein schwacher Laut vom Bett aus sie zusammenfahren. Mit klaren, fieberlosen Augen lag der Knabe da und sah zu ihr herüber. Hatte er gehört, was sie gesprochen? ahnte er, zu welcher Entscheidung es gekommen?

„Mutter!" flüsterte er leise, die matte Hand nach ihr ausstreckend.

Sie stürzte vor seinem Bette in die Kniee. „Ja, mein Kind, ich will deine Mutter sein!" Sie bedeckte sein Antlitz mit ihren Küssen, dann setzte sie sich zu ihm auf das Bett, und, ihm zärtlich das feuchte Haar aus der Stirn streichend, sagte sie, unter Thränen lächelnd: „Was für weiches, feines Haar er hat! Und die guten, treuen Augen! Und" — Sie blickte aufmerksam bald auf ihren Gatten, bald auf das Kind.

„Am Ende entdeckst du gar eine Aehnlichkeit mit mir an ihm," sagte der Doctor, seine Rührung unter einem spottenden Tone verbergend.

„Findest du das auch?" rief sie erfreut, seinen Spott gar nicht beachtend. „So um den Mund und die Stirn herum. Nicht wahr? Ich sah es gleich, aber ich wollte es nicht sagen, um dich nicht eitel zu machen. Denn daß du jemals solch ein hübsches Kind gewesen seist, das wirst du dir doch nicht einbilden, du alter, häßlicher Mann du!"

„Nun, das nenne ich als ächte Mutter sprechen!" rief der Doctor lachend. „Ich sehe schon, du wirst den Buben auf das greulichste verziehen!"

„Warum nicht gar! Aber horch, sind das nicht die andern Kinder draußen auf dem Gang? Sie möchten gewiß gern herein. Dürfen sie wohl?"

Der Doctor war schon an der Thür. Da stand das Kinderhäufchen wieder wie vor ein paar Wochen, eng zusammen gedrängt, die kleinen voran, die größeren den Hintergrund bildend. Diesmal aber blieben sie nicht scheu und ängstlich stehen. Zutraulich trippelten sie näher, und während die zwei Kleinen auf den Schooß der Doctorin kletterten und die Größeren sich dicht an sie drängten, blickten sie neugierig auf den Bruder, der so blaß und still und doch so freundlich blickend in seinem Bette vor ihnen lag.

Mit der einen Hand hielt die Doctorin die Hand des kranken Knaben, mit der zweiten drückte sie die andern Kinder fest an sich. „Unsere Kinder!" sagte sie, freudestrahlend zu ihrem Gatten aufsehend. „Möge Gott sie segnen und glücklich machen!"

„Alle fünf!" setzte der Doctor leise und gerührt hinzu.

Die Acadier in Louisiana.

Für Haus und Herd bearbeitet von E. C. Magaret.



Obgleich man, streng genommen, unter dem Namen „Acadier" nur die Nachkommen der Canadier und Verbannter von Acadie versteht, welche zu den ersten Ansiedlern Louisiana's gehörten, so dient er doch häufig dazu, sämmtliche niedere Volksklassen französischer Abkunft im ganzen Staate zu bezeichnen.

Der Name selbst „Acadier," oder „Cajun," wie er in einer verdorbenen Abkürzung lautet, ist ein Ausdruck der Verachtung, welchen die gebildeten Klassen allen denen beizulegen pflegen, die im socialen Leben eine niedrigere Stellung einnehmen, als sie. —

Dieser eigenthümliche Menschenschlag ist in manchen Gegenden am Aussterben begriffen. Am Mississippi z. B., wo die Acadier früher große und werthvolle Ländereien besaßen, haben sie dem unternehmenderen Amerikaner Platz gemacht, und sind in das Innere gezogen, während die Zurückbleibenden schnell amerikanisirt wurden und durch Erziehung, geselligen Verkehr und Wechselheirathen, bald ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten verloren. Aber fern vom Mississippi und anderen schiffbaren Flüssen, und abseits von den größeren Städten, an den kleineren Gewässern oder Bayous, wo keine Dampfboote landen, — oder auf den weiten Prärien, welche den Pfiff der Locomotive noch nie vernommen haben, giebt es überall Acadier welche in Charakter und Lebensweise genau ihren Vorfahren vor fünfzig oder hundert Jahren gleichen. Ihnen mangelt das Hauptelement des Fortschritts: „Erziehung." In manchen ihrer Ansiedlungen giebt es überhaupt gar keine Schulen. Nur hie und da wird ein Kind begüterter Eltern auf etliche Monate, oder auf ein Jahr, in eine römisch-katholische Schule gesandt; wer einigermaßen fließend lesen und schreiben kann, heißt gutgeschult und übt, falls er den nöthigen Mutterwitz besitzt, in der Politik, und besonders im geschäftlichen Leben, einen bedeutenden Einfluß aus.

Die Sprache dieser Leute ist ein verdorbenes Französisch, welches man in Paris schwerlich verstehen würde, ihnen jedoch noch heute als gut Französisch gilt. Sind sie doch selbst Franzosen; allerdings Bewohner der Vereinigten Staaten, aber doch beileibe keine Amerikaner. Von diesen hegen sie überhaupt keine besonders günstige Meinung. Nördliche und Südliche heißen bei ihnen kurzweg „Yankees," und wer sich unter ihnen durch Scharfsinn oder Geschäftsklugheit hervorthut, bekommt ohne Weiteres diesen Namen.

Da sie keine Neigung zur Auswanderung haben, so sind die Gegenden, welche sie bewohnen, dicht bevölkert. Am oberen Teiche z. B. in der Nähe der alten Stadt Opelousas, und entfernt von den großen Verkehrsstraßen, liegen, von schattigen Hainen umgeben, ihre behaglich ein-

gerichteten Wohnungen, alle im gleichartigen einfachen Styl erbaut, mit einer Veranda nach vorn, und nur in der Größe verschieden.

Ehemalige große Plantagen wurden oft noch bei Lebzeiten des eigentlichen Besitzers unter Kindern und Kindeskindern so lange vertheilt, bis eine weitere Zertheilung unmöglich war, denn die Eltern wünschen ihre Kinder nur um sich zu haben, und opfern dafür bereitwillig manche Bequemlichkeit, und diese Zuneigung wird von den Kindern auf das Herzlichste erwidert. Die Kinder sind früh erwachsen und heirathen frühe. Frauen von zwölf und Männer von fünfzehn Jahren giebt es genug, und selbst Großeltern von dreißig Jahren sind keine Seltenheit.

Ohne besonders angestrengt zu arbeiten, halten sie ihre Plätze meistens in guter Ordnung und erzielen bescheidene Ernten von Korn, Baumwolle, Taback, Erbsen, Kartoffeln und auch Reis, für dessen Cultur sich der Boden an manchen Stellen besonders eignet. Pferde, Rindvieh und Schweine bilden einen großen Theil ihres Vermögens und tragen zur Vermehrung ihres Ansehens und ihres Einflusses bei. Können sie daneben noch eine sogenannte „Kalesche" oder Familienkutsche halten, — so ist ihrer Meinung nach der Gipfel weltlicher Größe erklommen.

Diese „Kalesche" ist beiläufig einzig in ihrer Art und verdient mehr als eine vorübergehende Erwähnung. — Sie ist ein selbstgemachter zweiräderiger Wagen ohne Springfedern mit einem Sitz für zwei Personen versehen, auf dem jedoch, je nach Umständen, ein Dutzend Platz finden. Ob die Leute dann zusammenschrumpfen, oder ob sich der Sitz je nach den jedesmaligen Bedürfnissen erweitert, davon schweigt die Geschichte. Denkt euch die Familienmutter, mit einem mächtigen altmodischen Hute auf dem Kopfe, in der Mitte des Sitzes, den Säugling auf dem Schooße und die Zügel in der Hand; auf jeder Seite sitzen ein paar Kinder, während die Uebrigen hinten auf der Rücklehne oder zwischen dem Sitze und dem Wagenbrette Platz gefunden haben. “Allons!” Die Zügel bewegen sich und das ruhige, gesetzte Familienpferd, nicht gewohnt, sich besonders zu beeilen, fällt in einen langsamen Trab. Bei jedem Schritt fliegen die Deichsel und mit ihr die Köpfe der Insassen des Wagens auf und nieder, und die breiten Krämpen des mütterlichen Hutes flattern wie die müden Schwingen eines großen Vogels hin und her. Man bekommt dabei zuerst den Eindruck, — lächerlich, wie das scheinen mag, — als müßten die Köpfe den wiederholten Stößen endlich nachgeben und polternd zu Boden rollen.


Acadisches Mädchen.

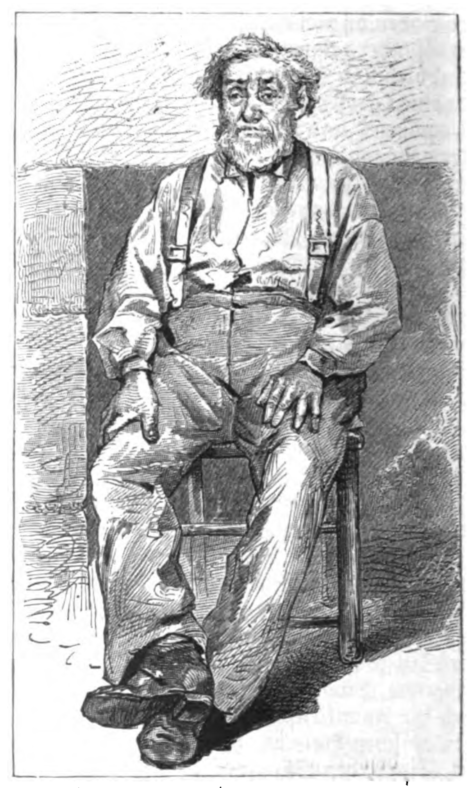
Nebst diesem alterthümlichen Gefährt verfertigen die Acadier manche Artikel häuslicher Industrie, wie Körbe, Eimer, Besen, geflochtene oder mit Fellen überzogene Stühle, und allerlei


Eine junge Mutter.

feingearbeitete Schnitzereien. Diese Artikel werden, nebst Taback und Baumwolle, von dem Hausvater nach der Stadt zu Markte gebracht, und ihrer Güte wegen leicht und zu annehmbaren Preisen verkauft. Der Erlös dient dazu, die nöthigen bunten Taschentücher, Muslin und Kattun für Sonntagshemden und Kleider anzuschaffen, welche der Cajun in seiner großen Satteltasche heimführt. Seine Rückkehr verursacht deßhalb jedes Mal große Aufregung und Freude, nicht nur im Familienkreise, sondern in der ganzen Nachbarschaft. Alle übrigen Kleidungsstücke werden gewöhnlicht daheim fabrizirt. Die Hausfrau verfertigt Hüte von Palmblättern, strickt, spinnt, webt und färbt Zeug für Decken, Tücher und Anzüge zum alltäglichen Gebrauch. In Folge dieser sparsamen Einrichtungen sind Geldverlegenheiten und Schulden unter ihnen fast unbekannt.

Das Leben dieser Leute mit seinen einfachen Vergnügungen und seiner leichten Arbeit hat sich im Laufe der Zeit nur wenig verändert. Man hat sie oft wegen ihres Mangels an Ehrgeiz und ihrer Gleichgültigkeit politischen Auszeichnungen gegenüber gepriesen, aber der „Cajun“ hat auch seine hochfliegenden Pläne, wenn auch im bescheidenen Maßstabe, und in dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt, wird die Stellung eines Friedensrichters ebenso hoch geschätzt und ebenso eifrig gesucht, als die höheren politischen Stellungen in anderen Gegenden. Wahlen sind Zeiten der Aufregung, bei denen billiger Whisky eine große Rolle spielt, nicht selten Schlägereien verursacht und gewöhnlich den Sieg entscheidet, denn der Candidat, welcher daheim und im Wirthshause am fleißigsten einschenkeu läßt, darf mit Sicherheit auf seine Erwählung rechnen.

Die Sitten und Gebräuche unter diesen Leuten sind eigenthümlich. Bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften sitzen Männer und Frauen getrennt. Nur während des Tanzens herrscht eine ungezwungene Unterhaltung, und selbst dann müssen die Mädchen bescheiden sein, und nur sprechen, wenn man sie anredet, und zwar mit niedergeschlagenen Augen. Beim Eintritt in eine Gesellschaft muß man jedem der Gäste die Hand schütteln, gleichviel ob man ihn kennt oder nicht, doch steht dabei Keiner auf, mit Ausnahme vielleicht des Wirthes und der Wirthin. Eine Frau, ob alt oder jung, verheirathet oder ledig, die sich mit einem Manne, der


Ein Patriarch.

nicht zu ihren Verwandten gehört, allein unterhält, verletzt den Anstand. Selbst Bruder und Schwester, Oheim und Nichte, gehen nur im äußersten Nothfalle ohne Begleitung eines Dritten miteinander. Auch Brautleute dürfen nur auf Bällen und im Kreise der Familie zusammen verkehren. Doch zeichnet der junge Mann die Auserwählte seines Herzens dadurch aus, daß er häufig an ihrem Fenster vorüber reitet, und je mehr Zuschauer er dabei hat, desto besser. Ein gelegentliches Geschenk von einem Päckchen Schnupftaback oder ähnlichen Dingen für die „Mama,“ trägt viel dazu bei, den Pfad der Liebe zu ebnen. Ein Heirathsantrag wird gewöhnlich im Ballsaale gestellt, und zwar, wenn das Vergnügen seinen Höhepunkt erreicht hat. Fällt die Antwort günstig aus, so sucht der junge Mann um die Einwilligung der Eltern nach; aber damit ist die Sache noch lange nicht abgemacht, es bedarf noch der Zustimmung sämmtlicher Verwandten, welche sich der Bräutigam, auf seinem Rößlein von einem zum andern reitend, feierlich einholt. Selbst als Verlobte stehen beide noch unter einer strengen Aufsicht, die keineswegs angenehm ist, und es darf sich daher Niemand wundern, wenn der glückliche Bräutigam den Hochzeitstag so viel als möglich beschleunigt. Ledige Personen, beiderlei Geschlechts, giebt es unter ihnen nur wenige. Ein Hagestolz muß sich Spott und Tadel, wegen seines Mangels an Männlichkeit, selbst von seinen besten Freunden gefallen lassen. Hochzeitsfeste sind Zeiten des Jubels und der Freude.

Zu den Vergnügungen dieser Leute darf man auch schwere Krankheitsfälle und Leichenbegängnisse rechnen. Wenn sich die Kunde von einer schweren Erkrankung verbreitet, so eilen Männer, Weiber und Kinder dorthin. Der Hof ist voll von Pferden und Wagen, Gruppen von Männern stehend schwatzend auf der Veranda und das Krankenzimmer ist angefüllt mit Leuten beiderlei Geschlechts, die wie üblich getrennt sitzen, den Patienten anstarrend, und in gedämpften Tönen ununterbrochen schwatzen. Da werden von etlichen Frauen die Symptome der Krankheit besprochen, und die Behandlung des Arztes wird kritisirt. „Er ist freilich französisch, aber was hilft's, selbst ein Franzosendoctor kann nicht Alles wissen.“ — Und nun folgen Geschichten von wunderbaren Kuren, welche sie selbst mit gewissen Kräutern und Pflastern gemacht haben, und dabei schütteln sie ihr weises Haupt und seufzen tief über den hoffnungslosen Zustand des Kranken.

Die Jugend benutzt die Gelegenheit zum geselligen Beisammensein. Lange Tische werden gedeckt, und das Beste, was die heimgesuchte Familie bestreiten kann, wird aufgetragen, und in



Vorbeireiten.

der Zwischenzeit wird Tag und Nacht Kaffee umhergereicht, solange bis der Kranke sich gebessert hat, oder von dem Schauplatze dieser Festlichkeit zu Grabe getragen wird.

Selbstverständlich nehmen unter solchen Umständen nur wenige kritische Fälle einen günstigen Verlauf. Freunde und Verwandten umstehen jammernd und klagend das Sterbebette, und bitten den Kranken, sie doch nicht zu verlassen. Die Heiligen werden angerufen und der Priester kommt und reicht dem Kranken die Sterbe-Sakramente und entfernt sich wieder. Der arme Leidende am Rande der Ewigkeit sieht Niemand, der sich mit ruhigem und zuversichtlichem Blicke über ihn beugt und vernimmt kein tröstliches, ermuthigendes Wort. Wie muß die scheidende Seele, wenn sie beim Bewußtsein ist, in diesem herzzerreißenden Tumulte fühlen?

Ist Alles vorüber, so wird der Leichnam festlich gekleidet, wobei neue Schuhe nicht fehlen dürfen; ein Crucifix wird auf seine Brust gelegt, zu Häupten und Füßen werden Kerzen angezündet und ein Gefäß mit Weihwasser wird daneben gestellt. Jeder Besucher taucht ein geweihtes Zweiglein hinein und besprengt die leblose Form, während er ein Gebet für die Ruhe des Abgeschiedenen murmelt. Die ganze Nacht hindurch werden von den Anwesenden Trauerlieder gesungen, und erst kurz vor dem Begräbniß wird der Leichnam unter den Thränen der Leidtragenden in den Sarg gelegt. Im Gotteshause werden, falls die Familie es bestreiten kann, Kerzen an das Gefolge ausgetheilt, und eine lange Prozession zieht hinaus zum Grabe. Alle Begräbnisse finden in den geweihten Friedhöfen statt, welche die Kirchen umgeben. Während der Trauerzeit gehen die Leidtragenden schwarz gekleidet und meiden alle Vergnügungen, selbst Musik und Gesang.



Ein Hirte auf der Attakapa Prairie.

Die Acadierin ist launisch und leicht erregbar, aber liebenswürdig und weichherzig; reinlich und fleißig erfüllt sie die Woche hindurch als Hausfrau die Pflichten ihres Standes, um sich am Sonnabend Nachmittag und Sonntag mit Ihresgleichen zu unterhalten. Schwatzen muß sie; es ist das gewissermaßen die Würze ihres gleichförmigen Lebens, und wenn dabei die Zunge hie und da, ohne es zu wollen, verwundet, so sind doch Herz und Hand bereit, die Noth des Nächsten zu lindern.

Unter den Tugenden der Acadier stehen Gastlichkeit und praktische Liebesthätigkeit obenan. Dem Nachbar zu helfen auf irgend eine Weise, ist nicht mehr als „nachbarlich," und wer sich seines Nachbars Verlegenheit zu Nutze macht, bezahlt seinen Gewinn mit dem Verlust seiner Achtung. Eifersucht, Rachgier und Habgier sind selten unter ihnen und Verbrechen fast unbekannt und würde nicht da und dort einmal ein armer Kerl etliche Stück Vieh hinwegschmuggeln, wenn der Händler auf seiner jährlichen Rundreise seinen Bedarf für den Markt in New Orleans aufkauft, oder hie und da an einem Vergnügungs-Orte eine Schlägerei vorfiele, so wäre der Friedensrichter ohne Beschäftigung.

Die Männer sind unermüdliche und erfolgreiche Jäger, gewandte Reiter und eingefleischte Schwätzer. Mag nach der Ansicht der Welt in der Kunst des Schwatzens im Allgemeinen dem weiblichen Geschlechte die Palme gebühren, hier wenigstens gebührt sie dem Stärkeren. Der Held des Tages, der auch die redseligste Frau in Schatten stellt, ist gewöhnlich ein gemüthlicher alter Bursche, welcher sein Eigenthum seinen Kindern abgetreten hat, und nun ohne genügende Beschäftigung alle Hochzeiten und Begräbnisse besucht, die Kranken pflegt und die curirt, welche gesund werden. Und wenn Etliche sterben!

„nun er kann euch sagen, wer Schuld daran ist. Aber — hört ihr! es darf beileibe nicht herauskommen."

Die einzige Neuerung, welche sich seit Menschengedenken in diesen abgeschlossenen Kreisen Bahn gebrochen hat, ist — die Crinoline. Lange nachdem sie in der vornehmen Welt aus der Mode gekommen war, sandte ein Kaufmann von New Orleans eine Ladung, die ihm liegen geblieben war, versuchsweise nach diesen entfernten Ansiedlungen. Groß war die Bestürzung unter diesen einfachen Leuten, als sie von der Ankunft der anstößigen Waaren vernahmen. Hatten sie sie doch in der Stadt gesehen, als sie ihren Taback und ihre Baumwolle verkauften. O Grauen und Entsetzen! Für Amerikaner und Andere, die nicht wissen, was Anstand ist, mag so Etwas noch angehen, aber für sie — Gott behüte! Familienväter gelobten feierlich, sie würden nimmer zugeben, daß sich ihre Frauen zu Närrinnen machten. Die Aufregung erreichte ihren Höhepunkt, als beim Ball am folgenden Samstag Abend „Madame," die Wirthin, mit weit gebauschtem Kleide auf dem Tanzplatz erschien. Die Männer waren sprachlos vor Erstaunen und starrten mit offenem Munde die kühne Verrätherin an, die es wagte, so ohne Weiteres mit ihren althergebrachten Sitten zu brechen. Aber siehe da! die Crinoline siegte. Madame war die Gefeierte des Festes.

Am nächsten Morgen strömten die Frauen zu Pferde und zu Wagen nach dem Kramladen und in wenigen Tagen war der Vorrath von "oops," wie sie sie nannten, verkauft.

Der Acadier ist durchschnittlich unter mittlerer Größe, wohlgebaut, ohne gerade muskulös zu sein, eine Neigung zur Magerkeit ist bei ihm vorherrschend, so daß man sprichwörtlich sagt: „Cajuns sterben nicht wie andere Leute, sondern sie vertrocknen und zerstäuben." Anders jedoch mit den Frauen. Das ne plus ultra jungfräulicher Schönheit, eine schlanke Gestalt macht bei der Hausfrau bald einer behäbigen Körperfülle Platz. Doch hat die Acadierin selten grobe Züge und ist niemals ungeschickt und roh in ihrem Benehmen. Ihre anmuthige Gestalt ist mit weichen schwarzen Haaren gekrönt und ihre glänzenden dunklen Augen contrastiren sehr hübsch mit ihrer olivengelben Gesichtsfarbe. Die Bewohner der Prairien sind ihren Stammesgenossen in den sumpfigen Niederungen an Größe und Kraft überlegen, aber Allen, ohne Ausnahme, mangelt geistige und körperliche Energie und Unternehmungsgeist.



Eine acadische Korbflechterin.

In den Niederungen der Flüsse nähren sie sich fast ausschließlich von Fischen und Wasservögeln und bauen nur Korn und Reis für den eigenen Bedarf. — In anderen Gegenden machen die Männer aus der Jagd ein Gewerbe, und versorgen die umliegenden Städte und den Markt von New Orleans mit großen Massen von Enten und Wildpret. Die Bewohner der Sümpfe verbringen ihre Zeit abwechselnd mit Fischen, Essen, Schlafen und Anfällen vom kalten Fieber.

In manchen Ansiedlungen, wie z. B. auf der Prairie Groß Chevreuil, in der Nähe des großen Cypressensumpfes, haben die Wechselheirathen unter nahen Verwandten die geistige und körperliche Entwickelung der Leute sehr beeinträchtigt. In der Messe besonders fällt dem Beobachter die Menge gelb-grüner Augen auf, welche denen einer schwarzen Katze auffallend ähnlich sind. Tritt ein Fremdling ein, so richten sich alle diese Augen auf ihn und starren ihn an, und solch' ein Starren, so unbeweglich, so nichtssagend, so unheimlich, daß man starke Nerven haben muß, um ein unangenehmes Frösteln zu unterdrücken. Die meisten Männer sind klein und untersetzt mit mageren, pfeifenrohrartigen Gliedmaßen und runzligen Gesichtern. Unter den sogenannten „Catfisch-Cajuns" sind die Frauen besser

entwickelt, intelligenter und energischer als die Männer.

Die feinsten Exemplare acadischer Körperbildung findet man unter den Hirten der Attakapas-Prairien. Schlank und wohlgebaut, mit den schwarzen Haaren und Augen ihres Stammes, und gewandt im Reiten, sind sie in der That prächtige Bursche. Leider sind Manche von ihnen ausgeprägte Viehdiebe geworden. Im Ganzen aber hat kein Volksstamm weniger Verbrecher anfzuweisen, als die Acadier im Innern Louisiana's, welche ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit verleben, ohne die große Welt da draußen zu kennen, oder von ihr gekannt zu sein.

Ein Urtheil über ihre Entwickelungsfähigkeiten als eine Rasse zu fällen, ist schwer. Gewiß ist, daß ihnen, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, der Unternehmungsgeist, die Charakterstärke und die Intelligenz mangelt, welche die directen Nachkommen der französischen Einwanderer oft in einem hohen Grade besitzen.

Von den verschiedenen kirchlichen Benennungen hat nur der Katholizismus bei ihnen Eingang gefunden. Aber bis soweit hat sich seine Arbeit unter ihnen auf den religiösen Unterricht und die Gründung kostspieliger Klöster und Anstalten in den umliegenden Städten beschränkt. Doch nur wenige dieser Leute sind im Stande, ihre Kinder länger als etliche Monate nach diesen Anstalten zu senden. Sie bedürfen gute, billige Schulen in ihrer Mitte. Als jedoch nach der Beendigung des Krieges in den Kirchspielen von St. Martin und St. Marien Freischulen gegründet wurden, so hielten die Acadier auf Einsprache der römischen Geistlichkeit ihre Kinder vom Besuche derselben zurück. In der Folge wird es sich zeigen, ob die „geistliche Mutter," für die Heranbildung ihrer noch unerzogenen Kinder mehr thun wird, als die bürgerlichen Behörden thun wollten.



Ein Wettrennen.



Ein Blick in's gelobte Land.

Für Haus und Herd von Anna Spörri.



O theures Land im Osten,
Du schönes Canaan,
Ich schau' dich aus der Ferne
Mit stiller Sehnsucht an.
Mein Auge sucht die Stätten,
Wo einst der Herr geweilt,
Wo er die Armen speiste,
Die Leidenden geheilt.

O könnt' ich stille schweben
Auf deine Bergeshöh'n,
Wo Jesus einst durchwachte
Die Nacht in heißem Fleh'n;
Wo er die Seinen lehrte,
Dann in Gethsemane
Und Golgatha durchkämpfte
Des bitter'n Todes Weh.

Jerusalem, du theure,
Ich werde einst dich seh'n,
Verklärt in lichtem Glanze
Dort in der Heimath Höh'n.
Den Heiland werd' ich schauen,
Den du dereinst verschmäht.
Ihn wirst du dann erheben
In seiner Majestät!

Anna Spörri.

Die Zillerthaler.

Für Haus und Herd von P. Schweikher in München.

Am 17. October des Jahres 1887 waren es 50 Jahre, daß der letzte Zug der Zillerthaler seinen Einzug in Schmiedeberg (Schlesien) hielt. Es war aber nicht das erste Mal, daß hohenzollerische Fürsten ihre Staaten den um ihres Glaubens willen Bedrückten und Verjagten öffneten und so zu leuchtenden Beispielen christlicher Duldung, barmherziger Gesinnung und wahrer Nächstenliebe wurden. Schon der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, hatte im Jahre 1697 gegen 20,000 Hugenotten Zuflucht in seinem Lande gewährt, welche in Frankreich unter dem berühmten und berüchtigten Ludwig XIV. schwer verfolgt wurden und Unsägliches zu leiden hatten, und unter großen Gefahren bei Nacht und Nebel aus ihrem Vaterlande fliehen mußten, als ob sie die gemeinsten Verbrecher wären. Hat Frankreich sich damit selbst am schwersten geschädigt, so ist die Einwanderung so christlicher Leute, die zugleich tüchtig waren in vielerlei edlen Künsten und Gewerben, ein großer Gewinn für Preußen geworden.

Ein zweiter ähnlicher Fall trug sich unter dem strengen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. zu, dem Vater Friedrichs des Großen. Es waren die aus ihrem schönen Vaterlande verstoßenen Salzburger, welchen der preußische König eine Zufluchtsstätte gewährte, und nicht weniger als 16,000 derselben bezogen am Ostseestrande neue Heimstätten, wo sie vor den Nachstellungen und Grausamkeiten eines römisch-katholischen Erz-Bischofs, Firmian, sicher gestellt waren und ihres Glaubens leben konnten. Wie viel Thränen und bitteres Weh es da gab, ehe man sich von Haus und Hof, von Berg und Thal, von Verwandten und Freunden los gemacht hatte, um mit wenig Habe hinaus in die ungewisse Ferne zu ziehen, unter völlig fremde Menschen, — das kann doch nur der recht verstehen und beschreiben, der es selbst erfahren hat. Aber da mußte es sich auch zeigen, daß der Glaube an Christum köstlicher ist, als alle diese Dinge.

Doch diese religiösen Verfolgungen und Vertreibungen gehören einer Zeit an, die uns schon so ferne liegt, daß kein Lebender mehr davon erzählen könnte und wenn er noch weit älter wäre als Moses einst geworden ist. War es doch am 30. April 1732, daß der erste Zug der vertriebenen Salzburger in Berlin anlangte, vom König selbst am Stadtthor empfangen „als seine lieben Landeskinder."

Anders steht's mit den Zillerthalern. Ihre Ausweisung gehört eigentlich unserer Generation an, und es leben nicht nur noch viele der Ausgewiesenen und können selbst noch von den traurigen Schicksalen in ihrem früheren Heimathland erzählen, sondern es giebt auch noch Zuschauer, die Zeuge einer Scene waren, welche ein schwarzer Schandfleck für eine Kirche ist, die sich nicht nur die allerheiligste, sondern auch die allein wahre christliche nennt.

Doch wer sind die Zillerthaler? woher kamen sie und wohin zogen sie?

Wendet man sich von Salzburg aus, den Inn aufwärts, so kommt man endlich, noch ca. 30 Kilometer unterhalb Innsbruck, an den Einfluß der Ziller in den Inn. Nach dem Flüßchen hat das ganze ca. 30 Kilometer lange, anfänglich etwas breite Gebirgsthal, seinen Namen erhalten. Es gewährt das Thal einen großartigen Anblick. Ist es doch eingerahmt von gewaltigen Gebirgsmassen, die namentlich gegen Süden, das Thal gewissermaßen abschließen mit dem langen Gebirgszug der Zillerthalalpen. Es sind die Hochalpen Tyrols, die der Wanderer, der das Thal aufwärts wandert, vor sich hat. Nach rechts, in südwestlicher Richtung, er-

hebt sich der 12,200 Fuß hohe Aperer, dann weiter ostwärts, getrennt durch den Gamser Grund, der Möseln, die Hochfeder, die Hornspitze; dann weiterhin die Möhren- und Löffelspitze und a. m., bis der in beinahe östlicher Richtung sich hinziehende gewaltige Gebirgszug zunächst in der Dreihornspitze und dem Groß-Venediger, letzterer mit nahezu 13,000 Fuß, in die hohen Tauern übergeht. Natürlich sind sie alle in ewigem Schnee getaucht, denn keiner ist niederer als etwa 10—11,000 Fuß und bilden eine gewaltige Gletschermasse, die bei günstiger Beleuchtung einen großartigen Anblick gewährt. In dieser mächtigen Gebirgswelt, in stetem Kampf mit der Natur, wohnt ein kräftiger Menschenschlag mit all den Vorzügen, Eigenthümlichkeiten und Nachtheilen eines ächten Tyrolers. Treu, bieder und empfindsam und doch auch zu Zeiten der Erregung roh und zu wilden Ausbrüchen ungezügelter Leidenschaft geneigt, gleich dem jetzt klar und lieblich dahin plätschernden Gebirgsbach, der aber zu anderen Zeiten ein mächtig tobender, wild aufschäumender und alles mit sich fortreißender Strom ist.

Tyrol war schön in der Zeit der Reformation von dem evangelischen Geiste berührt worden, doch hat man alle äußeren Merkmale daran mit Gewalt unterdrückt. Als jedoch die protestantische Bewegung in Salzburg stärker um sich griff, blieb auch Tyrol davon nicht unberührt, und manch Saatkörnlein evangelischer Wahrheit wurde in dem stillen Zillerthal niedergelegt, das zwar lange in der Erde schlummerte, aber auch nach der Vertreibung der Salzburger nicht erstarb; dann langsam aufkeimte, langsam wuchs, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, anno 1817, es erst zehn waren, die ein ernstes Verlangen nach religiösem Unterricht in evangelischer Lehre empfanden, nachdem sie Jahre zuvor schon innerlich mit ihrem eigenen römisch-katholischen Bekenntniß gebrochen, wenn sie auch äußerlich noch die Ceremonien der katholischen Kirche mitgemacht hatten. Freilich, nun begann sich der Feind zu regen; die katholischen Geistlichen wurden in Zillerthal verdoppelt und die evangelisch Gesinnten ordentlich bearbeitet. Aber je mehr die Priester wütheten und die Evangelischen gequält wurden und ihre Kinder Hohn und Spott und eine Fülle von Ungerechtigkeiten zu tragen hatten, desto mehr wurden die evangelischen Zillerthäler in ihrem Glauben befestigt und desto mehr wuchs ihre Zahl.

Im Jahre 1832 kam Kaiser Franz nach Innspruck und eine Deputation der Evangelischen klagte ihm ihr Leid und bat um Abhülfe, welche auch zugesichert wurde. Allein die katholischen Landstände und die Priester hintertrieben es, so daß aus dem Versprechen des Kaisers nichts wurde. Als sie sich auf's Neue nach Wien an denselben wendeten, wurde ihnen zur Antwort, man habe ihnen ja nur religiöse Duldung in den österreichischen Staaten, nicht aber in Tyrol zugesagt und sie müßten daher entweder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren. oder nach Siebenbürgen auswandern. Als eine besondere Gnade (!) wurde ihnen auch die Auswanderung außerhalb Oesterreichs freigestellt! Das war nun freilich eine schwere Enttäuschung und ein harter Schlag; aber sie verzagten nicht und die Zillerthaler beschlossen, lieber ganz und gar auszuwandern, als sich in Oesterreich der Gefahr weiterer Bedrückungen und Beschränkungen auszusetzen.

Aber wohin sollten sie ziehen? Da erinnerten sie sich Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wie derselbe einst ihre bluts- und glaubensverwandten Salzburger, so freundlich aufgenommen hatte. Sie wandten sich daher durch einen Abgesandten aus ihrer Mitte, Namens Johann Fleidl, der nach Berlin reiste, an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den Vater des jetzigen deutschen Kaisers, mit der Bitte, ihnen eine Niederlassung in seinem Lande zu gewähren. Der König nahm das Bittgesuch freundlich an, sandte seinen Hofprediger Strauß nach Tyrol, ließ durch denselben die Leute auf ihren Glauben prüfen und leitete diplomatische Verhandlungen mit Wien ein, um in Eintracht mit der österreichischen Regierung die Uebersiedelung der Zillerthaler nach Schlesien zu bewirken. Alles gelang und am 13. Juli 1837 erfolgte der amtliche Bescheid des Königs von Preußen, daß er die Exulanten aufnehmen wolle; am 31. August stand der erste Haufe der Zillerthaler in Fügen mit Sack und Pack zum Abzug bereit, ihrer 116 Menschen mit 13 Wagen, welche durch Salzburg, Oberösterreich, Mähren und Böhmen der preußischen Grenze zu wanderten. Am 30. September kam dieser Zug wohlbehalten in Schmiedeberg auf der nördlichen Seite des Riesengebirges an und wurde feierlichst empfangen und zur Kirche geleitet. Es folgten noch drei weitere Züge. Der zweite von 218 Personen, der dritte von 62 und der vierte, letzte, von 26 Personen, welche am 17. Oktober in Schmiedeberg eintrafen. Schon auf der Reise hatten sie mit wenig Ausnahme viel Liebes erfahren, was den Schmerz der Trennung „vom schönen Land Tyrol" etwas milderte. Noch mehr Entgegenkommen fanden sie in Schlesien. Der König hatte für alles gesorgt. In der Nähe von Erdmannsdorf ließen sich die etwa 422 Zillerthaler, welche eingezogen waren, auf den königlichen Gütern

nieder und gründeten die drei Dörfer: Hohen-, Mittel- und Nieder-Zillerthal, im Ganzen 64 Häuser mit 1646 Morgen-Land. In Preußen traten sie zunächst zu der Unirten (evangelischen) Kirche über, doch bald fingen die Altlutheraner an, um sie zu werben und verwirrten nicht wenige der Tyroler in ihrem Glauben durch ihre Feindschaft gegen die unirte Kirche Preußens. Gabs auch bei den Zillerthalern Einzelne, bei denen der Glaube nicht ganz ächt war, so kann doch von der Mehrheit gesagt werden, daß sie es treu und redlich mit Gott und ihrem Seelenheil meinten und daß sie aus lauterer Liebe zum Worte Gottes und zu evangelischer Lehre bereit waren, das Vaterland, Freundschaft und Verwandtschaft und alles zu verlassen, um nur ungestört ihrem Gott dienen zu können. Das ist ein Beispiel des Glaubensmuthes und der Glaubenstreue, das auch uns zu Herzen predigen soll. Rom aber hat sich auch an den Zillerthalern wieder als die alte Feindin der lauteren Wahrheit des Wortes Gottes bewiesen. Doch so sorgfältig und vigoros gesucht wurde die evangelische Lehre von Tyrol ferne zu halten oder sie daselbst zu unterdrücken, so ist es doch der katholischen Priesterschaft der „alleinseligmachenden Kirche" nicht gelungen, es durchzuführen. Bereits ist in Meran und wenn ich nicht irre, auch in Innspruck eine evangelische Gemeinde mit Gotteshaus entstanden, und zweifellos werden in nicht ferner Zeit andere nachfolgen. Das in seiner Glaubens-Starrheit und Kälte scheinbar eisige und unbewegliche Tyrol, und darin mit seinen ewigen Schnee und Eis bedeckten, himmelanstrebenden Bergen verglichen werden kann, empfängt einen wärmenden Lichtstrahl nach dem andern und auch in diese Hochburg des römischen Katholizismus werden Breschen auf Breschen geschossen; schon durch die vielen protestantischen Reisenden, von denen manche erfüllt sind von der Liebe ihres Heilandes und durch diese Liebe getrieben werden, auf ihren Wanderungen guten Samen auszustreuen. O wenn dies Volk, das einst so muthig kämpfte wider den Feind des Landes (Napoleon I.) für Christum gewonnen wird, dann werden die treuherzigen Tyroler auch kräftige Zeugen der Wahrheit werden. Wir wollen beten, daß die Zeit bald kommen möge, wo über dem noch so finsteren Lande die Sonne der Gerechtigkeit aufgehe und in ihrer Pracht und der Berge Spitzen erglühen mögen im Lichte einer Zeit des Heils, so daß jedes Thal und jedes Haus daran erleuchtet und belebt werde. Dann werden die Berge hüpfen wie die Lämmer, ihre Höllen werden hinweggenommen und sie werden frohlocken mit Jauchzen, und auch durch die stillen Thäler wird ein tausendfältiges Echo des Lobes unseres Gottes dringen! Ja, Amen!

Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer, nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.

V.

Die traurigsten und schrecklichsten Scenen, welche ich im Lazarethe erlebte, waren die Folgen der unmenschlichen teuflischen Behandlung, der unsere Soldaten in südlichen Gefängnissen ausgesetzt waren. Unsere Absicht bei unserem ersten Besuche in Anneapolis war, die Sachlage aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um dann auf unseren Reisen die Sympathie des Volkes um so besser wecken zu können. An den Sterbelagern von menschlichen Gerippen habe ich ihre Aussagen niedergeschrieben, wenn sie sich schaudernd an ihre Erlebnisse erinnerten und oft sagten sie dazu: „Wir können nicht die Hälfte von dem erzählen, was wir ausgestanden haben, es würde uns nicht geglaubt werden."

In einer Abtheilung des Camp Parole lag ein Soldat vom 5. Indiana Cavallerie Regiment in einem Schaukelstuhle nahe dem Ofen. Seine Gesichtszüge waren spitz und scharf, die Haut über die Lippen gespannt, als wenn sie nie mehr lächeln könnten; das ganze Gesicht hatte ein unnatürliches rauchiges Ansehen. Als ich ihn fragte, wo er herkomme, antwortete er: „Von Andersonville! Grausame Behandlung, Mangel an Obdach, Nahrung und Wasser haben mich soweit gebracht!" An seinen Händen und Armen war kein Fleisch mehr zu sehen. Er starb blos etwa eine Stunde nachher und bevor wir das Lazareth verließen.

Nahe demselben lagen zwei andere Soldaten. Sie schienen sehr glücklich zu sein, Jemandem von ihren Leiden erzählen zu können. So lange hatten sie kein freundliches Wort mehr gehört, daß die kleinste Aufmerksamkeit sie überraschte. Sie waren auch in Andersonville, Florence und anderen Gefängnissen gewesen, aber das erste bezeichneten sie als das schlimmste. Ihre Aussagen über schlechtes Essen, Mangel an Obdach u. s. w. wurden hernach von Hunderten bestätigt. Sie konnten ihr Regiment und Armeecorps angeben und wann sie gefangen genommen worden waren und sie sagten, daß von der großen Zahl, die mit ihnen ins Gefäng-

niß kamen, nur Wenige dasselbe lebendig verließen.

Brutal war die Beerdigung derer, welche in der Gefangenschaft gestorben waren. Jeden Morgen fuhr ein Wagen durch das Lager. Die Todten wurden an einem Beine und Arme gefaßt und wie ein Stück Holz in den Wagen geworfen und aufgehäuft, bis Keiner mehr Platz hatte. Dann wurden sie nach langen Gruben gefahren und zusammengepackt. Man legte sie auf die Seite, den Kopf des Einen auf die Schulter des Hintermannes, dann wurden sie leicht mit Erde zugedeckt. Die Ueberlebenden kriegten so etwas mehr Raum. Manche gruben sich ein Loch in die Erde, worin sie die Nacht zubrachten; Andere saßen in Reihen enge zusammen, um sich zu wärmen, die Schläfer am äußersten Ende waren Morgens meistens kalt und starr.

An Board eines Schiffes, welches eben seine elenden Passagiere ausgeladen hatte, war auch ein Jüngling angekommen und an's Ufer getragen worden. Er erhielt ein Bad, wurde dann im Matrosen Lazareth auf ein reines Bett gelegt und mit frischer Wäsche versehen. Hernach sagte er zu seinen Leidensgefährten: „Ich will nun gerne sterben, da ich noch einmal unsere Musik gehört und unser Banner gesehen habe." „O," antwortete ihm Einer, „sprich doch jetzt nicht vom Sterben, Du bist ja wieder in der Heimath." Er erwiderte darauf: „Ich habe so ernstlich gebetet, daß Gott mich nur so lange leben lassen möchte, daß ich in der Heimath sterben könnte; und Gott hat mein Gebet erhört und jetzt fühle ich so glücklich und will nun gerne sterben." Und so fuhr er fort von seinem nahen Tode zu reden und dabei wiederholte er immer wieder: „Ich habe noch einmal unsere Musik gehört und unser Banner gesehen!" In drei Stunden war der schwache Lebensfunken erloschen und den nächsten Morgen wurde er mit 65 Kameraden nach dem Kirchhofe getragen. Es war das traurigste Leichenbegängniß, dem ich jemals beigewohnt habe; 65 verhungerte Männer, deren Lebensodem gerade noch ausgereicht hatte, um auf freier Erde und unter der theuren alten Flagge zu sterben!

Unter 460 Mann, die einmal mit einander ankamen, waren blos 60 im Stande, an's Ufer zu gehen, die übrigen 400 mußten getragen werden. Die Hälfte derselben starb innerhalb weniger Tage. Der dritte Theil der ganzen Zahl war schwachsinnig. Sie erschienen wie Bündel Gebeine, mit wenigen Lumpen behangen. Diejenigen, welche gehen konnten, mußten sorgfältig beaufsichtigt werden; gierig suchten sie sonst nach Knochen, Brodkrumen, Abfällen, um irgend etwas Eßbares zu erwischen. Alle hatten denselben hoffnungslosen traurigen Blick und glichen geräucherten Gerippen.

Ihre Erzählungen waren immer dieselben, woher sie auch kommen mochten. Man ließ sie einfach verschmachten. Bei ihrer Gefangennahme hatte man ihnen ihre Mäntel, Werthsachen und Decken weggenommen. Ohne Obdach, mit den spärlichsten Kleidern bedeckt, waren sie allen Unbilden der Witterung ausgesetzt gewesen.. In einer anderen Abtheilung sah' ich fünf Männer in kritischem Zustande. Zwei von ihnen waren so schrecklich abgezehrt, wie ich es nie zuvor gesehen habe. Einer war von Iowa, der Andere von Michigan. Sie waren zu schwach, um zu sprechen. Nur durch ihre Wärter konnten wir das Nöthige erfahren. Beide starben noch in derselben Nacht.

In einem Zelte fanden wir einen jungen Mann, den seine Mutter nur „Andrew" hieß. Er war eben im Begriffe, seine College-Studien zu beendigen, als der Krieg ausbrach. Er schrieb nach Hause, er halte es für seine Pflicht, in den Krieg zu gehen. Sein Leben sei nicht kostbarer als das Anderer und wenn nothwendig, so müsse es hingegeben werden. „O, es war uns so hart ihn hinzugeben," erzählte seine Mutter, „aber wir konnten Nichts dagegen sagen." Sein bester Freund, der sich auch im College befand, und auch ein einziger Sohn war, wollte auch gehen, aber seine Eltern erlaubten es nicht. Derselbe starb noch in demselben Jahre im College. Andrew wurde aber durch alle Schlachten und alle Leiden der Gefangenschaft erhalten. Einmal entfloh er und trieb sich in den Sümpfen herum, war aber von Hunger so entkräftet, daß er seinen Verfolgern wieder in die Hände fiel. Er wurde nach dem Gefängnisse zurückgebracht. Sein einziges Obdach war ein Gäßchen zwischen zwei Gebäuden. Endlich fühlte ein Rebell eine Art Mitleiden mit ihm, hob ihn auf und legte ihn auf ein Stück von einer Decke, worauf eben ein Anderer gestorben war. Endlich wurden Decken vom Sanitäts-Commissariat ausgetheilt. Je fünf Mann erhielten eine Decke. Starb Einer, so rückten die Anderen um so näher zusammen. Zuletzt hatte er eine halbe Decke.

Als er im Lazarethe ankam, gehörte er zu einer der schlimmsten Fällen. Seine Mutter hörte, daß er in Anneapolis sei und eilte sofort herbei. Ihrer unermüdlichen Sorgfalt hatte er sein Leben zu danken. Tag und Nacht wich sie nicht von seiner Seite. Löffelweise flößte sie ihm stärkende Nahrung und Medizin ein. Zu ihrer unaussprechlichen Freude wurde era Umählig besser und der Gedanke, ihn bald nach

Hause nehmen zu können, machte sie vollkommen glücklich.

Unter den kürzlich angekommenen Gefangenen war auch ein junger Officier, bleich, abgezehrt und krank. Sein Bruder war die ganze Zeit seiner Gefangenschaft sein Leidensgefährte gewesen und als der Befehl zum Auswechseln der Gefangenen kam, wurde ihnen erlaubt, mitzugehen, „wenn sie die drei Meilen entfernte Eisenbahn=Station erreichen könnten.“ Dieser junge Officier machte sich auf und trug seinen kranken Bruder zwei Meilen weit auf seinem Rücken bis er endlich, von Anstrengung erschöpft, zu Boden sank. Er ruhte eine Zeit lang aus und probirte es dann wieder von Neuem; aber seine Kräfte reichten nicht mehr aus und als er seine Bürde wieder niederlegen, wollte, umfaßte sein Bruder seinen Hals und stieß seinen letzten Seufzer aus. An der staubigen Landstraße wurde das Grab des jungen, tapfern Officiers gegraben und seine irdische Hülle hinein gelegt.

Vor einigen Tagen kam ein alter, ehrwürdiger Herr in's Lazareth und fragte nach seinem Sohne. Wenige Tage zuvor war er gestorben. Es war der Letzte von sieben Söhnen. Vier von ihnen waren in südlichen Gefängnissen verschmachtet, die anderen auf dem Schlachtfelde umgekommen. Wohl mochte der heimgesuchte Vater ausrufen: „Seht, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz!“

Ein Sergeant von Massachusetts erzählte, daß er mit 135 Mann von seinem Regimente in Gefangenschaft kam; nach Verlauf von acht Monaten waren von denselben nur noch neunzehn da. Ein Illinois=Mann erzählte, daß von seiner Compagnie zwanzig Mann mit ihm gefangen wurden, nach fünf Monaten waren von denselben nur noch fünf am Leben. Ein kleiner Bursche von Massachusetts war mit einem verwundeten Beine gefangen genommen worden. Die Rebellen drohten, sie würden ihn am Wege liegen und verschmachten lassen, wenn er nicht mit den Anderen Schritt hielte. So zimmerte er sich im Walde zwei Krücken zurecht und marschirte mit denselben sechzig Meilen weit. Als er endlich im Gefängnisse anlangte, wurde er in's Lazareth gesandt.

Henry Brown aus New York, welcher sich in einem Pittsburg=Regimente anwerben ließ, war einer der Elendesten unter den Leidenden des Lazareths. Gleich nach seiner Gefangennahme geschah es, daß er einmal ruhig unter einer Anzahl Mitgefangener stand, als ein brutaler Rebelle ihn mit dem Kolben seiner Muskete zu Boden schlug. Er konnte nicht mehr aufstehen, und mußte in ein Lazareth gebracht werden. Hier wurde seine Wunde so vernachlässigt, daß sie in Fäulniß überging. Als seine Mitgefangenen ausgewechselt werden sollten, ließ man ihn allein in einem Zimmer liegen, um zu sterben. Er rief einen Rebellenwärter und flehte jämmerlich, daß man ihn doch zu den Anderen bringen möchte. Er klammerte sich an denselben an und erklärte, nicht los lassen zu wollen, bis er bei seinen Kameraden sei. So wurde er denn nach dem Depot gebracht und auf die Platform gelegt, ohne Decke und ohne Kissen. Endlich erbarmte sich ein Rebelle über ihn, wickelte ihn in ein Stück Decke und brachte ihn in den Eisenbahnwagen und sagte zu ihm: „Yank, du wirst nun bald innerhalb eurer Linien sein, ich aber werde zur Front gehen und Andere holen.“ Der Mann litt noch schrecklich im Lazareth; seine Schwester, Frau Clark von Allegheny City, verpflegte ihn treulich, bis ihn endlich der Tod von seinen Leiden erlöste.

Aus dem Tagebuche einer Pfarrersfrau.

II.

20. Februar.

O wie süß ist die Erwartung des Frühlings auf dem Lande! Da heißt es: aus der Enge in die Weite; auch das Herz thut sich weit auf mit der erwachenden Natur und ein wundersames junges Leben pocht daran. Die Stube wird zu enge, und doch ist's noch zu kalt, um viel im Freien zu sein. Ich erinnere mich gar nicht, daß man sich in der Stadt je so auf den Frühling gefreut hätte. Draußen auf dem Hof flattert meine Wäsche lustig im Frühlingswinde und scheint mir noch einmal so weiß. Meine Hände schmerzten freilich nicht wenig vor Frost, als ich sie heute Morgen mit der Ursel hinaus hängte, aber ich bin froh, daß wir soweit sind: die Wäsche, die so viel Mühe macht, am Trocknen, und wir an der Pforte des Lenzes, die so viel Freuden erschließt.

10. März.

Im Garten giebt es jetzt viel zu thun; unter Richards Anleitung, dem die Gartenarbeit eine Erholung ist zwischen seinen ernsten geistigen Arbeiten, gräbt die kleine Ursel, daß ihr der Schweiß ausbricht, und ich trete Wege und messe Beete ab.

Ein lauschiges Eckchen im Garten wäre zu einem Ruheplatz recht geeignet: man übersieht von dort Pfarrhaus und Kirche, und der Berg mit seinem im Sonnenschein röthlich blinkenden

Gipfel schaut gerade herüber. Hier müßte sich eine Laube prächtig machen, und vor ihr ein Rasenplatz mit Beeten voll Monatsrosen, Heliotrop, Reseda und bunte Sauerblumen. Richard freilich mahnt mich, mehr an meine Gemüse, als an solche Luxusartikel zu denken, „denn womit," fragt er, „willst du deine Sommergäste bewirthen?" „Aber," sage ich, „wenn sie in der Laube, Salat, Gurken und Radieschen essen, woran soll dann ihr Auge sich erlaben, wenn es keine Blumenbeete im grünen Rasen giebt?"

Ich habe meinen Mann in dieser Woche etliche Male nach den Filialen begleitet. Es machte mir Freude, die Gottesdienste und dann einige Kranke mit ihm zu besuchen. Diese einfachen Menschen, finde ich, beweisen eine wunderbare Kraft zu leiden und zu entbehren.

20. März.

In G. ist eine böse Blattern-Epidemie ausgebrochen, und mir ist, als hätte ich in der einen Woche mehr innerlich durchlebt, als sonst in Jahren. Von dem ersten Kranken erzählte mir mein Richard nichts, aber als gleich der zweite, dritte und vierte erkrankte, theilte er es mir mit und forderte mich auf, mit ihm für diese Gemeinde besonders zu beten. Ich erschrak bei der Nachricht, und das Herz stand mir fast still, denn das Richard sich nicht abhalten lassen würde, die Kranken zu besuchen, stand mir fest, und ich wagte gar keinen Versuch ihn davon zurückzuhalten, nur um Vorsicht bat ich ihn, was er mir gern versprach. Er nahm besonders bewegt von mir Abschied, als er wieder hinauswanderte nach G., wo eine Sterbende das heilige Abendmahl begehrte. Als er fort war, überwältigte mich die Angst, und ich weinte heiße Thränen. O, wie viel lieber wäre ich mit ihm gegangen, als daß ich ihn sich nun täglich der Gefahr der Ansteckung aussetzen weiß. Ich befahl sein theures Leben in heißem Gebet dem Herrn; und daß ich diese Zuflucht zu ihm hatte, gab mir wunderbaren Trost.

Aber wie lang, wie lang wurden mir nun die Tage, in denen er so manche Stunde in G. verweilte; denn die Kranken mehrten sich, etliche starben, und es gab Angst und Schrecken, viel Weinens und Klagens. In manchen Häusern lagen alle Bewohner danieder, oder eine Person, die eben zur Hülfe herein gekommen war, lag am anderen Tage auch krank; auch Reisende, die in der Schenke verweilt waren, wurden erfaßt. O, diese bange, bange Sorgenzeit! Mein liebster Mann kam oft recht müde und traurig nach Hause, und ich glaubte fast jedes Mal die Vorboten der schrecklichen Krankheit an ihm wahrzunehmen. Am Sonntag predigte er: „O Volk, Volk, höre des Herrn Stimme." Ja, es war ihm ein dringendes Anliegen, in dieser schweren Zeit die heimgesuchte Gemeinde zur Buße zu erwecken, denn von ihr kann man im Ganzen sagen: sie war abgefallen vom Glauben, und nur Einzelne hatten sich wieder mehr dem Herrn zugewendet.

Aber auch an mir habe ich es erfahren, daß die Anfechtung auf's Wort merken lehrt. Das Wort Gottes ist mir in dieser Zeit viel theurer geworden, und aus dem Psalter habe ich beten gelernt. Wie ist mir in dieser Angstzeit, da ich von Menschenhülfe mich verlassen fühlte, erst das Verständniß etlicher Psalmen aufgegangen, daß die Worte sich mir tief in die Seele gruben und wieder aus innerstem Herzen emporstiegen!

30. März.

Gestern Nachmittag, als Richard wieder in G. war, kam eine Frau weinend in's Pfarrhaus. Ich kannte sie, sie war die Mutter einer Confirmandin; sie fragte nach meinem Manne und bat, er möchte kommen und sehen, ob ihre Tochter vielleicht die Blatternkrankheit hätte. Barmherziger Gott, dachte ich, nun kommt die Seuche auch hierher! Aber ich überlegte nicht weiter und lief mit der Frau zu ihrer kranken Tochter. Schon draußen hörten wir das Mädchen schreien im furchtbaren Fieber: Gesicht, Augen, Arme und Hände dick geschwollen, lag sie da und streckte nur immer, um Hülfe flehend, die Arme aus. Ich rief sie bei Namen und faßte ihre Hand. Sie erkannte mich, versuchte zu lächeln und bat: „O, Frau Pastorin, helfen Sie mir! helfen Sie mir!" Die Fieberhitze war furchtbar, und ich drängte die Anwesenden, nur gleich zum Arzt zu schicken. Die Mutter jammerte in einem fort: „Die Blatternkrankheit, die Blatternkrankheit, das kann uns Alle umbringen!" Ich konnte mit mehr innerer Zuversicht auf Gottes Hülfe und sein Erbarmen hinweisen, als noch vor einem Monat, ging aber selbst niedergeschlagen heim und wartete auf meinen Mann, den ich von zwei Beerdigungen in G. zurück erwartete. Als die Zeit seiner gehofften Rückkehr kam, machte ich mich auf, ihm entgegen zu gehen. Duftig und lieblich war Alles rings um mich her nach einem warmen Frühlingsregen, daß man Aug' und Herz wohl erlaben konnte, und doch — so viel Jammer auf dieser schönen Erde! Nein, unsere eigentliche Heimath kann sie nicht sein; denn lechzt nicht Alles in uns nach dauernder Glückseligkeit, nach ewigem Leben, nach ungetrübtem Frieden! Und der theure Mann, dem ich verlangend entgegeneilte, kam von Gräbern! — Ich sah wohl recht betrübt aus, als wir uns begegneten und Richard

mich freudig überrascht begrüßte; denn er sah mir alsbald so fragend in die Augen, daß mein Gedanke laut wurde: „Du hast viel Herzeleid gesehen und kommst vom Grabe, mein armer Richard.“ „Ja,“ sagte er; „aber ich darf das Wort vom Leben verkündigen, ist das nicht ein köstliches Amt?“ Wir gingen Arm im Arm dem Dorfe zu, von der Auferstehung redend. Wie tröstlich lehnt an seinen starken mein schwacher Glaube sich an. — Erst im Dorf sagte ich ihm von der kranken Emilie, und er eilte gleich zu ihr.

„Es sind die Blattern,“ sprach er ernst, als er zurückkam, „und alle Vorsichtsmaßregeln müssen getroffen werden.“ Ein seltsames Schauern durchrieselte mich, als ich es hörte. Ich hatte der Kranken die Hand gegeben und ihr Anblick wollte gar nicht von mir weichen. Als ich am Abend Richard meine Angst gestand, brachte er es im Gebet mit vor Gottes Thron, und nun bin ich ruhig geworden, mag kommen, was da will.

26. April.

Eine weitere Erkrankung in unserem Dorf ist nicht vorgekommen, und in G. scheint die Epidemie nun auch vorüber zu sein. Gott sei es innig gedankt!

30. April.

Ich bin glücklich, mein Schwesterchen bei mir zu haben; wie hab ich sie über das Ergehen der Meinigen ausgefragt! Sie sprach auch vom Kommen der Eltern, als von einem bestimmt gefaßten Plan; und ich kann nicht sagen, mit welcher Wonne ich daran denke. Ach, daß ich den theuren Eltern unser Haus lieb machen könnte! Ich führte Lieschen im Haus, Hof und Garten umher. Da konnte sie auch die in Angriff genommene Laube bewundern. Richard selbst richtet sie her; denn es war kein Arbeiter zu bekommen. Das klingt ja freilich idyllisch genug: der Pfarrer arbeitet in seinem Garten, oder: die Pfarrfrau pflanzt und begießt; aber daß es im Schweiß des Angesichts geschieht, zu großer Ermattung oft, nicht selten auch im Widerstreit mit andern Pflichten, weil es eben zu bestimmter Zeit geschehen muß, namentlich der drängenden Osterzeit, das ahnt man nicht. Lieschen erbot sich mir gleich zur Hülfe, und so haben wir uns heute nach dem Regen über das Jäten gemacht, wobei man natürlich nach Kopf- und Rückenschmerzen nicht fragen darf. Als wir nach Tische noch plaudernd auf dem Sopha sitzen blieben, fand uns Richard zu größester Belustigung nach einer Stunde fest eingeschlafen. Da knarrte die Hofthüre, der Hund riß bellend an seiner Kette, und freundlich durch's Fenster grüßend, erschien der gemüthliche Amtsnachbar mit seiner Schwester und noch einem Gast, den er als seinen Neffen, Pastor Heim, uns vorstellte. Ja, wie alte Bekannte erschienen mir die beiden Geschwister, und es war mein Bestreben, es ihnen auch bei uns behaglich zu machen. Mein Lieschen entschlüpfte gleich in die Küche, um den Kaffee zu bereiten, und Fräulein Laura ergoß sich in Lobeserhebungen über das liebliche junge Mädchen. Mein Mann zeigte den Herren bis zum Kaffee den Garten, denn er beräth sich sehr gern darüber, da er früher vom Gartenbau gar nichts verstand und ganz unvorbereitet sich in diese Aufgabe gestellt sah. (Pfarrhaus.)

Ein Wort an die deutsche Jugend Amerika's.

Für Haus und Herd von Th. Odinga.

Bist du deutsch und willst du deutsch sein, mein lieber, junger Freund? Du bist es nicht, wenn du deine Muttersprache, das liebe Deutsch, Preis giebst! Soll ich dir erzählen von dem, was deine Vorfahren durchmachten, um ihrer Muttersprache zum Recht zu verhelfen? Sie lechzten nach einer deutschen Predigt, während du sie nicht gerne hörst! Ja und wahrlich, wenn es nach dem Wunsch der Römlinge gegangen wäre zur Zeit der Reformation, Deutschland wäre nicht nur heute keine Nation von eigener selbstständiger Bildung, sondern wir dürften nicht einmal eine deutsche Predigt hören, geschweige denn eine deutsche Bibel lesen.

Höre Einiges aus einer schweizerischen Flugschrift von 1522, der gestryfft Schwitzer Baur betitelt. Sie erzählt, wie im vergangenen Jahr „ein Münch hat geprediget in einer Stadt ein ganze Fasten und hat in allen sinen Predigen und Lehr sich erzöigt (erzeigt) ein Hasser und Beneider aller der, die tütsche (deutsche) Bücher lesen und hats gar ohn als Mittel für ein große Sünd und Irrsal und gar verworfen gehalten, als ob es Kätzerei sy (sei).“

Die Unterredung dieses altgläubigen Prediger-Mönchs mit einem Bauern, der selbst viel deutsche Bücher gelesen und sein Gesinde in ihnen unterrichtet hat, theile ich im Auszug mit:

„So ihr Priester deutsche Sprach gar verachtet,“ sagt der Bauer, „als ob sie der Vernunft nicht gemäß sei und auch der göttliche Will' vor den Laien soll beschlossen sein, frag' ich euch: da

Gott der Vater den ersten Menschen erschuf, ob er ihn nicht vollkommenlich hat erschaffen; denn dann hat Gott ihm auch erlaubt, in seiner Sprache seine Vernunft zu brauchen."

Mönch: „Du kannst aber hohe und subtile Dinge nicht verstehen."

Bauer: „Petrus und Andreas und die andern Apostel sind auch einfältige Fischer gewesen, und es ist zu fürchten, daß die Subtilität viel hochgelehrte Doctores in den Abgrund der Hölle geführt habe."

Mönch: „Macht man auch Doctores in der teutschen Sprach?"

Bauer: „Es ist wahr, in teutscher Sprach macht man kein Doctor, aber in latinischer Sprach krönt man vil Esel aus der Täschen. Es ist die größte Irrung, daß sie den Laien verbieten, die heilge Geschrift in teutsch zu lesen. Ich mein, min Sprach, die mit mir ufgewachsen ist, sy mir wäger (mehr werth) dann ein andere; dann die angeborne Sprach ist allwegen beherzigen."

Das stammt aus dem Jahr 1522. Aber paßt nicht auch was für dich daraus, junger Freund? Hältst du in falschem Hochgefühl nicht auch deine Muttersprache für zu „gewöhnlich" und glaubst du nicht, englisch sei „feiner"? Schäme dich; bleib treu am deutschen und hänge dich nicht an das Fremde auf Kosten der Muttersprache, sonst bist du des Erbes deiner Ahnen nicht werth.

Stanley und Emin Pascha.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

In den Zeitungen liest man heutzutage viel von Stanley und Emin Pascha, daß der erstere zum Entsatz des letzteren mit einer Expedition in's Innere Afrikas gezogen, und mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Schon mehr als einmal wurde berichtet, Stanley sei umgekommen, ohne Emin Pascha erreicht zu haben. Jedoch immer wieder läßt der kühne Reisende von sich hören und wir hoffen, daß er seinen Zweck erreicht.

Jedoch — wer ist Emin Pascha, und was hat der Mann geleistet?

Als gleich einem verheerenden Feuerbrande die Revolution des Mahdi über Egypten kam, als eine schöne Provinz dieses ungemein ausgedehnten Reiches nach der anderen in die Hände der Aufständischen gerieth und nach dem Falle Chartuns und dem Tode des heldenmüthigen Gordon der wichtigste Stützpunkt der Egypter im Sudan verloren war, da glaubte man, alles Land zwischen Wadi Halfa — dem letzten von Egypten und England besetzten Punkte am Nil — und den großen Seen unter dem Equator sei verloren.

Das war jedoch nicht der Fall, die Perle des Sudan, jene schönen, fruchtbaren Landschaften zwischen den Nilseen und dem fünften Grade nördlicher Breite, war noch Egypten erhalten, dort wehte noch die rothe Flagge mit dem Halbmond, dank der Energie und Aufopferung des egyptischen Gouverneurs Emin Pascha und seiner wenige Tausende umfassenden Negermannschaften. Ohne jeden Verkehr mit der Außenwelt, ohne Hülfsmittel von Egypten, nur auf sich und die Hülfsquellen seines barbarischen Landes angewiesen, umringt von mächtigen Feinden, hielt er aus; denn zum Mahdi, der von Norden her ihn bedrohte, hatte im Süden sich noch der mächtige Herrscher von Uganda am Viktoriasee gesellt, derselbe, welcher in der letzten Zeit so europäerfeindlich auftrat und den englischen Missionsbischof Hannington hinrichten ließ.

Als im Jahre 1878 Dr. Felkin auf dem weißen Nil in der Gegend von Lado, der Hauptstadt der egyptischen Equatorialprovinz, mit Emin Pascha zusammentraf, wurde er von diesem auf's Liebenswürdigste begrüßt und auf das Gastfreieste aufgenommen. Der Gouverneur trug eine weiße Uniform und einen rothen Fez; sein Gesicht war von einem schwarzen Bart umrahmt, die klugen, durchdringenden Augen schauten durch eine Brille, sein Benehmen war das eines Gentleman. Er begann englisch zu sprechen, als er aber merkte, daß Dr. Felkin völlig die deutsche Sprache beherrschte (er hat in Marburg studirt), wurde die Unterredung in dieser fortgesetzt.

Emin Pascha ist übrigens ein vorzüglicher Sprachkenner, er redet die meisten europäischen Sprachen, auch türkisch, außerdem arabisch und zahlreiche afrikanische Sprachen. Der eigentliche Name von Emin Pascha ist S c h n i t z l e r. Er ist in Oesterreichisch-Schlesien geboren und jetzt ein Mann von gegen fünfzig Jahren. Er studirte Medizin in Wien, Berlin und Paris und wurde türkischer Militärarzt. Ob er damals zum Mohammedanismus übergetreten ist, wie wohl behauptet wurde, können wir mit Bestimmtheit nicht versichern.

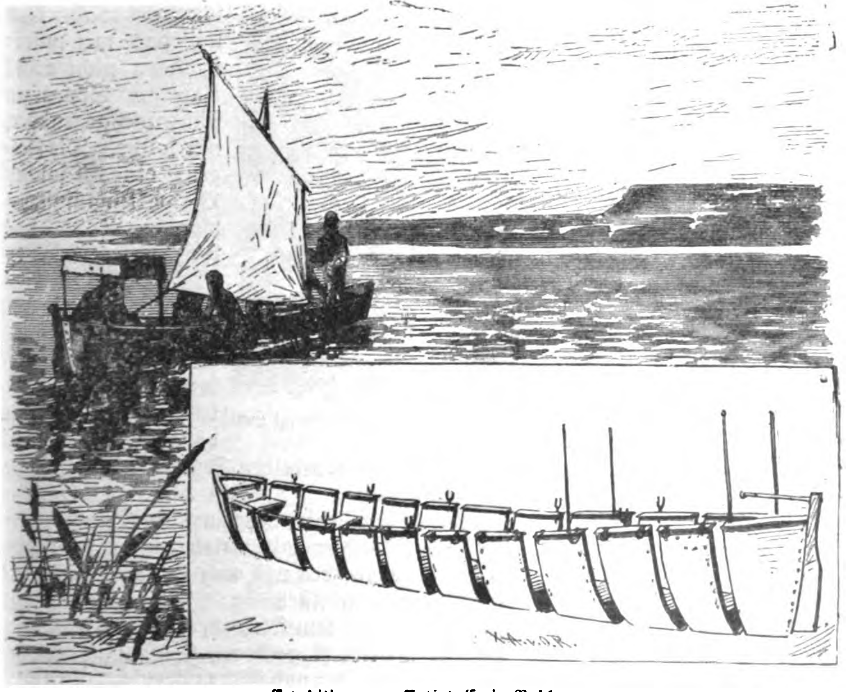
Als Arzt kam Schnitzler nach Egypten, wo er von Gordon erst als Generalarzt seiner Armee angestellt und, da man seine vortrefflichen Eigenschaften erkannte, 1878 zu dem Range eines Gouverneurs der egyptischen Aequatorialprovinzen mit dem Titel „Bey" befördert wurde. Schnitzler, wie wir ihn der Einfachheit halber ferner nennen wollen, hatte nämlich vorher im Auftrage seines Vorgesetzten einige sehr wichtige diplomatische Sendungen mit Erfolg ausgeführt. Sein Fach, die Medizin, vermochte in jenen Ländern, die so viel des Neuen und Wunderbaren boten, nicht allein zu fesseln, und so begann er denn die Sprachen und Sitten der Eingeborenen zu studiren, die er bald vortrefflich beherrschte. Da er genau wußte, wie mit ihnen zu verkehren sei, da er nicht vom Standpunkte des Europäers, sondern sich in den Geist der Schwarzen hineinversetzend, mit diesen verkehrt, so wurde er als Gesandter zu den Königen von Uganda und Unjoro geschickt, deren Länder im Süden das egyptische Gebiet begrenzen. Auf ihre Freundschaft kam viel an, und Schnitzler, der ganz allein sich an die Höfe der schwarzen Herrscher begab, vermochte es, jene zu Freunde Egyptens umzustimmen. Der Beherrscher von Unjoro, Kabrega, ist auch bis zu der jetzigen kritischen Zeit ihm freundlich gesinnt geblieben, und mit seiner Hülfe ist



Emin Pascha (Dr. Schnitzler.)

Dr. Junker in die Heimath entkommen; in Uganda aber kam ein neuer Potentat auf den Thron, welcher unter arabischem Einflusse in Feindschaft gegen die Egypter, von denen er für seinen Thron fürchtete, wie gegen die christlichen, in seinem Lande angesiedelten Missionare entbrannte.

In den acht Jahren, welche Dr. Schnitzler in seiner Provinz herrscht, hat er dort Großes geleistet; er war auch der Mann dazu, die Neger zu beherrschen, glücklich zu machen und nach Maßgabe ihrer Kräfte der Kultur zuzuführen. Die große Aufgabe, die er sich für sein Leben gestellt, war, die Schwarzen zu erziehen. Wie viel er geleistet, wird wohl schwerlich jemals ganz bekannt werden, denn die Revolution des Mahdi hat ein großes Kulturwerk auch hier



Expedition zum Entsatz Emin Paschas:
Stanley's Schiff zusammengesetzt auf dem Wasser. Stanley's Schiff zerlegt.

gestört; aber als Schnitzler unabhängig herrschte, war in seiner Provinz die Sklaverei und Mißhandlung der Eingeborenen völlig abgeschafft.

Was das heißen will, wird der ermessen können, welcher mit den älteren Reiseschilderungen aus jenen Gegenden vertraut ist, die Seite auf Seite von Brand, Mord, Krieg, Sklaverei und den unmenschlichsten Grausamkeiten zu berichten wissen. Die Neger hatten zu der Menschlichkeit und Gerechtigkeit ihres neuen Gouverneurs unbedingtes Vertrauen gefaßt; er redete mit ihnen in ihrer Sprache, und die unter ihm stehenden egyptischen Truppen durften sich keinerlei Gewaltthätigkeiten erlauben. Ueberall wurden zur Sicherung eines gesetzmäßigen Handels Stationen errichtet, der Ackerbau blühte auf, und Schnitzler's Provinz wurde ertragsfähig. „Das Land ist jetzt so sicher, daß, wären nicht die wilden Thiere in den Dickichten, man in demselben mit einem Spazierstocke in der Hand reisen könnte," schrieb damals Dr. Felkin.

Noch im Jahre 1878 hatte die Provinz der egyptischen Regierung 760,000 Mark gekostet, und im Jahre 1882 konnte Dr. Schnitzler bereits einen baren Ueberschuß von 160,000 Mark nach Kairo abliefern, nachdem er alle Verwaltungskosten bestritten; dabei waren nicht etwa schwere Steuern eingetrieben, sondern das Volk zur Arbeit erzogen worden. Ohne Strenge ging es dabei nicht ab, aber Alles geschah im Geiste edler Menschlichkeit und mit praktischem Blicke.

Dr. Schnitzler hat ein Beispiel geliefert, wie man in kurzer Frist den Neger in seiner Art zu civilisiren vermag. Tüchtige Beamte wurden gewählt, und diese hielten eine straffe Disciplin, so etwa, wie ein deutscher Unterofficier sie halten würde. Es ist eine Thatsache, mit der man zu rechnen hat, daß die Schwarzen große Kinder sind, die einer festen aber gerechten Leitung bedürfen. Mit fortschrittlichen, humanitätsduseligen Utopien kommt man bei ihnen nicht weiter. Die Freiheit, wie man sie in Europa versteht, ist in Afrika nicht am Platze, und es ist dort durchaus nöthig zu gehorchen. Streng und stramm war Schnitzler's Herrschaft, aber gerecht und wohlwollend. Als Folge ist denn zu verzeichnen gewesen, daß in dem von Raub, Mord, Krieg und Sklaverei zerrütteten Lande pünktlich die Getreidesteuern an die Regierung eingingen, daß die nun friedlich lebenden Schwarzen gern Träger stellten und daß allwöchentlich mit vollkommener Sicherheit und Pünktlichkeit die Post von Ort zu Ort befördert wurde. Allerdings wurden die Schwarzen bis in ihre Hütten und bis in ihre persönlichen Verhältnisse hinein überwacht; aber thun wir das mit unsern Kindern nicht auch? Und die Schwarzen sind, uns gegenüber, nur solche. Die Folgen eines solchen Verwaltungssystems waren Ruhe und Frieden, Glück und Wohlhabenheit. Man vergleiche damit den ehemaligen Zustand der absoluten Freiheit und man wird keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, welchem von beiden Systemen der Vorzug zu geben ist.

Expedition zum Entsatz Emin Paschas: Stanley's Schiff zerlegt und über Land transportirt.

Außer der Regierung seines großen Distrikts hat sich Schnitzler mit vielen wissenschaftlichen Arbeiten abgegeben und auch auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet.

Es ist also kein Kleines, was dieser Mann unternommen und gethan. Denn ringsum, im Osten, im Westen und Süden herrschte noch afrikanische Urbarberei, führten die schändlichen



Expedition zum Entsatz Emin Paschas: Stanley mit seinem selbstthätigen Maximgewehr.

Sklavenjäger ihre Razzien, wurden die Dörfer niedergebrannt, die Männer ermordet, Frauen und Kinder zum Verkaufe weggeschleppt.

Diese Sklavenjäger, denen er und Gordon das Handwerk gelegt, sind seine bittersten Feinde und Anhänger des Mahdi; sie lauern ringsum auf seinen Fall, der ihm, dem von Allem Entblößten, nahe bevorsteht, wenn nicht Entsatz kommt. Aber mit dem Muthe der Verzweiflung hat Schnitzler alle Angriffe bisher abgeschlagen und die Feinde fern von seiner Provinz gehalten, wiewohl Einzelne seiner Untergebenen von ihm abfielen. Dieses Ausharren ist ihm aber nur dadurch möglich gewesen, daß seine Schwarzen treu bei ihm aushielten; auf die Neger, denen er Wohlthaten erwies, hat er sich verlassen können, und in einem seiner Briefe, welcher durch Dr. Junker nach Europa gelangte, zollt er ihnen die höchste Anerkennung. Seit Jahren haben seine schwarzen Soldaten keinen Lohn mehr erhalten, nur Felle und einheimische Stoffe sind ihr nothdürftiges Kleid, oft ist Hunger ihr Lohn, und dennoch halten sie treu bei ihm aus, schlagen sie sich tapfer gegen den Feind. Gerade so wie Dr. Junker nach Süden sich gerettet hat und nun zu den Seinigen zurückkehrte, so hätte auch Dr. Schnitzler sich retten können. Daß er es nicht gethan, spricht am meisten für seinen Charakter und gereicht ihm zur größten Ehre. Er harrt aus auf dem ihm anvertrauten Posten, so lange es ihm möglich, er verläßt sein Werk nicht und nicht sein zusammengeschmolzenes Häuflein Truppen. Er handelt damit genau nach den ihm von der egyptischen Regierung gewordenen Befehlen.

Seit 1882 ist Schnitzler von allem Verkehr

abgeschnitten. Im Jahre 1886 hatte er noch, wie ein Brief von ihm angab, 1500 Soldaten, zehn egyptische und fünfzehn schwarze Offiziere, sowie zwanzig koptische Beamte. Wie es heute bei ihm aussieht, weiß Niemand.

Die Ausrüstung Stanley's ist in England durch Privatbeiträge in sehr kurzer Frist beschafft worden und gleichzeitig für Krieg und Frieden vorgesehen. Hauptstück derselben ist ein in dreizehn Tagen fertig gestelltes tragbares Stahlboot von neun Meter Länge, zwei Meter Breite und zweidrittel Meter Tiefgang, welches in zwölf Theile zerlegbar ist, deren jeder 37 Kilo wiegt und leicht von zwei Mann getragen werden kann; die einzelnen Abschnitte werden durch Bolzen zusammengefügt und durch Kautschukeinlagen wasserdicht gemacht. Dieses Boot, sowohl zum Rudern als zum Segeln geeignet, vermag zweiundzwanzig Mann und zehn Centner Gepäck zu tragen, wobei es einen nur sehr geringen Tiefgang hat. Die Zusammensetzung nimmt nur eine halbe Stunde in Anspruch.

Für den Fall eines Angriffs ist Stanley mit einer furchtbaren neuen Kriegsmaschine versehen, nämlich mit dem automatischen Maximgewehr, wenn dieser Apparat noch als Gewehr bezeichnet werden darf. Es steht auf einem zusammenlegbaren Dreifuß und trägt eine Art Panzer oder leichte Eisenmauer gegen Pfeilschüsse und Speerwürfe. Durch den Stoß des ersten Schusses wird die Maschine im Gang gehalten; diese führt einen mit Patronen besetzten Gürtel in die Kammer, worauf ein ununterbrochenes Schnellfeuer erfolgt; Abkühlung wird durch Wasser bewirkt, welches in kleinen Mengen durch den Lauf fließt. In einer Sekunde können elf Schüsse abgegeben werden. Mit dem Gestell wiegt diese Höllenmaschine ungefähr 50 Kilogramm.

Trotzdem diese Höllenmaschine mitgenommen wird, soll die Expedition k e i n e kriegerische sein, ihr erster Zweck ist der E n t s a t z Emin Paschas, sie will ihm Munition, Stoffe, Lebensmittel zuführen. Außer Egyptern und in Aden angeworbenen Somali besteht sie aus Sansibariten, im Ganzen 800 bis 1000 Mann. Die Expedition ist, wie Stanley sich ausdrückt, eine mächtige Karawane, die mit Waffen ausgerüstet ist, aber auch Mittel besitzt, um die Freundschaft der Häuptlinge zu gewinnen, durch deren Länder sie zieht; nur wenn diese offen feindselig auftreten, will Stanley Widerstand leisten.

Wie können wir den besonderen Hindernissen unserer Kirche in den größeren Städten am Erfolgreichsten begegnen?

Für Haus und Herd von G. Guth.

Ehe wir eine Beantwortung der uns gestellten Frage versuchen, sei es uns gestattet, auf die Bedeutung der größeren Städte unseres Landes überhaupt hinzuweisen. Die Geschichte der Großstädte der Welt ist im Wesentlichen die Geschichte der Menschheit. Sie spielten nicht allein eine große Rolle in den politischen Angelegenheiten der Nationen, sondern sie haben den socialen und intellektuellen, den moralischen und geistlichen Zustand, sowie die Zukunft des Volkes im großen Ganzen, entschieden. Paris ist sprichwörtlich Frankreich. Was London England, das ist New York, Philadelphia, Chicago, Cincinnati, St. Louis, San Francisco und New Orleans den Ver. Staaten.

Unsere Großstädte bilden nicht bloß das „Nervencentrum" unserer Civilisation, sondern sie sind fast ohne Ausnahme der Mittelpunkt aller Bewegungen und Aufstände.

Es ist ebenfalls von der größten Bedeutung, daß unsere Städte in der Zahl ihrer Einwohner rascher zunehmen, als wie die gesammte Bevölkerung der Nation. Während die Einwohnerzahl in den letzten fünfzig Jahren um das Vierfache stieg, wuchsen unsere Städte um das Dreizehnfache. Während vor dreißig Jahren der achte Theil unserer Bevölkerung in den Städten von über 8000 Seelen wohnte, wohnt heute der vierte Theil in den Städten. Im Jahre 1800 zählte unser Land blos sechs Städte mit je 6000 Einwohnern, heute sind es deren über dreihundert.

Ferner ist es eine demüthigende Thatsache, daß die christliche Kirche überhaupt nicht gleichen Schritt mit dem Wachsthum der größeren Städte hielt. Brooklyn z. B. war vor fünfundzwanzig Jahren seiner vielen Kirchen wegen berühmt. Heute soll man in dieser „Kirchenstadt" auf einen Häusercomplex hinweisen können, in welchem 40,000 Personen wohnen, ohne eine evangelische Kirche! — Im zweiten Assembly Distrikt der Stadt New York sollen ebenfalls 40,000 Einwohner zu zählen sein, ohne eine Kirche in ihrer Mitte zu haben, während im ersten Assembly Distrikt 60,000 Seelen mit nur drei evangelischen Kirchen versehen sind, in demselben Flächenraum aber sollen sich nicht weniger als 459 Saloons befinden! Südlich von der 14. Str. zählt New York 541,000 Einwohner, für welche nur eine evangelische Kirche für je 5000 Seelen vorhanden ist. In Chicago und anderen Städten könnte ein ähnliches Verhältniß aufgewiesen werden. Seit Jahren ist in Cincinnati ein einziger Stadtmissionär angestellt, um unter den Tausenden unkirchlichen Bewohnern zu missioniren.

Wiederum ist es allgemein der Fall, daß die deutsche Einwanderung massenhaft den größeren Städten zuströmt. Es ist berechnet worden, daß in den fünfzig

größeren Städten nicht weniger als 40 Prozent der gesammten deutschen Einwanderung sich niedergelassen hat. Bereits jede Stadt hat ihr deutsches Viertel; in Cincinnati haben wir unser „Ueber dem Rhein.“

Es ist gewiß eine betrübende Thatsache, daß das Wachsthum unserer Kirche in den größeren Städten durchaus keinen Vergleich mit der Zunahme der deutschen Bevölkerung aushält. Die Gliederschaft unserer Gemeinden in Cincinnati z. B. ist um ein Unbedeutendes größer als vor zwanzig Jahren, während doch die Zahl der deutschen Einwohner in dieser Zeit sich fast verdoppelt hat.

Mitunter wird die Klage geführt, daß wir nicht genug Mission in den Städten treiben, wo doch die Deutschen massenhaft beisammen sitzen. Mancher Prediger muß an der Frontier des Westens oder Südens nicht selten zwanzig bis dreißig Meilen reisen, um etlichen zerstreut wohnenden deutschen Familien das Evangelium zu verkündigen, während wir in den Städten Tausende um uns herum haben, die keine Kirche betreten und kein Wort Gottes lesen noch hören. — Allein, die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen, wo man besondere Anstrengungen macht, der geringe Erfolg die großen Auslagen von Stadtmissionen kaum zu rechtfertigen scheint. Das deutsche Volk in den Städten ist besonders schwer zu erreichen und für den Herrn und die Kirche zu gewinnen. Warum aber ist dem der Fall? Welchen besonderen Hindernissen haben wir zu begegnen und wie können wir sie am Erfolgreichsten überwältigen?

Es giebt kaum ein Hinderniß in der Betreibung des Reiches Gottes überhaupt, das nicht allenthalben zu finden wäre. Unmäßigkeit, Sonntagsentheiligung, Genußsucht und abgestumpfte Gleichgültigkeit gegen wahres Christenthum, sind allgemeine Sünden unseres Volkes, die sich durch Stadt und Land verbreitet haben. Aber in den größeren Städten treten sie intensiver auf und erscheinen als besondere Hindernisse, denen wir zu begegnen haben. Lasset uns etwas näher auf diesen Gedanken eingehen.

1. Ist es nicht als ein besonderes Hinderniß zu bezeichnen, daß sich bereits alle feindlichen Mächte der Kirche förmlich organisirt haben, sich gegenseitig die Hände stärken und einander unterstützen in der Bekämpfung der göttlichen Wahrheiten? Wir haben in den Städten nicht allein der Sünde der Trunksucht zu begegnen, sondern der wohlorganisirten und engverbündeten Macht der Bierbrauer und Bierwirthe, die weder Zeit noch Unkosten scheuen, ihr gestecktes Ziel zu erreichen. Wir haben nicht bloß die allgemeine Sonntagsentheiligung zu bekämpfen, sondern hinter dieser erblicken wir die consolidirte Macht und Einfluß der „Verbrüderung“ in sogenannten Freiheitsbündnissen, wie wir sie in New York, Cincinnati und anderen Städten finden. Es ist gewiß ein besonderes Hinderniß in den Städten, daß sich die Sünde in ihren verschiedenen Erscheinungsformen concentrirt hat und phalanxmäßig gegen die Wahrheit und das Recht Front macht, während in vielen Fällen unsere kirchlichen Kräfte entweder vereinzelt in Anwendung gebracht werden oder gar müssig liegen.

2. Finden wir in der Wohnung und Lebensweise der arbeitenden Klassen in den Städten ein besonderes Hinderniß. Der deutsche Mann, der Tag für Tag die ganze Woche hindurch, in einem engen Raum arbeiten muß und mit seiner oft zahlreichen Familie selten mehr wie zwei Zimmer in einem großen Miethshause bewohnt, erklärt uns frank und frei: „Es ist mir ein Bedürfniß, allabendlich meiner engen, unwirthlichen Stube und keineswegs beneidenswerthen Familienverhältnissen zu entgehen, um die warme Bierstube zu betreten, wo ich beim Glas Bier die Zeitung lesen und mit Gleichgesinnten mich über die Tagesneuigkeiten unterhalten kann.“ Ein Zweiter behauptet: „Mir ist es ein Bedürfniß, Sonntags Ausflüge zu machen, das Theater oder die Concerthalle zu besuchen, um mich auf diese Weise von der monotonen und geisttödtenden Arbeit der Woche einigermaßen zu erholen.“ Ein Dritter spricht: „Und mir ist es geboten, verschiedenen Vereinen und Logen beizutreten, wo ich Gesellschaft und angenehme Unterhaltung habe und in Krankheits- und Todesfällen für mich und meine Familie gesorgt wird, wie es in keiner kirchlichen Benennung der Fall ist.“

3. Ist nicht bloß die Genußsucht als ein besonderes Hinderniß zu bezeichnen, sondern die Gelegenheiten zum Genuß und geselliger Unterhaltung sind bereits unzählbar. Die Welt bietet Alles auf, dem deutschen Manne und seiner Familie alle möglichen Genüsse zu bereiten. Jeden Abend in der Woche und jeden Sonntag ist etwas Neues auf dem Tapet, welches Genuß und Unterhaltung verheißt und es giebt Sittenlehrer und Aerzte, die sich's erlauben, Ergehungen in der Unzucht als erlaubt und billig darzustellen und sogar zu empfehlen!

4. Ist es nicht ein besonderes Hinderniß für uns, wenn der deutsche Mann nicht bloß unseren kirchlichen Namen beanstandet, sondern mit seinen über das Meer gebrachten Ideen, daß die Kirche und der Prediger überhaupt nur eine Hülfsmaschine der Obrigkeit sei, die polizeiliche Gewalt ausübe, uns entgegen tritt; wenn seine Anschauungen und Gewohnheiten in Betreff der Sonntagsfrage und Mäßigkeitssache den entschieden ausgesprochenen Lehren unserer Kirche so ganz und gar zuwiderlaufen, und wir in seinen Augen als Sonntagsmucker und Temperenzfanatiker erscheinen? Und ist es nicht ein besonderes Hinderniß, daß die deutsche Tagespresse sich so ignorirend gegen uns verhält, und daß so viel seichte, kirchenfeindliche und gotteslästerliche Literatur, voll von socialistischer Umsturzgedanken, unser Volk überfluthet und dem Wort Gottes und der Kirche entfremdet!

Wie können wir diesen Hindernissen am Erfolgreichsten begegnen?

Wir antworten: Durch eine negative und positive Behandlung derselben.

1. Müssen wir darauf bedacht sein, daß wir nicht unsern Muth verlieren oder unsern Glauben und unsere Kräfte schwächen durch die Einbildung, daß die genannten Hindernisse unüberwindlich seien. Wer einmal dazu gekommen ist, wird zu keiner besonderen That fähig sein. Es ist ein großer Unterschied zwischen der tollen Einbildung, Alles wagen und ausführen zu können und der einfältigen Verzagtheit, die Nichts unternimmt im Namen des Herrn Zebaoth.

2. Dürfen wir nicht in dem Wahn leben, daß wir zur erfolgreichen Betreibung des Reiches Gottes „Eines Andern warten müssen.“ Wer blos auf das Kommen des Herrn im tausendjährigen Reiche warten und dabei seine Hände in den Schooß legen will, der ist nicht geschickt zum Angriff des Feindes. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Evangelium vom Reiche Gottes der Sauerteig ist, welcher die ungöttlichen Menschenmassen durchsäuern soll. Es ist daher Aufgabe der Kirche, fort und fort diesen Sauerteig mit dem Mehle zu vermengen, damit die Menschheit evangelisirt werde. Der Herr betreibt seine Reichssache vornehmlich durch sein Wort und heiligen Geist,

und wenn auch nicht erwartet werden kann, daß alles Unkraut ausgereutet und lauter Weizen wachsen wird, so wird doch eine solche Umwälzung unter den Völkern geschaffen, daß das Licht des Evangeliums alle Volksklassen durchleuchten und die Kinder des Lichts überwiegend den Ausschlag geben werden.

3. Sollten wir unsere Kräfte nicht erschöpfen in Unternehmungen und Versuchen, die zu keinen Resultaten führen. Nicht alle Menschen sind dazu geboren, als Methodisten erlöst und selig zu werden, und es ist zu bezweifeln, ob aus einem jeden Deutschen ein guter Methodist geschaffen werden könnte. Jesus Christus, der Erzhirte, hat Schafe, die nicht aus dem Methodisten-Stalle sind, die er gewißlich herzuführen wird zur Einen Herde. Manchem Deutschen erscheint der Methodismus nach Allem und Allem eben doch nur als eine ausländische Pflanze und es dürfte außerordentlich schwer werden, ihn eines Anderen zu überzeugen.

4. Sind etwelche Personen hart gepredigt und ermahnt worden. Diesen gegenüber hat das Evangelium darin seine Aufgabe erfüllt, daß es zu einem Zeugniß über sie verkündigt worden ist. Solche haben sich gegen die göttliche Wahrheit entschieden. Gottes Wort wurde ihnen ein Geruch des Todes zum Tode. An ihnen hat die Kirche ihre Aufgabe erfüllt und sie gehen endlich um ihres Unglaubens und Herzenshärtigkeit willen verloren.

Es gibt aber auch eine positive Seite in der Behandlung dieser Frage.

Die bereits angedeuteten Punkte als Vorbedingungen festhaltend, erlauben wir uns auf Folgendes aufmerksam zu machen:

1. Die Predigt des Evangeliums muß das Hauptmittel zur Ueberwältigung aller Hindernisse bleiben. Die große Mission der Kirche ist, das Evangelium aller Creatur zu verkündigen, und alle Völker zu lehren. Das Evangelium allein besitzt seligmachende Kraft. Die einzige wirkliche Lösung der brennenden socialen Fragen unserer Zeit bietet Gottes Wort. Unserm Heilande gingen nicht allein die geistlichen Bedürfnisse der Menschen zu Herzen, sondern er war auch um ihr leibliches Wohlergehen tief bekümmert. Die lebendige Verkündigung der göttlichen Heilswahrheiten im Lichte, welches Gottes Wort auf die Probleme der socialen Frage wirft, ist nothwendig, damit das Volk erkennen möge, wie praktisch wahre Herzensreligion für das tägliche Leben ist. Was wir daher vor allem Anderen bedürfen, ist die vom Geiste Gottes gesalbte, volksthümliche Predigt.

Unter volksthümlicher Predigt verstehen wir aber nicht zu predigen, wie es den Leuten in den Ohren juckt, sondern die Wahrheit, wie sie in Christo Jesu ist, in solcher Form zu verkündigen, wie dieselbe den Eigenthümlichkeiten unseres Volkes passend ist. Meine Brüder, es wird uns unsere Arbeit auf die Dauer nicht gelingem, wenn das deutsche Volk uns nicht abfühlt, daß wir mit demselben verwachsen und verwoben sind. Während wir von unseren amerikanischen Brüdern Manches lernen können und englische Hülfsquellen uns in unserem schweren Amte vortreffliche Dienste leisten, müssen wir doch vornehmlich den deutschen Volkscharakter studiren, damit wir in unserer Predigtweise dem Deutschen ins Herz und Gewissen greifen können. Und, sage ich zu viel, wenn ich mit aller Achtung vor unserem effektivem Predigtamte, erkläre, wir müssen besser predigen, das heißt einfacher, lebendiger, volksthümlicher, geistgesalbter?

2. Müssen wir uns mit unseren Gemeinden als Deutsche mitten ins Deutsch-amerikanische Volksleben hineinstellen, um möglichst Viele erreichen zu können. Wir bedürfen der besonderen Weisheit, die Anschauungen und Gewohnheiten des deutschen Volkes, die uns vornehmlich hindernd in den Weg stehen, richtig zu beurtheilen und zu behandeln, ohne dabei auch nur ein Pünktchen unserer Grundsätze zu vergeben. In vielen Fällen ist der Deutsche von Haus aus gewohnt, Kirche und Prediger als eine Art Hülfsmaschine der Obrigkeit zu betrachten, und wir müssen behutsam sein, daß wir nicht die Meinung erzeugen, hier zu Lande sei ein ähnliches Verhältniß vorhanden, welches sich aber nur in einer veränderten Form darstelle. Die Kirche, die es einmal dahin gebracht hat, daß das deutsche Volk in den Vereinigten Staaten zu dem Schlusse gekommen ist, sie sei eine Art politischer Beistand, um obrigkeitliche Maßregeln durchzusetzen, die dem deutschen Grundwesen widersprechen, wird das Deutsch-amerikanische Volk schwerlich erreichen. Es muß uns abgefühlt werden können, daß die Liebe Christi und das tiefste Interesse im Volkswohl uns drängt und treibt, die Mäßigkeitssache und Sonntagsheiligung mit Weisheit zu verkündigen. Was wir damit meinen ist, wir müssen uns nicht vornweg die Thüre zu den Herzen des Deutschen dadurch verschließen, daß wir unnöthigerweise seine eigenthümlichen Anschauungen und Gewohnheiten angreifen, ehe die überzeugende Gnade Gottes einen Halt im Herzen gefunden hat.—Lasset uns den Deutschen durch Gottes Wort von seiner Sünde überzeugen und zu Christo führen, lasset uns ihn erst für den Herrn und die Kirche gewinnen, dann, und nur dann wird er sich eines Besseren überzeugen lassen und die richtigen Anschauungen vom Sonntag, der Mäßigkeit und anderen ausgesprochenen Lehren unserer Kirche gewinnen.

3. Müssen wir uns mit der socialen Frage nicht blos befassen, sondern wir müssen, als deutscher Zweig der Kirche, dieselbe auch anfassen. Das deutsch-amerikanische Volk muß sehen, daß wir in dieser Richtung etwas thun. Zwar lösen wir die Frage der Sorge für die Jugend, der Pflege der Armen und Kranken, theilweise durch unsere Sonntagschulen, Lehranstalten und Waisenhäuser. Allein, erfordert nicht unsere Zeit mit ihren Nothständen und Verdorbenheit, daß wir umfassendere Anstalten treffen und Plätze einrichten, wo die außerkirchliche Jugend sich allabendlich versammeln kann?

Wie Vieles könnte z. B. durch eine christliche Herberge und Arbeiterbüreau, als deutscher Herd für innere Mission, bezweckt werden. Eine solche Einrichtung ist ein schreiendes Bedürfniß in unseren größeren Städten. Es vergeht keine Woche, wo nicht Jemand an der Thür des Predigers klopft, welcher heimathslos, arbeitslos und in den meisten Fällen mittellos ist und,—dem Prediger bleibt die Wahl entweder aus seiner eigenen, oft auf der Neige sich befindenden Kasse für den Augenblick wenigstens zu helfen oder ihn mit frommen Wünschen abzuspeisen. — Könnten wir allen Denen, die bislang gezwungen waren, in Wirthshäusern zu wohnen, eine christliche Herberge und Heimath bieten, könnten wir allen Einwanderern und Durchreisenden eine temporäre christliche Unterkunft, wo der Herr, unser Gott, verehrt wird, anweisen, könnten wir den arbeitslosen Personen, mit denen wir häufig in Berührung kommen, mit Rath und That an die Hand gehen und ihnen Beschäftigung sichern, wie mancher junge Mann würde

dadurch dem Einfluß des Saloonslebens entzogen, vor des Lasters Anfang bewahrt bleiben und unter die direkten Einwirkungen der Kirche gebracht werden.

Ferner sollten wir in der Armenpflege eine Thätigkeit entfalten, welche über die oft enggezogenen Grenzen der eigenen Gemeinde hinausreicht. Hat doch unser Herr Jesus schon erklärt; „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Es ist nicht genug, wenn wir die Armen zur Kirche einladen und beim Anblick ihrer leiblichen Noth sprechen: „Gott berathe euch; wärmet euch und sättiget euch!" Wir müssen ihnen geben, was des Leibes Nothdurft ist. Denn, der Glaube ohne Werke ist todt an ihm selber. Wir befürchten, es ist in einzelnen Fällen dahin gekommen, daß man nicht allein für die Armen nichts thut, sondern daß man sie sogar nicht einmal im Kirchenverbande haben will, aus Furcht, sie unterstützen zu müssen. Der Herr erlöse uns von dem Hinderniß der Engherzigkeit und zugeknöpftem Verhalten vonSeiten vieler Gemeindeglieder gegen die Armen und Nothleidenden.

Daß die Massen der deutschen Bevölkerung in den größeren Städten, die doch des gesegneten Einflusses des Evangeliums so bedürftig sind, sich nicht zum Hause Gottes hingezogen fühlen, liegt auf der Hand. Der schöne Gesang, die ernsten Gebete und beredte Verkündigung des Wortes Gottes, erreicht diese oft mit Kummer beladenen Herzen nicht. Es muß Licht in ihre Dunkelheit, Mitgefühl in ihre Leiden, Hülfe in ihre Armuth und Worte der Aufmunterung in ihre Verzagtheit gebracht werden. Die Kirche muß der nothleidenden Welt gegenüber als eine Verbindung von Personen erscheinen, die in Wirklichkeit die Gebrechen der Schwachen trägt und nicht Gefallen an sich selber findet. Es bleibt der Kirche nichts Anderes übrig, als zu den Massen zu gehen. Nur durch selbstverleugnende Arbeit und großer Aufopferung können Seelen erreicht und errettet werden. Die Liebe, die den Heiland auf die Erde trieb, muß uns zur Missions-Arbeit unter unseren Landsleuten treiben.

Aber auch das Sonntagschulwerk sollte ausgedehnt werden in Nachbarschaften, die wir bisher vernachläſſigt haben. Kurz, es sollte ein Werbeeifer um theure Seelen sich entfalten, welcher die Grenzen der eigenen Gemeinde überschreitet und sich allenthalben durch Thaten, die verrichtet werden, geltend macht.

Ueber die Ausführbarkeit der angedeuteten Wege zur Ueberwältigung vorhandener Hindernisse unserer Kirche in den größeren Städten hegen wir auch nicht die geringsten Zweifel. Was z. B. die Young Men's Christian Associatian in einer bestimmten Richtung für die jungen Männer des Landes durch systematische Koncentration ihrer Kräfte thut, kann von uns ebenfalls durch denselben Grundsatz erreicht werden. An Mitteln und Kräfte gebricht es der Kirche gewißlich nicht, wenn wir nur unser irdisches Gut, als Haushalter Gottes, recht verwalten. Mit der Weihe an den Herrn allein, ist es nicht gethan.—Wir müssen auch weislich handeln mit den uns anvertrauten Pfunden.

Zwei Wege zur Beschaffung der nöthigen Mittel stehen uns offen.

1. Müssen wir uns in unseren Unternehmungen bestimmt concentriren. Unsere Gemeinden, unsere Kirche, ja, die ganze Welt sollte wissen, daß die Rettung des deutsch-amerikanischen Volkes unsere erste und Hauptaufgabe ist. Wenn wir unsere Mittel derart concentrirten, wie es uns, als einem Missionsvolke geziemt, würden wir gar viele Hindernisse überwältigen können, denen wir bislang ohnmächtig gegenüberstanden. Ist es weislich für uns, unsere Mittel unter so vielen und verschiedenen Zwecken zu zerstreuen und zu zersplittern, anstatt uns zu concentriren auf solche Zwecke hin, die uns besonders nahe liegen? Würden wir auch im letzteren Falle den Erwartungen unserer Mutterkirche nicht völlig entsprechen, die unsern reichlichen Beitrag für alle kirchlichen Zwecke erwartet, so müßten doch alle verständige und einsichtsvolle Menschen unser Verfahren nicht blos billigen, sondern gutheißen.

2. Sollten große Summen zu obigen Zwecken beigesteuert werden. Würde ein reicher Onkel 10, 20 oder 30 tausend Dollars zum Zwecke der Gründung einer christlichen Herberge, oder für anderweitige Missionszwecke unter den Deutschen vermachen, würden unsere bemittelteren Glieder willig sein, zu denselben Zwecken reichlich beizusteuern, würden wir überhaupt unsere Mittel auf oben angegebene Weise concentriren, so wäre die Frage der Beschaffung der Mittel gelöst.

Wir bedürfen aber auch geeigneter Personen solche Unternehmungen erfolgreich auszuführen.

Bis jetzt war es eine stehende Klage, daß es der Kirche an den geeigneten Kräften zur erfolgreichen Betreibung des Missionswerkes gebricht. Lasset uns aber nicht vergessen, was das Haupt der Kirche uns an das Herz legt in jenem Worte: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Mithin hängt das Aussenden von Arbeitern in die Ernte von Seiten des Herrn, vom ernsten Gebet der Kirche ab. Wären wir vom wahren Missionsgeist und Eifer beseelt, trügen wir das Heil unsterblicher Seelen inniger auf dem Herzen, hätten wir ein tieferes Interesse im Seelenheil unserer Landsleute, beteten wir inständiger zum Herrn um die Ausbreitung seines Reiches, dann würde es uns weder an Mitteln noch an Kräften fehlen zur erfolgreichen Betreibung seiner Reichssache unter den Deutschen in den größeren Städten. Der Herr wolle uns in Gnaden heimsuchen mit einem reichen Ausguß seines heiligen Geistes.

Wie die erste Strickmaschine erfunden wurde!

Für Haus und Herd vom Dorfe.

Vor zweihundert Jahren, als die Königin Elisabeth auf England's Throne saß, lebte in dem stillen Dorfe Woodborough, in Nottinghamshire, ein stiller, ernster und lernbegieriger Knabe, Namens William Lee. So groß war seine Lust zum Lernen, daß, nachdem er die übliche Schulzeit vollendet, seine Eltern beschlossen, ihn nach Cambridge zu schicken, um seine Studien fortzusetzen.

Höchst erfreut trat er als Schüler in St. Johns College ein, wo er die Liebe und Achtung Aller gewann. Liebenswürdig und gefühlvoll vergaß er sich selbst, um Andern zu dienen und zu helfen. Er war der Liebling der Studenten sowie der ganzen Stadt. Haupt-

sächlich waren es die Kinder, die in ihm einen Freund fanden und ihn auch immer mit herzlicher Freude begrüßten.

Eine Freundschaft, die er während seinem Studentenleben anknüpfte, war für sein Leben und auch für die Nachwelt, von großer Wichtigkeit. Nach stundenlangem angestrengtem Lernen und Studiren, nachdem ihm beides die Augen und der Kopf weh thaten, erfrischte und erfreute ihn nichts mehr, als wenn er sich auf dem Lande ergehen und dem Gesang der Vögel oder des Bachesgeplätscher zuhören konnte.

Eines Tages, als er seinen gewohnten Ausflug machte, sah er ein wunderschönes Landmädchen in der Hausthüre sitzen und fleißig stricken. Ihre Schönheit machte einen großen Eindruck auf ihn, und er betrachtete sie lange von der Ferne und wünschte nichts sehnlicher, als sich ihr zu nähern.

Das gelang ihm mit der Zeit, er fand Eingang in ihre Heimath, und da ihr Vater seinen guten Ruf kannte, so war er bald ein willkommener Gast. Das Mädchen war nicht nur außergewöhnlich schön, sie besaß auch, obwohl arm, einen hohen Grad natürlicher Bildung. Seine Liebe und Achtung, die er für sie empfand, konnte kein Geheimniß bleiben und da sie seine Liebe erwiderte, so folgte eine Verlobung.

Bei seinen Besuchen las er ihr gewöhnlich aus solchen Büchern vor, die obwohl unterhaltend, zu gleicher Zeit auch belehrend waren. War er nun müde vom Lesen und ersuchte sie einen Spaziergang mit ihm zu machen, so wandte sie immer stets ein, sie hätte keine Zeit, sie müsse stricken. Ihr Verlobter bewunderte zwar ihren Fleiß, wünschte jedoch, daß es eine schnellere Methode geben möchte, den Strumpf zu stricken.

Nachdem William seine Studien vollendet, mußten sie scheiden. Doch sobald er eine Pfarrstelle in einem kleinen Kirchspiel bekam, holte er seine fleißige Strickerin als Frau heim. Ihre Stricknadeln wurden zurückgelassen, denn er hoffte, sie niemals mehr in den Fingern seiner Frau zu sehen.

Eine Zeit lang ging alles sehr gut. Ihre schönsten Hoffnungen gingen in Erfüllung. Des Tages besuchten sie die Kranken und unterrichteten die Kinder und thaten Gutes auf jegliche Weise. Die Abende verbrachten sie mit Lesen und Studiren. So schnell und mit solcher Begierde trank Nellie das Wissen ein, daß es für ihren Mann ein großer Genuß war sie zu unterrichten. Aber diese schöne und ruhigen Tage wurden bald unterbrochen, in der Gestalt eines lieben Söhnleins. Groß war die Freude der Eltern über das Glück und der einzige Wunsch war, ihn zu einem guten und frommen Menschen zu erziehen. Als der Kleine laufen konnte, machte ein kleines Schwesterchen ihre Erscheinung, sie wurde herzlich bewillkommt von den Eltern, doch nicht ohne gewisse Sorgen, denn der Gehalt war gar so klein und es mußte sehr gespart und eingetheilt werden.

Nellie sah nicht ohne Schmerzen, die Sorgenfalten aus des jungen Vaters Stirne, und sie entschloß sich, für ihre Stricknadeln zu schicken.

Sie hoffte, daß sie bald wieder sich daran gewöhnen würde und so strickte sie denn nach altgewohnter Weise, mit dem Kleinen auf dem Schooß, fleißig darauf los.

Aber trotz ihrem Fleiß war es doch nur eine Kleinigkeit, die sie verdienen konnte. William beobachtete öfters seine Frau und sah wie das Garn die Runde ging und immer eine neue Masche machte, indem die neue sich in die alte hängte. Endlich kam ihm der Gedanke, ob nicht eine Maschine erfunden werden könnte, die diese Arbeit viel schneller thun könnte, und nach vielem Denken machte er sich daran, ein kleines Modell von einer Strickmaschine zu machen.

Höchst erfreut über seinen Erfolg, legte er seine Pfarrstelle nieder und ging nach London, in der Hoffnung, in der großen Stadt die nöthige Hülfe zu erhalten, um seine Pläne auszuführen. Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm Zutritt zu dem Lord Hansdon, dem Minister der Königin, zu bekommen, welcher höchst erfreut war über das Model und ihm versprach, sich bei der Königin für ihn zu verwenden. Er benachrichtigte deßhalb die Königin und beschrieb ihr die kunstreiche Maschine und ersuchte sie die Maschine selbst zu besichtigen.

Die Königin weigerte das Patent zu geben, weil die Maschine blos wollene Strümpfe strickte.

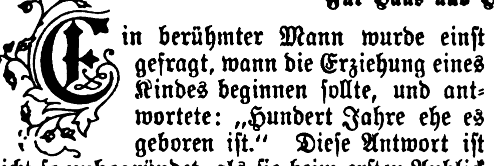
Höchst niedergeschlagen und entmuthigt, verließ er den Minister, dennoch fest entschlossen, seine Pläne auszuführen. Ungefähr sieben bis acht Jahre arbeitete er unermüdlich, vervollkommte seine Maschine und wob Strümpfe. Endlich brachte er seine Maschine dahin, daß er seidene Strümpfe stricken konnte. Höchst erfreut über seinen Erfolg, schenkte er der Königin das erste Paar. Elisabeth lobte die Feinheit und Schönheit derselben, aber gab ihm nichts dafür.

Mit der Zeit vermehrte sich William's Familie und mithin auch seine Auslagen. Obwohl er viel verdient hatte, so hatten die Verbesserungen an seiner Maschine viel gekostet.

Auch starb sein Freund am Hofe. Zu dieser Zeit wurde Lee's Strickmaschine weit und breit

besprochen. Heinrich IV. von Frankreich hörte davon und schickte eine Einladung an Lee, nach seinem Lande zu kommen. Lee ging in der Hoffnung, endlich dem Ziel seiner Wünsche nahe zu kommen. Er nahm etliche Arbeiter mit sich und setzte seine Maschinen in Rouen auf.

Für eine kurze Zeit that er gute Geschäfte und fand großen Abgang, und er glaubte schon, daß seine letzten Tage noch die besten werden möchten. Plötzlich wurde sein königlicher Gönner meuchelmörderischer Weise umgebracht. Dies Ereigniß that seinem Erfolge Einhalt. Die Leute betrachteten ihn mit Mißtrauen, erstens als Protestant und zweitens als Engländer. Nachdem er von Platz zu Platz gewandert, starb er mit gebrochenem Herzen in Paris.



Vergangenheit in ihrem Verhältniß zur Zukunft.

Für Haus und Herd von Carolus.

Ein berühmter Mann wurde einst gefragt, wann die Erziehung eines Kindes beginnen sollte, und antwortete: „Hundert Jahre ehe es geboren ist.“ Diese Antwort ist nicht so unbegründet, als sie beim ersten Anblick erscheint. Sie sagt einfach, daß wenn ein Kind recht erzogen werden soll, alle die umgebenden Einflüsse rechter Art, und Eltern und Großeltern wohl erzogen sein müssen.

Wenn wir die Erfahrung vergangener Tage zu Rathe ziehen, so bestätigt sie diese Behauptung. Die Vergangenheit war die Wurzel der Gegenwart, dieselbe trägt ihr Bild und ihre Frucht. Die Gegenwart aber bedingt die Zukunft. Wir ernten, was unsere Vorfahren säeten, und säen für unsere Nachkommen. Wohin wir auch blicken mögen, finden wir Umstände und Verhältnisse, die anders sein würden, wären unsere Vorfahren anders gewesen. Ueberall finden wir, daß die Gegenwart der Völker verschieden ist, und diese Verschiedenheit steht im Einklange mit dem Charakter ihrer Vergangenheit.

Wenn nicht Mächte und Einflüsse von Außen her eingreifen und den Lauf der Dinge ändern, so bestimmt der Charakter der ersten Ansiedler eines Landes oder Staates jedes Mal den Charakter seiner späteren Bewohner. Und selbst wenn solche Mächte verändernd eingreifen, so werden sie doch nicht alle Spuren des ursprünglichen Charakters verwischen können.

Jedermann kann leicht den großen Unterschied zwischen Nord- und Süd-Amerika sehen. Derselbe ist heute noch derselbe, in jeder Beziehung, wie er zwischen den Völkern, welche diese Länder besiedelten, vorhanden war. Was ist der Unterschied zwischen dem Norden und Süden dieses Landes? Es ist der Unterschied zwischen den Puritanern, die Neu-England besiedelten, und den Leuten, die sich in Virginien niederließen.

Von den verschiedenen Großstädten unseres Landes trägt jede ihren besonderen Charakter. Aber überall ist es deutlich zu sehen, daß die Leute, welche sich dort niederließen und dieselben gründeten, in religiöser, moralischer, gesellschaftlicher, geschäftlicher und jeder andern Beziehung, denselben ihren Stempel aufgedrückt haben, und die vielen Jahre, welche seither verflossen, konnten denselben nicht völlig verwischen.

Interessant ist der Bericht, den Dr. Strong über die Ansiedlung zweier Bezirke, in einem unserer besten Staaten, giebt. Dieselben grenzten aneinander und wurden etwa zur selben Zeit, aber von den verschiedensten Leuten, besiedelt. Der Gründer der ersten Colonie war ein entschiedener Christ. Daher wollte er nur Christen in der Ansiedlung haben. Nur Gläubige sollten in den Grenzen der Colonie Land erwerben. Es geschah, und das Resultat war, daß, sobald sich etliche Familien gesammelt hatten, eine Gemeinde organisirt wurde. Eine Kirche wurde in die Mitte des Bezirks gebaut, ebenso ein Schulhaus. Acht Jahre später wurde der Bau einer Hochschule begonnen. Wohlthätige Anstalten wurden gegründet, und die erste Taubstummen-Anstalt des Staates errichtet. Heute ist diese Gegend ihres religiösen und moralischen Charakters, ihres Reichthums und ihrer Liberalität wegen bekannt. Eine große Anzahl ihrer jungen Leute haben Collegien und Universitäten besucht und manche berühmte Leute, Legislatoren, Professoren, Richter, ja Ober-Richter des Staats und Landes sind jener Gegend entstammt.

Der andere Bezirk wurde von Ungläubigen besiedelt. Sie haben ihre Grundsätze gelehrt und gelebt. Keine christliche Kirche sollte dorthin kommen und soll heute noch keine da sein. Obwohl eine der besten Schulen des Landes in der Nähe ist, so ist es doch nicht bekannt, daß je ein junger Mann aus jenem Bezirke dort sei-

nen Cursus vollendete. Nur wenige von ihnen haben ein Fachstudium durchgemacht und Niemand hat Berühmtheit erlangt. Obwohl Lage und Boden dieses Bezirks eben so gut, so soll doch der Werth des Personal- und Grundeigenthums des Ersteren, um etwa die Hälfte höher sein als des Letztern.

Noch ein Beispiel: Zwei Colonien, Plymouth und Jamestown bildeten die Hauptausgangspunkte unserer Bevölkerung. Von hieraus ergoß sich der Strom allmählig über das Land. Von der Erstern aus wurden die Nordstaaten, von der Letztern die des Südens bevölkert. Beide Colonien haben diesen Gebieten ihren Stempel so aufgedrückt, daß dem Geschichtsforscher es durchaus nicht schwer wird, denselben zu erkennen. Der Unterschied der beiden Colonien ist auch der Unterschied zwischen dem heutigen Norden und Süden, wenn auch in etwas veränderter Form.

Die Pilgerväter waren Leute, die ihres Gewissens halber auswanderten. Sie gehörten zu den Ehrlichsten, Edelsten und Besten des Landes. Unter ihnen waren keine Klassenunterschiede. Um Freiheit zu erlangen, waren sie hierher gekommen und betrachteten einander, als auf gleicher Stufe stehend. Daher konnte Sklaverei und Knechtschaft unter ihnen nicht gedeihen. Von hier aus ging die Bewegung, die ihr den Todesstoß gab.

Ganz anders war der Charakter Derer, die Jamestown gründeten. In den ersten zwei Jahren landeten daselbst 225 Personen, hiervon waren etwa 75 Edelleute. Die Uebrigen waren meistens Vagabunden, Glücksritter und Leute ähnlichen Schlags. Zwei Jahre später belief sich die ganze Anzahl derselben noch auf 200, und ein Geschichtsschreiber bezeichnet die meisten als „Abenteurer," „unnützes Gesindel," die in Ruchlosigkeit und Schlechtigkeit versunken waren. Die Adeligen herrschten, die Anderen waren die Knechte, bis später an Stelle der Weißen die Neger die Sklaven sein mußten.

Wir finden im Norden eine Freiheit und Gleichheit, wie sie nirgends in der Welt besser gefunden werden kann. Dagegen ist im Süden von Anfang an der Rangunterschied zu finden gewesen und besteht heute noch. Dort findet die Knechtschaft und Sklaverei ihren Vertheidiger.

Wiederum: Die „Pilgerväter" suchten sofort für jedes Bedürfniß des Menschen zu sorgen. Man weiß von keiner Periode, da unter ihnen die Predigt des Evangeliums und der Unterricht der Kinder gefehlt hätte. Aber nicht zufrieden damit, legten sie auch, sobald sie sich ordentlich niedergelassen, den Grund zu höherer Bildung. Schon achtzehn Jahre nach ihrer Landung ward der Grund der gegenwärtigen Howard Universität gelegt. Im selben Jahre kam die erste Druckerpresse in dies Land.

Ein gebildetes, christliches Volk war ihr Ideal. Jedem sollten diese Vorrechte geboten werden. Ihre Nachkommen traten in ihre Fußstapfen. Wohin sie kamen, wurden Kirchen, Schulen, Universitäten gebaut; Zeitschriften und Bücher gedruckt und verbreitet. Das Resultat ist, daß heute unter den Einwohnern dieser Staaten wenige zu finden sind, die im Alter von zehn Jahren nicht lesen und schreiben können, und sich religiöses Leben und Wirken überall entfaltet hat.

Nicht so im Süden. Es währte lange, bis Gottesdienste dort eingeführt wurden. Volksschulen und Druckerpressen waren ihnen überflüssige Dinge. Nur die herrschende Klasse sorgte für den Unterricht ihrer Kinder, entweder durch Hauslehrer oder Privatschulen. Erst siebenundsiebzig Jahre nach der Gründung der Colonie, wurde die erste Hochschule errichtet.

Das Resultat ist, daß allgemeine Volksschulen im Süden unbekannt waren und sind, daß Viele der Mittelklasse und die gesammte ärmere Klasse in einer Unwissenheit leben, deren wir als ein Volk uns schämen müssen, und obwohl in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht worden sind, diesem Uebel abzuhelfen, doch heute noch in etlichen Staaten fast drei Viertel der Bevölkerung nicht lesen und schreiben kann.

Da nun religiöse Verkommenheit und Aberglaube mit Unwissenheit Hand in Hand gehen, so giebt es im Süden Viele, die nie eine Bibel gesehen haben, oder in einer Kirche gewesen sind, oder das Wort Gottes gehört haben.

Diese Thatsachen führen eine mächtige Sprache. Wollen wir, daß es je auf Erden gut werden soll, daß unsere Nachkommen eine höhere Stufe einnehmen sollen, so müssen wir an diesem großen Werke arbeiten. Da wo verkehrte Gewohnheiten und verderbliche Einflüsse herrschen, müssen wir dagegen ankämpfen, und solche Elemente einzuführen suchen, die dem Strome der Dinge eine andere Richtung geben. Nur dann können wir auf Hebung des Volkes hoffen, wenn wir das Licht und Leben, welches Christus bringt, auf die rechte Weise und mit allem Fleiße unter diese Massen bringen.

Um Christi willen.

Nach dem Englischen von Ferd. O. Zesch, Dr. phil.

Maro, ein verbannter Römer. Paulus, ein Christ.

Maro. (Allein.) Allein in diesem dichten, schwarzen Walde!
Kein Menschenantlitz, nirgends eine Spur,
Daß je ein Herz in dieser Wildniß schlug.
Vergebens sucht mein Auge eine Stätte,
Wo ich die müden Glieder rasten könnte.
Ist's denn umsonst, daß ich die Stimme mir
Fast heiser schrie? (Ruft:) Helft! Helft! Ich bin verirrt! —
Nichts. — Keine Antwort. — Nur die Schlange raschelt
Im Grase dort, ein Vogel schreckt vom Nest;
Sonst Alles still. — Horch! Horch! — Ertönte dort
Nicht eine Antwort? — Horch! Die Zweige knacken —
Ein Menschentritt — er naht! Preis sei den Göttern!

(Paulus tritt hervor.)

Willkommen, Fremder! Wer du seist, willkommen!
Ein Stern in dunkler Nacht erscheinst du mir.
Ich bin verirrt. Kaum daß die matten Kniee
Mich weiter schleppen. In der höchsten Noth
Hat dich ein günstig Schicksal mir gesandt.

Paulus. Wer bist du? Unstät ist dein Blick; die Kleider
Zerrissen, blut'ge Hände, wirres Haar —
Wer bist du? Kenn' ich nicht dein Antlitz schon?

Maro. Ich sah dich nie; doch hilf dem Heimathlosen.
Ich bin ein Römer, einst in Macht und Ehren,
Ein Flüchtling jetzt, ein Ausgestoßener.
Die Dornen rissen mir die Haut herunter,
Des Raubthiers hungrig Brüllen schreckte mich.
Schon naht die finst're, schauerliche Nacht —
Verlaß mich nicht!

Paulus. Wie sollt ich dich verlassen,
Wenn du im Elend bist. Auch ich war elend
Und will in dir den Leidensbruder sehen;
Ich will dir Obdach geben, Schutz und Rast.

Maro. Dank! Dank! Gern böt' ich eine Hand voll Gold
Für deine Güte, doch der Feinde Wuth
Ließ nichts mir, als das nackte Leben. Nimm
Mein heißes Dankgefühl als Zahlung an.
Du sprichst von Obdach — hast du eine Stätte,
Die eine Zuflucht mir gewährt?

Paulus. Am Rande
Des Dickichts, nicht gar weit von hier entfernt
Steht meine Hütte, klein und niedrig zwar,
Doch hat sie mir sammt Weib und Kind genügt
Seit langen Jahren. Was sie bietet, sei
Mit Freuden dir gewährt. Nicht reiche Schätze,
Doch meine Armuth kann ich mit dir theilen.

Maro. Gepriesen sei dein menschenfreundlich Herz!
Doch, edler Mann, welch' feindliches Geschick
Trieb dich, die öde Wildniß aufzusuchen?
Dein Kleid ist rauh, doch vornehm deine Haltung,
Gebildet deine Sprache. Irr ich nicht,
So war auch dir einst bess'res Loos beschieden,
Als in der Einsamkeit ein kläglich Dasein
Zu fristen, hausend unter wilden Thieren.
Bist nicht auch du ein Römer? Deine Sprache
Läßt mich's errathen. Wie?

Paulus. Du riethest recht.
In Rom war meine Heimath. — Mein' ich doch,
Ich kennte dich, ich sah schon deine Züge;
Nur sucht mein Geist vergebens wann und wo?

Maro. Ich war einst weit bekannt. Gar Viele schwelgten
An meiner Tafel, treue Freundschaft heuchelnd.
Sie rühmten meinen Einfluß, meine Macht,
Sie nannten schmeichelnd mich den klügsten Richter
Im weiten röm'schen Reich — die feile Bande!
Als Kaiser Nero's Gunst sich mir entzogen,
Da zeigten sie ihr wahres Antlitz. Keiner
Stand für mich auf. Statt dessen hetzten, wühlten
Sie gegen mich und schürten Nero's Zorn,
Bis er, der Wankelmüthige, mein Urtheil
Besiegelte. Zur letzten Stunde noch
Entrann ich seinen Schergen, kaum noch rettend
Mein Haupt vom Block, der schon gezimmert war.
O, könnt' ich rächen mich! Wär' mir's vergönnt,
Noch einmal Nero's Freundschaft zu gewinnen,
Die Brut mit meinen Füßen zu zertreten!
Vorbei! Vorbei! Mein Glück ist ausgespielt. —
Doch du, mein Freund, was konnte dich bewegen,
Das schöne Rom, die Königin der Welt,
Die Stadt voll Glanz und Lust und Kaiserpracht,
Zu meiden, dich lebendig zu begraben
An einer Stätte, wo dem Wand'rer graut?

Paulus. Das schöne Rom! O hätt' ich's nie gesehen,
Dein schönes Rom, wo Nero's blut'ge Faust
Das Scepter hält. Du fragst, was mich getrieben
Das schöne Rom zu flieh'n? Du sollst es hören,
Ob auch, gedenk ich jener grausen Zeit,
Mein Herz aus tausend tiefen Wunden blutet.
Ich floh, weil unter Nero's Regiment
Das Liebste mir vom Herzen ward gerissen.
Dein Gold hast du verloren? Deinen Einfluß?
Und ich?! Mit diesen Augen mußt ich sehen,
Wie Vater, Mutter, Brüder, theure Freunde
Geschlachtet wurden — hörst du? — hingeschlachtet
Mit kaltem Blut. Noch gellt in meinen Ohren
Ihr Wehgeschrei, noch seh' ich, wie sie flehend,
Blutüberflossen, die gebund'nen Hände
Zum Himmel streckten. Könnt' ich's doch vergessen,
Das grause Bild!

Maro. Und was war ihr Verbrechen?
War's Mord? War's Hochverrath? Was thaten sie?

Paulus. Sie thaten nichts. Sie waren treu und gut.

Maro. Wie, ohne Schuld? Das ist ein furchtbar Loos,
So wahr ich Maro heiße.

Paulus. Maro? Maro?
Du heißest Maro? Ja! Jetzt kenn ich dich.
Du bist's!

Maro. Was willst du? Warum blitzest du
So wild mich an? Was that ich dir zu Leide?

Paulus. Du mir? Das fragst du? Hast du kein Gewissen,
Das dich verdammt, das dich zu Boden schlägt?
Du bist's! Du bist der Mann, der mir die Theuren

Erbarmungslos zum Tode schleppen ließ.
Ja, Maro! Kaiser Nero's Kreatur,
Elender Fürstenknecht, der du in Strömen
Unschuldig Christenblut vergossen hast!

Maro. Du rasest! Niemals hat mir Christenblut
Die Hand befleckt. Entfernte Aehnlichkeit
Mit einem Andern mag dich täuschen. Laß mich
In Frieden ziehn. Leb' wohl —

Paulus. Halt, falscher Richter!
Du bleibst! Der ewige, gerechte Gott,
Den du mit frecher Zunge oft gelästert,
Gab dich in meine Hand. Dein schlotternd Knie,
Dein feiger Blick straft deine Worte Lügen.
Nein, du betrügst mich nicht. Ob du vergessen
Mein Antlitz, meinen Namen, ich vergaß
Dich nicht und werd' in alle Ewigkeiten
Dich nicht vergessen können. Weißt du's noch,
Wie einst — zwölf Jahre sind's — ein edler Mann,
Ein silberhaar'ger Greis, im großen Cirkus
Auf seinen Knieen lag? Er schrie um Gnade,
Er hob die welken Hände auf zu dir,
Zu dir — und du? Du lachtest laut, du winktest,
Und rasselnd fiel des Löwenkäfigs Pforte.
Fast schien's, die Bestie hätte mehr Erbarmen,
Als du; mit Feuerbränden mußte man
Sie hetzen, bis das Gräßliche gescheh'n.
Mein Vater war's, Serenus Claudianus,
Mein Vater, Maro, er, den alle Christen
In Rom als einen Heiligen verehrten.

Maro. Ich kannt ihn nie! Nein! Laß mich weiter ziehen!

Paulus. Willst du noch immer leugnen? Höre denn:
Am andern Morgen lag der Löwe todt
Im Käfig; Nero's Liebling war vergiftet —
Von wem? Von mir. Ja, ich bekenn' es offen,
Ich wollte nicht, daß mehr unschuld'ge Opfer
Zerrissen würden von des Raubthiers Zähnen.
O, deine Wuth! Du schworst dem Thäter Rache
Und hattest bald genug mich aufgespürt.
Was ich erduldet, Maro — weißt du's noch?
Die Qualen, die dein teuflisch Herz ersann,
Als ich im Kerker lag — weißt du es noch?
Und doch ward'st du betrogen, konntest nicht
Den Rachebecher auf die Neige leeren.
Ich floh. Dein eig'ner Sklave half mir aus,
Servilius Dorso, dem du blindlings trautest.

Maro. Servilius Dorso? Er, mein treuster Diener?

Paulus. Sieh, Heuchler, wie du selber dich verräthst!
Doch hast du Recht: Er war dein treuster Diener,
Er war — du hast es nie geahnt — ein Christ. — —
Und nun noch einmal, Maro, kennst du mich?

Maro. Erbarmen, Paulus! O vergieb, vergieb mir!

Paulus. Vergeben dem, der meinen greisen Vater
Hohnlachend bluten ließ im Löwenrachen?
Erbarmen einer Kreatur, die nie
Erbarmen kannte? Hast du schon vergessen,
Wie du vor wenig Augenblicken riefst:
„O, könnt' ich meiner Feinde Brut zertreten!"?
Du kannst es nicht; doch ich kann dich zertreten,
Den Todfeind, und ich will's!

Maro. O, Paulus, schone
Mein armes Leben! Ist dir's nicht genug,
Daß du mich elend siehst? Als armer Flüchtling,
Als heimathloser Bettler flehe ich:
Weil du ein Mensch bist, Paulus, schone meiner!

Paulus. Dein Flehen ist umsonst. Auf Menschlichkeit
Kann der nicht rechnen, der ein Unmensch war.
Dein Maß ist voll. Dieselbe Menschlichkeit,
Die deine blut'gen Hände meinem Vater
Erwiesen, die mir Mutter und Geschwister
Erbarmungslos geraubt, die soll dir werden.

Maro. Ist denn auf Erden und im Himmel nichts,
Was deinen harten Sinn erweichen möchte?
Kein Name, der den Zorn aus deiner Seele
Verbannen könnte? Paulus, gönne mir
Noch eine Frage: Ist es wahr, was mir
In Rom gesagt ward, daß dem Christengotte
Du heimlich dientest, daß die Nazarener
Dich zu den ihren zählten — ist das wahr?

Paulus. Was kümmert's dich?

Maro. O weiche mir nicht aus!
Die eine Frage nur: Bist du ein Christ? — —
Du schweigst? — Dein Schweigen giebt mir Antwort. Paulus,
Weil du ein Christ bist, laß mich Gnade finden! — —
Du schweigst noch immer? Kehrst dein Antlitz ab?
Willst du mir nicht vergeben? Sieh, ich weiß
Nur wenig von dem neuen Christenglauben;
Doch sagt man, daß ein blut'ger Mann am Kreuze
Euch theurer sei, als eine Welt voll Gold.
Ihr nennt ihn Jesus Christus. Wenn sein Name
Dir etwas gilt — vergieb um seinet willen,
Um Jesu Christi willen! Willst du, Paulus? — —

Paulus. Ich will! Ich will! Du hast mich überwunden,
Du hast gesiegt — doch nein, nicht du, ein And'rer
Hat mir mein rachedürstend Herz bezwungen.
Gelobt sei Jesus Christus! Ja, ich will!
Hier, meine Hand — um Jesu Christi willen.

Maro. Der Himmel lohne deinen Edelmuth!
Noch fass' ich kaum die Wandlung deines Sinns.
O, welch' ein Gott muß dieser Jesus sein,
Dem du als König dienst, daß selbst der Rache
Allmächt'ger Herrscherstab sich neigen muß
Vor seinem Scepter! Wahrlich, in der Seele
Regt sich die Sehnsucht mir nach diesem Gotte,
Nach seiner Wundermacht. Ich möcht' ihn kennen.
Ich möcht ihm dienen, wär' ich nicht zu schlecht.

Paulus. Du sollst ihn kennen lernen, Maro. Komm
In meine Hütte. — Herr, wie wunderlich
Sind deine Wege! Ja, in meine Hände
Gabst du den Todfeind, aber nicht zur Rache,
Wie mich mein sündig Herz betrügen wollte;
Du hattest and're Ziele mit uns beiden.
Du Allbarmherz'ger, jetzt versteh' ich dich. —
Komm, Bruder, laß uns gehn. Sei ohne Furcht,
Ob auch die finst're Nacht den Weg umhüllt.
Er, dem ich diene, leitet uns're Schritte
Zum sichern Zufluchtsort — durch Nacht zum Licht!



Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

VI.

„Bald sieht er ein Häuschen am Wege da steh'n,
Muß leider der Wand'rer vorüber geh'n;
Hier könnt's ihm gefallen, hier möcht' er wohl sein,
Doch fort muß er wieder, die Welt aus und ein."

General Lee hielt nach der mörderischen am 3. Juli 1863 bei Gettysburg gelieferten Schlacht zwar am 4. Juli noch seine ursprüngliche Stellung auf Seminary Ridge, aber nicht um die Schlacht zu erneuern, denn das erkannte er als Unmöglichkeit, sondern um sein arg zugerichtetes Heer zum Rückzug vorzubereiten. Schon am Morgen des 4. Juli sandte er die Verwundeten, sowie die Gepäckwagen, zurück nach dem Grenzfluß, dem Potomac. Am 5. Juli folgte die Rebellen-Armee, ohne daß es den Unionstruppen unter Meade gelungen wäre, sie ernstlich zu belästigen oder gar aufzuhalten.

Was ist aus unserm Christian Heß geworden? Er wird mit dem, welchem er das Leben gerettet, zurück nach Virginia befördert.

Oberst Longbrook hatte sich mit Gottes Hülfe unter der Pflege seines Sambos so weit erholt, daß er ganz ernstlich für die Idee, seinen Lebensretter mitzunehmen, eintreten konnte, was ihm endlich auch trotz der ernsten Einsprache des Corps Generals gelang.

So finden wir am 4. Juli beide, den schwer verwundeten Rebellen-Officier und den leicht blessirten deutschen Jungen aus der Unions-Armee, auf einem mit Stroh gefüllten Wagen, der sich in einem langen Zuge ähnlicher Gefährte dem Potomac zu bewegt.

Der treue Sambo marschirt fröhlich nebenher und wacht über seinen Herrn wie über ein kleines Kind.

„Weißt du," sagt er zum deutschen Jungen, als Oberst Longbrook einmal ein wenig schlief, „wir Diener lieben die guten Herrn. Und solche sind die Longbrook's. Die Missus betet den ganzen Tag, wo sie geht und steht, und thut dem schwarzen Mann viel Gutes. Der alte Herr ist längst todt und mein junger Massa verwaltete das Gut. Als nun der Krieg ausbrach, ließ er sich nicht mehr halten. Sie weinten sich zwar zu Hause beinahe die Augen heraus, denn er ist der einzige Sohn, ließen ihn aber doch ziehen. Die alte, gute Missus rief mich zu sich, und sprach: 'Sambo, willst du mit George in den Krieg ziehen und auf ihn Acht geben, wie auf dein eigen Kind?'"

„Nichts lieber als das," sprach ich, „wenn er doch einmal fort will. Sonst bliebe ich auch gern hier. Aber Massa George darf nicht allein ziehen, und ich weiß, daß wir zurück kommen werden, denn ihr betet zu Haus und der Herr wird hören."

„Es ist noch eine Missus in unserem Haus, Massa George's Schwester, das ist Missus Stella. So ein frommes, liebes Fräulein giebt es gar nicht mehr auf der ganzen Welt. Als ich 'mal am Fieber krank lag, ist sie jeden Tag gekommen und hat mich gepflegt wie einen Bruder und für mich gebetet. Solche gute Leut' giebt's noch viel im Süden, wenn ihr Yankees es auch nicht glauben wollt. Darum sind auch so viel Schwarze mit ihren Herren in' Krieg gezogen und wachen über sie, wie ich über Massa George. Wart' nur, wenn wir hinunter nach Georgia kommen, da wirst du sehen, was das für Leute sind. Denn der Massa nimmt dich mit, das seh' ich schon, was auch der General sagen mag. Wie werden sie sich freuen, daß der gute George noch lebt — und wie wird die schwarze Salli jauchzen, das ist nämlich mein liebes Weib."

Also plauderte der gutmüthige Neger fröhlich fort, während sein Zuhörer sinnend in die Zukunft schaute, oder auch an die ferne Heimath dachte, wo sie jetzt lange Zeit sich vergeblich nach einem Briefe sehnen und sich abhärmen würden.

Es war eine sehr beschwerliche Fahrt, von Gettysburg bis zum Potomac, und von da nach Virginien hinein, bis zu dem Punkte, wo die conföderirten Eisenbahnen benutzt werden konnten. Oft gebrach es am Unentbehrlichen. Und wäre es nicht für den treuen Sambo gewesen, so hätten unsere Verwundeten auf ihrem Strohbett elendiglich umkommen müssen, denn die Heerführung der Rebellen hatte vollauf zu thun, die Armee sicher nach Virginien zu bringen, und konnte sich um Verwundete und Gefangene kaum bekümmern.

Aber der Neger war in seiner Findigkeit unerschöpflich. Wenn weit und breit keine Arzenei vorhanden — er beschaffte immer das Richtige für seinen Massa. Wenn Niemand etwas zu essen hatte, er fand einen oder zwei gute Bissen für seine wunden Kinder, wie er die Krieger nannte. Und es war ganz erstaunlich, wie

schnell ihn die pennsylvanisch-deutschen Frauen verstanden, wenn er bei ihnen vorsprach, und wie gut er mit ihnen auskam. Dabei dankte er dem lieben Gott für jede erhaltene Kleinigkeit so kindlich und herzlich, daß Christian dadurch oft recht beschämt ward.

Endlich war der Potomac erreicht und überschritten, und hier, auf südlichem Grund und Boden, wurde den Verwundeten, deren viele tausende zurückgelassen werden mußten, auch bessere Pflege zu Theil.

Oberst Longbrook war durch die lange, beschwerliche Fahrt so elend geworden, daß die Aerzte auf einem längeren Aufenthalt im Militär-Hospital bestanden, ehe sie die Weiterreise in die Heimath gestatten wollten.

Es waren gar langweilige Wochen, welche die zwei Freunde im Soldaten-Lazareth zu Richmond, Va., verbrachten. Aber es waren Wochen, die dem schwerverwundeten Oberst die so nothwendige Ruhe und Stärkung brachten. Er erholte sich zusehens und nach etwa zwanzigtägigem Aufenthalt sehen wir ihn, bleich und schwach zwar, aber unter den Umständen munter, mit seinem jungen deutschen Freund auf der Veranda des Hospitals sitzen.

Letzterer schaute gedankenvoll in den klaren virginischen Himmel hinein, und als ob Oberst Longbrook seine Gedanken errathen hätte, frug er ihn plötzlich: „Denkst du an die Heimath, mein Lieber?"

Christian fuhr wie aus einem Traum auf und brachte endlich ein „ja, Herr Oberst' hervor.

„Und möchtest du dort sein?"

„Ja und nein."

„Und warum nein?"

„Nun, weil — weil noch nicht Alles so gekommen, wie ich mir's vorgestellt, wie wir's, und vornehmlich der Vater, erwarteten."

„Hab' ich mir's doch längst gedacht," antwortete der Rebellen-Officier, „daß das Verlangen, den amerikanischen Glücksstern zu erhaschen, dich über's Meer getrieben." — „Aber," setzte er nach einer Pause langsam und ernst hinzu, „Christian, das Weltglück ist trügerisch, das habe ich, namentlich seitdem ich bei der Armee bin, wohl schon tausendmal gesehen."

Und nun redete der „Rebelle" so herzlich und eindringlich von der Nichtigkeit des Weltglücks, von dem, was wahrhaftig glückselig macht, von der Liebe Gottes in Christo Jesu, und von der köstlichen Perle im Herzen, daß Christian meinte, seine liebe Mutter reden zu hören, und in seinem Innern nicht genug staunen konnte, daß solch' ein „Empörer" also von den heiligsten Gütern der Menschheit zeugen konnte.

Es entstand eine lange Pause, während welcher sich Jeder seinen Gedanken überließ.

Endlich brach der Oberst das Schweigen, indem er frug: „Seit wann hast du zum letzten Mal von den Lieben zu Haus gehört?"

„Es ist so lange her, daß ich mich nicht mehr erinnere."

„Möchtest du gerne einen Brief haben, und glaubst du, daß sie geschrieben?"

„Gewißlich — aber auf dem Zug nach Gettysburg traf die Feldpost unregelmäßig ein, und seither konnte ich ja nicht hoffen, Nachricht zu erhalten."

„Wir werden den Versuch machen, bei unsern Yankee-Freunden nachfragen zu lassen, ob ein Brief bei deinem Regiment für dich angekommen."

„Wie wär' das möglich?"

„Dafür sorge ich. Schreib' nur ein paar Zeilen, sage, daß du in Gefangenschaft bist, und gerne einen Brief von 'Heim' hättest, wenn einer angekommen."

Und der Oberst sorgte. Wie — das hat er nie gesagt. Aber die Südlinger hatten während des Krieges so vielerlei Canäle, Nachrichten und Briefe vom Norden zu erhalten, daß wohl einer dieser Wege benutzt wurde, um die Sehnsucht des deutschen Unions-Soldaten zu stillen.

Nach etwa zehn Tagen händigte Herr Longbrook seinem Lebensretter einen Brief aus der lieben Heimath ein. Derselbe war von Schwester Bertha und lautete:

„Mein theurer Bruder!

„Wir lesen jeden Tag die schrecklichen Kriegsnachrichten und zittern dabei. Der Vater ward so davon angegriffen, daß er gar nichts mehr davon hören kann und neulich sagte, er wünsche nur, Christian möchte noch einmal zu Hause sein, dann könne das Glück an den Nordpol ziehen. Er ist sehr melancholisch und recht grau geworden, und Mutter und ich thun alles, um seinen Kummer zu lindern.

„Freilich — viel vermögen wir nicht. Das Allermeiste muß der liebe Gott thun. Mit Ihm halten wir denn auch lange Zwiegespräche im Gebet. Ich sage Zwiegespräche, denn Mutter und ich bekommen immer eine Antwort. Wir wissen, es wird mit dir und uns allen noch wohl werden, mag kommen, was da will. In der Hauptsache wird es der himmlische Vater gelingen lassen."

Dieses und Anderes schrieb Schwester Bertha.

Der Rebellenoberst, welchem Christian diesen Klang aus der Heimath übersetzte, legte ihm die Hand auf's Haupt und sprach feierlich: „Du bist schon ein glücklicher Mensch, denn du hast,

wie ich, ein treues, frommes Mutter- und Schwesterherz, die dich zum Urquell der Glückseligkeit leiten."

Nächsten Tag ging mit der „Rebellenpost" ein langer Brief von Christian in's Dörflein am Rhein.

Der verwundete Oberst durfte in seine Heimath ziehen, so hatten die Aerzte jetzt entschieden.

Daß sein deutscher Freund mitgehe, war längst abgemacht und angeordnet.

Auf einem nach Süden fahrenden Eisenbahnzuge ging's Georgia zu. Was da der schwarze Sambo jauchzte und Negerlieder sang und Gott lobte und Purzelbäume schlug!

So ausgelassen fröhlich wurde er mit jeder Meile, die es in den sonnigen Süden hinein ging, daß ihm selbst der gute Massa George sagen mußte, doch kein Tollhäusler zu werden.

„'S ist aber zum toll werden," rief Sambo. „Hier ist mein junger Massa, beinah ganz gesund,und da sind wir in alt' Virginii und rasseln dem gloreich' Georgii zu. Massa George, ich möcht' ein Glorie singen, daß sie's am Golf hören. Was wird die Missus sagen und die schwarze Salli? Sie lassen uns gewiß nicht wieder fort — wir sind auch lang genug im wüsten Krieg gewesen."

Nahe bei Macon, Georgia, erhebt sich in reichstem Plantagenland, ein kleiner mit allerlei Südbäumen bepflanzter Hügel, auf dessen Spitze inmitten eines prächtigen Haines sich „Friendship Home", der Erbsitz der Langbrooks, eines alten südlichen Geschlechts erhebt. Des Krieges Stürme haben das Gebäude verschont. Es steht heute noch und ist im alten Styl der südlichen Plantagen „Mansions" errichtet. Vorne eine ziemlich lange Vorderseite mit hohen, weißen Säulen, die bis zum Dache reichen und die Veranda des ersten und zweiten Stockwerks tragen. In der Mitte dieser Front ein hohes Portal, welches in eine weite Halle und geräumiges Treppenhaus führt. Rechts und links im untern Stock Empfangssaal, Parlor, Bibliothek, Eßzimmer und andere Gemächer, für die durch hinten angebaute Flügel Raum geschafft ist. Oben die Schlafzimmer u. s. w. Dreistöckig bauten die alten Plantagenbesitzer nie. Oft nur einstöckig.

Hierher in dieses stattliche und mit südlichem Luxus ausgestattete Heim fuhr an einem Spätsommer-Nachmittag des Jahres 1863 eine glückliche Gesellschaft: Oberst Longbrook, seine Mutter, seine schöne, sanfte Schwester Stella, Christian Heß und der Neger Sambo.

Letzterer vornen bei dem Kutscher.

Sie kamen von der nächsten Eisenbahn-Station, wo die Nachbarn dem Oberst einen feierlichen Empfang bereitet hatten, und Mutter und Schwester den geliebten George in liebenden Armen empfingen.

Christian Heß ward von Frau Longbrook mit tiefer Rührung und Freudenthränen empfangen. „Das ist also der junge Unionsstreiter, der meinen George rettete, und von dem er uns so viel schrieb," sagte sie. „Seien sie herzlich willkommen. Sie sind mir wie ein Sohn," und damit faßte sie beide Hände des jungen Deutschen und drückte sie an sich.

Auch Fräulein Stella sprach frei und ohne Ziererei ihren innigsten Dank aus und versprach dem Gaste „Friendship Home" zur Heimath zu machen.

Sambo hatte sich beim Anblick der geliebten Missus kaum zu fassen gewußt, sprang im Kreise umher und jubelte immer nur: „Glorie Halleluja."

Endlich brachte man ihn auf's Gefährt, indem ihm bedeutet wurde, daß Salli sich wohl die Augen ausgucken würde, bis die Kutsche komme.

Er verhielt sich während der Fahrt eine zeitlang mäuschenstille. Als aber „Frienship Home" mit den das Gebäude flankirenden Hütten der „farbigen Leute" ansichtig ward, da brach er wieder los und sang mit lauter Stimme:

„O, Georgia, mein Liebes,
Mein allerhöchstes Gut,
Glorie, Halleluja!
Jetzt plagt mich nicht mehr Trübes,
Bin ja in deiner Huth.
Glorie, Halleluja!"

'S war zwar ganz und gar regelwidrig, daß ein Sklave sang, während er mit seiner Herrschaft fuhr, und selbst die gütige Frau Longbrook hätte in früheren Tagen solchen Eingriff ernstlich rügen müssen. Der Krieg hatte jedoch bereits so Manches anders gemacht, und es war ja die treue Seele, die den George mit so hingebender Liebe auf dem Gettysburger Schlachtfeld gesucht, die so aus Herzensgrunde sang! Man ließ den Sambo gewähren.

Es gibt Häuser, aus denen uns gleich beim Eintritt sozusagen Friedensluft entgegenweht; da es einem wohl wird, sobald man die Schwelle betreten. Ein solches Haus war „Friendship Home", so lange es die Longbrooks inne hatten. Daselbst war gut wohnen. Ohne daß die Bewohner ihr Christenthum zur Schau getragen und ihren Gästen mit langweiligen oder vorlauten Mahnungen lästig gefallen wären, fühlte Jedermann sogleich, daß hier Geist und Wort des Herrn Jesu das Regiment führten und man hütete sich instinktmäßig dagegen zu verstoßen.

Seit dem Tode des Vaters leitete Frau Longbrook die Familienandacht, mochte sie Gäste haben oder nicht, und zwar auf solch' einfache, ungekünstelte Weise, daß selbst Gleichgültige und Ungläubige dadurch angeregt wurden.

Sie hielt daran auch heute fest, da ihr Sohn zum erstenmal wieder unter dem väterlichen Dache mit ihr anbetete, und es war Christian als ob er seine Mutter beten hörte, als dieses Herz heißen Dank, Bitte und Gebet vor Gott brachte.

Man wies ihm frühzeitig sein Zimmer an, damit er sich von der Reise erhole. Die Fenster desselben öffneten die Aussicht in einem wohlgepflegten Gemüse- und Obstgarten, hinter welchen sich die reichen Fluren Georgia's ausdehnten.

Hier stand der Kriegsgefangene, dessen Loos sich so freundlich gestaltet, und dachte, wenn es Gott wollte und dich hier ließe, so könntest du zufrieden sein, auch wenn das, was du bisher Glück nanntest, nicht gefunden wird.

Wird sein Wunsch wohl in Erfüllung gehen?

(Fortsetzung folgt.)

Feindliche Gegensätze.

Für Haus und Herd von W. Schuldt.

Wer sagen wollte, es gäbe deren nicht, der schaue einmal recht mit offenen Augen in die Naturwelt hinein und sehe den vielfachen Kampf um's Dasein in allen Theilen des kosmischen Ganzen.

Ein Wunder war es wirklich nicht, daß Darwin und Häkel uns dieser Erscheinung für ihre Entwickelungstheorie Kapital zu schlagen gesucht haben, denn daß es in der Natur einen wirklichen Kampf um's Dasein gibt, daß jeder Organismus mit feindlichen Einflüssen, mit Raubthieren, Witterung und dergleichen zu kämpfen hat, wollen wir den Darwinisten nicht ableugnen. Nur ihre Schlußfolgerungen, in diesem fortgehenden Kampf sei immer nur das Bevorzugste im Thier- und Pflanzenreich übrig geblieben und in Folge dessen unterscheide sich die jetzige Naturwelt von der früheren, das müssen wir als unnachweisbar und als lächerlich bezeichnen.

Der Gedanke liegt allerdings sehr nahe, daß einer Uebereinstimmung des harmonischen Wesens Gottes mit seiner großen Schöpfung stattfinden sollte. Der Geist innerer Feindschaft jedoch in allen ihren Erscheinungen durch sie hindurchweht. Innerer Widerspruch durchlebt das Universum.

Und freilich, sobald wir den Moment der Sünde und ihre schrecklichen Folgen aus unseren Gesichtskreis verlören, stünden wir auch hier vor einer verschlossenen Thür unlösbarer Räthsel: Denn auf der einen Seite sehen wir überall Zweckmäßigkeit und innere Ordnung, auf der anderen Seite dagegen vielfache Störung und scheinbare Mißklänge einer höheren vollkommenen Weisheit.

Von den weltumkreisenden Planeten, die ihren vorgezeichneten Bahnen in unverbrüchlicher Ordnung folgen, bis herab zum kleinsten Organismus, den uns das Mikroskop entdeckt, entschleiert sich die Hand einer höchsten Weisheit und enthüllt uns deutliche Züge einer väterlichen Fürsorge, die alles nährt, trägt und erhält.—Auf der anderen Seite dagegen verdeckt die dunkle Natur das Wesen einer gerechten Weltregierung, wirft einen düsteren Schleier über die gütige Schöpfershand und will blinden Ursachen und Wirkungen mit aller Macht das Wort reden.

Die Natur ist ein Buch, welches die Linien einer liebenden Schöpfershand allüberall durchleuchten läßt; aber diese Schriftlinien sind doch nur demjenigen deutlich, dessen Bekanntschaft mit dem Schöpfer selbst nicht durch die Natur, sondern vermittelst der hl. Schrift und des Glaubens erzielt worden ist. Selten hat daher das sichtbare Werk der Schöpfung dem Naturforscher als Brücke gedient, auf der er zum Schöpfer selbst gelangt wäre, vielmehr erscheint dieses dem skeptischen Blick als eine unüberschreibbare Kluft, die es verhindert, zu ihm zu kommen.

Wie steht der Mensch zur Natur, die ihn umgibt? Er trägt das Gefühl eines Gebieters in sich. Der Mensch hat das Bewußtsein, daß er die oberste Macht auf Erden ist. Als die Krone der Schöpfung spricht ein König aus ihm. Wie zum Herrscher geboren, muß ihm sich alles fügen.

Er wagt die kühnsten Angriffe auf alle ihm gegenüberstehenden Kräfte. Die Thierwelt in ihrer mächtigsten Erscheinung muß zu seinen Füßen sich legen. Der Löwe, zwar stolz unter den Thieren — doch bezwingt und bändigt der Mensch ihn. Tiger sind wüthende Bestien, Hyänen grimmige Raubthiere — doch bekämpft, besiegt und beherrscht sie der freie Gebieter der natürlichen Welt.

Ein König ist der Mensch. Du sollst herrschen über alle Thiere auf dem Felde, über die Vögel unter dem Himmel und Fische im Meer. Mache die Erde dir unterthan—mit diesen Worten krönte der Schöpfer sein Geschöpf, als noch der volle Ton ewiger, göttlicher Harmonie die ganze Schöpfung innerlich durchzog, und noch kein Mißton den Einklang des Friedens zerrissen hatte.

Aber auch die Elemente müssen dem Menschen zu seinen Zwecken dienstbar sein. Das Feuer, welches, wenn es den Fesseln sich entrafft, ein verheerendes Element ist, vernichtet in der ihm zugewiesenen Einschränkung sehr nützliche Dienste. Von welch' unberechenbarem Nutzen für Millionen ist die Anwendung des Dampfes, der Elektricität und anderer Kräfte der Natur?

Den dahineilenen Wind in seinem Zuge zu hemmen, steht zwar nicht in des Menschen Gewalt; und doch schau, als die Menschheit noch in ihrer Wiege lag, erfand des Menschen Geist Mittel und Wege, ihn in seinen Dienst zu ziehen. Er führte den kühnen Phönizier, wenn auch auf rauh gezimmerten Schiffen in entlegene Gestaden und wieder zurück in die Heimath.

Selbst den Blitz des Himmels zu leiten, ihn in seinen vernichtenden Einfluß einigermaßen zu zügeln und die Elektricität in sein Interesse zu ziehen, ist ihm gelungen. Mit Blitzesschnelle führt der Mensch sein Wort am Eisendraht. Weit in entfernte Lande eilt

der elektrische Strom, selbst über Oceane, und verkündigt wortgetreu Gedanke und Absicht dessen, dem er dienen soll.

Auch zu den höchsten Sternen steigt der Mensch empor, er mißt ihre Bahnen, berechnet ihren Lauf, erforscht ihre Größe und Gestalt und setzt ihre gegenseitigen Vergleichungspunkte an's helle Licht. — Wie hoch hinauf zu den Sternen der Astronom, steigt tief hinab in der Erde tiefsten Tiefen der Geologe. Aus vorsündfluthlichen Perioden selbst holt er Beweise für seine kühnen Behauptungen, reiht Thatsache an Thatsache, die es begreiflich machen, daß er seine Theorien nicht bloß auf Feuerdünste und Nebelmassen, sondern auch auf festen Realitäten gegründet hat.

Von dieser Seite die Sache betrachtet, erscheint das Verhältniß des Menschen zu der ihm umgebenden Natur freilich etwas schmeichelhaft und ließe dem Gedanken Raum, der Mensch sei absoluter Beherrscher der Natur. Das wäre ein glückliches Loos! —

Aber Thatsachen bewegen uns, auch die andere, weniger schmeichelhafte Seite, anzuschauen. Thatsachen sind es, daß die Natur oft in schalkhafter Weise des Menschen Pläne durchkreuzt, sich dessen Thron der Herrschaft erringt und dann dem Menschen mit Tod und Verderben droht. Das wilde Thier erschreckt ihn, das bereits gezähmte beschädigt ihn. Der kaum bezwungene Löwe zerfleischt seinen Bändiger, das feurige Roß schleift seinen Herrn und der tolle Hund fletscht wüthend nach seinem Meister.

Wer, wie der Schreiber, in unwegsamer, rauher Gebirgsgegend einsam seinen Weg gewandert ist, wo der californische Löwe schleicht, der große, schwarze Bär sein Lager hat, wo der winselnde und feinflötende Ton der Coyote, das jammernde, unheimliche Geschrei der Wildkatze nicht selten die Thalschlucht durchdringt —, der wird nicht leugnen wollen, daß die Herrschergabe des Menschen über die Natur- und Thierwelt auch seine Grenzen hat.

Nicht minder machtlos steht der Mensch der Natur des todten Stoffes gegenüber. Wie klein, wie winzig klein erscheint der Mensch dem Universum gegenüber; ein Atom, ein verschwindender Punkt ist er in Anbetracht des ihn umgebenden All. Wenn die dem Stoffe innwohnenden Kräfte sich erheben; wenn seine allgewaltige Unruhe die Erde erschüttert und furchtbare Massen glühender Lava aus seinen Schlünden herausschleudert; wenn der Donner mit Krachen und Getöse die Lüfte erfüllt; wenn mit sprühenden Flammen die Blitze die Himmelssäume bemalen; wenn von Sturmesgewalt getrieben eine Feuersbrunst in den Gassen wüthet, und auf dem Meere krachend die Masten zusammenbrechen, und mit Riesengewalt der Sturm das Schiff bald hoch in die Luft, bald in tiefe Abgründe schleudert: — dann überwältigt dem Menschen abermals das Gefühl der Ohnmacht vor diesem Meer wogender Kräfte, die jeden Augenblick zu verschlingen ihn drohen.

So erscheint also ein fortwährender Kampf zwischen dem Menschen und der Natur, wo immer diese mit jenem in Berührung tritt, als eine feste Thatsache. Der Mensch sucht seine Herrschaft geltend zu machen, und stößt überall auf Widerstand. Die Macht seiner Erkenntniß wird zum Herrscherstab in seiner Hand, mit welchem er auch die widerstrebendsten Gewalten des Naturlebens zu bändigen sucht. Erkenntnißmächtig und willenskräftig trägt er sein Scepter siegreich über die Erde hin, — aber ein Blitzstrahl aus den Wolken, der ihn trifft, ein wildes Thier, das ihm begegnet, ein Wurm zu seinen Füßen, der ihn sticht, ein Tropfen Gift im Becher, den er trinkt, ein kalter Hauch, der seine heiße Stirne streift — kann seiner plötzlich Herr werden und seinem Dasein ein jähes Ende bereiten. Der sanfte Wind, der die Segel schwellt, und das Schiff wie mit wilder Gewalt treibt, wenn zu Sturmeswuth entbrannt, die ganze Ladung mit Mann und Maus in des Meeres Tiefe versenkt.

Aber nicht nur zwischen dem Menschen und der Natur, sondern auch in der Natur an und für sich, wogen kämpfend feindliche Kräfte. Ein Thier erhebt sich gegen das andere, ein Element bekämpft, vertreibt und vernichtet das andere. Ein feindlicher Gegensatz durchzieht das kosmische Ganze. Der Wolf zerreißt das unschuldige Lamm, der Hagelsturm zerstört die schöne Blume, der nächtliche Frost tödtet der Erde zarte Früchte und die Dürre raubt dem schmachtenden Hirsch den labenden Trunk.

Was lernen wir hieraus? — Die Thatsache, daß wir durch unseren Abfall von Gott dessen Gunst zu uns und dieser Erde verwirkt haben.

Zu sagen, daß unendliche Güte auf solche Weise mit unschuldigen Geschöpfen verfahren könne, hieße seiner Vernunft Gewalt anthun und die göttliche Gerechtigkeit beschimpfen.

Der Bruch göttlicher Verbindung mit einem Wesen, das nach seiner leiblichen Seite so ganz der Natur angehört, seiner geistigen Beschaffenheit nach aber mit der übernatürlichen Welt, und darum mit Gott selbst, in direktem Verkehre steht, mußte einen Bruch des harmonischen Ineinandergreifens des Geistes- und Naturlebens überhaupt zur Folge haben. Die Wohnstätte des sündigen Menschen sollte nach Gottes Richterspruch auch seinem gestörten Verhältniß zu Gott entsprechen. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, Dornen und Disteln soll er dir tragen."

Der Mensch hat dadurch, daß er von Gott sich losriß, nicht nur seine vollkommene Herrschaft über die Natur eingebüßt, sondern die Natur hat sich auch zur Strafe gegen ihn aufgelehnt.

Frauenzeitung.

Trauter, heimlicher Winterfrieden! —
Enger scheinen die Grenzen der Welt,
Und de beruhigte Seele hält
Fester noch, was ihr der Himmel beschieden!

Das Dor'le über Stricken. (Zum Bild.) Gewiß ist das jetzige Geschlecht dem Erfinder der Strickmaschine sehr zum Dank verpflichtet, denn wer wollte die langen Strümpfe stricken, welche heutzutage Mode sind! Dazu hat man jetzt keine Zeit. Ueberhaupt muß Alles in unserer Zeit schnell gehen, und die Sachen müssen sich lohnen. Das ist eine Hauptfrage unserer Zeit: lohnt, bezahlt sich's auch?

Betreff der Strickerei könnte man viel dafür und dagegen sagen. Wir wollen sehen, was wir dafür sagen können.

Das Bild redet seine eigene Sprache. Viele von uns werden sich in demselben selbst erblicken. Wer

erinnert sich nicht mit einem gewissen Heimweh daran, wie die liebe Mutter uns das erste Strickwerk in die Hand gab, und was für eine Noth uns die vielen Stricknadeln machten, wie da eine uns hinaus schlüpfte und die andere uns in die Finger stach. Wir hätten zu jener Zeit lieber das Stricken nicht gelernt; aber die Mama bestand darauf und es wurde gelernt. Und als wir einmal so ziemlich stricken konnten, und uns die Mama eine gewisse Aufgabe gab, vielleicht fünf Mal herum zu stricken, o wie lang war dieser Rundgang, hauptsächlich wenn wir in den Gärten das Gelächter und Spielen der Kinder hörten. Endlich war die Aufgabe vollendet, wir zeigten sie der Mutter — aber, o weh, wir hatten etliche Maschen fallen lassen. Die Mutter zog das Machwerk wieder auf und wir mußten es über machen.



Das erste Paar.

Wie ganz anders die jetzige Erziehung. Wenn das Kind keine Lust hat zu Diesem oder Jenem, so verlangt man gewöhnlich die Leistung nicht von ihm, ja man geht noch viel weiter und läßt die Kinder selbst wählen, was sie lernen oder nicht lernen wollen.

Die Folgen unserer modernen Erziehung sind ein verwöhntes und verweicheltes Geschlecht. Was das deutsche Bild uns sagt, das findet heutzutag bei uns keinen Anklang. Und doch haben diese Mütter mehr bezweckt, als sie selbst wußten, nämlich dadurch, daß sie uns zum Fleiß und zur Beharrlichkeit erzogen. Was ist für eine Frau nöthiger, als Ausdauer und Beharrlichkeit! Diese Eigenschaften haben wir wenigstens theilweise am Strickstrumpf gelernt. Die Frage, lohnt, oder bezahlt es sich, ist nicht immer die Hauptsache. Es kommt auch darauf an, ob irgend etwas zur guten Erziehung beiträgt.

Aber das Erlernen des Strickens **bezahlt** sich auch. Wie viel kann in einer Familie gespart werden, wenn man nur wenigstens die gekauften Strümpfe anstricken, oder für die Kinder und Familie warme Handschuhe stricken kann. Wie schön ist's, wenn man das feinere Stricken erlernt, schöne Spitzen, Bettdecken und die vielen, schönen Sachen, die man so in der Zwischenzeit machen kann. Wie viele Minuten gehen verloren, weil man keine Arbeit zurecht gelegt hat! Ein Strickzeug kann man immer bei der Hand haben, und die Zwischenzeit damit ausfüllen.

Es könnten zu diesem Bild noch etliche Bilder hinzugefügt werden, und darunter ein Bild, welches eine Scene aus dem Bürgerkriege darstellt. Wer erinnert sich nicht noch der vielen fleißigen Strickerinnen zu jener Zeit, wie sie die groben Socken für die Armee strickten. Wie manche Thräne benetzte den Socken, und wie manche Seufzer und Gebete stiegen dabei zu Gott empor! Noch ein Bild könnte hierzugefügt werden: das alte Mütterchen mit dem Strickstrumpf in der Hand. Sie ist mit ihrer Ruhe das Gegenbild unseres unruhigen Geschlechts. Das deutsche Mütterchen hat in der Jugend Gehorsam und Fleiß und Ausdauer gelernt; sie machte den Versuch, ihre Lebensaufgabe zu lösen und die Folgen sind — ein ruhiges und stilles Alter.

Was ist schöner in einem Hause, als so ein altes Mütterchen, das noch immer gerne etwas thut, und so still und ruhig dabei ist, und ihre Bibel beim Stricken liest. Wer wollte da sagen: Das Strickenlernen lohnt sich nicht?

In Paris starb vor Kurzem eine Frau, deren Leben und Wirken uns einen Lichtblick bieten in dem Dunkel des Seine-Babel, nämlich Madame Boucicaut, die Besitzerin des weltberühmten „Bon-Marché." Wer je in Paris gewesen, kennt jenes Riesen-Etablissement, in welchem man thatsächlich Alles kaufen kann, was in der ganzen Welt produzirt wird; weniger bekannt möchte sein, daß die Besitzerin und Leiterin desselben auch zugleich das große Problem des richtigen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter in bewundernswerther Weise gelöst hat. Das Etablissement, welches einen jährlichen Umsatz von 45 Millionen Dollars hat und 4000 Personen beschäftigt, hatte einen sehr kleinen Anfang.

Am 2. Januar wurden es fünfzig Jahre, daß ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen, Fräulein Guerin, aus einem kleinen Orte an der Saone nach Paris kam, um ihr Glück zu versuchen. Sie nahm eine Stelle als Verkäuferin in einem kleinen Laden an der Rue du Bac für fünf Franken die Woche an; außer ihr war bloß noch ein junger Verkäufer, Aristide Boucicaut, angestellt.

Sie arbeiteten beide zehn Jahre lang daselbst, heiratheten, und, als der Besitzer starb, verkauften sie so viel ihrer Habseligkeiten, um das kleine Geschäft zu übernehmen. Dies war der Anfang des Bon Marché. Das Geschäft wuchs bald, und ein Nachbarhaus nach dem andern wurde angekauft, bis zuletzt das ganze Straßengeviert ihr Eigenthum war. Jedes der hinzugekauften Gebäude wurde umgebaut, bloß eines nicht; dasselbe ist heute noch dasselbe kleine, winklige Haus an der Rue du Bac, wie es vor fünfzig Jahren ausgesehen, als Fräulein Guerin und Herr Boucicaut ihre Geschäfts-Carriere gemeinsam begannen. Herr Boucicaut hat nie gezögert, den wunderbaren Erfolg dem guten Geschmack und der Geschäftsumsicht seiner Gattin zuzuschreiben.

Als er vor zehn Jahren starb, übernahm sie die Leitung ganz allein und begann nun die schon früher ausgeübte Liberalität in großartigstem Maßstabe zu bethätigen. Ihr Hauptaugenmerk schenkte sie ihren Angestellten, von denen Jemand nicht mit Unrecht gesagt hat, sie seien die bestgenährten, bestgekleideten und bestbehandelten Arbeiter ganz Europa's. Nicht nur bezahlte sie gute Saläre: sie sorgte auch dafür, daß Niemand überarbeitet wurde. Alle Bequemlichkeiten standen den Angestellten zur Verfügung. In dem Riesengebäude ist ein großes Departement für die Angestellten eingerichtet, das ein Gymnasium, Badeanstalt, Billard- und Spielzimmer, Kegelbahnen, Musikzimmer, Bibliothek, Lesezimmer und eine Kunstgallerie in sich schließt.

All' diese Räume stehen den Angestellten nicht nur gratis offen, sondern es wird von Jedem erwartet, einen gewissen Theil seiner Zeit darin zu verbringen; außerdem steht mit dem Etablissement ein College in Verbindung mit tüchtigen Lehrkräften, wo die Angestellten sich in Sprachen, Wissenschaften u. s. w. ausbilden konnten. Für die Kranken unter ihnen sorgt ein Hospital, wo Jeder frei verpflegt wird. Doch damit haben wir noch nicht Alles aufgezählt.

Vor einigen Jahren beschloß Frau Boucicaut, allen Angestellten einen Antheil am Gewinn des Geschäftes zu geben. Jedes Vierteljahr wird seitdem ein Drittel des Gesammtgewinnes unter die Angestellten je nach der Länge ihrer Dienste vertheilt. Ferner errichtete sie einen Pensions-Fond für die, welche in ihrem Dienste alt und schwach werden, und gab gleich beim Beginn aus ihrer eigenen Tasche eine Million Dollars dazu; die Angestellten geben freiwillig dazu, so daß der Fond jetzt beinahe zwei Millionen zählt.

Endlich gab sie ihren Haupt-Geschäftsführern Gelegenheit, theilweise Theilhaber zu werden; sie bildete nämlich eine Actien-Gesellschaft mit vier Millionen Dollars Kapital, wovon sie selbst zweieinhalb Millionen lieferte und der Rest von 260 Angestellten genommen wurde.

Diese Gesellschaft ist regelrecht organisirt und wählt alljährlich ihre Beamten; Frau Boucicaut wurde natürlich, so lange sie lebte, immer wieder zur Präsidentin gewählt.

Ihre Menschenfreundlichkeit beschränkte sich aber nicht auf ihr Riesengeschäft; in ihrer alten Heimath errichtete sie Schulen und Waisenhäuser, baute Straßen und Brücken für mehr als zwei Millionen Dollars; in Paris steuerte sie zum Bellevue-Hospital bei, und in dem harten Winter von 1879 ließ sie 30,000 Decken unter die Armen der Stadt vertheilen. Kein Appell an ihre Liberalität blieb unbeantwortet. Sie hinterläßt ein Vermögen von 50 Millionen Dollars, wovon wenigstens 30 Millionen für wohlthätige Zwecke bestimmt sein sollen. Kein Wunder daher, daß an ihrem Leichenzug über 30,000 Personen Theil nahmen, und gegenwärtig nahezu 200,000 Personen in Paris Trauerabzeichen zu Ehren ihrer Wohlthäterin tragen. Dabei blieb sie ihr Leben lang bescheiden und lehnte den Titel einer „Philanthropin" mit den Worten ab: „Ich habe bloß versucht, meine Pflicht gegen Andere so zu erfüllen, wie ich erwarte, daß sie ihre Pflichten gegen mich erfüllen!"

Etliche nützliche Anweisungen. Vom Dor'le. **Eine gute Fleischbrühe zu machen.** Man setzt zwei Pfund Rindfleisch, eben so viel Kalbsknochen, und, wenn man es hat, die Knochen von einer Henne auf das Feuer. Nachdem es gut abgeschäumt, thut man Sellerienwurzeln, gelbe Rübe, Lorbeerblätter und eine Zwiebel mit vier Gewürz Nelken hinein, und läßt dieses kochen, bis das Fleisch ganz weich ist. Alsdann nimmt man das Fleisch heraus, gießt die Brühe durch ein Haar-Sieb, und schöpft das Fett ab. Diese Fleischbrühe kann zu allen Saucen, sowie zu jeder Suppe, gebraucht werden.

Gefüllte Nudeln. Man macht einen gewöhnlichen Nudelteig und rollt ihn ganz dünn und länglich aus. Zur Fülle nimmt man kaltes, fein gehacktes Fleisch, oder auch Wurstfleisch, eingeweichtes Weisbrod und zwei Eier, und wenn man es haben kann, Petersilie oder Sellerie, auch Salz und Pfeffer. Nachdem diese Fülle gut gemengt ist, wird ein Koch-Löffel voll auf den ausgerollten Nudelteig gelegt, dann wird er zusammen gelegt. Nachdem alle Nudeln fertig gemacht sind, werden sie, wenn man sie zur Suppe haben will, in Fleischbrühe, oder wenn man sie als Gemüse haben will, im kochenden Wasser, zehn Minuten gekocht. Man legt sie mit dem Schaum-Löffel auf die Fleisch-Schüssel und gießt gebratene Brosamen darüber.

Apfel-Pudding. Nimm gekochtes Apfelmuuß, so lange es noch heiß ist, und rühre Zucker, etwas Butter, Muskatnuß und das Gelbe von zwei Eiern daran. Laß es im Ofen backen, nimm das Weiße von den zwei Eiern und schlage es mit etwas Zucker zu Schaum, bestreiche den Pudding damit und laß es im Ofen gelb backen.

Ginger Snapps. Ein Pint New Orleans Molasses, eine Tasse voll Butter, ein Eß-Löffel voll Ginger, ein Thee-Löffel voll Soda, laß dieses zusammen kochen, nachdem es abgekühlt ist, menge genug Mehl hinein, um es auszurollen, backe in kleinen Küchlein.

Für Husten. Nimm eine halbe Tasse voll Flachssamen und laß es kochen bis es schleimig wird. Seie es durch den Durchschlag und nimm reichlich Kandiszucker und laß es abermals kochen, drücke den Saft von einer oder zwei Citronen daran, ein bis zwei Eßlöffel voll ist eine Dose.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. März. **Jesu letzte Reise nach Jerusalem.** Matth. 20, 17—29.

17. Und er zog hinauf gen Jerusalem, und nahm zu sich die zwölf Jünger besonders auf dem Wege, und sprach zu ihnen:
18. Siehe, wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und sie werden ihn verdammen zum Tode;
19. Und werden ihn überantworten den Heiden, zu verspotten, und zu geißeln, und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.
20. Da trat zu ihm die Mutter der Kinder Zebedäi mit ihren Söhnen, fiel vor ihm nieder und bat etwas von ihm.
21. Und er sprach zu ihr: Was willst du? Sie sprach zu ihm: Laß diese meine zwei Söhne sitzen in deinem Reiche, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken.
22. Aber Jesus antwortete, und sprach: Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde? Sie sprachen zu ihm: Ja wohl.
23. Und er sprach zu ihnen: Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, sollt ihr getauft werden; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.
24. Da das die Zehn höreten, wurden sie unwillig über die zween Brüder.
25. Aber Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherrn haben Gewalt.
26. So soll es nicht sein unter euch; sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.
27. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht.
28. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele.
29. Und da sie von Jericho auszogen, folgte ihm viel Volks nach.

Biblischer Grundgedanke: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele." Matth. 20, 28.

Einleitung. Um zu einer richtigen Auffassung dieses Schriftabschnittes zu gelangen, haben wir auf die Verbindung desselben mit der vorhergehenden Lektion zu achten. In der Behandlung des reichen Jünglings verkündigte der Herr die Lehre der ungetheilten und völligen Uebergabe an ihn auf eine solche Weise, welche die Jünger überraschte. Petrus wollte nun wissen, was ihnen dafür wird, daß sie Alles verließen und ihm nachfolgten. Jesus verhieß hundertfachen Ersatz für jedes Opfer in seiner Nachfolge und seinem Dienst in dieser Zeit und einst das ewige Leben. Der reiche Jüngling hätte in keinerlei Weise etwas eingebüßt in der Nachfolge des Herrn. Daß man aber ihm nicht blos um des Lohnes Willen dienen dürfe, zeigt das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge. Darauf folgt unsere Lektion.

Erklärung.

V. 17—19. Auf dieser seiner letzten Reise nach Jerusalem verkündigt Jesus seinen Jüngern zum drittenmal, daß er in Jerusalem leiden müsse und zum Tode verurtheilt werde. Die erste Leidensverkündigung geschah in der Gegend der Stadt Cäsaräa, nachdem seine Jünger bekannt hatten, daß Jesus der Christ sei (Matth. 16, 21). Die zweite Leidensverkündigung folgt auf die Verklärung (Matth. 17, 22. 23). Auf diese Leidensverkündigung folgt eine vierte, zwei Tage vor Ostern, (Siehe Kap. 26, 2).

Deutlicher und bestimmter als zuvor, erklärt Jesus seinen Jüngern sein Schicksal voraus, zum Zeugniß dafür, daß er es vorher gewußt habe, was nach des Vaters Rathschluß über ihn beschlossen sei und zur Vorsorge, daß seine Nachfolger, wenn es nun geschieht, nicht völlig an ihm verzagen sollten. Daß Jesus bereit war, seinem Tode entgegen zu gehen, beweist seine Entschlossenheit nach Jerusalem zu gehen. Muthig, wie ein die Seinen zum Kampfe und Sieg führender Held, ging er vor seinen Jüngern her, die nach Markus sich entsetzten und mit Furcht ihm folgten. Jesus nahm zu sich die zwölf Jünger, besonders auf dem Wege, um sie desto eingehender unterrichten und auf den Ausgang seiner Wirksamkeit und seines irdischen Lebens aufmerksam machen zu können.

Nach Joh. 11, 47 hatten die Hohenpriester und Schriftgelehrten bereits seinen Tod beschlossen. Unter den an seinem Tode theilnehmenden „Heiden" verstehen wir die Römer. Der römische Landpfleger Pontius Pilatus hatte das Todesurtheil des hohen Raths zu bestätigen. Die geistliche und weltliche Obrigkeit reichen sich die Hände in der Hinrichtung Jesu. Ueber die Auferstehung hinaus theilt er seinen Jüngern nichts mit, weil er sich ihnen dann auf's Neue offenbaren will, um sie weiter zu verwenden in seiner Reichssache.

V. 20. 21. Nach Mark. 15, 40 hieß die Mutter der beiden Söhne Zebedäi Salome. Sie war eine Schwester der Mutter Jesu. Ihre Söhne hießen Jakobus und Johannes. Als Verwandte und besondere Freunde des Herrn, glaubte die Mutter zu einem besonderen Anrecht bevorzugt zu sein. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß sie gerade nach der furchtbar bestimmten Verkündigung Jesu, daß er gekreuziget werde, vor ihn tritt mit ihrer Bitte um die ersten Reichsstellen für ihre Söhne! Ihre Bitte wird von einigen Schriftauslegern in dem Sinn erklärt, daß sie Jesu Leidensverkündigung hörte und die Zuversicht aussprach, daß ihre Söhne die äußersten Gefahren in dem Kampfe Jesu um sein Reich an seiner Seite mit ihm theilen würden. Wahrscheinlicher ist, daß sie sich mit einer falschen Vorstellung vom Reiche Jesu, als einem irdischen, trug.

V. 22. 23. Die Antwort des Herrn ist direkt an die beiden Söhne gerichtet. Jesus will sagen: In eurer falschen Vorstellung von meinem Reiche wisset ihr nicht, was ihr bittet. Ihr bedenket nicht, daß ich,

euer Meister, nur auf dem Wege der Leiden und des Todes zur Herrlichkeit kommen kann. Sie ahnten nicht, welche schreckliche Ehrenstellen sie erlangt hätten, wenn ihre Bitte ihnen erfüllt worden wäre! — die Stellen der beiden Schächer, welche mit Jesu gekreuzigt wurden! „Kelch und Taufe bilden zusammen einen sich ergänzenden Doppelbegriff. Beides ist wesentlich dasselbe ein Leiden in verschiedener Beziehung aufgefaßt. Zunächst deutet der Kelch auf etwas innerlich zu Schmeckendes, Erfahrendes (den inneren Seelenkampf Jesu,) wie die Taufe dasselbe als auch von außen überwältigend darstellt." Nast's Commentar. So sollten sie den Leidenskelch bis auf die letzten bitteren Tropfen willig hinnehmen, und sich in Christi Tod taufen, d. h. in die ganze Tiefe seines Leidens und Kreuzestodes sich versenken. Ehrenstellen zu vergeben hatte Jesus nicht.

V. 24—27. Der Unwille der Zehn über die zwei Brüder war in einem Sinne berechtigt, denn das ehrgeizige Sichvordrängen beleidigt und erbittert Andere. Um einen Ausbruch des Streites unter den Jüngern zu vermeiden, ruft sie Jesus vor sich, um ihnen noch eingehenderen Unterricht zu ertheilen. In den weltlichen Reichen beruht das Herrschen auf der Ueberlegenheit, darum will Jeder der Größte sein. Unter euch aber, als meinen Jüngern, soll sich die Größe in der Dienstfertigkeit, die ihr einander bezeugt, offenbaren.

V. 28. 29. Des Menschen Sohn, der doch euer Herr und Meister ist, nach dessen Bild ihr gestaltet sein sollt, wenn ihr in Wirklichkeit seine Jünger sein wollt, ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, in äußerlicher, weltlicher Weise, wie es die Juden von ihrem Messias erwarteten, sondern daß er diene und sein Leben gebe zur Erlösung für Viele. Siehe Phil. 2, 5—11. Joh. 13, 13—17.

Praktische Gedanken.

Wahre und falsche Größe.

I. Jesus Christus, das Muster wahrer Größe. V. 17—19 und 28. Obwohl Jesus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem deutlich voraussah, daß ihm die schwersten Leiden und der bittere Kreuzestod zu Theil werden würde, zögerte er auch keinen Augenblick, die Reise anzutreten. Als seine Jünger sahen, daß er sich direkt nach Jerusalem wandte, wurden sie bestürzt und geriethen in große Furcht. Als Jesus das Verhalten der Jünger sah, nahm er sie zu sich besonders auf dem Wege, und fing an, ihnen zu sagen, was ihm widerfahren würde. Das Staunen und Beben der Jünger wurde besonders durch sein heldenmüthiges und entschiedenes Vorangehen veranlaßt. Sie sahen in seiner majestätischen, feierlichen, entschlossenen Haltung, daß die wichtigste Entscheidung bevorstand.

In diesem Verhalten des Herrn ist er uns das Muster wahrer Größe. Er zögert keinen Augenblick in der Ausführung seiner Aufgabe. Er ist zum größten Opfer bereit. Er kann sagen: „Gott, deinen Willen thue ich gerne." Drei Dinge treten in seiner bestimmten Leidensverkündigung zu Tage: 1) Als Prophet ist er sich seiner Aufgabe klar bewußt. 2) Als Priester ist er willig, das geforderte Opfer zu bringen. 3) Als König ist er sich seines endlichen Triumphes gewiß. Er weiß gewiß, daß er sich auf dem Wege der Pflicht befindet, und daß er darum nichts zu fürchten hat.

Jesus ist uns hier ein Beispiel wahrer Größe. Wir sollen in der Erfüllung der uns klar bewußten Aufgaben keinen Augenblick zweifeln, was auch immer die Folgen sein mögen. Als Paulus die Botschaft bekam, daß Bande und Trübsal seiner warteten in Jerusalem, sprach er: „Aber ich achte deren keins; ich halte mein Leben auch nicht selbst theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden." Bunyan war bekannt, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen sei, welcher Gefängnißstrafe oder sogar Verbannung, wenn nicht Tod, nach sich ziehen würde, falls er in dem kleinen Dorfe Somsell, predigen würde. Bunyan hatte eben zum zweitenmal geheirathet, eines seiner Kinder war blind, die ganze Familie hing von ihm ab. Er ging in die Kirche, predigte das Evangelium, wurde verhaftet und mußte zwölf Jahre lang im Gefängniß liegen.

Wir sind allerdings nicht im Stande, den erlösenden Dienst, den Christus der Menschheit zu gut übernommen hat, nachzuahmen, aber wir können uns die Gesinnung aneignen, aus der dieser Dienst hervorgegangen ist. Christus ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Erlösung der Menschen. So sollen wir nach demselben Grundsatz handeln, und unser Leben dem Dienst des Herrn und des Nächsten weihen.

II. Die Jünger des Herrn als Beispiel falscher Größe. V. 20—27. Das Verhalten der Jünger zeigt uns verschiedene Merkmale falscher Größe.

1) S i e i s t s e l b s t s ü c h t i g. Die Mutter mit ihren beiden Söhnen dachten nur an sich. Sie wollten Ehrenstellen im Reiche Jesu einnehmen auf Unkosten der übrigen Jünger. Durch selbstsüchtige Motive kann wahre Größe niemals erlangt werden.

2) S i e b e r u h t a u f d e m f a l s c h e n B e g r i f f, d e n d i e W e l t h a t v o n w a h r e r G r ö ß e. Darum erklärte Jesus der Mutter und ihren Söhnen: „Ihr verstehet den Inhalt eurer Bitte nicht. Ihr wisset nicht, daß die höchsten Stufen des Mitherrschens in meinem Reiche nicht ohne vorherige Uebernahme und Erduldung der Leiden, wie ich sie zu erdulden habe, erlangt werden können." Wie wahr ist Pauli Wort: „Das ist je gewißlich wahr; Sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit herrschen."

3) S i e s t r e i t e t w i d e r d i e g e s e l l s c h a f t l i c h e n I n t e r e s s e n. Sie sucht nur das eigene Interesse und respektirt nur das eigene Recht. Wahre Größe dagegen ist selbstvergessend. Nur die Willigkeit, der geringste Diener Aller werden zu wollen, macht fähig und würdig, hoch und groß zu werden. Ohne den Geist der Selbstverleugnung kann der Mensch nie den Charakter offenbaren, der Gott angenehm ist und das Lob seiner Mitmenschen erlangt.

Die Mission wahrer Größe ist zu dienen, nicht zu befehlen. Sie will mittheilen und nicht herrschen. Ihr Scepter ist Liebe und nicht Gewalt. Jesus ist unser Muster wahrer Größe. Lasset uns ihn anschauen, bis aller Reichthum als Staub, aller Weltglanz als Kinderspiel und alle irdische Ehre als ein eitler Traum erscheint.

Anwendung.

Warum wir willig sein sollen, mit Jesu ins Leiden und in den Tod zu gehen..

1. Jesus ging uns voran, war zu den schwersten Leiden bereit.

2. Jesus hat mit seinem Leiden und Sterben unser Leiden und Sterben geheiligt und versüßt.

3. Jesus hat uns durch seinen Sieg einen herrlichen Ausgang aller unserer Leiden erworben.

4. Jesus hat uns durch sein Beispiel gezeigt, wie wir nur auf dem Wege der Selbstverleugnung und des Todes zu Ehren und zum ewigen Leben gelangen können.

Sonntag, 11. März. **Der Einzug Jesu in Jerusalem.** Matth. 21, 1—16.

1. Da sie nun nahe bei Jerusalem kamen gen Bethphage an den Oelberg, sandte Jesus seiner Jünger zween,

2. Und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden, und Füllen bei ihr; löset sie auf, und führet sie zu mir.

3. Und so euch Jemand etwas wird sagen, so sprechet: Der Herr bedarf ihrer, so bald wird er sie euch lassen.

4. Das geschah aber alles, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht:

5. Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig, und reitet auf einem Esel, und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.

6. Die Jünger gingen hin, und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte;

7. Und brachten die Eselin, und das Füllen, und legten ihre Kleider darauf, und setzten ihn darauf.

8. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg: die andern hieben Zweige von den Bäumen, und streueten sie auf den Weg.

9. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna dem Sohn Davids; gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

10. Und als er zu Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt, und sprach: Wer ist der?

11. Das Volk aber sprach: Das ist der Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa.

12. Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein, und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel, und stieß um der Wechsler Tische, und die Stühle der Taubenkrämer.

13. Und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.

14. Und es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilete sie.

15. Da aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten sahen die Wunder, die er that, und die Kinder im Tempel schreien und sagen: Hosianna, dem Sohne Davids: wurden sie entrüstet,

16. Und sprachen zu ihm: Hörest du auch, was diese sagen? Jesus sprach zu ihnen: Ja! habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet?

Biblischer Grundgedanke: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Ps. 118, 26.

Einleitung. Unsere Lektion, welche von allen vier Evangelisten erzählt wird, leitet uns hinüber in die Woche, in welcher Jesus den Kreuzestod erlitt. Die Ankunft Jesu in Jerusalem wurde von seinen Freunden und Feinden gleich sehr erwartet; jene in der Hoffnung, ihn nun endlich in voller Herrlichkeit auftreten zu sehen, diese um ihn aus dem Wege zu räumen. Jesus erkannte mit Gewißheit den ihm bevorstehenden bitteren Tod am Kreuze. Mit freiem Entschluß ging er demselben entgegen und ward dem Vater gehorsam bis zum Tode. In diesem Lichte haben wir seinen feierlichen Einzug in Jerusalem zu betrachten.

Erklärung.

V. 1. Bethanien, wo Jesus über den Sabbath im Kreise seiner Freunde rastete, war eine halbe Stunde von Jerusalem entfernt. Bethphage lag zwischen Bethanien und Jerusalem. Der Weg, welcher aus dem Thale von Bethanien über den Hügelrücken von Bethphage nach dem Gipfel des Oelbergs hinanzog, verlief sich durch reiche Palmenpflanzungen, Obst- und Oelgärten, daher die Bezeichnung, Oelberg. Jesus wußte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo er als König Israels seinen Einzug in die Königsstadt zu halten hatte. Er wußte ebenfalls, wie die Mittel zu seinem Einzuge zu bekommen, darum das Aussenden zwei seiner Jünger.

V. 2. 3. Dieser Auftrag an die Jünger zeigt die Absicht des Herrn an, recht öffentlich und in Uebereinstimmung mit der Prophezeiung des alten Bundes seinen Einzug in die Königsstadt, als Fürst des Friedens, zu halten. Ohne alle weitere Mühe sollen die Jünger das angegebene Thier finden und ihm zuführen. Seine königliche Würde fortderte, daß er auf einem noch nicht gerittenen Füllen den Einzug halten solle. Weil dieses Füllen noch keinen Reiter getragen, lag es nahe, daß dasselbe durch die Begleitung des Mutterthieres gezähmt und beruhigt wurde.

V. 4. 5. Ohne Zweifel wählte Jesus diese Art des Einzugs mit Beziehung auf die Weissagung des Propheten Sacharja sowie als eine symbolische Darstellung des friedlichen Charakters der wahren Messiaserscheinung.

Die Stelle in Sach. 9, 9. lautet wörtlich: „Juble sehr, du Tochter Zion, jauchze, du Tochter Jerusalem. Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und gottbeschützt ist er, elend und reitend auf einem Esel und zwar auf einem Füllen, der Eselinnen Sohn.“

V. 6. 7. Ohne Schwierigkeit fanden die Jünger die Eselin mit dem Füllen. In Ermangelung eines Reitsattels legten die Jünger ihre Kleider auf das Thier und setzten Jesum darauf. Eine solche Behandlung galt damals als eine Ehrenbezeugung unter dem Volke.

V. 8. 9. Die Jünger hatten ihre Oberkleider zu Reitdecken gemacht und das Volk breitet seine Oberkleider zu Teppichen des Weges. Palmzweige galten als Zeichen des Friedens und der Freude. Solche Ehrenbezeugungen waren bei der Begrüßung einziehender Könige allgemein.

Auf der Höhe des Oelberges, wo dem Festzuge Jerusalem plötzlich vor Augen stand, brach das Volk in diesen Jubel auf. Lukas berichtet uns, daß Jesus von dem Jugelgeschrei nicht hingerissen wurde, sondern über die Stadt weinen mußte, die nicht begreifen konnte, was zu ihrem Frieden diente. „Hosianna“ heißt auf deutsch, „gib Heil!“ und ist dem 118. Psalm entnommen, welcher ein Triumphlied auf den Messias ist. Nach den Berichten der andern Evangelisten, lauten diese Jubelrufe etwas verschieden, was anzudeuten scheint, daß sie sich zu einem Wechselgesang zwischen den vorangehenden und nachfolgenden Schaaren gestaltet haben.

V. 10. 11. Unter dieser Erregung verstehen wir eine allgemeine Erschütterung, welche die Massen des Volkes, bei dem Anblick des messianischen Zuges überwältigte. Die begleitende Volksmenge hatte Jesus auf das Bestimmteste als den verheißenen Messias bezeichnet und zwar so genau, daß sein Name, Stand und Wohnort angegeben wurde.

V. 12. 13. In dem sogenannten Vorhof der Heiden, welcher in einem großen gepflasterten Raum vor den eigentlichen Vorhöfen des Tempels bestand, fand der Herr einen förmlichen Markt, in welchem alle Opferbedürfnisse käuflich zu haben waren. Dieser Gebrauch scheint erst nach dem Exil, nachdem Viele aus entfernten Ländern das Fest zu Jerusalem besuchten, aufgekommen zu sein. Mit königlicher Würde, Ruhe und Vollmacht, unternahm der Herr die Tempelreinigung. Es war eine Handlung, durch welche er den heiligen Charakter andeutet, den er von seiner Gemeinde und von dem Herzen eines jeden seiner Gläubiger fordert. Gotteshaus ist ein geweihter, heiliger Ort, welcher von Allen, die ihn betreten, als ein Bethaus, ein Ort göttlicher Verehrung, gehalten werden soll.

V. 14. Im Tempel angekommen, setzt Jesus noch seine heilende Thätigkeit fort. So lange er konnte, war er beflissen der leidenden Menschheit Gutes zu

thun. Er konnte Niemand von sich weisen, der um seine Hülfe bat. Welch ein erhabenes Beispiel für uns zum unablässigen Gutesthun!

V. 15. 16. Die Hohenpriester ärgerten sich über die Kinder, welche mit einstimmten in das Lob des Herrn. Sie drückten dadurch ihre Verachtung gegen die Kinder aus, welche nach ihrer Meinung zu gar keinem Urtheil in Bezug auf die Person Christi berechtigt seien. Aber Jesus antwortet mit der Gegenfrage, ob sie den 8. Psalm nicht gelesen haben, in welchem geschrieben steht, daß Gott sich eine Macht im Lob der Kinder zugerichtet habe. Wir verstehen darunter die Macht der Rede, der Lehre und des Preises, was seine volle Anwendung durch die Apostel und Jünger des Herrn findet, die vor der Welt schwach und untauglich, wie Kinder und Säuglinge erschienen und doch erfolgreiche Werkzeuge in der Gründung und Ausbreitung seiner Kirche waren.

Praktische Gedanken.

Christi Einzug in Jerusalem.

I. Seine Bedeutung für Jesum selbst.

Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem kam Jesus sechs Tage vor dem Passah nach Bethanien. Hier brachte er den eben anbrechenden Sabbath unter treuen und bewährten Freunden zu und rüstete sich zugleich für seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Bis zu dieser Zeit war es Jesu angelegen, daß das Volk ihn nicht als den verheißenen Messias — wenigstens nicht in ihrer politischen Auffassung, anerkenne. Es heißt von Jesu in diesem Sinne: „Er wollte verborgen bleiben." Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, wo Jesus in seiner messianischen Stellung vor dem Volke offenbar werden mußte. Jesus sah den Ausgang seines Wirkens klar vor sich. Er erkannte mit Gewißheit den ihm nun bevorstehenden bitteren Tod am Kreuz. Mit freiem Entschluß ging er demselben entgegen. So lange seine Stunde noch nicht gekommen war, wich er nicht blos allen Nachstellungen seiner Feinde aus, sondern er verbot seinen Jüngern und Nachfolgern insbesondere, seine Messiaswürde öffentlich zu verkündigen. —

Jetzt aber war ein anderer Zeitpunkt für den Herrn eingetreten. Da sich ihm der Wille Gottes innerlich mit Gewißheit kund gethan hatte, folgte er demselben und ward gehorsam bis zum Tode.

Nur in diesem Lichte können wir Christi Einzug in Jerusalem recht verstehen. *Es war die öffentliche und feierliche Kundgebung seiner Stellung zum Volke Israel als ihr verheißener Messias.*

II. Seine Bedeutung für das Volk Israel.

Es war der erste Tag der Woche, also unser Sonntag, in welcher das Passahfest seinen Anfang nahm. Große Schaaren des Volkes strömten aus dem Thore Jerusalems dem Oelberge zu. Auch Jesus war von Bethanien aufgebrochen, von einer großen Schaar seiner Jünger und seiner dortigen Anhänger begleitet. Sobald Jesus die nahende Volksmenge sah, konnte er nicht über ihre Absicht im Zweifel sein, und diesmal entzog er sich derselben nicht, wie er bei einer früheren Gelegenheit gethan hatte. *Das Volk wollte ihn als seinen Messias begrüßen und er durfte sich nicht weigern.* Einmal mußte es öffentlich ausgesprochen werden, Angesichts der ganzen Festversammlung, Angesichts seiner Freunde, Angesichts seiner Feinde, daß er als der verheißene und erwartete Erretter seines Volkes gekommen sei; und er konnte es nicht besser aussprechen, als indem er sich dem Jubel des begeisterten Volkes hingab.

Wie der Prophet das Bild des großen Friedenskönigs gezeichnet hatte, der allem Blutvergießen ein Ende macht, der nicht auf einem Streitroß kommt, sondern auf dem friedlichen Lastthier, so wollte Jesus in einer beredten Thatensprache dem Volke zeigen, welches der Charakter seines Königthums sein sollte. Denn er kam nicht, um eine messianische Revolution zu beginnen, sondern um dem Volke noch einmal das Heil anzubieten. Er kam nicht, um einen Königsthron zu erkämpfen, sondern um dem Volke zum letzten Male die Entscheidungsfrage zu stellen, ob es sein friedvolles Messiasthum wolle oder nicht. Schon nahte der Zug des Volkes, mit Palmenzweigen in den Händen, wie man Könige einholt, und begrüßt von den um ihren Messias geschaarten Anhängern, brach dasselbe nun in hellen Jubel aus. Von Mund zu Mund pflanzte sich der Jubelruf des Festpsalmes fort: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Das war ein Jubel, dem nur die verbissenen Feinde des Herrn widerstehen konnten. Jesus zog, vom ganzen Volke umgeben, in Jerusalem ein und ließ sich vor Aller Augen als König feiern.

Auch die Kinderschaar im Tempel stimmt mit ein in den Jubelruf und Jesus ließ sich das Hosianna der Unmündigen gefallen, indem er es durch das Schriftwort: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zubereitet," rechtfertigte. Jesus ließ sich durch seine Feinde, die gegen diesen Jubel opponirten, nicht irre machen. Er wollte der von seinem Volke erwartete Messias sein, auch wenn er nach Gottes Rath ihre Hoffnungen auf anderen Wegen erfüllte, als sie es erwarteten. Der Augenblick mußte kommen, wo sein Volk sich zu ihm bekannte, wenn auch im flüchtigen Rausche des Augenblickes und unter Voraussetzungen, denen er nicht entsprechen konnte.

Anwendung.

Wie wir Christus als unsern König empfangen sollen bei seinem Einzuge.

1. Mit der Hingabe unseres Herzens, in völligem Vertrauen und Gehorsam.
2. Mit dem festlichen Opfer unserer irdischen Habe.
3. Mit dem Lobopfer unseres Mundes.

Auch Kinder sollen das Lob unseres Heilandes besingen. Daß doch unsere Kinder von früher Jugend zu solchem Lobe gewöhnt würden! Gott bereitet sich oft ein Lob aus dem Munde unmündiger Kinder gegen Alte, die seinen Namen entehren.

Illustration: Nachdem man sich bei einer Conferenz zu Torgau, zur Zeit Luthers, lange berathen hatte und sehr bekümmert war, wurde Melanchton hinausgerufen von einem Freunde. Er kam durch eine Stube, in der einige Mütter mit ihren Kindern versammelt waren, welche für die Reformatoren beteten. Durch diesen Anblick wurde Melanchton so freudig erhoben, daß er bei seiner Rückkehr in's Zimmer zu Luther sagte: „Wir brauchen nicht länger ängstlich zu sein; ich habe Diejenigen gesehen, die für uns kämpfen und uns vertheidigen werden und die durch nichts überwunden werden können."



Sonntag, 18. März. **Der verworfene Sohn.** Matth. 21, 33—46.

33. Höret ein anderes Gleichniß: Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg, und führete einen Zaun darum, und grub einen Keller darinnen, und bauete einen Thurm, und that ihn den Weingärtnern aus, und zog uber Land.
34. Da nun herbei kam die Zeit der Früchte: sandte er seine Knechte zu den Weingärtnern, daß sie seine Früchte empfingen.
35. Da nahmen die Weingärtner seine Knechte; einen stäubten sie, den andern tödteten sie, den dritten steinigten sie.
36. Abermal sandte er andere Knechte, mehr denn der Ersten waren; und sie thaten ihnen gleich also.
37. Darnach sandte er seinen Sohn zu ihnen und sprach: Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen.
38. Da aber die Weingärtner den Sohn sahen, sprachen sie unter einander: Das ist der Erbe; kommt, laßt uns ihn tödten, und sein Erbgut an uns bringen.
39. Und sie nahmen ihn, und stießen ihn zum Weinberge hinaus, und tödteten ihn.
40. Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird, was wird er diesen Weingärtnern thun?
41. Sie sprachen zu ihm: Er wird die Bösewichter übel umbringen, und seinen Weinberg andern Weingärtnern austhun, die ihm die Früchte zu rechter Zeit geben.
42. Jesus sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen in der Schrift: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. Von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbarlich vor unsern Augen.
43. Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen.
44. Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen, auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen.
45. Und da die Hohenpriester und Pharisäer seine Gleichnisse höreten; vernahmen sie, daß er von ihnen redete.
46. Und sie trachteten darnach, wie sie ihn griffen; aber sie fürchteten sich vor dem Volke, denn es hielt ihn für einen Propheten.

Biblischer Grundgedanke: Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Joh. 1, 11.

Einleitung. Wir sind nun zum Dienstag in der Leidenswoche des Herrn gekommen. Es ist der heiße Kampftag, an welchem er im Tempel zu Jerusalem die verschiedenen Anläufe seiner Feinde, der Hohenpriester und Schriftgelehrten, der Pharisäer, der Sadducäer und Herodianer, siegreich besteht. Der Herr schlägt alle seine Feinde bis zum Verstummen und nimmt nach seiner gewaltigen Strafrede seinen Abschied vom Tempel. In diesem Sinne sind Kap. 21 bis 23 zu lesen. Kaum war Jesus nach der Verfluchung des Feigenbaumes in den Tempel getreten, um weiter zu lehren, als eine Anzahl Abgeordneter des hohen Rathes zu ihm kamen mit einer amtlichen Anfrage über die Autorität seiner Wirksamkeit. Jesus antwortete mit einer beißenden Gegenfrage, und fährt weiter fort mit einem Gleichnißpaar, dessen erster Theil das Verhalten der Pharisäer und Schriftgelehrten als einzelne Personen schildert, während der zweite Theil, unser heutige Lektion, ihr amtliches Verhalten, dem Herrn gegenüber, bildlich darstellt.

Erklärung.

V. 33. 34. Von einem Weinberge erzählt hier der Herr, welcher eine bildliche Darstellung der Geschichte des Volkes Israels ist. Es ist ein bei den Propheten des A. B. oft gebrauchtes Bild. Siehe Jes. 5, 1—6. So wie das Reich Gottes in Bezug auf den Genuß seiner Güter unter dem Bilde eines Hochzeitsmahles dargestellt wird, so wird es hier unter dem Bilde eines Weinberges, in Bezug auf die Wirksamkeit in demselben, veranschaulicht. Die einzelnen Züge des Gleichnisses sind der Natur getreu und lassen sich leicht zusammenstellen. Ein Hausherr pflanzte einen Weinberg, und führete einen Zaun darum zum Schutze wider wilde Thiere und Räuber, und grub einen Keltertrog darinnen, in welchem der Most aus der darüber befindlichen Kelter abfloß, und bauete einen Thurm für den Weinbergwächter und that ihn Winzern zur Bearbeitung aus und verreiste. Zur Erntezeit entsandte er zu ihnen einen Knecht, damit er von Seiten der Winzer in Empfang nehme, was er zu empfangen hatte von den Früchten des Weinbergs. Er hatte sich also einen Theil der Früchte vorbehalten, das Uebrige sollte ihnen zu Gute kommen als Lohn für ihre Arbeit. Jesus will hier klar hervorheben, daß Gott alles Mögliche gethan habe, um den Weinberg der alttestamentlichen Bundeskirche fruchtbringend und segensreich zu machen.

V. 35. 36. Hier wird das Verhalten der Winzer gegen die Knechte des Weinbergs-Besitzers als ein undankbares und gottloses geschildert. Von Anfang an sehen wir, daß das Volk die immer wiederholten, immer dringlicheren Mahnungen Gottes nur mit immer größerem Trotz und Frevel an seinen Gesandten beantwortete, welches das Gleichniß dadurch veranschaulicht, daß die Winzer die Knechte theils schlugen, theils tödteten, theils sogar grausam steinigten. (1 Kön. 18, 13; 22, 24; 2 Kön. 6, 31; Kap. 22; Jer. 10, 1. 2). Jesaias wurde zersägt, Jeremias gesteinigt, Amos erschlagen, Johannes der Täufer enthauptet, die Apostel des Herrn starben alle den Märtyrertod, Johannes ausgenommen.

V. 37 — 39. Die Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes war der letzte Versuch der göttlichen Barmherzigkeit mit dem Volk Israel, als seinem Bundesvolk. Jesus will mit diesem Zug des Gleichnisses sagen: „Ich bin der S o h n, wie ihr wohl wisset. Jesus stellt sich hier als der letzte Wahrheitszeuge dar, mit dessen Verwerfung von Seiten der Juden, die Langmuth und Barmherzigkeit Gottes ein Ende hat. Das Hinauswerfen aus dem Weinberg ist das Ueberantworten an die Heiden und erinnert daran, daß Jesus draußen vor dem Thore Jerusalems gekreuzigt worden ist.

V. 40. 41. Jesus frägt seine Gegner, damit die Antwort aus ihrem Munde ein Zeugniß wider sie werde. Das Strafurtheil ist ein zwiefaches: „Er wird die Bösewichter übel umbringen," d. h. er wird ihnen scharfe Vergeltung widerfahren lassen, und seinen Weinberg „andern Weingärtnern austhun," d. h. den Heiden übergeben. Nach Luk. 20, 16 rufen die Zuhörer aus: „Das sei ferne!" Sie ahnen den Sinn des Gleichnisses und wollen mit diesem Ausruf erklären, daß es mit ihnen nimmermehr dahin kommen soll.

V. 42 — 44. Zur Bestätigung der aus ihrem Munde angekündigten Strafe, weist Jesus auf Ps. 118, 22. 23 hin, welche Stelle das Verhalten der Obersten des jüdischen Volkes gegen den Messias schildert. Die Baumeister sind die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Aeltesten, welche den Herrn verwarfen. Der Baustein, den sie ausmerzen wollen, ist Jesus, der von Gott zum Eckstein, d. h. zum Träger und Herrn des ganzen Gottesreiches, gemacht wird. Und zwar wird das durch eine Machtthat Gottes geschehen, nämlich durch die Auferweckung und Erhöhung des von ihnen Getödteten. So triumphirt die Gnade über die Sünde, und bereitet daraus das Heil der Welt. Wer gegen den Eckstein, Jesus Christus, anrennt, als einen Gegenstand des Anstoßes, der wird zerschellen wie ein irdenes Gefäß, das auf ein Felsstück fällt. Auf welchen aber der Stein fällt, d. h. wenn Christus sich erhebt gegen den verstockten

Sünder, so wird er zermalmt werden und zwar so, daß er wie Asche vom Winde verweht wird.

V. 45. 46. Die Hohenpriester und Pharisäer, welchen der Sinn und Zweck des Gleichnisses nicht verborgen bleiben konnte, und die wohl merkten, daß er von ihnen geredet hatte, geriethen in eine solche Erbitterung, daß nur Furcht vor dem Volke sie abhielt, Gewaltthätigkeiten an Jesu auszuüben. Indeß legten sie ihre Pläne weiter und warteten der Zeit ab, in welcher sie ihr Vorhaben, Jesum aus dem Wege zu räumen, ausführen konnten.

Praktische Gedanken.

Verwerfung der Gnade Gottes.

Zwei Gedanken werden in der Ausführung des Gleichnisses von den bösen Weingärtnern durch unsern Herrn Jesum klar hervorgehoben; 1) Gott thut alles Mögliche zur Rettung des Menschen, und 2) der Ungehorsam gegen Gottes Gnade wird schwer bestraft.

I. Gottes Gnade will unser Heil.

1. Gott wollte das Heil des Volkes Israel. Der Prophet Jesaia geht in seiner Schilderung des jüdischen Weinberges auf diesen Gedanken näher ein Kap. 5. Jenes Kapitel steht im engsten Verhältniß mit unserer Lektion und sollte im Unterricht der Klassen benützt werden. „Des Herrn Zebaoth Weinberg aber ist das Haus Israel." „Was sollte man doch mehr an meinem Weinberge thun, das ich nicht gethan habe an ihm?" Der Unterschied zwischen dem Gleichniß des Herrn und dem bei Jesaias besteht darin, daß bei dem Letzteren der Weinberg selbst unfruchtbar ist, während hier die Verschuldung der Weingärtner, welche dem Eigenthümer den Ertrag vorenthalten, besonders betont wird. Das israelitische Volk war ein besonders begnadigtes Volk und hätte die herrlichsten Früchte bringen sollen. Gott hat alles Nöthige zur Erreichung dieses Zieles gethan. Gott hat viele Jahre hindurch Geduld mit seinem Volke gehabt und auf die Früchte wahrer Frömmigkeit gewartet. Die wiederholten Sendungen seiner Knechte, worunter wir die Propheten zu verstehen haben, und die immer erneuerten Besserungsversuche von Seiten Gottes, bezeichnen seine unaussprechliche Geduld, Langmuth und Barmherzigkeit, womit er sein Bundesvolk getragen und behandelt hat. Unaussprechlich groß und feierlich nimmt sich das Wort aus: „Ich will meinen geliebten Sohn senden." „Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen." Die Sendung Christi war der letzte Versuch Gottes, sein Bundesvolk zu retten. Er hoffte durch solche große Huld sein Volk zur Besinnung und zur Sinnesänderung zu bringen.

2. Gott will das Heil des einzelnen Menschen. Bereits alle Züge des Gleichnisses, sofern es die Behandlung Gottes betrifft, lassen sich auf den einzelnen Menschen übertragen. Wie hat sich der Herr um uns persönlich bekümmert! Wie manchen guten Keim hat er in unsere Herzen gelegt, wie manche Kräfte uns gegeben, die wir zum Guten verwenden sollten und gebrauchen konnten. Wie oft bewahrte uns Gott vor Bösem, indem er gleichsam einen Zaun um unsere Herzen zog! Wie Viel hat er für uns und in uns gethan, damit wir zu seiner Zeit Frucht brächten! Wie manche Knechte hat er zu unserm Heile gesandt! Unsere frommen Eltern, unsere christlichen Lehrer, unsere gottesfürchtigen Freunde, unsere gottgeweihten Prediger, die Bibel, die Kirche, die S.-Schule, das Gewissen, waren lauter Knechte Gottes, die uns daran erinnern sollten, was wir ihm schuldig sind. Oft haben wir uns diesen Gesandten Gottes widersetzt! Gottlob, daß er uns noch nicht abgehauen hat. Aber Gottes Güte ist nicht Schwäche! Die Strafe wird nicht ausbleiben, wenn wir uns nicht zu ihm wenden. Noch ist es Zeit, sich zu bekehren; o, warte nicht länger! Komme noch heute zu Jesu!

II. Wer Gottes Gnade verwirft, stürzt in's Verderben.

1. So war es bei dem Volke Israel. Es hätte zur Erkenntniß der Sünde und zum Heile gelangen können, aber es weigerte sich hartnäckig und wollte weder die Propheten noch den Sohn Gottes selbst hören. Darum war sein Untergang unvermeidlich. Der Leuchter wurde von seiner Stätte gestoßen. Das Gottesreich wird von Israel genommen und einem Volke gegeben, das seine Früchte bringt. Es ist das Heidenthum, das fortan zum Träger des Gottesreiches berufen ist, und das, weil es den dadurch an dasselbe ergehenden Willen Gottes erfüllt, auch der höchsten Segnungen des Gottesreiches theilhaftig wird.

Israel aber geht nicht nur dieses Heils verlustig, sein Verhalten gegen den Messias gereicht ihm auch positiv zum Verderben. Jesus in seiner Niedrigkeit ist der Eckstein. An diesem auf die Erde gelegten Stein sich stoßen, heißt, ihn in der Zeit seiner Erniedrigung verwerfen. Jesus wird aber auch geschildert als ein Stein, vom Gipfel des Gebäudes, herabfallend. Das ist der erhöhte und verherrlichte Messias, welcher durch die Offenbarung seines Zornes allen irdischen Widerstand zerschmettert, wörtlich: in die Luft streuen. Schrecklich ist das Ende der Sadt Jerusalem und die Zerstreuung des Volkes Israel in alle Theile der Welt.

2. So wird es Allen ergehen, die sich wider Jesum setzen. Wer nicht rechtschaffene Früchte der Buße thut, und im wahren Glauben dem Sohne Gottes sich hingiebt, den wird die verschmähte Gnade in's Gericht bringen. Es ist also gefährlich, mit diesem Stein, Jesum Christum, in Conflikt zu kommen, ob man nun sich an ihm stößt, so lange er noch auf der Erde liegt, oder ob man, wenn er auf dem Gipfel des Gebäudes gebracht ist, sich so stellt, daß er einem auf das Haupt fällt.

Wen Jesus hier nicht ziehen kann
Den nimmt er auch nicht droben an,
Die Gnade, die man hier verschmäht,
Wird dort zum Zorn, der donnernd geht.

Weitere Andeutungen.

1. Mache darauf aufmerksam, wie Jesus die Herzen seiner Gegner durchschaut. Er liest ihre Gedanken. Er begreift ihre Pläne. Er kennt ihren Haß. Er weiß, daß ihr Haß ihn an das Kreuz bringen wird.

2. Betone den tiefen Fall des Volkes Israels. Jesus kam zu ihnen als ein Licht, sie zu erleuchten; als ein König, um sie zu regieren. Er hatte Macht über unsaubere Geister. Er that viele Zeichen und Wunder. Er war mächtig in Worten. Er bewies sich als der Sohn Gottes und — doch wurde er verworfen!

3. Schildere die großen Vorzüge Israels, als ein bevorzugtes Volk, als Trägerin der Offenbarungen Gottes, das zuletzt seines Ungehorsams wegen verloren ging.

4. Der von den Juden verworfene Sohn Gottes ist der einzige Grund und Eckstein unserer Erlösung, und wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden.

Sonntag, 25. März. **Mäßigkeits-Lektion.** Gal. 5, 16—26.

16. Ich sage euch aber: Wandelt im Geiste, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen.
17. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch. Dieselbige sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt.
18. Regieret euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetze.
19. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht.
20. Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord,
21. Saufen, Fressen und dergleichen; von welchen ich euch habe zuvor gesagt und sage noch zuvor, daß, die solches thun, werden das Reich Gottes nicht ererben.
22. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.
23. Wider solche ist das Gesetz nicht.
24. Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden.
25. So wir im Geiste leben, so lasset uns auch im Geiste wandeln.
26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, unter einander uns zu entrüsten und zu hassen.

Biblischer Grundgedanke: „Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht." Röm. 7. 18.

Einleitung.

Die Epistel Pauli an die Galater war nicht an eine bestimmte Gemeinde in einer Stadt, sondern an die Gemeinden der Provinz Galatien in Kleinasien gerichtet. Paulus befand sich auf seiner dritten Missionsreise, als er diese Epistel schrieb. Zeit und Ort der Abfassung kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Es wird angenommen, daß er diesen Brief zwischen den Jahren 55 bis 58 nach Christo geschrieben habe, entweder von Ephesus oder von Corinth aus. Man glaubt, daß er während seines „Verzugs" von drei Monaten in Griechenland denselben geschrieben (siehe Apstg. 20, 2. 3.) und hernach von Rom aus seinem Bestimmungsort zugesandt habe.

Wir verbinden das Erklärende und Praktische in dieser Lektion miteinander.

Früchte des Fleisches und des Geistes.

V. 16—18. In dieser Lektion wird die menschliche Natur, wie sie sich nach dem Sündenfall und durch denselben offenbart, kurzweg als Fleisch bezeichnet. Unter Geist verstehen wir die innere Lebensrichtung des Menschen, welche vom Geiste Gottes in uns gewirkt wird. Fleisch und Geist bilden somit einen direkten Gegensatz im Menschen. Fleisch ist das Weltliche, Verdorbene und Sündhafte; Geist ist das Göttlich-Gute, der neue Mensch, der in uns geschaffen wird, durch die Neu-Geburt im Geist.

Geist und Fleisch ringen miteinander um die Oberhand in der Regierung des Menschen. Darum die Ermahnung: „Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen," d. h. ihr werdet herrschen über den sündlichen Leib und ihm nicht zu Gehorsam leben. Ob Geist oder Fleisch in uns herrschet, wird offenbar durch die Früchte, die der Mensch in seinem Leben und Wandel an den Tag legt.

I. Die Früchte des Fleisches. V. 19—21.

Obwohl die Sünde des Menschen nicht in seinem Fleische steckt, sondern Sache des innern Menschen ist, so zeigt sich doch die Sündhaftigkeit des Menschen, — sein tiefer Fall und die Verkehrtheit der Willensrichtung seines Geistes, — nirgends so deutlich, als an seinem Fleische. Der unwiedergeborene Mensch hat eine fleischliche Gesinnung, und diese ist eine Feindschaft wider Gott. Sein Geistesleben, sein Dichten und Trachten ist auf das Weltliche, Vergängliche und Sündhafte gerichtet. Siehe Röm. 8, 5—9. Die Werke, die ein fleischlich gesinnter Mensch hervorbringt, werden in der Lektion vierfach geschildert: 1. Wollust, „Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht." 2. Götzendienst, „Abgötterei, Zauberei." 3. Streitsucht, „Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord." 4. Unmäßigkeit, „Saufen, Fressen und dergleichen."

Obgleich „Zauberei, Feindschaft, Neid, Zorn, Haß und Zwietracht" im engeren Sinne Sünden des Geistes sind, zählt sie der Apostel als Fleischessünden auf, weil sie sich durch das Fleisch bekunden. Zorn und Haß z. B. sind Sünden des Geistes, denn sie bestehen in der Erregung desselben. Da sich aber diese Erregung des Geistes durch Miene, Wort und Geberde offenbart, werden sie ebenfalls als Fleischessünden bezeichnet.

Wie tief ist doch der Mensch gefallen, daß er sich solcher Sünden und Verbrechen schuldig machen kann! Welch' einen traurigen Anblick gewährt ein betrunkener Mensch, der sich wie ein Schwein in der Gosse wälzt! Wie abscheulich ist es, wenn zwei Knaben oder Männer sich mit Fäusten auf offener Straße schlagen, oder zwei Mädchen sich zanken oder einander verleumden! Und wie erschrecklich ist es, wenn ein Mordfall vorkommt!

Aber Gottes Wort lehrt, daß alle Gebote sich nicht allein auf unser äußeres Verhalten gegen Gott und den Nächsten erstrecken, sondern vorzüglich auf unsere Gesinnung Bezug haben. Gott schauet auf unser Herz. Er will wissen, was wir denken und wonach die Lust unserer Herzen sich regt.

Wer solche Werke des Fleisches vollbringt, kann das Reich Gottes nicht ererben.

II. Die Früchte des Geistes. V. 22—26.

1. Neun Früchte des Geistes sind hier aufgezählt. Sie werden als „Früchte" bezeichnet: 1) weil sie durch die Wiedergeburt in uns gepflanzet werden; 2) weil sie nur unter der Leitung des heiligen Geistes in uns gedeihen können; 3) weil sie an Stelle unserer fleischlichen Gesinnung durch die Bekehrung uns regieren und zur Reife kommen. Es ist der heilige Geist, welcher uns neu erschafft und zum Kinde Gottes stempelt. Zuerst ein neues Herz, das gereinigt ist in Christi Blut, dann wird der Wandel heilig sein.

2. Die Früchte des Geistes bilden eine Gruppe; sie gehören zusammen. Wer Liebe hat zu Gott und dem Nächsten, der besitzt auch den Frieden Gottes, der höher ist, denn alle Vernunft. Der Christ soll in allen Stücken wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus. „Reichet dar in eurem Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe."

3. Der Charakter eines Christen ist ein allseitiger. Der Christ ist frei und erlöst von aller Leidenschaftlichkeit; er bildet sich einen Charakter, in welchem er einst in der Herrlichkeit erscheinen, wo er einst erwachen wird im Bilde Gottes.

Anwendung des Ganzen.

1. Fleischliche Gesinnung ist eine Feindschaft wider Gott und führt in's Verderben. Ohne Wiedergeburt kann Niemand in das Reich Gottes eingehen.

2. Der heilige Geist wirkt göttliches Leben. Er schafft in uns einen neuen Geist, den Geist des Glaubens, der durch die Liebe thätig ist.

3. Wir müssen die noch in uns vorhandenen Werke des Fleisches tödten, sammt den Lüsten und Begierden. „Rein ab, von aller Sünde,“ sei unser Motto!

4. Wir sind zum Wandel im Geist berufen. Werdet voll Geistes, ist die an uns gerichtete Ermahnung. Gottes Geist macht uns stark im Kampf gegen die Sünde.

Frage: Wirst du durch das Fleisch oder durch den heiligen Geist regiert?

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Die Sonntagschul-Bibliothek als Bildungsmittel. Eine jede Sonntagschule sollte eine gute Bibliothek besitzen. Eine gute Bibliothek ist nicht nothwendigerweise eine große Bibliothek. Aber eine gute Bibliothek kennzeichnet sich durch eine weise Auswahl passender Bücher aller Art für die verschiedenen Leser, welche sie benützen. Die Bücher sollten deßhalb mit großer Vorsicht gewählt und nicht ohne Weiteres haufenweise gekauft werden, ohne daß man mit dem Inhalt derselben bekannt ist. Die Anschuldigungen, welche gelegentlich gegen Bibliotheken gemacht werden, bezüglich des Inhalts mancher Bücher, sind oft gerechtfertigt.

Der Inhalt der Bücher einer Bibliothek in der Schule sollte den Sinn und das Herz der Leser veredeln und heben. Während es nicht absolut nothwendig ist, daß der Inhalt aller Bücher nur religiös ist, so sollten doch alle eine entschieden religiöse und bibelgläubige Tendenz haben. Besonders sollte alle seichte, leichtfertige Romanliteratur, die vielfach nichts nützt, sondern eher schadet, indem sie das Gemüth entzündet und das Herz verdirbt, von vornherein keinen Platz haben in der Sonntagschul-Bibliothek. Sehr leicht, ohne daß es bemerkt wird, mischt sich das Gift unter den Honig, wenn man nicht beständig auf der Hut ist und aufpaßt. Wir haben in Sonntagschul-Bibliotheken gelegentlich Bücher gefunden, worüber wir uns gewundert haben, daß je solcher Schund sich einschleichen konnte.

Eine gute Bibliothek wird nach und nach gesammelt und nicht auf einmal angelegt. Sie enthält Bücher für die verschiedensten Leser. Bücher für die Kinder und Bücher für die Erwachsenen. Wenn immer ein neues, passendes Buch erscheint, so wird es der Bibliothek hinzugefügt. Neue Bücher erhalten das Interesse für die Bibliothek rege bei Groß und Klein. Für manche Schulen würde es sich als ein großer Segen erweisen, wenn die Bibliothek einmal gründlich untersucht und das alte und verjährte abgeschafft, die Spreu von dem Weizen gesondert würde.

Eine gute Bibliothek ist in jeder Beziehung eines der besten Bildungsmittel. Sie bildet den Geschmack, das Herz, den Geist und das Leben. In diesem sogenannten „papiernen Zeitalter“ ist die Literatur von unberechenbarem Einfluß für das einzelne Individuum, für die Familie, für die Kirche und für den Staat. Welches Interesse und welche Vorsicht zugleich sollte deßhalb bewiesen werden in dem Sammeln der Bibliothek. Manche der Leser mögen bezüglich der Ausbildung ihres Geistes und Herzens fast ausschließlich angewiesen sein auf die Bücher in der Sonntagschul-Bibliothek.

Wenn man bedenkt, welchen Segen eine gute Bibliothek wirken mag, so sollten gewißlich keine Mittel und keine Mühe gescheut werden, dieselbe mit den besten Büchern aller Art zu versehen. Würde es nicht praktisch sein, und sich am Ende reichlich lohnen, wenn in jeder Sonntagschule einige dafür geeignete Personen damit betraut würden, als stehendes Committee von Zeit zu Zeit die Anschaffung passender Bücher zu besorgen, anstatt, wie es jetzt meistens geschieht, perioden- und haufenweise die Bibliothek zu vermehren?

Gewiß ist in manchen Bibliotheken in unseren deutschen Sonntagschulen noch Raum für Verbesserung und Fortschritt. Was ist die Ursache, warum viele unserer Bibliotheken so wenig und wieder andere beinahe gar nicht benützt werden? Ist es nicht in großem Maße, weil die Bücher theilweise veraltet sind, während andere hinsichtlich ihres Inhalts nicht dem Zweck einer Sonntagschul-Bibliothek entsprechen? Soll die Bibliothek ihre Absicht wirklich erreichen und ihre Mission in der Schule und Gemeinde erfüllen, soll sie den Kindern wie den Erwachsenen in geistiger und geistlicher Beziehung ein Bildungsmittel werden, so muß diesem Theil des Werkes der Kirche größere Aufmerksamkeit zugewandt werden, als es bis jetzt im Allgemeinen der Fall gewesen ist.

Ein Bedürfniß von hohem Werth. Was wir bedürfen in dieser Welt voll Lug und Trug und für unser eigenes trügerisches Herz, das ist, Jemand, der in Wahrheit ein treuer Freund ist — eine Seele, der wir auf's Aeußerste trauen können, die unsere beste und schlimmste Seite kennt und uns wirklich liebt trotz aller unserer Fehler; die uns ehrlich die Wahrheit sagt, wenn Andere uns in's Gesicht schmeicheln und hinter unserem Rücken über uns lachen; die uns rathet und zurecht weiset in Tagen des Gedeihens und Selbsttäuschung, aber auch Trost und Muth zuspricht in trüben und sorgenvollen Tagen, wenn die Welt uns den Rücken kehrt und uns unsere Kämpfe allein führen läßt.

Obiges lese ich in einer Zeitschrift und zolle meinen vollen Beifall. Aber ich bin auf meinen Wanderungen durch die Welt zu der Ansicht gekommen, daß nur wenige Menschen es vertragen können, wenn ein Freund ihnen ihre Fehler vorhält. Viele stehen in trüben und sorgenvollen Tagen verlassen ohne einen theilnehmenden Freund, weil dessen Zurechtweisung in den Tagen ihres Gedeihens ihnen nur Verdruß machte. Diese Welt wäre nicht so leer von ächter treuer Freundschaft, wenn die Menschen sie ihrem ganzen Werthe nach schätzen und bewillkommnen würden. So denkt und glaubt

Ein alter Erdenpilger.

Predigen Sie für Geld? Der Prediger Spurgeon in London sagte: Es ist eine Thatsache, daß ein Prediger des Evangeliums zu seinem Lebensunterhalt nicht viel weniger bedarf als andere Leute. Prediger vermögen auch nicht mit einem Cent soweit auszureichen, als andere mit einem Thaler. Ein Prediger war genöthigt, sich mit der Bitte um ein klein wenig Gehaltszulage an seinen Kirchenrath zu wenden. „Ich wußte nicht, daß sie für Geld predigen", entgegnete ihm ein Gemeindeglied. „Nein, das thue ich nicht," erwiderte ruhig der Prediger. „Ich dachte, Sie predigen und arbeiten für die Seelen," fuhr das Gemeindeglied fort. „Das thue ich," sagte der Prediger, „aber ich kann nicht von Seelen leben und wenn ich es könnte, so würde es eine ziemliche Anzahl von Seelen, wie die Ihrige ist, erfordern, um auch nur eine einzige Mahlzeit zu erlangen."

Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten. Ein Reisender nach Indien erzählt: „Unwohl fühlend, saß ich an einem dunkeln Abende in meiner Cabine, als plötzlich der Ruf an mein Ohr schlug: 'Ein Mann über Bord!' Ich sprang auf, besann mich aber, daß es besser für mich sei, nicht auf's Verdeck zu gehen, um nicht der Mannschaft in ihrem Rettungsversuche im Wege zu sein.

„Mich selbst ängstlich fragend: 'Was kann ich thun?' fiel mein Blick auf meine Lampe. Schnell ergriff ich sie, und hielt sie dicht an das kleine runde Fenster meiner Cabine, so daß ihr Licht auf's Wasser fiel. Eine halbe Minute später hörte ich den freudigen Ruf: 'Alles recht; er ist gerettet!' worauf ich denn alsobald meine Lampe an ihrem bestimmten Platze aufhing.

„Nächsten Tages wurde mir dann gesagt, daß meine Lampe das eigentliche Mittel zur Rettung des Mannes war, indem deren Licht es ihm ermöglichte, das ihm zugeworfene Rettungsseil zu sehen und zu ergreifen."

Diese kleine Geschichte enthält eine werthvolle Lektion für die, die im „alten Schiffe Zion" — dem Gottesreiche auf Erden, auf der Reise nach dem himmlischen Canaan begriffen sind. Es ist gar keine Seltenheit, daß von den Mitreisenden einer „über Bord" fällt, das heißt in eine Sünde geräth, die ihn in's ewige Verderben stürzt, wenn nicht Rettung kommt. Gelobet sei der Herr! Er hat sein Schiff mit allen nothwendigen Rettungsmitteln versehen, und unter diesen ist das Licht, von dem der Herr spricht, (Matth. 5, 14—16), oder wie sein Apostel Johannes es nennt (1 Joh. 1, 7), der Wandel im Lichte, wo das Blut Jesu Christi rein macht von aller Sünde. Diese selige Erfahrung ist bestätigt im Leben und Wandel. Ein Zeugniß mit Wort und Werk, daß Jesus selig machen kann immerdar, auch in den schwierigsten Fällen, hat einen außerordentlichen Werth, wenn der Gefallene von Zweifel, Furcht und Zagen geplagt ist, und somit das Rettungsseil der Gnade Gottes in Christo Jesu nicht sehen kann. Hier ist es, wo die im Herzen, durch den heiligen Geist angezündete, reine und heiß und hellbrennende Gottesliebe so vortreffliche Dienste leistet. Wie wenig würden Gottesknechte ausrichten, wenn es keine Exempel gebe, die Wahrheit zu bestätigen? Die Kirchengeschichte der alten und neuen Zeit lehrt deutlich, daß die aus tiefem Sündenschlamm Geretteten und Gereinigten mit Hülfe ihres Exempels am erfolgreichsten in der niedrigsten Schichte der Gesellschaft wirken. 1 Tim. 1, 15. 16. Bedeutungsvoll sind des Herrn Worte zu Petro, dem er soeben seinen tiefen Fall vorhersagte: „Simon, Simon .... wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder." Luk. 22, 31. 32.

So seid nun Gottes Nachfolger als die lieben Kinder; und wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns geliebet hat. St. Paulus.

Im Dunkeln steuern. Dort steht der Steuermann in dem Steuerhause des großen Dampfschiffs. Mit sicherer Hand leitet er das Schiff durch die dunkele Nacht dem Hafen entgegen. Sein stets wachsames Auge schaut hindurch durch das Dunkel, hin nach jenen Leuchtthürmen, welche hier und dort am Strande errichtet sind. So lange er ihrem Scheine folgt, geht das Schiff ruhig dahin und wird sicher den Hafen erreichen. Aber er darf nicht ruhen; nicht sein Auge wegwenden von den Lichtern an dem Strand. Sollte er aber je in Ungewißheit sein, bezüglich des richtigen Weges, so hat er seinen Compaß vor sich und eine Karte, mit deren Hülfe er genau ausfinden kann, wo das Schiff sich befindet. So hält das Schiff seinen richtigen Cours, geleitet von dem Mann, der im Dunkeln steuert.

Gott, der Herr, hat unsern Händen theure Seelen anvertraut, welche wir mit seiner Hülfe glücklich über das dunkle, stürmische Meer des Lebens bringen möchten. Wie aufrichtig und ernst sind wir in unsern Bemühungen, und wie sehr wünschen wir, daß sie an ihrer Seele keinen Schaden nehmen und endlich glücklich anlangen mögen im Hafen der ewigen Seligkeit! Aber oft scheinen wir im Dunkeln zu sein, bezüglich des Weges, den wir einschlagen sollen mit ihnen. Da hat Gott nun auch für uns Lichter aufgestellt, welche uns den rechten Weg zeigen. Die Leuchtthürme seiner Vorsehung, welche auch wir durch das Dunkel der göttlichen Führungen hindurch hier und dort erblicken in unserem Leben, geben uns Licht und Unterweisung bezüglich des richtigen Weges. Die Bibel ist die Karte, in welcher wir durch Wort und Vorbild den Weg genau bezeichnet finden, den wir einzuschlagen haben.

Wir haben ebenfalls auch einen Compaß. Der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum und die innere Erleuchtung durch den Geist Gottes. Eine jede wahrhaft gläubige Seele erfreut sich dieser göttlichen Leitung, dieser inneren Stimme, die, dem Compaß gleich, immer uns den richtigen Weg andeutet.

Wir mögen deßhalb wohl im Dunkeln steuern, aber geführt und erleuchtet von dem göttlichen Licht, können wir getrost voran gehen, und der Herr wird sein Werk in uns und durch uns fortführen und herrlich vollenden.

Ein reinigender Wind. Wenn giftige Dünste sich in der Luft angesammeit haben, so verbreiten sie Krankheiten und bewirken Tod. Ein frischer Wind reinigt die verdorbene Atmosphäre von den angesammelten Gasen und Giftkeimen. Wie erquickend ist ein plötzlicher kühler Wind an einem dumpfen, heißen Sommertage. Wie rein wird die Luft! Wie ist Alles so neu aufgelebt nach einem vorübergezogenen Gewittersturm!

So auch mag die moralische Atmosphäre in der Gesellschaft verdorben werden. Es ist nothwendig, daß von Zeit zu Zeit ein frischer Geisteswind weht, der die geistige Atmosphäre reinigt, und ein neues Element, neues, frisches Leben in die Gesellschaft bringt. Andernfalls würde die menschliche Gesellschaft geistig verderben und umkommen. Wie unter dem Volke Israel, so muß nothwendigerweise auch in der Christenheit überall von Zeit zu Zeit ein Johannes der Täufer erscheinen mit dem aufweckenden und

durchdringenden Ruf: „Thut Buße!" Und wenn dann dieser Ruf zur Buße vom Geisteswind getragen wird in die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, welch' eine Kraft, welch' neues Leben wird dort offenbar! Wie schwindet dann die religiöse Gleichgültigkeit, wie muß dann das unheilige Wesen, und die weltliche Gesinnung weichen! O, daß bald, recht bald, ein solch' reinigender, belebender Geisteswind durch die ganze christliche Welt wehen und neues geistliches und göttliches Leben hervorbringen möchte!

Aus der Zeit.

Wem der Strike sich lohnt. Wird der Strike sich lohnen? So frägt man oft. Jawohl, für etliche Wenige. Die Beamten der Arbeitsritter, die den Kampf herauf beschworen und ihre Nachfolger aufreizten, gegen beständige Arbeit, zufriedenstellende Löhne und prompte Zahlung auszustehen, werden Nutzen daraus ziehen. Sie werden für ihre „Dienste" bezahlt, und so lang ein Dollar in der Kasse bleibt, werden ihre Reisekosten vergütet. Natürlich sagen sie ihren Untergebenen, daß es sich um die Würde der Arbeiter handelt, und daß der Sieg schließlich auf ihre Seite fallen wird; alle „spazierenden Delegaten" und bezahlten Arbeitsredner thun das. Sie sind ihrer Bezahlung sicher, ob auch die Striker und deren Familien hungern, und sie gewinnen durch den Ausstand nicht bloß Geld, sondern auch Eigendünkel.

Wiederum ist jeder Ausstand den Advokaten und den Faullenzern einträglich. Erstere bringen stets Wasser auf ihre eigene Mühle, wenn sie den Leidenschaften des Augenblicks fröhnen und ihren Klienten vorspiegeln, wie leicht es ist, den Prozeß zu gewinnen. Und der Mann, der zur Arbeit zu träge ist, und nichts zu verlieren hat, wird durch den Strike den fleißigen Arbeitern gleich gestellt und erhält sein Theil der Brosamen, welche die Arbeitsamen ausstreuen. Ihm lohnt sich der Strik ebenfalls.

Wie steht es aber mit dem hundertfach zahlreichern, ehrlichen Arbeitern, die sich trotz beständiger Arbeit, zufriedenstellender Löhne und prompter Zahlung zum Ausstand verleiten ließen? Trotzdem während der letzten sechs Jahre der Arbeit allein durch Strikes mehr als sechzig Millionen verloren gingen, hat von zehn ganzen oder theilweisen Erfolgen, die dabei errungen wurden, nicht einer den Verlust der Löhne ersetzt; wohl aber haben Hunderttausende von Ausständigen ihre Anstellung verloren und sich durch blinden Gehorsam gegen ihre „Führer" an den Bettelstab gebracht. Und was sollen wir von den mißglückten Strikes sagen, welche die Mehrheit im ganzen Lande bilden? Sie haben einigen Schreihälsen einige Zeit Gewinn gebracht und Hunderttausende wirklicher Arbeiter durch Hunger zum Nachgeben gezwungen.

Es giebt Gelegenheiten, wo Ausstände nicht nur zu entschuldigen, sondern zu rechtfertigen sind, und in solchen Fällen genießen die Striker die aufrichtige Unterstützung der Presse und der Massen. Aber in vielen Fällen sind solche Arbeitsausstände ganz und gar unnöthig und sogar ungerecht, und dann müssen gewöhnlich die Arbeiter dafür büßen.

Diamantenschmuggel. Diamanten, Brillanten, Edelsteine — wie man sie benennen mag, werden bei der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten mit einem Zoll von zehn Prozent belegt. Dies ist ein ziemlich hoher Satz, denn die Waare ist sehr kostbar; bei Diamanten, die 100,000 Mark werth sind, verdient also der Schmuggler, der den Zoll umgeht, schon 10,000 Mark, und besonders groß ist die Menge kostbarer Steine nicht, die einen Werth von 100,000 Mark repräsentiren. Die Folge ist daher, daß der Schmuggel seit Jahren versucht und betrieben wird; findige Menschen sind reich dabei geworden. Anderseits bieten die Beamten, die bei einem großen Fange Prämien erhalten, alles auf, um dem Schmuggler hinter seine Schliche zu kommen. Das Versteckspielen, das beide Parteien betreiben, ist oft sehr ergötzlich.

Nun ist es eine sonderbare Erfahrung, daß man oft mit großer Mühe und Schwierigkeit etwas sucht, was dicht vor den Augen, sozusagen vor der Nase liegt. In Paris hatte einmal die Polizei bei einer Haussuchung nach einem überaus wichtigen Briefe zu suchen; sie hob den Fußboden aus, sägte die Möbel in Stücke, zerriß die Betten und kehrte Alles um und um: man wußte, der Brief befand sich irgendwo in dem Zimmer, aber man konnte ihn nicht finden. Durch einen Zufall entdeckte ihn endlich ein Geheimpolizist, der keinerlei gewaltsame Mittel anwandte, sondern sich nur auf seine Augen verließ, er fand das Schreiben, daß auf die Rückseite der weißen Gardine mit einer Stecknadel geheftet war. Bei dem Diamantenschmuggel hat man ganz ähnliche Vorgänge beobachtet. Es kamen eine Zeitlang, Monate hindurch, viele Diamanten nach New York, die von Damen eingeschmuggelt wurden. Man untersuchte diese Frauen, die ein Gewerbe daraus machten, immer zwischen Europa und Amerika unterwegs zu sein, auf das Sorgfältigste, es ließ sich indessen nichts finden. Endlich engagirte ein Geheimagent die Stewardeß eines Dampfers; auch diese war nicht erfolgreich, die fraglichen Damen schützten allerlei Geschäfte vor und konnten nicht ertappt oder überführt werden. Da fand die Stewardeß eines Tages beim Aufräumen in der Schlafkabine einen künstlichen Zahn, der hohl und ganz ungewöhnlich leicht und fein gearbeitet war; da sie selbst falsche Zähne trug, fiel ihr dieser künstlich-hohle Zahn um so mehr auf. Sie nahm den Fund an sich und zeigte ihn ihrem Auftraggeber, dem Polizeibeamten; der ging damit zu einem berühmten Zahnarzt, und durch dessen Hülfe wurde festgestellt, daß in den letzten Monaten in verschiedenen Zahnateliers ungewöhnlich große Mengen von solchen Zähnen bestellt worden waren, die Hohlräume hatten und daher sehr leicht gearbeitet waren. Als der nächste Dampfer anlangte, wurden mehrere Damen, die verdächtig waren, sistirt, und man unterzog ihre Zähne einer eingehenden Untersuchung. Dabei kam die Sache heraus; in den hohlen Zähnen steckten Brillanten, die sehr hohen Werth hatten. Zwei Schwestern hatten auf diese Weise dreizehn Brillanten im Gebisse versteckt.

Hierzuland sind Diamanten sehr begehrt, eine Modethorheit; „alle Welt trägt" glitzernde Steine, die Schauspielerin, die Frau des Krämers und die Tochter des Börsenmagnaten. Es giebt Damen, die bei

festlichen Anlässen über und über mit Diamanten bedeckt erscheinen, die für 100,000 Mark Diamanten oder noch mehr auf ihren Kleidern tragen. Daher blüht auch der Handel mit unächten Steinen; und manch' eine vornehme Frau die „unter der Hand" Diamanten einkaufte, welche angeblich geschmuggelt waren, erwarb für „billigen Preis" — falsche Brillanten. Es giebt aber auch manche Frau aus den besten Kreisen, die sich kein Gewissen daraus macht, von ihrer europäischen Tour eine hübsche Sammlung Diamanten mitzubringen und die Zollbehörde zu hintergehen, es giebt viele professionelle und fast noch mehr gelegentliche Schmugglerinnen. Eine reiche Frau, die das „fashionable" Bad zu Saratoga besuchte, rühmte sich dessen ganz öffentlich, für 200,000 Mark Diamanten glücklich eingeschmuggelt zu haben; sie hatte sich hohle Stiefelabsätze anfertigen lassen und in denselben ihre Schätze versteckt. Einige Monate darauf war der hohle Stiefelabsatz ein beliebtes Versteck geworden; aber man kam der Sache bald auf die Spur, ein Barbier auf einem Dampfschiffe, dem ein Kunde lachend beim Rasiren davon erzählt hatte, verkaufte einem Zollbeamten das Geheimniß gegen ein Trinkgeld. Dann kamen Koffer mit doppelten Böden an die Reihe, Reisetaschen mit geheimen Taschen, Revolver, deren Kolben Hohlräume enthielten, die mit Brillanten gefüllt waren, und Toilettenkästen mit Geheimfächern. Doch dies Alles währt gewöhnlich nur kurze Zeit; sobald eine neue Schmuggelmethode allgemein benutzt wird, ist auch das Ende bald da.

Offene Post.

Eine Muster-Hausfrau. Einer unserer Freunde schreibt: „Wegen Geldmangel wollte ich Haus und Herd dieses Jahr nicht mehr halten, aber meine Frau veranlaßte mich, dasselbe wieder zu bestellen, weil es ihr unentbehrlich geworden sei."

So ist es recht, das ist gewißlich eine musterhafte Hausfrau, welche weiß, was ihr und ihrem Hause gut ist.

Wie viele dem Englischen entnommene Lieder wird das neue Gesangbuch enthalten? Im Ganzen Einhundert und fünf aus 780.

Unsere fleißigen Subscribentensammler haben guten Erfolg. Der eine schreibt: „Es ist mir gelungen, auf diesem Arbeitsfelde mehr Abonnenten für Haus und Herd zu erhalten als je. Ein Drittheil der von mir eingesandten Namen repräsentiren „neue" Leser. Nur einen Abonnenten verloren."

Ein Anderer schreibt: „Ich habe guten Erfolg und werde so viele Subscribenten für Haus und Herd einsenden, als ich Mitglieder in meiner kleinen Missions-Gemeinde habe. Unsere Monatsschrift ist bei vielen Deutschen, die nicht zu unserer Kirche gehören, sehr beliebt.

In den editoriellen Notizen des „Christlichen Apologeten" kommt ein Odenwälder folgendermaßen zum Wort:

„Ueber Sprachrichtigkeit wird heutzutage Manches geschrieben, und mit Recht hauen die verschiedenen Schreiber auf das Verhunzen der deutschen Sprache los. In der Weihnachts-Nummer der Sonntagschul-Glocke lese ich: 'Der Christbaum in den Zimmern....' Unser Schulmeisterlein im Odenwald lehrte uns vor 50 Jahren, richtig sei es, zu sagen: Der Christbaum in dem Zimmer.... Welches ist richtig?"

Da, wo wir in obigem Punkte gesetzt haben, spricht der Odenwälder von etwas Anderem, was uns zunächst nichts angeht. Das Citat aber aus der Glocke geht uns etwas an, denn die Redaktion dieser Jugendschrift ist uns übergeben.

Somit ist es unsere Pflicht, dem Odenwälder zu sagen, daß es in der deutschen Sprache Ausdrücke giebt, die collektivisch gebraucht werden; es sind Sammelnamen, welche in der Einzahl die Menge ausdrücken. Zu einem solchen Sammelnamen ist der Ausdruck „Christbaum" geworden. Man sagt zum Beispiel, er habe sich in allen Ländern, wo Deutsche wohnen, eingebürgert.

Solcher Ausdrücke, die zu Sammelnamen geworden sind, giebt es noch mehr, und wir erinnern bloß an „Banner" und „Thaler."

Als solches Collektivum hat unser sehr gut in der deutschen Sprache beschlagener Mitarbeiter „Weihnachtsbaum" gebraucht, und ganz richtig gesagt: „Weihnachten, der Kinder Freudenfest, war gekommen. Jubel herrschte in den Häusern der Menschen. In den Zimmern stand leuchtend der Weihnachtsbaum."

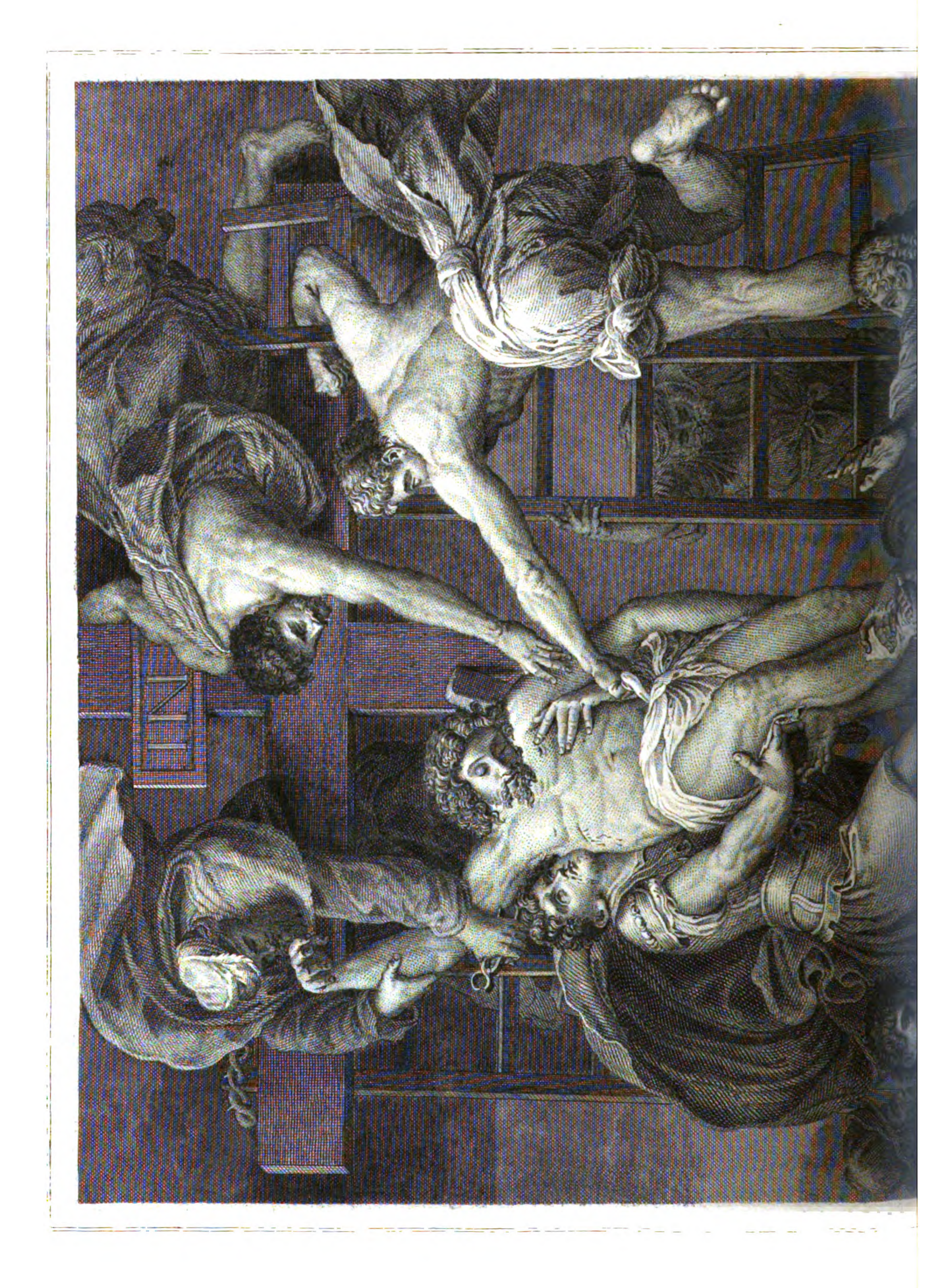
Wir können dem Odenwälder nichts Besseres rathen, als nochmals deutsche Sprache zu studiren. Zum Beispiel auch die Regeln vom Collektiv und seiner Anwendung, von welchem das Schulmeisterlein im Odenwald vielleicht nichts wußte.

Hätte der Odenwälder sich jedoch mit seiner unschuldigen Frage — „welches ist richtig" — an die Redaktion der Glocke gewandt, so würde er privatlich eine freundliche Antwort bekommen haben, und es wäre nicht nöthig gewesen, öffentlich Sprachunterricht zu ertheilen.

Das Dor'le hat sich unter den Hausfrauen und Mädchen eine große Anzahl Freundinnen erworben. Ihre nützlichen Anweisungen sind schon manchem Hause zu gut gekommen. Ihre „Pfeffernüsse" haben Alt und Jung in vielen Familien gut geschmeckt, und eine unserer jungen Leserinnen schreibt uns: „So süß gepfefferte Leckerbissen habe das Christkindchen noch nie gebracht."

Angenommene Artikel. Früchte des Unglaubens. — Das christliche Haus. — Kirche und Welt. — Schreckliche Zustände unter den Indianern in Alaska und Anderes. — Fresenius. — Steinkohlen und Petroleum. — Ueber die Trauer. — Talmadge über die Gesundheit. —







Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. April 1888. Viertes Heft.

Selig in Hoffnung.

Hierzu der Stahlstich: Kreuzabnahme, von Ruben.

Herr Jesu, an das Kreuz geschlagen,
Hast Du Unsägliches ertragen
Um Willen unsrer Sünden,
Hast aufgethan mit deinem Blute,
Das du vergossen uns zugute,
Der Gotterbarmung Gründe.

Von Dir ist uns das Heil gekommen,
Dem Tod und dem Gericht entnommen
Hat uns Dein sündlos Sterben;
Du hältst für uns den Himmel offen,
Läßt uns auf sel'ges Leben hoffen
Und uns Dein Reich ererben.

Ob widerstrebender Gebärde
Das Fleisch ein Raub des Todes werde,
Daß Staub zum Staub sich wende:
Mit einem letzten Hauch befehlen
Wir, Jesu, unsre armen Seelen
In deine treuen Hände.

Julius Sturm.

Ich lebe und ihr sollt auch leben.

Editoriell.

Niemand hat die Thatsache, daß aus dem Tode das Leben sprießt, besser verstanden und aufgefaßt, als die ersten Christen.

Sie hießen den Todestag — Geburtstag (dies natalis), weil sie durch denselben zum rechten Leben geführt wurden. Sie trugen bei der Begräbnißfeier keine Trauerkleider, sondern weiße Festgewänder, und sie reden auf den Grabdenkmalen der Ihrigen fast nie vom Tode, sondern beinahe ausschließlich vom Leben. Wer je die Katakomben zu Rom durchwandert hat, dem muß dies aufgefallen sein. Die Bilder vom guten Hirten, welcher das Lamm auf der Schulter trägt, von Daniel in der Löwengrube, vom Opfer Isaaks und andere mehr, die wir auf den Grüften der ersten Christen finden, führen sämmtlich den Sieg des Lebens über den Tod vor Augen.

Wenn sie hie und da auf eine Gedenktafel eingemeißelt haben: „Ruhe in Frieden," so liest man gleich daneben: „er lebt," oder „sie lebt," oder „er lebt in Gott."

Das sind gewaltige Worte, die aus dunkler Verfolgungszeit zu uns reden vom Siege des Lebens über den Tod, und um so mächtiger ist dies Zeugniß, als es Zeiten entstammt, in welchen sich die ganze Welt verbündet hatte, den Christen und dem Christenthum den Tod zu bereiten.

Freilich war dies auch die strahlende Jugendzeit der christlichen Kirche, da man sich nicht in die Gemeinschaft derselben aufnehmen ließ, wenn man nicht von Christo mächtig ergriffen war, da man sich nicht nur an dem Christus für uns genügen ließ, sondern mit dem Christus in uns lebte. Das war die Zeit, in welcher das Glaubensbekenntniß oft mit Blut besiegelt werden mußte, weßhalb man auch gegründete Hoffnung haben durfte, daß wer so aus der Welt schied, zum Frieden Gottes einging.

Später—als ganze Völkerschaaren den christlichen Glauben annahmen und alle, die getauft wurden, im Schatten der Kirche wohnten, wurde das Christenthum bei vielen sehr matt und oberflächlich. Deßhalb war der Schmerz beim Abscheiden eines Angehörigen auch ungebührlich groß, sowohl für den Scheidenden als für die Zurückbleibenden. Wie war's auch anders möglich, wie ist es heute noch anders möglich, wenn trotz des Christen Namens und der äußerlichen Bekenntnißtreue im letzten Grunde in dem Herzen nichts Anderes lebt, als die Welt, die da vergeht?

Da muß man eben trauern wie die Heiden, die keine Hoffnung haben.

Ganz in der Nähe der ersten christlichen Grabdenkmale findet man die Gräber der heidnischen Römer, deren Inschriften an die Nachrufe und Grabschriften der heutigen Weltmenschen erinnern. Und was lesen wir da? Nur von Tod, Verwesung, Vergänglichkeit und Scheiden auf Nimmerwiedersehen!

Ich greife eine der schönsten dieser heidnisch-römischen Grabschriften heraus. Sie heißt: „Mög' die Erde, über die du so leicht dahin gingst, leicht über dir ruhen." Ein schöner, aber matter, hoffnungsloser Gedanke.

Auf andern Grüften findet sich das Zeichen der umgewandten Fackel, oder des abgebrochenen Baumstammes, an dem kein einziger frischer Zweig sprießt. Hoffnung, Lebenslicht und Lebenskraft sind erloschen. Die Fackel ist abgebrannt; der Stamm der Verwesung verfallen; nur der Staub ist geblieben.

Gott sei Dank, daß der in die Welt gekommen, zu dir und mir gekommen, der da sagt: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben," Jesus Christus, der dem Tode die Macht hat genommen und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht hat.

Freilich ist der Tod in der Welt. Er ist der Sünde Sold. Außer Christo — muß alles sterben, wie glänzend und leuchtend es auch sein mag. Selbst die Sonne soll einst des Tages nicht mehr scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten. Das strahlende Auge wird brechen, die warme Hand wird erkalten, die Arme, die dich oft an's Herz drückten, werden hinfallen, und alle Gaben und Kräfte werden aufhören.

Ja, alles mnß sterben. Glauben wir aber an die Erlösung, so werden wir erfahren, daß wir eigentlich nicht zu sterben haben.

Alsdann heißt es zwar, um der Sünde willen noch sterben; aber um Christi willen selig sterben, denn dem Tode hat er den Fluch genommen. Und so haben wir in Christo das Leben selbst im Tode, welcher zur freudigen Heimfahrt wird, und bei den Gläubigen keine andere Verrichtung hat, als daß er ihnen Verwesung und Ungemach ausziehe, und die Thür zur freudigen Schau Gottes öffne.

Deßhalb können wir Krankheiten, welche uns bedrohen, oder untergraben, und uns zurufen— „wir führen euch dem Tode entgegen," in demüthigem, festem Hoffen sagen: „Nein dem ewigen Leben." Deßhalb erleben wir an den Sterbebetten der Unsrigen so selige Triumphfeste. Deßhalb dürfen wir von den Lieben, die von uns geschieden, sagen: „Sie sind für das Leben des Himmels geboren," anstatt—sie sind nicht mehr.

Freilich — wer leben will im Tode, der muß schon im Leibesdasein das Leben aus Christo besitzen. Der Christus in uns muß zur Thatsache geworden sein. Christus für uns, das ist das eine Nothwendige — nämlich die Rechtfertigung. Und Christus in uns, das ist das andere unentbehrliche Stück des ewigen Lebens — das ist die Wiedergeburt und Heiligung. Das ewige Leben umfaßt also nicht bloß die Zukunft, sondern auch die Gegenwart.

Wenn aber ein Menschenkind wahrhaftig sein eigen nennt, und mit dem eins geworden, was nicht sterben kann, dann ist ein solches Menschenkind nicht bloß unsterblich, sondern es hat in Zeit und Ewigkeit das ewige Leben—die Erlösung von allem Uebel, die Glückseligkeit, die ihm von Gott bereitet ist.

Solch' selige Erfahrung haben nicht bloß ältere, sondern tausende junge Leute gemacht. Ja, ganz kleine Kinder, die für solche Sachen noch kein Verständniß haben, ahnen diese Thatsache.

Zum Beispiel: Eine Mutter hatte ein kleines Mädchen, das sie sehr liebte. Die Mutter ward krank, und die Krankheit wollte nicht weichen; es näherte sich der Tod je mehr und mehr. Eines Tages sprach sie zum Töchterchen von ihrem Tode und suchte sie darauf vorzubereiten, daß „Mutter" nicht wieder gesund werden könne, sondern fortgehen müsse, sie werde nicht mehr lange leben, sondern bald sterben. Das kleine Mädchen, das nicht wußte, was der Tod sei, drängte sich dicht an sie heran, sah in die glänzenden Augen der Mutter, die sie so freundlich angeblickt hatten, und sagte: „Mutter, deine Augen können nicht sterben." Und das Kind hatte nach seiner Weise recht. Die Augen der Mutter waren das Glänzendste, was sie kannte. Sie strahlten in herzlicher Liebe, wie konnten sie da sterben? Sie waren aber auch von Gottesliebe erfüllt, und da das Auge der Spiegel der Seele ist, so hatte die Kleine recht: Das Aug' der Mutter stirbt nicht, denn solche Augen werden eigentlich nicht im Tode brechen, sondern sich erst recht öffnen, wenn sie im Himmel Gott sehen werden, „wie er ist." (1 Joh. 3, 2).

Zwei Engel.

Nach Longfellow.

Der Morgen graute, leise sah ich schweben
Zwei Engel über einem Dorfe hin.
Der eine „Tod," der andere „das Leben,"
Und unter ihnen Nebel wallend ziehn.

Sie glichen sich in Wesen und Gestalten
Im weißen Kleid, im Blick und im Gesicht,
Doch Flammen, rothem Golde gleich, umwallten
Des einen Haupt, des andern Lilien licht.

Ich sah sie schweben in den obern Sphären,
Und sagte bangend in der Zweifel Fluth:
„Sei still, mein Herz, laß deinen Schlag mich wehren,
Verrathe nicht, wo sanft dein Liebstes ruht."

Und er, des Haupt die Lilien umwallen,
Stieg leis' herab und klopft an meine Pfort',
Mein Herz, es sank, wie die Gewässer fallen,
Bevor die Erde bebet da und dort.

Die namenlose Angst, die Seelenschmerzen,
Die bange Furcht, die oft ich schon empfand,
Ich fühlt' sie dreifach nun in meinem Herzen,
Als jener Engel vor dem Hause stand.

Ich öffnete die Thür dem heil'gen Gaste,
Und hört' auf ihn, als spräche Gott mit mir:
Sei's, daß mit Leid mein Herze er belaste,
Ich wußt: das beste nur bescheert er dir.

Mit einem Lächeln, das mein Heim durchsonnte,
Sprach er: „ich bringe Leben und nicht Tod,"
Und eh' ich noch ein Wort erwidern konnte,
War er verschwunden, mit ihm Schmerz und Noth.

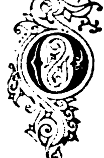
Es war, o Freund, dein Haus, durch dessen Pforte
Der Engel mit dem Flammenkranze drang,
Und flüsternd dann das schrecklichste der Worte,
Die Gottesstimme leise zu mir klang.

Dann fiel auf jenes Haus ein Schmerz, ein Jammer,
Ein Schatten auf das Antlitz lieblich schön,
Zwei Engel schwangen sich aus stiller Kammer
Anstatt des einen zu des Himmels Höh'n.

Der Herr, er that's! Es sammeln auf sein Zeichen
Die Wolken sich, der Regen fällt mit Macht,
Bis sie vor seinem Liebeslächeln weichen
Und See und Land im Sonnenlichte lacht.

Nummer 12.

Eine Ostergeschichte von Helene Götzendorff.



O wenn ich diese kleine Geschichte erzählen könnte, wie sie sich zugetragen! Sie ist ebenso einfach und dennoch so schwer wiederzugeben wie diese Frühlingsblumen in euerer Hand. Malt sie! Ihr werdet Alles treffen, nur einiges Unbeschreibliche nicht: den Athem des Frühlings, welchen sie ausströmen, den süß bedeutsamen, aus Erinnerung und Hoffnung gewobenen Duft, der euch daraus entgegenstieg, da ihr sie pflücktet — die Macht und den Zauber, womit die Umgebung, das ganze tausendfarbige, tausendstimmige Lenzbild euere Seele umspann! Es war im Hospital von St. Michael, und es war Frühling. Aber davon wußte der Mann nichts, der da müde und bleich auf seinem Schmerzenslager ruhte. Als man ihn vor Wochen im ersten Stadium eines schweren Nervenfiebers hierher gebracht, war es Winter gewesen. Und danach hatte er lange Zeit ohne Besinnung gelegen; heute zum ersten Mal schlug er die Augen wieder voll, mit Bewußtsein auf. Die Frage „wo bin ich?" stand deutlich in ihnen zu lesen. Allmählich erst fand der erwachende Geist sich wieder im Leben zurecht. Das große, freundliche Zimmer, welches die Blicke des Mannes unstät durchirrten, hatte außer dem seinen noch fünf andere Betten aufzuweisen. Die darin ruhenden Kranken schlummerten allesammt. Blasse Sonnenlichter huschten wie liebkosend über die farblosen, friedlichen Gesichter; nur das Antlitz des wachenden Mannes lag im Schatten, wie sein Leben alle Zeit im Schatten gelegen hatte. Zum halb geöffneten Fenster drangen die gedämpften Töne fernen Glockenläutens herein; es wa wohl Sonntag. Das kümmerte den Mann nicht; er hatte niemals darnach gefragt. In der Nähe tickte eine Wanduhr, ganz leise, wie in Rücksicht auf die Schläfer, und nun ward eben so leise die Zimmerthür geöffnet; die dienstthuende Schwester trat ein, Schwester Martha. Sie war nur ein paar Mal durch den stillen Hospital-Garten gegangen, hatte hier und da ein junges Veilchen gepflückt und kehrte nun gestärkt und erfrischt zu ihrer Pflicht zurück.

O, du gütevolle Schwester Martha! Wer vergäße dich jemals, der deine sanfte Hand auf seinem Haupte gefühlt! Wie verehrungswürdig warst du und wie schön auch in deiner ernsten, schmucklosen Amtstracht, in deinem weißen, das Haupt verhüllenden Schleiertuch und der breiten Stirnbinde, unter der deine Augen — Augen vom warmen, tiefen Blau der wilden Winde — lichtvoll und mild wie zwei ruhige Sterne hervorleuchteten! Die Blicke des Kranken drückten Befremden und Staunen aus; hätte er an Engel geglaubt, wäre ihm Schwester Martha sicherlich als ein solcher erschienen; so aber fand er keinen Namen für sie und keinen für die Empfindungen, welcher ihr Anblick in ihm erweckte.

Schwester Martha war gar nicht überrascht, ihn bei Besinnung zu finden. Der Arzt hatte sie darauf vorbereitet. Und so trat sie ruhig näher zum Bett und sagte leise: „Ich freue mich, daß Sie erwacht sind. Nun dürfen wir das Beste hoffen." Er antwortete

nicht; er hatte seine schwarzen Augen fest auf ihr freundliches Antlitz gerichtet. Es lag beinah etwas Drohendes in diesem seltsamen Emporstarren. „Draußen ist Frühling," begann Schwester Martha wieder und lächelte und hob die Hand mit den Veilchen empor, daß er sie sehen und ihren Duft athmen konnte. Endlich, da er noch immer schwieg, nannte sie ihn langsam beim Namen: „Gottfried Förster, haben Sie meine Worte gehört und verstanden?"

Jetzt antwortete der Mann — kurz und mürrisch. „Ich habe Alles verstanden. Es kümmert mich nicht, ob draußen Frühling ist, und die Blumen mag ich nicht riechen." „So will ich sie mit mir nehmen," sagte Schwester Martha unverändert gütevoll. „Und wenn Sie etwas wünschen sollten, ich bleibe hier im Zimmer." Er sprach nicht mehr, aber seine Augen folgten ihr, wie sie an die anderen Betten trat, hier und da eine Decke oder ein Kissen ordnete und sich endlich still mit einem Buche am Fenster niederließ. Sie zog ihn an, wie das Gute uns instinctiv anzieht; er ahnte nicht, daß er ihr gewissermaßen sein Leben dankte, daß sie nahezu Uebermenschliches geleistet, um ihn dem Tode abzuringen. Sein Bettnachbar erzählte ihm das erst in der darauffolgenden Nacht, als Alles ringsumher schlief, selbst der Wärter in seinem Lehnstuhl friedlich eingenickt war.

„Lassen Sie uns ein wenig schwatzen, Kamerad; es ist langweilig hier, wo man nicht einmal rauchen darf," so begann der junge Mann neben Förster die Unterhaltung. „Zumal diese letzten Tage, da wir nicht wußten, ob Sie die Krise überstehen oder hinausgetragen werden würden, waren sehr trübselig, und ich bin froh, daß Sie durch sind."

„Also war ich sehr krank?" fragte Förster wie im Traume.

„Das will ich meinen. Der Arzt gab kaum Hoffnung, bis vorgestern; da sagte er plötzlich: Nummer 12 ist auf dem Besserungswege. (Man benennt uns hier nämlich kurzweg nach der Nummer unseres Bettes, wissen Sie). Und dann fügte er noch hinzu: Schwester Martha hat viel Verdienst dabei, wenn wir Nummer 12 aufbringen."

Gottfried Förster wandte sich im Bett um, sodaß er seinem freundlichen Nachbar in's Antlitz blicken konnte. „Warum befinden sie sich hier im Hospital?" fragte er. „Ihnen scheint nicht viel mehr als gar nichts zu fehlen." Der Andere antwortete durch ein leises Lachen, welches halb spöttisch, halb traurig klang. „Mir fehlt etwas, was kein Doctor ergründen kann," entgegnete er, „und wofür wohl auf Erden kein Kräutlein wächst. Schon mondenlang curirt und probirt man kreuz und quer an mir herum und erfindet alle Tage neue, fremde Namen für meine Krankheit, ohne ihr beizukommen."

„Da wär' i ch nicht der Mann dazu, geduldig stillzuhalten," sagte Gottfried Förster in seiner rauhen Art.

„Schon recht, Kamerad. Anfangs dachte ich das auch und sann auf die Möglichkeit, mich selbst zu curiren. Die kleine blaue Flasche, aus welcher Schwester Martha mehrmals täglich etliche Tropfen für mich abzählt, da ich ohne dieses Mittel niemals einschlafen kann, steht in dem Wandschränkchen dort drüben, oberstes Fach, linke Ecke. Gelang es mir, jener Flasche habhaft zu werden und sie auszutrinken, so war ich gesund und konnte wieder schlafen, tiefer und ruhiger als je. Wochenlang war diese Möglichkeit mein einziger Trost, bis ich erkannte, daß schon der Gedanke daran eine Sünde ist."

„Wodurch erkannten Sie das?"

„Durch Schwester Martha. Die hat sich wie ein Engel meiner angenommen und mir einen bessern, ächtern Trost gegeben, als die Flasche es sein konnte. Ich werde nun hier ausharren, bis meine Stunde schlägt."

Jetzt schwiegen die beiden, da der Wärter erwacht war und schlaftrunken nach ihnen hinüberblinzelte. Gottfried Förster schlief nicht mehr ein; die letzten Stunden hatten ihm zu viele neue Eindrücke und Empfindungen gebracht, die nach Klärung verlangten. Der Morgen brachte Besuch für Nummer 12.

„Ihr Bruder ist da," sagte Schwester Martha, als Förster sein Frühstück genommen hatte. „Der Arzt gestattet ein kurzes Sehen."

Zornig fuhr der Kranke aus seinen Kissen empor. „Ich habe keinen Bruder! Der Bursche, welcher sich so nennt, mag heimgehen und m e i n e s Besuchs warten!"

„Es ist auch ein kleines Mädchen dabei. Dasselbe trägt ein Sträußchen Himmelschlüssel in der Hand." — Der Blick Förster's ward immer wilder. „Mögen sie Alle miteinander nach Haus gehen! Das ist mein letztes Wort!" sagte er und warf sich mit Heftigkeit nach der Wand herum. Schweigend verließ Schwester Martha das Zimmer und benachrichtigte die Harrenden, daß der Kranke heute noch keinen Besuch empfangen könne. Der schöne blonde Mann, welcher sich Förster's Bruder nannte, schien sehr niedergeschlagen. „Gewiß will er uns nicht sehen. Er hat einen großen Zorn auf uns," sagte er. „Wir denken aber nicht daran, ihn um sein Erbe zu bringen. Bitte, sagen Sie ihm das." Das kleine Mädchen blickte bekümmert auf seine Blumen nieder. „Sie werden verwelken, und es giebt nicht immer neue, Vater," sagte es. „Darf ich sie dieser guten Frau für den Onkel hier lassen?"

„Du sollst ihm später andere Blumen bringen," entgegnete der Mann, das Kind bei der Hand nehmend. Dann gingen sie beide.

Gottfried Förster bemerkte wohl, daß seine gütige Pflegerin nach jener kleinen Begebenheit etwas nachdenklich, beinahe traurig aussah, wenn sie mit ihm zu thun hatte. Er konnte nicht umhin, sich dadurch beunruhigt zu fühlen; war doch Schwester Martha das einzige Wesen in der Welt, welches ihm selbstlose Güte und Theilnahme entgegen gebracht hatte. „Wahrscheinlich halten Sie mich jetzt für einen ganz schlechten Menschen, Schwester Martha," sagte er eines Abends, als Nummer 11 gerade in Folge seines gewohnten Schlafmittels eingeschlummert war und auch sonst Niemand im Zimmer mehr wachte. Sie hätte ihm entgegnen können, daß er allgemein dafür gelte. Die Männer, welche ihn derzeit in's Hospital gebracht, hatten ihr erzählt, er sei ein böser, zornmüthiger Geselle, keines Menschen Freund und eigens aus der Fremde heimgekehrt, um seine nächsten Anverwandten von Haus und Hof zu vertreiben. Daran dachte Schwester Martha, als sie antwortete: „Man sagte mir, Sie lebten in Unfrieden mit Ihren Angehörigen, Gottfried Förster. Das beklage ich."

„Angehörige? Ich habe keine Angehörigen!" erwiderte er rauh. „Die Leute, die jetzt in meines Vaters Hause sitzen, gehen mich nichts an und haben mir nur Böses gethan. Es war überhaupt niemals Jemand gut mit mir! Meine Mutter — ja, die würde mich wohl geliebt haben, aber sie starb kurz nach meiner Geburt, und der Vater nahm bald eine zweite Frau — eine Frau, welche mich haßte, welche einen kleinen, blonden Buben mitbrachte, der wie ein Engelsbild aussah und mir meines Vaters Herz, späterhin aber noch viel, viel mehr gestohlen hat! Ich war nicht so schön, nicht so lustig und schmeichlerisch wie er mit

seinem roth-weißen Wachsgesicht und seinen gelben Ringel-Locken; ich war ein häßlicher, trotziger, unartiger Knabe. Warum auch nicht? Niemand liebte mich ja, Niemand fragte danach, ob ich ein Herz hatte. Schließlich meinte ich selbst, ich hätte keins, bis ein Tag kam" — Gottfried Förster hielt Sekunden lang inne, und sein dunkles, durch Flecke und Narben entstelltes Antlitz nahm einen weichen, träumerischen Ausdruck an. „Wahrhaftig, ich kann davon nicht reden," sagte er dann. „Ich war zu glücklich, da ich meinte, eine treue Seele gefunden zu haben — und zu unglücklich, da wieder jener gelbhaarige Bursche in meinen Weg trat und mir nun auch noch das Letzte, das Beste, meine Geliebte, stahl! Er nahm sie mir, wie er mir dereinst den Vater und die Heimath genommen, wie etwas ihm Zugehöriges. Niemand fühlte mit mir; man gab nicht einmal zu, daß ich das Recht hatte, mich für einen Betrogenen zu halten! Da ward mir der Heimathsboden zu heiß; ich wanderte aus. Mein Vater — die Stiefmutter war indessen verstorben — nahm das junge Paar in sein Haus; er hatte mir den Johann immer vorgezogen und schien ganz froh, mich los zu sein. Mir ging es nicht schlecht draußen; ich hatte guten Verdienst, an Freunde war ich nicht gewöhnt, entbehrte sie also auch nicht mehr als Daheim. Briefe nach der Heimath schrieb ich nicht; Jahre gingen hin, ich galt für verschollen und machte mir nichts daraus. Ganz plötzlich einmal kam es über mich: ich mußte wissen, was der alte Mann, der Vater machte! Er konnte krank sein, konnte sterben; dann hatte ich ihn nicht mehr gesehen. So schrieb ich an Jemand aus meinem Ort. Der Mann war wie vom Donner gerührt, daß ich noch lebte. Man habe ja einen Aufruf an mich durch alle Zeitungen gehen lassen wegen des Erbes, so schrieb er, der Vater sei todt und Johann im Besitz des Grundstückes und der Schmiede. Der Gottfried, der wilde Bursche, mußte irgendwo in der Welt verkommen sein.

Als ich das las, Schwester Martha, da ergriff mich ein großer Schmerz und ein großer Zorn zugleich. Ich wollte heim, wollte den Eindringlingen zeigen, daß der richtige Erbe noch lebte, wollte mein Haus rein fegen, daß kein Stäubchen der falschen Brut darin blieb!

So betrat ich eines Tages ganz unerwartet meines Vaters Haus wie ein fremder Gast. Sie hatten es sich sehr schmuck heraus zu putzen verstanden, das mußte wahr sein. Ein paar Kinder spielten im Vorgärtchen und blickten mich, als ich vorüber schritt, verwundert an. Der Anblick der altvertrauten Räume erregte mich mehr, als mir lieb war. Das entsetzliche Pochen und Bohren im Kopfe fing da schon an. Pauline, die in der Küche beschäftigt war und sehr wohlgemuth aussah, schrie laut auf, als sie mich erblickte, und hob die Hände auf, wie vor einem Gespenst. Dann rannte sie in den Hof hinaus und rief ihren Mann aus der Schmiede herüber. Der erschrak auch, als er mich sah, aber er versuchte, mich freundlich zu bewillkommen. Hätte nur der Zwang nicht überall hervorgeguckt! Laß es gut sein, Johann, sagte ich, wir wissen ja beide, daß wir mit einander nicht Freund sein können."

„An mir liegt das nicht," meinte er darauf, „wenn du willst, können wir ganz einträchtig zusammen leben." Das lautete aber, als biete er mir, dem rechtmäßigen Erben, das Gnadenbrod in seinem Hause an. Alles Blut stieg mir zum Herzen. „Johann," sagte ich, „von mir hängt es ab, ob wir zusammen bleiben werden oder nicht." Ich sah noch, wie er heftig vortrat, dann ward es dunkel vor meinen Augen, ich verlor das Bewußtsein. Man brachte mich wohl gleich darauf hierher."

Einige Sekunden schwiegen beide, Erzähler und Zuhörerin. Dann sagte Schwester Martha: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Gottfried Förster. Jetzt, nach dem Anhören Ihrer trübseligen Geschichte, denke ich ganz anders von Ihnen als vordem und bin doppelt zufrieden über den guten Ausgang Ihrer Krankheit." „Warum das?" fragte Förster erstaunt.

„Es stirbt sich schwer mitten aus einer großen, unbeendeten Lebensaufgabe. Sie haben noch etwas zu thun auf der Welt; fühlen Sie das nicht?"

„Ich weiß nicht recht, was Sie meinen, Schwester Martha," entgegnete er unsicher.

„Mit Gottes Hülfe wird es Ihnen schon klar werden, wenn es Zeit ist."

Der Mann verzog höhnisch die Lippen. „Ich kenne keinen Gott!" sagte er.

„Um so besser kennt Gott seinen Gottfried Förster," erwiderte Schwester Martha ruhig. „Nun ist es aber Schlafenszeit. Gute Nacht."

Die „gute Nacht" wollte gar nicht kommen. Unruhig warf sich Förster auf seinem Lager umher. „Um so besser kennt Gott seinen Gottfried Förster." Das tönte ihm fort und fort in den Ohren. Sie hatte es so bestimmt wie eine unantastbare Gewißheit ausgesprochen! Wenn diese freundliche Stimme ihn früher zurechtgewiesen hätte, vielleicht wäre er dann ein anderer Mensch geworden. Nun war es zu spät. Er war schlecht; er war von aller Welt gehaßt, haßte ebenso glühend wieder und mußte seine Rache haben! Darnach gab es für ihn nichts mehr zu thun auf der Welt. Er nahm sich vor, daß Alles am andern Morgen der Schwester Martha zu sagen, und führte es auch aus, als sie kam, um ihm seine Arznei zu reichen. Sie hörte seine Worte an, wie sie gewohnt war, die Fieberphantasien ihrer Kranken anzuhören: mit einem milden, geduldigen Lächeln, welches beschwichtigend wirkte wie ihr stiller, tiefer Blick und die Berührung ihrer sanften Hand. Nach einer Weile sagte sie: „Diesen Morgen war Ihres Bruders Frau, die Pauline, schon bei mir; sie brachte ein Bübchen, ein schwarzhaariges, trotzig blickendes Bübchen von sieben Jahren mit. Mutter meint, ich würde zum Ohm hinein dürfen, sagte der kleine Kerl ganz keck. Ich heiße auch Gottfried. Und ich bin dem Ohm ganz ähnlich, weißt du. Nun führe mich schnell zu ihm."

„Nichts da!" sagte Förster, aber seine Brust arbeitete heftig, und sein Blick schien weitere Mittheilungen zu fordern. „Ich sandte beide wieder heim," fuhr Schwester Martha fort, „jedoch nicht, ohne mit der Frau ein ernstes Wort über alte Geschichten geredet zu haben. Sie weinte sehr und gab zu, schlecht an Ihnen gehandelt zu haben, meinte aber zugleich, es würde noch schlechter gewesen sein, wenn sie den einen geliebt und den andern geheirathet hätte. Als ich über Johann sprach, sagte sie: „Gottfried ist auch immer rauh und lieblos gegen ihn gewesen, schon von Anfang, da sie kleine Buben waren. Er hat es Johann nie verzeihen können, daß er in's Haus gekommen, und daran war der Johann doch unschuldig. So entstand die Abneigung zwischen ihnen. Sie haben eben beide Schuld daran. Was an uns liegt, so möchten wir das Vergangene gern vergessen, wenn's dem Gottfried nur anstände, den alten Groll fahren zu lassen." Darauf sagte ich der Frau, darüber lasse sich noch später reden; sie möge den kleinen Gottfried morgen wieder hierher bringen. Vielleicht könne er den Ohm dann einen Augenblick sehen, Was meint der große Gottfried dazu?"

Förster schien sehr erregt; er antwortete nicht so-

gleich, aber sein Bettnachbar, der junge Maler, welcher augenscheinlich Schwester Martha's Bericht mit angehört hatte, that es an seiner Statt. „Lassen wir das Bübchen kommen, Kamerad, ich bitte Sie!" sagte er mit seiner schwachen, herzlichen Stimme, „es ist ja schuldlos an der alten Streitsache. Als ich noch gesund und auf der Malerschule war, hatte ich immer ein paar Kinder um mich herum, wenn ich daheim arbeitete. Mir gibt es nichts Lieberes als ein Kinderstimmchen, und ich habe sie nun schon so lange Monde entbehren müssen."

„So mag der Bube meinetwegen kommen, aber Niemand sonst!" sagte Förster unwirsch. „Es ist auch, daß ich nicht immer nein sage zu Allem, was Schwester Martha verlangt."

Nun ward nicht mehr von der Sache gesprochen, aber Schwester Martha gewahrte wohl, wie erwartungsvoll Gottfried Förster dem folgenden Nachmittage entgegenharrte, wie oft seine dunkeln Augen die Wanduhr suchten, und wie er zusammenzuckte, sobald irgend ein Geräusch auf dem Corridor hörbar ward. Der kleine Gottfried erschien pünktlich; er trug augenscheinlich seinen Sonntagsstaat, ein blaues Tuchjäckchen mit gelben Knöpfen, und sah sehr niedlich aus, war auch nicht ein bischen scheu oder furchtsam.

„Onkel Gottfried," sagte er gleich, nachdem Schwester Martha ihn auf Förster's Bett gesetzt hatte, „ich bringe dir einen Brief vom Vater mit und auch mein neues Steckenpferd, weil ich denke, daß du hier gar nichts zum Spielen hast. Finchen wollte ihre Puppe mitgeben, aber die würdest du nicht gemocht haben; sie hat keine Nase mehr, weißt du—Warum redest Du denn gar nicht, Onkel Gottfried?" „Dein Onkel war sehr krank," mischte sich Nummer 11, dessen gutes Gesicht heute von Heiterkeit strahlte, in's Gespräch. „Aber er freut sich sehr über dein Pferdchen, das kannst du glauben."

„O, es hat ja auch einen wirklichen Schwanz!" antwortete Klein-Gottfried wichtig. „Es ist ein Apfelschimmel, weißt du. Wenn Onkel gesund ist, muß er mir noch einen Rappen dazu schenken." „Ja, ja, den sollst du haben," sagte Förster, der ein Gefühl im Halse hatte, als müßte er ersticken. „Morgen ist Feiertag," plauderte Klein-Gottfried weiter, „da bäckt Mutter Kuchen; ich will dir welchen bringen. Du mußt dann aber auch bald gesund werden und mit uns spielen. Wir wollten schon immer einen Onkel haben. Flurschützens Kinder haben einen, der auf allen Vieren läuft und dazu bellt. Miauen und krähen kann Flurschützens Onkel auch und Kartenhäuser bauen und Schiffchen schnitzen und"

„Halt' ein, kleiner Mann! Das ist zu viel auf einmal!" rief der Maler lachend. „Dein Onkel wird bei Flurschützens in die Lehre gehen müssen, fürchte ich!" Auch Förster mußte lächeln; das Bübchen war unwiderstehlich in seiner drolligen Zutraulichkeit und schaute ihn mit denselben Augen an, welche er als Kind besessen, bevor noch Leid und Schuld den klaren Spiegel derselben getrübt und die reine Flamme darin ausgelöscht hatten.

Schwester Martha kam allen zu früh, als sie Klein-Gottfried abholte; er schied mit dem Versprechen, morgen wiederkehren zu wollen.

Erst viel später gewahrte Förster den Brief, welchen das Kind zurückgelassen, und bat Schwester Martha, ihm denselben vorzulesen. Johann schrieb, was er bereits gesagt hatte: daß er nicht daran denke, mit dem Bruder um das Erbe zu streiten. „Wenn Du nicht mit uns leben magst, werden wir Dir Platz machen," hieß es in dem Briefe. „Ich verstehe mein Handwerk und finde überall Arbeit. Wir hätten ganz gut nebeneinander Raum gehabt und konnten's wenigstens einmal zusammen probiren, aber ich will Dich nicht überreden. Du sollst nur wissen, daß Du die Gerichte nicht nöthig hast, um zu Deinem Recht zu kommen. Wir können unsere Sachen in Frieden schlichten."

Förster äußerte nichts über den Brief; er erbat sich nur Papier und Bleistift, woraus Schwester Martha schloß, daß er dem Bruder schriftlich zu antworten beabsichtige. Sie empfand eine tiefe Befriedigung über das Ergebniß dieses Nachmittags, der auch dem jungen Maler einen besondern Segen gebracht hatte: wohlthuende Müdigkeit und tiefen sanften Schlummer ohne Anwendung des gewohnten Betäubungsmittels.

Am folgenden Morgen ward Schwester Martha, die sich für einige Stunden zurückgezogen hatte, durch heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür aus dem Schlafe geweckt. Ein Blick in das verstörte Antlitz des Wärters verrieth ihr, daß etwas besonderes geschehen sein müsse. „Nummer 12 ist todt," sagte der Mann und fügte, da Martha den Sinn seiner Worte nicht zu fassen schien, erläuternd hinzu: „Er hat Opium getrunken. Es steht Alles auf einem von ihm selbst geschriebenen Zettel. Den Doctor habe ich gleich zuerst herbeigeschafft."

Einige Secunden später befand sich Martha am Bette Förster's. Der um ihn beschäftigte Arzt wandte ihr ein gleichfalls ganz verstörtes Antlitz zu. „War das ein Schreck!" sagte er. „Was meinen Sie, Nummer 12 hat mit eigener Hand jenen Wandschrank aufgeschlossen und hat sich einer darin stehenden Flasche bemächtigt; ein Fall, welcher in St. Michael noch nicht da war und sich nicht wiederholen darf. Der Mann muß übrigens geräuschlos wie ein Geist zu Werke gegangen sein, sonst hätte dem Wärter, der allerdings zugibt, eingeschlafen zu sein, der Vorgang nicht entgehen können."

Jeder Blutstropfen ist aus Martha's Antlitz gewichen. „Ist er todt?" fragte sie leise.

„Nein. Wir wähnten es nur, als wir diesen Zettel lasen. Eine Untersuchung des Wandschrankes ergab dann, daß die Opiumflasche völlig unberührt geblieben ist. Nummer 12 hat in der Erregung die kleinere neben der größeren, zufällig gleichfalls blauen Flasche übersehen und statt des tödtlichen Giftes die für Nummer 10 bestimmte Arznei ausgetrunken. Dieselbe kann allerdings, im Uebermaß genossen, recht schädlich, keinesfalls aber tödtlich wirken. Das darin enthaltene Narkoticum hat den Mann in eine tiefe Betäubung versetzt; wir müssen trotzdem versuchen, ihm eine Medicin einzuflößen, welche die Wirkung der andern aufheben soll. Er wird seine Thorheit dann mit starken Kopfschmerzen, die tagelang anhalten können, zu büßen haben; aber wir dürfen wahrhaftig von Glück sagen, daß diese fatale Geschichte damit abgethan ist und nicht anders verlief.

Nun lesen Sie einmal den Zettel; er ist augenscheinlich für Sie bestimmt, ich konnte nicht daraus klug werden."

Schwester Martha nahm das mit ungelenken Schriftzügen bedeckte Blättchen und las:

„Sie sollen nicht denken, daß ich ein ganz schlechter Mensch bin, Schwester Martha, und Johann und Pauline sollen durch mich nicht vertrieben werden. Aber beisammen leben, damit wär's nichts, ich weiß, daß ich doch Allen ein Anstoß sein würde. So schaff' ich mich aus dem Wege; ich probire es mit der blauen Flasche aus dem Wandschrank. Die Andern können ja denken, das Fieber wäre wiedergekommen und hätte Gottfried todtgemacht. Ich danke Ihnen für

alles Gute, Schwester Martha. Der Gott, von dem Sie gesagt haben, daß er mich kennt, wird Sie vielleicht dafür belohnen und mir verzeihen. Ich grüße alle, auch den Doctor und Nummer 11. Meine Papiere und das Geld soll Johann haben; die Uhr der Bube, wenn er größer ist. Förster."

* * *

Als Nummer 12 aus seiner Lethargie erwachte, war es bereits Nachmittag. Alles ringsum erinnerte ihn an jenen Tag, da er zum erstenmal aus seiner schweren Krankheit erwacht war. Die Uhr tickte, zitternde Sonnenlichter huschten über die Gesichter der Schlummernden, die Kirchenglocken läuteten, und jetzt, jetzt trat ganz wie damals Schwester Martha herein, Blumen in den Händen, ein ernst-liebliches Lächeln auf dem schönen Gesicht.

„Bin ich denn nicht gestorben? Oder — bin ich es dennoch?" fragte sich Förster verwirrt und beklommen; er wagte nicht, sich zu regen, aus Furcht, es werde alles, was er jetzt schaute, beim ersten Laut vor seinen Augen zerrinnen wie Traum oder Spuk. Da trat Schwester Martha an sein Lager, ganz wie damals, und ganz wie damals sagte sie: „Draußen ist Frühling."

„Aber ich? Was thue ich noch hier? Ich wollte doch sterben?" stieß er hervor.

„Es gibt einen Willen, welcher mächtiger ist als der unsere!" entgegneie sie ernst. „Gott wollte Sie nicht so in Leid und Schuld dahinsterben lassen, daher fügte er es, daß die Flasche, aus welcher Sie den Tod zu trinken gedachten, Ihnen ein neues Leben brachte. Wir feiern heute Ostern, das Fest der Auferstehung, Gottfried Förster!"

Seine schwarzen Augen öffneten sich weit. „Kann es denn wahr sein? Ich trank so viel — ich war danach so müde — es wäre das Beste gewesen für uns alle" — sagte er abgebrochen.

„Wenn Sie Johann und Pauline gesehen hätten, wie ich sie sah, als ich ihnen Ihre Abschiedsworte vorlas, würden Sie so nicht sprechen, Gottfried Förster. Beide sind sich jetzt vollkommen darüber klar, wieviel gegenseitig gut zu machen ist, und haben ihr Herz daran gehängt, den Onkel Gottfried darüber zu belehren, wie viel mächtiger die Liebe ist als der Haß!"

Er schüttelte ungläubig das Haupt. „Es kann nicht wahr sein, Schwester Martha," entgegnete er. Sie sagte nichts mehr. Sie ging zur Thür und öffnete dieselbe ein wenig.

„Darf ich 'reinkommen, Onkel Gottfried?" Das war ein frisches, wohlbekanntes Stimmchen, dessen leise Musik den jungen Maler derart elektrisirte, daß er sich sofort im Bett emporrichtete.

„Komm' nur, kleiner Mann!" rief er vergnügt. „Dein Onkel hat nichts dagegen." Da schob sich auch schon das blaue Figürchen durch die Thürspalte und trippelte auf Förster's Bett zu. „Vater und Mutter sind auch draußen, wir gehen alle zur Kirche," sagte Klein-Gottfried. „Sie möchten dir so gern vorher guten Tag sagen. Finchen will auch durchaus 'rein; sie ist mir ganz gram, weil ich zu dir darf und sie nicht, weißt du!"

„O, rufen Sie sie alle, Kamerad!" sagte der Maler. „Wollte Gott, auch ich besäße noch eine Seele auf der Welt, die da kommen könnte, mir „gesegnete Ostern" zu wünschen und danach in der Kirche für mich zu beten!"

Förster schien sehr erschüttert. Seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen; aber Klein-Gottfried verstand ihn dennoch. Und im nächsten Augenblick drängten sie sich herein: Johann, Pauline mit verweintem Gesicht und ein ganz kleines, blondes Mädchen mit einem riesigen Blumenstrauß in der Hand. Als sie vor dem Bett standen, herrschte secundenlang tiefe Stille. Da streckte Johann die Hand aus, und Förster legte die seinige hinein.

„Gott segne dich, Bruder!" sprach Johann. „Wir kommen, um dich zu bitten, Vergangenes vergessen sein zu lassen. Wir wollen dir treue Geschwister sein, und unsere Kinder sollen dir wie uns gehören!"

„So ist's recht!" sagte Schwester Martha, welche in diesem Augenblick wirklich wie ein Engel aussah. „Der Haß hängt sich schwer wie ein Mühlstein an den Menschen und zieht ihn hernieder, die Liebe aber verleiht Flügel und trägt ihn empor. Sie ist der einzige" —

„Himmelschlüssel!" sagte da das Finchen, welches endlich auch einmal zur Geltung kommen wollte, und streute seinen ganzen Reichthum an goldhellen, leuchtenden Frühlingsblüthen über des Oheims Bett. Das war wie ein Wort von oben. Sie schwiegen alle und falteten die Hände, während draußen die Glocken das Auferstehungsfest einläuteten und warmgoldene Sonnenglorie gleich verkörpertem Ostersegen auf ihren Häuptern lag.

Ulrich von Hutten, ein Streiter im Reformationszeitalter.

Zum vierhundertjährigen Geburtstag des Streiters, von Theodor Odinga.

Hierzu das Bild: Hutten-Sickingen Denkmal für die Ebernburg.

Es ist eine merkwürdige Gestalt, die ich heute meinen Lesern vorführen möchte, die Gestalt eines Helden, der unzertrennlich mit der Reformation verbunden ist, und der in aller Erinnerung als ein Kämpfer für Licht und Wahrheit gegenüber den Finsterlingen Roms lebt. Ulrich von Hutten gehörte zu meinen Lieblingen, als ich in meiner Jugend die Männer der Reformation und ihre Lebensumstände kennen lernte: neben Luther, dem unerschrockenen Wahrheitszeugen auf dem Wormser Reichstag, stand in meiner Phantasie immer der Ritter in seiner eisernen Rüstung, auf sein Schwert gestützt, der wackere Held, der bereit war mit Gut und Blut für die neue Lehre einzustehen und der mit seinem hitzigen Temperament jeden Augenblick auf die Feinde Luthers und der Reformation losstürzen wollte, um sie für ihr Schelten und Wüthen gegen Luther zur Rechenschaft zu ziehen. „So wie Hutten, möcht

ich sein," war oft der stille Wunsch des noch unerfahrenen Knaben. Und welchen meiner Leser ist es nicht ähnlich ergangen? Freilich, als ich in späteren Jahren dem Manne, der einst mein Gemüth so gefesselt, näher trat, da verflog bald das Phantasiebild, daß das Kind von ihm gemacht hatte, es blieb nur wenig an ihm haften, von dem Romantischen, mit dem meine Einbildung den Ritter umgeben, aber eins blieb mir: die Liebe zu jenem blassen Ritter, der auf der Insel Uffenau im Zürchersee, fern von seiner deutschen Heimath, im Jahre 1523 sein Ende fand, nachdem er lange ruhelos in Nord und Süd umhergeirrt war.

Wir wollen versuchen, in kurzen Zügen das Lebensbild des Kämpfers, der für das Licht gegen die Finsterniß, für Bildung gegen Barbarei, für das Vaterland gegen den Andrang der Fremden gestritten hat, zu geben.

Es war am 21. April des Jahres 1488, Vormittags halb zehn Uhr, als dem ehrsamen Ritter Ulrich von Hutten ein Sohn geboren wurde, welchem er seinen eigenen Vornamen beilegen ließ. Ulrich war der Erstgeborene, gleichwohl bestimmten ihn aber seine Eltern für den geistlichen Stand, was sonst eher mit nachgeborenen Söhnen zu geschehen pflegte. So kam es, daß im elften Jahre des Knaben, also im Jahre 1499, seine Eltern ihn, wie er sich selbst ausdrückt, „aus andächtiger guter Meinung" in das der Steckelburg, dem Geburtsorte Huttens, benachbarte Stift Fulda brachten, und zwar nicht blos, daß er dessen Schule durchlaufe, sondern „mit dem Vorsatze, daß er darin verharren und ein Mönch sein sollte."

Hier blieb er nun bis zum Jahre 1505 und wurde in den damals in den Klöstern üblichen Fächern der Wissenschaft unterrichtet. In diesem Jahre aber trat ein Wendepunkt ein, ein Ereigniß, das für sein ganzes späteres Leben entscheidend war: die Flucht aus dem Kloster. Schon lange war es ihm innerhalb der Klostermauern zu eng geworden, schon lange drückte ihn die schwüle Luft, die im Stift herrschte und die alles selbstständige Denken und Handeln in ihm zu ersticken drohte: es war Zeit, daß er durch treue Freundeshülfe dem Klosterleben entrinnen konnte. Es ist merkwürdig und interessant bei dieser Gelegenheit, einen andern, vielbedeuteren Mann als Hutten heranzuziehen.

Fast zur selben Zeit, als Hutten aus dem Kloster zu Fulda in die Welt entfloh, klopfte an die Pforte des Augustinerklosters zu Erfurt ein anderer Mann, der um Einlaß bat, um aus der Welt in's Kloster zu flüchten. Es ist der größte Mann Deutschland's; Luther. Wie bezeichnet dieser Gegensatz so trefflich Natur und Bestimmung beider Männer. Der eine will sich unter Menschen umtreiben, der andere mit seinem Gott in's Reine kommen. Zwar erkennt dieser später den falschen Weg und verläßt das Kloster, allein jene Klosterzeit hat doch seiner Denk- und Handelsweise ein eigenes Gepräge gegeben.

Ulrich von Hutten setzte zunächst seine Fuldaer Studien auf der Hochschule zu Köln fort. Vier Jahre war er noch auf diese Weise in der Lehre; er hat aber seine Lehrzeit wohl benutzt, allein um zum Manne, zum Meister heranzureifen, hatte er erst die Wanderjahre anzutreten, mußte der Widerstand des Lebens die ganze Kraft seines Geistes und Willens zum Bewußtsein bringen und in Thätigkeit setzen. Die „fahrenden Schüler" des ausgehenden Mittelalters sind ja bekannt; auch in Hutten's Natur lag tief die Wanderlust; dazu war ein unruhiger Geist und hatte auch Ehrgeiz. Er wollte etwas bedeuten in der Welt, und er sah wohl ein, daß er sich da mit ihr einlassen müsse.

Wir wissen wenig von Hutten's Studienzeit, erst 1509 treffen wir ihn am Ufer der Ostsee, als eine klägliche Gestalt, gänzlich mittellos und dazu noch schwer krank. Mühselig schleppt er sich nach Greifswalde, wo die Hochschule ihm Beistand hoffen ließ. In der That fand er auch dort lebhaften Antheil bei den angesehensten Familien. Indessen ein Streit mit einem Professor, der Hutten freundlich aufgenommen hatte, setzte ihn im December 1509 wieder vor die Thüre. So sehen wir den armen Ritter, der noch nicht ganz von seiner Krankheit geheilt war, in der grimmigen Kälte — die Chronisten berichten, das Meer an der Küste sei gefroren gewesen — auf der Fahrt nach Rostock. Nach allerlei Unglück auf der Reise kam er nach der mecklenburgischen Universitätsstadt, wo er infolge seiner schön wissenschaftlichen Vorträge, die er den Studenten hielt, bald in Mode kam.

Von hier aus sandte er seine poetischen „Klagen" in die Welt hinaus. Diese in geläufigem Latein geschriebenen Gedichte enthalten einen Protest gegen die Behandlung in Greifswalde, die Erzählung des Hergangs des Streites und Hülfsgesuche an verschiedene ihm befreundete Rostocker. Es sind dies die ersten Erzeugnisse, die wirklich das volle Gepräge des Hutten'schen Geistes haben.

Am 13. Februar 1511 treffen wir den Ritter in Wittenberg, allein schon im Spätherbst desselben Jahres verschwindet er aus dieser Stadt und im Frühlrng des nächsten Jahres erscheint er in Italien, um 1513 auf Steckelberg wieder aufzutauchen.

Mit dem Jahre 1515 beginnt Hutten ein in



Deutschland bekannter Mann zu werden. Sein Vetter Hans von Hutten war meuchlings vom Herzog Ulrich von Württemberg ermordet worden. Als Vertreter der Hutten'schen Familie führt Ulrich nun eine lebhafte Agitation gegen den elenden Herzog. Eine Rede nach der andern wird losgelassen, eine ist grimmiger als die andere, und Hutten's Name ist bald weit und breit bekannt.

Indessen nicht lange darnach finden wir ihn wieder in Italien, und zwar in Bologna. Hier erhielt er die Nachricht von einer Schrift, die inzwischen in Deutschland erschienen: "Epistolae obscurorum virorum" genannt. Der Inhalt dieser Schrift läßt sich deutsch schwer wieder geben, nur Kenner des Latein werden den Hohn, der in diesen Briefen liegt, fassen und begreifen. Das Ganze war eine gelungene Darstellung der ungebildeten rohen Geistlichkeit der damaligen Zeit. Der Witz lag aber darin, daß der Leser die Ansicht gewann, als ob jene „Dunkelmänner," wie man die ungebildete Geistlichkeit nannte, die Briefe selbst geschrieben hätten. Die Briefe fanden ungeheuren Anklang, so daß bald ein zweiter Theil folgte, an dem auch Hutten thätig war.

Am 12. Juli 1517 wird Ulrich von Hutten vom Kaiser in Gegenwart des Hofstaates zum Dichter gekrönt; der Kaiser setzte ihm eigenhändig den Kranz auf's Haupt, den Kranz, mit dem Hutten sich von da an so gerne abbilden ließ.

Wir überspringen einige Jahre in Hutten's Leben, wir übergehen seine Heirathspläne, die ihn eine Zeit lang beschäftigten, aber in trauriger Weise fehl schlugen. Wir wollen noch Hutten's Stellung für die Reformation und gegen Rom betrachten.

Hutten hatte Anfangs Luther's Kampf als ein eitles Mönchsgezänk angesehen. Er erkannte aber bald in Luther einen Streiter für dieselbe Sache, der auch er selbst sich gewidmet hatte und ist von jetzt an ein eifriger Werber für die Reformation.

1520 treffen wir ihn bei Sickingen auf Landstuhl und hier sucht er den Freund für Luther zu stimmen. Er brachte es so weit, daß Sickingen ihm den Auftrag gab, an Luther zu schreiben, wenn ihm in seinem Handel etwas Widriges begegnen sollte und er keine andere Hülfe hätte, möchte er nur zu ihm kommen, er wolle für ihn thun, was er könne.

Von der Burg Sickingens aus schickte Hutten eine Reihe Streitschriften in die deutschen Lande hinaus: „Die römische Dreifaltigkeit" und die „Anschauenden," gerne würde ich eine Inhaltsangabe der Schriften geben, aber ich fürchte, sie würden zu lang werden.

Alle die bisher erwähnten Werke Hutten's sind lateinisch geschrieben; von Ende 1520 an, schreibt er aber nun deutsch. Es müssen allerlei Mahnungen an ihn ergangen sein, in der Muttersprache zu schreiben, er fühlt sich wenigstens veranlaßt, seine frühere Schreibweise zu entschuldigen, er habe vorher die „Kirchenhäupter gleichsam unter vier Augen warnen wollen."

„Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim jeden nit bekant, —
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach."

Wir haben von der Bedeutung Hutten's für die deutsche Sprache früher gehandelt und verweisen hiermit darauf (H. u. H. Oktober 1887).

Daß Hutten eine bekannte und auch beliebte Persönlichkeit war, zeigen einige Volkslieder, die auf ihn gedichtet wurden.

Schön ist der Freundschaftsbund zwischen Hutten und Sickingen, der ein gelehriger Schüler des Ersteren wird. Sickingen sind auch eine Reihe der späteren Hutten'schen Schriften gewidmet. Inzwischen nahte aber für beide schon das Verhängniß heran. Sickingen hatte einen Feldzug gegen den Bischof von Trier unternommen, der aber vergeblich gewesen war. Während dessen hatte Hutten es für nöthig gefunden, sein Vaterland zu verlassen, indem er gerade so gefährdet war wie Luther, aber keine Natur war wie dieser, der in der Einsamkeit auf der Wartburg im sicheren Versteck lag. Hutten wandte sich der Schweiz zu, indem er seine Hoffnung auf einen Mann setzte, mit dem er früher befreundet gewesen, dem aber sein Aufenthalt in Basel höchst unerwünscht war: Erasmus. Am 19. Januar 1523 mußte er bereits, wohl mit auf das Andringen des Erasmus, Basel verlassen.

Im Mai oder Juni 1523 treffen wir Hutten bei Zwingli in Zürich. Zwingli schickte den armen Ritter, der wieder schwer krank war, in's Bad Pfeffers, die Wirkung der Wasser zu versuchen: der Versuch mißlang; das Uebel war schon zu tief eingewurzelt. Hutten kehrte nach Zürich zurück. Zwingli bereitete ihm ein verborgenes Plätzchen, wo er vor Verfolgungen sicher sein sollte, auf der Insel Uffenau im Züricher See. Allein auch hier suchten seine Feinde ihn zu verdrängen, wenigstens bittet dieser den Züricher Rath, ihm seinen Schutz nicht zu entziehen: allein, er brauchte bald keines menschlichen Schutzes mehr.

Ein heftiger Krankheitsanfall warf ihn auf das Lager. Aerzte wurden gerufen, allein ihre Heilkunst mühte sich vergebens. An einem der letzten Tage des August oder am 1. September

(das genaue Datum ist ungewiß) war Hutten aller Noth, die ihn drückte und noch bedrohte, durch einen schnellen Tod entrückt. Er war nur 35 Jahre und 4 Monate alt geworden. Kaum ein Vierteljahr hat er seinen treuen Freund Franz von Sickingen, der bei der Eroberung der Ebernburg seinen Tod fand, überlebt.

Hutten ist mit seinen Unternehmungen gescheitert, aber nicht, weil diese in sich unrecht oder verkehrt waren, sondern nur, weil er zugleich und sofort durchführen wollte, was nur eins nach dem andern und in langen Fristen durchzuführen war. Was er erstrebte, das haben wir jetzt erreicht: ein religiös freies Deutschland und auf der andern Seite ein politisch freies Deutschland! Er fiel im Kampf um diese Sache, wie andere für sie ihr Leben gaben; allein er war einer der ersten uud der größten, die den Kampf aufnahmen, er, der Held mit dem kühnen Wort: „Ich hab's gewagt!"

Warum ist das weibliche Geschlecht vielfach häuslicher Arbeit abgeneigt?

Für Haus und Herd von einer Leserin.

Wer die Merkmale unserer Zeit auf dem Gebiete des häuslichen Lebens auch nur einigermaßen beobachtet, kann nicht umhin, obige Frage als eine zeitgemäße zu bezeichnen. Die Verkehrtheiten der Frauenrechts-Bewegung der letzten zwanzig Jahre kommen immer mehr zum Vorschein und es kann nicht geleugnet werden, daß das zarte Geschlecht vielfach Gefahr läuft, seinen eigentlichen Lebensberuf zu verkennen und nach Stellungen sich gelüsten zu lassen, die im letzten Grunde als verfehlt bezeichnet werden müssen.

Es sei ferne von mir, als Frau, das Bestreben meines Geschlechts verdammen zu wollen, sich diejenigen Stellungen und Rechte zu verschaffen, die den Frauen als Menschen gebühren und für welche der liebe Gott sie bestimmt und ausgerüstet hat. Niemand wird bezweifeln, daß wir als Mütter für die Ausbildung unserer Töchter in jeder Beziehung auf's Beste Sorge tragen sollen, und daß ihnen Spielraum gestattet werde, unter gewissen Umständen auch außerhalb des eigentlichen weiblichen Berufes das tägliche Brod zu verdienen und der Menschheit zum Segen zu werden. Gottes Wort verzeichnet Beispiele von Frauen, die als Prophetinnen und Sängerinnen ihrem Volke zum Segen wurden und es hat in allen Zeitperioden Frauen gegeben, deren Einfluß in den weitesten Kreisen gefühlt wurde; die auf dem Gebiete der feinen Künste, der Literatur, der Politik und des Staatswesens wirklich Großes leisteten. Allein, solche Fälle bilden nicht die allgemeine Regel, sondern sind einzelne Ausnahmen. Nach Allem und Allem ist der häusliche Beruf und der Familienkreis das Königreich des Weibes. Hier allein ist sie wahrhaft groß, hier allein kann sie ihren ganzen Einfluß geltend machen, hier allein ist sie im Stande, alle Kenntnisse und Fähigkeiten, die sie sich angeeignet hat, dauernd zu verwerthen, hier allein kann sie den Ihrigen und kommenden Generationen zum bleibenden Segen werden.

Beim Lesen des gelungenen editoriellen Leitartikels in der Februar-Nummer des „Haus und Herd" über: „Verkehrtheiten und Gefahren der Frauenrechts-Bewegung," drängte sich mir unwillkührlich die Frage auf's Neue auf: Warum ist das weibliche Geschlecht unserer Tage so vielfach der häuslichen Arbeit abgeneigt? Ich fing an zu zählen, wie viele Mädchen ich in meiner gewiß nicht sehr großen Bekanntschaft persönlich kenne, die sich für einen Beruf außerhalb dem häuslichen Kreise auszubilden suchen. Das Resultat ergab nicht weniger als ein Dutzend Mädchen, die zur Schule gehen, um Schnellschreiberinnen zu werden und die sich auf der Schreibmaschine (Type Writer) üben. Nebst diesen kenne ich einige, die als Lehrerinnen fungiren. Andere sind Buchhalterinnen, Ladenjungfern, oder verdienen in verschiedenen Fabriken ihr tägliches Brod. Weiter besann ich mich darauf, wie viele *gute* Dienstmädchen und Töchter in den verschiedenen Familien meiner Bekanntschaft zu zählen sind, die sich in Wirklichkeit auf die Hausarbeit verstehen. — Die Zahl war sehr gering und stand in gar keinem Verhältniß zu der großen Zahl derjenigen, deren Streben über den häuslichen Beruf hinausreicht.

Warum aber ist dem also? Was liegt dieser Abgeneigtheit, im häuslichen Kreise thätig zu sein, zu Grunde? Wir antworten:

1. *Diese Verkehrtheit läßt sich*

in vielen Fällen auf die Erziehung im elterlichen Hause zurückführen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß viele Mütter in ihrer zärtlichen Liebe für die Töchter so weit gehen, daß sie erklären: „Meine Töchter sollen keinen Dienst in der Familie versehen.“— Sagte mir doch unlängst eine nahe Verwandtin: „Aber höre, wenn ich fünf Töchter hätte, sollte mir keine derselben je in den Dienst einer Familie treten; lieber will ich mich halb todt arbeiten, und mich in dem Hause und in der Kleidung einschränken, als meine Töchter soweit herunter kommen zu lassen. Meine Töchter sollen es besser haben, als ich es in meinen jungen Jahren hatte.“ — Und doch — diese zärtliche (?) Mutter dachte nicht daran, daß sie sich gerade durch ihren Dienst auszeichnete und zu einer tüchtigen Haushälterin ausbildete — was vielleicht nicht der Fall geworden wäre, wenn sie nie „gedient“ hätte. Mütter sollten in der Erziehung ihrer Töchter ganz besonders darauf bedacht sein, daß sie Lust und Liebe bei ihnen zur häuslichen Arbeit erwecken. Es sollte ihnen Gewissenssache sein, ihren Töchtern allen möglichen Unterricht in dieser Beziehung zu ertheilen, damit die Töchter alles zum Haushalt Gehörige gründlich, aus dem ff verstehen lernen. Wie viele Mädchen treten in den ehelichen Bund, die nicht im Stande sind, eine gute Tasse Kaffee zu kochen, oder eine gewöhnliche Mahlzeit „guter Hausmannskost“ zu bereiten! — Die Mutter ließ die Tochter Klavierspiel lernen, Visiten machen, Stickarbeit verfertigen, Malen u. dgl. m., während sie, die Mutter, sich zur Sklavin in der Küche und im Waschhaus für die Ihrigen machte!

Es ist grundverkehrt, anzunehmen, daß die eben angeführten Dinge sich mit der Hausarbeit nicht vertrügen. Bei anhaltendem Fleiß, systematischer Eintheilung der Arbeit und treuer Verwendung der uns zu Gebote stehenden Zeit, ist es möglich, beides zu thun. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, unsere Töchter sollen und können beides sein, geschickte Arbeiterinnen im allgemeinen Hauswesen und Damen im Parlor, die sich mit Takt und Verstand zu unterhalten und in der Gesellschaft zu bewegen wissen. Der junge Mann, der um die Hand eines solchen Mädchens wirbt, bekommt etwas Köstliches. Warum bleiben so viele Mädchen „sitzen,“ während andere eine gute Partie machen? — Eine Ursache ist, weil ihre Erziehung eine allzu einseitige ist; entweder mußten sie zu Hause beständig das „Aschenbrödel“ spielen, oder die Mutter hat sie als ein Dämchen auferzogen, die große Ansprüche an den jungen Mann stellt, der ihr den Hof macht, — wenn es überhaupt je so weit kommt! — Mancher junge Mann behauptet, er bleibt lieber ledig, weil er die von Frauen an's Leben gestellten Ansprüche nicht befriedigen kann. So werden nicht bloß unsere Städte und Staaten mit „Hagestolzen“ angefüllt, sondern die Mädchen werden „alt“ und sehen sich zuletzt genöthigt, nach einem Berufe außerhalb dem häuslichen Kreise zu greifen, um das Brod zu verdienen. Kürzlich sagte mir ein solches Mädchen: „Ich sehe doch ein, daß ich „sitzen“ bleibe; ich habe daher unternommen, eine Schnellschreiberin zu werden, denn, dienen mag und kann ich nicht.“

2. Wird im Allgemeinen der Dienst eines Mädchens in einer Familie als eine zu geringe Stellung im Leben angesehen.

Wir leben in einem vornehmen, modehaften Zeitalter. Jedermann will Etwas gelten. Man bekümmert sich weit mehr um den Schein, als um das Sein. "To make a show," ist das Schlagwort unserer Zeit. Die verschiedenen Stufen und Stände der menschlichen Gesellschaft können nicht leicht unterschieden werden — in der Kleidungsweise vollends gar nicht. Diese Zeitrichtung bringt es mit sich, daß viele Mädchen glauben, es sei eine Demüthigung und Degradirung, in der Küche zu arbeiten. Es handelt sich jedoch nicht bloß um die Arbeit an und für sich; es handelt sich um die Stellung selber. Man glaubt, und vielleicht mit einigem Recht, man wird „d'rum angesehen,“ daß man Stubenmädchen ist. Noch gar nicht lange her, sagten mir einige sonst brave Mädchen im Vertrauen: „Ich würde lieber in einer guten, christlichen Familie dienen, als in einer Fabrik arbeiten oder im Kaufladen zu stehen; aber der Name „Dienstmädchen“ klingt so demüthigend in meinen Ohren, daß ich mich nicht mit demselben versöhnen kann.“ Was thaten diese Mädchen, die darauf angewiesen sind, ihr eigenes Leben zu verdienen? Sie verließen ihren wirklich guten Dienst und suchten Arbeit in einer Wollenspinnerei! Also, lieber Fabrikmädchen sein, als dienen!

Wie viele Mädchen bieten ihre Dienste um einen kärglichen Lohn an, als Ladenjungfern, Telegraphistinnen u. s. w. Nur keine Dienststellung in Familien! Man arbeitet lieber hart bei geringem Lohn, als daß man in einer christlichen Familie in den Dienst tritt. Warum? Man will seine eigene Herrin sein; man will die Abende „für sich“ haben und den Sonntag und die Feiertage noch dazu, damit man thun kann, wie man will. Es wird diesen jungen Mädchen zu eng im Hause. Nach dem Abend-

brod suchen sie das Freie. Draußen suchen und finden sie, oft zu ihrem Verderben, ihre Gesellschaft und Kameradschaft. Viele Jungfrauen haben auf die Weise die ganze Zukunft ihres Lebens verdorben. Nachdem man Jahre lang Buchhalterin oder Fabrikarbeiterin gewesen, in welcher Zeit man aller häuslichen Arbeit vollends entfremdet worden ist, reicht man, oft im Ueberdruß des Lebens, dem nächsten, besten jungen Manne, der angestiefelt kommt, die Hand zum ehelichen Bunde. Was ist die Erfahrung? Die junge Frau findet sich ungeschickt und unerfahren zur Hausarbeit. Der Mann entdeckt gar zu bald, daß er keine Haushälterin hat. Der Ehestand wird zum Wehestand; man führt entweder ein unglückliches Eheleben oder läuft gar auseinander. Ist dieses Bild zu schwarz gemalt? Woher die vielen unglücklichen Ehen? Woher die vielen Ehescheidungen? Laß die Statistiken des Landes reden!

Wiederum. Es ist unbestreitbar, daß die besten Haushälterinnen vieler unserer ersten Geschäftsmänner, Advokaten, Lehrer und Prediger einstmals als Dienstmädchen ihr Brod verdienten. Man lernte sie als ordentliche, sich anständig kleidende, fleißige, sparsame, oft ihre armen oder kranken Eltern unterstützende, christlich gesinnte Mädchen kennen. Der junge Mann „griff zu" und siehe da, er hatte sich nicht getäuscht! Jungfrauen sollten nie vergessen, daß wir Menschen die meiste Zeit unseres Lebens im Hause zubringen. Es ist die Heimath, welche die reinsten und besten Genüsse bietet. Jeder Mensch daher, der etwas um die Heimath giebt, die Behaglichkeiten, die nur eine Heimath bieten kann, wirklich schätzt, wird die Hände ehren, die eine solche zu bereiten wissen.

3. Werden Dienstmädchen in vielen Fällen unrecht behandelt.

Es ist gewiß etwas Wahres an der oft vernommenen Klage, daß Dienstmädchen nicht recht behandelt werden. Einmal wissen manche Herrschaften weder Maß noch Ziel einzuhalten in ihren Forderungen an die Dienstmädchen. Wie viele Familien z. B. betreiben mit der Hülfe eines einzigen, oft nicht starken Mädchens, ein Hauswesen, wozu von Rechtswegen zwei oder sogar drei Dienstboten angestellt werden sollten. Ganz kürzlich klagte mir ein handfestes, starkes, vor einem Jahre von Deutschland gekommenes Mädchen, dessen ehrliches Gesicht und harten Hände die Bereitwilligkeit zur Arbeit deutlich verriethen, daß es ihr bei ihrem besten Willen nicht möglich sei, die von ihr geforderte Arbeit zu verrichten. Zwei Mädchen, sagte sie, hätten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht vollauf zu thun. Es blieb ihr zuletzt nichts Anderes übrig, als den Dienst aufzukündigen; denn ihre Gesundheit zeitlebens untergraben, wollte sie nicht. Dieses ist gewiß kein vereinzelter Fall.

Nebst den kleinen täglich wiederkehrenden Dienstleistungen, die von einem Dienstmädchen naturgemäß erwartet werden, stelle man sich nur den fürchterlichen Waschtag jeder Woche vor. Und der schreckliche Bügeltag, der Allem die Krone aufsetzt! Ist die Frau des Hauses an keine Arbeit gewöhnt, oder mangelt ihr System in der Eintheilung der Arbeit, so ist sie im Stande, das Dienstmädchen bis auf's Blut zu plagen und mit Arbeit zu überhäufen. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Dienststellung in einer Familie zur unerträglichen Last wird!

Nebst der schweren Arbeit müssen sich Dienstmädchen Manches gefallen lassen durch die Rücksichtslosigkeit von Seiten der Kinder, welche oft für ihre Unarten nicht einmal zurechtgewiesen werden. Oft steht das Dienstmädchen ganz vereinsamt in der Welt; es hat keine Freunde, es hat keine Gesellschaft in der Familie und ist somit auf sich allein angewiesen. Es bleibt daher oft kein anderer Ausweg offen, als entweder in der Einsamkeit zu verkümmern, oder sich da Gesellschaft und Unterhaltung in der Frei-Zeit zu suchen, wo sie gefunden werden kann, d. h. in Vergnügungen, die zum leiblichen und geistlichen Ruin führen.

Schließlich sollten wir in unseren Gemeinden den Dienstmädchen viel mehr Aufmerksamkeit schenken, als bisher der Fall gewesen ist. Könnte nicht auf dem so vielfach besprochenem Gebiete der Innern Mission Vieles für die Dienstmädchen gethan werden? Es gibt keine Klasse von Menschen, die einsamer in der Welt stehen und das Bedürfniß wahrer Freundschaft tiefer empfinden, als unsere Dienstmädchen. Die Kirche bietet ihnen ein geistliches Heim und einen Zufluchtsort, in welchem sie Gesellschaft, Unterhaltung und allerlei geistlichen Segen erlangen können. Lasset uns daher die Dienstmädchen nie übersehen, sondern ihnen nachgehen, sie zur Kirche einladen, in unseren Familien und Freundschaftskreis einführen und sie als uns ebenbürtig betrachten und demgemäß behandeln. Denn nur auf diese Weise kann der Stand eines Dienstmädchens gehoben und der Abneigung gegen die Verrichtung häuslicher Arbeit einigermaßen entgegen gearbeitet werden.



Die alte russische Hauptstadt.

Für Haus und Herd bearbeitet von

Opusculum.

Von Rußland und dem Zaren hört man gegenwärtig sehr viel, weniger von Moskau, der alten russischen Hauptstadt. Und doch ist Moskau eine in jeder Beziehung sehr interessante Stadt. Sie ist mit ihrem Kreml das Mekka Rußlands, St. Petersburg, eine russische Vorstadt. In St. Petersburg wohnen die Zaren, nach Moskau pilgern sie mit andern russischen Gläubigen. Hier werden sie gekrönt, in St. Petersburg begraben.

Drei Dinge gehen dem Russen über Alles: Moskau — sein Weib, und trotz vieler Angriffe in neuerer Zeit—der Zar!

„Moskau ist Moskau!" ruft er stolz aus, „und wenn du Moskau gesehen hast, so hast du Rußland gesehen."

Es liegt etwas Wahres in dieser Verherrlichung Moskaus, denn es ist der Spiegel Rußlands. Wer in diesen Spiegel geschaut, der hat das russische Reich gesehen mit all seinen Freuden und Leiden, seinem bestechenden Prunk und seinen Mängeln und seinem Jammer.

Seitdem Peter der Große infolge der immer wiederholten Strelitzen-Meutereien veranlaßt worden war, dem Kreml — den die Leibgarde des Zaren zum Rebellennest gemacht hatte, den Rücken zu kehren, um sich die neue Residenz — Petersburg zu bauen, stand die Burg an der Moskwa verwaist da. Moskau aber blieb die „heilige Stadt der Russen."

Wer sich jedoch Mühe gibt, sie und den Kreml ein wenig näher zu betrachten, der wird entdecken, daß Stadt und Burg vielfach die Spuren des Alters und des Verfalls an sich tragen.

Trotzdem aber hat sich unter allen russischen Hauptstädten keine so lebensfähig erwiesen wie

das „heilige" Moskau. Gleich in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört. Später ward sie einmal über das andere der Erde gleich gemacht, erstand aber jedesmal schöner aus der Asche.

Dieses allmähliche Werden, temporäres Zerstörtwerden und Wiederemporblühen läßt sich an dem heutigen Moskau bei einiger Aufmerksamkeit recht bequem erkennen und verfolgen. Deutlich unterscheidet man die einzelnen Entwickelungsstadien an den fortschreitenden Erweiterungen vom ursprünglichsten Kern der Stadt bis zur vierten Zone. Wie grüne Bänder schlängeln sich die Boulevards—aus der Vogelperspektive oder vom Kremlthurm gesehen — derart um jeden abgeschlossenen Stadttheil, daß Moskau drei solcher, mit prächtigen Baumanlagen geschmückte Ringstraßen aufzuweisen hat, und bald noch eine mehr besitzen wird, da schon wieder ganz beträchtliche Häuserkomplexe hinter dem abgeschlossenen letzten Stadttheil entstanden sind, welche ihren dekorativen Abschluß finden könnten.

Von den ersten und ältesten Gründungen der Stadt ist freilich wohl kaum noch ein Fragmentchen, und von den älteren sind nur sehr geringe Ueberreste erhalten geblieben. Wir durchwandern vergeblich die gewundenen, bald steigenden, bald fallenden Straßen derjenigen Zonen, welche sich um den Kreml verbreiten, und finden so gut wie gar nichts von historischen Bauten, welche auf ein Alter von mehr als zweihundert Jahren hinweisen. Mitten in der Stadt findet man allerdings noch einige Ruinen von alten Thoren, die sich wie Triumphpforten ausnehmen und ursprünglich an der Grenze der Stadt gestanden haben. Einzelne dieser Ruinen sind beinahe gänzlich der Zeit erlegen, wie z. B. im Südwesten das Thor „Trigornia sastawa" oder „Dreibergethor," nach welchem noch heute die Stadtgegend genannt wird, obgleich nur noch einige Steintrümmer davon übrig geblieben sind. Andere dergleichen Sastawen oder Thore sind dagegen renovirt und mit bunten Farben aufgetüncht worden, so daß sie aus der Ferne reizend aussehen und sogar imponiren, sobald man aber näher kommt, eine ungemeine Enttäuschung bereiten. Meist sind es solche Thore, die eine historische oder irgend eine andere Bedeutung erlangt haben, und deshalb besonders werth gehalten wurden, der Stadt erhalten zu bleiben.

Großer Boulevard in Moskau mit der Eremitage.

Doch da liegt vor uns Lubianka, die schönste und älteste aller Mauerruinen, schon aus der Ferne sichtbar. Es ist ein Ueberrest der alten Stadtmauer mit einem noch gut erhaltenen Thurme — ein architektonisches Märchen aus der guten alten Zeit, da noch Zwerge und Kobolde den Menschen dienten. O Lubianka, wie schön du bist! Ich bin entzückt über das herrliche Farbengeflimmer, das mir entgegen-

strahlt, und in einen Freudenschrei ausbrechend, muß ich mir die Augen reiben und mich erst betasten, um gewiß zu sein, ob ich bei Sinnen sei oder träume.

Wie schon aus der ganzen Anlage von Moskau und den ringförmigen Erweiterungen zu entnehmen ist, muß der Kreml mit der Chinesenstadt und Weißstadt (oder Kitaiski-Gorod und Beloi-Gorod) zu den ältesten aller Stadttheile gehören, an die sich dann die übrigen Theile, wie Semlanoi-Gorod oder die Erdstadt u. s. w., sowie die zweiunddreißig Vorstädte oder Slobodas in ihrer unendlichen Ausdehnung und mit ihren zahllosen Dörfern anschließen, welche letztere nach Hunderten zählen.

wir schon oben gesprochen haben. Ebenso wurde die Burg gründlich befestigt und mit dem Namen „Festung“ oder Kreml beehrt.

Dieser ursprüngliche und älteste Theil ist das eigentliche Herz der Residenz. In Kitaiski-Gorod pulsirt das Leben Moskaus und — ehemals auch zugleich das Herz Rußlands. Was die City für London, das ist die Chinesenstadt mit Gostinoi-Tworr und den riesigen Kaufhallen und Handelshöfen für die alte russische Hauptstadt. Ein Labyrinth von Gassen und geschlängelten Straßen bilden die eigentlichen Arterien und führen Kitaiski-Gorod aus allen Richtungen das belebende Element zu. Hier sieht man nicht nur die handeltreibende, schachernde und



La Grande Lubianka.

Sehen wir uns zuerst die Chinesenstadt oder Kitaiski-Gorod an, die auf der Nordseite des Kreml, dem letzteren am nächsten liegt, und von diesem durch den Rothen Platz (Krasnoi-Ploschadj) getrennt wird. Hier an dieser Stelle erstanden vermuthlich die ersten Hütten, als der Fürst Dolgorucki oben auf den Hügeln des nördlichen Moskwa-Ufers seine Stadt anlegte. An eine Befestigung hatte man vorläufig nicht gedacht; ebensowenig an die Befestigung der Burg, die dicht neben der Stadt auf dem Plateau des höchsten Hügels, hart an dem Flüßchen aufgeführt worden war. Erst zweihundert Jahre später, als Moskau wiederholt zerstört worden war, wurde infolge der fortwährenden feindlichen Angriffe die Stadt mit einer Mauer umgürtet, von welcher letzteren

feilschende Hauptstadt, sondern überhaupt Moskau, wie es weint und lacht, darbt und schwelgt, in seinem Reichthum und in seiner Armuth, oder auch—in seinem Elend!

Den Mittelpunkt alles Lebens bilden natürlich die Kaufhallen von Gostinoi-Tworr und die Waarenbuden und Vorhöfe desselben. Man muß geträumt haben, wenn in Nachschlagebüchern Gostinoi-Tworr als ein großes dreistöckiges Gebäude geschildert wird, von welchem nicht das Mindeste vorzufinden ist. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man sich darunter einen überdachten permanenten Bazar von ungeheurem Viereck und wenigstens einer halben Stunde Umfang vorstellt, in welchem übereinanderliegende Galerien, in Buden eingetheilt, hinlaufen. Von den Erzeugnissen der

europäischen und asiatischen Industrie dürfte es kaum etwas geben, das in diesen Hallen der ständigen Messe — wie man sie nur noch in St. Petersburg und Nischni-Nowgorod ähnlich vorfindet — nicht vertreten wäre. Vom Lumpen des Bettlers bis zum kostbarsten Hermelin, von den werthlosesten Gegenständen des Trödlers bis zum werthvollsten Brillanten des Juwelenhändlers vermag die Phantasie kaum etwas zu ersinnen, das hier nicht ausgeboten wäre und Käufer fände. Man kann daraus entnehmen, welchen Schaden die Feuersbrunst anrichtete, die im Jahre 1881 Gostinoi-Tworr in Asche legte.

Daß natürlich bei einer so fieberhaften Bewegung auch den leiblichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird, ist selbstverständlich. Hier und da auf dem Schnee, oder im Sommer auf dem trockenen Boden, findet man Tafeln mit Sakuski (Artikel zum Imbiß) aufgeschlagen, die Samowara (Theemaschinen) brodeln und Flaschen mit Wutki und Quas stehen neben Semmel und Fleisch, Kaviarbüchsen und gekochten Eiern oder zusammengerollten Rindskaldaunen, welche von Legionen lüsterner Fliegen umschwärmt werden, während Männer und Knaben mit Blechkästen, die sie um den Hals gehängt vorn auf dem Leib tragen, sich hin und her bewegen und schreiend ihre warmen, in Baum- oder Sonnenblumenöl gebackenen Pfannenkuchen, heiße Würstchen oder Pastetchen mit einer Füllung von gekleinten Eiern, geriebenen Mohrrüben oder Kapusta (Sauerkraut) ausbieten und von Zeit zu Zeit ihre blechernen Röstmaschinen öffnen, um durch die denselben entströmenden Wohlgerüche den Appetit der Umstehenden zu erregen und Gelüste zu erzeugen.

Alles das sind Momente, die, wenn sie auch nicht im Stande sind, das Leben in Gostinoi-Tworr vollständig wiederzuspiegeln, doch dazu beitragen, das öffentliche Verkehrsleben einigermaßen zu illustriren. Der Aufenthalt von einem halben Tage an dieser Stätte des moskowitischen Handels reicht hin, um die alte Hauptstadt besser kennen zu lernen, als das durch den monatelangen Besuch der öffentlichen Plätze, Vergnügungsanstalten und anderer Orte der Erholung oder des Studiums möglich wäre. Alle Klassen der Gesellschaft wühlen hier in Gostinoi-Tworr im buntesten Chaos durcheinander. Dort handelt ein geldbedürftiger russischer Fürst mit gnädiger Herablassung etwas abseits mit einem russischen Kupetz (Handelsmann oder Kaufmann) der über Millionen gebietet und auf den durch Se. Durchlaucht für gewöhnlich etwas verächtlich herabblickt; hier an einer Ecke oder Säule steht die ächt typische Figur eines moskowitischen Bettlers mit der Mütze und dem Stock in der Hand und dem Bettelsack um den Leib, um auch seinem, oftmals recht lohnenden und nicht gerade sehr anstrengenden Erwerbe nachzugehen, weshalb solche Lazarusgestalten in Moskau nach Tausenden zählen. In den Säcken befinden sich — außer den verschiedenartigsten Gegenständen der Rinnsteine und Schleusen — nicht selten auch Beträge in Kupfermünzen, die viele Rubel ergeben und den Tagesverdienst manches Handwerkers erheblich übersteigen.



Russischer Bettler.

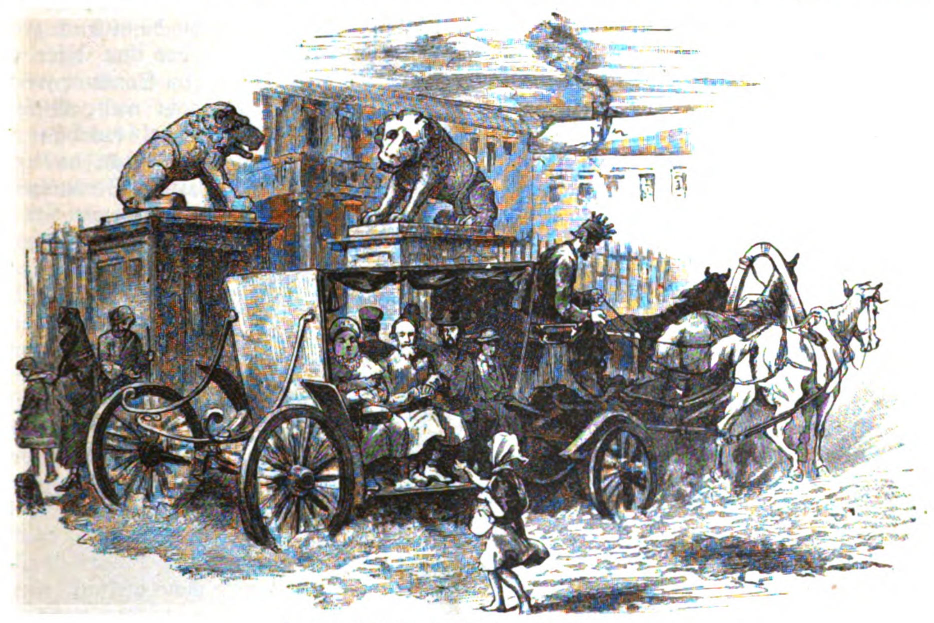
Mit der Chinesenstadt, in welcher sich viele öffentliche Gebäude, wie z. B. das Stadthaus, die Börse, die Druckerei der heiligen Synode, berühmte Kathedralen u. s. w. vorfinden, steht die Weißstadt oder Beloi-Gorod in engster Verbindung. Dieser Stadttheil besitzt die elegantesten Straßen, wie z. B. die Twerskoi-Straße mit ihren prächtigen Läden, und umgibt den Kreml im Westen gerade ebenso, wie die Chi-

nesenstadt denselben im Norden. Diese wird durch den Rothen Platz, jene durch den vom besseren Publikum beliebten und als Sammelpunkt und Promenade aufgesuchten Alexanderpark von der Kaiserburg getrennt.

Durch ihre Lage sowohl, wie durch ihre Verbindung mit Kitaiski-Gorod und als die Metropole der Stadt und des offiziellen Lebens ist Beloi-Gorod überhaupt der wichtigste Stadttheil, der sich wie ein mächtiger Ring um den Kreml herumschlingt und an der äußersten Grenze durch den großen, ungefähr eine Meile langen und im großen Bogen gehenden Twerskoi-Boulevard seinen Abschluß findet. Nicht bloß als Mittelpunkt, sondern auch infolge seiner prächtigen gartenmäßigen Anlagen ist dieser Theil der Sitz der Aristokratie und des Luxus. Hier finden wir, außer den vielen amtlichen Gebäuden und Schlössern von Bedeutung auch den Gouvernementspalast, das Haupt-Postamt, das Adelshaus, das große Exerciergebäude, die Universität, das große und pompöse kaiserliche Theater, die medicinisch-chirurgische Academie und viele andere mehr. Die Twerskoi-Straße, welche vom Kreml nach Westen gehend zum Twerskoi-Boulevard führt, ist schon erwähnt worden. In dieser via elegans von Moskau verdient der englische Club schon deßhalb genannt zu werden, weil sich an dieser Stelle die berühmte Löwengruppe befindet, die wir auf unserer Illustration vorführen.

Nächst der Weißstadt ist die Erdstadt oder Semlenoi-Gorod, welche schon durch ihren engen Anschluß an erstere ganz von selbst dazu bestimmt ist, die Vorzüge und Schönheiten zu theilen, die von Beloi-Gorod gerühmt worden sind, der hervorragendste Stadtbezirk.

Die Slobodas oder Vorstädte mit ihren anschließenden Dörfern, Lustorten und Schlössern, die Moskau umgeben, bergen selbstverständlich noch eine große Anzahl von hervorragenden Punkten und Sehenswürdigkeiten, allein, da es hier jedoch in der Hauptsache auf den Kreml und die benachbarten Stadttheile ankommt, welche mit der Zarenburg korrespondiren und mit dieser in engster Fühlung stehen, so werden wir auf den Besuch der entfernter liegenden Zonen verzichten müssen, um auf die alte Hochburg Moskaus — über deren Umgebung wir jetzt einigermaßen informirt sind — selbst etwas genauer einzugehen.



Twerskoi-Straße mit der Löwengruppe.

Sehen wir uns die letztere von außen an.

Wie bekannt, liegt der Kreml auf dem höchsten Punkt von Moskau und bildet derselbe mit seinen vielen Kirchen, Schlössern, Klöstern und officiellen Gebäuden einen Stadttheil für sich, welcher im Süden am Fuße der hohen Böschung von dem tief unten fließenden Moskwafluß umspült wird. Von welcher Seite wir immer den Kreml sehen, so präsentirt sich derselbe doch sowohl von der südlichen wie nördlichen Front als ein längliches Viereck, das von einer hohen, mit vielen in chinesischer Form gehaltenen Thürmchen und mehreren Wartthürmen verzier-

ten starken Mauer umgürtet ist, über welche ein sinnenberückendes Chaos von flimmernden und farbigen Kuppeln und Kirchthürmen emporragt. Am längsten sind die Nord- und Südmauern, die vielleicht gegen achthundert Schritt haben mögen, während die Ost- und Westmauern kaum viel mehr als halb so lang sein dürften.

Sowohl wegen der eigenthümlichen Bauart, als auch infolge der hohen Mauer sieht man von den drei Seiten, die dem Norden, Osten und Westen zugewendet sind, vom Kreml — soweit es die inneren Bauten betrifft — so gut wie gar nichts, und es sieht ganz so aus, als ob der Schöpfer desselben alle seine Kunst und Aufmerksamkeit auf die südliche Schauseite aufgeboten habe, von wo aus man allein eine Totalansicht erhält, die dann aber auch um so bezaubernder und entzückender ausfällt, je reizloser sich alle übrigen Seiten präsentiren. Voll Bewunderung blicken wir vom tiefliegenden Süden zu der Akropolis hinauf, die in ihrer ganzen Länge vor uns liegt, als ob der große Zauberer über den Wolken von einem riesigen Schmuckkasten den Deckel abgenommen hätte. Ein Märchen — traumhaft schön im vollsten Sinne des Wortes und aus längst entschwundenen Zeiten, wie man es uns in der Kinderstube geschildert und später in Ferien auf der Bühne zu veranschaulichen gesucht hat — scheint vor uns zu stehen, und es kostet uns mehr als eine Probe an uns selbst, um gewiß zu werden, ob wir wachen oder ein Magiker uns gefoppt und durch einen Hokuspokus dieses Bild vorgezaubert hat.



Partie aus dem Kreml. — Thurm Iwan Weliki.

Dicht unten an der grünen Grasböschung leiert und rauscht jetzt das kleine Flüßchen, das unsere Titelvignette so treu veranschaulicht und über dessen steiniges Bett im Frühjahr grauschmutzige, vom Thauwasser getrübte Wasserwogen sich hinwälzen, die dann auch zeitweise über ihre Ufer gehen. Im Sommer freilich ist nicht mehr Wasser darin, als durchaus nöthig ist, wenn das zwerghafte Strömchen sich nicht schämen soll, überhaupt ein Flüßchen zu heißen.

Ganz hart am äußersten Mauerrande des westlichen Flügels erhebt sich oberwärts der Moskwabrücke ein Palast mit kuppelartigem Oberbau, auf welchem man eine Flaggenstange ohne Fahne erkennt. Es ist das verwaiste neue Palais oder — wie man vielfach unrichtig sagt — der neue Kreml. In eine Ausrufung freudigen Erstaunens brechen wir jedoch aus, sobald wir nach dem östlichen Flügel der Zwingburg schauen, wo uns ein bunter Glockenberg fesselt. Elf kleinere und größere Kuppeln, alle von ungleicher Höhe, alle von verschiedener Farbe, erheben sich pyramidenartig auf einem mit breiten Treppen versehenen Unterbau mit winkligen Mauern und Säulenhallen in so wirrem Untereinander, wie es nur das Hirn eines Trunkenen erdenken kann.

Unter allen Thürmen ragt natürlich der König der Thürme von Moskau—der Iwan Weliki oder große Johann, der rechts vom neuen Palais schlank wie eine Säule emporragt. Obwohl mehr dem westlichen Flügel sich nähernd, bildet derselbe doch eigentlich den Mittelpunkt des Kreml und spiegelt sich in der unten am Fuße der Festungsmauer fließenden Moskwa.

Allein, so großartig schön diese Schauseite sich ausnimmt, die man sehen muß, wenn die auf- und untergehende Sonne ihr magisches Licht auf die goldig- oder buntstrahlenden Dächer der Kaiserburg ausgießt, so nüchtern erscheint der Kreml, wenn man ihn von den übrigen drei Seiten betrachtet.

Nirgends sieht man am und im Kreml die erwarteten Monumentalbauten, von welchen man träumte, als man den Kreml aus der Ferne betrachtete,und immer mehr überzeugt man sich, daß derselbe nur für eine Gesammtwirkung berechnet ist und einzelne Theile wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ebenso wenig herausgenommen zu werden verdienen, wie eine Note aus einem Opus. Selbst die berühmte Krönungskirche — vor der wir bereits stehen — darf kaum auf eine Ausnahme Ansprüche erheben. Man kann von dem Kathedralenplatz in den Tempel hineinblicken, denn das Portal ist offen und ladet zum Eintreten ein. Wir folgen der Lockung. Ueber uns wölbt sich eine prächtige Decke, aber die inneren Räumlichkeiten sind sehr beschränkte und drängen uns die Frage auf,

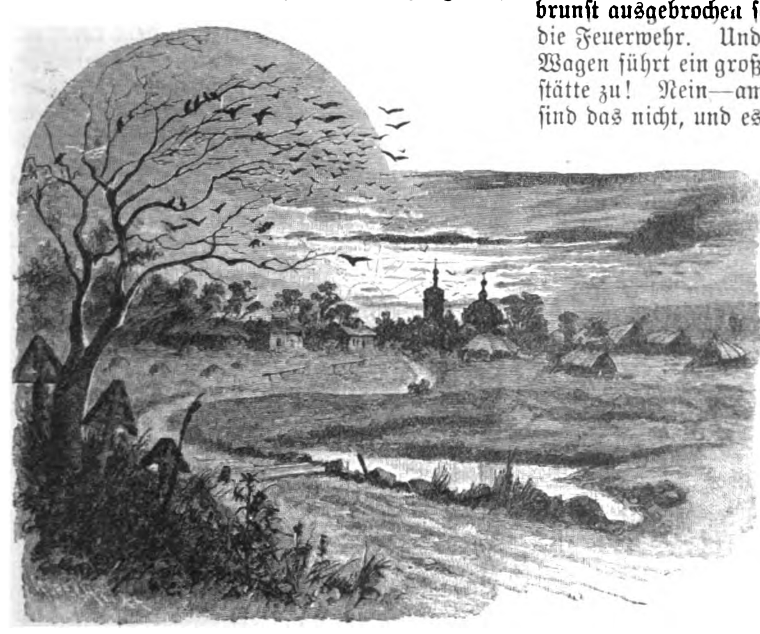


Russisches Zigeunermädchen.

ob das der Dom ist, in welchem der Herrscher von achtzig Millionen Menschen die heilige Oelung empfängt und gesalbt wird?

Doch—wir treten wieder hinaus in die Stadt und suchen ein „Theehaus" auf, um uns an einer Tasse Thee, wie man sie nur in Rußland trinkt, zu erquicken. Ein Zigeunermädchen ist die Kellnerin und benimmt sich so anständig und beinah gebildet, daß wir staunen.

Da werden wir plötzlich durch schrecklichen Lärm aufgeschreckt. Wir treten unter die Thüre des Theehauses und erfahren, daß eine Feuersbrunst ausgebrochen sei. Da kommt auch schon die Feuerwehr. Und was für eine — der eine Wagen führt ein großes Faß Wasser der Brandstätte zu! Nein—amerikanische Einrichtungen sind das nicht, und es ist kein Wunder, daß die Feuersbrünste in Moskau so furchtbar hausen.



Dorf Adinzowa in der Nähe Moskaus.

Nachdem wir uns noch einmal in der Altstadt mit ihrem Leben, ihrem Schmutz und ihrem Jammer umgesehen, erinnern wir uns, daß wir noch keine Rundschau von dem großen Iwans-Thurm im Kreml genossen und die großen Moskauer Glocken noch nicht betrachtet haben.

Wir eilen nachzuholen.

Die Aussicht vom Thurm ist prächtig. Es wird kaum ein Städtebild geben, das in glei-

cher Herrlichkeit wieder gefunden wird. Wie ein Meer von bunten Kieseln und Korallen breitet sich die Stadt mit ihren dreihundert und fünfzig Kirchen, wenigstens tausend Thürmen und mindestens zwei- bis dreitausend Kuppeln nach allen Richtungen bis an den Horizont aus. Gegen



Straßenscene bei einer Feuersbrunst.

Westen blickt man bis auf die Straße von Smolensk und im Osten auf größere Waldmassen, welche Moskau auf dieser Seite begrenzen, von wo man eben das Dampfroß keuchend über die Ebene dahin eilen sieht, das nach Nischni Nowgorod abgelassen worden ist.

Am wenigsten fesselt uns der Norden. Im Süden dagegen umkränzen grüne Waldsäume die fernen Hütten der Hauptstadt und ihrer anschließenden Dörfer. Mit gutem Auge und — noch besser — mit bewaffnetem erkennt man mäßige Höhenzüge, die sich nach Westen herumziehen und als die Sperlingsberge bekannt sind. Hier liegen die zahlreichen reizenden Datschen (Villen) und Landhäuser der Aristokraten und reichen Moskowiten, und die ozonreichen Gärten und Parks, in welchen die Bewohner der Kremlstadt in heißen Tagen Erholung suchen. Ziemlich gut findet man das kaiserliche Lustschloß „Nieskutschne“ oder „Ohnesorgen“ mit dem idyllischen Garten heraus, und nicht weit davon „Kolomanskoi Selo,“ den Geburtsort Peters des Großen, ebenso Petrowski mit dem im tatarischen Stil erbauten kaiserlichen Schlosse, in welchem Peter seine Jugend- oder Kinderjahre zubrachte, und wohin Napoleon I. während des Brandes von Moskau gebracht wurde, als man denselben mit Gewalt aus dem alten unterminirten Kremlschlosse entfernt hatte. Nicht weit davon liegt das Dörfchen Adinzowa, wo sich das Hauptquartier Napoleons I. befand, dessen Dragoner in der historischen kleinen Kirche untergebracht wurden.

Legionen Dohlen, die sich mit Sonnenuntergang auf den Weiden- und Erlenbäumen zur Abendconferenz zusammenfinden, scheinen noch heute ihr Hauptquartier auf dem Thurme der Kirche aufgeschlagen zu haben.

Recht gut erkennt man unter den vielen Lustorten, Dörfern und Schlössern auch Preobraschemsk, und etwas weiter seitwärts noch besser den Garten Eremitage—die schönste Schöpfung der Gartenkunst in Moskau und sicherlich einer der herrlichsten Parks, welche uns bekannt sind.

Allein, wir werden genöthigt, uns in dem Genuß dieser wundervollen Umschau ein Ziel zu setzen.

Unten angelangt, verabsäumen wir nicht, ein Glockenungethüm in Augenschein zu nehmen, das draußen am Fuße des Iwan Weliki steht. Ein Eber soll es einst gewesen sein, der dieses—

leider schadhafte — Werk auf dem Kremlplatz ausgewühlt haben soll; doch knüpfen sich auch noch andere Sagen an diese an, die wesentlich von der vorigen abweichen.

Ein ähnliches Glockenmonstrum beherbergt der Große Johann. Es soll einhundertundsechzigtausend Pfund wiegen und läßt nur einmal alljährlich in der Osternacht seine brummende Stimme ertönen, die dann genügt, den schlanken Bau in eine schwingende Bewegung zu versetzen, daß er wie ein Rohr hin und her schwankt; was kein Wunder ist, wenn man bedenkt, daß 32 andere Glocken diese Riesin accompagniren.

Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer, nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.

VI.

Im Winter 1864—65 lagerte das 15. Ingenieur-Regiment von New York etwa vier Meilen von Petersburg bei „Poplar Springs" und baute sich hier ein Lager, das an Schönheit und Bequemlichkeit von keinem andern der Potomac-Armee übertroffen wurde. Mitten in einem schönen Tannenwalde wurde ein etwa zwei Acker großer Platz gesäubert, geebnet und der Boden festgestampft. An einem Ende des Platzes wurde eine Reihe Häuser für den Oberst und die Stabs-Offiziere gebaut, ihnen gegenüber eine andere Reihe für die Linien-Offiziere. Im rechten Winkel an den Platz schlossen sich parallele Straßen, die in den Wald liefen und welche zu beiden Seiten mit Blockhütten für die Soldaten besetzt waren. Alles war sehr hübsch und gefällig hergerichtet.

Aber am meisten in die Augen fallend, war an dem einen Ende des freien Platzes eine Kirche, in Kreuzform gebaut mit Bogen-Thüren und gothischen Fenstern und einem Thurme, doppelt so hoch, als die die Kirche umgebenden Tannen. Kaum aber war das schöne Lager vollendet, so kam mit der Nachricht von Lee's Uebergabe zugleich für das Regiment Marschbefehl, und die ganze Herrlichkeit mußte zurückgelassen werden.

Ihnen folgte die 2. Pennsylvania schwere Artillerie, welche den größten Theil des Sommers im Lager blieb, und als sie abmarschirte, eine kleine Abtheilung als Wache zurückließ. Endlich wurden die Gebäulichkeiten und das Lager von dem Bureau der Hülfsgesellschaft für die befreiten Sklaven in Besitz genommen.

Hier sammelten sich nun etwa 600 Farbige, eben der Sklaverei entronnen, unwissend und hülflos wie kleine Kinder, über welche die Regierung, gleich einer fürsorglichen Mutter, ihre schützende Hand hielt. Die Gesellschaft that für diese armen Leute Alles, was sie konnte; Freunde in England und im Norden sandten Unterstützung, und es war meine Aufgabe, Kleider und Lebensmittel unter ihnen auszutheilen und ihnen hülfreich zur Seite zu stehen. Sie waren im Allgemeinen willig zu arbeiten, aber die ehemaligen Sklavenhalter weigerten sich, ihnen Beschäftigung zu geben, wenn sie es irgend helfen konnten, und sie schracken vor dem Gedanken, nach dem Norden zu gehen, zurück. Immerhin kann ich bezeugen, daß von den 500—600 Leuten, die hier versammelt waren, nur etwa 150 Unterstützung von der Regierung bezogen, die Uebrigen wußten sich auf irgend eine Weise selbst zu helfen. Zu keiner Zeit, weder vorher noch nachher, trat das ganze Elend und die Barbarei der Sklaverei so vor meine Augen, wie hier.

„Hattest du einen guten Meister in Nord Carolina?" fragte ich einen Zimmermann, der eben an unserem Hause einige Reparaturen machte. „Ja, Madam, was man dort gut nennt." „Wärest du nicht besser bei ihm geblieben?" „Ich denke nicht, Madam, ich glaube, ich thue besser, wenn ich für mich selbst arbeite. Hundert Dollars für einen andern Mann zu verdienen und dabei nicht hundert Cents für sich selbst zu bekommen, ist denn doch ein zu armseliges Geschäft."

Wie Sklaverei den Menschen degradirt, davon sah ich ein peinliches Beispiel. Eine freundliche junge Mulattin wies auf eine sehr schwarze und roh aussehende Negerin und sagte zu mir: „Das ist die Frau, die mein Haus anzündete und mein Baby verbrannte."

„Warum hat sie denn das gethan?"

„Zuerst stahl sie mir etwas Fleisch und dann auch noch Kleider und als ich es ihr vorhielt, so fing sie an mit mir zu streiten und drohte, sie würde sich rächen. Und als ich eines Tages zum Brunnen ging, um Wasser zu holen, warf sie eine große glühende Kohle in meine Hütte,

und das Stroh und Gras war so dürr, daß Alles gleich in Flammen aufging. Als ich zurückkehrte, war das Dach schon eingestürzt und mein Baby verbrannt. Ich suchte es noch aus dem Feuer zu ziehen und verbrannte dabei meine Hand, daß sie heute noch lahm ist."

„Woher weißt du aber, daß sie es gethan hat?"

„Niemand anders als sie und ihr Knabe war in der Nähe, als das Feuer ausbrach, und der Knabe gestand hernach ein, daß er es gesehen habe, wie sie das Feuer in meine Hütte warf."

„Wie alt war dein Baby?"

„Nahezu zwei Monate; und o, ich fühle so traurig darüber. Ich habe immer hart gearbeitet und liebe zu arbeiten, und habe mich genug für die Sachen geplagt, welche sie mir gestohlen hat, und meine Kinder gingen immer sauber einher und der Meister lobte mich dafür. Und jetzt habe ich Alles verloren, aber ich würde es nicht achten, wenn sie bloß mein Baby nicht verbrannt hätte."

Eine arme, alte Frau, die allein saß, erzählte: „Ich hatte zwölf Kinder, aber sie wurden mir alle weggenommen und nach New Orleans verkauft, und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist; o wie weh wird mir's, wenn ich nur an sie denke!"

Die familiären Verhältnisse der Sklaven waren die verwickeltsten, welche man sich denken konnte. Aber das war bloß eine natürliche Frucht der Sklaverei; und man muß sich bei alledem noch wundern, daß sie so enge zusammen hielten.

„Mein Mann und ich," sagte die Mutter einer zahlreichen Familie, „haben nun funfzehn Jahre zusammen gelebt und jetzt möchten wir nun gerne getraut werden!"

„Sie haben meinen Mann drei Jahre ferne von mir gehalten, und wollten mich zwingen, einen andern Mann zu nehmen, aber ich that es nicht. Sie konnten mich nicht dazu bringen, einen andern Mann als meinen „Sam" zu lieben und ich hätte auch keinen andern geheirathet. Wenn mein Meister ihn auf seinem Lande traf, so erhielt er Peitschenhiebe, und wenn sein Herr ausfand, daß er von Hause weg gewesen war, so ließ er ihn gleichfalls auspeitschen; zuletzt verkauften sie ihn, und ich konnte nicht erfahren, wohin er gekommen war. Nach drei Jahren wurde ich krank und man sandte mich zu Dr. T., um curirt zu werden. In einer Nacht klopfte Jemand an meine Thür. Ich rief: 'Wer ist da?' 'Sam!' lautete die Antwort. 'Was für ein Sam?' 'Du würdest es nicht besser wissen, wenn ich es auch sagte. Wo wohnt Dr. T.?' 'Das ist der Platz von Dr. T., aber wer bist du?' 'Mein Name ist Sam. Sie nennen mich auch Sam Beverley.' (Er gehörte nämlich Miß Harriet Beverley.) Jetzt machte ich mich aus dem Bette, kroch an die Thüre, öffnete dieselbe und sagte: 'Bist du es Sam?' Und er nahm mich in seine Arme und sagte: 'Bist du es Judith?' und o wie glücklich war ich, und ich konnte gar nicht schnell genug besser werden. Er war in diesen Theil des Staates zurück verkauft worden und hatte die Erlaubniß bekommen, mich aufzusuchen Jetzt lag er seiner Herrschaft an, mich auch zu kaufen, was sie auch that, und wir haben nun elf Jahre wieder zusammen gelebt. Mein Herr sagte darnach, er habe geglaubt, ich würde doch sterben, sonst hätte er mich nicht hergegeben."

„Mein Meister war der Vater meiner zwei Töchter," sagte eine befreite Frau, „und als sie beide gestorben waren, peitschte er mich aus, weil ich gesagt hatte, ich sei froh darüber. Aber ich war doch froh. Ich hatte sie während ihrer Krankheit genug leiden gesehen, und dann wußte ich, daß wenn sie am Leben geblieben wären, so hätte sie der Meister mir weggenommen und verkauft, wie er es mit Andern gethan hatte; so konnte er sie auch nicht mißhandeln, wie er mir gethan."

Daß der Neger derselben Liebe zu den Seinen fähig ist, wie der Weiße, wie viele Beweise dafür kamen mir unter die Augen. Ich werde nie der Angst vergessen, mit der Mütter in jedes fremde Gesicht blickten, in der Hoffnung, sie möchten in denselben die Züge lange verlorener Kinder entdecken; oder die Qual, die sich auf ihrem Angesicht ausdrückte, wenn sie die schreckliche Scene ihrer Trennung von ihnen berührten. Wie oft haben mich alte Männer gebeten, Briefe für sie an solche Plätze zu schreiben, von wo sie zuletzt von verlorenen Söhnen gehört; und wie oft sah ich Kinder lange beschwerliche Reisen unternehmen, weil sie der Sehnsucht ihres Herzens nicht länger widerstehen konnten, noch einmal das Angesicht eines alten Vaters oder einer alten Mutter zu sehen, wenn dieselben noch am Leben wären.

Als ich an einem kalten Januartag durch's Fenster blickte, sah ich vor der Hütte einer Frau, die an einer unheilbaren chronischen Krankheit litt, ein altes gebrechliches Fuhrwerk stehen. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß die Schwester und der Schwager der Frau in diesem miserablen Fuhrwerk eine Strecke von 70 Meilen über die grundlosen Winterwege gekommen waren, um sie mit ihren zwei Kindern heim zu nehmen, damit die ganze Familie in der Nähe der alten Mutter sei. „Sie hatten Korn genug gemacht, daß für Alle bis wieder zur Kornzeit gesorgt

war.“ Der nächste Morgen war kalt und unfreundlich, aber sie machten sich in aller Frühe auf den Weg, obschon die Reise zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen mußte. Die Kranke lag auf dem Boden des Fuhrwerkes, das jüngste Kind saß an ihrer Seite, während Schwager, Schwester und das ältere Kind nebenher zu Fuß gingen. Wo können wir in den Annalen unserer eigenen Rasse ein Beispiel von größerer Selbstverleugnung finden!

Als ich eines Morgens von einer Ausfahrt in die Umgebung nach dem Lager zurückkehrte, holte ich einen alten Mann ein, der dieselbe Richtung wie ich verfolgte, und mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Er suchte nach einer Tochter, die erst wenige Monate alt, bei einer Gütertheilung, von ihm und ihrer Mutter getrennt worden war. Seit dieser Zeit hatte er nie etwas Bestimmtes über sie erfahren können, obwohl er die ganze Zeit Ursache hatte zu glauben, daß sie nicht weit entfernt sei. Die letzten drei Jahre hatte er, soweit das seine beschränkten Mittel zuließen, vier umliegende Counties nach ihr durchsucht, aber Nichts entdeckt, bis er letzte Nacht einen Brief erhielt, der ihm sagte, daß seine Tochter sich im Poplar Grove-Lager befinde und Mutter von drei Kindern sei. Ich fragte nach ihrem Namen und sagte ihm, daß ich sie wohl kenne und ihn zu ihrem Hause bringen würde. Daselbst angekommen, rief ich sie heraus und stellte ihr ihren Vater vor. Die eisernen Bande der Dienstbarkeit hatten die Leute sehr schüchtern gemacht, und sie konnten ihre Gefühle nur kund geben, indem sie die Hände zusammenschlugen und sich anstarrten. Endlich kam ihr hübsches Mädchen von acht Jahren herbei, die ein Gefäß mit Wasser auf dem Kopfe trug: „Lucie, das ist dein Großvater!“ sagte ich. Sie trat herzu, reichte ihm die Hand uud sagte: „Wie geht es, Großvater?“ Dabei behielt sie das Wasser noch immer auf dem Kopfe. Sogleich fing er nun an davon zu reden, sie zur Mutter heim nach Rotteway zu nehmen und nach wenigen Tagen zogen sie auch wirklich dahin.

Solche Ereignisse kamen fortwährend vor. Der mächtige Magnetismus der Blutsverwandtschaft vereinigte von Neuem Familienkreise, welche die Sklaverei so grausam getrennt hatte.

Talmadge über Gesundheit.

Aus dem Englischen für Haus und Herd von A. J. Bucher.

Im Namen Gottes, Christi, der Nützlichkeit und eurer ewigen Bestimmung ermahne ich euch: Wahret gewissenhafter eure Gesundheit! Würden eure Freunde, nachdem ihr gestorben sein werdet, eine wahrheitsgetreue Grabschrift auf euren Leichenstein setzen lassen, so müßte sie bei Manchen von euch ungefähr folgendermaßen lauten: „Hier liegt das Opfer später Nachtessen;“ oder „Sehet, wohin um Mitternacht genossener Hühnersalat einen Menschen bringen kann;“ oder „Zehn Cigarren per Tag haben mir zu einem unzeitigen Abschluß meiner Erdenexistenz verholfen;“ oder „Ich meinte mit siebenzig Jahren noch thun zu können wie mit zwanzig, und hier liege ich nun;“ oder „Hier könnt ihr sehen, was folgt, wenn man einen halben Tag mit nassen Füßen herumsitzt;“ oder „In dieser engen Scheune liegt aufgespeichert der Erntesegen meiner bösen Jugendsaat;“ oder müßte der Bildhauer statt Worten zwei Gegenstände auf den Leichenstein meißeln: einen Pfeil und eine Leber. —

Es gibt Krankheiten die Einem zur Ehre gereichen: solche, die man sich durch Ueberanstrengung im Dienste des Herrn, um sein Vaterland oder um seine Familie zugezogen hat. Ich habe schon Wunden gesehen, die höchst ruhmvoll waren. Nach der Schlacht bei Antietam fragte ich im Lazareth einen Soldaten, wo er verwundet sei; und er entblößte seine Brust und zeigte mir eine klaffende Wunde, die mir vorkam wie der Stern eines ewigen Adels. Ich habe einen leeren Aermel gesehen, der schöner aussah, als der nervigste Arm. Einen grünen Schutzlappen sah ich vor einem Auge, das in der Schlacht von einer Kugel zerstört wurde, welcher eine schönere Zierde war, als irgend zwei Augen, die heil davon kamen. Ich erinnere mich an alte Missionäre, die, ob auch vom Fieber der afrikanischen Schilfmoore zerrüttet und siech, mir blühender und schöner vorkamen, als der gesundeste, wohlgeformteste Turner. Eine Mutter ist mir bekannt, welche, nachdem sie sechs Wochen lang Tag und Nacht am Bette ihrer am Scharlachfieber darnieder liegenden Kinder ausgeharrt hatte, einen Glanz um ihr bleiches, abgezehrtes Angesicht hatte, welcher denjenigen der Engel weit übertraf.

Es kommt Alles darauf an, wodurch ihr euch eure Krankheiten zugezogen, in was für

einer Schlacht ihr eure Wunden empfangen habt.

Frederick T. Frelinghuysen, der Stolz New Jerseys — ja der ganzen Nation —, dabei ein Pfeiler in der Kirche Christi und beinahe vier Jahre lang eigentlich Präsident der Vereinigten Staaten (obwohl in der amtlichen Stellung eines Staatssekretärs), opferte sich thatsächlich auf im unermüdlichen Bestreben, mit allen Regierungen unseres Festlandes Frieden zu Stande zu bringen. Stark und klar wie je war sein Geist, und sein edles Herz schlug so regelmäßig wie je, während er, nach den offiziellen ärztlichen Berichten, langsam an Verhärtung der Leber dahin siechte.

Der Teufel, der es auf alle guten Männer abgesehen hat, sandte einen tödtlichen Pfeil durch seine Leber. Das letzte Mal als er in Washington gesehen wurde, fuhr er, ein freiwilliges Opfer des Staats-Dienstes, das Haupt an die Schulter des Präsidenten gelehnt, in dessen Kutsche nach dem Bahnhofe, um heim zu fahren, um im Kreise der Seinen den Heldentod für sein Vaterland zu sterben — ob auch zur Zeit des Friedens. Früher nannte man ihn den Neffen seines Onkels Theodore Frelinghuysen; nun aber mögen wohl Andere stolz sein, wenn sie sich Neffen dieses Gott und dem Staate geweihten, verdienstvollen, seltenen Mannes nennen dürfen; und sein Name wird unverwischlich eingegraben durch solch' ein Leben und Sterben in die Blätter der Geschichte, fortleben als Name eines der größten christlichen Staatsmänner, die Amerika je hervorgebracht hat.

Wenn wir denn krank und vielleicht aufgerieben werden müssen, so möge es doch geschehen im Dienste des Herrn, und im Bestreben, die Welt zu heben, zu bessern, — nicht aber im Dienste der Sünde!

Lincoln's Amtseinsetzung.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Der große Tag, an welchem Lincoln seinen Amtseid als Präsident der Vereinigten Staaten ablegen sollte, kam näher und näher. Von Staats-Legislaturen, Gouverneuren und Bürgermeistern verschiedener östlichen Staaten und Großstädte kamen massenhafte Gesuche, die betreffenden Ortschaften auf seiner Durchreise mit seinem Besuch zu beehren. Mehrere Eisenbahn-Gesellschaften stellten ihm zu diesem Zwecke Extrazüge für sich und Gefolge zur Verfügung. Lincoln war allerdings derartigen Schaustellungen herzlich abgeneigt, hatte aber während seiner bisherigen politischen Laufbahn gelernt, daß es für einen Staatsdiener gerathen ist, solchen Wünschen des Volkes nachzugeben, und willigte deßhalb auf die meisten dieser Gesuche ein.

Am Montag, den 11. Februar, sollte die Abreise von Springfield stattfinden. Es war ein trüber, schneestürmischer Morgen, als Lincoln mit seiner Familie und Gefolge in dem dürftigen Wartesaal des Springfielder Bahnhofes Einkehr hielt. Trotzdem hatten sich etwa ein Tausend seiner Nachbarn und Freunde eingefunden, um ihm das Geleit zu geben und Abschied zu nehmen. In fast feierlicher Weise reichte Lincoln jedem an ihm Vorübergehenden die Abschieds-Hand. Und als man endlich den Zug bestiegen hatte, und der Conducteur soeben das Zeichen zur Abfahrt geben wollte, hob Lincoln, auf der Platform des Waggons stehend, die Hand empor, zum Zeichen, daß er etwas zu sagen wünsche. Alle Häupter entblößten sich, trotz der wirbelnden Schneeflocken, und Lincoln sprach folgende feierlich-ernste Worte:

„Theure Freunde! Niemand, der nicht in meiner Lage ist, kann den Schmerz würdigen, den ich bei dieser Abschieds-Scene empfinde. Diesem Orte und der treuen Freundschaft seiner Bewohner verdanke ich zu viel. Hier habe ich ein Viertel Jahrhundert zugebracht und bin von einem jungen ein alter Mann geworden. Hier wurden meine Kinder geboren und eins liegt hier begraben. Ich ziehe jetzt von dannen, ohne zu wissen, ob und wann ich jemals wieder zurückkehren werde, und habe eine Aufgabe zu lösen, schwerer als diejenige, die einstens auf Washington's Schultern lastete. Ohne den Beistand Gottes, der ihm stets zur Seite stand, werde ich erfolglos bleiben; mit demselben kann ich nicht untergehen. Vertrauen wir daher auf Den, der mit mir gehen, bei Ihnen bleiben, und uns zu allem Guten seinen Beistand gewähren wird, in der Hoffnung, daß am Ende doch noch Alles recht wird. Indem ich Sie daher allesammt seiner treuen Obhut empfehle, und der Hoffnung lebe, daß auch Sie meiner vor dem Gnadenthron gedenken, wünsche ich Ihnen ein herzliches Lebewohl."

Eine ausführliche Beschreibung der Reise bis zum Bestimmungsort würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Es genüge daher die Bemerkung, daß der neuerwählte Präsident überall in würdiger, ja großartiger Weise empfangen und begrüßt wurde. Natürlich mußten die Begrüßungsreden jedes Mal erwidert werden, und es war für Lincoln keine Kleinigkeit, dies immer in der vorsichtigsten Weise zu thun. Denn gerade in jener Woche saßen die südlichen Staatsverräther in Montgomery, um die Conföderation des Südens in's Leben zu rufen, und jede neue Post brachte beängstigende Neuigkeiten über die Verhandlungen derselben. Wo immer daher auch Lincoln seinen Einzug hielt — überall fand er dieselbe Spannung, dieselbe Erwartung, daß der Mann, dem man das Steuer des Unionsschiffes in die Hand vertraut hatte, etwas zu sagen haben werde, woraus man Folgerungen über den ferneren Verlauf der Dinge ziehen könne. Er hielt seine Ansprachen indessen in sehr rückhaltsvoller Weise, wohl wissend, daß

es nicht an der Zeit sei, das Feuer der Entzweiung unnöthigerweise zu schüren; aber das ließ sich bei alledem aus seinen Auslassungen schließen, daß man den rechten Mann an die Spitze gestellt, und daß derselbe Alles aufbieten werde, was in seinen Kräften stehe, um die Union zu retten. So in seiner Rede in Indianapolis, in welcher er unter Anderem sagte:

„In Ihrer freundlichen Adresse begrüßen Sie mich im Namen unserer glorreichen Union, in welcher wir Alle wohnen; und ich versichere Sie, daß Sie im Interesse derselben meine herzlichsten Sympathieen und so weit dies in meinen Kräften steht, meine unzweideutige Unterstützung zur Aufrechterhaltung derselben haben. Und während ich bei dieser Gelegenheit keine längere Rede zu halten gedenke, möchte ich nur dies sagen: die Rettung der Union bedarf hauptsächlich dies Eine: Herzen, die so warm für dieselbe schlagen wie die Ihrigen. Wenn ein Volk vereint für die Einheit und Freiheit seines Landes eintritt, wie Sie, darf man in Wahrheit sagen: 'die Pforten der Hölle mögen es nicht überwältigen!'"

Als sich in Steubenville eine großartige Versammlung einfand, hielt er eine kurze, kernige Rede, aus welcher recht deutlich hervorleuchtete, daß er durch kein zu kühnes Selbstvertrauen, sondern vielmehr durch ein festes Gottvertrauen, die Lösung seiner schweren Aufgabe beabsichtige. Unter Anderem sagte er:

„Ich fürchte, daß das Vertrauen in meine Fähigkeiten unbegründet ist, ja ich bin fest überzeugt, daß man mich hierin überschätzt. Welche Hindernisse mich indeß auch zur Erreichung des Zieles umgeben, an mir soll es nicht fehlen, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, so lange als ich mich von dem amerikanischen Volke und Gott, dem Höchsten, unterstützt weiß."

Als er in „Independence Hall" in Philadelphia eine seiner bewegtesten Reden hielt, schloß er mit den Worten:

„Meine Freunde! Ich hatte mich auf diese Rede nicht vorbereitet und mag etwas Unstatthaftes gesagt haben (Rufe: Nein, Nein), aber ich weiß, daß ich nichts geäußert habe, wofür ich nicht willig bin, thatkräftig einzutreten, und wenn es Gottes Wille so ist — zu sterben."

So weit hatte Lincoln während seiner Reise das beabsichtigte Programm ausgeführt. Während seines Verweilens in Philadelphia jedoch ward ihm von Herrn F. S. Felton, Präsident der Philadelphia, Wilmington & Baltimore Eisenbahn-Gesellschaft, sowie von seinem Chicagoer Freunde, Hon. N. B. Judd, die überraschende Mittheilung gemacht, daß sein beabsichtigter Einzug in Baltimore für ihn verhängnißvoll werden könne. Es unterliege keinem Zweifel, daß man es mit einer organisirten Bande zu thun habe, die nichts Geringeres beabsichtige, als die Ermordung des erwählten Präsidenten auf den Straßen Baltimore's. Lincoln wollte anfänglich von einer Aenderung seines Planes nichts wissen. Als aber Detectiv Pinkerton von Chicago und Senator Seward ihm dieselbe Gefahr vorstellten und ihm ernstlichst riethen, von seinem Vorhaben abzustehen, willigte er ein. Baltimore war übrigens zu jener Zeit bekannt dafür, daß es in seinen Mauern ein rauhes, gewaltthätiges Element berge. Zudem unterlag es keinem Zweifel, daß in Maryland Secessionsabsichten herrschten. Wenn man damit noch die Thatsache in Verbindung brachte, daß Lincoln weder von der Maryland Legislatur und dem dortigen Gouverneur, noch von der Bürgerschaft Baltimore's eine Einladung erhalten, und sein Programm lediglich auf die Privat-Einladung hin zweier Baltimorer Herren auf letztere Stadt ausgedehnt hatte, so war Ursache genug vorhanden, an eine Aenderung desselben zu denken.

In einer geheimen Conferenz, welche die Herren Judd, Felton und Pinkerton in Lincoln's Zimmer im Continental Hotel abhielten, stellte sich deutlich heraus, daß man es mit einem wohlvorbereiteten Mordplan zu thun habe, und das Programm geändert werden müsse. Man rieth daher, daß Lincoln noch denselben Abend mit dem 11 Uhr Zug direkt nach Washington reise. Lincoln bemerkte hierzu, daß er an demselben Abende nicht mehr reisen könne, indem er versprochen habe, am folgenden Tage das Flaggenaufziehen in „Independence Hall" zu besorgen, und demnächst die Legislatur-Sitzung in Harrisburg zu besuchen. Man verständigte sich daher auf folgenden Plan. Nachdem Lincoln am Freitag, den 22. Februar, der Pennsylvania-Legislatur seine Aufwartung gemacht, sollte er mit einem Extra-Zuge um 6 Uhr Abends nach Philadelphia zurückkehren, dort von einer Equipage erwartet, schnell nach dem andern Bahnhof befördert werden und so während der Nacht durch Baltimore direkt nach Washington reisen. Herr Frederick W. Seward, jun., der die spezielle Warnung seines Vaters und General Scotts persönlich überbracht hatte, sollte vorher nach Washington abgehen und dort Alles besorgen, was zum heimlichen Empfang Lincoln's erforderlich sei. Niemand von Lincoln's Gefolge wußte bis dahin etwas von dem Plan. Herr Judd hielt es indeß für gerathen, daß wenigstens die älteren Herren in seiner Umgebung unterrichtet würden, worauf Lincoln bemerkte: „Judd, ich glaube, die werden uns auslachen; aber rufen Sie sie nur zusammen." Auf Anordnung Herrn Sanford's, Präsident der Amerikanischen Telegraphen-Gesellschaft, wurden sodann die Telegraphen-Linien zwischen gewissen Punkten unterbrochen, Frau Warne, eine Angestellte der vorerwähnten Eisenbahn, besorgte Schlafgelegenheit auf dem betreffenden Nachtzug, und Lincoln reiste in Gesellschaft eines einzigen Begleiters, Oberst Ward Lamon, heimlich nach dem wohlvorbereiteten Plan durch Baltimore, Washington zu. Herr Lamon war ein persönlicher Freund von Lincoln, ein jugendlicher, intelligenter Mann von herkulischer Stärke. Das übrige Gefolge Lincoln's blieb einstweilen in Harrisburg zurück.

Am 23. Februar, Morgens 6 Uhr, gelangte Lincoln mit seinem Begleiter ohne jegliche Schwierigkeit nach Washington. Die Congreß-Mitglieder Seward und Washburn erwarteten ihn am Bahnhof und begleiteten ihn nach Willard's Hotel. Seine Familie und Gefolge folgten direkt von Harrisburg nach Baltimore, so wie das ursprüngliche Programm besagte, und kamen spät Abends in Washington an. Sie wurden jedoch in Baltimore durchaus nicht belästigt, denn die Nachricht war schon überall hin verbreitet, daß Lincoln nicht auf dem Zuge, sondern schon in Washington sei.

Nur eine Woche, vom 23. März bis zum 4. April, stand Lincoln während seines Verweilens im Willard Hotel vor der Inauguration zur Verfügung, während welcher er nach herrschendem Brauch dem scheidenden Präsidenten und seinem Cabinet, sowie dem Congreß, seine Aufwartung machte. Selbstverständlich wurden diese formellen Besuche vom Präsidenten und seinen Rathgebern, sowie von einem Committee des Congresses, alsbald erwidert.

Seine Hauptarbeit jedoch während dieser Zeit war die Revision seiner Inaugural-Adresse. Dies Dokument war allerdings schon in Springfield gefertigt worden; allein die vielen Rathschläge republikanischer Freunde wollten berücksichtigt sein. Besonders war

es Senator Seward, der eine Anzahl Veränderungen vorschlug, welche Lincoln auch der Mehrzahl nach annahm. Seward hatte bis dahin im Congreß beständig die Rolle des Friedensstifters gespielt. Seine Politik bestand darin, dem Drängen der Südlichen, wo immer möglich, nachzugeben, und es war bei ihm dahin gekommen, daß er sich gewissermaßen für den Bannerträger der Vermittlungsrichtung hielt. Lincoln hatte aber in seiner Adresse einen stramm unionistischen Ton angeschlagen und sich sehr wenig mit wohlklingenden Umschreibungen und Bemäntelungen seines Standpunktes befaßt. Seward glaubte sich daher berufen, die etwas schroffe Stellung Lincoln's durch weitschweifige Phrasen und adjektivischen Schwulst abzumildern. Wie gesagt, nahm Lincoln die meisten dieser Verbesserungen, die sich mehr auf den Schreibstyl, als auf die eigentliche Stellung Lincoln's bezogen, gerne an. Ganz besonders hatte Herrn Seward der Schluß seiner Rede mißfallen, weswegen er zwei verschiedene Schlußarten substituirte, von welchen Lincoln wählen sollte. Lincoln zog den letztern der beiden Paragraphen vor, schrieb ihn jedoch noch einmal um, und zwar so, daß der von Seward etwas breit ausgesprochene poetische Zug in schöner gedrungener Form wiedergegeben wurde.

Die letzten Amtshandlungen Buchanan's waren beinahe bedeutungslos und die letzten Congreßverhandlungen hatten ebenfalls auf die neue Administration vorläufig keinen Bezug. So war also an der Inaugural-Adresse weiter nichts mehr zu ändern. Der große Tag, an welchem die republikanische Herrschaft sich wieder auf den Thron setzten sollte, traf endlich ein. Die Vorbereitungen zu diesem außergewöhnlichen Inaugurations-Feste waren den Verhältnissen gemäß außerordentlicher Art. Vor Allem waren es ausgedehnte Sicherheitsmaßregeln gegen irgend einen Attentats-Versuch, die getroffen wurden. Auf General Scott's Anordnung wurde nicht nur die ganze Fest-Prozession mit Militär gedeckt, sondern es wurden auch auf den Häusern von Pennsylvania Avenue und anderen Straßen, wo der Zug passiren sollte, Scharfschützen aufgestellt, mit dem strengen Befehl, irgend einen "would be" Attentäter niederzuschießen. Die Kreuzungen der Pennsylvania Avenue wurden mit Cavallerie-Posten besetzt und an den Stufen des Capitols ward ein Bataillon District of Columbia Truppen aufgestellt. In den Flügel-Fenstern des Capitols selbst befanden sich ebenfalls Scharfschützen fertig zum Anschlag.

Um 12 Uhr löste sich die Congreß-Sitzung auf, und Präsident Buchanan, der bis dahin im Capitol verweilt hatte, fuhr sofort in Begleitung des Senat-Committees zum Willard Hotel. Hier angekommen, eskortirte er den erwählten Präsidenten zu seiner Equipage, nahm selber Platz an seiner Seite, und der Zug setzte sich in Bewegung, dem Capitol zu. Im Sitzungssaal des Senats wurde sogleich die Beeidigung des Vize-Präsidenten vorgenommen. Sodann wurde Lincoln durch den Capitol-Corridor zum östlichen Portal des Gebäudes eskortirt, wo eine ungeheure Menschenmenge seiner wartete. Sämmtliche hohe Beamte, Congreßmänner und Senatoren nahmen ihre Sitze ein und ein gellendes Hurrah erdröhnte, als Lincoln, von Senator Baker vorgestellt, auf der Platform erschien. Als der Lärm etwas nachgelassen hatte, trat Lincoln vor und verlas seine Adresse in festem, klarem Ton.

Ohne auf den Wortlaut derselben genau einzugehen, seien hier nur Hauptpunkte aus derselben kurz berührt.

Im ersten Theil seiner Rede weist Lincoln auf die Befürchtungen des Südens hin, die derselbe beim Eintritt der republikanischen Administration hege und weist dieselben als grundlos ab. Auf seinen eigenen Standpunkt Bezug nehmend, citirt er eine Stelle aus einer seiner früheren Reden, in welcher er erklärt, keineswegs gegen den Fortbestand der Sklaverei in den Staaten, wo sie schon eingeführt sei, agitiren zu wollen. Er verbreitet sich hierauf über die Angelegenheit der Sklaverei vom Standpunkte der Constitution. Ferner spricht er von der hohen Bedeutung der Union, von der Gefahr, die ihr droht, von seiner schweren Stellung gegenüber dieser Gefahr, von der Unerhörtheit des Rechtes einzelner Staaten, diesen Staatenbund zu zerstören. Er spricht ferner über den Vorwurf der Süd-Staaten, daß sie in ihren constitutionellen Rechten beeinträchtigt würden, und erklärt dieselben als unbegründet. Er weist endlich auf den eigentlichen Meinungsunterschied der feindlichen Parteien hin, wenn er sagt: „Einige unter uns glauben, die Sklaverei sollte ausgedehnt werden und Andere wieder glauben das nicht."

Hierauf wirft er die Frage auf, ob denn Trennung die allgemeinen Zustände bessern würde und zeigt in Verbindung damit die Nothwendigkeit der Einigkeit. Sodann schließt er mit folgenden Worten:

„Theure Landsleute insgesammt! Ueberlegen Sie sich diese ganze Angelegenheit in ernster, aber maßvoller Weise. Indem Sie so Zeit gewinnen, kann nichts von Bedeutung verloren gehen. Wenn Manche von Ihnen ein Ziel verfolgen, das Ihnen zur unüberlegten Eile Veranlassung gab, so wird die Erreichung eines *derartigen* Zieles durch Ueberlegung und Zeitgewinnst allerdings vereitelt werden; aber kein *wünschenswerthes* Ziel wird dadurch unerreicht bleiben. Die Unzufriedenen unter Ihnen haben noch immer die unveränderte Constitution in Händen; und in der heiklen Angelegenheit stehen Ihnen Ihre eigenen Gesetze unter derselben zu Diensten. Die neue Administration hat augenblicklich noch keine Gewalt, weder die eine noch die andere zu ändern. Selbst wenn es ausgemacht wäre, daß Sie, die mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden sind, Recht hätten, so wäre immer noch kein Grund zur Eile vorhanden. Intelligenz, Patriotismus, Christenthum und vor Allem ein festes Vertrauen auf Den, der unser bevorzugtes Land noch nie im Stich gelassen, sind noch immer im Stande, unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten beizulegen.

„In Ihren Händen, meine unzufriedenen Mitbürger, nicht in den meinigen, ruht die hochwichtige Frage eines Bürgerkrieges. Die Regierung wird Sie nicht beunruhigen. Sie können in keinen Conflikt gerathen, es sei denn, Sie stellen sich auf die Offensive. *Sie* haben keinen Eid im Himmel registrirt, der Ihnen die Verpflichtung auferlegt, die Union zu zerstören, während ich hier den feierlichsten Amtseid ablege zur Erhaltung und Bewahrung derselben.

„Ich muß schließen. Wir sind nicht Feinde, sondern Freunde. Wir dürfen nicht Feinde sein. Ob auch die Leidenschaft unser Freundschaftsband etwas straff gezogen, so darf sie dasselbe doch nicht zerreißen. Die zarte Saite der Erinnerung, wie sie von jedem Schlachtfelde und von jedem Heldengrabe aus jedes fühlende Herz und jedes zarte Familienband unseres weiten Landes berührt, wird noch einmal wiederklingen vom hellen Unionsjubel, wenn sie, was sicherlich geschehen wird, von dem besseren Engel unserer Natur sanft berührt wird."

Ein lautes Hurrah erfolgte auf die letzten Worte. Oberrichter Taney erhob sich, der Clerk öffnete die

Bibel, und indem Lincoln seine Hand auf dieselbe legte, sprach er den folgenden Amtseid:

„Ich, Abraham Lincoln, schwöre feierlichst, daß ich das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten treulich verwalten und Alles, was in meinen Kräften steht, thun will zur Erhaltung und Bewahrung der Constitution der Vereinigten Staaten."

Eine Kanonensalve donnerte durch die Luft. Bürger Buchanan und Präsident Lincoln bestiegen noch einmal die Equipage; die Eskorte brachte die Beiden nach dem Weißen Hause und man schied beiderseitig mit den besten Wünschen.

Kirche und Welt. — Eine kurze Predigt in Versen.

Für Haus und Herd frei nach dem Englischen von

Dr. F. O. Zesch.

Vor Zeiten wandelten Kirche und Welt
In weit getrenntem Geleis.
Es sang die Welt ihr Schelmenstück,
Die Kirche Jesu Preis.

Nicht lange währt's, so ruft die Welt:
„Was gehst du so allein
Und hältst dich fern und stellst dich fremd?
Komm, laß uns Freunde sein!"
Die Kirche zog die keusche Hand
Tief in's Gewand zurück.
Unwillig schüttelt sie das Haupt
Und sagt mit ernstem Blick:
„Kein Bund sei zwischen mir und dir;
Getrennt sei uns're Bahn!
Zum ew'gen Tode zieht es dich,
Mich zieht es himmelan."

Doch jene schmeichelt: „Sei nicht bös,
Mein Rath war gut gemeint.
Sieh nur, wie goldig hell und klar
Bei mir die Sonne scheint.
Du dauerst mich. Auf rauher Bahn
Dein müder Fuß sich quält,
Und hier sind Blumen, frisch und bunt,
Und Freuden ungezählt.
So treib' ich fröhlich in die Flucht
Der Sorgen düst'res Heer —
Du gehst bedrückt, gedankenvoll,
Das Aug' oft thränenschwer.
Du gute Thörin, folge mir!
Komm, gib den Grillen Lauf!
Mein Weg ist breit; so bietet er
Uns beiden Raum vollauf."

Und siehe: Zögernd, zaghaft folgt
Die Kirche der lockenden Welt,
Und eh' man's dachte, war sie ihr
Als Freundin zugesellt.
Ist's nicht ein wunderliches Bild,
Die beiden Hand in Hand? —

Bald hebt die Welt von Neuem an:
„Wie schlicht ist dein Gewand,
Wie ärmlich schreitest du einher
Und edlen Schmuckes bar!
Ich schmücke mit Gold und Seide dich
Und flechte dir Perlen in's Haar."
Die Kirche mustert ihr einfach Kleid,
Der Freundin blendende Pracht —
Sie merkt erröthend den Abstand, fühlt
Das spöttische Lächeln und sagt:
„Du urtheilst recht; ich möchte wohl
Gefallen und blenden gleich dir."
Sie leget die weißen Gewänder ab,
Und von der Welt dafür
Sie kostbare Stoffe, Goldgeschmeid'
Und Rosen und Perlen nimmt,
Und über die Stirne legt sie das Haar
In zierliche Locken gekrümmt. —

Die Freundin ruft entzückt: „Wie sehr
Du dich verändert hast!
Nun frisch an's Werk! Du brauchst ein Haus,
Das besser für dich paßt.
Die alte Wohnung — nimmermehr
Kann sie genügen dir,
So düster, nackt und freudenleer,
So kalt — mich fröstelt's schier."
Bald hatte die Kirche ein prächtig Haus
Wie ihre Freundin gewollt.
Das glänzt und gleißt von Decke und Wand
Und strahlt in Purpur und Gold.
In weichen Teppich senkt der Fuß
Sich sanft und hörlos ein;
Zur Ruhe laden rings umher
Gepolsterter Sessel Reih'n. —
Der Kirche Kinder jubeln laut
Der neuen Herrlichkeit;
Die kluge Mutter erntet Lob
Und Dank von weit und breit.
Nun feiert man Feste in rauschender Lust,
Vergißt des Lebens Last,
Und gerne kommt die üppige Welt
Mit ihren Kindern zu Gast.
Es athmet eitel Lust und Glanz
Der Kirche stolzes Haus —
Nur Arme und Dürftige schämen sich
Und ziehen still hinaus. — —

Der Engel der Gnade flog bang' vorbei;
Er flüstert der Kirche in's Ohr:
„Ich weiß deine Sünde, ich weiß deine Schuld!"
Da schreckt, wie im Traum, sie empor,
Gedenket mit Seufzen vergang'ner Zeit,
Ruft weinend die Kinder herzu;
Doch hatten die Kinder, weitverstreut,
Zum Hören wenig Ruh.
Der Eine lauscht im Opernhaus
Entzückendem Gesang,
Der And're grad' im Freundeskreis
Den vollen Becher schwang,
Der Dritte im Prozesse lag
Und hatt' vollauf zu thun,
Noch And're ließ die wilde Jagd
Nach Geld und Gut nicht ruh'n.

Die Welt ruft tröstend: „Störe nicht
Der Kinder harmlos Spiel!
Kommt Zeit, kommt Rath. Sie finden schon
Von selbst das rechte Ziel." —
Der Kirche Thränen stillen sich;
Sie lächelt wieder und singt
Und freut der Blumen sich, die ihr
Die Welt entgegenbringt.
Und wie sie tändelt und scherzt und spielt

Mit der Welt im innigen Bund,
Geh'n unbewacht und ungewarnt
Millionen Seelen zu Grund. —

„Wie sind deine Diener so täppisch und derb
Und sprechen dem Anstand Hohn,"
Ruft spottend die Welt. „Eine zarte Natur
Erschrickt vor dem finstern Ton.
Sie reden vom Feuer, das nicht erlischt
Und halten uns Sünden vor —
Dergleichen ist gegen den guten Geschmack
Und verletzt ein gebildetes Ohr.
Ich sende dir Leute von besserm Takt,
Geistsprühend, schmiegsam und flott.
Der alte, finst're Höllenwahn
Ist längst der Klugen Spott.
Gott ist die Liebe, reich an Gnad',
Vergebung und Geduld —
Das will ich hören, aber nichts
Von Furcht und Sündenschuld!"
Sie füllt mit Dienern nach ihrem Sinn
Der Kirche Haushalt an,
Und — wer nur recht zu schmeicheln wußt',
Ward ein gesuchter Mann.

Die list'ge Freundin läßt nicht nach;
Sie thut der Kirche schön
Und lobt und schmeichelt immer mehr.
„Nur Eins noch möcht' ich seh'n,"
Sagt sie zuletzt. „Du warst von je
Den Armen zugeneigt,
Hast Kleidung, Brod und Obdach wohl
Schon Tausenden gereicht.
Doch ist das klug? Hat Gott nicht selbst
Bestimmt des Menschen Loos?
Der Kluge sorgt für sich, der Thor
Gibt sich für And're bloß.
Sei klug! Verschön're lieber dir
Den eig'nen Haushalt. Nie
Gewinnst du meine Kinder ganz,
Wenn du nicht prunkst, wie sie." —
Der böse Rath fand gute Statt;
Die Kirche hört ihn gern
Und hält so viel als möglich sich
Der Noth der Armen fern.
Vor Zeiten ward Barmherzigkeit
Ihr schönster Ruhm genannt,
Nun buhlt sie um der Reichen Gunst
Und jagt nach ird'schem Tand.

Es ist vollbracht! Kein Unterschied
Trennt Welt und Kirche mehr;
In vollster Herzenseinheit geh'n
Gleich Schwestern sie einher,
Und fröhlich rühmt die Kirche sich
Mit selbstzufried'nem Blick:
„Nun bin ich reich und satt, bedarf
Nichts mehr zu meinem Glück!"
Die Freundin hört's mit Lust; Triumph
Auf ihrem Antlitz lag.
Sie jubelt still: „Die Kirche fiel
Und rühmt sich ihrer Schmach!" — —

Der Engel tritt vor den Gnadenthron
Und nennet klagend und leis
Der Gefallnen Namen. In Scham und Schmerz
Verstummet der Sel'gen Preis.
Und eine Stimme vom Throne her
Des Himmels Schweigen bricht:
„Ich weiß deine Sünde: Du nanntest im Wahn
Dich reich und wußtest nicht,
Daß du bist elend und jämmerlich,
Prunkend mit Schein und Trug. —
Fahr' hin! Dein edler Name sei
Getilgt aus des Lebens Buch!"

Schreckliche Zustände unter den Indianern in Alaska.

Für Haus und Herd von W. A.

Folgendes ist ein Auszug aus einem Buche über Alaska von Rev. Sheldon Jackson.

Wie unter allen barbarischen Völkern die schwerste Bürde auf das weibliche Geschlecht fällt, so auch bei den verschiedenen Indianer-Stämmen in Alaska. Der weibliche Kindermord ist unter etlichen Stämmen gebräuchlich. Manche arme Mutter hat mir gesagt, daß sie ihr Kind tödtete, um es vor dem Elende zu bewahren, welches sie selbst zu leiden hatte. Schon in früher Kindheit werden die Mädchen zuweilen weggegeben oder mit ihren künftigen Männern verlobt, und mit zwölf oder vierzehn Jahren werden sie oft verkauft. Für etliche Decken verkauft die Mutter ihre eigene Tochter zu schändlichen Zwecken.

Nach der Heirath sind sie praktisch die Sklaven ihrer Männer. Bei etlichen Stämmen stellt der Mann ihre Person dem Besucher, Reisenden oder Gast zur Verfügung. Im südlichen Alaska werden sie zuweilen zu unmoralischen Zwecken in die Minen gesandt, während der Mann daheim, auf der faulen Haut liegend, vom Lohn der Schande lebt. Ein Chief sagte mir: „Weibliche Personen sind gemacht, zu arbeiten; Eine verrichtet mehr als zwei Männer."

Männer, die im Kriege gefangen werden, werden gewöhnlich getödtet oder aufgehoben für die Tortur, aber die Weiber werden behalten als Lastthiere und oft auf's Unmenschlichste behandelt. Ihres Herrn Gewalt über sie hat keine Grenzen. Er kann sie ganz nach Belieben foltern oder tödten. Stirbt der Herr, so werden zuweilen eine oder mehrere von ihnen getödtet, damit sie ihm dienen in der andern Welt. Die Vielweiberei mit all' ihren Uebeln ist gebräuchlich unter mehreren Stämmen. Diese

Weiber sind oft Schwestern; mitunter sogar hat ein Mann seine eigene Mutter und Tochter unter seinen Weibern. Gebiert die Frau eines Mannes blos Töchter, so vermehrt er seine Weiber so lange, bis er Söhne hat.

Am oberen Yukan vermehrt ein Mann seine Weiber, wie ein Farmer seine Ochsen. Je mehr Weiber er hat, desto mehr können sie ihm Fleisch herbei schleppen, Holz hauen und Lasten tragen. Im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren werden die Mädchen der Qual des Tättowirens unterworfen. Und nicht genug damit: das Gesicht wird mit verschiedenen Farben bestrichen, ein Halsband von Kupferdraht angelegt, das Gesicht mit einer lächerlichen hölzernen Maske bedeckt, Glieder und Brust werden durch Messerschnitte mit Narben bedeckt, Nase, Ohren und Kinn werden durchbohrt und die Löcher mit Knochen, Muscheln und Kupferstücken ausgefüllt und diese mit Gewicht beschwert. Vornehme (!) Weiber haben zuweilen so viel als sechs Verzierungen am Kinn.

Unter etlichen Stämmen ist es Gebrauch, wenn der Mann stirbt, die Frau zu zwingen, seinen brennenden Scheiterhaufen zu besteigen, sich auf den Leichnam zu werfen und zu verbleiben, bis ihre Haare vom Kopfe weggebrannt sind und sie am Ersticken ist. Dann wird ihr erlaubt herabzuwanken, wird aber gezwungen, ihre Hand wiederholt durch die Flamme auf des Mannes Brust zu legen, als Zeichen ihrer Hingabe an ihn. Wenn wegen Schmerz oder Ohnmacht sie unfähig, die Ceremonie zu vollbringen, so wird sie von Andern aufgehoben und fortgeschoben, das Geschrei ihrer Qual wird übertönt von dem wilden Lärm des Gesangs und der Trommeln. Zum Schluß wird die Asche in einen kleinen Sack gefaßt, den dann die Wittwe an eigener Person zwei Jahre zu tragen hat. Während dieser Zeit hat sie blos Lumpen für ihre Kleidung und wird als Sklavin behandelt. Wenn der Verstorbene mehrere Weiber hatte, so werden diese neben der Leiche aufgestellt und müssen ihre Häupter auf dieselbe legen, und sie müssen in der Stellung verbleiben, bis ihr Kopfhaar weggebrannt ist. Erst wenn beinahe erstickt und besinnungslos, dürfen sie das Haupt aus dem Feuer ziehen, müssen aber von Zeit zu Zeit mit der einen oder anderen Hand den Leichnam berühren, bis derselbe vom Feuer verzehrt ist. Darauf wird die Asche unter ihnen vertheilt.

Zur Bestätigung des Obigen sagte der christliche Capitän eines Wallfischfängers in den Gewässern Alaska's, an einer Missionsversammlung in New York: „Ich habe Alles, was Bruder Scheldon Jackson über Alaska publicirt hat, gelesen und ich weiß nur einen Fehler, den er machte: er sagt nicht genug; er hat die moralische Versunkenheit dieser Indianer nicht zur Hälfte geschildert."

Jedoch unter dieser verkommenen und mißhandelten Menschenklasse hat Jesus schon lebendige Zeugen seiner rettenden Liebe. So sagte Eine dieser: „Ich geh höre Flah (einen bekehrten Indianer) predigen. Er betet und bekommt was er betet für. Ich denke, ich auch beten. Gott hörte mich; dann war ich glücklich. Ich all mein böses Herz wünsche Jesu zu geben und er nimmt es." Eine Andere sagte: „Es ist meine Freude Jesum zu lieben. .... Trage meine schwere Bürde zu ihm und bitte ihn alle meine Sünden zu vergeben." Eine Andere: „Als ich beinahe versunken war im Abgrunde des ewigen Feuers, Christus erbarmt sich meiner und stirbt um mich zu retten. Ich will nun nicht mehr im verkehrten Wege gehen." Eine Andere: „Ich fühle betrübt, daß vorhin ich immer ungehorsam war gegen Gott, aber jetzt preise ich meinen Heiland, weil er stirbt für mich. Jetzt ich sein Gesicht nicht mehr verunreinigen will. Vier Jahre nun ich habe geglaubt an Gott."

Die W. F. M. S. unserer Kirche beabsichtigt ein Heim in Alaska zu errichten, um versprechende Indianer-Mädchen heranzubilden als Lehrer und Missionare unter ihrem Volke, und macht deßhalb Ansprüche auf Hülfe.

Das christliche Haus.

Für Haus und Herd von Dr. C. F. Paulus.

I.

Die Ehegatten.

Die Familie oder, um mit der hl. Schrift zu reden, das Haus bildet die Grundlage des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Aus dem Hause haben sich die größeren Gesellschaftsorganismen der Kirche und des Staates entwickelt, und fort und fort bildet der Einfluß des Hauses die Basis aller sozialen Erziehung der Einzelnen für Kirche und Staat. Der Zerfall des häuslichen Lebens zieht daher nothwendig auch den Zerfall der Kirche und des Staates nach sich, während andererseits ein Wiederaufbau eines zerrütteten Volksthums immer noch möglich ist, so lange das Familienleben ein verhältnißmäßig reines und gesundes bleibt. Die sicherste Pflegestätte eines gesunden Familienlebens aber ist das christliche Haus.

Dies bezeugt uns die Geschichte der christli-

chen Kirche auf jedem Blatte. Ueberall, wo das Christenthum zu einer das Leben beherrschenden Macht geworden ist, da weicht die Unkeuschheit und Schamlosigkeit des Heidenthums der frommen Zucht und Sitte, da kommt die Heiligkeit der Ehe zu ihrem Rechte, da begegnen uns jene edlen Frauen und Mütter, welche selbst ihren heidnischen Zeitgenossen Bewunderung abnöthigten und jene heiligen Familien, die mit Recht eine Hütte Gottes bei den Menschen, ein Himmel auf Erden genannt worden sind. Wo dagegen der Geist des Christenthums keinen Eingang in den Herzen seiner Bekenner gefunden hat, da treten uns leider auch heute noch mitten in der christlichen Culturwelt Erscheinungen entgegen, welche an den Zerfall des Familienlebens im Heidenthum erinnern; und diese Erscheinungen werden um so häufiger, je mehr der Abfall vom Glauben zunimmt und die Herrschaft des Materialismus unter der Masse des Volkes um sich greift.

Den Anfang jedes Hausstandes bildet die **Ehe**. In der christlichen Ehe beruht die gegenseitige Liebe und Hingebung der Gatten nicht bloß auf dem sinnlichen Wohlgefallen, sondern auf der Harmonie der Seelen und der Erkenntniß des sittlichen Werthes der geliebten Person. Darum trägt die Liebe christlicher Ehegatten eine Ewigkeit in sich und wird je länger, desto reiner und kräftiger. Da sie in der Hingabe der ganzen Persönlichkeit an den geliebten Gatten besteht, schließt sie jede andere Beziehung gleicher Art aus. „Willst du ein ganzes Herz, so gieb ein ganzes Leben.“ Die Vielweiberei ist mit der zur wahren Liebe nothwendigen Hochachtung der Frau so gut wie unvereinbar, und der Begriff der gegenseitigen Treue hat im Haushalt eines Mormonen kaum einen Sinn. Die christliche Ehe muß nothwendig monogamisch sein.

Aus dem sittlichen Wesen der Ehe folgt auch die Unauflöslichkeit derselben. Daß der christliche Staat um der Herzenshärtigkeit seiner Bürger willen die streng biblische Auffassung der Ehe nicht festhalten kann und verschiedene Ehescheidungsgründe gelten lassen muß, ändert an der sittlichen Unauflöslichkeit der Ehe nichts. Wer eine Ehe schließt, der schließt sie für das ganze Leben; und nur durch den Tod kann das Band, das ihn an den Gatten knüpft, ohne Sünde wieder gelöst werden.

„D'rum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“

Die Wahl des Gatten ist unstreitig einer der folgenschwersten Schritte, welche der Mensch im Leben thun kann. Daher wird ein Christ, der ja gewohnt ist, sein ganzes Leben unter die Leitung der göttlichen Vorsehung zu stellen, diesen so wichtigen Schritt nie ohne Gebet und ernste Selbstprüfung thun. Er wird sich daher auch bei seiner Wahl nicht durch untergeordnete Motive, wie die Schönheit der Gestalt, den Reichthum oder die gesellschaftliche Stellung der geliebten Person bestimmen lassen, sondern vor Allem darnach fragen, „ob sich das Herz zum Herzen findet,“ d. h. ob er auf Grund der Zusammenstimmung nicht nur der Gesinnung und des Charakters, sondern auch der verschiedenen Gemüthsart die Hoffnung hegen darf, in Verbindung mit dem erwählten Gatten ein Liebesglück zu erringen, welches Jugend und Schönheit überdauert und ihm durch alle Wechselfälle des Lebens nicht geraubt werden kann.

Zwar bleibt die Eheschließung in allen Fällen ein Akt des Vertrauens, aber wo die rechte Liebe vorhanden ist, des freudigen Vertrauens. „Nun“—dies etwa ist die Stimmung der liebenden Braut, wenn sie vor dem Traualtar steht — „nun habe ich ihn gefunden, den ich über alle Anderen lieben, dem ich angehören will mein Leben lang.“ In dieser Stimmung legt sie gläubig und vertrauend das Schicksal ihres Lebens in des starken Mannes Hände und spricht: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin; wo du bleibest, da bleibe ich auch; dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott; der Tod muß dich und mich von einander scheiden.“ Gläubig und vertrauend knüpft aber auch der Bräutigam das Geschick seines Lebens an die Braut; im Vertrauen, daß er in ihrer Liebe sein höchstes Erdenglück finden werde, theilt er Alles mit ihr, was er besitzt: Vermögen, Lebensstellung, ja, den Namen selbst. Von einer solchen Ehe, bei welcher dann auch die Gatten einander gegenseitig als Geschenk Gottes betrachten, kann in Wahrheit gesagt werden, daß sie „im Himmel geschlossen“ worden sei.

Das christliche Haus ist eine Stätte des Friedens und des stillen Glückes, wo das Wort Gottes reichlich wohnt und der Weihrauch des Gebetes täglich aus dankbaren Herzen zum Himmel emporsteigt; es ist der sichere Hafen, in welchem der Mann, von der schweren Berufsarbeit ermüdet, Ruhe findet und im Kreise der geliebten Seinen die Sorgen und Mühen des Lebens vergißt; es ist die Stätte, wo die christliche Frau mehr als an einem anderen Orte ihres schönen Berufes wartet und „himmlische Rosen in's irdische Leben“ flicht.

Aber was das christliche Haus zur Wohnung des Glückes macht, das ist die gegenseitige, durch die gemeinsame Liebe zu Gott geheiligte Liebe

der Gatten, welche ihr höchstes Erdenglück darin suchen und finden, einander glücklich zu machen. Die Frau, die nach geschlossenem Ehebunde sich ruhig hinsetzt, die Hände in den Schooß legt und zuwartet, bis der Gatte sie glücklich mache, wird lang zu warten haben, und ebenso der Mann, der das Gleiche von seiner Gattin erwartet. Die wahre Liebe findet ihre Seligkeit im Geben, nicht im Nehmen.

Darum kann unter wahrhaft christlichen Eheleuten auch kein Streit darüber entstehen, wer zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Zwar schreibt der Apostel Paulus, Eph. 5, 24: „Die Weiber sollen ihren Männern unterthan sein in allen Dingen," aber er setzt dann sogleich hinzu: „Ihr Männer aber liebet eure Weiber, gleich wie Christus die Gemeine geliebet hat und hat sich selbst für sie dahingegeben." Wo diese sich selbst aufopfernde Liebe zu dem Weibe im Herzen des Mannes wohnt, da ist das Weib nicht wie im Heidenthum die Magd oder Sklavin, sondern die „Gehülfin" des Mannes, „die um ihn ist," und in deren Beglückung er selbst sein höchstes Erdenglück findet.

Geht es auch in den besten Ehen ohne Unvollkommenheiten und mancherlei Verdunkelung des gewöhnlichen Sonnenscheins und Friedensglückes nicht ab, so wird doch eine Verständigung um so leichter wieder gefunden, eine dauernde Enttäuschung und Entfremdung um so kräftiger abgewehrt, je klarer sich die Gatten ihres himmlischen Berufes bewußt sind und je ernstlicher sie darnach streben, in ihrem ganzen Leben dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters ähnlich zu werden. Ruht doch jede wahre Liebe auf gegenseitiger Achtung, und diese wächst in dem Grade, in welchem wir ein wahrhaft frommes Herz und das redliche Verlangen, Gottes Willen zu thun, an einander wahrnehmen. Schwindet dann auch manches Ideal, das wir in die Ehe mitgebracht, kommt auch mancher Fehler zum Vorschein, der uns vorher verborgen geblieben, so werden diese Täuschungen doch mehr als aufgewogen durch den Reichthum der gegenseitigen Liebe, Treue, Aufopferung und Geduld, welcher sich uns von Tag zu Tag mehr erschließt. Ein treues Menschenherz ist der größte Schatz, den wir auf Erden unser nennen können; aber diesen Schatz lernen wir erst im Verlaufe des an Prüfungen reichen Ehelebens in seinem ganzen Werthe kennen.

Je größer der Werth treuer ehelicher Liebe ist, um so sorgfältiger haben christliche Ehegatten Alles zu meiden, was gegen diese Liebe streitet. Das ist aber im Grunde nichts anderes, als die Selbstsucht oder die Sünde in ihren verschiedenen Aeußerungen. Als besonders gefährliche Klippen des ehelichen Glückes auch für christliche Gatten sind vornehmlich die Empfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Verschlossenheit zu nennen, welch' letztere immer ein Zeichen des Rückgangs in der Liebe ist, die ja eben in der offenen Selbstmittheilung besteht.

Im Kampfe mit der Sünde sollen christliche Ehegatten einander gegenseitig unterstützen durch Mahnung, Warnung, Aufmunterung und Fürbitte. Das wäre nicht die rechte Liebe, welche aus falscher Weichlichkeit die Sünde am Anderen ungerügt ließe, und auch das wäre nicht die rechte Liebe, welche solche Rüge nicht vertrüge, sondern mit Empfindlichkeit beantwortete. Christliche Eheleute sollen einander „Gehülfen der Seligkeit" sein. Dazu bedürfen sie der Gnade und Weisheit von oben, welche sie sich im Gebet erflehen müssen.

In der Erfüllung ihres irdischen Berufes sehen christliche Eheleute eine ihnen von Gott gewordene Aufgabe. Daher widmen sie sich demselben mit Gewissenhaftigkeit und treuem Fleiß und freuen sich ihres Erfolges mit kindlicher Dankbarkeit gegen ihren himmlischen Vater, von dem ja auch der Segen im irdischen Berufe kommt. Dabei bleiben sie jedoch stets des Wortes Jesu eingedenk: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen;" und dieses Trachten „nach dem, das droben ist," bewahrt sie vor Eitelkeit, Luxus, Genußsucht und Verschwendung, wie vor schmutzigem Geiz und herzloser Habsucht.

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In Deiner Liebe eines Geistes sind,
Als Beide eines Heils gewürdigt, Keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt,
Wo Beider Herzen Dir entgegenschlagen,
Und Beider Augen auf Dich seh'n,
Wo Beider Lippen Dein Gebot erfragen,
Und Beide Deines Winks gewärtig stehn.

Wo kommen die Steinkohlen und das Petroleum her?

Für Haus und Herd von H. Sch.

Das Vorkommen der Steinkohlen-Lager wurde bekanntlich bisher durch den allmähligen Untergang einer vorweltlichen, äußerst üppigen Pflanzenwelt erklärt. Auf Grund neuerer Forschungen und genauer Berücksichtigung der das Vorkommen der Steinkohlen begleitenden Umstände ist man aber zu

der Ansicht gelangt, daß die unterirdischen Vorräthe von Asphalt, Erdpech und andern bituminosen Stoffen, sowie die natürlichen Quellen brennbaren Gases nicht von untergegangenen organischen Gebilden herrühren, sondern daß dieselben unmittelbar aus den sie bildenden Urelementen, Kohlenstoff und Wasserstoff, gebildet worden sind und höchst wahrscheinlich noch fort und fort gebildet werden.

Die bisher als Erzeugnisse des organischen Lebens betrachteten Kohlenwasserstoffe sind also wahrscheinlich schon bei dem ursprünglichen Bildungs-Prozesse des Sonnen-Systems vorhanden gewesen oder doch dabei mit entstanden, in Folge rein chemischer Wirkungen.

In der That sprechen die mittels der Spektralanalyse gewonnenen Erfahrungen für diese Ansicht, denn im glühenden Sonnenball unseres Systems, in den dazu gehörigen Planeten, ferner aber auch in anderen Gestirnen und selbst in den aus den unermeßlichen Weiten des Weltraumes schimmernden Lichtnebeln hat das, unser Wahrnehmungsvermögen auf das Aeußerste schärfende, Spektroskop Kohlenwasserstoffe durch die ihrem glühenden Zustande eigenthümlichen Lichtlinien deutlich erkennen lassen.

Mit dieser Annahme des ursprünglichen Vorhandenseins des Kohlenstoffes und seiner Verbindungen läßt sich auch das Vorkommen der gewaltigen Petroleummassen, für deren Entstehung durch organische Wesen keine wahrscheinliche Grundlage gefunden werden konnte, in sehr überzeugender Weise erklären. Die Ursache davon ist in den im Erdinnern vorkommenden kohlenstoffhaltigen Eisenmassen zu suchen, deren reichliches Vorhandensein Capitän Nordenskjöld in den Polar-Regionen nachgewiesen hat.

Durch die Einwirkung von Kohlensäure und Wasserdampf, unter Mitwirkung von schwefligen Dämpfen, ist das Petroleum höchst wahrscheinlich gebildet worden, und seine Bildung auf diese Weise geht fort und fort noch immer vor sich.

Versuche haben gezeigt, daß durch Einwirkung schwacher Säuren auf Gußeisen, künstlich eine dem Petroleum ganz entsprechende Substanz gebildet werden kann. Auf dieser Thatsache fußend, hat der berühmte russische Chemiker Mendeljiff die Entstehung der unermeßlichen Petroleum-Vorräthe des Kaukasus und Nordamerika's auf die bezeichnete Ursache zurückgeführt.

Aus weiteren Versuchen hat sich ergeben, daß unter Umständen, wie solche in Amerika und auch anderwärts, wie in China, vorhanden sind, eine fortwährende Rückbildung von Kohle aus den mächtigen Schichten des kohlensauren Kalkes vor sich gehen kann. Man hat in Bezug darauf berechnet, daß aus einer Kubik-Meile Kalkstein über achtzig Millionen Tonnen Kohle ausgeschieden werden können.

Bezüglich des mit gewissen fetten Kohlensorten nahe verwandten Asphaltes ist zu bemerken, daß die frühere Annahme, derselbe sei durch Verwesung von Muschelthieren entstanden, im Lichte der neueren Forschungen als haltlos erscheint. Die Massen des Asphaltes sind viel zu groß und der Gehalt der Muschelthiere an öligen Stoffen viel zu gering, als daß einer derartigen Bildungsweise eine Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen wäre. Manche Steinkohlensorten zeigen mit dem Asphalt große Verwandtschaft und unter dem Mikroskop selbst ist keine Spur von pflanzlicher Bildungsweise darin zu entdecken, sondern das Aussehen ist pechartig, gleich festgewordenem Steinkohlentheer.

Aus der Menge dieses pechartigen Kohlenstoffes, wie er in den Anthracitlagern Pennsylvanien's und China's vorkommt, muß geschlossen werden, daß wenigstens der größte Theil davon ursprünglich als unorganische, aus den Urelementen unmittelbar gebildete Masse vorhanden war, und daß die darin hier und da eingeschlossenen Ueberreste einer urweltlichen Vegetation nicht die Grundsubstanz dieser Kohlenflötze abgegeben haben, sondern daß die Riesenstämme der Kolomiten und Sigilarien von der einst breiartigen, aus der Erdtiefe hervorquellenden Masse nach vorhergegangenen Bodensenkungen eingebettet worden sind.

Aehnliche Bodensenkungen, wie sie bei der Bildung der Kohlenmulden vorauszusetzen sind, fanden auch in neuerer Zeit statt, so z. B. 1811 im südlichen Missouri-Gebiet, wo über hundert englische Quadratmeilen theilweise mit Baumwuchs bedeckten Landes in die Tiefe sanken, so daß die höchsten Baumwipfel unter die Oberfläche hinab gingen.

Die in Amerika zu Tage tretenden unterirdischen Gasquellen fließen so reichlich, daß man wohl eine fortwährende Gaserzeugung annehmen muß. Manche Gasbrunnen im Mississippithale sind schon mehr als zwanzig Jahre in ungeschwächtem Betrieb und bei anderen, wo der Gasausfluß nachließ, hat man die frühere Kraft der Quelle durch Dynamit-Sprengung wieder erweckt. Die amerikanische Industrie macht von diesen Gasquellen einen sehr vortheilhaften Gebrauch.

Seit zwei Jahren sind die Glühöfen von mehr als achtzig Walzwerken und außerdem viele Glashütten und andere Fabriken für Gasfeuerung eingerichtet worden.

Auch zum häuslichen Heizen und Kochen findet dies Gas als höchst bequemes und reinliches Brennmaterial vielfach Verwendung. Aus alledem scheint hervorzugehen, daß in der unermeßlich reichen, geheimnißvollen Werkstätte der Natur fort und fort die Kräfte zum Nutzen des Menschengeschlechts thätig sind, und daß höchst wahrscheinlich bis zu der Zeit, wo die jetzt vorhandenen Vorräthe des unterirdischen Brennmaterials ausgebeutet worden sind, neue Vorräthe für künftige Geschlechter sich gebildet haben werden.

Der Mann mit den wunderbaren Büchern

oder

Die Kraft des Wortes Gottes.

Aus dem Englischen für Haus und Herd von G. Guth.

„Sind Sie der Mann mit den wunderbaren Büchern und haben Sie wohl noch welche in Ihrem Besitz?"

Etwa ein halbes Dutzend Männer richteten diese Frage gleichzeitig an mich auf einer Anhöhe in der Nähe eines Städtchens im nördlichen Theil des Reiches Hyderabad, in Indien. Ich war meiner Reisegesellschaft vorausgeeilt, um einen geeigneten Ort zur Rast ausfindig zu machen. Die Männer hatten mich auf meinem Pferde mit dem doppelten Schirm, zum Schutz vor der Sonnengluth, vom Dorfe aus erblickt und waren mir mit obiger Frage entgegen gekommen. „Brüder," lautete meine Antwort, nachdem ich sie nach Landessitte gegrüßt hatte: „Brüder! Könnt Ihr mir einen Ort vor dem Dorfe anweisen, von Schattenbäumen umstanden, wo ich mein Zelt aufschlagen und ausruhen könnte, denn der Tag ist heiß und ich bin müde von der langen Reise." Ohne jedoch auf meine Frage zu merken, schauten diese Männer zu mir empor, denn ich saß noch auf meinem Pferde, und wiederholten ihre Frage: „Herr, sind Sie der Mann mit den wunderbaren Büchern und haben Sie noch welche in Ihrem Besitz?"

„Welche Bücher meint Ihr denn?" frug ich.

„Einer unserer Nachbarn ging letzten Mittwoch nach Santatópe zum Jahrmarkt, dort war ein Ausländer mit Büchern, welche eine neue Religion lehren. Der Ausländer redete zu den Leuten von der neuen Religion. Unser Nachbar hat den Mann weder gesehen noch gehört, was er zu sagen hatte, aber er fand dessen Gehülfen, die Bücher im Markt verkauften. Er kaufte drei Bücher, brachte sie mit nach Hause und — seither wird nichts in unserem Dorfe gethan, als in diesen Büchern gelesen und deren Inhalt besprochen. Sind Sie der Mann, der jene Bücher zum Verkauf ausbot? Haben Sie noch welche bei sich, die wir bekommen könnten?"

Ich hatte dem Jahrmarkt zu Santatópe beigewohnt, denn ich befand mich auf einer Missionstour von mehr denn 1200 Meilen in Mittel-Indien. Ich kam in Gegenden, die von keinem Missionär besucht worden waren, und wo man den Namen Jesu noch nicht gehört hatte. In vielen Dörfern war ich der erste weiße Mann, der seine Erscheinung gemacht hatte. Die Reise währte gegen fünf Monate und ich befand mich bereits zwei Monate unterwegs. Am vergangenen Mittwoch war ich mit meinem Gehülfen nach einer langen Reise, die von früher Stunde bis gegen elf Uhr währte, und durch viele kleine Dörfer führte, wo wir Bücher und Traktate verkauften, im Jahrmarkt angelangt. Hier befanden sich Tausende von Menschen aus allen Gegenden. Ich war sehr besorgt, Gottes Wort unter diese Menschenmenge zu verbreiten. Ich bestieg einen zweiräderigen Karren, stimmte ein christliches Lied in der Landessprache an, welches bald eine Masse von Menschen anzog, darauf las ich einen Abschnitt aus dem Evangelium und predigte ihnen von Jesu. Ich bot ihnen Theile der heiligen Schrift, Bücher und Traktate an, und meine Gehülfen huschten unter den Leuten umher und verkauften eine große Anzahl von Büchern und Traktaten um einen billigen Preis. Am nächsten Morgen setzte ich meine Reise fort. Oft kam mir der Gedanke, während ich auf meinem Pferde durch die vielen Dörfer ritt und missionirte, ob meine Arbeit auch wohl Früchte aufweisen wird? Ich muß gestehen, mein Glaube war oft sehr schwach. Ich hielt mich an keinem Orte lange genug auf, um Gelegenheit zu bekommen, die Frucht meiner Arbeit zu sehen. Nun aber sollte mir diese Frage gelöst werden. Ich frug daher zunächst: „Was für

Bücher waren es denn, und was war ihr Inhalt?"

„Eines hatte den Titel Lúká Suvárta, — das Evangelium nach St. Lukas, — das andere Nistáraratnákara, — die Juwelen-Mine des Heils, — das Dritte Gnánabódha, — geistliche Lehre," lautete ihre Antwort.

Das letzte, geistliche Lehre, war ein Traktat von der Größe eines der Evangelien, in welchem die Unzulänglichkeit des Hinduismus, eine Seele zu retten, bewiesen wird, und die Macht der christlichen Religion auf das Klarste dargethan. Die Juwelen-Mine des Heils, oder das Evangelium im Reim, schildert den Plan der Erlösung in Liedern, die nach den schönsten Melodien des Landes gesetzt sind. Dr. H. M. Scudder ist Autor beider Bücher und werden dieselben von der Amerikanischen Traktat-Gesellschaft herausgegeben. Ich frug daher weiter: „Wovon erzählen denn diese Bücher?"

„Diese wunderbaren Bücher sagen uns, daß es nur einen wahren Gott gibt. Wir wurden gelehrt, daß es dreihundert und dreißig Millionen Götter gibt, aber diese Bücher sagen, es gibt nur einen und dieser ist der Gott der Liebe. — Sie lehren, sobald wir diesen einen Gott erkennen, werden wir sehen, daß wir in Sünden versunken sind, ach, wußten wir denn nicht schon zuvor, daß wir uns nicht erretten und von unseren Sünden los machen können — haben wir es nicht schon lange genug vergeblich probirt? Sie sagen uns, Gott wolle uns erlösen und habe sogar zu diesem Ende seinen Sohn in die Welt gesandt als Erlöser; dieser Jésu Kristu — Jesus Christus — sei wirklich gekommen, geboren von einem Weibe in unserer Gestalt, — und nachdem er den Weg des Heils durch Worte und Wandel gelehrt hatte, und Wunder gethan, wodurch er bewies, daß er der Sohn Gottes, vom Himmel gekommen, ist, habe er sogar sein Leben gegeben als ein Opfer für die Sünde der Welt. Er sei begraben worden, aber am dritten Tage sei er von den Todten auferstanden! — so sagen jene Bücher — Hunderte haben ihn als den Auferstandenen gesehen und erkannt, und später fuhr er auf in den Himmel, wo er jetzt noch ist, und lebt, und wenn wir zu ihm beten, hört er uns, und wenn wir unsere Sünden bekennen und bereuen, und an ihn glauben, vergibt er sie uns; wenn wir zu ihm beten und sagen: O Jesú Kristu, mach mich frei von meinen Sünden, mache mich zu deinem Kinde und wenn ich sterbe, nimm mich auf in deinen Himmel, damit ich bei dir bin, wird er es thun; — jene Bücher sagen so — — wenn wir sterben, kommen wir in den Himmel und sind ewig bei ihm. Herr, sind Sie der Mann, der jene Bücher verkaufte und ist das Alles wahr? Haben Sie noch welche dieser Bücher im Besitz?"

Wer kann die Freude begreifen, welche über mich kam, als ich den Worten jener Männer lauschte, die sie aus den „wunderbaren Büchern" gelernt hatten! Ich vergaß die Leiden und Gefahren meiner Reise. Ich vergaß, daß vor zwei Wochen der Pöbel eines Ortes mich bestürmte und mit Steinen warf, weil ich es gewagt hatte, eine Religion, verschieden von der ihrigen, zu verkündigen. Meine Gedanken schweiften zurück zum Jahrmarkt zu Santátope, wo ich hunderte von Exemplaren des Wortes Gottes und Traktate vertheilt hatte, und ich dankte Gott, daß ich ein Missionär sein durfte und diese Reise unternehmen. Ich dankte Gott, daß er das Wort mit seinem Geist begleitet hatte, daß es Halt fassen konnte in diesen dunklen Herzen.

Ja Brüder, ich bin der Mann, der jene Bücher hatte, und ich habe eine ganze Wagenladung derselben bei mir. Wenn Sie mir einen schattigen Ort anweisen, wo ich mein Zelt aufschlagen kann, werde ich bis morgen bleiben, euch mit Büchern versehen und alle eure Fragen zu beantworten suchen."

Mittlerweile hatten sich eine ganze Anzahl Dorfbewohner eingestellt, unter denen sich einige indische Läufer befanden.

„Höre, du Gopal," ergriff Einer das Wort, „laufe in das Dorf Kistnagar, und du, Mallappa, eile nach Kotta Kotta, und du, Sitadu, gehe nach Gollapalle, und sagt den Leuten, daß der Mann mit den wunderbaren Büchern bei uns ist, und daß er eine Wagenladung derselben bei sich hat. Sagt ihnen, sie sollen kommen und Geld mitbringen. Sie müssen aber gleich kommen, denn der Mann bleibt nur einen Tag hier, und sie werden vielleicht nie wieder eine Gelegenheit bekommen, solche Bücher zu kaufen."

Noch ehe ich den Hain erreicht hatte, wo ich Schutz vor der Sonnengluth und Ruhe finden konnte, eilten diese Läufer durch die Gebirgspässe, drei, fünf und sieben Meilen Wegs, um die Neuigkeit zu verbreiten, daß die wunderbaren Bücher, die von einem göttlichen Erlöser erzählen, der die Sünde wegnehmen kann, zu holen sind.

Ehe wir unser Frühstück einnehmen konnten,— denn wir hatten bei unserem Reiseantritt um vier Uhr nur eine Tasse Kaffee genossen — und ehe wir ausgeruht hatten, mußten wir schon zu lehren anfangen. Aus den verschiedenen Dörfern strömten die Leute herbei, die frohe Botschaft zu vernehmen, und die wunderbaren Bücher zu kaufen. Von drei Uhr Nachmittags bis zehn Uhr in der Nacht waren wir beschäftigt,

einer Gruppe nach der andern, die Geschichte vom Welterlöser zu erzählen. Ich wechselte mit meinem Gehülfen in der Arbeit ab. Wir erzählten ein Ereigniß aus dem Leben Jesu nach dem andern, um so die Liebe Gottes zu den Menschen immer wieder in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen. Als die Uhr die zehnte Stunde in der Nacht anzeigte, erklärte ich, daß wir nun abbrechen müßten, weil wir der Ruhe bedürften, damit wir bei Zeiten am nächsten Morgen die Reise fortsetzen könnten. Langsamen Schrittes gingen die Leute heim, uns der Ruhe der Nacht überlassend.

Auf meinem Nachtlager durchlebte ich nochmals die Erfahrung des Tages und im Traum sah ich auf's Neue, wie man mich mit Fragen bestürmt hatte über die neue Lehre, wie ich in den wunderbaren Büchern diejenigen Stellen für sie notiren mußte, die besonders einfach und deutlich waren, und wie besorgt die Meisten zu sein schienen, daß sie doch ja zum rechten Verständniß der Erlösung durch Christum kommen möchten.

Ich erzähle dieses nicht als ein Beispiel von dem, was gewöhnlich auf solchen Missionstouren stattfindet. Gott lüftet nicht immer den Schleier für uns. Er fordert von uns, daß wir im Glauben wandeln und nicht im Schauen. In der Regel begegnen wir dem Widerstand der Heiden, oder was noch schlimmer ist, großer Gleichgültigkeit. Oft steigt der Klageruf aus tief beklommener Brust zu Gott empor: „Aber Wer glaubt unserer Predigt und Wem wird der Arm des Herrn geoffenbart?“ Aber hie und da lüftet der Herr den Schleier ein wenig und läßt uns erblicken, was geschehen kann in Dörfern, wo zum ersten Mal Gottes Wort gelesen wird. In der Ewigkeit aber, wenn wir erlösten Seelen aus diesen Dörfern begegnen werden, die ihre Kleider gewaschen haben und helle gemacht im Blute des Lammes, wird uns erst recht klar werden, daß unsere Arbeit nicht vergeblich war in dem Herrn. Mittlerweile aber zeigt diese Erfahrung aus meinem Leben als Missionär, daß der Einwand, es sei von keiner Bedeutung Bücher und Traktate unter den Heiden zu verbreiten, ohne daß Missionare lohnend und predigend unter dem Volke sich bewegen, keinen Grund für sich hat. Gott hat erklärt: „Es soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, nicht wieder leer zu mir kommen; sondern thue, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“ Gott erfüllt seine Verheißungen.

Wahre Menschenliebe.

Nach der Erzählung eines alten Pastors. Mitgetheilt für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

In früheren Jahren, ehe wir Eisenbahnen hatten, kamen die Hausirer und Trödler in die Dörfer, bei denen Jedermann Alles kaufen und auch Alles anbringen konnte. Auch wir hatten einen solchen Hausirer, einen Juden, mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; Jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. Es war nämlich im Dorfe der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benöthigten Falles beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange sich ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrath, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum. Die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten. Daher sein Name Lederherz.

Ich war bald ein Jahr im Dorfe, der Lederherz hatte nie versucht, mit mir ein Geschäft zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unsern Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen ein Tauschhandel mit ihm, wobei sie mir oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heirathen versäumt,“ denn er mußte für die Anderen sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe er's leicht, denn er habe nur noch seine alte bald achtzigjährige Mutter zu ernähren.

Erst im zweiten Winter wurde ich mit ihm bekannt. Er war auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte er mir hohe Pelzstiefel, die ich jetzt noch habe. Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter nach meinem Filial müsse. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andere Speise nahm er nicht—und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei sein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kaufpreis für die Stiefel sogleich baar; er sagte, das habe nicht solche Eile, aber ein eigener Glanz trat in seine großen, dunklen Augen, als ich ihm das

Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache den Vers 14 und 15 aus dem 5. Buch Moses, Kapitel 24, sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von Deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in Deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst Du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen."

Der Lederherz war eine lange, knochige Gestalt; man sah es ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde, dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete. Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber fast nur in beständigen Neckereien und Religionsstreitigkeiten kund gab. Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zu unserem Glauben zu bekehren; aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Eines könnt Ihr uns wenigstens nicht vorwerfen: wir suchen nie einen Andersgläubigen zu bekehren."

Es ward Winter. Wir hatten fast drei Monate ohne Unterbrechung steife Kälte. Der Lederherz kam seit vier Wochen nicht in's Dorf. Man vermißte ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandere er (Lipp) nach seinem Heimathsdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen. Aber Gottlob, daß ich bei Dir bin, Lipp."

Der Lederherz sah noch abgehärmter aus als sonst, und auf der linken Seite war die Watte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete, daß seine Mutter gestorben sei und er deßwegen so lange nicht gekommen war. „Und jetzt bin ich selbst schwer krank," klagte er. „Das war mein letzter Gang. Nun denn, in Gottes Namen, wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am liebsten bei Dir. Ich sterbe, ich höre morgen deinen Hahn nicht mehr krähen. Schicke doch sogleich einen Boten nach meinem Dorfe: Mein Bruder und wer sonst will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe."

Der Schuster Lipp suchte ihm seine Aengstlichkeit auszureden und scherzte darüber, that aber doch Alles, um es dem Gastfreunde so behaglich als möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelblau in der Stube für die Großmutter, wurde für ihn eingeräumt, und bald phantasirte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise in's Dorf, er besuchte den Kranken und beim Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, that er sorglos und suchte ihn aufzumuntern.

„Ich habe heute noch nicht gebetet," klagte der Kranke, „Du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege; hilf mir, ich kann mich nicht regen."

Lipp half dem Kranken die Gebetriemen um die Stirn und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst Du besser kutschiren."

Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab: „Mach' jetzt keinen Spaß, thu' das nicht, du versündigst dich. Ich nehme dir's aber nicht übel. Da, gib mir die Hand, und ich bitte dich, verzeih' mir auch Alles, was ich dir je zu Leide gethan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die Anderen nicht mehr am Leben antreffen, sag' ihnen Allen, daß ich Allen verziehen habe.... wenn sie mir wissentlich oder unwissentlich etwas Böses gethan.... sie sollen auch mir verzeihen—"

Er murmelte leise vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gieb das Gebetbuch und sag mir das Schema! das Schema will ich hören! das Schema!"

Dem Lipp wurde Angst und bange, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst Du nichts? Sag' doch das Schema! Ist denn Keiner, der mir die Liebe anthun will? Seid Ihr alle stumm und blind?"

Angstvoll kam der Lipp zu mir in das Pfarrhaus und erzählte mir Alles: „Und was will er denn nur mit dem Schema?" fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß das die Verse 4 bis 8 im 5. Buch Moses bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntniß der Juden, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie glücklich ihren Athem aus.

„Was sollen wir thun?" fragte Lipp.

„Was wir thun können," antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel, suchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hause. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt ihr? ich bin bereit!"

Ich begann nun in hebräischer Sprache die Worte: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzer Seele und mit aller Kraft." Als ich dies in hebräischer Sprache laut las, sah mich der Lederherz groß

an, mit jenem wunderbar strahlenden Blicke, in dem das Menschenauge nur in der Todesstunde erglänzt.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die ersten Worte gesprochen, als er einfiel und mit erschütternder Stimme die Worte nachsprach, und wenn ich inne hielt, winkte er, daß ich fortfahren solle, und ich wiederholte es fort und fort. — Mit dem Worte Adonai (Gott) hauchte er seinen letzten Athem aus—und ich drückte ihm die Augen zu....

Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geiste der Liebe gewesen bin, als jetzt, da ich, der christliche Geistliche, einem Juden sein Gebet in der letzten Lebensstunde verrichten half.

Spät in der Nacht kam der Bruder und eine Schwester des Verstorbenen und mit ihnen zwei Männer aus seinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz gestorben sei; und sie kamen zu mir und dankten mir unter heftigem Weinen. Als sie am Morgen mit der Leiche davonfuhren, gab ich in Gemeinschaft mit Lipp dem Verstorbenen das Geleite bis an die Grenze unserer Gemarkung.

Dies nun ist eine der Erinnerungen, die mir das Herz am tiefsten bewegen. Eine besondere Erhebung ist es mir, daß das ganze Dorf — nicht ein Einziger ausgenommen—es in Wahrheit erkannte, wie ich an Lederherz im Geiste der wahren Religion der Liebe gehandelt. Was ich gethan, wurde damit zum inneren Segen für Alle.

Dies die Nächstenliebe, welche der Herr Jesus von seinen Nachfolgern fordert.

Wo du einem Dürftigen einen Dienst erweisen kannst, thue es freudig und es wird dir nicht unbelohnt bleiben.

Frauenzeitung.

Das Dor'le über Trauer! Es ist erstaunlich, wie angelegen es sich die Menschen sein lassen, die Gunst der öffentlichen Meinung zu erwerben. Und es ist einerseits recht, daß wir uns um einen guten Ruf befleißigen, und unseren Lebenswandel so führen, daß mit Wahrheit die öffentliche Meinung uns nichts Böses nachjagen kann. Wenn es sich jedoch um unsere persönliche Ueberzeugung in gewissen Dingen darum handelt,—was wir essen oder wie wir uns kleiden wollen, oder wie wir unter gewissen Umständen handeln, so ist der Mensch glücklich zu nennen, der Muth genug besitzt, zu thun, was er für Recht hält und sich im Geringsten nichts um die öffentliche Meinung bekümmert.

Die öffentliche Meinung, diese Frau Base, hat in unserem Leben viel mit uns zu schaffen. Sie betrachtet uns in unserer Wiege und begleitet uns durch's ganze Leben, und zu gewissen Zeiten in unserem Leben hat sie gar viel zu sagen. Zuletzt tritt sie an unsere Bahre, und — um wie es scheint, ihr Gewissen zu beruhigen, für das viele Unrecht, das sie uns im Leben gethan — lobt uns, wendet aber ihr Auge desto schärfer auf die Zurückgebliebenen, und mustert Alles auf das Genaueste, ob ihre Trauer ächt und genügend ist, ob die Trauerkleider ächter Art sind, ob der Sarg fein genug ist, und ob auch Blumen genug da sind.

In nichts brauchen wir Reform mehr als in unseren modernen Leichenbegängnissen. Es ist heutzutage, wie Jemand sich ausdrückt, ein Luxus zu sterben. Die Unkosten sind für Arme und Mittel-Leute beinahe unerträglich und Manche kommen Jahre lang in Schulden für etwas, was Niemanden zum Vortheil gereicht. Denn, was hilft dem Todten der theuere Sarg, er ruht eben so gut in einem billigen; was helfen ihm die Lobreden; früher hätte ein Wort der Aufmunterung und Anerkennung sein Leben erheitert und ihn zu neuen Thaten angespornt; was helfen ihm die Blumen? Mancher Sarg wird mit Blumen beladen, während der, welcher jetzt stumm da in demselben liegt, nie ein Blümchen während seiner Krankheit im Zimmer sah. Wenn wir Blumen schenken wollen, so bringt sie dem Kranken, um seine Leidestunden zu erheitern. Ein Blumenstrauß an eines Kranken Bett hat schon oft die kräftigste Predigt gehalten, und ihm die Güte und Weisheit Gottes vor das Gemüth geführt. Dann—die Trauerkleider. Jedes Herz, das schon am Sterbebette der lieben Seinigen stand und das Liebste in das offene Grab senken sah, kennt den Schmerz, den nur der auferstandene Siegesheld heilen kann. Sollten wir aber nicht auch in der Kleidung die Hoffnung bezeugen, die in uns lebt?

Es war mir schon oft ein Räthsel, wenn ich die schwarzbehangene Gestalten in der Kirche sah, in Kirchen, wo wir hören: „Jesus lebt; Ich bin die Auferstehung und das Leben. Ich lebe und ihr sollt auch leben" und wie die vielen herrlichen Sprüche alle heißen. Haben wir auch je daran gedacht, welchen Einfluß solche Trauergestalten auf die Kinder ausüben? Wir sind in diesem Stück schlimmer als die Heiden, denn die Heiden-Trauerfarbe ist meistens weiß. Und dann — wie ungesund sind diese schwarzen Kleider, hauptsächlich die schwarzen Schleier. Es handelt sich nur um einen entschiedenen Schritt, und wenn es etliche wagen wollten, hier einmal der öffentlichen Meinung zu zeigen, daß man nach seiner christlichen Ueberzeugung handelt, so werden bald viele folgen.

Ueber Schlaflosigkeit. Viele Klagen über Schlaflosigkeit werden laut in unserer beschäftigten und aufgeregten Zeit. Und vielfach begeht man den Irrthum, daß man Schlaflosigkeit selber als einen krankhaften Zustand betrachtet, anstatt dieselbe anzusehen als natürliche Folge irgend einer Störung im Wohlbefinden des körperlichen Organismus. Zudem ist es auch eine erwiesene und bekannte Thatsache, daß das Bedürfniß des Schlafes verschieden ist, je nach der leib-

lichen Constitution, dem Temperament und auch der Beschäftigung des einzelnen Menschen, so daß sich nicht eine bestimmte Regel hinsichtlich der Dauer des Schlafes aufstellen läßt für Alle. Wir können natürlich in einer kurzen Abhandlung über Schlaflosigkeit nur einige Ursachen andeuten und einige Winke betreffs der Hebung dieses Uebels geben.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen von Schlaflosigkeit ist geistige Aufregung und Anstrengung. Wenn man einen gesunden und erquickenden Schlaf genießen will, so sollte besonders vor dem Zubettegehen alles Aufregende vermieden werden. Geistige Anstrengung durch Reden, Lesen, Denken u. s. w., als ebenfalls oft auch schwere, körperliche Anstrengung, treibt das Blut zu viel in's Gehirn, regt die Nerven auf und verhindert auf diese Weise den Schlaf.

Eng verbunden mit dieser Ursache ist das Sorgen und Denken über allerlei Dinge des Lebens, nachdem man sich zur Ruhe gelegt hat. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, den Tag über seine Leibes- und Geisteskräfte auf's Beste zu gebrauchen in der Erfüllung der Pflichten des Berufs und im Besorgen der mancherlei Angelegenheiten, womit Leib und Geist sich beschäftigen muß. Wenn aber der Mensch treu seine Pflichten erfüllt, im Laufe des Tages, dann sollte er beim Zubettegehen alle seine täglichen Anliegen ruhen lassen und durch den Schlaf sich stärken für die Arbeiten eines neuen Tages.

Eine andere Ursache ist körperliche Unpäßlichkeit, vielfach veranlaßt durch eine unpassende und manchmal ungeregelte Lebensweise. Unser Leibesorganismus ist so zart und empfindlich, daß Verstöße gegen die Regeln der Gesundheit immer in der einen oder andern Weise bestraft werden. Der Genuß von aufregenden und schwerzuverdauenden Speisen ist oft die Ursache von Schlaflosigkeit und sollte deßhalb vor dem Schlafengehen vermieden werden. Während es ebenfalls zu vermeiden ist, mit ganz leerem Magen in's Bett zu gehen, weil durch Unthätigkeit des Magens der Andrang des Blutes in's Gehirn vermehrt wird, so sollte man doch Nichts genießen, wodurch das Nervensystem besonders aufgeregt wird.

Wiederum ist auch nicht genügende Thätigkeit der Organe des Körpers, sowie auch der geistigen Fähigkeiten, bei Manchen die Ursache ihrer Schlaflosigkeit. Nur dann, wenn wir den rechten Gebrauch machen von unseren Kräften, werden dieselben abgespannt, weßhalb es dann nothwendig wird, daß der ermüdete Leib sich neue Kräfte sammelt durch den erquickenden und stärkenden Schlaf.

In der Unregelmäßigkeit, bezüglich der Zeit des Schlafengehens, sowie des Aufstehens, ist wiederum bei Anderen die Ursache der Schlaflosigkeit zu finden. Sie haben keine bestimmte Regel, sondern gehen jetzt um diese, dann um jene Zeit zur Ruhe. Wenn der Lebensberuf es nicht erlaubt, eine gewisse Zeit zu beobachten, so muß man sich eben in das Unvermeidliche fügen und unter den Umständen das Beste thun. In gewöhnlichen Fällen aber, sollte man es sich zur Aufgabe und Regel machen, so viel als möglich eine gewisse Zeit des Schlafengehens, sowie des Aufstehens, inne zu halten.

Noch manche andere Winke könnten gegeben werden. Doch sind wir überzeugt, daß in den meisten Fällen die Ursache der Schlaflosigkeit in den angeführten Gründen zu finden ist; vorausgesetzt natürlich, daß der Gesundheitszustand der betreffenden Personen ein normaler ist. Wenn Schlaflosigkeit verursacht wird durch Krankheit und körperliches Leiden, so mag durch die Beobachtung der erwähnten Gründe dieselbe vielfach gehoben werden.

Wir mögen nun, indem wir das Obenerwähnte kurz zusammenfassen, für die Sicherung eines guten, erquickenden Schlafes die folgenden allgemeinen Regeln aufstellen:

1. Vor dem Schlafengehen vermeide geistige Aufregung und übermäßige körperliche Anstrengung.
2. Laß das Sorgen um irdische Angelegenheiten, wenn du dich zur Ruhe begibst.
3. Sei so viel als möglich geregelt in deiner Lebensweise.
4. Genieße vor dem Schlafengehen keine aufregende und schwerverdauliche Speisen.
5. Mache den Tag über genügenden Gebrauch von deinen Leibes- und Geisteskräften.
6. Gehe nicht in's Bett mit leerem Magen.
7. Beobachte so viel als möglich eine geregelte Zeit des Schlafengehens wie des Aufstehens.

Böse Weiber und Männer. Originell und den Verfasser in seiner derb-komischen Schreibweise charakterisirend, ist die Beschreibung, die der bekannte Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara von einem bösen Weibe macht. Er schildert ein solches folgendermaßen: „Sie ist ein Schiffbruch ihres Mannes; ist ein steter Wetterhahn im Hause; ist eine übellautende Klapperbüchse; ist ein gewichster Wettermantel, in den das Wasser der Ermahnung nicht eingeht; ist ein Blasbalg des feurigen Zorns; ist ein Ziehpflaster des Geldbeutels; ist eine Quartierstube aller Bosheit; ist ein brabantisches Stammwappen; ist eine giftige Schlange; eine bittere Aloë; ein ewiger Blasmichan; eine Commissarin der drei Furien; ist ein höllischer Brennspiegel; ist der Fröhlichkeit Kehraus; ist ein summendes Wespennest; ist des Vulkans Beißzange, ist, ist, daß man's nicht sattsam beschreiben kann, sondern beten muß: Erlöse uns von allem Uebel."

Erscheint uns diese Schilderung auch etwas derb, so werden wir gewiß gegen den Autor milder gestimmt, wenn wir sehen, daß er gerecht ist, indem er die Männer durchaus nicht glimpflicher behandelt; er läßt nur den Damen, wie es sich geziemt, den Vortritt. Das kostbare Gegenstück zu obiger Schilderung lautet:

„Wenn aber ein Weib einen Mann bekommt, der so höflich ist wie das Instrument, womit Kain den Bruder Abel ermordet hat; so fein, wie jene Klinge, mit der Simson tausend Philister erlegte; so manierlich, wie das Instrument, mit dem Boas das Getreide ausgedroschen; einen Mann, in dessen Garten nichts als saure Holzaepfel wachsen, in dessen Kalender fast immerfort Finsterniß ist, an dessen Himmel ewig Donnerwetter stehen; einen Mann, der aussieht wie das Kraut, genannt Mannestreu, von dem man sich irrthümlicher Weise vorstellt, es müßte wenigstens wie Purpurrose aussehen, wie Jasmin riechen und grünen wie Bisamkraut, während es nach der Beschreibung in allen Naturgeschichten nicht anders aussieht denn eine Distel, eine Brachdistel, voller Stacheln wie ein Igel, über und über mit feindlichen Spitzen bewaffnet, als wollte gleichsam die Natur an den Tag geben, daß in dem Ehestand bei der Mannestreu gar oft nichts als Weh und Ach, brich und krach, Zorn und Rache zu finden sei; einen Mann, der unter fremden Leuten freundlich ist wie ein Maitag, zu Hause aber alle Zeit finster wie ein Stöberwetter im Dezember; einen Mann, der auswärts seines Leibes pflegt, spielt, trinkt und schwärmt, den Seinen daheim aber ein Löchel nach dem andern in's Schmachtriemel stechen läßt — kurzum einen Mann, bei dem der Ehestand so bitter schmeckt, daß Wermuth und Aloë eitel Honig dagegen sind? Was verdient ein solcher Mann für eine Strafe? — Ein böses Weib."

Es war nicht bös gemeint. „Es war nicht bös gemeint.“ Wer hätte ihn nicht schon erprobt, diesen Zauberschlüssel, der es vermag, der Verzeihung die Thür des Herzenskämmerleins aufzuthun und neue Liebe einziehen zu lassen, die noch süßer, köstlicher, weil sie von Thränen bethaut, den heiligen Empfindungen der Versöhnung entsprossen. Wieviel bitteres Herzeleid sollte es schon heilen, dies Wort: „Es war nicht bös gemeint.“ — So leicht ist ja ein Herz verwundet durch rasche, unüberlegte Sprache, tiefes Weh umdüstert die Seele, oder der Stolz, der Trotz erhebt sein Haupt, um sich gegen die erlittene Kränkung zur Wehr zu setzen. Aber Liebe weiß das rechte Wort zu finden, und wenn es bittend, schmeichelnd klingt: „Es war nicht bös gemeint,“ so findet es seinen Wiederhall im Jubel des Herzens, und es ist Liebe, die so gern Alles glaubt, Alles trägt, welche dieser Erklärung willig das Ohr leiht und wieder glaubt und hofft. — In dem ewigen Zwiespalt der Menschennatur, die zum Göttlichen hinstrebt, nach dem Guten sich sehnt, und doch wieder die Flügel sinken läßt in den Staub der Erde, liegt es begründet, daß Zweifel, Irrthümer und Mißverständnisse sich in die Herzen drängen und als feindliche Gewalten gegen die Liebe ihre Macht erproben. Sie rauben dem Auge den klaren Blick, und wie oft auch mag das bittende „es war nicht bös gemeint,“ — nur deßhalb ausbleiben, weil der Andere, von dem es erwartet wird, sich dessen nicht bewußt ist, was ihm als Schuld angerechnet wird. — Unsere bösesten Feinde entsteigen oft dem eigenen Herzen, wir sehen Schatten, die gar nicht vorhanden. — „Liebe trägt Alles? Liebe duldet Alles?“ — Ist das Dulden, wenn dem harmlosen Worte eine kränkende Bedeutung beigelegt wird, wenn du an dem, was man dir sagte, herumdeutelst, um etwas Tadelnswerthes heraus zu finden, dich dann in den Panzer der Herzenskälte bergen und sagen zu können, du seiest beleidigt worden — wenn der Gleichgültigkeit geziehen wird, wessen Auge nicht in stetem Entzücken an der Gestalt der Liebsten hängt, sondern vielleicht traumverloren den Gebilden trüber, sorgender Gedanken nachschaut? — Vielleicht wohnt in dem treuen Herzen des Freundes ein Kummer, mit dem er dich nicht beschweren will, er duldet allein, schweigend, und du hältst es für erkaltete Liebe, was sein Wesen verdüstert. Harrest du dann vergeblich des ersehnten Wortes, so gedenke der schönen Mahnung des Dichters: „Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh'; es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh'; doch wenn dich Liebe kränkt, sei dir's zur Lieb' ein Sporn — daß du die Rose hast, erkennst du auch am Dorn!“ Und dann sage dir's selbst, das erlösende: „Es war nicht bös gemeint.“ Ist das Bitten um Verzeihung ein Sieg der Liebe über Stolz und Eitelkeit, so ist das Verzeihen, auch ohne daß es erbeten wurde, die Liebe selbst, die Alles trägt und duldet. Kein Glück kann auf Erden vollkommen sein, und der Himmel muß errungen werden. Wenn zwei sich lieben, da nahen wohl Stürme, gewitterschwere Wolken ziehen herüber und das Sonnenlicht scheint entschwunden zu sein — wie du meinst — für immerdar, aber das sind Prüfungen, die Herzen zu erproben. Die Stürme erfrischen und läutern, und in den Thränen spiegelt sich der Sonnenschein des wiederkehrenden Glückes tausendfach wieder. — Das Leben ist so kurz, aber ach — wie Viele verbittern sich selbst die Tage, die sie in Liebe und Freude genießen könnten. Wo Eines dem Anderen zu Liebe lebt, wo nicht nur immer das liebe „Ich“ gepflegt und gehätschelt wird, da thut sich der Himmel schon hienieden auf. Da läßt man die Sonne nicht untergehen über seinem Zorne, aus dem Staube empor, dem Göttlichen entgegen, erhebt den Menschen die Versöhnung, und Himmelsklang ertönt aus dem Worte: „Es war nicht bös gemeint!“

Etliche nützliche Anweisungen. Vom Dorle. — Nichts ist besser und gesünder für das Mittagsessen, als eine gute Suppe, es ist deßhalb eine sehr gute Sitte in vielen deutschen Familien, jeden Mittag eine Suppe als erstes Gericht zu haben. Suppen sind nahrhaft und hauptsächlich da zu empfehlen, wo man große Sparsamkeit üben muß. Eine gute Methode, jeden Mittag eine Suppe zu haben, ist diese: Man setzt an dem Bügeltag etliche Suppenknochen und Kalbsknochen mit dem gehörigen Gewürz auf das Feuer und läßt es drei bis vier Stunden langsam kochen. Diese Fleischbrühe setzt man an einen kalten Ort und nimmt nun jeden Mittag davon. Auf diese Weise kann man für etliche Tage, bei kaltem Wetter, eine ganze Woche daran haben. Nun will ich hier etliche Suppen-Rezepte geben, die ganz schnell gemacht sind:

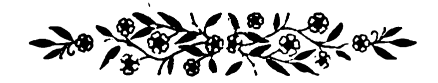
Flädel-Suppe. Man nimmt zwei Koch-Löffel voll Mehl, ein wenig Salz und Milch und ein Ei, und rührt damit einen dünnen Teig an, nun bestreicht man die Bratpfanne mit ein wenig Fett, läßt einen Löffel voll von dem Teig die Pfanne bedecken, nachdem es auf beiden Seiten schön gebacken, legt man es zusammen und legt es in die Suppen-Schüssel, und fährt so fort, bis der Teig alle gebacken ist, alsdann gießt man die kochende Fleischbrühe darüber.

Einlauf-Suppe. Man rührt aus zwei Koch-Löffel voll Mehl, zwei Eiern und ein wenig Wasser einen dünnen Teig an, und läßt denselben unter fortwährendem Rühren in die kochende Fleischbrühe laufen. Sobald es kocht, ist diese Suppe fertig.

Griesmehl-Suppe. Man rührt in die kochende Fleischbrühe so viel Griesmehl, wie nöthig ist. Man muß vorsichtig sein, daß man nicht zu viel hinein bekommt. Sobald es kocht, ist es fertig. In diese Suppe kann man nach Belieben, gebratene Brodwürfelchen thun.

Tomatoes-Suppe. Man läßt die Tomatoes zehn bis fünfzehn Minuten in der Fleischbrühe kochen, und rührt dann Brosamen daran, diese läßt man nur aufkochen und die Suppe ist fertig.

Fastnachtküchlein. Man nimmt zwei Quart Mehl, eine halbe Tasse Butter, eine Tasse Zucker, vier Eier, drei Thee-Löffel voll Backpulver und Milch, um einen nicht zu steifen Teig zu machen. Man arbeitet ihn ziemlich lange auf dem Backbrett, rollt ihn dann ganz dünn aus, schneidet beliebte Formen und backt im heißen Schmalz.



Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

VII.

„Du ringst, o Mensch vergebens,
Und schaffst dir Sorg' und Müh';
Die Ruhe deines Lebens
Erringest du doch nie.
Den Bettler wie den König
Ereilt der bange Schmerz;
D'rum hoffe nur ein wenig,
Und duld', o armes Herz!"

Der erste Eindruck, den Christian Heß von dem christlichen Familienleben in „Friendship Home" erhielt, ward mit jedem Tage seines dortigen Aufenthaltes verstärkt. Es konnte kein zarteres und ungezwungeneres Verhältniß geben als das zwischen dieser Mutter und diesen Kindern, zwischen dieser Schwester und diesem Bruder. Da war nichts Gemachtes, nichts Geschraubtes, nichts von „Europens übertünchter Höflichkeit." Und doch kam eines dem andern mit Ehrerbietung zuvor; sie liebten einander mit fast verzehrender Gluth; aber nicht also, daß diese Liebe in ihrem Kreis gleichsam zerfloß. Sie hatte tieferen Gehalt, und ergoß sich gleich einem segensreichen Bache über die Hütten der Sklaven und die ganze Nachbarschaft. Das Haus war ein wahrhaftiger Stern für die Umgegend, ein Feuerheerd, wo die Flamme wahrhaftiger Anbetung, edlen Charakters und reiner Sitte brannte und erhalten wurde. Kein Spötter wagte jemals seinen Geifer über „Friendship Home" zu ergießen und die Nachbarn sahen zu demselben auf als zu einem für sie gesetzten Segen.

In diesen so sehr bevorzugten Familienkreis ward der junge deutsche Unionssoldat mit offenen Armen und liebenden Herzen aufgenommen. Das, was Frau Longbrook ihm beim Empfang am Bahnhof gesagt, daß er ihr wie ein Sohn sein solle, bewahrheitete sich im vollsten Sinne. Sie sah in diesem verlassenen Kriegsgefangenen nicht bloß den Retter ihres Sohnes, sondern ein armes Menschenkind, welches ihrer erfahrenen Leitung bedurfte.

Andern Südlingern hatte des Krieges Ungemach und Jammer das Herz verbittert; in „Friendship Home" waren die Seelen dadurch geläutert und auf einen Standpunkt erhoben worden, von welchem aus, man auch etwas Anderes sah als sich und sein Unglück, und darum auch freier, und selbst vom Gesichtskreis des Gegners aus urtheilen konnte.

Christian hätte z. B. gar zu gern seine blaue Unions-Uniform getragen, und fragte seinen Freund, den Obersten deßwegen. Der machte zwar anfänglich ein etwas bedenkliches Gesicht, nicht wegen seiner Gesinnung etwa, sondern der Stimmung des Volkes wegen; berieth sich aber mit seiner Mutter, und kam mit der Nachricht zurück, daß Ma, welche die Nachbarn genau kenne, kein Bedenken dagegen habe, nur müsse Christian mit seinem ersten Ausgang warten, bis er, der Oberst, ihn begleiten könne.

Und also geschah es. Eines Tages im Spätherbst des Jahres 1863, als George Longbrook soweit genesen war, daß er in der Mittagssonne ausfahren konnte, sehen wir die Blaujacke und Graujacke auf leichtem Gefährt der Stadt Macon zueilen.

Sambo war Kutscher und so stolz als ein König auf dem Throne.

Zwar rissen die Südlinger die Augen nicht wenig auf, als sie den berühmten Obersten Longbrook so brüderlich neben dem verwünschten Yankee sitzen sahen. Aber — es war ja Longbrook, da mußte wohl jeder Zweifel weichen und Verdacht konnte nicht aufkommen. Die grimmigsten der südlichen Männer machten eine Faust in den Sack und sahen die beiden Krieger von der Seite an; die andern lachten endlich ob dem drolligen Einfall, wie sie es hießen, den Oberst Longbrook hatte, daß er mit dem Yankee in der Welt umher fuhr. Unsere beiden Freunde aber kümmerten sich weder um den einen noch um den andern, genossen die herrliche Gottesnatur und fuhren erfrischt und gestärkt nach Hause. Bald fanden es die Nachbarn ganz natürlich, daß der Lebensretter des allgemein geliebten George seine Landesfarben trug, und Christian gewann durch seine Offenheit sogar einige recht warme Freunde unter diesen Südlingern.

Bei den Longbrooks gefiel es dem jungen Unionssoldaten von Tag zu Tag besser. Herzensfriede und Wohlwollen regierten jedes Familien-Mitglied in dem Grade, daß trotz der streng südlichen Gesinnung und trotz des Krieges Stürmen weder eigentlicher Haß noch übermäßige Unruhe aufkommen konnten.

Diese lieben Menschen, so sagte sich Christian oft, haben das, wonach du trachtest, und weßwegen du nach Amerika gekommen bist — äußeres Glück. Aber ihre Glückseligkeit besteht offen-

bar nicht darin. Sie liegt tiefer. Ihr äußerer Wohlstand ist ihnen etwas Zufälliges und sie wären auch glücklich, wenn ihnen derselbe genommen würde. Die Mutter muß doch recht haben und der Vater ist, trotz seinen guten Absichten, im Irrthum.

Und doch waren, wie wir bereits gesehen, Sorge und Bangigkeit auch diesem Hause nicht fremd. Jetzt—da der Sohn und Bruder seiner vollständigen Genesung entgegen ging, war man um einen andern besorgt. Stella empfing fast täglich Briefe, und so oft einer dieser stillen Boten kam, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und kam mit still verklärtem Angesicht wieder heraus. Sie hatte ihrem himmlischen Vater für die Erhaltung eines theuren Lebens gedankt.

Christian bemerkte diese Vorgänge recht wohl. Er blickte zu Stella hinauf wie zu einem Stern, der seinen Pfad beleuchtete, und hatte wohl auch schon auf Augenblicke gedacht, daß solch reines Gestirn das gesuchte Glück bringen könnte. Aber auch nur auf Augenblicke. Dann wurde er sich seiner Lage bewußt und suchte seine Glückssterne wieder in weiter Zukunft. Und als ihm sein Freund George sagte, die vielen Briefe, die Stella erhielt, kämen von ihrem Verlobten, der draußen den schrecklichen Kampf mitmachte, da vereinigte sich Christian mit den andern Hausgenossen in der Bitte, daß jener geliebte Mann erhalten bleibe.

Die Wolke, die diesen Stern bedecken sollte, blieb nicht aus. Eines Tages kam ein militairischer Amtsbrief an den Oberst, welcher sich mit demselben einschloß, und nach einiger Zeit zuerst die Mutter, dann die Schwester rief. Stella's Bräutigam lag auf den Tod verwundet im Militair-Spital zu Richmond, Va. Es war eine niederschmetternde Nachricht. Die Familie empfand den Schlag bis ins innerste Mark, war aber fern davon, der Verzweifelung anheim zu fallen. Stella benahm sich wie eine christliche Heldin. Nachdem sie lange Zeit in ihrem Kämmerlein zugebracht, trat sie vor die Mutter, faßte beide Mutterhände und sagte: „Mutter, liebe Mutter, ich habe lange mit Gott gerungen, mir auch jetzt die volle Glaubensruhe zu lassen, und er hat mich erhört. Aber ich muß zu ihm, dem ich verlobt bin. Eine Ahnung sagt mir, daß er sterben wird. Du weißt, daß er das Gute liebte als er in den Krieg zog, und an den Herrn Jesum glaubte. Zum vollen Gottesfrieden ist er jedoch, wie er mir in seinen Briefen sagt, nicht gekommen. Ich kann und darf ihn nicht sterben lassen, ohne ihm nochmals von diesem Frieden zu sagen. Unser himmlischer Vater wird mich segnen, und auch du, vielgeliebte Mutter, wirst deinen Segen geben."

Bleicher und bleicher war Frau Longbrook während der Rede ihres Lieblings geworden. Aber sie sagte doch—„Ja, Stella, ich weiß, daß du gehen mußt. Und wenn es auch mir, der alten Frau beinahe das Herz bricht, so spreche ich doch—ziehe in Frieden, und richte aus, was dein Herz sich ersehnt."

In „Friendship Home" gab es nun sehr geschäftige und doch so stille Tage. Jedes verkehrte mit seinen eigenen Gedanken, und Alle befaßten sich mit der bevorstehenden Abreise und Veränderung im Haushalt.

Der Oberst war mittlerweile so weit hergestellt, daß er seine Schwester begleiten konnte. Ein Ehepaar, entfernte Verwandte, sollten in's Haus ziehen, und Frau Longbrook in der Verwaltung beistehen.

Und Christian? Die lieben Menschen drangen in ihn, zu bleiben und die Ereignisse abzuwarten. Aber ohne Stella und seinen Freund George dachte er sich den Aufenthalt in „Friendship Home" doch gar zu einsam. Auch gewann bei den Andern nach und nach die Ueberzeugung Boden, daß der Unionssoldat nach der Abreise des Obersten nicht mehr so sicher vor den Nachbarn wäre als bisher. Darum ward beschlossen, seine Auswechslung als Kriegsgefangener zu bewirken.

So war denn auch das Glück in „Friendship Home" dahin.

Es war ein trauriger Zug, der eines Morgens im Frühjahr 1864 vom Familiensitz der Longbrook's nach dem kleinen Bahnhof der Nachbarschaft zog. Die Nachbarn hatten sich wiederum eingefunden und ritten stumm vor und hinter der Kutsche her.

Sambo war auch wieder dabei. Er hatte aber diesmal kein Lied zu singen, sondern wischte sich einmal über das andere die treuen Augen aus und murmelte: „Großer Herr im Himmel, steh' diesen Kindern bei; ihr Leid ist ja so groß als der Kirchthum in Macon."

Christian sprach auf der langen Fahrt von Georgia nach Richmond nur wenig. Vergebens unternahmen es der Oberst und seine Schwester, ihren eigenen Schmerz niederkämpfend, den verlassenen deutschen Jungen aufzumuntern. Er blieb einsilbig und verschlossen. Er murrte gegen Gott, der ihn aus seiner glücklichen Ruhe herausgerissen. Er malte sich die Zukunft schwärzer als je und ging stumpfsinnig seinem Geschick entgegen. Und als er endlich nach schwerem Abschied von den lieben Menschen mit andern ausgewechselten Kriegsgefangenen auf einem Dampfboot von Richmond aus den Fluß hinab, dem Unionslager entgegen fuhr, da hatte er mit dem Leben so zu sagen abgerechnet. Die

Tröstungen der beiden Geschwister hatten nichts vermocht. Ihre Hinweisungen auf Gott und seine wunderbare Führung fanden taube Ohren, die reichlichen Goldstücke, die sie ihm als „Reisepfennig" aufgedrängt, waren ihm nichts werth. Er ließ sich escortiren und theilte keineswegs die Freude seiner befreiten Kameraden.

Im Unionslager stellte eine gründliche, ärztliche Untersuchung fest, daß die bei Gettysburg empfangene Wunde keineswegs ganz ausgeheilt war, sondern der weiteren Pflege bedurfte. Die Militair-Spitäler des Ostens waren damals überfüllt, und die Regierung schaffte sich Luft, indem sie die Leichtverwundeten und Genesenden über das Land hin, nach dem Westen vertheilte.

Christian kam nach St. Louis. An Pflege mangelte es nicht, denn die Union ließ ihren Kämpfern nichts abgehen, und die Privatwohlthätigkeit ersetzte, was die Regierung etwa nicht vermochte. Das Innenleben unseres Unionssoldaten aber blieb trocken. Wohl war der Kaplan ein gläubiger Mann, wohl brachten die Mitglieder der christlichen Union den Trost Gottes in's Spital. Sie fanden nur einzelne empfängliche Herzen. Der Krieg hatte die Gemüther „verroht," und häufig unempfänglich gemacht. Der Same, den gute Menschen säeten, ging in diesen Spitälern selten auf, und die „geistliche Luft" in denselben war trotz aller Anstrengung, und trotz einzelner Erfolge keine günstige.

Gleichgültigkeit und Stumpfsinn erfaßte auch Christian Heß, und er raffte sich aus denselben nur auf, um hie und da an Oberst Longbrook zu schreiben, der ihm mitgetheilt, wie er vom Osten oder Westen der Union brieflich zu erreichen sei. Verrath beging der Unionssoldat mit diesem Briefwechsel nicht, denn er theilte dem „Feinde" nichts mit, als was sich auf seinen innern traurigen Zustand bezog. Und auf welche Weise er die Briefe beförderte, das hat er Niemand gesagt. Sie kamen jedoch an die Adresse, denn nach einiger Zeit erhielt Christian Antwort.

„Mein lieber Freund," schrieb der Rebellenoberst, Deine Briefe haben mich tief erschüttert, und meinen eigenen Schmerz, der jetzt gerade sehr groß ist, zurückgedrängt. Die Säulen Deines Glaubens wanken. Denke an Deine Mutter und Deine fromme Schwester. Frage doch, was sie Dir rathen und sagen würden. Gehe in Dein Inneres und sieh', wo es dort fehlt. Gott wird Dir Licht geben. Ist Dein Herz geheilt, so werden äußere Umstände Dir wenig anhaben können. Wir dachten, Du seist auf dem besten Wege zur solcher Heilung als Du bei uns warst, und beklagen die Umstände, die zur Trennung geführt haben. Wir sind jedoch in Gottes Hand und seine Leitung wird Alles recht machen, wenn wir ihm nur folgen.

„Unsere liebe Stella hat einen furchtbaren Schmerz zu tragen, und wir leiden beinahe selbst so viel als sie. Gestern begruben wir den, dem sie sich in Liebe für's Leben angelobt hatte. Er starb in großem Frieden und hielt, als er nicht mehr sprechen konnte, die Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er am Glauben festhalte.

„So bleich habe ich unsere Stella nie gesehen, wie sie jetzt ist. Nichts destoweniger triumphirt ihr Glaube. Die liebe Mutter dachte, sie müsse uns am Todtenbett des Geliebten beistehen, und ließ sich nicht abhalten, die gefahrvolle, lange Reise zu machen. Aber Stella tröstet die Mutter mit himmlischem Troste, und sagt — das größte Glück ihres Lebens sei, daß sie dem Geliebten vom Frieden Gottes habe sagen können, und daß er dessen gewiß geworden.

„Des Elends und Jammers ist so unendlich viel hier, daß sich unser Heldenmädchen entschloß, sich der Pflege unserer Verwundeten und Kranken zu widmen. Ich dachte, die Mutter könne es nicht ertragen. Und doch hat sie sich darein ergeben. In einigen Tagen reist sie wieder ab, und wird, wie sie sagt, Tag und Nacht für uns zu Hause beten. Auch für Dich Christian.

„Ich bin auffallend wohl und werde wieder zu meinem Regiment stoßen. Gott gebe, daß dieser furchtbare Krieg bald ein Ende nehme. Aber mein Staat, mein Vaterland ist darin verwickelt, und ich muß folgen. Das magst Du nicht verstehen. Wir Südlinger verstehen es. Viele tausende denken wie ich, sie können nicht anders.

„Nun—Gott mit Dir und mögen wir bald im Frieden den Handthierungen des Friedens nachgehen und das Friedensreich unseres Herrn befördern helfen können."

Stella, George, „Friendship Home," Frieden und Glück, das waren die Gedanken, die nach derartigen Briefen in Christian herumschwirrten. Zur Lebensquelle brachten sie ihn nicht, denn an ihm zehrte die Traurigkeit der Welt, die sich um das Vergängliche grämt, und die Reue, die Niemand gereuet, nicht aufkommen läßt.

Aehnlich erging es mit den Briefen von zu Haus. Anklänge riefen sie wohl wach, aber bis jetzt keine nachhaltigen Klänge der Selbsterkenntniß.

Willst doch auch mal wieder eine deutsche Kirche aufsuchen, sagte er einmal zu sich, als wieder einer dieser Briefe solchen Anklang wach gerufen. Die englischen Mahnungen, die ich höre, klingen fremd.

Etwa eine halbe Meile von jenem Spital stand eine deutsche Kirche — sie steht heute noch. Dorthin wanderte unser Freund eines Sonntags Morgens. Es war ein besonderer Festtag und zwei Geistliche waren bereit, der ziemlich zahlreich erschienenen Gemeinde zu dienen. Das Schlachtlied der Reformation — Ein' feste Burg ist unser Gott — erfaßte die deutschen Herzen. Darnach erhob sich der eine Geistliche — eine kurze, gedrungene Gestalt — streckte beide Arme aus der hohen Kanzel in die Höhe und sprach das Eingangs-Gebet, indem er mit lauter Stimme rief: „So bestehet nun in der Freiheit, damit euch Christus, der Herr, befreiet hat. Amen."

Das war das ganze Gebet.

Darauf wieder einer jener erhebenden Choräle von Christus, dem Retter der Menschenkinder und Haupt der Gemeinde.

Nun folgte die erste Rede, die in bombastischer Weise darthat, wie zwar Luther die Reformation begonnen, sie aber, die ächten Protestanten, berufen seien, dieselbe in freiheitlicher Weise fortzusetzen 2c. 2c.

Redner Nummer zwei verlas eine gelehrtseinwollende Abhandlung darüber, daß wir wohl heilige Schriften, aber keine heilige Schrift hätten. Und aus dieser Sammlung müssen wir uns nach protestantischen Grundsätzen das Beste erwählen 2c. 2c.

Unempfindlich hörten die einfachen deutschen Männer und Frauen zu. Stumm gingen sie auseinander. Draußen auf dem Seitenweg aber schnaufte eine deutsche Frau auf und sagte zu einer andern: „Du, aber unser Pfarrer, der kann's; der is so g'lehrt, daß ihn kei Mensch versteht."

„Ja," setzte Christian für sich hinzu „und daß auch kein Mensch etwas davon hat. Da bleibst du ein andermal weg; das ist ja der reine Mummenschanz. Dauert mich nur das arme, ehrliche deutsche Volk."

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. April.

Das Hochzeitsmahl.

Matth. 22, 1—14.

1. Und Jesus antwortete, und redete abermal durch Gleichnisse zu ihnen, und sprach:
2. Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte;
3. Und sandte seine Knechte aus, daß sie die Gäste zur Hochzeit riefen; und sie wollten nicht kommen.
4. Abermal sandte er andere Knechte aus, und sprach: Saget den Gästen: Siehe meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet, und alles bereit; kommt zur Hochzeit.
5. Aber sie verachteten das und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Handthierung.
6. Etliche aber griffen seine Knechte, höhneten und tödteten sie.
7. Da das der König hörete, ward er zornig, und schickte seine Heere aus, und brachte diese Mörder um, und zündete ihre Stadt an.
8. Da sprach er zu seinen Knechten: Die Hochzeit ist zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht werth.
9. Darum gehet hin auf die Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.
10. Und die Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute. Und die Tische wurden alle voll.
11. Da ging der König hinein die Gäste zu besehen; und sah allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitliches Kleid an,
12. Und sprach zu ihm: Freund, wie bist du herein gekommen, und hast doch kein hochzeitliches Kleid an? Er aber verstummete.
13. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen;
14. Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Biblischer Grundgedanke: „Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind." Offenb. 19, 9.

Einleitung. Es war in der Passionswoche. Der Herr war im Tempel zu Jerusalem. Unsere Lektion ist eine Fortsetzung der im Schlußtheil des vorigen Kapitels berichteten Unterredung. Auf dem römischen Kaiserthrone saß zu dieser Zeit Tiberius. Ueber Judäa und Samaria regierte Pontius Pilatus. Galiläa und Peräa standen unter der Herrschaft des Herodes Antipas.

Es hat dieses Gleichniß Aehnlichkeit mit demjenigen vom großen Abendmahle, welches Luk. 14 berichtet wird. Die Unterscheidungspunkte sind jedoch so wesentlich, daß wir's offenbar hier mit einem andern Gleichnisse zu thun haben. Dort ist von einem einfachen Festmahle die Rede, hier von einem königlichen Hochzeitsmahle. Dort schildert das Gleichniß die unergründliche Gnade und Güte des Herrn, hier jedoch waltet der Gesichtspunkt des Gerichtes vor.

Erklärung.

V. 1. 2. Das vorige Kapitel schloß mit der Bemerkung, daß die Feinde Jesu den Heiland zu greifen trachteten. Auf diesen Anschlag antwortete der Herr mit einem anderen Gleichnisse, nachdem er schon etliche vorausgesandt hatte. Der König hier ist Gott. Das menschliche Königthum ist ein schwaches Abbild von dem göttlichen, die ganze Weltregierung umfassenden Königthume. Der Königssohn ist Jesus Christus. Eines Fürsten Thronbesteigung wird häufig als eine Vermählung desselben mit seinem Volke aufgefaßt. So stellt Christus die Einsetzung in sein messianisches Reich als eine vom Vater ihm gemachte Hochzeit dar. In der Bibel werden die Gläubigen oft als „Braut des Lammes" bezeichnet. Sie trete

aber hier nicht in dieser Eigenschaft in den Vordergrund. Sie erscheinen vielmehr als Gäste, welche die Einladung zur königlichen Hochzeit angenommen haben.

V. 3. Anstatt, „daß sie die Gäste zur Hochzeit riefen," lese man: „die Eingeladenen zu laden zur Hochzeit." Die jetzt zur Hochzeit gerufen wurden, waren schon früher eingeladen worden. Es war und ist morgenländische Sitte, daß man die Festmahlsgäste zweimal ladet. Die erste Einladung, die etliche Tage früher stattfand, war die Einladung zum Festmahle selbst; die zweite eine Ankündigung, daß dasselbe nun beginne. So war das jüdische Volk zweimal zur Hochzeit geladen. Die erste Einladung geschah durch die Propheten. Zum zweiten Male wurden sie geladen durch Johannes den Täufer, durch die Zwölfe und die Siebenzig auf ihrer ersten Sendung in die Städte Israels. Allein die zweimal Geladenen wollten nicht kommen. Ihr verkehrter, böser Wille hielt sie vom Mahle fern. (Siehe Kap. 23, 37; Joh. 5, 40.)

V. 4. Nachdem Christus das Versöhnungswerk auf Golgatha vollbracht hatte, und ehe er gen Himmel fuhr, sandte er die Apostel noch einmal aus, um die Juden zum Heilsmahle zu laden. Gott hat Geduld und ladet die Menschen wiederholt ein, aber er zwingt sie nicht.

V. 5. 6. Zwei Menschenklassen werden hier namhaft gemacht. Die erste Klasse besteht aus Gleichgültigen. Sie kehren sich an die Einladung nicht. Der Acker oder das Geschäft ist ihnen wichtiger. Solche gibt's auch heute nur zu Viele. Was kümmert sie das Himmelreich uud die ewige Seligkeit? Land, Vieh, Geld, Geschäft und irdischer Gewinn sind ihnen an's Herz gewachsen. Für's Geistliche haben sie keinen Sinn. Die zweite Klasse besteht aus Feindseligen. Sie greifen, höhnen und tödten des Königs Knechte. Zuerst verhöhnten und tödteten sie den Sohn Gottes. Die meisten der Apostel erlagen ihrem Haß. Hunderttausende sind dieser Feindschaft zum Opfer gefallen. Bereits überall war das Blut der Märtyrer der Same der Kirche.

V. 7. Dieser Vers fand zunächst seine geschichtliche Erfüllung in Folge der Zerstörung Jerusalem's durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. Der Himmelskönig bediente sich des römischen Heeres unter Titus als Gerichtsengel.

V. 8. 9. Die Juden werden verworfen. Durch eigenes Verschulden haben sie sich des Heilsmahles unwürdig gemacht. Gott hat Niemanden willkürlich vom Heile in Christo ausgeschlossen. Wer der Verdammniß anheimfällt, der hat es selbst verschuldet. Er hat Christum verworfen. Das hat aber unabänderlich die eigene Verwerfung zur Folge. V. 9 redet von der Berufung der Heiden auf eine bildliche Weise. Fortan ist die Einladung zum Heile eine allgemeine.

V. 10. Die Knechte ziehen aus. Ihre Einladungen finden Annahme. Gute und Böse, d. h. allerlei Menschen, folgen dem Rufe. Von Natur ist kein Mensch gut. Wäre er's, so bedürfte er des Heils nicht. Es gibt aber gröbere und feinere Sünder. Der Festsaal füllt sich mit diesen Heilsverlangenden.

V. 11. 12. Das hier Geschilderte bezieht sich auf das Endgericht. Wer im Morgenlande ein Festmahl oder Hochzeit anrichtete, der sorgte auch für die Festgewänder. Diese hatten die Gäste anzulegen. So war's auch hier bei diesem Hochzeitsmahle. Nun kommt der König, seine Gäste zu besehen. Da fällt sein Auge auf einen Mann, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Er hatte das Gewand zurückgewiesen, welches ihm im Vorzimmer gereicht wurde. Er wähnte, sein eigenes Kleid sei gut genug, ein geborgtes oder geschenktes brauche er nicht. Die Fraze des Königs bringt ihn in Verwirrung. Sie macht seine selbstgerechten Gedanken zu nichte. Sie sagt ihm: du hast hier keine Stelle. Das Königswort reißt ihm den Schleier der Selbsttäuschung entzwei. Geistlicher Weise bedeutet das „hochzeitliche Kleid" die Glaubens- und Lebensgerechtigkeit. „Ohne hochzeitliches Kleid sind Diejenigen, welche sich des Glaubens an Christum rühmen und auf sein Verdienst sich stützen wollen, ohne daß ihr Glaube wirklich eine das Herz erneuernde und heiligende Lebenskraft ist." (Nast.)

V. 13. Bei den Juden fand die Hochzeitsfeier in der Nacht statt. Der Saal wurde brillant erleuchtet. Aus diesem glanzerfüllten Saal wurde der an Händen und Füßen Gebundene hinausgeworfen in die draußen herrschende Finsterniß. Dies versinnbildlicht die ewige Höllenstrafe. Ihr verfallen Alle, welche es versäumen, in der Gnadenzeit das hochzeitliche Kleid anzuziehen.

V. 14. Diesen Ausspruch that der Herr oft. Die Berufenen sind alle Menschen, denn Alle sind erlöst in Christo. Die Auserwählten sind diejenigen, welche die Heilsbedingungen erfüllen.

Praktische Gedanken.

Die Hochzeit des Königssohnes.

I. Das Hochzeitsmahl.

Das Heil in Christo wird hier mit einem Hochzeitsmahle verglichen. Es gibt nicht nur einen natürlichen, sondern auch einen geistlichen Hunger. Es gibt nicht nur einen leiblichen Durst, sondern auch einen seelischen. Daher hat Gott nicht nur für Speise und Trank des natürlichen, sondern auch des geistlichen Menschen Sorge getragen. Deßhalb gibt's nicht nur irdische Festmahle, wie z. B. bei Hochzeiten, Geburtstagsfesten und anderen Festgelegenheiten, sondern auch ein großes geistliches Festmahl für die Seele — das Heil in Christo.

1. Bei einem Festmahle geht's fröhlich her. Die helle Freude lacht den Gästen aus den Augen, liegt wie Sonnenschein auf ihrem Angesichte. Fröhlichkeit und gute Laune führen das Scepter der Herrschaft an einer Festtafel. So bringt das Heil in Christo dem Empfänger Freude — unaussprechliche und herrliche Freude. Hier wird dem Gaste, d. h. dem Bußfertigen und Gläubigen, Vergebung der Sünde zu Theil. Schon Luther sagte: „Wo Vergebung der Sünde ist, da ist Leben und Seligkeit."

2. Bei einem Festmahle gibt's immer die Fülle. Wenn die Tafel in einem Hause je reichlich gedeckt wird, so ist's bei einem Festmahle. All' die guten Dinge, welche ein Gastgeber zu bieten vermag, findet man bei einer solchen Gelegenheit auf dem Tische. So bietet auch das Heilsmahl Gottes der sündigen Menschenwelt Alles in Fülle, was arme Menschenherzen bedürfen, was sie beglücken kann. Die Geschichte berichtet von einem Gastmahle Heinrich's VIII. von England zu Ehren der Gesandten Frankreichs. Zur Herrichtung desselben wurden die besten Köche des Landes angestellt. Die kostbarsten Delikatessen wurden zubereitet. Vor dem Festmahle wurde eine Hetzjagd veranstaltet, um den Hunger der Gäste zu mehren. Als das Signal zum Mahle gegeben wurde, da betraten die Gäste einen von tausend Kerzen brillant erleuchteten Festsaal, in dessem Strahlenglanze die silbernen und goldenen Geräthe prachtvoll schimmerten. Herrlicher noch ist das Festmahl

des Heils. Gott selbst ist Gastgeber. Die Engel sind die Diener. Vergebung, Friede, Leben, zeitliche und ewige Beseligung sind die Delikatessen. Sie sind so reichlich vorhanden, wie die Luft, welche alle Kreaturen athmen; wie der Sonnenschein, welcher die Erde überfluthet.

II. Die Geladenen.

1. Die Geladenen wurden wieder geladen. Die durch die Propheten zum Heile geladenen Juden wurden in der Fülle der Zeit durch den Täufer, Jesus und seine Apostel noch einmal geladen. Diese zweimalige Einladung war morgenländische Sitte. Esther lud den Haman zum Festmahle. Es geschah schon am vorhergehenden Tage. (Kap. 5, 8). Als die Stunde des Mahles schlug, da ließ sie ihn durch die Hofleute abholen. (Kap. 6, 14). Im geoffenbarten Gotteswort sind alle Menschen zum Heilsmahle geladen. Prediger, Lehrer und Andere laden nur immer wieder die Geladenen. Darin spiegelt sich die Langmuth Gottes, die auf die Besserung des Sünders wartet.

2. Manche verachteten das Mahl. So machen's Viele noch heute. Wie schrecklich! Sie verachten Gott und seine Liebe, das große Sühnopfer Christi und die Gabe des heiligen Geistes. Acker und Gewerbe sind ihnen lieber als das Heil der Seele.

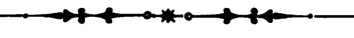
3. Manche tödteten die Knechte des Königs. Jene waren einfach gleichgültig; diese sind gehässig und feindselig. Das Evangelium kränkt ihren Hochmuth und beleidigt ihre Selbstgerechtigkeit. Ihr Haß gegen das Evangelium offenbart sich in ihrer Feindschaft gegen dessen Boten. In ihrer Feindschaft schrecken sie selbst vor Mord nicht zurück. Die lange Reihe von getödteten Propheten, Aposteln, Märtyrern, liefert dafür den Beleg. Was Wunder denn, daß der hochentrüstete König sie dem Verderben Preis gibt!

4. Viele nehmen die Einladung mit Freuden an. Sie kommen zum Heilsmahle. Das Evangelium bleibt nicht ohne Erfolg. Wenn die Kinder christlicher Eltern nicht kommen wollen, so kommen die Heiden in China, Indien und Afrika.

III. Die Besichtigung der Gäste.

Diese Besichtigung findet statt am Tage des Gerichtes. Dort und dann werden diejenigen, welche auf Erden nur Scheinchristen waren, entlarvt. Weil sie das Hochzeitskleid der Glaubens- und Lebensgerechtigkeit nicht angezogen haben, sondern im Gewande eigener Gerechtigkeit erscheinen, werden sie ohne weitere Gnade dem ewigen Verderben Preis gegeben. Zur Hochzeit des Lammes kommt nur der, welcher in Wahrheit sagen kann:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Darin will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn."



Sonntag, 8. April. **Christi letzte Warnung.** Matth. 23, 27—39.

27. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths.

28. Also auch ihr: von Außen scheinet ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend.

29. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet, und schmücket der Gerechten Gräber.

30. Und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht theilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blute.

31. So gebt ihr zwar über euch selbst Zeugniß, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getödtet haben.

32. Wohlan, erfüllet auch ihr das Maß eurer Väter.

33. Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammniß entrinnen?

34. Darum siehe, ich sende zu euch Propheten, und Weise, und Schriftgelehrte; und derselben werdet ihr etliche tödten und kreuzigen, und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen, und werdet sie verfolgen von einer Stadt zu der andern:

35. Auf daß über euch komme alles das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blut an des gerechten Abels, bis auf das Blut Zachariä, Barachiä Sohn, welchen ihr getödtet habt zwischen dem Tempel und Altare.

36. Wahrlich, ich sage euch, daß solches alles wird über dies Geschlecht kommen.

37. Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.

38. Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden.

39. Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprechet: Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.

Biblischer Grundgedanke: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist." Psalm 51, 12.

Einleitung. Die Worte dieser Lektion sprach Jesus im Tempel zu Jerusalem. Es war am Dienstag der Leidenswoche, mithin drei Tage vor seinem Tode am Kreuze. Dies war der letzte Tag seiner öffentlichen Wirksamkeit. Zwischen der vorigen und der heutigen Lektion liegen verschiedene Ereignisse. Sie trugen sich alle am nämlichen Orte und Tage zu. Die Obersten der Juden wollten den Herrn in seiner Rede fangen. Daher legten sie ihm Fragen vor in Betreff der von den Römern geforderten Steuer, in Betreff der Auferstehung und bezüglich des Gesetzes. Meisterhaft hat ihnen Jesus geantwortet. Schließlich rückt er ihnen mit einer Frage über David's Weissagung, betreffs des Messias, zu Leibe. Eine ehrliche und aufrichtige Erwägung dieser Frage würde ihnen die Erkenntniß, daß Jesus dieser Messias sei, erleichtert haben. Dann folgen feierliche Warnungen, von denen unsere Lektion einen Theil bildet.

Erklärung.

V. 27. 28. Jesus bezeichnet die Pharisäer und Schriftgelehrten als Heuchler. Heuchelei ist Verstellung. Das griechische Wort Hypokrites (Heuchler) bezeichnet einen Menschen, der wie ein Schauspieler eine Rolle spielt. Der oft bettelarme Schauspieler muß auf der Bühne manchesmal die Rolle eines Königs spielen. So haben diese Schriftgelehrten und Pharisäer vor dem Volke die Rolle der Frömmigkeit gespielt. Es war nur eine Scheinfrömmigkeit. Daher vergleicht sie Jesus mit übertünchten Gräbern.

Um Jerusalem her gab's viele Gräber. Im Frühlinge eines jeden Jahres wurden dieselben mit einer Kreide- oder Kalkauflösung weiß gemacht. Es geschah dies etliche Wochen vor dem Passahfest. Aus allen Theilen des Landes kam eine Menge Menschen zu diesem Fest nach Jerusalem. Da bei den Juden nicht nur die Berührung der Todten, sondern auch der Gräber verunreinigte, so geschah dies Weißen um die Gräber recht erkenntlich zu machen. Als Jesus diese

Worte sprach, waren die Gräber gerade frisch getüncht. Innerlich jedoch waren sie voller Grabesmoder. Ein treffliches Bild der heuchlerischen Pharisäer, der Heuchler überhaupt.

V. 29—32. Bei allen Völkern besteht die Sitte, daß man berühmten, längst gestorbenen Persönlichkeiten nachträglich ein Grabmal errichte. In diesen Worten hatte der Herr wahrscheinlich Bezug auf die vier bemerkenswerthen Denkmale, welche heute noch am Fuße des Oelbergs zu sehen sind. Herodes der Große, jenes Ungeheuer der Grausamkeit, hat das Grabmal Davids erneuert.

Durch die den Propheten errichteten Ehrendenkmäler wollten sie zu verstehen geben, daß sie deren Ermordung seitens der Vorväter nicht billigten. Zur selben Zeit jedoch achteten sie nicht auf die Worte dieser Propheten. Sie hatten den größten aller Propheten, Johannes den Täufer, und den Messias, von dem derselbe Zeugniß ablegte, verworfen. Dadurch bewiesen sie selber, daß sie Kinder der Phropetenmörder seien. Sie offenbarten dieselbe Gesinnung. Gerade sie standen im Begriff, durch den Christusmord das Sündenmaß voll zu machen. Sie haben durch diese schwärzeste aller Thaten den Untergang der jüdischen Nation herbeigeführt.

V. 33. Jesus nennt sie Schlangen- und Natternbrut, um dadurch das Tückische, Gleißnerische und Verschlagene ihres Charakters, das Giftige, Schädliche und Verderbliche ihres Einflusses zu bezeichnen. Er sagt ihnen, sie würden dem Urtheilsspruche, der zur Höllenstrafe verdamme, nicht entrinnen.

V. 34. Der Herr macht hier die drei Klassen von Religionslehrern unter den Juden namhaft, nämlich Propheten, Weise und Schriftgelehrte. Er meint jedoch damit die Apostel und anderen Prediger des Evangeliums. Er sandte sie zunächst dem jüdischen Volke. Sie sollten dasselbe warnen und zur Buße rufen. Die Boten aber haben sie getödtet, gegeißelt und von einer Stadt zur andern verfolgt. Sie haben Stephanus gesteinigt, einen Petrus gekreuzigt, die Apostel gegeißelt (Apstg. 5, 4), einen Paulus und Andere von einer Stadt zur andern verfolgt.

V. 35. 36. Mißverstehen wir diese Worte des Herrn nicht. Er will nicht sagen, daß Gott ein späteres Geschlecht verantwortlich hält für die Schuld eines früheren Geschlechts. Es wäre das nicht gerecht; Gott aber ist gerecht in all seinem Thun. Er bestraft das Böse, aber er bestraft es an Denjenigen, die es verübt haben, und nicht an den Unschuldigen. Das Volk, zu dem Jesus redete, war schuldig. Es übertraf noch die Vorfahren in der Verfolgung der Gottesboten. Es tödtete seinen Messias, der unendlich größer war als alle Propheten. Die derzeitigen Juden sündigten in Folge dessen wider ein helleres Licht, als ihre die Propheten tödtenden Vorfahren. Der Prophetenmord erreichte durch sie seinen Gipfelpunkt, deßhalb brach auch über sie das langverhaltene Gericht herein. Es kam vierzig Jahre später, als Jerusalem zerstört wurde und das jüdische Volk als Nation seinen Untergang fand. In Betreff des Zacharia lese man 2 Chron. 24, 20—22.

V. 37. 38. Ja, wie oft hatte der Herr sich bemüht, Israel zu retten! Deßhalb sandte er ihnen die Propheten. Wie emsiglich suchte er sie zu sammeln während seiner persönlichen Lehrthätigkeit! Wie die Henne, welche die drohende Gefahr sieht, ihre Küchlein unter die schützenden Flügel sammelt; so sah der Herr das über dem unbußfertigen Volke sich zusammenziehende Wetter des Gerichts und wollte es vor demselben bergen. Allein das halsstarrige Volk wollte nicht.

V. 39. Seine öffentliche Lehrthätigkeit hörte nun auf. Nach seinem Kreuzestode, welcher drei Tage später erfolgte, ist er nur den Jüngern erschienen. Erst wenn Israel dereinst seinen verworfenen Messias anerkennt und ihm huldigt, wird die hier bestimmte Zeit gekommen sein, da es spricht: „Gelobet sei“ u. s. w.

Praktische Gedanken.

Jesu Abschied vom jüdischen Volk.

I. Mit einem Weheruf.

1. Ueber die Heuchelei des Herzens. V. 27. 28. Die Schriftgelehrten und Pharisäer glichen den weißgetünchten Gräbern. Dem Scheine nach waren sie sehr fromm. Aeußerlich glänzten sie mit ihrer Religiosität. Innerlich jedoch waren sie sittlich faul. Aeußerlich erschienen sie wie Engel; im Innern aber hauste der Teufel. Aeußerlich erschienen sie rein; im Innern waren sie voller Unsauberkeit. Im Herzen herrschten Hochmuth, Wollust, Neid, Haß und Rache.

Solche Heuchler gibt's leider auch in unsern Tagen. Es ist ein schrecklicher Zustand. Um diesen Zustand einigermaßen zu veranschaulichen, bedient sich die Bibel folgender Sinnbilder. Ein Scherben, der mit Silberschaum überzogen ist (Spr. 26, 23). Wölfe in Schafskleidern (Matth. 7, 15). Schwindelkorn (Luther: Untraut), welches dem Weizen ähnlich sieht (Matth. 13, 25. 38). Brunnen ohne Wasser (2 Pet. 2, 17). Wolken ohne Wasser, (Judä 12).

2. Ueber die Heuchelei des Lebens. V. 29—33. Die Schriftgelehrten und Pharisäer bauten den Propheten der Vergangenheit Gräber, aber tödteten die Propheten der Gegenwart. Sie schmückten die Gräber der Gerechten einer früheren Zeit, aber verfolgten die Gerechten der Gegenwart. War das nicht eine grobe, in die Augen fallende Heuchelei des Lebens — eine gehandelte Heuchelei? So gibt es noch heute Menschen, die in Andern verdammen, was sie selber thun. Es gibt Menschen, die ein Wehe über die Juden rufen, welche Jesum dem Kreuzestode Preis gaben, die ihn jedoch ebenfalls verwerfen und durch das Beharren in der Sünde auf's Neue kreuzigen.

Solche Menschen erinnern lebhaft an ein gewisses Gemälde, welches ein englischer Künstler herstellte. Da sehen wir einen in die Tracht seines Ordens gehüllten Mönch. Betrachtet man ihn aus der Ferne, so scheint er in tiefster Gebetsandacht versunken. Die gefalteten Hände hält er wie flehend vor die Brust. Die Augen sind gesenkt wie die des Zöllners im Tempel. Tritt man aber näher, so schwindet das Trugbild. Anstatt eines Gebetbuches erblickt man einen Punschnapf vor dem Mönche. Die Hände sind nicht zum Gebete gefaltet, sondern pressen den Saft einer Citrone in den Punschnapf. Auf den letzteren sind die aus der Ferne so andächtig scheinenden Augen gerichtet. Ein treffliches Sinnbild der Heuchelei! Jesus sagt, solche Menschen werden der höllischen Verdammniß nicht entrinnen. Sie könnten entrinnen, wenn sie Buße thäten. Aber daran ist bei ihnen selten zu denken. Sie sind nicht aufrichtig. Gott aber läßt es nur den Aufrichtigen gelingen.

II. Mit einem Klageruf. V. 34—36.

1. Ueber verscherzte Vorrechte. Der Herr sandte den Juden „Propheten, Weise und Schriftgelehrte.“ Er ließ sie wiederholt vor der ihren Seelen drohenden Gefahr warnen. Er sandte ihnen Botschaft um Botschaft. Er ließ sie nicht ungestraft weiter sündigen. Vor allen Völkern der Erde hatte er

sie bevorzugt. Alle diese Vorrechte aber schlugen sie in den Wind. Sie gingen trotz allen Vorrechten zur Hölle. So hat sich's mit der großen Masse der Unbekehrten in Christenländern. Gott klopft an ihre Herzensthüre auf mancherlei Weise. Er klopft an durch sein Wort, seinen Geist, durch Leiden und Heimsuchungen. An Predigten, Sonntagschulen, Gewissenswecker und Gottesmahnungen fehlte es nicht. Trotzdem verschließt man Ohr und Herz. Ungeachtet aller Vorrechte beharrt man in der Sünde und geht zur Hölle.

2. Ueber gehäufte Schuld. Als Volk hatten die Juden die Knechte des Herrn oft schändlich behandelt. Sie handelten mit ihnen häufig als Feinde, weil sie ihnen die Wahrheit sagten. Ein Auge jedoch sah all' ihr Thun. Eine Hand verzeichnete jede Blutschuld, von Abel an bis auf Zacharia. Endlich sollten sie die letzten Worte dieses prophetischen Märtyrers erfüllen, obschon 850 Jahre seitdem verronnen waren. Unter Steinwürfen sterbend, sprach er: „Der Herr wird es sehen und suchen." In Rauch, Flammen und Blut ging Jerusalem unter. Nehmen wir die Lehre zu Herzen. Gott hat die Sünden der Vergangenheit nicht vergessen. Sie stehen verzeichnet im Buche seines Gedächtnisses. Sie haben sich seit Jahren gehäuft. Die Zeit der Vergeltung naht. Nur in Jesu Armen kannst du dem drohenden Gerichte entgehen.

III. Mit einem Schmerzensruf. V. 37—39.

1. Der Herr hat gewollt. Er wünschte die Juden unter seine Heilsfittiche zu bergen. Ihn verlangt nach dem Heil eines jeglichen Menschen, er sei, wer er wolle. Das ist der brennende Durst seiner Seele. Nichts vermag seiner Brust einen solchen Schmerzensruf zu entreißen, als die seine Liebe verschmähende Härtigkeit der Sünder.

2. Die Juden haben nicht gewollt. So gibt's auch heute noch Viele in unseren Sonntagschulen, Gemeinden, Familien und in unserer Umgegend, welche nicht wollen. Sie kehren dem Herrn den Rücken und wandeln den breiten Weg des Todes. Ihre Halsstarrigkeit ist der Grund ihres Verlorengehens. Die Zeit kommt endlich, wo der Herr auf ewig von ihnen Abschied nimmt, wenn auch mit einem Schmerzensschrei des treuen Heilandherzens. Kraft der vorlaufenden Gnade hat jeder Mensch das Willensvermögen, sich für oder wider Christum zu entscheiden. Je nachdem er sich nun entscheidet, versiegelt er selbst sein Loos in Ewigkeit.

Sonntag, 15. April.

Christliche Wachsamkeit.

Matth. 24, 42—51.

42. Darum wachet; denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.
43. Das sollt ihr aber wissen: Wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte; so würde er ja wachen, und nicht in sein Haus brechen lassen.
44. Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet.
45. Welcher ist aber nun ein kluger und treuer Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe?
46. Selig ist der Knecht, wann sein Herr kommt, und findet ihn also thun.
47. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen.
48. So aber jener, der böse Knecht, wird in seinem Herzen sagen: Mein Herr kommt noch lange nicht;
49. Und fängt an zu schlagen seine Mitknechte, isset und trinket mit den Trunkenen:
50. So wird der Herr desselbigen Knechts kommen an dem Tage, deß er sich nicht versiehet, und zu der Stunde, die er nicht meinet;
51. Und wird ihn zerscheitern, und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern. Da wird sein Heulen und Zähnklappen.

Biblischer Grundgedanke: „Was ich aber euch sage, sage ich Allen: Wachet!" Mark. 13, 37.

Einleitung. Das Gespräch, dem unsere Lektion entnommen ist, pflog Jesus mit seinen Jüngern auf dem Oelberg am Dienstag Nachmittag der Leidenswoche. Der Gang der Ereignisse zwischen der vorigen Lektion und dieser ist folgender: Die Scene am Gotteskasten, Mark. 12, 41—44; Anwendung der Worte des Jesaias auf den Unglauben der Juden, Joh. 12, 37—50; Jesus verläßt sodann den Tempel zum letzten Mal; verkündigt dessen Zerstörung, Matth. 24, 1. 2; Gang Christi in Begleitung seiner Jünger zum Oelberg; Predigt im Jüngerkreise über Jerusalem's Untergang, Christi Kommen zum Gericht, das Ende der gegenwärtigen Weltordnung; sodann Verhaltungsregeln angesichts dieser Dinge. Diese Predigt berichtet Matthäus in Kap. 24 und 25. Unsere Lektion umfaßt einen Theil der gegebenen Verhaltungsregeln.

Erklärung.

V. 42. Wachen heißt Wachsein und Wachbleiben. In diesem Sinne ist es das Gegentheil des Schlafens. Es meint auch, auf der Hut sein. In diesem Sinne steht es im Gegensatz zur Sicherheit. Sodann bedeutet es auch das Sorgetragen um oder für eine Sache. So aufgefaßt, steht es der Gleichgiltigkeit entgegengesetzt. In diesem dreifachen Sinne haben wir das Wort hier zu verstehen. Christen sollen nicht schlafen, wie die Andern, sondern wach sein. Sie sollen nicht in fleischliche Sicherheit gerathen, sondern auf der Hut sein gegen die der Seele drohenden Gefahren. Nicht gleichgiltig, sondern ernst müssen sie es nehmen mit dem Heil ihrer Seelen.

Die Wachsamkeit ist für den Christen deßwegen so wichtig, weil er nicht weiß, wann sein Herr und Heiland kommen wird. Dies gilt sowohl von seinem Kommen zum Gerichte, als auch von seinem Kommen in der Todesstunde.

V. 43. 44. Vermittelst eines Gleichnisses erläutert Christus die Nothwendigkeit der beständigen Wachsamkeit. Ein Hausvater hat irgendwie in Erfahrung gebracht, daß in einer gewissen Nacht ein Dieb in sein Haus einzubrechen gedenke. Wüßte er nun auch, in welcher Stunde derselbe kommen werde, so könnte er vor und auch nach derselben schlafen. Es würde vollständig genügen, wenn er zu der Stunde, da der Dieb seine Erscheinung macht, wach und gerüstet wäre. Da er die Stunde jedoch nicht kennt, so muß er, die ganze Nacht wachend, auf der Hut sein. So wissen wir, daß der Herr kommt. Darüber herrscht kein Zweifel. Er kommt für den Einzelnen in der Todesstunde, für die gesammte Menschenwelt am Gerichtstage. Die Todesstunde des Einzelnen aber und der Gerichtstag für die gesammte Menschenwelt sind ungewiß. Soll der Herr uns für seinen Empfang gerüstet treffen, so müssen wir geistlich wach und wachsam sein zu allen Zeiten.

V. 45. Mit diesem Verse beginnt ein anderes Gleichniß. Dasselbe zeigt uns, wie man sich zu verhalten habe, um auf des Herrn Empfang bereit zu sein. Es zeigt uns den Lohn derer, welche der Herr

bereit findet, aber auch das Loos derer, welche nicht bereit sind. Zwei Knechte werden hier namhaft gemacht. Unter diesen Knechten haben wir irgend Jemand zu verstehen, der kraft seiner Stellung, Geistesanlagen oder seines Vermögens über seine Mitmenschen einen bemerkenswerthen Einfluß ausübt.

In Betreff des ersten Knechtes tritt uns die persönliche Frage entgegen: Bin ich, bist du ein solcher Knecht? Drei Hauptmerkmale kennzeichnen diesen Knecht. 1) Er ist treu. Er beweist diese Treue gegen seinen Herrn in der täglichen gewissenhaften Pflichterfüllung. Er erfüllt seine Pflichten jeden Tag, jede Stunde so redlich, als wenn er wüßte, daß sein Herr in der Stunde oder an dem Tage erscheinen würde. 2) Er ist klug. Er lebt nicht gedankenlos in den Tag hinein. Er denkt, redet und thut so, wie er bei der Ankunft seines Meisters wünschen wird, gedacht, geredet und gethan zu haben. 3) Er ist wohlthätig. Er gebraucht seine Stellung, sein Vermögen und seinen Einfluß zum Heile seiner Mitmenschen. Er gibt ihnen zur rechten Zeit Speise.

V. 46. 47. Selig preist der Herr den Knecht, der seines Amtes treulich wartet und wachend auf seinem Posten ausharrt, bis der Meister kommt. Selig ist er schon in der Zeit. Der Friede Gottes füllt sein Herz. Seine Seele hat Ruhe gefunden. Gewissensbisse hat er keine, da er unabläßig bemüht ist, seine Pflichten zu erfüllen. Größere Seligkeit aber wird ihm zu Theil, wenn der Herr kommt. Dann wird er königlich belohnt. Weil er seine Treue im Geringen bewährte, wird der Herr ihm Größeres anvertrauen.

V. 48. 49. Hier haben wir die Schilderung des treulosen Knechtes. Drei Kennzeichen werden namhaft gemacht. 1) Er lebt in falscher Sicherheit. Er wähnt, daß sein Herr noch lange nicht kommen werde. Er lebt sich in die Idee hinein, daß der Tag der Rechenschaft noch ferne sei. 2) Er ist herrschsüchtig. Er ist gewaltthätig gegen seine Mitknechte. Der Kainssinn beseelt ihn. Die treuen Knechte sind ihm ein Dorn im Auge. 3) Er lebt unordentlich. Die Gesellschaft ernster Christen liebt er nicht. Er führt ein üppiges, schwelgerisches Leben. Der sinnliche Genuß ist ihm lieber als der geistliche.

V. 50. 51. Der Herr wird den treulosen Knecht in seiner falschen Sicherheit überraschen. Die wohlverdiente Strafe wird ihm dann zu Theil. Diese Strafe ist dreifach und entspricht dem dreifachen Charakterzug seines Lebens. 1) Er stirbt plötzlich. Unvorbereitet reißt der Tod ihn aus dem Leben. Dies ist die Strafe für seine falsche Sicherheit. 2) Er wird zerscheitert. Eine im Alterthume häufige Todesweise war das Zersägen oder Zerhauen in zwei Theile (1 Sam. 15, 33). Dr. Bengel sagt: „Der Heuchler theilt beim Gottesdienste Leib und Seele von einander. Darum wird ihm im ewigen Verderben Leib und Seele getheilt werden. Das ewige Verderben heißt: Tod. Jeder Tod hat das Eigenthümliche, daß er den Leib entseelt. Da wird dann weder der Leib der Seele, noch die Seele des Leibes froh sein, vielmehr wird ein Theil den andern tödtlich quälen.“ Dies ist der Lohn für die Mißhandlung der Mitknechte. 3) Er theilt des Heuchlers Loos. Er fährt an den Ort der Qual, da Heulen und Zähneklappern sein wird. Das ist sein Lohn für das Schwelgen mit den Trunkenen.

Praktische Gedanken.

Stete Bereitschaft.

Der Herr kommt zum Gericht. Das ist gewiß. Ungewiß aber ist's, wann er kommen wird. Wir müssen sterben. Das ist gewiß. Ungewiß aber ist für uns Tag und Stunde unseres Todes. Diese Ungewißheit sollte für einen Jeden die Triebfeder sein, sich in steter Bereitschaft zu halten. Dieselbe fordert:

I. Stete Wachsamkeit.

1. Wir müssen aus dem Sündenschlaf erwachen. Von Natur liegen wir im Sünden- und Sicherheitsschlafe. Ehe wir wachen können, müssen wir wach sein. An einen jeglichen Sünder ergeht der Ruf: „Wache auf, der du schläfest!“ Es ist die Stimme der ewigen Liebe, die also ruft. Sie will den schlafenden Sünder wecken, damit er nicht verloren gehe. Eine Mutter lullt ihr Kind in den Schlaf, wenn demselben keine Gefahr droht. Wenn aber das Haus brennt, so weckt die Mutterliebe das Kind aus dem sanftesten Schlummer. Sie will nicht, daß es verbrenne. So will die ewige Vaterliebe unseres Gottes nicht, daß wir in unseren Sünden fortschlummern, bis wir die Augen in der Hölle aufschlagen. Sie will uns retten. Und nur Gerettete können Wachsamkeit üben.

2. Wir müssen unabläßig wachsam sein. Es ist das eine Pflicht, die der Herr seinen Jüngern wiederholt sehr ernstlich einschärfte. Er wußte wohl, wie geneigt wir sind, geistlicher Weise einzuschlafen. Wir können nie zu wachsam sein. Der Feinde gibt's ja so viele. Wir reisen durch eine gefahrvolle Wüste. Wir stehen als Streiter Christi einem Heere schlafloser Feinde gegenüber. Da gilt's, stets auf der Hut zu sein. Wir müssen die Augen immer offen haben, wie der Soldat, welcher inmitten feindlichen Landes auf Vorposten steht. Die letzten Worte Legh Richmond's sind nur zu wahr. Es gibt wenig Christen, die ein nützlicheres Leben geführt haben, als er. Von ihm kann man wohl sagen, wie von einem Abel: „Er redet noch, wiewohl er gestorben ist.“ Trotzdem sagte er zu einem Freunde, der an seinem Sterbebette stand: „Bruder, Bruder! Die meisten von uns sind nur halb wach!“

II. Treue Pflichterfüllung.

1. Vor Allem gilt's, seine Kleider zu waschen im Blute des Lammes. Das hatte die große Schaar gethan, welche Johannes vor dem Throne des Lammes stehen sah. Offenb. 7, 9. 14. Nur die, welche reines Herzens sind, werden Gott schauen. „Mama,“ sagte eine kleine Sonntagschul-Schülerin, „meine Lehrerin sagt mir, Gott lasse uns in dieser Welt eine Zeit lang leben, damit wir uns für die bessere Welt vorbereiten. Aber, liebe Mama, ich sehe nicht, daß sich irgend Jemand vorbereitet. Du triffst Vorkehrungen, in's Land zu gehen. Tante Lise trifft Vorkehrungen, hierher zu kommen. Aber ich sehe nicht, daß Jemand Vorkehrungen trifft, in den Himmel zu gehen.“ Wie vielfach bewahrheiten sich die Beobachtungen des kleinen Mädchens!

2. Dann gilt's, seine Pflichten treulich zu erfüllen. Philipp Henry besuchte eines Tages einen Gerber, welcher so fleißig mit dem Gerben einer Haut beschäftigt war, daß er das Nahen seines Besuchers nicht merkte, bis derselbe ihm auf die Schulter klopfte. Da fuhr derselbe erschrocken auf. Erröthend sprach er: „Mein Herr, ich schäme mich, daß Sie mich in diesem Zustande finden.“ Mit ernstem Nachdruck entgegnete Philipp Henry: „Wenn der Herr Jesus kommt, möge er mich auch in solch' eifriger und treuer Erfüllung meiner Berufspflichten treffen!“

Der Kirchenvater Augustin wünschte, daß Christus, wenn er für ihn komme, ihn beim Gebet oder Predi-

gen träfe. Eine Dame fragte einst den Ehrw. John Wesley: „Angenommen, Sie wüßten, daß Sie morgen um die Mitternachtstunde sterben müßten, wie würden Sie die Zeit mittlerweile zubringen?" Er erwiderte, ohne sich zu besinnen: „Ei nun, gerade so, wie ich sie auch jetzt zuzubringen gedenke. Ich würde heute Abend in Gloucester predigen, und dann wiederum morgen in der Frühe um fünf Uhr. Sodann würde ich nach Tewkesbury reiten, am Nachmittage daselbst predigen und einer Gemeindeversammlung am Abend beiwohnen. Ich würde mich zu meinem Freunde Martin begeben, der mich zu bewirthen gedenkt. Ich würde mich mit der Familie bis zehn Uhr unterhalten und mit derselben beten, mich dann auf mein Zimmer zurückziehen und, nachdem ich mich dem himmlischen Vater anbefohlen hätte, würde ich mich zur Ruhe niederlegen, um in der Herrlichkeit zu erwachen." Treue Erfüllung aller unserer Christen- und Berufspflichten ist nothwendig, um für das Kommen des Herrn bereit zu sein.

Andeutungen für den Unterricht.

Warum sollen wir wachsam sein?

1. Damit der Herr bei seinem Kommen uns bereit finde. V. 42—44. Beschränke dieses Kommen nicht auf Christi zweite Zukunft. Er kommt durch seinen Geist, durch's Wort, durch Kreuz. Nur die Wachsamen erlangen da den Segen. Er kommt durch den Tod. Wie derselbe uns findet, so müssen wir vor dem Richter erscheinen.

2. Damit wir treulich unsere Arbeit thun. V. 45—47. Wahre Wachsamkeit ist nicht ein Stillesitzen und Nichtsthun. Sie ist treue Pflichterfüllung, als ob der Herr gegenwärtig wäre.

3. Damit das ewige Verderben uns nicht ereile. V. 48—51. Das Schlafen auf dem Wachtposten wird mit dem Tode bestraft.

Sonntag, 22. April. **Die zehn Jungfrauen.** Matth. 25, 1—13.

1. Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen, und gingen aus, dem Bräutigam entgegen.
2. Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug.
3. Die Thörichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Oel mit sich.
4. Die Klugen aber nahmen Oel in ihren Gefäßen, sammt ihren Lampen.
5. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen.
6. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen.
7. Da standen diese Jungfrauen alle auf. und schmückten ihre Lampen.
8. Die Thörichten aber sprachen zu den Klugen: Gebt uns von eurem Oele, denn unsere Lampen verlöschen.
9. Da antworteten die Klugen, und sprachen: Nicht also; auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst.
10. Und da sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Thüre ward verschlossen.
11. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen, und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf!
12. Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht.
13. Darum wachet: denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Biblischer Grundgedanke: „Welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Thüre ward geschlossen." Matth. 25, 10.

Einleitung. Die jetzige Lektion ist eine Fortsetzung der Predigt Christi im Jüngerkreise über seine zweite Zukunft. Sie wurde gehalten am Dienstag Nachmittag der Leidenswoche. Das ganze Kapitel gehört zu dieser Rede. Wir werden dasselbe heute und in den zwei folgenden Sonntagen zu betrachten haben. Es zerfällt in drei große Abschnitte. Der erste umfaßt das Gleichniß von den zehn Jungfrauen, und bildet die Grenze unserer heutigen Lektion. Der zweite Abschnitt enthält das Gleichniß von den anvertrauten Pfunden und bildet die Lektion des künftigen Sonntags. Der dritte Abschnitt berichtet und schildert die große Gerichtsscene. Dieser Abschnitt wird uns am zweitnächsten Sonntage beschäftigen.

Erklärung.

V. 1. Das Himmelreich hier bedeutet die sichtbare Kirche Gottes. Wenn der Herr zum Gerichte erscheint, wird sie gleich sein zehn Jungfrauen. Wie die Zahl Sieben die heilige Zahl bildet, so ist die Zahl Zehn die Zahl der Vollständigkeit. Die Zehnzahl hier bezeichnet also die Kirche in ihrer diesseitigen Gesammterscheinung. Bei einer Hochzeit wurden wenigstens zehn Brautjungfern bestellt.

Die Lampen bei den Brautzügen unter den Hebräern und Griechen bestanden aus runden Behältern für das Pech oder Oel, welches den Docht nährte. Sie wurden an einem langen dicken Holzstabe befestigt und waren somit Lampen und Fakeln zugleich. Unter den Brautjungfern haben wir Christenbekenner zu verstehen, die, wie wir bereits sahen, zu irgend einem Zweig der christlichen Kirche gehören. Mithin versinnbildlichen die Lampen das Christenbekenntniß. Es wird hier auf die nächtlichen Brautzüge angespielt. Gewöhnlich wurde die Braut vom Bräutigam und seinen Freunden heimgeführt in's Haus des Bräutigams, wo die Hochzeit stattfand. Ausnahmsweise aber geschah's auch, daß die Hochzeit im Hause der Braut gefeiert wurde. Dies scheint in unserem Gleichnisse der Fall zu sein.

V. 2. Die Zahl hat hier nichts zu bedeuten. Die Worte wollen nur besagen, daß die sichtbare Kirche aus zwei Menschenklassen zusammengesetzt ist. Die eine Klasse handelt thöricht, die andere klug.

V. 3. Das Oel bedeutet die Gabe des heiligen Geistes. In der sinnbildlichen Sprache des Alten Testamentes hat das Oel, ob es zur Salbung einer Person oder zur Nährung einer Flamme gebraucht wird, diese Bedeutung. Die thörichten Jungfrauen hatten Lampen und Dochte, aber kein Oel. Sie hatten die Form der Gottseligkeit, aber nicht deren Kraft. Wir müssen den Gedanken festhalten, daß das Ausgehen des ersten Verses identisch ist mit dem Ausgehen des sechsten Verses. Die Jungfrauen gingen nicht zweimal, sondern nur einmal aus. Der erste Vers enthält wie in einer Nußschale den Kern dessen, was in den nachfolgenden Versen weiter ausgeführt wird. Als der Ruf ertönte: „Der Bräutigam kommt," da zündeten die thörichten Jungfrauen den Docht ihrer Lampen an. Da derselbe aber nicht durch Oel genährt wurde, erlosch die Flamme schnell.

V. 4. Jesus sagt ganz bestimmt, daß die thörichten Jungfrauen kein Oel mit sich nahmen. Sie hatten weder in den Lampen noch in den Gefäßen Oel. Die Klugen aber hatten Oel in den Lampen und in den Gefäßen. Diese mit Oel gefüllten Ge-

fäße nahm man mit, um den Docht nach Bedarf daraus wieder anzufeuchten.

V. 5. Unter dem Entschlafen hier haben wir jedenfalls nichts Verbrecherisches zu verstehen; denn auch die Klugen entschliefen und der Herr rügt es nicht einmal. Wahrscheinlich ist es nur ein zur Vollständigkeit des Bildes nothwendiger Schmuck. Hat dieser Zug aber einen geistlichen Sinn, so kann er nur bedeuten, daß die betreffenden Personen, nachdem sie die für nothwendig erachteten Vorkehrungen getroffen hatten, mit Zuversicht nun das Kommen des Herrn erwarteten. Bei den Klugen beruht diese Zuversicht auf einer lebendigen Hoffnung. Bei den Thörichten jedoch gründet sie sich auf eine falsche Sicherheit, welche im Selbstbetruge wurzelt.

V. 6. 7. Mitternacht ist eine Zeit, in der man den Bräutigam nicht erwarten würde. Es wird damit das Unerwartete sowohl als das Plötzliche der Zukunft Christi angedeutet. Diese Zeit ist am wenigsten geeignet, Versäumtes nachzuholen. Die Jungfrauen greifen nun rasch zu den Lampen. Schnell zünden sie dieselben an. Nun erst machen die Thörichten die Entdeckung, daß sie in ihren Vorbereitungen etwas Wesentliches versäumt haben—nämlich das Oel.

V. 8. 9. In ihrer Noth wenden sich die Thörichten an die Klugen. Die sollen ihnen jetzt aus der Noth helfen. Da aber nur in Einem Heil zu finden ist, so müssen sie ablehnen. Die Vorbereitung der Klugen kann den Thörichten nichts nützen. Diese Vorbereitung ist eine persönliche. Sie kann durch Andere nicht geschehen. Kein Mensch kann den Andern retten.

V. 10. Zu diesem Verse sagt Dr. Bengel: „Es gibt Seelen, 1) die einen reichlichen Eingang in das ewige Freudenreich haben; 2) die wie aus einem Schiffbruch noch an das Land kommen; 3) die offenbar auf der breiten Straße in das Verderben fahren; 4) die beinahe selig werden und doch durchfallen. Diese sind am meisten zu bejammern.“ Zu dieser letzten Klasse gehören die thörichten Jungfrauen.

V. 11. 12. Der Herr sagt nicht, daß sie noch nachträglich Oel erlangten. Er zeigt vielmehr, daß sie sich zu spät um dasselbe bemühten. Die Prämillinarier (Leute, welche glauben, Jesus werde vor dem tausendjährigen Reiche persönlich, leibhaftig auf dieser Erde erscheinen und tausend Jahre auf derselben regieren) nehmen an, die hier geschilderte Verweigernng beziehe sich nur auf den Ausschluß aus dem tausendjährigen Reiche, nicht aber aus dem Reich der ewigen Herrlichkeit. Dem stellen wir entgegen 1) daß der Herr schon Kap. 24, 51 von dem letzten Gericht zu reden angehoben hat; 2) daß die Schlußermahnung V. 13 gänzlich entkräftet wird, wenn es für Solche noch einen Gnadentag gibt.

Praktische Gedanken.

Die klugen und thörichten Jungfrauen.

I. Die Aehnlichkeit.

1. Alle erwarten den Bräutigam. Von den Ungläubigen, den Kindern dieser Welt redet der Herr hier nicht. Ihr Loos schildert er im 24. Kap. Er redet von Christenbekennern, von Mitgliedern der sogenannten sichtbaren Kirche Gottes auf Erden. Sie hören das Wort Gottes. Sie sind alle dem Herrn zugethan. Sie eifern für seine Sache. Sie erwarten seine Wiederkunft.

2. Alle treffen Bereitschaft. Sie sind scheinbar wenigstens auf die Heilsbedingungen des Evangeliums alle eingegangen. Ihre Namen stehen irgendwo in einem Kirchenbuche. Sie haben alle die Form der Gottseligkeit. Sie sind getauft, gehen zum Abendmahl, besuchen die Sonntagschule, sind Beamte und Lehrer oder Schüler. Besuchen die Gottesdienste. Sie hatten alle Lampen. Die Lampen sind nothwendig. Ohne Formen können wir in dieser Welt der Formen nicht fertig werden. Auch in der Religion können wir die Form nicht entbehren. Sie steht in demselben Verhältniß zur Religion, wie die Nußschale zum Kern. Die Nußschale ist nicht die Hauptsache, aber sie ist nothwendiger Behälter des Kernes.

3. Alle entschlafen. Was will das sagen? Alle treffen die Vorkehrungen, welche zum Empfang des Bräutigams nothwendig erscheinen und erwarten dann zuversichtlich dessen Erscheinung. Sie glauben Alle, dem Herrn im Frieden begegnen zu können. Jeder glaubt, daß er Alles gethan habe, was zu seinem Seelenheil erforderlich sei. Deßhalb harren Alle mit Zuversicht der Ankunft des Herrn.

4. Alle weckt der mitternächtliche Ruf. Für Alle tönte dieser Ruf überraschend. Schnell ermannen sie sich jedoch und zünden ihre Lampen an, um dem nahenden Bräutigam entgegen zu gehen. Vor diesem Moment bangt selbst den Thörichten nicht. Sie wähnen im eitlen Selbstbetruge, daß sie sicher seien. Ich begrub neulich eine Frau. Sie war kein Mitglied unserer Kirche. Ich besuchte sie während ihrer Krankheit. Einen der Träger, der nicht wußte, wo die Familie wohnte, bestellte ich an die Predigerwohnung. Wir fuhren zusammen in einem Landauer an's Trauerhaus. Träger fragte: „Wie ist die Frau gestorben?“ Derselbe ist ein alter Methodist. Ich entgegnete: „Sie sehnte sich nach dem Ende. Wiederholt bezeugte sie mir, daß sie keine Angst habe vor dem Tode.“ „Ah!“ sagte er, „das ist ein gutes Zeichen.“ So sind wir Alle zu denken geneigt. Allein ist es angesichts dieses Gleichnisses eine unbestrittene Thatsache, daß Jeder, der gerne stirbt, der keine Furcht vor dem Tode hat, auch wirklich bereit ist? Schickten nicht auch die thörichten Jungfrauen sich an, dem Bräutigam mit Freuden entgegen zu gehen? Waren sie nicht auch in dieser Beziehung den Klugen ähnlich?

II. Der Unterschied.

In der diesseitigen Lebenszeit tritt der Unterschied nicht zu Tage. In ihren eigenen Augen und in den Augen ihrer Mitmenschen gehörten die thörichten Jungfrauen zu den klugen.

1. Der Unterschied ist also kein augenfälliger, sondern ein verborgener. Der Unterschied ist ein innerer. Deßwegen aber ist er ein wesentlicher. Etliche Wochen vor dem letzten Christtage kaufte eine Freundin Wallnüsse auf dem Markte. Zu Hause angekommen, wurde eine geknackt. Sie war taub, d. h. leer, eine zweite, eine dritte, eine vierte und noch mehr wurden geknackt; allein sie waren alle taub. Da nahm sie die Nüsse zurück. Der Händler erstattete ihr das Geld und bat, sie möge nur schweigen. Jene Nüsse sahen, äußerlich betrachtet, gut aus. Innerlich aber waren sie leer. Das Wesentliche an einer Nuß aber ist nicht das Aeußere, sondern das Innere. So hat sich's hier. Aeußerlich war zwischen den thörichten und klugen Jungfrauen kein Unterschied bemerkbar. Aber innerlich war ein himmelweiter Unterschied.

2. Dieser Unterschied tritt früher oder später zu Tage. Als meine Freundin jene kernverheißende Nüsse aufknackte, da kam's zu Tage, daß sie durch ihr Aeußeres getäuscht hatten. So naht die Zeit, wo's zum Vorscheine kommt, ob du nur eine Lampe hast, oder auch Oel in der Lampe.

Da wird sich's unfehlbar zeigen, ob du nur die Form der Gottseligkeit habest, oder ob du auch deren Kraft besitzest. Hier magst du mit der bloßen Lampe fertig werden, aber am Gerichtstage nicht.

3. Dieser Unterschied entscheidet über das Loos im Jenseits. Die klugen Jungfrauen gehen ein mit dem Bräutigam zur großen Hochzeit des Lammes. Vor den Thörichten schließt sich die Thüre. Die Ersteren hatten die rechte Bereitschaft getroffen. Die Letzteren aber begnügten sich mit dem Schein, anstatt dem Sein. Deßhalb trifft sie das furchtbare, das niederschmetternde Wort aus dem Munde des Herrn: „Ich kenne euch nicht." Mit einem glühenden eisernen Griffel aber schreibt Jesus das Mahnwort uns in's Herz: „Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird."

Lehrplan für die Klasse.

Schildere des Bildes Hintergrund, nämlich eine morgenländische Hochzeitsfeier. Zeige sodann, wer unter den zehn Jungfrauen gemeint ist. Weise nun nach, in wiefern sie einander ähnlich sind. Beschreibe dann die Unterscheidungspunkte. Schildere, wann, wo und wie dieser Unterschied zu Tage treten wird. Betone, daß es dann zu spät sein wird, Versäumtes nachzuholen. Dringe darauf, daß jeder Schüler ungesäumt Bereitschaft für die Ewigkeit treffe und zwar die rechte Bereitschaft, wie die klugen Jungfrauen.



Sonntag, 29. April. **Die anvertrauten Centner.** Matth. 25, 14--30.

14. Gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seine Knechte, und that ihnen seine Güter ein.
15. Und einem gab er fünf Centner, dem andern zween, dem dritten einen: einem jeden nach seinem Vermögen; und zog bald hinweg.
16. Da ging er hin, der fünf Centner empfangen hatte, und handelte mit denselbigen, und gewann andere fünf Centner.
17. Deßgleichen auch der zween Centner empfangen hatte, gewann auch zween andere.
18. Der aber einen empfangen hatte, ging hin, und machte eine Grube in die Erde, und verbarg seines Herrn Geld.
19. Ueber eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte, und hielt Rechenschaft mit ihnen.
20. Da trat herzu, der fünf Centner empfangen hatte, und legte andere fünf Centner dar, und sprach: Herr, du hast mir fünf Centner gegeben; siehe da, ich habe damit andere fünf Centner gewonnen.
21. Da sprach sein Herr zu ihm: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.
22. Da trat auch herzu, der zween Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zween Centner gegeben; siehe da, ich habe mit denselben zween andere gewonnen.
23. Sein Herr sprach zu ihm: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen: ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.
24. Da trat auch herzu, der einen Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammelst, da du nicht gestreuet hast;
25. Und fürchtete mich, ging hin, und verbarg deinen Centner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine.
26. Sein Herr aber antwortete, und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler Knecht! wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesäet habe, und sammle, da ich nicht gestreuet habe;
27. So solltest du mein Geld zu den Wechslern gethan haben, und wann ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher.
28. Darum nehmet von ihm den Centner, und gebt's dem, der zehn Centner hat.
29. Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden.
30. Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.

Biblischer Grundgedanke: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Offenb. 2, 10.

Einleitung. Unsere Lektion reiht sich unmittelbar an die vorige an. Sie ist ein Theil jener Rede, welche der Herr im Jüngerkreise am Dienstag Nachmittag der Leidenswoche hielt. Sie umfaßt ein anderes jener sinnreichen Gleichnisse des Heilandes. Mark. 13, 34—36 finden wir einen abgekürzten Bericht desselben Gleichnisses. Das Luk. 19, 11--27 berichtete Gleichniß darf man nicht mit demjenigen unserer Lektion verwechseln. Es wurde zu einer andern Zeit und an einem andern Ort geredet. Haben die beiden Gleichnisse auch manche gemeinsame Züge, so sind sie doch, sofern Anlage und Endzweck in Betracht kommen, sehr verschieden.

Erklärung.

V. 14. Jesus ist natürlich der in's Ausland reisende Gutsbesitzer. Es bezieht sich auf seine Himmelfahrt. Die Knechte und Mägde zu jener Zeit waren sämmtlich Sklaven. Diesen Gedanken muß man festhalten, will man das Gleichniß recht verstehen. Den Sklaven zu jener Zeit war aber oft gestattet, Geschäfte zu treiben. Häufig gaben sie ihrem Herrn eine festgesetzte Summe jährlich. Manchesmal aber versah der Meister den Sklaven mit dem zum Handel nothwendigen Gelde. Der Sklave hatte in diesem Falle jährlich ein bestimmtes Procent des Gewinns an seinen Herrn zu entrichten. Auf diesen letzteren Gebrauch fußt unser Gleichniß. Unter den Gütern haben wir geistliche Gaben, zeitlichen Besitz, Zeit und Gelegenheit zum Gutesthun zu verstehen.

V. 15. Der Silber-Centner bei den Hebräern wird unterschiedlich geschätzt. Wenn wir die Durchschnittssumme herausgreifen, so betrug derselbe etwa 2000 Dollars. Den Gold-Centner schätzt man so hoch wie 55,000 Dollars. Warum bekam ein Knecht fünf Centner, ein anderer zwei Centner und ein dritter nur einen Centner? Der Herr gibt dem Viel, der Viel nehmen kann. Er gibt dem Wenig, der noch Wenig nehmen kann. Nicht die Person, aber die Willigkeit des Nehmens und Verwerthens sieht der Herr an. Darnach richtet er das Maß seines Gebens.

V. 16. 17. Die ersten zwei Knechte verlieren keine Zeit. Sie handeln treulich mit dem anvertrauten Gelde. Dadurch verdoppelt ein Jeder das ihm Geliehene. Sie waren also beide gleich treu. Wer durch den getreuen Gebrauch der Gnade Gottes seinen eigenen Charakter veredelt und zur Rettung seiner Mitmenschen beiträgt, der erweist sich als ein treuer Knecht.

V. 18. Der dritte Knecht begrub den empfangenen Centner. Das Geld blieb todt liegen. Er machte keinen Gebrauch davon. Der Grund dieses Handelns war einerseits ein Mangel an Liebe zu seinem Herrn, andererseits eine sklavische Furcht, sich eine Strafe zuzuziehen. Er war kalt gegen seinen Herrn.

V. 19. Der Herr war lange genug abwesend, um den Knechten die zum Handeln und Gewinnen nothwendige Zeit zu geben. Endlich aber kommt er, um Gericht zu halten. Die beständige Vorstellung solcher Rechenschaft macht fleißige und getreue Knechte.

V. 20—23. Die beiden Knechte, die durch den treuen Gebrauch des ihnen Anvertrauten einen Gewinn erzielten, scheuen den Tag der Rechenschaft nicht. Der Erstere bringt seine zehn, der Letztere seine vier Centner. Freudig treten sie vor ihres Herrn Angesicht. Ohne Zittern und Zagen hören sie ihren Namen rufen. Im Dienste ihres Herrn haben sie redlich das Ihre gethan. Der Herr ertheilt Beiden dasselbe Lob, gibt Beiden dieselbe Belohnung. Auf die Größe der Gaben kommt es nicht an. Die Treue im Gebrauche der Gaben gibt den Ausschlag. Diese Treue ist's, die der Herr in seinem Richterspruche betont.

V. 24. 25. Auch der dritte Knecht muß seinem Herrn Rede und Antwort stehen. Er bekennt, daß er seinen Centner vergraben habe. Wie thöricht klingt die Entschuldigung für seine Trägheit! Wenn der Herr schneidet, wo er nicht säete, und sammelt, wo er nicht streuete, wie viel mehr wird er da zu schneiden und zu sammeln erwarten, wo er wirklich gesäet und gestreuet. Ihm hatte er einen Centner anvertraut. Sein Herr war nicht hart und ungerecht. Der faule Knecht will sich hinter einer Lüge verbergen. Mit leeren Händen kommt er. Rein nichts hat er gewonnen.

V. 26 — 29. Der Herr gibt dem trägen Knechte nicht zu, daß er ein harter Mensch sei. Er konnte ihm das nicht einräumen, weil's nicht auf Wahrheit beruhete. Er will dem Knechte nur zeigen, daß er sich selbst gerichtet habe, auch wenn das von ihm Gesagte wahr wäre. Wäre sein Herr ein harter Mann gewesen, so hätte ihn das zu größerer Thätigkeit anspornen sollen. Der ihm anvertraute Centner wird ihm auch noch genommen. Es ist das 1) eine direkte Strafe für seine Trägheit, 2) eine natürliche Folge derselben. Es herrscht eine Analogie (Aehnlichkeit) zwischen dem Natur- und dem Gnadenreiche. Wenn ein Glied des Leibes nicht gebraucht wird, so erlahmt es endlich. Wenn eine Gnadengabe Gottes keine Verwendung findet, so verlieren wir sie.

V. 30. Der Herr nennt ihn einen unnützen Knecht, obschon er keinen Schaden angerichtet hatte. Er muß das Loos dessen theilen, der kein hochzeitliches Kleid angezogen hatte, Matth. 22, 13. Er muß das Loos der Heuchler theilen, Matth. 24, 51.

Praktische Gedanken.

Die anvertrauten Centner.

I. Verschieden vertheilt. V. 14—18.

Unter diesen Centnern haben wir allerlei natürliche und geistliche Gaben, Güter, Kräfte und Fähigkeiten zu verstehen. Leibliches Leben und Gesundheit, die Vermögen der Seele, Erziehung, Kenntnisse, irdischer Besitz, die Zeit und Gelegenheit, die natürlichen Anlagen zur Beredtsamkeit, zur Musik und dergleichen mehr, gehören zu den natürlichen Fähigkeiten und Gütern. Die Bibel, die Kirche mit ihren Gnadenmitteln, das Heil in Christo, der heilige Geist mit seinen mancherlei Wirkungen, die christliche Erfahrung und dergleichen mehr zählen wir hier zu den geistlichen Gütern. Diese und ähnliche Dinge, für welche wir einst Rechenschaft stehen müssen, werden durch die Centner dargestellt.

1. Ein Jeglicher empfing nach seinem Vermögen. Der Erste erhielt fünf, der Zweite zwei und der Dritte einen Centner. Die Erfahrung lehrt, daß diese Darstellung lebensgetreu ist. Die Menschen sind nicht alle gleichbegabt von Haus aus. Kraft der sogenannten Naturanlage besitzt der Eine mehr Fähigkeiten als der Andere. Es gibt Menschen, die man Genies nennt. Sie sind originelle, schöpferische Persönlichkeiten. Wie es Gefäße verschiedener Größe gibt, wie es Sterne verschiedenen Glanzes gibt, so gibt es sehr verschieden begabte Menschen.

2. Die Centner wurden den Empfängern nur anvertraut. Der Geber lieh sie ihnen nur. Mithin waren die Empfänger nicht absolute Besitzer, sondern nur Verwalter der anvertrauten Güter. Es zeigt uns dieser Zug des Gleichnisses, daß der Mensch ein verantwortliches Wesen ist. Er ist vernunftbegabt und kann also zwischen dem Guten und Bösen unterscheiden. Er ist willensfrei und kann deßhalb zwischen Recht und Unrecht wählen. Wie Knechte und Mägde ihren Herren verantwortlich sind, so muß jeder mit gesunder Vernunft begabte Mensch seinem Gott einst für die ihm anvertrauten Natur- und Gnadengaben Rechenschaft stehen.

3. Die anvertrauten Centner müssen treu verwaltet werden. Zu diesem Zwecke sind sie den Knechten gegeben. Sie sollen damit gewinnen. Was schließt das in sich? Etliche Andeutungen mögen's klar machen. Der Reiche soll mit dem ungerechten Mammon sich Freunde machen (Luk. 16, 9). Der Geistigbegabte soll mit seinen Talenten den Mitmenschen dienen und dieselben nicht zu selbstsüchtigen Zwecken verwenden. Der Künstler soll seine Kunst zur Ehre Gottes gebrauchen, wie Salomo's Tempelbaumeister Huram. Der Sänger soll in seine Harfe greifen, um wie David und Assaph Gottes Lob zu besingen. Der Gelehrte soll seine Wissenschaft in den Dienst des Herrn stellen, wie Salomo dies in den Sprüchen that.

II. Verschieden angewandt. V. 19 — 30.

1. Die rechte Anwendung. Die ersten zwei Knechte haben mit den ihnen anvertrauten Gütern fleißig gehandelt, um dieselben zu vermehren. Jeder verdoppelte das ihm Anvertraute. Sie waren Beide treu (1 Cor. 4, 2). Im Dienste Gottes ist die Treue die Hauptsache. Dieselbe ist nicht abhängig von der Zahl oder Vorzüglichkeit der anvertrauten Gaben, sondern von dem Gebrauche derselben. Die Treue ist auch nicht abhängig von dem Erfolge. Treue ist oft unvereinbar mit der sogenannten Popularität (Volksgefälligkeit). Dies diene den Reichbegabten zur Warnung, den Wenigbegabten aber zum Troste.

2. Lohn der Treue. Der Herr belohnt die beiden Knechte gleichmäßig. Da sieht man, daß es auf die Größe der Gaben nicht ankommt. Die treuen Knechte werden auf dreifache Weise belohnt. a) Sie finden die volle Billigung und Anerkennung ihres Herrn. Derselbe lobt nicht den erzielten Gewinn, sondern die Treue. Nicht den eigentlichen Erfolg, sondern die Treue krönt er. b) Sie werden über Größeres gesetzt. Das ist schon in diesem Leben der Fall. Treue in der engeren und niederen Sphäre führt zu einer weiteren und höheren Sphäre. In einem viel höheren Maße gilt das vom ewigen Leben. c) Sie gehen ein zu ihres Herrn Freude. Sie bringen ihre Garben mit Freuden am Tag der Ernte. Jauchzend ziehen sie ein in die ewige Freude. Sie theilen fortan ununterbrochen die Freude ihres verklärten Heilandes. Sind wir treue Knechte und Mägde, so genießen wir schon auf Erden etwas von dieser Freude — aber nur einzelne Tröpflein. Im Himmel hingegen wird uns ein Meer ungetrübter Freude umwogen.

> „Wie sie rauschen dort die Wellen
> In dem Meere heil'ger Lust!
> Schon die Ahnung hier kann schwellen
> Meine enge, schwere Brust."

3. Die verkehrte Anwendung. Sie be-

steht in dem Vergraben des anvertrauten Pfundes. Man braucht kein Mörder, Dieb, Betrüger, Meineidiger, Gotteslästerer oder lasterhafter Mensch zu sein, um der ewigen Verdammniß anheimzufallen. Durch Unterlassungssünden kann man sich an Gott und den Mitmenschen schwer versündigen. Der Geizige vergräbt sein Pfund. Er verschließt sein Geld, anstatt Gott und dem Nächsten damit zu dienen. Der Träge vergräbt sein Talent. Er verträumt seine Zeit im Müssiggang und läßt die gottverliehenen Gaben ungenützt vermodern. Der Bibelverächter vergräbt seinen Centner. Er hat Gottes Wort im Hause und liest dasselbe nicht. Der Kirchenverächter vergräbt sein Pfund. Er hat das Haus Gottes in der Nähe und besucht dasselbe nicht. So und auf ähnliche Weise vergraben die Menschen ihre Pfunde.

4. Die Strafe der Untreue. Die ewige Verdammniß ist das Loos der Treulosen. Die faulen und unnützen Knechte werden sich vor dem heiligen Richter nicht entschuldigen können. Die Gründe, mit denen sie sich jetzt entschuldigen, werden dann nicht verfangen. Die Verlorenen werden erkennen, daß sie und sie allein ihr ewiges Schreckensloos verschuldet haben. Das „wußtest du" sollte Tausenden wie ein Donnerkrach an's Ohr schlagen und wie ein greller Blitzstrahl in die Seele fahren.

Aus der Zeit.

Was wird die General-Conferenz bringen? Diese Frage wird vielfach in kirchlichen Kreisen gestellt und besprochen. Es ist eine Zeitfrage und gehört also in unser Kapitel. Aber — das Beantworten derselben bis auf's Haar hinaus — das vermag der Chronikschreiber so wenig als irgend ein anderes Menschenkind.

Einige Dinge jedoch wird die General-Conferenz der Bisch. Meth.-Kirche ganz gewiß bringen.

Erstens — es werden Bischöfe erwählt werden.

Wie viele? Die Einen meinen, zwei weitere Bischöfe seien vollkommen hinreichend; Andere glauben, es sollten wenigstens sechs erwählt werden. Es wird jedoch höchst wahrscheinlich gehen, wie es vorher schon gegangen hat: Ein Vergleich wird etwa drei oder vier weitere Bischofs-Candidaten zur Wahl bringen.

Wer wird erwählt werden? Ja — wer das wüßte! Vielleicht werden etwelche Männer zum Episcopus erhoben, an welche die Kirche heute im Allgemeinen noch gar nicht denkt. Wir trauen es aber der General-Conferenz zu, daß sie nur Leute erster Klasse an diesen verantwortlichen Posten beruft. Man kann zwar von einem Mann nicht verlangen, daß er in allen Beziehungen und Hinsichten gleich tüchtig, gewandt und brauchbar sein soll. Aber ein Bischof sollte doch ein sehr allseitiger Mensch sein, der den verschiedenerlei Anforderungen, die an seine Stellung und sein Amt gemacht werden, gut zu entsprechen vermag, wenn er auch in einigen Fächern Besseres leistet als in anderen.—Daß Frömmigkeit und völliges „Geweihetsein" zum Bischofsamt erforderlich ist, setzen wir voraus, und wundern uns oft, daß diese Eigenschaft in den Kirchenzeitungen und Besprechungen obenan gestellt, und mächtiglich betont wird. Als ob diese Eigenschaft nicht auch im Predigtamt und jeder andern von der Kirche zu vergebenden Stellung nöthig wäre! Und aus den Reihen der Prediger, die sämmtlich von Herzen fromme und Gott geweihete Männer sein sollen, werden die Bischöfe erwählt.—Freilich ist auch hier, wie in der ganzen Welt und in allen Sachen — ein Unterschied.

In Verbindung mit der Bischofswahl werden noch andere, auf die bischöfliche Verwaltung sich beziehende Fragen zur Besprechung und wohl auch zum Abschluß kommen.

Die von Bischof Taylor einzunehmende Stellung wird genau fixirt werden. Er wurde zum Missionsbischof von Afrika erwählt, hat es aber bis jetzt abgelehnt, aus der Missionskasse seinen Gehalt zu beziehen, sondern machte, wie die andern Bischöfe, Anforderung an den bischöflichen Fond. Er und manche Andere sehen in einem Missionsbischof den Ebenbürtigen des Episcopus. Diese Auffassung aber wird von vielen Seiten stark angefochten.

Bischof Taylor betreibt die Mission in Afrika mittelst eines eigenen dazu gesammelten Fonds und die Missionsbehörde der Kirche hat dabei nicht mehr zu thun, als andere Zuschauer auch.

Niemand bezweifelt die Heldenmüthigkeit dieses Missionsbischofs. Niemand aber wird auch behaupten wollen, daß die bisherige betreffs der Afrika-Mission befolgte Methode die für die Zukunft wünschenswerthe sei. Wir glauben, daß ein Verständniß zu bezwecken ist. Alle Missionsfreunde, Bischof Taylor, die Missionsbehörde, die General-Conferenz und die anderen Bischöfe sehnen sich nach der „Rettung Afrikas" —und über das wie sollte ein Uebereinkommen zu treffen sein, so daß die Verwaltung zu einer gleichartigen wird.

In Verbindung mit dieser „afrikanischen" Frage wird auch wieder eine andere auftauchen: Ob es nicht am besten wäre, allen Missionen des Auslandes ein bischöfliches Haupt zu geben, das wenigstens vier Jahre lang, wenn nicht die ganze Lebenszeit, auf dem betreffenden Missionsgebiet wirken soll. Daß in schon gar manchen Fällen die Anwesenheit, die Wirksamkeit und das Eingreifen eines solchen Hauptes sehr nutzbringend gewesen wäre, dies ist unbestreitbar, obwohl behauptet wird, daß der abwechselungsweise Besuch der Bischöfe die Missionen besser fördere, als die Anwesenheit und das Wirken eines Missionsbischofs auf dem betreffenden Felde.

Freilich — würden solche Missionsbischöfe die Perspektive auf Diöcesan-Bischöfe öffnen — doch, das sind Aussichten, von denen wir nach Hause zurückkehren, und

Zweitens fragen: Wird die General-Conferenz den Prediger-Amtstermin verlängern?

Jedenfalls kommt dieses wichtige Thema wieder zur ernstlichen Verhandlung. Vor der anno 1884 tagenden General-Conferenz wurde diese Frage in so vielfacher und oft schroffer Weise besprochen, daß der Kampf in der gesetzgebenden kirchlichen Körperschaft ein ziemlich heftiger wurde. Die beantragte, dahinzielende Veränderung wurde durch die in der Kirchen-

ordnung erlaubte Theilung des Hauses mit geringer Majorität niedergestimmt.

Dieses Jahr wird nicht so viel Lärm gemacht, die Dienstzeitverlängerung hat Freunde gewonnen und die Befürworter derselben haben Hoffnung auf etwelche Zugeständnisse in dieser Richtung.

Wer die Wirkungen des fortwährenden Predigerwechsels in unsern Städten und Großstädten beobachtet hat, der braucht gar kein radikaler Stürmer zu sein, um zu erkennen, daß ein längerer Termin oft von großem Nutzen für die Gemeinde und das Werk der inneren Mission wäre. Die ausgemalten Nachtheile entspringen größtentheils in der Einbildungskraft. So lange ein Termin gesetzt ist, kann das Reisepredigtamt nicht in Gefahr sein. Und was die Prediger betrifft — so werden sie entweder dem längeren Amtstermin gewachsen sein oder nicht. Sind sie demselben gewachsen — so recht und gut; wenn nicht, so wird das „Werk" auch nicht leiden, denn die Sache wird sich in wenigen Jahren schneller richtig entwickeln, als bei etwa zweijährigem Amtstermin. Wie das zugeht — das weiß Jeder, welcher die Predigerumzüge Jahre lang beobachtete. Also — nur kein Bangen für's „Werk."

Aber — die Frage hat auch eine menschliche, nicht bloß eine kirchliche Seite, denn die lieben Prediger und ihre Familien sind ja „sozusagen" auch Menschen. Und wenn man ihnen das Loos durch geringere Zahl der kraftaufreibenden Umzüge erleichtern kann, ohne der Kirche zu schaden, so sollte es wahrlich geschehen. Die Beschlüsse mancher lieben Laienbrüder gegen Verlängerung des Amtstermines lesen sich ganz prächtig — namentlich, wenn man sich die geehrten Beschlußverfasser ein wenig näher anschaut, von denen manche schon 25 bis 50 Jahre urgemüthlich in ein und demselben Heim aus- und eingehen. Dem Chronikschreiber kommt das Dichten bei solcher Anschauung. Er unterdrückt jedoch das sich gestaltende Verschen und macht zu Nummer zwei ein Punktum.

Drittens. — Das Buchgeschäft der Kirche steht auf so fester Grundlage und weist Gewinne auf, wie noch nie zuvor. Einhunderttausend Dollars werden aus diesen Gewinnsten im Jahre 1889 an altersschwache Prediger und Predigerwittwen und Waisen vertheilt werden. Gott sei Dank dafür. Wir hoffen, daß es nie weniger und bald mehr sein wird.

Aber gerade dieser außerordentliche Erfolg wird Veranlassung zu eingehender Berathung werden. Es machten sich nämlich immer Stimmen geltend, daß unsere Zeitschriften und Bücher noch viel billiger verkauft werden sollten, als dies jetzt der Fall ist; nicht deßwegen, weil dieselben überhaupt zu theuer sind, sondern deßhalb, um dem Volke gute christliche Literatur zu bieten, die auch im Bereich des Allerärmsten liegt. Diese Stimmen werden sich auch bei der kommenden General-Conferenz geltend machen. Sie haben Manches für sich.

Jedoch — eine wirklich fühlbare Herabsetzung des Preises unserer Zeitschriften und eine Jahres-Dividende an die alten Helden des Methodismus von $100,000 — dies kann schwerlich Hand in Hand gehen. Wir wollen ein wenig rechnen. Die amtlichen Wochenblätter der Kirche haben zusammen 147,916 Abonnenten. Eine Preisverringerung von 25 Cents würde kaum beachtet werden, und eine solche von 50 Cents ergibt einen jährlichen Ausfall von $73,958 allein an den kirchlichen Wochenblättern. Daß dieser Ausfall, wie oft angenommen wird, durch vermehrte Abnahme leicht zu decken sei, ist eine Behauptung, welche durch die bisherige Erfahrung widerlegt ist.— Die Bücher des General-Catalogs mögen künftig billiger verkauft werden, ohne die Dividende zu beeinträchtigen; aber alle Zeitschriften und alle Bücher merklich im Preis herabzusetzen und dabei noch eine namhafte Dividende an die Altersschwachen zu vertheilen—das ist eine geschäftliche Unmöglichkeit.

Viertens, werden die von der „Gesellschaft für befreite Sklaven" im Süden verwalteten Schulen für Farbige und für Weiße die Aufmerksamkeit der General-Conferenz in Anspruch nehmen.

Die letzte General-Conferenz glaubte Alles auf's Herrlichste geordnet zu haben. Man kann jedoch durch Beschlüsse und Proklamationen wohl Grundsätze aufstellen, aber zur wirklich praktischen Durchführung derselben gehört doch etwas mehr als der gute Wille. Lang eingewurzelte Vorurtheile lassen sich nicht mir nichts dir nichts durch einen Federstrich auswischen. Solches ist die Erfahrung der Freedmens-Aid Gesellschaft in den letzten vier Jahren, und die General-Conferenz wird Maßregeln ergreifen müssen, die einerseits nicht mißverstanden werden können und andererseits auch wirklich ausführbar sind.

Fünftens wird wiederum der Versuch gemacht werden, dem Laienelement in den jährlichen Conferenzen Vertretung zu verschaffen.

Die Prediger heißen die Laien überall, auch in den jährlichen Conferenzen, willkommen. Wie aber Prediger und Laien in eine jährliche Conferenz von einem Guß zusammengeschmiedet werden können, das hat noch Niemand genügend beantwortet.

Die jährliche Conferenz ist, wie die einzelne Gemeinde, eine constitutionelle Körperschaft. Durch diese Körperschaft ist jeder Prediger Mitglied der Kirche und wird beaufsichtigt u. s. w. Es sind die jährlichen Conferenzen also keine Abgeordneten-Versammlungen. Wie nun aus Laiendelegaten und Predigern, welche letztere constitutionsmäßig ihr Kirchengliederrecht in den jährlichen Conferenzen halten, eine wahrhaft aus einem Guß hergestellte und wirksame Körperschaft entstehen soll, das hat uns noch Niemand gründlich gesagt. — Ebensowohl könnte eine Prediger-Distrikt-Versammlung an eine Gemeinde-Versammlung gehängt werden, um constitutionell (?) mit zu berathen und zu beschließen.

Die General-Conferenz ist eine durchaus delegirte Körperschaft, und da stehen Laien und Prediger auf gleichem Boden.

Die Presbyterianer und andere kirchlichen Benennungen, die Laienvertretung in allen ihren Synoden haben, besitzen eine ganz andere Kirchenverfassung als die Methodisten, weßhalb alle daher genommenen Vergleiche nicht hierher gehören.

Jedenfalls müßten mit Eintritt des Laien-Elements in die jährlichen Conferenzen diese schon um des Unterkommens willen wieder und wieder getheilt werden.

Letztens — aber doch ja nicht least, werden etwelche Damen als Delegaten an der Thüre der General-Conferenz anklopfen. Hut ab! Das Land, auf dem du stehest, heißt: „Kaiserreich der Galanterie." Wir machen unser Compliment und fügen nur ehrerbietigst hinzu, daß einige der besten Köpfe ein paar constitutionelle Bedenken haben. Wahrscheinlich sind es „old fogies," die nicht in unsere neumodische Zeit passen.

Prinz Wilhelm von Preußen, das ist der älteste Sohn des deutschen Kronprinzen. Da nun der Vater

wohl schwerlich den Thron besteigen wird, so ist die jetzt oft gehörte Frage, was der Prinz Wilhelm für ein Mann ist, eine natürliche.

Die verschiedensten Gerüchte wurden über ihn ausgesprengt. Die Einen sagen, er sei ein Lebemann; die Andern, er sei ein Haudegen, der gewiß Krieg anfangen werde; die Dritten, er sei ein religiöser Finsterling; die Vierten, er sei ein gläubiger, aufrichtiger Christ.

Seine Lebensgeschichte sagt uns Folgendes:

Nachdem die häusliche Erziehung so weit gefördert war, daß er dem Kurse eines Obergymnasiums folgen konnte, mußte sich der Prinz einer Prüfung im Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin unterziehen. 14jährig ward er dem Gymnasium zu Kassel übergeben, um die Schulbank und den gemeinsamen Unterricht mit den Söhnen einfacher Bürger zu theilen. Vor der Aufnahme hatte der Direktor, Dr. Vogt, die Forderung ausgesprochen, daß die Prinzen — auch Prinz Heinrich nahm an dem Unterricht theil — die Pflichten des Schülers ebenso erfüllen, wie die übrigen, und daß er nicht genöthigt werde, einen Unterschied zu machen. So traten denn die Prinzen im Jahre 1874 ein. Der Inspektor der preußischen höheren Schulen, Dr. L. Wiese, unterwarf im Jahre 1875 die Anstalt, besonders aber den Prinzen Wilhelm, einer Prüfung. Jeden Morgen, erzählt er, erschien derselbe, der auf Schloß Wilhelmshöhe wohnte, zu Pferd an der Thüre des Gymnasiums und erfüllte seine sämmtlichen Obliegenheiten mit musterhafter Pünktlichkeit. Für Geschichte hatte derselbe eine besondere Vorliebe. Der Inspektor fragte ihn unter Anderem, welchen Ursprung die Hohenstaufen, Habsburger und Hohenzollern in geographischer Hinsicht mit einander gemein hätten. Schlagfertig antwortete der begabte Gymnasist: „Sie haben alle ihre Stammsitze im Süden, und zwar auf der Kette des Jura-Gebirges (in Württemberg Alb genannt), gehabt.“ Dr. Wiese rühmt die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des fürstlichen Jünglings, sowie den Takt, womit er sich bei aller Freundlichkeit allzu vertraulichen Annäherungen der Mitschüler zu entziehen wußte. Diesem Gymnasium hat der Prinz, wie seine Eltern, ein dankbares Andenken bewahrt. Letztere gründeten ein Stipendium (Geldstiftung) von jährlich 1000 Mark als „Prinz Wilhelm-Stipendium,“ das stets ein armer begabter Gymnasist bis zur Vollendung seiner Studien genießen darf.—Im Herbst 1877 bezog der Prinz die Universität Bonn und betrieb ein höchst vielseitiges Studium in Rechts-, Staats-, Finanz- und Naturwissenschaften; unter Anderem nahm er auch bei Prof. Maurenbrecher einen besonderen Kurs in der Geschichte der Reformation, da er sich und Andern von dem Glauben, auf den er getauft worden, Rechenschaft geben wollte.

Im Jahre 1882 begann er sich mit dem praktischen Staatsdienst, der Civil- und Finanzverwaltung, vertraut zu machen. So hat er unter Leitung erprobter Staatsbeamter bei der Regierung in Potsdam gearbeitet und wiederholt den lehrreichen Sitzungen der Provinzial-Landtage beigewohnt. Dabei widmete er sich mit der den Hohenzollern eigenen Strammheit seinem militärischen Dienste. Gegenwärtig steht er als Oberst an der Spitze des Gardehusaren-Regiments; seine schneidige Ansprache an dasselbe bei dessen Weihnachtsbescheerung ist noch in Aller Erinnerung. Bereits ist eine Reihe von Ansprachen, welche derselbe bei den verschiedensten Anlässen gehalten hat, bekannt geworden. Nicht nur als gewandten Redner, sondern auch als kenntnißreichen und taktvollen Mann kennzeichnen ihn dieselben.

Daß er seiner innersten Richtung nach den Grundsätzen der Zucht, Ordnung und Gottesfurcht zugethan, den krittelnden, nörgelnden und untergrabenden Parteien abhold, für Deutschlands Macht, Ehre und Gedeihen begeistert ist, das dürfen wir nach Allem annehmen, was bis jetzt von ihm und über ihn in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Für den Reichskanzler, Fürst Bismarck, hegt er die höchste Verehrung und steht in einem sehr innigen Verhältniß zu demselben. Sein religiöser Standpunkt soll der eines kindlichen, fest überzeugten Glaubens an die christliche Offenbarung sein, ein Standpunkt, der ihn seinem kaiserlichen Großvater, der große Stücke auf ihn hält, noch näher gebracht hat. Die falsch-freiheitliche Partei hat einen Gegensatz zwischen ihm und seinem Vater, dem deutschen Kronprinzen, zu erdichten und glaubwürdig zu machen gesucht. Wir wissen aber von Friedrich Wilhelm, daß er sein schweres Leiden mit aufrichtigem, ungeheucheltem Gottvertrauen zu tragen und gewiß, wie seine Vorfahren, den Werth der Gottseligkeit für Fürst und Volk zu schätzen weiß.

Seit der großen Rede Bismarcks hat Rußland sich genöthigt gesehen, seine drohende kriegerische Haltung aufzugeben und wieder den Weg der diplomatischen Vermittelung zu suchen. Sein erstes Verlangen ist jetzt die Entfernung Ferdinands; die Erfüllung des Wunsches wird auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen. Keine Macht hat den Koburger bis jetzt anerkannt und selbst Oesterreich würde, durch Deutschland halb gezwungen, in diese Entfernung einwilligen. Allein damit ist die bulgarische Frage noch lange nicht gelöst. Denn der Streit würde, wenn es zur Erwählung eines Nachfolgers kommt, erst recht angehen. Nach dem Berliner Vertrage kann nur derjenige Fürst in Bulgarien regieren, der die Zustimmung aller Signaturmächte des Vertrages erhält. Ein Fürst, der nicht entschieden russenfreundlich ist, würde aber Rußland's Zustimmung nicht finden und ein russisch gesinnter Fürst würde von Oesterreich nicht anerkannt werden.

Offene Post.

Wir können im Ganzen zufrieden sein mit der bisher für Haus und Herd eingelaufenen Abonnentenzahl, meinen jedoch, daß in manchen Gegenden und Gemeinden sich noch mancher Leser finden sollte, hauptsächlich unter den Sonntagschul-Arbeitern, denen wir unsere Monatsschrift unentbehrlich zu machen bestrebt sind.

An den literarischen Frauenverein zu R. Ob „Haus und Herd“ etwas über die „Frauenfrage“ von

einem Ihrer Mitglieder aufnehmen wird? Versteht sich. Wir setzen voraus, daß die Abhandlung gut ausfällt und nicht zu umfangreich wird.

Es freut uns herzlich, daß Sie unser Aufsätzchen im Februarheft mit Interesse gelesen.

Bei dieser Frage liegt der Hauptfehler darin, daß Viele eine vollständige Gleichheit anstreben wollen, die mit Gottes Ordnung, oder mit der Natur, wie Manche sagen, im Widerspruch steht. Jeder Versuch, solche Gleichheit trotzdem zu verwirklichen, ist widernatürlich und muß mehr oder weniger Fiasko machen.

Ruhige Ueberlegung wird hoffentlich noch den Sieg gewinnen, und ruhige Ueberlegung führt uns immer wieder zu der Wahrnehmung der Ungleichheit der menschlichen Wesen.

Auf dieser Ungleichheit beruht zuletzt jede höhere Bestrebung, jeder wahre Fortschritt. Die Grundlage alles menschlichen Seins liegt nicht im Einzelnen (Individuum), sondern in der Familie, auf der die Lebensfähigkeit des Menschengeschlechts basirt.

Was fortschreitend auch in Bezug auf Hebung des Frauengeschlechts zu geschehen hat, immer wird es geschehen müssen unter Hinblick auf die Stellung der Frau in der Familie, unter Berücksichtigung der verschiedenen Geschlechter.

Es ist unbestritten, daß auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, und des Gewerbes Frauen schon den Männern Ebenbürtiges geleistet haben. Aber die Lebensgewohnheiten der Geschlechter, wie der Rassen, gestalten sich immer nach dem Durchschnittsberuf, niemals nach dem Einzelnen (Individuum). Und der Durchschnittsberuf des Weibes wird allezeit der der Gattin und Mutter sein und bleiben, denn Gott der Herr hat gesagt: **„Ich will ihm eine Gehilfin machen."**

Vielen unserer Leser, die einsam, ohne Gemeindeverbindung und Prediger wohnen, finden zu unserer großen Freude in „Haus und Herd" großen Genuß und vielen Segen. So zum Beispiel schreibt einer aus vielen: „Da wir hier außer Kirche und Schule sind, doch, Gott sei Dank, nicht ohne Gott — so wird uns „Haus und Herd" zur rechten Speise. Besonders erfreuen wir uns an den schönen Sonntagschul-Lektionen. Lange konnte ich keine Zeitschrift halten; aber „Haus und Herd," mit welchem ich durch die Vermittlung von Rev. C. Golder bekannt geworden, will ich, so mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, nicht mehr aus dem Hause lassen.

Wir freuen uns, daß der Artikel über die Frauenfrage im Februarheft, wie aus den Zuschriften hervorgeht, so viel Anregung zum Nachdenken gegeben hat, und daß Tausende unserer deutschen Frauen, wie man uns versichert, mit jenen Gedanken und Ansichten übereinstimmen.

Die geehrte Leserin, welche einen so ausgezeichneten Ergänzungsaufsatz zu jenem Artikel geschrieben, ist freundlich und dringend eingeladen, öfters über Themata zu schreiben, welche den Frauenberuf, die Familie, die Erziehung oder die Haushaltung betreffen. Haus und Herd hat, wie schon der Name sagt, die Aufgabe, in allen derartigen Fragen gesunde Ansichten zu verbreiten und feste Stellung zu nehmen, und es wird gewiß ein großer, segensreicher Dienst geleistet, wenn Frauen selbst ihre Ideen über diese Fragen ausdrücken, wozu die Spalten dieser Monatsschrift gerne zu Gebote stehen.

Die Minnesota-Staatsconvention der Methodisten, welche vom 27.—29. März in St. Paul gehalten werden soll, und an welcher englische, deutsche, schwedische, norwegische und dänische Kirchenglieder und Prediger sich betheiligen werden, wird—als eine Art Vorbereitung auf die General-Conferenz, wichtige kirchliche Fragen besprechen.

Es thut uns herzlich leid, der dringenden von dort kommenden Einladung nicht Folge leisten zu können. Aber das neue Gesangbuch, welches gegenwärtig in drei Ausgaben in den Händen der Setzer ist, hält uns in Cincinnati.

Die Verfasserin eines berühmten Kochbuchs fragte um einige Jahrgänge unseres Haus und Herd an, um aus den Koch- und Backrezepten des Dor'le zu profitiren. Kein Wunder, sind dieselben bei unseren Hausfrauen so sehr beliebt!

Bitte, eine Probenummer von Haus und Herd an diese und jene Adresse zu senden.

Dergleichen Aufträge haben wir in letzter Zeit viele erhalten und jedesmal mit großem Vergnügen ausgeführt.

Wann wird das neue Gesangbuch fertig? Beinahe jeden Tag wird diese Frage schriftlich oder mündlich an uns gestellt.

Setzer, Correkturleser und Redakteure strengen sich auf's Aeußerste an, damit womöglich alle drei Ausgaben des neuen Gesangbuches bis zum ersten Mai fertig gestellt werden.

Ein Unionsstreiter, welcher den Rebellionskrieg von Anfang bis zu Ende mitmachte, schreibt: „Ich und eine Anzahl Kameraden erquicken uns ordentlich an der Erzählung „Die Jagd nach dem Glück." Ja, so ist es und so waren wir. Das sind Leute, wie man sie im Leben findet, und keine so künstliche, geschraubte Figuren, wie sie namentlich von einigen Schriftstellerinnen unserer Zeit gemalt werden. Das Schlachtfeld von Gettysburg ist mit wenigen Sätzen so deutlich gezeichnet, daß sich jeder die Umrisse ausmalen kann. Ueberhaupt erfrischt uns die Kürze und Trefflichkeit der Beschreibung. Da sind keine langweiligen Personalien und keine lahme Ermahnungen. Ein paar Striche—und die Person ist fertig, und handelt, und die Handlung ist die Ermahnung."

Geitz Nähmaschine. Es freut uns, mittheilen zu können, daß sich das Nähmaschinengeschäft von J. C. Geitz in St. Louis einer bedeutenden Entwicklung erfreut. Dies hat seine Ursachen. Herr Geitz ist unermüdlich thätig und befriedigt seine Kunden durch prompte, höfliche Behandlung; er liefert gute Waare und verspricht nichts, was nicht gehalten wird. Wir können ihn und sein Geschäft auf's Beste empfehlen.

Angenommene Artikel. Wie schön leuchtet der Morgenstern. — Die Bettlerin. — Sechsundfünfzig Jahre auf die See verbannt.—Von der Wagnerstätte zur königlichen Akademie. — Sehnsucht nach dem Frühling (Duett.) — Musik.—Die Holländer in New York. — Die Wittwe und ihr Sohn. — Das Grab.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. | Mai 1888. | Fünftes Heft.

Alles neu macht der Mai!

(Hierzu das Titelbild.)

So singt ein Schul-Liedlein, und manche Leser schauen den wunderschönen Frühling mit Bewunderung an, wie er, so mild und reich, so hoffnungsvoll und so erfreuend hergezogen ist, und den harten Winter siegreich vertrieben hat.

Ich möchte aber allen lieben Lesern diesmal ein Wort von einem andern Frühling reden, der in der Seele des Menschen alles neu macht. Die Heil. Schrift beschreibt ihn so (Eph. 4, 22, 24): „So leget nun von euch ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch die Lüste des Irrthums sich verderbet. Erneuert euch aber im Geist eures Gemüthes; ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrhafter Gerechtigkeit und Heiligkeit."

Es muß in unserm Innern, das sogar winterlich gegen Gott aussieht, Frühling werden; dann treibt's Blüthen, Blätter, Früchte. Wie meinst du das? fragst du. Höre geduldig ein Exempel an!

Ein Freund von mir war kränklicher Art, und zwar hatte er's so, daß er am Morgen immer gereizt war; jede Kleinigkeit regte ihm die Galle auf, er schmähte und zankte leicht, oder dann wurde er so melancholisch, kam sich vor als der Unglücklichste und klagte und füllte seiner Umgebung die Ohren. Zu dem kam einmal auf Besuch für mehrere Tage ein anderer Freund, sah so seine Lebensweise und sagte ihm endlich: „Lieber Bruder, am Morgen regiert in dir der alte Mensch, und der ist nicht von oben." Der Freund dachte Anfangs: Hat er wieder zu kritisiren, d. h. zu richten? wische er vor seiner eigenen Thür! —

Aber er wurde es doch nicht los, das Wort: „Am Morgen regiert in dir der alte Mensch!" klang immer wieder in seinem Gewissen. Nach einigen Tagen, da der Freund wieder fort war, ruft er einmal in seiner Stube laut aus: „Du hast recht! es muß anders werden."

Siehe, das war so ein erster März-Sonnenblick. Aber, wie eine Schwalbe noch nicht den Frühling macht, so ein Wort auch nicht den Seelen-Lenz. Jetzt erst fing der Kampf recht an. Winter und Frühling stritten. Der alte Mensch sagte: Ich bin seit 35 Jahren hier in diesem Herzen einlogirt; ich will doch wissen, ob man mir so aufkünden kann, mir nichts, dir nichts. Ich bleibe!

Und der neue Mensch war noch so schwach und klein, streckte gleichsam erst sein Köpfchen in's Haus, wohin man ihn einlud, sah den großen, dicken, feisten, alten Menschen, und wurde ihm fast bang, und wäre gleich fort gelaufen, hätte er nicht in der Bibel die schöne Geschichte von David und Goliath gekannt, wie jener den großen, alten, starken Kriegsmann niedergestreckt — im Namen Jehovahs — und einmal gelernt gehabt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in der Schwachheit mächtig. So standen in dem Freund die beiden Menschen, der alte, dicke, starke, und der neue, noch schwache, kleine, wie zum Kampf gegen einander über. Der Kampf ließ nicht lange warten.

Am folgenden Morgen früh um sieben Uhr sollte mein Freund in der Schule sein. Um fünf Uhr erwachte er, die Sonne scheint in sein Stübchen; aber er hat drei Mal aufstehen müssen für sein Knäblein in der Nacht, ist noch schläfrig und auf der linken Seite liegt — so will ich mir's vorstellen — der „alte Mensch" und sagt ihm: Franz! (er heißt anders; aber ich will ihn so nennen) schlaf nur noch ein wenig, du hast's bös gehabt die Nacht, nur noch ein Viertelstündchen! du kommst schon noch zurecht bis sieben Uhr. Aber auf der rechten Seite regt sich gleichsam

der junge, „neue Mensch“ und sagt ihm: Schlaf nicht wieder ein, steh' auf, sonst hast du nicht mehr Zeit zum Gebet und für ein Kapitel. Du weißt ja, ohne das geht's allemal so harzig den Tag über!

Freund Franz liegt da, hört dem Gespräch zu — und der Kampf entspinnt sich hart. Wie die zwei Menschen (der alte und der neue, Winter und Frühling) da aneinander gerathen sind! Franz steht dazwischen, schwankt, wem folgen? welchem helfen? und schläft darob fein wieder ein.

Es klopft. Die Frau ruft zum Frühstück. Es ist ein Viertel nach sechs Uhr. Nun Franz auf! In welcher Laune! Fast will ein Fluch kommen. Er sucht einen Pantoffel, den er zuweit unter's Bett geschoben, reißt ungestüm am Bett, daß es weit herausrollt, das Tischchen trifft, die Uhr liegt am Boden. (Mir ist's, als säh' ich den alten, dicken Menschen die Hände reiben und den Teufel, dünkt's mich, sehe ich hetzen!) Nun ist Alles los. Beim Rasieren schneidet er sich. Das Kindlein kommt; es ergreift ein Buch und reißt's vom Tisch herunter. Hui! welches rauhe Wort: Was machst du da?! Es fährt entsetzt weg zur Mama.

Guten Tag! Hast du gut geschlafen? fragt die harmlos. Was gut geschlafen? Was läßt man den Buben im Gras herum laufen, daß er sich erkältet und man ein halb Dutzend Mal (es war drei Mal gewesen!) auf muß. Nun wird Kaffee eingeschenkt. Er ist zu schwarz: „Wasser!“ nun ist er noch zu heiß! kurz — Alles krumm. Arme Frau, du mußt nun an Allem schuld sein. Auch die Magd bekommt einen Verweis; selbst das Hündchen einen Tritt — und man ist froh, daß es bald sieben Uhr ist und der — alte Mensch zum Haus hinaus muß.

Aber vorher muß noch die Loosung gelesen sein. (Das ist ein Büchlein, das jährlich in Herrnhut herauskommt, und in welchem für jeden Tag ein Vers aus dem Alten Testament geloost ist und ein sogenannter Lehrtext daran geknüpft.) „Wir wollen lesen! wo ist das Lisabeth? Wilhelm, sei still! Seid ihr bald da? ich muß gehen.“

Endlich sitzt man um den Tisch. Papa mit rothem Kopf; Mama traurig; die Uebrigen ängstlich, doch ruhiger, weil's bald aus ist und dann Papa bis Mittag fort. Es ist heute der 18. Juli. Die Loosung steht im 36. Psalm und lautet: Herr, deine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. Ich kann's mit meinen Sinnen nicht erreichen, womit doch dein Erbarmen zu vergleichen. Der Lehrtext aus 1 Cor. 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“

Guter Franz, was geht in dir vor, daß du so still wirst und behältst das Büchlein in der Hand und staunst so in dasselbe hinein? Kannst du's dir denken, lieber Leser? Es hat ein kleiner Knabe (der neue Mensch) bei diesen Textesworten das Herzensthürchen aufgethan und den Franz da drinnen, den zornigen, angeschaut mit seinen offenen, großen Augen, und dem Franz ist's geworden, als hörte er's flüstern: „Am Morgen regiert in dir der alte Mensch, und der ist nicht von oben.“ — —

Und Franz geht in sich und betet so innig, nachdem er endlich langsam das Buch zugethan, mit seiner Familie: „O lieber Heiland, Jesu — sieh uns arme Kinder an diesem Morgen vor dir! sieh mich voll Scham, daß ich meine Augen nicht aufschlagen darf. O vergib uns unsere Sünden!“ u. s. w. Und nachdem er Amen gesagt, tritt er hinter den Stuhl seiner Frau, die ein liebes Kind Gottes ist, und flüstert ihr in's Ohr — und das ist einem stolzen Manne viel —: „Emma (sie heißt freilich anders), Emma, vergib mir, daß ich so böse war und dem alten Menschen nachgab!“ Emma profitirt nicht, um zu klagen; sie sieht dankbar den Mann an und sagt: „Ich habe dir nichts zu vergeben.“ —

„O gewiß, viel!“ sagt Franz und nimmt Hut und Bücher, küßt die Kindlein und sagt freundlich: Adieu Alle, adieu Lisabethli! er muß ja auch dem Mägdlein im Ton wenigstens etwas Zucker auf die bittere Morgenpille streuen. Und Niemand freut sich nun, daß es schon bald sieben Uhr ist!

Sieh', er tritt so sanft zu den Knaben. Er fragt den krank gewesenen Schüler, wie's jetzt gehe; er betet so innig für die Klasse; es geht so leicht und gut. Und als gegen Mittag einer eine Posse macht, und der alte Mensch flüstert: Franz, schnell eine derbe Ohrfeige! und schon die Hand aus dem Busen, wo er sie während dem Unterricht meist hält, fahren will, da läutet nur der kleine Knabe (der neue Mensch) am Glöckchen im Herzen, daß es tönt: Nur gelind! nur gelind! — und die Hand bleibt an ihrem warmen Orte und Franz sagt nur: Georg (so will ich den Knaben heißen, der Possen machte), ich rede nach der Stunde mit dir! und da redet er so sanft und liebevoll mit dem Wildfang, daß dem die Augen übergehen, und er verspricht, solches nicht wieder zu thun.

Wundert dich's, daß die Familie Nachmittags einen Spaziergang macht, und daß Frau und Kinder so seelenvergnügt mit dem Vater gehen? — wundert dich's, daß am Abend der dicke, rothe, alte Mensch etwas bleicher aussieht, der

kleine Knabe (der neue Mensch) etwas stärker? — und Franz hat sich mehr in Acht genommen.

Am folgenden Morgen war's wieder der alte Mensch, der probirte; aber der neue siegte. Franz konnte aufstehen, konnte im Kämmerlein beten, las 1 Cor. 13 für sich durch, betete für die Seinen, sich und seine Schüler. Er hat den 18. Juli 1855 nicht vergessen.

Vielleicht sagt ihr, das ist doch eine gar zu geringe, unbedeutende Geschichte. Mag sein für Manche. Mir kam sie wieder in den Sinn, als ich das Mailied hinsetzte:

Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele froh und frei!

Mir war's: Ach Herr, wenn ich's auch nicht gerade hatte, wie der Franz, so möcht' ich doch, daß es auch in mir Frühling würde, und der alte Mensch weichen müßte, der nicht von oben ist; möchte ich doch von oben geboren sein und dir leben, treuer Herr, der da sagen kann: Siehe, ich mache Alles neu. Das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden.

Wenn uns aber beim Lesen des Morgens wie meinem Freunde Franz das Gewissen sagt: Der Alte ist auch bei mir noch feist und stark und roth; — o da wollen wir achten auf das schmächtige, bleiche Kindlein in uns, den neuen Menschen, daß wir wachsen und stark werden nach dem inwendigen Menschen! — Soll's so gelten? —

Nachschrift. Sagt mir Einer, ich soll doch höher fahren und von größeren Dingen sprechen, als von einem kleinen Morgenzwist, das sei ja so gewöhnlich und kleinlich; so sage ich ihm ebenso offen: Lieber Freund, daheim ein Christ sein, ist mehr, als vor fremden Leuten. Ferner: Wer sein Fleisch im Kleinen überwindet, ist frömmer, als wer viel äußerlich thut und gibt, und sich dafür innerlich gehen läßt. — Und endlich mit Hebel: Wer den Kreuzer verachtet, wird nicht zum Gulden kommen. Und noch besser mit dem Heiland: Wer im Kleinen treu ist, der ist auch im Großen treu.

(Allerlei von F. Gerber.)

Die Pioniere Ohio's.

Ein Beitrag zum hundertjährigen Jubiläum des Staates Ohio. Für Haus und Herd von J. H. Horst.

Zwei Männer saßen eines Abends am lodernden Feuerherde eines schlichten Landhauses beisammen. Es war am Beginne des Januar-Monats im Jahre 1786. Draußen heulte der winterliche Sturm und wirbelte den frischgefallenen Schnee lustig auf. Den ganzen Tag hindurch hatte es geschneit. Mit dem hereinbrechenden Abend wurde es jedoch kälter. Ein heftiger Wind, der schneidend über die gelichteten Fluren fegte, verjagte die Schneewolken, welche sich droben am Firmamente aufgethürmt hatten. Am winterlichen Nachthimmel glitzern Millionen Sterne. Das Haus, in welches wir den geneigten Leser einführen, ist ein schlichtes Blockhaus. Es stand in Rutland, Worcester County, Massachusetts.

Die Männer, welche vor dem lustig prasselnden, eine behagliche Wärme ausstrahlenden Feuer sitzen, haben beide eine stramme militärische Haltung. Der Erstere, eine hohe, kräftige Gestalt, ist General Rufus Putnam, Besitzer des Hauses und des dazu gehörigen Landgutes. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges, in dem Putnam sich durch seine Tapferkeit rühmlichst auszeichnete, zog er sich auf dieses Landgut zurück, betrieb Ackerbau und verwaltete das Amt eines Feldmessers. Allein dies ruhige Leben behagte ihm nicht. Seine Energie forderte einen Schauplatz größerer und bewegterer Thätigkeit. Er war kein geschulter Mann, besaß jedoch ausgezeichnete Geistesanlagen, ein gesundes Urtheil, unermüdliche Beharrlichkeit und eine riesenhafte Thatkraft.

In finanzieller Beziehung befand sich Putnam, wie die meisten seiner Mitofficiere, in beschränkten Verhältnissen. Mit dem edlen Washington stand er im Briefwechsel. Wir verdanken ihm die treffliche Eintheilung der Counties in Townships mit ihrer lokalen Verwaltung, welche der französische Schriftsteller und Staatsmann Tocqueville „Republiken im Kleinen" nannte.

Fassen wir nun den andern Herrn in's Auge, welcher dort neben General Putnam an diesem kalten Winterabend vor dem, behagliche Wärme ausströmenden Herdfeuer sitzt. Es ist General Benjamin Tupper. Er ist soeben aus dem Westen zurückgekehrt, wohin er im vorigen Jahre in der Gesellschaft anderer Landvermesser im Auftrage des Congresses gegangen war, um das Landgebiet im südöstlichen Theile des jetzigen Ohio-Staates zu vermessen. Während zweier

Kriege hatte sich Tupper tapfer mit dem Feinde geschlagen und wurde seiner Heldenthaten zufolge zum Brigade-General ernannt.

Die ehemaligen Kriegsgefährten sitzen an diesem Abend, im trauten und eifrigen Gespräch vertieft, bis weit in die Nacht hinein beisammen. Ja, das mächtige Holzscheit auf dem Herde brennt mehr und mehr zusammen; Stunde um Stunde verrauscht; endlich mengen sich die ersten Lichtstrahlen des neuen Tages mit dem Gluthschimmer des Feuers; aber immer noch ist die Unterredung nicht beendet. Was mag in dieser Nacht wohl Alles Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein? Wahrscheinlich sprachen sie von der thatenreichen Vergangenheit, von den Feldzügen, die sie mitgemacht, und von den Siegen, die sie errungen hatten; von der bedrängten Lage der Gegenwart, voll bitterer Enttäuschungen und herber Armuth; von der hoffnungsvollen Zukunft und den Abenteuern, die sie in dem damals fernen Westen, wohin sie ihr Augenmerk gerichtet hatten, zu erleben erwarteten. Sei dem wie ihm wolle — jene nächtliche Unterredung war an praktischen Ergebnissen fruchtbar.

Das erste Resultat dieser Berathung war die Abfassung eines Schriftstückes, in dem Putnam und Tupper Mittheilungen über den sogenannten fernen Westen machten, und die Organisation einer Uebersiedelungs-Gesellschaft in Anregung brachten. In demselben wandten sie sich zunächst an die Officiere und Soldaten, welche in dem Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatten. Der Congreß hatte denselben bereits eine Heimstätte in dem Ohiogebiete zugesichert. Sie erließen aber auch einen Aufruf an alle guten Bürger, welche gesonnen seien, in jenem Landgebiete sich eine neue Heimath zu gründen und ihre Lage zu verbessern. Sie schilderten das Land, das Klima und die Produkte, von deren Vorzüglichkeit, wie sie versicherten, sie sich durch persönliche Anschauung überzeugt hätten. Um die Sache in Fluß zu bringen, ersuchten sie diejenigen, welche an dem Unternehmen Theil zu nehmen gesonnen seien, sich am 15. Februar (1786) in ihren respektiven Counties zu versammeln und Delegaten zu erwählen, die am 1. März in Boston zusammentreten sollten, um besagte Gesellschaft zu organisiren.



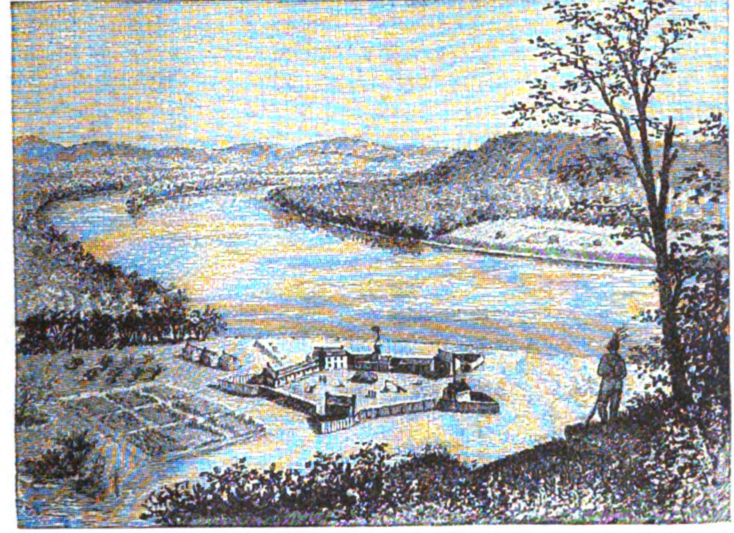
Rufus Putnam.

Erfolg krönte diesen Aufruf. Die Delegaten-Versammlung trat zur festgesetzten Zeit zusammen. Nach dreitägiger Berathung kam die Organisation der Ohio-Gesellschaft durch die Annahme einer Constitution und die Wahl der erforderlichen Beamten zu Stande. Acht Counties waren durch elf Delegaten vertreten. Natürlich finden wir unter den Letzteren auch Putnam und Tupper, die Urheber und Führer des Unternehmens. Ein Fond, aus einer Million Dollars bestehend, sollte durch Aktien geschaffen werden. Darüber verstrich ein Jahr. Die zweite Versammlung der Ohio-Gesellschaft fand am 8. März 1787 in Boston statt. Nur der vierte Theil der obengenannten Summe war gesichert. Es wurde jedoch berichtet, daß noch viele Personen Aktien zu nehmen bereit seien, wenn ein allen Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechendes Ländergebiet gesichert würde. Sofort wurden die nöthigen Schritte gethan, um die erforderlichen Ländereien, nordwestlich vom Ohio-Flusse gelegen, vom Congresse käuflich zu



General Rufus Putnam's Land-Büreau.

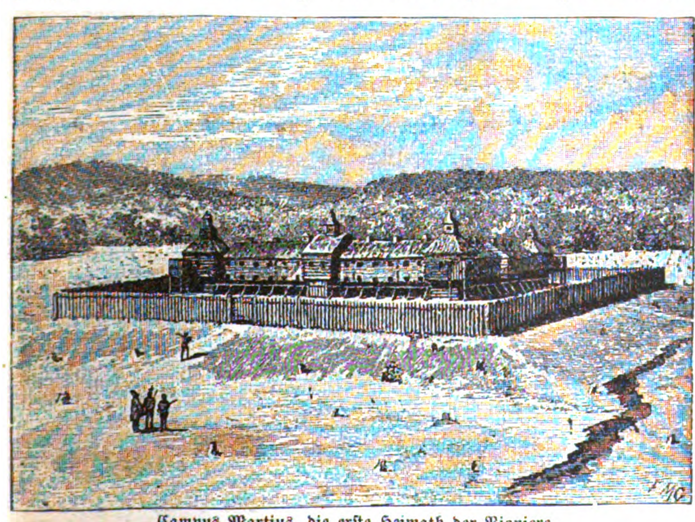
erstehen. Rev. Manasse Cutler, Prediger an einer kleinen Congregationalisten-Gemeinde und Delegat der Gesellschaft, wurde mit dieser Angelegenheit beauftragt.


Das in 1785 erbaute Fort Harmar.

Die Wahl war eine glückliche. Cutler war der ihm gestellten Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen. Anfangs Juni verließ er die Heimath und trat, sein eigenes Gefährt benützend, die Reise nach New York an. Am 5. Juli 1787 traf er daselbst ein. Er machte sofort Anstalten, den Landerwerb für die Ohio-Gesellschaft im Congresse zu betreiben. Die zu lösende Aufgabe war eine zweifache. Zuerst sollte er ein großes Landgebiet zu dem allerniedrigsten Preise erstehen, sodann sollte er solche Gesetzeserlasse erwirken, wie die Pioniere sie für das betreffende Territorium begehrten. Zu den in Vorschlag gebrachten Gesetzen gehörte auch ein Freiheitsartikel, der wider die Sklaverei gerichtet war.

Der Raum gestattet nicht, all' die Arbeit, Mühe und Kämpfe zu schildern, welche Dr. Cutler hatte, um seinen Zweck zu erreichen. Es genüge, zu sagen, daß er aus dem Allen als Sieger in die Heimath zurückkehrte. Er hatte anderthalb Millionen Acker, nördlich vom Ohio-Flusse, an der Mündung des Muskingum gelegen, zu einem Dollar per Acker gekauft. Auch die gewünschten Gesetzeserlasse hatte er erwirkt. Selbst der Freiheitsartikel, welcher bei den Vertretern der Süd-Staaten auf großen Widerstand stieß, wurde schließlich mit der einzigen Concession angenommen, daß entlaufene Sklaven, wenn sie von ihren Herren reklamirt werden, auszuliefern seien. Ferner erwirkte Dr. Cutler die Schenkung zweier Townships für die Gründung und Unterhaltung einer Universität. Auch setzte er's durch, daß in jedem Township ein Landstück, eine Meile im Quadrat, für Schulzwecke bestimmt wurde. Die Freunde der Freiheit waren auch Freunde allgemeiner Erziehung und Bildung.

Putnam, Tupper und Cutler, von Anderen unterstützt, betrieben nun die Angelegenheit der Colonie mit allem Ernste. Sie stießen aber auf große Schwierigkeiten. Ihr Unternehmen wurde von gewissen Personen verspottet und in's Lächerliche gezogen. Sie nannten das Ohiothal spottweise „Putnam's Paradies“ und „Cutler's Indianerhimmel.“ Es gab einflußreiche Männer, welche aus eigennützigen Interessen den Strom der Auswanderung nach Maine zu lenken bemüht waren. Trotz allen Widerwärtigkeiten aber wurde die Ohio-Gesellschaft in ihrem Entschlusse nicht wankend, und zweifelte nicht an dem schließlichen Er-


Campus Martius, die erste Heimath der Pioniere.

folg ihres Unternehmens. — Am 1. Dez. 1787 verließ die erste Abtheilung der Pioniere Ohio's Danvers, Mass., geführt von Major White. Sie sollte bis zum Youghiogheny in West-Pennsylvania vordringen und daselbst die erforderlichen Boote bauen. Eine zweite Abtheilung, von Landvermessern begleitet, verließ Hartford, Conn., am 1. Januar 1788. General Putnam, welcher diese Schaar führen sollte, wurde durch Geschäfte in New York aufgehalten, holte dieselbe aber am 24. Januar in Ost-Pennsylvania ein. Die Pioniere kamen nur langsam und unter unsäglichen Mühen vorwärts. Tiefer Schnee bedeckte die Erde und des Winters Kälte herrschte mit grimmiger Strenge. Als sie das Allegheny-Gebirge erreichten, war ihre Lage derart, daß minder beherzte und abgehärtete Menschen furchtsam zurückgewichen wären. Der Gebirgsweg, welcher zu jener Zeit selbst im Sommer nur unter großen Beschwerden zurückgelegt werden konnte, war jetzt inmitten des Winters beinahe unwegsam. Allein die entschlossenen, an Entbehrungen gewöhnten Pioniere konnten im Vorwärtsdringen weder durch Kälte noch Gefahr aufgehalten werden. Schlitten wurden angefertigt, die Pferde angespannt und so ging's langsam und mühereich über's Gebirge dem in der Ferne liegenden Ziele entgegen.

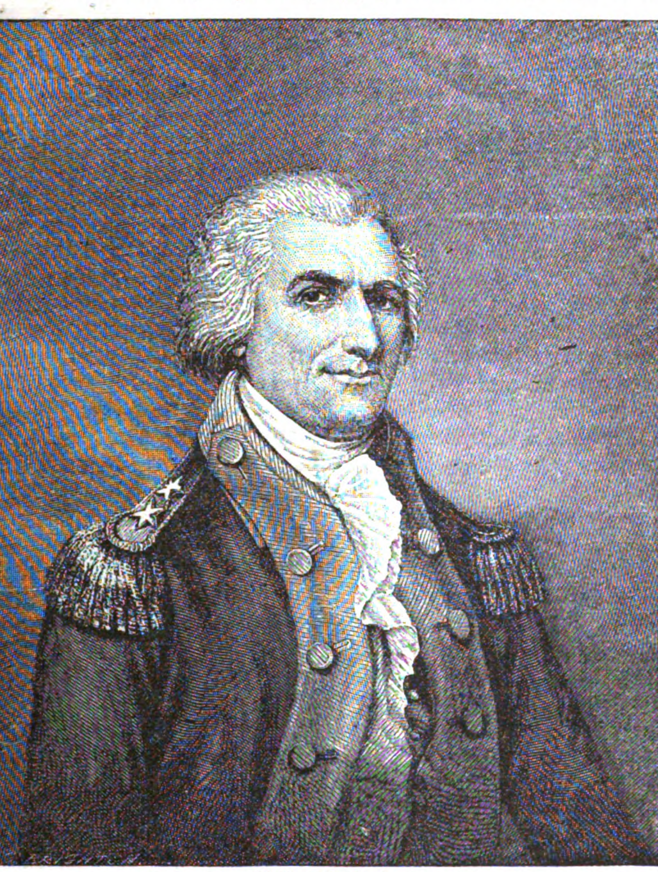
Des Nachts schliefen sie um ein großes Feuer, welches oft nur mit unsäglicher Mühe angezündet werden konnte. Zwei Wochen verbrachten sie in dem Gebirge, mit Sturm, Schnee, Kälte und Entbehrungen ringend. Am 14. Februar, anderthalb Monat nachdem sie Hartford verlassen hatte, erreichte die zweite Abtheilung Sumrills Fähre am Youghiogheny. Hier trafen sie mit den vorangesandten Leuten zusammen. Bis zum 1. April waren sie nun Alle mit der Erbauung der Boote beschäftigt. Endlich konnte sich die Gesellschaft auf der kleinen Flotte, die aus drei großen Baumkähnen, einem Plattboote und einem einmastigen Halbruderschiffe von fünfzig Tonnengehalt bestand, einschiffen. Ereignißlos fuhren sie den Youghiogheny-, Monongahela- und Ohio-Fluß hinab, und landeten am 7. April 1788 da, wo jetzt **Marietta**, die älteste Stadt Ohio's, steht. Also am 7. April 1888 sind es gerade 100 Jahre, daß die Ansiedlung des Staates Ohio begonnen wurde.



Marietta in 1788.

Diese erste Pionierschaar zählte 48 Personen. Als sie an der Mündung des Muskingum landete, da stand auf dem Westufer des letztgenannten Flusses, da wo jetzt das Postdorf Harmar steht, eine von den Engländern im Jahre 1785 erbaute Festung — „Fort Harmar“ genannt. Dieser Umstand war jedenfalls der Hauptgrund, daß die Ohio-Gesellschaft die betreffende Oertlichkeit für die zu erbauende Stadt wählte.

General Putnam aber verließ sich mit klugem Vorbedacht nicht ausschließlich auf den Schutz jener Festung, sondern that sofort Schritte, um ein für den ausschließlichen Gebrauch der Colonie bestimmtes Festungsgebäude zu errichten. Es war ein festes, im hohlen Viereck aufgeführtes Gebäude, dessen Seiten 180 Fuß maßen. Es war von einer starken Pfahlschanze umringt. Man nannte die Festung „Campus Martius“ — ein Beispiel das von der Vorliebe, welche die Pioniere für classische Namen an den Tag legten. Diese Festung war die erste Heimath der Pioniere. Sie hatte zweiundsiebzig Zimmer, jedes achtzehn Fuß im Viereck messend. Im Nothfall konnten 900 Personen in demselben wohnen. Der neuangelegten Stadt gab man den Namen „Marietta“ zu Ehren der damaligen Königin Frankreichs — Marie Antoinette. Dadurch gaben die alten Helden des Unabhängigkeitskrieges ihrer Dankbarkeit demjenigen Volke gegenüber Ausdruck, welches in der Stunde der Gefahr mit Rath und That ihnen zur Hülfe kam.



Arthur St. Clair.

Manche der leitenden Männer des Landes beobachteten diese Pionier-Bewegung von Neu-England nach dem unter damaligen Verhältnissen fern liegenden Westen mit großer Theilnahme. Unter diesen befand sich auch der edle Washington, der erste Präsident der Ver. Staaten. Wie er über diese Bewegung dachte, erhellt aus einem an Lafayette gerichteten Brief. In demselben schreibt er unter Anderem: „Der Geist der Auswanderung nach dem Westen herrscht sehr allgemein. Im verflossenen Jahre hat der Congreß beträchtliche Ländereien am Ohio verkauft und dadurch die Nationalschuld bedeutend verringert. Manche Ihrer Kriegsgefährten, wie z. B. die Generäle Parsons, Putnam und Varnum, die Obersten Tupper, Sproat und Sherman gedenken sich daselbst niederzulassen. Aus solchen Anfängen läßt sich viel erwarten.“ Einem Andern schrieb er: „Keine Colonie in Amerika wurde je unter günstigeren Aussichten begonnen, als die, welche soeben am Muskingum gegründet wurde. Intelligenz, Besitzthum und Kraft werden die Charakterzüge derselben sein. Viele der Pioniere sind mir persönlich bekannt, nie gab's Männer, welche geeigneter waren, das Wohl eines solchen Unternehmens zu fördern, als diese.“ – Schon während des ersten Jahres kam eine Anzahl gelehrter und theils berühmter Männer nach Marietta. Unter diesen heben wir zunächst den Gouverneur des Territoriums, Arthur St. Clair, hervor. Als er zu diesem Amte ernannt wurde, war er Präsident des Congresses. Sodann machen wir namhaft die Generäle Samuel H. Parsons und James M. Varnum, die für das Territorium ernannten Richter. Am 15. Juli trat Gouverneur St. Clair die Regierung in dem Nordwest-Territorium auf eine schlichte, aber eindrucksvolle Weise formell an. Am 2. September desselben Jahres wurde die erste Gerichtssitzung in dem genannten umfangreichen Gebiete gehalten. Dr. Manasse Cutler eröffnete die Gerichtsverhandlungen mit Gebet. Er weilte zur Zeit auf Besuch in der Colonie.


General Rufus Putnam's Wohnhaus.

Er hatte den größten Theil des Weges von Neu-England nach Marietta mit seinem zweiräderigen Gefährt zurückgelegt. Das ihm zu Theil werdende Vorrecht war ihm wahrscheinlich hinlängliche Vergütung für alle Arbeit, die er den Pionieren leistete. Auch wurde dem guten Doktor das Vorrecht zu Theil, die zweite Predigt, welche je im Staate Ohio vor weißen Zuhörern gehalten wurde, im „Campus Martius" zu halten. Vor den Indianern hatten die Herrnhuter-Missionare Post, Zeisberger und Heckewelder seit 1761 schon oft gepredigt.

Der gedeihliche Zustand, den der Erfolg des ersten Jahres der Colonie zu verheißen schien, sollte leider nicht so leicht und rasch erzielt werden; die hoffnungsvollen Weissagungen eines Washington und Anderer, denen das Wohl der Pioniere am Herzen lag, sollten sich nicht augenblicklich und nie völlig verwirklichen. Ein Zusammenwirken verhängnißvoller Umstände hemmte den kräftigen Fortschritt der Colonie. Im Osten wurde die Auswanderungsidee von vielen einflußreichen Männern beharrlich bekämpft. Als Dr. Cutler seine Besuchsreise nach Ohio antrat, da erschienen in den Zeitungen zu Salem, Mass., Spottgedichte und Knittelverse, welche die Ansiedlung am Ohio in's Lächerliche zogen.

Man schrieb, der Westen sei an Wundern reich. Da gäbe es Quellen, aus denen Brandy ströme; Flachs, der kleine Stückchen Tuch anstatt Blätter trage. Das Land solle ziemlich fruchtbar, aber das Klima sehr ungesund sein. Eine billige, das Ziehen nach Ohio bekämpfende Flugschrift trug auf einer Seite der Decke einen rohen Holzschnitt. Derselbe stellte einen kräftig gebauten, gut gekleideten Mann dar, auf einem wohlgenährten Rappen reitend. Die Losung dazu lautet: „Ich gehe nach Ohio." Dieser Mann begegnet einem bleichen, skelettähnlichen Menschen mit hohlen Wangen und tiefeingesunkenen Augen. Derselbe reitet auf einem fast leblosen Pferdegerippe. Die Losung, unter welcher er daherreitet, lautet: „Ich war in Ohio." Grausige Geschichten von Niedermetzelungen der Weißen, seitens der Indianer, wurden verbreitet. Unglücklicher Weise lag diesen Gerüchten ein Kern der Wahrheit zu Grunde, allein es wurde bis zum Ungeheuerlichen übertrieben.

Die Pioniere hatten einen fünfjährigen Kampf mit den Indianern zu bestehen. Der Festigkeit und geschickten Leitung Putnam's muß man es Dank wissen, daß die Colonie nicht zu Grunde ging. Während dieser fünf Jahre waren die Pioniere größtentheils auf ihre Festung beschränkt. Innerhalb einem Umkreis von zwanzig Meilen um Marietta herum erlagen 30 Personen den Pfeilen und dem Tomahawk der Indianer. Zu verschiedenen Malen drohten die Schrecken des Hungertodes den Bewohnern des „Campus Martius" und der Blockhäuser zu Belpre und Waterford. In Folge der Belagerung waren die Pioniere zur Unthätigkeit gezwungen und der Strom der Einwanderung wurde dadurch gehemmt.

Nebstdem litten die Finanzen der Ohio-Gesellschaft durch die Zahlungsunfähigkeit ihres Schatzmeisters im Osten Noth. Manche Aktien-Inhaber, die aus rein speculativen Absichten für den Fond unterschrieben hatten, zogen sich von dem Unternehmen zurück, weil sie keinen augenblicklichen Nutzen aus demselben ernteten. Durch das Zu


Die Muskingum Akademie.

sammenwirken aller dieser Ursachen sah sich die Gesellschaft gezwungen, den Congreß zu ersuchen, den ursprünglichen Contrakt aufzulösen. Auch hier steuerten Dr. Cutler und General Putnam das Pionierschifflein mit geübter Hand, daß es an den gefahrvollen Klippen nicht scheiterte. Die Gesellschaft behielt nun nur ein Drittel des ursprünglich gekauften Landgebietes. Die Patente, ausgestellt am 3. März 1792, sind von George Washington, Präsident, und Thomas Jefferson, Sekretär, unterzeichnet.

Als endlich in 1795 die Friedensstunde für die Colonie schlug, da war's zu spät, um all' die Vortheile zu ernten, welche gleich im Beginne zu erzielen möglich gewesen wären. Die Ansiedelungen am Miami, aus denen später Cincinnati sich entwickelte, hatten bereits dermaßen Bedeutung gewonnen, daß die Pioniere zu Tausenden, an Marietta vorübergehend, ihnen zuströmten. Ein wenig später wurde das nordöstliche Ohio den Einwanderern aus den Neu-Englandstaaten erschlossen. Dadurch verlor die Ohio-Gesellschaft aus jenen Staaten in einem hohen Maße den Zuwachs, auf welchen sie von Anfang an hauptsächlich gerechnet hatte. Trotzdem ließen sich doch Manche aus Massachusetts und anderen Neu-Englandstaaten am Muskingum nieder und eine Periode mittelmäßigen Gedeihens begann. — Die Pioniere aus Neu-England hielten große Stücke auf Bildung des Geistes. Schon 1797 wurden durch freiwillige Beiträge die nöthigen Mittel gesichert, um ein Schulgebäude zu errichten. Eine Elementarschule wurde schon im „Campus Martius" errichtet. In dem Gebäude, welches nun erbaut wurde, eröffnete man im Jahre 1800 die Muskingum Akademie, die erste Hochschule im Staate Ohio. An der Spitze derselben stand David Putnam, ein Enkel des Generals Israel Putnam, der auf dem Yale College graduirt hatte. Seit jener Zeit hat sich Marietta immer durch ein wohlgeordnetes Schulwesen ausgezeichnet. Auf einer kleinen Anhöhe, zwischen der 3. und 4. Straße, steht, umringt von einem mit Rasen bewachsenen und mit Schattenbäumen bestandenem Grundstücke, das Marietta College. Dasselbe hat bereits länger als ein halbes Jahrhundert eine gesegnete Thätigkeit in der Ausbildung der heranwachsenden Jugend entfaltet. Die Anstalt wurde von den Congregationalisten und Presbyterianern im Jahre 1835 gemeinsam gegründet. Sie besitzt eine Bibliothek, die 25,000 Bände zählt.



Das Marietta College.

Eines der Hauptgewerbe, auf welches die thatkräftigen Pioniere Marietta's ihre Aufmerk-

samkeit richteten, war das Erbauen von Schiffen für den Handel auf dem großen Weltmeer. Viele der Pioniere hatten früher an der Küste gewohnt, manche sogar das Meer befahren. Diese Thatsachen genügen, um die eigenthümliche Erscheinung zu erklären, daß sie Marietta, dem Wasserwege nach 2000 Meilen vom Meere gelegen, zu einem Handelshafen machten, von dem aus neuerbaute Schiffe, mit den Produkten des Landes befrachtet, nach den Häfen im Auslande segelten. Von 1800 bis 1808 fuhren mehr als zwanzig Schiffe von Marietta den Ohio- und Mississippi-Fluß hinab, durch den Golf von Mexiko und in den Atlantischen Ocean hinaus.


Ephraim Cutler.

Durch das Embargogesetz machte der Congreß in 1808 diesem Gewerbe und Handel ein Ende. Das erste mit vollem Takelwerke ausgerüstete Schiff, welches zu Marietta gebaut wurde und den Namen St. Clair führte, verließ den Muskingum im Mai 1800, unter dem Befehl des Commodore Whipple, fuhr nach Havanna, und von da nach Philadelphia. Ein Schiffs-Kapitän aus Marietta setzte einmal einen Hafenbeamten von Liverpool, England, in nicht geringes Erstaunen. Er konnte dem Beamten nicht begreiflich machen, von welchem Hafen er komme. Da nahm er endlich eine Landkarte, fuhr mit der Hand über den Atlantischen Ocean, dann um Florida herum durch den Mexikanischen Meerbusen, dann den Mississippi hinauf bis an den Ohio, endlich diesen Strom entlang bis an den Muskingum. Daß aber dort ein Handelshafen sein solle, darüber war der Engländer hoch erstaunt.

Marietta hat eine freundliche Lage inmitten einer an Naturschönheiten reichen Landschaft. Die Stadt zählt gegenwärtig etwa 8000 Einwohner. Sie ist schön und regelmäßig gebaut. Auf beiden Seiten der Straßen findet man Schattenbäume in Fülle. Sie zählt etwa fünfzehn Kirchen. Die vor ungefähr acht Jahren erbaute Kirche der deutschen Methodisten ist aus Backsteinen im geschmackvollen Styl aufgeführt. Zur Zeit als Schreiber dieses Prediger an der dortigen Gemeinde war, wurde auch eine geräumige Prediger-Wohnung gebaut. Kirche und Wohnung sind eine Zierde der Stadt.

Jedoch, genug für diesmal von Marietta, welche den Ruhm genießt, die älteste Stadt im Staate zu sein.

Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Für Haus und Herd von Betty Schomburg, Bremen.

Wir waren oft in großer Angst und Noth, erzählte ein alter Organist in Schlesien, wenn wir im siebenjährigen Kriege dort auf jenen Anhöhen die Oesterreicher, hier in den Schluchten unsere Preußen schlagfertig stehen sahen. Die Nahrungsmittel im Lande waren fast alle aufgezehrt; weder Pferd noch Kuh, weder Milch noch Brod gab es in unserem Dörfchen mehr. Fast in jeder Nacht hörten wir die Kanonen donnern, und mit jedem neuen Morgen stellte sich auch neues Elend und neuer Jammer für uns ein.

Einst hatten wir wieder die ganze Nacht hindurch schießen hören; wir merkten, daß die Gefahr immer drohender wurde. Es war gar nicht mehr daran zu denken, zu Bett zu gehen, weil man in jeder Nacht horchen mußte, ob die Flamme auch schon im Dachgiebel knisterte. Auf unsere eigene Kraft konnten wir uns nicht mehr verlassen; wir mußten auf Gott trauen, der unser Leben in seiner Hand hat, ihm Alles anheim stellen, er will uns ja auch in den Tagen der Noth nicht verlassen. Eben hatte ich mein Morgengeläute besorgt, guckte zum Schall-Loche hinaus, um zu schauen, was uns an dem schrecklichen Tage wohl wieder bevorstehen könne, und zog, zum Himmel blickend und Gott dankend, mein Käppchen vom Kopfe, da mir Alles ganz ruhig schien.

Ehe ich es jedoch wieder aufgesetzt hatte, jagte

ein alter, schwarzer Husar zum Kirchhofe herein, warf sich vom Pferde und band seinen Braunen an meinen Fensterladen. Wie mir zu Muthe ward, kann man sich leicht vorstellen. Ich flog mehr, als ich ging, die Thurmtreppe hinunter. Er aber ließ mir nicht einmal Zeit, meinen „Guten Morgen!“ anzubringen, sondern rief mir im barschen Tone zu: „Geb' Er mir den Kirchenschlüssel!“ — Ich erschrak; denn obgleich das Kirchenvermögen und die silbernen Altargeräthe in Sicherheit gebracht waren, so befand sich doch noch eine ziemlich reiche Altarbekleidung mit goldenen Tressen in der Kirche. Ich legte mich auf Bitten und Vorstellungen; allein der alte Kriegsmann wollte nichts davon wissen. Er sah in einer so ganz eigenen Weise bald auf mich, bald auf seinen Säbelgriff, daß ich, um Unglück zu vermeiden, voranging und die Kirchenthür öffnete. Meine Frau, die hinter der Hausthür gehorcht hatte, und die vor der Gefahr immer verzagter, in der Gefahr aber immer entschlossener war als ich, kam aus Besorgniß um mich hinter uns her.

Der Husar drängte sich hastig voran, ging, ohne sich umzusehen, an dem Predigtstuhl und dem Altar vorüber und schritt, so schnell es sein Alter erlaubte, klirr! klirr! die Treppe hinauf. Hier setzte er sich, Athem schöpfend, auf eine Bank und rief mir gebieterisch zu: „Mach' Er die Orgel auf und geb' Er mir ein Gesangbuch!“ — Ich that augenblicklich, was er verlangte. Meine Frau mußte die Bälge treten. Der Husar hatte ein Lied aufgeschlagen und sagte nun in einem weit mildern Tone: „Wie schön leuchtet der Morgenstern! Spiel Er das, lieber Mann; aber so recht fein und ordentlich; Er versteht mich wohl.“

Ich spielte mit Andacht, und nach geendetem Vorspiel fiel der Husar mit seiner tiefen Baßstimme ein; meine Frau hinter der Orgel und ich sangen mit. Mein Herz wurde so muthig, daß ich mich oft nach meinem Zuhörer umschaute und ihm ganz dreist in das Gesicht sah. Er sang mit großer Andacht, hatte die Hände gefaltet, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Bart auf das Buch hinab. Jetzt war das Lied beendet, ich schritt auf ihn zu; er schüttelte mir recht treuherzig die Hand und sprach: „Großen Dank, Herr Cantor! Wo ist der Gotteskasten?“

Mein früherer Argwohn, daß es auf Plünderung abgesehen sei, war gänzlich verschwunden. Ich holte unsere Armenbüchse, und der Husar warf ein Zehngroschenstück hinein. „Wir beide aber, wir theilen den Rest, Herr Cantor,“ sagte er dann, indem er noch zwei Zehngroschenstücke aus der Tasche zog; „da nehm' Er das eine für seine Mühe!“ Ich schlug es aus; aber er war so ungestüm, daß ich es schlechterdings nehmen mußte. „Nehm' Er, nehm' Er,“ sprach er, „es klebt kein Blut daran!“ — Jetzt verließ er das Gotteshaus, und wir begleiteten ihn. Sowohl meine Frau, als ich, waren unglaublich bewegt; ich konnte mich aber nicht enthalten, unsern wunderbaren Gast auf dem Kirchhofe zu fragen, wie ihm denn der Gedanke gekommen sei, hier seine Morgenandacht zu halten.

„Das will ich euch wohl sagen, ihr lieben Leute,“ antwortete er, indem er uns beide bei der Hand nahm. „Gestern Abend sollte auf einem sehr gefahrvollen Platze ein Posten ausgestellt werden, um von hier aus den Feind zu beobachten. Jeder von uns war in großer Angst, denn wir wußten wohl, was die Sache auf sich hatte. Unser Rittmeister fragte nach Freiwilligen; Niemand hatte Lust, Jeder fürchtete sich, sein Leben dort zu verlieren. Endlich ritt ich vor, und meine drei Söhne folgten mir, denn sie mochten mich nicht allein lassen. Er braucht es nicht zu wissen, Herr Cantor, wie wir es machten; genug, wir schlichen uns durch und hielten die ganze Nacht Wache auf einer buschigen Anhöhe. Rechts und links blitzte es um mich her; wir sahen bald hier, bald dort die feindlichen Mannschaften. Wir glaubten selbst unsern nahen Tod vor Augen zu sehen und fast überkam uns schon die Verzweiflung; aber wenn die Noth am größten, ist Gott ja am nächsten. Selten hatte ich meine Zuflucht zu Gott genommen, viel zu sehr hatte ich stets auf meine Kraft, auf mein eigenes Ich vertraut, jetzt sah ich ein, daß Gott der alleinige Helfer sein müßte. Nicht meinetwegen, sondern nur wegen meiner Söhne seufzte ich in dieser finsteren Nacht: Herr, erhalte uns! Der Herr hat mein gläubiges Gebet erhört; denn wer ihn anruft in der Noth, den will er erretten. Kaum hatte ich es gesprochen, als es anfing zu dämmern und der Morgenstern mir in's Auge blitzte. Mir fiel aus meiner Jugendzeit der schöne Gesang ein: 'Wie schön leuchtet der Morgenstern!' auch gar Manches trat mir vor die Seele, was auch nicht alle Mal recht war. Ich hatte dem lieben Gott in dieser Nacht gelobt, fortan ihm zu dienen und ein ihm wohlgefälliges Leben zu führen. Hierher bin ich aber gekommen, um meine Morgenandacht zu halten, und Er kann sich wohl denken, daß mir's zu Herzen ging, als wir sangen: 'Du hast der Feinde Macht gewehrt und meine Bitt' um Schutz erhört.'“

Mit diesen Worten setzte er sich auf sein Pferd und ritt davon.

Möchte auch dir, lieber Leser, diese einfache kleine Erzählung zum Segen werden und bei

dir den Grundsatz befestigen, stets auf Gott zu vertrauen, in allen Lagen an sein Vaterherz zu gehen, er wird auch dir zur Seite stehen und dir seinen Schutz angedeihen lassen.

Zur Frauenrechtsfrage.

Für Haus und Herd von Anna Spörri in Bern.

Der wohlmeinende Artikel des geschätzten Herrn Editor von Haus und Herd über „Die Verkehrtheiten und Gefahren der Frauenrechts-Bewegung" in der Februar-Nummer hat wohl manchen Gedankenaustausch, manches Für und Wider angeregt. In mir erwachte beim aufmerksamen Durchlesen desselben ein, darf ich es sagen? — ein herzliches Bedauern mit demjenigen Theil der Frauenwelt, dessen Gesinnung darin gekennzeichnet ist.

Ich kann mir das Mädchen, die Frau, welche die Pflichten des Haushalts als eine Entwürdigung, eine sklavische Erniedrigung betrachtet, weder als ein wirklich glückliches, noch mit Gemüth, klaren Lebensanschauungen und wahrem Christenthum begabtes Wesen vorstellen.

„Dienen lerne das Weib bei Zeiten nach seiner Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelanget sie endlich zum Herrschen." —

So spricht Schiller, ein Mann, dem wir gewiß Geist und Verstand, Hochachtung und Begeisterung für die Frauen nicht absprechen können, derselbe, dessen oftmals ihnen huldigende Feder geschrieben:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben."

Unter diesen Rosen aber verstand er ganz gewiß nicht die Lebensäußerungen einer nach Verehrung und Herrschaft haschenden Frau, nicht die ehrgeizigen Bestrebungen nach öffentlichem Ruhme, nicht die Errungenschaften ihres Geistes, selbst nicht in erster Linie die Ausübung der schönen Künste im gesellschaftlichen und häuslichen Kreise, sondern die ungezählten, ungenannten, kleinen und großen Werke dienender Liebe, das hingebende und beglückende Thun edler Weiblichkeit. Sie weiß nichts von Sklavendienst, nichts von entwürdigender Unterordnung, denn es ist Bedürfniß ihrer Liebe, dem Manne, den Kindern, den Gästen und Freunden, den Armen, Unglücklichen und Untergebenen wohl zu thun, für sie zu sorgen, ihr Leben zu erleichtern und zu schmücken.

In diesem Sinne ist ihr kein Dienst, keine Arbeit zu gering, keine Gelegenheit zu klein. Sie fühlt sich so glücklich mit dem Kochlöffel in der Hand, vor dem Flickkorb, mitten in den Mühen der Kinderstube, oder vielleicht dem müde heimkehrenden Gatten dienstfertig die Schuhriemen auflösend (n. b. das wollen wir von den amerikanischen Damen nicht verlangen), als wenn sie schreibt, malt, musizirt oder die Unterhaltung führt. Der zarte Glanz dienender Liebe verklärt ihr Thun. Sie hat kein Verlangen, ihren Mann zu beherrschen, die erste Stelle im Hause einzunehmen. Wie ein ächtes Frauenherz nur dann vollkommen glücklich ist, wenn sie den Mann ihrer Liebe auch hochachten und ihr überlegen halten kann, so fühlt sie sich auch nur in der normalen, dem Manne untergeordneten Stellung wohl. Das Herrschen des Weibes deutet entweder auf Unfähigkeit des Mannes oder Hochmuth der Frau, in beiden Fällen muß das Glück getrübt sein. Nichts schmückt das Weib mehr, als Demuth, Sanftmuth und Liebe.

Und es ist wahr, unbewußt und ungesucht gelangt sie gerade durch dieses Thun dienender Liebe und Demuth zum Herrschen. Ihre Familie weiß, was sie an ihr hat; sie schätzt sie und fühlt sich wohl in ihrer Nähe. Die Sonne des Hauses wärmt und erhellt Allen das Leben. In den Herzen der Ihrigen besitzt sie einen Ehrenplatz, den sie nicht vertauschen möchte mit dem Lehrstuhl, mit der Rednerbühne.

Das ist die ideale Frau! Wir wissen, daß die Wirklichkeit vielfach hinter dem Ideal zurückbleibt; wir wissen, daß Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit nur Früchte des heiligen Geistes sind, Gal. 5, 22. Die Grundzüge jener Bilder sind es aber doch, die in jedem liebevollen, edlen Frauenherzen leben und in normalen Verhältnissen zum segenbringenden Ausdruck kommen. Und das innere Leben mit Gott wird uns fortschreitend auch dem höchsten Ziel unserer irdischen Berufung näher bringen.

Der häusliche Herd ist der Platz, den Gott bei Erschaffung des Weibes für sie ersehen; er ist ihre Bestimmung und zugleich ihr Glück. Mögen viele Frauen von der Freiheit des ehelosen Standes, von erhabenen Genüssen im Dienst der Wissenschaft und Kunst, von Triumphen der Gleichberechtigung mit den Männern schwärmen, — ich traue ihrer Begeisterung nur halb. Die meisten von ihnen würden die ganze Herrlichkeit gerne hingeben für ein glückliches Familienleben; wenn sie es nur gestehen wollten! Es kommt früher oder später eine Zeit im Leben Solcher, die eigenmächtig durch ihre Gesinnung und Lebensrichtung sich ausschließen vom Stand der Hausfrau, in welcher sie die ganze Oede und Leere ihres selbsterwählten einsamen Standes bitter fühlen.

Und wenn es wahr ist, daß die großen Ansprüche der Frauen so viele junge Männer veranlassen, das Junggesellen-Leben vorzuziehen, wie können jene solche Folgen verantworten? Erliegt nicht mancher Mann den Versuchungen seines ungebundenen Standes und geht unter, während ein glückliches Familienleben ihn hätte retten können?

Wen dagegen Gott selbst einsame Wege führt, der ist auch darin glücklich; denn er geht sie durch des Herrn Willen und an seiner Hand. Dasselbe gilt von den Frauen, die aus wirklichem Beruf, von Gott dazu ausgerüstet mit besonderen Gaben und reiner Freudigkeit, der Menschheit zum großen Nutzen und Segen werden als Aerzte, Lehrerinnen und Missionarinnen.

Um eine tüchtige, glückliche und beglückende Hausfrau werden zu können, sollte freilich das Mädchen schon im elterlichen Hause in den Werken dienender Liebe sich üben und herangebildet werden in den Fertigkeiten, die ihr künftiger Stand erfordert. Sie mag auf wissenschaftlichem Gebiete so viel lernen, als eine vernünftige Bildung verlangt und ihre Mittel es erlauben, — sie möge nur über dem Schönen das Nothwendige nicht versäumen. Wie bald ist später mehr als die Hälfte der gelernten Geographie, Geschichte &c. vergessen.

Wäre es deßhalb nicht geboten, einen Theil der vielen, solchen Fächern gewidmeten Zeit für das praktische Wissen zu verwenden? Seit einigen Jahren werden z. B. in der Schweiz da und dort durch tüchtige Kräfte mehrmonatliche Haushaltungskurse abgehalten und von vielen gebildeten Töchtern dankbar benützt, da sie sich als sehr nützlich für das spätere Leben erweisen. Kochen, Waschen, Plätten, Reinhalten, Scheuern, Serviren, Nähen, häusliche Buchhaltung, Gartenkunde, auch Chemie, soweit sie der Haushaltung dienen kann, werden gelehrt und praktisch geübt.

Sehr nützlich ist es auch, wenn die jungen Frauen, deren gesellschaftliche Stellung es irgend erlaubt, wenigstens während dem ersten Jahr ihrer Ehe den kleinen Haushalt selbst besorgen. Durch das eigenhändige Thun kann sie sich das Gelernte einprägen, noch vieles Neue lernen und erproben und tüchtig werden, später den größeren Haushalt richtig leiten und ihren Untergebenen eine weise und vernünftige Gebieterin zu sein. Die Fähigkeit der Frau, ihrer vielseitigen Aufgabe zu genügen, ist eine wichtige Bedingung des häuslichen Glücks.

Noch ein Wort über den dienenden Stand! Daß die auf ihren Broderwerb angewiesenen jungen Mädchen immer mehr das Dienen in Familien verschmähen und möglichst freie, mühelose Stellen suchen, ist ein betrübendes Merkmal unserer Zeit und hängt wohl genau zusammen mit den schon berührten Gesinnungen höherer Gesellschaftsklassen. Sind wir denn von Gott in's Leben gerufen, um eine möglichst geehrte, erhabene und mühelose Stellung zu erringen?

Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er d i e n e und gebe sein Leben als Lösegeld für Viele. Wollen wir dieses heilige Vorbild vergessen? Glück und Ehre heften sich ja auch nicht an irgend eine Arbeit, sondern an die Thatsache, daß wir uns an dem von Gott angewiesenen Platz befinden und unsere Aufgabe mit aller Treue zu lösen suchen. Ein tüchtiges Dienstmädchen füllt eine wichtige Stelle im Leben aus und kann sehr viel beitragen zum Glück der Familie. Sie selbst wird in dieser Stellung nicht nur körperlich normaler sich entwickeln, als bei irgend einer mechanischen Arbeit, sondern auch tüchtiger und für alle Verhältnisse brauchbarer werden. Auch der Charakter muß im Leben einer treuen Dienstmagd sowohl als in demjenigen einer hingebenden Hausfrau und Mutter weit mehr gewinnen, sich stählen, groß werden in Selbstverleugnung und Glauben, als in ungebundener, leichter, keine täglichen Willensopfer fordernder Thätigkeit. Unzählige Belege könnten diese Behauptung erhärten.

Wohl ist's wahr, daß harte und wunderliche Herrschaften oft ihren Dienstboten das Leben sauer machen; sie werden diese Sünde verantworten müssen. Der ganze Stand braucht aber deßhalb nicht verpönt und gemieden zu werden, er ist und bleibt ein nothwendiger, nützlicher, segensreicher und wem es ernstlich darum zu thun ist, auch ein glücklicher. Sind nicht Dienstboten, die 10, 20, 30 Jahre in derselben Familie dienen, eine Gottesgabe für dieselbe, geachtet und geliebt und selbst zufrieden und glücklich. Zuweilen, doch selten, findet man noch solche Perlen.

Für uns Christen ist und bleibt ja bei allen Fragen des Lebens die heilige Schrift die erste und entscheidende Richtschnur. Diese Autorität, nicht die Willkür unseres Herzens und Verstandes, soll alle unsere Verhältnisse bestimmen. Das Evangelium hat das Weib aus seiner Erniedrigung emporgehoben und stellt es als gleichberechtigte Theilhaberin an allen göttlichen Segnungen neben den Mann; klar und bestimmt aber weist es ihr für dieses Leben eine untergeordnete, dienende Stellung an. Wir wollen sie schätzen und uns willig und freudig darin bewegen, frei — in seliger Gebundenheit. Nur im Gehorsam den Ordnungen unseres allweisen Gottes gegenüber liegt unser Glück und die Möglichkeit, den Zweck unseres Daseins zur Ehre Gottes zu erreichen.

Von der Wagnerwerkstätte zur königlichen Akademie.

Für Haus und Herd von A. J. Bucher.

Südlich von der Blackfriarsbrücke in London liegen einige Stadttheile, die den meisten Londonern so wenig bekannt sind wie die Wüste Sahara. Es ist eine armselige, verwahrloste Gegend, wo Armuth, Noth und Leiden aller Art hausen. In ungesunden, dumpfigen Wohnungen zusammengepfercht, lebt dort ein unverhältnißmäßig zahlreiches, armes, theils sehr verkommenes Volk. Die Werkstätten, Kaufläden und zahlreichen Schankwirthschaften sind kleine, höhlenartige Lokale mit wenig Luft und noch weniger Licht. Auf den Straßen wimmeln zahllose, in diesen elenden Verhältnissen meist rauh und zuchtlos aufwachsende Kinder. Diese armen Wesen wissen thatsächlich nichts vom würzigen Dufte dunkler Tannenwälder, vom herzerquickenden Anblick einer frischen, blumenbesäeten Matte; das Gemurmel eines munteren Bächleins, der liebliche Gesang der Vögel, das goldene Gewoge eines reifen Erntefeldes — die Schönheit dieser Erde ist ihnen absolut unbekannt. Würden sie auf einmal, ohne zu wissen wie, aus ihrer schmutzigen, unfreundlichen Umgebung an die schönen Ufer unseres Hudson, oder in die lachenden Fluren und Thäler der Schweiz versetzt, sie würden vor freudiger Ueberraschung meinen, sie seien in eine ganz andere Welt entrückt worden.

Wie aber oft selbst in dunkler Höhle, abgeschlossen vom rosigen Sonnenlicht, eine keusche Lilie in ihrem königlich reinen Gewande dem schmutzigen Boden entsprießt, so reifte auch in jener ungünstigen, verkommenen Gegend ein Künstler von seltener Begabung heran, dessen in ihrer Art unübertroffene Schöpfungen in der ganzen Welt Staunen erregen, und ganz England zum Ruhme gereichen sollten.

Georg Timworth, so ist sein Name, wurde in der Nähe von Camberwell Gate, vor 44 Jahren als einziges Kind seiner Eltern geboren. Sein Vater, seines Zeichens ein Wagner, war ein rauher Mann, seine Mutter aber eine sanfte, seelenvolle Frau, die es sich zur heiligen Pflicht machte, Georg tagtäglich im Worte Gottes zu unterweisen. Die Bibel war von Kindheit auf sein tägliches Brod, und so ist es kein Wunder, daß sie ihm, wie er heranwuchs, gleichsam ganz in Fleisch und Blut überging. Sie zu lesen, gründlich zu studiren, war ihm nie ein „Muß," sondern sein allergrößter Genuß, dem er sich zu jeder freien Stunde mit freudigem Drange hingab. Andere Bücher waren ihm verhältnißmäßig gleichgültig; die Bibel war ihm Alles: Führer, Schild und Freund. Einer seiner Bekannten sagte einmal von ihm, er sei thatsächlich „durch und durch ganz bibel-getränkt."

Die Lebensgeschichte dieses außerordentlichen Mannes sollte wirklich allen strebsamen jungen Freunden zur Ermunterung und zum Sporne werden, denn sie zeigt, was geheiligtes Genie und ernstliches, christliches Streben auch in nicht bloß positiv religiöser Beziehung zu Stande zu bringen vermag. Auch Georg Timworth mußte die bittere, aber gesunde Erfahrung machen, daß der Weg zu Erfolg und Verdienst in dieser Welt nicht durch Rosenauen führt. Sein Vater war durch die drückenden Verhältnisse, aus denen sie sich nie herauszuschaffen vermochten, sehr düster, unleidlich, ja grausam geworden. Georg aber schien derselbe lebendige Glaube und sanfte Geist, den seine Mutter bei allen Widerwärtigkeiten stets bewahrte, in's Herz hineingeboren zu sein, denn er ertrug stets die üble Behandlung seitens seines Vaters mit viel Gelassenheit und Geduld.

Schon in seiner frühen Kindheit unterhielt sich Georg am allerliebsten damit, auf eine Tafel allerlei Naturgegenstände zu zeichnen. Als späterhin die Tafel durch eine billige Farbenschachtel ersetzt wurde, war er ganz überglücklich und malte, bis er noch später an's Holzschnitzen kam. Auf diese neue Kunst warf sich nun der Knabe mit aller Energie und fing an, Buttermodelle aus Holz zu stechen, und Figuren aller Art zu schnitzen. Sein Vater aber hatte keinen Gefallen daran, vernichtete in blindem Eifer seine Arbeiten, und schlug ihn oft, weil er seine Zeit mit „solchen Dummheiten vertändele." Er mochte wohl wenig ahnen, was für ein gewaltiges Talent in seinem Sohne am Aufwachen sei, und daß er geradezu das in ihm todtschlagen wollte, das ihm später von der königlichen Akademie, ja der ganzen Welt, Anerkennung und Auszeichnung und silberne und goldene Ehrenmedaillen bringen sollte.

Georg mußte frühe, in seines Vaters Fußstapfen tretend, in die Wagnerwerkstätte. In seinem achtzehnten Jahre hörte er zum ersten Male von der Kunstschule in Lambeth. Das weckte in ihm das Verlangen, zu wissen, was dort getrieben werde, und eines Abends überredete er einen Freund, mit ihm dorthin zu gehen, ob sie nicht etwas Weiteres erfahren könnten. Am Gebäude angekommen, konnten sie durch ein Fenster hineinsehen, und erblickten in einem langen, von vielen blendenden Lichtern erhellten Saale, eine Menge von fein gekleideten Leuten — ein für sie ganz unerhörter, überwältigender Anblick. Sie flohen von dannen, aber nur, um den nächsten Abend wieder zu kommen, denn Georg hatte keine Ruhe. Immer wieder tauchte ihm bei der Arbeit jener prächtige Saal mit den vielen feinen Leuten vor seinem Blicke auf. Diesmal stieg er seinem Kameraden auf die Achseln, und konnte so in ein Zimmer hinein schauen, in welchem eben eine kleine Klasse im Modelliren unterrichtet wurde. Nun zog es den Jüngling mit aller Macht in das Schulhaus hinein, — aber wer wollte da drinnen etwas von ihm Armen wissen? So liefen sie vor dem Gebäude hin und her und standen an der Eingangsthüre herum, wie vor einem verschlossenen Paradiese. Da gab Georgs Freund ihm plötzlich einen Stoß, und unser junger Künstler stolperte unfreiwillig durch die halbgeöffnete Thüre in den Tempel der Musen hinein, und, unglücklicher oder glücklicher Weise, einem heraustretenden Professor gerade in die Arme.

In seinem sprachlosen Schrecken wußte er nicht ein Wort der Entschuldigung zu sagen; er griff aber instinktmäßig in seine Tasche, zog einen Garibaldi-Kopf, den er nach einem Holzschnitte vermittelst eines Hammers und Nagels aus einem Stück Sandstein gehauen hatte, heraus, und hielt ihn dem Professor hin. Das öffnete ihm den Weg zur Kunstschule, denn der Mann erkannte in dem Jüngling sofort den ungeschliffenen Diamanten, und verwandte sich für ihn.

Abend nach Abend besuchte Timworth nun die Lambethschule und lag dann dort, nachdem er den ganzen Tag hart geschafft hatte, seinen Arbeiten und Studien mit solch' unermüdlichem Eifer ob, daß sie ihn oft beinahe heim treiben mußten. Inzwischen wurde aber sein Vater immer widerwärtiger, und schien Alles aufbieten zu wollen, seinen Sohn zu ver-

hindern, sich über seinen niedrigen Stand zu erheben. Hätte ihn seine gute, verständige Mutter nicht immer in Schutz genommen und aufgemuntert, so hätte er es wohl kaum ertragen können.

In späteren Jahren stellte er selbst einmal eine Scene aus jener bösen Zeit in einem gelungenen Kunstwerke dar: In einer Wagnerwerkstätte ist zur Mittagsstunde ein Jüngling emsig daran, mit Hammer und Nagel einen Kopf zu hauen, während ein Anderer an der Thüre postirt ist, um, sobald der Vater des Bildhauers vom nahen Wirthshause um die Ecke kommt, ein Warnsignal zu geben. Hie und da jedoch spielt der schalkhafte Wachposten einen Streich; unvermuthet tritt der Gefürchtete herein, und Georg, der Ahnungslose, über dessen Haupte sich nun alle Wetter des väterlichen Zornes entladen, muß es mit ansehen, wie seine Kunstwerke eine „Bewunderung" erfahren, wie früherer Zeiten die Götzenbilder Baals, wenn die alten Propheten im heiligen Eifer hinter sie geriethen. So zerstörte des Vaters Zorn oft in einem Augenblicke, was Georgs Fleiß in vielen Stunden mit Mühe geschaffen hatte. Aber in seinem Herzen brannte eine glühende Liebe zur Kunst, die auch viele Wasser nicht zu erlöschen vermochten; er ließ sich nicht abschrecken.

In der Schule überflügelte er Alle, gewann Preis um Preis, was ihm für Alles, das er seitens seines Vaters auszustehen hatte, reichlich Entschädigung bot. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er in die königliche Akademie aufgenommen, und hatte auch hier seine Mitschüler bald sämmtlich überholt. Lord Charles Eastlake spendete ihm bei einer Preisvertheilung öffentlich das Lob, daß seit Jahren von dieser Klasse keine so gediegene Arbeit geliefert worden sei, wie die Seine.

Im Jahre 1867 starb sein Vater, nachdem er seine Gesinnung indessen noch vollständig geändert hatte. Die Verhältnisse gestalteten sich nun aber für Mutter und Sohn nur noch drückender. Der junge Timworth war nicht der Mann, sich in der ungesunden Werkstätte mit alten Karren und gebrochenen Rädern herumzuplagen; es fehlte ihm zu derart Arbeit alle Lust und auch die leibliche Kraft.

Die Kunst aber ließ sich vor zwanzig Jahren nicht so leicht wie heute in Brod verwandeln; Leute, die einem auf Preis-Medaillen und ausgezeichnete Schulzeugnisse hin Mittel vorstreckten, waren gar schwer zu finden. Es konnte kein darbender Künstler von Thon leben und wenn er ihm auch hundert Mal die Formen vollendetster Schönheit verlieh. Aber es wurde anders. Die Pariser Weltausstellung (im Jahre 1867) brachte einen Umschwung in die gesammten Industrieen England's, und auch für die Kunst brach ein neuer Tag an. Sie sollte hinfort nicht mehr bloß dem Geiste Nahrung und Genuß bieten, sondern sich auch für in gedrückten Verhältnissen lebende Künstler zur ergiebigen Erwerbsquelle gestalten.

Die Herren Doulton eröffneten durch ihre Fayence- und Terra Cotta Waaren, die bald weltberühmt wurden, auf dem Gebiete der bildenden Kunst ein ganz neues Feld, und Georg Timworth hatte das Glück, gerade um jene Zeit mit diesen Herren bekannt zu werden, und wurde von ihnen auch gleich in ihre Dienste gezogen. Damit hatte sich ihm eine ganz neue, weit entsprechendere, schönere Existenz geboten. Die Welt fing an, ihm die sonnige Seite zuzuwenden. Der Künstler wurde an's Tageslicht gezogen. Sein Talent hatte endlich seinen Lenz gefunden, und konnte, frei emporstrebend und fruchtbringend sich herrlich entfalten.

Er arbeitete unermüdlich, und Jahr nach Jahr überraschten neue, herrliche Terra Cotta Skulpturen die Welt: Paneele, Bas Reliefs, Reredos aller Art — erhabene Schöpfungen seiner kunstfertigen Hand, seines genialen Geistes und seiner reinen Seele.

Im Kunst-Museum zu Edinburgh befinden sich drei seiner großen Paneele in Terra Cotta: „Die Gefangennehmung Christi in Gethsemane," „Am Fuße des Kreuzes," „Jesu Abnahme vom Kreuze." Diese drei und besonders ein neues, eben vollendetes: „Christus vor Herodes" sind Meisterwerke von hohem Verdienste, erhabene Produkte eines geheiligten Genies. Es scheint Allem, das er geschaffen, der Geist der heiligen Schrift eingehaucht zu sein; sie ist es auch, die ihm zu seinen höchsten Triumphen und schönsten Lorbeeren verholfen. Die größte Zahl seiner Werke für Fontainen, Monumente, Paneele, Kathedralen und Museen stellt biblische Scenen dar. — Es wäre noch besonders zu nennen eine Kanzel in Terra Cotta und Doulton Material, die sich im Smithson'schen Institute in Washington befindet. Sie wurde zur Centennial-Ausstellung nach Philadelphia gebracht und besitzt besonderen künstlerischen Werth durch Miniatur-Standbilder von Jesu, seinen Jüngern und den drei Marieen, die zur Verzierung angebracht sind.

Herr Timworth ist noch jung. Er arbeitet, die Bibel in Hand und Herz, und dadurch wird er zum gewaltigen Prediger des Evangeliums. Durch hartnäckigsten Widerstand und viele Hindernisse hat sich der arme Knabe von Camberwell Gate emporgerungen, und steht da, Allen zum Exempel, auf den höchsten, sonnigen Stufen der Kunst: ein Held, ein Künstler und ein Christ! Und das Verdienst theilt er mit jenen großen Meistern der Töne und der Farben, die ihre Talente demüthig zu den Füßen ihres Erlösers niederlegten, daß er wie sie die ungerechte Behauptung: die Bibel sei Tod und Grab aller wahren Kunst, Lügen gestraft, und der Welt den unermeßlichen Reichthum der heiligen Schrift erschlossen, und dargethan hat, daß sie auch für Künstler eine reiche Quelle ist, daraus sie die erhabenste, heiligste Inspiration schöpfen können!

Das christliche Haus.

Für Haus und Herd von Dr. C. F. Paulus.

II.

Eltern und Kinder.

Kinder sind eine „Gabe Gottes," ein köstliches Kleinod, welches Gott selbst den Eltern zur treuen Pflege und Bewahrung anvertraut. Die Erziehung derselben in der Furcht und Vermahnung zum Herrn ist daher eine heilige Pflicht, der sich christliche Eltern nicht entziehen dürfen. In unchristlichen Familien begegnet uns freilich die Erscheinung nicht selten, daß die Eltern sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht bekümmern mögen, daß sie sich zu schweren Opfern für dieselben nicht entschließen wollen. Rousseau, dessen Vorschriften über Kindererziehung für die jetzige Pädagogik so maßgebend geworden, übergab seine eigenen Kinder dem Findelhause; und unsere modernen Sozialisten haben schon längst im Geiste die großen Erziehungsanstalten ihres Zukunftsstaates gebaut, in welchen sämmtliche Kinder, sobald sie von der Mutterbrust abgesetzt sind, ein Unterkommen finden sollen, so daß

sich Vater und Mutter nicht mehr um sie zu bekümmern brauchen.

Solche lieblose Gleichgültigkeit ist bei christlichen Eltern nicht denkbar. Ihnen liegt das Wohl ihrer Kinder mehr als alles Andere am Herzen. Darum sind sie auch nicht damit zufrieden, daß sie ihnen bloß Nahrung, Kleidung und Obdach bieten und etwa die zum Fortkommen im irdischen Leben nöthigen Schulkenntnisse ihnen verschaffen; sie wollen mehr für ihre Kinder thun, wollen sie nicht nur für diese Welt, sondern für Gott und für den Himmel erziehen. Wo aber dieses Ziel erreicht werden soll, muß die Hauptaufgabe der Erziehung darin bestehen, daß die Kinder zu gottesfürchtigen Menschen, zu christlichen Charakteren herangebildet werden.

Daß hierin beide Eltern harmonisch zusammenwirken müssen, versteht sich von selbst. Sind sie in dem einen oder dem anderen Punkte verschiedener Meinung, so haben sie dieselbe privatim zu besprechen, um womöglich eine Einigung zu erzielen; niemals aber darf ein Widerspruch in Gegenwart der Kinder hervortreten. Wo die Mutter gegen den Vater oder der Vater gegen die Mutter Partei ergreift für die Kinder, da ist es kein Wunder, wenn die Letzteren die Achtung vor der elterlichen Autorität verlieren und nur noch den Eingebungen ihres Eigenwillens folgen.

Die Kinder sind schon wegen ihres natürlichen Zusammenhanges mit den Eltern zur Unterwerfung unter den Willen derselben verpflichtet. Vater und Mutter sind dem Kinde die Stellvertreter Gottes, und Pietät, d. h. kindliche Ehrfurcht vor und gehorsame Liebe zu den Eltern ist die erste Form kindlicher Frömmigkeit. Wo die Autorität der Eltern nicht anerkannt wird, wo jedes Familienglied thut, was ihm beliebt: da ist das Familienleben im Grunde aufgelöst. Es ist eine Hauptaufgabe der Erziehung, daß der sündliche Eigenwille der Kinder, der sich in der Auflehnung gegen die Autorität der Eltern kund gibt, gebrochen werde, und zwar durch strenge Bestrafung, wo es auf dem Wege der Güte nicht gelingt. Nur in der Autorität Gottes findet die Autorität der Eltern eine Schranke. Daher hört die Verpflichtung zum Gehorsam für die Kinder auf, sobald die Eltern etwas positiv Sündhaftes von ihnen fordern. Man muß „Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Uebrigens darf die Unterwerfung der Kinder unter die Autorität der Eltern nie zur Knechtschaft, zum Sklavendienste werden. Es muß dem Kinde, selbst dem kleinsten, eine Sphäre der Freiheit bleiben, wäre es auch nur in seinen Spielen. Aber diese Freiheit ist keine Zügellosigkeit. Letztere wäre der Tod aller Erziehung und darf in keiner Familie geduldet werden. Am wenigsten in einer freien Republik. Es ist ein gefährlicher Irrthum, wenn man meint, je größer die politische Freiheit eines Volkes sei, um so mehr Freiheit müsse auch der heranwachsenden Jugend gewährt werden. Gerade umgekehrt muß es sein. Je freier ein Volk, um so strenger muß die Jugenderziehung sein. Gäbe es ein Volk, das aus lauter Sklaven bestände, könnte die Jugend sich austollen. Die späteren Jahre würden schon den nöthigen Dämpfer aufsetzen; die Bäume würden nicht bis in den Himmel wachsen. Je freier aber der Mann dastehen soll, um so nöthiger ist es, daß er sich vorher in der Schule strengen Gehorsams dazu vorbereitet hat.

Mit der Autorität muß jedoch die Liebe Hand in Hand gehen. Wir müssen, um mit Luther zu reden, unseren Kindern mit der Ruthe stets auch den Apfel bieten. Die Autorität muß so geltend gemacht werden, daß die Kinder fühlen: es ist nicht bloße Willkür, sondern Liebe, die verbietet, rügt und straft. Man hört in unseren Tagen gar viele Klagen darüber, daß die Kinder so wenig Sinn für die Heimath haben und sich lieber in schlechter Gesellschaft auf der Straße herumtreiben, als daß sie im Kreise der Familie ihre Unterhaltung suchten. Aber liegt die Ursache dieser Erscheinung nicht oft darin, daß den Kindern durch pedantische Strenge, durch unaufhörliches Tadeln und Keifen die Heimath verleidet wird? Wer seine Kinder zu Hause halten will, muß ihnen die Heimath zum Hafen der Ruhe und des Glückes, nicht zu einem Lager voll Nesseln machen. Mit bloßem Tadeln, Schelten und Schlagen wird in der Erziehung nichts erreicht. Nur die Liebe kann erziehen und am besten die Elternliebe; denn sie ist die reinste und edelste Form aller irdischen Liebe.

Aber auch die Elternliebe kann in der Kindererziehung die gröbsten Fehler machen, wenn sie nicht durch die Liebe Gottes geläutert und erleuchtet ist.

Wie manche Eltern gibt es, die in sentimentaler Weichlichkeit oder in abgöttischer Liebe sich scheuen, ihre Kinder in ernste Zucht zu nehmen und sie daher fast in allen Stücken ihren eigenen Willen haben lassen, ja, vielleicht, nach Eli's Art, zu ihren Unarten und Sünden nicht einmal sauer sehen. Solche Liebe, welche gegen die Fehler der eigenen Kinder blind ist, oder dieselben gar noch schön findet— weil an den verhätschelten Lieblingen Alles schön ist—, solche Liebe wird in der Kindererziehung wenig Glück haben.

Nicht besser als diese blinde Vergötterung der Kinder ist die thörichte Affenliebe mancher Eltern, besonders mancher Mütter, welche ihre Kinder zu lächerlichen Zierpuppen aufputzen, um mit denselben Staat zu treiben, und dadurch in das nur zu empfängliche Herz der Kleinen die Saat der Eitelkeit ausstreuen und die zarte Knospe kindlicher Unbefangenheit und Unschuld vergiften, ehe sie sich noch zur Blüthe entfalten kann.

Die ächte christliche Elternliebe macht die Kinder weder zum Spielzeug noch zum Abgott. Sie ist stets dessen eingedenk, daß dieselben eine unsterbliche Seele haben, von deren Entwicklung in der Zeit ihre ewige Seligkeit oder Unseligkeit abhängt. Die ganze Erziehung ist daher getragen von dem Gedanken an die Ewigkeit.

Darum begnügen sich christliche Eltern auch nicht mit der bloß geistigen Ausbildung ihrer Kinder. Zwar macht sich in unserer Zeit mehr und mehr die Ansicht geltend, daß alles Glück der Menschen und alles Heil der Zukunft in der Bildung des Verstandes liege. Angelernte Kenntnisse und Fertigkeiten sollen nicht weniger als Alles thun. Aber das ist eitler Wahn. Bildung des Verstandes allein thut's nicht. Man kann einen sehr ausgebildeten Verstand und dabei doch ein sehr schlechtes Herz haben. Mit der Bildung des Verstandes muß die des Herzens Hand in Hand gehen, wenn der Mensch durch sie wirklich veredelt und seiner göttlichen Bestimmung entgegen geführt werden soll. Von einem katholischen Bischof stammt das Wort, daß bloße Verstandesbildung die Menschen zu Teufeln macht. Das ist freilich stark, aber so viel ist doch gewiß, daß die Bildung des Geistes, wo die Herzensbildung fehlt, einem zweischneidigen Schwerte gleicht und oft weit mehr Schaden als Nutzen schafft, und daß ein sittlich edler und frommer Christ mit mangelhafter Verstandesbildung seine göttliche Bestimmung weit besser erfüllt, als der ge-



feiertste Gelehrte, wenn dieser ein charakterloser Mensch ist.

Zur christlichen Kindererziehung gehört daher vor Allem, daß die Kinder zu einer lebendigen Heilserfahrung geführt werden, denn ohne sie ist eine christliche Charakterbildung nicht möglich.

Hierzu genügt es nicht, daß man sich nur gleichsam ruck- und stoßweise — etwa zur Zeit einer Erweckung in der Gemeinde — um das Seelenheil der Kinder bemüht, während man sie zu anderen Zeiten ruhig ihre eigenen Wege gehen läßt. Die Aufgabe der christlichen Erziehung ist eine unendlich höhere. Sie fordert von den Eltern eine liebevolle Aufopferung und eine nie ermüdende Ausdauer, welche ohne Unterlaß durch Wort und Beispiel den Samen christlicher Grundsätze in die zarten Kinderherzen auszustreuen und eine höhere auf das Himmlische zielende Sinnesrichtung zu wecken sucht. Von größter Wichtigkeit ist hierbei das gute Beispiel der Eltern. Viele Eltern reißen durch ihren unchristlichen Wandel wieder nieder, was sie durch ihre christlichen Lehren und Ermahnungen aufgebaut haben. Die Kinder sind scharfe Beobachter. Ihnen bleibt es nicht verborgen, wenn zwischen dem Bekenntniß und dem Leben der Eltern ein Widerspruch besteht; und die Wahrnehmung der schlecht verhüllten Glaubensleere und Weltförmigkeit und der darin zu Tage tretenden Unaufrichtigkeit der Eltern wirkt wie ein schädlicher Mehlthau vergiftend und ertödtend auf ihr religiöses Leben. Dagegen ist das fromme Beispiel der Eltern, ihr gläubiges Gottvertrauen, ihre kindliche Ergebung im Leiden, ihre selbstverleugnende Nächstenliebe, kurz, ihr Gott geweihter Wandel, das kräftigste Mittel, auch die Kinder für den Heiland und den Dienst der heiligen Liebe zu gewinnen, denn das Beispiel derer, die uns theuer sind, reizt uns unwillkürlich zur Nachahmung. Darum ist der fromme Sinn und Wandel christlicher Eltern in der Erziehung der Kinder den erquickenden und belebenden Sonnenschein zu vergleichen, der überall in Wald und Flur die lieblichsten Blätter, Knospen und Blüthen hervorlockt.

Da die Bildung des Charakters das Ziel der Erziehung ist, hat dieselbe die Aufgabe, die Kinder allmählig von der sittlichen Unmündigkeit zur Mündigkeit und sittlichen Selbstständigkeit zu führen. In dem Grade, in welchem dies geschieht, muß dann die elterliche Leitung zurücktreten und den Kindern eine größere Sphäre der freien Selbstbestimmung eingeräumt werden, bis dieselben mit der Erreichung der sittlichen Mündigkeit der Autorität der Eltern entwachsen. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, dann hört für die mündig gewordenen Kinder zwar die Pflicht des Gehorsams gegen die Eltern auf, nimmermehr aber die der Achtung, Liebe und Dankbarkeit. Und da bei normaler Entwickelung die Eltern immerhin die reifere Erfahrung vor den Kindern voraus haben, werden diese auch nach erlangter sittlicher Reife noch häufig Gelegenheit haben, den Rath der Eltern zu erfragen und sich von ihrem Urtheil leiten zu lassen. Die dankbare Liebe und Hochachtung der erwachsenen Kinder vor den Eltern ist eine der schönsten Früchte einer christlichen Erziehung.

Wollte Gott, unsere Zeit hätte mehr ächt christliche Häuser aufzuweisen, in denen Gottes Geist regiert in Aller Herzen, in einer, der heiligen Gottesliebe, verbundenen sind! Dann stünde es besser um unsere Kirchen und besser um die Zukunft der ganzen modernen Kulturwelt.

Im Traum.

Hierzu das Bild.

Wenn über's nächtliche Gefild'
Die Winde klagend weh'n,
Seh' ich der Mutter theures Bild
Im Geiste vor mir steh'n.

So milde tritt sie vor mich hin,
Wie sie's dereinst gepflegt,
Da, wie zum Segen, mir auf's Haupt
Die Hand sie fromm gelegt.

Und dunkel geht mir durch den Sinn
— Wie wenn ich's einst geträumt —
Daß ich am lieben Mütterlein
So manches, ach, versäumt!

Daß ich mit kind'schem Unverstand
Ihr oft betrübt das Herz,
Und ihr, für alle Sorg' und Müh',
Bereitet Gram und Schmerz.

Mir ist's, als ob mein Mütterlein
Lang', lang' ich nicht geseh'n —
Und all' des Kind's Verlangen will
Ich schnell ihr jetzt gesteh'n.

Weil ich ihr Liebes nicht genug
Für ihre Lieb' gethan,
D'rum werf' ich mich an ihre Brust
Und seh' sie bittend an.

Und wie ein Kind bedeck' geschwind
Ich Wangen, Mund und Händ'
— Vor Freude ob des Wiederseh'ns —
Mit Küssen ohne End'.

„Mutter!" — Doch mit dem Zauberwort
Löst sich in Nebel auf
Der süße Traum — noch lange rinnt
Der Thränen bitt'rer Lauf.

Harriot Wolff.

---

56 Jahre auf die See verbannt.

Für Haus und Herd berichtet von W. F.

Im October 1863 berichteten einige Zeitungen folgende Nachricht: „Am 11. Mai starb an Bord des Vereinigten Staaten Schiffes Corvette Levant auf 20 Grad 11 Secunden südlicher Breite und 13 Grad westlicher Länge Lieutenant Philipp Nolan." — Aber wer kannte ihn, und wer bekümmerte sich um ihn zu jener Zeit, als unser Land in seinen Wehen lag? —

Im Jahre 1806 wurde der Oberst Burr, Jefferson's Vice-Präsident des Landes-Verraths angeklagt, wegen Anzettelung einer Verschwörung, ein südliches Kaiserreich unter seiner Herrschaft zu errichten. Mit ihm wurde auch Nolan gefangen, als sie auf New Orleans loszogen, und miteinander in Fort Adams vor ein Kriegs-Gericht gestellt. Burr hatte mehr Geld als seine Opfer und kam, wie üblich, frei, während Nolan für sein Mitlaufen, nach alter Regel, gestraft wurde: „De große Schelme thuet me nüt, die Chline lot me hänge." —

Die jungen Schwärmer wurden zwar nicht hart bestraft. Als aber der Vorsitzer des Gerichts Nolan fragte, ob er etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe, gerieth der Delinquent in Zorn, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Der Grüne hole die Vereinigten Staaten! Ich wollte, ich brauchte nie wieder etwas von ihnen zu hören! —“

Die Officiere machten ernste Gesichter; sie hatten alle den Befreiungskrieg mit Aufopferung ihres Lebens für die schöne Republik mitgemacht. Nolan aber war ein ungezähmter Texaner; seine Ausbildung war gering; aber auf den Prairien war er auf schnellem Pferde mit dem Lasso hinter dem Buffalo her ein Meister. Dann trat er in Uncle Sam's Dienste.

Diesem wilden Gesellen wurde folgendes Urtheil zu Theil: „Daß der Lieutenant Nolan des Landes-Verraths schuldig befunden und verurtheilt ist, nie wieder etwas von den Vereinigten Staaten zu hören!“ —

Nach Anhörung dieses Urtheils lachte der Texaner laut auf, aber die ernsten Gesichter der Officiere verstummten bald sein wildes Gelächter, denn sein Wunsch sollte ihm wörtlich erfüllt werden. Und vom September 1807 bis Mai 1863 hatte Nolan nie das Vaterland wieder gesehen noch seinen Namen gehört. Jefferson bestätigte das Urtheil. Und als Capt. Watson in 1817 in Washington über Nolan Bericht erstattete, ward er absichtlich ignorirt, weßhalb nur noch bei seinem Tode Meldung gemacht wurde.

Nolan diente auf verschiedenen Schiffen. Er genoß das Vertrauen aller Officiere. Aber nach und nach wurde er schüchtern und verschwiegen, zumal Niemand mit ihm über heimathliche Gegenstände sprechen durfte. Auf allen Reisen durfte er nie auf's Land. Und alle Zeitungen und Bücher wurden erst geprüft, und alles auf die Republik Bezügliche ausgeschnitten. Und so kam es oftmals vor, daß er inmitten der Berichte über Napoleon's Siege und Canning's berühmte Reden ein Loch ausgeschnitten fand.

Verschiedene Male wurde Nolan einem andern Capitän übergeben, aber sein musterhaftes Betragen bewies, daß er über sein jugendliches Vergehen Reue empfand, und daß er sich willig in sein gewünschtes Loos ergab. Aber gewisse Vorkommnisse ergaben, wie sehr der auf's Meer Verbannte den Verlust seines Vaterlandes empfand.

So geschah's auf dem „Brandywine,“ daß ein Officier eine Kiste Bücher bekam, was damals ein Glücksfund war. Wechselweise wurde auf dem Hinterdeck vorgelesen. Unter Andern kam auch Nolan an die Reihe; er las vor aus „Scott's Lied des letzten Minstrel.“ Begeistert las er den 6. Gesang, ohne zu ahnen, was ihn treffen würde:

„Wem schleicht so träg und bang das Blut?
Der niemals rief in holder Gluth:
Sei mir gegrüßt, mein Vaterland!“

Die Officiere sahen sich einander an, — doch las er in dem schönen Liede weiter:

„Wem klopfte nie der Busen hoch,
Wenn er zurück zur Heimath zog
Vom fernen, fremden Strand?
Giebt's einen?
Merk ihn wohl, den Wicht!“

Da wurde das Herz des Kriegers weich und seine Augen naß, und mit bebenden Lippen las er weiter:

„Des Minstrels Lied erfreut ihn nicht,
So hoch sein Rang, sein Name steigt,
Bleibt auch sein Wunsch ihm unerreicht,
Trotz Titel, Prunk und Pracht, —
Elender Wicht, du wirst verlacht!“ —

Wie von einer Tarantel gestochen sprang Nolan auf, schleuderte Scott in's Meer und verbarg sich mit zerrissenem Herzen in der Cajüte. Zwei Monate besuchte er den Lese-Verein nicht mehr. —

Zu jenen Zeiten beherrschten die Briten das Meer und bekämpften das junge Amerika. Plötzlich wurde auch ihr Schiff angegriffen, und eine Vollkugel tödtete den Deck-Officier nebst einigen Soldaten. Da erschien „der Verbannte Nolan“ mitten in der Verwirrung und übernahm das Commando. Er ließ die Verwundeten forttragen, lud selbst die Kanone und ließ abfeuern, und das so rasch und gewiß, daß der stolze Brite die Flagge strich, und dessen Commandant den Degen ablieferte.

Sein Capitän schenkte dem Wackeren seinen eigenen und sprach: „Wer Ihnen mehr schuldet, wird es selber bezahlen,“ — denn Vaterland durfte er nicht sagen. Das war Nolan's schönster Tag. Der Commandeur bat für seinen Helden um Pardon, aber es kam keine Antwort aus Washington, und der Verbannte blieb obligatorisch vergessen. —

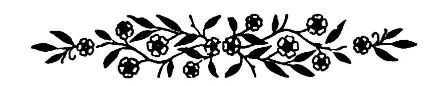
Nolan nützte noch oft unserem Lande, einmal auch als Dolmetscher. An der Nord-Küste Afrika's kaperten sie ein Sklaven-Schiff. Nur Nolan konnte mit den 400 Opfern sprechen und ihnen sagen, daß er sie wieder in ihre Heimath bringen werde. Nachdem ihnen ihre Freiheit wieder geworden, sagte er zu einem jungen Officier: „Daraus mögen Sie erkennen, was es heißt, ohne Familie, ohne Haus und ohne Heimath zu sein. Lassen Sie keinen Tag vergehen, an dem Sie nicht Gott bitten, diese Flagge zu segnen. O, daß man so zu mir in meiner Jugend geredet hätte!“ —

In Washington glaubte Niemand mehr an die Existenz eines solchen Menschen, zumal die auf ihn bezüglichen Akten beim Brand des Regierungs-Gebäudes durch die Briten zu Grunde gingen.

In seinem 80. Jahre erbat sich „der Verbannte“ auf seinem Todbette die Gnade aus: „Etwas vor seinem Hinscheiden von seinem Vaterlande zu hören.“ Dies wurde gewährt. Und zum ersten Mal seit 56 Jahren gab ihm ein älterer Officier ein getreues Bild seines Vaterlandes, was es geworden, wie es gedieh und daß es das berühmteste Land auf Erden ist. Mit einem Lächeln seliger Befriedigung hörte Nolan diesem Berichte zu. Er sah die Hütten der Väter zum mächtigen Bau sich entfalten. Aber von dem zerfleischenden Bruder-Kriege, der leider eben im Gange war, durfte der Sterbende nichts erfahren.

Der Officier sprach ihm noch ein Gebet vor, das auf folgende Weise schloß: „Für uns selbst, und im Namen unseres Landes, danken wir dir, o Gott, daß du uns, trotz unserer mannigfaltigen Vergehen, deine Gnade erhalten hast. Segne und erhalte deinen getreuen Diener, den Präsidenten Lincoln, und Alle, die ein öffentliches Amt bekleiden.“ — Dann entschlief Nolan im Frieden. —

„Wenn wir unser Geschick tragen, so besiegen wir es.“



Ein elsässisches Pfarrhaus anno 1870

— oder —

„Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder."

In zwei blutigen Schlachten, bei Wörth und bei Spichern, waren die Franzosen geschlagen worden. Wir — so erzählte vor längerer Zeit Jemand, der in dem ruhmvollen Feldzuge 1870—71 mitgefochten hatte — folgten dem fliehenden Feinde auf dem Fuße nach. Es war ein heißer Augusttag; wir hatten bereits einen achtstündigen Marsch hinter uns und empfanden daher umsomehr die Sonnengluth. Die ermüdeten Grenadiere athmeten tief auf, als sie endlich in einem Gehölz, unweit eines elsässischen Dorfes, Halt machten und sich lagern durften. Während sie hier der Ruhe pflegten, wurde eine Patrouille, der ich zugetheilt ward, in das nahe Dorf abgesandt. Es war drinnen Alles still, nichts rührte sich, kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Thüren und Fenster waren verschlossen. So mußten diese denn mit Gewalt geöffnet werden. Zitternd kamen die Bewohner zum Vorschein. Darauf erfolgte eine Durchsuchung der Häuser, aber vom Feinde zeigte sich keine Spur. Es dunkelte bereits, als ich und ein ältlicher Sergeant, das Quartier-Billett in der Hand, eine der Dorfgassen hinaufschritten, um unsere Wohnung aufzusuchen. Ich fragte ein vorübereilendes Mädchen: "Monsieur le pasteur, où demeure-t-il?" Dasselbe sah mich verwundert an und sagte dann "O Madame seien sehr bös auf les Prussiens!" „Wenn das Mädchen die Wahrheit gesagt hat," meinte ich, „dann freue ich mich gar nicht auf diese Nacht." „Seien Sie nur nicht besorgt," tröstete mich mein Kamerad, „lassen Sie mich nur gewähren, ich habe von anno 66 meine besondere Manier im feindlichen Lande."

Bald lag das Pfarrhaus vor uns. Es war ein stattliches Gebäude, modern, mit grünen Jalousien, hellen Scheiben nnd einem kleinen Blumengarten vor der Thür. Mit seinem saftigen Weingelände schaute es uns ganz freundlich an. Wir betraten das Haus; ich ließ, da sich keine Menschenseele zeigte, den Gewehrkolben dröhnend auf den Fußboden fallen und rief mit kräftiger Stimme: „Einquartierung!" Bald darauf ließen sich hastige Schritte auf der Treppe vernehmen und ein langer, hagerer Herr, mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem Haupte, und eine kleine, korpulente, aber sehr bewegliche Frau wurden sichtbar — ohne Zweifel das geistliche Ehepaar. „Aber," rief die Frau Pastorin in gutem Deutsch aus, „wie viele Soldaten sollen wir denn noch bekommen?! Wir haben ja schon eine ganze Menge!" „Ja, meine Herren," fügte der Pastor in freundlichem Ton hinzu, „wir haben allerdings schon zwei Offiziere mit Burschen und Pferden im Quartier." „Es thut uns leid, Herr Pastor," erwiderte der Sergeant, „daß wir Sie inkommodieren müssen, indessen wir sind hierher gewiesen worden, wie unser Quartierzettel besagt." Dabei zeigte er den Zettel vor. „Meinetwegen," sagte die Frau Pastorin kurz angebunden und mit mürrischer Miene, „dann müssen Sie entweder auf dem Heuboden in der Scheune oder hier auf dem Hausflur schlafen, aber das sage ich Ihnen voraus: Betten kann ich Ihnen nicht geben, Stroh sollen Sie im letzteren Falle haben." „Schön, damit sind wir auch gern zufrieden," gab der Sergeant zur Antwort. Die Eheleute sahen ihn ob dieser Antwort etwas verwundert an. „Erlauben Sie mir noch eine Frage," fing mein Kamerad wieder an, „wo dürfen wir einstweilen unser Gepäck ablegen?"

Ohne darauf zu erwidern, ging die Pfarrerin uns voran und führte uns in die Küche, wo es sehr ordentlich und sauber aussah; wir ließen uns hier auf eine Bank nieder und legten unser Gepäck ab. „Und das will ich Ihnen auch nur gleich sagen," fing sie wieder an, „mit dem Essen und Trinken sieht's bei uns auch nur schlecht aus." „Nur keine Umstände, verehrte Frau," entgegnete der Sergeant, „wir sind mit Allem zufrieden, was Sie uns bieten, verwöhnt sind wir nicht." Wiederum blickten uns die Eheleute verwundert an. „Hier haben Sie ein Stück Brod und etwas Fleisch," sagte die Pfarrfrau und schob uns Beides hin. Dann holte sie noch eine Flasche voll alten Apfelwein hervor und stellte sie vor uns hin mit den Worten: „Das ist Alles, was ich Ihnen geben kann!"

„Aber, beste Frau Pastorin," sagte ich lächelnd, „was machen Sie für Umstände! Wozu ist das?! Nun, Herr Sergeant, dafür wollen wir das verehrte Ehepaar auch hochleben lassen, bitte, stoßen Sie mit mir an auf das Wohl des Herrn Pastor und seiner freundlichen Frau Gemahlin, die uns so schön bewirthet!" Wir erhoben uns, verneigten uns dankend gegen unsere Wirthsleute und ließen sie, unsere Gläser erhebend und austrinkend, hochleben. Diese sahen uns starr an. „Hören Sie 'mal, verehrte Frau Pastorin," begann mein redseliger Kamerad, „wenn ich Sie so betrachte, dann werde ich recht lebhaft an meine Alte zu Hause erinnert, die sieht Ihnen sprechend ähnlich, sie ist auch so nett und freundlich, gerade wie Sie es sind." Mit diesen Worten erhob er sich und fing an in seinem Tornister zu kramen. „Sie haben eine Frau?" fragte die Pastorin. „Nun, das wollte ich meinen, und was für eine! Die sollten Sie nur 'mal kennen lernen! Ich sage Ihnen, die ist der reine Engel!" Warum haben Sie die denn verlassen?" fragte die Pastorin weiter. „Nun, wenn das Vaterland ruft, dann verläßt jeder brave deutsche Mann Haus und Hof, Weib und Kind und Alles, was ihm sonst lieb und werth ist. Und unsere Frauen sind vernünftig genug, einzusehen, daß ihre Männer ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen müssen; nun sehen Sie mal, so sieht meine liebe Alte aus! Ist das nicht ein prächtiges Bild? Das hat sie mir heimlich in meinen Tornister gesteckt, als ich von ihr schied. Ach, wenn der liebe Herrgott uns doch nur wieder gesund und frisch zusammenführen wollte, wie wollten wir uns dann freuen und ihm von Herzen danken!" Dabei zeigte er ihr die Photographie seiner Frau, und als er es wieder weglegte, drückte er mit einer Thräne im Auge einen zärtlichen Kuß auf das Bild.

Das geistliche Ehepaar sah den braven Mann gerührt an; der Pastor reichte ihm die Hand und sagte mit feierlicher Stimme: „Sie sind nicht bloß ein tapferer Soldat, sondern auch ein braver Ehemann, es wird Ihnen gewiß nicht an Gottes Segen fehlen. O, wenn wir doch auch so brave Soldaten hätten, wie ganz anders stände es dann um unser Land und Volk, aber, aber — —!"

Die Wirthsleute entfernten sich schweigend; bald darnach jedoch trat eine Dienstmagd in die Küche und lud uns im Namen der Herrschaft freundlichst ein,

nach oben zu kommen, die Küche sei kein Aufenthalt für die Herren Prussiens. Nun war die Verwunderung auf unserer Seite, denn als wir oben angekommen waren, lud das Ehepaar uns sehr freundlich ein, in der gemüthlichen Wohnstube an einem bereitstehenden Eßtische Platz zu nehmen. Bald saßen wir mit der Pfarrersfamilie um den Tisch, der fast unter der Last der Speisen ächzte. „Aber, Frau Pastorin!" riefen wir aus, „was haben Sie um unserwillen für Umstände gemacht, das ist wirklich zu viel!" Die kleine, muntere Frau, die nun die Freundlichkeit selbst war, hörte nicht auf diesen Einspruch, sondern war eifrig beschäftigt, am Nebentisch den Braten zu schneiden. Ihr Gatte aber wandte sich an uns, und sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen! Sie haben sich vorhin wohl sehr gewundert, daß wir Sie so unfreundlich und ungastlich aufnahmen; aber wissen Sie, meine Herren, die Schuld liegt streng genommen weniger an uns. Unsere eigene Regierung und die in derem Solde stehenden Lügenblätter haben uns die Preußen so grausam und unmenschlich geschildert, von denselben solche schauerliche Geschichten erzählt, daß wir sie für Barbaren halten und uns vor ihnen fürchten mußten. Aber durch Ihr bescheidenes Benehmen und Ihre freundlichen Worte haben wir heute das Gegentheil erfahren. Darum haben wir es auch für angemessen gehalten, Sie so gut, wie wir es in dieser schweren Zeit vermögen, zu bewirthen. Ich begrüße Sie also nochmals herzlich!"

Uns beiden ausgehungerten und von dem ermüdenden Marsche etwas marode gewordenen Kriegern schmeckten die gut bereiteten und reichlich vorhandenen Speisen so vortrefflich, daß wir uns glücklich priesen, hier ein Quartier gefunden zu haben. „Nun, Frau Pastorin," begann der Sergeant, nachdem wir uns erhoben hatten, „ich kenne meine Natur. Morgen früh vier Uhr müssen wir wieder aufbrechen und weiter marschiren, und da heißt es, frisch und munter sein. Also erlauben Sie mir die Frage: Wo werden wir unser müdes Haupt zum Schlummer niederlegen, unten in der Küche oder auf dem Heuboden?" Die muntere Frau sah den Spötter lächelnd an und sagte, indem sie ihm mit dem Finger drohte: „Die Magd wird Ihnen schon den Ort zeigen und ich will wünschen, daß Sie mit demselben zufrieden sind und recht sanft schlafen." Nachdem wir sodann unseren lieben Wirthsleuten eine gute Nacht gewünscht hatten, suchten wir unsere Schlafstätte auf. Die Magd stand schon vor der Thür und führte uns in ein freundliches Logierstübchen, wo zwei blendend weiße Betten schon bereit standen. Wir blieben überrascht stehen. „Ei, wie prächtige Betten harren unser!" sagte ich freudig. „Die gute Frau! Wer hätte das, nach dem ersten Empfange zu urtheilen, erwartet? Nach vierzehn anstrengenden Märschen und schlechten Lagerstätten das erste weiche Bett wieder! Nun wollen wir auch recht sanft schlafen; wer weiß, wann uns wieder solch' angenehmes Quartier geboten wird." Damit sprang ich in mein Bett, dessen weiche Polster über mich zusammenschlugen.

Aber obgleich ich durch die mannigfachen Eindrücke dieses Tages in hohem Grade abgespannt und ermüdet war, floh mich doch anfänglich der Schlaf, ich konnte jene gurgelnden Töne, welche man gewöhnlich mit dem Ausdruck „Schnarchen" bezeichnet, und in denen mein Kamerad eine besondere Fertigkeit besaß, nicht recht vertragen. Sein Schnarchen war im Grunde genommen mit einem Holzsägen zu vergleichen. Ich mochte dennoch zuletzt auch eingeschlummert sein, denn als die Thurmuhr die vierte Morgenstunde verkündete und der Generalmarsch in dem Dorf ertönte, erwachte ich und sprang eilends auf. Auch im Pfarrhause ward es lebendig. Und als der Kaffee geschlürft war und wir beide gerüstet und marschfertig dastanden, um von unseren liebenswürdigen Wirthsleuten Abschied zu nehmen, da kam die freundliche Frau Pastorin mit zwei Packeten angetrippelt, die sie in unsere Brodbeutel steckte. Es waren schön geschmierte und mit Fleisch belegte Butterbrode als Imbiß auf dem Marsche. Der Abschied wurde uns gegenseitig nicht leicht. „Grüßen Sie auch Ihre liebe Frau unbekannter Weise von mir," sagte in weichem Tone die gute Pfarrerin zu meinem Kameraden, „und denken Sie auch mal an uns; seien Sie milde und barmherzig gegen unsere armen, unglücklichen Landsleute und reisen Sie mit Gott!" Noch ein Händedruck und fort ging es. —

Als wir später vor Paris lagen und das liebe Weihnachtsfest gekommen war und der Weihnachtsengel mit seinen Gaben aus der Heimath sich auch unserm Quartier nahte, da brachte er aus dem lieben elsässischen Pfarrhause ein großes Packet mit, wodurch die gute Frau Pastorin uns Beide erfreuen wollte. Es enthielt Würste, Schinken und andere schöne Sachen, die wir sehr gut gebrauchen konnten. Und oben auf diesen Sachen lag in ein Seidenpapier gewickelt eine wohlgetroffene Photographie unserer geistlichen Wirthsleute. Und an der umgekehrten Seite derselben hatte die Pastorin noch eigenhändig folgendes Verschen hinzugefügt:

„Aus der schwarzen Kammer des Photographen
Gingen wir hervor für unsere Braven,
Doch blieb auch, damit sie kein Hunger drücke,
Die Speisekammer nicht zurücke."

Man kann sich denken, mit welcher Freude wir dies Weihnachtsgeschenk in Empfang nahmen und des lieben elsässischen Pfarrhauses und seiner freundlichen Bewohner gedachten. — (Pfarrhaus.)

Die Holländer in New York.

Für Haus und Herd von H. Sch.

Es sind uralte Sachen, die ich da erzähle. Aber interessant ist Alles; handelt es sich doch um die große Weltstadt New York und ihre Gründer, die Holländer. Eine vollständige Geschichte der „Holländischen Zeit" will ich nicht zeichnen. Nur einige charakteristische Züge sollen in Haus und Herd Platz finden.

Der große Rath von Neu-Amsterdam bestand aus einer Anzahl Magistrats-Personen, die über die öffentliche Sicherheit wachten. Diese Körperschaft bestand aus einem Schultheiß, fünf Bürgermeistern, fünf Schöffen und Pfeifenstopfern der Bürgermeister. Die Letztern mußten auch die Einkäufe zu den großen Rathsmahlzeiten machen, und sich zur Zielscheibe der Witze ihrer Oberen hergeben, auch über alle ihre Witze herzlich lachen.

Zur Belohnung für diese demüthigenden Dienste durften sie im Rath Ja oder Nein sagen und sich die besten Schüsseln bestellen.

Es ist ein praktischer Grundsatz in allen ge-

funden Städten, daß ein Rathsherr fett sein muß, damit sie, da der Körper das entsprechende Gefäß der Seele ist, ein Bild der Würde und Ruhe seien. Denn Niemand hat noch von Unruhen, welche dicke Leute erregt hätten, gehört; immer waren es die Magern und Hungerleider, die sich empörten.

Darum sind die fetten Rathsherrn immer die besten, und es ist Pflicht, sie immer mit den fettsten Speisen zu versehen, wie Austern und Schildkröten, die sie so gern verschlingen. Die Folge davon ist, daß diese guten Dinge einen solchen Gleichmuth und eine solche Seelenruhe hervorbringen, daß ihre Verhandlungen wegen ihres nüchternen, monotonen Charakters berühmt werden. Kurz, der schöne, runde Bürgermeister liegt wie ein wohlgenährter Bullenbeißer ruhig vor der Thüre des Hauses, stets bereit, für seine Sicherheit zu wachen.

Die Bürgermeister wurden daher wohlweislich nach dem Gewicht erwählt, die Schöffen aber, um auf sie Acht zu haben und ihnen essen zu helfen. Alsdann wurden Letztere mit der Zeit auch wählbar, nachdem sie sich genug in den Dienst hinein gegessen hatten, wie die Maus in den holländischen Käs.

Unter dem nüchternen Scepter dieser musterhaften Obrigkeit gedieh die werdende Colonie trefflich, erhob sich aus Sümpfen und Wäldern, und bot den gemischten Anblick von Stadt und Land dar.

Die Bürger lebten ruhig und in Frieden, und es wäre ein erfreuliches Bild für einen Maler gewesen, wenn sie, wie die alten Patriarchen, auf der Bank vor der Hausthüre saßen, unter dem Schatten eines riesenhaften Sykamorus. Hier rauchte man seine Pfeife an einem schwülen Nachmittag und labte sich an den kühlen Lüftchen aus dem Süden, horchte mit stillem Vergnügen auf das Gackern der Hennen, das Schnattern der Gänse und das sonore Grunzen der Schweine, diese lieblichen Melodieen der Bauernhöfe, die man wahrlich für silbernen Klanges erklären kann, indem sie einen einträglichen Markt verkünden.

Gaben und Kenntnisse waren so ziemlich gleich vertheilt, Sitten und Gebräuche sehr einfach. Niemand schien mehr zu wissen als sein Nachbar, und Jeder hatte nur seine eigenen Angelegenheiten im Kopfe. Der Pfarrer und der Rathsschreiber waren die einzigen in der Gemeinde, die lesen konnten, und der weise Van Twiller unterzeichnete seinen Namen immer nur mit einem Kreuz.

Und wie in den alten Tagen die Götter oft zu den Menschen herabstiegen, so kam, wie wir hören, der heilige Nicolaus in den ländlichen Zeiten Neu Amsterdams oft über die Wipfel der Bäume fahrend oder auf den Dächern reitend, an einem Sonntag Nachmittag herab, und zog prächtige Geschenke aus seinen Pumphosen und ließ sie in die Kamine seiner Lieblinge hinabfallen, statt daß er in unserer eisernen Zeit uns nur einmal im Jahr besucht und nur den Kindern etwas schenkt, weil die Eltern so entartet sind.

Da der weise Rath nicht im Stande war, über einen Plan zum Bau der Stadt zu entscheiden, so nahmen dies die Kühe auf sich. Wenn sie nämlich auf die Weide und zurück gingen, machten sie ihre Pfade durch die Büsche, wo denn die guten Leute zu beiden Seiten ihre Häuser bauten, und dies ist eine der Ursachen der sonderbaren und auch malerischen Windungen oder Labyrinthe, welche manche Straßen von New York noch heutiges Tages beschreiben.

Der Bau der Häuser ist bekannt. Die vordere Thür wurde nie geöffnet, außer bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, am Neujahrstag, am Nicolausfest oder anderen Feiertagen. Das Haus war in einem Zustand beständiger Ueberschwemmungen, unter der Herrschaft der Wischer, Besen und Putzbürsten. Die guten Hausfrauen waren dazumal eine Art von Amphibien, und ein Geschichtsschreiber jener Zeit erzählt uns ganz ernsthaft, daß sie Schwimmhäute zwischen den Fingern gehabt hätten.

Das große Besuchszimmer war das Allerheiligste, wo die Leidenschaft des Reinigens alles Maß überschreiten durfte. In dieses Gemach durfte Niemand treten, außer einmal in der Woche die Hausfrau und ihre vertraute Magd, um es durchaus zu reinigen und Alles wieder zurecht zu rücken. Stets beobachteten sie dabei die Vorsicht, die Schuhe an der Thür auszuziehen und andächtig nur in den Strümpfen einzutreten. Nachdem sie den Boden gerieben, ihn mit feinem weißen Sand bestreut, die Fenster geputzt, das Getäfel abgerieben und ein neues Büschel Immergrün auf's Kamin gesetzt, wurden die Fenster zugemacht und das Zimmer sorgfältig verschlossen, bis die wandelnde Zeit in der nächsten Woche wieder den Putztag herbeiführte.

Die Familie lebte fast ganz in der Küche. Der Herd hatte ein wahrhaft patriarchalisches Aussehen, die ganze Familie, Alt und Jung, Herr und Gesinde, Weiße und Schwarze, Hunde und Katzen, freuten sich der schönen Gemeinschaft und Jedes hatte sein eigenes Eckchen.

Hier saß denn der alte Bürger und schmauchte ruhig sein Pfeifchen, sah mit halbgeschlossenen Augen in's Feuer und dachte stundenlang an nichts.

Die gute Frau auf der andern Seite des Ofens war fleißig mit Spinnen oder Stricken beschäftigt.

Das junge Volk saß um den Herd gekauert und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit einem alten Neger zu, der das Orakel der Familie war und gleich einem Raben in einem Winkel am Schornstein hockte und an langen Winterabenden unglaubliche Geschichten von grausigen Geistern, von haarsträubenden Fluchten und blutigen Handgemengen daherkrächzte.

In jenen glücklichen Tagen stand eine Familie immer mit Tagesanbruch auf, aß um elf Uhr zu Mittag und ging mit der Sonne schlafen. Das Essen war durchaus Privatgeschäft und man ließ sich darin nicht gern vom Nachbar stören.

Dagegen war man bei den sogenannten Theegesellschaften desto geselliger. Diese Gesellschaften fanden unter den höheren Ständen statt, d. h. unter denen, die ihre eigenen Kühe und Wägen hatten. Man versammelte sich um drei Uhr und ging um sechs Uhr auseinander; im Winter etwas früher, damit die Frauenzimmer noch bei Tage zurückkamen. Der Theetisch trug eine große irdene Schüssel mit Schnitten von fettem, braungebratenem Schweinefleisch, das in der Sauce herumschwamm. Die Gesellschaft saß rings um den Tisch, alle waren mit Gabeln bewaffnet und bewiesen große Geschicklichkeit, die fettsten Stücke zu durchbohren. Zuweilen war der Tisch mit ungeheuren Aepfeltorten oder Gläsern mit eingemachten Pfirsichen oder Birnen besetzt. Bei diesen Theegesellschaften ging es sehr ehrbar zu. Kein Gaukeln und Kokettiren, kein Spielchen bei den alten Damen, kein hölzernes Gelächter bei den jungen, kein selbstzufriedenes Aufblähen bei den Herren, die mit dem Kopf immer in der Geldtasche stecken, keine Unterhaltungsspiele und äffische Zeitvertreibe, wie sie unsere modischen jungen Herren vorschlagen.

Da saßen die jungen Damen still auf ihren Binsenstühlen und strickten sich wollene Strümpfe; sie öffneten die Lippen nur, um „ja, mein Herr" oder „ja, meine Frau" zu antworten und sich in allen Dingen wie ehrbare, wohlerzogene Jungfrauen zu benehmen.

Die Herren rauchten alle in Frieden ihr Pfeifchen und schienen in Betrachtung der blauen und weißen gebrannten Steine verloren, welche die Kamine einfaßten und Darstellungen aus der Bibel enthielten, wie z. B. Tobias und sein Hund, Haman am Galgen, oder Jonas, der lustig aus dem Wallfisch springt.

Die Häuslichkeit der Frauen offenbarte sich sogleich an den großen gesteppten und gestickten, buntfarbigen Taschen, an den daneben hängenden Scheeren und Nadelkissen. Sie trugen eine Menge Röcke, sehr kurz, kaum über's Knie hinab, je mehr Kleider über einander, desto reicher, desto schöner. Ein recht breites Dämchen mit zwölf Röcken wurde von einem niederländischen Sonettendichter mit einer strahlenden Sonnenblume oder einem strotzenden Kohlkopfe verglichen.

Der Reichthum der Damen bestand in den selbstgewirkten Röcken, und die besten Zimmer waren, statt mit Gemälden, mit diesen Röcken behangen. Die Herren entsprachen diesem Schmuck in vielen und weiten Beinkleidern, einem aus Wolle und Leinen gemachten Rock mit großen Messingknöpfen, Alles vielleicht das Werk seiner Hausfrau oder Töchter.

Die Schuhe zierten große kupferne Schnallen, ein niederer, breiter Hut überschattete das dicke Gesicht, nnd das Haar hing in einem merkwürdigen Zopf den Rücken herab.

O glückliche, nie wiederkehrende Zeit, wo der Buttermilch-Canal bei niederem Wasser völlig trocken war, wo es im Hudson von Salmen wimmelte, wo der Mond noch im reinen Silberglanz erschien, statt in dem melancholischen gelben Licht, die Folgen seines Kränkelns über die Verworfenheit, wovon er jetzt jede Nacht in dieser entarteten Stadt Zeuge ist!

Abraham Lincoln's Lieblings-Elegie.

Deutsch von A. Schücking.

O wozu dein Hochmuth, du sterblicher Thor —
Wie die flüchtige Wolke — ein rasch Meteor —
Wie Welle auf Welle, so schwindest auch du,
Und eilest der Ruhe im Grabesschooß zu.

Die Blätter der Eiche und Weide zugleich
Verwelken, verwehen im Winde, im Teich;
Das Alter, die Jugend, was niedrig, was groß,
Sie modern im Staube und theilen ein Loos.

Der Säugling, den sorgsam die Mutter gewiegt,
Die Mutter, an die sich der Liebling geschmiegt,
Der Gatte, der Beide so zärtlich gepflegt,
Sind Alle und Jedes zur Ruhe gelegt.

Die Schöne, einst stolz auf ihr Anbeterheer,
Verbleichte — sie feiert Triumphe nicht mehr;
Auch für die, die sie liebten und priesen, ist kaum
Noch in lebender Menschen Erinnerung Raum.

Die Hand des Monarchen, die das Scepter geführt,
Die Stirn des Prälaten, mit Myrte geziert,
Das Auge der Weisen — das holdeste Herz,
Sie werden zu Staub auch im Sarge von Erz.

Der Landmann, deß Loos war, zu pflügen im Schweiß,
Der Hirt, der die Höhen erklomm mit der Geis,
Der Bettler, der wandernd gesammelt sein Brod,
Wie die Sichel das Gras, so ergriff sie der Tod.

Der Fromme, der hier schon den Himmel genoß,
Der Sünder, der starr sich der Gnade verschloß,
Der Weise, der Narr, wer schuldig, wer rein
Es ruht bei einander im Staub ihr Gebein.

So wie Blumen und Unkraut, die Menschen, sie geh'n,
Und welken dahin, damit And're ersteh'n —
Im Sarge ruht morgen, was liebte noch heut' —
'S ist derselbe Verlauf, der sich immer erneut.

Denn Menschen sind wir wie die Voreltern waren,
Und erleben dasselbe, was sie schon erfahren —
Erquickt an dem Strome, erwärmt an dem Licht
Uns bietet die Erde dasselbe Gesicht.

Wir denken Gedanken, die ihnen erweckt
Der Tod; der uns schreckend, hat sie schon geschreckt,
Das Leben, das uns süß, sie liebten es auch —
Und doch nimmt es Flügel, und flieht mit dem Hauch.

Sie liebten — das Grab wahrt ihr Heiligthum,
Sie grollten — die Sprache des Stolzes, stumm
Sie litten — dem Schlummer entfährt kein Schrei,
Sie jauchzten, doch Scherz und Gesang sind vorbei.

Sie starben — ja starben — wie Menschen von jetzt;
Wir wandeln bei Hügeln, die ihnen gesetzt,
Bewohnen für kurze Zeit hier ihr Gemach,
Und pilgern auf Wegen, wie ihre war'n, nach.

Hin Lieb' und Entsagen, hin Freude und Schmerz,
Nicht Sturm, nicht Sonnenschein rührt mehr das Herz—
Mit Lächeln und Thränen, mit Glück und mit Leid
So wechseln noch immer die Wogen der Zeit.

In des Odems Hauch, in des Augenblicks Hast
Ist das glühendste Antlitz im Tode erblaßt —
Aus prunkenden Sälen zur Bahre, zum Flor,
O, wozu dein Hochmuth, du sterblicher Thor!

Des Schwaben Schmidlin Lobrede auf den Branntwein.

Es ist euch neunundneunzig Mal gesagt worden, daß man mit dem Branntweintrinken 1. sein Geld verthue, 2. seine Gesundheit schwäche und 3. sein Leben verscherze. So sage ich denn zum hundertsten Male: Nein! sondern umgekehrt: 1. mit dem Branntwein wird man recht alt, 2. derselbe ist ein gar kräftiger Trank, 3. er ist das wohlfeilste Getränk, insonderheit so recht für den armen Mann gemacht.

Also zum ersten — daß man beim Branntweintrinken alt werde, ist das nicht sonnenklar? Ich brauche nur hinzuweisen auf manchen noch jungen Mann, der in das Schnappsen erst so recht hineinkommt, und man kann kecklich sagen: Wenn der nur so wacker fortmacht, was gilt's, er wird recht alt! Ja, ganz gewiß, und das erst noch recht bald und viel früher als andere Leute — und das einzig und allein durch den Branntwein. Hab' ich's nicht schon dutzendfach erlebt? Da ist zum Exempel .... (ich will ihn lieber nicht mit Namen nennen): den Jahren nach ist er kaum ein Fünfziger, aber dem Ansehen nach und in seiner Leibesbeschaffenheit ist er um mehr denn zehn Jahre voraus. Sehet seine blassen, blauen Lippen und sein bleiches Gesicht und die tiefen Furchen darin! Sehet, wie er blinzelt und ihm die Augen thränen, als ob er sich selber schon mit der Leiche gehen müßte! Und wie er an den Händen zittert, vornehmlich Morgens! Fraget nach seiner Arbeit, wie lange Zeit er darin ausdaure; prüfet ihn einmal, wie es mit dem Gebrauch der Sinne und mit dem Gedächtniß bei ihm stehe — und dann kommt und sagt mir, ob man mit dem Branntweintrinken nicht alt werde! Ihr werdet Alle bekennen müssen: Jung hat der Schnapps noch Keinen gemacht, es sei denn etwa auf eine Stunde lang und in der Einbildung, aber alt, frühe alt und schauerlich alt macht er Viele.

Es ist nun zweitens zu zeigen, wie der Branntwein ein gar kräftiges Getränk sei. Mein Vetter ist verwichen in früher Morgenstunde, da es noch finster war, erwacht, und da haben ihn ein und andere Gedanken besucht, die er nicht herbestellt hatte, er fing auch an, sich zu schämen über seinen gottlosen Lebenswandel. In großer Gewissensangst denkt er: So darf's um Alles in der Welt nicht fortgehen; er setzt sich's vor, von Stund an ein besserer Mensch zu werden, und hat's geschworen bei seinem Gott, der ihn richten soll. Was vermag die Höllenangst zu vertreiben, was ist stärker als ein Schwur und kann ihn brechen, wie man ein Stöcklein bricht? — Dort war's ein Glas Branntwein, das an demselben Morgen von ungefähr Einer dem Vetter gezahlt hat. Denn da ihm über dem ersten Gläslein unheimlich zu Muthe wurde, so trank er noch eins und wieder eins, und jetzt war er so stark, daß er konnte die Schwäche der nächtlichen Angst vergessen und seine kindischen Vorsätze verlachen. Ist also der Branntwein nicht ein kräftiger Trank? O gewiß, er hat unglaubliche Stärke und Wirkung.

So ist denn endlich noch über den dritten Punkt zu reden, nämlich wie der Branntwein ein so wohlfeiles Getränk und so recht für den armen Mann gemacht sei.

Ist nicht in allem Ernst wohlfeil das zu nennen, wovon man für sein bischen Geld auch etwas hat, und wovon man recht spürt, was man hat? Sonst heißt man auch dasjenige wohlfeil, wozu man so kommen kann, ohne recht zu merken, wieviel es im Ganzen ausmacht. Und ist das nicht wiederum beim Schnappstrinken gerade also? Wird dir's nicht hier ganz besonders leicht gemacht, ein eigentlicher Trinker zu wer-

den? Denn kannst du nicht bei aller Armuth doch dann und wann ein paar Pfennige zu einem Schnappse aufbringen? Ferner ist auch wohl zu merken: das Schnappstrinken erspart gar viele andere Ausgaben. Zum Exempel, ich kenne Einen, der hat sonst alle Jahre gar viel auslegen müssen, sei's, daß etwas an seinem Hause auszubessern war, oder daß er etwas anschaffte, um sich und Weib und Kind in der Kleidung gut in Stand zu halten; ja, mehr als einmal rückte er alles Ersparte d'ran, um sich bei guter Gelegenheit ein weiteres Stücklein Acker oder Wiese zu erwerben. Und siehe! alle diese vielen Ausgaben haben nach und nach aufgehört, seit er in das Branntweintrinken hinein gekommen ist; an seinem Haus läßt er nichts mehr machen, ob auch ein Sparren fault oder ein Fenster zerbrochen ist. Weib und Kinder aber können sehen, wie sie für sich etwas erwerben oder erbetteln; ja, nimmt er nicht dann und wann ein schönes Stück Geld ein, da er von seinen Gütern ein Stücklein um's andere verkauft? Und das ist Alles doch wohl die lautere Ersparniß!

Vortheilhaft ist das Branntweintrinken auch aus dem Grund, weil einem Menschen, der es recht treibt, bald auch manche andere Dinge wohlfeil werden, welche sonst anderen Menschen gar theuer sind, als da ist: die Zeit, denn die hat ein solcher im Ueberfluß, sonst würde er nicht eine gute Arbeitsstunde um die andere versitzen und verbummeln; der gute Name, denn diesen wirft er übermüthig in den Koth; das gute Gewissen, denn das verderbt er sich muthwillig, als könnte er alle Augenblicke ein neues haben.

Und nun ihr, denen zu Lieb ich also geredet habe, was haltet ihr von solcher närrischen Lobrede? Was spricht euer Gewissen dazu?

Die Wittwe und ihr Sohn.

Für Haus und Herd nach W. Irving von J. B.

Während meines Aufenthaltes auf dem Lande pflegte ich oft in die alte Dorfkirche zu gehen. Ihre dämmerigen Seitengänge, ihre modernden Denkmale, ihr dunkles, eichenes Getäfel, das Alles durch die Düsterkeit verschwundener Jahre ehrwürdig geworden war, schienen sie zur Stätte feierlichen Nachsinnens zu machen. Ueberdies ist ein Sonntag auf dem Lande so heilig durch seine Ruhe; eine so nachdenkliche Stille herrscht über der Oberfläche der Natur, daß jede rastlose Leidenschaft fortgezaubert wird, und wir die ganze natürliche Religion der Seele sanft in uns knospen fühlen. —

Aber in dieser Kirche fühlte ich mich durch die Kälte und den Prunk der armen Erdenwürmer um mich her fortwährend in die Welt zurückgeworfen. Das einzige Geschöpf, welches die demüthige und hingebende Frömmigkeit eines wahrhaftigen Christen tiefinnerlich zu empfinden schien, war eine arme, gebrochene alte Frau, die sich unter der Last der Jahre und Sorgen beugte. Sie trug die Spuren von etwas Besserem als niedriger Armuth. Die Zeichen eines anständigen Stolzes waren noch in ihrer Erscheinung sichtbar. Ihre Kleidung, obschon äußerst einfach, bekundete eine peinliche Sauberkeit. Auch wurde ihr eine gewisse Achtung zu Theil, denn sie nahm nicht ihren Platz unter den Dorfarmen ein, sondern saß allein auf den Stufen des Altars. Sie schien alle Liebe, alle Freundschaft, alle Geselligkeit überlebt und nichts übrig behalten zu haben, als die Hoffnung auf den Himmel. Wie ich sie nur mühevoll aufstehen und ihren gealterten Körper zum Gebete neigen sah, wie sie aus ihrem Gebetbuche hersprach, welches ihre gelähmte Hand nicht festzuhalten und ihre schwachen Augen nicht mehr zu lesen gestatteten, da gewann ich die Ueberzeugung, daß die zitternde Stimme jenes armen Weibes weit vor den Responsen des Kirchendieners, dem Brausen der Orgel oder dem Gesange des Chors zum Himmel aufsteigen würde.

Ich schlendere gern um Dorfkirchen umher, und diese lag so entzückend, daß es mich häufig zu ihr hinzog. Sie stand auf einem Hügel, um den ein schmaler Strom eine schöne Biegung machte und dann seinen Lauf durch eine lange Fläche sanfter Wiesenlandschaft wand. Die Kirche war von Eibenbäumen umgeben, welche fast gleich alt zu sein schienen, wie sie selber. Ihr hoher gothischer Thurm, welchen gewöhnlich Raben und Krähen umkreisten, stieg schlank aus diesen aufwärts. Da saß ich an einem stillen, sonnigen Morgen und betrachtete zwei Todtengräber, die ein Grab gruben. Sie hatten eine der entlegensten und vernachlässigtsten Ecken des Kirchhofes gewählt, wo, nach der Anzahl namenloser Gräber ringsumher, es beinahe schien, als ob hier die Dürftigen und Freudlosen in die Erde gescharrt würden. Ich ließ mir erzählen, daß das neugemachte Grab für den einzigen Sohn einer armen Wittwe sei. Während ich über die Unterschiede im weltlichen Rang nachsann, die sich sogar bis in den Staub erstrecken, kündigte Glockengeläute das Herannahen des Leichenzuges an. Es war die Bestattung der Armuth, mit welcher der Stolz nichts zu schaffen hat. Ein Sarg vom rohesten Material, ein Bahrtuch, ohne andere Bedeckung, wurde von einigen der Dorfbewohner getragen. Der Küster schritt mit der Miene kalter Gleichgültigkeit voran. Nur Wenige folgten, aber eine wahre Trauernde war da, die mühselig der Leiche nachschwankte. Das war die hochbetagte Mutter des Verstorbenen, — die arme, alte Frau, welche ich auf den Stufen des Altars hatte sitzen sehen. Eine demüthige Freundin unterstützte sie und versuchte, ihr Trost einzusprechen. Einzelne arme Nachbarn hatten sich dem Zuge angeschlossen, und einige Dorfkinder liefen Hand in Hand hinterdrein, bald mit nichtsahnender Lustigkeit jauchzend, bald stehen bleibend, um mit kindischer Neugier den Kummer der Leidtragenden zu begaffen.

Als der Leichenzug sich der Gruft näherte, trat der Pfarrer aus dem Kirchenportal, mit dem Chorrock angethan, das Gebetbuch in der Hand und vom Kir-

chendiener begleitet. Dieser Dienst war indessen ein bloßer Akt der Barmherzigkeit. Der Verstorbene war unbemittelt gewesen und die Ueberlebende ganz arm. Es wurde deßhalb nur die Form beachtet, aber kalt und gefühllos. Der wohlbeleibte Geistliche bewegte sich ein paar Schritte von der Kirchenthür vorwärts; seine Stimme konnte kaum am Grabe vernommen werden, und niemals habe ich die Todtenfeier, jene erhabene und rührende Ceremonie, in solch kaltes Wortgepränge verwandeln hören.

Ich näherte mich der Gruft. Der Sarg stand auf dem Boden. Der Name und das Alter des Verstorbenen war darauf verzeichnet — „Georg Somers, 26 Jahre alt." Der armen Mutter half man, daß sie zu seinen Häupten niederkniete. Ihre welken Hände waren wie zum Gebet gefaltet, aber ich konnte an dem schwachen Wiegen des Körpers und an einer krampfhaften Bewegung der Lippen wahrnehmen, daß sie mit der Sehnsucht eines Mutterherzens auf die letzten Ueberreste ihres Sohnes schaute.

Nachdem das Todtenamt beendigt war, wurden die Vorbereitungen getroffen, den Sarg in die Erde zu senken. Es entstand jene geräuschvolle Unruhe, die so rauh über die Gefühle des Kummers und der Liebe hereinbricht; es wurden Befehle im kalten Geschäftston ertheilt, die Spaten in den Sand und Kies gestoßen, was am Grabe derer, die wir lieb haben, von allen Geräuschen das schrecklichste ist. Der Lärm ringsum schien die Mutter aus düsterem Traum zu wecken. Sie schlug ihre glanzlosen Augen auf und sah mit ohnmächtigem Seelenschmerz um sich. Als die Männer mit Stricken herantraten, um den Sarg in das Grab hinunterzulassen, rang sie die Hände und kämpfte einen wahren Todeskampf des Grames. Die arme Frau, welche ihr beistand, nahm sie beim Arme, bemühte sich, sie vom Boden aufzurichten und ihr ein paar tröstliche Worte zuzuflüstern. — „Nicht hier, — nicht hier, nehmt es Euch doch nicht so sehr zu Herzen!" Sie aber konnte nur den Kopf schütteln und die Hände ringen, wie Jemand, der nicht zu trösten ist.

Als sie die Leiche in die Erde senkten, schien ihr das Knarren der Seile Todesqualen zu bereiten; doch wie der Sarg durch irgend ein zufälliges Hinderniß schwankte, da brach die ganze Zärtlichkeit der Mutter hervor, als könnte ihm irgend ein Leid geschehen, ihm, der allem irdischen Weh entrückt war!

Ich vermochte nichts mehr zu sehen, — mein Herz schwoll, es drückte mir die Kehle zu, meine Augen füllten sich mit Thränen, — mir war, als ob ich eine grausame Rolle spielte, daß ich dabei stand und müßig diesem Schauspiel mütterlicher Qualen zuschaute. Ich wanderte nach einer anderen Seite des Kirchhofes, wo ich blieb, bis sich das Leichengefolge zerstreut hatte.

Wie ich die Mutter langsam und gramerfüllt vom Grabe scheiden sah, wo sie die Ueberreste alles dessen hinter sich ließ, was ihr hienieden theuer war, und wie sie in die Stille und Oede zurückkehrte, da bangte mein Herz um sie. Was sind, dachte ich, die Unglücksfälle der Reichen! Sie haben Freunde, welche sie trösten, — Freuden, welche sie zerstreuen, — eine Welt, die ihren Kummer besänftigt und zerstreut. Was sind die Sorgen der Jugend! Ihr emporstrebendes Gemüth schließt bald die Wunde, — ihr elastischer Geist erhebt sich bald wieder unter dem Drucke, — ihre frischen und biegsamen Neigungen ranken sich bald an neuen Gegenständen empor.

Aber die Sorgen des Armen, welcher keine äußeren Trostmittel hat, — die Sorgen des Alters, welchem das Leben im besten Falle nur ein Wintertag ist, und dem kein Nachwuchs von Freude in Aussicht steht, — die Sorgen einer bejahrten, vereinsamten, bedürftigen Wittwe, die ihren einzigen Sohn, den letzten Hort ihres Alters, betrauert, — das sind in der That Sorgen, welche uns die Ohnmacht bloß menschlichen Trostes fühlbar machen. Hier kann nur Gott trösten.

Es verging noch einige Zeit, ehe ich den Kirchhof verließ. Auf meinem Heimwege begegnete ich der Frau, welche sich als Trösterin gezeigt hatte; sie kehrte gerade von der einsamen Wohnung zurück, wohin sie die Mutter begleitet, und ich erfuhr von ihr mehrere Einzelheiten über die rührende Scene, von der ich Zeuge gewesen.

Die Eltern des Verstorbenen hatten von Kindesbeinen an im Dorfe gelebt. Sie hatten eine der neltesten Hütten bewohnt und sich durch verschiedene ländliche Beschäftigungen und mit Hülfe eines Gartens anständig und bequem ernährt und ein glückliches und tadelfreies Leben geführt. Sie hatten einen Sohn, welcher aufgewachsen war, um der Stab und Stolz ihres Alters zu werden. „Ach, Herr!" sagte die gute Frau, „er war ein so artiger Bursche, so sanft, so freundlich zu Jedermann, so pflichtgetreu gegen seine Eltern! Es that Einem im Herzen wohl, ihn Sonntags in seinen besten Kleidern, so schlank, so aufrecht, so heiter sein altes Mütterchen zur Kirche führen zu sehen — denn sie lehnte sich stets lieber auf Georgs Arm, als auf den ihres braven Mannes; und sie durfte stolz auf ihn sein, gab es doch keinen hübscheren Burschen in der Gegend rund umher."

Zum Unglück ließ sich der Sohn während eines unfruchtbaren und für den Landmann beschwerlichen Jahres bereden, auf einer der kleinen Barken in Dienste zu treten, welche auf einem nahen Flusse fuhren. Er war noch nicht lange in dieser Stellung gewesen, als er von einem Preß-Commando in die Falle gelockt und auf die See geschleppt wurde. Seine Eltern erhielten Nachricht von seiner Ergreifung, aber mehr konnten sie nicht erfahren. So war ihre Hauptstütze verloren. Der Vater, welcher schon entkräftet war, wurde muthlos und melancholisch und sank in sein Grab. Die Wittwe, in ihrem Alter und in ihrer Schwäche einsam und verlassen, vermochte nicht länger selbst ihren Unterhalt zu verdienen und fiel der Gemeinde zur Last. Immer zeigte sich aber im ganzen Dorf eine wohlwollende Theilnahme und eine gewisse Ehrfurcht gegen sie, da sie eine der ältesten Bewohnerinnen war. Weil sich Niemand zu der Hütte meldete, in welcher sie so viele glückliche Tage verbracht hatte, so gestattete man ihr, darin zu bleiben, und sie lebte dort einsam und fast hülflos. Die geringen Lebensbedürfnisse boten ihr hauptsächlich die spärlichen Erzeugnisse ihres kleinen Gartens, welchen die Nachbarn dann und wann für sie bearbeiteten.

Es war nur wenige Tage vor der Zeit, wo mir diese Umstände erzählt wurden, daß sie etwas Gemüse für ihr Mittagsmahl sammelte, als sie die Thür, welche nach dem Garten zu führte, plötzlich öffnen hörte. Ein Fremder kam heraus und schien hastig und ängstlich umherzublicken. Er trug Matrosenkleider, war abgemagert und geisterhaft blaß und hatte das Aussehen eines durch Krankheit und Trübsal Gebrochenen. Er sah sie und eilte auf sie zu, aber seine Schritte waren schwach und schwankend; er sank vor ihr auf die Kniee und schluchzte wie ein Kind. — „Ach, meine theure, theure Mutter! erkennst du deinen Sohn nicht? deinen armen Knaben Georg?" Ja, es war nur das Wrack ihres einst so herrlichen Burschen, der, durch Wunden, durch Krankheit und Gefangenschaft in der Fremde in Trümmer zerfallen, seine müden Glieder heimwärts geschleppt hatte, um auf dem Schauplatze seiner Kindheit zu ruhen.

Ich will nicht versuchen, die Einzelheiten eines solchen Wiedersehens auszumalen, wo Freude und Betrübniß sich so innig paaren. Doch er lebte! er war daheim! er konnte noch leben, sie in ihrem hohen Alter zu trösten, zu hegen, zu pflegen! Allein seine Kräfte waren erschöpft, und wenn irgend etwas noch gefehlt hätte, um seine Leiden zu vollenden, so genügte dazu die Trostlosigkeit seiner Geburtsstätte. Er streckte sich auf die Strohmatte, auf welcher seine verwittwete Mutter viele schlaflose Nächte zugebracht, und nie wieder stand er davon auf.

Die Dörfler eilten beim Gerüchte, daß Georg Somers zurückgekehrt sei, hin, ihn zu sehen, und boten jegliche Bequemlichkeit und Unterstützung an, welche ihre geringen Mittel erlaubten. Er war indessen zu schwach zu sprechen; er konnte nur durch Blicke seinen Dank ausdrücken. Seine Mutter war beständig um ihn, und er schien nur ungern sich von einer anderen Hand helfen zu lassen.

Es liegt etwas im Kranksein, was des Mannes Stolz bricht, was das Herz erweicht, was die Gefühle der Jugend zurückbringt. Welcher Mensch, der selber in vorgerückten Jahren siech und kleinmüthig darniedergestreckt, der auf hartem Lager in fremdem Lande verlassen und allein gejammert hat, hätte nicht der Mutter gedacht, die in seiner Kindheit über ihn gewacht, seine Kissen geglättet, seine Hülflosigkeit erleichtert hat? O, in der Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne ruht eine duldende Zärtlichkeit, die alle anderen Neigungen des Herzens übersteigt. Sie kann weder durch Eigennutz erkalten, noch läßt sie sich durch Gefahr erschrecken, noch durch Unwürdigkeit abschwächen oder durch Undank ersticken! Sie opfert gern jede Bequemlichkeit seinem Wohlergehen, gibt jedes Vergnügen für seine Freuden auf; sie sonnt sich in seinem Ruhme und jubelt über sein Glück; — und wenn Unheil über ihn hereinbricht, wird er ihr durch das Mißgeschick nur um so theurer; und wenn Schande seinen Namen befleckt, sie wird ihn immer lieben und hegen trotz der Schande, und wenn die ganze Welt umher ihn verdammt, sie wird ihm die ganze Welt ersetzen.

Der arme Georg Somers hatte kennen gelernt, was es hieß, krank sein und Niemanden zu haben, der ihn pflegte, — einsam und gefangen sein, und Niemanden, der ihn besuchte. Seine Mutter durfte keinen Augenblick von seiner Seite weichen; entfernte sie sich, so folgte ihr sein Auge. Stundenlang saß sie an seinem Lager und wachte bei ihm, wenn er schlief. Manchmal wachte er aus einem Fiebertraum auf und schaute angstvoll um sich, bis er sie sah, wie ihre ehrwürdige Gestalt sich über ihn beugte; dann verklärte ein seliges Lächeln seine Züge, und er nahm ihre Hand und legte sie auf seine Brust und schlief ruhig ein wie ein Kind. So starb er.

Mein erstes Gefühl, als ich diese einfache, traurige Geschichte hörte, war, daß ich die Leidtragende in ihrer Hütte besuchen, ihr materiell Beistand leisten und, wo möglich, sie trösten wollte. Auf meine Nachfragen erfuhr ich indessen, daß die gutmüthige Theilnahme der Dörfler schon Alles gethan hatte, was die Sachlage erheischte; und da die Armen am Besten einander in ihren Leiden zu trösten wissen, so wagte ich nicht, mich einzudrängen.

Am nächsten Sonntag war ich in der Dorfkirche, als ich zu meinem Erstaunen die alte Frau den Seiteneingang entlang nach ihrem gewohnten Sitze, auf den Stufen des Altars, zuwanken sah.

Sie hatte eine Art von Trauer für ihren Sohn anzulegen sich bemüht, und nichts konnte rührender sein, als dieses Ringen zwischen frommer Liebe und äußerster Armuth: ein schwarzes Band oder dergleichen, — ein fadenscheiniges schwarzes Halstuch, und noch ein oder zwei schwache Versuche der Art, durch äußere Zeichen den Kummer anzudeuten, der alle Beweise übertrifft. Wie ich herumblickte auf die geschichtlichen Monumente, auf die stattlichen Wappenschilder, den kalten Marmorprunk, wodurch die Größe den hingeschiedenen Stolz prachtvoll betrauert, und mich zu dieser armen Wittwe wandte, welche von Alter und Sorgen gebeugt, am Altar ihres Gottes kniete, und ihm die Gebete und Danksagungen eines frommen, aber gebrochenen Herzens, darbrachte, da fühlte ich, daß dieses lebendige Denkmal wahrhaftigen Grames jene alle aufwog.

Ich erzählte ihre Geschichte einigen wohlhabenden Mitgliedern der Gemeinde, und sie waren tief davon bewegt.

Sie überboten einander, ihre Lage behaglicher zu gestalten, und ihren Kummer zu lindern. Allein, es war nur eine Erleichterung der wenigen Schritte zum Grabe. Im Laufe weniger Sonntage darauf vermißte man sie an ihrem gewöhnlichen Platz in der Kirche; und ehe ich die Nachbarschaft verließ, vernahm ich mit einem Gefühl von Beruhigung, daß sie sanft ihren letzten Athemzug ausgehaucht habe und eingegangen sei, sich mit denen, welche sie lieb hatte, zu verbinden, in jene Welt, wo man keine Sorgen mehr kennt und Freunde nimmer geschieden werden.

Mary Lyon.

Für Haus und Herd von D. G.

Zu South Hoodley, Mass., befindet sich das Mount Holyoke Seminarium mit 25 Acker Land, einem großen Hauptgebäude, Gymnasium, Bibliothek-Gebäude, der Lymans Williston Halle mit Laboratorium, Kunstgalerie, Sternwarte u. s. w., Alles im Werthe von nahezu einer halben Million Dollars.

Sechstausend Studenten fanden da bereits ihre Ausbildung, wovon drei Viertel sich dem Lehrerstand widmeten, während etwa zweihundert in den auswärtigen Missionsdienst traten.

Auf dem Grunde steht ein Monument aus italienischem Marmor, das die Inschrift trägt: „Mary Lyon, die Gründerin des Mount Holyoke Seminariums, und zwölf Jahre dessen Prinzipal."

Man sollte nun gewiß meinen, daß der Gründer einer solchen Anstalt eine reiche Person sein müßte. Wir wollen daher die Lebensgeschichte dieser mit Recht berühmten Person ein wenig näher betrachten. Die Frauen Amerika's sind ihr besonders zum Dank verpflichtet, da sie eine

der ersten und stärksten Vertreterinnen der Ansicht war, daß das weibliche Geschlecht eine dem männlichen ebenbürtige Erziehung erhalten sollte. Vor ihrer Zeit erwartete man von der Frau nicht mehr, als daß sie lesen und schreiben konnte.

Mary Lyon wurde im Jahre 1797 in einem kleinen einstöckigen Landhaus im westlichen Theil des Staates Massachusetts geboren. Ihr Vater, Aaron Lyon, war ein guter Mann, den die Nachbaren „den Friedensstifter" zu nennen beliebten. Er starb schon in seinem 45. Jahre und ließ die Familie in hülfsbedürftigen Umständen zurück. Die Mutter arbeitete frühe und spät auf dem Lande, um die Familie, so gut wie es eben ging, zu ernähren. Mary war offenherzig, energisch und verlangend, Anderen zu helfen, soweit es in ihren Kräften stand. In der Schule zeichnete sie sich besonders in der Mathematik und Grammatik aus. Ihr Gedächtniß war so ausgezeichnet, daß sie in drei Tagen soviel von Alexanders Grammatik lernte, als nöthig war, und es dem erstaunten Lehrer hersagte. Als sie 13 Jahre alt war, verehelichte sich ihre Mutter wieder und zog nach Ohio, während Mary in der alten Heimath blieb und für ihren Bruder „Haus" hielt. Er gab ihr einen Dollar die Woche für ihre Arbeit, welches Geld sie sparte, um Bücher und Kleider zu kaufen, um die Schule besuchen zu können. Selbstverständlich kann sie nicht soviel für Kleider ausgegeben haben, wie manche Damen heut zu Tage, da ihr ganzer Lohn nur 52 Dollars per Jahr betrug.

Fünf Jahre später gründete ihr Bruder seinen eigenen Hausstand und zog nach dem Staate New York, so daß Mary auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen war. Nach vieler Mühe erhielt sie eine Lehrerstelle und bekam 75 Cents und Kost per Woche als Lohn. Aus diesem geringen Gehalt sparte sie genug, um vier Monate lang die Sanderson Akademie zu Ashfield besuchen zu können. Hier wurde sie, ihrer Vorzüge wegen, von Allen bewundert und geliebt. Sie sehnte sich von Herzen danach, einen weiteren Termin auf der Schule zu bleiben, aber ihre Mittel waren erschöpft. Als sie eben im Begriff war, die Schule zu verlassen, kamen ihr die Trustees der Anstalt mit der überraschenden Offerte entgegen, die Schule unentgeltlich benutzen zu dürfen. Wie ihr Herz vor Freude schlug! Aber wie sollte sie ihre Kost erhalten? Sie besaß ein Bett und sonst noch etwas Linnenzeug und tauschte dieselben in einem Kosthaus für Kost und Logie aus. Solche Energie und Willensstärke muß alle Hindernisse überwinden. Da sie aber wohl wußte, daß die Zeit ihres Aufenthalts in der Schule nur kurz sein würde, versuchte sie mit verdoppeltem Eifer ihren Studien obzuliegen. Sie schlief nur vier Stunden, aß ihre Mahlzeiten eilig und verwandte alle Zeit auf ihre Bücher.

Als ihr Adams lateinische Grammatik gegeben wurde, um die vorgeschriebenen Theile zu studiren, lernte sie dieselben zu Aller Ueberraschung in drei Tagen. Als sie die Schule verließ, fand sie leicht eine Stelle als Lehrerin und ersparte sich dadurch etwas Geld.

Als sie 24 Jahre alt war, hatte sie genug Geld erübrigt, um die Schule des Rev. Joseph Emmerson zu Byfield besuchen zu können. Dieser Mann glaubte, daß Frauen berechtigt und berufen seien, sich mit den bis dahin den Frauen meistens verschlossenen Fächern des Wissens bekannt zu machen. Er that dies vielleicht deßhalb, weil er eine Frau hatte, die selbst auf den meisten Gebieten der Wissenschaft bekannt war, und weil, wie Mary Lyon zu sagen pflegte, „die Männer das gesammte Geschlecht nach ihren eigenen Weibern beurtheilen." Sie war jedoch zu dieser Zeit so arm, daß ihre Freunde ihr, als sie eine andere Schule besuchen wollte, vierzig Dollars vorstrecken mußten für Bücher und Kleider.

In den nächsten Jahren lehrte sie in verschiedenen Schulen; zu Ipswich lehrte sie sechs Jahre. Sie ermahnte ihre Schüler, frühe aufzustehen und die Morgenstunde nicht zu versäumen. „Gute Männer, von Abraham bis auf Washington," pflegte sie zu sagen, „standen frühe auf; es ist vergebliche Mühe, am Abend nachholen zu wollen, was am Morgen versäumt wurde."

Mehrere gute Heirathsgelegenheiten schlug sie ab, um den einen großen Gedanken ihres Lebens besser ausführen zu können, nämlich eine Hochschule für Mädchen zu gründen. Zwei Jahre lang suchte sie vergeblich ihre Zeitgenossen für ihr Vorhaben zu interessiren.

Endlich entschloß sie sich, von Haus zu Haus zu gehen, um die nöthigen Mittel zu erlangen. Manchmal erhielt sie einen halben Dollar, manchmal auch fünf Dollars. Zuletzt, nach vielem Abreden, wagte sie es dennoch, vor einer kirchlichen Versammlung über die Bedürfnisse der von ihr projectirten Schule zu reden. Zu jener Zeit war es für eine Frau äußerst unschicklich, in öffentlicher Rede aufzutreten. Doch sie wagte es und gewann dadurch genug Geld, um am 3. Oktober 1836 den Eckstein des Holyoke Seminariums legen zu können. Nun war sie glücklich; sie sprach: „Hätte ich tausend Leben, ich würde sie alle gerne für solchen Zweck aufopfern."

Nie in ihrem Leben nahm sie mehr als 200 Dollars als Gehalt an.

Mitten im Leben aber kam ihre Arbeit zum Ende und sie ging zur Ruhe ein. Kurz vor ihrem Ende sagte sie: „Es ist nichts in der Welt, das ich fürchte, als daß ich meine Pflicht nicht vollkommen erkennen und erfüllen möchte.“ Diese Worte wurden bald nachher auf ihrem Monumente eingegraben. Nach schwerem Kampfe erfolgte ein herrlicher Sieg.

Wie soll man halberwachsene Kinder von 15, 16 Jahren religiös behandeln?

Schreiber dieses kam öfter auf seinen Reisen als Missionsprediger in ein christliches Bauernhaus, wo vier Kinder, drei Töchter uud ein Sohn, waren. Die Familie trug einen lebendigen, in Gottes Wort täglich genährten Christenglauben in sich und oft mußte er sich wundern, wie still, geräuschlos, ohne Schelten, ohne viele Worte, voller Liebe und Hochachtung die Kinder sich bewegten. Da war kein Commandiren und Räsonniren zu hören, da war Alles wie von einem unsichtbaren Geist getragen durchdrungen. Als er mit dem Hausvater, einem schlichten Bauern, redete über die religiöse Einwirkung auf halberwachsene Kinder, machte derselbe die weise Bemerkung: „Ich kann jetzt unmöglich speziell mit ihnen über ihre innere Stellung zu ihrem Heiland reden; es ist mir einfach innerlich verwehrt. Sie sind in einem Alter, wo man der stillen Arbeit des heiligen Geistes Alles überlassen und vertrauen darf.“

Wie richtig! Es gibt ein Alter und in diesem Alter Zeiten, da man namentlich in einem christlichen Hause, wo täglich etwa Hausandacht gehalten und auch sonst viel religiöser Sinn vorhanden ist, eigentlich vermeiden muß, einen religiösen Druck auf das Einzelne auszuüben, um etwas Gewünschtes, etwa eine Bekehrung, Erweckung und dergleichen hervorzubringen. Ach, wie viel schadet das beständige Kneten, Zwicken und Zwacken und nie In-Ruhe-lassen solcher Kinder in religiöser Beziehung.

Es geht da, wie einmal ein Theologe erzählte: Als er als 16jähriger Jüngling auf eine höhere Schule abgereist sei, habe er so übermäßig viele Ermahnungen zum Bravsein, zur Tugend allenthalben bei Vettern und Basen und Hausfreunden bekommen, daß er wahrhaft aufgeathmet habe, als ein Freund seines Vaters etwas anderes Ermunterndes zu ihm gesagt habe, und diese Wohlthat heute noch nachempfinde.

Nun denke man sich, wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau **immer** in dieser sittlichen oder religiösen Bedrangsalirung sich befindet! Wird solche Art dem also Bedrängten die Rechtschaffenheit oder Frömmigkeit, resp. das Christenthum lieber machen?

Spezifisch religiöse Motivirung eines Tadels oder einer Ermahnung ist überhaupt, wenn sie das Gewicht nicht verlieren soll, eher seltener anzuwenden. Zunächst sollen Kinder dies und das thun, dies und das unterlassen, weil sie wissen, daß das Vater und Mutter so will und so nicht will. Der Wille Gottes muß dem Kinde gleichsam am Willen der Eltern aufgehen, klar und deutlich werden. Es machte einmal ein alter, erfahrener Geistlicher, als einige jüngere Männer von der dem Gewissen noch unfreien und unselbstständigen Stellung vieler Seelen sprachen und von einem gewissen Manne aussagten, er sei für einen großen Kreis religiös angeregter Seelen das religiöse Gewissen, die Bemerkung: „Es **gibt** eine nachpriesterliche Stellung, die ihre Berechtigung und ihren Segen hat.“

Wenn das bei Erwachsenen und zwar bei einer nicht kleinen Zahl frommer Menschen der Fall ist, so ist ein Aehnliches noch viel mehr bei der erst in der Entwickelung begriffenen Jugend der Fall; sie steht in vielen Dingen gleichsam nur durch Vater und Mutter mit dem lieben Gott in Rapport, d. h. die Eltern sind die göttlich verordneten Mittler und Träger des göttlichen Willens; sie sind ihr gleichsam das göttliche Gesetz und der Regulator ihres Gewissens. Wenn eine 16jährige Tochter, die über eine, wenn auch für Arme gethane Sonntagsarbeit in einem frommen Hause, wo sie in Kost ist, unruhig wird, weil sie vermuthet, daß der Vater dieses Arbeiten anders ansehen möchte, und erst dann ruhig es thut oder unterläßt, je nachdem der Vater darüber entscheidet, — so ist das eben diese nachpriesterliche Stellung des Kindes zum Vater.

Dagegen müssen wir hier beifügen, daß, was auf einer bestimmten Stufe des Alters bei der Jugend durchaus richtig und normal ist, deßwegen nicht immer so bleiben und darum, wenn es so bliebe, auch nicht richtig sein muß.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn die Macht der Einwirkung geistig vielleicht bedeutender Eltern bloß so weit reichte, die Kinder in eine geistig von ihnen so total abhängige Stellung zu bringen, daß deren Centrum nicht Christus, sondern ihr Vater, ihre Mutter geworden und krankhaft diese geistige

Umkreisung in unfreier gebundener Weise fortgesetzt wird. Hierzu sollen und dürfen wir die Kinder nicht erziehen.

Es gibt eine Verpflichtung zum Glauben, wie es eine Pflicht des Denkens gibt. Unserer Zweifelsucht (Skepsis) dürfen und sollen wir nicht noch das Schildlein hochachtbarer Rücksicht umhängen und sie gleichsam legalisiren; sie ist vom Bösen und muß auch vom Seelsorger als solches gekennzeichnet werden. Wenn man freilich vor der Skepsis tief den Hut abzieht und sie stets als ein Zeichen besonderen Nachdenkens, eingehender Prüfung und Gewissenhaftigkeit vor seinen Pflegebefohlenen hochhält, dann kann's leicht geschehen, daß etliche derselben das Hochachtbare vorziehen vor dem kindlichen, einfachen Glauben. Aber es gibt junge Leute, die in der Schule von Zweifeln angefressen werden. Da gilt es, mit viel Glaubensgewißheit und Glaubensfreudigkeit zu reden von dem, was das Herz erfüllt und im Kämmerlein durch anhaltende Fürbitte dem bösen Geist, der da leugnen will, daß Jesus der Christ ist, der Sohn Gottes, in das Fleisch gekommen, widerstehen und die in eben diesem Christ erschienene Erlösung auch für diesen Fall herausbeten.

Man wird in diesem Alter schon der Jugend zu erkennen und zu fühlen geben müssen, daß der Unglaube eine im letzten Grund eben doch auf einem sittlichen Nichtwollen beruhende Gebundenheit ist, von der man frei werden muß.

Es gibt Missionsredner, die immer und immer wieder die Einwände aufzählen, die man gegen die Mission macht, natürlich um sie regelrecht zu widerlegen. Sie merken nicht, daß mancher Zuhörer hineinstürzt in den Abgrund seiner Einwände und durch die nachfolgende Widerlegung nicht wieder herausgerissen wird. Der Redner laborirt eben selbst an diesen Einwänden, darum vermag er auch die Zuhörerschaft nicht über den Graben zu führen. Sie stürzen Alle mit ihm hinein. Genau so, wo Lehrer oder Eltern zu viel mit wissenschaftlicher Begründung des Christenglaubens zu thun haben. Wenn die nachfolgende Widerlegung hinkt oder eine Schwäche hat, so kann es geschehen, daß ein junger nachdenkender Mensch gerade auf diesen Punkt hineinfällt und einen Schuß in den Herzpunkt seines Glaubens bekommt.

(Nach Christ. Tischhausen.)



Nach Sonnenuntergang.

Für Haus und Herd von F. L. Nagler.

1.

Wenn die majestät'sche Sonne
Feurig strahlend untergeht,
Und nach Tages Last und Wonne
Kühlung durch die Thäler weht; —
Wenn das Abendroth erbleichet,
Das die Wolken glühend küßt,
Und der letzte Schimmer weichet,
Der das Auge scheidend grüßt; —
Wenn Erebus seinen grauen
Schleier auf die Erde senkt,
Und kein Blümchen auf den Auen
Unser Aug' mehr auf sich lenkt: —

Dann erglänzet aus dem Schatten,
Leuchtend in der Dunkelheit,
Was zuvor verschleiert hatten
Sonnenglanz und Helligkeit; —
Dann erglüh'n im Aethermeere,
Strahlend hoch am Himmelszelt,
Ungezählte Sternenheere,
Mahnung einer höhern Welt; —
Dann erhebt das Aug' sich heiter
Von der Erde himmelwärts,
Und an gold'ner Sternenleiter
Steigt zu Gott empor das Herz.

2.

Ach! so geht es oft im Leben.
Erst wenn uns're Sonne schwand
Und die Schatten nieder schweben
Auf der Sinne Zauberland; —
Erst wenn sich der letzte Schimmer,
Der die matte Seele trog,
Wie des Abendroth's Geflimmer
Leise sich dem Blick entzog; —
Erst wenn uns die Lebenspfade
In das Thränenthal geführt,
Und am düsteren Gestade
Banges Weh das Herz berührt: —

Dann erspähen wir im Dunkel,
Und die Seele wird erquickt,
Wie ein holdes Sterngefunkel
Friedlich auf uns niederblickt; —
Dann erhebt sich aus dem Staube
Neubelebt das wunde Herz,
Und es schwinget sich der Glaube
Hoffnungsfreudig himmelwärts; —
Dann erst seh'n wir Gottes Güte,
Seiner Gnade sanften Schein,
Und es stellt sich im Gemüthe
Süßer Himmelsfriede ein.

3.

So wird's auch am Ende werden.
Wenn die Lebenssonne sinkt
Und das Abendroth der Erden
Uns zum Abschied golden winkt; —
Wenn verwelket sind die Rosen,
Deren Düfte uns umweh'n,
Und die Steige sich bemoosen,
Die wir heute fröhlich geh'n; —
Wenn der letzte matte Schimmer
Unser sterbend Aug' umfließt,
Und dasselbe sich für immer
In der Todesstunde schließt —

Dann erwacht ein neuer Morgen
Für die Seele himmlisch klar,
Und was hier dem Blick verborgen,
Wird dort herrlich offenbar; —
Dann wird eine neue Sonne
Ueber unser'm Haupte glüh'n,
Eine nie geahnte Wonne
Paradiesisch uns umblüh'n; —
Dann wird sich der Geist erheben,
Neugeboren, engelrein,
Seines Schöpfers Thron umschweben,
Ewiglich bei ihm zu sein.

Niedergebeugt und aufgerichtet.

Eine Erzählung aus der Gegenwart. Für Haus und Herd von Gregorius.

„Ich erwarte, daß Sie mir die volle Summe zahlen, Madam, und erinnere Sie nochmals daran, daß die Miethe am ersten Datum des Monats zu entrichten ist.“ Der Redner dieser Worte war ein stämmiger Mann mit grauem Bart und feuersprühenden Augen. Von Menschlichkeitsgefühl und Wohlwollen gegen den Nächsten verrieth sein abstoßendes Benehmen nicht die geringste Spur. Vor ihm saß eine schwächliche, krank aussehende Frau mit einem Kinde von vier Jahren auf ihrem Schooß. Ihr farbloses und von tiefem Kummer abgehärmtes Gesicht wurde noch bleicher, als sie die herzlosen Worte ihres Miethsherrn, Herrn Donner, zu hören bekam. Mit zitternder Stimme und offenbarer Verlegenheit erwiderte sie: „Es ist mir gewiß bewußt, was Sie soeben gesagt haben, und ich werde mich bemühen, Ihren Forderungen nachzukommen.“

„Sorgen Sie nur dafür, daß es Ihnen gelingt. Dies ist bereits das dritte Mal, daß ich für die Hausmiethe des letzten Monats vorspreche und ich versichere Sie, Madam, daß ich es unter keinen Umständen zugeben werde, daß meine Forderung gegen Sie größer werden wird.“

„Wäre mein Kind nicht krank geworden, Herr Donner, hätten Sie gewiß keine Ursache, über mich zu klagen. Alles, was ich mir von Ihnen erbeten möchte, ist, daß Sie mir ein wenig Zeit geben und“ —

„Hab mir's doch gedacht,“ fiel Herr Donner der Wittwe in's Wort; „hab mir's doch gedacht! So ist es immer. Mit einer Frau kann man nicht raisonniren; die haben immer gute Ausreden. Es ist eben die alte Geschichte. Es ist das letzte Mal, daß ich einer Frau trauen werde. Hören Sie, Madam, Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir die Hausmiethe für den letzten Monat zahlen; und wenn es Ihnen nicht möglich ist, das Geld aufzutreiben, dann machen Sie sich mit Ihrem Kram aus meinem Hause; je eher, desto lieber! Ich rede Deutsch mit Ihnen, verstehen Sie das? Ich habe lange genug gewartet. Ich kann meine Häuser doch nicht umsonst vermiethen.“

Frau Aermlich hatte auf diese barsche Rede ihres unbarmherzigen Hausherrn nichts zu erwidern. Sie wandte sich mit ihrem Gesicht gegen die Wand, um die tiefe Bewegung ihres Gemüthes zu verbergen. Heiße Thränen rannen über ihr Antlitz und fielen auf die Locken ihres kleinen Karl, der in seiner körperlichen Schwäche, trotz der harten Redeweise des Herrn Donner, eingeschlafen war. Unwillkürlich drückte sie ihr Kind fest an ihre Brust, aus welcher sich ein tiefer Seufzer entrang. Herr Donner erhob sich, ehe er jedoch das Zimmer verließ, gab er seinen Aerger über seine Täuschung, die Miethe nicht bekommen zu haben, nochmals kund in Worten, die durchaus nicht gewählt waren. Festen Trittes schritt er zur Thüre, welche er mit solcher Wucht hinter sich zuzog, als ob er damit seine derbe Redeweise noch bekräftigen wollte.

Frau Aermlich konnte sich nicht länger enthalten, ihren gekränkten Gefühlen in einem Thränenstrome freien Lauf zu gestatten. Sie beugte ihr Antlitz auf den neben ihr stehendem Tisch und weinte lange und laut in der stillen Einsamkeit. Der kleine Karl, vom anhaltenden Weinen seiner Mutter aufgeweckt, glitt aus ihrem Schooß auf den Boden, stellte sich neben die Mutter hin und suchte mit seinen Händchen das Antlitz der weinenden Mutter aufzurichten. Als ihm dies nicht gelingen wollte, umschlang er ihren Hals mit beiden Händen, zog sich langsam in die Höhe und brach ebenfalls in lautes Weinen aus. Durch das Geschrei ihres Kindes aufgeschreckt, nahm sie es in ihre Arme, tröstete und liebkoste es, wie nur eine Mutter es kann. Sie strich ihm die Locken von der Stirne und während sie einen zärtlichen Kuß auf seine blassen, zitternden Lippen drückte, sprach sie mit durch Thränen gedämpfter Stimme: „Ach, mein Kind! Mein liebes Kind! — Was wird wohl noch aus uns werden? — Und deine liebe Schwester, — wie kann ich ihr von dem Besuch unseres groben Hausherrn Mittheilung machen?“ —

Kaum hatte Frau Aermlich die letzten Worte gesprochen, als ein blondhaariges, blauäugiges Mädchen von zwölf Jahren in das Zimmer trat. Frau Aermlich bemühte sich, dem Kinde einen freundlichen Blick zuzuwerfen, während dasselbe seinen Handkorb zur Seite stellte und sich neben die Mutter niedersetzte. Das Mädchen sah ermüdet aus und verrieth ein sorgenvolles Gesicht, wie man es nur selten bei einem Kinde zu sehen bekommt.

„Nun, Mariann, erzähle mir von deinem Erfolg heute,“ sagte die Mutter.

Ein Seufzer entschlüpfte dem halbgeöffneten Munde des Kindes, ehe sie es merkte; mit forschendem Blicke musterte sie die Gesichtszüge ihrer Mutter; sie war überzeugt, daß etwas Besonderes während ihrer Abwesenheit vorgefallen war. Ohne ein weiteres Wort jedoch ging sie auf die Frage der Mutter ein.

„Mutter, ich habe dir heute keine gute Nachricht zu bringen. Es thut mir auch sehr leid. Ich sprach bei Frau Huth vor, wie du mich beschieden hattest, allein Frau Huth theilte mir mit, daß sie die Arbeit bereits vergeben habe und zwar an eine Person, die sie noch billiger zu verfertigen willig ist, als wir uns erboten haben. Darauf ging ich zum Schneider, welcher auf meine Anfrage um Arbeit kurzweg erklärte, daß es sich bei diesen gedrückten Geschäftsverhältnissen gar nicht lohne, Nähterinnen anzustellen.“

„Hast du die gestickten Hauben und die Spitzenwaaren verkauft?“ fragte Frau Aermlich weiter.

„Nein, Mutter,“ lautete die verlegene Antwort des Kindes, „Niemand wollte mir welche abnehmen. Die Putzhändlerin Fischer versicherte mir, unsere Sachen seien nicht mehr in der Mode und darum nicht verkäuflich.“

Bei diesen Worten füllten Thränen die Augen des Kindes. Sie hatte gehofft, ihrer Mutter durch allerlei kleine Nadelarbeiten behülflich sein zu können, aber beim ersten Versuch, ihre Waare an den Mann zu bringen, scheiterten alle ihre Pläne vollständig. Die Mutter aber tröstete ihr Kind mit den Worten: „Gib dich nur zufrieden, Mariann, du hast gethan, was du konntest, mehr kann Niemand von dir for-

dern. Unser kleiner Karl scheint heute viel besser zu sein. Ich glaube, ich kann ihn morgen deiner Sorgfalt übergeben und ausgehen, um etwas zu verdienen. Wir wollen das Beste hoffen und Gott vertrauen. Sieh', Karlchen ist wieder eingeschlafen, lege ihn in die Wiege und gib auf ihn Acht, während ich das Abendbrod bereite."

Nach der spärlichen Mahlzeit holte Frau Aermlich die alte Familien-Bibel hervor und las mit lauter, gefühlvoller Stimme einige Bruchtheile aus der Bergpredigt des Herrn Jesu vor. Wie herzlich erklangen die köstlichen Worte: „Selig sind, die da leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!" Als sie an die Worte kam: „Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet," hielt sie einen Augenblick inne und schaute ihre Tochter mit fragenden Blicken an, ohne jedoch ein Wort auszusprechen.

„Mama," hub Mariann an: „Du zweifelst doch nicht daran, daß Gott weiß, was wir bedürfen und daß er willig ist, uns zu helfen?"

„Ich bezweifle das keinen Augenblick, und ich bin so froh, daß du ebenfalls auf dem Herrn vertrauen kannst; lasset uns ihn anbeten."

Die Mutter kniete mit ihrer Tochter neben der Wiege des kleinen Karl, um ihre Herzen im Gebet vor Gott auszuschütten. Die Bande der Natur, der Liebe und des Mitgefühls hatten sich um die Beiden auf das Innigste geschlungen und sie konnten dem himmlischen Vater für Alles danken und ihm ihre Zukunft, dunkel wie sie war, getrost anvertrauen. Nach dem Gebet frug Mariann: „Soll ich dir ein Lied singen, Mutter?"

„Gewiß, was möchtest du wohl singen, Mariann?"

„Ich will dir Papa's Lieblingslied singen, du weißt ja, ich mußte es ihm in seiner Krankheit so oft singen." Und Mariann hub mit ihrer silberhellen Stimme an zu singen:

„Sollt es gleich bisweilen scheinen,
Als wenn Gott verließ die Seinen,
O so glaub' und weiß ich dies;
Gott hilft endlich noch gewiß!

Hülfe, die er aufgeschoben,
Hat er d'rum nicht aufgehoben;
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wann's nöthig ist.

Seiner kann ich mich getrösten,
Wann die Noth am Allergrößten;
Er ist gegen seinem Kind
Mehr als väterlich gesinnt."

„Ja, mein liebes Kind," fing die Mutter an: „Gott verläßt uns nicht, wenn auch die Wasser der Trübsale uns bis an die Seele reichen. Paulus, der große Apostel, hat das auch erfahren. Er konnte ausrufen: „Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um." Doch es ist an der Zeit, daß du zu Bette gehest, denn du hast dich heute über deine Kräfte angestrengt. Ich will noch ein wenig aufbleiben, um eine Arbeit zu vollenden, die morgen abgeliefert werden muß."

Mariann ließ sich nicht zum zweiten Mal nöthigen, sich zur Ruhe zu begeben, in wenigen Minuten lag sie im tiefen Schlaf und hatte alles Leid des Tages vergessen. Die Mutter aber saß am Tisch, um bei dem matten Lampenlicht die versprochene Arbeit zu vollenden. Endlich kündigte die Stadtuhr die Mitternachtsstunde an. Frau Aermlich schaute einen Augenblick auf. Der Nordwind heulte um das freistehende Häuschen und drang durch die Ritzen in das Zimmer herein. Das Feuer auf dem Herd war am Erlöschen. Sie zog das Leibtuch, welches sie um ihre Schultern geworfen hatte, enger um sich und fing wieder an zu nähen. Der Wind blies heftiger. Frau Aermlich stand auf und legte aus ihrem geringen Vorrath einige Kohlen auf das Feuer. Sie wickelte ihre kalten Füße in ein altes Stück Teppich und nähte emsig weiter. Endlich schlug die Uhr eins. „Ach!" seufzte sie, „wie gering ist der Verdienst, um den ich diese ganze Nacht hindurch sitzen muß!" Mitunter warf sie einen sorgenvollen Blick auf ihr liebes Kind in der Wiege, welches ihr in den letzten Wochen so vielen Kummer und schlaflose Nächte bereitet hatte. Ihre Hände waren steif vor Kälte; die Finger versagten ihre Dienste. Sie legte die Nadel nieder, ging im Zimmer auf und ab, stellte sich vor das Fenster und schaute zum sternenhellen Himmel auf, während sie sich die Hände rieb, und mit denselben wiederholt über das Gesicht fuhr. Sie stellte sich vor das Bett ihrer Kinder, an denen ihr ganzes Herze hing. Nachdem sie Beiden einen zarten Kuß auf die Wangen gedrückt hatte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Während sie emsiglich weiter nähte, wurde sie durch den Flug ihrer Gedanken in die Vergangenheit versetzt. Sie durchlebte im Geist die sorgenfreien Jahre der Kindheit im elterlichen Hause. Sie war ein heiteres Mädchen im Kreise ihrer Gespielinnen. In der Schule hatte sie etwas Ordentliches gelernt und als der schmucke und brave junge Aermlich um ihre Liebe warb und ihr die Hand zur ehelichen Verbindung bot, willigte sie zuletzt ein. Es war ein glückliches Ehepaar. Jahrelang waren sie gesund, hatten ihr gutes Auskommen und lebten vergnügt mit einander. An ihren Kindern durften sie große Freude erleben. Doch, es wechselte sich in wenigen Jahren das Blatt. Der Mann wurde auf ein langwieriges Krankenlager gelegt. Die Ersparnisse der früheren Jahre wurden für ärztliche Hülfe und Arznei verausgabt. Mit der hingebendsten Treue pflegte die Gattin ihren Mann, der nach einigen Jahren starb. Nachdem Frau Aermlich die Beerdigungskosten bestritten hatte, war ihr Geldvorrath vollständig erschöpft. Im Vertrauen auf den Vater der Waisen und Versorger der Wittwen arbeitete sie aus aller Leibeskraft, um sich und ihre Kinder redlich zu ernähren. Es schien ihr auch gelingen zu wollen. Als aber Arbeitslosigkeit sich einstellte und Krankheit den kleinen Karl befiel, fühlte sie sich vollends niedergedrückt. Sie war nicht im Stande, die Hausmiethe zu entrichten. Ach, wie hart und unnachsichtig war sie erst heute behandelt worden! Die Zukunft war ihr dunkel wie die Mitternacht.

„Was soll ich anfangen?" frug sie sich in der Stille; „Wie kann ich meine Kinder ernähren, kleiden und erziehen?" —

Kaum hatte die Stadtuhr zwei geschlagen, als der kleine Karl die Stille des Zimmers durch einen gellenden Husten unterbrach, welcher der Mutter durch Mark und Bein fuhr. Schnell warf sie die Arbeit bei Seite und ging zum Kinde hin. Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und horchte genau auf die unregelmäßigen Athemzüge des halbwachenden Kindes. Nachdem sie es gestillt und in den Schlaf gewiegt hatte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf mit den Worten: „Nur noch einige Minuten, und diese Arbeit wird vollendet sein; — du müder Kopf, ihr kalten Finger, arbeitet nur weiter, denn ihr sichert mir Brod und Kohlen!" Sie schaute wieder auf den kleinen Karl und sprach halblaut: „Du armes Ding, du erkältest dich in diesem schaurigen Zimmer!" Mit diesen Worten zog sie das Leibtuch von ihrer Schulter und wickelte ihr Kind in dasselbe ein. Sie schürte das Feuer, indem sie die letzte Kohle auflegte.

„Endlich!" rief sie frohbewegt aus, „endlich ist die Arbeit fertig und ach, wie sauer ist der geringe Lohn, den ich bekommen werde!"

Wieder fuhr ihr Kind mit einem erstickenden Husten aus dem Schlafe auf. — Die Mutter nahm das kranke Kind in ihre Arme, wickelte es in eine wollene Decke ein, reichte ihm einen Trank und ging stundenlang im kalten Zimmer auf und ab und wartete mit heißer Sehnsucht auf den Anbruch des Tages.

* * *

„Es muß etwas nicht recht sein im Hause der Wittwe Aermlich. So oft ich in der Nacht durch unsern Kleinen im Schlafe gestört wurde, gewahrte ich ein Licht in ihrem Zimmer und es kam mir vor, als ob Jemand am Fenster stände mit einem Kind auf den Armen.“ So sprach Frau Braun zu ihrem Manne beim Frühstück.

„Wenn das der Fall ist, Marie, muß Frau Aermlich gewiß in der Noth sein. Warum hast du mich nicht gerufen?“ Mit diesen Worten trat Pfarrer Braun vor das Fenster, um das gegenüberliegende Haus näher in Augenschein zu nehmen. Es war ein kalter Novembermorgen, große Wolken stiegen am fernen Horizont auf, einen nahen Sturm verkündend. Er wiederholte die Worte: „Marie, warum hast du mich nicht gerufen?“

„Anfänglich wollte ich es,“ erwiderte sie, „aber du weißt doch, wir sind ja noch fremd, denn sie wohnt erst seit einem Monat hier und man möchte doch auch nicht allzu aufdringlich erscheinen.“

„Eben darum, weil sie noch nicht lange unter uns wohnt, sollten wir ihr um so viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben. Zudem ist sie eine Wittwe, und nach den Verhältnissen zu urtheilen, in bedürftigen Umständen. Wir sollten gewiß nicht auf eine formelle Vorstellung warten, bis wir Gutes thun dürfen, sondern dahin gehen, wo man unsere Hülfe braucht, ob wir die Leute kennen oder nicht. Sieh',“ fuhr Pfarrer Braun fort, „eben geht ihre Tochter um die Ecke und eilt die Straße hinab!“

„Das dachte ich mir doch,“ rief Frau Braun aus, „daß Jemand krank sein muß. Sie geht gewiß nach einem Arzt. Ich werde sogleich hinübergehen und meine Dienste anbieten und wenn ich behülflich sein kann, eine Stunde bleiben.“

In wenigen Minuten klopfte sie an der Thür der Wittwe Aermlich. Auf ein leises „Herein“ öffnete sie die Thüre und trat ein. Sie begrüßte ihre Nachbarin mit einem „Guten Morgen.“ Die arme Wittwe saß vor dem erlöschenden Feuer und hielt ihr krankes Kind auf dem Schooß. Durch den Anblick des sorgenvollen, müden Gesichtes der Wittwe wurde Frau Braun auf des Tiefste gerührt. Nachdem sie das Kind einen Augenblick betrachtet hatte, hub sie an: „Ihr Kind ist sehr krank, Frau Aermlich; und ich bin gekommen, um alles für Sie zu thun, was in meinen Kräften liegt. Ich bin die Frau des Predigers und wohne in dem gegenüberliegenden Hause. Sie sind gewiß in der Noth und wir wollen Ihnen helfen. Vertrauen Sie mir das Kind an, während Sie sich einige Ruhe gönnen, bis der Arzt sich einstellt.“

Die Mutter jedoch schüttelte den Kopf und rief aus: „Nein! Nein! Ich danke Ihnen herzlich für das freundliche Entgegenkommen. Aber nehmen Sie mir mein Karlchen nicht aus meinen Armen! Sein mattes Leben ist am Erlöschen. Lassen Sie mich mein Kind halten und an meine Brust drücken, so lange es noch lebt, bald wird es nicht mehr unter den Lebenden sein.“

Ihre Worte sollten leider bald in Erfüllung gehen. Das Leben ihres Kindes war am Erlöschen. Weder ärztliche Kunst, noch mütterliche Sorgfalt, noch sympathisirende Freunde waren im Stande, das Leben desselben zu erhalten. In wenigen Stunden war der Geist des kleinen Karl's entflohen zu Gott, der ihn gegeben hat. Ja, „solcher ist das Reich Gottes.“ Lange hielt die Mutter ihr todtes Kind krampfhaft in den Armen; endlich ließ sie sich bewegen, dasselbe den Händen der Frau Braun zu übergeben, welche es wusch und in sein stilles Schlafgemach bettete. Die hellblauen Augen wurden geschlossen, die einst rosigen Wangen waren eingefallen und bleich, die kleinen Hände wurden gefaltet und das Plaudermäulchen sollte die Mutter nie wieder unterhalten. O, es war hart; — — es war ein harter Schlag für die arme Wittwe, ihr einziges Söhnchen dem Vater so bald folgen zu sehen; es war hart, sich in Ergebung zu beugen und von Herzen zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“ —

Weder die Mutter noch die Schwester des kleinen Karl's konnten bewogen werden, den Sarg zu verlassen, in welchem die irdischen Ueberreste ihres Lieblings lagen.

„Ich glaubte längst den bittren Leidenskelch bis auf die Hefen geleert zu haben,“ seufzte die tiefgebeugte Wittwe, „allein dieser Tropfen ist so bitter! Ach, wie hart ist mein Loos! Wie kann ich es ertragen?“

„Der Herr hilft Ihnen das Kreuz zu tragen,“ tröstete der Prediger; „Gott hat ja seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben. Er legt uns nicht schwerer auf, als wir tragen können. Er hat verheißen: 'Aus sechs Trübsalen will ich dich erretten und in der siebenten soll dich kein Uebel rühren.' Er wird Sie nicht verlassen noch versäumen.“

Den ganzen Tag hindurch fiel der Regen in Strömen herab. Es schien, als ob die Natur ihr Trauerkleid angezogen hätte, um mit der Witfwe zu weinen. In der nächsten Nacht aber wurde es kälter und mit dem Anbruch des neuen Tages war die Erde mit Schnee bedeckt. Der Himmel war klar und die Sonne schien in doppeltem Glanze auf die Erde herab. Der Prediger spielte in seiner Leichenrede auf die große Veränderung an, welche in der Natur vor sich ging in den letzten Tagen. So wird sich einst unser Schicksal ändern; es wird sich Alles aufklären und wir werden dort im Licht erkennen, was uns hier so dunkel schien. Die geheimnißvollen Wege der göttlichen Vorsehung werden sich vor unsern erstaunten Blicken aufklären und wir werden ausrufen: „Vater, ich danke dir!“

Die Mutter und Tochter wurden durch die Worte des Predigers nicht wenig getröstet. Sie kehrten vom Trauergottesdienst in ihr Zimmer zurück, mit dem festen Vorsatz hinfort dem Herrn zu vertrauen.

* * *

„Wir müssen uns fortan der Wittwe Aermlich annehmen,“ hub Frau Braun an, welche am Abend nach dem Leichengottesdienst neben ihrem Manne in der warmen Stube saß. „Wir können ihr in vielen Sachen behülflich sein. Ich bin überzeugt, daß sie zu stolz wäre in der bittersten Noth um ein Almosen oder um Hülfe anzufragen, aber wir können ihr indirekterweise Manches zu Gute kommen lassen. Ihrem Aussehen und Benehmen nach hat sie schon bessere Tage gesehen.“

„Du hast vollkommen Recht, Marie,“ antwortete Pfarrer Braun, „wir genießen so viele Vorrechte und Bequemlichkeiten des Lebens, daß wir aus Dankbarkeit gegen Gott mehr für Arme und Verlassene thun sollten, und der Apostel Jakobus erklärt ja, daß es zu einem reinem Gottesdienst gehört, die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal zu besuchen.“

Während sich Pfarrer Braun mit seinem frommen

Weibe auf diese Weise unterhielt, saß die tiefbetrübte Mutter am einsamen Feuerherd und dachte über die Ereignisse der letzten Tage nach. Es kam ihr Alles so mährchenhaft vor; sie konnte es immer noch nicht fassen, daß ihr kleiner Karl heimgegangen sei. Sie fuhr aus ihrem träumerischen Zustand auf in der Meinung, die Stimme ihres Lieblings gehört zu haben. Sie schaute mit aufgeregten Blicken im Zimmer umher, aber es war Alles so ruhig und still und — die Wiege drüben in der Ecke war leer. — An der Wand vor ihr hing ein Kleidchen, welches er zuletzt getragen, und an der Seite des Zimmers lagen die neuen Schuhe, die sie mit großer Selbstverleugnung gekauft und die er nur einige Mal getragen hatte. — Ihr Herz blutete; sie rang ihre Hände und seufzte: „O, mein kleiner Karl, mein lieber Karl! Wollte Gott, ich hätte mit dir sterben können!"

Mittlerweile stand Mariann am Fenster und betrachtete die vorübergehenden Personen. Feine Damen, in Sammt und Seide eingehüllt; reiche Herren, in Tuch gekleidet; Kinder vornehmer Eltern und arme, müdaussehende Arbeiter, mit dem Eßkörbchen in der Hand, gingen vorüber. Jedermann schien in der Eile zu sein. Der große Abstand unter den Vorübereilenden, in der Kleidung und Lebensweise, weckten allerlei Gedanken in ihrem Herzen. Das Leben erschien ihr als ein wunderbares Geheimniß. „Warum," fragte sie sich in der Stille, „sind manche Leute reich und andere bettelarm? Warum sind manche gesund und andere krank? Warum mußte mein lieber Vater so frühe sterben, während andere Kinder, die ihre Eltern gar nicht ehren, von diesem Schmerze nichts erfahren? Warum mußte mein lieb Brüderchen uns entrissen werden? Hätten Mutter und ich nicht genug verdienen können, uns redlich zu ernähren, oder hat der himmlische Vater es von uns genommen, weil er im Vaterhause droben Brods die Fülle hat? Warum will Niemand uns Arbeit geben und warum ist Herr Donner so hart und unbarmherzig in seiner Behandlung gegen uns?"

Mariann wurde aus diesem wirren Gedankenspiel plötzlich aufgeschreckt durch das Fallen eines ältlichen Herrn gerade vor ihrem Fenster. Der Mann war mit solcher Wucht auf das Pflaster gefallen, daß er wie todt liegen blieb. Mariann schob das Fenster in die Höhe, um hinauszuschauen. Ein leises Stöhnen des Mannes drang in ihr Ohr.

„Mutter! Mutter!" rief sie hastig, nachdem sie das Fenster niedergelassen hatte, „ein Mann ist vor unserm Hause auf das eisige Pflaster gefallen, ich glaube er muß sich sehr wehe gethan haben, denn er versucht nicht einmal aufzustehen; höre nur, wie kläglich er jammert!"

„Wir müssen ihm zu Hülfe kommen, Mariann." Mit diesen Worten liefen Mutter und Tochter hinaus, um dem armen Manne zu Diensten zu stehen. Mit der Hülfe einiger vorübergehender Männer wurde der Mann in das Zimmer der Wittwe gebracht. Unterdessen lief Mariann in aller Hast zum Prediger, um ihm mitzutheilen, was vorgefallen war. Auf seinen Rath hin wurde ein Arzt herbeigeholt, um den Verunglückten zu behandeln. Der Arzt erklärte, daß der Gefallene eine solche Gehirnerschütterung bekommen habe, die gefährlich werden könnte und der Patient, vor der Hand wenigstens, nicht in seine Wohnung befördert werden dürfe. Der Arzt hatte Recht. Der Kranke befand sich in einem sehr bedenklichen Zustand. Alle Versuche, das Bewußtsein bei ihm zu wecken, scheiterten. Tage lang schwebte er zwischen Tod und Leben. Frau Aermlich pflegte ihren Patienten treulich bei Tag und Nacht. Niemand hätte ahnen können, daß eben dieser Mann der unbarmherzige Miethsherr sei, welcher erst vor einigen Tagen in diesem Zimmer so hart und unnachgiebig mit dieser Wittwe verfuhr! — Der Geschäftsführer des Herrn Donner stellte sich schon am nächsten Tage ein und kam von der Zeit an regelmäßig, um seinem Herrn und der Wittwe die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Sonst stellte sich Niemand ein, denn Herr Donner hatte keine Verwandte in der Stadt. Er war als ein reicher Geizhals bekannt, der mit keinem Menschen nähere Freundschaft pflegte, sondern nur für sich in der Welt dahin lebte, ohne Gott und ohne Freunde.

Am Abend des neunten Tages nahm Frau Aermlich nach dem Abendbrod die alte Familienbibel zur Hand, um, nach ihrer Gewohnheit, die Abendandacht zu verrichten. Sie las einige Verse aus dem achten Kapitel des Römerbriefes, worauf Mariann das Gebet sprach. Auf ihre kindliche Weise betete sie zu dem lieben Gott, daß er den kranken Mann in ihrem Hause doch wieder gesund werden lassen möchte und ihm doch bald wieder das Bewußtsein zu schenken. Nach dem Gebet entfernte sich Mariann, während ihre Mutter die Arznei für die Nacht zurecht machte. Als sie an das Bett ging, sahe sie, wie Herr Donner zum ersten Mal die Augen aufschlug und mit Verwunderung im Zimmer umherschaute. Sie war gewiß, daß seine Geisteskraft sich wieder eingestellt hatte. Da er von Allem, was mit ihm vorgegangen war, nicht die geringste Erinnerung hatte, setzte sich Frau Aermlich an das Bett und erzählte Herrn Donner Alles, was geschehen war.

Herr Donner wandte sein Angesicht zur Wand, während er mit tiefer Rührung erwiderte: „Und kann es sein, Frau Aermlich, daß ich in diesen Tagen so viel Gutes von Ihnen empfangen habe! Allerdings erwarten Sie eine reiche Vergütung für Ihre viele Mühe und Sorge um mich."

„Ach nein, ich habe Ihnen nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als ich irgend einem Fremdling erzeigt hätte. Sie sind durch Verhältnisse, die wir nicht controliren können, mir zur Pflege übergeben worden, und ich habe an Ihnen, Herr Donner, einfach meine Pflicht als eine Christin zu erfüllen versucht."

„Dem mag also sein," erwiderte Herr Donner, „mir aber steht mein unbarmherziges Verfahren gegen Sie vor Augen. Meine Ungerechtigkeit gegen Sie ist gestraft worden und Sie haben das an Ihnen begangene Unrecht durch christliche Liebesthätigkeit gerächt!"

„Bitte, Herr Donner, machen Sie keine weitere derartige Anspielung auf die Vergangenheit. Sie möchten sich dadurch in Ihrem schwachen Zustande nur Schaden zuziehen."

Der Kranke wurde von Tag zu Tage besser. Eines Morgens rief er die Tochter der Wittwe zu sich und bat sie ihm vorzulesen.

„Mit Freuden will ich das thun," erwiderte sie. „Was soll ich Ihnen lesen?"

„Aus der Morgenzeitung, lautete seine Antwort.

„Wir sind zu arm, eine tägliche Zeitung in das Haus kommen zu lassen," lautete ihre verlegene Antwort. „Doch ich kann eine vom Prediger entlehnen."

„Das ist nicht nöthig," erwiderte Herr Donner. „Ich werde die Zeitung selber bestellen," und von dem Tage an las Mariann dem Genesenden täglich aus der Zeitung vor.

Eines Tages richtete Herr Donner folgende Frage an Mariann, nachdem sie ihm die Tagesneuigkeiten vorgelesen hatte: „Sag' an, warum hast du für mich gebetet?".

Mariann richtete ihre großen Augen auf den Frage-

steller und erwiderte in einem ernstem Tone: „Weil ich um Ihre Genesung so bekümmert war.“

„Aber wie wußtest du denn, daß Gott dein Gebet erhören würde?“

„Weil es in der Bibel heißt, daß Alles, was wir im Glauben bitten, das soll uns werden.“

„Willst du mir nicht jene Stelle aus der Bibel vorlesen?“

„Gewiß.“ Mariann las dem Manne die besagte Schriftstelle aus der Bergpredigt langsam und deutlich vor. Es war ein seltener Anblick, über den die Engel im Himmel sich freuen mochten, diesen ergrauten Mann den Worten eines Kindes aus der Bibel lauschen zu sehen.

„Haben Sie nie in der Bibel gelesen, Herr Donner?“ fragte Mariann mit einem forschenden Blick.

„Nicht seit meiner Kindheit. Meine Mutter hat mich oft aus der Bibel zu unterhalten gesucht. Aber jene Zeit der Kindheit und die Lehren meiner Mutter schweben vor mir wie ein vergessener Traum. Weißt du auch, Mariann, was jene Kindheitszeit während dieser Zeit meiner Leiden in mein Gedächtniß zurückgerufen hat und mein ganzes Leben vor meine Seele geführt?“

Mariann schüttelte verneinend das Haupt.

„Es waren deine Gebete, Mariann. Ich habe deine Bitten um meine Genesung gehört. Du batest den Herrn, mein Leben zu erhalten und mich zum Segen meiner Mitmenschen zu machen. Diese Bitten versetzten mich zurück in die Zeit meiner Kindheit. Wie oft hörte ich meine liebe Mutter beten für ihr einziges Kind.—Ihre einzige Sorge war, daß ich ein nützlicher Mensch werden möchte. Sie starb während meiner Kindheit. Ihre letzten Worte waren eine Bitte zu Gott, daß ich nicht verloren gehen möchte, sondern ein nützliches Leben führen. Durch die Verführung wuchs ich heran zu einem gottlosen Manne. Anstatt Vielen zum Segen zu werden, wurde ich ihnen ein Anstoß und Aergerniß. Wie oft habe ich die Wittwen und Waisen unterdrückt; wie oft war ich gefühllos beim Anblick der Noth und erwiderte die Bitten um Nachsicht und Hülfe mit Drohen und Flüchen. Ich kannte nur einen Lebenszweck — Geld und Geldeswerth zu gewinnen; Gold war mein Abgott, dem ich ohne Unterlaß diente. Meine Tage habe ich zugebracht, um irdischen Besitz zu gewinnen und in der Nacht träumte ich von demselben. Meine Jahre sind dahin; ich bin alt geworden in Sünden und ich befürchte, ich habe den Tag der Gnade verscherzt!“

„Ach nein, nein,“ fiel ihm Mariann ins Wort, „unser Prediger sagt, es sei nie zu spät, sich zu Gott zu bekehren und das Herze ihm zu geben. Er ist ebenso bereit, das Gebet eines ergrauten Sünders zu hören, wie das Lallen der Unmündigen.“

Mariann hatte Recht. Gott erhörte das Bußgebet des alten Herrn Donner und nahm ihn zu Gnaden an. Der Herr ließ ihn nach Leib und Seele gesund werden, und als er die Wohnung der Wittwe einige Tage später verließ, konnte er in Wahrheit sagen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden!“

Einige Tage, nachdem Herr Donner weggegangen war, stellten sich eine Anzahl Schreiner ein und arbeiteten mit aller Macht an dem alten Hause, in welchem die Wittwe Aermlich wohnte. Ein Anbau wurde gemacht, der Hof wurde geschmackvoll eingerichtet, kurz, nachdem die Arbeiter ihre Arbeit vollendet hatten, kannte man das Eigenthum nicht mehr. Frau Aermlich wußte gar nicht, was das zu bedeuten hatte. Als aber der Geschäftsführer sich einstellte mit einem Brief von Herrn Donner, welcher die Rechtsbriefe für das Eigenthum, in welchem sie wohnte, enthielt und zwar mit der Bemerkung, daß dieses Eigenthum ein Geburtstaggeschenk für die Marianne sei, da fielen Mutter und Tochter von Dankesgefühlen überwältigt, auf die Kniee, um den Geber aller guten Gaben zu preisen.

Herr Donner war ein anderer Mensch geworden. Er that Armen und Kranken Gutes, wo er nur immer konnte. Er ließ einen schönen Grabstein auf das Grab des kleinen Karl setzen, wodurch er den Beweis lieferte, daß er auch des Todten gedachte. Der Wittwe Aermlich und ihrer Tochter war er ein liebender Versorger und Wohlthäter und als er nach einigen Jahren starb, stellte es sich heraus, daß er sein ganzes Vermögen ihnen testamentarisch vermacht hatte, „als Beweis meiner Dankbarkeit,“ wie es in einem Zusatz in seinem Willen lautete, „dafür, daß ich durch die christliche Behandlung der Wittwe Aermlich wie ein Brand aus dem Feuer vom ewigen Verderben gerettet worden war.“

Das Lied, das meine Mutter sang.

Von einem Deutsch-Amerikaner.

Früh von der Heimath mußt' ich wandern,
Vom Elternhause lieb und traut;
Mich trieb's von einem Ort zum andern,
Ich hörte fremder Sprache Laut;
Doch in des Lebens regem Treiben,
Das seine Fesseln um mich schlang,
Wird mir vor Allem theuer bleiben
Das Lied, das meine Mutter sang!

Wenn ich als Kind, des Spielens müde,
Mich wandte nach der Mutter Schooß
Und, bald beruhigt von dem Liede,
Nun sorglos meine Augen schloß,
Dann fühlt' ich, wie die schlichte Weise
Mir mächtig tief ins Herze drang:
So wirkt kein Lied, ob laut, ob leise,
Wie's Lied, das meine Mutter sang!

Lausch' ich seither im Geist dem Liede,
Löst es mir jede herbe Pein,
Und stille Wehmuth, tiefer Friede
Zieht dann in meine Seele ein.
Wie oft, wenn ich in trüben Stunden
Gekämpft mit Sorgen, schwer und bang,
Hab' Trost und Ruhe ich gefunden
Im Lied, das meine Mutter sang!

So mög' es ferner mich umschweben
Auf meines Daseins Wanderpfad,
Bis einst das mühevolle Leben
Den Abschluß hier gefunden hat!
Dann schließ' die Augen mir, die müden,
Kein Trauerchor, kein Glockenklang! —
Singt mir als letztes Lied hienieden
Das Lied, das meine Mutter sang!

Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

VIII.

„O Welt, wie bist du doch voll Trug und Schein!
Ich suche Glück und finde Schmerz und Pein!
Scheinfreundschaft bietet dir die Welt,
Pein bringt die Sucht nach Ehr' und Geld!
Dunst ist die Gunst der Welt."

In dem Spital, in welchem Christian Heß verpflegt wurde, befanden sich viele Unions-Soldaten, deren Dienstzeit abgelaufen war und die ihrer Entlassung entgegen sahen.

Da wurden nun von diesen Unions-Streitern neunzig und neun Pläne für die Zukunft geschmiedet. Die Einen wollten sich wieder anwerben lassen, Andere aber hatten das Kriegsleben herzlich satt, und meinten, es sollten gewiß auch noch andere Vaterlandsfreunde bluten, zerschossen werden und darben. Sie wollten in's bürgerliche Leben zurückkehren, Geld verdienen, Land erwerben, Handel treiben, reich werden und glücklich sein wie andere Leute auch. Onkel Sam, sagten sie sich, streue das Geld nur so über das Land hin, und Juden und Christen verdienen ein heidenmäßig Geld, weßhalb sollen wir nicht auch unser Theil holen.

Das ist's, was auch du zu thun hast, dachte Christian Heß. Hast dich so manches Jahr abgeplagt, und bis jetzt nichts aufzuweisen, als die ersparte Soldaten-Löhnung. Bei dem Onkel in Philadelphia war es nichts, mit der militärischen Ehre war es auch nichts; bei den Longbrook's in Georgia hätt' es mir gefallen können, aber da war es auch nichts und was sie und Mutter und Schwester von dem inwendigen Glück schreiben, das kann ja auch kommen, wenn man das äußere hat. Ich hab' überhaupt noch wenig davon gesehen, wie das sogenannte innere Glück zum Wohlergehen geholfen hat. Die Mutter ist die frömmste Frau in der Welt; aber sie lebt in Armuth und Entbehrung; die Longbrook's sind gute Christen und haben bis jetzt Alles in Hülle und Fülle gehabt, aber das Unglück verfolgt auch sie. Ich mach' es, wie viele Kameraden, nehme den Abschied und fang' einmal ordentlich an, das zu suchen, wofür ich nach Amerika gekommen bin.

Solcherlei waren die Gedanken, die den Christian zuletzt Tag und Nacht verfolgten und ihm keine Ruhe ließen.

Wohl schrieben Mutter und Schwester gar liebevolle und ernste Briefe, und wiesen auf das ächte, bleibende Herzensglück; wohl sandte namentlich Fräulein Stella Longbrook manche dringende Mahnung aus dem Hospital, in welchem sie beschäftigt war. Es fruchtete nichts. Wenigstens jetzt nicht, so wenig als die Unterredung, die Christian mit einem kranken Unions-Soldaten, einem ächten Jünger des Herrn, hatte.

Es war nämlich ein Mann im Spital, der an einer unheilbaren Krankheit litt, der aber des Glücks und des inneren Segens theilhaftig geworden, die man nur von Gott erhält. Tag für Tag und Nacht für Nacht lag er geduldig auf seinem Lager, und nahm die vom Krankenwärter und den Kameraden geleisteten Dienste mit großem Dank entgegen. Die Aerzte sagten, er müsse große Schmerzen ausstehen, und hielten seine außerordentliche Geduld, die oft einer großen Freudigkeit Platz machte, für ein Wunder. In schmerzensfreien Augenblicken las er in seiner Bibel und erbaute sich in den Liedern eines guten Gesangbuches. Mit den Predigern hielt er gottselige Gespräche und war für das ganze Hospital, auch für die Rohesten, ein Beispiel dessen, was wahre Gottseligkeit vermag. Jedermann, auch Christian Heß, fühlte sich zu diesem Dulder hingezogen. Aber bleibende Eindrücke erhielt unser junger Glücksjäger auch hier nicht. Er war wiederum ganz und gar nur von der Idee erfaßt, sein Glück zu machen.

Der Tag des Abschieds aus dem Dienst der Vereinigten Staaten war für viele Insassen des Spitals gekommen. Unbändige Freude bemächtigte sich aller Derer, die so weit hergestellt worden, um entlassen werden zu können und nicht mehr in den Militärdienst traten. Manche hatten sich eine hübsche Summe von der Löhnung erspart, und wollten sich jetzt damit gute Tage machen, oder Geschäfte anfangen. Die Liederlichen aber, die sich nichts erspart hatten, waren erst recht lustig, und sangen: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe!"

Am Tage des Abschieds erhielt Christian Heß einen schwarz beränderten Brief. Er war auf irgend eine Weise mittelst der „Unterlandpost" vom Süden an ihn gelangt, und kam von Fräulein Stella Longbrook, welche unter Anderm schrieb:

„Werther, lieber Freund!

„Ich weiß kaum, wie ich diesen Brief beginnen soll, die liebe Mutter und ich sind von einem so

großen Schmerze betroffen worden, daß ich kaum Worte finde. Unser theurer Georg ist nicht mehr hienieden. Er wurde bei einem Gefechte in der Nähe Richmond's tödtlich verwundet. Als sie ihn in's Hospital brachten, da sagte er mit matter Stimme zu mir: 'Erschreck nicht, liebe Stella, wir sind in Gottes Hand; wie er es macht, ist's gut, nicht wahr, theure Schwester?' Er konnte nicht mehr viel reden, was er aber sprach, das handelte vom ewigen Leben, und von einer gewissen Hoffnung und von dem großen Troste, den wir in des Herrn Verheißungen haben.

„Am Morgen seines Todestages rafften sich seine Kräfte nochmals zusammen, und er sprach gar lieblich von der Güte Gottes und der Sündenvergebung, und von der Mutter und anderen lieben Menschen, auch von Ihnen, Christian. Ich soll Ihnen seinen letzten Gruß entbieten und sagen, daß Georg ganz bestimmt auf ein fröhlich Wiedersehen im Himmel hoffe.

„Nach einer Pause sagte der Sterbende: 'Noch eins, liebe Stella. Als sie mich so schwer verwundet vom Schlachtfeld trugen, da kam mir's plötzlich wie eine Offenbarung, daß wir bei aller guter Meinung im Kampf für die südliche Sache am Ende doch auf dem unrechten Wege sind, und ich werde den Gedanken nicht los. Ich bin zwar gerne dem Ruf meines Heimathsstaates gefolgt, aber so nahe der Ewigkeit sieht man die Sachen doch in anderm Lichte, als früher.'

„Dann wurde er stille, faltete seine Hände und erwartete den Ruf nach der ewigen Heimath in großem Frieden.

„Jetzt weiß ich, weßhalb die Mutter keine ernsten Einwendungen machte, als ich ihr sagte, daß ich in den Krankendienst treten wolle. Sie muß eine Ahnung gehabt haben, daß Georg mich nöthiger haben möge als sie. Nun aber gehe ich zu ihr, und bin glückselig in dem Gedanken, daß ich ihr den Trost des großen Gottes bringen kann."

Ein erschütterndes Schicksal, sagte Christian zu sich, als er mit Lesen dieser Trauerbotschaft zu Ende war. Gut, daß sie es so heldenmüthig trägt.

Darin bestand aber vorläufig auch der ganze bewirkte Eindruck. Er war entschlossen, zu wirken und zu streben, zu erlisten und zu erraffen, und das Glück an seine Fersen zu fesseln.

Gesinnungsgenossen gab es genug im Spital. Einige derselben thaten sich mit Christian zu einer Compagnie zusammen, um gemeinschaftlich das Glück in einem Geschäft zu versuchen. Man zählte die Ersparnisse und fand, daß genug Kapital vorhanden sei, um kleine Lieferungen für die Armee zu übernehmen, oder doch für die Groß-Lieferanten zu arbeiten. Einer dieser Geschäfts-Theilhaber hatte früher in einem Pferdefutter-Geschäft als Commis gearbeitet, gab vor, große Erfahrung darin zu haben, und man beschloß, es damit zu versuchen.

Es ging Alles nach Wunsch. Die Regierung brauchte ungeheure Lieferungen und bezahlte ungeheure Preise. Konnte die „Blaue Compagnie," wie sich die neugebackenen Geschäftsleute nannten, auch keine großen Regierungs-Lieferungen übernehmen, so wurde sie doch von den großen Lieferanten beschäftigt und verdiente ein hübsches Stück Geld, und Christian schrieb in jener Zeit nach Haus:

„Liebe Eltern!

Endlich erhalte ich etwas für vieljähriges Abmühen. Unser Geschäft blüht, und mein ersparter Soldatenlohn hat sich schon mehr als verdreifacht. Warum hab' ich denn nicht schon früher den Handel angefangen? Dies ist das Land der Handelschaft, da verdient selbst der, der mit Schwefelhölzern handelt, sein Brod, und legt etwas zurück. Ich werde mich nie wieder mit Handarbeit abplagen, sondern den Thaler im Kauf und Verkauf umdrehen und gut dabei fahren.

„Unser Commis, der uns zu diesem Geschäft gerathen, das ist ein ganzer Mann; richtig im Urtheil, schnell im Handeln, den Vortheil erfassend, wo er zu finden ist, und schneidig, wie ein Rasirmesser."

Schulmeister Heß athmete tief auf, nachdem er diesen Glücksbrief des Sohnes gelesen und sagte: „Also endlich doch, Mutter, es hat lange gewährt; aber ich dachte immer, so müsse es noch kommen. Wie ich es dem Jungen gönne! Wenn ich ihn nur einen Augenblick herzen könnte, meinen Christian, der gerungen hat wie ein Mann und den Sieg davontrug."

Der frommen Mutter jedoch wollte der Ton des Briefes gar nicht gefallen. Sie sprach jedoch als kluge Frau im Augenblick ihre Gedanken nicht aus, sondern ging in's Kämmerlein, um mit ihrem Gott zu reden.

Die „Blaue Compagnie" trieb einen gewinnreichen Handel. Die Geschäftstheilhaber hatten beinahe vergessen, daß sie einst Soldaten waren, die monatlich $14 Lohn bezogen, und fühlten sich als Handelsherren. Unordentliches Wesen jedoch ward nicht erlaubt. Jedes Mitglied zog nur so viel aus der allgemeinen Kasse, als zum anständigen Lebensunterhalt nöthig war, und alle übrigen Mittel wurden zu neuen Handelsunternehmungen verwandt. Hie und da sandte Christian fünf oder zehn Dollars nach Haus, die draußen in rheinischen Gulden ein recht hübsches Sümmchen machten, und den Schulmeister

Heß fest überzeugten, daß sein Christian das Glück gefunden habe.

Von Stella Longbrook hatte der junge Handelsmann längere Zeit nichts erfahren. Sie war bei ihrer lieben Mutter und erkannte aus einem Berichte, daß Christian vorläufig ganz ins Gelderwerben verstrickt sei, aus welchem Netze ihn die Briefe, die sie schreiben konnte, wohl kaum ziehen würden. Jedoch konnte die auch in den Dingen der Welt erfahrene Dame nicht umhin, den jungen Mann zu warnen, geschäftlich vorsichtig zu sein, und namentlich ein wenig auf den berühmten Commis Acht zu haben.

Diese Warnung war nicht überflüssig.

Der Commis hatte immer gewagtere Spekulationen unternommen. Und da kein Fehlschlag, sondern jedesmal Gewinn eingestrichen wurde, so gewann er das blinde, unbegrenzte Vertrauen der Anderen. Das Vermögen der Compagnie belief sich in nicht sehr langer Zeit auf etwa $40,000, was bei damaligen Verdiensten kein Wunder war.

„Was brauchen wir," sagte der Commis eines Tages zu den Andern, „immer nur für die großen Lieferanten zu arbeiten? Wir haben Kapital und gewiß Verstand genug, um Regierungs-Contrakte zu übernehmen. Da kommt der Gewinn uns direkt zu und ist bestimmt doppelt so groß wie bisher. Wir wissen, wo man kauft, und dafür, daß wir einen Regierungs-Contrakt bekommen, laßt mich sorgen, ich habe es den Juden abgesehen, und was die können, vermögen wir auch. Es muß zwar alles Geld auf einmal eingesetzt werden, denn die Regierung gibt sich mit dem Kleinhandel, wie wir ihn bisher trieben, nicht ab, sondern verleiht nur größere Contrakte. Für das Gelingen garantire ich und in einem Jahr, wenn der Krieg noch so lang dauert, sind wir gemachte Leute; jeder hat alsdann wenigstens seine $25,000."

Die Blauen hörten mit offenem Munde zu. Wohl regten sich Bedenken; wohl sagte sich der Eine oder Andere, es könne auch anders kommen, wohl stieg die Frage auf—was dann, wenn auf einen Ruck Alles verloren ginge?

Die verlockende Aussicht begrub alle Bedenken. Groß-Contraktoren, das war schon etwas, und doppelter Gewinn, das war noch besser, und $25,000 baar für jeden Theilhaber, das war das Beste.

Also frisch darauf los. Der „Commis" ward mit dem ganzen Handel betraut. Er mußte Mittel und Wege finden, und Alles besorgen. Er erhielt einen Regierungs-Contrakt, welcher das ganze Vermögen der Compagnie in Anspruch nahm. Die Einkäufe wurden zu verhältnißmäßig niederen Preisen bewerkstelligt. Der in Aussicht stehende Gewinn war bedeutend. Die Blauen jubelten.

Die Waare war abgeliefert und vorzüglich befunden worden und die Zahlungsanweisung ließ nicht sehr lange auf sich warten. Die Compagnie hatte sie aber auch nöthig, denn sie hatte sich beinahe von allem Baargeld zur Ausführung dieses Geschäfts entblößt. Der Gewinn belief sich auf Tausende und die Regierung war bereit, beinahe $50,000 an die Blauen an Bevollmächtigte auszubezahlen. Wer anders sollte das sein als der Commis! Er besaß das unbegrenzte Vertrauen; er hatte das große Geschäft bewerkstelligt, er sollte der Bevollmächtigte sein, was ja ohnehin nicht viel zu bedeuten hatte, da die Zahlung mittelst Anweisung an die Ver. Staatenkasse geschah, die in einer Bank zu hinterlegen war.

Wohl fiel Christian die Warnung des Fräulein Longbrook ein, als sich der Commis, nachdem er die Vollmacht in der Tasche hatte, rasch mit den Worten entfernte, er werde bald wieder da sein, und $50,000 auf „ihrer" Bank haben; jedoch der deutsche Junge schämte sich im nächsten Augenblick seiner Feigheit, und sagte sich, ein Soldat dürfe sich auch in solchen Sachen nicht fürchten.

Die Blauen saßen und rieben sich vergnügt die Hände, und rechneten aus, wie viel jeder von ihnen gewonnen habe. Eine, zwei Stunden und mehr vergingen, ein halber Tag ging dahin und der Tag neigte sich; der Commis aber war noch nicht zurück. Die Blauen wurden unruhig und am unruhigsten war der Christian, und er rief endlich: „Kameraden, am Ende ist unserm Commis etwas passirt. Ich benutze eine Kutsche und fahre zur Zahlstelle. Vielleicht treffe ich Jemand, der mir Auskunft gibt."

„Geh," riefen die Andern, „wir hätten ihn nicht allein gehen lassen sollen; es ist so vielerlei Volk in der Stadt."

Kaum fand sich genug Geld in der Kasse, um den Kutscher zu bezahlen.

Das Zahlamt sollte eben geschlossen werden als Christian eintrat und hastig fragte, ob Herr N. N. dagewesen. „Ja wohl," antwortete der Beamte, „schon diesen Morgen brachte er die Vollmacht der Compagnie und wir bezahlten die Anweisung, kam er nicht ins Geschäft?"

„Nein."

„Dann fahren Sie zur Polizeistation und machen Sie Alarm. Da ist etwas faul."

Wie Christian wieder in die Kutsche kam und auf's Polizeiamt, das konnte er später nie angeben.

Der Polizeibeamte hörte die Geschichte an, zuckte die Achseln, versprach das Mögliche zu

thun, den Vermißten zu finden und gab einigen Geheimpolizisten den Auftrag.

Der Commis kam nie wieder zum Vorschein. Er war mit den $50,000 verschwunden. Er hatte den Plan lange zuvor ausgeheckt, hatte das Geld in Goldanweisungen umgesetzt, und war wahrscheinlich nach Canada entwichen. So viel brachte die Geheimpolizei heraus.

Das aber half der betrogenen Blauen Compagnie gar wenig. Sie war in der ärmlichsten Lage, die sich denken läßt. Außer wenigen kleinen Ausständen war rein nichts vorhanden, und diese Ausstände wurden reichlich durch fällige Rechnungen aufgezehrt.

Die armen Männer waren in Verzweiflung, verwünschten ihr blindes Vertrauen, trennten sich, und zogen hinaus ins Elend.

Unsern Christian Heß finden wir als hungrigen, heruntergekommenen Wanderer in Cairo, Jll. Er wollte sich trotz aller drohenden Gefahren wieder nach dem Süden, nach Georgia durchschlagen, um bei Frau Longbrook einstweilen eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Das Kriegswesen war ihm entleidet, auch ging der Krieg dem Ende zu, das sah Jedermann, und die Ver. Staaten waren nicht mehr in so großer Noth, Streitkräfte zu erhalten.

Es war Neujahrsnacht 1865. Dort, wo sich der Ohio in den Mississippi ergießt, stand auf einem der Dämme ein wildaussehender Mann und starrte hinab in die dunkeln Fluthen. Es war Christian Heß.

Wäre es da unten nicht ruhiger als in diesem Leben, würden diese Wasser der langen Qual nicht ein Ende machen, warum dich noch lange wie ein Ausgestoßener in dieser Welt herumtreiben? Also flüsterte ihm der Versucher zu.

Und der Mann starrte hinab, hinab.

Da donnerte ein Schuß. Das Friedensjahr 1865 war angebrochen und die Kanoniere der Garnison begrüßten dasselbe mit Salven.

Der Mann am Ufer fuhr auf und sah unwillkürlich aufwärts.

Durch gebrochene Wolken glänzte am westlichen Himmel ein einzelner Stern.

„Stella," murmelte das wildaussehende Menschenkind am Ufer. „Dahin wolltest du ja, und hierher bist du gekommen und da hinunter hat dich die schwarze, finstere Macht gezogen!"

Der Mann rieb sich, wie aus einem wüsten Traum erwachend, die Augen, schüttelte sich, raffte sich auf und wankte der Stadt zu, um den Versuch zu machen, sich bei Kameraden wenigstens ein Nachtquartier zu erbitten, was ihm auch von einigen gutmüthigen Blaujacken gerne gewährt wurde.

(Schluß folgt.)

Sonntagschul-Lektionen.

Vom Weltgericht.

Sonntag, 6. Mai. — Matth. 25, 31—46.

31. Wann aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit:

32. Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet;

33. Und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken.

34. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

35. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Jch bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Jch bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.

36. Jch bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Jch bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Jch bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

37. Dann werden ihm die Gerechten antworten, und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? Oder durstig, und haben dich getränket?

38. Wann haben wir dich einen Gast gesehen, und beherberget? Oder nackend, und haben dich bekleidet?

39. Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen?

40. Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

41. Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken; Gehet hin von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.

42. Jch bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Jch bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket.

43. Jch bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Jch bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Jch bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet.

44. Da werden sie ihm auch antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich gesehen hungrig, oder durstig, oder einen Gast, oder nackend, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedienet?

45. Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch; was ihr nicht gethan habt Einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan.

46. Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben.

Biblischer Grundgedanke: „Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben." Matth. 25, 46.

Einleitung. Unsre Lektion bildet den Schluß der Rede Jesu im Jüngerkreis. Bekanntlich hielt er diese Rede auf dem Oelberg am Dienstag Nachmittag der Leidenswoche. Diese Worte sind nicht ein Gleichniß, sondern ein Weissagungsbild des großen End-

gerichtes. Christus hebt den Schleier in Etwas und gewährt uns einen Blick in die Schlußereignisse der gegenwärtigen Weltordnung.

Erklärung.

V. 31. Des Menschen Sohn wird kommen zu richten die Lebendigen und die Todten. Manche glauben's und Manche glauben's nicht; das bleibt sich aber gleich. Manchen gefällt's und Manchen gefällt's nicht; das ändert aber nichts an der Sache. Christus wird kommen, um Gericht zu halten. Er hat noch nicht das letzte Wort mit der Welt geredet. Er kommt in Herrlichkeit, nicht wie einst in Niedrigkeit. Herrlich wird seine Persönlichkeit sein. Herrlich wird sein Gefolge sein, denn alle heiligen Engel werden ihn begleiten. Nicht in die Krippe wird er sich legen, sondern auf den Thron der Herrlichkeit wird er sich setzen.

V. 32. 33. Vor dem heiligen Richterstuhle werden alle Völker versammelt werden. Dieser Umstand setzt die allgemeine Auferstehung voraus. Christus schildert hier das Gericht über die ganze Menschheit, mit Einschluß der Gläubigen, und sagt erstens: „Es werden vor ihm alle Völker versammelt werden;" zweitens erscheinen in dieser Gerichtsscene die zwei großen Klassen, in welche die gesammte Menschheit zerfällt — die Schafe und die Böcke, die Gesegneten des Vaters und die Verfluchten. Eine öffentliche und förmliche Scheidung findet erst beim Endgerichte statt. Christus wird die Menschen von einander scheiden, wie ein Hirte das Schafvieh von dem Ziegenvieh scheidet. Das ist der Sinn des Grundtextes. Schafe und Ziegen wurden unter dem Namen Kleinvieh mit einander geweidet. Hier gehen Bekehrte und Unbekehrte, Gläubige und Ungläubige durch einander. Am Gerichtstage aber findet eine ewige Scheidung statt.

V. 34. Der Richter Jesus erscheint in seiner königlichen Majestät. Er wendet sich zunächst an die, welche zu seiner Rechten stehen. Es sind die, welche ihr Herz und Leben ihm weihten. Es sind die, welche ihre Kleider wuschen und helle machten in seinem Blute. Es sind die, welche fruchttragende Reben waren an ihm, dem rechten Weinstocke. Sie ererben das Reich der Seligkeit. Was man aber ererbt, das hat man weder verdient noch erarbeitet. Von Anbeginn der Welt ist den Erlösten dies Reich der Herrlichkeit bereitet.

V. 35. 36. Heubner sagt in Betreff dieser Verse: „Es werden vorzüglich Handlungen der Liebe genannt, die nicht blos mit Aufwand von Geld verbunden sind, was viel leichter ist, sondern mit Aufwand von Zeit, Kraft, Ruhe, Bequemlichkeit, mit Uebernahme von Beschwerlichkeiten." Angesichts dieser Worte des heiligen Richters taucht wohl bei Manchem die Frage auf: Werden wir denn durch die Werke selig? Steht denn nicht geschrieben: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden, durch den Glauben; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme"? Ganz richtig. Diese Worte des Richters besagen auch nicht, daß der Mensch durch eigenes Verdienst selig werde. Aus der Erklärung zu V. 34 ergiebt sich das zur Genüge. Durch den Glauben wird der Mensch gerecht und selig. Allein es ist das nicht ein todter, sondern ein lebendiger Glaube; ein Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Die Werke, welche der Richter namhaft macht, beweisen nur, daß die Betreffenden den wahren, seligmachenden Glauben haben. Die Früchte beweisen das Vorhandensein des fruchtbaren Baumes. Genannte Werke beweisen die Lebendigkeit des Glaubens derer, die zur Rechten gestellt werden.

V. 37—40. Die Sprache der Gerechten bekundet ihre Bescheidenheit und Demuth. Sie beweist, daß dieselben nicht durch Werke selig zu werden sich bestrebten. Aus der Liebe, welche ihre Herzen erfüllten, entsprangen diese Werke. Durch diese Liebe wurden sie gedrungen, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken 2c. Mit Watson halten wir, daß der Ausdruck „meine geringsten Brüder" sich auf alle Menschen erstrecke. Durch die Annahme unsrer Natur ist er eines jeglichen Menschen Bruder geworden. Irgend eine Wohlthat, die wir aus Liebe irgend einem Mitmenschen erweisen, betrachtet Jesus als eine ihm erwiesene Wohlthat.

V. 41. Nun wendet sich der Richter an die, welche zu seiner Linken stehen. „Ihr Verfluchten!" so redet er sie an. Segen und Fluch wurden ihnen vorgelegt. Sie wählten den Fluch. Gott hat sie nicht von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt. Er wollte sie gerettet sehen. Durch Christum hätten auch sie der Seligkeit theilhaftig werden können. Aber sie selbst, da sie sich Christum nicht ergeben wollten, sind unter dem Fluch des Gesetzes geblieben, von dem uns Jesus befreite, da er ein Fluch ward für uns (1 Cor. 16, 22). Dem Teufel und seinen Engeln wurde das ewige Feuer, der Ort der Verdammniß, bereitet. Den gefallenen Menschen aber sandte Gott einen Erlöser. Lassen dieselben sich aber durch ihn nicht von der Sünde reinigen und befreien, so werden sie dem Teufel gleich. Sie gehören dann mit in sein Reich und an den Ort der Qual.

V. 42—45. Sie haben sich selbst gespeist, sich selbst getränkt, sich selbst gepflegt. Es sind nicht große und schwere Verbrechen, welche der Herr denen zur Linken zur Last legt. Unterlassungssünden sind's, um deren willen sie gerichtet werden. Der Herr legt aber ein so großes Gewicht auf diese, weil sie von dem Mangel an wahrer Liebe zu ihm Zeugniß ablegen.

V. 46. Die Seligkeit der Gerechten und die Pein der Gottlosen werden hier beide als ewigdauernd bezeichnet. Im Grundtexte wird ein und dasselbe Eigenschaftswort gebraucht, um die Dauer beider Zustände darzustellen.

Praktische Gedanken.

Das jüngste Gericht.

I. Die Erscheinung des Richters.

1. Der erscheinende Richter ist Jesus. Jesus selbst sagt hier, daß der erscheinende Richter des Menschen Sohn sein wird. Der Vater hat alles Gericht dem Sohne gegeben (Joh. 5, 22). Auf dem Areopag zu Athen verkündigt Paulus: „Er hat einen Tag gesetzt, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens in Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem er es beschlossen hat" (Apstg. 17, 31). An einem Tage hat Gott den Menschen erschaffen, an einem Tage hat er ihn erlöset; und an einem Tage wird er ihn richten. Wann dieser Tag kommt, das wissen wir nicht. Aber er kommt ohne Fehl und mit demselben erscheint Jesus als Richter. Als er vom Oelberg gen Himmel fuhr, hat er nicht für immer Abschied von der Erde genommen.

2. Seine Erscheinung wird herrlich sein. Einst erschien er auf Erden in unserer Niedrigkeit. An jenem großen Tage aber erscheint er in seiner Herrlichkeit. Das ist die Herrlichkeit, in welcher ihn jetzt nur die Engel anbeten und die vollendeten Gerechten anschauen. Er wird kommen wie ein König mit seinem Gefolge. Die leuchtende Engelschaar wird seine Thronwache sein.

3. Seine Erscheinung wird eine überraschende sein. Des Herrn Tag wird hereinbrechen wie ein Dieb in der Nacht. Der Herr selbst gibt uns eine lebendige Schilderung dieser Ueberraschung in Luk. 17, 26—30. Wenn der Herr kommt, werden Manche beim Kaufen und Verkaufen sein. Andere werden zu Tische sitzen, essen, trinken und fröhlich sein. Andere werden neue Pläne schmieden für die Zukunft. Der Hochzeitstag Mancher wird der Gerichtstag Aller sein.

II. Die Scheidung der Völker. V. 32. 33.

1. Ein gewaltiger Posaunenhall wird die Todten wecken. Bei diesem Posaunenhall werden die Todten auferstehen und die Lebendigen verwandelt werden (1 Thess. 4, 16. 17). O wundervoller Posaunenhall! Wenn alle Trompeten der Erde jetzt schmetterten, alle Trommeln wirbelten und alle Orgeln erbrausten, so würden die Todten dadurch in ihren Gräbern nicht gestört. Sie schlummern ruhig fort, wenn auch heulende Stürme Rieseneichen entwurzeln, die dumpfbrausenden Meereswogen große Schiffe und Dampfer verschlingen, Donner dumpfdröhnend durch die Wolken rollen und grelle Blitze das Firmament durchzucken; wenn auch die Erde bebt und wie ein Betrunkener taumelt, ganze Städte verschlingend und Menschen zu Tausenden begrabend. Aber des Erzengels Posaunenstoß wird sie wecken. Der Auferstehungsmorgen ist angebrochen. Alle Todten müssen aufstehen und vor dem Richterstuhle Christi erscheinen.

2. Alle Menschen müssen vor dem Richter erscheinen. Vor seinem Stuhle werden Alle erscheinen, die je gelebt haben. Vor diesem Gerichte kann sich Niemand verbergen. Der irdischen Gerechtigkeit entrinnen die Verbrecher oft. Manche sind zu groß, zu reich oder zu klug für die irdische Gerichtsbehörde. Dort rettet keine Größe, Reichthum oder Klugheit. Feinde und Freunde, Verächter und Verehrer werden vor dem Richterstuhle Christi stehen müssen. Auch wir werden dort sein. Wir werden ihn sehen als unsern Richter, der so lange unser Freund, Lehrer, Führer, Heiland und Seligmacher sein wollte. Wird's zur Freude oder zum Schrecken sein?

3. Eine Scheidung findet statt. Die Kinder Gottes werden zur Rechten und die Gottlosen zur Linken gestellt. Welch ein Riß macht das in die menschliche Gesellschaft! Wo werden wir stehen? Das ist eine ernste, sehr ernste Frage.

III. Die Fällung des Urtheils. V. 34—46.

1. Das Urtheil wird nicht nach Willkür gefällt. Der sittliche Charakter eines Jeglichen entscheidet sein ewiges Loos. Das Urtheil, welches der Richter fällt, richtet sich nicht nach der Stellung, welche wir in der Gesellschaft einnahmen oder nach der kirchlichen Farbe, die wir zur Schau tragen. Der König, ohne den in der Liebe thätigen Glauben, gehört zu den Verfluchten. Der Bettler, welcher diesen in der Liebe thätigen Glauben besitzt, ist ein Gesegneter des Vaters. Ob wir die methodistische, baptistische, lutherische, reformirte oder römische Farbe trugen, wird im Gerichte nicht den Ausschlag geben. Der durch die Liebe thätige Glaube an den Sohn Gottes allein gibt dort den Ausschlag.

2. Das Urtheil bringt den Gläubigen ewige Freude. Sie haben ihren Seelenfreund vor den Menschen bekannt. Nun bekennt er sie vor seinem Vater und den heiligen Engeln. Der Gnadenlohn, welcher ihnen zu Theil wird, ist nichts Geringeres, als ein „Reich, das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt."

3. Das Urtheil verkündet den Unbekehrten ewiges Wehe. Sie haben auf's Fleisch gesäet in ihrer Gnadenzeit. Jetzt müssen sie in Ewigkeit vom Fleische das Verderben ernten. Sie waren kreuzesscheu. Jetzt haben sie keinen Theil in seinem Reich. Sie wollten nicht hören, als er rief: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid." Jetzt müssen sie das furchtbare: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten" hören. Sie müssen hinziehen in die ewige Pein.

Sonntag, 13. Mai. **Das heilige Abendmahl.** Matth. 26, 17—30.

17. Aber am ersten Tage der süßen Brode traten die Jünger zu Jesu, und sprachen zu ihm: Wo willst du, daß wir dir bereiten, das Osterlamm zu essen?
18. Er sprach: Gehet hin in die Stadt zu Einem, und sprechet zu ihm: Der Meister läßt dir sagen: Meine Zeit ist hier, ich will bei dir Ostern halten mit meinen Jüngern.
19. Und die Jünger thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und bereiteten das Osterlamm.
20. Und am Abend setzte er sich zu Tische mit den Zwölfen.
21. Und da sie aßen, sprach er: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch wird mich verrathen.
22. Und sie wurden sehr betrübt, und hoben an, ein Jeglicher unter ihnen, und sagten zu ihm: Herr, bin ich's?
23. Er antwortete, und sprach: Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen.
24. Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet: doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch noch nie geboren wäre.
25. Da antwortete Judas, der ihn verrieth, und sprach: Bin ich's, Rabbi? Er sprach zu ihm: Du sagst es.
26. Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach es, und gab es den Jüngern, und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib.
27. Und er nahm den Kelch, und dankte, gab ihnen den, und sprach: Trinket Alle daraus;
28. Das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden.
29. Ich sage euch: Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächse des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reiche.
30. Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Oelberg.

Biblischer Grundgedanke: „Denn wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert." 1 Cor. 5, 7.

Einleitung. Unsere Lektionsgeschichte ereignete sich in Jerusalem am Donnerstag Abend der Leidenswoche. Als Jesus seine Rede am Dienstag Nachmittag am Oelberg beendet hatte, ging er mit den Jüngern nach Bethanien. Da blieb er in stiller Zurückgezogenheit von Dienstag Abend bis Donnerstag. Wahrscheinlich genoß er während dieser Zeit die Gastfreundschaft seiner Freunde Maria, Martha und Lazarus. Während seines Aufenthalts in Bethanien hielten die Obersten einen Rath, wie sie Jesum mit List fangen und tödten könnten (Matth. 26, 3—5). Judas Ischarioth wird mit den Hohenpriestern einig, seinen Herrn ihnen um dreißig Silberlinge zu verrathen (V. 14—16). Die V. 6—13 berichtete Salbung fand wahrscheinlich am vorhergehenden Samstag statt

Denn Johannes berichtet, daß es sechs Tage vor Ostern gewesen sei (Joh. 12, 1).

Erklärung.

V. 17. Es handelt sich hier um das jüdische Passahfest. Dasselbe war eines der drei Hauptfeste des alten Israel. Es wurde auch Fest „der süßen Brode“ genannt, weil während der siebentägigen Feier desselben bei Strafe der Ausrottung nichts Gesäuertes gegessen werden durfte. Das Fest begann mit dem Passahmahl. Es wurde gefeiert zur Erinnerung an die Verschonung vor dem Würgengel und an den Auszug aus Egypten. Die Juden theilten ihre Tage mit dem Sonnenuntergang. Gesetzlich begann dieses Fest mit dem Untergang der Sonne am 14. Nisan, d. h. mit dem Anfang des 15. Nisan. Praktisch jedoch wurde schon der 14. Nisan als der erste Tag der süßen Brode angesehen. Denn an diesem Tage mußten die durch das Fest bedingten Vorkehrungen getroffen werden.

V. 18. 19. Die Jünger fragten, wo sie das Osterlamm bereiten sollten. Ostern war der Name eines Festes der alten Sachsen zu Ehren der Göttin Ostara, den man dem auf dieselbe Zeit fallenden Passah beilegte. Luther hat das griechische paska mit diesem Worte übersetzt. Die Vorkehrungen zum Passahmahl bestanden in der Sicherung eines Saales, des ungesäuerten Brodes, Weines, Passahlammes und der bittern Kräuter. Jesus sendet die Jünger von Bethanien nach Jerusalem zu einem Freunde, den er nicht namhaft macht. Markus und Lukas berichten, daß er ihnen nur Zeichen nannte, woran sie den Mann erkennen sollten, der ihnen sofort einen Saal zur Verfügung stellen würde.

V. 20. 21. Das Passahmahl vollzog sich in folgender Ordnung. Der Hausvater sprach das Dankgebet; der erste, mit rothem Wein gefüllte Becher wurde getrunken und dann die Hände gewaschen. Sodann wurden die in Essig oder Salz getunkten Bitterkräuter zur Erinnerung an die in der Knechtschaft ausgestandenen Leiden genossen. Unterdessen wurden die übrigen Gerichte aufgetragen. Der erstgeborene Sohn fragte nun den Vater nach der Bedeutung des Gebrauchs, worauf dieser oder ein Vorleser die Geschichte des Auszugs mit Anknüpfung an die verschiedenen Theile des Mahles erzählte. Nun sang man den ersten Theil des Lobgesangs (Psalm 113, 114), und trank dann den zweiten Becher. Hierauf folgte das eigentliche Mahl. Nach demselben wurde der dritte Becher getrunken, den der Herr wahrscheinlich zur Stiftung des Abendmahles benützte. Auf diesen dritten folgte noch ein vierter Festbecher, nach dessen Einschenken der zweite Theil des Lobgesanges gesungen wurde (Psalm 115—118).

V. 22. 23. Während des Passahmahles verkündet Christus, daß seiner Jünger einer zum Verräther an ihm werden würde. Dadurch wurden sie sehr betrübt. Die Elfe erschraken bei dem Gedanken, daß einer von ihnen in diesen Abgrund der Sünde stürzen könnte. Sie fingen aber nicht an, einander zu beschuldigen. Nein ein Jeglicher hielt bei sich selber Haussuchung.

V. 23—25. Die Antwort des Herrn auf die Jüngerfrage ist noch keine, die den Verräther vor den übrigen Jüngern blosstellt. Für den Verräther selbst aber war dieselbe eine ernste Mahnung. Sie deutete hin auf die Worte des Psalmisten, Ps. 41, 10. Die ewige Liebe wollte den Verräther zur Besinnung bringen, ehe er den letzten verhängnißvollen Schritt nahm. Der Weheruf über denselben ist nicht eine Drohung oder ein leidenschaftlicher Ausspruch, sondern die betrübte Ankündigung einer schrecklichen Thatsache. Nach diesem Weheruf frägt endlich auch Judas: „Bin ich's, Rabbi?“ Die Antwort des Herrn „du sagst es“ bedeutet soviel als: du weißt es wohl—warum frägst du? Es sei hier noch gesagt, daß die alttestamentliche Weissagung von dem Verrath des Judas nicht aus der göttlichen Vorherbestimmung entsprang, sondern aus dem göttlichen Vorherwissen.

V. 26—28. In diesen Worten wird uns die Einsetzung des heiligen Abendmahles berichtet. Es ist eines der zwei Sakramente, welche Christus seiner Kirche im neuen Bunde anvertraute. Sakrament bedeutet eine heilige Handlung. Es gibt nur zwei Sakramente, nämlich: die heilige Taufe und das heilige Abendmahl. Das Abendmahl wurde am Vorabend seines Leidens und Sterbens von Christo eingesetzt. Die Taufe aber setzte er unmittelbar vor seiner Himmelfahrt ein. Die sichtbaren Elemente im Abendmahl sind Brod und Wein. Das Brod ist Sinnbild seines für uns gebrochenen Leibes und der Wein war ein Sinnbild seines für uns vergossenen Blutes.

V. 29. 30. Das Passahmahl war eine Gedächtnißfeier der Errettung aus Egypten. Zugleich war dasselbe ein Vorbild der neutestamentlichen Erlösung, welche im Himmel vollendet wird. Einst in der seligen Vollendung wird das Hochzeitsmahl des Lammes von Christo und den Erlösten gefeiert. Bis dahin würde er nicht mehr vom Gewächs des Weinstocks trinken. Nach Johannes 14—17 hielt nun Jesus noch eine längere Rede und schloß dieselbe mit dem hohenpriesterlichen Gebet. Darauf sangen sie den zweiten Theil des Hallel oder Lobgesanges.

Praktische Gedanken.

Die Einsetzung des heiligen Abendmahls.

I. Wann eingesetzt.

1. Während des Passahmahles. Wie zeitgemäß und schicklich! War doch das Passahlamm ein Vorbild auf Christum, welcher als Lamm Gottes der Welt Sünde tragen sollte. War doch die Rettung vor dem Würgengel und die Erlösung aus Egypten ein Vorbild auf das blutige Versöhnungswerk des Heilandes. Das Passahmahl sollte deßhalb in dem heiligen Abendmahle sein erfülltes und wesenhaftes Gegenbild finden. An die Stelle des Passahmahles sollte nun das Abendmahl treten.

2. Am Vorabend seines Leidens und Sterbens. Dieser Umstand stellt seine Liebe in ein noch helleres Licht. Als Haß und Bosheit ihren Plan fertig hatten, da hatte seine Liebe den ihrigen auch fertig. Als die Feinde ihr Netz um ihn spannen, da breitete er sein Netz der Liebe über die gesammte Menschenwelt aus. Als in der Seele des Verräthers die Gedanken der Untreue reiften, leuchteten in seiner Seele die Gedanken der Welterlösung. Als die Bosheit der Obersten des Volks ihren Höhepunkt erreicht hatte, da stand auch seine Liebe auf ihrem Höhepunkt. Er wußte um die Marter, Leiden und den schmählichen Kreuzestod, die seiner harreten. Er dachte aber nicht an sich, sondern an uns und unsre Erlösung. In unvergleichlicher Schöne erscheint hier die Uneigennützigkeit Jesu. Kein Haß, Verrath und keine Treulosigkeit der Menschen konnten das Feuer der Liebe in ihm dämpfen. Während man auf seinen Tod sann, da rang er um unser Leben, da stiftete er das Mahl des neuen Bundes.

II. Wie eingesetzt.

1. Durch den Herrn selbst. Er selbst hat dies Sakrament als ein kostbares Vermächtniß seiner

Kirche hinterlassen. Von den Königen Ahasverus und Belsazar wird in der heiligen Geschichte erzählt, daß sie große Festmahle anrichteten. In jener Nacht des Verraths aber hat der Herr Jesus ein Mahl angeordnet, welches die Festmahle jener Könige unendlich überstrahlt. Sie haben Hunderte und Tausende an ihrer Tafel bewirthet, er bewirthet ungezählte Millionen. Christus ist Alles in Allem an seinem Tische. Wie er's bei der Einsetzung durch seine Gegenwart heiligte, so heiligt er noch heute durch seine geistige Gegenwart die rechte Feier dieses Mahles.

2. Danksagend. Er dankte für Brod und Wein. Auch wir sollen dem lieben Vater im Himmel für seine milden Gaben herzlich danken. Er dankte aber namentlich für den Liebesrathschluß Gottes zur Erlösung und Beseligung armer Sünder. Im Geiste sah er dieselben schon in seinem Blute vollendet. Dafür sollte vor Allem auch unser Herz in herzlichem Dank entbrennen.

3. Er nahm Brod. Er macht dieses unentbehrlichste aller Nahrungsmittel zum Zeichen und Sinnbild seines für uns an's Kreuz geschlagenen Leibes. Das Brod, welches er brach und den Jüngern gab, war nicht sein wahrhaftiger Leib. Denn in demselben saß er ja dort beim Passahmahle. In dem 18. Glaubensartikel unsrer Kirche heißt es unter Anderm: „Die Lehre von der Transsubstantiation oder der Verwandlung des Wesens von Brod und Wein im heiligen Abendmahle kann durch die heilige Schrift nicht bewiesen werden, sondern streitet wider die deutlichen Worte derselben, vernichtet die Natur des Sakraments und gab Anlaß zu mancherlei Aberglauben. Der Leib Christi wird in dem Abendmahle nur nach einer himmlischen und geistlichen Weise gegeben, genommen und genossen."

4. Er nahm den Kelch. Der rothe Wein im Passahkelche versinnbildlicht das für uns vergossene Blut Christi. Der gläubige Genuß desselben deutet an, daß man Christi Blut zur Reinigung des Herzens und Gewissens anwende. Jeder Abendmahlsgast soll nicht nur das geweihte Brod, sondern auch den gesegneten Wein genießen. Der 19. Artikel unseres kirchlichen Glaubensbekenntnisses sagt: „Der Kelch des Herrn soll den Laien nicht verweigert werden, denn beide Theile von des Herrn Abendmahl müssen, nach Christi Einsetzung und Befehl, allen Christen, Einem wie dem Andern, gereicht werden."

III. Wozu eingesetzt.

1. Zum Gedächtnißmahle. Nach den Berichten des Lukas und Paulus befiehlt der Herr Jesus ausdrücklich: „Solches thut zu meinem Gedächtnisse." Auch als Gedächtnißmahl des Sühnopfers Christi ist das heilige Abendmahl ein theures Vermächtniß des Herrn. Es ist die Aufforderung an die Gläubigen, „des Herrn Tod zu verkündigen, bis daß er kommt." Es ist ein fortlaufendes Zeugniß des Heilandes — ein Zeugniß in Zeichen anstatt in Lauten, in Bildern anstatt in Worten. Die heiligen Elemente, Brod und Wein, erinnern uns an den für uns gekreuzigten Leib und an das für uns vergossene Blut Christi.

2. Zum Bundesmahle. Jesus sagt V. 28: „Das ist mein Blut des neuen Testaments." Das griechische „diatheekees" meint richtiger „Bund". Im heiligen Abendmahl haben wir das Zeichen und Unterpfand des neuen Bundes, den Gott auf Grund des Sühnopfers Christi mit den Menschen schloß. Bei einer jeglichen Feier dieses Sakraments wird die rettende Liebe Gottes allen Gläubigen auf's Neue zugesichert. Seitens der Empfänger aber findet eine erneuerte Annahme des Bundes mit seinen Verpflichtungen statt.

3. Zum Selbstmittheilungsmahle Christi. Durch den Glauben genießen wir den Leib und das Blut Christi, nicht in einem fleischlichen Sinne, sondern nach einer geistlichen und himmlischen Weise.

4. Zum Liebesmahle. Es ist das Vereinigungsmahl der Gläubigen.

Sonntag, 20. Mai. **Jesus in Gethsemane.** Matth. 26, 36—46.

36. Da kam Jesus mit ihnen zu einem Hofe, der hieß Gethsemane, und sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, bis daß ich dorthin gehe und bete.
37. Und nahm zu sich Petrum, und die zween Söhne Zebedäi, und fing an zu trauern und zu zagen.
38. Da sprach Jesus zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibet hier, und wachet mit mir.
39. Und ging hin ein wenig, fiel nieder auf sein Angesicht, und betete, und sprach: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.
40. Und er kam zu seinen Jüngern, und fand sie schlafend, und sprach zu Petro: Könnet ihr denn nicht Eine Stunde mit mir wachen?
41. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.
42. Zum andern Male ging er aber hin, betete, und sprach: Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn; so geschehe dein Wille.
43. Und er kam und fand sie abermals schlafend, und ihre Augen waren voll Schlafs.
44. Und er ließ sie und ging abermal hin, und betete zum dritten Male, und redete dieselbigen Worte.
45. Da kam er zu seinen Jüngern und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? Siehe, die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird.
46. Stehet auf, lasset uns gehen; siehe er ist da, der mich verräth.

Biblischer Grundgedanke: „Wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernet." Ebr. 5, 8.

Einleitung. Das hier berichtete Ereigniß trug sich zu um die Mitternachtstunde von Donnerstag auf Freitag in der Leidenswoche. Schauplatz ist der Garten Gethsemane. Mit den Elfen verläßt der Herr den Saal des Freundes, wo sie das Passahmahl genossen und wo die Einsetzung des heiligen Abendmahles stattgefunden hatte. Still und traurig schreitet die kleine Gesellschaft durch die Straßen Jerusalems. Beim hellen Schein des Vollmondes verlassen sie die Stadt. Sie ziehen hinab in's Kidronthal und ersteigen die jenseitige Anhöhe. Das Ziel ihrer Wanderung ist der Garten Gethsemane.

Erklärung.

V. 36. Gethsemane lag am westlichen Abhang des Oelbergs. Wahrscheinlich gehörte dieser Garten einem Verehrer des Herrn. Er hatte ihm denselben zur Verfügung gestellt. Thatsache ist's, daß Jesus hier oft mit seinen Jüngern zusammen kam. Gethsemane bedeutet Oelkelter. Der Fleck, den man gegenwärtig als Gethsemane bezeichnet, steht unter der Obhut der Franciskaner-Mönche. Sie bieten den Besuchern Blumen und Blätter des Oelbaums feil. Die Mauer ist wieder hergestellt. Acht alte und sehr

große Oelbäume stehen im Garten. Sie standen aber wohl kaum zur Zeit Christi. Denn Titus ließ bekanntlich während der Belagerung Jerusalems alle Bäume der Umgegend fällen.

V. 37. Innerhalb des Gartens am Eingangsthore ließ Jesus acht seiner Jünger zurück. Da sollten sie eine Wache bilden, um eine allzufrühe Ueberraschung zu verhüten. Auch waren diese Acht wohl kaum in einem Zustande, um ihn in das Allerheiligste seiner Leiden zu begleiten. Nur Petrus, Johannes und Jakobus, die Zeugen seiner Verklärung, dürfen ihn begleiten. Mit ihnen ging er etwa 60 bis 70 Schritt weiter. Ganz nett sagt Heinrich Müller: „Wenn du beten willst, nimm mit dir diese drei Gottesleute: 1) den Petrus, den Glauben, der sich auf Jesum als den Felsen gründet; ohne Glauben hat das Gebet keine Kraft; 2) den Jakobus, den Kampf; du mußt mit Gott kämpfen und nicht ablassen, bis du gesegnet wirst; 3) den Johannes, das heilige Leben, das sich bemüht, immer bei Gott in Gnaden zu sein."

V. 38. 39. Zu den drei Aposteln, welche den innern Kreis im Apostelkreise bilden, spricht der Herr: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod." Sie war tödtlich betrübt, in Todesangst. Er fühlte die Angst eines mit dem Tode ringenden Menschen. Er zitterte; er zagte; es ward sein Schweiß wie Blutstropfen. Wir stehen hier vor einem tiefen Geheimniß. Kein Mensch vermag dasselbe völlig zu ergründen. Aber doch drängt sich uns die Frage auf: Woher diese Angst, die über alle unsere Vorstellung geht?

Die Antwort auf diese Frage muß des beschränkten Raumes wegen hier kurz sein. Jesu unermeßliches Seelenleiden entsprang 1) aus dem Gefühl der Gottverlassenheit. Christus mußte allenthalben versucht werden, gleich wie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 4, 15). In der Wüste trat die ganze Fülle irdischer Lust und Herrlichkeit versuchend an ihn heran. So sehen wir in Gethsemane das ganze Gewicht menschlicher Leidenskämpfe versuchend an ihn herantreten. Nun aber ist eine Versuchung im Erlöser nur dann denkbar und sein Sieg nur dann von Bedeutung, wenn seine reine, sich selbst überlassene Menschheit den Kampf zu bestehen hat. Daher bildete die Gottverlassenheit auch in Gethsemane die Grundlage seiner großen Seelenangst.

2) Aus dem stellvertretenden Charakter seiner Leiden. Das Sündenelend der ganzen Welt lag hier schon auf ihm. Er sieht dasselbe nicht nur, wie Gott es sieht, sondern er fühlt es. Christus ist hier schon Stellvertreter der gesammten Menschheit. Um sie vom ewigen Tode zu erretten, mußte er denselben fühlen. Die Sündenlast des Menschengeschlechts, für die er büßen sollte, lag fast erdrückend auf seinem heiligen Herzen. Alle Schrecken des furchtbaren Todes, dem er entgegen gehen sollte, stürmten auf seine heilige, zarte Seele ein. Sie mußten in ihr unvergleichlich größeren Schauder und tiefere Angst erregen, als in unseren unreinen, unzarten Seelen. Uns ist der Tod etwas Natürliches geworden, ihm aber war er in einem erschreckenden Maße unnatürlich.

V. 40. 41. Der Herr hatte die drei Apostel aufgefordert, mit ihm zu wachen. Als er jedoch vom ersten Gebetskampfe zurückkehrte, da fand er sie schlafend. Welch' ein Beweis der Schwachheit ist dieses Schlafen unter solchen Umständen! Jedenfalls ist derselbe, theilweise wenigstens, dem Einfluß der finstern Macht zuzuschreiben. Sie hätten sich jedoch wacker gegen dieselbe wehren sollen. Deßhalb ermahnt sie Jesus im 41. Vers zur Wachsamkeit und zum Gebet.

V. 42—44. Zum zweiten Male geht Jesus hin, um im Gebet zu ringen. Lukas sagt, daß er diesmal noch heftiger betete. Er berichtet auch, daß des Heilands Schweiß wie Blutstropfen wurde, die auf die Erde fielen. In dieser Bitte tritt die Hingebung und die Opferwilligkeit überwiegend zum Vorschein. Als er zu den drei Aposteln zurückkehrte, fand er ihre Augen wieder voll Schlafes. Sein menschliches Herz bedurfte in diesem Kampfe theilnehmende Freunde. Aber er fand statt dessen schlafende Freunde. Er läßt sie schlafen und geht hin, um noch einmal zu beten. Diesmal wiederholt er die Worte der vorigen Bitte. Seine Seele gewinnt ihre Fassung und Ruhe wieder. Der Sieg ist errungen.

V. 45. 46. Nach der richtigen Uebersetzung spricht Jesus: „Schlafet und ruhet die übrige Zeit," d. h. ihr möget immerhin schlafen und ruhen; ich bedarf eures Wachens nicht mehr. Mit Gewalt sollten sie aber jetzt aus dem Schlafe geweckt werden. Denn die Stunde schlägt, da des Menschen Sohn den Feinden überantwortet wird.

Praktische Gedanken.

Der Dulder in Gethsemane.

I. Ein großer Dulder.

1. Wir treffen ihn in einem Garten. In einem Garten war unser Geschlecht gefallen; in einem Garten sollte es losgekämpft werden. Im Paradieses-Garten hatte der Mensch zuerst seinen Willen gegen Gott gekehrt; im Garten Gethsemane sollte dessen Wille durch den großen Stellvertreter ganz geopfert werden. Im Paradieses-Garten hatte der Mensch die Lust der ersten Sünde gekostet; im Garten Gethsemane kostet und fühlt unser Bürge die Bitterkeit der Sünde in ihrem ganzen Umfange.

2. Er zittert und zagt um unsertwillen. In dem großen Dulder erblicken wir unsern Bürgen. Der Bürge ist eine Person, welche die Verbindlichkeiten einer andern Person übernimmt, im Fall diese sie nicht selbst erfüllen kann. Wir konnten unsere Schuld nicht sühnen. Da wurde Jesus im Rathschluß Gottes unser Bürge. Wie er in den Händen der Kriegsknechte und auf Golgatha äußerlich für uns litt, so litt er im Garten Gethsemane innerlich für uns. Was er in Gethsemane litt, das hat noch kein Mensch in seinem ganzen Umfange ermessen. Gott allein kennt die Größe und den Umfang dieser Seelenleiden.

3. Hier sehen wir die Größe der Sündenstrafe. Wer nicht weiß, was Sünde ist, und welche Strafe sie verdient, der gehe im Geiste nach Gethsemane. In Röm. 2, 9 drohet Gott „Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun." O, wie sorglos sind doch oft die Menschen darüber! Der Herr erzittert um unsere Sünde, und so Viele erschrecken gar nicht davor. O, laßt doch die Arbeit und Mühe, welche der Herr um uns gehabt hat, nicht vergeblich sein!

II. Ein betender Dulder.

In seinem großen Seelenleiden betete Jesus. Da zeigt er uns, was wir in unserem Leiden thun sollen. Noth und Angst sollen uns nicht in Verzweiflung treiben, wohin sie den Judas trieben. Sie sollen uns nicht weiter in die Sünde hineintreiben, sondern dahin, wohin sie Jesum trieben — in's Gebet. Von dem großen Musterbeter laßt uns lernen. Er betete:

1. Im Verborgenen. Im Jüngerkreise hatte er das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17) gesprochen. Er pflog das gemeinsame Gebet, er kannte aber auch die Nothwendigkeit des verborgenen Gebets. Er lehrte nicht nur, daß wir im Verborgenen beten sollen, sondern ging darin mit gutem Beispiel uns voran.

Ach, daß wir doch häufiger im Verborgenen beteten! Wir wären stärker im Kampf wider die Sünde, geduldiger in Trübsal und treuer in der Pflichterfüllung.

2. In demüthiger Stellung. „Er fiel nieder auf sein Angesicht," berichtet Matthäus. Welche Stellung geziemt denn uns angesichts dieser Thatsache? Wenn der Sohn Gottes so demüthig vor Gott erschien, sollten dann nicht auch wir in Staub und Asche vor dem Dreimalheiligen erscheinen? Lukas sagt: „Er knieete nieder." Beim Beten sollten wir knieen. Das ist die uns Sündern gebührende Stellung vor Gott. In meiner Gemeinde geschieht das, soweit die Kirchenmitglieder in Betracht kommen, allgemein. Ich kenne aber Gemeinden in unserer deutschen Kirche, wo nur Einzelne beim Beten knieen. Die meisten der Anwesenden bleiben sitzen. Es ist das entweder ein schrecklicher Hochmuth oder eine von den englischen Gemeinden entlehnte böse Gewohnheit — Mode genannt.

3. Mit Beharrlichkeit. Drei Mal ging er hin, um zu beten. Er hielt an dem Gebet, bis daß er den Sieg errungen hatte. So müssen auch wir beharrlich beten lernen, wenn wir erfolgreiche Beter sein wollen. Wir müssen unser Gebet nicht als eine flüchtige Ceremonie abthun, sondern uns mit ganzer Seele in Andacht vor Gott versenken. Der Dichter singt wahrheitsgemäß: „Geduld erhält ein gnädig Ohr, wer standhaft bittet, dringt empor."

4. Mit Ergebung. Er unterordnete seinen menschlichen Willen dem götttlichen ganz und völlig. Er sprach zum Vater: „Dein Wille geschehe." Das ist das Schönste. So müssen auch wir beten. Unsern Willen müssen wir in allen Dingen dem göttlichen unterordnen. Das Beharren auf dem eigenen Willen ist eine fruchtbare Quelle des Unheils, des Unfriedens und der Unglückseligkeit. Einst betete ein Prediger am Lager eines scheinbar sterbenden Kindes. Er sprach: „Vater, ist es dein Wille, schone —" „Es muß sein Wille sein," unterbrach die gram- und schmerzerfüllte Mutter den Prediger; „es muß sein Wille sein; ich ertrage kein Wenn oder Aber." Der Prediger hielt inne. Das Kind wurde zur Ueberraschung Aller wieder gesund. Als Knabe und Jüngling jedoch vergällte er der Mutter das Leben. Mit brechendem Herzen mußte sie endlich sehen, wie er mit 22 Jahren gehängt wurde. Es ist immer besser, zu sagen: „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

Andeutungen für den Klassen-Unterricht.

Knüpfe an die vorige Lektion an. Führe die Schüler im Geiste aus dem Saale, durch die Straßen der Stadt, zum Stephansthore hinaus, in's Kidronthal hinab, über die den Bach überspannende Brücke, den jenseitigen Berg hinan bis nach Gethsemane. Schildere, was sich dort zutrug. Die Geschichte bietet Gelegenheit zur anschaulichen Erzählung. Rede dann 1) von dem Seelenleiden Jesu; 2) wie er in demselben gebetet hat; 3) wie er dadurch von aller Angst erlöst wurde.

Sonntag, 27. Mai. **Petri Verleugnung.** Matth. 26, 67—75.

67. Da speieten sie aus in sein Angesicht, und schlugen ihn mit Fäusten. Etliche aber schlugen ihn ins Angesicht.

68. Und sprachen: Weissage uns, Christe, wer ist es, der dich schlug?

69. Petrus aber saß draußen im Palaste, und es trat zu ihm eine Magd, und sprach: und du warest auch mit dem Jesu aus Galiläa.

70. Er leugnete aber vor ihnen allen, und sprach: Ich weiß nicht, was du sagst.

71. Als er aber zur Thüre hinausging, sah ihn eine andere, und sprach zu denen, die da waren: Dieser war auch mit dem Jesu von Nazareth.

72. Und er leugnete abermal, und schwur dazu. Ich kenne den Menschen nicht.

73. Und über eine kleine Weile traten hinzu, die da standen, und sprachen zu Petro: Wahrlich, du bist auch einer von denen: denn deine Sprache verräth dich.

74. Da hob er an sich zu verfluchen und zu schwören: Ich kenne den Menschen nicht. Und alsobald krähete der Hahn.

75. Da dachte Petrus an die Worte Jesu, da er zu ihm sagte: Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verleugnen. Und ging hinaus, und weinete bitterlich.

Biblischer Grundgedanke: „Darum, wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle." 1 Cor. 10, 12.

Einleitung. Unsere Lektionsgeschichte ereignete sich etwa um 3 Uhr am Freitag Morgen der Leidenswoche. Schauplatz derselben ist der hohepriesterliche Palast des Kaiphas in Jerusalem. Der Gang der Ereignisse seit der vorigen Lektion ist folgender: Jesus läßt sich in Gethsemane gefangen nehmen. Die Jünger fliehen. Der Herr wird zuerst dem früheren Hohenpriester Hannas vorgeführt. Dann wird er nach dem Palaste des Kaiphas gebracht, wohin Petrus und Johannes ihm folgen. Hier findet ein Vorverhör statt. Zu diesem Zwecke wurde der hohe Rath rasch zusammenberufen — eine ungesetzliche Sitzung, weil sie bei Nacht geschah. Jesus wird schuldig erklärt. Der hohe Rath vertagt sich bis zum Anbruch des Tages. Mittlerweile ereignen sich die hier berichteten Schmähungen und die Verleugnung Petri. Parallelstellen: Mark. 14, 66—72; Luk. 22, 55—62; Joh. 18, 25—26.

Erklärung.

V. 67. 68. Nachdem der hohe Rath den Herrn des Todes schuldig erklärt hatte, fing man an, ihn zu höhnen. Als nämlich die Rathsherren sich entfernt hatten, blieb Jesus als ein Gefangener in dem Palast des Hohenpriesters zurück, dem Muthwillen der rohen Wächter bis zum Anbruch des Morgens Preis gegeben. Unter Anderm spieen sie ihm in's Angesicht. Bei den Heiden war schon das bloße Ausspeien vor Jemanden eine Beleidigung. Seneca erzählt, daß diese Beschimpfung dem gerechten Aristides, 433 vor Christo, in Athen zu Theil wurde. Nur mit Mühe habe man, wie er sagt, Jemanden gefunden, der sich dazu hergab. Diese schmähliche Beleidigung wurde dem Heilande zugefügt.

Man schlug ihn auch mit Fäusten, sogar in's Angesicht. Markus berichtet, daß sein Angesicht verdecket wurde, d. h. man hat ihm die Augen verbunden. Dann schlug man ihm einmal und wieder in's Angesicht und sprach: „Weissage uns, Christe, wer ist's, der dich schlug?" Er wußte es wohl, wer ihn schlug. Sie aber wußten nicht, wen sie geschlagen hatten. Lukas fügt hinzu: „Und viele andere Lästerung sagten sie wider ihn."

V. 69. Die morgenländischen Häuser waren um einen viereckigen Hof herum gebaut. Derselbe war mit Steinplatten gepflastert, war jedoch nach oben

dachlos. Um diesen Hof her, auf allen Seiten, waren die Zimmer. Auf der, der Straße zugekehrten Seite befand sich die Eingangs- oder Vorhalle. Von der Straße aus führte ein Thor in diese Vorhalle und durch diese gelangte man in den innern Hof. In diesem Hofe befand sich Petrus zur Zeit. Es war kühl. Man hatte, wie Lukas berichtet, ein Feuer angezündet. Petrus, den Schein eines gleichgültigen Zuschauers annehmend, setzt sich zu den Dienern an's Feuer. Während er da sitzt, findet der erste Angriff seitens einer Magd, d. h. Sklavin, statt. Aus muthwilliger Neckerei spricht sie: „Auch du warst mit Jesu, dem Galiläer."

V. 70. Die Worte der Sklavin waren nicht verfänglich. Sie brachten ja dem Johannes keine Gefahr. Außer einigen Spöttereien hätte Petrus voraussichtlich nichts zu leiden gehabt, wenn er schon bekannt hätte, daß er ein Jünger Jesu sei. Aber der auf eigene Kraft pochende Petrus ist schwächer als ein Kind in dieser Stunde der Versuchung. Der Teufel hat ihn in seinem Siebe, um ihn zu rütteln und zu schütteln. Der auf sich selbst vertrauende Petrus unterliegt. Er, der mit dem Herrn in den Tod gehen zu können wähnte, verleugnet seinen Herrn vor einer neckenden Sklavin.

V. 71. Nach diesem ersten Angriff fühlt Petrus seine unheimliche Lage. In seinem Verstande dämmert's, daß er sich einer zweideutigen Gesellschaft angeschlossen habe. Er will sich nun entfernen, jedenfalls sich dem Ausgangsthore nähern, um die Flucht zu sichern. Deßhalb verläßt er den innern Hof. Doch weilt er noch eine Zeit lang in der Halle, um die Absicht, sich zu entfernen, zu verbergen. Nun fand der zweite Angriff statt. Beim Weggehen vom Feuer sprach eine andere Sklavin, wahrscheinlich zur Thorwache: „Dieser war auch mit dem Jesu von Nazareth."

V. 72. Dieses rasche Schwören und das bei der dritten Verleugnung erfolgende Sichverfluchen weist zurück auf die frühere Rohheit des Fischers, die hier wieder zum Durchbruch kam. Mit einem Schwur bekräftigt er die zweite Verleugnung. Verächtlich spricht er: „Ich kenne den Menschen nicht." Nur Matthäus berichtet diesen frevelnden Schwur.

V. 73. Was Matthäus als eine kleine Weile bezeichnet, nennt Lukas „ungefähr eine Stunde." Das ist kein Widerspruch Eine Stunde ist nur eine kleine Weile. Wie rasch ist dieselbe verschwunden! Namentlich dann, wenn man auf dieselbe zurückschaut. Eine Stunde ungefähr ließ man also den Unglücklichen in Ruhe. Diese Stunde jedoch entmuthigte und verwirrte den Petrus noch mehr, anstatt ihn zur Besinnung zu bringen. Jetzt fand ein dritter Angriff statt. In der Thorhalle scheint Petrus noch einmal Posto gefaßt zu haben, nachdem er den Sturm durch seinen Schwur beschwichtigt hatte.

Die Knechte erklärten, Petri Sprache verrathe ihn. Die Galiläer sprachen rauh und undeutlich. Sie durften in den jüdischen Synagogen daher nicht vorlesen. Verachtet waren die Galiläer wegen ihrer Berührung mit den Heiden, Joh. 1, 46. Genau betrachtet, hatte jedoch diese Verachtung keinen Grund. Der Tradition gemäß waren Elias, Elisa, Hosea und Amos Galiläer. Nahum und Jonas waren's gewiß. In Tiberias wurde durch berühmte Rabbinen eine hohe Schule gegründet. Der Talmud stammte aus Galiläa. Gewiß keine Gründe, die Galiläer zu verachten.

V. 74. Dem Petrus mochte es wohl sein, als sähe er blitzende Schwerter um sich her. Der letzte Funke des Muthes erlosch. In dieser Verleugnung sehen wir eine abwärtsführende Stufenleiter. 1) Zweideutige Ausweichung. 2) Entschiedene Leugnung. 3) Furchtbare Abschwörung unter gräßlicher Selbstverfluchung.

V. 75. Mit dem Krähen des Hahnes ging die Weissagung des Herrn in Erfüllung. Nebstdem berichtet Lukas, daß Jesus den Petrus ansahe. Der Hahnenschrei erinnerte den Gefallenen an seine Schuld. Der Heilandsblick aber, von dem Lukas erzählt, brach dem Petrus das Herz in aufrichtiger Buße. Er ging hinaus, aber nicht, um wie Judas sich der Verzweiflung in die Arme zu stürzen, sondern um zu weinen.

Praktische Gedanken.

Die Verleugnung Petri.

I. Die Ursachen.

1. Vermessenheit. Er hatte seine Kraft nicht recht gemessen. Er hatte dieselbe überschätzt. Er glaubte jeder Gefahr in eigener Kraft gewachsen zu sein. Kurz, er traute sich mehr Kräfte zu, als er hatte. Durch Vermessenheit kommt man leicht zu Fall. Dieselbe ist nur eine der mannigfachen Aeußerungen des Hochmuths. Hochmuth aber kommt vor dem Fall. Der Jüngling geht in die Spielhöhle. Er sagt: „Ich bin stark genug; ich werde mich nicht verleiten lassen; ich werde mir nur einmal die Sache ansehen." Ehe er sich's jedoch versieht, sitzt er am Tische und spielt. Die Jungfrau besucht den Tanzsaal. Sie sagt: „Ich werde nicht tanzen, sondern nur den Zuschauer spielen." Sie hat aber ihre Kraft überschätzt. Ehe sie recht weiß, wie's geschah, befindet sie sich in den Reihen der Tänzer. Durch Vermessenheit sind Jüngling und Jungfrau zu Fall gekommen. Wie wahr spricht Luther:

„Mit uns'rer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren."

2. Unglaube. Jesus hatte Petro gesagt: Der Hahn wird nicht krähen, du habest mich denn drei Mal verleugnet. Er glaubte nicht diesem Wort seines Meisters, sonst würde er vorsichtiger gewesen sein. Der Unglaube schwächt im Lebenskampfe. Der Glaube aber stärkt. Der Glaube ist der Sieg, welcher die Welt überwindet. Der Anfang des Zweifels an Gott und seinem Worte ist der Beginn der Niederlage. Nur mit dem Schild des unerschütterlichen Glaubens kann man auslöschen alle feurigen Pfeile des Bösewichts.

3. Menschenfurcht. Sie war die dritte Ursache der Verleugnung. In seinen Gesichtskreis starrten Gefängniß, Marter und Tod herein. Die Furcht vor dem, was Menschen ihm zufügen konnten, war unter Anderm ein Beweggrund zur Verleugnung. Die Menschenfurcht spielt auch noch in unseren Tagen eine große Rolle. Um seine Stelle nicht zu verlieren, thut Mancher, was er mit dem Worte Gottes und seinem Gewissen nicht vereinbaren kann. Wo man der Menschenfurcht Raum gibt, da weicht die Gottesfurcht. Die Gottesfurcht aber, wo man sie herbergt und nährt, vertreibt alle Menschenfurcht. Luther auf dem Reichstage zu Worms war dermaßen mit heiliger Gottesfurcht erfüllt, daß alle Menschenfurcht schwand.

4. Böse Gesellschaft. Petrus trennte sich von den übrigen Jüngern und setzte sich zu den spottenden Dienern an's Kohlenfeuer. Hüte dich vor dem Kohlenfeuer. Wenn du wandelst im Rathe der Gottlosen, wenn du trittst auf den Weg der Sünder, wenn du dich bei den Spöttern niederlässest, so sitzest du am Kohlenfeuer. Für den Neubekehrten ist der Kreis der alten Sündengenossen ein Kohlenfeuer. Für die, denen der Kampf der Keuschheit sauer wird, sind die

Orte, wo die Fleischeslust lockt, das Kohlenfeuer. Für die Armen, denen es schwer wird, ihr tägliches Brod zu erwerben, sind die zum Stehlen und Betrügen sich bietenden Gelegenheiten das Kohlenfeuer. Meide die böse Gesellschaft, das Sitzen am Kohlenfeuer.

II. Die Buße.

1. Das Hahnengekrähe wird ihm zur Weckstimme. Ein gefiederter Hahn wird dem Petrus ein Wecker aus dem Sündenschlaf. Dessen Morgengekrähe bringt den Tiefgefallenen zur Besinnung. Es erfolgt Ernüchterung aus dem Sündenrausche, der den Petrus zeitweilig benebelte. Auch heute noch wird irgend ein Hahn jedem Menschen zum Wecker bestellt. Allüberall ertönt das weckende Hahnengekrähe. Weckstimmen sind's, um entweder einen gefallenen Petrus zur reuigen Umkehr zu mahnen, oder einen verlorenen Sohn, der in der Fremde darbt, zur Buße zu rufen. Verschließen leider auch Viele ihre Ohren gegen diese Weckstimmen, so findet sich doch hie und da ein Petrus, welcher den mahnenden Hahnenschrei zu Herzen nimmt.

2. Des Heilandes Blick dringt ihm in die Seele. Lukas berichtet: „Der Herr wandte sich und sah Petrum an." Welch' ein Blick mag das gewesen sein! Kein Maler konnte denselben malen. Auch Jesus hörte das Krähen des Hahnes. Sein armer Jünger geht ihm durch die Seele. Er will ihn erretten, trotzdem er von Feinden umringt ist. Wie ein Vater, den die Fluthen des Stromes oder die Flammen selbst schon ergriffen haben, doch noch nach seinem Kinde greift, um es zu retten; so greift der zum Tode Verurtheilte nach seinem Jünger. Mit den Händen aber kann er ihn nicht ergreifen, mit Worten ihn nicht erreichen. Deßhalb greift er nach ihm mit dem vielsagenden Blick. Derselbe ist das Liebesseil, mit dem er den Petrus wieder zu sich zieht. Dieser Blick drang dem Petrus in die Seele.

3. Er kommt zur Besinnung. Hahnenschrei und Heilandsblick verfehlen ihre Wirkung nicht. Sie bringen den Gefallenen zum Nachdenken. Das ist der erste Schritt zur Umkehr. Als der verlorene Sohn in der Fremde anfing nachzudenken, da reifte bald der Entschluß: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen."

4. Petrus ging hinaus. Er verläßt den Schauplatz seiner schmählichen Niederlage. Er verläßt die Gesellschaft, die ihn zu Fall brachte. Das ist ein unerläßlicher Schritt in der Bekehrung. Ausgehen muß man aus dem Dienst der Sünde, aus dem Unglauben, aus der bösen Gesellschaft und aus der Unreinigkeit des Herzens.

5. Petrus weinte bitterlich. Bußthränen sind's, über welche sich die Engel im Himmel freuen. In dieser Buße starb der alte Petrus und ein neuer Petrus erstand phönixartig aus der Asche.

Frauenzeitung.

Das Licht nimmt zu, — leis, leis von Tag zu Tag,
Um einen Hahnschrei, einen Pendelschlag.
Wer strebt und sehnt, dem läßt es keine Ruh; —
Noch heißer hofft er, — denn das Licht nimmt zu.

Das Dor'le über das Lesen. Wie wenig denken doch die meisten Menschen daran, welch' große Segnungen uns der liebe Gott in diesem Leben schenkt! Eine der größten Segnungen ist Lesen. Welch' ein Genuß, eine trauliche Ecke, ein gutes Buch, Friede im Herzen und Friede im Hause zu haben! Welch' ein Genuß für den Kranken und Invaliden, für den Einsamen, der weit entfernt von der menschlichen Gesellschaft wohnt, etwas Gutes zu lesen zu haben!

Nun hat aber der liebe Gott keine Segnungen dem Menschen gegeben, die er nicht mißbraucht; wer kann den Schaden ausrechnen, den die schlechte und unmoralische Literatur in unserem Lande verbreitet? Ueber nichts haben Eltern mehr zu wachen, als über das, was ihre Kinder lesen. Willmott sagt: „Zehn Minuten mit einer französischen Novelle oder einem deutschen Rationalisten, haben Manche für das ganze Leben verdorben!" Wir lesen, daß sie in Ephesus die Bücher zusammen brachten und verbrannten, im Werthe von fünfzigtausend Groschen. Welch' ein Glück für unser Land wäre es, wenn alle die schmutzigen und giftverbreitenden Schriften auf einen Tag verbrannt werden könnten!

Eltern und Erzieher müssen auch hier, wie überall, wenn Erfolge erzielt werden sollen, einschreiten — pflanzen, begießen, erziehen. Von frühester Jugend an, sollte darauf gesehen werden, gesunden Geschmack in den Kindern zu erwecken. Es gibt so viel Gutes und Nützliches zu lesen, so daß ein Mensch nicht die geringste Entschuldigung hat, schlechtes und sündliches Zeug zu verschlucken. Nur der eigene verdorbene Geschmack lechzt darnach. Um unseren Kindern sagen zu können, was zu lesen, müssen wir Eltern selbst fleißige Leser sein, denn hier übt das Beispiel auch seinen unbeschreiblichen Einfluß aus.

Eltern sollten den Inhalt der Bücher kennen, die ihre Kinder lesen, sie sollten ihnen in der Wahl derselben Rath ertheilen und sich für das, was ihre Kinder lesen, interessiren und dasselbe mit ihnen besprechen.

Ein wohlbelesener Mensch ist gleich einer Vorrathskammer; er hat einen Vorrath von Wissen und Genuß, den ihm Niemand rauben, und welchen er immer gut verwenden kann. Man findet so viele Menschen, die keine Lust und auch keine Zeit zum Lesen, wohl aber viel Zeit zu unnützen Dingen haben. Ein Mensch, der nicht liest, scheint mir nur ein halber Mensch zu sein. Er mag seinen Leib noch so sehr pflegen und füttern, so läßt er seinen Geist verhungern, und darum ist er nur ein halber Mensch.

Wie oft findet man Menschen, mit denen man sich über Alles unterhalten kann, was ihr Geschäft oder der Haushalt angeht; will man aber den geistigen Boden mit ihnen betreten, so sind sie nicht daheim; bietet man ihnen 'was zu lesen an, so ist die Lektüre ein ungewohntes Ding für ihren Leib, daß er alsobald die Fenster, das heißt die Augen, zumacht, und einschläft. Das heiße ich — den Geist verhungern lassen.

Es ist nöthig, daß christliche Eltern das Wort Gottes fleißig lesen, und es den Kindern vorlesen. Sobald die Letzteren selbst lesen können, sollten sie suchen, täglich einen Abschnitt selbst zu lesen, denn nichts geht über eine gute Bibel-Erkenntniß, und was man sich

in der Jugend angewöhnt, wird man oft im Alter thun.

Endlich haben wir die Pflicht, mit all der Kraft, die uns zu Gebote steht, christliche Lektüre unter unseren deutschen Landsleuten zu vertheilen und so dem schrecklichen Uebel der schlechten Literatur entgegen zu arbeiten.

Die Klassenletzte. Heute bringen die Kinder ihre Censuren aus der Schule heim. Es ist eine wichtige Sache. Die Mutter hat vor ungeduldiger Erwartung den Braten ein bischen zu braun werden lassen, und der Vater brauchte — das erste Mal im Jahr — drei Minuten weniger als die gewohnte Viertelstunde zu seinem Heimweg vom Büreau. „Nun zeigt her!" — — — Die Knaben drängen sich voll siegesfroher Ungeduld zuerst heran. Max ist wieder Primus und hat sein Blatt voll lauter Einsen stehen, — nur im Singen die gewohnte 4, wie der Vater lustig neckend konstatirt, während er innerlich jubelt: „Mein herrlicher Junge!" — Auch der wilde Fritz ist heraufgekommen; es wird ihm beispiellos leicht, sonst hätte er im Jahreslauf neben so vielen tollen Streichen nicht so viel gute und richtige Arbeiten liefern können. Der Erfolg entscheidet, und der Wildfang steckt, wie Max, sein Lob und sein Dreimarkstück lachend ein. Auch die neunjährige Eva kann sich sehen lassen und erst Mariechen, die Kleinste! Sieh' da! „Fleiß, vorzüglich, Fortschritte: sehr gut!" „Du Liebling!" sagt der Vater und hebt das zarte, rosige Ding hoch empor. Während er sie streichelt und kos't, schleicht sich eine weinend aus dem Zimmer. „Gretel!" ruft ihr die Mutter nach. „Komm schnell! Wie steht's mit dir?" — Ach, das verweinte Gesichtchen sagt es deutlich genug, wie's steht! Mit gesenktem Blick reicht sie, die arme Aelteste, ihr Büchlein hin. Dreien und Vieren, wie immer, und auch wie immer — die Klassenletzte! Es ist ein peinlicher, stiller Augenblick inmitten der Freude. Die kleine Sünderin hat ihn auf dem Heimweg hundert Mal vorausgesehen, und nun kann sie sich doch kaum fassen vor Scham und Leid. „Gleich werden nun die gewöhnlichen Schelten kommen, — der Vater wird streng sein und die Mutter traurig — wie immer!" denkt sie, während ihr das kleine Herz fast zerbricht. — —

O könnte ich doch, ehe das erste Wort des Tadels auf die junge Seele niederregnet, in's Zimmer treten, die Kinder hinausschicken und euch Beiden sagen, was ich euch schon lange sagen will: Sollen denn die Censuren wirklich der einzige Maßstab sein, nach denen ihr euer Kind beurtheilt? Sie sind ein Spiegel des im Jahre Erreichten, aber entscheidend über den Werth des Kindes sind sie nicht. Was der Lehrer nie wissen kann, müßt ihr wissen und bedenken: daß das schüchterne, zerstreute Kind, dem man in der Schule nur mit Mühe eine richtige Antwort abquält, drei Mal solange als die Anderen bei seinen Hausaufgaben sitzt, daß sie eben nicht fassen **kann**, wie die Anderen, daß ihr das Merken eines Spruches, einer Reihe Vokabeln, die bittersten Thränen kostet! Dazu ängstigt und beklemmt sie das Bewußtsein, hinter den Anderen zurückzustehen, es fehlt ihr die frische Freude des Gern-Arbeitens, der Segen des Erfolges! Im Vergleich zu den Anderen sollt ihr sie nun gar nicht tadeln! Wer weiß, wer euch einst mehr Freude macht, der flotte Fritz sammt seinen billigen Schul-Lorbeeren oder sie, die ich ihre kleinen häuslichen Pflichten schon so zuverlässig und treu verrichten sehe, die so bescheiden vor den Anderen zurücktritt, deren Gesicht einen Zug so lieblicher Demuth trägt! Vielleicht wird sich ihre Sache bessern, wenn ihr nach dem Vorschlag des Direktors, sie zwei Jahre in einer Klasse zu lassen, nachgebt. Unter Jüngeren wird der Druck des Unvermögens vielleicht von ihr weichen. Oder findet die Mutter etwa selbst Zeit, die Hausaufgaben mit ihr durchzulernen? Jedenfalls wird das arme Ding aufathmen, wenn die Schulzeit einmal hinter ihr liegt, wenn sie ganz und gar Hausmütterchen sein und ihre bescheidene Bildung — ohne Verantwortlichkeit — ihren selbstgewählten Lieblingsbüchern entnehmen darf. Die Schulzeit, die vielgepriesene goldene Jugendzeit, ist auch nicht immer ein Eden voll reiner Freude. — — Thekla.

Praktische Rathschläge für Solche, die auf ihren Sonntag etwas halten.

1. Verschiebe nie auf den Sonntag die Arbeiten, welche du während der sechs Tage der Woche verrichten kannst. Wenn du sie am Sonntag thust, störst du nicht allein deine eigene Ruhe, sondern auch die deines Nächsten.

2. Kaufe nichts am Sonntag. Andernfalls bestärkst du die Verkäufer im Offenhalten ihrer Läden, während sie dieselben gern geschlossen halten würden, um sich zu ruhen und ihrer Familie zu leben. Vermeide es selbst beim Bäcker, Tabacks- und Cigarrenhändler einzukaufen am Sonntage, und gönne auch dem Friseur, der Modistin und Anderen den Ruhetag.

3. Empfange nicht an diesem Tage Zusendungen. Die Angestellten in solchen Geschäften bedürfen physisch und moralisch nothwendig der Ruhe an diesem Tage.

4. Bezahle, was du zu bezahlen hast, am Samstag und nicht am Sonntag, und vermeide am Samstag späte Festlichkeiten, das wird dir und deinen Untergebenen einen verdorbenen Sonntag ersparen.

5. Schicke nicht am Samstag Abend Postsachen ab, außer in dringenden Fällen, so daß die zu solchen Zwecken Angestellten ihre regelmäßige Ruhe finden können.

6. Nimm im Hause keine solche Arbeiten vor, welche dich, deine Kinder und deine Diener abhalten, den Gottesdienst zu besuchen.

7. Protestire gegen öffentliche politische Versammlungen, die auf den Sonntag angesetzt werden, und gegen Festlichkeiten, welche der Natur des Sonntag-Gebotes widersprechen.

8. Bringe deine Sonntage in deiner Familie zu, im Hause Gottes, lies gute Bücher, besuche erbauliche Versammlungen, hilf Armen und Kranken. Fliehe dagegen alle Orte der Sünde, wo du Geld, Gesundheit und deine kostbare Zeit verlierst und deiner Seele schadest.

9. Wache über deine Kinder, daß sie den Sonntag in gottgewollter Weise verbringen. Wird der Sonntag nicht zum Segen benutzt, so gereicht er zum Fall oft. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitte.

10. Der Sonntag sei dir ein lieber Tag, für dich und zum Wohle Anderer, indem du Gottes Wort liest und hörst und lernst und es Anderen lehrst, wozu du Gelegenheit suchen magst, mit Weisheit, Aufrichtigkeit und muthigem Bekenntniß.

Wenn du diese Rathschläge befolgst, so wirst du für dein Wohlergehen sorgen, physisch, geistig und moralisch, und du wirst ein Wohlthäter deines Nächsten sein, und deinen Schöpfer ehren in deinem Christenthum, indem du sein Gebot hältst! —

Ich glaubte diese Rathschläge, die in den kürzlich mir gesandten Mittheilungen der deutschen evangelischen Buch- und Traktat-Gesellschaft zu Berlin enthalten sind, den Lesern des Haus und Herd nicht vor-

enthalten zu dürfen; möchte aber denen, die einen besonderen Segen vom Sonntag haben wollen, noch eine weitere Nummer hinzufügen: „Er benutze den Sonntag zu einer Selbstprüfung!“

Die Schrift fordert Jeden dazu auf, indem sie sagt: „Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst.“ Gebietet doch dem Geschäftsmann die Klugheit, will er wissen, wie es mit ihm steht, schon jeden Monat einen Abschluß mit seinen Büchern zu machen, um jederzeit von seinem Vermögensstand unterrichtet zu sein. Nun ist es aber klar, daß in den Werktagen weder Zeit noch Muße da ist zu einem solchen Vorhaben, welches die Sammlung aller Gedanken darauf verlangt. Jeder Sonntag ist eine Station, wo der Pilger die Strecke Weges, die er bisher zurückgelegt hat, überschaut; sich Rechenschaft gibt von dem gebotenen Fleiß, seine Erwählung fest zu machen, daß Niemand dahinten bleibe; wie er täglich einmal eingehen muß in sein Herz, seine Gedanken zu sammeln in dem Herrn. Ohne Zweifel wird er den größten Segen von solchem Thun haben, da Nichts leichter ist, als sich selbst über sich und seinen Stand mit Gott zu täuschen. Gebietet schon die Klugheit, in den Dingen dieser Welt einen Ueberblick zu haben, wie vielmehr in Dingen, gegen welche der Werth jener zu einem Nichts sich verliert. Er thue es aber gewissenhaft. Fragen wie diese: „Was ist der Grund, das Ziel, die Hoffnung meines Lebens, mein Leben und mein Lieben; was der Grund und das Ziel all' meines Thuns, Denkens?“ muß er sich stellen und nicht vor einer gewissenhaften Beantwortung zurückschrecken. Gibt man sich Mühe in zeitlichen Dingen, warum nicht in ewigen Dingen, um zu erfahren, ob man Einer von den Wenigen ist, die da finden die Pforte, die eng und schmal ist! Ich bin nicht berufener Prediger, aber ich habe immer gefunden, daß das, was diese verkünden, immer noch hinter dem Ernst des Wortes Gottes zurückbleibt. Wie gefährlich ist da die irrige Ansicht so Vieler, als übertreibten diese so Manches in geistlichen Dingen; stellen sich diese doch selbst unter das Wort, das sie richten soll! Und wenn sich auch nur Wenige finden sollten zu einer sonntäglichen Selbstprüfung, so wären diese Zeilen nicht vergeblich geschrieben. N.

Etliche nützliche Anweisungen. Vom Dorle. — Indem nun wieder die Zeit kommt, wo die Auswahl zum Kochen so schwer wird, so wäre es vielleicht gut, etliche Anweisungen für die Zubereitung von Mehlspeisen zu geben. Wer Mehlspeisen liebt, wird wissen, wie nahrhaft und welch' ein guter Ersatz für das Fleisch sie sind.

Brodklöße. Man taucht das Brod in's warme Wasser und drückt es fest aus. Hat man altes, hartes Brod, so ist nöthig, daß man kochendes Wasser darauf gießt, es schnell wieder abgießt und das Brod ebenfalls trocken ausdrückt; nachdem man das Brod nun fein gehackt, nimmt man zwei Kochlöffel voll Mehl und drei bis vier Eier, Salz und Pfeffer, ein wenig Suppengrün, wenn man es liebt, fein gehackt. Nachdem dieses nun gut gemengt, werden die Klöße gemacht und in's kochende Wasser gelegt, in das man ein wenig Salz gethan. Nachdem sie fertig sind, kann man gebratene Brosamen darüber thun. Diese Klöße sind sehr gut mit Salat.

Eierkuchen im Backofen gebacken. Zu einem Löffel voll Mehl wird ein Ei genommen, vier Löffel voll Mehl und vier Eier machen einen guten Kuchen, natürlich kann man ihn größer oder kleiner machen. Das Mehl rührt man mit Milch und ein wenig Salz zu einem dünnen Teig. Dann werden die Eier leicht geschlagen und in den Teig gerührt; nun bestreicht man eine Backpfanne mit Butter, gießt es hinein und läßt es schnell backen. Es sollte gleich, nachdem es gebacken ist, gegessen werden.

Trockene Frucht mit schnell gemachten Dampfnudeln. Trockene Frucht sollte Abends zuvor verlesen werden, rein gewaschen, dann in lauwarmem Wasser eingeweicht und den nächsten Morgen im selben Wasser zum Kochen aufgesetzt werden. Frucht, auf diese Weise gekocht, braucht nur die Hälfte Zeit zum Kochen und schmeckt viel besser. Zu dem folgenden Gericht sind getrocknete Aepfel am besten. Nachdem sie auf die obige Weise behandelt, werden sie weich gekocht, mit dem nöthigen Zucker und Zimmt. Man läßt ziemlich viele Brühe daran, auch muß man sie in einem weiten Geschirr kochen. Die Dampfnudeln werden auf folgende Weise gemacht: Zwei Tassen voll Mehl, ein wenig Salz, zwei kleine Theelöffel voll Backpulver, ein Ei und Milch genug, um einen steifen Teig zu machen. Man schneidet den Teig in kleine Stücke und legt sie auf die kochenden Aepfel; nachdem sie fünf Minuten gekocht, dreht man sie schnell herum und läßt sie nochmals fünf Minuten kochen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Sonntagschul-Convention des St. Paul-Distrikt. Ein kurzer Bericht von der Sonntagschul-Convention des St. Paul-Distrikts, den ich ersucht wurde für Haus und Herd abzufassen, wird erwünscht sein. Ich kann von vornherein melden, daß bei derselben unsere ganze Sonntagschul-Literatur und der Bildersaal gehörig hervorgehoben und anempfohlen wurde. Es war in der Woodbury Gemeinde, sechs Meilen östlich von St. Paul, wo diese Versammlung stattfand. Von den activen Predigern des Distrikts fehlte keiner. Auch alle anderen Abtheilungen, die dazu gehörten, waren sammt der lieben Gemeinde stark vertreten. Die geräumige Kirche war die Tage über, bei der Verhandlung der Gegenstände, gut angefüllt, und an den Abenden, an welchen Predigten und Ansprachen an die Jugend gehalten, und mit heilsuchenden Seelen gearbeitet wurde, war das Haus fast übervoll. Diese Thatsachen zeigen, daß auf diesem Distrikt ein gesundes Interesse an dem Sonntagschulwerk vorhanden ist. Auch ist gewiß, daß viel Nutzen gestiftet wurde, wenn nämlich die Belehrungen, Erfahrungen und was überhaupt als gut empfohlen wurde, den Gemeinden durch Prediger, Superintendent oder Delegaten mitgetheilt und in den Sonntagschulen praktisch ausgeführt wird.

Der Zweck solcher Zusammenkünfte besteht ja auch

nicht blos in der Ventilation gewisser Fragen und Methoden, sondern darin, daß das Zweckentsprechendste gehörig eingeführt und verwerthet wird. Unser Programm war kurz, aber reichhaltig. Die Besprechungen lebhaft, lehrreich und interessant.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Themata Nr. 2, 3, 4 und 7 im Programm geschenkt.

Nummer 2 handelte von der erfolgreichen Concurrenz gegenüber manchen englischen Schulen. Es wurde hervorgehoben: Wir müssen deutsch bleiben um der Deutschen willen. Die deutsche Sonntagschule hat eine große, wichtige Arbeit zu thun, welche die englische Sonntagschule nicht thun kann. Müssen daher tüchtig arbeiten, die deutschen Kinder hereinbringen, die Schule interessant und möglichst nützlich machen, reichlich Bücher und Zeitschriften halten, tüchtig lehren, gute Sonntagschul-Feste abhalten 2c. — Dann können wir in unserm Theil mit ihnen Schritt halten.

Nr. 3 handelte über die Anleitung der Schüler zum Missioniren. Besonders betont wurde hier: Die Schüler müssen dahingebracht werden, daß sie die Schule lieben, dieselbe als ihre Schule ansehen—dann arbeiten sie dafür. Schüler, die fleißig Kinder mitbringen, dürften hie und da eine Anerkennung in einem kleinen Geschenk erhalten. Doch muß das Bewußtsein, daß es ein edles, gottgefälliges Werk ist, an dem sie arbeiten, und ein Jeglicher vom Herrn Lohn empfangen wird nach seiner Arbeit, die Haupttriebfeder sein.

Nr. 4. Ueber Auswendiglernen. Da war die Convention einstimmig der Ansicht, daß es eine Hauptsache der Schule ist, darauf zu sehen, daß die Kinder auswendig lernen. Es wurde beschlossen, daß wir mehr dahin wirken wollen, daß die kleineren Schüler die Bibelverse auf den Tickets lernen, und die größeren die im Bibelforscher zum Auswendiglernen angegebenen. Der Aufsatz darüber wird im Apologeten erscheinen.

Ueber Nr. 7: „Ueber die Heranbildung der fähigsten Lehrer für die Sonntagschule," wurde viel geredet. — Besonders empfohlen wurden: Normalklassen in der Sonntagschule; Lehrer- und Sonntagschulboard-Versammlungen, sowie höhere Lehranstalten 2c.

Da wir zwei volle Tage hatten zur Verhandlung von acht Themata, so konnte jeder Gegenstand gründlich besprochen werden. Nächstes Jahr, so Gott will, werden wir die Sonntagschul-Convention hier auf dem schönen Daytons Bluff abhalten.

A. H. Körner.

Die Pflicht, freundlich zu sein. In einem Kirchhofe nahe bei Boston steht auf dem Grabe einer treuen Gattin und Mutter ein Leichenstein mit der bescheidenen Inschrift: „Sie war immer so freundlich." — James Russel Lowell bemerkte bei einem Gange durch den Gottesacker diese einfachen Worte, und wurde von ihnen sehr ergriffen, so daß er sie später bei einer Gedächtnißfeier des Dechanten Stanley in seiner Rede schön auf den Verstorbenen anwandte, indem er von ihm sagte: „Ich glaube kaum, daß je ein Mann so freundlich war gegen so viele Leute, wie er." Und in der That scheint es, wie wenn dieses große Zeugniß mit einem Male das Geheimniß des gewaltigen, gesegneten Einflusses, den dieser Gottesmann auf die Welt in seiner Umgebung ausübte, halb vor unserem Blick enthüllte.

„So freundlich gegen so viele Leute." Das ganze Gewicht des Satzes liegt in der zweiten Hälfte desselben. Weiß doch Jedermann, daß es leicht genug ist, zu gewissen Zeiten gegen gewisse Leute freundlich zu sein, — aber „gegen so Viele" — da liegt der Haken! Niemand, sei er Dechant, Kirchenvorsteher oder sonst ein gewöhnliches Menschenkind, kann sich dieses Lob verdienen, wenn er nur dann freundlich ist, wenn es angenehm ist freundlich zu sein.

Wie köstlich muß doch das Leben jener guten Mutter gewesen sein, deren Lebensbild sich in so kurzen, und doch eigentlich Alles sagenden Zügen zusammenfassen ließ! Wie gesegnet auch das jener anderen Mutter aus Neu England, deren Ruhestätte ein einfacher Marmorstein bezeichnet, auf welchem die Worte glänzen: „Sie hat stets unser Heim glücklich gemacht."

Wohl manche Seufzer, die die leibliche und geistige Abspannung, die innere Ermattung zu verrathen drohten, mußten diese Edeln in ihr treues Herze zurückschlingen, und manche stille Thräne über einen nagenden Kummer oder sorgsam verhehlten Schmerz im Verborgenen weinen, um denen, die um sie waren, stets mit dem Lächeln der Zufriedenheit und dem Sonnenschein der Freundlichkeit auf dem Angesichte zu begegnen.

„Warum lachst du denn gar nicht?" fragte ein kleines dreijähriges Mädchen seine Mutter, während sie es mit trauerumwölktem Angesichte ankleidete; und die Mutter, durch die unschuldige Frage aus ihren trüben Gedanken aufgeweckt, beglückte die Kleine mit einem mildfreundlichen Lächeln.

Es mag hart klingen, aber wer will es bestreiten, daß kaum eine Pflicht von den Nachfolgern Jesu im Allgemeinen so sehr vernachlässigt wird, wie die der Freundlichkeit! Ist das nicht befremdlich, besonders wenn man erwägt, daß doch keine andere Pflicht so leicht und mit so wenig Kosten zu erfüllen ist wie diese, und es Kindern Gottes mehr als sonst irgend Jemanden in der Welt ansteht und zusteht, gegen einander freundlich und herzlich zu sein?!

Es ist allerdings wahr, es steht nirgends direkt in der Bibel, daß Jesus je gelacht habe; damit wollen sich auch die, welche Christo mit trübseligen Mienen und schwermüthig gesenktem Haupte nachfolgen, rechtfertigen. Es steht ja nicht einmal darin, daß Jesus nur je gelächelt, wohl aber einige Male, daß er geweint habe; sollen wir deßwegen aber nun glauben, daß er stets so kläglich und schwermüthig in die Welt hineingeschaut habe? Das sei ferne! Aus seinen milden Augen leuchtete, um seine heiligen Lippen schwebte, aus all seinen Mienen und Geberden sprach ein Himmel von wohlwollendster, hinreißendster Freundlichkeit! Sonst hätten die lieben Kleinen nicht so gern sich ihm hingegeben und sich jubelnd an seinen Busen geschmiegt, und wären jene Marien nicht so von Herzen an ihm gehangen.

Groß ist unbestritten die Macht der Schönheit, entschieden größer aber die Macht der Freundlichkeit, man stelle nur einmal die Probe an. Mirabeau und John Wilkes, zwei der häßlichsten Männer ihrer Zeit, verstanden es, Männer und Frauen gleicherweise an sich zu fesseln; und ich hörte von Jemand, den ich kenne, und dessen Gesicht mir wegen seiner immer gleichen Freundlichkeit sehr angenehm ist, sagen, er sei „wunderschön häßlich'" Nichts, die Liebe ausgenommen, vermag auch der Sünden Menge zu decken, wie ein aufrichtig freundliches Wesen. Warum denn strebt man nicht mehr nach dieser köstlichen Eigenschaft?

Versteht mich wohl. Ich meine ja nicht etwa jene unwahre, mit einer Zugabe von feinen Manieren vermischte Leutseligkeit, die man leider und besonders in „besseren Kreisen" so oft findet, und welche weiter nichts ist, als gleichsam ein Fournier, das das wahre, innere Wesen verdecken soll. Dergleichen kann sich auch der gröbste Mensch bedienen, prägt sich aber da-

bei so deutlich den Stempel der Unaufrichtigkeit auf die Stirne, daß kaum Kinder damit getäuscht werden können. Solche Freundlichkeit könnte Einer sein ganzes Leben lang praktiziren und würde es doch nicht dahin bringen, daß die Grabschrift jener edlen Mutter auf ihn passen würde. Wahre Freundlichkeit liegt, wie wahre Schönheit, tiefer als nur in der Haut. Sie muß drinnen im Herzen Wurzel geschlagen haben, ehe sie auf dem Angesichte blühen und ein Segen werden kann!

Wenn die Kinder Gottes nur den Werth dieser wahren Freundlichkeit erkennen würden, wie sie sollten, sie würden sicher viel ernstlicher darnach trachten.

Bischof Ryle erzählt, daß eine ehrwürdige Dame in New York, als sie einmal von den Einflüssen sprach, die sie zu einem gottgeweihten Leben bewogen, von Whitefield gesagt habe: „Herr Whitefield war so freundlich, daß ich einfach Gott mein Herz schenken mußte.“ — Welch’ ein liebliches Zeugniß über einen Knecht Gottes, der in seiner Hand ein auserwähltes Rüstzeug war, und welch’ eine Aufmunterung! Denn ist auch aus einer Million Menschen vielleicht blos einem Einzigen die herrliche Rednergabe eines Whitefield verliehen, so mag doch ein Jeder, der demselben Meister dient, mit ihm wetteifern in der Freundlichkeit und dadurch sein Theil dazu thun, theure Seelen für den Herrn zu gewinnen.

Wohlan denn, Freunde, Mitarbeiter, etwas Vorbedacht, beständige Wachsamkeit und Selbstüberwindung, und wir können Alle Whitefields werden! Und wird es dann auch nicht in Marmorstein eingegraben, wenn wir nicht mehr sind, sei es eingegraben in die Erinnerung derer, die uns am nächsten standen, daß wir stets freundlich gewesen seien, unser Heim glücklich gemacht, und durch unsre Freundlichkeit Viele bewogen haben, Nachfolger Christi zu werden.

In Gottes Dienst. Es war einmal einmal eine Gesellschaft von Arbeitern beisammen und hörte einem Redner zu, der von dem Einfluß sprach, den jeder von uns unwillkürlich auf seinen Nächsten ausübt. In seinem Eifer sagte der Redner endlich: „Jedermann kann auf Andere wirken, sogar dieses Kind da.“ Dabei deutete er auf ein kleines Mädchen, das ihrem bärtigen Vater auf dem Arm saß. „Das ist einmal wahr!“ rief dieser aus. Als der Redner geendet hatte, trat der Arbeiter auf ihn zu und sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe. Aber ich mußte etwas sagen. Ich war ein Trunkenbold, doch mochte ich nicht allein ins Wirthshaus gehen und nahm gewöhnlich mein armes mutterloses Kind mit. Eines Abends, als ich aufs Wirthshaus zulief, hörte es den Lärm drinnen und sagte: „Geh doch nicht hinein, Vater!“ „Halt den Mund.“ „O bitte, Vater, geh nicht hinein!“ „Still mit deinem Unsinn!“ Da fiel mir eine Thräne auf die Wange. Ich konnte keinen Schritt weiter gehen, lieber Herr. Ich machte rechtsum und ging heim; ja, Gott sei gelobt, ich bin nie mehr ins Wirthshaus gegangen. Jetzt, mein Herr, bin ich ein zufriedener Mensch, und dies Kind hat mir dazu verholfen. Daher konnte ich’s nicht verhalten, wie Sie sagten, Jeder könne auf den Andern wirken, im Guten wie im Bösen. Wahr ist’s und bleibt’s: Jedermann kann etwas thun.“ Merk’s, lieber Leser, Jedermann kann etwas thun, um seinem Nächsten zu dienen und fortzuhelfen. So gehe hin und thue, was in deinen Kräften steht!

Herr Zipfel hat einen kleinen Garten mit seiner Frau umgegraben und bestellt. Ein Beet ist noch leer, da säet er heimlich, um seiner Frau eine Freude zu machen, Salat darauf. Des andern Tages denkt die Frau auch an das leere Beet und säet Bohnen darauf. Jeden Tag gehen nun Mann und Frau vereinzelt zu dem Beete, um zu jäten, ohne von der Aussaat der andern Ehehälfte Kenntniß zu haben. Die Frau hält den Salat für Unkraut, der Mann die Bohnen, und auf diese Weise hat der Mann keinen Salat und die Frau keine Bohnen bekommen.—Diese Geschichte passirt alle Tage, nicht einmal, sondern zehntausendmal, nicht im Kraut- und Würzgarten, sondern im Erziehungsgarten, wenn Vater und Mutter, jedes ohne Einverständniß, wirken und das Eine ausreißt, was das Andere gesäet hat.

Aus der Zeit.

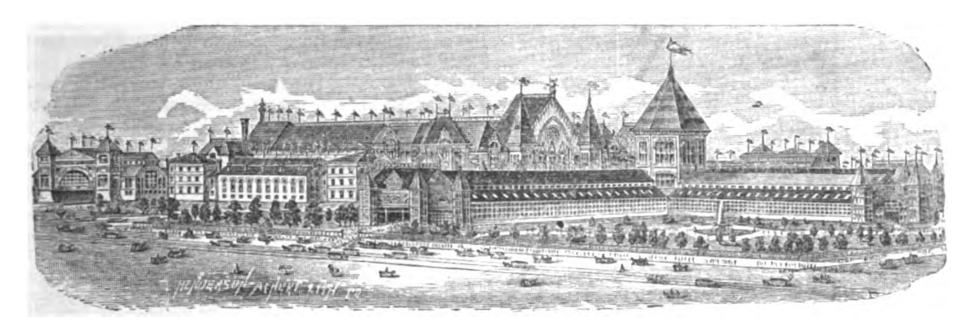
Die Haupt-Ausstellungshalle der Centennial Ausstellung in Cincinnati (hundertjähriges Jubiläum des Staates Ohio) ist im Washington Park, der Musikhalle gegenüber, errichtet worden. Das Gebäude ist in Form eines Malteserkreuzes gebaut und die verschiedenen Flügel desselben bedecken fast die ganze Grundfläche des Washington Parks. Es sind bequeme und weite Eingangspforten nach der Race, Elm, 12. und Pleasant Straße zu angebracht worden.

Das Gebäude ist zwei Stockwerke hoch, mit Elevator und geräumigen Treppen versehen. In der Mitte befindet sich eine beinahe 200 Fuß hohe Kuppel, während acht Thürme die verschiedenen Ecken zieren.

Inmitten dieses großartigen und umfangreichen Gebäudekomplexes, dessen Aeußeres sowohl einen malerischen, sowie soliden Anblick darbietet, wird ein Bassin für eine kolossale Fontaine angebracht werden, in welche sich unzählige Ströme natürlichen Wassers fortwährend in allen möglichen Formen ergießen werden. Die Fontäne wird ringsum von exotischen und tropischen Gewächsen und wohlriechenden Blumen umgeben sein.

Außerdem findet man im Park, in geringer Entfernung vom Hauptgebäude, von Norden nach Osten laufend ein anderes Gebäude, dessen Eingang der großen Eingangspforte der Musikhalle gerade gegenüber liegt. Dieses Gebäude wird mit der Musikhalle durch eine elegante und überdachte Brücke — die „Seufzerbrücke“ — verbunden. Dieselbe ist in einer solchen Höhe angebracht, daß der Verkehr auf der Elm Straße in keiner Weise gehemmt wird. Das erste Stockwerk dieses Gebäudes wird für Spezialschaustellungen benutzt werden. Es ist gut beleuchtet und ventilirt und wird, wie das anstoßende Gebäude, am Abend brillant mit elektrischem Licht beleuchtet werden. Die beiden oberen Stockwerke sollen zu Restaurationslokalen hergerichtet werden.

Nachdem nun der Besucher sein Auge an den vorher beschriebenen Sehenswürdigkeiten genugsam gelabt und den wohlriechenden und balsamischen Blumenduft



eingezogen hat, begibt er sich über die Brücke in die Musikhalle. Der Besucher tritt nun in jenen gigantischen Bau ein, welcher seine Entstehung einem ehemals prominenten, doch nunmehr verstorbenen Bürger verdankt. Durch eben diesen Bau hat Cincinnati den Beinamen „Die Mutter der Ausstellungen" erworben.

Doch halten wir uns nicht zu lange in der jedem Cincinnatier und Besucher früherer Ausstellungen bekannten Musikhalle auf, betrachten wir uns vielmehr einmal das neue über dem Kanal aufgeführte Gebäude. Dasselbe hat, kurz gesagt, kolossale Dimensionen. Es erstreckt sich in einer Länge von vollen 1300 Fuß, bei einer Breite von 200 Fuß.

Die Kanal-Schifffahrt ist durch diesen Bau keineswegs gehemmt und die Maul-Esel müssen nur etwas im Dunkeln tappen. Zu beiden Seiten des Pracht-Baues erheben sich imposante Thürme. Derselbe erstreckt sich von der Zwölften bis zur Fünfzehnten Straße.

Ueber Kaiser Wilhelm haben wir wenig nachzuholen. „Haus und Herd" folgt bedeutenden Menschen während ihrer Lebenszeit und bringt wichtige Abschnitte ihres Daseins und ihrer Grundsätze zur Kenntniß, so lange sie noch hienieden wallen. So hat es auch schon längst in Bild und Wort den Kaiser Wilhelm dargestellt, und es freut uns zu hören, daß die in unserer Familienschrift veröffentlichten Angaben vielfach bei Gedächtnißreden benutzt wurden. Die Kaiserworte, welche von dem festen, christlichen Grund, auf welchem der alte Kaiser stand, Zeugniß ablegten, wurden bereits in der Februar-Nummer 1884 publizirt. Aus seinem Familien- und öffentlichen Leben brachte „Haus und Herd" viele Züge, und es wäre nur Wiederholung, wollten wir dieselben wiederum vorführen.

Hier sei nur noch das gesagt, was das Beste ist, das sich von einem Leben sagen läßt: Das Leben des alten ehrwürdigen Kaisers, der beinahe 91 Jahre lang lebte, war im Ganzen ein höchst segensreiches. Deutschland hat er die so nothwendige Einheit gebracht und das deutsche Reich unter die ersten Großmächte der Welt gestellt. Preußen wurde unter seiner Regierung in jeder Beziehung gehoben. Jedem einzelnen Bürger und namentlich allen Beamten gab der greise Monarch das Beispiel seltener Pflichttreue. In seiner Familie hielt er auf Ordnung und Ehre. Der Welt hat er mehr als einmal mittelst seines großen Einflusses den Frieden bewahrt. Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit wurde sprichwörtlich. Sein Glaube an Gott und den Erlöser war unerschütterlich und seine christliche Demuth ein leuchtend Beispiel und eine beständige Predigt für das hochmüthige Menschengeschlecht.

Was wird es nach seinem Tode werden? so fragte man sich oft. Die Einen meinten, es müsse Krieg geben; die Anderen, es werde ein gänzlicher Umschwung in der Regierung eintreten, denn der jetzige Kaiser Friedrich III. sei ganz anderer Art und seine Gemahlin, die englische Prinzessin, werde auch was zu sagen haben. Die Dritten prophezeiten sogar, daß längst vorhandene, aber verborgen gehaltene Zwistigkeiten in der preußischen Königsfamilie zum Ausbruch kommen würden.

Von all' dem hat der Chronikschreiber nie ein Wörtchen geglaubt. Weder Krieg noch Frieden hängt heutzutag so mir nichts dir nichts von den Fürsten ab. In unserer Zeit sind die Kriege Volkskriege, und jedes der europäischen Völker wird sich wohl besinnen, einen solchen zu beginnen, denn Niemand kann wissen, wie ein solcher Völkerbrand enden wird. Auch wandelt man die deutsche Regierungsform nicht im Handumdrehen in eine constitutionelle Monarchie um, auch dann nicht, wenn eine Engländerin auf dem deutschen Kaiserthrone sitzt. Die Frauen wurden in keinem Lande der Welt so viel besungen, als in Deutschland, zum Herrschen aber haben sie es dort noch nicht gebracht. Nie soll eine Frau nach deutschem und preußischem Gesetz den Thron besteigen. — Und was den Zwist im Hause der Hohenzollern betrifft, so besteht derselbe wohl nur in der Einbildung der Zeitungsschreiber. Solche Fürstenhäuser wissen ihre Interessen zu wahren, und erkennen, daß dies durch ausbrechende Zwistigkeiten gewiß nicht geschieht.

Auch über den jetzigen Kaiser Friedrich III. hat „Haus und Herd" schon mancherlei Notizen gebracht, und ihn mehrfach im Bild dargestellt. Er beweist sich als ächter Hohenzoller und thut heldenmäßig seine Pflicht, obwohl eine schreckliche Krankheit seine Gesundheit untergräbt. Das Vaterland ruft, die Interessen seiner Gemahlin und seiner Kinder erheischen es, und er unterzieht sich heroisch den schweren auferlegten Pflichten. Wir bewundern und bedauern ihn. Das muß eine Bürde sein, unter solchen Umständen Königs- und Kaiserpflichten auszuüben! Da trägt ja der ärmste Taglöhner leichter an seiner Last! Aber die Hohenzollern haben von je her eine Treue im Beruf dargelegt, welche viele Beamte in Kirche und Staat beschämt, denen es nur um das Verbleiben im Amte und die Löhnung zu thun ist, sonst aber faule, leichtsinnige und täuschende Knechte sind.

Ebenso heldenmäßig trägt die Schwester des jetzigen Kaisers das große Leid, welches ihr Haus betroffen hat. Sie ist Großherzogin von Baden. Ihr Erstgeborener, der badische Kronprinz, ist kränklich und weilt in Italien. Während seine Mutter dort bei ihm auf Besuch war, kam die Kunde, daß der zweite Sohn in Freiburg, im Breisgau, schwer erkrankt sei. Sie eilt dahin und findet die Leiche ihres Kindes, be-

gräbt dieselbe und reist nach Berlin an's Sterbebett des Vaters und zu dem kranken Bruder, dem jetzigen Kaiser. Alles dies erträgt die Frau mit christlichem Heldenmuth, hat für Andere Worte des Trostes und hilft, wo sie kann.

Ich hab' dies Leid des mächtigen Fürstenhauses namentlich für dich skizzirt, geneigter Leser, der du gegenwärtig im finstern Thale wanderst und vielleicht seufzest: Wie haben's doch Andere, namentlich die Großen und Hohen in der Welt, so gut!

Ob wohl der alte Kaiser an diese Lasten und dieses glänzende Elend dachte, als er in seinen letzten Augenblicken ausrief: „Fritz, lieber Fritz!"

Eine Wissenschaft, die mehr wissen will, als man wissen kann, das ist die Naturwissenschaft in den Händen ungläubiger, bibelfeindlicher Menschen.

Wir haben vor allen Wissenschaften Hochachtung, und namentlich vor der Naturwissenschaft, die in unserem Jahrhundert so Vieles zum Nutzen der Menschheit geleistet hat.

Wenn dieselbe sich jedoch versteigt, wenn sie sich wider Bibel und Gottes Ordnung auflehnt, und am Ende erklärt, wie wir letzthin gelesen: man brauche bald Samen und Ernte nicht mehr, die Wissenschaft werde es dahin bringen, daß man aus Steinen Brod machen könne; wenn im Namen der Wissenschaft leichtgläubigen Menschen lächerliche Anmaßungen und Behauptungen aufgehalst werden, dann gilt es, gegen solches Wissen zu Felde ziehen, und solchen Wissenden zu sagen, daß sie nichts wissen.

Solch' ein großes (?!) wissenschaftliches Licht ist der Naturforscher Rudolph Falb. Er ist ein Ungläubiger und sagt gnädigst, daß das erste Buch Moses die bestерfundene Fabel über die Schöpfungsgeschichte sei.

Dabei aber hängt er im Namen der Wissenschaft den Menschenkindern Fabeln auf, wie man sie kaum in Tausend und einer Nacht findet. Er „macht" namentlich in Erdbeben und anderen mächtigen Naturerscheinungen, und hat ganz genau herausgebracht, daß dieselben mit der Stellung des Mondes zur Erde, mit Ebbe und Fluth genau zusammenhängen und deßhalb jedesmal genau berechnet werden können.

Hat er auch oft große Böcke geschossen, so ist sein Gesalbader zufällig auch ein paar Mal eingetroffen, und er wurde kecker dadurch.

Vor einiger Zeit schnitt der Chronikschreiber die neueren Prophezeiungen dieses Herrn aus einem Fachblatt, und dachte, jetzt willst du aber aufpassen, was es gibt, und ob wirklich ein Prophet aufgestanden ist.

Nicht eine einzige aller dieser Prophezeiungen und Berechnungen (?!) traf irgendwo in der ganzen Welt während vollen neun Monaten ein. Diese Vorhersagungen datiren vom März 1887, sollten bis Ausgangs Dezember 1887 eintreffen und handelten von Erdbeben, gewaltigen Stürmen, Niederschlägen u. s. w., wobei immer das Datum genau angegeben war.

Nichts traf ein. Dabei aber benimmt sich dieser Herr, als ob er alle Geheimnisse ergründen könne, und hat die Wahrheiten der heiligen Schrift längst überwunden.

Wie wäre es, wenn es ihm 'mal erginge, wie es einem andern überweisen Menschenkind 'mal ergangen ist?

Professor Dietmar in Berlin hatte nämlich seiner Zeit öffentlich prophezeit, daß der Winter 1828—29 ein so milder werden würde, daß die Konditoren, Fleischer 2c. ihren Bedarf an Eis nicht würden befriedigen können. Nach Neujahr 1829 trat aber anhaltende starke Kälte ein. Professor Dietmar erhielt in dieser Frostzeit durch die Post so viel unfrankirte, große, mit Eis gefüllte Kisten, deren Annahme er verweigerte, daß der General-Postmeister von Nagler durch ein Cirkular an die Postämter die weitere Absendung von Kisten mit Eis an Dietmar verhindern mußte.

Offene Post.

Vorwort für das neue Gesangbuch. „Die im Mai 1884 in Philadelphia tagende General-Conferenz nahm verschiedene von den deutschen Conferenzen der Bischöflichen Methodisten Kirche eingereichten Bittschriften entgegen, in welchen um Vollmacht nachgesucht wurde, ein neues deutsches Gesangbuch für unsere Gemeinden in Amerika und Europa herzustellen.

Nach sorgfältiger Erwägung traf die General-Conferenz folgende Verordnung:

1. Daß hiermit die Ermächtigung zur Revision des deutschen Gesangbuchs ertheilt ist.

2. Daß wir das Collegium der Bischöfe ersuchen, so frühzeitig als thunlich ein Committee zu ernennen, bestehend aus einem Mitglied jeder deutschen Conferenz, mit Einschluß der Conferenz in Deutschland und der Schweiz, und aus dem Editor des „Christlichen Apologeten" und des „Haus und Herd," welchem Committee diese Revisionsarbeit hiermit übertragen ist.

3. Die vorbereitende Revisionsarbeit soll in folgenden Sektionen des Committees vorgenommen werden.

Erste Sektion: Editor des Apologeten und die ernannten Mitglieder aus den Central, Ost und Südlichen deutschen Conferenzen.

Zweite Sektion: Editor des „Haus und Herd", und die ernannten Mitglieder aus den Chicago, St. Louis, Nordwest und West deutschen Conferenzen.

Dritte Sektion: Das ernannte Mitglied der Conferenz in Deutschland und der Schweiz.

4. Nicht später als am 15. März 1888 soll das Committee zusammentreten, um die Vorarbeiten der Sektionen zu revidiren, wobei nur durch Majoritätsbeschluß aller anwesenden Mitglieder ein altes Lied ausgeschlossen, oder ein anderes aufgenommen werden kann.

5. Das Committee soll seine Arbeit dem Collegium der Bischöfe zur Genehmigung vorlegen.

6. Nach solcher Genehmigung ist es die Pflicht des Committees, ein zweckentsprechendes Gesang- und Melodienbuch für den deutschen Methodismus herauszugeben.

7. Den Committee-Mitgliedern werden nur die Unkosten vergütet.

In Uebereinstimmung mit dieser Verordnung ernannten die Bischöfe am Schlusse der anno 1884 tagenden General-Conferenz das folgende Committee, nämlich:

Wilhelm Nast und Heinrich Liebhart.
Central deutsche Conferenz: C. F. Paulus.
Chicago „ „ Ch. A. Loeber.

Deutschland u. Schweizer Conf. Arnold Sulzberger.
Nordwest deutsche Conferenz: Friedrich Kopp.
Oestliche „ „ Louis Wallon.
St. Louis „ „ Joh. Schlagenhauf.
Südliche „ „ Wilhelm Pfaeffle.
West „ „ J. A. Reitz.

Da die Arbeit des Revisions-Committees zur Zeit der Sitzung des bischöflichen Collegiums im November 1887 noch nicht ganz zur Vorlage bereit war, und ein Aufschub bis zur Frühjahrs-Versammlung der Bischöfe die Herausgabe des Werkes bedeutend verzögert hätte, so wurden die Bischöfe ersucht, ein Committee aus ihrer Mitte zu ernennen und zu bevollmächtigen, die Prüfung der Gesangbuch-Revision im Namen des bischöflichen Collegiums vorzunehmen.

Ein solches Committee, bestehend aus den Bischöfen Merrill, Hurst und Walden, wurde ernannt. Dasselbe kam am 4. Januar 1888 in Cincinnati zusammen, prüfte das Werk des Revisions-Committees, und sprach sich über das Ergebniß dieser Prüfung in einer Zuschrift folgendermaßen aus:

An das Committee für die Revision des deutschen Gesangbuches.

Liebe Brüder!

Während der in New York im November 1887 stattgehabten Versammlung wurden die Unterzeichneten als Committee ernannt, um im Namen des bischöflichen Collegiums die Euch aufgetragene Revisions-Arbeit zu prüfen und gegebenen Falles zu genehmigen. Diesem Auftrag gemäß versammelten wir uns am 4. Januar 1888 in Cincinnati, prüften das von Eurem Vorsitzer, Rev. H. Liebhart, D. D., uns vorgelegte Ergebniß Eurer Arbeit sorgfältiglich, und ertheilen hiermit nach solcher Prüfung der Anlage, sowie dem Inhalt des neuen von Euch hergestellten Gesangbuches, unsere herzliche Genehmigung, indem wir überzeugt sind, daß die Revision der alten Lieder, sowie die Auswahl der neuen weislich und gut zu Stande gekommen ist.

Wir fühlen uns veranlaßt, Euch im Namen des bischöflichen Collegiums für die Sorgfalt und Mühe zu danken, mit welcher Ihr der übertragenen Pflicht gerecht geworden seid, und geben zugleich der Ueberzeugung Ausdruck, daß Eure treue Arbeit den deutschredenden Methodisten der ganzen Welt zum Segen gereichen wird.

S. M. Merrill,
J. F. Hurst, } Committee.
J. M. Walden,

Cincinnati, den 5. Januar 1888.

Adresse an alle deutsch-redenden Methodisten.

Die im Jahre 1884 tagende General-Conferenz ertheilte die Vollmacht, die bisher von den deutschen Methodisten gebrauchten Gesangbücher zu revidiren, und in Uebereinstimmung mit dieser Verordnung wurde das vorliegende Buch hergestellt. Es ist das kirchlich autorisirte Gesangbuch für unsere Gemeindemitglieder und Gemeinden in Deutschland, der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und wir empfehlen Euch dasselbe, liebe Brüder, als ein Werk, welches in ausgezeichneter Weise Euren kirchlichen Bedürfnissen angepaßt, und in jeder Beziehung Eures Zutrauens und Eurer Liebe würdig ist.

Die geschätzten, mit der Herstellung dieses Buches beauftragten Brüder verfuhren betreffs der Auslassung früher gebrauchter Lieder, in Veränderungen der beibehaltenen, sowie in der Aufnahme neuer Lieder mit großer Sorgfalt. Es bereitet uns Vergnügen, Euch dieses revidirte Gesangbuch darbieten zu können, und es geschieht dies im Vertrauen, daß sich dasselbe die Zustimmung unseres Volkes erwerben wird, welches dieses Buch in der ganzen Welt benutzen soll. Da es von kirchlicher Autorität herausgegeben ist, und der aus dem Verkauf erzielte Gewinn für religiöse Zwecke verwandt wird, so hoffen wir, daß es eine sehr weite Verbreitung findet.

Wir vermahnen Euch, geliebte Freunde, „im Geist und mit Verständniß zu singen," und darauf Acht zu haben, daß die Macht des geheiligten Gesanges sowohl in Euren Familien und Erbauungsstunden, wie in öffentlichen Hauptgottesdiensten als Mittel zur Geltung komme, Eure eigenen Herzen zu erheben, und Andere zur Erkenntniß und Liebe Jesu Christi zu führen."

Thomas Bowmann, Randolph S. Foster,
Stephan M. Merrill, Edward G. Andrews,
Henry W. Warren, Cyrus. D. Foß,
J. F. Hurst, W. X. Ninde,
John M. Walden, Williard F. Mallalieu.
Chest. H. Fowler.

Im Januar 1888.

In Bibliotheken und Gesellschaftssälen ist Haus und Herd ein willkommener Gast. So z. B. schreibt unsere geehrte Mitarbeiterin, Frau Anna Spörri aus Bern, Schweiz: „In den beiden hiesigen Arbeitersälen ist Haus und Herd beliebt, besonders die Sonntagschul-Lektionen finden Anklang. Wie ich kürzlich hörte, ist Haus und Herd auch in der hiesigen großen Leihbibliothek der Ev. Gesellschaft vertreten; es sei immer auf der Fahrt und schwer zu erhalten, sagte ein Abonnent."

Aus dem Nordwesten. Der Artikel in der April-Nummer: „Was wird die General-Conferenz bringen?" hat mich ordentlich erfrischt. Das ist doch kein Herumhämmern an einer einzigen Frage, wohl aber eine Uebersicht über die Fragen, die vorkommen werden.

„Auch der freie, muthige und doch so anständige Ton des Artikels hat mir wohlgethan. Wenn man, wie ich, weit ab von einer deutschen Gemeinde wohnt, dann möchte man doch manchmal auch wissen, was der Mann denkt über wichtige Kirchenfragen, dessen Zeitung man Jahr aus Jahr ein liest.

„Ich stimm' nicht mit Allem ganz und gar überein, was dort geschrieben steht; aber zu denken hat mir Alles gegeben. Gott segne Haus und Herd und mache es noch zum Segen für viele Tausende unserer Landsleute. Christian van der Gelde."

Stille Nacht, heilige Nacht. Seitdem wir mit der Herausgabe des neuen Gesangbuchs beschäftigt sind, erhalten wir eine Menge Winke und Nachrichten über Lieder, Melodien, Verfasser rc. Die meisten dieser Briefe und Karten werden privatlich beantwortet und wenn dies öfters in lakonischer Kürze geschieht, so bitten wir zu bedenken, daß neben der gewöhnlichen, nicht geringen Redaktionsarbeit, nicht mehr als drei Ausgaben des neuen Gesangbuches auf einmal in Arbeit sind.

Ueber das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" haben wir wenigstens ein halbes Dutzend Anfragen rc. erhalten und beantworten dieselben deßhalb auf diesem Wege.

Das Lied stammt ursprünglich aus Tyrol, und wurde 1818 von Joseph Mohr, einem katholischen Hülfs-Geistlichen in Oberndorf, bei Salzburg, gedichtet.

Der erste Vers hieß in der ursprünglichen Fassung:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf' in himmlischer Ruh'."

Daraus, wie aus den folgenden Versen, wurden nun in den verschiedenen Liedersammlungen, je nach der Geschmacksrichtung, verschiedene Versionen fabrizirt.

Dieses Lied wurde auch frei in's Englische übertragen, und aus dieser englischen Version schuf J. C. Lyon sein „Stille Nacht rc.," welches völlig so gut ist, als irgend eine andere Fassung und einem Original-Lied gleichkommt.

Auch die Melodie kommt aus Tyrol und stammt von einem armen Volksschul-Lehrer, Namens Franz Gruberg, geboren 1790.

Der Chronikschreiber ist sehr erfreut darüber, daß das einfache Artikelchen über „Was wird die General-Conferenz bringen?" so vielfach Anlaß zu mannigfacher Anregung gegeben hat. Von allen Seiten sind eine bedeutende Anzahl Zuschriften eingelaufen, unter welchen diejenigen, die nicht mit allen Punkten des Artikels übereinstimmen, uns beinahe am meisten interessirt haben. Dazu sind wir ja „zusammengegeben," daß wir Meinungen austauschen und so nach und nach zu festen Ansichten und Grundsätzen gelangen.

Es ist rein unmöglich, alle die aus Anlaß des besagten Artikels erhaltenen Zuschriften privatlich zu beantworten, und es sei deßhalb Einiges auf diesem Wege nochmals erörtert.

1) Was meint der Chronikschreiber mit dem Satz: „Die Sache wird sich in wenigen Jahren richtiger entwickeln, als bei etwa zweijährigem Amtstermin?"

Der Zusammenhang macht die Meinung sonnenklar. Es meint nichts Anderes, als daß bei längerem Amtstermin es sich schon herausstellen wird, wer denselben aushalten kann und will, während die Zwei-Jahrs-Regel oft nur mechanisch aus Gebrauch eingehalten wurde.

2) Welchen Prediger-Amtstermin würde der Chronikschreiber befürworten?

Das kommt auf die Umstände und vielleicht auch auf das noch zu empfangende „Licht" an. Im jetzigen Augenblick ist der Chronikschreiber eher geneigt, einen fünf- bis sechsjährigen Prediger-Amtstermin zu befürworten, als einen vierjährigen. Weßhalb? Weil bei einem längeren Amtstermin die Paßlichkeit und Nothwendigkeit, und nicht der Mechanismus die Entscheidung herbeiführen werden.

3) Würde ein längerer Amtstermin am Ende nicht mehr Predigerwechsel erzeugen, als der gegenwärtige? Vielleicht, aber — darüber sollten sich ja Diejenigen freuen, die den „Wechsel" lieb haben. Jede jährliche Conferenz kann einen Wechsel bringen, und wer immerhin denselben will, sei es Prediger oder Gemeinde, der kann ja darum ansuchen, ohne daß irgend einem Betheiligten damit ein Charakterflecken aufgehängt wird. Wo aber die Paßlichkeit und Nothwendigkeit auf der Hand liegt, da kann das Werk durch längeren Termin gefördert werden.

4) Schwächen wir nicht durch längeren Amtstermin die Stärke, welche in der Zusammengehörigkeit (Connexion) des Methodismus liegt? Keineswegs, wenn nämlich ein Termin gesetzt ist. Nebst dem Connexionellismus bedarf die Kirche jedoch die Kräftigung des Pastorats.

5. Ist der Methodismus nicht eine „Erweckungskirche," und wird der längere Amtstermin der erwecklichen Wirksamkeit nicht im Wege stehen?

Nein — der Methodismus ist nicht, wie Dr. Christlieb und Andere es gerne haben möchten, eine vorübergehende „Erweckungswoge," sondern eine festetablirte Kirche. Zu einer solchen Kirche aber gehört nebst dem erwecklichen auch das erziehende und aufbauende Element. Und — haben wir letzteres nicht gerade in unserer Zeit sehr nöthig, und — würde der verlängerte Pastoral-Termin in dieser Richtung nicht behülflich sein?

Mai-Musikfest. Die Direktoren des Centennial-Mai-Musikfestes machen folgende Ankündigung:

Das Fest wird in der Musikhalle von Dienstag, den 22. bis Samstag, den 26. Mai inclusive abgehalten. Es werden fünf Abend-Conzerte und zwei Matinees (am Donnerstag und Samstag Nachmittags) abgehalten. Theodor Thomas wird als Dirigent fungiren und sein Orchester in Stärke von 108 Mann von New York mitbringen. Die Chöre werden von dem berühmten Cincinnatier Festchor von 600 Stimmen gesungen. Die Hauptwerke, die zur Aufführung kommen, sind: Rubinstein's „Verlorenes Paradies"; Dvorak's „Gespensterbraut"; Mendelssohn's „Paulus"; eine Cantate für Chor, Orchester und Solisten, die zur Centennialfeier direkt vom Professor Paine vom Harvard College componirt wird; Weber's Cantate „In seiner Ordnung schafft der Herr"; Saint-Saëns' Symphonie für Orchester, Orgel und Piano. Es wird wieder ein Wagner-Abend gegeben und drei große Symphonien, die noch nicht ausgewählt sind, aufgeführt werden. Als Solisten sind engagirt: Fräulein Lilly Lehmann vom Metropolitan Opernhaus in New York; Frau Giulia Valda vom Covent Garden in London; Paul Kalisch, ein Tenorist von der Kaiserlichen Oper in Berlin (der Gatte von Lilly Lehmann); der berühmte englische Oratorien-Tenorist Edward Lloyd, der contraktlich nur bei dieser Gelegenheit in den Vereinigten Staaten singen darf: der Baritonist A. E. Stoddard und der Bassist Myron W. Whitney. Herr Arthur Mees wird die Orgel-Partieen spielen. Die große Orgel in der Musikhalle ist so umgestimmt worden, daß sie mit dem Orchester übereinstimmt. Dieser Liste von Solisten werden wahrscheinlich noch hiesige Kräfte, wie die beliebte Sopranistin Frau Corinne Moore Lawson und die Altistin Fräulein Emma Cranch hinzugefügt werden.

Der Preis von Saison-Tickets für alle sieben Conzerte ist auf $12 festgesetzt worden, und diese Tickets berechtigen zu reservirten Sitzen.

Mitarbeiter der Immanuel Sonntagschule zu Covington, Ky. So heißt ein neues, schmuckes, im Interesse dieser Sonntagschule herausgegebenes Blättchen. Es bringt Nachrichten und Berichte aus Schule und Stadt, spornt zur Thätigkeit an, ladet zur Sonntagschule ein und ist das erste Unternehmen derart in einer deutschen Sonntagschule. Da das Blatt nur alle Vierteljahr herauskommt, so sind die Unkosten gering und werden dieselbe mittelst der Geschäftsanzeigen gedeckt.—Vorwärts Kinder — für das Vaterland!

Aus Boonville, Ind. Br. Siegel las den Artikel über Alaska in der April-Nummer und sendet $5 für das Heim, das dort von der Frauen-Missionsgesellschaft gegründet werden soll. C. G. Fritsche.

Herzlichen Dank! An den Schatzmeister abgegeben.
Editor.

Angenommene Artikel. Strophen aus Zinsendorf's Gedichten. (Werden aus dieser Sammlung ab und zu benützen.) — Massenversammlungen des Herrn Jesu. — Eine Erzählung aus Pompeji's Zerstörung. — Zwölf Brüder (Drei Sterne). — Wie der Social-Demokrat Bebel den großen Herren einen Spiegel vorhält. — Stadtmission und ihre Bedeutung für das christliche und kirchliche Leben in Deutschland. — Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht.

Sehnsucht nach dem Frühling.

(Duett für zwei Soprane.)




wie = = der
Vö = = gel
Rit.
1. Stimme.
p A tempo.
Schmü = cke wie = der Feld und Wald! Auf die
an der Vö = gel sü = ßem Sang! Schö = ner
Rit
p A tempo.
Ber = ge möcht' ich flie = gen, möch = te seh'n ein
Früh = ling, komm doch wie = der, Lie = ber Früh = ling,
Rit.
mf
2. Stimme. Lebhafter.
grü = nes Thal, möcht' in Gras und Blu = men lie = gen, und mich
komm doch bald, bring' uns Blu = men, Laub und Lie = der, schmü=cke
Rit.
mf
und mich freu'n
schmü = cke wie=
f
Rit.
freu'n am Son = nen=strahl, und mich freu'n am Son = nen = strahl!
wie = der Feld und Wald, schmü = cke wie = der Feld und Wald!
f
Rit.



ENGRAVED BY W. WELLSTOOD

IM FRUEHLING

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. Juni 1888. Sechstes Heft.

Reform, Gehorsam und Pfingsten.

Editor.



I.

Die ganze Welt ruft in unserer Zeit nach Reform.

So weit die Anschauungen und Grundsätze der Menschen auch aus einander gehen — darin sind alle die einig, denen das Gemeinwohl überhaupt noch am Herzen liegt—daß es besser werden müsse.

Vorschläge, mittelst welcher diese allgemein herbeigesehnte Reform vollbracht werden soll, werden in solcher Menge gemacht, daß sich der Einzelne noch nicht mit einer aus hundert dieser Verbesserungs-Methoden befassen kann.

Gesetze und Gesetzgebung, Erziehung, Bildung und Kultur, Staat, Kirche und Familie, Verein und Organisation, die Presse und das gesprochene Wort, die politische Partei und Gegenpartei, die Mehrheit und die Minderzahl, der Idealismus und der Materialismus, Frauen und Männer, die Theorie und die Praxis — sollen und wollen helfen.

Und doch schmachtet die Welt immer noch nach Reform. Weßhalb? Weil alle menschliche Mittel wohl gute Gehülfen sind, aber nimmermehr eine Radikalkur bewirken können, denn das Uebel sitzt für Menschenhand zu tief. Selbstsucht und Sünde lassen sich durch die Ergebnisse unseres Denkens und Handelns nicht einfach in den Hintergrund drängen. Die gründliche Herzensreform des Einzelnen (und darauf kommt es schließlich doch an) wird nimmermehr durch irdische Ideen und Einrichtungen bewirkt.

Auch die Kirche steht im letzten Grunde machtlos da, wenn sie nichts zu bieten hat, als Regel, Richtschnur, Handreichung, Disciplin und Organisation. Selbst das Wort, der Buchstabe an und für sich tödtet. Der Geist ist es, der da lebendig macht.

Sollen viel tausend Einzelne, und somit die Welt, die ersehnte Reform wahrhaftiglich erfahren, so kann dies nur von Innen heraus durch göttliche Kraft bewirkt werden. Nur der heilige Geist schuf das erste Pfingsten, und nur er wird schaffen, daß es wieder einmal Pfingsten werde.

Zwar ist die Kirche die Trägerin göttlicher Gaben, die Vermittlerin himmlischer Kraft. Aber sie selbst fühlt und weiß, daß sie diese Gabe nicht in hohem Maße hat, und wie kann dieselbe alsdann in die Welt ausströmen? Die Kirche selbst seufzt nach einer Geistestaufe.

II.

Wie erhalten wir dieselbe? Dies ist unter allen großen Zeitfragen die größte.

Man antwortet: Es sei vor allem der unerschütterliche Glaube nicht blos an den heiligen Geist, sondern an eine überschwängliche Mittheilung und unmittelbare Kraftäußerung desselben von Nöthen, eine tiefe Ueberzeugung, daß alle andern Hülfsmittel, unsere natürlichen Gaben, die Gelehrsamkeit und alle kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen todtes Material sind ohne die Kraft aus der Höhe. Und der Zweifelsucht unserer Zeit und dem Kaltsein so vieler Christen, sowie unserem eigenen oft zaghaften Herzen sei in der ganzen Vollgültigkeit mit dem Glaubensartikel entgegenzutreten: Ich glaube an den heiligen Geist.

Man sagt: Es gelte, in einmüthigem Beieinandersein, anhaltend, ernstlich und gläubig zu beten, wie die Jünger, die ein Herz und eine Seele waren und ihr großes Anliegen vor Gott, ihren himmlischen Vater brachten.

Gut geantwortet.

Jedoch — glauben denn nicht viele tausende Christen in vollstem Sinn des Wortes an die mächtigen Kraftäußerungen des heiligen Geistes; beten nicht tausende Christen einmüthiglich (obwohl manche kephisch und andere auch apollisch sein wollen) und gläubig um die Ausgießung des heiligen Geistes?

Weßhalb ist dies Sehnen und das ernste, vieltausendfache Gebet nicht in dem Maße erfüllt, wie wir es erwarten dürfen?

Die Antwort, daß die Zeit Gottes noch nicht gekommen sei, die öfters gegeben wird, umgeht die Frage, und beantwortet sie eigentlich nicht.

Jedoch — wird nicht eine Vorbedingung, welche die Jünger und alle Andern, die je mit der Fülle des heiligen Geistes angethan wurden, oft ganz übersehen, oder nur flüchtig berührt? Es ist der **gläubige Gehorsam, das Benützen des vorhandenen gegebenen Pfundes.**

Der heilige Geist ist ein Gnadenpfund Gottes. Die Kirche hat ein Maß desselben und es gilt vor allem, dasselbe nicht in Werkheiligkeit, sondern in gläubigem Gehorsam zu benützen, wenn sie die Fülle desselben erfahren soll.

III.

Schauen wir uns zur Verdeutlichung einige Beispiele an.

Wie immer wir uns auch den inneren Zustand der Jünger des Herrn vor dem Pfingstfest denken, ob wir sie im vollen Sinn des neutestamentlichen Begriffes als Wiedergeborene ansehen oder nicht, so kann darüber keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß sie in irgend welchem Grade und Maße unter den Einflüssen des heiligen Geistes standen.

Die allererste Bedingung, die ihnen gestellt wird, heißt zu bleiben in Jerusalem, und wir lesen, daß sie vom Auffahrtsberge mit großer Freude zurückkehrten.

Menschlicherweise wäre es ihnen wohl natürlicher und angenehmer gewesen, in das liebliche, näher gelegene Bethanien, anstatt in die gottlose Stadt zu gehen, wo der große Meister kurz vorher den Kreuzestod erlitt. Aber Er hatte befohlen, und sie benützten das vorhandene Licht des heiligen Geistes und **gingen.** Was wäre wohl geworden, wenn sie nicht dahin gegangen wären?

Aber das Maß des heiligen Geistes, das sie besaßen, wurde in der Folgsamkeit angewandt. Sie gehen, sind einmüthig bei einander mit Bitten und Flehen, bis der Meister im Brausen des Pfingstfestes kommt. Und als sie voll waren des Geistes üben sie wieder Gehorsam, und gehen hinaus, zu zeugen vor dem Volk und den Heiden von Dem, der sie so unaussprechlich selig gemacht. Und so erhielten und vermehrten sie ihr ganzes Leben lang die große, unaussprechliche Gabe, welche sie zum mächtigen Werke ausrüstete und die Umwälzung der alten Welt bewirkte.

Ein anderes Beispiel: Der Apostel Paulus war gewiß ein Mann voll Glaubens und voll des heiligen Geistes, der als Rüstzeug Gottes mehr ausrichtete, als irgend ein anderes Menschenkind, und eine überschwenglich reiche christliche Erfahrung sein eigen nannte.

Wie kam er zu dieser Geistesfülle?

Das erste Wort, welches er hört, nachdem ihn das göttliche Licht umleuchtet, heißt — **geh** nach Damaskus. Menschlicherweise wäre es für ihn das Natürlichste gewesen, die Stadt zu meiden, in welcher er die große Christenverfolgung zu Stande bringen wollte. Aber er ist gehorsam und läßt sich von den Männern, die bei ihm waren, in jene Stadt führen. Wie wir uns auch seinen inneren Zustand nach der himmlischen Erscheinung denken mögen — ohne den Einfluß des heiligen Geistes war er gewiß nicht, und dieser Einfluß trieb ihn zu der Frage: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Auf diesem Gehorsamswege, indem er das gegebene Pfund des heiligen Geistes benützte, kam es zu Stande, daß Ananias ihm sagen konnte: „Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, daß du wieder sehen werden und mit dem heiligen Geist erfüllet werdest.“

Aehnliche Folgsamkeit übt er in seinem ganzen Leben. „Gehe nach Macedonien,“ sagt der Herr, und Paulus geht. „Laß dir an meiner Gnade genügen,“ heißt es ein andermal, und Paulus ist gehorsam im Leiden. In dieser Weise ist er erfüllet worden mit allerlei Gottesfülle — durch Gnade, im Glauben, aber im Gehorsam — und durfte sich eines hohen Gnadenstandes erfreuen, und zur Reform der Welt beitragen, wie kein Anderer.

IV.

Wir erkennen: Hand in Hand mit dem einmüthigen Flehen um den heiligen Geist muß der Gehorsam gegen Gott und sein Wort vorhanden sein. Man sage nicht: dies ist ohne die Fülle des heiligen Geistes nicht möglich. Wir haben an obigen Beispielen gesehen, daß es soweit möglich ist, als die gegebene Gabe des heiligen Geistes sozusagen reicht.

Nichts hat die Kirche heute mehr nöthig, als daß sie das Licht und die Kraft, die ihr der heilige Geist schenkt, im ernstesten Gehorsam benützt, denn wenn das vorhandene Pfund nich

umgesetzt wird, wie kann und soll die Fülle kommen? Es fehlt in der Kirche nicht sowohl am Bitten und Flehen, im Allgemeinen auch nicht am Glauben an den heiligen Geist, sondern am gläubigen Gehorsam seinen Wirkungen gegenüber. Ohne denselben ist alles Rufen und Flehen um ein neues Pfingsten ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wir könnten nun ein langes Trauerlied über den Ungehorsam der Kirche singen, in vielen Versen ihre Schäden nachweisen und sagen — da fehlt es. Da dergleichen Ergüsse jedoch gewöhnlich zur billigen Waare gehören, und die Kirche aus Einzelnen besteht, so wollen wir, lieber Leser, im besten Sinn des Wortes heimkommen, und eine persönliche Anwendung machen.

Es dürfte sich kaum ein Leser finden, welcher nicht in irgend einer Weise unter dem Einfluß des Heil. Geistes steht. In verschiedenem Maße zwar; aber nicht wahr, wir verspüren die Züge oder die Kraft Gottes entweder — als vorlaufende Gnade, oder als den von der Kindschaft Zeugniß gebenden Geist, oder als die Fülle der Verheißung.

Nehmen wir an, es stehe Jemand auf der Vorstufe, und verspüre ein herzliches Verlangen, Vertrauen zu dem Erlöser haben zu können. Ist dies nicht die Wirkung des großen, die Seelen suchenden Gottesgeistes? Und — was ist zu thun, wenn es in einem solchen Herzen Pfingsten werden soll? Ei, sei gehorsam und folge diesem Zug. Thue, was der Herr dir weiter sagt, tritt vor ihn mit Flehen und Bitten, rufe gläubige Nachbarn zusammen und betet einmüthiglich, und es wird gewiß Pfingsten bei dir werden.

Oder es besitzt Jemand den von der Kindschaft Zeugniß gebenden Geist. Ist derselbe nicht ein Licht, das äußere und innere Leben zu beleuchten, zu zeigen, wo es fehlt, und auf Mängel und Flecken hinzuweisen? Warum nicht dem vorhandenen Licht gehorsam folgen, und zum Heiland gehen, um sich reinigen zu lassen; dann wird die ersehnte Geistestaufe schon folgen.

Oder es ist Jemand glückselig in der Fülle des Geistes und sehnt sich nach noch herrlicheren Offenbarungen. Solch' ein Menschenkind sollte vor allen Andern wissen, daß sein Sehnen nur auf dem Wege des inneren und äußeren gläubigen Gehorsams gestillt werden kann.

Die wahrhaftige Reform der Welt wird nur bewirkt durch die Kraft des heiligen Geistes. Sündliche Herzen werden nur umgewandelt mittelst derselben Kraft. Die Kirche ist die Trägerin der göttlichen Gabe. Von ihr soll dieselbe auf die Welt ausströmen. Sie weiß, daß sie ohne diese gewaltige Gotteskraft nichts vermag, und fleht um dieselbe; vergißt jedoch häufig die Vorbedingung — den gläubigen Gehorsam, die ernsthafteste Benutzung dessen, was sie von dieser Kraft bereits besitzt. Darauf wollten wir hinweisen, nämlich — welch' hohe Bedeutung das Gehorsamsein beim Ausguß des heiligen Geistes hat. Es ist dies nicht Werkheiligkeit. Es kommt Alles aus dem Glauben, auch der Gehorsam; aber ohne denselben wird die Kirche, sowie die Welt kein großes, allgemeines Pfingsten feiern.

Auf Pfingsten.

Still war der Tag, die Sonne stand
So klar an unbefleckten Tempelhallen;
Die Luft von Orientes Brand
Wie ausgedörrt, ließ matt die Flügel fallen.
Ein Häuflein sieh, so Mann als Greis,
Auch Frauen knieend! keine Worte hallen,
Sie beten leis!

Wo bleibt der Tröster, treuer Hort,
Den scheidend du verheißen hast den Deinen?
Nicht zagen sie; fest steht dein Wort,
Doch bang' und trübe muß die Zeit wohl scheinen.
Die Stunde schleicht; schon vierzig Tag'
Und Nächte harrten wir in stillem Weinen,
Und seh'n dir nach.

Wo bleibt er nur? Wo? Stund' an Stund',
Minute will sich reihen an Minuten.
Wo bleibt er denn? Und schweigt der Mund,
Die Seele spricht es unter leisem Bluten.
Die Wüste stäubt, der Tiger ächzt
Verschmachtend durch die sand'gen Fluthen,
Sein Rachen lechzt.

Da, horch, ein Säuseln hebt sich leicht!
Es schwillt und schwillt und steigt wie Sturmes Rauschen.
Die Gräser stehen ungebeugt;
Die Palme, starr und staunend, scheint zu lauschen.
Was zittert durch die fromme Schaar,
Was läßt sie bang' und glühe Blicke tauschen?
Schaut auf! Nehmt wahr!

Er ist's, er ist's; die Flamme zuckt
Ob jedem Haupt; welch' wunderbares Kreisen,
Das durch die Adern quillt und ruckt!
Die Zukunft bricht; es öffnen sich die Schleusen,
Und unaufhaltsam strömt das Wort,
Bald Heroldsruf und bald im flehend leisen
Geflüster fort.

O Licht, o Tröster bist du, ach,
Nur jener Zeit, nur jener Schaar verkündet?
Nicht uns, nicht überall, wo wach
Und Trostes bar sich eine Seele findet?
Ich schmachte in der schwülen Nacht;
O leuchte, eh' das Auge ganz erblindet;
Es weint und wacht!

Annette von Droste-Hülshoff.

Das Grab.

Für Haus und Herd nach W. Irving von J. B.

Der wahren Liebe Feuerprobe ist das Grab. Hier offenbart die göttliche Leidenschaft der Seele ihre Uebermacht über die instinktartigen Triebe rein animalischer Zuneigung. Letztere muß durch die Anwesenheit des Gegenstandes fortwährend aufgefrischt und lebendig erhalten werden; allein die Liebe, welche ihren Sitz hat in der Seele, vermag von langer Erinnerung zu zehren. Die nur sinnlichen Neigungen erschlaffen und sterben ab mit den Reizen, welche sie erweckten, und wenden sich mit schauderndem Ekel vom furchtbaren Abgrund des Grabes; aus diesem aber steigt jene wirklich geistige Liebe, von jeder sinnlichen Begierde geklärt, empor und kehrt wie eine heilige Flamme zurück, um das Herz des Ueberlebenden zu erleuchten und zu weihen.

Der Kummer um den Todten ist der einzige Kummer, von dem wir nicht getrennt werden können. Jede andere Wunde suchen wir zu heilen, jedes andere Leid zu vergessen; doch diese Wunde offen zu halten, sehen wir für unsere Pflicht an, dieses Leid nähren wir und brüten darüber in der Einsamkeit. Wo ist die Mutter, die willig das Kind vergessen möchte, welches gleich einer Blume in ihren Armen starb, wenn auch jedwede Erinnerung daran eine Marter ist? Wo ist ein Kind, welches gern die Eltern und vor Allem die Mutter, die zärtliche, vergessen möchte, wenn auch die Erinnerung nur Klage heraufbeschwört? Wer würde den Freund vergessen, um den er trauert? Wer würde, selbst wenn sich das Grab über den Ueberresten von ihr schließt, die er am innigsten geliebt, wenn er sein Herz gleichsam brechen fühlt beim Schließen dieser Pforten, wer würde einen Trost annehmen, der durch Vergessenheit erkauft werden muß?

Nein, die Liebe, welche über das Grab hinaus lebt, ist eine der edelsten Eigenschaften der Seele. Wenn sie ihre Leiden hat, so hat sie auch ihre Freuden; und wenn der überwältigende Ausbruch des Grames sich in stille Thränen der Erinnerung aufgelöst, wenn die plötzliche Angst und die krampfhafte Verzweiflung über die gegenwärtigen Trümmer alles dessen, was wir am meisten liebten, dahingeschmolzen ist zu ernstem Nachdenken über Alles, was der Verblichene in den Tagen seines Lebens gewesen, — wer würde einen solchen Schmerz aus seiner Brust reißen? Mag er auch bisweilen eine vorüberziehende Wolke über die frohe Stunde der Heiterkeit decken oder eine tiefere Bekümmerniß über die Stunde des Trübsinns verbreiten, wer möchte sie dennoch vertauschen, selbst gegen den Gesang der Freude, oder den Erguß heller Lust?

Nein, es kommt eine Stimme aus der Gruft, die lieblicher ist denn Gesang. Es gibt ein Gedächtniß an die Todten, wozu wir sogar von den Reizen der Lebenden uns abwenden. O, das Grab! das Grab! — Es begräbt jeden Irrthum, verhüllt jeden Fehler, löscht jeden Groll aus! Seinem friedlichen Schooße entsprießen nur tiefes Bedauern und zarte Erinnerungen. Wer vermag selbst auf eines Feindes Ruhestätte hernieder zu schauen, ohne reuevolles Herzklopfen darüber zu fühlen, daß er je mit der armen handvoll Erde gestritten, welche modernd vor ihm liegt?! Indessen das Grab derjenigen, die wir lieb hatten, — welch' ein Platz zum Nachdenken! Gerade dort rufen wir in langem Rückblick die ganze Geschichte der Tugend und Sanftmuth und die tausend Liebeszeichen in's Gedächtniß, welche fast unbeachtet im täglichen vertrauten Verkehr auf uns gehäuft sind, — gerade dort verweilen wir bei der Zärtlichkeit, der feierlichen Zärtlichkeit der Abschiedsscene. Das Todtenbett, mit all' seinem unterdrückten Kummer, seiner geräuschlosen Pflege, seinen stummen, sorgsamen Aufmerksamkeiten. Die letzten Beweise aushauchender Liebe! Der schwache, unruhige, zitternde, ach, wie zitternde Druck der Hand! Der letzte liebevolle Blick der gläsernen Augen, welcher selbst vom Rande des Daseins

noch auf uns fällt! Die leisen, abgebrochenen Laute, die im Tode ringen, uns einmal noch eine Versicherung der Liebe zu geben!

Ja, tritt heran an die Gruft begrabener Liebe und denke nach! Dort schließe die Rechnung mit deinem Gewissen ab für jede vergangene, unvergoltene Wohlthat, für jede vergangene, unbeachtet gelassene Liebesbezeigung von jenem dahingeschiedenen Wesen, welches niemals, niemals, niemals zurückkehren kann, um durch deine Reue versöhnt zu werden!

Bist du ein Kind und hast du je einen Schmerz der Seele oder eine Furche auf die von Silberhaaren geschmückte Stirn liebender Eltern hinzugefügt, — bist du ein Gatte, und hast du je dem zarten Geschöpf, das seine ganze Glückseligkeit in deinen Armen suchte, Ursache gegeben, nur eine Secunde an deiner Güte oder Treue zu zweifeln, — bist du ein Freund und hast du je in Gedanken, durch Wort oder That, der Seele Unrecht gethan, die sich großmüthig dir anvertraute, — bist du ein Liebender und hast du je dem treuen Herzen, welches nun kalt und still zu deinen Füßen schlummert, unverdiente Qualen bereitet? — ja, dann sei versichert, daß jeder unfreundliche Blick, jedes unsanfte Wort, jede unzarte Handlung mit Macht in dein Gedächtniß kommen und schmerzlich an dein Herz klopfen wird; dann sei versichert, daß du dich voll Kummer und Reue auf das Grab niederlegen und den ungehörten Seufzer ausstoßen und die vergebliche Thräne vergießen wirst, um so tiefer, um so bitterer, da sie ungehört und vergeblich ist.

Dann winde deinen Kranz von Immortellen und streue die Schönheiten der Natur auf das Grab; tröste, wenn du's kannst, dein gebrochenes Herz durch diese zarten, doch flüchtigen Beweise der Reue; aber laß dich warnen durch die Bitterkeit dieser deiner Zerknirschung bei den Todten, und sei von jetzt an treuer und liebevoller in Erfüllung deiner Pflichten gegen die Lebenden.

Wir schließen diese Scizze Irving's mit dem wunderbar herrlichen Liede des deutschen Sängers Freiligrath:

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern weinst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst'!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Unser Friedhof.

Editor.

„Wie sie so sanft ruh'n, die Seligen," so sage ich jedesmal zu mir, wenn ich in unsern stillen, lieblichen Friedhof trete. Es ist mir wohl daselbst, denn ich vergesse eine Zeit lang die Last und den Wirrwarr des Erdendaseins und denke an die dem Volke Gottes bereitete Ruhe, und an ein fröhlich Auferstehen.

Einst mischte sich in solch' beseligende Hoffnung, wenn ich draußen unter den Gräbern stand, auch tiefes Weh; heute ist es in Himmelsfreude umgewandelt.

Und — weßhalb macht denn unser einfacher Friedhof einen so wohlthuenden Eindruck auf das Herz? Es ist doch nichts besonders Eindruckvolles an Grabhügeln und Rasenplätzen! Die alten Egypter bauten ihren Todten viel

großartigere Gräber, und manche asiatische Völker meißelten Nischen in Felswände ein, um ihren Geschiedenen eine hehre, von der Verwesung freie Ruhestätte zu bereiten.

Dennoch machen jene großartigen Begräbnißplätze nicht den Eindruck wie unser stiller, einfacher Friedhof.

Warum wohl? Weil jene mächtigen Gräber wohl von Glanz und Macht derer zeugen, die sie geschaffen, nicht aber von der Liebe und Hoffnung, die des Grabes Schrecken überwunden.

Erst der Auferstandene und die Predigt von ihm haben die Begräbnißstätten zu ächten Friedhöfen, zu Aeckern Gottes gemacht, wo die Saat von Gott gesäet ruht, am Tage der Garben zu reifen.

Zwar gewahre ich auf unserm stillen Friedhof immerhin noch Manches, was an heidnische Ueberlieferungen erinnert. Dort steht eine abgebrochene Marmorsäule auf einem Grab, als ob das Leben vernichtet sei. Und doch hat derjenige, welcher das Leben selbst ist, gesagt: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Ob wohl derjenige, dessen Leib unter jenem Hügel ruht, nichts von diesem Leben wußte und dasselbe jetzt nicht verspürt? Auf dem Grabmal einer andern Ruhestätte ist eine umgekehrte Fackel angebracht. Ist denn das Lebenslicht ganz und gar erloschen, leuchtet es nicht fort bis auf den vollkommenen Tag? Oeffnen sich die Augen des Gerechten nicht erst recht im Tode, wenn sie ihn, den Herrn, schauen, wie er ist?

Sonst aber treffe ich auf unserm stillen Friedhofe auch auf viele Kern- und Kraftworte aus dem Schatze heiliger Schrift.

Dort drüben liegt eine, der das Erdenleben äußerlich nichts gebracht hat als Schmerz. Sie war ein Krüppel von Jugend auf und kam zwanzig Jahre lang kaum aus ihrem ärmlichen Hause. Ihr inneres Leben glänzte jedoch wie reines Gold. Sie war trotz allem einer von Gottes Edelsteinen, ein Magnet, welcher Hunderte zu dem kleinen Stübchen hinzog, die sich an der freundlichen Geduld und der ächt christlichen Lebensfreudigkeit des armen Krüppels erquickten. Wie sie sich auf die Zeit gefreut haben muß, da sie in verklärtem, ewig gesundem Leibe Gott zu schauen bekommt! Darum wohl bat sie, wenn sie eines bekommen sollte, auf ein Kreuz über ihrem Grabe das große Wort vom Leben zu schreiben: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben."

Ich stehe manchesmal vor diesem einfachen Kreuze und denke, ja wohl, wer so lebt, der hat das Leben ewiglich.

Nicht weit davon schlafen die fünf Kinder eines gottseligen Paares. Sie sind alt mit einander geworden, und nachmals kinderlos geblieben. Langsamen Schrittes wandern die zwei Alten der Stätte zu, wo ihre Lieben ruhen. Die Zeit hat tiefe Furchen in das Antlitz der Beiden gezeichnet, aber der Glanz der Ewigkeit leuchtet auch auf demselben, und sie haben gewiß erfahren, was auf dem Grabmal der Ihrigen geschrieben steht: „In dem allen überwinden wir weit, durch den, der uns geliebet hat."

In Europa besteht die Sitte, zur Zeit, wenn die Natur schlafen geht, die Friedhöfe und Gräber zu schmücken. In Deutschland feiert man das sogenannte Todtenfest im November. Eine schöne Sitte, wenn keine Abgötterei damit getrieben wird. Auch die Jahreszeit ist gut gewählt.

Jedoch gefällt mir die Zeit, in welcher wir seit Beendigung des Bürgerkriegs den Gräber-Schmückungstag feiern, noch besser. Nicht die letzten, sondern die ersten Blumen des Jahres tragen wir hinaus, um die Ruhestätte derer, die für uns und unser Land gefallen, und die Gräber anderer Lieben zu schmücken.

Wie viele von den Tausenden, welche pietätsvoll an diesem Tage zum Friedhof ziehen, wohl ernstlich daran denken, ob sie auch das ewige Leben ererben werden?

Zum Gräberschmückungstag.

Für meine Kinder.

Hierzu das Bild.

Ich saß am Sterbebette Eures Vaters
Todtkrank, und meine bange Seele lauschte
Wie näher unserm Haupt und immer näher
Des Todesboten dunkler Fittig rauschte.
Ihr weiltet wohlgeborgen in der Ferne,
Damit der bösen Krankheit arge Tücke,
Die Eures Vaters starke Kraft gebrochen,
Nicht Euer zartes Leben auch zerknicke.
Da in der letzten Nacht vor seinem Tode,
Als er schon wußte, daß er sterben werde,
Und wir das Abendmahl des Herrn gefeiert,
Zum letzten Mal gemeinsam auf der Erde,
Als von einander Abschied wir genommen
— — — — — — — — — — —



Da bat er mich, ihm Euer Bild zu bringen.
Stumm schaut' in Eure frohen Kinderaugen
Er lange Zeit. Und wie mit leichten Schwingen
Der West des Wassers stille Fläche kräuselt,
So streift ein Lächeln seine bleichen Züge,
Des reichen — armen Lebens letztes Lächeln. —
Dann, als ob nimmer er solch Weh' ertrüge,
Sah er mich an, und seine Lippen zuckten,
Und seine Augen füllten sich mit Zähren,
Daß er so hülflos Euch verlassen mußte,
Schutzlos in dieses Lebens Kampf, dem schweren.
Doch auch im Jammer dieser Abschiedsstunde
Ließ Gott sein brechend Herz nicht ganz verzagen;
Und sich und mir zum Troste sprach er segnend
Im Geiste schauend nach der Zukunft Tagen:
„Der liebe Gott wird Euch ja nicht verlassen,
Er wird mit mehr als Vatertreu Euch führen
Und Euch im Kampf des Lebens helfen streiten."
Und treu mit seiner Hand, der todesmatten,
Hielt er auch dann noch Euer Bild umfangen,
Als „Gott mein Gott" im letzten Seufzer hauchend
Die Seele heim zu ihrem Herrn gegangen.
„Der liebe Gott wird Euch ja nicht verlassen!"
Verlaßt auch ihr ihn nicht in Eurem Leben!
Seid treu wie Euer Vater bis zum Tode,
Damit Euch Gott einst kann die Krone geben;
Damit Ihr einst vor Eures Heilands Throne
Den kaum gekannten Vater wieder findet
Und Euch hienieden schon mit ihm die Liebe
Zu Eurem Gott und Heilande verbindet.

Das neue Washington.

Für Haus und Herd von C. F. M.

Innerhalb der letzten zehn Jahre hat Washington aufgehört ein Dorf zu sein; ob es aber den Namen „Stadt" verdient, das hängt von dem Standpunkte ab, von dem aus man die Sache betrachtet. Es gibt dort keine Hochbahnen, keine palastähnlichen Hotels, keine riesigen Getreidespeicher, keine großen Handelshäuser; da findet sich kein Opernhaus, sondern nur Theater untergeordneten Ranges, und als Park müssen die für die alten Soldaten anberaumten liegenden Gründe dienen.

Dagegen besitzt aber Washington große öffentliche Gebäude, Monumente und zahlreiche Statuen und dazu noch ein mildes Klima, schöne, reine und gut gepflasterte Straßen.

Sein Ursprung und Anfang war ganz eigenartig, verschieden von dem anderer Städte. Letztere verdanken ihren Ursprung dem Handel, und so wie derselbe größere Dimensionen annimmt, nehmen die Städte an Umfang zu, wogegen Washington eigenthümlicher Weise zuerst auf der Karte ausgelegt wurde und seine Bevölkerung noch nicht die Zahl erreicht hat, für welche in dem ursprünglichen Plan Sorge getragen worden ist. Im Jahre 1790 nahm der Congreß einen Beschluß an, nach welchem der Sitz der Regierung in jenem Distrikt an den Ufern des Potomac gegründet werden sollte, welcher von den beiden Staaten Maryland und Virginia zu dem Zwecke abgetreten worden war, und nach welchem die Regierung im Jahre 1800 dorthin übergesiedelt werden sollte.

Sogleich wurden Commissäre ernannt, welche das Land von den Eigenthümern auf liberale Bedingungen hin erwarben. Ein französischer Ingenieur, der während des Befreiungskrieges unter Washington gedient hatte, Namens L'Enfant, wurde angestellt, Pläne zu entwerfen und Vermessungen vorzunehmen. Seine Pläne waren so umfassend und weitreichend, als die Constitution selbst, und trugen Sorge für die Bedürfnisse kommender Jahrhunderte und einer in Aussicht genommenen Bevölkerung von einer halben Millon.

In seinen allgemeinen Grundzügen war der Plan einfach, in seinen Ausführungen jedoch war er sehr kunstgerecht und fachmäßig ausgearbeitet. Drei Hauptpunkte wurden gewählt für die Hallen der Gesetzgebung, der Exekutive und der Gerichtshöfe; von zweien dieser Punkte liefen breite Straßen oder Avenues hinaus in verschiedene Richtungen, ähnlich den Speichen an einem Rad; auf diese Weise wurden kurze Communikations-Linien nach allen Stadttheilen möglich gemacht, und an den Kreuzungen derselben gab es Raum für unzählige kleine Parke; ein geradliniges System von nördlich und südlich, östlich und westlich laufenden Straßen wurde ersterem beigefügt und Alles nach großartigem Maßstabe berechnet und eingerichtet.

Die Avenues sind große Boulevards, 150 bis 160 Fuß breit, während selbst Nebenstraßen 90 bis 100 Fuß breit ausgelegt wurden.

So kam es denn, daß das Verhältniß des Flächeninhalts der Straßen und öffentlichen Parks zu dem des übrigen Theiles der Stadt ein überaus großes wurde, nämlich mehr als die Hälfte, während dasselbe in andern Städten

nur ein Viertheil beträgt.—Der Plan war also vorhanden; nun galt es, die Stadt zu bauen. Im Jahre 1800 zog die Regierung nach der im Werden begriffenen Hauptstadt; aber das Wachsthum derselben ging überaus langsam von Statten, denn für den Handel und das Geschäft gab es nur täuschende Aussichten, während der größere Theil der Einwohnerschaft lange Jahre nur aus Regierungsbeamten bestand, sodaß vor Anfang des Bürgerkrieges, also sechzig Jahre nach Gründung der Stadt, dieselbe nur 60,000 Einwohner zählte, die in der großartig ausgelegten Stadt in ziemlichen Entfernungen von einander wohnten. Die Straßen waren schmutzig



Die lange Brücke.

und vernachlässigt; keine von den Bürgern waren reich, keine besaßen schöne Häuser; die Stadtverwaltung hatte weder Mittel noch Lust, die nothwendigen Verbesserungen zu machen, und obschon die Bundesregierung ihre eigenen öffentlichen Gebäude errichtete, so kümmerte sie sich wenig oder nichts um den Aufbau und die Verschönerung der Stadt. Als nach Beendigung des Krieges die Geschäfte neu aufblühten und die Zahl der Bundesbeamten sich vermehrte, sodaß die Bevölkerung in den zehn Jahren von 1860 bis 1870 verdoppelte und auch viele energische Männer aus dem Norden nach Washington gezogen waren, sah Jedermann ein, daß es eine Schande für das Land sei, solch eine unansehnliche Hauptstadt zu haben, und daß die Regierung den Bürgern zu Hülfe kommen müsse.

So wurde denn die Stadt unter eine Territorialregierung mit einem Gouverneur, einer Legislatur und einer Behörde über öffentliche Bauten gestellt. Die Seele dieser Regierung war Alexander Shepherd, ein in Washington geborener Bürger, der sich durch Talent und Energie zum höhern Stand emporgeschwungen hatte. Nun wurden großartige Pläne entworfen, nicht nur für die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern für die ferne Zukunft. Kostspielige Verbesserungen wurden unternommen; meilenweit wurden die Straßen aufgerissen und geebnet, Hügel heruntergepflügt, Sümpfe aufgefüllt und Straßenpflaster hergestellt.

In weniger als drei Jahren hatte Shepherd die Stadt in eine so große Schuld gestürzt, wie keine Stadt in der Welt sie hatte in Anbetracht ihrer Einwohnerzahl und deren Vermögensstand. Nicht daß man ihn der Unehrlichkeit hätte zeihen können; aber die in Aussicht genommenen Verbesserungen waren zu durchgreifend und zu großartig. Das Resultat war, daß in 1874 ein Bankerott eintrat; der Congreß hob die Territorialregierung auf und übertrug die Finanzverwaltung vier Commissären, die jetzt freilich nicht anders konnten, als die angefangenen Verbesserungen vorsichtig und sorgfältig zu vollenden. Das Resultat hievon war, daß die Stadt eine Schuld von 23 Millionen Dollars hatte, während das Privateigenthum der Bürger sich auf weniger als 80 Millionen Dollars belief. Die Bundesregierung hat seitdem die Hälfte dieser Schulden übernommen, sowie auch

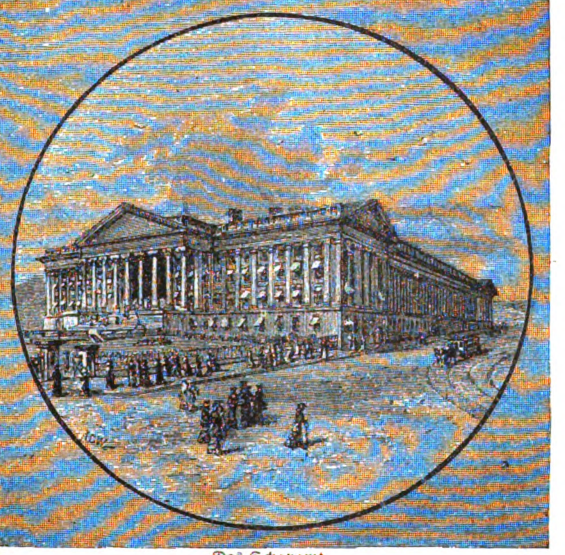
die Hälfte der jeweiligen Kosten für öffentliche Bauten und Verbesserungen.

Die Veränderung im Aussehen der Stadt, welche durch Shepherd's Vorgehen bewirkt wurde, war eine totale und gründliche, und obwohl dieselbe hätte billiger ausgeführt werden können, so war es doch besser, daß dieselbe auf kostspielige Weise bezweckt wurde, als daß sie gänzlich unterblieb.

Glücklicherweise war in all den Jahren, da Washington nur einem elenden Dorfe glich, der ursprüngliche Plan nicht verändert worden, und als die Arbeit dem Plane gemäß und im Ernst unternommen wurde, da stellte es sich erst heraus, wie großartig derselbe angelegt worden war. Die großen Boulevards oder Avenues waren dreimal so breit, als der Verkehr der Fuhrwerke es erforderte; darum wurde beschlossen, einen Theil derselben als Fahrstraße zu benutzen, einen andern Theil als Spazierweg für Fußgänger und völlig die Hälfte für Rasenplätze vor den Häusern.

Nachdem die Straßen schmaler und durchgängig gleich eben gemacht worden waren, wurden meilenweit denselben entlang Bäume gepflanzt, überallhin kühlen Schatten gewährend. Die Bäume wurden von Fachmännern ausgesucht und gepflanzt, die eine Straße mit dieser, die andere mit einer andern Art. Besonders viele Linden wurden ausgesetzt, daneben auch Ahorn, Pappeln, Ulmen, Knopfbäume u. s. w., im Ganzen wohl an zwanzig Arten, sodaß nun Washington unter allen Städten der Welt hinsichtlich seiner Zier- und Schattenbäume unübertroffen dasteht; denn es kann sich rühmen, einhundert und zwanzig Meilen beschatteter Straßen zu haben.

Wie die Baumanlagen die billigsten und erfolgreichsten Schöpfungen der Shepherd Regierung waren (denn volle 95 Prozent der gepflanzten Bäume faßten Wurzel), so war die Pflasterung der Straßen die theuerste und zugleich die erfolgloseste dieser Unternehmungen. Weil das Pflaster von Holz war, so wurde es bald unbrauchbar und wurde dann im Lauf der Zeit großentheils durch Asphalt ersetzt, welcher für leichte und schwere Wagen ein gutes Pflaster bildet.



Das Schatzamt.

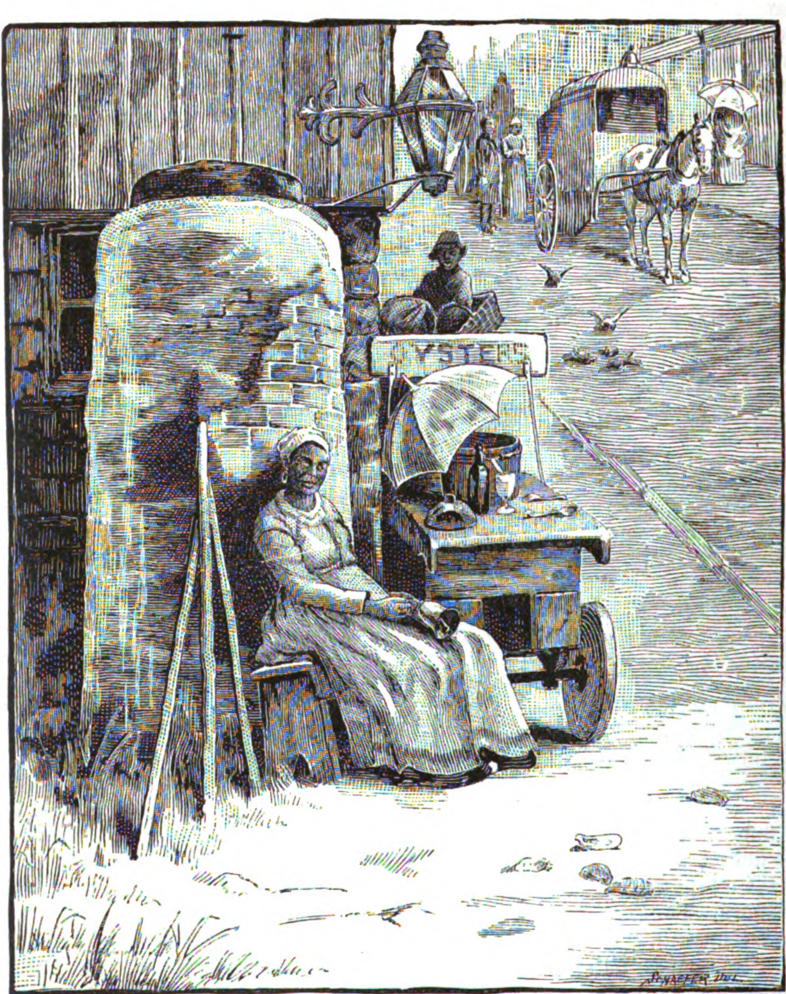
Gar nicht lange nachdem die Stadt so von Grund aus renovirt worden war, erwies sich als ein gutes Resultat der Umstand, daß eine bessere Klasse von Wohnhäusern errichtet wurde. Auch hier bewährte sich der Plan des französischen Ingenieurs in einer Weise, an welche man nicht gedacht hatte. In einer Stadt, welche ausgelegt ist, wie z. B. New York, haben die Bauplätze nur eine einzige Form. Was kann ein Architekt mit einem Bauplatz von 100 Fuß Länge und 25 Fuß Breite anfangen? Er kann aus zwei derselben einen größeren machen und große Summen darauf verwenden; aber es bleibt immer bei dem langweiligen Einerlei.

Die Straßen Washingtons hingegen mit den in verschiedenen Richtungen kreuzenden Avenues geben die Möglichkeit für die allergrößte Verschiedenheit der Bauplätze hinsichtlich ihrer Größe und Form, was die Architekten denn auch sofort als sehr vortheilhaft fanden. Sie bauten Häuser von allen erdenklichen Gestalten, viereckige und rund Häuser; solche, an denen keine zwei Wände parallel mit einander liefen, Häuser mit fantastischen Dächern und Thürmen, mit Brüstungen, Erkerfenstern und allerlei Vorsprüngen. Einige waren gut, andere waren schlecht; aber keine zwei waren gleich.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß dabei viele Fehler gemacht wurden, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Effekt im Ganzen sehr wohlthuend und gefällig ist. Die zwei Meilen der Fünften Avenue in New York zwischen dem Washington Square und dem Central Park imponiren wohl durch ihren in die Augen fallenden Reichthum; aber auf dieser ganzen Strecke läßt sich, einige neuere Bauten abgerechnet, kein Haus finden, das eine eigene Individualität besäße. Das Einerlei dieser von braunen Steinen rechts und links errichte-

ten Häuserfronten, wo weder Baum noch Strauch zu sehen ist, macht auf den Besucher einen niederschlagenden Eindruck. In Washington ist weder solcher Reichthum, noch solche Eintönigkeit zu Hause; dem Auge bieten sich, wohin es auch schweifen mag immer wieder neue Formen und Farben.

Weil die Stadt nach so großem Maßstabe ausgelegt ist und die Bauplätze solch verschiedene Gestalt haben, so ist es nicht zum Verwundern, daß gegenwärtig noch neben schönen und kostbaren Residenzen leere Bauplätze liegen, deren rother Lehm sammt dem darauf wachsenden Unkraut seltsam gegen die schönen Wohnungen abstechen. Dieser Widerspruch erreicht seinen Gipfel an der Hauptstraße, der Pennsylvania Avenue, die überaus breit und sehr gut gepflastert ist; am einen Ende derselben steht das Kapitol, am andern das Schatzamtsgebäude; um sie aber zu einem berühmten Boulevard zu machen, fehlen leider zu beiden Seiten die Häuser. Obwohl über eine Meile lang, finden sich auf dieser Strecke kaum ein Dutzend imposante Häuser, die einer solchen Straße Ehre machen, während all die andern baufällige und unansehnliche Hütten uralten Datums sind, die sich in dieser Umgebung sehr seltsam ausnehmen.

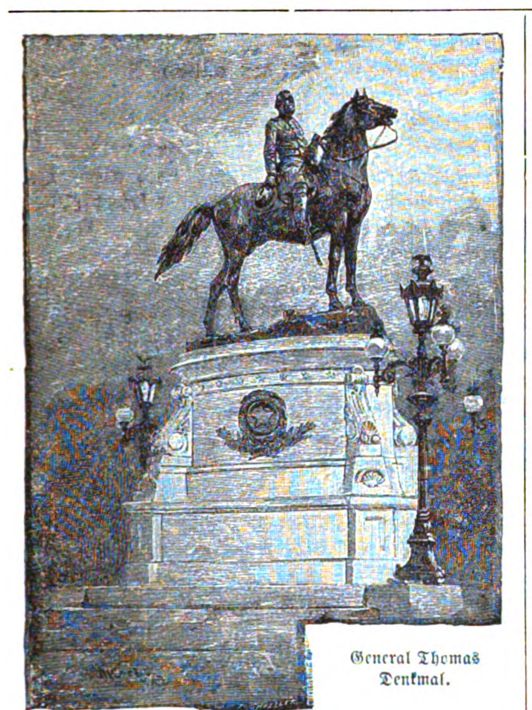


In einer Straße, nahe der Marinestation.

Dies ist jedoch nicht anders zu erwarten in einer Stadt, die zuerst geplant wurde und sich nachher außer allem Verhältniß zu den vorliegenden Bedürfnissen hat entfalten müssen. Washington wächst, wie der ferne Westen, fleckweise, und in späteren Jahren werden die dazwischenliegenden Stellen mit Häusern besetzt werden; dann, wenn dieses Stadium durchgemacht ist, wird die Bundeshauptstadt unter allen Städten das Wunder der Welt sein.

Wir haben uns die Außenseite von Washington angesehen; nun wollen wir fragen: Was für Leute wohnen darin? Die Stadt treibt keine Geschäfte, hat keine Handelsfürsten, keine gewaltigen Corporationen und keine jener Klassen, welche in andern Städten das controllirende Element bilden. Ihre einhundert und achtzigtausend Einwohner sind großentheils Regierungsbeamte und Solche, welche die ersteren mit Nahrung, Kleidung, Obdach und andern nothwendigen Dingen versehen.

Es ist erstaunlich, wie sich die Geschäfte der Regierung vermehrt haben. Die Beamtenliste beziffert sich auf nahezu fünfzehntausend, vom Präsidenten an bis herunter zu den Thürwäch-


General Thomas Denkmal.

tern, welche alle dem Bunde dienen. Wohl die Hälfte der Beamten sind Clerks und Schreiber, welche Rechnungen und Forderungen zum Abschluß zu bringen haben. Beinahe der vierte Theil der Beamten wird in den riesenhaften Anstalten beschäftigt, wie die Druckanstalt und das Büreau des Gravirens und Druckens es sind; andere sind in den verschiedenen wissenschaftlichen Departements angestellt. Endlich ist noch eine kleine Anzahl von Beamten zu rechnen, die aber von der größten Bedeutung sind, nämlich die Senatoren und Repräsentanten oder Congreßmänner, die großen Advokaten des Obergerichts, die Cabinetsmitglieder und die Chefs der Büreaus, die obersten Offiziere der Armee und der Flotte; ebenfalls die Repräsentanten auswärtiger Regierungen.

Diese bilden das tonangebende Element der höhern Gesellschaft in Washington, aber nicht das ganze Element; denn die Stadt wird immer mehr der Platz, wo Leute, denen Vermögen und Mußezeit zu Gebote stehen, ihre Residenz für den Winter aufschlagen. Das milde Klima, die stillen Straßen, frei von dem Lärm und Gewühl unserer Großstädte, und der Charakter der Einwohner ziehen gewisse Klassen von Leuten sehr an.

Der Kaufmann, der sich im wilden Strudel des Handelslebens ein Vermögen erworben hat, zieht hierher, um sich ein Haus zu bauen und sich mit seiner Familie einem ruhigen Leben hinzugeben; der abgedankte Offizier findet nirgends so viele Freunde und so viele Anerkennung, nirgends findet er es bequemer zum Wohnen. Der wissenschaftliche Forscher liebt es hier, weil er nirgends so viele Männer seines Fachs antrifft und weil er nirgends seinem Lieblingsstudium mit demselben Vortheil obliegen kann, wie hier. Der Gelehrte findet hier mehr als einen berühmten Schriftsteller, und eine Bibliothek, wie es auf dem ganzen Continent keine andere mehr gibt. Ganz besonders im Winter erhält die Stadt großen Zuzug von allerlei Leuten; einige kommen, um Freunde zu besuchen, andere, um Merkwürdigkeiten zu sehen, wieder Andere, um den Congreß in Augenschein


Massachusetts Avenue, nahe dem Dupont Zirkel.

zu nehmen oder bei demselben ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen.

Auf diese Weise verändert sich die Bevölkerung beständig, wie die Bilder und Formen in einem Kaleidoskop. Alle vier Jahre, zum Theil alle zwei Jahre, vollzieht sich eine völlige Umwandlung in der Zusammensetzung der Gesellschaft, während jeder Winter einen neuen Zuzug von zeitweiligen Einwohnern bringt.

Das Element „alter Einwohner," welches in den Tagen der Herrschaft der Südlinger vor dem Krieg die Washingtoner Gesellschaft beherrschte, verschwindet mehr und mehr vor dem lawinenmäßigen Hereindringen nördlichen Reichthums nnd Einflusses.

Und gerade dieser cosmopolitanische Charakter ist es, welcher der hiesigen Gesellschaft ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Hier begegnen sich Leute von dem verschiedensten Geschmack und Gewohnheiten, Männer, die Städte und Ideen repräsentiren, welche so grundverschieden von einander sind, wie der Nordpol vom Südpol, die aber nichtsdestoweniger dieselben treulich repräsentiren und in ihren Heimathsorten sehr wohl angesehen sind, obwohl ihre Bedeutung hier um ein Bedeutendes zusammenschmilzt, wo so viele Größen einander begegnen.

Eine interessante Seite weist Washington auf in der Gelegenheit, die es bietet zum Studium der Resultate der Sklaven-Emanzipation. Hier zeigen sich dieselben in ihrem besten, wie in Süd Carolina und in Mississippi in ihrem schlimmsten Gewande. Der Krieg brachte einen starken Zufluß von Schwarzen, meist Flüchtlingen, nach Washington; nach jeder siegreichen Schlacht kamen Haufen derselben über die lange Brücke, belebt von der Hoffnung, das Paradies zu finden, sobald sie den Potomac überschritten hätten.

Der letzte Census gab ihre Zahl auf 60,000 oder den dritten Theil der ganzen Bevölkerung an. Im Ganzen genommen sind sie fleißig, nüchtern und ruhig, und obwohl sie im Polizeigericht im Vergleich mit den Weißen verhältnißmäßig stärker figuriren, so sind doch ihre Verbrechen meist nur leichtere, wie Kleindiebstahl und Mauserei. Schwere Verbrechen kommen selten unter ihnen vor, und in der Moral stehen sie den Weißen nicht nach. Viele finden Anstellung als Arbeiter bei den öffentlichen und andern Bauten, als Dienstboten, wozu sie sich besonders eignen, als Käufer und Verkäufer von Gemüse. Andere sind eine Stufe höher gestiegen und haben ein Handwerk gelernt, wie Schmieden, Mauern, Zimmern und dergleichen. Manche haben sich soviel Bildung angeeignet, daß sie ein kleines Geschäft führen oder als Boten und Clerks in den Departements dienen können, während einige wichtige Aemter versehen und ihre Pflichten auf solche Weise erfüllt haben, daß sie sich die Achtung Aller erwarben, mit denen sie in Berührung kamen.



Staats-, Kriegs- und Marine-Amt.

Im Unterschied von den Plantagennegern des Südens sind sie haushälterisch und ökonomisch, legen ihre Ersparnisse zusammen, kaufen sich bequeme Wohnungen, bauen kostbare Kirchen und betreiben manche wohlthätige Anstalten mit Erfolg. Handwerksmäßiges Betteln ist fast unbekannt unter ihnen. Gute Schulen stehen ihnen zu Gebote, die von Tausenden ihrer Kinder besucht werden.

Im Ganzen genommen bilden die Farbigen in Washington einen sehr nützlichen Theil des Gemeinwesens und stehen in jeder Beziehung

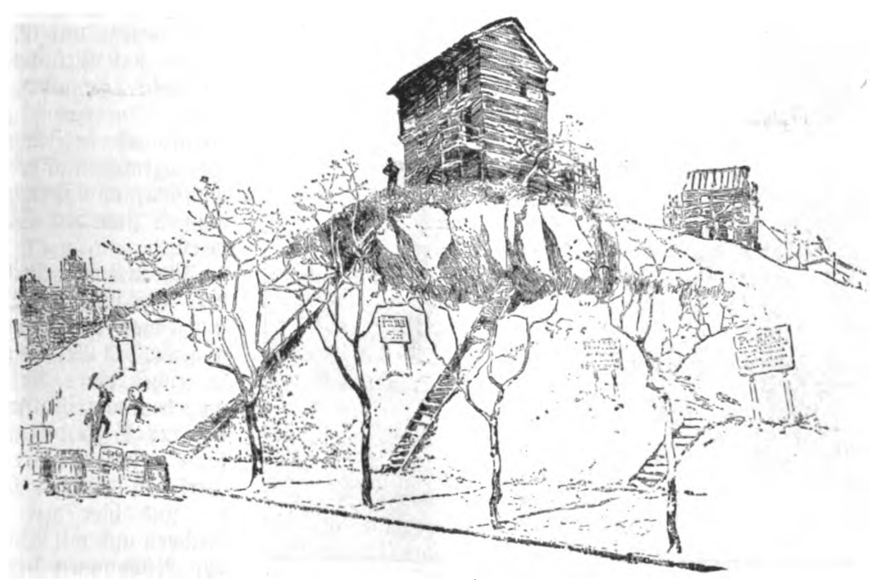
hoch über vielen Weißen, die in Trunksucht und Trägheit verkommen. Betrachtet man die Intelligenz und die Wohlfahrt derer, die sich eine Bildung erworben haben, und den Fleiß und die Ordnungsliebe der arbeitenden Klassen, so wird man mit neuer Hoffnung für die Zukunft der schwarzen Rasse erfüllt.

Jene dunkle Periode, die dem Kriege vorausging, als die Sklaven noch heerdenweise auf jenen Plätzen, wo jetzt die botanischen Gärten stehen, in Schuppen untergebracht wurden, und als die Stimme des Auktionärs bei ihrem Verkaufe in den Hallen der Gesetzgebung beinahe gehört werden konnte — diese Zeit scheint von der schönen Gegenwart eher Jahrhunderte entfernt, als blos Jahrzehnte.

Die Gesellschaft Washingtons ist in den letzten Jahren oftmals zur Zielscheibe des Spottes gemacht worden, zum Theil nicht mit Unrecht. Man erinnert sich wohl noch daran, daß manche Maßnahmen des Congresses mit Corruption befleckt waren. Doch darf man nicht glauben, daß in Washington mehr politische Corruption daheim sei, als in Paris oder London. Dagegen muß in Rechnung gebracht werden, daß hier zu Lande solche Dinge viel mehr vor die Oeffentlichkeit gebracht werden durch die Zeitungen, als in andern Ländern.

Die Frage betreffs der politischen Moral bei Seite lassend, werden doch wenige Personen, die einen Winter in Washington zugebracht haben, in Abrede stellen, daß die hiesige Gesellschaft einen eigenthümlichen Reiz hat. Alle Fehler abgerechnet, muß zugestanden werden, daß dieselbe von der anderer amerikanischer Städte verschieden ist, indem sie sich nicht auf Vermögensverhältnisse gründet, sondern auf öffentliche Stellung, welche der Ausdruck des Willens und Vertrauens zu den in die Aemter gewählten Männer ist. Das Innehaben eines Amtes setzt nothwendigerweise Intelligenz voraus, welche hier in Washington die Basis gesellschaftlichen Standes bildet, und nicht Abstammung oder Reichthum.

Deßwegen hält man sich auch hier sehr unabhängig von der in andern Landestheilen üblichen Etiquette und macht sich eine eigene. Lächerlich muß es aber dem Besucher doch vorkommen, daß man bei manchen Anlässen von dem Präsidenten erwartet, daß er alle Leute, die sich in sein Haus drängen, empfängt. — Da stehen dann die Menschen in einer langsam sich bewegenden Prozession, und lassen sich zwei Stunden lang drücken, um den Präsidenten eine halbe Minute zu sehen und ihn am Arm zu zerren. Nicht viel weniger unpassend und für die Betreffenden störend sind die Mittwochnachmittags-Empfänge der Frauen der Cabinetsmitglieder, bei denen ebenfalls die Thüren für das Publikum offen stehen müssen und hunderte von Fremden durch die Parlors stampfen, um „ihre Hochachtung zu bezeugen.“ Die Frauen der Richter, der Senatoren und Repräsentanten müssen sich an andern Tagen dieselben Aufwartungen gefallen lassen. Man betrachtet dies als theilweisen Preis eines öffentlichen Amtes.



Hoch über der Straße.

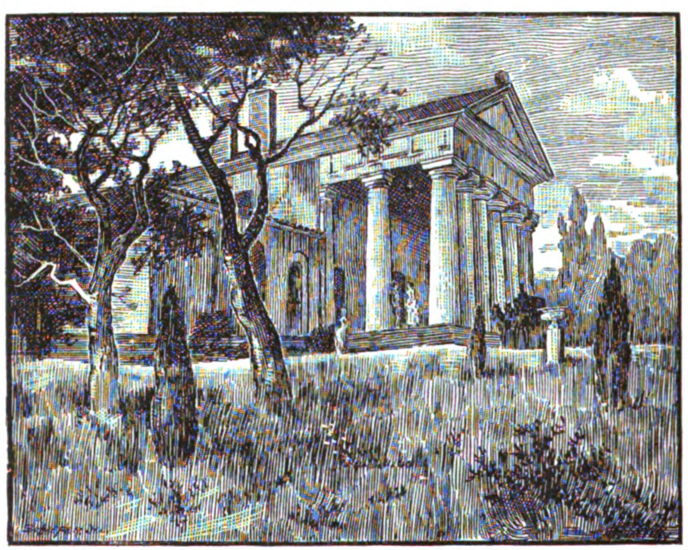
Große Bälle werden nur selten gegeben. Wer

da glaubt, daß diese Gesellschaft da sei, um Tanzvergnügen aufzuführen, muß sich an den Tänzen in den Gasthäusern begnügen lassen. Dagegen fehlt es von Weihnachten bis Aschermittwoch nicht an Abendgesellschaften; es gibt wohl kaum vierzig Häuser in der Stadt, wo man während dieser Zeit die Familie auch nur einen oder zwei Monate zu Hause antreffen könnte. Eine starke Minderheit, mitunter eine Mehrheit dieser Abendgesellschaften besteht aus berühmten Männern und geistreichen Frauen, und diese beständigen Zusammenkünfte solcher Leute bei Diners und kleinern Abendgesellschaften sind es, welche den angenehmsten Theil des Washingtoner Gesellschaftslebens ausmachen.

Um alles kurz zusammenzufassen: Welches sind die reizendsten Annehmlichkeiten Washingtons? Es ist das milde Klima im Winter, die unvergleichlichen Frühlings- und Herbstzeiten. Daneben ist Washington eine reinliche Stadt, in der sich's schön und bequem wohnen läßt, und wo man viele Merkwürdigkeiten sehen kann. Im Capitol sieht man in dem Senate den ordnungsmäßigsten und würdevollsten gesetzgebenden Körper in der Welt. In dem Repräsentantenhaus kann man Debatten hören, die oft einen so labyrinthähnlichen Verlauf nehmen, daß man sich nach Babel versetzt glauben möchte. Im Obergerichtshofe kann man die gründlichste gerichtliche Beweisführung hören und das Rechtsverfahren eines Gerichtshofes studiren, der an Umfang seiner Jurisdiktion und Gewalten seinesgleichen auf Erden nicht findet.

Geht man die Avenue hinauf, so kommt man zu dem Weißen Haus, einem Gebäude, welches sehr reich ist an allerlei Denkwürdigkeiten aus der amerikanischen Geschichte der letzten siebenzig Jahre, und in welchem ein Mann das oberste exekutive Amt der Nation in einer kleinen Office verwaltet, in welcher weniger Ceremonie Verwendung findet, als in der Office des Präsidenten einer Bank üblich ist. Auf jeder Seite des Weißen Hauses erhebt sich ein großes Gebäude von Granit, deren jedes viele hundert Zimmer enthält, worin eine Unzahl von Clerks ihre Beschäftigung haben.

In demjenigen, wo sich das Staats-, Kriegs- und Flottendepartement befindet, kann man die Unabhängigkeitserklärung im Original lesen, sowie auch viele Briefe Washingtons und anderer Männer aus der Revolutionszeit, ebenfalls die Originalschriften aller Gesetze und Verträge, welche seit Gründung der Republik gemacht worden sind. In einem Zimmer hängen an der Wand die Photographien aller Staatssekretäre, und ihre Physiognomien sind des Studiums werth.



General Lee's Wohnhaus, Arlington.

Schreitet man in das andere Gebäude hinüber, so findet man sich von der Atmospäre des Geldes und den Anzeichen eines Reichthums umgeben, wie ihn wohl kein anderes Gebäude aufweisen kann. Zwei bis dreitausend Personen beiderlei Geschlechtes sind hier mit Zählen, Rechnen und mit Abschließen von Rechnungen beschäftigt. In den Gewölben befinden sich hundert und fünfzig Millionen Dollars in hartem Gelde, das aber den Besuchern nicht gezeigt wird. In den feuerfesten Geldschränken der Nationalbanken-Abtheilung hingegen befinden sich über dreißig Millionen Dollars in Bonds, welche die in Circulation befindlichen Banknoten sichern. Dieselben sind in braunem Papier verpackt und aufgespeichert, und Besucher amüsiren sich zuweilen damit, fünf Millionen oder mehr in einer Hand zu halten.

Geht man von hier eine Viertelmeile weit hinunter an das Ufer des Potomac, so trifft man daselbst in der Nähe des Washington Monumentes ein neuerbautes Backsteingebäude, wo man Papiergeld, Bonds und Stempel in allen Stadien des Werdens besehen kann; man kann hier beobachten, wie das Papier gemacht, die

Farben bereitet, die Platten gravirt, die Noten gedruckt, numerirt, geschnitten und gezählt werden.

Diesem Gebäude gegenüber steht inmitten eines sehr künstlich ausgelegten Parks das Departement der Agrikultur, wo der theoretische Farmer alle die verschiedenen Stufen der neuesten Experimente im Ackerbau von der Cultur des köstlichen Thees bis zur Züchtung der gewöhnlichen Kartoffel erlernen kann.

In demselben Parke sind zwei andere Gebäude dicht neben einander zu sehen, das eine in graziösem gothischen Style aus dunklem Sandstein aufgeführt, das andere ein moderner Hause von rothen, blauen und gelben Backsteinen. Ersteres ist das Smithsonian Institut, letzteres das nationale Museum, welches fünf Acres bedeckt und an Mannigfaltigkeit der Gegenstände alle Museen des Landes übertrifft, wiewohl es gegen seine ausländischen Nebenbuhler den Vergleich noch nicht so wohl aushält.

Manche andere Curiositäten und antiquarische Gegenstände kann derjenige sehen, der dazu Zeit und Lust hat, wie Washington's Montur und Feldkoffer, unzählige Modelle von Maschinen in der Patent-Office, die Corcoran Bildergalerie, die militärische Anatomie u. s. w. Fährt man nördlich hinaus nach der Soldatenheimath, so bekommt man von den nördlichen Höhen eine Vogelperspektive der Stadt; südlich hinausfahrend über den Potomacfluß gegen Arlington, sieht man General Lee's Heimath, von welcher er sich erst nach großem innerlichen Kampfe losriß, als es galt, entweder für sein Land oder für seinen Staat Partei zu ergreifen. — Für den Schaulustigen gibt es Interessantes ohne Ende und ohne Zahl, so lange noch Neugierde und leibliche Kraft hierzu übrig bleibt. Immerhin aber bleiben die Menschen das Interessanteste an einer Stadt; deßhalb ist auch Washington vor allen anderen Orten der Platz, um Amerika und sein Volk zu studiren.

Washington hat keinen eigenen Typus oder besonderen Menschenschlag, es ist cosmopolitan und repräsentirt alle amerikanischen Typen von Michigan bis Texas und von Maine bis Californien. Hier treffen sich diese verschiedenen Typen jedes Jahr in immer innigerer Gemeinschaft, gefördert durch gegenseitigen Umgang und je mehr der hohen Bestimmung eingedenk, welche sie zu einem großen Ganzen zusammenbindet. Hier drängt sich Einem der Glaube auf, daß es doch wahr ist, was zwar oft verneint wird, daß nämlich Amerika eine eigene Individualität besitze, nicht eine angelsächsische, sondern eine gesonderte amerikanische, so verschieden von der englischen, als die französische von der italienischen; man kann da wahrnehmen, wie diese Individualität allmählig, aber beständig, seine Eckigkeiten und Ungleichartigkeiten verliert und sich übereinstimmend und symmetrisch ausbildet, um über kurz oder lang eine eigene Gesellschaft darzustellen, die, wiewohl nicht auf Kaste oder Reichthum begründet, dennoch wahrer Bildung und Verfeinerung nicht entbehrt. Sie ist verschieden von aller anderen Gesellschaft, und es lohnt sich der Mühe, dieselbe zu studiren.

Eine Erzählung aus Pompeji's Zerstörung.

Für Haus und Herd von A. G.

Vor nicht langer Zeit wurde die Ostküste des nordamerikanischen Continents merkwürdig erschüttert. Es war, als ob eine mächtige, unsichtbare Hand diesem Theil unseres Landes einen gewaltigen Stoß gäbe, so daß hauptsächlich in einer Stadt, in Charleston, ein ungeheurer Schaden angerichtet wurde. Man nennt derartige Naturereignisse „Erdbeben." Unsere Erde besteht in ihrem Innern aus einem großen, unermeßlichen Feuermeere. Fürchterlich muß die Gewalt dieses Elementes im Schooße der Erde hausen.

Wenn die Menschen wüßten, wie unendlich dünn die Kruste ist, welche sie und das große Feuermeer trennt, die Kruste, auf welcher sie ihre Häuser bauen, essen und trinken, schlafen, arbeiten und — sündigen, ich denke, Viele würden sich nicht so behaglich befinden. An manchen Stellen der Erdoberfläche ist die Kruste so dünn, daß das Feuer hindurchbricht und sich über Land und Feld verbreitet. Wenn nun im Mutterschooße der Erde eine Veränderung in diesem Feuermeere vor sich geht, wenn die Wellen hoch gehen und schlagen gegen die dünne Kruste, so wird dieselbe erschüttert und je nachgiebiger, dünner sie ist, desto heftiger ist die Erschütterung. Das donnernde Geräusch, welches stets dem Erbeben der Erdrinde voraus geht, ist eben der unterirdische Wellenschlag des Feuermeeres. Wir gehen und stehen daher auf einem unsicheren Boden. Derartige Erschütterungen, wie sie unser Land vor Kurzem erfuhr, kamen von jeher oft vor. Am 1. November 1755 wurde Lissabon in Portugal auf eine solche Art gänzlich zerstört, 1698 bereitete ein Erdbeben in Sicilien 65,000 Menschen ein frühes Grab. Anno 526 wurden auf dieselbe Weise in Kleinasien noch mehr Menschenleben vernichtet. Vielleicht das allerschrecklichste und lehrreichste Ereigniß dieser Art ist die gänzliche Zerstörung und Verschüttung einiger Städte in Italien. Von dieser Begebenheit wollen wir Einiges mittheilen.

Die Zeit unserer Geschichte ist das neunte Jahr nach der siegreichen Zerstörung Jerusalem's durch die Legionen des Imperators Titus oder das Jahr 79 nach Christo. Der Schauplatz Mittel-Italien. Man nennt jene Gegend die schönste der ganzen Welt. Ein altes Sprüchwort sagt: „Sieh' Neapel und stirb!" Ueppig und reich ist die Vegetation, mehr der tropischen als gemäßigten Zone angehörend. Die Hügel sind mit sich hinrankenden Reben geschmückt, Weizenfelder hier, Oliven- und Citronen-Anpflanzungen dort. Hinter diesen Hügeln erhebt sich allmählig ein höherer Gebirgszug, der sich am Horizont in blauer Ferne verliert. Tiefblau ist der Himmel, weiß und mit dickem Staube bedeckt die Fahrstraße; alle die einzelnen Häuser und Gehöfe, die ringsum, nah und fern, zerstreut liegen, leuchten im hellsten Sonnenschein. Alles ist Behagen und Wärme, die aber im Sommer zum Unbehagen werden könnte, wenn nicht von dem nahen Meere erquickend und belebend der Seewind herüberwehte. —

In dieser herrlichen Gegend lag damals die Stadt Pompeji. Dieselbe lag inmitten eines wahren Paradieses. Ein jedes Haus, ein jeder Palast stand in einem wohlgepflegten Garten von Feigen- und Orangenbäumen, sowie den wohlriechendsten Zierpflanzen. Die Stadt selbst war sehr weit ausgedehnt. Die Umgebung geschmackvoll ausgelegt und breite, wohlgepflegte Straßen führten über die Hügel, hinein in das Innere des Landes, wo manche schöne Aussicht die Mühe des Reisenden belohnte. Dicht an der Stadt spielten die azurblauen Wellen des mittelländischen Meeres, welches hier eine kleine, aber sichere Bucht bildete. In entgegengesetzter Richtung erhob sich ein gewaltiger Berg, der damals in einen großen Weinberg verwandelt war — der Vesuv. Sehr oft wurden die Bewohner der Stadt und Umgegend durch ein eigenthümliches Geräusch in der Erde erschreckt, auch behaupteten Manche, eine Rauchwolke am Gipfel des Berges gesehen zu haben. Aberglauben und Sage hatten die Kunde verbreitet, daß im Innern des Berges böse Geister ihr unheilschwangeres Wesen trieben. Pompeji war eine sehr berühmte Stadt. Sie war keine Handelsstadt, auch hatten hier keine philosophischen Schulen ihren Sitz. Pompeji war ein Vergnügungsplatz, ein Ort, wo die feine Welt zusammenkam. Von Rom und ganz Italien, ja vom fernen Egypten und Athen strömten die Reichen zusammen, um hier in üppigen Schwelgereien und lasterhaften Spielen die Zeit zu verbringen. Der Glanz und die Gottlosigkeit Pompeji's war daher unbeschreiblich. Wo soll man beginnen, die Herrlichkeiten jener Stadt zu beschreiben? Nicht nur aus alten Schriftstellern schöpfen wir Nachrichten, sondern auch an Ort und Stelle strahlt uns die vergangene Herrlichkeit, obschon in Ruinen, entgegen.

Betrachten wir zuerst ein Haus des alten Pompeji's, wie es Hacke und Spaten aus seinem langen Grabe befreit haben. Die Häuser des alten Pompeji waren einstöckige Gebäude. Wir treten ein und befinden uns zuerst in der Vestibulum oder Vorhalle. Große massive Säulen, Marmorstatuen, Arbeiten von berühmten Bildhauern schmückten dieselbe. Hier begegnen wir, je nach dem Reichthum des Besitzers, einer Anzahl Sklaven, meistens Aethiopier, welche römische Soldaten aus dem Innern Afrika's als Kriegsbeute mitgebracht hatten. An der Hand eines Sklaven gelangen wir in das Innere des Hauses. Erstaunlich ist hier die luxuriöse Ausstattung, die feinen Tische und Sessel, die in Holz und Stein polirten und geschmackvoll ausgelegten Fußböden. Hier in der Ecke steht ein Tischchen mit allerhand Zierrath, Raritäten aus fernen Ländern, dort eine feine etrurische Vase mit Blumen. Was wir umsonst suchen, sind Bücher. Doch finden wir in jedem Hause einige Papyrusrollen, in welchen die Erzeugnisse römischer und griechischer Dichter zu finden sind. An den Wänden sehen wir die schönsten Gemälde, meistens in Lebensgröße und bunten Farben ausgeführt. Da erblicken wir Scenen aus den verschiedenen Schlachtzügen, Eroberungen der Römer, Scenen aus der grauen Vorzeit der Weltstadt, von Romulus, dem Raube der sabinischen Jungfrauen, schließlich Darstellungen aus der Götterlehre. Und nicht zu vergessen, es gab in Pompeji wohl kein Haus, keinen Palast, wo nicht Altäre zu finden waren — allerdings nicht Altäre, bestimmt und geweiht dem wahren Gott, sondern den verschiedenen Göttern und Göttinnen des römischen Heidenthumes. Jeden Tag brachten die Familienglieder auf diesen Altären ihre Opfer. Und waren sie auch nur Heiden, es war eine schöne Sitte, die wir leider nur zu oft bei Christen, welche doch mehr Ursache zur Dankbarkeit haben, vermissen.

Pompeji war hauptsächlich berühmt wegen seinen feinen Bädern, d. h. künstliche Bäder. Gehen wir für kurze Augenblicke in eine solche Anstalt, deren die Stadt etliche hatte. Hier sind alle Klassen der Stadt vertreten, hier verbringt die feine Welt, die noblesse Pompeji's, den größten Theil des Tages. Das Bad, welches wir besuchen, liegt an der Via fortunae — Straße des Glücks. Die Architectur übertrifft an Schönheit und Geschmack viele berühmten Bauwerke unserer Zeit. Es ist aufgeführt in dem feinsten griechischen Marmor. Unermeßliche Geldsummen wurden daran gewandt, um das Beste zu liefern. Unter der Eingangspforte sitzt ein Wächter, Alle die eintreten, bezahlen hier und erhalten Eintrittskarten. Nachdem wir durch verschiedene Vorhallen, wo ein buntes Treiben herrscht, geschritten sind, gelangen wir in das eigentliche Bad. Hier ist ein reges Leben. Die Anwesenden stürzen sich in leichten Gewändern in kaltes oder warmes Wasser, oder lassen sich von Sklaven mit wollenen Decken abreiben — Andere stehen da als Zuschauer — wieder Andere liegen auf Divan's und schlürfen Wein oder sonstige Getränke, unterhalten sich von den neuesten Nachrichten aus Rom, reden von Kunst und Theater.

Große Festessen, besser, Schwelgereien, waren ebenfalls an der Tagesordnung und währten manchmal bis zur Mitternacht, ja zum frühen Morgen. Die feinsten Speisen wurden aufgetischt, Geflügel und Wildpret aus den Wäldern, Pasteten von sicilianischen Köchen bereitet, sogar Austern vom fernen Britannia fehlten nicht. Wie es bei solchen Schwelgereien zuging, können wir uns leicht vorstellen — es herrschte eine schauderhafte Sittenlosigkeit. Wir sind nicht im Stande, oder wollen nicht die Entsittlichung jenes Geschlechts beschreiben. Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Leben war, wie bei allen heidnischen Völkern, an der Tagesordnung.

Noch ein Wort von den Festspielen Pompeji's. Dieselben waren großartig. Der Schauplatz für alle Spiele, Wettrennen und andere Festlichkeiten, war ein großes Amphitheater, ein Riesencircus. Hier hatten Tausende Platz. Ja, die ganze Bevölkerung versammelte sich daselbst, nur Kranke und Sklaven blieben zurück. Die reichen Pompejianer hatten schöne und schnelle Pferde, sehr oft wurden daher große Wettrennen veranstaltet. Jedoch das Hauptspiel war der Kampf der Gladiatoren. Gladiatoren waren Fechter, Jünglinge, die in eigenen Schulen in der Fechtkunst unterrichtet wurden, und die nach ihrer Lehrzeit öffentlich auftraten, um mit einander zu kämpfen. Ihre

Waffe war ein kurzes Schwert, und der war Sieger, welcher seinem Gegner das Schwert in die Brust stieß. Und die Zuschauer? Je heißer der Kampf, je mehr Blut floß, desto mehr jauchzten sie und klatschten Beifall. Schreckliches Spiel! Ein anderes Spiel war der Kampf mit — wilden Thieren.

Gerade zur Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, waren in der Stadt zwei wilde Thiere aus Afrika angekommen, ein Löwe und ein Tiger. Der größte Theil der Bevölkerung war hinausgelaufen, um die Ankömmlinge aus der Ferne zu sehen, und Jedermann freute sich über den Hochgenuß, der ihnen bevorstand. An einer Straßenecke stehen eben zwei ehrwürdige, wohlgenährte Pompejianer, belauschen wir ihr Gespräch.

Sagte der Aeltere, Gajus mit Namen, zu seinem Begleiter: „Gestern war ich draußen und sah den König der Thiere, sowie den jungen Tiger, ich sage dir, o Diorus, wir werden ein herrliches Fest haben in der Arena, wie wir noch keines hatten."

Diorus antwortete: „Aber sage mir, edler Gajus, wo bekommen wir die Menschen her, welche mit den Thieren kämpfen sollen? Der Praetor (Bürgermeister) sagte mir gestern, es seien keine Verbrecher im Gefängniß, die er zu diesem Zwecke uns geben könne."

„Ja," entgegnete Gajus, „du weißt, daß letztes Jahr, beim letzten Thierkampf, der reiche Alexander uns zwei von seinen Sklaven als Kämpfer mit dem Löwen schenkte, aber du weißt auch, daß der Kaiser neuerdings ein Gebot erließ, nach welchem Sklaven zu einem solchen Zwecke nicht mehr verwandt werden dürfen."

„Welch' ein ungerechtes Gesetz!" rief Diorus. „Sind nicht die Sklaven unser Eigenthum? Und kann man mit denselben nicht anfangen, was man will?"

So war es, wie dieses belauschte Gespräch uns sagt, in den letzten Tagen dieser gottlosen, üppigen Stadt. Ein großartiger Thierkampf war anberaumt. Die Thiere waren eingetroffen, aber die unglücklichen Opfer fehlten.

* * *

Es war an einem lieblichen Sommerabend, als am Ufer des Meeres ein Jüngling dahinschritt. Er mochte ungefähr 18 bis 19 Jahre zählen, schlank, von starkem und kräftigem Gliederbau. Sein Gewand, sein Kleiderschmuck, sagt uns, daß er zur wohlhabenden Classe der Bewohner der Stadt gehörte. Wir nennen ihn Hermes und er ist eine Waise. Seine Heimath ist nicht Rom oder Pompeji, sondern das ferne Griechenland. Die Eltern waren sehr reich. Vor zwei Jahren waren noch Beide gesund und wohl, da starb plötzlich der Vater, und nach nur drei Monden folgte ihm die Mutter in's Todtenreich. Hermes, das einzige Kind, wurde der Erbe des großen Vermögens. Der Vormund des Hermes und Verwalter des hinterlassenen Reichthums, wohnte in Pompeji. Auch er war kein Römer, sondern ein Egypter, Namens Hasvathor. Er war eine eigenthümliche Erscheinung, mehr Furcht als Vertrauen erweckend. Ueber sechs Fuß groß, kräftig gebaut, schwarzes Haar, buschige Augenbrauen und noch schwärzere Augen — mit einem Worte, Hasvathor war eine unheimliche Erscheinung. In Pompeji besaß er das prachtvollste Haus und einen Lustgarten mit den schönsten orientalischen Anlagen. Sehr oft verließ er Italien, um weite Reisen zu unternehmen. Die Pompejianer beurtheilten Hasvathor verschieden. Sie waren eben ein heidnisches Volk, und wo das wahre Licht fehlt, da ist entweder Aberglaube, Unglaube oder Beide. Ein großer Theil jenes Geschlechtes waren Epicuräer, ihre Losung hieß: „Laßt uns essen und trinken, morgen sind wir todt." Andere waren abergläubisch. Ihre Religion hatte eine Anzahl von Göttern, sie glaubten an Zauberei und übernatürliche Kräfte, die dem Menschen durch die Huld der Götter verliehen werden. Der Egypter war der Gegenstand ihres Aberglaubens. Man flüsterte, daß er mit magischen Kräften ausgerüstet sei, man wollte ihn des Nachts in verborgenen Schluchten der umliegenden Wälder gesehen haben. In Einem irrte das Volk nicht, Hasvathor war der Erbauer und Erhalter des Tempels, geweiht der egyptischen Göttin Isis. Doch kehren wir zurück zu dem Jüngling. Sein Weg führt nach dem Wäldchen, in welchem der Tempel der egyptischen Göttin errichtet war. Hier traf er mit seinem Vormunde zusammen. Dieser begrüßte ihn ungefähr in folgenden Worten: „Nun, mein Hermes, gegrüßet seist du! Hast du darüber nachgedacht, was wir bei unserer letzten Zusammenkunft besprachen? Bist du bereit, nach meinem Rath, nein, nach dem Verlangen meines Herzens, dein Leben, deine Jugend, dein Alles, dem Dienste der großen Isis zu weihen? Willst du ein Diener, ein Priester in ihrem heiligen Tempel werden?"

Hasvathor empfing die Antwort: „Ja, theurer Vormund, mein Entschluß ist gefaßt. Erst fühlte ich unruhig über meine Entscheidung, Manches wollte mich zurückhalten, diesen Schritt zu thun, aber deine Weisheit, dein Alter sei mein Rathgeber, ich thue, wie du willst."

Ein heimtückisches Lächeln leuchtete auf den Gesichtszügen des Egypters, freundlich und frömmelnd waren seine Worte an Hermes: „Der Segen der Götter sei über dir, mein Sohn, nie wirst du deine Lebenswahl bereuen, denn groß sind die Geheimnisse der Isis, noch größer die Vorrechte, die dem bereitet sind, der sein Leben ihrem Dienste weiht — von nun an wirst du eine herrlichere Stelle einnehmen, als der Kaiser in Rom. So komm' denn in ihren Tempel, noch heute Nacht sollst du in die großen Geheimnisse eingeführt werden."

Sie treten in den Tempel. Auf den Ruf des Egypters springen fünf Jünglinge, Priester der Isis, aus dem Innern des Tempels hervor; Hasvathor gibt ihnen Befehle für die Einsetzungs-Ceremonien des neuen Priesters. Es würde uns zu weit führen, die pompösen und gaukelhaften Ceremonien zu erzählen, welche in dieser Nacht zu Ehren des neuen Priesters im Tempel der Isis stattfanden.

* * *

Der Egypter veranstaltete ein großes Mahl in seinem Hause. Er scheute keinen Kostenaufwand, um dasselbe so großartig als möglich zu machen. Die vertrautesten Freunde und vornehmsten Bürger wurden eingeladen. Es war bereits nach Mitternacht, als der Gastgeber ein Gespräch mit einem Freunde anknüpfte. Sein Freund fragte ihn nach seinem Mündel. „Ah," lachte der halbbetrunkene Hasvathor, „der reiche Gimpel! Ich habe ihn beschwatzt, das Priesteramt im Tempel zu übernehmen, und warte, nur in kurzer Zeit werde ich mir ihn ganz aus dem Weg schaffen, sein Vermögen kommt hierauf in meine Hände, dann, freue dich, gibt's Feste, wie die Sonne sie noch nie gesehen."

An einer andern Seite des Festsaales war eine andere Gruppe Gäste im Gespräch begriffen. Der Gegenstand war das Thierfest. Wieder wurde davon gesprochen, wo man einige Opfer für dasselbe erlangen könnte; da sagte ein beleibter Römer: „Wollten die Götter, daß der Imperator uns einige von den elen-

den Nazarenern schicken würde!" „Ja," sagte ein Zweiter, „diese sogenannten Christen müssen eine ganz abscheuliche Secte sein, sie glauben nicht an die Götter, sie glauben nicht an unsere Tempel, sie sollen auch hier in unserem gefeierten Pompeji Anhänger haben, und in ihren geheimen Versammlungen junge Kinder opfern."

„Dann," schrie ein Anderer, „sind sie noch zu gut für die Thiere." Da trat unter die Gruppe ein ältlicher Mann, dem man es ansah, daß er zu den Philosophen gehörte, und als er vernahm, daß man von den Nazarenern sprach, sagte er: „Wenn ihr mich anhören wollt, so erzähle ich euch etwas aus meiner Erfahrung. Vor vielen Jahren, als ich noch in Athen war, ging ich eines Tages auf unseren berühmten Marktplatz, auf einmal lief das Volk nach einem gewissen Punkte, ich folgte der Menge, und sah vor mir einen Mann von kleiner Statur, der die Volksmenge, aber vor Allem unsere Philosophen, anredete. Sein Thema war die neue Religion. Ich habe zwar Vieles vergessen, aber folgender Worte erinnere ich mich genau. Er sprach mit einem jüdischen Accent: 'Ihr Männer von Athen! Ich sehe, daß ihr in allen Stücken so abergläubig seid. Ich bin durch eure Stadt gegangen und habe eure Gottesdienste gesehen, und fand einen Altar, darauf stand geschrieben: 'Dem unbekannten Gotte.' Nun bin ich zu euch gekommen, um diesen unbekannten Gott euch zu verkünden.' Er redete sodann von dem Gründer der neuen Religion, seinen Thaten und Auferstehung. Ich erfuhr später, daß dieser Fanatiker Paulus von Tarsen heiße, und daß er derselbe ist, welcher vor dreizehn Jahren auf Befehl Nero's enthauptet wurde."

Aufmerksam hatte man dieser Mittheilung gelauscht. Bereits bat ein Pompejianer um's Wort, als mit einem Male ein dumpfes Geräusch zu vernehmen war, und noch ehe die Gäste die Frage erheben konnten: „Was ist's?" wurde der massive Palast in seinen Grundfesten erschüttert. Gläser und Geschirr fiel durcheinander, Herren und Sklaven sprangen auf, Betrunkene wurden nüchtern, Alles stürzte in das Freie, rufend: "terra movetui! terra tremit!" „Die Erde bebt! Die Erde bebt!" Man erwartete neue Stöße, sie blieben aus.

Dies war die erste Warnung für Pompeji, die Stimme eines gerechten Richters, der nie straft, nie seine Gerichte sendet, ohne zu warnen. Es war der Herald von Pompeji's Zerstörung.

* * *

Hermes, im Tempel der Isis, hatte sehr bald den Betrug des Götzendienstes durchschaut, noch schrecklicher waren die Laster, in welcher seine Mitpriester versunken waren, und er war gezwungen, als Priester daran Theil zu nehmen. Wie viele bittere Erfahrungen mußte er machen, von welchen Gewissensqualen und inneren Unruhen wurde er umhergetrieben! Nirgends hatte er Ruhe, nirgends fand er Frieden. Da fügte es eines Tages die Vorsehung Gottes, daß er auf seinen einsamen Wanderungen im Walde mit einem griechischen Sklaven zusammentraf und dieser war ein Christ. Hermes redete mit ihm, und fühlte sich so zu demselben hingezogen, daß er ihm den Zustand seines Gemüthes offenbarte. Den ersten Christen war ein wunderbarer Zeugenmuth eigen, wo immer sie waren, sie redeten für Jesum. Auch dieser Erlöste Christi, obwohl ein Sklave, drang mit den glühendsten Worten auf unseren jungen Freund ein, und siehe, der Same fiel auf ein gutes Land. Der Priester versprach dem Sklaven, eine ihrer nächtlichen Versammlungen zu besuchen. Am vierten Abend nach diesem denkwürdigen Zusammentreffen sehen wir Hermes an der Hand des christlichen Sklaven hinausgehen, um einer Versammlung der Nazarener beizuwohnen. Er fand in einem abgelegenen Hüttchen eine kleine Schaar Christen beieinander. Kaum ein Dutzend die Gemeinde des Herrn im gottlosen Pompeji. Hier hörte er zum ersten Male die Predigt vom Kreuze Christi, vom Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt, hier hörte er die lebendigen Zeugnisse und sah, wie die Jünger sich so lieb haben, ja, hier fand der unglückliche Jüngling den Frieden für seine Seele. An diesem Abend wurde ein neuer Name im Himmel angeschrieben, ein neues Glied der Gemeinde hinzugefügt, es war Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. Doch, was soll nun Hermes thun, der bekehrte Priester der Isis? — Er berieth sich mit seinen neugewonnenen Brüdern; durch das Gebet entschieden sie, Hermes solle den schrecklichen Betrug seines Vormundes enthüllen, aber vor Allem, um jeden Verdacht zu meiden, wieder in den Tempel zurückkehren.

Wir sehen ihn auf's Neue im Tempel. Nur mit Mühe und größter Abscheu konnte er seinen Dienst verrichten. Eines Morgens, in der Dämmerung, hörte er Fußtritte im Walde. Er tritt hinaus und sieht sich plötzlich dem finsteren Egypter gegenüber. Wieder redet derselbe schmeichelnd und süß, doch Hermes kann seinen gerechten Zorn nicht zurückhalten.

„Elender Betrüger, wie hast du mich hintergangen!" Er erzählt ihm seine Erfahrung und von seinem neuen Dienst, den er bei dem König aller Könige angetreten.

Nun aber war auch die Seele des Egypters schrecklich erwacht. Im ersten Sonnenstrahl des angebrochenen Tages blitzt ein Dolch, pfeilschnell und wohlgezielt trifft er den Mittelpunkt des Lebens in Hermes Brust. Entseelt liegt der Jüngling zu den Füßen Hasvathor's. —

Erwacht aus seinem Zorne, dachte der Mörder an seine eigene Sicherheit. Kein Sterblicher hatte die That bemerkt. Er ging ein wenig abseits und verbarg sich hinter einer Hecke, doch so, daß er den Gemordeten im Auge behalten konnte. Und es war Zeit, daß er sich versteckte, denn wieder hört man Fußtritte. Wir erkennen in dem Ankömmling Johannes, den christlichen Sklaven. Sein Weg führt ihn gerade bei der Leiche vorbei. Jetzt steht er vor derselben. Mit Schrecken erkennt er in dem Todten seinen neubekehrten Freund. Mit Weinen und Klagen wirft er sich über denselben. Der Egypter bemerkt Alles aus seinem Versteck. Ein Gedanke durchzuckt sein teuflisches Gemüth. Er springt aus seinem Versteck. Er erfaßt den Sklaven — er schreit: „Ha Sklave, du bist der Mörder! Mörder! Mord! Herbei, Soldaten und Bürger!"

Sein Ruf bleibt nicht ungehört, von allen Seiten strömt man herbei. Der Angeklagte vertheidigt sich, er bringt Beweise. Die Volksmenge wird immer größer. Er ruft nicht die Götter an, dies bringt einen der Umstehenden auf den Gedanken, daß er ein Nazarener sei. Er leugnet es nicht. Wie fürchterlich wurde nun das Geheul: „Fort! fort!" ruft man, zum Richter!" Nach dem Praetorium wälzt sich die Menge. Die Fortsetzung ist zu errathen.

* * *

In Pompeji herrscht Jubel. Das Tagesgespräch unter Jung und Alt, Herren und Sklaven, war das Thierfest. Die Schwierigkeit war bei Seite geschafft. Der Nazarener war schuldig. Man hatte auch seine Mitschuldigen entdeckt. Eines Abends, als sie beim

Brodbrechen vereinigt waren, wurde das Hüttchen, wo sie ihre Gottesdienste hielten, umzingelt. Die Christen wurden schuldig befunden, und das Urtheil lautete: „Von den wilden Thieren zerrissen zu werden."

In Pompeji herrscht Jubel. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Urtheil über die ganze Stadt verbreitet. Ueberall war Freude, die Richter wurden gepriesen, Jung und Alt war fröhlich. Der Tag des Kampfes wurde festgesetzt, der Kampf von zehn Nazarenern mit einem brüllenden Löwen und feurigen Tiger. Der Tag brach an, der letzte Tag Pompeji's, der Tag, wo man Großes erwartete und Großes geschah.

Alles war glücklich. Die Nacht vor dem Festtage war für Viele eine schlaflose. Schon am frühen Morgen wälzte sich das Volk in mächtigen Strömen zur Arena. Die Reichen in Wägen, die Armen zu Fuß. Man hört eine Klage allgemein, daß es heute schon in der Dämmerung so drückend heiß ist. Der Himmel ist nicht blau, wie sonst, sonderu aschgrau; es scheint, als könne die Sonne diese Wolken nicht zertheilen. Waren es Gewitterwolken? Wir eilen zum Kampfplatz. Es wird dunkler. Kopf an Kopf ist zu sehen, Tausende und aber Tausende haben Platz genommen, die ganze Bevölkerung scheint hier zu sein. In der Mitte des Ringes stehen zwei Käfige, in welchen ruhelos ein Löwe und ein Tiger einherschreiten. Es wird dunkler. Wolken ballen sich, Blitze zucken um den Gipfel des Berges. Es ist ein Gewitter.

Jetzt wird das Zeichen gegeben. Die Stunde der Eröffnung ist da. Eine Seitenthüre öffnet sich. Welch' ein Anblick! Nach einander zieht das Häuflein Christen herein, dünn bekleidet. Einige Greise, etliche Jünglinge und eine Jungfrau; mit gen Himmel erhobenen Blicken schreiten sie einher, sie scheinen die sie angaffende Menge nicht zu sehen. Beifall klatschend erhebt sich das Volk. Doch was ist das? Die Christen singen. Ist es ein Todeslied? Nein, es ist ein Siegesgesang, sie singen von dem, an welchen sie glauben, und dessen Wort jetzt mächtig in ihren Herzen klingt: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" — Es wird immer dunkler. — Ungeduldig pocht der Praetor. Sein Befehl ist, man öffne den Löwen-Käfig. Der Hüter folgt. Das Eisengitter rasselt — jetzt ist die Thüre offen. Mit einem gewaltigen Sprunge ist der Löwe im Freien. Er steht still. Er hält seine Nase schnüffelnd empor nach Löwenart. In vollen Zügen zieht er die heiße Luft ein und stößt ein dumpfes, Entsetzen erregendes Geheul aus. Die Christen sind auf ihre Kniee niedergesunken; der Löwe rührt sie nicht an. Wild springt er umher und legt sich endlich dumpfbrüllend in seinem Käfig nieder.

Die Menge war sprachlos. Man schrie von Zauberei. Andere schrieen, der Hüter solle den Löwen anstacheln, doch, ehe der Befehl vollzogen werden konnte, offenbarte sich die Hand des unsichtbaren Gottes.

Schon als der Löwen-Käfig geöffnet wurde, meinten Einige das Gefühl gehabt zu haben, als ob der Boden unter ihren Füßen erzittere — die Aufregung machte sie Alle sicher. Auf der einen Seite des Theaters entstand plötzlich ein Tumult, man wußte zuerst nicht die Ursache. Auf einmal sah man, wie alle Hände nach einer gewissen Richtung hindeuteten — hin nach dem Vesuv. Und, o Schrecken! eine gewaltige Feuersäule ist um den Gipfel bemerkbar. Jetzt sehen sie es Alle. Für Augenblicke leuchtet es hell auf, aber plötzlich wird es finstere Nacht. Männer schreien. Frauen fallen in Ohnmacht, Hals über Kopf stürzt Alles dem Ausgang zu. Die Christen sind auf ihre Füße gesprungen, man hört sie deutlich rufen: „Es ist der Herr!" Dumpf brüllen Löwen und Tiger in dieser Schreckensnacht. Dunkle Rauchwolken wälzen sich nun vom Berge hernieder, sie brechen über das Theater mit Aschenregen herein. Steine fliegen, glühende Felsen prasseln hernieder, Alles mit sich fortreißend. Da erzittert die Erde, ein Erdstoß folgt dem anderen.

Das Theater ist noch nicht zur Hälfte geleert — da, ein ganz entsetzlicher Krach, ein noch schrecklicheres Geheul — das Theater ist zusammengebrochen, Tausende schlummern unter den Ruinen. Die so glücklich waren, zu entfliehen, eilen zu ihren Wohnungen, so gut es eben ging in der Finsterniß, um wenige Habseligkeiten zu retten. Doch ehe Viele von ihnen die Seeküste erreichen, sind sie umzingelt von Flammen und Lavaströmen und Aschenregen begräbt sie. Ob die Christen entronnen? Wir wissen es nicht. So ging die Zerstörung fort, etliche Jahre lang, bis endlich jenes Paradies der Sünde in eine Wüste verwandelt war — bedeckt mit Asche und Trümmern, wie eine verschneite Stadt.

* * *

Es ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit. Vor über hundert Jahren hat man angefangen, diese Aschenberge hinwegzuräumen, man fand es so, wie wir schilderten. Der Geschichtsschreiber Dion Cassius macht unsere Erzählung glaubwürdig, wenn er schreibt (Lib. 64.): „Der Tag wurde zur Nacht verkehrt, und das Licht zur Finsterniß; — eine unaussprechliche Menge von Sand und Asche überfluthete Land und Meer und begrub zwei Städte, Heraculaneum und Pompeji, während die Leute im Theater saßen."

Wie der Socialdemokrat Bebel den großen Herren einen Spiegel vorhält.

Für Haus und Herd von C. Schell, Cassel.

Man braucht nur einigermaßen den Debatten über socialistische, socialpolitische oder kirchenpolitische Fragen im deutschen Reichstage zu folgen und man wird, namentlich auch von seinem christlichen Standpunkte aus, leicht herausfinden, wie in allen Parteien Wahres und Falsches, Gutes und Schlechtes, Edles und Gemeines zu finden ist, obschon sich jede berufen fühlt, „im Namen des Volkes" zu sprechen, selbst diejenige Partei nicht ausgenommen, welche von der Regierung am meisten protegirt und gepflegt wird.

Mit dem Socialisten-Gesetz hatte die deutsche Regierung diesmal kein Glück, denn noch ehe die verschärfte Vorlage dem Reichstage zuging, wurde der Regierung durch die Presse klar, daß an derartige Verschärfungen, namentlich aber an die Expatriirung gar nicht zu denken ist, und hätte der Bundesrath zweifellos klüger gethan, eine Vorlage mit derartigen Här-

ten wieder zurückzuziehen. — So wurde auch der preußische Staats-Minister von Puttkammer in den Reichstags-Verhandlungen über das Socialisten-Gesetz einigemal in nicht geringe Verlegenheit versetzt; von den Abgeordneten Bebel und Windhorst gedrängt, sich über einige heikle Punkte auszusprechen, verschanzte er sich mit den allerkläglichsten Ausflüchten, statt mit Mannesmuth die berührten traurigen Verhältnisse anzuerkennen, und regierungsseitlich möglichst Abhülfe zu versprechen.

Es ist nun factisch gar nicht schwer, über die deutsche Socialdemokratie herzufallen, sie für alle revolutionären Gelüste, und namentlich für den Anarchismus allein verantwortlich zu machen; ebenso — und dieses geschieht auch oft von freikirchlichen Blättern — dieselbe einfach die Partei des Unglaubens, des zügellosesten Lebens u. s. w., zu bezeichnen, wie wenn dieser Unglaube und Fleischesdienst nur unter den Socialdemokraten zu finden wäre.

Von mancher Seite sucht man die Meinung zu wecken, als decke sich kirchlicher oder politischer Conservatismus, Stöcker'scher Antisemitismus oder christlicher Socialismus mit Christenthum.

Es ist, um auch nur einigermaßen zu einem richtigen Urtheil über die deutsche Socialdemokratie zu gelangen, durchaus nothwendig, nach den Ursachen dieser allerdings furchtbaren und schrecklichen Erscheinung im Staats- und Gesellschaftsleben zu fragen, und zwar insofern, als diese Ursachen in den staatlichen Einrichtungen selbst, in der Gesetzgebung, in der Handhabung der Gesetze, in den wahrhaft entsittlichten und entsittlichenden Verhältnissen der oberen und obersten Classen, wie auch in den vielfachen Bedrückungen der besitzenden Classe, und in den wirthschaftlichen Verhältnissen überhaupt liegen kann.

Diese Ursachen zu studieren, hält mancher schreiblustige Ultrapolitiker für nicht der Mühe werth, weßhalb auch oft die oberflächlichsten und geradezu gefährlichsten Ideen zum Ausdruck gebracht werden.

Auf eine der vielen Ursachen der Socialdemokratie will ich nun an der Hand der jüngsten Debatte über das Socialisten-Gesetz im deutschen Reichstage, wobei Bebel thatsächlich dem Hause einen klaren Spiegel vorhielt, hinweisen, ohne selbstverständlich weder eine Lanze für diese Demokratie zu brechen, oder ihren Zukunfts-Staat zu verherrlichen. Es handelt sich hier vor Allem um die geistige Ursache der Socialdemokratie.

Seiner Zeit schon hat Herr von Puttkammer im Reichstage unter Hinweis auf das allerdings schmutzige Bebel'sche Buch über freie Liebe in der unvorsichtigsten Weise die einseitige Aeußerung gethan, daß die Ehe- und Familien-Verhältnisse der unteren Schichten der Bevölkerung sehr zerrüttete seien. Umgekehrt, sagte ihm damals Bebel unter Hinweis auf hohe Persönlichkeiten im deutschen Reiche, sei die Ehe in der vornehmen Welt im Allgemeinen nur eine Scheinehe.

Diesmal handelte sich's um das in Amerika gedruckte, in Deutschland nun verbotene Buch von dem Socialdemokraten Christensen. In diesem Buche wird die Moral des „Weltheilandes" unter Heranziehung der Worte Jesu an seine Mutter bei der Hochzeit zu Canaan, angegriffen, was Herrn von Puttkammer mit manchen anderen Stellen des fraglichen Buches nöthigte, zu sagen, daß die Moral des Christensen geradezu gefährlich sei für den Staat.

Diese Aeußerung aber war noch viel ungeschickter als seine frühere, denn dadurch gab er dem Bebel die allerbeste Waffe selbst in die Hand. Dieser erinnerte wohl daran, daß Christensen wegen Gotteslästerung seiner Zeit einen Monat Gefängniß erhielt, wie aber andererseits die ersten Köpfe unter den Revolutionären ersten Ranges aus der Schule des conservativen Philosophen Hegel hervorgegangen sind.

Und in der That, keine Partei, selbst die Regierung nicht, sollte sich gegen dieses Gerechtigkeitsgefühl verschließen, daß Philosopen aller Schattirungen, daß Schriftsteller aller Gattungen, deren Bücher eine Moral predigen, die zum mindesten derjenigen der heutigen Socialdemokraten vollkommen gleichkommt, genau genommen, dasselbe Schicksal erfahren sollten wie die Socialdemokraten. Wer hat den Büchern von Schoppenhauer, E. von Hartmann, David Strauß, Renan, Schenkel u. s. w. zum Theil zu einem rasenden Absatz verholfen? Wer hat namentlich den Strauß'schen „Alten und neuen Glauben," „Das Leben Jesu," mit ihren gotteslästerlichen Aeußerungen, wer hat sie fast verschlungen? Sind es nicht gerade die sogenannten Gebildeten? Wenn also ein Socialdemokrat das predigt, was „Gelehrte" noch viel deutlicher sagten, wird seine Moral als staatsgefährlich bezeichnet. Aber sättigt sich nicht auch die gebildete Welt mit der nur denkbar schmutzigsten Literatur? Was für eine Moral lehren überhaupt die „Lieblingsdichter" dieser höheren Classen? — Schmutz bleibt eben doch Schmutz, gleichviel, ob er sich in den untersten, höheren oder höchsten Kreisen findet.

Man hat schon oft gesagt, der Staat erziehe sich — vielleicht unbewußter Weise — die Socialdemokratie. Ich glaube das auch, aber nicht, weil das Socialisten-Gesetz besteht, wohl aber geschieht es durch die deutschen Hochschulen resp. viele deutsche Universitätslehrer selbst. Solche Universitätslehrer sorgen zur Genüge dafür, daß durch ihre philosophischen und naturhistorischen Darlegungen die christliche Weltanschauung verdrängt werde, und man auch einmal in einer höheren Schule hören kann: „Im Anfang war der Kohlenstoff." Damit aber ja auch der gewöhnliche Mann mit dieser Errungenschaft bekannt wird, hat man Volksausgaben dieser darwinistischen und sonstigen religiös philosophischen Auslassungen besorgt — und lustig ertönen jetzt Debatten über derartige Fragen fast in jeder Werkstatt. Diese geistigen Urheber der Socialdemokratie und auch des Anarchismus — die Professoren, wie Häckel auf der einen, Pfleiderer–Berlin, Bender–Bonn auf der anderen Seite, werden unter Umständen mit hohen Prädikaten bedacht, und ihre „Gelehrsamkeit" mit einem Orden gekrönt.

Windthorst sagte daher mit vollem Rechte, daß in den oberen Kreisen den anderen Ständen ein gutes Beispiel gegeben und die gesammte Literatur gehörig beaufsichtigt werden müsse, vor Allem aber die Theater und Alles, was damit zusammenhängt. Diese Gebiete fasse die Polizei nirgends in's Auge. Puttkammer: „Sehr falsch!" — „Ich ersuche," sagte Windthorst, „den Herrn Minister, die nächsten vierzehn Tage mit mir durch Berlin zu gehen und ich werde ihm beweisen, was ich sage. Die Theaterstücke, welche gegeben werden, und die Schaustellungen, welche stattfinden, werden ihn davon überzeugen." Nicht die Socialdemokraten haben die moderne Weltanschauung erfunden, sondern die staatlichen Hochschulen haben nicht geruht, bis auch die Arbeiterklasse „aufgeklärt" ward. Und nun? — Bebel hat es in seiner letzten Rede über das Socialisten-Gesetz deutlich genug ausgesprochen; die von ihm dargelegten historischen und philosophischen Gesichtspunkte, seine Ansicht über die Ursache und Geschichte des Christenthums, über Völkerrecht und Revolution bilden zunächst theoretisch die unbedingte Consequenz der modernen Weltanschauung, und praktisch haben wir diese eiserne Consequenz in dem Anarchismus.



Leugnet man die Gottesordnung auch in der Geschichte der Völker, so ist nur die blutige Macht die „Lenkerin" der Dinge, aber ein Unterschied zwischen Revolution und einem legalen Krieg ist nicht mehr zu finden. Herr von Puttkammer mußte in diesen Spiegel sehen, aber was antwortete er darauf? Mit Hinweis auf die den Professoren garantirte Lehrfreiheit sagte er höchst kläglich: „Die Vorträge auf den Universitäten sind für wissenschaftlich Gebildete berechnet und hiermit absolut unvergleichbar." Wer aber eben doch vergleicht und gar die praktische Consequenz zieht, soll expatriirt werden.

Es ist durchaus irrig, wenn Herr von Puttkammer meint, daß man es nur mit praktischen Revolutionären zu thun habe; der Geist, die Idee, muß bekämpft, die Quelle einfach verstopft werden. Hätte man es aber wirklich nur mit einer praktischen revolutionären Macht zu thun und nicht mit einer totalen Verirrung des menschlichen Geistes, so sollten doch die Socialdemokraten durch die kolossale deutsche Militärmacht und durch die ausgezeichnete Polizei-Organisation im Zaume gehalten werden ohne ein Ausweisungs-Gesetz, jedenfalls auch ohne daß Polizei-Spione oder agents provocateurs im Auslande unterhalten werden. Diese geistige Krankheit im Volke, dieser Zeitgeist, muß mit ganz anderen Mitteln überwunden werden. Das Socialisten-Gesetz hat bis jetzt diesen Zeitgeist noch nicht um ein Haar gebannt, vielleicht haben sich die Begüterten in ihrem Besitzthum wohl nur etwas sicherer gefühlt; es wird daher auch ebenso erfolglos sein, wenn man dem Reichsboten folgend, den Führern der Socialdemokraten ein Stückchen deutsche Erde zur Colonisirung anweist und sie unter militärische Aufsicht stellt. Der Staat muß vor Allem die christlich-sittliche Weltanschauung pflegen und fördern, die Lehrfreiheit an den Universitäten einschränken, oder doch dafür sorgen, daß dieser unreife antichristliche Gelehrtenkram in lateinischer Sprache abgefaßt wird. Ferner gehören die rationalistischen theologischen Professoren zum mindesten in die philosophische Facultät gedrängt, wo sie ihre Weisheit weiter vortragen können. Endlich verlangen wir die Trennung der Kirche vom Staate, damit die Kirche im Stande ist, eine ihrer Bestimmung entsprechende Macht auf's Volk und auf den Staat selbst auszuüben. Wenn nun das deutsche Volk, die Hohen und Niederen, die Reichen und Armen, namentlich in der gegenwärtigen schweren Zeit, anfängt, zuerst zu trachten nach dem, was droben ist, dann wird mehr Friede sein unter den Völkern!

Ein Wort an die Frauen.

„Dem ungesehenen Heldenthum —
Ich weihe mein Lied den Frauen!"

So singt eine deutsche Fürstin auf östlichem Thron, und das Wort summt und singt in meinem Innern und läßt mich nicht los. Klingt es nicht zu schön? Dürfen wir das Wort annehmen? Freilich, ich weiß, es gibt nichts Schöneres, als eine reine Frau, auf deren Antlitz geschrieben steht: Lieben und Dienen ist meine Zier, — deren Hände gemacht sind, Friede und Freude zu verbreiten. Und es gibt noch solche Frauen; aber wahrlich, oft scheint mir ihre Zahl sei klein, ihre Reihe dünn geworden. Mich überfällt oft eher eine heiße Scham, wenn ich sie sehe, die Schaar von Frauen, wie sie an mir vorüberzieht in der Straße, auf Spaziergängen, in Eisenbahnen, auf Dampfschiffen: eine Figur mit Kleidern behängt. Da stolzirt sie daher, die Dame unserer Zeit, bei jedem Schritt bewußt: An mir ist etwas zu schauen; von der Zehe bis zum Kopf in Form und Farbe studiert, das Resultat langen Sinnens. Und lauschest du auf's Gespräch, das so berechnet von den Lippen fließt, — es ist ein endloser Faden nichtsnutziger Kleinigkeiten, gespickt mit kleinlichen Complimenten. — Die schönste Landschaft kann vorbeifliegen, der glänzendste Abendhimmel sich entfalten, — was rührt dies eine Dame? — Eine Düte voll Zuckerwerk, ein klapperndes Armbandgehänge weckt eher ihre Begeisterung. —

Wo ist das Heldenthum? Ist es wirklich nur u n gesehen von dir? — Schwerlich!

Und schaust du tiefer hinein in die nächsten Kreise, da der Schein dich nicht mehr täuschen kann, findest du nicht auch da eine bedenkliche Armuth? Wie schwer wird es der Frau, sich zu erheben über das Bedürfniß des Tages, über Speise und Kleiderfrage. Wie gehemmt ist sie im Urtheil über höherstehende Dinge! Im Gespräch ist sie nie vorurtheilsfrei — augenblicklich mischt sich das persönliche Gefühl ein, im Widerspruch meistens maßlos; wenn sich's um's Theilen handelt, selbstsüchtig. Oft steht des Mannes Wort und Anschauung so hoch, so edel, weit über den Köpfen und Herzen der Frauen. —

Wohl hat unser Jahrhundert die Emanzipation der Frau gezeugt und will diese so hoch stellen, wie sie noch nie gestanden; doch kommt mir vor, die Stellung der Frau sei eher eine tiefere geworden. Die Wege der Arbeit sind ihr geöffnet, — arbeiten darf sie neben dem Manne; Geld fließt ihr zu wie dem Manne, und das will sie zeigen. —

Aber wenn du einmal hineinschaust in die Tagebuchblätter deiner Großmutter, geht dir da der Unterschied nicht machtvoll auf? — Die Frau d a c h t e damals, in ihrem innern Leben blühte und keimte es; — der Gelehrte verschmähte es nicht, in der Stube seiner Frau zu a r b e i t e n, nicht etwa nur zu rauchen und zu plaudern, — nein, zu a r b e i t e n. Sie durfte

Zeuge sein seines Suchens und Forschens, in ihrem Verständniß lag ihm der Preis seiner Arbeit. Sie waren keine „Blaustrümpfe", die Frauen des letzten Jahrhunderts, aber sie hatten ihren Geist nicht vertrocknen lassen im Alltagsrennen; sie kannten und wollten höheres als Toilette und Gesellschaft. — Und gibt es denn eine würdigere Stellung für die Frau, als die, welche sie erhält durch den Mann, der sie würdigt, seine Freundin, seine Gefährtin zu sein, der sein inneres Denken und Schaffen vor ihr offenbart, ihr bescheidenes Wort hört und achtet, der sie für fähig hält, sein Arbeiten und Gelingen zu verfolgen und am Ende auch schwere Zeiten zu tragen, ohne Wimmern und Klagen? Ich weiß keine höhere Emanzipation als die, daß die Frau nicht mehr im Winkel steht, in der Küche, im Toilettenzimmer, gut genug für die Ruhestunden, aber unfähig zum Theilhaben an den hohen und höchsten Interessen des Mannes.

Ein Frauenherz und Frauenkopf kann verstehen und kann sich begeistern für die männliche Arbeit und des Lebens größtes Werk, ohne von ihrer Weiblichkeit nur einen Schimmer zu verlieren. Alles, was die Frau weiß und hat, hat sie ja nicht für die Oeffentlichkeit, sie hat's ja für ihren Gatten, ihren Bruder. Diesen gehören die Schätze, und glücklich die Frau, die von ihnen herangezogen wird zur Geistesgemeinschaft.

Wir Frauen selbst schaffen unsere Stellung den Männern gegenüber; wir sind schuld, wenn verächtliche, lächelnde Blicke uns folgen, und je mehr wir uns zu Knechten der Mode und der Lust der Erde machen, um so tiefer sinkt unsere Stellung. Wohin sollen wir kommmen?—Der Strom der Zeit kommt mächtig daher! Schein und Genuß sind die Losungsworte. Sie haben das Mädchen gepackt und die Frau, die Dienstmagd und die Herrin. Wo bleibt die Kraft zu dienen, zu tragen, sich zu versagen?—Wo werden d i e Frauen einst zu finden sein, deren Leben in dem Wort gezeichnet ist:

Es sei der Frauen Leben sowie ein geistlich Lied,
Das nicht mit eitelm Brausen am Ohr vorüberzieht,
Das sich in festem Takte nur langsam fortbewegt,
Und doch der Herzen viele mit sich zum Himmel trägt.

Die Mädchen werden sein ein Spielzeug der Jünglinge, die Frauen ein Dekorationsstück am Arm des wohlhabenden Mannes!

Ich male kaum zu schwarz: Genuß ist wie eine erdrückende Schlingpflanze. Ihm zu Liebe opfert die Frau die Pflicht, die Freude, den Frieden! — Erst kommt der erlaubte, kleine Genuß — er wuchert und wuchert und erstickt das innere Leben und wird zur unwiderstehlichen Macht. Es gilt wahrlich einen ächten und rechten Kampf in unserer Zeit, ein entschlossenes und festes Herz, ein Vermögen, anders auszusehen, bescheidener zu leben, verborgener den Weg zu gehen, als Nachbarin rechts und links. Siehe, da ist ein kleines Feld zum ungesehenen Heldenthum, wenn es gilt, sich diesen und jenen Genuß zu versagen, daheim zu bleiben, statt dem Vergnügen nachzulaufen, noch länger im bescheidenen Kleide zu gehen 2c. — Aber nur aus dem Versagen dieser kleinen Dinge erwächst die Kraft, etwas Rechtes und Tüchtiges zu leisten, auch Schweres zu tragen, dem Manne eine Gehülfin zu werden und in Ehren neben ihm zu stehen, als seine Perle und seine Krone.

Da steigt vor mir ein Frauenbild auf aus einer Zeit, da der innere Werth noch höher geachtet ward als der äußere Schein,—eine schlichte, einfache Frau, — aber sie that eine Heldenthat. Ich sehe sie vor mir sitzen, die einfache, stille Frau im gemüthlichen Lehnstuhl,—den weißen Strickstrumpf in den Händen, nie rastend und ruhend; es gibt ja viel zu sorgen für eine Schaar von dreißig Enkeln. — Großmütterlein hat ein liebes, stilles Gesicht im Rahmen des weißen Häubchens; aber es liegt um ihren Mund ein kräftiger Zug, und in den Augen leuchtet noch oft ein lebendiges Feuer. — Man setzt sich gern zu ihr und hört den weisen Worten zu, die Mahnung und Trost enthalten, und immer findet man Theilnahme und Verständniß. Es ist jetzt ein so stilles Leben geworden beim Großmütterlein; es ist wie ein grünes Thal im Abendschein, wir ahnen kaum mehr, daß einst Noth und Kampf das friedliche Herz erschütterten, und fest die Schritte sich halten mußten auf steilem Wege. — Nur was die Feder noch zitternd in Briefform oder als leise verklingendes Verslein auf's Papier legte, das zeugte vom kostbaren Golde, das aus dem Brausen und Stürmen früherer Zeiten rein sich gesetzt hat: Gold, wie's nur das F e u e r erstehen läßt. Als Großmütterlein jung war und kräftig, da war sie Lehrerin, da sammelte sie um sich eine Schaar lerneifriger Mädchen, da hatte sie sich eine Stellung geschaffen, selbstständig und geachtet.—Frühe hatte sich das liebreiche Elternhaus geschlossen. Da suchte ein Wittwer ihre Hand; er bedurfte ihrer für seine sieben Kinder, die alle noch klein waren. Da stand die liebe Frau vor einer großen Aufgabe; selbst npch jung, schien sie beinahe zu groß. Aber es war ja eine Stellung für ein starkes und liebewarmes Frauenherz; sie folgte dem Ruf und umfaßte den neuen Kreis mit mächtiger Liebe. Sie war dem Manne eine Freundin, also daß er die Zeit der Einsamkeit vergaß, sie half ihm die Last des täglichen Lebens tragen, so gut sie es konnte. Aber siehe,

nicht lange dauerte die Gemeinschaft — nur vier Monate lebten sie zusammen, da nahm Gott der Herr den Mann hinweg und ließ die Frau allein mit kleinen Mitteln und einer großen Schaar. Da kamen die begüterten Verwandten und rathschlagten und fanden's geboten, die Kinder zu vertheilen und einzeln zu erziehen, — hier eins, dort eins, jedes anders. — Und was that die neue, junge Mutter? War sie es wohl zufrieden, daß ihr die Bürde abgenommen wurde, die Bürde von sieben lebhaften, unerzogenen Kindern, an die nichts sie kettete, als kurze vier Monate? O nein! „Das Häuflein gehört zusammen, und ich will's erziehen mit Gottes Hülfe; so gut ich's kann! Es ist meines Mannes Gabe, und ich will sie hüten und hegen!" — Das war ein tapferes Wort, und tapfer hat die junge Wittwe ihre sieben Stiefkinder erzogen und von zu Hause haben sie ihre Kraft zu tragen, zu entsagen und zu leiden, aber auch die Kraft zu lieben — die andern mehr als sich selbst. — — Eins um's andere der sieben Kinder ist schon heimgegangen, und wenn man an ihrem Sarge fragte: „Wo hatten sie ihren Glauben her, wem verdankten sie das Licht ihres Lebens?" — dann hieß es: „Die Mutter hat es ihnen vorgelebt in treuem Sorgen und Lieben; sie war ihre Führerin zum Herrn!" Ja, Großmütterlein, mit deinem stillen Abend, dein Leben hatte eine heiße Sommerzeit; aber du hast dich brav gehalten, und alle deine Kinder und Enkel, die du dir erzogen, danken dir's, daß du ihnen gezeigt, daß Leben für andere und entsagendes Lieben die Krone der Frau ist.

Nicht wahr, es gibt noch viele solche Frauen, sie gehören aber nur zu den Verborgenen! Wohlan, liebe Frauen, stellen wir uns in ihre Reihe! Wohlauf, ihr Mütter, erzieht eure Töchter zum „Heldenthum," zeigt ihnen bessere Schätze als Kleid und Schmuck, Tanz und Vergnügen, lehret sie dienen und lieben im engsten Kreis — dann werden wir eine Mauer bilden gegen den Zeitstrom, unsere Ehrenstellung, die uns das Christenthum gebracht, behaupten, und Theil haben am „ungesehenen Heldenthum!"

X.

Ganz zufrieden.

Wo habe ich doch die Geschichte gelesen von dem Grafen, der gerne zufrieden gewesen wäre, und konnte es nicht werden? Es war ungefähr so. Der reiche Graf war kränklich und konnte sich seines Lebens durchaus nicht freuen; immer fehlte ihm etwas. Da sagte ihm sein Arzt: „Herr Graf, wenn ihr zufrieden wäret, so käme alles gut."

„Zufrieden?" sagt der Graf. „Ja, das ist leicht gesagt; ich hab's ja lang probirt; aber ich kann's gar nicht werden."

„Das ist schlimm," sagt der Arzt; „da kann ich nicht helfen. Dafür ist kein Kräutlein gewachsen." —

Der Graf vernimmt von einem Einsiedler, der mehr könne, als andere Menschenkinder. Er sucht ihn in seiner Klause auf. „Rathet mir, ehrwürdiger Vater, was ich thun soll? — Ich möchte gerne gesund werden, und der Arzt sagt mir, daß ich's nur werden kann, wenn ich Zufriedenheit gewinne. Wo finde ich die? Wo Wo kaufe ich die?"

Der Einsiedler sieht den armen Grafen an. „Zufrieden könnt ihr werden," sagt er ihm, „wenn Ihr das Hemd eines ganz zufriedenen Menschen erwerben und anziehen könnt."

Da geht der Graf in seiner Grafschaft von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um einen zufriedenen Menschen unter seinen Unterthanen zu finden. Er fragt da, er fragt dort, aber überall fehlt immer etwas zum Glück: ganz zufrieden findet er keinen in seiner ganzen Grafschaft.

Traurig schlägt er den Rückweg ein; so muß ich denn krank sein und bleiben; wenn's keinen Zufriedenen gibt, so gibt es auch kein Hemd eines solchen.

Endlich trifft er ein armes Weib, welches ihm sagt, der Kohlenbrenner droben im Bergwalde, das sei ein ganz glücklicher, völlig zufriedener, immer fröhlicher Mann.

Er findet ihn. „Du seiest ganz zufrieden mit deinem Schicksal?" fragt er ihn ungläubig. „Ja, Herr, ganz zufrieden." — „Aber du bist ja so schwarz und arm. Du wirst doch einen Wunsch haben, den ich dir noch erfüllen könnte?" — „O nein, Herr, ich habe genug," sagt er. „Der Wald gibt mir Holz, und die Quelle Wasser, die Sträucher Beeren; — und über mir läßt Gott seine Sonne scheinen und sendet mir wieder die Kühle der Nacht, den milden Regen! wie sollte ich nicht zufrieden sein?"

Lange versuchte der Graf, ob denn auch die Zufriedenheit bis auf den Boden gehe. Er fand nichts als Zufriedenheit, er mochte bohren, wie er wollte.

„Lieber Köhler," sagt er ihm zuletzt, — „endlich also habe ich den Mann gefunden, der mich gesund machen kann. Verkaufe mir dein Hemd. Gerne bezahle ich's dir mit Gold und Silber."

„Mein Hemd?" — sagte lächelnd der Köhler und öffnete sein schwarzes Wamms — und drun-

ter kam kein Hemd zum Vorschein, sondern seine dunkle Haut.

„Kein Hemd—und doch glücklich, doch zufrieden!" — Beschämt sagt es der reiche, unzufriedene Graf. Er blickt hinauf zum Himmel, von dem er so vieles erhalten, und war doch nie zufrieden—und blickt hinüber zum Köhler, der so vieles entbehrte, und doch so glücklich war.

Der Graf wurde von dem an zufrieden, glücklich und bald auch gesund, denn nur die Unzufriedenheit hatte seine Gesundheit geschädigt.

Ich brauche dir, lieber Leser, nicht viel zu sagen. Ganz glücklich, ganz zufrieden wird gewiß sein, wer bedenkt, was er vom Herrn empfangen hat und täglich empfängt. Und gesund dem Geiste nach wirst du nur, lieber Freund, wenn du ganz zufrieden wirst, ganz zufrieden, und hättest du auch kein Hemd mehr!

O, du liebes Gesicht—warum gefällst du mir so?—Du bist nicht schön, nicht regelmäßig—im Gegentheil; es fehlt Manches zum Ebenmaß, und doch ruht mein Auge, mein Gemüth in deinem Anblick. Du liebes Gesicht, wie siehst du so zufrieden aus, so vergnügt.

Wie muß ein in Gott zufriedenes Herz des Vaters Auge erfreuen im Himmel.

O du unzufriedenes Gesicht, warum mag mein Blick nicht auf dir ruhen? Du bist so schön sonst; deine regelmäßigen Züge mit dem lebhaften Auge würden dich so angenehm machen. Aber dein Ausdruck beweiset: unzufrieden mit Gott und Menschen. Da fehlt es dir.

Wie muß das Gesicht eines Menschen, an den Gott so viel Gutes gewendet, und das immer wieder Unzufriedenheit ausdrückt, Gott zuwider sein! —

Ich denke nach. Was macht mich unzufrieden. Wahrhaftig, wenn ich nur ein Stümpchen Ewigkeit dazu nehme und anzünde, um meiner Unzufriedenheit Quelle zu studiren—es ist nicht der Mühe werth. Aber Grund hätte ich, zufrieden zu sein, und zwar ganz zufrieden ewiglich: „Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder dürfen heißen. Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wann es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist. (Allerlei von F. Gerber.)



Jay Gould.

Mit innerem Grauen, mit Staunen und Entsetzen, gemischt mit etwas Bewunderung, muß man die Laufbahn von Jay Gould betrachten. Gould mag vielleicht noch nicht der reichste Mann des Landes sein — wir glauben übrigens, daß er es ist — jedenfalls ist er der größte Monopolist der Verkehrsmittel in der ganzen Welt; niemals vor ihm sind so gewaltige, großartige Verkehrsinteressen in einer Hand vereinigt gewesen; selbst die Cäsaren Roms und die Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation, die sich Herren der Welt nannten, waren in dieser Hinsicht, so waffengewaltig sie auch sonst sein mochten, armselige Tröpfe im Vergleich mit diesem Octopus des Verkehrsmonopols. Mit seinen Telegraphennetzen und Kabellinien hat er den Erdball umsponnen, wie ein serbischer Rastelbinder einen gesprungenen irdenen Topf, und mit seinen Schienensträngen und großen Dampferlinien streckt das Ungeheuer seine Saugarme über diesen Kontinent, durch den großen und den atlantischen Ocean nach drei Erdtheilen. Wer ist dieser Mann?

Als die Astors, die Vanderbilts, die Garretts, Aspinwalls und viele Andere schon sehr reiche Leute waren und bekannte Namen auf den Weltmärkten und an den Börsen hatten, lebte im Staate New York ein armer junger Mensch als Bediensteter eines Kramladens oder als Handlanger eines Geometers, der seine freie Zeit auf Erfindung einer Mausefalle verwendete, dieses Instrument patentiren ließ und dann sein Patent an einen Unternehmer verkaufte. Mit dem Gelde kaufte er in Pennsylvanien den Antheil an einer Gerberei; sein Partner fand aber bald aus, wen er als Mitesser hatte, derselbe wurde hinaus gemaßregelt. Aber dieser Sieg ließ Gould keine Zeit, sich des ruhigen Besitzes seiner Gerberei zu erfreuen; im Jahre 1860 errichtete der damals höchstens 25 Jahre zählende Gould in New York eine Lederhandlung, und die Reinerträge dieses Geschäftes legte er in Aktien der „Erie-Bahn" an, weshalb er 1863 in das Direktorium gewählt wurde.

Zum ersten Male machte Gould im Jahre 1865 von sich reden, indem er gemeinschaftlich mit Jim Fisk die „Erie" stahl. In den Jahren des Gold-Agios verdiente Gould, der ein ruhiger und glücklicher Spekulant ist, ungeheure Summen; er führte 1869 den verhängnißvollen schwarzen Freitag herbei, an welchem Millionen verloren wurden, aber—nicht von Gould. Nachdem die „Erie-Bahn" wie eine Citrone ausgepreßt war, überließ man sie ihren englische

Gläubigern. Fisk wurde 1871 erschossen, aber Gould's Genie nahm einen höheren Flug. In den siebziger Jahren erlangte er die Kontrole der „Western-Union“ und versuchte sein Glück mit westlichen Bahnen; das gewaltige System der „Wabash“ fiel in seine Hand, und aus der „Missouri-Pacific,“ „Iron-Mountain,“ „St. Louis-San Francisco“ und „Kansas Pacific“ schuf er das noch größere südwestliche System, welches jetzt vom Eriesee bis Mexiko und San Francisco reicht.

Unterdessen hatte er im Kongresse und in zwanzig Staatsgesetzgebungen seine „Lobby,“ um werthvolle Privilegien zu ergattern; die Obergerichte von einem Dutzend Staaten sind ihm unterthan. Tom Scott, Vanderbilt und Garrett hatten politische Ueberzeugungen, die zwei Ersteren waren Republikaner, Garrett war Demokrat, Jay Gould war Republikaner in Kansas und Nebraska, Demokrat in Missouri und Texas, und im Kongresse war er Beides.

Als er vor sieben Jahren Kontrole über den Bahnverkehr von St. Louis erlangte, glaubte Mancher, jetzt werde St. Louis sicher gewaltig emporblühen, so daß es den Wettbewerb mit Chicago fortsetzen könne; wie bitter hat man sich getäuscht! Gould ist das fleischgewordene Monopol, und das hat keine Seele, keine Vorliebe, es handelt nach seinem Gesetze, Alles zu erlangen und Nichts zu geben. Der Alp, welcher auf St. Louis lastet, heißt: Goulds Monopol. Derselbe lastet aber auch noch auf zahlreichen anderen Städten des Landes.

Persönlich ist Gould ein bescheidener, nüchterner, einfach bürgerlicher Mensch; er gilt für einen guten Familienvater und hat seine Kinder vortrefflich erzogen. Seine Söhne sind keine „Snobs“ oder „Swells“, sondern fleißige junge Geschäftsleute, die bereits an der Spitze großer Korporationen stehen. Als Geo. Gould vor zwei Jahren zum Entsetzen aller Erbinnen des Landes eine arme Schauspielerin heirathete, fragte Gould nur: „ist sie anständig?“ und nahm das arme Mädchen prompt in seine Familie auf. Gould ist kaum 52 Jahre alt, und da außer den hundert Bahnen, Dampfer-, Expreß-, Telegraphen-, Kabel- und Barge-Linien, welche er eignet, in der Welt und selbst in diesem Lande doch noch Manches ist, das ihm noch nicht gehört, so läßt sich gar nicht absehen, was dieser gefräßige Octopus mit seinen die Welt umspannenden Riesenarmen nicht noch Alles zusammenraffen wird.

X.

Der schwarze Engel aus Georgia.

Für Haus und Herd von W. Fotsch.

„Bald wird dieser unselige Krieg vorbei sein, John; es ist kaum möglich, daß sich der Süden noch länger halten kann, denn unsere Truppen sind überall siegreich.“ So sprach Fred Rapp, ein zwanzigjähriger junger Mann.

„Ja, mein Junge,“ entgegnete Walter, ein Vierziger, „ich weiß wohl, warum du gerne heim möchtest,“ — und lächelte schlau. „Für mich war es eine bittere Stunde, mein Weib und Kinder zu verlassen; und wenn mich eine Rebellenkugel träfe, so wäre Gott ihr eigener Beschützer!“

„Aber warum verließest du deine Heimath, da deine Familie den Ernährer braucht?“

„Damit der Teufel der Sclaverei einmal vernichtet werde, weil Abel's Blut um Rache schreit; darum durfte John Walter nicht zu Hause bleiben,“ — und muthig lächelnd schulterte er seine Muskete und marschirte der entgegengesetzten Richtung zu, wo beide auf Posten standen.

Im unteren Georgia standen die beiden Illinoiser auf Wache, wo der Tallaposee Fluß gleich einer gewundenen Schlange dahinschleicht. Mond und Sterne waren hinter dunklen Wolken verhüllt, und unheimlich seufzte der Wind durch die Wipfel der Bäume. Die beiden Wachen fanden Trost in der süßen Erinnerung an die Ihren im fernen Westen. Der Aeltere dachte an Weib und Kinder, der Jüngere an seine verwittwete Mutter, und freilich auch an jene Freundin, um die er geworben und deren Jawort bekommen, — als plötzlich die Kriegstrompete ertönte, und mit einem „Gott sei mit dir!“ ging's vom trauten Herd in den Kampf für die Erhaltung der Union.

Träumerische Gedanken erfüllten die Herzen der patrouillirenden Wachen, als plötzlich eine Kugel vorbeipfiff, das Alarm-Signal ertönte und eilends zogen sich die Wachen zu ihren Corps zurück. Da krachte ein anderer Schuß, und der wackere Walter stürzte zum Tod getroffen zusammen. „Hänge dich an meinen Hals,“ bat Fred, „daß ich dich in Sicherheit bringe.“ „Es ist nutzlos,“ stöhnte der Verwundete; „laß mich hier sterben. Wir sind—umgangen. Grüß ...“ Hier erstarb ihm die Stimme. Fred legte ihn an einem Baume nieder, während er bereits seine Seele aushauchte.

Mit Thränen kniete Rapp bei seinem Freunde nieder, drückte ihm die brechenden Augen zu, ungeachtet des betäubenden Lärms von Kleingewehrfeuer. Dann bettete er ihn an einen sicheren Ort und deckte ihn mit seiner Wollbecke

zu und drückte auf des todten Freundes Lippen einen thränenvollen Abschiedskuß.

Betrübt über den Verlust seines Freundes und abgeschnitten von seinem Corps, achtete er nicht mehr auf den Weg, sondern schritt immer tiefer in den Wald hinein. Er gedachte wieder an die Seinen im Westen, als plötzlich ein Schuß krachte, und ihm eine Kugel in die Schulter hineinfuhr, so daß auch er tödtlich getroffen zusammenstürzte.

„Wieder ein Auswuchs der nördlichen Brut zur Hölle geschickt," rief triumphirend der Mörder. Dann raubte der Unmensch dem Armen die Kleider, gab ihm noch einen Tritt und ging davon. —

Aber im fernen Illinois betete ein Mütterlein unablässig für ihren einzigen Sohn. Sie konnte auch weiter nichts thun als beten, und das verstand sie auch. Und Gott erhörte sie für ihren Liebling und er sandte ihr Hülfe in der Noth, einen Engel in Gestalt eines Negers.

Pomp (Pompejus) ging früh Morgens in den Wald. Der alte Neger fand den im Blute liegenden Körper. Der Schwarze kniete nieder und hörte, daß das Herz noch schlug. Zwanzig Schritte weiter fand er einen Anzug Uncle Sams, dessen Futter er heraus riß, und machte daraus einen Verband. Und der 65ziger versuchte den Halbtodten in seine Hütte zu tragen.

„Wo kommst du her, Alter?" fragte verwundert des Negers Weib. „Da hab' ich einen von Lincoln's Soldaten auf dem Weg gefunden," antwortete dieser, „und wir wollen sehen, ob wir ihn dem Tode nicht abringen können, denn er hat für unsere Freiheit gekämpft."

„Leg' ihn auf's Bett, Alter, und hol' schnell frisch Wasser." Der Alte ging, und Dinah nahm den Verband ab und sah eine klaffende tiefe Wunde voll dicken Blutes. Mit dem frischen Wasser wuich sie dieselbe und machte Ueberschläge, während Pomp mit einem alten Messer die Kugel herauszerrte. Nachdem sie die Wunde gewaschen und gerieben, Heil-Kräuter darauf gelegt und gut verbunden war, rieb sie die Füße, Brust und Genick mit einer Bürste, bis Rapp die Augen aufschlug. Aber in den nächsten drei Tagen verzehrte das Wundfieber beinahe „Abe's" Soldat. —

Aber im fernen Westen betete ein Mütterlein unablässig für ihren Sohn; sie „konnte drei Nächte nicht schlafen," und darum betete sie, denn sie „mußte immer an Fred denken." —

Viele Tage und Nächte wachten das Neger-Paar und machten Ueberschläge, Kräutersalben und Thee, um dem „Jungen" Linderung zu verschaffen. Willig und gern gaben die armen Neger ihr Bestes, ja, sie opferten Alles, was sie hatten, für den Kranken. Nach und nach kam der Appetit wieder, und bald ward auch ihr letztes Huhn verzehrt. Der alte Pomp lief oft Meilen weit, um etwas für den weißen Kranken zu erbetteln. Und so speisten und pflegten sie „den Soldaten-Knaben Lincolns," wie Dinah ihn nannte.

Endlich war Rapp wieder hergestellt, so daß er von Abschied zu reden begann. Aber die wachsamen Alten konnten ihn noch nicht aus ihrem Versteck lassen, denn sie waren überall von Rebellen umgeben, und leicht konnte er den Horden Lee's in die Hände fallen.

„Weiß wohl," sagte Dinah, „wie sehr du von deiner Mutter erwartest wirst. Aber du darfst erst gehen, wenn wieder Lincoln'sche Soldaten in der Nähe sind."

„Aber man wird mich für einen Ausreißer halten. Auch mag Gott allein wissen, ob ich euch eure Liebe und Aufopferung je vergelten kann."

„Still davon!" stammelten die Naturkinder; denn zum ersten Mal in ihrem Leben dankte ihnen Jemand! Die Alte weinte, denn sie war wunderbar gerührt, und sie fühlten sich schon reichlich belohnt. „Wir haben dich nicht herausgeholt und gepflegt um des Lohnes willen. Mein alter Pomp und ich wollten an dir nur gut machen, was deine Leute für die Unseren gethan. Und siehst du einmal einen armen schwarzen Nigger, der kein Brod und kein Kleid hat, dann hilf ihm, wenn du kannst; dann bezahlst du uns mit dem besten Gelde." —

Wie schön ist doch die Sprache dankbarer Herzen! Welch' ungeschminkte Poesie! Und wahrlich, jede gute That bringt den Lohn gleich mit sich. Leser, versuch's! —

Endlich fiel Atlanta und Sherman's Legionen schritten im Triumph durch die südlichen Staaten, denn sie hatten der Rebellerei den Rückgrat gebrochen. Weder Post noch Telegraph brachte diese Nachricht in die Hütten der Neger: aber sie hatten's dennoch bald heraus. Und dies ermöglichte Rapp's Abschied. Die Alten hingen an des Jünglings Hals und weinten, wie vor fünf Jahren, als der herzlose Sklavenhändler ihren letzten Sohn nach dem Süden schleppte. Der Alte gab ihm weinend das Geleit, so weit ihn seine morschen Beine trugen, und ein „Gott segne dich, du Kind der Freiheit" scholl ihm nach. Dieser Abschied brach den Alten schier das Herz. —

Gottlob, die Sklaven waren endlich frei; und

endlich, endlich zog der süße Friede durch das ganze Land. Die Union war wieder hergestellt. Die entlassenen Streiter kehrten wieder dem heimathlichen Herde zu. Aber — 350,000 — sahen — das — liebe — Sonnen=Licht — nicht — mehr! — Denn, um je zehn Neger zu befreien, mußte das Blut eines Weißen zur Sühne fließen. —

Die beiden Neger zogen auch nach dem Norden. Und als nach einem Jahr Rapp's schönster Tag kam, flüsterte Dinah dem jungen Mann und seiner Maria ein „Gott segne dich, mein Kind" zu; „wenn Gott euch gibt, wie du es verdienst, dann werdet ihr glücklich sein!" — Und die beiden waren auch glücklich, denn sie vergaßen den Gott ihrer Jugend nie. Und glücklich ist der Sohn, der eine betende Mutter besitzt. Mütter, euer Gebet ist allmächtig! —

Gewiß werden solche Schwarze, wie Pomp und Dinah, so weiß zur Rechten Gottes stehen, als gerechtfertigte Weiße. —

Die mütterliche Erziehung.

In einem Buch über die Lehrweise unseres Herrn schreibt ein Schulmann folgende inhaltsschwere Worte:

„Es ist für einen Menschen nicht gleich, ob er von frommen oder gottlosen Menschen geboren worden ist; denn schon vor der Geburt des Kindes hat die Mutter einen bedeutenden und wichtigen Einfluß auf dasselbe; ihre Gedanken und Begierden, ob gut oder böse, rein oder unrein, sittlich oder unsittlich, lassen das Kind nicht unberührt; die Gebete, welche fromme Eltern für ihr noch ungeborenes Kind thun, wird Gott nicht unerhört lassen.

„Wie das Kind von den Eltern die Erbsünde mitbekommt, so dürfen wir auch wohl hoffen, daß von dem geistlichen Leben bekehrter Eltern das Kind auch einen Erbsegen mitbekommt. Oder wie sollten wir sonst das Wort des Paulus verstehen 1 Cor. 7, 14: 'Der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein, nun aber sind sie heilig.'

„Es ist so wie der große Gottesgelehrte Bengel sagt zu Luc. 1, 6: 'Gott läßt auserwählte Werkzeuge von frommen Eltern geboren werden.' Zacharias und Elisabeth waren beide fromm und wandelten in allen Satzungen des Herrn untadelig; Samuel und so manche andere fromme Männer im alten Bunde waren von frommen Eltern geboren. Von Thimoteus sagt Paulus: 'Ich erinnere mich des ungefärbten Glaubens in dir, welcher zuvor gewohnet hat in deiner Großmutter Loide und in deiner Mutter Eunike.' (2 Tim. 1, 5.) Insbesondere ist es ja bekannt, welchen großen Einfluß gerade die Mutter auf das Kind hat und wie viele fromme Männer vorzüglich durch ihre Mütter die entscheidende Richtung für ihr ganzes Leben erhalten haben. Anthusa, die Mutter des Kirchenvaters Chrysostomus, opferte als zwanzigjährige Wittwe alle Ansprüche an die Welt und erzog ihren Sohn in einem Geist, in dem er zum größten Prediger der morgenländischen Kirche heranreifte; von Monica, die mit ihren Ermahnungen und Fürbitten ihren talentvollen Sohn Augustin nach vielen Verirrungen wieder gewann für den Dienst des Herrn — wissen wir, daß Augustin dem Geist und dem Segen seiner frommen Mutter viel verdankte."

In Nordamerika kamen vor etlichen Jahren zweihundert Geistliche zusammen, die in einer ihrer Zusammenkünfte eins wurden, einander die ersten Ursachen ihrer Bekehrung zu erzählen. Es waren weit über hundert, welche dieselbe auf ihre frommen Mütter und deren gesegneten Einfluß zurückleiteten. Dieser Bericht hat uns frappirt, indem mit dieser Zahl besser als durch irgend etwas Anderes der erziehende Einfluß der Mutter in ein helles Licht gestellt wird.

Wir haben sonst nicht immer diese hohe Vorstellung von der mütterlichen Erziehung; wir meinen, die Mütter seien zu zärtlich, zu wenig streng, zu inkonsequent, ja oft zu blind. Das zeigt eben einerseits, daß allerdings die Mutterpädagogen auch nicht allzu häufig sind; andererseits müssen wir Männer gestehen, daß sie es oft mit all' diesen Fehlern noch weiter bringen als viele von uns Männern. Das thut die unverwüstliche Liebe und das tägliche und stete Leben mit den Kindern, woraus dann schließlich doch eine Summe von Erziehungsgrundsätzen als Leitsterne gewonnen werden. Der Mutter Gemüth steht auch den Kindern näher als gemeiniglich das des Vaters; es ist kindlicher und zarter und weiß des Kindes Sinn und Meinen rascher zu errathen. Und doch würden wir nur mit ganz seltenen Ausnahmen — wo dieselben einen männlich=festen Charakter haben — Lehrerinnen allein Kinder zur Erziehung übergeben.

Das feste männliche, strenge und konsequent durchdringende Wesen des Vaters muß ergänzend da sein und alles Vorkommende von irgend welcher Bedeutung muß vom Vater die letztinstanzliche Entscheidung und Richtung bekommen. Die verständige Mutter erkennt dies auch an

und thut es von selbst, indem sie in allen wichtigen Fällen den Vater benachrichtigt und zu Rathe zieht, ihm auch das letzt entscheidende Wort überläßt. Was der Vater beim Ausfragen oft nicht klar bringt, das bringt oft die Mutter klar, durch liebevolles, eindringliches, unnachgiebiges Wesen. Denn während die Kinder oft aus Scheu vor dem Vater schwer zu einem Bekenntniß kommen, halten sie bei der weniger gefürchteten Mama weniger auch mit ihrer Schuld zurück. Das Urtheil des Vaters über seine Kinder muß darum auch immer wieder durch die gemachten Beobachtungen und Eindrücke der Mutter berichtigt und geklärt werden.

Darum sollten auch die Lehrer nie unterlassen, sich mit den Eltern der Kinder in Verbindung zu setzen, eine einzige Bemerkung von einem Vater oder einer Mutter klärt oft Alles auf über einen Zögling und ist von großem Werth. Mütter, die im falsch verstandenen Interesse der Kinder dem Vater dies und das Verfehlte verheimlichen, sind Verräther am Vater und an den Kindern, so wie die unexemplarische Rebekka es an Isaak und an Jakob gewesen ist, wofür sie auch von Gott gestraft wurde mit viel tausend Thränen und Schmerzen. Im Ganzen hat die mütterliche Erziehung, vorausgesetzt, daß sie christlich sei, einen tiefen und nachhaltigen Einfluß; die Mütter sind ja die Vertreter des Gemüths, die praktischen Träger der christlichen Ideen; sie sind darum auch die Hauptfaktoren der gemüthlichen Entwicklung und Ausbildung des Kindes, während dem Vater mehr das intellectuelle Gebiet zufällt. Nichts ist darum für ein kindlich Gemüth abstoßender, als eine Mutter, bei der jeder Zoll eine überwichtige Lehrhaftigkeit ist und die den ganzen Tag lehrt, tadelt und in unerschöpflicher Weisheit unterrichtet.

(Christ. Tischhausen.)

Die Mutterthräne.

Eingesandt von G.

Kennst du die Mutterthräne, der Mutterliebe Pfand?
Hast du sie je verschuldet? Hast du sie nie verkannt?
Du warest kaum geboren, erblicktest kaum das Licht,
Da fiel die Mutterthräne dir schon auf's Angesicht;
'S war eine Freudenthräne, und sprach von Lieb' und Glück!
Wie strahlte da vor Wonne ihr thränenfeuchter Blick!
Und als an deiner Wiege die Mutter betend saß,
Daß Gott dich ihr erhalte, wie war ihr Auge naß!
Wie oft hat es da flehend zum Himmel aufgeschaut!
Wie hat es heiße Thränen auf dich herabgethaut!
Als älter du geworden, gewann'st die Welt du lieb,
Fiel'st wohl in Sünd' und Schande, da ward ihr Auge trüb,
Die Welt hat dir gelohnet mit Haß und Hohn und Spott,
Doch deiner Mutter Thränen, die schrieen für dich zu Gott;
Die haben auch zu quellen um dich nicht aufgehört,
Bis du vom breiten Wege bist wieder umgekehrt.
Da hat der Reue Zähren sie dir vom Aug' gewischt,
Und sie mit vielen Thränen der Freude wohl gemischt.
Und als du scheiden mußtest aus deiner Eltern Haus,
Geleiteten die Thränen der Mutter dich hinaus,
Wenn auch die Worte fehlten dem bitt'ren Abschiedsschmerz,
Verriethen doch die Thränen ihr liebend Mutterherz.
Und wenn du wieder wurdest auf's Neu mit ihr vereint,
Da hat viel Freudenthränen dein Mütterlein geweint.
So hat gar manche Thräne vergossen sie um dich;
Wie willst du solches Lieben ihr nun vergelten? sprich!
Vergelten kannst du's nimmer, der Thränen sind zu viel,
Die sie um dich vergossen, solch' Lieben kennt kein Ziel.
Doch trockne du die Thränen dem lieben Mütterlein,
Daß sie, so viel dir möglich, vor Kummer niemals wein',
Und laß sie deine Liebe in allen Stücken seh'n,
Daß ihr vor Freud' oft mögen die Augen übergeh'n,
Und wenn dereinst ihr Auge, das thränenreiche, bricht,
Und sie dir unter Thränen den letzten Segen spricht,
Dann drücke deine Liebe ihr sanft die Augen zu,
Die nach so vielem Weinen gekommen sind zur Ruh'.
Und wenn auch deine Klage dein Mütterlein nicht weckt,
So geh' doch oft zum Hügel, der ihre Hülle deckt,
Und wehre nicht der Thräne, die aus dem Aug' dir bricht;
Was du an ihr verloren, ersetzt die Erde nicht.

Die Faust-Frage.

Einige Mittheilungen an Haus und Herd von Theodor Odinga.

Keine neue Hypothese, mein Leser, keine neue Behauptung über die Idee und den Gedankengang des Faust sollst du finden, sei nur unbesorgt, wir wollen nicht die ganze Faustfrage auskramen und unsere Anschauungen entwickeln; dazu ist uns unser Familien-Magazin

— nun, wie sollen wir sagen? — zu gut; Haus und Herd hat höhere und edlere Aufgaben als Faust-Probleme zu lösen; das hätte für unsere Leser doch kein Interesse, und der Forscher, den es einzig und allein interessiren würde, findet ja genug Arbeiten und Aufsätze anderswo, bildet ja doch die Abhandlungen und Bücher über Goethe's Faust, und was d'rum und d'ran hängt, eine ganz stattliche Bibliothek.

Man hatte gehofft, in dem vor Jahresfrist erschlossenen Göthe-Archiv Anhaltspunkte für die Vermuthungen, die man über die Zeit und die Art der Entstehung des Goethe'schen Werkes gehegt hatte, zu finden, aber es fand sich eben herzlich wenig und mancher der pedantischen Goethe-Forscher, wie sie die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, mochte über diese Entdeckung recht traurig gestimmt worden sein, während Andere, die freilich auch mit Interesse der Faust-Frage folgten, einestheils erleichtert aufathmeten, da doch keine Haarspaltereien auf diese Weise mehr zu erwarten waren.

In der That schien es, als ob die in den letzten Jahren so riesig angeschwollene Faust-Literatur zur Ruhe kommen sollte. Allein es sollte anders kommen. Der jetzige Professor an der Berliner Universität und frühere Direktor des Goethe-Archivs in Weimar, Dr. Erich Schmidt, hatte das Glück, in Dresden unter dem Nachlaß des berühmten Hof-Fräuleins Luise von Göchhausen den Goethe'schen „Urfaust," wie man das Werk seitdem getauft hat, zu finden. Wer war Luise von Göchhausen? Nun, sie gehörte dem Weimarer Hofkreise an, zu dem ja auch Goethe gezählt wurde. Sie hatte, sei es aus Liebhaberei, sei es aus wirklichem Interesse, verschiedene Gedichte und größere Werke Goethe's copirt, und darunter eben den sogenannten „Urfaust." Was ist das, der Urfaust?

Bekanntlich existirte bisher der erste Theil vom Faust in zwei Ausgaben; in der im Jahre 1808 im Druck erschienenen Ausgabe, sowie in der von Goethe umgearbeiteten Ausgabe, die nach des Dichters Tode gleichzeitig mit dem zweiten Theil erschien. Beide Ausgaben weichen beträchtlich von einander ab. Eine gewissenhafte Goethe-Philologie hatte sich nun die Aufgabe gestellt, zu erforschen, wann die einzelnen Scenen entstanden sind, wie die Reihenfolge der einzelnen Scenen ist und wie die ursprüngliche Fassung gelautet hat. Bekannt auf dem Gebiet der Faustforschung sind ja die Namen eines Düntzer, Fischer, Marbach, Loeper, Schröer und last, but not least — Scherer. Letzterer hatte die kühnsten Vermuthungen aufgestellt, indem er annahm, der Faust sei ursprünglich in Prosa geschrieben.

Auch auf amerikanischem Boden hat der Faust Dichter und Forscher beschäftigt: ich erwähne nur die beiden bedeutendsten, auch in Deutschland ehrenvoll genannten Commentatoren B. Taylor und H. Bogesen.

Man hatte nun Jahraus, Jahrein nach dieser ursprünglichen Fassung des Faust gesucht, und als man nichts fand, sich auf das Goethe-Archiv vertröstet, das eben auch nichts Nennenswerthes bot. Nun fand aber Erich Schmidt diese angenommene ursprüngliche Fassung des Faust in jenem Göchhausen'schen Nachlaß. Dieser Text des Faust liegt nun in der Ausgabe von Erich Schmidt, die vor fünf Tagen die Presse verlassen hat, vor uns.

Die Faustfrage tritt somit in ein neues Stadium. Manche alten Vermuthungen, manche der kühn aufgebauten Studien werden dadurch zertrümmert, aber ein neuer Aufbau wird beginnen, und es wird nicht gar lange dauern, bis die Herren Commentatoren uns mit neuen Ausgaben ihrer Erklärungen beglücken werden.

Sollen wir uns über diesen Fund freuen? — Man könnte zweifelhaft darüber sein. Aber ich glaube, wir dürfen sicherlich uns darüber freuen. Sind dadurch doch die unerquicklichen Vermuthungen, die bisher uns oft in der merkwürdigsten Weise überraschten, zerstört und ist doch die Forschung auf ruhigere, sichere Bahnen gelenkt. Und das ist ein großer Vortheil! Freilich werden schon einige Jahre hingehen, bis nun dieser „Urfaust" brav ausgenützt ist, allein wir dürfen doch hoffen, daß dann kein neuer „Urfaust" mehr kommt, und daß dann die Ruhe eine um so nachhaltigere sein wird, und man nicht mehr versuchen wird, dem Faust Ideen unterzuschieben, über die Goethe selbst nur mitleidig lächeln würde. Wenn erst dieser Zustand eintrifft, dann können wir sicher sein, daß die „Goetheverehrung" vernünftige Bahnen einschlagen wird; daran fehlt es nämlich heute noch.

Warum wir unseren Lesern diese neue Entdeckung mittheilen? Damit sie nicht erschrecken, wenn sie von der neuen Entdeckung hören, und von der Fluth der daran knüpfenden Schriften überrascht werden, und nicht glauben, sie müßten diesen „Urfaust" in die Familien-Bibliothek anschaffen.



Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

(Schluß.)

„Bleib nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja auserseh'n!
Alle Armuth, alle Fülle,
Wird auch dir vorübergehn.

Bleib in Frieden,
Ungeschieden,
Eng' getraut dem einz'gen Gut,
Der da Arm ausstreckt hienieden,
Bis die Braut am Herzen ruht."

In Cairo, Ill., wie in allen Grenzstädten herrschte zu Anfang des Jahres 1865 ungewöhnliches Leben. Von da aus wurden die am Mississippi und über diesem Fluß, in den Westgebieten liegenden Truppen versorgt. Dahin wurden leichtverwundete oder von Krankheit genesende Soldaten gebracht, um weiter nach dem Norden transportirt zu werden. In jener Stadt versammelten sich tausende Unionsstreiter, die wegen empfangener Wunden, oder wegen Krankheit aus dem Dienste der Ver. Staaten entlassen waren, um das Ihrige von Onkel Sam zu empfangen und sodann weiter in die Heimath zu ziehen.

Man traf deßhalb daselbst fortwährend ein buntes Menschengewühl. Die Lager und Baracken waren nie leer; das Quartiermeisteramt arbeitete unausgesetzt, die Bahnen brachten lange Züge Blaujacken und führten sie in ein paar Tagen oder Stunden wieder fort. Auch fehlte es nicht an abenteuerlichen Gestalten, denn die Krieger waren freigebig und viele von ihnen leider der Versuchung leicht zugänglich.

Andere aber dachten auch an die Zukunft und überlegten sich, wie sie ihre Ersparnisse am besten anlegen könnten. Und da eine große Anzahl früher den Acker gebaut hatten, so war es natürlich, daß nicht wenige ihr Augenmerk auf die großen Strecken Landes des Westens richteten, die sich erschlossen hatten. Die Regierung war namentlich gegen ausrangirte Soldaten sehr liberal. Umsonst und für nichts war reiches, und leicht urbar zu machendes Land zu haben. Viele hatten sich genug erspart, um das nothwendige Ackerbaugeräthe zu kaufen. Weßhalb nicht hinausziehen und 160 Morgen Land erwerben, um Unabhängigkeit zu erringen? Namentlich winkten die reichen Prairien in Kansas, wo Ruhe und Ordnung herrschte, seit die Regierung den Freischärlern des Südens das Handwerk gelegt hatte.

Auch bei der Compagnie, die den fast verzweifelnden Christian Heß kameradschaftlich aufgenommen, befanden sich Leute, die Tag und Nacht das wunderschöne Lied sangen, welches in seinen Schlußzeilen immer wiederholt: „Kansas, Kansas über alles, über alles in der Welt!"

Dumpfsinnig und resignirt hörte Christian am Neujahrstag des Jahres 1865 diesen Kansas-Schilderungen zu. Schon hatte er zwei volle Stunden gelauscht, ohne eigentlich viel gehört zu haben, als ein gutmüthiger Blaujacke ihn anredete: „Aber Kamerad, was ist denn mit dir? Du sitzt ja da, als ob du für General Grant die Belagerung Richmonds ausbrüten müßtest, komm, sag' mir doch, was und wo es fehlt, bist ja noch ein junges Blut, wer wird sich denn auch gleich am Neujahrstag mit Grillen plagen!"

Nach und nach ging Christian unter dergleichen Reden das Herz auf. Es waren rauhe, aber gutmüthige Gesellen, die den Heimathlosen aufgenommen und er erzählte einem kleinen Trupp, der sich um ihn versammelt, sein Elend und seine Absicht nach Georgia zur Familie Longbrook zu gehen.

„Das ist nichts," sagte der erste Sprecher. „Wer weiß, ob du die guten Menschen findest. Sherman's Leute haben in der Gegend von Macon alles so ziemlich zu überst gekehrt. Und wenn du sie findest — wer weiß, ob du noch so willkommen bist wie früher, denn die Leute in Georgia, die haben jetzt verspürt, was der Krieg eigentlich ist. Und wenn dich die Longbrooks auch willkommen heißen, so dürfen sie dir am End' noch kein Stücklein Brot geben, denn die Leute dort drunten sind fürchterlich erbittert auf die Yänkees, seit sie des Krieges Schrecken geschmeckt haben."

Grundvernünftig gesprochen, dachte Christian, was hilft mich's aber? und wieder sah er dumpfsinnig in die Welt hinein.

„Wißt ihr was, Kameraden," rief ein deutschredender Unionssoldat, „wir nehmen meinen Landsmann als Schreiber und Schreinermeister mit. Wir wollen ja doch für den Anfang gemeinschaftliche Sache machen, da ist ein Rechnungsführer und Schreiner willkommen; er

wird seine Melancholie in dem frischen Leben des Westens schon vergessen. Er kann Land aufnehmen wie wir, und wir helfen ihm und er uns."

Den Kameraden war es recht, und Christian hatte nicht viele Einwendungen zu machen. Verlieren konnte er aus guten Gründen nichts, und der Gedanke, zu den Longbrooks zu wandern, war durch die Rede des ersten Sprechers in den Hintergrund gedrängt. Valet Georgia, seufzte er, und schlug ein.

Eine Woche darauf fuhr die Compagnie der westlichen Brüder, wie sich diese Kameraden scherzweise nannten, St. Louis und von dort aus Kansas City zu.

Das südliche Kansas war ihr Ziel. Unermeßliche Strecken reichen Landes harrten daselbst auf den Pflug und es konnte ja nicht fehlen, daß die westlichen Brüder mit ihrer Arbeitskraft, ihrem Muth, ihrem Fleiß und ihren nicht unerheblichen Geldmitteln in dem fernen Westen bald ein behagliches Heim ihr Eigenthum nennen konnten.

Regierungsbeamte und andere Leute kamen ihnen mit Bereitwilligkeit entgegen und die Sache gestaltete sich während ihrer Anwesenheit in Kansas City immer hoffnungsvoller. Dennoch nahmen die Vorbereitungen länger in Anspruch als man dachte. Immer mußte noch etwas geordnet werden, und Christian hatte vollauf zu thun, in seinem Rechnungsbuch Ordnung zu halten.

Endlich war man bereit, den Kansaszug anzutreten. Mit dem Landamt war ein Uebereinkommen getroffen. Ein großes Stück Land sollte unter die wackeren Unionsstreiter vertheilt werden. Sie wollten zu Anfang, um der gegenseitigen Hülfe willen, gemeinschaftlich wirthschaften, und später sollte jeder seinen Theil übernehmen.

Per Achse natürlich und nicht per Dampf, wie gegenwärtig—zogen sie im März des Jahres 1865 mit einem ziemlich langen Wagenzug, mit Ochsen, Lebensmitteln und Ackergeräthschaften aller Art in die reichen Ebenen des jugendlichen Staates.

In der Nähe des jetzigen Städtchens Howard hatten sie Land mit Beschlag belegt, und dort schlugen sie ihre Zelte und Hütten auf, um dem Buffalo und der Antilope den jungfräulichen Boden abzugewinnen.

Geringe Arbeit war das nicht. Aber junges Blut ist hoffnungsvoll; sie waren bereit, schwer zu arbeiten, zu entbehren und zu warten. Letzteres wurde ihnen nicht allzu schwer, da sie viele Lebensmittel mitgebracht, und die Jagd äußerst ergiebig war.

Kaum hatten sich die westlichen Brüder in etwas häuslich eingerichtet, so traf sie in ihrer Einsamkeit die Freudenkunde von Lee's Uebergabe und der Beendigung des blutigen Rebellionskrieges. Das zündete auch auf der einsamen Kansas-Prairie — wie im ganzen Land, wie ein elektrischer Funke.

„Dies welthistorische Ereigniß," rief der 'Redner' der westlichen Brüder, „muß gefeiert werden. Ich reite hinüber zur Ansiedlung am Silberbach und rufe die Leute zum Fest. Singen können wir ja ganz prächtig, unser Hornist liefert uns die Blechmusik und ich — wenn es euch recht ist, die Rede!"

Es war ein urwüchsiges Fest, das sie feierten, zu welchem das Herz und nicht die Feinheit der Formen und Dinge den Grundton lieferte, etwa so urwüchsig wie das Lied eines deutschen Unionsstreiters, welcher das Ende dieses schrecklichen Krieges also besang:

„Die Schlacht ist geschlagen, der Krieg ist vorbei,
Die Schwerter sind nun in den Scheiden.
Verrath ist zerschmettert, dahin Sklaverei,
D'rum jauchzen wir fröhlich vor Freuden.

Stark waren die Feinde, doch stärker ist Gott;
Die Mächtigen hat er bezwungen.
Er machte ihr Werk, und ihr Wüthen zu Spott,
Daß ihnen auch gar nichts gelungen.

D'rum freut euch, ihr Christen, des mächtigen Herrn,
Und beugt euch unter sein Walten.
Die Frommen und Treuen beschützt er ja gern,
Und weiß sie auch stets zu erhalten."

Doch ging es auf der Einsiedelei der westlichen Brüder nicht immer so festlich her. Der trockene heiße '65er Sommer versengte das Prairiegras bis zur Wurzel, und trocknete das gepflanzte Welschkorn aus, so daß fast keine Kolben erzeugt wurden. Vorräthe und Geldmittel gingen auf die Neige und die Rüstigen und Gewandten in der Ansiedelung fingen an zu denken, daß sie auf eigene Rechnung ein wenig weiter kommen würden, und sprachen davon, jetzt schon Viehstand und Ackergeräthschaften zu theilen, anstatt übers Jahr, wie anfänglich beabsichtigt.

Immer lauter wurden diese Stimmen; die Andern gaben endlich nach, und so zog jeder der „Brüder" in seine eigene Einsiedelei und wirthschaftete für sich.

Christian hatte nichts mitgebracht, konnte also auch nicht viel verlangen. Die Kameraden gaben ihm jedoch für seine Dienste ein Paar junge Stiere, einen Pflug, einige andere Geräthe und halfen ihm, daß er eine Hütte auf seinem Stück Land errichten konnte. Er war immer noch viel besser daran als viel hundert Ansiedler im Westen, die wahrlich nicht mit ein

Paar Stieren anfangen konnten. Aber gut erging es ihm lange nicht, ebensowenig als denen dieser westlichen Ansiedler, die das idyllische (?) Landleben des Westens nicht im Entferntesten gewohnt waren. Einer um den andern derselben verließ sein Landgut und zog wieder ostwärts über den Missouri. Nur die Abgehärteten und gewohnheitsmäßigen Ackerbauer blieben und kamen nach und nach zum Wohlstand.

Christian hätte auch gehen und auf seinem Handwerk Arbeit suchen können, und gewiß auch in jener Zeit gefunden. Er hatte jedoch den Muth verloren und blieb bei seinen zwei Stieren, die zu erhalten ihm während des Winters unendlich viel Mühe machte. Er verrichtete da und dort ein wenig Schreinerarbeit, und erhielt —nicht etwa Geld dafür, denn das besaß keiner der Nachbarn mehr, sondern Korn für seine Stiere. So saß er denn in seinem Hüttchen, aß Kornbrod und Speck und brütete, denn an's Glück dachte er schon längst nicht mehr.

Da kam nach langer Zeit ein Brief aus der Heimath. Der riß ihn aus seinem Dumpfsinn. Der Vater, schrieb die Mutter, sei mit dem Schulrath vollends ganz zerfallen und denke — an's Auswandern. Es werde zwar die meisten Ersparnisse kosten und auch den Erlös aus dem Haushalt. Ein Weniges würden sie jedoch noch mitbringen, und wenn er dächte, daß sein Land ein Stücklein Brod abwerfe, so wolle sie nicht nein sagen, sondern mit dem Vater und der Schwester kommen und helfen nach Kräften.

Das war eine Nachricht! Der Glücksstern ging wieder auf.

Freilich sei Land die Fülle da, schrieb er zurück, und zwar gutes; nur könne er allein nichts damit anfangen. Wenn aber die Lieben kämen und Beistand, Muth und Trost brächten, so würde es nach und nach gut gehen.

Und sie kamen. Christian hatte mit vieler Mühe und unter großen Entbehrungen das Häuschen bis zu drei Zimmerchen erweitert. Eins für die Eltern, eins für die Schwester und eins für sich. Und eines Tages des Frühjahrs 1866 finden wir ihn mit seinem Gespann in Kansas City, wartend auf die Lieben aus der Heimath.

Welch' ein Wiedersehen das war! Der Schulmeister machte zwar große Augen als er die gehörnten Renner gewahrte, war aber überglücklich, als ihm der Sohn von dem großen schönen Stück Land erzählte, auf welchem alles Mögliche gepflanzt werden könne — Welschkorn, Weizen, Kartoffeln, Gemüse und Obst.

Die gottselige Mutter und fromme Schwester merkten bald, wo es am meisten fehle, und baten den Herrn im Stillen, den Sinn ihres Christian vom erträumten Kansas-Paradies zur rechten Heimath zu lenken.

Es ging oft gar arm her im Häuschen mit den drei Zimmerchen. Aber Trost, Beistand und Muth waren daselbst eingekehrt, allermeist deßhalb, weil zwei betende Menschen daselbst aus- und eingingen, die Tag und Nacht vor dem Herrn lagen mit ihrem Flehen, so daß der Trübsinn und die Verzweiflung weichen mußten.

Doch hätte die Familie wohl noch Jahre lang Kampf und Noth durchmachen müssen, wenn Gott nicht eingegriffen hätte.

Christian hatte den Seinen viel von den Longbrooks erzählt, und die Schwester, die sich mit dieser Stella Longbrook geistig verwandt fühlte, hatte ihn aufgefordert, doch auch 'mal wieder zu schreiben, was er auch that.

Die Antwort blieb nicht sehr lange aus. Sie enthielt die Nachricht, daß Frau Longbrook im Frieden und festen Glauben heimgegangen sei, und Stella — sie wisse selbst nicht recht weßhalb — sich im heimischen Georgia nicht mehr recht zu Hause fühle. Es sei nicht deßhalb, weil der irdische Besitz meistens dahin sei, denn sie habe noch mehr als hinlänglich, auch nicht deßhalb, weil die Sklaven befreit seien und der Süden unterworfen worden; dessen freue sie sich im Herzens Grunde. Aber es ziehe sie nach dem Norden, wo man besser verstehe, was sie bewege und wo sie sich auch freier aussprechen könne. Wenn es nun angenehm sei, so wolle sie zu ihnen kommen und auf der Einsiedelei wohnen.

„Was, das reiche, vornehme Fräulein," rief Christian, und wurde ganz roth dabei, „das soll in dieser Hütte aus- und eingehen, das kann nimmermehr sein!"

„Und doch," entgegnete die sanfte Mutter, „kann es sein, sonst würde sie nicht also geschrieben haben. Sie braucht vielleicht gerade solche Stille, Ruhe und Einfachheit. Auch können wir ja noch ein Zimmerchen anbauen und du wirst sehen, es wird ihr gefallen."

Die verständige Frau Schulmeisterin behielt Recht.

Stella kam, und es war ihr wohl bei den lieben, einfachen Frauen der Einsiedelei.

„Mit der Unterhaltung ging es zwar anfänglich etwas holperig, denn die aus Deutschland verstanden es nicht, sich in englischer Sprache auszudrücken und die Amerikanerin „mordete" das Deutsche. Aber man lernte gegenseitig und verstand die Herzens- und Gebetssprache. Der Familien-Gottesdienst vereinigte die Familie; am Sonntag und auch während der Wochen las Stella aus mitgebrachten Erbauungsbüchern vor; die beiden Mädchen waren gute Sängerinnen, und sangen bald englische sowie deutsch

Lieder mit solcher Innigkeit zusammen, daß dem alten Schulmeister oft die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Fräulein Longbrook hatte Mittel mitgebracht, die für die Verhältnisse der Einsiedelei bedeutend waren, stellte dieselben nicht bloß zur Verfügung, sondern half als praktische Amerikanerin auch zur richtigen Verwendung derselben. Das Haus wurde umgebaut, andere Gebäude errichtet, Viehstand beschafft, verbesserte Acker-Geräthschaften gekauft, ein tüchtiger Knecht angestellt. Und — die Einsiedelei gedieh. Die Noth hatte ein Ende.

Ja — Stella wurde das Werkzeug, daß ein deutscher Prediger in diesen abgelegenen Erdenwinkel gesandt wurde, und bald blühte eine gute Gemeinde und Sonntagschule, zu welcher die ganze Familie gehörte. Der alte Schulmeister war stolz, als Vorsänger und Sonntagschul-Superintendent zu dienen.

* * *

Und von Stella und Christian ist nichts weiter zu berichten? frägt die geehrte Leserin. Nein — nichts weiter. Im Leben kriegen sich nicht alle die, welche in den Romanen zusammen gegeben werden. Und ich habe meine einfache Geschichte nach dem Leben erzählt.

Wer von Howard aus südwestlich dem Indianer-Territorium zufährt, der trifft etwa vierzig Meilen von dieser Stadt ein einzelstehendes großes Haus, das in der Umgegend unter dem Namen „Friendship Home" bekannt ist.

Dort leben Christian, seine Schwester und Stella wie Geschwister. Sie ist ein altes Mädchen und er ein alter Junggeselle geworden. Aber Beide haben die Fröhlichkeit und den Muth bewahrt, die nur durch ächte Gottseligkeit erzeugt wird. Sie spüren gar nicht, daß sie ein verloren Leben hinter sich haben, sondern wissen, daß sie ein reiches Dasein führen — in der Liebe Gottes, dem sie angehören, im Gutesthun, im Zeugnißgeben von der Hoffnung, die in ihnen ist, und in der Stütze, die sie der Kirche sind.

Die sanfte, ebenfalls alternde Bertha Heß ist ihre treue Gesinnungsgenossin.

Und die Drei in „Friendship Home" sind die Lieblinge der ganzen Umgegend.

Der alte Schulmeister und sein frommes Gemahl sind längst in der ewigen Heimath. Er schied zuerst in großem Frieden, den er sein eigen nennen durfte, und mit dem größten Glück im Herzen, das es für Menschenkinder auf Erden gibt. Bald darauf zog die Mutter dem Vater nach, und sie genießen in der ewigen Heimstätte, und die Ihrigen auf Erden, das Glück, das Gott der Herr armen Menschenkindern in reichlichstem Maße bescheeren will.

Pastoralarbeit.

Für Haus und Herd von Fr. Kopp.

(Das hier Gesagte ist zum Theil aus dem Buch „Einwärts, Aufwärts, Vorwärts," von Max Frommel, genommen.)

Unter Pastoralarbeit versteht man besonders die Seelen-Pflege außerhalb der Kirche, die ein Prediger unter seinen Gemeindegliedern, an der ihm anvertrauten Jugend, sowie auch an fremden Personen, verrichtet. Der Erfolg dieser Arbeit ist im innigsten Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit. Der Einfluß des Seelsorgers hängt davon ab, was der Mann ist. Er kann keine Seele weiter bringen, als er selbst ist. Es gibt kein wichtigeres Amt auf Erden, als das des Seelsorgers, und mit Recht fragt Paulus: „Wer ist hierzu tüchtig?" Hier gilt: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, worauf du stehest, ist heiliges Land."

„Erst im Vorhof am Brandopferaltar die Hingabe der ganzen Persönlichkeit darbringen und die Waschung der Kleider am ehernen Waschfaß vornehmen und dann im Heiligen wandeln unter dem goldenen Leuchter des Worts und dem Rauchaltar des Gebets und dem Schaubrodtisch des Wirkens für den Herrn in der Nähe des Allerheiligsten, und von da dann heraustreten unter das harrende Volk, das ist priesterlicher Sinn und Wandel." Zu dieser persönlichen Weihe und Hingabe aller unserer Kräfte an den Herrn in der Seelenpflege muß die Gabe des heiligen Geistes kommen. So ermahnt Paulus Timotheus: „Daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch Auflegung meiner Hände." Diese Gabe ist der heilige Geist, sofern er die individuelle Anlage entzündet, durchglüht, läutert und steigert. Das ist die Kohle in der Seele des Predigers, ohne die er kalt, fühllos, kraftlos und unreiner Lippen ist. Es weht eine kalte Luft in der Welt. Undank, Verkennung, Widerstand, Lauheit, Hemmung in den Gemeinden, schmerzliche Erfahrungen unter Christen, Fährlichkeit unter falschen Brüdern; wenn wir unter solchen Verhältnissen nicht muthlos und verstimmt werden wollen, muß diese heilige Kohle beständig in unserer Seele glühen. Ist aber dieses der Fall, dann kommen wir immer im vollen Segen des Evangeliums, und können Trost, Belehrung und Aufmunterung spenden. Kommen wir priesterlich geschmückt und mit glänzendem Angesicht aus unserer Studierstube, und tragen die heilige Kohle glühend im Herzen, so kann es nicht fehlen, daß Andere damit entzündet werden zu heiligem Feuer.

Ist es bei uns also, meine Brüder? Oder gehen wir oft mit mattem, trägem, kaltem Herzen an diese wichtige Arbeit? Geht es oft nur mechanisch und ge-

zwungen, oder wie der Apostel sagt: „Die Liebe Christi dringet uns also?" Es ist eine überaus mißliche Sache, wenn die Prediger selber keine rechte Freudigkeit haben, sich wohl gar in Nahrungssorgen einlassen und den Leuten ein Klagelied vorsingen. Auch Weisheit gehört zur Seelsorge, die leicht in die Charaktere, Herzen und Verhältnisse hineinblickt, und mit Zartgefühl mit den Leuten umzugehen versteht, indem man Allen allerlei werden kann. Bei dem Einen muß man sanft und milde verfahren, während bei Anderen ein scharfes, ernstes Wort besser angebracht ist. Hier wirken sanfte Winke und zarte Andeutungen wunderbar, während dort es heißen muß: „Du bist der Mann!" Prediger, die keinen Unterschied zu machen wissen mit den Seelen, begehen einen ebenso großen Irrthum wie jener junge Arzt in Deutschland. Derselbe behandelte einen Schmiedegesellen im Fieber. Die Medizin wollte nicht anschlagen. Da bekömmt der Kranke Lust nach Speck und Sauerkraut, ißt eine tüchtige Portion und wird gesund. Darauf schrieb der Doctor in sein Rezeptbuch: „Speck und Sauerkraut kurirt das Fieber." Später erkrankte ein Schneidergeselle am Fieber. Der Arzt verordnet Speck und Sauerkraut. Diesem ist aber das Mittel zu stark, und er stirbt an derselben Speise, an welcher sich der Schmiedeknecht gesund gegessen hatte. Darum gilt auch hier: „Eines schickt sich nicht für Alle." Jeder muß nach seiner besonderen Gemüthsbeschaffenheit behandelt werden. Auch die Krankheit der Sünde muß mit Sachkenntniß in ihren tausend verschiedenen Gestalten, in welchen sie auftritt, erkannt und bekämpft werden.

Die Hausbesuche eines frommen und wahren Seelsorgers sind eine Nothwendigkeit, aber auch ein großer Vortheil für Prediger und Glieder. Da lernt der Prediger seine Leute kennen, und kann passendere Predigten halten. Denn Erfahrungspredigten sind bei Weitem die nützlichsten und auch die beliebtesten. Ist nun der Prediger mit seiner Gemeinde bekannt, mit den Armen und ihren Sorgen, mit den Reichen und ihren Gefahren, mit den Leidenden und ihrem Troste, mit den Gesunden und ihren Versuchungen, mit den Alten und ihren Beschwerden, mit den Jungen und ihren Hoffnungen, mit den Freuden und Leiden der Reichen und Armen, der Männer und Frauen, der Knechte und Mägde, o wie ganz anderes kann er da vom Herz zu Herzen reden, als wenn er vor Unbekannten steht! Aber auch der direkte Segen der Hausbesuche ist groß.

So erzählt Max Frommel von seinen Besuchen in einer weit zerstreuten Gemeinde: „Da machte ich die Runde und besuchte jedes einzelne Haus oder einzeln stehende Personen. Ich frug nach dem Frieden unter den Eheleuten, nach der Erziehung der Kinder, nach des Lebens Noth und Mühe, hörte wohl einmal die Kinder ab, oder sang mit der Familie ein Lied und sprach zum Schluß ein Gebet. Das waren solche Festtage, daß mir einmal ein Mann voller Freude sagte: 'Die alten Aposteltage, die früher in der Woche gefeiert wurden, sind abgeschafft; aber wenn Sie zu uns zum Hausbesuch kommen, dann feiern wir Aposteltag.' Wie viel Segen habe ich selbst aus dieser Berührung mit der Gemeinde empfangen! Als ich eine Frau frug: 'Wie geht es inwendig?' antwortete sie mit leuchtenden Augen: 'So sind wir nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen.'"

Menschenkenntniß ist eines der wichtigsten Dinge für den Prediger. Mancher Gelehrte weiß „von der Ceder auf Libanon bis zum Isop der an der Wand wächst" und kennt das kleine Ding, das eigene Herz, nicht. Wahre Menschenkenntniß wächst aber nur hervor aus gründlicher Selbsterkenntniß. So sagt Krummacher: „Brüder, wir kennen eure Schliche, das eigene Herz hat's uns verrathen." Unsere eigene Lebensgeschichte in Freud und Leid, in Hemmungen und Förderungen wird zum Schlüssel des Verständnisses für Andere. „Wollen wir daher Jemand genau kennen lernen, so müssen wir uns seine Lebensgeschichte erzählen lassen. Hie und da müssen wir Jemand auf den Fuß treten, um zu hören, wie er schreit." Durch den häufigen und intimen Umgang mit verschiedenen Menschen gewinnen wir Menschenkenntniß. Der Prediger muß überall ein Seelsorger sein, nicht nur Amtswegen in seiner Gemeinde, sondern auch um der Liebe Christi willen, auf Reisen unter den Fremden, bei seinen Geschäften in den Kaufläden, bei seinen Ausgängen auf den Straßen; er sollte immer das Bewußtsein in sich fühlen, jeder Mensch ist ein Miterlöster durch das theure Blut Christi. Wie leicht und unverhofft können wir da und dort ein Samenkorn ausstreuen, das hundertfältig Frucht trägt. Frommel erzählt einen sehr interessanten Fall aus seiner Erfahrung. Er reiste auf der Eisenbahn von Frankfurt nach Leipzig. Ihm gegenüber saß ein Mann mit einer großen Hahnenfeder auf dem Hut und ein Frankfurter Kaufmann. Die Beiden wechselten in ihrer lebhaften Unterhaltung Witze und platte Phrasen über politische und religiöse Gegenstände. Endlich wurde unserem Pastor das Herz warm, und er redete von der ewigen Liebe des Vaters und von der Erlösung durch Christum Jesum mit solcher Begeisterung, daß endlich sein Gegenüber den Hut mit der Hahnenfeder vom Haupte nahm und mit unverkennbarer Ehrerbietung zuhörte. Als der Pastor aber geendet, sagte Jener: „Es thut Einem gut, wenn Jemand von solchen Dingen zu Einem spricht. Es ist doch nicht recht von den Pfarrern, daß sie nicht öfter so zu unser Einem reden, wie Sie jetzt geredet haben!"

In Bezug auf die Hausbesuche dürfen wir nur unsere Kirchen-Ordnung befolgen, und wir werden Erfolg haben. Selbstverständlich gehen wir in unseren Besuchen „von Haus zu Haus" nicht wiederholt zu Mitgliedern anderer Gemeinden, ausgenommen zu Solchen, denen in ihrer Kirche das Heil in Christo nicht nahe gebracht wird. Besonders sollten wir Solchen nachgehen, denen Niemand den Weg zur Seligkeit zeigt. Auch gehört es zur Pastoralarbeit, daß wir unsere Gemeindeglieder und ganz besonders edle, fromme Frauen anleiten, die Armen und Verlassenen nach Leib und Seele zu besuchen, und ihnen ein liebevolles Herz entgegenzutragen. Denn die christliche Liebe und Sympathie bleibt die Macht, die die Herzen gewinnt, und die Kirche Christi baut.

Der zweite aber nicht weniger wichtige Theil der Pastoralarbeit ist die Arbeit des Predigers an den Kindern. Aus diesen hat die Kirche ihren größten Zuwachs zu hoffen. Ein Kind in der Jugend für Jesum gewonnen, nützt der Kirche mehr, als wenn ein alter Sünder bekehrt wird. Die Prediger müssen daher die Arbeit an den Kindern lieben, und diese sollten wissen, daß es Niemand besser mit ihnen meint, als ihr Prediger. Vor Jahren war es unter uns in diesem Stück noch nicht sehr gut bestellt, und wenn wir in irgend einer Sache in den letzten dreißig Jahren als Kirche Fortschritt gemacht haben, so ist es in Bezug auf die Pflege der uns anvertrauten Jugend. Als ich vor 35 Jahren auf meinem neuen Arbeitsfelde ankam, und in einem Hause meinen ersten Besuch machte, wo über ein halbes Dutzend Kinder waren, da schlüpften sie bei meinem Eintritt

geschwind unter die Bettstatt, und ich mußte alle meine Freundlichkeit aufbieten, um sie zutraulich zu machen.

Die Kinder sollen aber auch erfahren, daß der Prediger ihr Seelsorger ist, daß sie von ihm den Weg zum Himmel kennen lernen sollen, und daß er auch die Kleinen auf betendem Herzen trägt. Ein treuer Hirte wird kein Einzelnes übersehen. Die Eltern, die erwachsene Jugend, die Kinder und die Knechte und Mägde sollen ein Wort der Liebe und der Aufmunterung von ihm empfangen.

Insbesondere sind es die Knaben und Mädchen in den Schuljahren, um die sich ein Prediger ernstlich bemühen muß. Dieses ist der Frühling des Lebens, die besondere Saatzeit des Menschen; wird diese versäumt, oder gar verkehrt angewandt, so ist wenig Gutes mehr zu hoffen, denn, „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr."

Irgend ein Prediger, der keine Lust hat, sich der Kinder anzunehmen, hat seinen Beruf nicht recht gefaßt, und er würde ebensogut thun, sich vom Predigtamt zurück zu ziehen. Denn in den Jugendjahren bildet sich der Charakter, die Grundsätze und die Gewohnheiten; in diesen Jahren entscheidet sich fast jeder Mensch, entweder für's Gute oder für's Böse. Beim Austritt aus der Schule schließt sich der Mensch ganz bald entweder einer weltlichen oder einer christlichen Gesellschaft an, und es ist später sehr schwierig, ihn von dem einmal eingeschlagenen Wege abzubringen. Wohl dem Prediger, der auf die Charakterbildung, die Grundsätze und die Laufbahn der ihm anvertrauten Jugend heilsam einwirkt! Darum sagt Jesus zu Petrus zuerst: „Weide meine Lämmer."

Dieses geschieht erstlich in dem Religions-Unterricht. Ein gründlicher Religions-Unterricht von Seiten des Predigers ist unbedingt nöthig. Der Katechismus soll darin gut gelernt und gründlich, aber auch kindlich, erklärt werden. Die biblische Geschichte des alten und neuen Testaments soll der Prediger ebenfalls in der Religionsstunde tüchtig einprägen. Denn gute Beispiele üben einen unermeßlich segensreichen Einfluß auf die Herzen der Jugend aus. Auch zur Abwechslung ist der Gesang eines passenden Liedes am Platz, besonders wenn dasselbe mit der Lektion im Einklang steht, denn bei dem Singen öffnet sich das Gemüth für die Wahrheit, die man suchte dem Verständniß einzuprägen. Die Lehrbücher sollten von den Katechismus-Schülern mit nach Haus genommen werden, und die Eltern oder erwachsenen Geschwister sollten den Schülern behülflich sein, die Aufgabe zu lernen, damit dem Prediger mehr nur das Abhören, das Erklären und Einprägen der Lektion bleibt. Zu diesem Zweck sollte der Prediger zwei der besten Stunden in der Woche haben, und wenn die Kinder wenig deutschen Unterricht in den Tagschulen empfangen, und die Leute auch die kleineren Kinder zum Unterricht senden wollen, so sollte, wo immer möglich, der ganze Samstag zur deutschen Schule und zum Unterricht in der Religion verwandt werden. Dieses geschieht auch an manchen Orten mit gutem Erfolg.

Eine jährliche Prüfung aller Katechismus-Schüler sollte überall gehalten werden. Diese spornt selbst den Prediger an zur Treue, die Schüler zum Fleiß und reizt nachlässige und gleichgültige Eltern, das Ihrige zu thun, und ihre Kinder zum Lernen und Besuch des Unterrichts anzuhalten. Jedes Kind sollte wenigstens drei Jahre hinter einander den Unterricht besuchen, um in den Lehren der heiligen Schrift fest zu werden. Unsere englischen Brüder sind uns in diesem Stück leider ein schlechtes Vorbild. Sie verlassen sich zu viel auf die Sonntagschule. Aber diese, so segensreich sie auch ist, hat nur mehr das Erbauliche zum Ziel, und fehlt daher das Systematische und Gründliche; daher sind auch die Bekehrungen oft so flach, und die in der göttlichen Wahrheit Unbefestigten werden von jedem Wind der Lehre hin- und hergeworfen.

Aber auch damit hat ein Prediger seine Seelsorger-Pflichten an den Kindern noch nicht erfüllt. Der Prediger muß der Führer und Pfleger der Katechismus-Schüler sein. Er muß vom Herz zu Herzen im Vertrauen mit seinen Schülern über ihren Herzenszustand reden, und nicht selten sollte aus der Unterrichtsstunde eine Art Klaßstunde oder Betstunde werden. Auf diese Weise kann es Erweckungen und Bekehrungen im Religions-Unterricht geben. Dieses ist nicht nur eine Theorie, sondern ist bei treuen, ächten Seelsorgern schon dagewesen. Ich selber darf bekennen, daß wir in den Gemeinden, die ich früher bediente, Niemand so treu ergeben war, und so lange in Liebe mit mir verbunden blieb, als meine Katechismus-Schüler.

Die nächste Aufgabe des treuen Seelsorgers ist, daß er die Kinder, die der Pflege der Kirche anvertraut sind, heranbildet und sie als lebendige und nützliche Glieder der Kirche einverleibt. Dieses haben Etliche versucht, indem sie eine Art Confirmation einführten, und mit äußerem Gepränge bei der Prüfung die Kinder in volle Verbindung aufnahmen. Das mag zwar gut gemeint sein, ist und bleibt aber ein großer Irrthum, und muß wieder zurückführen in das alte Formen-Christenthum.

Der einfachste Weg, die Kinder der Kirche in die Gemeinschaft als Glieder einzuführen, wäre folgender: Nachdem sie im Katechismus unterrichtet und vom Prediger über Herzenserfahrung und über das Wesen und den Zweck der Kirche unterwiesen sind, sollten sie mit ihrer Einwilligung auf Probe aufgenommen werden. Ob sie dann bereits die Erneuerung des Herzens erfahren haben, oder nur erst heilsverlangend sind. Solche, die kein Verlangen nach Seligkeit haben, sollten ebensowenig aufgenommen werden, als Erwachsene, die unbußfertig sind. In neuerer Zeit waren selbst Prediger in dem Wahn, daß die Kirchenordnung lehre, die Kinder unserer Kirche seien bereits Probeglieder, und der Prediger könne sie ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung in die Probeliste eintragen. Sie stützen ihre Ansicht auf folgenden Paragraph: „Der Aufsichtsprediger soll die getauften Kinder der Kirche, sobald sie zehn Jahre alt sind, oder schon früher, in besondere Klassen eintheilen und angemessene Klaßführer bestimmen, deren Pflicht es sein soll, einmal wöchentlich in der Klasse mit ihnen sich zu versammeln und sie über den Zweck und die Verpflichtungen der Taufe, sowie über diejenigen Wahrheiten zu unterrichten, welche nothwendig sind, um sie weise zu machen zur Seligkeit. Par. 52." Bemüht sich der Prediger, solange er die Kinder im Religions-Unterricht hat, ihnen diese Pflege und Belehrung angedeihen zu lassen, so tritt die Zeit für die Eintheilung der Kinder in Klassen bei ihrer letzten Prüfung ein, wo sie der Prediger von dem Unterricht entbindet. Dies ist die geeignete Zeit, sie mit ihrer Einwilligung in Klassen zu organisiren, und von der Zeit an sollten sie in die Liste der Probeglieder eingetragen werden. Und wenn sie dann sechs Monate die Klassen besucht haben, und Beweise von Herzens-Frömmigkeit geben, sollten sie auf Empfehlung ihres Führers als volle Glieder in die Kirche aufgenommen werden.

Die Form der Aufnahme auf Probe ist nirgends

vorgeschrieben. Will man sie öffentlich vor der Gemeinde heraustreten lassen, so kann das nichts schaden. Will man sie allein fragen, und bekommt ihre Einwilligung, daß sie von da an den Verpflichtungen eines Probegliedes treulich nachkommen wollen, so kann Niemand dagegen etwas einwenden. In den letzten Jahren hielt ich es für das Beste, wenn eine Anzahl der mir anvertrauten Kinder die Prüfung über den ganzen Katechismus bestanden hatten, daß ich sie am Schluß öffentlich vor der Versammlung einzeln fragte, ob sie jetzt wollten als Probeglieder aufgenommen werden. Und gewöhnlich waren Alle damit einverstanden. Läßt man diese Gelegenheit vorübergehen, so bekommen die jungen Leute den Eindruck, sie gehören jetzt Niemand an, und während später bei einer Auflebung sich Etliche förmlich anschließen, geht der größte Theil hinaus in die Welt. Schließt sich aber die Probezeit dem Religions-Unterricht an, so bleiben sie mit der Kirche in Verbindung, und in den nächsten sechs Monaten oder später wird sich's herausstellen, welchen von ihnen es ein wirklicher Ernst ist, Gott zu dienen und ihr Seelenheil auszuschaffen. Will man aber wie bei der Confirmation, bei der Prüfung die Kinder gleich in volle Verbindung aufnehmen, dann ist die natürliche Folge, daß viele unbekehrte Personen in die Kirche eintreten, die wahrscheinlich später nie daran denken, sich zu bekehren.

Es ist überhaupt bei der Prüfung nicht die Erfahrung im Vordergrunde, sondern die Erkenntniß; bei der Aufnahme in volle Verbindung darf dagegen die Erkenntniß nie die Hauptsache sein, sondern die Erfahrung; da sollte Niemand durchkommen, der nicht durch die enge Pforte der Buße in's Reich Gottes eingegangen ist. — O wie ernst und wichtig ist diese Sache! Wir Prediger sind zu Wächtern über die Gemeinde Gottes gesetzt, und haben Rechenschaft zu geben für die durch Christi Blut so theuer erkauften Seelen. Es herrscht aber unter uns, bezüglich der uns anvertrauten Jugend, immer noch viel Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit und Unwissenheit.

Der Eine will einen großen Haufen haben, und nimmt Personen in volle Verbindung auf, die keine Gnade und keine Herzens-Religion haben. Aber mit solchem Material kann wenigstens die Methodistenkirche nichts ausrichten. Ein Anderer entläßt die Kinder aus dem Religions-Unterricht, ohne den ernsten Versuch gemacht zu haben, sie mit der Kirche in nähere Verbindung zu bringen. Ein anderer Theil bemüht sich nicht einmal ernstlich einen gründlichen Religions-Unterricht zu ertheilen, und die Jugend wächst auf in Unwissenheit und Leichtsinn. Leider gefällt das auch trägen Kindern und gleichgültigen Eltern. Aber wie wollen wir einst am Tage des Gerichts diesen vernachlässigten Seelen begegnen? O, welch' ein Schrecken, wenn sie uns entgegen rufen würden: „Du hast dich zu wenig um unsere Seelen bekümmert, und jetzt sind wir verloren!" Dagegen welch' ein Trost und welche Freude, wenn uns Seelen, die wir zur Seligkeit geleitet, mit den Worten begrüßen: „Heil sei dir, du hast uns den Weg zu Jesu gezeigt, du bist der Retter unserer Seelen!" Helfe der Herr einem Jeden, ein treuer Seelsorger zu sein!

„Denn wär ich dir nicht treu,
Und nur ein fauler Knecht;
So wiesest du mich einst von dir,
Und das mit vollem Recht."

Alte Jungfern.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Manche Leser, und am Ende noch mehr Leserinnen, verziehen wahrscheinlich beim bloßen Anblick dieser Ueberschrift den Mund zu einem mitleidigen oder gar spöttischen Lächeln. Scheint es doch eine allgemein verbreitete Ansicht zu sein, eine alte Jungfer sei gleichbedeutend mit einer wunderlichen, verschrobenen, grillenhaften Person. Unter hundert Personen weiß vielleicht nicht eine, warum sie solches Vorurtheil hat, oder mit solcher zähen Ausdauer daran festhält.

Schon der Umstand, daß eine ältliche Frauensperson im ledigen Stande lebt, sei es nun freiwillig, oder durch Verhältnisse herbeigeführt, scheint in den Augen des Publikums hinreichende Ursache zu sein, sie als Zielscheibe des Witzes behandeln zu dürfen.

Hat nicht jede Person das Recht im ledigen Stande zu bleiben, ohne irgend Jemand, als ihrem Schöpfer, dafür verantwortlich zu sein?

Allerdings mag die Lebensweise, welche sie führen müssen, manche schroffe Kante zum Vorschein bringen, aber dafür sollten sie eher Gegenstand unserer christlichen Milde und Nachsicht, statt unseres Spottes sein.

Gibt es nicht auch Verheirathete, welche eckig und verschroben sind, und welche nur durch Erfahrung gewitzigt, die rauhen Seiten nicht herauskehren?

Und wie Viele wären noch rauher, wenn nicht durch häusliche und sociale Einflüsse die Unebenheiten abgeschliffen worden wären? Soll man der Axt ein Verdienst zuschreiben, weil der Schleifstein ihr Schneide und Politur gab? Oder verdient eine Axt, die nicht mit dem Schleifstein in Berührung kam, unsern Spott?

Warum sollten wir Personen hart und streng beurtheilen, denen ein herbes Geschick der Liebe Glück vernichtete, und nun einsam durch's Leben pilgern müssen?

Vielleicht haben sie einen langen schweren Seelenkampf durchgemacht, vielleicht wurde der Gegenstand ihrer Liebe durch den Tod von hinnen genommen, und einem Andern wollten sie nicht angehören, oder die Treue wurde ihnen

gebrochen, daß sie alles Zutrauen in die Menschheit verloren.

Daß aber auch in ihrem Herzen warme Liebe sprudelt, zeigt die Pflege an den stummen Kreaturen, die sie so zärtlich zu versorgen und zu verpflegen vermögen.

Eine Jungfrau, die aus Gründen des Herzens, oder aus sonstiger Veranlassung, sich entschließt, keine Ehe einzugehen, verdient weit mehr Achtung, und wird auch ein zufriedeneres Leben haben, als eine Person, die nur um bloßer Convenz oder um Geldes willen heirathet.

Das ist im günstigsten Falle ein freudenloses und im ungünstigeren Falle ein elendes Leben.

Kürzlich schilderte eine Frau in einer Zeitung ihre traurige Lage, in der Erwartung, von ihren Mitschwestern Rathschläge zur Abhülfe zu erhalten.

„Ich wurde wegen meines Geldes geheirathet. Zehn Jahre sind seitdem verflossen, die für mich schlimmer waren, als das Fegefeuer sein kann. Meine Wahl war eine unglückliche, denn mein Mann und ich sind in Ansicht und Geschmack ganz verschieden. Er möchte gerne auf dem Lande leben, und ich hasse das Landleben. Ich habe gerne ein warmes Zimmer, und er findet es unausstehlich. Ich esse gerne Kalbsbraten und er kann ihn nicht vor Augen sehen, und wünscht statt dessen Schweinebraten, der mir förmlich zuwider ist. Nur in Einem stimmen wir überein, und das ist das letzte Wort zu haben. Auch als Mutter habe ich kein Glück, denn meine zwei Knaben sind selbstsüchtig, leidenschaftlich und unlenksam und peinigen mich armes Weib. Sie zerren, schlagen und stoßen einander, daß ich wünsche, ich hätte beide Kain genannt. Und wenn die kleine Maria nicht schläft, welches selten länger als eine halbe Stunde geschieht, so schreit sie aus vollem Halse, selbst wenn ich sie auf meinem Schooße liebkose. Mit meinen Köchinnen und Dienstmägden habe ich auch kein Glück, und es sind ihrer wohl schon so viel gewesen, als Wochen im Jahr. So oft ich mein langgezogenes, leichenartiges Gesicht im Spiegel betrachte, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, wäre ich doch eine alte Jungfer geworden."

Und wer wollte ihr nicht beistimmen?

Wie ganz anders gestaltet sich das Loos einer ledig gebliebenen Frauensperson, die dem Wohl der Menschheit, der Erziehung des aufwachsenden Geschlechtes, ihre Kräfte widmet. Seitdem die verschiedenen Berufszweige auch dem weiblichen Geschlechte offen stehen, gibt es der Gelegenheiten zur nützlichen Thätigkeit in Kirche und Schule, in Hospitälern und Gefängnissen, innerhalb und außerhalb dem Hause, so viele.

Wer denkt nicht mit Pietät und Bewunderung an solche alten Jungfern wie „Bäbele" im Leben Pestalozzi's, und an die Armee von Diakonissinnen, Missionarinnen, Lehrerinnen und weiblichen Aerzten, die durch Thaten der Liebe sich bleibende Verdienste um ihre Mitmenschen erwarben.

Dorothea Pattison errichtete aus eigenen Mitteln in Walsall, England, ein Hospital zur Verpflegung der Kohlenarbeiter, welche in den nahegelegenen Minen öfters verunglückten. Mit nur einer Wärterin verrichtete sie lange Zeit die Arbeit, und wurde bald in der Arzneikunde so bewandert, daß durch ihre Anordnungen manche Amputation verhindert und viele Schwerverletzte am Leben erhalten wurden. Um ihres wohlthätigen Einflusses willen behandelten sie Reich und Arm mit der höchsten Achtung, Sterbende segneten sie, und ein Mädchen, daß sie in der letzten Stunde verpflegte, sagte zu ihr: „Wenn ich in den Himmel komme, will ich mit einem großen Blumenstrauß am Himmelsthore auf Dich warten."

Aus Dankbarkeit wurde ihr ein Denkmal errichtet, das sie in sitzender Gestalt, in das Gewand einer Krankenwärterin gekleidet, darstellt.

Im Februar 1882 wurde in New Orleans die Leiche eines Weibes zu Grabe getragen, wobei der Gouverneur, der Stadt-Mayor und die angesehensten Geschäftsleute als Bahrtuchträger fungirten, und die Kinder von elf Waisenhäusern, weiß und schwarz, katholisch und protestantisch, sowie eine große Menschenmenge, dem Sarge nachfolgten.

In den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren die Kaufläden geschlossen, und der Erzbischof selbst hielt das Todtenamt ab.

Die Verstorbene war eine barmherzige Schwester, Namens Margaretha Houghten, die einmal einen vornehmen Herrn in seiner letzten Krankheit verpflegte, der durch ihre Herzensgüte so gerührt wurde, daß er ihr den Vorschlag machte, sie auf dem Todtenbette zu heirathen, damit er ihr sein Vermögen hinterlassen, und sie es ganz in ihrem Sinne zu wohlthätigen Zwecken verwenden könne.

Sie erhielt Dispens von ihren geistlichen Obern, heirathete ihren Patienten und erbte sein Geld.

Nun kaufte sie ein Haus am Flusse, errichtete darin ein wohlfeiles Speisehaus, und sorgte auf alle Art für die Bequemlichkeit der Dampfboot-Arbeiter, damit sie nicht mehr nach den Schnappskneipen gingen, wo sie ihr Geld vergeudeten.

Nach und nach gründete sie drei Waisenhäuser,

richtete eine Apotheke ein, und machte einen ihrer großgezogenen Waisenknaben zu ihrem Geschäftstheilhaber.

Obgleich sie römisch-katholisch war, machte sie keinen Unterschied in ihrem Wohlthun. Reich und Arm, Matrosen und Deckarbeiter, Zeitungsjungen und Schuhputzer, Waisen und Verlassenen war sie Freundin und Wohlthäterin, darum wurde sie von Allen geliebt und ihr Andenken gesegnet.

Vor einigen Jahren starb eine reiche alte Jungfer in Neu-England in ihrem eigenen Hospital, das sie für Kranke aller Nationen errichtet hatte. Sie konnte um sich blicken, und mit dem freudigen Bewußtsein die Augen schließen, daß durch ihre Thätigkeit Leiden aller Art gelindert, und die Welt für manchen Unglücklichen angenehmer gemacht worden sei, als wenn sie nicht gelebt hätte.

Natürlich haben nicht alle Frauenspersonen über solche Mittel zu verfügen, aber im engen Kreise können sie ebenso nützlich sein. Durch aufmunternde Worte, freundliche Rathschläge, wohlthätige Handlungen, können sie ihrer Umgebung das Leben leichter und angenehmer machen.

In den großen Städten macht es sich manche alte Jungfer zur Lebensaufgabe, den Dienstmädchen zu ordentlichen Plätzen zu verhelfen, sie vor Verführung zu schützen, und die Verirrten wieder auf die Bahn der Tugend zu leiten.

Wie manche ledig gebliebene Tante ist ein wahrer Engel im Haus, die segnend mithilft in der Erziehung und Pflege der Kinder, in Krankheiten helfend und tröstend zur Seite steht, und deßhalb von den Hausgenossen mit Pietät und Liebe behandelt wird. Wenn man dann hie und da auch eine grillenhafte Jungfer trifft, so bedenke man, daß es auch manche verheirathete Xantippen gibt. Seitdem die Ansichten über die Erziehung und die Stellung der Frauen solchen Umschwung erlitten haben, und die vielen Erwerbszweige ihnen offen stehen, bietet der ledige Stand mehr Gelegenheit zur freien selbstständigen Bewegung, und darum wird auch die Zahl der ledigen Frauenzimmer immer größer.

Die Bettlerin.

Eine Scene aus dem Gerichtssaal.

Das Schöffengericht der 98. Abtheilung war versammelt; eine Reihe von Delinquenten hatte man schon verhandelt, es ging dem Ende zu. Da führte man eine Frau vor. Sie mochte vielleicht 40 Jahre zählen; ihre Kleider waren anständig und reinlich, ihr Gesicht aber blaß und abgezehrt. Der Hunger sah ihr aus allen Zügen. Müde schleppte sie sich herein, ein kleines Kind auf dem Arme, das, in den todtähnlichen Schlaf der völligen Entkräftung versunken, ihr an den Schultern lag.

Bittend schaute sie den Vorsitzenden des Gerichtes an, indem sie nach der Anklagebank schaute.

„Setzen Sie sich,“ sagte dieser; die Frau that es mit dankendem Ausdruck in den jammervollen Zügen.

Der Vorsitzende schlug die Akten auf.

„Sie sind Frau Luise Elbers?“

„Ja, Herr Präsident.“

„Sie sind angeklagt, am Abend des letzten Mittwoch in ein Kaffee gegangen zu sein und dort den Herrn Rentier Neumann angebettelt zu haben? Was sagen Sie dazu?“

„Ich habe den Herrn nicht gekannt.“

„Sie gestehen also ein, gebettelt zu haben?“

„Ja!“

„Haben Sie etwas zu Ihrer Vertheidigung anzuführen?“

Die Frau öffnete die Augen weit, ein paar Thränen liefen ihr über die Wangen, sie ließ den Kopf sinken.

„Es hilft mir ja doch nichts,“ flüsterte die Frau.

„Fassen Sie Muth, Frau,“ sagte der Präsident fast gütiger, als sein Richteramt erfordert hätte; „theilen Sie dem Gericht mit, was Sie zu der Gesetzesübertretung veranlaßt hat; es kann Ihnen doch vielleicht noch nützen.“

Die Frau begann, ohne aufzublicken: „Mein Mann hat seit einem halben Jahre mich verlassen, und ich muß für zwei Kinder sorgen. Mein älteres Kind ist gestorben—es ist verhungert, und das, welches ich hier habe, wird auch nicht lange mehr zu leiden haben. Ich habe Tage lang, Wochen lang gesucht Arbeit zu erhalten: es war umsonst. Ehrlich und rechtschaffen wollte ich bleiben: so konnte ich nichts als Hungers sterben. Für mich wäre es doch nicht so schwer gewesen; wenn man zwei Tage gehungert hat, spürt man's nicht mehr, der Tod kommt, wie ich glaube, leicht heran . . . Aber mein Kind, mein armes Kind! . . . Ich mußte Arbeit haben. Zuletzt fand ich A

b..t als Ausnäherin in einer Damenkonfektion. Ich hatte täglich von früh 6 Uhr bis nachts 12, auch 1 und 2 Uhr zu arbeiten."

„Und was verdienten Sie da?" fragte der Staatsanwa't eifrig.

„Wenn es hoch kam, 60 Pfennig im Tag, meistens nur 50 und 25," erwiderte die Frau ruhig; „ich gebe Ihnen die Adresse des Geschäfts; übrigens kann Ihnen jede der hundert Arbeiterinnen dasselbe bezeugen."

Eine Pause entstand. Die Richter und Schöffen blickten einander fragend an. Ein Schöffe sagte zum andern leise: „Ob da nicht der Herr dieses Geschäftes hierher gehörte anstatt seiner Arbeiterinnen?"

Auf einen Wink des Richters fuhr das Weib fort:

„Von diesen 50—60 Pfennig täglich muß ich Miethe, Essen, Licht, Kleidung bezahlen; außerdem muß ich auch noch den Faden vom Geschäft selbst beziehen, wo er dreimal theurer ist, als ich ihn überall haben kann . . . ." Sie begann zu weinen.

Nach einer neuen Pause fuhr die Frau fort: „So habe ich vor acht Tagen meine Beschäftigung verloren. Ich habe meine Herren auf dem Comptoir auf den Knieen um Gnade gebeten, sie möchten mich wenigstens um 30 Pfennig arbeiten lassen — umsonst. Ein halbes Dutzend vornehmer Damen, welche aus Langeweile arbeiten oder um sich ein Taschengeld nebenher zu verdienen, machten die Arbeit besser, als wir, und ebenso billig, ward mir gesagt; ich ward entlassen. Als ich zum Chef wollte, hieß es, derselbe sei abgereist auf seine neuen Besitzungen . . . . Seine armen Arbeiterinnen haben sie mit Blut und Schweiß verdienen müssen," endete sie bitter ihre Vertheidigung.

„Und so sind Sie vor acht Tagen brodlos geworden?"

„Ja, und da ich mein Kind nicht verhungern sehen konnte, und da mein Mann uns gewissenlos sitzen läßt und sich anderswo herumtreibt, so wußte ich mir nicht anders zu helfen, als indem ich in das Kaffee hineinging und die Hand zum — Bettel ausstreckte; — es ist das erste Mal in meinem Leben," schluchzte sie, „und hätte mir der Herr Rentier 20 Pfennige gegeben, statt mich anzuzeigen, so wäre mir geholfen gewesen."

„Ein Bild aus unserer Zeit!" flüsterte einer der Schöffen.

Und ein anderer murmelte: „Das ist himmelschreiend, das ist unmenschlich, barbarisch!"

Item, der Richter konnte nichts finden, was die Frau völlig entschuldigte. Sie hatte gebettelt und war schuldig.

Der Richter berieth sich mit den Schöffen. Dann erhob er sich nochmals und verurtheilte die Frau zu drei Mark Strafe oder einem Tage Haft.

„Es ist die mildeste Strafe," fügte er hinzu, „und das Gesetz verlangt es."

Die Frau aber sprach: „Ich danke Ihnen, meine Herren," und wollte gehen.

Der Präsident des Gerichts aber sagte laut: „Das Betteln ist zwar gesetzlich verboten, nicht aber das Geben. Bitte, treten Sie hierher, Frau Elbers."

Als die Frau vor ihm stand, gab er ihr ein Geldstück und sagte mit weicher Stimme: „Hier gebe ich ihnen etwas, bezahlen Sie damit die Strafe und kaufen Sie sich etwas zu essen."

Die arme Frau traute ihren Augen und Ohren kaum. Zitternd nahm sie das Geld, und ein Strahl seliger Ueberraschung und Freude flog über das abgehärmte Antlitz.

„Vergelt's Gott tausendmal!" wollte sie sagen; aber schon streckten sich ein halbes Dutzend andere Hände aus, und Jeder bot der Bettlerin eine Gabe an. Richter, Schöffen, Staatsanwalt und selbst der Schreiber ließen sie nicht leer abziehen.

Die Frau konnte nur weinen und weinend gegen den Himmel deuten, während sie, sich vielmal verneigend, abging. (Friedenshalle.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Juni. **Jesu Kreuzigung.** Matth. 27, 33—50.

33. Und da sie an die Stätte kamen, mit Namen Golgatha, das ist verdeutschet, Schädelstätte,
34. Gaben sie ihm Essig zu trinken mit Galle vermischt; und da er es schmeckte, wollte er nicht trinken.
35. Da sie ihn aber gekreuziget hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten: Sie haben meine Kleider unter sich getheilet, und über mein Gewand haben sie das Loos geworfen.
36. Und sie saßen allda, und hüteten seiner.
37. Und oben zu seinem Haupte hefteten sie die Ursache seines Todes beschrieben, nämlich: Dies ist Jesus, der Juden König.
38. Und da wurden zween Mörder mit ihm gekreuziget, einer zur Rechten, und einer zur Linken.
39. Die aber vorüber gingen, lästerten ihn, und schüttelten ihre Köpfe.
40. Und sprachen: Der du den Tempel Gottes zerbrichst, und bauest ihn in dreien Tagen, hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze.

41. Deßgleichen auch die Hohenpriester spotteten seiner, sammt den Schriftgelehrten und Aeltesten, und sprachen:
42. Andern hat er geholfen, und kann ihm selber nicht helfen. Ist er der König Israels, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben.
43. Er hat Gott vertrauet, der erlöse ihn nun, lüstet es ihn; denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn.
44. Deßgleichen schmäheten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuzigt waren.
45. Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsterniß über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde.
46. Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut, und sprach: Eli, Eli, Lamma Asabthani? das ist: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?
47. Etliche aber, die da standen, da sie das hörten, sprachen sie: Der ruft dem Elias.
48. Und bald lief einer unter ihnen, nahm einen Schwamm, und füllte ihn mit Essig, und steckte ihn auf ein Rohr, und tränkte ihn.
49. Die Andern aber sprachen: Halt, laß sehen, ob Elias komme und ihm helfe.
50. Aber Jesus schrie abermal laut und verschied.

Biblischer Grundgedanke: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“ Phil. 2, 8.

Einleitung. Unsere Lektion versetzt uns nach Golgatha. Es ist Charfreitag. Die hier berichteten Ereignisse erstrecken sich von neun Uhr am Vormittag bis drei Uhr des Nachmittags. Folgendes ist der Gang der Ereignisse zwischen der vorigen und jetzigen Lektion: Der hohe Rath versammelt sich wieder mit Tagesanbruch und verurtheilt Jesum zum Tode; er wird dem Pilatus überliefert; derselbe verhört Christum und findet ihn nicht schuldig; er sendet ihn dem Herodes, welcher mit seinem Hofgesinde ihn verhöhnt und dann dem Pilatus wieder zuführen läßt; das Volk erbittet die Befreiung des Barabbas anstatt Christi; dem Drängen des Pöbels nachgebend, fällt Pilatus widerstrebend das Todesurtheil; Jesus wird gegeißelt, verspottet und dann zur Hinrichtungsstätte abgeführt.

Erklärung.

V. 33. 34. Nach römischer und israelischer Sitte wurden die Missethäter vor der Stadt hingerichtet. Golgatha ist ein hebräisches Wort und bedeutet Schädel. Wahrscheinlich rührt der Name daher, daß der Ort, eine kleine Anhöhe, die Form eines Schädels hatte. Nach einer alten, aus dem vierten Jahrhundert stammenden Sage, soll der Ort, wo jetzt die Grabeskirche steht, Golgatha sein. Dieser Ort liegt im nordwestlichen Theil und innerhalb der jetzigen Stadt Jerusalem. In der neuern Zeit drängt sich den Alterthumsforschern die Ueberzeugung auf, daß ein kleiner Felsenhügel, wo sich die Grotte des Jeremias befindet, der Hinrichtungsort sei. Derselbe liegt außerhalb der nördlichen Stadtmauer, etwa hundert Schritt davon entfernt. Nicht römische, sondern jüdische Sitte war's, den zum Tode Verurtheilten vor der Hinrichtung einen berauschenden und betäubenden Trank zu reichen. Diesen Trank wies Jesus zurück, obschon er durstig sein mußte. Mit klarem Bewußtsein will er leiden und sterben.

V. 35. 36. Die Kreuzigung war als Todesstrafe üblich bei den Griechen, Römern, Egyptern und anderen Völkern, aber nicht bei den Juden. Der Kreuzestod war die schrecklichste, gefürchtetste und schmachvollste Strafe des Alterthums. Cicero, der römische Redner, Staatsmann und Philosoph, erhob seine Stimme gegen diese Todesart. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich an das bereits aufgerichtete Kreuz gehängt, nachdem sie vorher nackt ausgezogen worden waren. Nur ausnahmsweise wurde der zu Kreuzigende an das auf dem Boden liegende Kreuz befestigt.

Die Kirchenväter nahmen allgemein an, daß Jesus an ein schon aufgerichtetes Kreuz angenagelt wurde. Die altdeutschen Maler haben wohl Unrecht, wenn sie die Annagelung Jesu so darstellen, daß dieselbe der Kreuzeserrichtung voranging. Der Verurtheilte wurde von Soldaten mit Stricken emporgezogen. Der Körper lastete in der Mitte wie reitend auf einem Pflock, damit sein Gewicht die durch Nägeln zu befestigenden Hände nicht herabrisse. Die auf dem Querbalken ausgestreckten Hände wurden angenagelt. Manchesmal wurden auch die Füße angenagelt. Daß dies beim Herrn geschah, was man neuerdings bestreiten will, ist durch Luk. 24, 39 entschieden bewiesen.

Den Soldaten gehörten die Kleider der Gekreuzigten nach der herrschenden Sitte. Daher finden wir, daß auch Jesu Kleider unter die Kriegsknechte vertheilt wurden. Um das ungenähte Obergewand aber warfen sie das Loos. Dadurch ging Psalm 22, 19 in Erfüllung. Diese vier Soldaten, von denen einer ein Hauptmann war, übernahmen die Wache am Kreuz. Das geschah immer, um Rettung der Gekreuzigten durch Freunde zu verhüten. Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, hatte einen Freund, welcher vom Kreuz herab genommen, und dessen Leben so gerettet wurde.

V. 37. Es war Sitte, über dem Haupte des Gekreuzigten eine Tafel zu befestigen. Dieselbe wurde dem Verurtheilten voran getragen oder um den Hals gebunden. „Dies ist Jesus, der Juden König“ — so stand's geschrieben auf der Tafel, welche über dem Haupte Jesu angenagelt wurde. In drei verschiedenen Sprachen war diese Inschrift zu lesen: 1) in der römischen Gerichtssprache; 2) in der griechischen Weltsprache; 3) in der hebräischen Volkssprache.

V. 38. Eine alte Tradition sagt, es seien dies zwei Straßenräuber gewesen. Der eine soll Titus, der andere Damachus geheißen haben. Die Stelle, welche Jesus am Kreuze zwischen beiden einnahm, wurde ihm wohl durch den Priesterhaß erwirkt. So erfüllten die Betheiligten an diesem Schauerdrama, ohne es zu ahnen, das heilige Schriftwort: „Daß er den Uebelthätern gleich gerechnet ist.“

V. 39. 40. Es war ein Festtag, an dem die Einwohner Jerusalems vor das Thor der Stadt hinaus spazieren gingen. Es waren auch viele Festgäste da. Als Jesus vom Abbrechen des Tempels und dessen Wiederaufbau in dreien Tagen redete, da bezog er sich auf seinen Tod und seine Auferstehung.

V. 41—44. Auch die Obersten des Volkes ließen sich herbei, um den heiligen Dulder zu verhöhnen. Da tritt ihre rohe Herzenshärtigkeit grausig zu Tage. Auch die zwei Uebelthäter, welche mit ihm gekreuzigt wurden, fingen an, ihn zu schmähen. Einer aber wurde bald anderen Sinnes. In Betreff seiner Bekehrung siehe den Bericht des Lukas (Kap. 23, 39—43.)

V. 45. Von der sechsten Stunde an begann das Eintreten einer Dunkelheit. Sie verbreitete sich über das ganze Land. Immer finsterer wurde es bis gegen die neunte Stunde hin. Es war keine natürliche Sonnenfinsterniß, denn eine solche konnte zur Zeit des Vollmonds in den Ostertagen nicht stattfinden. Die Natur bezeugte ihre Theilnahme an dem furchtbaren Sterben des heiligen Gottessohnes.

V. 46. Die neunte Stunde war zwölf Uhr Mittags. Sieben Worte sprach Christus am Kreuze. Das erste war ein Gebet für seine Feinde, (Luk. 23, 34). Das zweite war die Verheißung, die er dem

reuigen Schächer gab, (Luk. 23, 43). Das dritte war die Uebergebung seiner Mutter in die Obhut des Johannes, (Joh. 19, 25—27). Das vierte war der herzzerreißende Schrei, welcher aus dem Gefühl der Gottverlassenheit entsprang, (Matth. 27, 46). Das fünfte war der Ruf: „Mich dürstet!" Das sechste war der Siegesjubel: „Es ist vollbracht!" Das siebente war die kindliche Empfehlung seines Geistes in des Vaters Hände, (Luk. 23, 46).

V. 47—49. Beim vierten Worte durchfuhr Entsetzen die rohen Spötter. Die zunehmende Finsterniß mochte auch das Ihre dazu beitragen. Sie besorgten doch, es könne etwas an der Messianität des Gekreuzigten sein. Bebend sprechen sie: „Der ruft den Elias." Der Gedanke mochte in ihnen auftauchen, jetzt erscheint Elias als Vorläufer des Messias zum Gericht. Unterdessen ertönt der Ruf: „Mich dürstet!" Da läuft Einer hin im Drange des Mitleids, taucht einen Schwamm in ein nahestehendes Gefäß voll gewöhnlichen Soldatenweins, befestigte ihn an ein Rohr und tränkte den Heiland.

V. 50. Sein letztes Wort war: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Lukas allein berichtet uns dasselbe. Anstatt „und verschied" lese man: und gab den Geist auf. Es war ein Akt seines Willens. Die vier Evangelienschreiber betonen alle die Thatsache, daß Christi Tod ein Abscheiden, eine Trennung der Seele vom Leibe war.

Praktische Gedanken.

Christus auf Golgatha.

I. Gekreuzigt.

1. Entkleidet. Unserm Heilande wurden die Kleider ausgezogen. Aller Bedeckung entblößt, schlug man ihn an's Kreuz. Das geschah um unsertwillen. Es geschah, damit wir, die wir keine eigene Gerechtigkeit haben, in den Rock der Gerechtigkeit Christi gekleidet werden könnten. Wir brauchen nun nicht in unserer Sündenblöße vor dem Flammenauge eines heiligen Gottes zu erscheinen. Jesus unterwarf sich dieser Schmach, damit er uns ein Hochzeitskleid verschaffte. In demselben können wir uns an der großen Hochzeitstafel des Himmels niederlassen. In demselben brauchen wir uns nicht vor den Engeln zu schämen.

2. An's Fluchholz genagelt. Der Kreuzestod war der schmachvollste aller Todesarten. Nur die schlimmsten Verbrecher wurden zu diesem Tode verurtheilt. Wer denselben erlitt, wurde als verflucht angesehen. Gal. 3, 13. Auch das geschah um unsertwillen. Er wurde ein Fluch für uns, um uns vom Fluch des Gesetzes zu erlösen, um uns den Segen der Vergebung, der Gotteskindschaft und des ewigen Lebens zu erwerben. O, die unergründliche Liebe des Heilandes!

3. Zu den Uebelthätern gerechnet. Zwei Räuber wurden mit ihm gekreuzigt, der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Der Unschuldige und Sündlose hängt zwischen den Schuldigen und Tiefgesunkenen. So wurde er zu den Uebelthätern gerechnet. Auch das geschah für uns. Wir Sünder sollen von unsern Sünden erlöst werden und dadurch wieder Aufnahme in die Gemeinschaft Gottes, der Engel und aller heiligen Wesen finden. Wie den bußfertigen Schächer, so möchte er uns gern Alle in's Paradies emporheben.

4. Bewacht. Nicht nur die römischen Soldaten, auch Freunde hüteten den gekreuzigten Heiland. Die Mutter Jesu, Johannes, Maria Magdalena und Maria, die Gattin des Kleophas, waren da. Hast du den Herrn Jesum gefunden, hüte ihn. Es gibt der Feinde viele, die ihn dir rauben wollen. Der Meister selbst sagt: „Wache!"

II. Verhöhnt.

Während der Heiland in unsäglichen Schmerzen am Marterstamme hing, wurde er noch verspottet. Es erfüllte sich da Ps. 69, 10: „Die Schmähungen derer, die dich schmähen, fallen auf mich."

1. Durch die Vorübergehenden. Sie schüttelten verächtlich und wegwerfend die Köpfe. Es blieb nicht beim Spotten, sie lästerten auch. Wie müssen diese Spott- und Lästerreden dem treuen Heiland wehe gethan haben! Wie die Kreuzesnägel durch die Hände, so drangen diese ihm durch's Herz. Auch heute noch ist die Person des Erlösers vielen Menschen ein Anstoß und eine Thorheit. Er ist in gewissen Kreisen bis zu dieser Stunde die Zielscheibe des Spottes.

2. Durch die Obersten des Volkes. Sie stehen hinter dem Pöbel nicht zurück, sondern wetteifern mit demselben in der Verhöhnung des Heiligen. In giftigen verletzenden Reden überflügeln sie sogar den gemeinen Haufen. In den Tyroler-Gräueln, 1809, wurde von den durchziehenden Franzosen ein Crucifix in empörendem Frevel durchgepeitscht. Dabei rief man hohnlachend: „Er soll vom Kreuz heruntersteigen; er soll euch jetzt helfen." Leider gibt's unter den Obersten der Völker bis zu dieser Stunde noch Leute, welche Jesum verhöhnen.

3. Durch die Schächer. In Lästerreden macht sich oft die glaubenslose Verzweiflung und die Herzensangst, selbst an den Grenzen der Ewigkeit, noch Luft. Der Prinz von Ligné hatte sein Lebenlang über den Tod als die „Stumpfnase" gespottet. Aber sein Sterben, am 13. Dezember 1814 in Wien, war ein schreckliches.

III. Gestorben.

Golgatha wurde seine Todesstätte und das Kreuz sein Sterbebett. Der Tod ist der Sünde Sold. Das ganze Menschengeschlecht ist durch die Sünde dem zeitlichen und ewigen Tode verfallen. Christus, der von keiner Sünde wußte, nahm es auf sich, für die Sünden der ganzen Menschheit den Sold zu bezahlen. Sein Leiden war ein stellvertretendes Leiden und sein Tod ein Opfertod. Er litt, was wir hätten leiden sollen, aber nicht leiden konnten, ohne ewig verdammt zu werden. Zwar war der Tod, den er erlitt, und die Verdammniß, der er sich unterzog, nur ein Zeitliches. Allein es wiegt das von uns Verdiente vollkommen auf.

Sonntag, 10. Juni. **Jesu Auferstehung.** Matth. 28, 1—15.

1. Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena, und die andere Maria, das heilige Grab zu besehen.

2. Und siehe, es geschah ein großes Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzte den Stein von der Thüre, und setzte sich darauf.

3. Und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß als der Schnee.

4. Die Hüter aber erschraken vor Furcht, und wurden als wären sie todt.

5. Aber der Engel antwortete, und sprach zu den Weibern:

Fürchtet Euch nicht; Ich weiß, daß ihr Jesum den Gekreuzigten suchet.
6. Er ist nicht hier: er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommt her, und sehet die Stätte, da der Herr gelegen hat.
7. Und gehet eilend hin und sagt es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Todten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläam, da werdet ihr ihn sehen. Siehe, ich habe es euch gesagt.
8. Und sie gingen eilend zum Grabe hinaus, mit Furcht und großer Freude: und liefen, daß sie es seinen Jüngern verkündigten. Und da sie gingen, seinen Jüngern zu verkündigen;
9. Siehe, da begegnete ihnen Jesus und sprach: Seid gegrüßet. Und sie traten zu ihm und griffen an seine Füße, und fielen vor ihm nieder.
10. Da sprach Jesus zu ihnen: Fürchtet euch nicht; gehet hin, und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläam, daselbst werden sie mich sehen.
11. Da sie aber hingingen; siehe, da kamen etliche von den Hütern in die Stadt, und verkündigten den Hohenpriestern alles, was geschehen war.
12. Und sie kamen zusammen mit den Aeltesten, und hielten einen Rath und gaben den Kriegsknechten Geld genug.
13. Und sie sprachen: Saget: Seine Jünger kamen des Nachts, und stahlen ihn, dieweil wir schliefen.
14. Und wo es würde auskommen bei dem Landpfleger, wollen wir ihn stillen, und schaffen, daß ihr sicher seid.
15. Und sie nahmen das Geld und thaten, wie sie gelehret waren. Solches ist eine gemeine Rede geworden bei den Juden, bis auf den heutigen Tag.

Biblischer Grundgedanke: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen." 1 Cor. 15, 20.

Einleitung. Die Auferstehung Jesu fand am dritten Tage nach seiner Kreuzigung statt. Bekanntlich wurde er am Freitage gekreuzigt. Mithin ist er am Sonntage, und zwar in aller Frühe, auferstanden. Die Hauptereignisse zwischen der vorigen und dieser Lektion sind folgende: Der Vorhang im Tempel reißt der Länge nach entzwei; ein Erdbeben findet statt; viele Heilige stehen von den Todten auf; der Leichnam Jesu wird durch Joseph von Arimathia und Nikodemus zu Grabe bestattet; die Mitglieder des hohen Raths bewirken die Versiegelung und Bewachung der Gruft. Parallelstellen: Mark. 16, 1—13; Luk. 24, 1—12; Joh. 20, 1—18.

Erklärung.

V. 1. Anstatt „am Abend des ersten Sabbaths" u. s. w. lese man: „Nach Verlauf des Sabbaths, früh am ersten Wochentage kam" u. s. w. Es war also in der Morgenfrühe des Sonntags. Drei Jüngerinnen kamen, das Grab ihres geliebten Meisters zu besuchen und dessen Leichnam einzubalsamiren. Matthäus nennt nur zwei derselben, nämlich Maria Magdalena, von der Jesus sieben Teufel austrieb, und Maria, die Mutter Jakobi des Jüngeren. Markus nennt die dritte dieser Jüngerinnen, nämlich die Salome.

V. 2. 3. Auf dem Wege zum Grabe hatten die Frauen ängstlich besorgt gesprochen: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?" Als sie jedoch an die Gruft kamen, fanden sie den Stein bereits weggewälzt. Kurz vorher hatte ein Erdbeben stattgefunden. Dasselbe war vermuthlich nur in der Umgegend des Grabes verspürbar. Ein Engel kam vom Himmel, wälzte den Stein von der Thür des Grabes und setzte sich darauf. Dieses Grab war eine in den Felsen gehauene Gruft. Sie hatte eine Thüre, vor die man einen großen, wahrscheinlich mühlsteinähnlichen Stein gerollt hatte. Die Gruft war eine ganz neue, in der noch Niemand gelegen hatte. Sie gehörte dem Joseph von Arimathia.

V. 4. Als die römische Wache die blendende Gestalt des Engels erblickte, da bemächtigte sich derselben ein panischer Schrecken. Sie ergriff die Flucht. Von dem Allen hatten die nahenden Jüngerinnen nichts gesehen. Sie waren sehr überrascht, als sie den Stein weggewälzt und das Grab leer fanden.

V. 5. 6. Aus Joh. 20, 1. 2 erhellt, daß Maria Magdalena beim Gewahrwerden des offenen Grabes rasch nach der Stadt zurückeilte. Ihre Begleiterinnen aber gingen in die Gruft. Die Grabmäler bestanden gewöhnlich aus mehreren Kammern. Wahrscheinlich betraten die Frauen die erste Kammer. Von da aus konnten sie in die innere Kammer sehen, wo Jesu Leichnam gelegen hatte. Der Engel kannte den Zweck ihres Kommens. Er fordert sie auf, einen Blick auf die leere Grabesstätte zu werfen.

V. 7. Der Engel beauftragt die Frauen, die frohe Osterbotschaft den Jüngern zu verkündigen. Sie sollten Etwas thun für den Auferstandenen. Es soll eilend geschehen. Auch die Trauer der Jünger soll sich in Freude verwandeln. Dann bezeichnet der Engel noch den Ort, wo die Jünger und Jüngerinnen ihn sehen sollen. In Galiläa soll dies Wiedersehen für den größeren Jüngerkreis stattfinden. So hatte der Herr vor seinem Tode es selbst ihnen verheißen.

V. 8. Mit gemischten Gefühlen der Furcht und Freude eilen die Frauen aus der Gruft. Die Furcht war Wirkung dessen, was sie gesehen und die Freude eine Wirkung dessen, was sie gehört hatten. Diese Mischung verschiedener Gefühle ist eine alltägige Erfahrung. Sie eilen davon, den Auftrag des Engels auszuführen. Sie waren die Träger einer Freudenbotschaft. Da eilt man ja so gern.

V. 9. Auf dem Wege nach Jerusalem begegnen sie dem Herrn selbst. Es war dies die zweite Erscheinung des Auferstandenen. Er hatte sich schon vorher der Maria Magdalena geoffenbaret. Sie traf mit ihm zusammen, als sie auf dem Wege war, dem Petrus und Johannes das Vorgefallene zu berichten. Nun begegnet er den anderen Frauen und spricht: „Seid gegrüßt!" Sie aber sinken freudig jubelnd zu seinen Füßen nieder. Sie betasten dieselben, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träumen, daß es kein bloßes Phantasiebild ist.

V. 10. Nachdem er die Jüngerinnen beruhigt hatte, gibt er ihnen denselben Auftrag, der ihnen schon seitens des Engels geworden war. „Brüder" nennt er seine Jünger. Eine rührende Bezeichnung seitens des siegreichen Lebensfürsten für die, welche bei seiner Gefangennahme geflohen waren.

V. 11. Die Frauen eilen hin, um den Jüngern das Evangelium von der Auferstehung zu verkündigen; die Soldaten aber eilen hin, um das Vorgefallene den Priestern zu berichten. Nur Matthäus berichtet diesen Umstand, der uns hier und in den folgenden Versen erzählt wird.

V. 12—14. Die Obersten der Juden halten einen Rath. Aus dem Bericht der Wächter konnten, ja mußten sie erkennen, daß etwas Außerordentliches dort draußen an der Josephsgruft sich zugetragen habe. Aber sie wollten nun einmal nicht glauben. Stünde auch der Auferstandene leibhaftig vor ihnen, sie würden nicht zugeben, daß er es sei. Sie bestechen die Kriegsknechte, erkaufen ihr Schweigen über die von ihnen wahrgenommenen Vorfälle. Sie dingen dieselben, eine Lüge zu verbreiten. Sie geben den Söldnern nicht nur Geld, sondern erbieten sich, falls sie durch die Lüge in Unannehmlichkeiten gerathen sollten, auf den Pilatus schon dermaßen einzuwirken, daß ihnen kein Leids geschehen würde. Sie wußten wohl, daß der Landpfleger käuflich sei.

V. 15. Die römischen Soldaten nahmen das

Geld. Sie ließen sich bestechen. Sie sorgten für die Verbreitung der von den jüdischen Priestern ersonnenen Lüge. Diese Lüge, daß Jesu Leichnam von den Jüngern gestohlen wurde, während die Wache schlief, war eine allgemeine Sage zur Zeit, als Matthäus sein Evangelium schrieb. Das aber geschah 20 bis 30 Jahre nach der Auferstehung.

Praktische Gedanken.

Jesus lebt!

I. Die leere Gruft verkündet's

Die Jüngerinnen fanden den Siegelstein weggewälzt, die Grabespforte offen und die Gruft leer. Die leere Gruft verkündet: „Jesus lebt! Ich konnte ihn nicht halten, den Lebensfürsten."

1. Am Sonntage räumte Jesus das Grab. Damit heiligte er diesen ersten Tag der Woche zu seinem Dienste im neuen Bunde, wie der Schöpfer den letzten Tag der Woche zu seinem Dienste im alten Bunde geheiligt hatte. An diesem Tage feierte er seinen Triumph über Tod und Hölle. An diesem Tage offenbarte er sich den Seinen nicht weniger als fünfmal. Und seit jener Zeit ist der Sonntag der heilige Tag, der Tag des Herrn, der Tag besonderer Gnadenoffenbarungen.

Phillip Henry, ein Prediger England's, pflegte den Sonntag die Königin der Tage, die Perle der Woche zu nennen. Er feierte ihn demgemäß. Er begrüßte am Morgen dieses Tages seine Freunde und die Mitglieder seiner Familie mit dem Ostergruß der ersten Christen: „Der Herr ist auferstanden; er ist wahrhaftig auferstanden!" So feierte er die Auferstehung des Herrn an einem jeden Sonntag. Er sagte oft: Jeder Sonntag ist ein wahrer Ostertag für den Christen.

2. Der Stein ist weggewälzt. Sorgenvoll frugen die Frauen, als sie sich der heiligen Grabesstätte nahten: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?" Mark. 16, 3. Hier aber erfüllte sich handgreiflich: „Und es soll geschehen, ehe sie noch rufen, will ich antworten, wenn sie noch reden, will ich hören" (Jes. 65, 24). So entfernt noch heute der Auferstandene die Sorgensteine seiner Kinder. Da ist der schwere Stein der Sündenschuld. Nur der auferstandene Siegesfürst kann ihn von deiner Herzensthür wegwälzen. „Wer wälzet ab von diesem Grab den schweren Stein der Sünden, den wir in uns empfinden?" Gott sei Dank, Jesus, der Auferstandene, kann's. Denn er hat Macht, auf Erden Sünden zu vergeben. Da sind die Kreuzessteine. Angesichts dieser heißt's: „Quält dich ein schwerer Sorgenstein, dein Jesus wird ihn heben; es kann ein Christ bei Kreuzespein in Freud und Wonne leben. Wirf deinen Kummer auf den Herrn, und sorge nicht, er ist nicht fern, denn er ist auferstanden." Da ist der Stein der Todesfurcht. Die Gruft ist leer, Christus ist der Erstling unter denen, die da schlafen. Halleluja! „Jesus lebt, mit ihm auch ich! Tod, wo sind nun deine Schrecken? Jesus lebt und wird auch mich von den Todten auferwecken."

II. Der Himmelsbote predigt's.

Der Engel bezeugt's den Frauen, daß Jesus wieder lebe. Er sagt ihnen: „Er ist nicht hier; er ist auferstanden." Er bezeugt:

1. Christi Auferstehung. Durch die Auferstehung ist Christus kräftiglich erwiesen als der Sohn Gottes (Röm. 1, 4). Da erscheint er als Bahnbrecher aus dem Tod und Grab. Kraft seiner Auferstehung wird er auch unsern nichtigen Leib einst verklären, daß er seinem verklärten Leibe ähnlich werde. Die Auferstehung Christi bildet den Angelpunkt der Weltgeschichte, das Fundament der Kirche, den stützenden Pfeiler des Glaubens und die Bürgschaft des ewigen Lebens.

2. Ein frohes Wiedersehen. Der Engel verheißt den Frauen und den übrigen Jüngern ein Wiedersehen. In Galiläa wird er der ganzen Jüngerschaft sich offenbaren. Im himmlischen Galiläa werden auch wir ihn einst sehen, wenn wir seine Jünger sind und es bleiben bis an's Ende. Dort werden wir den König in seiner Schöne sehen. Dort treffen wir auch die Lieben alle, die, in dem Herrn sterbend, uns in die ewige Heimath voraneilten.

III. Die Freunde bezeugen's.

1. Die Jüngerinnen. Sie hatten nicht nur die leere Gruft gesehen, nicht nur die Osterbotschaft des Engels vernommen, sondern den Auferstandenen selbst gesehen und betastet. Nicht der Engel nur, sondern auch der Herr gab ihnen den Auftrag, den übrigen Jüngern die Auferstehungsthatsache zu verkündigen. Am Aufbau des Reiches Gottes dürfen auch die Frauen mitwirken. Die Mutter soll im Kreise ihrer Familie zeugen von dem Auferstandenen, die Jungfrau in der Sonntagschulklasse und das Mädchen unter ihren Jugendgenossen. Die Ewigkeit wird's erst an's Licht bringen, welch' einen weittragenden Einfluß gottgeweihte Frauen und Jungfrauen ausgeübt haben.

2. Die Jünger. Die hörten die frohe Botschaft nicht nur von den Frauen, sondern sahen den auferstandenen Meister selbst während den vierzig Tagen zum Oefteren. Sie wurden seine Zeugen an das Volk. Der Gekreuzigte und Auferstandene wurde der Gegenstand ihrer Predigt. Freudig verkündigten sie diese Thatsachen, und diese Wahrheit wurde Tausenden und aber Tausenden zur seligmachenden Gotteskraft.

IV. Die Feinde beweisen's.

Sie konnten nicht leugnen, daß Jesus irgendwie die Gruft verlassen habe. Daß er auferstanden sei, wollten sie nicht zugeben. Daher mußten sie eine Lüge ersinnen. Die einzige Lüge aber, die sie unter obwaltenden Umständen ersinnen konnten, war die, daß die Jünger den Leichnam gestohlen haben, während die Wache schlief. Diese Lüge aber trägt ihren Namen an der Stirn. Denn 1) ist es höchst unwahrscheinlich, daß die sämmtlichen Soldaten, welche die Wache bildeten, zur selben Zeit geschlafen haben sollen. 2) Würde der hohe Rath den Kriegsknechten kein Geld gegeben haben, um die Wahrheit zu sagen. 3) Hätten die Soldaten während der vorgeblichen Entfernung des Leichnams geschlafen, wie hätten sie wissen können, daß es durch die Jünger geschah. So beweisen die Feinde durch die sich selbst widersprechende Geschichte, welche sie in der Noth ersannen, die Wahrhaftigkeit der Botschaft: „Jesus lebt!"



Sonntag, 17. Juni. **Jesu Auftrag an seine Jünger.** Matth. 28, 16—20.

16. Aber die elf Jünger gingen in Galiläam auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte.
17. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten.
18. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.
19. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.
20. Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Biblischer Grundgedanke: „Der Herr gibt das Wort mit großen Schaaren Evangelisten." Ps. 68, 12.

Einleitung. Die Geschichte unserer Lektion ereignete sich zwischen dem 16. April und dem 18. Mai im Jahre 30 n. Chr. (oder 34 nach der herrschenden Zeitrechnung). Der erste christliche Ostersonntag fiel auf den 9. April genannten Jahres. Am Abend des nächstfolgenden Sonntags, also am 16. April, finden wir den Herrn und die Apostel noch in Jerusalem. Vierzig Tage nach der Auferstehung Jesu, d. h. am 18. Mai jenes Jahres, fand die Himmelfahrt statt. Mithin ereignete sich das in der heutigen Lektion Berichtete zwischen dem 16. April und dem 18. Mai. Im Uebrigen jedoch fehlen alle Anhaltspunkte, um die Zeit der hier berichteten großen Versammlung auf dem galiläischen Berge genauer zu bestimmen.

Fünf Mal erschien Jesus am ersten Ostersonntage. Diese Erscheinungen vollzogen sich in der folgenden Ordnung: 1) Der Maria Magdalena; 2) den vom Grabe zurückkehrenden Frauen; 3) dem Petrus allein in der Nähe von Jerusalem; 4) den Emmausjüngern; 5) den Aposteln in Jerusalem, als Thomas fehlte. Die sechste Erscheinung oder Offenbarung des Auferstandenen fand eine Woche später statt. Die siebente Offenbarung ereignete sich am galiläischen Meer, als sieben Jünger am Fischen waren. Die achte Offenbarung ist die, welche in unsrer Lektion berichtet wird. Es offenbarte sich der Herr nebstdem noch zwei Mal. Die neunte Offenbarung wurde dem Jakobus zu Theil, und die zehnte den Aposteln bei der Himmelfahrt.

Erklärung.

V. 16. Hier war's ohne Zweifel, wo die fünfhundert Brüder auf einmal den Auferstandenen sahen (1 Cor. 15, 6). Dies war die Offenbarung, von der Jesus vor seinem Tode und auch nach seiner Auferstehung geredet hatte. Auch der Engel am Grabe redete von derselben zu den Frauen. Diese 500 Jünger, die in Judäa, Galiläa und Peräa zerstreut wohnten, waren von dieser Versammlung benachrichtigt worden. Aus diesen verschiedenen Ländern waren sie zusammengekommen an dem bezeichneten Orte.

Die Versammlung trat auf einem Berge zusammen. Derselbe lag in Galiläa. Diese Thatsache steht fest. Auf welchem galiläischen Berge aber? Das ist die in Schwebe stehende Frage. Die Ansichten sind getheilt in Betreff zweier Berge: Tabor und dem Berg der Seligkeiten. Grotius, Lange und Andere sind der Ansicht, daß die hier berichtete Offenbarung auf dem Berge Tabor stattfand. K. v. Raumer sagt: „Südlich vom Berge der Seligkeiten, zwei Stunden im Osten (Südosten) von Nazareth, erhebt sich der Tabor. Südlich zieht er sich tief in die Ebene Jesreel hinunter, nördlich überschaut er alle ihm vorliegenden Berge der Hochebene Galiläa's. Der ganze Berg ist wald- und blumenreich. Sein platter Gipfel hat eine halbe Stunde im Umfange."

Andere sind der Ansicht, daß der Berg der Seligkeiten, welcher Hörner von Hattin heißt, der hier erwähnte Offenbarungsberg war. Zu Gunsten dieser Ansicht spricht 1) die Thatsache, daß dieser Berg in der Nähe des galiläischen Meeres lag; 2) die Thatsache, daß Jesus wahrscheinlich auf diesem Berge die Bergpredigt hielt. Seiner Lage und Eigenthümlichkeiten nach eignete er sich für eine solche Versammlung, wie die, welche hier erwähnt wird.

V. 17. Wahrscheinlich waren die Jünger, wenigstens fünfhundert an der Zahl, schon versammelt, als Jesus in ihrer Mitte erschien. Als sie ihn nun erblickten, da sanken die Meisten anbetend vor ihm nieder. Es war eine handgreifliche Anerkennung seiner Gottheit. Etliche aber unter den Brüdern hegten noch Zweifel. Bezweifelten sie, ob Jesus auferstanden sei? So meinen Manche. Bezweifelten sie, ob der Erscheinende Jesus sei? So meint Dr. Stier. Bezweifelten sie, ob dem Auferstandenen göttliche Anbetung gebühre? Das ist die Ansicht Dr. Lange's. Diese letztere Anschauung scheint uns die wahrscheinlichste zu sein. Wir hätten dann bereits hier eine Spur des sich später entfaltenden Ebionitismus im Judenchristenthume. Die Ebioniten leugnen die Gottheit Christi.

V. 18. Diese Worte bilden die Grundlage, auf welcher der nachfolgende Auftrag ruht. Das Wort „Gewalt" hier meint jede Art von Macht und das unumschränkte Recht, diese Macht zu gebrauchen. Der Stand der Erniedrigung hat nun aufgehört. Mit seiner Auferstehung ist er in den Stand der Erhöhung und Herrlichkeit eingetreten. Er hat nun seine Herrschaft als König der erlösten Menschen angetreten.

V. 19. Nach richtiger Uebersetzung lautet dieser Vers wie folgt: „Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern dadurch, daß ihr sie taufet in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Die Taufe ist eines der zwei Sakramente des neuen Bundes. Das andere ist das heilige Abendmahl. Von der Einsetzung des letzteren Sakramentes hörten wir erst neulich. In Verbindung mit dem letzten Passahmahle, welches er mit den Jüngern genoß, hat's der Herr eingesetzt. Bei der hier berichteten Gelegenheit, setzte er das Sakrament der Taufe ein. Durch's Taufen sollten die Apostel und die ihnen folgenden Prediger des Evangeliums alle Völker zu Jüngern, d. h. zu Schülern machen. Wie die Beschneidung das Zeichen des alten Bundes war, so ist die Taufe das Zeichen des neuen Bundes. Es wird hier die Kindertaufe gelehrt, denn Kinder bilden Theile der Völker. Der Census eines Volkes schließt immer die Kinder mit ein.

V. 20. Durch die Taufe werden die Täuflinge, ob Erwachsene oder Kinder, zunächst Schüler. Darum folgt auf das Zujüngermachen durch die Taufe der Befehl: „Und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe." Durch die Taufe in die sichtbare Kirche Christi eingeführt, müssen die Täuflinge in den Glaubens- und Heilswahrheiten unterrichtet werden.

Mit einer herrlichen Verheißung schließt der Heiland den großen Auftrag. Er verheißt, mit den Seinigen zu sein bis an's Ende der Zeit. Zu allen Zeiten, in allen Lagen will er sie schützen, führen, stärken und versorgen.

Praktische Gedanken.

Christi letztes Vermächtniß.

I. Wo und wem vermacht.

1. Wo? Auf einem Berge in Galiläa. Dorthin hatte er die Jünger entboten. Da verhieß er, ihnen sich zu offenbaren. Da sollten sie ihn wiedersehen. Sie glaubten und kamen. Und siehe, auch Jesus erschien! Er hielt Wort. So ist's noch heute. Wo zwei oder drei, wo einhundert, fünfhundert oder eintausend zusammenkommen in seinem Namen, da offenbart er sich segnend und beseligend in ihrer Mitte. Hier sehen wir, wie treulich der Herr seine Verheißungen erfüllt.

In einem Dorfe Neuengland's wurde eine Frühbetstunde veranstaltet. Eine Zeit lang wurde dieselbe gut besucht. Nach und nach blieb Eins ums Andere weg. Eines Morgens war nur noch ein Bruder da. Auf dem Heimwege begegnete er einem Mitbruder, welcher frug: „Woher so frühe?" „Von der Gebets-Versammlung," erwiderte derselbe. „Ich meinte, die sei längst eingegangen," sprach der Erstere; „wer war denn anwesend?" „Niemand als der Herr Jesus und ich," lautete die Antwort. „Wir hatten aber eine köstliche Zeit mit einander." Am nächsten Morgen kam auch der Andere. Von Morgen zu Morgen wurde die Versammlung immer zahlreicher besucht. Das Resultat war eine weitgreifende Erweckung in jenem Dorfe.

2. Wem? Den anbetenden Jüngern. Sie hatten sich ihm zu Eigen ergeben. Nur Solche kann der Herr zur Ausbreitung seines Reiches und zur Rettung unsterblicher Seelen gebrauchen. Die erste Bedingung, die an alle Arbeiter im Weinberg des Herrn gestellt wird, ist selbst gemachte Heilserfahrung. Sie müssen bekehrt sein. Ein Blinder ist kein zuverlässiger Führer für Blinde. Die Menschen, welche Jesus gerettet sehen will, sind von Haus aus geistlich blind. Geistlich-Blinde sind nicht fähig, sie zum Heilande hinzuführen, damit sie sehend werden. Wer ein Führer Anderer in den Alpengebirgen sein will, der muß Wege und Stege genau kennen, oder er führt die sich ihm Anvertrauenden ins Verderben. So muß der geistliche Führer durch eigene Erfahrung den Weg kennen.

II. Was vermacht?

1. Die Eroberung der Welt. Alle Völker sollen sie zu Jüngern machen. Mit welchem Ernste haben sie den Befehl angenommen! Mit welcher Treue haben sie ihn ausgeführt! Aus Babylon schrieb Petrus einen seiner Briefe. In Rom soll er den Kreuzestod gefunden haben. Johannes wirkte in Kleinasien. Paulus durchreiste Syrien und Arabien, Griechenland, Macedonien und Italien. Auch nach Spanien wollte er gehen. Ob's ihm gelungen ist, wissen wir nicht. In diesem Sinne hat die Kirche gegen neunzehn Jahrhunderte gewirkt und geworben, wenn auch nicht zu allen Zeiten mit demselben Ernst und Eifer.

Dieses Vermächtniß gilt der Kirche auch in unsern Tagen noch. Wenigstens drei Viertel der Bevölkerung der Erde ist noch nicht evangelisirt. Die Kirche entwickelt in unsern Tagen eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der innern und äußern Mission. Dafür wollen wir Gott danken. Das Vermächtniß aber gilt jedem Jünger des Herrn. Ein Jeder ist verpflichtet, durch Gebet, persönliche Thätigkeit und Geldspenden das Werk der Seelenrettung zu fördern. Versäumen wir diese Pflicht, wo bleibt unser Glaube, unsre Liebe?

2. Die Taufe. Sie ist die Thür zur sichtbaren Kirche. Wasser, welches im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes angewandt wird, ist das sichtbare Zeichen in diesem Sakrament. Es ist nicht wesentlich, ob das Wasser, durch Besprengung, Begießung oder Untertauchung in Anwendung kommt. Die Wassertaufe ist das Sinnbild der Wiedergeburt, ein Zeichen des christlichen Bekenntnisses und das Merkmal, wodurch sich die Christen von den Ungetauften unterscheiden. Durch dieselbe wird der Täufling der Kirche Christi einverleibt. Sie berechtigt ihn zum Genuß der von der Kirche verwalteten Heilsgüter. Sie verpflichtet ihn, dem Teufel, der Welt und allen fleischlichen Lüsten zu entsagen, und Gottes Gebote zu halten. Christliche Eltern sollen ihre Kindlein zur Taufe bringen, damit sie durch dieselbe zu Jüngern gemacht werden. Jesus hat gesagt: „Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn Solcher ist das Reich Gottes."

3. Die Lehre. Die Heilslehre hat er seiner Kirche anvertraut. Heilserkenntniß zu verbreiten ist ihr Beruf. Ihre Aufgabe ist in den Heilswahrheiten zu unterrichten. Damit soll sie durch die Eltern, die Prediger und die Sonntagschulen schon frühe bei dem Kinde beginnen. Ein Vater weigerte sich, sein Kind beten zu lehren. Es sei noch zu jung und wisse nicht, was das Beten bedeute, meinte er. Eines Tages wurde dem Kleinen ein Bein zerquetscht. Während es abgenommen wurde, fluchte der Knabe einmal um's andere. „Schau," sagte der Wundarzt zu dem Vater, „Sie trugen Bedenken, dem Kleinen so frühe das Beten zu lehren; der Teufel aber trug kein Bedenken, ihm das Fluchen zu lehren."

III. Was verheißen?

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Wie tröstlich, ermuthigend, stärkend und heiligend sind diese Worte! Ob die Apostel auch wie Waisen in der kalten, lieblosen Welt zurückblieben, so sollten sie sich doch nicht verlassen wähnen. Der Meister würde bei ihnen sein. Und er war bei ihnen. Diese Verheißung aber gilt allen seinen Kindern. Er ist immer bei uns. Bei uns in Leid und Freud', in Krankheit und Gesundheit, im Leben und Sterben, in Zeit und Ewigkeit.

Missions-Lektion.

Sonntag, 24. Juni. Jes. 61, 4—11.

4. Sie werden die alten Wüstungen bauen, und was vor Zeiten zerstöret ist, aufbringen; sie werden die verwüsteten Städte, so für und für zerstöret gelegen sind, verneuen.

5. Fremde werden stehen, und eure Heerde weiden; und Ausländer werden eure Ackerleute und Weingärtner sein.

6. Ihr aber sollt Priester des Herrn heißen, und man wird euch Diener unsers Gottes nennen; und werdet der Heiden Güter essen, und über ihrer Herrlichkeit euch rühmen.

7. Für eure Schmach soll Zwiefältiges kommen, und für die Schande sollen sie fröhlich sein auf ihren Aeckern. Denn sie sollen Zwiefältiges besitzen in ihrem Lande; sie sollen ewige Freude haben.

8. Denn Ich bin der Herr, der das Recht liebet und hasse räuberische Brandopfer; und will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein; und einen ewigen Bund will ich mit ihnen machen.

9. Und man soll ihren Samen kennen unter den Heiden, und ihre Nachkommen unter den Völkern; daß, wer sie sehen wird, soll sie kennen, daß sie ein Same sind, gesegnet vom Herrn.

10. Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rocke der Gerechtigkeit gekleidet; wie einen Bräutigam, mit priesterlichem Schmucke gezieret, und wie eine Braut in ihrem Geschmeide sich geberdet.

11. Denn gleichwie Gewächs aus der Erde wächst, und Same im Garten aufgeht, also wird Gerechtigkeit und Lob vor allen Heiden aufgehen aus dem Herrn Herrn.

Biblischer Grundgedanke: „Ich will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein." Jes. 61, 8.

Einleitung. Dieses Kapitel steht im engen Zusammenhang mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden. In diesen drei Kapiteln finden wir eine bilderreiche, prophetische Schilderung des messianischen Zeitalters. Die ersten drei Verse schildern die Arbeit des Messias. Aus Luk. 4, 16—21 erhellt, daß Jesus diese Worte als eine in ihm erfüllte Weissagung betrachtete. Die übrigen Verse dieses Kapitels beschreiben die der Kirche Christi übertragene Missionsarbeit und deren Erfolg. Die gebrauchten Bilder sind den Ereignissen entlehnt, welche sich an die Wiederkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft knüpfen.

Erklärung.

V. 4. In's Vaterland zurückgekehrt, bauten die Juden die verwüsteten Städte und die zerfallenen Mauern wieder auf. Sie machten die verwüsteten Felder wieder urbar. Die Verwüstungen Judäa's während der 70jährigen babylonischen Gefangenschaft sind ein nur zu treffliches Bild der durch die Sünde in der Menschenwelt angerichteten Verheerungen. Die Welt ist voller Ruinen, welche die Sünde bewirkte. Die Kirche Christi soll das durch die Sünde Zerstörte wiederherstellen und das durch die Sünde Niedergerissene wieder aufbauen.

V. 5. Das Weiden der Heerden war zu jener Zeit die Hauptbeschäftigung der Menschen. Die bekehrten Heiden werden sofort eifrige Mitarbeiter im heiligen Missionswerke. Dadurch werden sie geistlicher Weise „Hirten, Ackerleute und Weingärtner."

V. 6. Am Beginn der christlichen Kirche hatten die Judenchristen den Vorrang. Sämmtliche Apostel waren Juden. Sämmtliche Schriften des Neuen Testamentes wurden von Juden verfaßt. Die bekehrten Heiden brachten ihre Güter mit herein in die Kirche. Aus der Geschichte der apostolischen Kirche erhellt, daß die Judenchristen im Allgemeinen zur ärmeren Klasse gehörten. Die Heidenchristen aber waren im Allgemeinen vermögend. In den heidenchristlichen Gemeinden zu Corinth und andern heidnischen Städten wurden Collekten für die hülfsbedürftige Muttergemeinde in Jerusalem gehoben.

V. 7. Der Erstgeborene einer jüdischen Familie empfing einen doppelten Theil der väterlichen Güter. Durch die Annahme des Heilandes kamen die Juden wieder zum Erstgeburtsrecht, welches sie wie Esau durch Treulosigkeit verwirkt hatten.

Sie wurden dadurch die Erstgeborenen, die älteren Brüder in der christlichen Kirche. Daher genossen sie Vorrechte, ähnlich den oben erwähnten, wie sie den Heidenchristen nicht zu Theil wurden. Uebrigens wird jedem Gotteskinde ein Zwiefältiges zu Theil. Sie haben die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Sie besitzen das Irdische—das Irdische besitzt nicht sie. Nicht Sklaven, sondern Herren der Welt sind sie. Sodann besitzen sie die herrlichen Heilsgüter in Christo. Sie haben die Hoffnung auf das ewige Erbgut im Vaterhause.

V. 8. Das Recht liebend, wird der Herr auch recht thun an seinen Kindern. Deshalb sollen sie sich der Beweise seiner schützenden und versorgenden Güte erfreuen. Ihre Arbeit in dem Herrn und für den Herrn soll nicht vergeblich sein. Einen ewigen Bund mit ihnen machend, will er ihr Gott und sie sollen seine Kinder sein, will er ihr Erlöser und sie sollen seine Erlösten sein.

V. 9. Die Zeit kommt, da die Freunde des Erlösers die allgemeine Achtung der Völker genießen werden. Man wird sie als die Gesegneten des Herrn ansehen. Nicht schmähen und verfolgen wird man sie, sondern sie ehren und ihnen vertrauen. Geht diese Verheißung in unsern Tagen nicht herrlich in Erfüllung? Sandte nicht Japan seine Boten in die christlichen Länder, um deren Staats- und Volkseinrichtungen zu studiren? Oeffnet nicht Korea seine Arme, um christliche Aerzte und Lehrer mit Freuden zu empfangen?

V. 10. Dies ist die Sprache der Kirche. Jesus kleidet die Erlösten in die Kleider des Heils und in den Rock der Gerechtigkeit. Er deckt sie mit seinem Gewand. Da dasselbe aber ein reines und heiliges ist, so sind die damit Bekleideten vor Gott angenehm. Das Bewußtsein der persönlichen Erlösung aber ist die Quelle ihrer höchsten und reinsten Freude.

V. 11. Ein schönes Bild enthält dieser Vers. Wie die Gewächse im Pflanzenreiche nach einem warmen Regen überall üppig emporsprossen, so wird unter dem befruchtenden Gnadenregen des Evangeliums die Gerechtigkeit nach und nach auf der ganzen Erde erblühen.

Praktische Gedanken.

Die Kirche Christi.

I. Ihre Arbeit.

Vers 4 sagt uns, worin diese Arbeit bestehe. Was die Sünde niederriß und verwüstete, das soll die Kirche wieder aufbauen. Deshalb der Befehl des Meisters: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Nur durch das Evangelium kann den Verheerungen der Sünde in der Menschenwelt gesteuert werden. Ach, welch' große Strecken der Menschenwelt sind noch öde Wüsten! Welch' unbebaute Flecken gibt's selbst in Christenländern noch! Wie erschreckend groß ist das Nachtgebiet des Heidenthums noch heute!

Dr. G. Warneck sagt: „Mehr als 1000 Millionen Menschen kennen den Weg des Heils nicht einmal. Von diesen 1000 Millionen sind etwa 7 Millionen Juden, 175 Millionen Mohammedaner und über 800 Millionen Anhänger des Brahmanismus, Buddhismus, Confucianismus bis zum rohesten Heidenthum herunter, dem Fetischismus. Da muß man doch sagen, es ist des Landes noch sehr viel übrig einzunehmen. Es gibt noch viel durch die Sünde verschuldetes Elend innerhalb der Christenheit — aber wie massenhaft ist erst das Elend unter den 1000 Millionen Nichtchristen, die den Durchbrecher aller Bande und den Stiller alles Haders noch gar nicht kennen! O, wenn wir dieses Elend all' auf einem Haufen sehen könnten, — wir müßten ja kein Herz im Leibe haben, wenn es uns nicht jammern und dieser Jammer uns nicht treiben sollte, diesen unglücklichen Millionen den Heiland zu bringen."

1. Die Kirche muß innere Mission treiben. Die Gott entfremdeten Massen dürfen nicht ohne ernste Rettungsversuche seitens der Kirche ihrem Schicksal überlassen werden. Da gibt's Arbeit für Alt und Jung. Die schon Geretteten sollen die noch Ungeretteten um sie her womöglich dem Herrn zuführen. Wie in den Tagen Christi der Vater seinen kranken Sohn und die Mutter die leidende Tochter zu ihm brachte, so sollen die Gläubigen ihre unbekehrten Freunde noch heute zu ihm bringen. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, der Nachbar seinen Nachbar ihm zuzuführen sich bestreben.

2. Die Kirche muß äußere Mission treiben. Sie darf's mit der innern Mission nicht bewenden lassen. Sie ist dem Herrn Jesu nicht gehor

sam, wenn sie nicht so rasch wie möglich allen heidnischen Völkern das Evangelium bringt. Es ist aber das nicht etwa nur die Aufgabe der Prediger und Missionare, sondern ein jegliches Glied der Kirche soll das Seine dazu beitragen. Wer den Herrn Jesum wirklich liebt, wird dieser heiligen Sache nicht kalt gegenüberstehen. Lebendiges Christenthum ist seinem Geiste und Wesen nach ein missionirendes Christenthum. Geistlich todt ist das Herz, die Gemeinde und die Kirche, wo der Missionsgeist fehlt.

3. Die Kirche bedarf Leute und Geld. Ohne diese kann sie die ihr anvertraute Arbeit nicht thun. Am Letzteren fehlt's mehr noch als am Ersteren. Im verflossenen Jahre hat Gott durch seinen Geist viele Jünglinge und Jungfrauen in unsern höheren Schulen und theologischen Seminarien willig gemacht, sich der auswärtigen Missionssache zu widmen. Mehr als fünfzig dieser dem Herrn geweihten Jünglinge und Jungfrauen harren der Aussendung. Die Missionsgesellschaften aber müssen sie vergeblich harren lassen, weil sie das zur Aussendung und Erhaltung erforderliche Geld nicht haben. Auch an offenen Thüren in der Heidenwelt fehlt's nicht. Wäre das erforderliche Geld vorhanden, so könnten nicht nur diese 50, sondern 5000 junge gottgeweihte Leute angestellt werden. Das Feld ist weiß zur Ernte. Die Glieder der Kirche besitzen auch das Geld. O, daß sie doch endlich den dem Herrn gehörenden Theil auf dessen Altar niederlegten!

II. Ihr Erfolg.

1. Ihre Arbeit ist nicht vergeblich. Der Herr sagt: „Ich will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein," V. 8. Schaut in's apostolische Zeitalter. Johannes predigt im Herzen Kleinasiens. Andreas landet an griechischer Küste. Nathanael überschreitet den Phrat. Matthäus durchwandert Aethiopiens Wüstensand. Paulus durchstreift die kleinasiatischen Städte, geht hinüber nach Macedonien, predigt in Griechenland und stirbt endlich in Rom den Märtyrertod. An die 3000 am Pfingstfeste schließt sich eine Kette von neuen Gemeinden in Kleinasien, Griechenland und Italien an. Andere Boten treten an die Stelle der den Märtyrertod sterbenden Apostel. Trotz allen Christenverfolgungen schreitet die Kirche erobernd weiter.

Im vierten Jahrhundert stürzen die Götzenaltäre des heidnischen Roms. Nordwärts wandern die Friedensboten. Durch sieben Jahrhunderte löste eine Zeugenschaar die andere ab. Endlich hat das Kreuz überall in Europa das Heidenthum überwunden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war fast Alles vom Eismeer bis zur Südspitze Hispaniens unter dem Kreuzespanier vereinigt.

Dann folgte leider der geistliche Verfall der Kirche. Der Missionseifer erlosch. Aber seit einem Jahrhundert wurde derselbe immer mehr und mehr angefacht. Gegenwärtig gibt's 72 selbstständige Missionsgesellschaften. Sie haben gegen 6000 männliche und weibliche Missionare im Felde. Sie sammeln jährlich 10 Millionen Dollar für die Missionssache. Auf dem über alle fünf Erdtheile sich erstreckenden Missionsgebiete gibt's heute 2½ Millionen Heidenchristen. Des Herrn Verheißung hat sich herrlich erfüllt: „Ich will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein."

2. Die Zahl der Mitarbeiter vermehrt sich. Vers 5 erfüllt sich fort und fort in der Kirche. Die neugewonnenen Mitglieder daheim und in der Heidenwelt werden, namentlich wenn sie eine gründliche Herzenserfahrung gemacht haben, freudige Mitarbeiter im Werke des Herrn. Die bekehrten Heiden werden geistliche „Hirten, Ackerleute und Weingärtner." Sie fürchten nicht die Verfolgungen, sie scheuen nicht zurück vor großen Opfern, um ihren noch dem Götzendienst ergebenen Landsleuten die frohe Botschaft des Heils zu verkündigen.

Vor etlichen Jahren wurde in Indien durch drei unsrer eingeborenen Prediger bei einem großartigen Götzenfest, mela genannt, ein herrlicher Sieg errungen. 80 Tausend Hindus waren an einem Schreine zusammengekommen, um ihr großes Fest zu feiern. Die bekehrten Indier, drei an der Zahl und Prediger unsrer Kirche, gingen unter das Volk und verkündigten ihnen das Evangelium. 248 Personen, meistens Brahmanen, ließen sich taufen. In einem Briefe an Dr. Butler schrieb Dr. Thoburn: „Das ist der erste weite Bruch, welcher in den Reihen der Brahmanen gemacht wurde. Ich betrachte es als eine Epoche in der Geschichte der indischen Mission. Das ganze Werk wurde durch die Eingeborenen gethan."

Frauenzeitung.

Und wenn du Thrän' auf Thräne häufst,
Und weinest Jahr um Jahr:
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,
Daß Alles Segnung war.

Das Dor'le über Reinlichkeit. Es gibt ein Sprüchwort, das heißt: Reinlichkeit und Frömmigkeit gehören zusammen. Es ist beinahe unglaublich, daß eine reine Seele in einem unreinen Leib wohnen kann und ein reiner Mensch in einer unreinen Umgebung. Die Begriffe von Reinlichkeit sind sehr verschieden. Manche Leute glauben, um reinlich zu sein, müsse man ein schönes Haus haben, schöne Möbeln, schöne Kleider und was damit verbunden, und meinen Armuth entschuldige alle Unreinigkeit. Wahre Reinlichkeit ist etwas dem Menschen Angeborenes und wird durch die rechte Erziehung zur Nothwendigkeit, und er wird wenig durch äußere Verhältniße beeinflußt werden, denn sie ist ihm ein Lebensbedürfniß.

Ohne Zweifel gibt es wenige Menschen, die wahre Reinlichkeit nicht schätzen und achten. Es ist auch hier in der Erziehung der Kinder von großer Wichtigkeit, sie anzuweisen, wie den Leib und die Kleider und was sie gebrauchen, rein zu halten, am Tisch ihnen gute Manieren und reinliches Betragen beizubringen, denn es ist schon für ein Kind eine große Empfehlung, wenn es sich reinlich hält. Auch ist Reinlichkeit eine gute Empfehlung für gute Gesellschaft. Gleich und gleich gesellt sich gern. Wahrer Reinlichkeit begegnet man ebensowohl in der Hütte als in dem Palast. Je mehr man hat und desto feiner der Haushalt ist, desto schwieriger ist es, reinlich zu sein, und desto schwerer die Arbeit.

Deßhalb ist die Hausfrau weislich, die nur das

Nöthige sich anschafft und darauf sieht, daß dieses einfach und zum Gebrauch ist. Wie oft begegnet man ganz peinlicher Reinlichkeit, wo alles in dem Hause sagt, „rühre mich nicht an," und wo die arme Hausfrau eine wahre Sklavin ihres Hauswesens ist. Es scheint mir, Reinlichkeit zeigt sich nie so schön, als in der Heimath der Armen. Wie oft findet man da die schönste Ordnung und bei dem Wenigen, daß sie haben, sieht man, wie Geschmack und Kunst dem Einfachen den Stempel eines veredelten Gemüthes aufgeprägt haben.

Reinlichkeit ist unumgänglich nothwendig zur Gesundheit, und es ist eine gute Sitte, daß jährlich und oft halbjährlich Alles in dem Hause eine gänzliche Umwälzung erfährt. Nichts ist besser, als alles hinaus in die Sonne und an die Luft zu bringen. Hauptsächlich mit dem Bettzeug kann man nicht zu reinlich sein, denn nichts ist so geeignet Krankheitsstoffe aufzunehmen als Bettzeug. Man sollte die Federn öfters reinigen lassen, und die Baumwolle oder Wolle in den Decken herausnehmen, erst gut an der Sonne und Luft auslüften und wieder aufmachen. Die beste Weise, ein Haus in Ordnung zu halten, ist, daß man täglich die Arbeit thut, die ein jeder Tag mit sich bringt und nicht zu viel auf die letzten Tage der Woche verschiebt.

Eine Methode, wie ein Zimmer zu reinigen, die vielleicht manchen jungen Anfängern zu gut kommt, ist folgende: Nimm alle Möbeln und Zierathen in dem Zimmer und stäube sie gut ab und setze sie in ein anderes Zimmer, dann kehre die Stube aus. Recht kehren zu können, ist eine Kunst. Der Staub muß aus dem Teppich heraus, darf aber nicht überall herumgejagt werden. Nachdem man gekehrt, nimmt man eine lange Bürste und kehrt die Wand und Bilderrahmen ab, dann stäubt man, was man nicht hinaustragen konnte. Nun reinigt man den Spiegel und Fenster, wäscht die Thüren mit einer Hirschhaut ab. Wenn der Teppich es nöthig hat, nimmt man ganz heißes Seifenwasser, in welches man etwas Borax und Amonia aufgelöst hat. Man nimmt ein reines Tuch und drückt es aus diesem Seifenwasser heraus und reibt den Teppich damit ab. Dieses nimmt allen Staub auf und gibt eine schöne Frische. Nun bringt man alles wieder in das Zimmer und Niemand wird sagen, daß es nicht rein sei. Wo man keine Hirschhaut und Amonia hat, um Möbeln abzureiben, kann man ein Tuch mit Kohlenöl befeuchten, welches eben so gut die Möbeln reinigt.

Etliche nützliche Anweisungen. Eine gute Mahlzeit für diese Jahreszeit ist: ein Kalbsbraten, Nudeln und Salat.

Zu dem Kalbsbraten kann man ein beliebiges Stück nehmen; ein fleischiges Stück ist am besten. Man reibt es mit einem reinen Tuch ab und reibt das nöthige Salz und Pfeffer hinein. Nun setzt man eine porzelanene Pfanne auf das Feuer, mit einem guten Stück Butter, sobald die Butter heiß ist, legt man das Fleisch hinein und läßt es auf allen Seiten gelb braten, dann gießt man ein klein wenig kochendes Wasser daran und deckt es fest zu. Sobald es braten will, thut man wieder ein wenig kochendes Wasser daran und fährt so fort, bis es fertig ist, 1½ Stunden für einen kleinen Braten und 2 Stunden für einen großen, die Sauce richtet man gerade so an, ohne Mehl daran zu thun.

Nudeln. Zwei Eier und eine halbe Eierschale voll Wasser, ein wenig Salz und Mehl genug, um einen steifen Teig zu machen. Man rollt den Teig in dünne Stücke aus und läßt sie ein wenig trocknen, ehe man sie schneidet. In diesem kann man sie halb so breit wie eine Messerklinge schneiden. Nun werden sie in kochendem Wasser, in das man zuvor ein wenig Salz thut, aufgekocht und dann in einen Durchschlag gethan, bis das Wasser rein abgelaufen ist. Nun legt man sie auf einen Fleischteller und belegt sie oben mit gebratenen Brosamen.

Salat. Man nimmt das hartgesottene Gelbe von 2 Eiern, einen halben Theelöffel voll Senf, ein ganz klein wenig Zucker und einen Löffel voll Salatöl und reibt dieses ganz glatt. Nun gießt man den nöthigen Essig daran. Ueber den Salat streut man das nöthige Salz und Pfeffer und gießt dann diese Sauce darüber. Man kann hartgesottene Eier schneiden und oben auf legen.

Wie wollene Decken leicht zu waschen. Zu einer doppelten Decke oder zwei einzelnen, nimmt man ein Pint weiche Seife und 2 große Löffel voll Borax, man kocht die Seife und Borax, bis alles gut verschmolzen ist, und gießt es dann in so viel kaltes Regenwasser, wie nöthig ist, um eine doppelte Decke einzuweichen. Man sollte nicht mehr wie das Obige in einen Waschzuber thun. Man läßt es in diesem die ganze Nacht stehen. Den nächsten Morgen drückt man sie aus dem Seifenwasser heraus und thut sie in reines Regenwasser, kalt Wasser muß es sein. Hier drückt man sie mit dem Ringer fest heraus und thut sie wieder ins kalte Regenwasser, in welches man reichlich blau gethan hat. Aus diesem Wasser hängt man sie auf ohne auszudrücken, ganz naß und läßt sie auf dem Waschseil ablaufen. Wer sich fürchtet, dieses an seinen neuen Decken zu probiren, versuche es erst an den alten. Wo man keine weiche Seife hat, kann man solche leicht kochen mit der gewöhnlichen Seife und Waschsoda.

Drei schlimme Feinde. Ich möchte euch, liebe Mitschwestern, vor drei gefährlichen Gesellen warnen, welche als angewöhnte Redensarten wohl schon manche Gemüthsrichtung und damit manches Lebensglück verschoben und untergraben haben. „Ich sehe nicht ein!", so begann meine Tante jeden Streit mit ihrem guten Manne, und was noch schlimmer war, sie beendete ihn auch damit! — „Ich sehe nicht ein, warum ich Dies und Jenes entbehren soll — warum ich mir das gefallen lassen soll — warum du das nicht thun willst. Ja, ich sehe nicht ein!" Sie sah auch nicht ein, daß dieser Unverstand sich ihres ganzen Wesens bemächtigte und die häßliche Redensart sie tückisch zu manchem folgenschweren Unrecht verlockte, welches den Frieden und das Glück der Familie schwer schädigte. Ich habe mich deshalb vor dem Ausdruck immer gefürchtet, als ob ihm eine dämonische Gewalt innewohnte.

Nicht minder gefährlich ist die Redensart: „Was sein muß — muß sein!" Was muß nicht Alles sein!—Ein Stück Butter in die Kalbsbrühe muß sein, sagte eine arme Frau, deren gänzlich zerrüttete Verhältnisse mir wahrscheinlich mehr Sorgen und Kummer bereiteten, als ihr selbst. Diese abgeschmackte, kleine Redensart hat schon manchen Besitzer von Haus und Hof gebracht, ehe er's dachte. Im Munde eines hoffärtigen, eiteln Menschenkindes wird sie zum mächtigen Drachen, der sich Vernunft und Herz bald dienstbar macht.

Die dritte Redensart ist nun gar ein arger Heuchler und Lügner und betrügt uns selbst am allermeisten; es sind die Worte: „Beim besten Willen". Ich

konnte beim besten Willen nicht anders! Mit ein wenig gutem Willen wäre es wirklich oft ganz anders gegangen! Mit dem „besten Willen" verderben die Leute, denen der gute Wille—ein gar gewaltiger, ehrlicher Bursche—fehlt. Der beste Wille läßt den Nachbar Noth leiden, läßt die Kinder verwildern, läßt die Freunde ohne Briefe, denn man kann's beim besten Willen nicht ändern; ein guter Wille vermag fast das Unmögliche möglich zu machen; er vermag auch die drei bösen Gesellen, wo sie sich in einem lieben, armen Menschenherzen einen Thron aufgebaut haben, zu stürzen, und gut zu machen, was die Bösewichter gesündigt haben, denn er ist aus Gott! Der Spruch, unter dem ich fröhlich segle, heißt: „Was liegt an mir!" Und ich komme nicht zu kurz dabei, das ist das Wunderbare!

(Sprüchwörtermuhme.)

Amerikanische Kochschulen. Der Kochunterricht in öffentlichen Schulen findet auch in Amerika immer mehr Eingang. So wird z. B. in der Hochschule der Stadt Washington den Mädchen Unterricht im Kochen und Backen ertheilt. Ein Korrespondent der „Westl. Post" jedoch, der die Sache geprüft, scheint von der Art und Weise, wie dies geschieht, nicht sonderlich erbaut zu sein. Wir entnehmen seinem diesbezüglichen Berichte folgende Stellen: „Man glaubt durch den Unterricht im Kochen oder Backen bessere Hausfrauen und durch den in allgemeinen Handarbeiten bessere Handwerker 2c. heranziehen zu können. Es ist traurig, daß die Nothwendigkeit solcher Unterweisung in den öffentlichen Schulen zu bestehen scheint, denn die Mädchen sollten zu Hause in den Hausarbeiten und die Jungens in der Lehre in den Handwerken unterwiesen werden. Die Frage ist nun, ob der Unterricht das thut, was man von ihm verlangt und erwartet. Um dies zu ergründen, begab ich mich nach der Hochschule und sah mir diesen neuen Unterricht einmal an.

„Die Mädchen der Hochschule nehmen natürlich ausnahmsweise am Unterrichte in der wichtigen Kochkunst Theil. Sie sind in Klassen von fünfzehn eingetheilt, deren jede eine Stunde Unterricht per Woche erhält, also wenig genug. Jedes junge Mädchen hat ihre große weiße Küchenschürze und Haube und ein Buch, in das sie alle verschiedenen Recepte und andere Mittheilungen notirt. Als ich dort war, saßen alle fünfzehn Mädchen einer Klasse um einen Tisch, an dessen Ende die Lehrerin stand. Eines der Mädchen war gerade mit dem Kneten von Brod beschäftigt, und die Lehrerin hielt einen Vortrag über Mehl, Hefe, die chemischen Verwandlungen des Mehls, welche die Hefe verursacht 2c., und zwischen hinein machte sie auf die Fehler im Kneten aufmerksam, welche das damit beschäftigte Mädchen beging. Dann knetete eine Andere, die wieder von einer Dritten abgelöst wurde 2c. Die Lehrerin docirte sehr weise über Backsoda und andere solche Artikel und die Mädels machten Notizen darüber.

„Mir wurde erzählt, daß das Brod noch jedesmal ausgezeichnet gerathen sei, ebenso Biscuits und anderes Gebäck. Den Mädels machte die Geschichte ohne Frage riesigen Spaß und sie mischten und kneteten mit wahrer Wollust. Aber man sagte mir auch, daß sie sämmtlich nichts vom Geschirrwaschen, Aufräumen und Putzen wissen wollen. Das Programm ist, daß jedes Mädchen in einem Jahre 35 Lektionen erhalten soll, die Brod- und Kuchenbacken, das Kochen von Suppen und einfachen Gemüsen und das Braten und Rösten umfassen sollen. Zum Backen wird auch die Zubereitung von Puddings, Pies und anderen Desserts gerechnet. Natürlich wird die meiste Aufmerksamkeit auf das Backen gerichtet, denn das Kochen wird nach ein und derselben Methode besorgt, besonders das der Gemüse, die in Salzwasser abgekocht, gewürzt und gebuttert werden; ächt amerikanische Küche.

„Was können die Mädchen nun dabei lernen? Absolut nichts, was sie nicht viel besser und viel schneller und leichter zu Hause lernen könnten, wenn ihnen darum zu thun wäre, die edle Kochkunst überhaupt zu meistern. Der Besuch dieser Kochschule hat auf mich den Eindruck eines ächt amerikanischen Humbugs gemacht. Den Mädchen ist's durchaus nicht darum zu thun, sich für die Küche auszubilden, denn das beweist schon ihr Widerwillen gegen das Reinigen der Töpfe, das Waschen der Teller 2c. Sie treiben nur Allotria mit dem Unterrichte, und was sie heute lernen, das haben sie morgen schon wieder vergessen.

„Es wäre ja ganz gut, wenn den großen Mädchen, die schon etwas von der Kochkunst verstehen, d. h. sich zu Hause in der Küche nützlich gemacht haben, gelehrt würde, Speisen schmackhafter, verdaulicher und sparsamer zu bereiten, als sie es gelernt haben; aber Mädchen, die absolut nichts vom Kochen wissen, in der Art und Weise zu Köchinnen ausbilden zu wollen, ist ein absurdes Unternehmen. In den wenigen Stunden können sie nie und nimmer die Handgriffe der Kochkunst lernen und auch in der Küche ist „alle Theorie grau." An Kochbüchern und Rezepten fehlt's nicht in Amerika, wohl aber an der praktischen Fertigkeit, gute Gerichte nach guten Rezepten herzustellen. Dieser Unterricht im Kochen, wie in der Schule ertheilt, wird den jungen Mädchen den Geschmack an der wirklichen Küchenarbeit wohl nur noch mehr verleiden, als es leider schon der Fall ist, und anstatt dadurch bessere Hausfrauen heranzubilden, wird er die entgegengesetzte Wirkung haben."

Was man die Töchter lehren soll. Bei einer geselligen Zusammenkunft stellte Jemand die Frage: „Was soll ich meine Tochter lehren?" Die darauf eingehändigten Antworten lauteten wie folgt:

Lehre sie, daß hundert Cents einen Dollar machen.

Lehre sie in der Wohnung Ordnung halten.

Lehre sie, „Nein!" zu sagen und es zu meinen, oder „Ja!" und dabei zu beharren.

Lehre sie, ein Kattunkleid und zwar mit königlicher Anmuth zu tragen.

Lehre sie Knöpfe annähen, Strümpfe stopfen und Handschuhe flicken.

Lehre sie Blumen pflegen und Küchengarten bebauen.

Lehre sie, bei ihrer Kleidung auf Gesundheit und Behaglichkeit, nicht blos auf das Aussehen zu achten.

Lehre sie, ihr Zimmer zum schönsten des Hauses zu machen.

Lehre sie, sich von leichtsinnigen jungen Männern fern zu halten.

Lehre sie, bei der Wahl ihrer Gesellschafter auf gute Sitten und Gewohnheiten, nicht auf Geld und guten Schein zu sehen.

Lehre sie die gute alte Regel „Einen Platz für jedes Ding und jedes Ding an seinen Platz" befolgen.

Lehre sie, daß Musik, Zeichnen und Malen wirklich schöne Hauskünste sind, die nicht vernachlässigt werden sollten, wenn man Zeit und Geld dafür hat.

Lehre sie die bedeutungsvolle Wahrheit: Je mehr sie innerhalb ihres Einkommens lebt, desto weiter wird sie vom Armenhause hinwegrücken.

Lehre sie, daß ein fleißiger, nüchterner Handwerker,

Bauer, Ladendiener oder Schulmeister ohne Geld mehr werth ist, als vierzig Zierbengel, die von ihren Eltern und Verwandten leben.

Lehre sie, jede Gelegenheit zum Lesen zu benutzen und die Bücher zu wählen, die ihr die nützlichste und praktischste Belehrung geben, damit sie während ihrer Schulzeit und später zu Hause wirklichen Fortschritt machen kann.

Lehre sie, daß das gewohnheitsmäßige Lesen von Romanen und Liebes-Geschichten die Phantasie überreizt, das Gedächtniß schwächt und den Geist für wahre Bildung unempfänglich macht.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Unsere eigene Schuld. Die Welt erscheint uns Menschen gerade in dem Lichte, in welchem wir sie betrachten. Glauben wir in den Blicken und Handlungen Anderer nur Unfreundlichkeit und schnöde Selbstsucht zu finden, so wirkt naturgemäß eine solche Betrachtung verstimmend und störend auf die Harmonie unserer Seele. Fortwährender Aerger und Verdruß wird unser Leben und Wesen verdüstern. Die Menschen werden uns meiden, unsere Lebensaufgabe wird nur mangelhaft und theilweise erfüllt werden. Wie ganz anders ist es, wenn Herz und Gemüth empfänglich sind, sowohl für die geoffenbarte Güte eines allweisen Gottes, wie für die Freundlichkeit und das Wohlwollen derer, mit denen wir in Berührung kommen. Frohsinn und Heiterkeit strahlt dann aus unserem Auge, Ruhe und Friede wird im Herzen wohnen, und Liebe und Freundlichkeit unser ganzes Wesen beherrschen. Müssen wir dann die Welt verlassen, so können wir von ihr scheiden im Bewußtsein, daß wir zum Heil und Segen für uns und Andere gelebt haben.

So hängt also die ganze Schönheit und Annehmlichkeit dieses Lebens davon ab, wie wir die Dinge dieser Welt betrachten. Wähnen wir nur der Fußball eines blinden Schicksals zu sein oder, daß Unglück und Fehlschlag doch das Ende aller unserer Unternehmungen sei, warum also noch weitere Anstrengungen machen? es ist ja doch umsonst —, hat sich der Strom unserer Gedanken einmal so weit verirrt, dann haben wir uns selbst in der Schlinge unserer Thorheiten gefangen.

Gewöhnlich sind die schwersten Prüfungen die, welche wir selbst über uns bringen, in denen die Stimme des anklagenden Gewissens wie ein unheimlicher Schatten uns verfolgt. Wie leicht und frei fühlt unser Herz in einem Unglück, wenn es sich frei von Schuld weiß und sagen kann: Wäre es nicht um Jenes Sünde willen, so wäre ich nicht gefallen.

Wenn wir mit finstern Mienen und eisiger Kälte unseren Mitmenschen begegnen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns Gleiches widerfährt. Oder haben wir in Tagen des Glücks Hülfesuchende hart und herzlos von unserer Thür gewiesen, so mag sich dieses Blatt auch einmal wenden, und wie werden wir es dann wagen können, bedürftig und bittend zu ihnen zu kommen? Wenn wir in dieser Welt uns keine Freunde erwerben und erhalten, dann ist es nicht die Schuld Anderer, sondern unsere eigene.

In gleicher Weise sind wir verantwortlich, wenn wir aus unseren Umständen, und seien sie so unangenehm wie sie wollen, nicht das Beste für uns ziehen. Je mehr sich unser Inneres gegen sie auflehnt, desto mehr wird der Friede unseres und des Lebens derer, die uns umgeben, gestört. Versäumen wir, die heilsame Züchtigung anzunehmen, und werden weder geläutert noch gestärkt durch sie, dann wird sicher nicht in Gottes Gnadenführung, sondern vielmehr in uns selbst ein verborgener Fehler zu suchen sein.

Wenn es unsere Schuld ist, daß wir Sünder sind, warum sündigen wir? Haben wir unseren Einfluß über Andere verloren, oder erweisen sich unsere Versuche, sie auf den guten Weg zu führen, als nutzlos, so ist doch nicht die geringste Ursache vorhanden, die uns veranlassen könnte, unsere eigenen Fehler nicht abzulegen und uns zu reinigen von allen todten Werken des Fleisches und des Geistes.

Wie du deine Schüler in deiner Klasse behalten kannst. Wir geben hiermit sechs gute Regeln, die sich noch immer und überall als probat erwiesen haben:

1. Sei selber da. Eine Klasse, wo der Lehrer nicht gegenwärtig ist, geht bald auseinander. Zeige mir eine Klasse ohne ihren Lehrer, und ich kann dir bald einen Lehrer zeigen ohne seine Klasse. Deßhalb nimm immer deinen Platz ein.

2. Mache dich gründlich bekannt mit deiner Lektion. Wenn man Andere anziehen und befestigen will, muß man selber Anziehungskraft und Festigkeit haben. Ein Magnet ohne Magnetismus übt keine Kraft aus. Ein Lehrer mit leerem Kopf und Herzen wird bald auch leere Sitze vor sich haben.

3. Gewinne deine Schüler, indem du ihre Eltern gewinnst. Besuche sie in ihren Wohnungen. Wenn du den Eltern zeigst, daß du dich für ihre Kinder interessirst, so werden die Eltern mit ihrem Einfluß dich unterstützen.

4. Habe ein Interesse in dem Wohlergehen deiner Schüler. Gib ihnen freundlichen Rath in den mancherlei Angelegenheiten ihres Lebens. Sei ihnen behülflich, wo und wie du kannst. Beweise deine Liebe durch die That. Bekräftige deine Worte mit Werken.

5. Bete viel und ernstlich für deine Klasse. Richte dein ganzes Streben darauf, sie zu Christo zu führen. Je frömmer Lehrer und Schüler sind, desto inniger werden sie mit einander verbunden sein. Nichts verbindet fester, als ernstes Gebet für einander. Der bekehrte Schüler ist auch der beste Schüler.

6. Diene Gott mit aller Treue und dann überlasse ihm den Erfolg. Thue Alles was du kannst. Thue es allein zu Gottes Ehre. Laß die eigene Persönlichkeit in den Hintergrund gedrängt werden. Deine Schüler werden bald ausfinden, in welchem Geiste du arbeitest und Gott wird verherrlicht werden.

„Me sött.“ Das ist ein Wort, das ich nicht leiden mag. So unschuldig es auch klingt, es ist eine jener Redensarten, bei denen absolut nichts herauskommt, ein Feigenblatt, um seine Blöße zu decken, ein blinder Schuß, der nur knallt, aber nicht trifft.

Es handelt sich um ein gutes Werk, bei dem man helfen sollte. „Me sött,“ sagt man und rührt doch keinen Finger. — Ein Kind ist ungezogen gewesen, es

verdient, daß man es strafe. „Ja, me sött," aber dabei bleibt's. — Man muß sich selber eingestehen, man sollte fleißiger Gottes Wort lesen und fleißiger zur Kirche kommen. „'S ist wahr, me sött," bekennt man, und ist doch nach wie vor der Gleiche. — Das Fluchen und Schwören ist doch eine wüste Sache und ziemt sich für einen gebildeten Menschen, für einen Christen nicht. „Me sött nit," sagt man, und läßt sich doch beim nächsten Anlaß wieder fort reißen. — Aus einem Buche, aus der Predigt, hat man eine gute Anregung empfangen, das Gewissen regt sich. „Me sött," damit geht man heim und läßt Alles im Alten.

Woher kommt das? fragst du. Ich will dir's sagen. So lange du mit dem unbestimmten „man" fichtest, ist's gefehlt. Wer ist der „man?" Hans und Benz und Vreni und Lisi, alle Welt in ein Band zusammen genommen. Mein Lieber, ist es dir mit etwas Ernst, so fange mit dir selber an und sage: „ich," ich sollte, ich habe die Pflicht, ich soll das thun oder nicht thun. Der verlorene Sohn sagte nicht: „me sött," damit wäre er sein Lebtag nie heimgekommen, sondern er sagte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und sagen: Vater, ich habe gesündigt" u. s. w.

Dann lautet auch das „sött" und das „sollte" gar sehr unbestimmt und eine Menge von „wenn" und von „aber" hängen sich daran. Es heißt in den göttlichen Geboten nicht: „Du solltest nicht tödten, du solltest eigentlich nicht ehebrechen, nicht stehlen," sondern sehr bestimmt lautet es: du sollst, du sollst nicht! Dem entsprechend muß es auch bei uns heißen, wenn wir etwas als unsere Pflicht erkennen: ich soll, und weiter mit rechtem Ernst: ich will, und endlich ich kann, mit Gottes Hülfe.

Darum, lieber Christ, hast du Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, deinen Mitmenschen zu helfen und zu dienen, so sage nicht mehr halbherzig: „me sött," sondern vielmehr: ich soll, und gern will ich es auch thun. — Zeige deinem Kinde auch nicht bloß so von ferne die Ruthe mit einem lauten „me sött;" mach' Ernst mit einem dezitirten: „Ich will's so haben," und der Gehorsam wird schon kommen. — Hast du einmal erkannt, daß Fluchen eines Christen unwürdig, eine Entheiligung des Namen Gottes ist, so werde aus dem „me sött nit" ein entschiedenes ich darf nicht, ich will nicht mehr! Und so bei Allem, wozu dein Gewissen dich treibt und was Gottes Wort dich heißt, mache einmal Ernst damit, laß es dir gesagt sein, und statt des unbestimmten und allgemeinen „me sött," sprich frisch und frei: „Ich soll und ich will, hilf mir, o Gott, daß ich's auch thue!"

(Aus dem Saemann.)

Ist dein Signal-Licht recht? Dort bei jener kleinen Station sehe ich einen Mann in der Dämmerung des Abends auf einer Leiter hinauf steigen, um die Bahn zu überschauen und das Signal-Licht auszuhängen. Ist Alles in Ordnung, wenn der Zug heranbraust, so wird das Licht grün sein, ist aber Gefahr vorhanden, so wird ein rothes Signal dem wachsamen Zugführer entgegenleuchten.

Welch' ein Unglück aber würde entstehen, wenn dem heranrasenden Zug ein verkehrtes Signal gegeben würde! Der Mann auf der Leiter schaut prüfend hin und her; er ist sehr vorsichtig, denn er kennt die Wichtigkeit seiner Aufgabe. Da kommen einige Landstreicher der Bahn entlang, die rufen ihm spottend zu: „Was sitzest du da oben? es ist Alles in Ordnung!" Der Mann auf der Leiter hat aber kein Ohr für sie, er schaut nur um so ernster um sich. Da kommt auch noch ein Freund zu ihm, der das spannende Interesse des Mannes auf der Leiter nicht begreifen kann und ruft ihm zu, herabzukommen, um eine freundliche Unterhaltung zu pflegen. Der Mann auf der Leiter schenkt ihm aber kein Gehör, er ist mit seinen Signal-Lichtern beschäftigt.

Horch! Da donnert der Abend-Expreßzug heran. Alles in Ordnung, sagt das Signal, und der Zug saust vorbei. Nun steigt der Mann von der Leiter herab.

Lehrer! Wie steht es mit deinem Signal-Licht? Die Nacht der Prüfung für deine Schüler wird kommen. Ist dein Unterricht entsprechend? Hältst du ihnen Jesum Christum, den Gekreuzigten, ernstlich vor? Was, wenn Gefahr vorhanden wäre, und du warntest sie nicht. Wie, wenn dein Signal-Licht verkehrt wäre?

Hole die Leiter, steig' hinauf und prüfe dein Signal. Die alte Jakobsleiter, die Leiter des Gebets, die mußt du nehmen und also prüfend dein Leben, deine Lehren, dein Beispiel überschauen. Halte dich nahe zu Gott, während du diese Selbstprüfung anstellst. Mögen die Leute dich verachten und verspotten, bleibe auf der Leiter, bringe deine Lichter in Ordnung, werde nicht gleichgültig, deine Schüler schauen auf dich. Bald wird der Zug heranbrausen, möge dein Signal-Licht in Ordnung sein.

Im Schatten.

Napoleon III. hat in seinem Leben einmal ein Wort gesagt, für das wir Deutsche ihm dankbar sein müssen. Der elsässische Graf Eckbrecht Dürkheim theilt es in seinen jüngst bei Metzler in Stuttgart erschienenen, interessanten Erinnerungen mit. Dieser Graf Dürkheim ist ein Enkel von Goethe's Lili. Er war früher in französischem Dienst, schon unter Louis Philipp. Die Republik von 1848 setzte den Grafen ab. Sobald aber Napoleon Präsident wurde, stellte er den Grafen wieder an. Als dann Napoleon als Präsident in's Elsaß kam, behandelte er den Grafen, den er schon in Ham als Gefangener kennen gelernt hatte, sehr achtungsvoll. In einer vertraulichen Unterredung, erzählt Dürkheim, gab Napoleon damals bereits verständliche Andeutungen über den unvermeidlichen Zwiespalt mit der National-Versammlung, dem er entgegengehe, und setzte im Fortgang der Reise, auf der Dürkheim als Präfect ihn begleitete, den Austausch in deutscher Sprache fort, in der er auch stets die Landleute anredete. Napoleon hatte als Knabe bekanntlich das Gymnasium in Augsburg besucht und sprach das Deutsche geläufig. Als Napoleon's Sekretär Mocquard, den es ärgerte, nichts von der deutschen Unterredung zu verstehen, sich erlaubte, dem Prinzen zu sagen, Voltaire habe die deutsche Sprache la langue des chevaux, d. h. Pferde-

sprache genannt, erwiderte Napoleon: "Voltaire était un grand sot en disant cela, comme tous ceux qui se mêlent de parler des choses qu'ils ignorent." Das heißt auf gut Deutsch: „Voltaire war ein großer Esel, als er das sagte, wie alle die Esel sind, die sich anmaßen über Dinge zu sprechen, von denen sie nichts verstehen!"

Gewiß, Louis Napoleon hat in seinem Leben vielmals gelogen, aber da hat er einmal die Wahrheit ganz und voll gesagt, was um so höher anzuschlagen ist, als er damit einem Abgott der Franzosen eine wohlverdiente Ohrfeige gab.

Wie Einer ausgestopft werden sollte. (Eine wahre Geschichte.) Katharina II., Kaiserin von Rußland, hatte einen kleinen englischen Hund, in welchen sie ganz vernarrt war. Sie hatte ihn Suderland genannt, so hieß nämlich der Mann, der ihr den Hund geschenkt hatte. Als der Hund starb, wollte sie sich durchaus nicht von dem Thiere trennen, konnte sie es nicht länger lebendig um sich haben, so sollte es doch wenigstens ausgestopft um sie sein.

Das Haupt der Polizei war damals Reliew. Die Kaiserin setzte das größte Vertrauen in ihn. Dieser Mann war mit einem englischen Banquier auf's innigste befreundet, welcher hieß, wie der Hund geheißen, Suderland.

Eines Tages kommt ein Diener in Herrn Suderland's Zimmer gestürzt, keuchend vor Angst berichtet er, das Haus sei von Polizeidienern umringt und Reliew verlange sofort Einlaß.

Bleich und verstört tritt der Polizeichef ein.

„Mein lieber Suderland," hebt er an, „wie soll, wie kann ich sagen, was mich zu dir führt. Ihre Majestät hat mir einen Befehl ertheilt, einen gräßlichen Befehl. Womit hast du denn den Zorn der Kaiserin herausgefordert?"

„Ich, ich?" stammelte der entsetzte Freund, „ich bin mir keines Vergehens bewußt. Wie lautet der Befehl?"

„Ich vermag es nicht zu sagen. Mir entsinkt das Herz. Entsetzlich!"

„Soll mir Hab und Gut genommen werden?"

„Das könntest du wieder erwerben."

„Soll ich in die Verbannung? Gar nach Sibirien?"

„Auch aus Sibirien kann man zurückkommen."

„Fordert sie mein Leben?" schrie der Banquier. „Wessen beschuldigt sie mich?"

„Nun wohl," sprach der Beamte mit bebender Stimme, „die gnädige Kaiserin hat befohlen — dich ausstopfen zu lassen."

„Mich ausstopfen lassen? Mensch, bist du von Sinnen, oder hat die Kaiserin den Verstand verloren?"

„Das ist der Befehl," erwiderte Reliew. „Ich machte Ihre Majestät auf das Barbarische des Befehls aufmerksam, da fuhr sie mich an, ich solle sofort thun, was mir geheißen."

Eine Stunde wurde dem Unglücklichen gewährt, sich auf den Tod vorzubereiten. In der Angst schrieb er an den französischen Gesandten, der ihm befreundet war. Der glaubte, Reliew sei verrückt geworden, schleunigst eilte er zur Kaiserin. Er erzählte, was sich zugetragen und zeigte den Brief Suderlands.

Die Kaiserin war entrüstet und bat den Gesandten zu eilen, damit der Unglückliche gerettet werde. Und es war hohe Zeit, denn schon war dieser zur Akademie der Medizin geschleppt worden, um dort das schreckliche Urtheil an sich vollstrecken zu lassen. Als der Gesandte darauf zur Kaiserin zurückkam, empfing sie ihn mit schallendem Gelächter.

„Das Ganze ist ein Mißverständniß," lachte sie. „Ich befahl Reliew, er sollte mir den Suderland ausstopfen lassen, ich meinte aber meinen Hund, der mir gestern gestorben ist. Hah, hah, wie der Mensch mich anglotzte. Ich dachte, er halte diesen Befehl für unter seiner Würde, darum fuhr ich ihn so barsch an."

Ein kleines Mißverständniß, welch' ein großes Unheil kann daraus entstehen.



Schullehrer: „Kinder, daß unsere Erde ajne runde Gestolt hot, ist ajne onerkonnte Soche, und wer dos nicht glaubt, dem soll man glaich fünfundzwanzig hint' hinauf geben; ober es gibt auch noch ondere Bewajse dofür!"

Ditto Frau St. „Meine Liebe," sagte Herr Strammann zu seiner Frau eines Morgens, als er sich aufmachte, in die Stadt zu gehen, „heute ist Freimaurertag für uns, und da ich der Versammlung des General-Groß-Concil der hohen und auserwählten Meister beizuwohnen habe, so werde ich nicht heimkommen zum Mittagessen; vielleicht komme ich auch nicht vor Abend zurück; sei deshalb nicht besorgt wegen meiner Abwesenheit. Wir werden sehr beschäftigt sein, denke dir, meine Liebe."

„O, ihr werdet, werdet ihr?" antwortete Frau Stramman etwas warm. „Das General-Groß-Concil der hohen und auserwählten Meister ist es? Und du wirst fort sein bis spät?"

„Jawohl, meine Liebe," antwortete er sanft.

„Du meinst früh," schnappte sie zurück. „Gut, geh nur; aber laß mich dir sagen, Stramman, hier im



Hause ist ein auserwähltes Groß-Concil der hohen und auserwählten Meisterinnen-Rechte und ich bin die M. P. G. G. M. und die V. G. D. M. und alles Uebrige der Versammlung, und du kommst nächste Nacht um 3 Uhr, und fumbelst mit deinem Uhrschlüssel am Nachtriegel herum, versuchend die Uhr aufzuziehen, wie du einmal gethan hast, dann werde ich dir die Thür der Halle öffnen mit einem Groß-Capitel über Frauenrechte, daß du fühlen sollst, als hättest du einen ganzen Monat lang einen Bock geritten. Hörst du's? Jetzt geh, aber laß dir die Festlichkeiten nicht eine Ursache der Erinnerung werden, sonst wirst du's bereuen."

Stramman nahm den Hut und ging stillschweigend, aber nachdenkend fort.

Es machte einen Unterschied. „Soeben war ein Herr hier, um Sie zu sehen, aber er war in der Eile und ging wieder fort." So sagte der Privatsekretär eines Eisenbahn-Präsidenten, als dieser in's Comptoir trat.

„Was war sein Begehren?" war die Frage.

„Ein Frei-Paß nach Chicago."

„Wenn er wieder kommt, geben Sie ihm keinen."

„Ich sehe, er wurde gestern in die Legislatur gewählt."

„O so! Warum sagten Sie das nicht gleich. Laufen Sie ihm doch geschwind nach und finden ihn auf, und sagen Sie ihm, ich will gerne seiner ganzen Familie einen Freipaß nach San Francisco geben.

Die Reihe ist jetzt an ihm. „Da, Frau, wir sind am Bettelstabe, oder doch nahe so," sagte der Mann in's Haus tretend und aufgeregt die Zeitung auf den Tisch werfend.

„Wieso? Was gibt's? fragte seine Frau betroffen.

„Die Mechanics Bank ist gebrochen und wir hatten dort viertausend Dollars deponirt."

„Aber, Richard," sagte sie, nachdem sie den Artikel gelesen, „der Bankpräsident sagt, er hofft alle Depositoren in voll auszebahlen zu können."

„Und sagte ich nicht gerade dasselbe zu meinen Creditoren, als ich im Grocerie-Geschäfte fallirte, aber auch nicht Einer nur fünf Cents am Dollar erhielt?" erwiderte er mit schwerem Seufzen.

Wie man in Zanzibar ißt. Die Araber haben eine kuriose Art und Weise zu essen. Ihrer Fünfe setzen sich um eine große Schüssel mit Reis, auf dem ein fertiges Huhn liegt. Viere von ihnen ergreifen mit den Fingern je einen Flügel oder Bein, reißen mit einem Ruck das Ganze auseinander und lassen dem Fünften den Rumpf. Dann wird der Reis mit der Hand aus der Schüssel geholt und mit einem eigenthümlichen Schwung des Arms in den offenen Mund geworfen. Eins der Zeichen von Gastfreundschaft gegen einen Fremden besteht darin, daß der Häuptling am Tische einen Klumpen Reis zwischen den Händen zu einem Ball rollt und dann denselben in den weit aufgesperrten Mund des Gastes wirft. Diese Höflichkeit wurde einst mir selbst erwiesen, da ich aber noch nicht geübt war in der Kunst, Reisbälle mit dem Munde zu fangen und zu verschlucken, so war die Wirkung eine ganz andere, als mein Gastgeber erwartete, denn abgesehen, daß ich beinahe erstickte, blies ich durch Husten die Reiskörner auf eine Weise über den Tisch, daß selbst diese sonst ernsten Araber in ein überlautes Gelächter ausbrachen. Aber es war der erste und letzte Versuch, den man mit mir anstellte.


Nicht schön; aber doch stilvoll, wie so Manches heut zu Tage!

Nach Noten. Der Deutsche kann bekanntlich nicht nur nach Noten singen, spielen und tanzen, sondern auch zuhauen, essen, laufen, schimpfen 2c. Die Volksvorstellung mag jetzt bei Ausdrücken wie: „er schimpfte nach Noten," „er riß aus nach Noten" u. a. allerdings an die musikalischen Noten anknüpfen und beim „Schimpfen nach Noten" etwa an ein Schimpfen denken, das so sicher und geläufig von Statten geht, das so wenig stockt wie das Lied eines Sängers, der die Noten vor sich hat. Aber da die Redensart besonders in Kreisen heimisch ist, die mit Musiknoten wenig oder nichts zu thun haben, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ihren Ursprung von einem derartigen Vergleich genommen habe. Vielmehr lebt in diesen Redensarten eine altdeutsche Ausdrucksweise fort, die aus der neuhochdeutschen Schriftsprache verschwunden ist. Zur Steigerung eines Ausdruckes benutzte man im Altdeutschen die adverbialen Ausdrücke „mit nôti" oder „bî nôti" in der Bedeutung unsers „sehr, heftig, gewaltig." Ebenso benutzte man im Mittelhochdeutschen das Adverbium „genôte" = eifrig, angelegentlich. Am bezeichnendsten könnte man diese Ausdrücke übersetzen durch: in einem Grade, wie ihn die Noth gebot. Im Nibelungenliede wird erzählt, wie Dankwart mit seinen Knechten von Blödel, dem Bruder Etzels, und seinen Hunnen überfallen wird. Nachdem alle Knechte Dankwarts erschlagen sind, heißt es im Liede weiter: „Diu swert genôte vielen ûf sîn emes lîp," d. i. die Schwerter der Hunnen fielen gewaltig auf Dankwarts Leib, in einer Weise, wie es die Noth der tapferen Vertheidigung Dankwarts gegenüber gebot. In scherzhafter Uebertragung aber könnte der Satz lauten: Die Hunnen schlugen mit ihren Schwertern nach Noten auf den einzig übriggebliebenen Dankwart los. Wo im Nibelungenliede berichtet wird, daß Hagen, um die Weissagung der Wasserfrauen zu nichte zu machen, einen Kaplan ins Wasser geworfen, daß der Kaplan aber schwimmend das Ufer glücklich erreicht habe, da heißt es: „der pfaffe swam genôte," d. h. er schwamm eifrig, so wie es die Noth, in der er sich befand, erheischte. „Nach

Noten davanlaufen" würde also eigentlich heißen: so schnell laufen, als es die Noth erfordert, der man entlaufen will. Wie wir jetzt von einem Fleißigen sagen würden: er lernte nach Noten, so erzählt Gottfried von Straßburg von Isolden: „diu lernte ie genôte die buoch unde seitenspil."

Quinine von Gas-Theer. Die Chemie hat kürzlich wieder einen neuen Beitrag zur Wissenschaft geliefert durch die Entdeckung des Quinines in Gastheer. Dem Professor Fischer in München ist es gelungen, von destillirter Kohle ein weißes crystallisches Pulver zu gewinnen, das infolge seiner Wirkung auf den menschlichen Körper nicht von Quinin zu unterscheiden ist, ausgenommen, daß es sich schneller mit dem Magen assimilirt. Seine Wirkung im Reduciren der Fieberhitze wird als außerordentlich bezeichnet und soll selbst die Anwendung des Eises unnöthig machen. Aber die Wichtigkeit der Entdeckung geht um so weiter, indem sie einen frischen Antrieb zum weiteren Forschen gibt.

„Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht."
Göthe.

Was immer birgt vergangner Tage Schrein,
Nicht rückwärts will ich meine Blicke wenden,
Ins volle Leben greif' ich frisch hinein
Und eine Frucht soll jeder Tag mir spenden,
Ich raste nicht, bis ich den Lauf vollbracht;
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht.

Der fernen Heimath streb' ich freudig zu,
Voll Hoffnung, daß ich sie erreichen werde;
In ihr erst winkt dem Wandrer süße Ruh,
Denn nur ein Fremdling bin ich dir, o Erde,
Und jubeln will ich, wenn mein Lauf vollbracht:
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht.

Julius Sturm.

Aus der Zeit.

Ueber Kaiser Wilhelm's Tod haben die amerikanischen Tageszeitungen fast gleichzeitig mit denen in Deutschland ausführliche Berichte gebracht. Doch ist es immerhin ergreifend, zu hören, was man draußen über diesen Heimgang sagt, und einzelne Scenen ausführlicher geschildert zu sehen; so z. B. schreibt Rev. H. Mann aus Kaiserslautern, Rheinpfalz:

Das war eine Trauerbotschaft, die Herz und Gemüth unseres Volks ergriff, wie es seit Jahrhunderten nicht geschehen ist. Wir waren so daran gewöhnt, von Kaiser Wilhelm zu reden, das deutsche Reich uns nicht ohne ihn zu denken, daß es noch lange dauern wird, bis wir uns in den Verlust hineingefunden haben. Als er neunzig Jahre alt war, wünschten Tausende, daß er 100 Jahre alt werden möchte und trugen sich mit der stillen Hoffnung, Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Und nun hat er nicht einmal das 91ste Lebensjahr erreicht, es fehlen noch 13 Tage. Wir hatten fast vergessen, daß „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren und sinken wieder in den Staub!"

Der Verlust erschiene uns nicht so groß und wäre nicht so herb, wenn des Kaiser Wilhelms einziger Sohn nicht schon seit Monaten schwer erkrankt und die Aussicht auf völlige Genesung sehr schwach wäre. Zudem war Kaiser Wilhelm ein Fürst, ein Held, ein Landesvater, wie es wenige gibt. Kaiser Wilhelm war — und das fällt bei allen Gotteskindern schwer in die Wagschale—ein Christ.

Wir wollen nicht zu viel aus ihm machen. Man hat ihn als Licht der Nationen gepriesen, man hat ihn mit Kaiser Karl dem Großen verglichen, und man hat gesagt: „Seinesgleichen ist nicht gewesen auf Erden." Zürnen wir denen nicht, die als Menschen vielleicht etwas zu viel sagen. Gott weiß es, unser Verlust ist groß. Wir sehen ihn, wie er 1870 am Tage vor seiner Abreise von Berlin auf den Kriegsschauplatz, das Mausoleum zu Charlottenburg, das Grab seiner in Gott ruhenden Eltern aufsucht, und dort stille betet, wie er dort am Abend, nach heißer Schlacht bei Gravelotte auf einer Wagenleiter sitzend, die zum Theil auf einem todten Pferde und einer Kiste aufliegt, die Meldung des glänzenden Sieges durch Moltke empfängt; wir sehen ihn, wie er als Greis die Beschwerden des Krieges Monate lang mitmacht, und seine Truppen von Sieg zu Sieg führt, wie er als König von Preußen auszog, als Kaiser von Deutschland wiederkommt, wie er bei all'dem demüthig bleibt und in Allem Gott die Ehre gibt, weit entfernt von aller Selbstüberhebung; wie er dann seinen Lebensabend verwendet, um unserem Volke den köstlichen Landesfrieden zu erhalten und als Freund der Arbeiter die bestmögliche Lösung der sozialen Frage vornimmt, wie er selbst arbeitet, Tag für Tag, bis in die späte Nacht hinein, ja bis er stirbt, und wie er noch auf dem Sterbebette seinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, Anweisung gibt wie der Frieden zu erhalten sei.

Wie Kaiser Wilhelm mit seinem christlichen Bekenntnisse im Leben kein Hehl machte, so war das theure Gotteswort auch in seinem Sterben sein Trost und seine Zuflucht. Wie Kaiser Wilhelm starb: Donnerstag (8. März 1888), Abends 5 Uhr, trat sein Seelsorger, Oberhofprediger Dr. Kögel, an das Krankenbett der Kaisers und nach einem kurzen Wort der Begrüßung, worin er von der betenden Theilnahme des ganzen Volkes sprach, sagte er dem Sterbenden das Psalmwort 23, 4 vor: „Ob ich schon wanderte im finsteren Thale, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich." Dann Jes. 54, 10: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr dein Erbarmer." Und Jes. 43, 1: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein." Beide Male antwortete der Kaiser mit der Zustimmung: „Das ist schön!" Als der Geistliche fortfuhr: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben," da bestätigte der Kaiser: „Das ist richtig!" Sprüche, die im Laufe des Abends dem Kranken zugerufen wurden, waren: Jes. 14, 27; Röm. 5, 1; Matth. 28, 20; 1 Joh. 1. 7; Joh. 1, 29; Röm. 14, 7—9. Es folgten auch einige Liederverse. Bei dem Spruche: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen", fragte die Frau Großherzogin von Baden ihren Vater, ob er es verstanden habe. Er bejahte es und wiederholte die Worte vernehmlich: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen."

In einer Pause sagte der Kaiser, unveranlaßt, von sich aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen." Dann hielt er noch eine fast eine Viertelstunde dauernde Ansprache an die Umstehenden, besonders an den Prinzen Wilhelm. Als seine besorgte Tochter, die Großherzogin von Baden, zu ihm sagte: „Aber liebster Vater, du regst dich zu viel auf, du bist wohl müde und mußt dich jetzt wieder zur Ruhe legen," antwortete der sterbende Heldenkaiser: „Ich habe jetzt keine Zeit müde zu sein." Von Mitternacht an verschlimmerte sich das Befinden des Kaisers und um 3 Uhr traten Erscheinungen ein, die sein baldiges Abscheiden befürchten ließen. In der Nacht soll er mit vernehmbarer Stimme noch einmal gesagt haben: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren."

Das darauf folgende Vaterunser, das Dr. Kögel betete, sprach die Kaiserin laut mit. Als der Geistliche mit dem 27. Psalm Vers 1 begann: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?" und die Frau Großherzogin die Frage an den Kaiser richtete: „Papa, hast du es verstanden?" gab er zur Antwort: „Es war schön."

Die Großherzogin fragte hierauf: „Weißt du, daß Mama an deinem Bette sitzt, und dir die Hand hält?" Da schlug er sein Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er das Auge, um es nicht wieder zu öffnen. Der letzte Blick galt der Kaiserin.

Als sich die Zeichen des Todes deutlich verkündigten, segnete der Geistliche den Sterbenden ein mit den Worten: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Ziehe hin in Frieden! Es ist noch eine Stufe vorhanden dem Volke Gottes. Vater, in deine Hände befehlen wir seinen Geist. Du hast ihn erlöset, du treuer Gott." Dann, als der letzte Athemzug gethan und das Leben entflohen war, knieete die königliche Familie nieder und Dr. Kögel betete, indem er den dreieinigen Gott für die Treue pries, mit der er den König getragen, erlöst, erworben, gewonnen und geheiligt habe und seinen Hingang zum Heimgang gemacht und ihn zum Segen gesetzt für ganz Preußen und das deutsche Reich. Er schloß mit dem Flehen: Erbarme dich unseres Königshauses, unseres Volkes und Vaterlandes und erfülle auch beim Hinscheiden an dem Kaiser das Wort: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. Amen. Die Glocke hatte kurz zuvor ½9 Uhr geschlagen.

So schied Deutschlands Heldenkaiser aus dem irdischen Leben. Als die Kunde davon durch die Lande tönte, flossen Thränen überall. Besonders ergreifend war es, als Bismarck in der Sitzung des deutschen Reichstags vom 9. März mit thränenerstickter Stimme die amtliche Mittheilung machte, daß Kaiser Wilhelm sein thatenvolles Leben beschlossen habe.

Gerne hätte Kaiser Wilhelm seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der seit Monaten in San Remo weilte, um dort für sein gefährliches Halsleiden Linderung zu finden, noch einmal gesehen. Am Tage vor seinem Abscheiden rief er einmal: „Sohn Fritz nur noch einmal umarmen!" Es war ihm nicht vergönnt. Dieser erhielt die Nachricht von dem Tode seines Vaters, als er mit Dr. Bramann (der die Operation [Kehlkopfschnitt] an ihm vollzog) im Garten der Villa Zirio, die ihm zur Wohnung diente, spazieren ging. Das Telegramm trug die Aufschrift: „An Seine Majestät den deuschen Kaiser Friedrich Wilhelm." Der Kronprinz — nunmehr Kaiser Friedrich —nachdem er die Aufschrift gelesen, legte das Telegramm uneröffnet wieder auf den Teller, auf dem es ihm präsentirt wurde und begann heftig zu weinen. Erst nach geraumer Zeit entschloß er sich von dem erschütternden Inhalt Kenntniß zu nehmen. Dann kam die Kronprinzessin — jetzt Kaiserin — hinzu, die gleichfalls in Thränen ausbrach. Beide zogen sich hierauf in ihre Gemächer zurück, um den Tag über nicht mehr zu erscheinen. Des andern Tages reiste das nunmehrige Kaiserpaar von San Remo ab. Die Aerzte wollten ihn von der Reise zurückhalten; Kaiser Friedrich erklärte aber, lieber unterwegs sterben zu wollen, als jetzt noch in San Remo zu bleiben. Die Reise ging über den Brenner. In San Pier d'Arena (Provinz Genua) begrüßte ihn König Humbert von Italien. Am Sonntag Morgen traf der Kaiser in München ein. In Leipzig begrüßte ihn das preußische Staatsministerium. Der Kaiser umarmte und küßte wiederholt den Fürsten Bismarck. Abends 10¾ Uhr ist das Kaiserpaar wohlbehalten in Charlottenburg eingetroffen, woselbst im königlichen Schlosse Wohnung genommen ward.

Bis in die Seele hinein schmerzlich ergreifend war das erste Wiedersehen Kaiser Friedrichs mit seiner leidenden kaiserlichen Mutter. Die Kaiserin Augusta war zum Abend nach Charlottenburg herausgefahren, da es dem Kaiser von ärztlicher Seite nicht gestattet werden konnte, die Fahrt nach Berlin zu machen. Kaiser Friedrich knieete vor seiner Mutter nieder, legte sein Haupt in ihren Schooß und weinte lange Zeit auf's Bitterste.

Am 13. Juni vorigen Jahres nahm Kaiser Wilhelm von seinem Sohne Abschied, als dieser seine Reise nach England antrat, um sich dort der Kur Dr. Makenzie's zu unterwerfen. Vater und Sohn haben einander nicht mehr gesehen. Gott verleihe ihnen ein seliges Wiedersehen im Himmel.

So ist nun Kaiser Wilhelm nicht mehr bei uns. Die Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes legen wir in die Hände Gottes. Wie heilender Balsam in eine tiefe Wunde geträufelt, ertönt uns das Wort des ewigen Friedensfürsten, des Herrn aller Herren, des Königs aller Könige, der da gibt und der da nimmt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

Ein Blatt aus der Ahnengeschichte Kaiser Wilhelms. In Paris wurde einst am 24. August 1572 der Admiral Coligny ermordet, weil er Protestant, Hugenott und Bibelleser war, sein Leichnam geschändet, sein Name geächtet, seine Familie verbannt. Die Tochter Colignys wird die Gemahlin des großen Oraniers Wilhelm, dessen schweigender Entschlossenheit Niederland sein protestantisches Dasein verdankt, und dieser Oranier, der große Schweiger, wird ebenfalls ermordet. Man denke sich eine Waise, die so verwittwet, eine Wittwe, die so verwaist ist! Und man denke sich, daß ein Prophet in der schwersten Stunde vor sie hingetreten wäre und also gesprochen hätte: „Du armes Weib, in deiner Trauer und in deinen Thränen zage nicht! Dein Mann und dein Vater sind um des Glaubens willen erschlagen, aber schon deine Enkelin soll Zeugin sein, daß Gott der Seinen nicht vergißt. Aus dir soll das Geschlecht kommen, das im Herzen Europas den Glauben deines Vaters und deines Mannes bekennt, und der Kurhut, den dies Geschlecht tragen soll, wird zur Königskrone, und die Königskrone zum Kaiserdiadem werden." Und nun denke man nach, ob der Prophet recht gehabt hätte.

Hundert Jahre — und der große Kurfürst, der Gemahl Luise Henriettes, einer Urenkelin Coligny's, wird der Fürsprecher der Waldenser, der Schirmherr der Hugenotten. Abermals fünfzig Jahre — ein anderer Erbe und Nachkomme wird der Herbergsvater von Tausenden und Abertausenden salzburgischer

Emigranten, wird in seiner Hauptstadt der Pförtner einer Kirche für die verjagten Böhmen, an deren Thür er den Spruch schreibt: „Fürsten sollen deine Pfleger sein." Zweihundert Jahre — und in Friedrich dem Großen ersteht für das in der Gegenreformation zertretene Schlesien ein Helfer. Dreihundert Jahre — und Kaiser Wilhelm, auch ein Enkel und Erbe Colignys, zieht zu den Thoren desselben Paris ein, aus denen man einst den geschändeten Leichnam Colignys hinausgeschleift hat.

Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.

Offene Post.

Das Anerbieten der Buch-Agenten, **acht Nummern** anstatt sechs für den halben Jahrgang zu senden, sollte uns noch manchen Abonnenten zuführen. Sehr Viele, die einen Versuch mit einer Zeitschrift zu machen gedenken, können leichter bewogen werden, für den halben Jahrgang zu unterschreiben als für den ganzen, namentlich, wenn **acht Nummern** offerirt werden.

Kinderfesttag. Sonntagschulen! Versäumt nicht, denselben zu feiern.

Sonntagschüler! Erinnert eure lieben Lehrer und Beamte daran.

So ein ächtes christliches Fest thut Jedem gut.

Wer gearbeitet hat und fleißig gewesen ist, der darf auch dann und wann Festtag haben, und wir setzen voraus, daß alle Sonntagschul-Arbeiter und alle Sonntagschüler fleißig sind.

Programme für den Kinderfesttag werden auch dieses Jahr von unseren Hochschulen ausgesandt werden. Wenigstens wissen wir, daß dies von Berea aus geschieht, und wer solche Programme wünscht, kann sich an Rev. C. Riemenschneider, oder an Rev. P. F. Schneider in Berea, Ohio, wenden.

Die Electrotyp-Platten des neuen Gesangbuches (drei Ausgaben) sind fertig gestellt. Und in wenigen Wochen werden die Gesangbücher in verschiedenen Größen und Einbänden zu haben sein.

Das hundertjährige Jubiläum der Besiedelung Ohios, worüber die Leser einen sehr interessanten Artikel in letzter Nummer finden, ist zugleich das Jubiläum der ersten Besiedelung des sogenannten Nordwestgebietes, aus welchem später die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin und der östliche Theil von Minnesota gebildet worden ist.

Wie viele Melodien wird das neue Gesangbuch enthalten? Im Ganzen, die Segenssprüche eingerechnet — 404. Davon sind 73 Wiederholungen. Somit finden sich 331 verschiedenartige Melodien, darunter alle die alten (Choräle und andere), die sich bewährt haben, und außerdem viele neue. Gewiß — ein reichhaltiger Melodienschatz!

Der in der Mai-Nummer von „Haus und Herd" enthaltene Artikel „Zur Frauenrechtsfrage," von Anna Spörri, ist einer der besten und vernünftigsten, welche ich je gelesen habe. Er beweist, daß die Verfasserin auf der hohen Schule des heiligen Geistes graduirt hat, denn ihr Herz ist ebenso gebildet als ihr Verstand. Es ist wirklich erfrischend, aus dem Munde einer wahrhaft gebildeten Dame solch' treffliche Ansichten über die sociale Stellung und den eigentlichen Wirkungskreis der Frauen zu hören, besonders wenn man sie mit dem albernen Geschwätz über Frauenrechte vergleicht, welches so oft ganze Spalten unserer englischen Zeitungen ausfüllt. Ein großer Theil unserer amerikanischen Frauenwelt scheint in dem blinden Wahn befangen, daß die Frauen überhaupt nicht die ihnen gebührende Stellung einnehmen, und daß sie ihrer socialen und bürgerlichen Rechte beraubt seien. Wie die Arbeiter dieses Landes, so sind auch sie beständig unzufrieden mit ihrer Stellung. Sie glauben sich geknechtet, während sie doch in Wirklichkeit das Scepter schwingen. Sie haben als das schwächere Geschlecht Rechte, welche der Mann nicht beanspruchen darf; sie können selbst ihre Männer ungestraft prügeln, aber wehe dem Manne, welcher eine Hand gegen sie erhebt. Ihre Unzufriedenheit wächst jedoch, wunderbarerweise, gerade in dem Maß, als sich ihre Rechte vergrößern und ihre Verhältnisse günstiger gestalten. Ihre Habsucht wird durch beständigen Gewinn nur vermehrt. Wie der Geizhals, sind sie auch nie befriedigt. Wenn irgend Jemand für das ihm zugefallene Loos dankbar sein sollte, so ist es die amerikanische Frau. Frauen, wie Anna Spörri sie beschreibt, nehmen, trotz ihrer untergeordneten Stellung, den höchsten Rang ein, denn sie erkennen, daß die wahre Größe einer ächt christlichen Frau gerade in ihrer selbstverleugnenden Liebe und in ihrer dienenden Stellung besteht. Sie steigt dadurch nicht nur in der Achtung ihrer Umgebung, sondern erwirbt sich auch das Wohlwollen und die Zuneigung jedes verständigen Mannes und erringt eine Macht, welche unantastbar ist, weil sie in den göttlichen Vorschriften der Schrift wurzelt. Nur von diesem Standpunkt aus kann auch die vielbesprochene Frauenrechtsfrage erfolgreich gelöst werden. Wenn sie das Evangelium nicht löst, wird sie ewig ihrer Lösung harren. Wenn sich die Ansichten wahrhaft edler und christlich gesinnter Frauen nicht Bahn brechen, werden wir nie aus dem elenden Wirrwarr heraus kommen. Gott segne die Anstrengungen aller besser gesinnten Frauen, welche durch Wort und Schrift zum Unterricht und der Aufklärung ihrer irregeleiteten Schwestern beitragen. Sie verdienen unseren Beifall und sollten in ihrem edlen Streben ermuthigt werden.

Schriftliche Arbeiten, wie die vor uns liegende, sollten in weiteren Kreisen Verbreitung finden, und besonders von Denjenigen gelesen werden, welche noch keine klare Vorstellung von der eigentlichen Bestimmung und der Aufgabe einer wahrhaft christlichen Jungfrau oder Gattin haben: und Solcher gibt es leider noch Viele unter uns. C. Ulrich.

Covington, Ky.

Angenommene Artikel. Einiges über den Frauenberuf. — O, warum sollt' stolz sein der menschliche Geist? — Ja — sollte nicht rühmen der menschliche Geist? — Ein Eiland im Meer. — Die Lick'sche Sternwarte. — Sei gütig gegen deine Waschfrau. — Kinderpredigten 2c.





IM SOMMER

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. Juli 1888. Siebentes Heft.

Sommertag.

(Hierzu der Stahlstich.)

I.

Es war ein herrlicher Sommertag,
Wir gingen entlang dem grünen Hag
Durch das Feld mit den nickenden Aehren.
Rings uns zu Füßen die Kornblume blüht,
Und hoch in den Lüften die Lerche zieht!
Wer wollte den Jubel ihr wehren?

Doch als wir kamen zum Waldesrand,
Da faßtest du fester meine Hand
Und sagtest, sie ist mein eigen.
D'rauf lächelnd, als ob es müßte so sein,
So schnittest du meinen Namen hinein
Einem Baum, und er litt es mit Neigen.

Ein Sonnenstrahl fiel durch die Waldesnacht,
Er zitterte rings auf der Blumenpracht,
Horch! der Kuckuck ruft in der Ferne.
Wie ist doch die Welt und das Leben schön,
Und das Aug', d'raus die Lieb' mir entgegengesehn,
Daß ich Gegenliebe d'raus lerne.

II.

Und wieder ist's ein schöner Sommertag,
Wo Sonnengold auf allen Fluren lag.

Und wieder ging ich, doch ich ging allein,
Durch's Aehrenfeld und dann zum Wald hinein.

Zum Felde sollt ich geh'n am Waldesrand,
Ob wohl der Weizen reif für Schnitters Hand?

Doch wie ich sah der gold'nen Aehren Pracht,
Hab eines andern Schnitters ich gedacht,

Der Garben schneidet vor der Erntezeit
Und Blumen mäht, da wo es Niemand freut.

Das war's, warum am hellsten Sommertag
Wie Nebel mir's auf Wald und Fluren lag.

Wie auch mein Aug' ihn zu durchdringen müht,
Er weicht ihm nicht, weil es durch Thränen sieht.

Und rückwärts kehrt' ich wie in wachem Traum,
Aufblickend fiel mein Aug' auf einen Baum.

Er stand abseits, er war so groß und schön,
Mir ist, ich hätt' ihn einmal schon gesehn.

Ein Sonnenstrahl jetzt durch sein Laubwerk fällt,
Der plötzlich meinen Namenszug erhellt.

So wie vor Jahren ich dich hier gesehn,
Seh' ich im Geist dich mir zur Seite stehn.

Doch ach, die Hand, die du mir dort gereicht,
Wie ist in langer Krankheit sie gebleicht.

Wie liebend dort zu mir du dich geneigt,
So hat das Leiden jetzt dein Haupt gebeugt.

Und „keine Hoffnung" heißt des Arztes Spruch, —
Ein frühes Grab, ein schwarzes Leichentuch.

So ist's denn wahr, all' Erdenglück ein Traum,
Vorbei, vorbei, wenn wir gefaßt es kaum.

So ist's denn wahr, was blüht, ist bald verblüht,
Der Morgen frisch, der Abend welk es sieht.

So einsam, wie mir hier im Waldgeheg,
Soll werden, ach, mein ganzer Lebensweg.

Mir graut in dieser stillen Einsamkeit,
Zurück mein Fuß, nach Hause ist's nicht weit.

Nach Hause, ja, das ist das rechte Wort,
Gehn wir doch Alle nach der Heimath fort!

Am Mittag Der, am Abend Jener kommt,
Und nur der Meister weiß, was Jedem frommt.

Lina Herrlinger.

Alice.

Erzählung für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

1.

In Gedanken versunken ging Dr. Gugolz in seinem Studierzimmer auf und ab. Etwas früher als gewöhnlich war er heute von seinen ärztlichen Besuchen heimgekehrt. Die Arbeit des Tages war recht anstrengend gewesen, denn die andauernd nasse Witterung des Novembers hatte zur Folge, daß die Aerzte der vielen Patienten wegen fast Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen konnten.

Mit voller Hingebung lebte Herr Gugolz schon seit mehr als 25 Jahren seinem verantwortlichen Berufe in der Residenzstadt C. Er war stets bereit, mit Aufbietung aller seiner Kräfte der leidenden Menschheit zu dienen. Seine Tüchtigkeit und mehr noch sein freundliches Wohlwollen, mit dem er den Armen, wie den Reichen entgegenkam, hatten ihn in der ganzen Stadt beliebt gemacht. Er war eine vielbegehrte Persönlichkeit, und oft gingen die Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, fast über seine Kräfte hinaus.

Auch heute war er unermüdlich thätig gewesen, doch hatte er es einzurichten gewußt, eine Stunde früher, als es sonst der Fall war, seine Visiten zu beendigen. Das hatte seinen besondern Grund. Alice, seine einzige Tochter, war heute 21 Jahre alt, und zugleich sollte an dem Abend in seinem Hause die Verlobung seines geliebten Kindes gefeiert werden.

In seinen Gedanken wurde er durch ein leises Klopfen unterbrochen. Alice trat ein und stellte behutsam die Lampe auf den Schreibtisch.

„Guten Abend, Papa!“ grüßte sie zärtlich. „Wie lieb Du doch bist, hast Dich gewiß heute überangestrengt, damit du zur rechten Zeit heim kommen konntest. Hab' herzlich Dank, liebstes Väterchen!“

Sanft umfaßte der glückliche Vater mit seiner weichen Hand das Kinn der Tochter und drückte ihr einen Kuß auf die mit blonden Löckchen umrahmte Stirn. Ein dankbarer Blick aus ihren blauen Augen lohnte ihm seine Liebe. Dann zog sich Alice eben so leise zurück, wie sie gekommen war.

„Du guter Engel,“ sprach der Doctor, während er einen Blick auf seine Uhr warf. Noch eine halbe Stunde hatte er Zeit, sich auszuruhen. Er machte sich's im Schaukelstuhl bequem und hing wieder seinen Gedanken nach. Er weilte in der Vergangenheit und erinnerte sich des Tages, an dem er seine junge, heißgeliebte Gattin in sein väterliches, damals so vereinsamtes Haus geführt hatte. Ueber sein Antlitz flog ein Schimmer der Freude bei der Erinnerung an das einstige Glück; aber im andern Augenblick löste sich die Freude in Wehmuth auf. Das Glück war ja von so kurzer Dauer gewesen. Ein Jahr nach der Verehelichung hatte ihn seine Gattin mit einem Töchterchen beschenkt, aber die Geburt des Kindes kostete der jungen Mutter das Leben. Die langen Jahre, die seit jener trüben Stunde verflossen waren, hatten nicht vermocht, die Wunde, welche durch den Tod der theuren Gemahlin im Herzen des gemüthvollen Mannes entstanden war, auszuheilen. Er hatte sich nie zu einer zweiten Heirath entschließen können. Einerseits hielt ihn die Innigkeit und volle Hingebung, mit welcher er und seine verstorbene Gattin einander zugethan gewesen waren, davon ab. Nichts war im Stande gewesen, ihr Bild in seinem Herzen zu verwischen. Andrerseits war es auch die zärtliche Liebe zu seiner Alice, welche es ihm nicht zugelassen hatte, eine neue Ehe einzugehen. Der Gedanke an eine Stiefmutter war ihm stets peinlich gewesen, und vergeblich hatten seine Freunde versucht, durch Auseinandersetzungen und Zureden ihn mit demselben vertraut zu machen.

Und nun nach 21 Jahren pries er sich glücklich, daß er seinem Entschlusse, sich nicht wieder zu verehelichen, treu geblieben war. Silberfäden durchzogen schon reichlich seinen Bart, der Herbst seines Lebens hatte begonnen; aber noch leuchtete der kurze Liebesfrühling, den er einst durchlebt, in sein Herz hinein. In seiner Tochter sah er das treue Ebenbild ihrer Mutter. Unter seiner väterlichen Fürsorge war sie herangewachsen zur holden Jungfrau, einer Lilie gleich, deren schönster Schmuck Reinheit ist, und die in ihrem Herzen köstliches Gold birgt.

„Gott segne dich, mein Kind, wie du's verdienst und lasse deinen Lebensweg stets licht sein,“ unterbrach sich Dr. Gugolz in seinen Gedanken. Bei aller Freude, die er empfand über die Verbindung seiner Tochter mit Otto Autenried, durchzogen doch beunruhigende Ahnungen seine Seele. Zwar mochte er die Sache überlegen, wie er wollte, er fand keinen vernünftigen Grund für dieselben. Otto, der Sohn seines verstorbenen Freundes Autenried, war bis vor einem halben Jahre sein Mündel gewesen. Seither war er der Chef des in gutem Renommee stehenden Bankhauses „Richard Autenried.“ Dr. Gugolz kannte ihn als einen talentvollen jungen Mann und hatte volles Zutrauen zu ihm. Gerne hatte er deßhalb seine Zustimmung zu der Verlobung gegeben, zumal er längst Ursache hatte, an eine innige Zuneigung seiner Tochter zu seinem zukünftigen Schwiegersohne zu glauben. Er vermochte sich, wie gesagt, keine Rechenschaft zu geben über die düstern Ahnungen, welche sein Gemüth bewegten. Wie sehr er sich auch anstrengte, eine Erklärung für dieselben zu finden, sie blieben ihm räthselhaft. Es war ihm, als ob unheilschwangere Wolken sich über seinem Kinde zusammenzögen und dasselbe verderbenbringend bedrohten.

Aus der trüben Stimmung, die bei dem Gedanken an die Möglichkeit des Eintreffens der gefürchteten Gefahr sich seiner bemächtigt hatte, wurde er durch das Rollen eines Wagens, welcher vor seinem Hause anhielt, aufgeweckt. Es war Zeit, sich zum Empfange der Gäste bereit zu halten. Diese ließen nicht lange auf sich warten. Einer nach dem andern wurde von dem freundlichen Hausherrn auf's Herzlichste bewillkommt, und bald war die kleine Gesellschaft der Geladenen im Salon des Doctorhauses versammelt. Nur die Hauptpersonen fehlten noch. Dr. Gugolz konnte sich das Ausbleiben Otto's, der sonst die Pünktlichkeit selbst war, nicht erklären. Endlich kam eine Equipage angefahren, und einige Minuten später erschien das Brautpaar im Kreise der Versammelten. Von allen Seiten wurde dasselbe mit Glückwünschen bestürmt. Das Gratuliren wollte kein Ende nehmen, und es kostete dem biedern Doctor nicht wenig Mühe, die Gesellschaft zu bewegen, ihm in's Speisezimmer zu folgen.

Ursula, die treue Haushälterin, hatte dafür gesorgt, daß hier Alles auf's Beste bestellt war. Bald hatte

sich die heiterste Stimmung der Gemüther bemächtigt. Essen und Trinken lösten die Zungen. Ein Toast folgte auf den andern, und Neckereien flogen hin und her, wie abgeschossene Erbsen.

Nach beendigtem Mahle begab sich die Gesellschaft wieder in den Salon. Musik und fröhliche Plaudereien lösten einander ab. So verstrich die Zeit im Fluge. Gegen zwölf Uhr verabschiedeten sich die Gäste.

Eine Stunde später noch saß Alice in ihrem Zimmer. Vor ihr stand auf dem Tische ein Blumenkörbchen mit duftenden Veilchen — eine seltene Gabe im Spätherbst. Aus einem zierlichen Rahmen guckte das Bild des Spenders derselben sie an. In der Hand hielt sie ein kleines Büchlein in blauem Prachteinband, betitelt: „Otto, der Schütz" von Gottfried Kinkel. Mit Spannung las sie die anmuthige Dichtung. Als sie an die Stelle kam:

„Wie sah'n sich Beide staunend an,
Die schönste Maid den schönsten Mann.
Sie wollten Beide Worte sprechen
Und konnten nicht den Zauber brechen.
O, schweiget, schweigt! Die große Stunde
Versiegelt euch das Wort im Munde,
Euch ahnt die Seele, daß Verlangen
Auf ewig nun euch hält umfangen;
Sie weiß, daß nur in Thränenbächen
Ihr süßer Schmerz hervor mag brechen."—

Da hielt sie plötzlich inne. Eine sanfte Röthe überzog ihre Wangen. Unwillkürlich legte sie das Büchlein auf die Seite und richtete ihren Blick auf das vor ihr stehende Bild des Geliebten. Lange betrachtete sie dasselbe. Dann stand sie auf und öffnete ein Fenster. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor. Ihr war, als flüsterte er ihr zu:

„Sie weiß, daß nur in Thränenbächen
Ihr süßer Schmerz hervor mag brechen."

Ein plötzliches Weh durchzog ihre Seele, und unwillkürlich drängte sich die Frage über ihre Lippen: „Was soll das bedeuten?"

2.

Der Winter war vergangen und hatte dem holden Lenz Platz gemacht. Lustig zwitscherten die Vögel in den mit frischem Grün bekleideten Sträuchern. Lieblicher Blumenflor prangte in den Gärten und erfüllte die Luft mit süßem Duft. Alles athmete Lust und Wonne. Eine fröhliche Mädchenschaar zog singend aus den engen Gassen der Stadt F. hinaus ins Freie, um sich im nahen Eichenwäldchen wieder einmal nach Herzenslust herum zu tummeln. Ihr Weg führte sie an manchen kleinern und größern Villen vorbei. Mit Ausrufen des Entzückens blieb das muntere Völkchen vor einer derselben stehen. Hinter einem eisernen Stacket winkten die herrlichsten Blumen in Hülle und Fülle. Welch' prächtige Kränze ließen sich da winden! Lüstern blickten die Kinderaugen zwischen den Eisenstäben hindurch.

„Ach, hätten wir doch einen Theil der Blumen," seufzten Einige.

„Wie wär's, wenn wir um welche bitten würden," meinte ein Anderes.

In diesem Augenblicke trat aus einer nahe gelegenen Laube eine junge Dame. Sie war in tiefes Schwarz gekleidet und trug Spuren des Kummers und Leides auf dem marmorblassen Antlitz. Freundlich näherte sie sich den Mädchen und hieß zwei derselben zu sich kommen, um sich die Schürzen mit Blumen füllen zu lassen. Nachdem die Lockenköpfe jubelnd von dannen gezogen waren, wandte sich die Dame dem Hause zu.

„Für mich gibt's keine Blumen mehr zu winden," sprach sie zu sich selbst und zog ihr feines Taschentuch, um eine Thräne aus dem Auge zu wischen. Offenbar hatte der Vorfall Erinnerungen an vergangene Tage in ihr wach gerufen, zu welchen die Erfahrungen der jüngsten Zeit in schroffem Gegensatze standen. Langsam stieg sie die wenigen Stufen der Steintreppe, welche zum Hochparterre des hübschen Landhauses führte, empor. Oben angekommen, suchte sie mit der linken Hand nach einem Stützpunkt, während sie die rechte an die Brust preßte, um das heftige Herzklopfen, welches ihr das Steigen verursacht hatte, zu beschwichtigen.

In diesem Momente wurde die Thüre von innen leise geöffnet, und eine ältere Dame bot der Leidenden zärtlich den Arm, um sie in's Zimmer zu führen, wo sie sich in einen bequemen Fauteuil niederließ. Obwohl das Alter der beiden Damen mindestens um 30 Jahre differirte, sahen sie einander doch sehr ähnlich. Wer sie nicht näher kannte, hätte sie für Mutter und Tochter gehalten. Frau Holzendorf war jedoch eine kinderlose Wittwe und die junge Reconvalescentin ihre Nichte von mütterlicher Seite her. Erst seit zwei Wochen weilte Alice Gugolz bei ihrer liebevollen Tante, die ihr eine zweite Heimath geboten hatte.

„Wie froh bin ich, daß ich bei Dir bleiben darf, liebste Tante," sprach Alice nach längerem Schweigen.

„Gefällt es Dir in Deinem neuen Heim?" fragte die Wittwe.

„O ja, es ist wunderschön hier, aber ich fürchte, Du wirst mich nicht lange behalten dürfen; der nagende Schmerz und das Heimweh nach meinem geliebten Papa werden mich bald überwältigen."

„Bleib' ruhig, mein Kind," entgegnete voll Mitleid die Tante. „Du wirst Dich bald wieder erholen; die Zeit heilt alle Wunden. Ich habe es erfahren. Als mir mein theurer Gatte einst so plötzlich durch den Tod entrissen wurde, meinte ich auch, nicht länger leben zu können. Nun sind schon fünfzehn Jahre seit jenem trüben Tage verflossen, und ich bin noch hier."

Unvermerkt wischte sich Frau Holzendorf zwei dicke Thränen von den Wimpern. Dann fuhr sie fort: „Ich glaube, der liebe Gott hat mich bis jetzt erhalten, um Dir Mutterliebe erweisen zu können. Und er hat Dich zu mir geführt, damit der Lebensabend der Einsamen ein lichter werde durch Deine Nähe."

„Ach nein, Tante, laß mich sterben; die Wunde, an der mein Herz blutet, ist zu tief, als daß ich mich je wieder des Lebens freuen könnte. Für mich bringt nur das Grab Ruhe und Frieden." Ein heftiges Schluchzen folgte diesen Worten.

„Armes Kind," flüsterte die Wittwe, indem sie sich über ihre Nichte beugte und sie sanft an ihre Brust zog. Stürmisch pochte der wallende Busen der Jungfrau, als wollte er zerspringen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Aufregung vorüber war; dann löste sich der Schmerz in lindernden Thränen.

Frau Holzendorf ließ Alice ruhig gewähren; sie wußte aus Erfahrung, wie wohlthuend es für Betrübte ist, wenn sie sich ausweinen können.

* * *

Wir haben dem Gange unserer Erzählung vorgegriffen und müssen das Versäumte nachholen, um zu erfahren, weßhalb Alice ihre Heimath verlassen hatte. Einen Theil der Ursache wird der geneigte Leser schon errathen haben.

Anfangs Februar war in C. der Typhus ausgebrochen. Hunderte von Menschen fielen der Seuche zum Opfer. Mit unermüdlicher Treue erfüllte Dr. Gugolz seine Berufspflichten, bis auch ihn die heim-

tückische Krankheit erfaßte. Alice bot im Verein mit Ursula Alles auf, um dem theuren Papa das Leben zu erhalten. Tag und Nacht gönnte sie sich keine Ruhe, doch Alles war umsonst. Als nach drei langen Wochen die Krankheit gehoben zu sein schien, kam das Fieber auf's Neue über den Patienten und raffte ihn am Abend des zweiten Tages nach dem Rückfall hinweg.

Nun folgten all' die traurigen Geschäfte, welche ein Todesfall mit sich bringt. Alice wurde jedoch nicht viel davon gewahr. Noch ehe ihr Vater entschlafen war, hatte auch sie, vom Nervenfieber ergriffen, sich legen müssen.

Inzwischen war, durch Ursula benachrichtigt, Frau Holzendorf nach C. gekommen. Erst zwei Monate zuvor hatte ihr Schwager, mit dem sie stets im besten Einvernehmen gestanden, sie besucht. Dieser, sein letzter Besuch hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf sie gemacht. Noch nie hatte sie den, sonst so nüchternen, lebensfrohen Doctor in so gedrückter Stimmung gesehen, wie damals. Er hatte ihr mitgetheilt, daß ihn lediglich die Sorge um seine geliebte Tochter nach F. getrieben habe. Obwohl er keinen vernünftigen Grund für seine Bangigkeit finden könne, habe es ihm doch keine Ruhe gelassen, bis er sich entschlossen habe, von ihr, seiner Schwägerin, das Versprechen zu holen, daß sie sich seiner Alice mütterlich annehmen wolle, falls er sterben sollte. Um ihn zu beruhigen, hatte sie ihm das Versprechen gegeben und zugleich lächelnd bemerkt, sie sei der guten Zuversicht, daß das glückliche Bräutchen niemals ihres Beistandes bedürftig sein werde.

Jetzt, da Frau Holzendorf am Krankenbette ihrer verwaisten Nichte saß, erinnerte sie sich eines jeden Wortes, das ihr verstorbener Schwager vor kaum neun Wochen mit ihr geredet hatte, und mit jedem Tage wurde es ihr klarer, daß seine Befürchtungen, über welche sie damals gelächelt, und für welche er selbst keinen Grund anzuführen wußte, in jeder Beziehung in Erfüllung gehen würden.

Otto Autenried hatte den Vater seiner Verlobten in den ersten Tagen seiner Krankheit einmal besucht. Dann ließ er täglich zwei Mal durch einen Diener Erkundigungen über das Befinden des Kranken einziehen; er selbst aber zeigte sich nicht mehr im Gugolz'schen Hause bis am Tage nach dem Begräbniß. Da erstattete er der Schwägerin des Verstorbenen einen Condolenzbesuch und ließ sich von ihr zu Alice führen. Diese phantasirte und kannte Niemand. Otto blieb in einiger Entfernung vom Krankenlager stehen und blickte starr vor sich hin. Frau Holzendorf beobachtete ihn scharf. Als sein Blick dem ihrigen begegnete, zog eine dunkle Röthe über sein Gesicht. Er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er in den nächsten Wochen seinen Besuch nicht wiederholen könne, da eine Geschäftsreise, die nicht aufzuschieben sei, seine längere Abwesenheit von C. erheische. Indem er noch die Hoffnung aussprach, Alice bei seiner Rückkehr vollkommen hergestellt zu finden, verabschiedete er sich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Wochen waren seit diesem Besuche verflossen. An einem sonnigen Nachmittage saß Alice am offenen Fenster und athmete die warme Frühlingsluft ein. Sie sah um einige Jahre älter aus, als vor ihrer Krankheit. Die blonden Flechten hatten sich gelichtet; der Blick der blauen Augen schweifte träumerisch in die Ferne. Ihr gegenüber saß Frau Holzendorf mit Stricken beschäftigt.

„Warum nur Otto nicht schreibt? Wo er wohl sein mag?“ brach Alice das Schweigen.

Die Tante ließ das Strickzeug in den Schooß fallen und blickte mitleidsvoll zu ihrer Nichte hinüber. „Vielleicht ist er auf der Reise krank geworden und konnte deßhalb nicht schreiben,“ sprach sie.

„Dann hätte er mir doch wenigstens durch Andere Nachricht davon geben lassen können. Nein, Tante, dies kann nicht der Grund seines Stillschweigens sein. Mir ist's schon längere Zeit, als habe er mich nicht mehr recht lieb. Schon vergangenen Winter war er oft so unaufmerksam gegen mich, daß es selbst dem guten Papa auffiel. Und wenn ich ihm nicht gleichgültig wäre, so hätte er sich während Papa's Krankheit mehr um mich bekümmert.“

Alice hatte diese Worte nicht ohne Bitterkeit gesprochen; sie war durch das Betragen ihres Bräutigams in ihrem Innern verletzt. Als ihre Tante nichts erwiderte, fuhr sie fort:

„Wie bist Du auf die Vermuthung gekommen, daß Otto unterwegs krank geworden sei? Hast Du vielleicht bestimmte Nachricht empfangen und mir dieselbe aus Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand verschwiegen?“

Frau Holzendorf zuckte zusammen; sie hatte diesem Augenblick mit Bangen entgegen gesehen. Einen Moment überlegte sie, ob es nicht rathsam sei, eine ausweichende Antwort zu geben. Dann aber sprach sie bewegt: „Es muß einmal sein, Alice, ich kann Dir das Herzeleid nicht ersparen; Gott weiß, wozu es gut sein wird.“ Während des Redens zog sie ein Couvert aus der Tasche und überreichte es ihrer Nichte.

„Diese Zeilen,“ ergänzte sie, sind mir bereits vor einer Woche zugekommen. Der Absender derselben ersuchte mich durch ein Billet, von ihrem Inhalte Kenntniß zu nehmen, um sie dann Dir zu übergeben, wann Du so weit genesen seiest, daß von einer allfälligen Aufregung kein Rückfall mehr zu befürchten sei. Ich hätte sie Dir am liebsten vorenthalten, aber dadurch wäre die Sache nur schlimmer geworden.“

Alice hatte die Worte nur zur Hälfte vernommen; sie war bereits mit Lesen des Briefes beschäftigt. Je weiter sie las, desto heftiger zitterte sie an allen Gliedern. Endlich entfiel das Blatt ihrer Hand und mit einem Ausruf des Schmerzes sank sie in die Kissen des Lehnstuhles zurück.

Frau Holzendorf hatte Schlimmeres befürchtet; der Inhalt des Briefes hatte sie selbst bis in's Innerste erschüttert.

In kurzen Worten hatte Otto seiner Verlobten mitgetheilt, daß er in San Remo erkrankt sei. Dank der Hülfe des Arztes und der liebevollen Pflege einer jungen Dame, die mit ihrer kränklichen Mutter im Süden weile, sei er wieder so weit hergestellt, daß er kleinere Touren unternehmen könne. Während seiner Krankheit habe er sein Herz erst recht kennen gelernt und fühle sich verpflichtet, ihr zu bekennen, daß seine Liebe zu ihr mehr derjenigen eines Bruders gleiche, als der rein bräutlichen Liebe. Er sei deßhalb bereit, ihr das ihm gegebene Versprechen zurück zu geben, bemerkte aber ausdrücklich, daß er sich an sein Ehrenwort gebunden fühle und ihr dasselbe halten werde, wenn sie ihn nach diesen Eröffnungen nicht von sich weise. Zum Schluß bat er sie um Verzeihung, wenn er ihr durch seinen Brief Herzeleid verursache und versicherte sie seiner vollen Hochachtung und Werthschätzung.

Alice hatte nach einiger Zeit ihre Fassung wieder gewonnen. — „Ach, wäre ich doch gestorben! Warum ist der liebe Gott so hart gegen mich!“ klagte sie. „Was soll ich hülflose Waise anfangen in dieser Welt, nun auch der mich im Stiche läßt, an dem mein Herz mit allen Fasern hing?“

„Es ist gut für Dich, daß sich der junge Banquier noch zur rechten Zeit sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Besser einsam durch's Leben gehen, als an der Seite eines Charakterlosen, der sich nicht scheut, mit dem Heiligsten sein Spiel zu treiben," bemerkte Frau Holzendorf.

„Du hast recht, Tante, aber was soll nun aus mir werden?" versetzte die Angeredete mechanisch.

Die Wittwe trat auf ihre Nichte zu und streichelte ihr zärtlich die Wangen. „Laß mich für Dich sorgen, Alice," bat sie. „Seit ich den Brief erhielt, habe ich bereits einen Plan entworfen. Du kommst, sobald Deine Verhältnisse hier geordnet sind, mit mir nach F. Papa's langjähriger Freund, Herr Rechtsanwalt St., traf diese Woche mit mir zusammen und erkundigte sich theilnehmend nach Deinem Befinden. Er erbot sich, Dir mit Rath und That beizustehen, wenn er Dir irgendwie von Nutzen sein könne. Ist Dir's recht, so setzen wir ihn als Sachwalter ein, der hier Deine Interessen vertritt; dann kannst Du ohne alle Sorge Deinen Aufenthalt bei mir nehmen."

„Und Ursula?" setzte Alice im Ton der Frage hinzu.

„Die nehmen wir selbstverständlich mit, wenn sie es nicht vorzieht, hier in ihrer Vaterstadt eine Stelle anzunehmen."

Alice erklärte sich mit den Vorschlägen ihrer Tante vollkommen einverstanden.

Drei Wochen später war das Gugolz'sche Haus an Herrn von Gustrow, einen Regierungsbeamten, vermiethet, der kurz vor seiner Versetzung nach C. Wittwer geworden war. Auf seine dringende Bitte hatte sich Ursula bewegen lassen, ihm und seinen beiden Kindern als Haushälterin ihre Dienste zu leisten, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie jedes Jahr einige Wochen Ferien erhalte, damit sie das Versprechen, das sie Alice und ihrer Tante beim Abschiede gegeben, halten, d. h. alljährlich einige Zeit als gern gesehener Gast auf der Villa Holzendorf in F. verleben könne.

3.

Eines Dienstags im Monat Mai, Nachmittags gegen halb drei, saß auf dem breiten Altan eines eleganten Hotels ein vornehmer junger Herr. Vor ihm lag das alte San Remo, das mit seinem grauen Gemäuer sehr contrastirte gegen die villenbesäete West-Bucht zur Rechten. Südwärts glänzte der Spiegel des Mittelmeeres blauer noch als der leuchtende Himmel. Der Fremde achtete jedoch nicht auf das köstliche Panorama, das sich um ihn her ausbreitete. Seine Gedanken waren durch den Inhalt eines Briefes in Anspruch genommen, den er zwischen den Fingern hielt. Allem Anscheine nach war er äußerst erregt; sein Antlitz glühte.

„Das wäre nun also abgemacht," murmelte er vor sich hin, „ich bin wieder frei." Und als ob er sich des Gesagten vergewissern wollte, las er halblaut:

„Herrn Autenried!

Ihre Zeilen sind mir durch meine Tante übermittelt worden. Ich hätte nie gedacht, daß Sie so herzlos handeln könnten. So sehr mich Ihre Eröffnungen aber auch verwundet haben, so bin ich doch froh, daß Sie mich meines Versprechens entbunden haben. Ehrlicher wäre es freilich gewesen, wenn Sie mir geradeaus erklärt hätten: 'Ich mag Dich nicht mehr, da ich eine entsprechendere Partie in Aussicht habe.' Den Verlobungsring nebst einigem Anderen habe ich versiegelt in Ihrem Hause abgeben lassen.

C., im Mai 18.. Alice Gugolz."

Otto Autenried biß auf seine Unterlippe; sein dunkelgeröthetes Gesicht entfärbte sich und wurde einige Augenblicke aschfahl. Sein Gewissen klagte ihn an und verurtheilte seine Handlungsweise gegen Alice als eine nichtswürdige. Etwas wie Reue kam über ihn. Noch war es Zeit, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Wäre nicht der sicherste Weg, die entschwundene Ruhe des Herzens wieder zu erlangen, der, Alice um Verzeihung zu bitten, und durch unverbrüchliche Treue ihr Zutrauen wieder zu gewinnen?

Mit solchen Reflexionen beschäftigt, bemerkte Otto nicht, daß hinter seinem Rücken die Balconthüre leise geöffnet worden war. Ein gelinder Schreck fuhr ihm durch die Glieder, als er plötzlich seine Schulter von einer zarten Hand berührt fühlte. Im andern Momente jedoch glänzte unverhohlene Freude in seinen Augen, als er Fräulein Gaillard vor sich sah.

„Sie sind doch ein eingefleischter Geldmann, Herr Autenried," redete das Engelsgesichtchen ihn an. „Da sitzen Sie wieder und verbraten an der Sonne und träumen von Obligationen und Aktien. Aber für die einschmeichelnden Töne des Strauß'schen Walzers, die aus dem Musiktempel der Giardini Publici zu Ihnen herüberklingen, haben Sie kein Ohr."

„Pardon, gnädiges Fräulein, ich habe wirklich ganz vergessen, daß ich Ihnen und Ihrer verehrten Mama versprochen habe, Sie heute Nachmittag zum Concert zu begleiten. Einen Augenblick und ich bin bereit."

Bald darauf schritt Otto Autenried mit den beiden Damen den Giardini Publici zu, wo rings um den Musiktempel her buntgemischte Reihen von Zuhörern auf unbequemen, strohüberflochtenen Holzstühlen Platz genommen hatten. Die Stuhlvermietherin bediente die Hinzukommenden mit Sitzen. Etwas abseits von der Gesellschaft setzten sie sich, und nachdem sie die Umgebung gemustert hatten, lauschten sie auf die wundervollen Klänge der Streichmusik. Es währte jedoch nicht lange, so war Otto geistesabwesend. Er kritzelte mit dem Stocke allerlei Figuren auf die Erde, verwischte sie wieder und zeichnete neue. Dann und wann schaute er auf, um einen Blick auf das süße Gesichtchen seines „Gegenüber" zu werfen. In seinem Innern wogte und tobte es gewaltig. Er fühlte, daß es nicht länger so fort gehen könne, sondern daß er dem Conflikt seines Herzens so bald als möglich ein Ende machen müsse.

Die letzten Töne des Concerts waren verklungen; die Menge zerstreute sich. Frau Gaillard warf ihrer Tochter einen bedeutsamen Blick zu. Dann wandte sie sich an Herrn Autenried mit der Bitte, ihre Melanie in's Hotel zurück zu begleiten, da sie in der Stadt noch in einigen Kaufläden vorsprechen müsse.

Mit Vergnügen übernahm der Angeredete den Ritterdienst. Langsam schritt er mit Fräulein Gaillard dem Hotel zu. Als sie den zu demselben gehörigen Park betraten, lenkte Otto in einen der gewundenen Seitengänge ein. Sein Herz pochte immer stürmischer. Bei einer Laube angekommen, stand er plötzlich still und warb mit leiser, vibrirender Stimme um Melanie's Hand.

Voll und klar blickte Melanie zu ihm auf; über ihr schönes Gesicht fluthete ein heißes Roth. Bewegt flüsterte sie: „Ja, ich will Dein sein; ich könnte ja ohne Dich nicht mehr leben."

Spät am Abend noch saßen Madame Gaillard und ihre Tochter beisammen. Sie hatten seit dem Concert noch keine Gelegenheit gefunden, sich gegenseitig auszusprechen. Nur flüchtig hatte Melanie der Mama mittheilen können, daß Alles in Ordnung sei und Otto am andern Morgen bei ihr vorsprechen werde. Jetzt konnten sie ungestört mit einander plaudern.

„So sind also unsere Berechnungen richtig gewesen," begann die Mutter das Gespräch.

„Ja, Mama, Du hast vortrefflich calculirt," entgegnete Melanie.

„Wie wird sich nun aber Otto mit dem Doctors-Fräulein abfinden?"

„O, das ist schon im Reinen; heute Mittag überraschte ich ihn auf dem Altan und hörte ihn einen Brief von Alice Gugolz lesen, in welchem sie schreibt, daß sie ihm den Verlobungsring zurückgeschickt habe und ihm vorhält, es wäre ehrlicher gewesen, wenn er ihr offen erklärt hätte, er wolle sie nicht mehr, weil er eine entsprechendere Partie in Aussicht habe."

„Gut so, jetzt bin ich gerächt für die Beleidigung, die uns Dr. Gugolz einst zugefügt hat. Sein hinterlassener Grünspecht mag nun zusehen, wo er einen Unterschlupf findet," sprach mit höllischem Lächeln Frau Gaillard.

Die Physiognomie dieses Weibes hatte etwas Satanisches, das sich in dem Augenblicke besonders bemerkbar machte. Um ihre Mundwinkel spielte ein Zug der Schadenfreude, und aus den Augen leuchtete Verschmitztheit. Man konnte es ihr ansehen, daß sie kein Neuling war im Ränkeschmieden und vor keiner Sünde zurückbebte, wenn sie sicher war vor dem Arm irdischer Gerechtigkeit. Alice war nicht das erste Opfer ihrer Intriguen. Mancher Fluch lastete auf ihr und ihrem Vermögen. Ihr Mann, ein geborener Franzose, war Besitzer einer Spielbank am Gesundbrunnen in H. gewesen. Durch ihre Coquetterie hatte sie manchen reichen Narren angezogen und an's Roulette gefesselt, bis er den letzten Pfennig verspielt hatte.

Als im Jahre 1866 die Spielhölle aufgehoben wurde, hatte das saubere Ehepaar großen Reichthum zusammengeschachert. Da beschloß Herr Gaillard, nach der fünf Stunden von H. entfernten Residenzstadt C. überzusiedeln, um dort seine Tage als Rentier zu verleben. Er kaufte ein prächtig gelegenes Grundstück an und ließ eine stolze Villa erbauen, welche er "Mon repos," zu Deutsch: „Meine Ruhe," nannte. Das Volk verstand sich aber schlecht auf den französischen Namen und übersetzte denselben mit: „Thränenschlößchen."

Als Herr Gaillard mit seiner Gattin und Tochter in das neue Heim eingezogen war, mußte auch gleich ein tüchtiger Hausarzt bestellt werden, denn das Familienhaupt war schon längere Zeit leidend.

Dr. Gugolz, auf den die Wahl fiel, fand bei der ersten Untersuchung heraus, daß er in der Person des Monsieur Gaillard einen Todes-Candidaten vor sich habe, der höchstens noch einige Monate leben werde. Er that indessen sein Möglichstes. Als er sich aber eines Vormittags wieder entfernte, theilte er Frau Gaillard mit, daß ihr am Magenkrebs leidender Gatte bald sterben werde, und ersuchte sie, ihn in schonender Weise davon in Kenntniß zu setzen, damit, wenn er noch etwas zu ordnen habe, dies noch zur Zeit geschehen könne. Als die Dame durchaus nicht darauf eingehen wollte, kehrte der gewissenhafte Arzt in's Krankenzimmer zurück und machte dem Patienten selbst die Mittheilung. Da kam er aber schön an. Der alte Sünder spuckte nach ihm, und die wüthende Hausfrau begleitete ihn mit Schimpf- und Schmähreden bis an die Hausthüre.

Sofort wurde ein anderer Arzt consultirt, aber der konnte auch nicht helfen. Acht Tage später kam Freund Hain doch in die Villa und stattete dem reichen Rentier seinen Besuch ab.

Einige Wochen nach dem Tode ihres Gatten erschien Frau Gaillard im Comptoir des Bankhauses „Richard Autenried" und ersuchte den Chef desselben, in ihr Haus zu kommen, damit sie ihm die Aufbewahrung und Verwaltung ihrer Werthpapiere übertragen könne. Auf solche Weise kam sie in Verbindung mit dem jungen Banquier, der, wie sie gehört hatte, noch nicht lange verlobt war. Das Ziel, auf das sie nun lossteuerte, war, Otto Autenried für ihr reizendes Töchterchen zu gewinnen und sich dadurch an Dr. Gugolz zu rächen. Trotz all' ihrer Bemühungen und Intriguen wäre ihr der Plan doch kaum gelungen, wenn nicht Alice ihren Vater zu früh verloren hätte.

Als ihr jedoch die C. Zeitung die Nachricht von dem Tode des Dr. Gugolz nach San Remo brachte, wohin sie sich mit Melanie vor dem Typhus geflüchtet hatte, beorderte sie sogleich Otto Autenried per Telegramm um dringender Geschäftssachen willen zu sich. Was sich alsdann zugetragen, wissen wir. Der Banquier ließ sich nur allzubald, geblendet durch die Reichthümer und den Liebreiz der Millionärstochter, zum Treubruch gegen seine schwer geprüfte Braut verleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Eiland im Meer.

Für Haus und Herd bearbeitet von E. C. Margaret.

Etwa vierhundert Meilen nördlich von den Sümpfen des südlichen Florida's liegt an der Mündung des St. John-Flusses das liebliche Eiland Fort Georg, ein Glied der Insel-Kette, welche sich der Küste entlang von Savannah bis nach St. Augustine zieht. Sein tropisches, aber dabei fieberfreies Klima, dessen Hitze durch die kühlen Seewinde gemildert wird, macht es zu einem angenehmen Winter-Aufenthalt für nördliche Invaliden, welche auf seinem sandigen Boden Kräftigung und Genesung suchen. Seinen Namen erhielt es von einem kleinen Festungswerke, welches zur Colonialzeit am nördlichen Ufer zum Schutz gegen die Spanier von Fernandina stand und jetzt fast gänzlich verschwunden ist. Eine viertägige Fahrt auf dem Dampfboot bringt den Reisenden von New York hierher.

Der Flächenraum der Insel, etwa 1200 Acker groß, bildet eine niedrige, mit üppigem Baumwuchs bedeckte Hochebene, nach dem Strande zu von einer Anzahl Salzwiesen umgeben. Ihren Gipfel krönt ein einhundertundfünfzig Fuß

hohes Observatorium, von dem man eine herrliche Aussicht genießt. — Vor dem Kriege war das Eiland lange Jahre hindurch von einer einzigen Familie bewohnt, welche Zucker- und Baumwollen-Cultur betrieb, aber später, nach der Unterdrückung der Rebellion und dem Aufhören der Sklaverei, verarmte. Erst mehrere Jahre darnach ging es in den Besitz eines nördlichen Geschäftsmannes über, welcher das alte Herrenhaus wieder herrichten ließ und den 50—60 farbigen Bewohnern Arbeit und Schutz gewährte. Unter seinen kundigen Händen blühte das Eiland auf, wie eine Rose. An Stelle der alten Baumwollenpflanzungen und Reisfelder sind Orangenhaine getreten, Pfirsich- und Pflaumen-Bäume blühen im Februar und tragen reichlich; Trauben, Erdbeeren und Maulbeeren gibt es in Fülle und selbst zur Feigen-Moos. Vierzig verschiedene Baumarten wachsen auf diesem reichen Inselboden. Neben der Fichte und Eiche des Nordens gedeiht der üppige Magnolien-Baum und die schlanke Palme mit ihrer gefiederten Blätter-Krone, welche der tropischen Landschaft ihren eigenthümlichen Charakter verleiht und an die Bilder und Scenen des Morgenlandes erinnert, — und wenn dann zwischen ihren hohen Stämmen ein Stückchen blaues Meer hindurchschimmert, so wähnt man sich auf eine jener Zauberinseln versetzt, welche die Dichter besingen als Stätte ewiger Jugend und eines nie endenden Lenzes.

Die Raubthiere anderer Tropenländer fehlen, nur Waschbären und Opossums, welche gebraten dem Geschmack des Negers so sehr zusagen, findet man, daneben Eichhörnchen, gelegentlich eine wilde Katze, Fischottern und in den Waldungen



Das Südende der Fort Georg-Insel.

zucht ist der Boden vortrefflich geeignet. Gibt es doch auf der benachbarten Insel Talbot eine Gruppe alter Feigenbäume mit Stämmen von zwanzig Fuß im Durchmesser, die je zweihundert Bushel Früchte tragen. Ein wohnliches Hotel bietet den Gästen alle gewünschte Pflege und Bequemlichkeit, Boote zu Ausflügen und zum Fischfang sind genug vorhanden, und durch die üppigen Waldungen sind nach allen Richtungen hin breite Wege gehauen; doch über den größten Theil der Insel schwingt die üppige Tropen-Natur ihr blühendes Scepter. Selbst ehemalige Plantagen hat sie mit einem Kranze junger Bäume und Sträucher überzogen, Epheu und andere Rankengewächse bedecken, wie mit einem grünen Schleier, verfallene Hütten, und entwurzelte Bäume schmückt weiches, bärtiges zahlreiches Rothwild und auch Bären. — Luft und Wasser dagegen schwärmen voll Leben, unerschöpflich reich in seiner Mannigfaltigkeit. Schaaren von Wander-Vögeln berühren im Winter und Frühling das Eiland auf ihrem Zuge nach dem Norden, der Cardinal in seinem prächtigen Gefieder schaukelt sich in den Wipfeln der Bäume und im Sommer tönt der glockenhelle Schlag des Spottvogels durch den Wald. Hoch oben in der blauen Luft kreist der beutelustige Fischadler und beobachtet die spielenden Bewegungen des Fischleins in der Fluth.

Wasservögel aller Arten, Enten, Möven, Pelikane und Kraniche locken den Jagd-Liebhaber an den Strand, und der Angler findet seine Beute, — Barsche, Seeforellen und Alsen, — mit leichter Mühe, der Austern, welche buch-

stäblich den Strand bedecken, gar nicht zu gedenken. Erstaunlich ist die Menge der Austernschaalen, welche sich, im Laufe der Zeit gebleicht und mürbe geworden, an manchen Stellen zwei bis drei Fuß hoch angehäuft haben, während sich hier und da wahre Schaalenthürme bis zu einer Höhe von vierzig Fuß erheben. Diese Ueberreste sind mit Menschenknochen und Scherben untermischt und in einem dieser Hügel fand man eine Anzahl menschlicher Gerippe in sitzender Stellung. Die Entstehung dieser Schaalen-Lager bietet den Inselbewohnern ein nie endendes Thema zur Unterhaltung. Jeder glaubt die richtige Lösung der Frage gefunden zu haben und vertheidigt seine Ansicht mit den schlagendsten Gründen, — wenigstens seiner Meinung nach. —

Doch, machen wir eine Fußtour nach dem Strande; es ist ein klarer Sommer-Nachmittag; meilenweit nach Osten und Westen dehnt sich die sandige Bucht, so hart vom Wellenschlage, daß Fuß und Rad kaum eine Spur darauf zurücklassen, die weißen Dünen schimmern wie Schnee im Sonnenschein. Hinter der rauschenden Brandung, wo die Möve flattert, erstreckt sich das schrankenlose Meer, auf dessen wogender Fläche hier und da ein Segel erscheint. Wie sonnig, mild und erquickend ist die Luft, — dem Kalender nach ist es März — aber was kümmert uns der Kalender! In der fernen Heimath heult der kalte Nordwind und wirbelt den Schnee über die Felder, — aber hier ist es Sommer. Würzige Erdbeeren zieren täglich unsere Mittagstafel und hinter den Dünen blühen duftige Veilchen, — während in den Kronen der Palmen der laue Westwind spielt. Am Strande herrscht reges Leben; auf einer Sandbank steht ernst und gravitätisch in gerader Linie eine Gruppe von Pelikanen, wie Soldaten zur Parade aufmarschirt; in der schäumenden Brandung gehen Tausende von kleinen Strandläufern ihrer Nahrung nach und die weißbeschwingte Seemöve schrillt kläglich über der blauen Fluth.



Edgewood Avenue auf Fort Georg-Insel.

Aus den Waldungen des Innern strömt der Duft von Jasmin und Myrthen und ladet zur Wanderung im kühlen Schatten ein. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der Flora hier ist wundervoll. Der mächtige Wuchs der Eiche und der Palme überschattet die niedrigeren Bäume, die zu gewissen Jahreszeiten zum Theil über und über mit scharlachrothen Beeren, zum Theil mit prächtigblühenden Rankengewächsen bedeckt sind. Zu ihren Füßen breitet sich ein farbiger Blumenteppich aus, in welchem auch die wilde Brombeerstaude nicht fehlt. Selbst die Aeste der Bäume haben ihre grauen oder rosenrothen Moosarten, das eigenthümlichste unter ihnen

das sog. „Auferstehungs-moos," welches im trockenen Wetter grau und dürre wird, im Regen aber seine natürliche grüne Farbe und Frische wieder erlangt. Am Abhange eines kleinen Hügels, in einem Hain von Schraubenpalmen, Eichen und Myrthenbäumen, die, mit Rankengewächsen durchzogen, eine tropische Wildniß bilden, sprudelt eine Quelle klaren, kühlen Wassers hervor, deren sich mehrere auf der Insel finden.

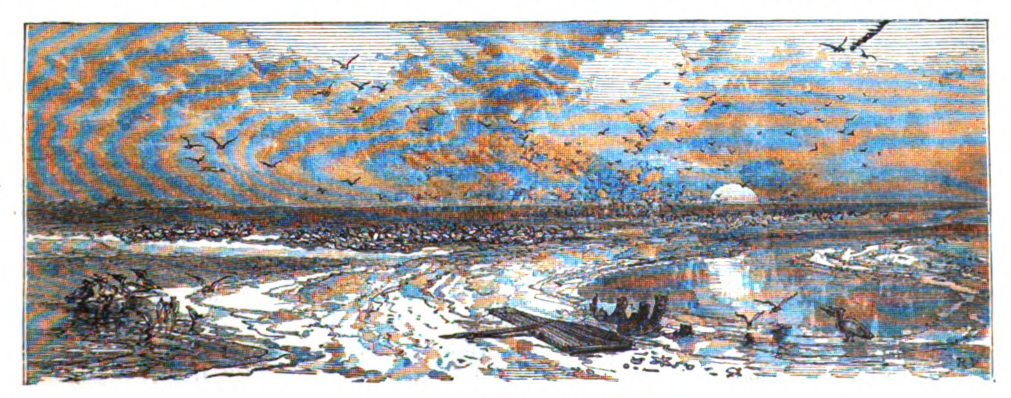


Palmetto Avenue auf Fort Georg-Insel.

Nahe am nördlichen Ufer liegen im Waldesschatten zwei niedrige, mit Moos und Heidekraut bewachsene Gräber. Weder Stein noch Tafel erzählen, wessen Gebeine dort unten ruhen, kein Datum sagt, wie viele Sommer ihren Blüthenflor darüber ausschütteten, doch sind sie nach der Ansicht der Inselbewohner fast achtzig Jahre alt.

Eine breite Allee von alten Cedern führt nach dem Herrenhause der Plantage, dessen Front die kleineren Inseln und Inselchen überblickt, welche zwischen Fort Georg und dem Festlande liegen. Seiner Form nach ist es quadratförmig und nach allen Seiten hin mit viereckigen Ausbauten geziert, welche untereinander durch blüthenbedeckte Veranda's mit einander verbunden sind. — Die gewaltigen Schornsteine erzählen von den mächtigen, sechs Fuß breiten Feuerplätzen im Innern. — Der Duft von Rosen-, Orangen- und Olivenblüthen durchwürzt die Luft und die alten Feigenbäume gewinnen Knospen.

Ein wenig abseits liegen die Ruinen der alten Neger-Quartiere, 32 Hütten im Halbkreis,



Pelikane-Bank auf der Fort Georg-Insel.

aus Kalk und Muscheln erbaut, zwei größere, die ehemaligen Wohnungen der Sklavenvögte, in der Mitte.

Eine prächtige Palmen-Allee, der Stolz der Insel, führt von hier durch die wohlbestellten Felder. Sechzig Fuß hoch ragen ihre gefiederten Kronen empor und in den benachbarten Feldern stehen noch einige größer und höher wie diese.

Hundert Jahre lang war das alte Herrenhaus die Wohnung der Grundbesitzer und der Schauplatz mancher seltsamen und romantischen Begebenheit. Wo das Loos von 600 Menschen von dem Willen eines einzigen abhängt, geht es schwerlich ohne Verbrechen und Grausamkeit ab. Noch heute sieht man den Schandpfahl, wo die Neger gepeitscht oder am Ohr festgenagelt, und das Gefängniß, wo widerspenstige Sklavinnen einfach vergessen wurden und Hungers starben. Die abergläubischen Neger wissen Schauergeschichten davon zu erzählen, und es gibt Plätze, welche Keiner von ihnen Nachts betreten würde. Nahe am südlichen Ufer stehen die aus Kalk und Muscheln errichteten Wände eines unvollendeten Hauses, welches ein Pflanzer vor langen Jahren seiner verheiratheten Tochter als Wohnung erbauen ließ. Sein plötzlicher, gewaltsamer Tod unterbrach die Arbeit und das Haus blieb unvollendet. Schlanke Bäume sind zwischen den dachlosen Wänden emporgeschossen, und die finsteren Waldungen im Hintergrund bilden mit ihrer weißen Färbung einen grellen Contrast. — Ein jeder alte Onkel Tom und jede Tante Sallie auf dem Eiland und manche Jüngere ihres Geschlechts haben die Erscheinung gesehen, welche in diesem „Gespensterhause“ und in diesem „Geisterwalde“ spukt. “Bless yer heart, honey, ’taint allus de same; dat’s



Landzunge Isabell auf Fort Georg-Insel.

'cordin' to yer sins. Sometimes it's a woman all in white a-standin' upon the front platform an' a-wavin' her arms at you; but if yer heart is dreﬀful black an' yer sins awful heavy, why, den it's a great wolf wid eyes like fire." —

Manche dieser steinalten Leute können Vieles aus der Sklavenzeit erzählen. Erst vor etlichen Jahren starb im hohen Alter Onkel Oliver, der auf dem freien Boden Pennsylvanien's geboren, in früher Kindheit gestohlen und nach Virginien verkauft wurde, und der nach manchen vergeblichen Flucht-Versuchen nach Florida kam, wo ihm alle Hoffnung auf Freiheit für immer entschwand. "So I done gib it up at last," pflegte er zu sagen, "and jiss make up my mind to be a good darkey; an' when I gib it up, den de Lord he done took it in hand an' Glory Hallelujah! He set us all free."

Lange vor Lebzeiten dieser Alten spielte auf dieser einsamen Plantage eine romantische Geschichte. Ein junger Pflanzer, der auf seinen wohlbestellten Aeckern Zucker und Baumwolle die Menge zog, pflegte seinen Bedarf an Sklaven auf eigenen Schiffen direkt aus Afrika einzuführen. Er war unvermählt, sei es, daß keine von den Töchtern benachbarter Pflanzer sein einsames Leben mit ihm theilen wollte, sei es, daß er ein freies und unabhängiges Leben liebte. Auf einer Fahrt nach Afrika wurde er von der Anmuth und Schönheit einer erst zehnjährigen Häuptlings-Tochter gefesselt, erstand sie für eine hohe Summe von ihrem unnatürlichen Vater und erhob sie später, nachdem sie eine sorgfältige Erziehung genossen, zu seiner Gemahlin. Außer der dunklen Hautfarbe besaß sie nichts von dem gewöhnlichen Negertypus. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr Benehmen sanft und würdevoll und ihr Einfluß über ihre geknechteten Landsleute unbegrenzt. — Ihr Familienleben war fürstlich; die Söhne wurden in England erzogen und die Töchter von französischen und englischen Gouvernanten unterrichtet. Bei der häufigen Abwesenheit ihres Gatten führte sie über die ganze Pflanzung ein unumschränktes Scepter. Herr, Herrin und Sklaven sind längst in Staub zerfallen. Nach dem Tode des Ersteren zog sich die Gattin nach einer Plantage auf der Insel Haiti zurück, welche sie von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten hatte, und endete dort ihre Tage. Ihre Nachkommen leben noch heute und ehren ihr Andenken.



Die Straße auf Fort Georg-Insel.

Von dieser Insel, reich an wildem Wein, stammt auch die wohlbekannte Isabellatraube, so genannt nach einer anderen Bewohnerin des Eilandes, welche zugleich der hohen Bergspitze im Nordosten — "Point Isabell" — ihren Namen gegeben hat. Ein rauher Sitz ladet hier oben zur Ruhe ein, und das schattige Laub

an beiden Seiten bildet den Rahmen einer lieblichen Landschaft. Unten am Abhange, dreißig bis vierzig Fuß tiefer, liegt ein kleiner See, dessen glatter, lichtgrüner Spiegel, von Schilf und Binsen umsäumt, im Wiederschein der Sonne glänzt. Am sumpfigen Ufer steht ernst und feierlich ein einsamer Kranich. — Zwischen seiner stillen Fläche und dem weiten Meere erheben sich niedrige weiße Sandhügel, hier und da mit braunem Gestrüpp bedeckt, welches in der Nachmittagssonne golden schimmert, während sich zur Rechten ein schlanker Palmwald erhebt.

Das Rauschen der Brandung und der Flug der Wasservögel bringt Leben und Bewegung in das liebliche Gemälde, dessen Hintergrund das weite Meer bildet, welches sich in unabsehbare Ferne erstreckt.

Das Ganze — ein Bild der Schönheit und des Friedens.

Fern vom heimathlichen Strande
Wall' ich einsam und allein
Durch der Tropen Blüthenlande,
Durch des Südens Palmenhain. —
Staunend schweift der Blick in's Freie
Ueber Berge, Flur und Feld;
Hier umgibt mich eine neue,
Eine wunderbare Welt. —

Farb'ge Vögel neckisch spielen
In den Wäldern dicht umlaubt,
Und die Meereslüfte kühlen
Freundlich das gesenkte Haupt. —
Auf den Wiesen grast die Heerde,
Blatt und Blüthen duften süß
Und fast scheint dies Stückchen Erde
Das verlor'ne Paradies. —

Süße Täuschung! — Eden's Frieden,
Eden's Schönheit, Glanz und Licht, —
Eden — findet man hienieden
Selbst im Land der Tropen nicht.
Jenseits dieser Erdenschmerzen
Winkt es uns verklärt und rein;
Doch der Fromme trägt im Herzen
Seiner Schönheit Wiederschein. —

Ein Veilchenstrauß von Kaiser Wilhelm.

Eine Erinnerung von Nataly von Eschstruth.



Bald weht der Frühlingswind über die Fluren, und die blauen Veilchen werden ihre Köpfchen heben, werden ihren Kelch erschließen und süßen Duft senden, bis ihr kurzes Leben beschlossen ist, bis sie welken und vergehen. Der Sommer breitet seinen Staubschleier der Vergessenheit über die kleinen Blumenleichen im Moose, und Keiner ist, der ihrer noch gedenkt.

Vor mir jedoch liegt ein Veilchenstrauß, der blüht Sommer und Winter hindurch gleich frisch und köstlich in meinen Gedanken fort und lebt mit seiner Erinnerung stets maienhold in meinem Herzen, wenn die Blättlein mit der Zeit auch noch so welk und farblos geworden! Diese Veilchen hat einst die Hand meines unvergeßlichen Kaisers Wilhelm mir in den Schooß geworfen!

In Wiesbaden war's. In Begleitung meiner Freundin, der Frau von G., hatte ich einen Sommeraufenthalt in Biebrich am Rhein genommen, und da sich die Nachricht: „Kaiser Wilhelm werde zu kurzem Kurgebrauche in Wiesbaden eintreffen" bestätigte, und die Wilhelmsstraße bereits ihr festliches Gewand anlegte, den geliebten Monarchen zu begrüßen, da war es ganz selbstverständlich, daß auch wir herzueilten, unseren Willkommengruß aus enthusiastischen Herzen zu jubeln!

Ich war damals bis über die Ohren verliebt, und zwar in den Aeltesten meiner Freundin, einen jungen Mann, welcher zu jener Zeit bereits das stattliche Alter von vier vollen Lebensjahren erreicht hatte, auf den Namen „Hänschen" hörte und entschieden das allerentzückendste Baby war, welchem ich jemals auf diesem Planeten begegnete. Wenn Hänschen lachte, war er geradezu unwiderstehlich, aber auch in seinem Zorne war er so herzgewinnend, daß es ihm seine alte Kinderfrau nicht einmal übel nahm, als er ihr bei heftiger Abwehr eines Kusses den einzig übrig gebliebenen Vorderzahn mit kräftigem Fäustlein operirte! Aber meistens war Hänschen vortrefflicher Laune, stets lustig und guter Dinge, für welch' anerkennenswerthe Eigenschaft ihm der zärtliche Beiname „Sonnenscheinchen" geworden war. Ohne Sonnenscheinchen däuchte uns jegliches Pläsir nur halb, und ihm den Anblick unseres geliebten alten Kaisers zu entziehen, wäre unserer Ansicht nach geradezu Barbarei gewesen. Der kleine Mann bekam also seine Soldatenmütze auf die goldblonden Löckchen gedrückt und wurde als ritterlicher Begleiter ohne die Kinderfrau mit nach Wiesbaden genommen. Die Sonne brannte senkrecht auf die Wilhelmsstraße hernieder, und das lange Stehen auf dem glühenden Asphalte wurde mit der Zeit eine wahre Tortur. Da verdankten wir Sonnenscheinchen

eine unendliche Wohlthat. Wie es nun einmal seine etwas bedenkliche Art war, hatte er sofort angefangen, mit seiner Umgebung zu kokettiren, gleichviel ob männlich oder weiblich, und schließlich das Herz einer Ladenbesitzerin derartig erobert, daß die freundliche alte Dame uns bat, doch in ihr Posamentiergeschäft einzutreten, um Se. Majestät durch das Schaufenster zu sehen, was wir dankbar annahmen.

Da standen wir denn im herrlich kühlen Schatten vorn an in dem breiten Ladenfenster, Sonnenscheinchen auf dem Arme seiner neuen Freundin, strampelnd und gegen die Scheibe patschend, daß es eine wahre Lust war. Aber auch hier ward das Stehen und Warten mit der Zeit sauer, und sehnsuchtsvoll erhofften wir die Ankunft der Equipage, welche uns durch den Anblick unseres theuren Kaisers für alle Sonnengluth, Ellbogenstöße und Fußtritte entschädigen sollte. Und richtig — nach geraumer Zeit tönt es endlich wie dumpfes Meeresbrausen vom Anfang der Straße herunter, sich in donnerndem „Hurrah" fortpflanzend von Mund zu Mund; und wie die Hüte geschwenkt werden und die Tücher flattern und man bereits hochklopfenden Herzens Hufschlag und Räderrollen vernimmt, da thut es plötzlich einen Schlag und Krach, die schwere Jalousie des Ladenfensters stürzt hernieder—und anstatt unsern Kaiser zu sehen, stehen wir in tiefster Finsterniß. Sonnenscheinchen schrie laut auf vor Schrecken, draußen fuhr Kaiser Wilhelm vorüber, und wir überpolterten uns in wilder Hast, den Knäuel Menschen im Laden und Hausflur zu durchdringen, um wenigstens dem Wagen noch nachschauen zu können. Vergeblich; aller Liebe Müh' umsonst! Und was stellte sich heraus? wer hatte uns diesen perfiden Streich gespielt? Natürlich Sonnenscheinchen, welcher harmlos und laut jubelnd das Tageslicht begrüßte, als das Rouleau wieder emporgewunden wurde! Sonnenscheinchen hatte zu seiner Privatbelustigung an den Zuggurten der Jalousie gezupft und gezerrt, bis sich die Schlinge löste und uns in fatalster Weise einen Strich durch die Rechnung machte! Unsere gerechte Entrüstung war groß, aber dem kleinen Missethäter erging es just wie dem Raben Hans Huckebein: „Der größte Lump sitzt obenauf!" Er war der Held des Tages und bekam von dem außenstehenden Volke eine Ovation in schallendem Gelächter, die Ladenbesitzerin aber kam ihm in hoher Verblendung sogar noch einen Hochachtungsschluck in Selterswasser mit Himbeer!

Obwohl Sonnenscheinchen uns Anlaß zu begründeten Besorgnissen gegeben hatte, saß er dennoch im schneeweißen Kleidchen wieder zwischen uns im Wagen, als Frau von G. und ich zwei Tage darauf zum „Blumenkorso" nach Wiesbaden fuhren. Wir hatten zwei prächtige Blüthensträuße mitgenommen, um sie unserm Heldenkaiser zuzuwerfen, und fanden damit alles in schönster Ordnung, denn an Sonnenscheinchens Patriotismus gedachten wir zu unserer späteren Beschämung durchaus nicht. Es war wonnevolles Wetter, so ächtes, rechtes Kaiserwetter, und dazu brausten die Musikklänge: „Heil dir im Siegerkranz!" und Sonnenscheinchen war so animirt wie selten zuvor und gab sich die erdenklichste Mühe, uns zu überlisten und seine Kürassiermütze mit einem lauten „Hujah Taiser!"—über Bord zu werfen. Und endlich kam die kaiserliche Equipage, das geliebte Haupt des greisen Monarchen nickte nach allen Seiten seinen so unvergeßlich freundlichen Gruß, die Blumen und Lorbeerkränze wirbelten in köstlichem Regen um den Einiger des deutschen Reiches, und füllten schon seinen Wagen bis zu den Knieen der Insassen.

Langsam, im Schritt nähert sich die Karosse, stürmischer Jubel erbraust aus tausend Kehlen, und wir stimmen glückseligen Herzens ein und senden ebenfalls unsern Blumengruß. Da geschah ein Unerhörtes. In demselben Augenblick, als Kaiser Wilhelm dankend zu uns herüber sieht, dicht an uns vorüberfahrend, kräht Sonnenscheinchens silberhelle Stimme durch den Jubel; in dringendem Verlangen, seinem Kaiser auch ein paar Blüthen auf den Weg zu streuen, hat der kleine Gesell einen genialen Gedanken gehabt. Er wendet sich gegen mich, fährt mit seinen beiden Händchen nach meinem nagelneuen Hute, auf welchem zwischen Goldhafer ein dicker Strauß von Mohnblüthen prangt, und .. eins, zwei, drei.. schnell wie der Gedanke rupft Sonnenscheinchen soviel der Blüthen und Blätter aus diesem Mohnblüthenstrauß, als nur seine kleinen Fäustchen fassen können, und dann wirft er mit hellem Aufquietschen seinen Raub dem kaiserlichen Wagen zu und ruft: „Da Kaiser! da!" — —

Mag nun mein verblüfftes Gesicht auch noch das Seine zu der komischen Scene beigetragen haben — kurzum, ein homerisches Gelächter erschallt, und Majestät lacht mit, daß seine großen, leuchtenden Hohenzollernaugen feucht erglänzen. Dann greift er schnell nach einem Veilchenstrauße, der auf seinen Knieen lag, und wirft ihn mit huldvollstem Gruße zu mir herüber — just in meinen Schooß. — — Da war ich so überreich und stolz und glückselig wie nie zuvor in meinem Leben, und habe die Veilchen aufgehoben als theuerstes Kleinod.

Jahre sind vergangen; — Trauerflaggen wehen auf halbem Mast, und Deutschlands Herzen

bluten in tiefem Schmerze um den größten aller Kaiser.—Hans stützt seinen Blondkopf in beide Hände und weint bitterlich. — Ich trete neben ihn und lege meinen Arm um seine Schultern. „Hans, einst hat uns des Kaisers Hand einen Veilchenstrauß geboten, willst du heute mit mir gehn und ihm mit Palmenzweigen dafür danken?!" Da hebt sich das Kinderhaupt feierlich ernst auf den Schultern, und die Augen blitzen durch Thränen. „Bring' du ihm Palmen und Lilien! — von mir wird mein Kaiser bessern Dank erwarten! Wenn ich erst Soldat bin, brav und treu, wie er aller Helden Vorbild war, — dann will ich für jedes jener Veilchen einen Lorbeerzweig im feindlichen Feuer und auf blutigem Felde pflücken und will solchen Kranz zum Danke auf meines Heldenkaisers Grab legen!"

(Daheim.)

Stadtmission und ihre Bedeutung für das christliche und kirchliche Leben in Deutschland.

Für Haus und Herd von C. Schell, Cassel.



Die Betreibung der Stadtmission in Deutschland ist vornehmlich ein Unternehmen von Laien. Betheiligen sich an ihr auch Staatsgeistliche, so thun sie dieses als Privatpersonen; die Stadtmission steht bis jetzt durchaus in keiner officiellen Verbindung mit dem Staatskirchenwesen, wie auch diese Missionsthätigkeit, gleich der Heidenmission, nicht mit staatlichen oder staatskirchlichen, sondern nur mit Privatmitteln, d. h. mit freiwilligen Beiträgen betrieben wird.

Diese Laienthätigkeit soll — wie man dieses in Deutschland nicht selten ansieht — zwischen dem Laien selbst und dem geistlichen Staatsbeamten, d. h. dem vom Staate eingesetzten Pfarrer und der von ihm vertretenen Staatskirche vermitteln, das Volk also der Kirche und dem Priester näher bringen.

Aus diesem Grunde will ich einige geschichtliche Momente streifen. In der apostolischen Kirche finden wir zwischen den Aposteln und den sogenannten Laien keine Kluft. Die Liebesarbeit irgend eines Gemeindegliedes (Stephanus, Aquila, Priscilla, Apollo &c.) wurde nicht geringer geachtet, als die der Apostel selbst. Die Aufnahme der unbekehrten Großen und Reichen in die Kirche, das Streben der Aeltesten nach einer bischöflichen Gewalt, schließlich die Erhebung der christlichen Religion zur Staatsreligion, die Entwicklung der Papstidee &c. riefen nicht blos in der Folge eine geistige Tyrannei, eine Rohheit und dämonische Fleischlichkeit hervor, sondern sie bewirkten auch eine furchtbare Kluft zwischen Priesterthum und Laienthum; die Priester löśten sich mit jedem Jahrhundert mehr vom Volke los. Selbst die Reformation vermochte in Folge der Verquickung der Kirche mit dem Staate das ursprüngliche Verhältniß zwischen Volk und Priester nicht herzustellen, und so sehen wir wiederum im protestantischen Zeitalter die Entwickelung eines unglückseligen geistlichen Beamtenthums. Das Bindemittel zwischen Volk und Kirche war nicht der freie Entschluß der Liebe zu Gott und seinem Reiche, sondern die Staatsgewalt, wodurch Herrschsucht der Priester und Unglaube des Volkes genährt wurden.

Die Blätter der Kirchengeschichte zeigen uns, wie die Anwendung der staatlichen Gewalt im Interesse der Kirche nie ohne Rache blieb, und diese ließ thatsächlich auch nie lange auf sich warten. Die geistige Revolution brach los; ein Sturm erhob sich und die Parole der Aufklärung lautete: „Keine Knechtung mehr! nieder mit dem Pfaffenthum." Ein bekannter Culturhistoriker sagte: „Liebe ist eine Lüge; denn Liebe hat nie Einfluß gehabt; Bruderliebe ist nur Schein, Friede ist Erschlaffung, und nur eine untergegangene Nation hat Frieden."

Die sogenannte Aufklärung und der Liberalismus siegten; die Taufe, Confirmation, Trauung, Kirchbesuch wurden freigegeben. Dadurch aber wurden die Menschen nicht, wie man kirchlich orthodoxerseits hervorhob, schlechter, wohl aber jedem Staatsbürger die Freiheit garantirt, sich der kirchlichen und klerikalen Herrschaft zu entziehen. Dieses nennen wir — im Gegensatz zu dem Jammergeschrei der Geistlichkeit — nicht ein Unglück, sondern ein Glück. Allerdings, wie in früherer Zeit der Clerus sich innerlich vom Volke trennte, so kehrte jetzt im Jubel der Freiheit das Volk der Kirche und den Geistlichen den Rücken. Nicht genug damit, der Kampf gegen Kirche und Priester wurde von Hoch und

Nieder fortgesetzt. In diesem Kampfe aber verliehen die oberen Klassen den unteren Schichten des Volkes die geeignetsten Mittel, theils durch das persönliche Beispiel, theils durch geistige Producte.

In den jüngsten Jahren nun sah doch ein Theil dieser vornehmen Welt ein, daß zur Sicherung des persönlichen Eigenthums etwas geschehen sollte; gerne unterzeichnete man den Aufruf für Stadtmission. Also die Stadtmission, d. h. die Thätigkeit der Laien soll helfen, die Laien sollen also durch Laien gewonnen werden; denn daß die Geistlichen jetzt dem Volke nachzugehen mehr verpflichtet sind, daß sie durch die Umwälzung der Dinge die Liebe am Nächsten zu üben, um nicht ganz im Kredit zu fallen, fast gezwungen werden, sah selbst jener alte Berliner Pastor nicht ein, der öffentlich sagte: „Der liebe Bruder meint, wir sollen die verlorenen Mägde suchen: ich bin die Kirche, sie sollen zu mir kommen!" oder wie mir einmal ein Geistlicher in einer Postkutsche sagte: „Die Kirche hat nicht den Beruf zu missioniren, sondern zu organisiren."

Stadtmission ist gleichbedeutend mit „Seelsorge"; es soll dem Einzelnen nachgegangen, das Evangelium soll so zu sagen in's Haus, in die Familie getragen werden. Das Vertrauen gegen die Kirche soll wieder zurückerobert werden, das durch das oft berechtigte Mißtrauen gegen viele Geistliche verloren ging. Aber nicht der Pfarrer, sondern der Stadtmissionar, also ein Mann des Volkes, ist dazu ausersehen. Der Umgang mit dem Volke, die Bezeugung herzlicher Theilnahme an den verschiedenen Lebensverhältnissen, können die wahre Seelsorge ermöglichen.

Wohl ist bekannt, daß von Seiten vieler Geistlichen in Deutschland dieser Arbeit oft nicht wenig Mißtrauen entgegen gebracht wird, weil, richtig ahnend, Leute, die durch den Stadtmissionar zu Gott gebracht worden sind, diesen als ihren Seelsorger betrachten könnten. Dadurch würde natürlich dem „geordneten Pfarramt' Abbruch geschehen. Man möchte die Stadtmission zum Handlangerdienst der Geistlichen herabdrücken; aber sie wird sich, richtig gethan und an den vielen Klippen vorsichtig vorbeigebracht, noch als eine der segensreichsten kirchlichen Institutionen für das evangelische Volk Deutschlands erweisen, vorausgesetzt, die höchsten Persönlichkeiten, welche im Auftrage des Prinzen Wilhelm den Aufruf unterzeichnet haben, machen aus ihr keine Staatsmission.

Wir thun daher noch einen Seitenblick. Man redet viel von den „der Kirche entfremdeten Volksmassen," worunter man nur die pauvre Gesellschaft versteht. Die Gott und seiner Kirche entfremdeten Reichen erlassen Aufrufe zur Stadtmission—welch ein Bild! Die Laster der Armen sind nicht schlimmer, als die der Reichen; es gibt nicht selten Dienstboten, die reiner leben als ihre Herrschaft. So gibt es auch „Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke," zu denen große Champagnerliebhaber gehören. Pharisäismus und Heuchelei der gröbsten Art macht sich geltend. Man spricht von den Bewohnern der Kellerräume, der 5. und 6. Stockwerke, aber nicht von denen der 1. und 2. Etage. Den Kellner sucht man auf, aber nicht den, den er bedient. Haben's die der Kirche entfremdeten Advokaten, Banquiers, Hotelbesitzer, die in Palästen und Ministerhotels nicht auch nöthig? Sollte man sie nicht auch mit Tractaten versorgen? Wenn die Stadtmission auch diese Leute in's Auge faßt, erfüllt sie den Beruf der Mission überhaupt, welche sich an Reich und Arm wendet. So hat die Stadtmission sicherlich auch einen Beruf an die 700, welche den Berliner Aufruf unterzeichneten.

Noch Eins. Die Kirche hat kein politisches Programm — nur die Bibel, und „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — ob er Heide oder Jude ist—gilt jedem Christen. Nimmt aber diese Missionsthätigkeit Theil an dem von Haß und Neid geführten politischen Parteigefecht, so wird sie zu Grunde gehen.

Was wir in Deutschland nöthig haben, ist nicht Kirchenthum, nicht eine Schnur von kirchlichen Ceremonien, als Taufe, Trauung 2c., worüber man so gerne Statistiken anfertigt, sondern wir brauchen praktisches Christenthum. Möge daher die Stadtmission, welche in so vielen ihrer Einrichtungen dem sonst so verfolgten und verpönten Freikirchenthum ähnlich ist, sich selbst noch zu einer Freikirche herausbilden zum Segen unseres Volkes.



Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Sulzberger.

Die edle Frau, von welcher in den nachfolgenden Blättern erzählt werden wird, war Pauline, Fürstin von Schwarzenberg, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, vermählt dem Fürsten Joseph in Schwarzenberg in Wien.

Einen großen Theil des Jahres pflegte die Fürstlich Schwarzenberg'sche Familie sich in Wien aufzuhalten, und das war eine Zeit reicher Tröstungen für Arme und Nothleidende, welche die edle Fürstin Pauline versorgte, und deren Thränen zu trocknen ihr die süßeste Freude war. Sie verschmähte es nicht, in die Hütten des Elends und in die dunkeln Winkel menschlichen Jammers zu gehen, und mit den Spenden ihrer Barmherzigkeit den Trost liebreichen Wortes in die kummerbelasteten Herzen zu flößen. Auf solchen Gängen geleitete sie (außer den Engeln Gottes) ein alter, treuer Diener des Hauses, weil die edle Fürstin gerne im Verborgenen Gutes that.

Eines Tages war sie wieder auf solch einem Gange der Barmherzigkeit, von ihrem Diener begleitet, allein aus dem Thore ihres Palastes getreten. Sie war so einfach gekleidet, daß Niemand in ihr die reiche Fürstin Schwarzenberg erkannt haben würde. Um aber auch etwa begegnenden Bekannten unbekannt zu bleiben, trug sie vor dem schönen Antlitz einen dunkeln Schleier. Ihr Samariterweg führte sie an diesem Tage weit hinaus in eine der Vorstädte Wiens, wo eine unglückliche Familie lebte, deren Schutzengel sie war.

Sie hatte endlich die Vorstadt erreicht, und wollte eben in eine kleine, enge Seitengasse einbiegen, als ihr ein Mädchen auffiel, das an der Ecke stand und ein Lied zu den einfachen Akkorden einer Guitarre sang.

Solche singende und spielende Kinder sind in Wien nichts Seltenes; auch nicht diese etwas verschämtere Weise des Anbettelns der Vorübergehenden. Das Kind würde jedenfalls eine Gabe von der Fürstin empfangen haben, wenn es auch nicht ihre Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf sich gezogen hätte. Dies war aber in ungewöhnlichem Grade durch Verschiedenes geschehen. Das Erste, was die Fürstin aufmerksam machte, war des Kindes Stimme. Sie war glockenrein und voll des lieblichsten Klanges; aber auch das ist in Wien, wo so viel Musik getrieben wird und sie bei Hohen und Niederen so beliebt ist, nichts Ungewöhnliches; vielmehr war es etwas in diesem Stimmchen, was mit Macht zum Herzen sprach — es zitterte nämlich sehr von innerer Bewegung, und das vernahm der Fürstin feines Ohr. Sie blickte das Kindlein an—und da wirkte ein Zweites auf sie nicht weniger mächtig, nämlich zwei große, krystallhelle Thränen in des Kindes Augen; und nun machte ein Drittes seinen Einfluß geltend: die Schönheit des Kindes, das etwa so zehn Jahre alt sein mochte; und als ihr Blick über des Kindes Gestalt hinflog, fiel ihr ein Viertes auf, nämlich, daß die sehr dürftige Kleidung des Kindes ungemein reinlich und nett war, und, wenn auch an vielen Stellen Placken aufgesetzt und eingesetzt waren, diese ebenso sorgfältig genäht erschienen, wie das Kleidchen selbst.

Die Fürstin blieb stehen und betrachtete die Kleine mit liebreicher Freundlichkeit und Theilnahme. Das gab dem Mägdlein Muth und Zutrauen. Sie trat in bescheidener Weise und zugleich hocherröthend näher zur Fürstin hin und sagte: „Ach, schöne, gnädige Frau, erbarmen Sie sich meiner armen Mutter und meines armen Bruders, welche Beide zu Hause krank darniederliegen und weder Pflege noch Nahrung haben!"

In dem Tone des Kindes sprach sich ein so tiefes Weh aus; die Röthe ihrer Wangen hatte sich zu tiefer Gluth gesteigert, und die Thränen rannen stromweise, während sie ihr Auge zu Boden schlug.

Die Fürstin fühlte das gleich heraus, daß das keine Bettlerin vom Handwerk war, denn bei Denen ist die Scham eine seltene Blume, und das taktmäßige Herleiern einer eingelernten Redeweise gibt sich augenblicklich kund.

Die Fürstin blieb stehen und sagte mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit: „Solche Noth ist's, die dich zwingt, das Mitleid der Vorübergehenden anzusprechen? Armes Kind! Haben denn deine Kranken keinen Arzt?"

„Doch, doch, gnädige Frau. Ach, es ist ein gar milder, guter Mann; er kommt alle Tage zu uns — aber."— Sie stockte.

„Nun, aber?" fragte die Fürstin.

„Aber," fuhr das Kind fort — „wir haben ja kein Geld, die Medicin in der Apotheke zu bezahlen. Der Apotheker ist ein harter Mann, der uns nichts mehr gibt; was soll da werden?—Ich griff zu dem Mittel, durch Gesang die Aufmerksamkeit und Barmherzigkeit auf mich zu leiten — doch die Leute gehen meist kalt vorüber und achten nicht auf mich. Die Medicin kostet zwei Zwanziger und ich habe nur einen Sechser bekommen an diesem Morgen. Mein Bruder hungert, und ich habe doch selber nichts!

Unter stetem Schluchzen brachte sie diese Worte heraus.

Die Fürstin war bewegt im innersten Grund ihres Herzens. „Kind," sagte sie, „ich glaube Deinem Worte. Hier hast Du eine Krone; dafür bekommst Du die Medicin für Deine Mutter und auch Nahrungsmittel für Deinen genesenden Bruder und Dich."

Das Kind schlug jetzt das leuchtende Auge zur Fürstin auf und rief: „Lohn's Gott, edle Frau, lohn's Gott!"

Und dahin flog sie wie der Wind. Ihre Füßchen berührten kaum den Boden.

„Joseph," sagte die Fürstin zu ihrem alten Diener, „eile der Kleinen nach, ich folge Dir."

Kaum vermochte der Bediente sie im Auge zu behalten, und es wäre ihm auch sicherlich nicht gelungen, wenn die Kleine nicht in eine Apotheke getreten wäre, die in ihrem Wege lag. Hier bezahlte sie die Medicin voraus, die sie alsbald abholen zu wollen erklärte, und dann eilte sie in eine Garküche, aus der sie mit Gefäßen wieder heraustrat. Nun mußte sie langsamer gehen und Joseph konnte ihr folgen.

Nicht lange, so trat sie in ein kleines, ärmliches Haus und eilte die Stiege hinauf.

Der Alte erkundigte sich unten im Hause und hörte, daß allerdings oben eine kranke Wittwe mit ihrem kranken Sohne und dem kleinen Mädchen wohne. Er merkte sich Haus und Hausnummer, und ging dann seiner Herrin entgegen, die ihm langsam gefolgt war.

„Es ist genau so, wie die Kleine gesagt hat," meldete er ihr.

„So komm," sprach die Fürstin, und ging auf das Haus zu. Unten trat sie in eine Stube. Es war die Werkstätte eines Schusters. Höflich grüßend trat der

ebenfalls arme Meister ihr entgegen und berichtete ihr auf die Erkundigungen nach der Familie des kleinen Mädchens, daß die Mutter eine gar stille, gute Frau sei, deren Mann als Offizier in der Schlacht von Aspern gefallen sei, die aber leider keinen Gnadengehalt habe und bisher durch Fleiß sich und ihre zwei Kinder nur sehr kümmerlich habe ernähren können. Zwar habe in der letzten Zeit auch der Sohn etwas durch Schreiben verdient; aber Beider Erkrankung habe sie in die mißlichste Lage versetzt. Er selbst, sagte der ehrliche Mann, sei arm und habe acht Kinder zu ernähren mit seiner Hände Arbeit, aber er habe doch wohl noch etwas übrig gehabt für die Aermeren, die gerne arbeiten wollten, aber nicht könnten, und nun sei auch der Hauszins fällig, den er zum Lederankauf so nöthig brauche, und er wisse gar nicht, wo es endlich hinaus solle, wenn nicht Gottes Gnade den armen Leuten milde Herzen erwecke.

„Wieviel Miethzins schuldet die arme Frau?" fragte die Fürstin.—Der Schuster nannte eine kleine Summe.

„Seid so gut, lieber Meister, und quittirt für ein halbes Jahr voraus," sprach die edle Fürstin, „hier ist das Geld." Sie zählte es auf die Werkbank, und staunend und freudig stellte der Schuster die Quittung aus.

Jetzt aber hielt auch nichts mehr die Fürstin zurück, in das Stüblein der Wittwe zu treten, um Trost und Hülfe zu spenden.

Ich muß aber zuerst meine lieben Leser eine kurze Frist zurückblicken lassen.

Das glückliche Kind, dessen Reichthum nie die hohe Summe einer Krone erreicht hatte, war außer sich vor Freude davon geeilt, ohne für irgend etwas Anderes Sinn zu haben, als daß sie der Mutter Medicin und dem Bruder Labung bringen könne, war endlich mit den Gefäßen, darin Suppe und etwas gebratenes Fleisch war, in die Stube getreten.

Die Beiden richteten sich, trotz ihrer Mattigkeit auf, als das Kind so stürmisch hereintrat.

„Da, lieber Johannes," rief sie, „hab' ich Dir stärkende Speisen mitgebracht! Und Dir, liebe Mutter, hole ich gleich jetzt Deine Medicin!"

„Aber, Bertha," sagte die Mutter kaum hörbar, „wie kommst Du denn zu dem Allem?"

„Ach, das weiß ich selbst nicht, rief freudig das Mägdlein;" aber, liebes Mütterchen, es ist wirklich wahr, was Du mir oft sagtest, daß der liebe Gott auch noch Engel auf die Erde sendet und in die Herzen guter Menschen, und noch mehr—diese Engel nehmen auch wohl Menschengestalt an, und helfen dann den Armen!" Dann erzählte sie was wir bereits wissen und schüttete im Uebermaß ihres Glückes das Geld der Mutter auf die Decke.

Diese faltete ihre Hände, blickte nach oben, dankte dem Helfer in der Noth und flehte Segen herab auf die unbekannte Wohlthäterin. Auch den Jüngling hatte des Schwesterchens Erzählung so ergriffen, daß er zugleich dankend und um Segen flehend die Hände faltete. In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thüre und die Fürstin blieb überrascht von dem Anblicke der Betenden auf der Schwelle stehen.

„Mutter, Mutter!" rief das Kind aus, „sieh, das ist unser Engel!"

Die Mutter fuhr empor, ebenso der Jüngling in seinem Bett, und herein trat nun, seltsam bewegt, die edle Frau.

„Kleine," sagte sie, „Du hast Dein Mütterchen erschreckt. Ich bin nur ein Mensch wie Du; aber, Liebe," sagte sie zur Wittwe, „ich bitte, legen Sie sich nieder. Ich setze mich zu Ihnen!" Sie ergriff einen Stuhl, rückte ihn zum Bett und ließ sich nieder.

Ein Blick hatte der Fürstin ein kleines Zimmerchen gezeigt, in dem, außer dreien Betten, einige Stühle, ein Tisch, eine Comode, ein kleiner Spiegel und das Bild eines schönen Mannes in Lieutenants-Uniform das ganze Geräthe ausmachten. Die größte Armuth, aber auch die größte Reinlichkeit und Ordnung war überall sichtbar, und bestärkte vollends die Fürstin in der Ueberzeugung, daß sie Gottes Gnade als Werkzeug seiner rettenden Liebe und Vorsehung hierher geführt habe, wo die Wohlthat ihre rechte Stätte habe. Durch die herzgewinnende Weise, mit der die Fürstin sich aussprach, war bald die Lage der Familie ihr klar.

„Aber warum haben Sie keinen Gnadengehalt?" fragte die Fürstin, nachdem ihr die Wittwe ihre Geschichte erzählt.

„Zwanzig Jahre sind es in diesen Tagen," sagte die Kranke, „daß ich meinen Gatten heirathete. Er war damals Feldwebel; aber seine Treue im Dienst, seine Tapferkeit im Felde brachte es in einer Reihe von wenigen Jahren dahin, daß er zum Lieutenant, und dann zum Oberlieutenant erhoben wurde. Er war streng im Dienste, doch außer demselben ein Vater seiner Untergebenen, wie er denn als Gatte und Vater die Herzensgüte selber gewesen ist. Ach," sagte die Kranke, „einen Fehler hatte er. Er schlug seine Verdienste vielleicht zu hoch an gegen diejenigen Offiziere, welche durch Geburt und Rang, durch Einfluß und Familie schnell den Grad erreichten, den er sich erworben hatte mit manchen Opfern und im blutigen Felde des Krieges. Als nun ein blutjunger Herr von hohem Adel Hauptmann der erledigten Compagnie und er dabei übergangen wurde, wallte sein Zorn über. Es kam zu einem Duelle, in welchem er den Hauptmann verwundete, daß er lange daran litt.

Das geschah kurz vor der Schlacht von Aspern. Er fiel dort vor einer feindlichen Batterie, die er stürmen sollte, und entging so der Schmach seiner Entlassung, die damals bereits ausgefertigt war. Freunde hatte er unter den hohen Offizieren wenige, und so kam es, daß mir nichts zu Theil wurde. Ich habe oft darum angehalten, aber immer vergebens. Da ließ ich es endlich und arbeitete, um meine Kinder und mich zu ernähren. Das wurde schwer, gnädige Frau, in den Kriegszeiten, wo Alles so theuer war. Ich mußte nach und nach alles Entbehrliche, und — auch nicht Entbehrliche, um Spottpreise an Trödler verkaufen, und ich und mein Johannes erkrankten, da war unsere Noth bis zum höchsten Grade gestiegen, und die gute Bertha mußte — ach, es ist schwer! — betteln."

Die gute Fürstin trocknete heiße Thränen.

„Seien Sie ruhig," sagte sie; „es ist mir möglich, etwas für Sie zu thun; ich werde Sie nicht vergessen, auch es an mir nicht fehlen lassen!"

Da brach die Kranke in innige Ergießungen ihrer Dankbarkeit aus. Die Fürstin aber bat sie, zu schweigen, versprach, bald wieder zu kommen, und legte etwas auf den Tisch, was in Papier gewickelt war. Dann schied sie mit freundlichen Trostworten, und die Segnungen der drei dankbaren Menschen folgten ihr.

Derweile war denn der treue Joseph unten bei dem Schuster eingetreten, der, glückselig, daß er nicht nur den rückständigen Miethzins erhalten hatte, sondern sogar ein Halbjahr voraus, aus Herzensgrunde die schöne, milde Dame pries. Da ging dem alten Joseph auch der Mund von dem über, deß sein Herz so voll war, und erzählte, wie gut und wohlthätig sie sei, und vergaß im heiligen Eifer das Gebot seiner

Herrin, und nannte ihren Namen. — Als sie dann nun fort war und Bertha das Päcklein öffnete, welches die Fürstin auf den Tisch gelegt, da rollten vier Goldstücke heraus, und als das Kind in dem Papier die Katzenfüße der Schreibkunst des Meister Zandel erblickte und die Quittung las, da war das Maß des Glückes denn doch für einmal fast zu groß.

Auch die Medicin in der Apotheke war zum Voraus bezahlt, wie Bertha erfuhr, als sie dieselbe abholen wollte.

Kaum aber war Bertha eingetreten, so steckte Meister Zandel den Kopf durch die Thüre und fragte, ob er recht komme?

Mit Freuden begrüßten sie den braven Mann, der sich so aufrichtig mit ihnen freute.

„Wissen's denn auch, wer's ist?“ fragte er endlich mit einer Miene, die es ankündigte, daß ihm der Schlüssel geworden sei, das Räthsel zu lösen. „Es ist die Fürstin Pauline von Schwarzenberg!“

Ich will nichts reden von dem Erstaunen, daß dem Nennen dieses Namens folgte; nichts von dem Preise ihrer Güte und Huld; nichts von den Gebeten, die für sie zum Himmel stiegen; nur davon muß ich reden, daß, als der menschenfreundliche Arzt am andern Morgen kam, er sich gar nicht von seinem Erstaunen über die günstige Veränderung im Zustande seiner Kranken erholen konnte. „Aber, sagen Sie mir doch, was dies Wunder bewirkt hat, denn meiner Arznei wage ich es nicht zuzuschreiben,“ rief der Arzt. Da erzählte die Mutter Alles, und der theilnehmende Menschenfreund meinte, so eine Doctorin könne freilich andere Arznei verschreiben, als er; aber, daß sie solche verschrieben, dafür segne sie Gott!

Schon nach wenigen Tagen kam die Fürstin wieder, und freute sich sehr, die Kranken außer dem Bett zu finden. Sie betrachtete die Wohnung, die finster und feucht war. Sie sagte nichts, aber in ihrem Herzen reifte ein Entschluß, den sie an dem Tage noch ausführte. Ihrem Gatten, dem Fürsten, erzählte sie die ganze Begebenheit, welche dem edeln Mann die aufrichtigste Theilnahme einflößte.

Vorerst zog er am andern Morgen sogleich die nöthigen Erkundigungen über den Gatten der Wittwe ein. Was sie gesagt hatte, bestätigten vorurtheillose höhere Offiziere vollkommen.

Fürst Joseph bat um Audienz bei dem milden Kaiser Franz und trug die Sache selbst vor. Der Kaiser befahl eine Untersuchung, die des Gefallenen Verdienste, wie das ihm angethane Unrecht in's Licht stellte. Selbst nach seinem Tode wurde sein Abschied zurückgenommen, und seine Wittwe mit ihren Kindern erhielt jährlich zweihundert Gulden Gnadengehalt. Allein damit war die Fürstin noch nicht zufrieden. Auf einem ihrer Güter in Böhmen war der Schloßverwalter ein Greis. Dorthin, das sagte sie dem Gatten, wollte sie die Wittwe versetzen. Johannes würde vom alten Verwalter alle Zweige dieses Berufes erlernen und dann einst sein Nachfolger werden.

Der Fürst willigte lächelnd ein. „Wohl, theure Pauline, ernte Du den Segen allein. Thue, was Du für gut hältst.“

Die Fürstin dankte dem Gatten mit einer Thräne im Auge, und eilte, ihren Schützlingen die Wendung ihres Geschickes anzukünden.

Keine Feder vermag die Freude zu schildern, welche diese Mittheilung hervorrief und die Freudenthränen der Geretteten.

Hier, liebe Leser, ist die Geschichte zu Ende, und ihr werdet wohl die Ueberschrift gerechtfertigt finden: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergeßt nicht!“ —

Die Lick'sche Sternwarte.

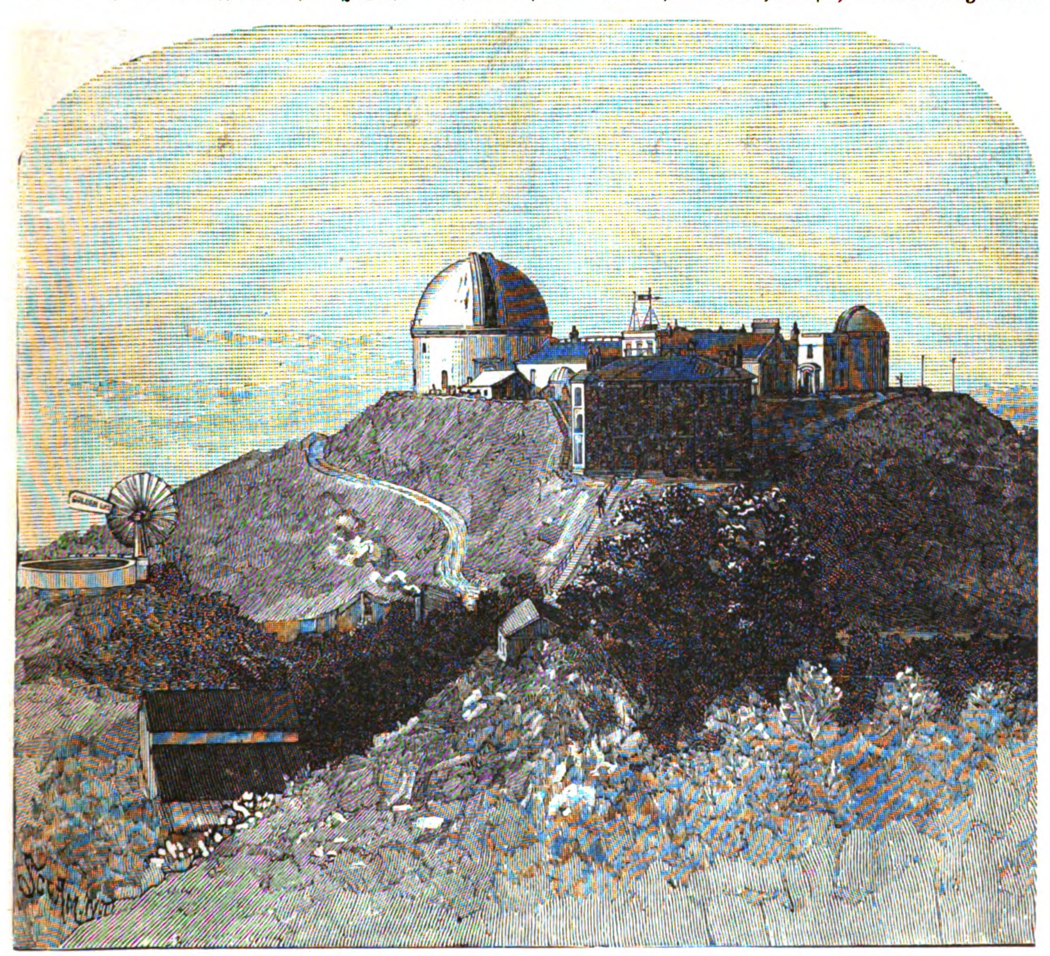
Im Jahre 1876 starb in Californien einer der großen Philantropen Amerika's. Mit Dankbarkeit und Stolz nennen die Bürger des Santa Clarathales den Namen von James Lick; denn zu Millionen hat dieser Edle von dem Reichthume, der ihm zufiel, ausgetheilt zum Wohle und zur Hebung seines Volkes und Heimathlandes. In aller Welt aber ist er bekannt geworden durch seine Stiftung der großartigen Sternwarte auf Mount Hamilton bei San Jose. Siebenhunderttausend Dollars überschrieb er der Universität von Californien zur Beschaffung eines Teleskopes „das alle je zuvor gebauten an Vergrößerungskraft übertreffen sollte.“ Die Vorarbeiten wurden im Jahre 1880 begonnen, nahmen aber geraume Zeit in Anspruch, da der von ihm noch bei Lebzeiten bestimmte Hügel abgeplattet werden mußte, um für die nöthigen Gebäulichkeiten hinlänglichen Raum zu gewinnen. Nicht weniger als siebentausend Tonnen Erde und Stein mußten zu dem Zwecke abgegraben werden, bis im Juni 1883 endlich der Grundstein gelegt werden konnte. Heute steht der Bau auf einer Höhe von 4302 Fuß vollendet da, aus solidem Steine in einfacher aber wirkungsvoller Bauart aufgeführt, ein seltsames, großartiges Grabmal seines Stifters, dessen Gebeine unter dem Postamente des großen Teleskopes beigesetzt sind.

Das Hauptgebäude mißt der Länge nach 287 Fuß und enthält Räumlichkeiten für den Direktor, den Sekretär und den Bibliothekar der Sternwarte, sowie für astronomische Uhren. Nach Süden hin läuft es aus in den großen Kuppelthurm, in welchem auf gewaltigem, aus Stein und Eisen aufgeführtem Postamente (Fig. 3) das große Teleskop, das eigentliche Objekt der Lick'schen Schenkung, errichtet ist. Ein kleinerer Kuppelthurm mit einem zwölfzölligen Aequatoreale schließt das Hauptgebäude nach Norden ab. In östlicher Richtung verbinden sich mit demselben drei kleinere Nebenbauten, in welchen ein photographisches Laboratorium eingerichtet, ein Mittagskreis und ein

Passageninstrument aufgestellt ist. Dann stehen noch einige aus Holz gebaute Werkstätten auf der Höhe des Plateau, und etwas unterhalb, durch eine Brücke mit diesem verbunden, das geräumige, sehr bequem eingerichtete Wohnhaus der Astronomen.

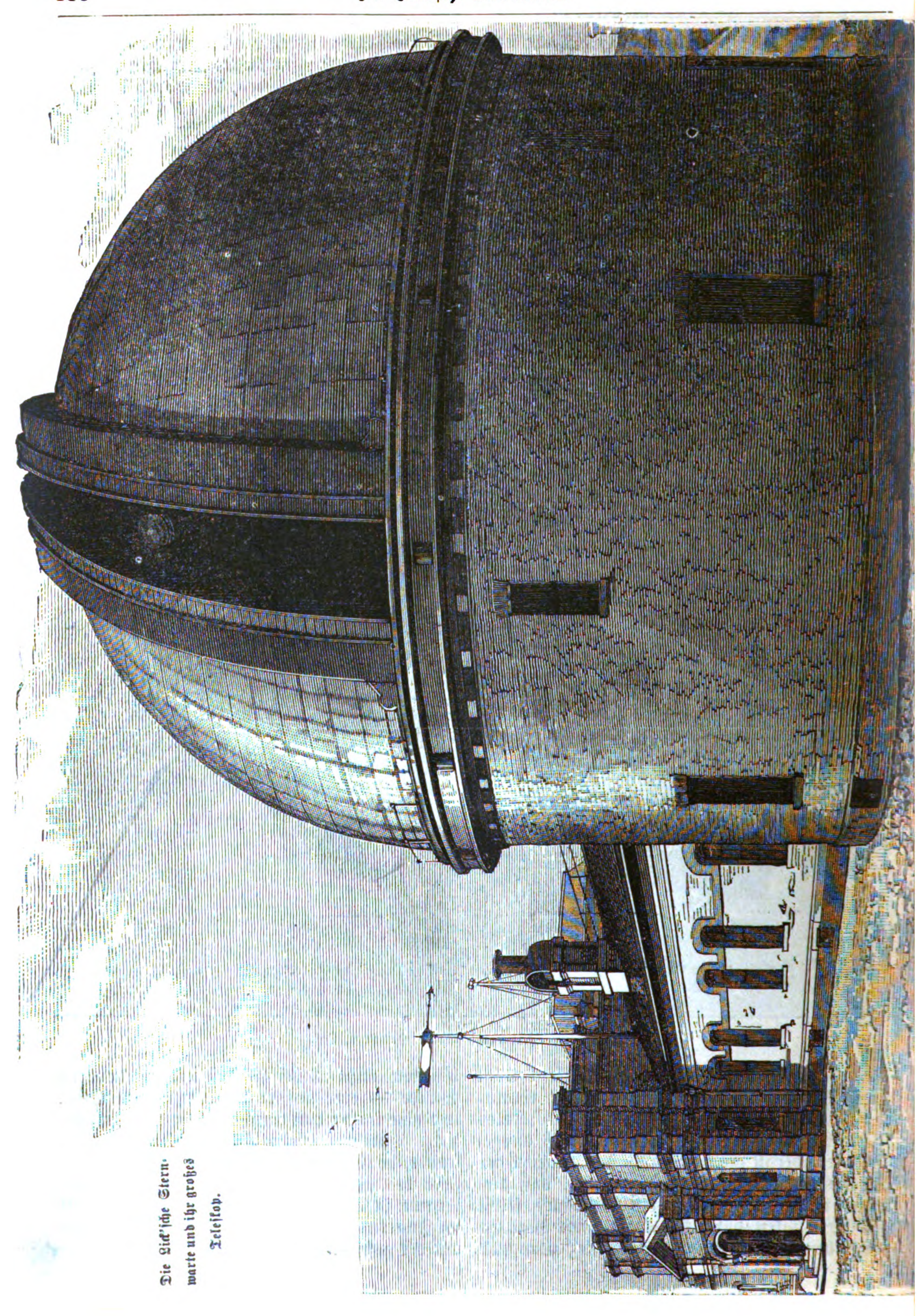
Die große Kuppel mißt 75 Fuß im Durchmesser, der sich aber bei dem extremsten Temperaturwechsel um einen halben Fuß verändert. Die Observationsspalte ist $9\frac{1}{2}$ Fuß weit, und für die Bequemlichkeit des Observirenden außerordentlich zweckentsprechende Einrichtung ist der eiserne, bewegliche Boden, der je nach der Stellung des Instrumentes um 16 Fuß gehoben oder gesenkt werden kann. (Fig. 3).

Die kleinere Kuppel mit dem zwölfzölligen Äquatoreale hat 25 Fuß im Durchmesser, wiegt acht Tonnen und hat eine über den Zenith gezogene Observationsspalte von drei Fuß Weite. Der Anbau, in welchem sich der Mittagskreis



Die Lick'sche Sternwarte, Mount Hamilton, Cal.

das Gewicht der beweglichen Theile beträgt 100 Tonnen. Die Drehung geschieht vermittelst eines Wassermotors, der zu einer totalen Rotation neun Minuten braucht. So ausgezeichnet aber ist die mechanische Construktion der Drehvorrichtung dieser Riesenkuppel, daß dieselbe trotz ihres ungeheuren Gewichtes selbst mit Leichtigkeit durch die Kraft eines Mannes geschoben werden kann. Eine ganz neue und befindet, mißt 43 bei 48 Fuß und hat doppelte Wände — eine äußere von verzinntem Eisen und eine innere von californischem Rothtannenholz. Zwischen diesen Wänden ist ein 24 Zoll weiter, hohler Zwischenraum, der, wie das Innere des Gebäudes, mit einem Ventilationsthurme in Verbindung steht, wodurch die Luft im Inneren stets auf gleicher Temperaturhöhe mit der äußeren gehalten wird.



Die Lick'sche Sternwarte und ihr großes Teleskop.

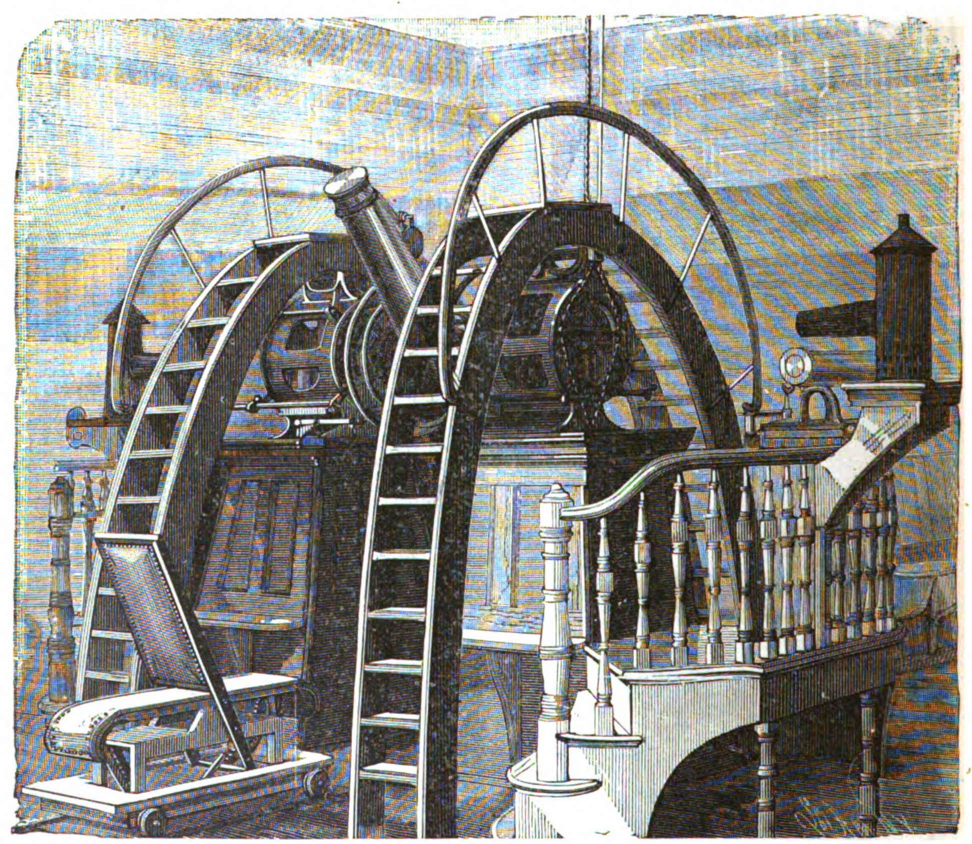


Der bewegliche Boden — aufgezogen — und das Postament des großen Teleskopes.

Ganz aus Eisen aufgeführt, im Innern aber mit Holz getäfelt, ist der Anbau, in welchem das Passageninstrument steht. Das photographische Laboratorium hingegen ist ein Holzgebäude und besitzt einen auf solider Backsteinunterlage ruhenden, ausgezeichneten Photoheliographen. Für photographische Arbeiten ist auch noch ein Zimmer im oberen Stocke des Hauptgebäudes eingerichtet.

Das große Teleskop wurde von Warner & Swaisy in Cleveland verfertigt, und ist unbestritten bei Weitem das beste in der Welt. Es

mißt der Länge nach sechzig Fuß, hat ein sechs-, ein vier- und ein dreizölliges Suchglas, und eine Objektivlinse, die einen Durchmesser von sechsunddreißig Zoll und eine Focusdistanz von 678 Zoll hat. Interessant ist die Geschichte dieser Riesenlinsen. Ohne Mühe und besondere Schwierigkeiten wurde diejenige von Flintglas im Jahre 1882 in Paris hergestellt. Aber erst drei Jahre später, nach neunzehn fehlgeschlagenen Versuchen, gelang endlich ein glücklicher Guß der Kronglaslinse; und eine dritte solche, die 1886 in Paris gemacht wurde, wurde auf



Der Mittagskreis im Lick'schen Observatorium.

dem Wege nach Californien zerbrochen, und erst letztes Jahr wieder ersetzt. Glücklicherweise hat sich aber auch hier das alte Wort: „Was lange währt, wird endlich gut" bewährt; das beweisen glänzend die seit dem 3. Januar dieses Jahrs mit dem nun zum Gebrauche fertigen Instrumente angestellten Observationen. Seine Vergrößerungskraft ist eine so ungeheure, daß es den Mond so erscheinen läßt, wie er dem bloßen Auge in einer Entfernung von zweihundert Meilen erschiene. Und Sterne werden mit demselben sichtbar, die dreißigtausend Mal stärker leuchten müßten, um vom unbewaffneten Auge wahrgenommen werden zu können.

Welch' ein gewaltiger Fortschritt das seit 1609, wo Galiläi, trotzdem ein Zeitgenosse und Professor an der Universität zu Padua spottend sagte: „Dinge, welche dem bloßen Auge nicht sichtbar sind, sind nutzlos und existiren nicht," seine dreimal vergrößernde „optische Röhre" verfertigte, die aus weiter nichts bestand, als einem einfachen bleiernen Rohr mit einer planoconvexen Linse am vorderen, und einer planoconcaven am hinteren Ende! Sehr einfach und unvollkommen war wohl jenes erste Sehrohr, aber der große Erfinder desselben hatte doch damit der Welt die Leiter verschafft, auf welcher Andere dann weiter stiegen bis zur hohen Stufe der heutigen Vollkommenheit.

So verfertigte Newton schon 1688 ein Spiegelteleskop, das neununddreißig Mal vergrößerte, und ihm folgte 1774 Herschel mit seinem vierzigfüßigen Teleskop, das sechstausend Mal vergrößerte und einen Hohlspiegel von sechs Fuß

im Durchmesser hatte. — Der bedeutendste Fortschritt wurde sodann unstreitig gegen Ende des letzten Jahrhunderts von dem englischen Optiker Dolland gemacht, durch seine Erfindung der achromatischen Linsen. Man bediente sich bis dahin fast ausschließlich der Reflektoren, Instrumente mit stark vergrößernden Hohlspiegeln, weil es so schwierig war, Linsen aus wirklich reinem Glase zu bekommen, und weil selbst die allerreinsten die Himmelskörper nicht in ihrem wahren Lichte erscheinen ließen. Diesem Uebelstand half Dolland ab durch seine Construktion von Doppel-Linsen, deren eine aus Flint- und andere aus Kronglas gemacht ist, und die durch die Combination dieser zwei verschiedenen Glasarten die Gegenstände achromatisch, das heißt ohne Brechung der Lichtstrahlen in verschiedenen Farben, also in ihrem wahren Lichte, darstellen. Dieser hochwichtigen Erfindung verdanken wir großentheils die großartigen Fortschritte in der Herstellung von genauen astronomischen Instrumenten und die neuesten, wunderbaren Enthüllungen der Sternkunde.



James Lick.

Zu den Schätzen der Lick'schen Sternwarte gehören nebst diesem unübertroffenen Teleskop ferner noch besonders ein ausgezeichneter Mittagskreis, ein Passagen-Instrument, ein Deklinograph, ein Chronometer, Spektroskope, Sphärometer, Galvanometer, Photometer und andere. Die metereologischen Instrumente und Apparate sind: Selbstregistrirende Regenmesser, Windmesser, Barometer, Thermometer und zur genaueren Beobachtung von Erdbeben verschiedene Seiomographe. Dies sind Apparate, die bei der geringsten Erderschütterung auf augenblicklich in Bewegung gesetzten horizontalen und vertikalen Platten vermittelst eines Stiftes automatisch Stärke und Richtung derselben angeben. Ein Chronograph, der beim Anfang eines Erdbebens vermittelst Elektricität in plötzliche Bewegung gesetzt wird und mit einer Uhr verbunden ist, registrirt auf dieser genau die Zeitdauer desselben.



Prof. Edward S. Holden, Direktor.

Direktor und Chef-Astronom an der Lick'schen Sternwarte ist Prof. Edward S. Holden; seine Assistenten sind die Herren S. Burnham, J. Keeler, J. Schäberle, E. Barnard. Dergleichen Namen lassen nur das Allerbeste erwarten.

Mit gerechtem Stolze sind die Augen Amerika's und mit hohem Interesse die der gebildeten Welt überall auf Mount Hamilton gerichtet.



Der Ton der Familien-Unterhaltung.

Es ist oft unbegreiflich, wie Eltern und Erwachsene sich vergessen können, vor den Kindern Dinge zu verhandeln, die nicht nur schon an sich geist- und gehaltlos, sondern für die Kinder von neun bis vierzehn Jahren ein Giftsame sind, der nicht verfehlen wird, in der lebhaften, ohnehin schon eher auf's Böse gespannten Phantasie seine pilzartig fortwuchernde Kraft auszuüben. Da wird nur zu oft ohne alle Zucht in den Tag hinein geredet, ohne im Mindesten zu bedenken, daß jedes Wort ein Mordstich in die Seele eines anwesenden neun- bis vierzehnjährigen Knaben oder Mädchens ist, ohne jenes zweischneidige Wort des Heilandes zu bedenken, wo es heißt: „Wer eines dieser Kleinsten ärgert, d. h. ärger macht, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist."

Zuchtlose Zungen, unreine Lippen sind für die Jugend, deren Geist mit seinen Alles ohne Scheidung einsammelnden Fühlern und Fängern so empfänglich ist, eine wahre Pest. Wie oft hat nicht ein einziges gehörtes unreines Wort, namentlich wenn von Haus aus schon ein natürlicher Zunder dazu da war, Monate, ja Jahre lang in der Phantasie eines Kindes wie ein dunkler unreiner Schatten fortgespukt und die Seele verunreinigt.

Was hilft's aber, darüber zu reden; das wissen wir Alle, mögen manche Leser denken. Nun vielleicht kommen diese Blätter auch einmal einem solchen in die Hände, der darüber erschrickt und in sich geht.

Hier kann man so recht den Einfluß des Christenthums erkennen. In einem Haus, wo das Wort Gottes fleißig gelesen wird, wo der Glaube Herzenssache ist, da trifft man auch in der täglichen Unterhaltung nichts Gemeines. Alles, auch die Rede ist gesittet, so gesittet, daß man solche Leute in manchen Gegenden Deutschlands mit dem Namen „die Feinen" belegt hat; sie trägt den Stempel der Wahrheit, der Frömmigkeit, des Taktes und einer Lebensweisheit, die man da nicht suchen würde. Das Verläumden, Aufschneiden, schmutzige Zotenreißen, das Führen zweideutiger Reden, ungebührlicher Anspielungen—alles das ist von solchen Familien, die wirkliche „feine" Leute sind, gänzlich ausgeschlossen, und sogar die Lippen des Unreinen, der hier etwa eintritt, sind geschlossen von unsichtbarer Macht.

Da darf man sich nicht wundern, wenn oft die größten Männer der Jahrhunderte aus solchen Familien und Häusern hervorgegangen sind.

Hier im ganzen Ton und Geist der Familie ist das Urgestein zu suchen, aus dem sie der göttliche Bildhauer zu seinen Zwecken und Plänen heraushaut.

„S'ist Geist d'rin!" sagte uns einst ein Geistlicher, als wir im Zwingli-Haus in Wildhaus standen und die alten Formen und Schnitzwerke am Gehölze betrachteten. Und dieser Geist wird noch mehr als ins Gehölz ihres Hauses, ins Herz des jungen Ulrich sich eingegraben und seine Gestalt gebildet haben.

Noch eins mag hier aus Kellners Aphorismen stehen: „Ich habe," sagt er, „Familien kennen gelernt, in welchen die Väter zu guter Stunde ihren Freunden mit dem größten Behagen und einer Verklärung in den Mienen, welche die Seligkeit der Erinnerung verbürgte, von ihren Jünglingsjahren und dem Leben vor dem Ehestand erzählten, und dabei am meisten bei der Schilderung sinnlicher Genüsse, bei frohen Zechgelagen ꝛc. verweilten, noch die Zahl und Sorten der Flaschen wußten und endlich die erfolgte Niederlage in einer Weise ausmalten, welche keinen Zweifel übrig ließ, daß sie für einen Triumph gehalten werde.

„Solche Schilderungen geschahen zugleich in Gegenwart der männlichen Sprößlinge des Erzählers, ganz ungescheut und ohne das geringste Bedenken. Es hatte sein Spaßhaftes und möchte für Maler interessant genug gewesen sein, die Knaben hiebei zu beobachten, zu sehen, wie sie athemlos lauschten, wie ihre Blicke jedes Wort aufzunehmen strebten und der geöffnete Mund lauter Bewunderung und Erstaunen athmete; und wenn nun die Erzählung des von der Erinnerung hingerissenen Vaters geendet war, dann konnte man ohne viele Mühe aus den Gesichtern der Knaben nicht blos den tiefen Eindruck, sondern auch die Meinung lesen, daß es sich hier um eine Heldenthat gehandelt habe, welche nachzuahmen ihnen später eine angenehme Pflicht sein werde.

„Macht es nur alle so ihr Väter, zeigt, daß ihr auf sinnliche Genüsse und rauschende Freuden ein hohes Gewicht legt und seid alsdann überzeugt, daß euch die Herren Söhne später viel kosten werden. Warum wendet ihr nicht das Blättchen um, denkt euch flugs die Knaben zehn Jahre älter und laßt euch dann von ihnen solche schöne Geschichten aus der Unmittelbarkeit heraus erzählen! Ob sie dann noch zu so herzlichem Lachen hinreißen würden?"

(Nach Christ. Tischhausen.)

O warum sollt stolz sein der menschliche Geist?

(Frei nach William Knox. Präs. Lincoln's Lieblingsgedicht.)

Für Haus und Herd von Franz L. Nagler.

O warum sollt stolz sein der menschliche Geist?
Wie der Bach, der sich brausend in's Weltmeer ergeußt,
Wie der Fels aus der Höhe in's Thal rollt hinab,
So eilet der Mensch zu der Ruhe im Grab!

Die Blätter der Weide, des Eichbaumes Laub
Verwelken zusammen und sinken in Staub;
Die Reichen, die Armen, im stillen Verein
Umschließen einander im schattigen Schrein!

Das Kind, von der Mutter an's Herze gedrückt;
Die Mutter, von seinem Erwachen beglückt,
Und der Vater, der beiden so hold bis an's End,
Sie schlafen den Schlaf, der kein Aufwachen kennt!

Die Maid, deren Locken einst Blumen bekränzt,
Deren Auge im Frohsinn der Jugend geglänzt,
Und Alle, die ihrer in Liebe gedacht,
Sie stiegen hinab in die schaurige Nacht!

Die fürstliche Hand, die das Scepter geführt,
Das priesterlich' Haupt, das die Mitra berührt,
Das Auge des Weisen, des Muthigen Herz,
Sie alle durchzuckte der tödtliche Schmerz!

Der Gärtner, der frühe den Acker bebaut,
Der Schiffer, der muthig den Wogen vertraut,
Der Künstler, der Bettler, der streitbare Held,
Sie schwanden dahin, wie das Gras auf dem Feld!

Der Fromme, der Gottes Vergebung erfleht,
Der Sünder, der seine Erbarmung verschmäht,
Der Kluge, der Thor, der finstre Despot,
Sie allesammt sanken hinab in den Tod!

So schwinden die Menschen, wie welkendes Grün,
Wie duftende Rosen, die morgen verblühn;
Die Kinder betreten dieselbige Bahn,
Und thun wie die Väter vor ihnen gethan!

Wir bewohnen die Stadt, die die Väter gebaut,
Betrachten die Dinge, die sie einst geschaut;
Wir trinken aus selbiger Quelle wie sie,
Es erquickt uns, was ihnen Erquickung verlieh!

Wir denken, was unsere Väter gedacht,
Vollbringen, was unsere Väter vollbracht;
Es freut uns das Leben, das sie einst erfreut,
Wir scheuen den Tod, den sie einst gescheut!

Sie liebten, doch wie ist ihr Herze so kalt,
Sie jubelten, doch ihr Gesang ist verhallt,
Sie stritten, doch nun hat ihr Arm sich gesenkt,
Sie ruhen, wo Niemand der Fehde gedenkt!

Sie starben! Ach ja, wie das fallende Laub,
So sanken auch sie in den modernden Staub;
Wir wandeln auf ihren Grabhügeln einher,
Nur kurze Zeit noch, und auch wir sind nicht mehr!

So eilet dies flüchtige Leben dahin,
Ist Sonnschein und Regen, Verlust und Gewinn;
Der Jubel, die Klage, Verzagtheit und Muth,
Sie folgen einander wie Ebbe und Fluth.

'S ist oft nur ein Seufzer, ein Wink mit dem Aug,
Ein Umdrehn der Hand, ein entschwindender Hauch,
Und der Faden des Lebens, der zitternde, reißt,
O warum sollt stolz sein der menschliche Geist?!

Berea, O.

Vom Zweifel.

Was ist der Zweifel? er ist das Gegentheil vom festen Glauben. Er ist ein sich immer erneuerndes Fragezeichen. Der Glaube ist aber eine feste Erkenntniß und Zuversicht, ein frohes Ausrufungszeichen.—Ist es so, wie die Bibel sagt? fragt der Zweifel. Es ist so, wie die Bibel sagt! spricht froh und frei der Glaube.

Die Schlange im Paradies sagte, als sie den Zweifel wecken wollte, nicht alsogleich: Gott hat nicht gesagt, daß ihr nicht essen dürft von dem lachenden Baum. Sie sagte: Sollte Gott gesagt haben? sie fing fein an und zündete die stinkende Flamme des Zweifels an. Aber bald hernach, als sie spürte, daß das Gift des Zweifels in der Seele der Eva zu wirken begonnen hatte, fuhr sie sehr bald im Widerspruch mit Gottes klarem Wort also fort: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben. Und damit der Pfeil um so tiefer und giftiger sitze, weckte sie das Mißtrauen gegen Gott im Innersten des Herzens der ersten Menschen: Gott gönnt es euch nicht, daß ihr werdet wie er. Nehmt euch vor ihm in acht. Er weiß es, daß, welches Tages ihr von der Frucht esset, ihr sein werdet wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

Die schlaue Schlange, der elende Versucher, er wußte wohl, wie des Menschen Herz wird, wenn es zu zweifeln anfängt!

So ist der Zweifel, das große, traurige Fragezeichen, in die Welt gekommen. Und mit ihm tausend schwere Gedanken und Kämpfe, viel Unruhe, Angst und Unsicherheit.

Lieber Freund, achte nur im gewöhnlichen Leben auf den Zweifel. Vorher lebten zwei Eheleute so friedlich und harmlos. Da drängt sich ein Friedensstörer ein und säet mit wenigen Worten den bösen Zweifel ins Herz der Frau: dein Mann ist dir nicht treu.—Wie ein schönes Saatgefild vom Hagelwetter zerschlagen wird, so schlagen die Zweifelgedanken in das friedliche Herz der Gattin ein. Sie hat so fest auf ihren Mann getraut. Sie kann's im Anfang nicht glauben. Der Zweifel scheint ihr Sünde zu

sein. Hat er's mit aller seiner Liebe, Freundlichkeit, Sorglichkeit um sie verdient?—Aber es wäre möglich! sagt sie sich, wie wälzt sie sich auf dem Lager! wie weint sie im Verborgenen! Er ist dir untreu? fahre hin, Glück meines Lebens, Stern am Himmel meiner Liebe. — Sie wird mißtrauisch, sie bewacht jeden seiner Tritte, jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte an und über Andere.

O liebe Frau! tritt einfach vor deinen Mann hin. Sage es ihm, was du gehört. Bitte ihn, es dir offen zu sagen. Du merkst es ihm gewiß an. Sein Zorn, seine Betrübniß, sein Eifer, die seine Liebe und Treue zeigen, sein schmerzliches Wort: Womit habe ich verdient, daß du mir so etwas zutraust?

Lieber Leser, das ist Zweifel an einem Menschen, an einem lieben, treuen Menschen. Und der Zweifel an einen so liebevollen, treuen Gott sollte eher erlaubt sein?

O wie recht hatte mein werther Prediger: „Wie kann das zweifelnde Herz zu unerschütterlichem Glauben gelangen?—Indem es sich nicht in seinen Zweifeln gefällt, sondern damit vor seinen Herrn tritt."

„Da hast Du das rechte Wort getroffen: indem es sich nicht in seinen Zweifeln gefällt."

Das ist heut zu Tage eine so traurige Mode, daß man meint, gebildet und groß zu sein, wenn man an der christlichen Religion zweifelt. Man bildet sich auf den Zweifel etwas ein, als wär's was Großes.

Es mahnt mich das an jene Buben, die sich rühmen, daß sie betrunken gewesen seien, als wäre das etwas Prächtiges, als müßte Jedermann staunen und sagen: seht, was sind diese Buben groß, sie haben so und so viel getrunken, so manchen Schoppen Bier, so manches Gläschen Schnapps. O, ihr dummen Jungen, jeder rechte Mann verachtet das; nur andere Schnapps- und Bier-Brüder machen euch mit solchem Unsinn den Kopf groß. So ist es auch mit dem Zweifel. Nur solche, die selber Freude haben am Zweifel, machen euch das Kompliment, wenn auch ihr zweifelt. Was erzählt die Fabel? Ein Fuchs gerieth in eine Falle und konnte sich nur retten, indem er den schönen Schwanz zurückließ. Er kam wieder zu den Seinigen. Und als diese sich versammelt hatten, sprach er zu ihnen: Ei, wie häßlich und unbequem sind doch diese eure Schwänze, wie viel bequemer habe ich's, da ich den meinen abgeschafft nach der neuesten Mode. Aber ein alter Fuchs erwiderte ihm: Hättest du ihn nicht in der Falle gelassen, er wäre dir lange recht; aber jetzt, da du ihn verloren, möchtest du auch uns verstümmeln und uns rauben, was uns mit Vorbedacht der Schöpfer gegeben.

Also hüten wir uns vor den Leuten, welche uns sagen: Was, glaubst du auch noch das, was die Bibel sagt? Sei doch nicht so dumm. Wirf diesen alten unnützen Plunder weg. Es ist mir viel leichter und aufgeklärter, seit ich damit aufgeräumt habe, — weg mit dem Glauben an Gott und Ewigkeit, an Himmel und Engel, an Hölle und Teufel, an Sünde und Versöhnung!

O denke, lieber Leser, noch einmal an jene Frau, der man den Zweifel an ihrem Mann böslich beigebracht. Was meinst du: wird sie's rühmen: O, jetzt glaube ich nicht mehr an die Treue meines Mannes! Jetzt ist mir viel wohler, daß ich weiß, wie ich mit ihm d'ran bin?

Wenn sie das könnte, würde ich ihr sagen: Weib, mit deiner Liebe und Treue steht's schlimm. Du bist einfach froh, daß du jetzt selbst nicht mehr dich um deinen Mann zu bekümmern brauchst, daß du jetzt frei und froh jedem Mannsbild, das dir gefällt, nachlaufen kannst. Scheiden willst du dich gern von deinem Mann und einem andern anhangen: Darum freuest du dich seiner vermeintlichen Untreue als Scheidungsgrund!

Aber ein ehrbar treu Weib kann das nicht, sich ihres Zweifels freuen und rühmen. Sie weint ob dem Zweifel. Es ist ihr eine schwere Last. Sie will sich nicht scheiden; sie möchte in Friede und Treue ihr lebelang mit dem geliebten Manne leben. Darum ist sie traurig, so lang sie zweifelt—und wird erst wieder fröhlich, wenn sie glauben kann, wenn sie die Höllenquelle des Versuchers verstopfen kann.

Gerade so ist es mit dem religiösen Zweifel. Diejenigen, welche ihrem Gott nicht mehr viel nachfragen, denen sein heiliges Wort und Gebot längst zuwider sind, sind froh über den Zweifel. Er gibt ihnen eine Art von Recht, Gott zu verlassen, ihm gleichsam aufzukünden, von ihm sich zu scheiden. Und das thut ihnen nicht weh. Darum rühmen sie sich ihrer Zweifel und haben Freude an jedem Zweifler, der ihnen immer neue Zweifel bald gegen die Bibel überhaupt, bald gegen dies oder jenes Wunder, etwa von Bileams Esel, Jonä Wallfisch, Adams Schlange, Josuas Sonne, Elias Feuerwagen, —oder gegen die und jene Weissagung einimpfen kann. Da leben sie daran, wie an einem Gläschen Liqueur, wenn einer (oder ein Buch, oder eine Zeitung) ihnen auftischt: Matthäus und Lukas widersprechen sich, einer rede von einem, der andere von zwei Schächern, die Jesum mitgelästert haben; — einer von einem Blinden bei Jericho, einer von zwei, — einer vor Jericho, einer nach Jericho.

Ach, das sind lockere Zeisige, solche Zweifler: längst haben sie alles fortgeworfen und sind nun froh, sich zu entschuldigen. Oder habe ich nicht recht, lieber Leser? sind's nicht oft die Säufer, die Flucher, die Revoluzzer, die schlechten Arbeiter, die liederlichsten Tauner*), verkommene Rechtsagenten, leichtsinnige Studenten, spielende Schulmeister, welche sich ihrer Zweifel rühmen?

O, wie anders der redliche Zweifler, der aus Büchern, Gesellschaften, oder aus eigenem Denken in Zweifel gekommen. Es ist ihm ein tiefer Schmerz! Gerne, ach wie gerne glaubte er. Er verbirgt seinen Zweifel, er will Niemand anstecken mit dieser Pest, er seufzt oft: o könnt' ich d'rüber weg! o könnt' ich wieder glauben, wie ehedem!

So stellte unser lieber Prediger uns das Bild des zweifelnden Johannes des Täufers dar und zeigte uns den Weg aus dem Zweifel heraus.
(Allerlei von F. Gerber.)

*) Taglöhner.

Sei gütig gegen deine Waschfrau.

Für Haus und Herd von Karolina Stoll.

„Ich will noch eben diese Gardinen abnehmen, obwohl sie noch nicht sehr staubig sind, und der Waschfrau bringen, denn sie wird heute ungewöhnlich früh fertig sein,“ so sprach die junge Frau K., sich gegen ihre alte Tante wendend.

„Sei gütig gegen Deine Waschfrau,“ erwiderte Tante Martha, „komm, setze Dich her zu mir, und laß mich Dir erzählen; hast Du dann noch Lust die Gardinen abzunehmen, so magst Du so thun.

„Es war an einem lieblichen Maimorgen, als in der Kirche zu L. ein junges Paar getraut wurde, deren Glück nun vollkommen schien. Beide waren früh verwaist, hatten sich später kennen gelernt und in einer schönen Stunde ewige Treue gelobt; nur mußten sie sich gedulden bis sie einen eignen Hausstand gründen konnten. Nun war das Ziel erreicht, und die Zukunft lag so heiter vor ihnen wie der Hochzeitstag.

„Heinrich, der junge Ehemann, war ein braver Arbeiter, und wie oft malten sie sich in ihrem netten Wohnstübchen die künftigen Tage so schön aus.

„Eines Tages aber, da fing der gute Mann an zu hüsteln, und als seine besorgte Frau ihn ermahnte, doch zum Arzt zu gehen, indem sich auch stechende Brustschmerzen einstellten, da tröstete er sie lächelnd, daß das bald wieder vorübergehen würde. Aber es wurde mit dem nun eingetretenen Winter nur ärger, der herbeigerufene Arzt brummte etwas von zu lange gehen lassen, verordnete Ruhe, gute Kost rc.

„Heinrich tröstete sein Weibchen, daß mit dem Frühling das Alles weichen müsse, und sie ließ sich auch trösten. Sie glaubte fest, daß unter ihrer guten Pflege er sich gänzlich wieder erholen würde. Nur wollte sie etwas thun, um das Ersparte nicht ganz zu verzehren.

„Es gab reiche Hausfrauen, die eine tüchtige Wäscherin schätzten, und es gelang ihr recht bald ein solches Haus zu finden.

„So verging der Winter. Aber das Leiden des armen Mannes blieb. Es war wieder Waschtag bei Körners. 'Bitte, komm doch so bald wie möglich heim,' sagte der Mann.

'Fühlst Du denn kränker, wie sonst?' fragte die erschreckte Frau zurück.

'Ach nein, nur etwas schwach,' antwortete der Kranke, 'ich werde heute viel schlafen.'

„Ach, wie lang war doch heute der Waschtag. Und immer wieder hörte sie die Bitte: Komm doch bald heim.

„Endlich war das letzte Stück an der Leine und eben wollte sie das Wasser weggießen. Da kommt die Frau mit noch einer Decke, reicht sie hin mit der kalten Bemerkung: Es ist heut noch früh; Sie können dies noch waschen.

„Endlich war Alles fertig und nun eilte sie mit raschen Schritten der Heimath zu. Es war ganz stille im Zimmer. Er schläft, denkt die arme Frau und schleicht sachte an's Bett. Ja, er schlief, so sanft, so ruhig, aber um nie mehr hier zu erwachen.“

Tief erschüttert hielt sich Tante Martha hier die Hände vor's Gesicht.

„Es muß eine liebe Freundin von Dir sein, daß es Dich so bewegt,“ unterbrach Frau K. das Stillschweigen. „Eine liebe Freundin? Es war Deine Tante, die hier vor Dir sitzt, und nochmals bitte ich Dich, sei gütig gegen Deine Waschfrau.“

„Die Gardinen sollen bleiben,“ erwiderte Helene, „und nie, nie werde ich vergessen, liebreich gegen solche zu sein, die für mich arbeiten. Sogleich will ich Kathrine ihren Lohn bringen.“

„Heute sind Sie wohl früh fertig geworden und da wollte ich Ihnen die Mühe sparen, nach oben zu kommen,“ redete Helene Frau B. an.

„Ach, Gottlob,“ sagte diese, „wie wird sich mein armes Kind, das krank an den Masern liegt, freuen und noch heute Morgen mir nachrief: Mutter bleib nicht so lang; Gott segne Sie für Ihre Freundlichkeit.“

Gehe hin und thue deßgleichen.

Ein Jude.

Für Haus und Herd von Sch.

Wer in Berlin bekannt ist, und ein gewisses Interesse an seinen Sitten und Gebräuchen genommen, namentlich aber Land und Leute zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, dürfte sich noch eines alten Herrn erinnern, der Ende der vierziger Jahre fast täglich der Stehely'schen Conditorei in der Charlottenstraße am Gensdarmen Markt einen Besuch abstattete, um während seines kurzen Aufenthalts daselbst seine Tasse Chocolade zu schlürfen und dabei einige Zeitungen zu durchfliegen. Obgleich schon ein hoher Sechziger, trug er seinen vom Alter bereits etwas gebeugten Körper doch immer noch mit einer gewissen Rührigkeit, und die feine weiße Wäsche unter dem schwarzen Anzug gab dem von Silberhaar umrahmten, glattrasirten Gesicht, mit der feingebogenen Nase und den klugen, wenn auch etwas kleinen, dunklen Augen jenen angenehmen Ausdruck, der selten verfehlt, vertrauensvoll selbst auf den Fremden zu wirken.

Jener alte Herr war der durch seine Milde, Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit fast jedem Berliner wohlbekannte, jetzt längst verstorbene Commerzienrath Reichenheim, Vater des zeitigen Reichstagsabgeordneten und Mitglied des Herrenhauses in Berlin, dessen Haus „Unter den Linden," in unmittelbarer Nähe des russischen Gesandschafts-Gebäudes, durch seinen eleganten Baustyl und innere Pracht und Größe zu den ersten Zierden dieser weltbekannten Straße der deutschen Kaiserstadt gehört.

Es war im Jahre 1846. Damals tauchte bekanntlich in Berlin, hervorgerufen durch den damals statthabenden Wohnungsmangel bei der täglich riesenhaft anwachsenden Zunahme der Bevölkerung, eine wahre Bauwuth auf, deren Folgen gar manchen Abenteurer ohne Mittel zu Vermögen geholfen, dagegen viele ehrliche Leute mit kleinen Ersparnissen an den Bettelstab brachte. Ein Opfer dieses sogenannten — um mit dem Volksausdruck zu reden — Bauschwindels, war der damals in der Wallstraße wohnhafte Schlossermeister P......, ein fleißiger Arbeiter und guter Familienvater, geworden, der sich durch Fleiß und Sparsamkeit in seinem Handwerk ein kleines Vermögen erworben, dasselbe aber zu jener Zeit durch gewissenlose Bau-Unternehmer wieder gänzlich verloren hatte und nun mit seiner Familie, bestehend aus Frau und sieben Kindern, am Hungertuche nagte.

Mit knapper Noth war er dem Schuldgefängnisse entgangen, da seine Gläubiger sehr wohl die Unmöglichkeit seiner Zahlungsfähigkeit einsahen und nicht noch mehr Geld durch Inhafthaltung des Schuldners verlieren wollten.

In dieser für P. so traurigen Zeit zeigte sich ihm die Gelegenheit, durch einen ihm gewordenen Auftrag in reeller Weise ein Stück Geld zu verdienen und dadurch seine häuslichen Verhältnisse wieder bessern zu können. Aber hierzu brauchte er Geld und er hatte keins. Sein Credit war untergraben und schon gab er alle Hoffnung auf, einen guten Erfolg von dem ihm gewordenen Auftrag zu erzielen. Im Zustande tiefster Niedergeschlagenheit begegnete er eines Tages einem seiner alten Freunde, dem er auf dessen Befragen sein Leid klagte. Der Mann hätte unserem P. gern geholfen, hatte selbst aber keine Mittel und wollten sie sich schon trennen, als P. von seinem Freunde auf die allbekannte Menschenfreundlichkeit des alten Reichenheim aufmerksam gemacht wurde, mit dem Rathe, sich vertrauensvoll um Hülfe an ihn zu wenden.

Fast trostlos und nur mit schwacher Hoffnung ging unser armer Schlosser nach Hause und erzählte seiner Frau, was ihm der Freund gerathen. Aber nach den vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen hatte er alles Selbstvertrauen verloren; eine Hülfe schien ihm zu den Unmöglichkeiten zu gehören; für ihn gab es keine Hülfe mehr. Doch seine Frau dachte anders. Aus Gründen mütterlicher Liebe und Sorge für ihre Kinder getrieben, ließ sie kein Mittel unversucht, ihren Mann zu bewegen, in einen sauren Apfel zu beißen und Herrn Reichenheimer aufzusuchen und um Hülfe anzuflehen. Endlich konnte der Mann den Bitten seiner Frau nicht länger widerstehen, faßte sich ein Herz, holte den fadenscheinigen schwarzen Ueberrock aus dem Schranke, schmückte sich mit einem weißen Vorhemdchen, bügelte den schon etwas röthlich schimmernden Seidenhut nach besten Kräften wieder auf und begab sich mit schwerem Herzen nach der Wohnung unseres alten Herrn Reichenheim.

Nun sagt ein altes Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Diener!" Dies bewährte sich auch hier. P., durch Leiden und Kummer im innersten Herzen verzagt, zitterte am ganzen Körper, als er die Klingel zur Reichenheim'schen Wohnung gezogen. Er hoffte mit schnöden Worten abgewiesen zu werden. Er hatte sich getäuscht. Auf sein Klingeln erschien ein alter

Diener, der sich nach dem Begehr des Angekommenen in freundlicher Weise erkundigte und auf dessen Anfrage, ob Herr Reichenheim zu Hause und zu sprechen sei, ihn in leutseligster Weise aufforderte, ihm zu folgen.

Nachdem P. mehrere auf das Eleganteste eingerichtete und mit vielen Kunstschätzen geschmückte Zimmer durchschritten hatte, befand er sich auf einmal Herrn Reichenheim gegenüber, der, ganz in altjüdischer Weise, im schwarzseidenen Schlafrock und schwarzsammetnen Käppchen auf den Silber-Locken, an seinem Schreibtische saß und arbeitete. Mit dem freundlichsten Lächeln forderte er P. auf, sich zu setzen und ihn mit seinen Wünschen bekannt zu machen. P., durch das liebenswürdige Entgegenkommen Reichenheim's aufgemuntert, faßte sich ein Herz und erzählte in kurzen Worten dem alten Herrn seine Lage und bat ihn schließlich um ein Darlehn von 50 Thalern, wodurch er in den Stand gesetzt sein würde, die nöthigen Auslagen bestreiten und die bestellte Arbeit anfertigen zu können.

Nachdem Herr Reichenheim den Bittsteller ruhig angehört und mit seinen klugen Augen einige Secunden betrachtet hatte, stand er auf, ging zu seinem Geldschrank, nahm einen Funfzig-Thalerschein und gab ihn P. mit den Worten: „Hier haben Sie die verlangten fünfzig Thaler. Ich wünsche, daß es Ihnen besser gehen möge. Eines Schuldscheins bedarf es nicht. Wenn Sie, wie ich glaube, ein rechtlicher Mann sind, so werden Sie mir das dargeliehene Geld auch ohne solchen zurückzahlen; im entgegengesetzten Falle hätte ein Schuldschein doch auch keine Wirkung!" —

P. war von dem Edelsinn des alten Herrn so überrascht, daß er nicht einmal daran dachte, einige Worte des Dankes zu äußern. Es kam ihm der Gedanke, Herr Reichenheim habe ihm das Geld so ohne Weiteres vielleicht unter der Voraussetzung gegeben, daß er, P., auch dem jüdischen Glauben angehöre. In seiner Rechtschaffenheit konnte und wollte er das Haus nicht verlassen, ohne vorher den warmherzigen Geber von diesem Umstande bekannt zu machen und ihm zu sagen, daß er ein Christ sei. Nachdem Herr Reichenheim ihn ruhig angehört, wobei er in P.'s innerster Seele zu lesen schien, lächelte er auf wunderbare Weise, ging zum Geldschrank, nahm einen zweiten Fünfzig-Thalerschein und übergab denselben P. mit den Worten: „Hier nehmen Sie; die ersten fünfzig Thaler gab ich Ihnen im Namen Adonai, meines Gottes, diese hier aber gebe ich Ihnen im Namen Jesu Christi, Ihres Heilandes! — Nun gehen Sie mit Gott, Sie sind ein ehrlicher Mann und sind mir nichts mehr schuldig!" —

Und mit diesen Worten schob er unseren armen, jetzt überglücklichen Schlosser sanft zur Thür hinaus und verschloß dieselbe hinter ihm. Er wollte eben keinen Dank. —

Und die Moral? —

„Gehet hin und thuet deßgleichen!"

Kein Wunder, wenn dem alten Herrn bei seinem Ableben ein Leichenbegängniß zu Theil wurde, wie dies wenigen Sterblichen erwiesen wird. Alle Schichten der Gesellschaft, alle Confessionen waren vertreten, um ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte zu geben.

Musik.

Für Haus und Herd von Friedrich Munz.

Unter allen Künsten der Gegenwart hat sich wohl keine größerer Gunst und Verbreitung zu erfreuen, als die Tonkunst. Ueberall, wo freie, heitere Menschenherzen schlagen, da finden wir auch herzentzückende und gemüthsbeglückende Jünger dieser hehren Muse. Werfen wir darum einige Blicke auf ihr Wesen und ihren Einfluß.

1. Das Wesen der Musik.

Zunächst also die Beantwortung der Frage: Was ist Musik? Um unsere Gefühle, Empfindungen und Gedanken auszudrücken, stehen uns Menschen mannigfaltige Mittel zu Gebote. Gewöhnlich geschieht dieses in hörbaren Lauten, die wir zu Silben und Wörter verbinden und in Sätze einkleiden. Das Resultat ist unsere gewöhnliche Sprache.

Diese Gedankenäußerung und Mittheilung ist der Hauptzweck und der gemeinschaftliche Berührungspunkt auch bei den Künsten. Der Maler zaubert die ihn bewegenden Bilder auf die Leinwand, der Bildhauer verkörpert seine Ideen in monumentalen Schöpfungen, der Dichter legt seine erhabenen Gedanken in gebundener Sprache nieder. Aehnlich ist es in der Musik. Arbeitet der Maler im Reich der Farben, so herrscht der

Jünger Polyhymnias im großen Reiche der Töne. Ist bei der Betrachtung eines Gemäldes das Auge das Auffassungsorgan, so ist in der Tonsprache vor Allem das Ohr der Kanal, durch den die Tonbilder in unser Inneres strömen. Das Ausdrucksmittel für den Maler ist die Farbe, für den Bildhauer der Stein, für den Musiker der Ton. Aeußerung und Mittheilung von Gedanken, Vorstellungen, Phantasiebildern, das ist was alle Künste, auch die Musik, anstreben. Wollen wir demgemäß Musik definiren, frei von allen unnöthigen Phrasen, so gibt die treffendste Auslegung unser deutsches Wort Tonkunst: die Kunst, in Tönen zu reden.

Nun aber: welcher unter den bildenden Künsten gebührt die Siegespalme? Der Grundsatz, von dem wir auszugehen haben, ist wohl der: das ist die höchste, erhabenste Kunst, die den Geist in seiner vollen Tiefe und Fülle zu fassen vermag.

Den scharfen Meißel in der Künstlershand kämpft der Bildhauer mit der kalten, starren Steinmasse. Und hat er das Bild des Menschen hingestellt, so edel, anmuthig, bezaubernd wie ein Gebild aus Himmelshöhen, der Marmor ist und bleibt — todt. Beim Maler ist das Material schon flüssiger und flüchtiger, doch auch er ist begrenzt und gebunden von der Fläche. Schauen seine Gestalten uns an, als ob sie mit uns sprechen wollten, sind seine Schöpfungen noch so feinfühlig und treu der Natur abgelauscht, so gibt es doch Regungen in des Menschen Brust, geheimnißvoll und verborgen, daß die schärfsten Linien von der kunstgeübtesten Menschenhand sie nicht wiederzugeben vermögen. Wo aber diese Künste enden, menschliche Worte aufhören, da fängt Musik an. Sie wird zur Kunst aller Künste, zur Offenbarerin des menschlichen Herzens.

Mit Recht wird die Tonkunst die Sprache der Gefühle genannt. Eine höhere Würde kann ihr nicht zu Theil werden. Gefühl gehört zu ihrem innersten, eigensten Wesen. Der Dichter faßt diese erhabene Wahrheit in die herrlichen Worte: "Thought is deeper than all speech, Feeling deeper than all thought." Unerschöpfliche Tonfülle, Reichthum der Klangfarbe, feinste Schattirung geben der musikalischen Sprache einen Schatz an Ausdrucksmitteln, der ihr den höchsten Einfluß, die größte Macht und Bedeutung unter allen Künsten erwirbt.

Wagner, der Schöpfer der sogenannten Zukunftsmusik, sprach zuerst den Grundsatz offen aus: „Wort und Ton müssen zusammen geboren werden." Und wahrlich, diese Vermählung ist die edelste Ehe, die je auf Erden geschlossen worden ist. Ergießt sich einerseits in die leeren Wortformen das Feuer unserer Gefühle in lebenathmenden Tönen, erhält andererseits der an sich unbestimmte musikalische Ton das klar bestimmende Wort als Grundlage, dann können wir nicht anders, als ausrufen:

„Entstammst du Sphären, wo—der Schmerz besiegt—
Die Freude lebt und Thränen nicht mehr sind?
Bist du von Gott, o welche Botschaft liegt
In deinen Tönen, hehres Himmelskind?"

In der herrlichen Stimme des gottgeschaffenen Menschen finden wir darum vor Allem den strahlenden Diamanten in der Krone der musikalischen Tonwelt.

„Sie ist die Sprache, keusch und himmlisch süß,
Wie gnädig sie der Himmel nur verleiht;
Die Sprache ist's, die klang im Paradies,
Eh' Sünde noch das reine Herz entweiht."

2. Der Einfluß und die Bedeutung der Musik.

Geheimnißvoll und unergründlich ist die zauberische Kraft, die magische Gewalt der Töne, die der schöpferische Geist des Menschen kalten, todten Stahlsaiten und Schafsdärmen entlockt. Eine alte, griechische Fabel erzählt von einem liederkundigen Sänger Orpheus, daß er von seinem Vater eine Leier zum Geschenk bekommen habe. Der mächtige Apollo ward sein Lehrer und bald brachte es sein Zögling zu einer solchen Fertigkeit, daß Nichts seinen Tönen widerstehen konnte. Da starb seine geliebte Gattin. Orpheus folgte ihr in's Reich der Todten, um sie zurückzuholen. Seine Klagelieder rührten selbst die Geister, daß sie weinen mußten. Pluto beschloß, ihm seine Frau wiederzugeben. Doch Orpheus verfehlte eine Bedingung zu erfüllen, und so mußte er wieder allein auf die Oberwelt zurück. Nun sang und spielte er, daß die ganze Natur in Bewegung kam. Die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, die Bäume, Felsen und Berge folgten ihm. Diese Sage der alten Griechen dehnt also die ergreifende Macht der Musik nicht bloß aus auf Menschen, sondern auf die ganze Natur.

„Gesang erfreut das Leben,
Gesang erfreut das Herz,
Ihn hat uns Gott gegeben
Zu lindern allen Schmerz."

Freude, diesen schönen Götterfunken, bringt vor Allem die Musik in's menschliche Herz. Mit geheimnißvollen Banden entrückt uns der Töne Macht in jene Sphären reinen Menschendaseins, wo Glück und Freude thront. Für viele Tausende ist Musik, besonders Gesang, die alleinige Würze, der einzige Schmuck ihres ärmlichen

Menschendaseins. Sei's droben auf den Bergen oder d'runten im Thale, überall wo frohe, heitere Lieder tönen, da kehrt Leben und Sonnenschein ein, da fühlt man so wohl und warm um's Herz, die dunklen Sorgen weichen, zur Wahrheit werden des Dichters Worte:

„Hab einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Ich habe wieder gesungen
Und Alles war wieder gut.
Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen
Und Alles wird wieder gut."

Mit Recht darum zählte der alte Dr. Hufeland die Musik unter die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. „Denn durch keinen Sinneseindruck," sagt er, „kann so schnell, so unmittelbar auf unser Inneres gewirkt werden, wie durch sie. Unwillkürlich nimmt unser ganzes Wesen Ton und Takt an, den die Musik angibt. Der Puls wird lebhafter oder ruhiger, die Leidenschaften geweckt oder besänftigt, je nachdem es die Seelensprache haben will, die durch die Macht des Tones so unmittelbar auf uns einwirkt und uns oft unwiderstehlich hinreißt, mehr als alle Beredtsamkeit."

Besänftigend und beruhigend wirkte David's Harfenklang auf den umnachteten Geist Saul's. Andererseits wirkt dieselbe Kunst anregend, erfrischend, belebend. Luther's Seele hatte viele Kämpfe und Anfechtungen zu erdulden. Tagelang war er oft eingeschlossen, suchend und grübelnd nach Licht und Heil. Einst wurde man durch die zu lange währende Zurückgezogenheit ängstlich. Man klopfte an seiner Thüre, jedoch keine Antwort kam. Da schaute der Präzeptor Lucas Edenberger durch das Schlüssel-Loch und siehe, da lag Martin Luther ohnmächtig, bewußtlos auf seinem Bette. Was nun thun? Da hob einer der Anwesenden eine Melodie an, die anderen fielen ein und die heiligen Töne schlugen an das Ohr des Gottesmannes, die ermatteten Lebensgeister kehrten wieder zurück, neues Leben schien ihn zu durchströmen und bald erhob er sich von seinem Lager. Später schrieb er: „Musika habe ich allezeit lieb gehabt. Sie ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht."

Dieser Einfluß der Musik macht sich in allen Gebieten des Lebens geltend. Ein frisches, heiteres Lied in der engen Schulstube wirkt ebenso auf die ermatteten Kinder, wie der kühle Morgenthau, der die ganze Natur erquickt und belebt.

Musik ist ein Magnet im Familienleben. Kann es ein glücklicheres Familienhaupt, eine glücklichere Schaar Kinder geben, als da, wo am heimathlichen Herde Gesang und Saitenspiel gepflegt wird? Schädliche Einflüsse, böse Gesellschaften meiden eine solche Stätte reinen Glücks und reiner Freude.

Selbst der Staat erkennt die Macht der Musik. Unsere regierenden, europäischen Fürsten wissen, was für eine zündende Kraft, ein Feuer patriotischer Begeisterung, in den National-Liedern verborgen liegt. Diese kernigen Gesänge pflanzen im Volke Einigkeit und Kraft, Aufopferung und Liebe für's Vaterland und Fürstenhaus. Das englische "God save the king," das österreichische „Gott erhalte Franz den Kaiser," unser deutsches „Die Wacht am Rhein" und andere mehr zeugen für diese Thatsache.

„Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und singet dem Herrn in eurem Herzen." Mit diesen Worten adelte der Apostel selbst die Tonkunst zu einer heiligen Dienerin der christlichen Religion.

An heiliger Stätte übt die Musik auf das menschliche Gemüth den größten Einfluß aus. Sie ist eine Weckerin heiliger Gefühle, ein unsichtbares Band brüderlicher Eintracht und Harmonie, sie zieht die Herzen aus dem Gedränge dieser Welt empor vor des Allmächtigen Gnadenthron. In schon manches Herz wurde durch die heilige Musika ein göttlicher Funke geworfen, der durch das Wehen des Geistes zur hellen Flamme angefacht wurde. Augustinus schreibt von seinem erstmaligen Betreten der heiligen Hallen der Kirche zu Mailand: „Die Stimmen flossen in mein Ohr, Wahrheit wurde in mein Herz geträufelt, das Gefühl der Andacht strömte in süßen Thränen der Freude über."

Die Sterbebetten von Tausenden offenbaren uns heilige Töne aus himmlischen Welten.

Wahrheit bergen des Dichters Worte aus Mozart's Zauberflöte:

„Wir wandeln durch des Tones Macht
Froh durch des Todes dunkle Nacht."

Einen Himmel ohne Gesang und Lobgetön können wir uns gar nicht denken. Die heilige Schrift führt vor die Augen der Gläubigen die blutgewaschene Schaar mit Harfen Gottes in den Händen, singend das Lied Moses, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes.

Dank sei dem Schöpfer aller Dinge für diese edle Himmelsgabe, vor der wir fragend stehen: „Bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem?" —

Aus dem Leben von Johann Philipp Fresenius.

Strebsamen Arbeitern gewidmet für Haus und Herd von Wm. Pfäffle.

Johann Philipp Fresenius wurde geboren am 22. Oktober 1705, in dem Jahr, in welchem der große Zeuge der Wahrheit, Philipp Jacob Spener, vom Kampfplatz dieser Welt abtrat.

Sein Vater, der Pfarrer Johann Wilhelm Fresenius, in Niederwiesen, bei Kreuznach, hatte eine zahlreiche Familie und lebte in sehr dürftigen Verhältnissen. Unser Johann Philipp mußte darum schon frühe das Joch der Jugend tragen.

Als er einen tieferen Blick in die Wunderwege Gottes mit den Seinen erhielt, lernte er die Armuth, die er von Kind auf erfuhr, als ein wichtiges Stück der Treue Gottes gegen ihn schätzen. Es waren zwei christliche Seelen die Pfarrersleute in Niederwiesen. Ihre Hauptarbeit war darauf gerichtet, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung des Herrn zu erziehen. Sein Vater unterrichtete den Johann Philipp bis zum siebzehnten Jahre selbst und der Knabe machte solche Fortschritte, daß die Eltern die beste Hoffnung von ihm hatten. Aber es war auch kein Wunder, daß dieser Sohn so gedieh, denn zu den ausgezeichneten Fähigkeiten seines Geistes kam der ernste Sinn, der sich von frühe an bei ihm zeigte. Die Gnade Gottes faßte ihn mächtig, nicht ein Buchstaben-Christenthum, sondern ein Christenthum des Lebens war es, wonach er trachtete. Er erinnerte sich noch späterhin manches Plätzleins in Niederwiesen, an dem ihn der Herr die Süßigkeit seiner Liebe hatte erfahren lassen. Doch solche Seelen, läßt der Feind der Seelen nicht unangefochten. Auch der junge Fresenius mußte schon die Feuerpfeile des Satans fühlen und da gab es manche Thräne.

„Ach, wie viel Barmherzigkeit,“ sagt er mit Beziehung auf die Führungen Gottes in dieser Zeit, „hat der Herr in der ersten Zeit meiner Wohlfahrt über mich ausgegossen! Da habe ich Gott und den Satan, die Gnade und die Sünde schon ziemlich kennen gelernt, und mein guter Hirte Jesus Christus lockte mich recht zu sich, als ein zartes Lämmlein, welches er gern auf seiner Weide behalten wollte.“

Schon frühe fühlte er in sich den Trieb, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden, und es war ihm späterhin in manchen Anfechtungen seines Amtes immer wieder ein Trost, zu wissen, daß ihm Gott schon so früh seinen Willen zum Predigtamt geoffenbaret habe. Seine Studien betrieb er mit großem Fleiße.

Eine zeitlang stand er des Nachts zwölf Uhr auf. Es kam ihm aber schon in der Lernzeit der Trieb zu Lehren, und die rohen Kinder des Orts waren es, an welchen er das Werk innerer Mission trieb. Und wirklich waren die Dienste dieses jungen Missionars nicht ohne Segen.

Nach gehöriger Vorbereitung zog er im Oktober des Jahres 1723 auf die Universität nach Straßburg. Die Segenswünsche seiner Eltern begleiteten ihn, aber ihre ökonomische Lage war so knapp, daß sie ihm nur 15 Gulden mitgeben konnten. Darum waren sie auch nicht für seine Abreise, aber der junge Studiosius fühlte sich im Vertrauen auf den Herrn so gestärkt, daß er getrost auszog.

Am 18. Oktober kam er in Straßburg an. Der Anfang war sehr schwer. In dem Wirthshause, in welchem er eingekehrt war, mußte er gleich die Spötteleien der Feinde Christi erfahren, und bekam einen Vorgeschmack von dem Hasse, welchem Diener Jesu von Seiten der Welt ausgesetzt sind. Doch bald durfte er auch sehen, wie der Herr die, welche auf ihn vertrauen, nicht zu Schanden werden läßt. Er fand eine Wohnung, wofür er Unterricht ertheilen mußte.

Freilich war seine Baarschaft so zusammen geschmolzen, daß er sich eine zeitlang mit Wasser und Brod behelfen mußte. Aber er hatte bei Allem dem ein fröhlich Herz, daß er späterhin bekannt, er habe nie mit größerer Danksagung gegessen. Als er endlich seine Schüchternheit überwand und den Professoren Silberrad und Lorenz seine Bitte vortrug, ihm Unterrichtsstunden verschaffen zu wollen, damit er seinen Unterhalt fände, erfuhr er eine väterliche Aufnahme. Sie gaben ihm Kosttische, und andere Freunde thaten dasselbe. Und doch blieben noch solche Lücken übrig, daß er für seinen Hunger kein anderes Mittel kannte, als gläubiges Gebet und Betrachtung des göttlichen Wortes. Da traten denn auch die dunklen Stunden neuer Anfechtungen ein. Seine Glieder starrten manchmal vor Kälte, und eine solche Erschlaffung des Gemüths trat ein, daß er wenig fassen konnte, und manchmal befürchtete, er könne zu ferneren Studien ganz unfähig werden. In solcher großen Finsterniß raffte er sich endlich auf und warf sich vor Gott ernstlich auf seine Kniee. Der brünstige Beter hielt seinem Gott alle Verheißungen vor; der Trieb, Theologie zu studiren, komme von Niemand, als von ihm, dem treuen Gott. Darum müsse er ihm zum Ziel helfen. Auch gelobte er Gott, ihm alle seine Kräfte in Dienst zu stellen. Auf dieses mächtige Glaubensgebet des Jünglings erfolgte eine Wunderhülfe. Die Finsterniß wich. Die Anfechtungen hörten auf, seine geistige Stumpfheit schwand, und er wurde scharfsinniger und aufgeweckter als je. Auch sein schwacher Körper wurde wie von einem Himmelsthau erquickt.

Das war ein Wendepunkt in seinem Leben. Im Leiblichen spürte er wenig Mangel mehr. Seine Seele wurde mit Kraft des Glaubens erfüllt. Er gewann die heilige Schrift sehr lieb, und hatte ohne besondere gelehrte Hülfsmittel tiefe Blicke in dieselbe. Sein Lehrmeister war der heilige Geist. Unter den älteren Theologen benützte er besonders die Schriften eines Luther, Chemnitz, Gerhart, Spener und Anderer, sowie auch der Kirchenväter.

Die Liebe Christi zog ihn zu den Kindern hin. Er unterrichtete sie, und es gelang ihm, einige von den Jesuiten verführte Kinder wieder zur Wahrheit zurückzuführen, aber das zog ihm auch manche Verfolgung zu.

Mitten in diesen Studien und Arbeiten hinein kam ein Brief, der ihn aufforderte, nach Hause zu kommen; sein Vater war kränklich geworden und brauchte deßhalb Unterstützung. Obwohl er noch gerne fortstudirt hätte, so folgte er doch diesem Rufe seiner Eltern ohne Widerrede. Es war ihm ein Ruf vom Herrn, schon nach zwei Jahren seine Universitäts-Studien zu schließen.

Am 22. November 1725 reiste er von Straßburg ab. In Niederwiesen fand er reichliche Arbeit, denn sein Vater trat ihm fast alle Amtsgeschäfte ab. So wurde er recht in Praxis des heiligen Dienstes eingeführt.

Als sein Vater sich wieder erholt hatte, erwachte in dem jungen Fresenius auf's Neue der Gedanke, seine Kenntnisse auf andern Universitäten zu erweitern. Doch der Herr ging andere Wege mit ihm, der Rheingraf von Solm-Grumbach berief ihn zum Hofmeister seiner Kinder. Seine Arbeit war reichlich gesegnet im gräflichen Hause, besonders hatte er die Freude, den Grafen selber zum Glauben an Christum führen zu dürfen. Im Jahre 1727 ging der alte Graf heim.

Noch ein anderer Abschied ging dem jungen Hofmeister sehr zu Herzen, es war der seines eigenen lieben Vaters. Der Vater muß eine Ahnung gehabt haben von dem baldigen Schluß seiner Pilgerschaft, denn es drängte ihn gewaltig seinen lieben Sohn zu sehen. Er ging nach Grumbach, um ihn zu sehen. Nur eine einzige Nacht blieb er in Grumbach. Da gab es, man kann es nicht anders nennen, ergreifende Abschiedsscenen. Der Vater sprach unverholen von seinem baldigen Heimgange, empfahl ihm dringend die Seinigen, ertheilte ihm den väterlichen Segen und bat ihn, doch gleich zu kommen, wenn ihm ein Bote von Niederwiesen geschickt würde. Schon am andern Tag kam ein Bote und meldete die Erkrankung des Vaters und Johann eilte eingedenk des gestrigen Gesprächs, sogleich nach Hause. Er traf den Vater sehr schwach, doch raffte sich derselbe zusammen, um ihm noch einmal zu sagen, was er in Grumbach so angelegentlich dem Sohn empfohlen hatte. Darauf lag er stille und bewegungslos da, so daß die Umstehenden in Sorge geriethen, der Vater könne entschlafen sein. Deßhalb rüttelten sie ihn, er schlug die Augen auf und sagte: „Lasset mich jetzt ruhen, denn ich habe es mit meinem Hohenpriester zu thun.“ Noch eine Zeit lang lag er so ruhig da, auf einmal mit einem seligen Lächeln überzogen, brach er in die Worte aus: „Gottlob, meine Rechnung ist richtig befunden.“ Und bald darauf verschied er in den Armen seines Sohnes. Während die Umstehenden von Schmerz über den Tod des Vaters in Wehklagen ausbrachen, stimmte der Sohn, der des Glaubens und der Seligkeit des entschlafenen Vaters gewiß war, das Lied an: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

Als er wieder nach Grumbach zurückgekehrt war, machte er mit seinen beiden jungen Grafen von Solm eine Reise nach Frankreich. Er war aber noch nicht lange und weit gereist, da erging ein doppelter Ruf an ihn, der Kirche des Herrn zu dienen. Der Herzog von Zweibrücken hätte ihn gern als Feldprediger gehabt, aber Fresenius lehnte diesen Ruf ab, da ihm die Pfarrei Niederwiesen angeboten wurde. Darin mußte er mit Dank eine Führung Gottes erkennen.

Nachdem er seine Prüfung bestanden und die Ordination erlangt hatte, trat er am 21. September sein Pfarramt in der Heimath an. Die Gemeinde hatte schon des Knaben und Jünglings Eifer kennen gelernt, jetzt durfte sie die Treue des jungen Pfarrers zu ihrem Segen erfahren. Nicht nur in gesalbten Predigten, sondern auch in den Häusern hin und her zeigte er den Weg des Heils treulich. Schon damals war er ein Wächter auf Zions Mauer. Ein Römling, Namens Weislinger, hatte wieder die evangelische Kirche eine Schmähschrift unter dem Titel: Friß Vogel oder stirb! herausgegeben. Fresenius trat in einer gründlichen Widerlegung dagegen auf. Er suchte aber auch durch Wahrnehmung seiner selbst seine Lehre in einem gottseligen Wandel zu bestätigen. Den vierten Theil seiner Besoldung verwendete er für die Armen.

Weil er aber in seinem großen Eifer gerne recht schnelle und viele Früchte seiner Arbeit in der Gemeinde gesehen hätte und doch nicht sah, so ging er ernstlich damit um, sein Amt niederzulegen. Als er jedoch bald darauf an verschiedene Sterbebetten in seiner Gemeinde kam, mußte er mit Verwunderung wahrnehmen, wie mächtig das Wort Gottes im Stillen an ihren Herzen gewirkt hat. Von da an gewöhnte er sich, im Glauben seine Schuldigkeit zu thun, und je mehr er dieses that, um so größer wurde der Segen, den er stiftete.

Es fehlte ihm aber auch nicht an Feinden, denen sein heiliger Ernst ein Aergerniß war. Besonders haßten ihn manche römische Priester, weil er schon viele Seelen ihren Klauen entführt hatte. Bei dem damaligen Krieg dachten sie darauf ihn durch Soldaten aufheben zu lassen. Er erhielt aber Wink davon und floh nach Darmstadt, um hier in der Stille abzuwarten, bis er wieder in seine Gemeinde zurückkehren könnte. Doch ging es anders, als er dachte. Der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen hatte ihn kennen gelernt, und ließ den Ruf zum zweiten Burgprediger in Gießen an ihn ergehen. Fresenius mußte, da er auch gar nichts dazu beigetragen hatte, darin einen Weg Gottes erkennen und entschloß sich wirklich nach Gießen zu gehen.

Das war ein ganz anderer Wirkungskreis als sein bisheriger. Nicht blos einer Gemeinde diente er als Seelsorger, sondern er hatte auch den Beruf, im Pädagogium den Studenten Vorlesungen über Schriftauslegung zu halten. Auf sein Ansuchen erhielt er auch Erlaubniß, den Gefangenen im Zuchthause Erbauungsstunden zu halten. Er brannte eben von Liebe, und wirklich erlebte er unter den Gefangenen mehrere recht auffallende Bekehrungen, die ihm sehr zur Aufmunterung dienten. Zur Förderung in seiner Erkenntniß und zur Erbauung für sein eigen Herz gereichte ihm der Umgang mit dem ausgezeichneten Gottesgelehrten Dr. Johann Jacob Rambach in Gießen, welcher freilich damals an der letzten Station seiner Laufbahn angelangt war.

Im Juni 1737 trat er in den heiligen Stand der Ehe mit Charlotte Friederike Miltenberg. Es war eine gesegnete Zeit von 26 Jahren, welche er in diesem Stande in Freud' und Fried' verlebte.

Fresenius war ein ausgezeichneter Mann. Das wußte der Landgraf, der ihn zum zweiten Burgpfarrer in Gießen erwählt hatte, recht gut, aber er hätte ihn doch lieber in seiner Nähe gehabt. Deßhalb ernannte er ihn zum Diakonus an der Hofkirche in Darmstadt. Weil Fresenius die schwierige, klippenreiche Stellung eines Hofpredigers erkannte, so bat er den damaligen Oberhofprediger Berchelmann diese Berufung doch wo möglich abzuwenden, aber als der wackere Landgraf von der Bedenklichkeit des Burgpfarrers hörte, wurde er ihm nur um so lieber und bestand darauf, daß er dem Ruf folge. So konnte Fresenius um so getroster am 12. Juni 1736 sein Amt in Darmstadt antreten. Er durfte hier viel Segen erleben, besonders an dem Landgrafen selber.

Mitten in die Darmstädter Arbeit hinein kam der Ruf des Landgrafen an seinen Diakonus als Professor und zweiter Stadtpfarrer wieder nach Gießen zu ziehen. Aber kaum hatte er dort angefangen, so berief ihn Frankfurt zum Prediger, und es war ihm ausgemacht, hier sei die Stätte, wo er seinem Heiland viele Seelen zuführen werde. Anfangs zwar hatte er keine Freudigkeit auf den Ruf einzugehen, aber nach vielen Gebeten konnte er nicht anders, als seine Zustimmung zu geben. Er wurde zum Pfarrer an der Peterskirche ernannt.

So zog er denn nach Frankfurt; am 12. Mai 1743 trat er sein Amt an. Es war ein großes Feld der Wirksamkeit, welches ihm sich hier öffnete. Er gab sich ganz seinem Amt hin, und erlebte die große Freude

einer durchgreifenden Erweckung in dieser großen Stadt.

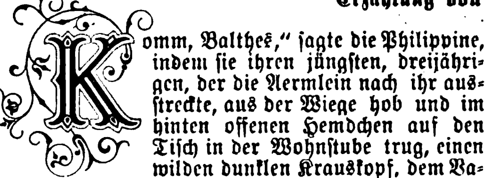
Mit dem 50sten Jahre nahmen seine Leibeskräfte ab. Am Sonntag, den 21. Juni 1761 predigte er zum letzten Mal. Wie wenn er es geahnt hätte, sprach er mit großer Freudigkeit über Gal. 1, 4 von der großen Gnade Gottes, da er uns aus dieser argen Welt erlöset hat.

Nach acht Tagen mußte er sich vor Mattigkeit legen, man erkannte bald die deutlichen Vorzeichen seines nahen Todes. Er schlummerte viel und sprach wenig. Was er aber sprach, zeigte klar und herzerwecklich, daß sein Herz bei dem Herrn und der Herr bei ihm war. Er sang gern und als er nicht mehr singen konnte, so lallte er noch mit.

In der Nacht von Freitag auf Samstag, den 4. Juli 1761, schlief er selig ein im Alter von 55 Jahren, 8 Monaten und 18 Tagen. Ja, er war ein fruchtbarer Baum, dessen Blätter nicht welken. Solche grüne Blätter vom Holz des Lebens sind auch seine Epistelpredigten, die vielen zur Gesundheit dienen mögen. Amen.

Unter Glas und Rahmen.

Erzählung von Emma Niendorf.



Komm, Balthes," sagte die Philippine, indem sie ihren jüngsten, dreijährigen, der die Aermlein nach ihr ausstreckte, aus der Wiege hob und im hinten offenen Hemdchen auf den Tisch in der Wohnstube trug, einen wilden dunklen Krauskopf, dem Vater ähnlich; „komm, Balthes, ich will dir dein Gele und deine Händle waschen und dich in dein Wams einschlupfen lassen. Nachher, wenn ich fort muß, gibt dir das Hannele die Supp," setzte sie hinzu, mit einem Blick durch die offene Thüre und den Gang auf ihr achtjähriges Mädchen, welches eben mit seinem Wasserkübel auf dem goldenen Haare, das in zwei Flechten herunterfiel fast bis auf die nackten eiligen Füßlein, vom Brunnen kam. Die Milcherin war schon vor Tag aufgestanden und hatte Feuer gemacht, um ihren Kindern das Essen zu kochen, bevor sie in die Stadt eilte zu ihren Kunden.

Jetzt riß eine ungestüme Faust die nach der Kammer führende Thüre auf, und schlug sie wieder hinter sich zu, daß die paar Porzellanteller und Schalen auf dem Ofenbrette zitterten. Der Gatte, der Weingärtner, trat herein, völlig angekleidet, mit der Mütze auf dem schwarzlockigen Haupte, der Thonpfeife in dem trotzigen Mund, ein großer, hübscher Mann, nur daß er heute mehr als unwirsch aussah. Das Weib fuhr zusammen, wie die Teller dort oben, und das Erschrecken überflog ihr feines Gesicht mit einer Rosenröthe bis auf den vollen Hals herunter und bis an die blonden Haare, die in zwei reichen Zöpfen herabhingen unter dem schwarzen Mützlein mit seidenen Bändern. Ihre braunen Hände, mit denen sie das Wams hielt, bebten.

Sie drehte sich flink nach ihm um. „Guten Morgen, Gerhard!" rief sie, als er Miene machte, ohne Gruß und Wort sich dem Ausgang zuzuwenden. „Willst du denn schon hinaus in den Weinberg, ohne Frühstück? Wart' nur ein bischen, ich muß dir noch etwas sagen." — „Das ist zum hellen Hinsein!" schrie er. „Kannst du mich denn gar nicht in Ruh' lassen? Kimmichspalterin!" — murrte er noch in sich hinein ohne umzukehren und trabte durch das Gärtlein, in welchem die Rosen blühten, und durch den niedern Zaun, um auf der Straße zu verschwinden. Die Philippine sah ihm noch immer nach, ihre treuen blauen Augen standen voll Wasser; allein sie ließ sich nichts merken vor den Kindern. Sie schärfte dem Hannele, die aber doch im geheimen Alles errieth und ganz bleich geworden war, noch allerlei Verhaltungsregeln ein, welche die Kleine anhörte ohne zu mucksen, obschon sie dieselben auswendig wußte, und band ihr vor Allem auf die Seele, das Brüderchen wohl zu hüten und um Gotteswillen nicht allein auf dem Weg hinauszulassen. Die Mutter klopfte ihr noch einmal auf den Backen, verabschiedete sich von dem Büblein mit einem Kuß und schwang den Korb mit den Milchkrügen auf den Kopf, rasch ausschreitend, obschon sie in der letzten Nacht nur wenig schlief und ihr gar weh um's Herz war.

Denn der Gerhard hatte gestern einen bösen Abend gehabt, er war später als sonst nach Haus gekommen. In bessern Tagen bat er sie oft: „Guck, Weib, laß mich nur keinen Wein trinken, das sag' ich dir! Er macht mich arg händelsüchtig." — Das Alles war aber jetzt vergessen! Anfangs in den ersten sechs Jahren, da ging es noch gut, obgleich es ihn nach und nach schon immer mehr zu den Schoppen hinzog und zum Kärteln, und er sein junges Weib nicht selten einsam daheim sitzen ließ mit ihrem Rocken. Seit aber ein paar alte Schulkameraden von ihm heimgekommen vom Militär als Beurlaubte, besonders der Braumüller, dem Philippine früher einen Korb gegeben, und der sich jetzt rächen wollte, — seitdem war der Mann völlig ein Wirthshausbruder geworden und wußte nichts Lieberes als Trinken und Würfeln.

Dabei ging natürlich alles den Krebsgang. Was man bei Tag verdiente, ward bei Nacht versoffen und verspielt. Wenn die Frau auch noch so sparsam hauste und schaffte, die Nahrungssorgen blieben nicht aus. Das verdroß den Gerhard erst recht, und statt mit sich selbst allein zu grollen, ließ er es sie entgelten. Je zorniger Abends, desto mürrischer Morgens, da war ihm nichts recht. Gestern hatte er nun wieder spät geflucht und getobt, denn je mehr er schimpfte, desto toller wurde er davon, just als wenn ein Teufel ihm seine eigenen Worte in die Ohren gellen ließe. Dazu trutzte er noch mit ihr, obschon sie ihm nichts als leise Bitten und stumme Thränen entgegenstellte. Er sprach nicht mit ihr, bot ihr keine Zeit. Das konnte sie nicht über's Herz bringen. Von dieser Ehe konnte das Sprichwort nicht gelten: „Der eine hat's Schüssele verbrochen, und der Andere 's Häfele dazu." Die Frau trug keine Schuld.

Wenn sie wüßte, daß ihr Mann im Wirthshause, als er beim Gehen seine Kappe vom Nagel genommen, gesagt hat, zum schallenden Gelächter seiner Kumpane: „Jetzt fang ich zu Haus mit mei'm Weib Händel an. Ich laß mei' Kapp fallen, und wenn sie's aufhebt, zank' ich mit ihr; und wenn sie's nett aufhebt, zank' ich auch mit ihr." — So weit war es schon lang, daß der Nachbar, der Georg mit dem grauen Barte, kopf-

schüttelnd bei dem alten Rösle, der Wäscherin, einmal meinte: „Dem sein' Frau braucht kein Holz und kein Wasser z'tragen." — „Warum denn net, Herr G'vatter?"—„Ha, 's Holz wirft er ihr nach und 's Wasser kann sie selbst dazu heulen."

Die Milcherin hatte Zeit, über alle Kümmernisse nachzusinnen, indem sie von ihrem rebenbekränzten Dörfchen, das am Neckar liegt mitten in einer Kolonie von Weiden, die uns fast südlich, wie ein Olivenwald, gemahnen, den Seitenpfad einschlägt, welcher an einer stolzen Villa vorüberzieht und in die Straße einlenkt, die über den Berg in die große Stadt führt. Sie möchte sich nur recht ausweinen. Es fällt ihr ein, was die Mutter daheim auf den Bergen ihrer Heimath immer zu ihr sagte, wenn der Gerhard so zu der Hochzeit drängte: „Kind, schau', wenn man zehn Jahr' verheirathet ist, dann hat man 's Hausen g'nug!" — Damals hat sie das nicht geglaubt. Damals—wie ist der Gerhard so lieb mit ihr gewesen! Was hat er sich darauf eingebildet, daß sie ihn wählte unter allen andern Burschen, die um sie freiten! Wenn er sich so ein Röslein, daß er ihr abgebettelt oder gestohlen, in das Knopfloch gesteckt hat, wie ein Ordenszeichen! Da war der Frieder mit dem großen Hof am See, dann des Schultheißen Schwestersohn, der das Haus in der Stadt erben sollte und all das prächtige Vieh. Und der Jakob, der so gut, so ehrlich ausgesehen hat, und so schön gesungen, und die Maultrommel hat er gespielt! Und es hat ja nicht müssen geheirathet sein, sie hätte ja nur zu der alten Gräfin ziehen können, die sie das Kochen wollte lernen lassen und ihr so viel Gutes versprochen hat! Da könnte sie jetzt auch seidene Kleider haben, und gestärkte Röcke mit Faßreifen, und eine Uhr an der goldenen Kette, wie andere Köchinnen, und mit der Eisenbahn fahren,—und doch sie weist alle diese Gedanken, die sie überschleichen wollen, von sich, wie eine Versuchung, und denkt an ihre Kinder, die sie ja um nichts in der Welt mehr hergeben möchte.

Aber gerade der Gedanke an die Kleinen und deren Zukunft grämt die Mutter um so mehr. Wie soll sie das Hannele und gar den Balthes aufziehen? Kann etwas aus ihnen werden mit solchem Beispiel?—Das Herz war ihr recht schwer. Wie sie aber so herunter blickte in das Thal, und die weißen Nebelschleier, welche es bisher zugedeckt hatten, daß nur die Thürme und ein paar große Gebäude daraus hervorragten, wie Schiffsmasten aus der See, gerade anfingen sich zu zertheilen und den blauen Himmel niederleuchten ließen — ward ihr plötzlich doch ganz vertrauensvoll zu Muthe, und sie konnte recht tief und heiß in ihrer Seele beten zu ihrem Gott und Herrn, daß er die Last von ihr nehmen und ihr helfen möge.

Wie neugestärkt zog sie weiter und erreichte mit ihren Milchkrügen, ehe sie sich's versah, das Thor und die Stadt. Sie ging nun eilig von Haus zu Haus, Trepp' auf, Trepp' ab. Ueberall sah man das schmucke Weib mit dem angenehmen feinen Gesichte gerne kommen. Nach ein paar Stunden, als sie schon herum war bei allen ihren Kundschaften, ganz fertig in der Stadt, ihre Milch verkauft und bereits die reinliche blaue Schürze wieder über die jetzt leeren Milchgefäße gebreitet hatte, fiel ihr noch ein, ihr Mann sei heute früh auf den Weinberg hinausgegangen, um den ganzen Tag dort zu schaffen. Und er hatte gar nichts zu essen, sich bei der Arbeit zu erquicken, von der er erst spät am Abend nach Haus komme! Da lief sie, obgleich es sie so schon heimtrieb zu ihren verlassenen Kindern, um die sie sich immer ängstigte, wenn sie fern von ihnen war, noch geschwind in einen Laden und kaufte für den Gerhard eine Wurst, die gut in Papier eingewickelt, auch unter der blauen Schürze Platz fand. Dann kehrte sie unverweilt, ohne sich selbst einen Imbiß zu gönnen, durch das Thal zurück.

Obwohl der Morgen ungewöhnlich frisch und kühl gewesen war, brennt doch jetzt die Mittagsonne wie im Juli herab. Dennoch schreitet die Philippine wacker und rastlos aus. Schon ist die Milcherin wieder am Neckar, schon erkennt sie die Höhe, auf welcher ihr „Wengert" liegt. Sie biegt von der Straße, die sie unter den Füßen hat, und welche die Ermattete am schnellsten zu ihren Kindlein gebracht hätte, ab, um mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte noch zuvor den nicht unbeträchtlichen Umweg auf den steilen Weinberg zu machen. Es wird ihr recht sauer. Die Füße schmerzen sie, sie ist zum Umfallen müde, aber sie steigt doch herzhaft empor mit ihrem noch immer nicht so ganz leichten, großen Korb auf dem Kopfe, hinauf die kleinen unzähligen, oft kaum fußbreiten Stufen, zwischen den terrassenförmig ummauerten Traubenstöcken, wo die Gluth verzehrend ist. Die Sonnenpfeile treffen brennend den unbeschützten Scheitel. Schwer keucht die Brust, die Pulse hämmern, als müßten sie alle zerspringen. Auf der Stirne, auf dem Halse blitzen Perlen von Schweißtropfen. Sie trocknet sich oft ab, sie muß zuweilen stille stehen, um nur wieder Athem zu finden. Manchmal meint sie, sie könne es gar nicht mehr erreichen. Immer hinauf fast senkrecht, als ging es gerade hinein in den tiefblauen Himmel. Und es ist ja auch wirklich für sie eine Himmelsleiter der Milde und Versöhnung!

Der Gerhard empfindet sie auch, die Sommerschwüle; er hat nicht gefeiert und sich derb abgeschafft, zuerst im Unmuth, und nachher mit erwachendem Eifer, in der Hoffnung eines guten Herbstes. Heute früh, wie der Weingärtner herauf kam, da wehte die Luft scharf. Es mußte vor Sonnenaufgang eiskalt gewesen sein. Mit Schrecken gewahrte er, daß es an einigen Stellen Reif gehabt hatte. Die Rebenstöcke hingen sämmtlich ihr Laub. Nur einer nicht, der war ganz frisch und munter, und man merkte ihm nichts an von dem Froste.—Der Mann hatte gestern bei der Arbeit seinen Jopper über diesen Stock gehängt und ihn vergessen. „Ja," rief er, als er es bemerkte, „ja, allen hab' ich doch unmöglich Jopper anziehen können!" — Später überzeugte er sich doch, daß es ihnen nicht schaden werde.—Jetzt sah sich Gerhard just nach einem Plätzchen um, ein wenig auszuruhen und sein trockenes schwarzes Brod zu verzehren, das er sich in die Tasche gesteckt hatte. In diesem Augenblick stieg wie eine Erscheinung, wie aus dem Boden herauf, sein Weib, blühend wie nur in der ersten Jugend. Ihre Wangen glühten gleich Rosen, ihre Augen leuchteten in der Verklärung der Güte. In ihrem Lächeln, mit dem sie seine Ueberraschung erwiderte, dünkte sie ihm schöner, denn als Braut. Mit ausgestreckter Hand hielt sie ihm die Wurst hin. Die Liebesthat machte ihn plötzlich ganz weich—es bedarf oft nur ein Geringes, wenn Gott ein Herz rühren will.

Lange ist der Mann nicht mehr so freundlich gegen sie gewesen. „Komm," sagt er, indem er auf ein Bänklein an der kleinen Bretterhütte zeigt, in der er sein Geräth zu verschließen pflegt, „setz dich zu mir in den Schatten bei der Akazie und dem Rosenbäumle, daß wir das Labsal mit einander verzehren." — „Nein, Gerhard, ich dank schön, ich kann mich nicht länger aufhalten, ich muß nach den Kindern sehen, die schon so lange allein sind."—Damit verschwindet sie wieder, wie sie gekommen. Dem Weingärtner ist es, als wenn ein gutes Hausgeistlein bei ihm gewesen wäre. Er thut sich nun allein gütlich an der Wurst, voll Rührung über das Weib, das so hoch heraufgegangen im

Sonnenbrand, um ihm Schlimmes mit Gutem zu vergelten. Er spürt es wie einen Segen von ihr, — wo die Liebe nur recht kräftig ist, ist die Gnade auch nicht weit.

Noch nie hat ihm etwas besser geschmeckt, als die Wurst zu seinem Brode. Nur zu geschwind ist er damit fertig und hält das leere Papier in der Hand, in welches die Gabe eingewickelt war. Instinktartig sieht er es an, dreht es um, betrachtet es auf beiden Seiten. Es ist etwas Gedrucktes, Makulatur, wie man sich ihrer im Laden bedient. Er beugt sich näher darauf hin, liest zufällig ein paar Worte, deren Zusammenhang ihm auffällt, liest weiter und kann nicht wieder aufhören, muß die ganze Seite herunterlesen, mit wachsender Aufmerksamkeit. Dann wendet er um, und legt das Blatt nicht eher weg, bis es am Rande ist. Er legt es säuberlich auf das Bänklein neben sich, er nimmt es wieder und fängt noch einmal von vorne an; er reinigt das Papier und streicht die Falten sorgfältig aus, worauf er es noch einmal mit den Augen überläuft, bevor er es einsteckt und langsam aufsteht, um wieder an die Arbeit zu gehen, zu welcher ihn der Inhalt des Blättchens begleitet. Seine Züge sind wie verwandelt—ein sinnender tiefer Ernst liegt auf ihnen.

Was hat ihn denn plötzlich so verändert? Wie konnte denn ein Stückchen Makulatur solche Wirkung hervorbringen? Das anscheinend zu so gemeinem Dienste verurtheilte Papier enthielt ein Gebet der Reue, der Besserung, ein inbrünstiges Gebet. Es war eine von den glühenden Bitten, welche die Frau Tabitha vor hundert Jahren verfaßte. Das drang ihm so zur Seele, in der weichen Stimmung, in welche ihn heute die Treue seines Weibes versetzt hatte. Gott erhörte ihr Flehen von diesem Morgen, wie das jener Frommen vor hundert Jahren, zugleich mit diesem. Vor Gott ist alle Zeit nur eine Minute, und Liebe und Andacht vereint in ihm alle Geister. Kein rechtes Gebet bleibt unerhört, kein Segen erlischt. Auf dem demüthigsten Wege gelangte ein Brieflein aus der Ewigkeit und in die Ewigkeit an seine Adresse; das Wort einer schlichten Frau, die längst schon im Staube zerfallen ist, tönt noch rein und voll wie Glockenläuten zu dem verlorenen Mann im Weinberg da oben und ergreift ihm das Herz und läßt ihn nimmer los, bis er sich heimgefunden! —

Und von Stunde an ging er in sich und ward ein anderer Mensch, wie ausgetauscht. Noch am nämlichen Abend, als er heimkam zu seinem Weibe, gab er ihr die Hand und sagte ihr, indem er dabei gleichsam die zwei schlafenden Kinder zu Zeugen nahm: „Ich will es Dir nicht vergessen, was Du heut an mir gethan hast. Es soll Dich nicht gereuen, daß Du mich nicht aufgegeben hast!"

Er hat Wort gehalten, so daß sie oft den Nachbarn, besonders dem alten Georg, betheuerte: „Nicht einmal als Bräutigam ist er so gut gegen mich gewesen wie jetzt!"

Die stärkste Probe seiner Erneuerung bestand er in dem Spott seiner Zechgenossen, die er gänzlich mied. Denn er lebte seit jenem Tage mäßig, arbeitsam, und suchte seine Erholung fortan nur daheim bei den Seinen. Häufig sah man ihn am Feierabend vor seinem rebenbekränzten Häuschen, das nach und nach ein viel stattliches Ansehen gewonnen hat und jetzt gewissermaßen von Wohlstand glänzt, im artig angepflanzten Gärtchen, mit seinem Balthes auf dem Arme. Das Gebet der Frau Tabitha hat er fassen lassen und in der Wohnstube aufgehängt an dem Ehrenplatze, über dem Großvaterstuhl. So kam das Papier, in welches die Wurst gewickelt war, unter Glas und Rahmen.

Bilder aus der General-Conferenz des Jahres 1888.

Editor.

I. Ort und Leute.

Solchen Versammlungsort wie anno 1888 hatte die General - Conferenz der Bischöflichen Methodistenkirche noch nie. Das Metropolitan Opern-Haus in New York ist eines der größten Theater der Welt. Es hat Sitzplatz für über viertausend Personen, und ist akustisch so gut gebaut, daß man eine mäßig starke Stimme in allen Theilen des großen Raumes gut hört. Fünf Galerien sind in weitem Bogen über einander angebracht; aber auch auf dem letzten Sitz der obersten Galerie ist ein Redner, wenn er nur einigermaßen bei Stimme ist, vernehmbar: das heißt—wenn die Versammlung ruhig ist.

Die Logen der ersten und zweiten Galerie waren für die General-Conferenz-Sitzungen vermiethet, und der Erlös deckte den Miethpreis des Hauses und andere Unkosten.

Von Nah und Fern waren die Mitglieder der Bischöflichen Methodistenkirche zusammengeströmt, um den Verhandlungen beizuwohnen, und sie füllten bei besondern Gelegenheiten, mit andern Freunden nicht nur den letzten Sitz, sondern viele mußten sich oft mit einem bescheidenen Stehplätzchen begnügen.

Das Parket wurde beinahe ganz von den Delegationen der 103 Conferenzen eingenommen. Und wer die Delegaten ein wenig näher betrachtete und fragte, wer sie seien und woher sie gekommen, der mußte sich sagen, daß dies eine wahrhaft ökumenische Versammlung sei.

Die Laien repräsentirten fast alle ehrenhafte Stellungen im Leben. In geographischer Beziehung waren die Delegaten aus allen Weltgegenden gekommen. Beinah jede der größeren Menschenrassen war vertreten. Die Söhne Hams hatten fünfzig Repräsentanten gesandt, unter ihnen einige aus Liberia, Afrika. Die mongolische Rasse war durch Sia Sek Ong von der Foochow Conferenz (China) vertreten. Dr. Osborne, einer der Delegaten aus Indien,

gehört der dortigen Mischlingsrasse an. An einem einzigen Tisch des Gasthauses, in welchem ich einquartirt war, wurde beim Mittagsmahl oft englisch, deutsch, norwegisch und schwedisch gesprochen. Das ist eine Repräsentation, wie sie keine andere protestantische Kirche in ein und derselben Körperschaft aufzuweisen hat.

Wenn 467 Repräsentanten aus fast allen Herren Ländern und aus den verschiedensten Stellungen zusammentreten, kann nichts Anderes als die weitgehendste Meinungsverschiedenheit in beinahe allen Fragen erwartet werden. Jeder hatte sich über die wichtigsten Sachen, die vorkamen, schon vor dem Zusammentritt der Versammlung, eine Ansicht ausgebildet. Jeder hatte Gründe für den Glauben, welcher in ihm war, und viele Dutzende hätten diese Gründe gerne dargelegt, wenn sie nur zum Wort gekommen wären. Das aber war eine Kunst, namentlich, wenn man, wie die Delegation, zu welcher Schreiber gehörte, auf äußerster Flanke saß. Hundert Augen bewachten, während ein Redner seine Ansichten entwickelte, den Hammer des Vorsitzers, und sobald nach Ablauf der gegebenen Redezeit der Hammerschlag geschah, schossen 25 bis 50 erregte Menschenkinder wie Raketen in die Höhe und schrieen aus Leibeskräften: Herr Präsident!! Der Glückliche, dem das Wort ertheilt wurde, sah so vergnügt in die Welt hinaus, wie Wellington nach der Schlacht bei Waterloo, holte tief Athem, und begann oft gerade in dem Geleise zu entwickeln, in welchem der Vorredner gefahren hatte. Aber—es wurde doch entwickelt, und—die Berichterstatter schrieben per Schnellschrift nach.

Jedoch—war das Tournier auch oft ein heftiges und anhaltendes, und trennten sich die Ansichten in ein und derselben Delegation nicht selten dermaßen, daß der Eine nach rechts, der Andere nach links stimmte, so wurde der gute christliche Geist dennoch erhalten und der gute Humor schlug immer wieder durch. So wurde z. B. während der hitzigen Diskussion über die Zulassung der erwählten Frauen-Delegaten gemeldet, daß ein Mitglied der General-Conferenz —Dr. Clark von Maine—plötzlich in die himmlische Heimath abgerufen worden sei. Und jetzt that es sich handgreiflich kund, daß dies keine politische Convention, sondern eine Versammlung ächt christlicher Männer war. Des Kampfes Waffen schwiegen. Mit lautloser Aufmerksamkeit lauschte die riesige Versammlung dem Bericht über die letzten Stunden des Heimgegangenen. Und als der Berichterstatter schilderte, wie die treue Gattin mit ihrem Lieben allein gewesen in den letzten Augenblicken, und wie dieser auf ihre betreffende Frage geantwortet: „Bei mir ist's mit dem Bitten und Beten zu Ende, und das Lob des Herrn beginnt"—da blieb kein Auge trocken, und der Engel des Friedens Gottes zog durch das Opernhaus.

Zehn Minuten darnach — und die Geister platzten in heißem Wortgefecht wieder auf einander.

Deutsche Versammlungen dürften sich an der „Unpersönlichkeit", mit welcher die Amerikaner gewöhnlich ihre Debatten zu handhaben verstehen, ein Beispiel nehmen.

II. Die Frauenfrage.

Dieselbe trat gleich zu Anfang an die Conferenz heran. Fünf Laien-Wahl-Conferenzen hatten Frauen als Delegaten erwählt, einige derselben waren erschienen und wurden von ihren männlichen Collegen gallant zum Sitz begleitet. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese wenigen Frauen inmitten der 460 Männer sitzen zu sehen.

Jedoch—die Berechtigung dieser auserwählten Frauen zu Sitz und Stimme wurde durch einen förmlichen den Bischöfen vorgelegten Protest beanstandet. Diese legten die Angelegenheit der Conferenz noch vor dem Verlesen der Namensliste vor und es entspann sich eine Diskussion darüber, noch ehe die Conferenz organisirt war. Die einen meinten, die Namen der erwählten Frauen müßten verlesen werden, denn sie seien erwählt und jedenfalls zu Sitz und Stimme berechtigt, bis ihre Erwählung als nichtconstitutionell erklärt worden. Die Andern bestanden darauf, daß es sich hier nicht um gewöhnliche, beanstandete Wahlfälle, sondern darum handle, ob diese Frauenwahlen überhaupt im Kirchengesetz garantirt seien. Letzteres müsse zuvor entschieden werden, ehe diese auserwählten Frauen das Stimmrecht der Körperschaft ausüben könnten.

Endlich wurde diese Angelegenheit einem Committee übergeben, welches im Mehrheitsbericht sich dahin aussprach, daß die Frauenwahl bis jetzt nicht in dem Gesetz der Kirche garantirt sei, während ein Minderheitsbericht das Gegentheil behauptete. Der Mehrheitsbericht erhielt durch Dr. Neely den Zusatz, diese Frage den Conferenzen zur Abstimmung vorzulegen.

Und jetzt ihr Kämpen—d'rauf und d'ran!

Eine volle Woche währte die Geisterschlacht um die Frauen. In tiefer Nachtstunde bis zum Morgenroth arbeiteten fleißige Ritter lange Reden aus, die vielleicht nie das Tageslicht erblickten, weil die Tapfern nie zum Worte kamen. Die alte Regel, daß jede Rede nur 10 Minuten dauern darf, veränderte man dahin, daß 20 Minuten gestattet wurden, und — in 20 Minuten,

so dachten wohl manche Kämpen, kann man ja 200 Menschenkinder zu seiner Ansicht bekehren. Es ist jedoch fraglich, ob nach dem ersten oder zweiten Tage des Frauen-Tourniers ein halbes Dutzend Delegaten ihre Meinung änderten.

Die Stellung der Opponenten läßt sich in drei Punkte zusammenfassen:

1. Behaupteten die Einen, daß, da das Kirchen-Gesetz den Frauen die Mitgliederschaft in der General-Conferenz nicht verbiete, sei dieselbe gestattet.

2. Dies ward von den Gegnern geläugnet und festgestellt, daß damals, als die Laien-Delegation eingeführt, die Frauen gewiß genannt worden wären, wenn ihre Anerkennung beabsichtigt gewesen wäre.

3. Hatten einige Redner den Muth, auf Grund heiliger Schrift darzuthun, daß die Frauen überhaupt keinen Antheil am Kirchen-Regiment haben.

Neues wurde nach den ersten zwei Sitzungen nicht mehr vorgebracht, aber die Geister ruhten und rasteten nicht, und nur mit Mühe gelang es nach sechstägiger Debatte zur Vorfrage und zur Abstimmung zu kommen. Dieselbe geschah in getrenntem Haus — das heißt, die Laien und Prediger stimmten separat.

Eine einzige Laienstimme war nöthig, um den Frauen-Delegaten Sitz und Stimmrecht zu verschaffen. Dieselbe war jedoch nicht vorhanden und die Frage wird jetzt an die Conferenzen zur Abstimmung verwiesen. Es müssen drei Viertel aller Conferenz-Mitglieder und sodann zwei Drittel der anno 1892 tagenden General-Conferenz für Frauen-Delegation stimmen, wenn dieselbe berechtigt sein soll. Zum Glück der Frauen und dem Wohl der Welt wird eine derartige Stimmenmehrheit kaum zu erreichen sein; zumal, da zugleich eine andere, hiermit zusammenhängende Frage, den Conferenzen auf Anordnung der General-Conferenz, zur Abstimmung vorgelegt werden wird, nämlich

III. Ueber vermehrte Laiendelegation.

Schon längst hatte eine Anzahl Laien darauf bestanden, daß die General-Conferenz aus eben so vielen Laien-Mitgliedern als Predigern zusammengesetzt sein soll. Eine von der '84ger General-Conferenz eingesetzte Commission berichtete, daß das Verhältniß ein völlig gleiches sein soll, und dieser Antrag hätte wohl auf einen geringen Widerstand gestoßen, wenn damit noch andere nothwendige, die Zusammensetzung der General-Conferenz betreffende Bestimmungen, verbunden worden wären. Der Bericht lautete jedoch auf einfache Vermehrung der Laien-Delegation, die eintreten solle, wenn zwei Drittel der '88ger General-Conferenz und drei Viertel der Mitglieder der jährlichen Conferenzen sich dafür entschieden hätten. — Dadurch wäre die nächste General-Conferenz einfach um etwa 125 bis 150 Mann vermehrt worden, und würde über 600 Mann zählen.

Vielen erschien ein solcher Zuwachs unthunlich.

Wieder trafen sich die Ritter in ernstem und oft hitzigem Tournier, und die Sache wurde endlich dahin entschieden, daß, und zwar wieder durch getrenntes Haus — die Frage an die Conferenzen zu verweisen sei. Da die '88ger General-Conferenz jedoch keine zwei Drittel Mehrheit zu Gunsten des Berichtes abgab, so wird anno '92 noch keine vermehrte Laiendelegation stattfinden, selbst dann nicht, wenn drei Viertel aller Conferenz-Mitglieder für den Antrag stimmen.

Daß die Frauenfrage ihren Einfluß auch auf diesen Antrag ausüben wird — und umgekehrt, dieser Antrag auf die Frauenfrage rückwirken muß, und somit beide Angelegenheiten miteinander von den Conferenzen in Erwägung gezogen werden dürften — dies ist auf den ersten Blick zu erkennen.

Es wird jedoch den Conferenzen auch die Frage der verminderten Predigerrepräsentation wiederum vorgelegt werden. Dieser Antrag wurde bekanntlich von den Mitgliedern der jährlichen Conferenzen mit großer Mehrheit bei der letzten Abstimmung abgelehnt, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil derselbe der General-Conferenz die Vollmacht einräumte, das Verhältniß auf 1 zu 90 zu setzen.

Alle diese Fragen werden, wenn sie zur Abstimmung kommen, gegenseitig aufeinander einwirken, und die Thatsache, daß Fräulein Francis Willard 105 Stimmen für den Redaktionsposten des "Christian Advocates" bekam, wird gewiß Manchem zu denken geben, und die Frage nahe legen: Was soll es werden, wenn einmal 50—100 Frauen Sitz und Stimme in der General-Conferenz hätten!?

IV. Verlängerung der Dienstzeit.

Welcher Umschwung sich in vier kurzen Jahren doch vollziehen kann!

Anno '84 konnten es die Freunde der Dienstzeit-Verlängerung weder im Committee über's Reisepredigtamt, noch in der General-Conferenz, dahin bringen, daß auch nur in äußersten Nothfällen eine Verlängerung der Dienstzeit gestattet wurde.

Dieses Jahr kam die Mehrzahl der Delegaten mit der Ueberzeugung nach New York, daß

etwas in dieser Hinsicht geschehen müsse, wenn die Kirche, namentlich in großen Städten, nicht nothleiden solle. Selbst viele Derjenigen, die anno '84 heftig gegen die Veränderung der Dreijahrsregel angekämpft hatten, waren ohne Agitation — durch Anschauung zu dieser Ueberzeugung gekommen. Es handelte sich im Ganzen nur darum, ob die Dienstzeit auf vier oder auf fünf Jahre verlängert werden solle. Nur die Getreuen der alten Garde bestanden auf dem Dreijahrs-Termin.

Und — die Verlängerung des Amtstermins ward auf fünf Jahre gesetzt, und zwar mit ziemlich großer Majorität.

Hierdurch ist aller Mechanismus ausgeschlossen. Wenn die Bestellung keine paßliche und erfolgreiche ist, oder wenn die allgemeinen Verhältnisse es erfordern, wird und kann nach dem ersten, zweiten, dritten oder vierten Jahr der Wechsel stattfinden, ohne Gemeinden oder Predigern zu schaden. Wo aber Paßlichkeit und Erfolg zu Tage liegen, da wird der fünfjährige Amtstermin gute Dienste leisten.

Und — unter welchen Bedingungen wird derselbe im Allgemeinen die Probe bestehen?

Dann, wenn die Gemeinden froh sind, wenn eine paßliche Besetzung stattgefunden, und davon abkommen, unter allen Umständen gleich im ersten Jahr nach Neuem zu verlangen; dann — wenn die Prediger sich ihrem Beruf hingeben, wie noch nie zuvor, studiren, wie noch nie zuvor, missioniren, als ob die Bekehrung der Welt von jedem Einzelnen abhinge, und jeden Augenblick die Kraft Gottes auf sich und ihr Werk mit verdoppelter Inbrunst herabflehen.

V. Bischöfe.

Die Bischöfe bilden nicht bloß in der Kirche, sondern auch in der General-Conferenz eine besondere Klasse. Sie sind die Vorsitzer derselben, haben jedoch keine Stimme. Sie sind hoch geachtet, und was sie in ihrer Quadrennial-Adresse sagen, findet allseitige Berücksichtigung.

Dieses Jahr galt es, nebst den Neuwahlen für dieses Amt, die Stellung des sogenannten Missions-Bischofs genau zu fixiren. Diese Aufgabe löste die Conferenz in überraschend zufriedenstellender Weise. Sie bestimmte: 1) Daß ein Missions-Bischof, ein Bischof mit angewiesenem und beschränktem Arbeitsfeld sei; 2) Daß derselbe nicht der Missions-Gesellschaft, sondern der General-Conferenz verantwortlich sei, aber selbstverständlich mit der Missions-Gesellschaft Hand in Hand arbeiten soll; 3) Daß er seinen Gehalt aus dem Episcopal-Fond bezieht; 4) Daß die anderen Bischöfe, die General-Superintendenten, ihm in seinem Arbeitsfeld coordinirt seien.

Bischof Taylor, der heldenmüthige Missions-Bischof Afrika's, geht wieder dahin zurück, und Rev. Thoburn wurde zum Missions-Bischof in Indien erwählt. Somit hat die Kirche für alle praktischen Zwecke bereits zwei bischöfliche Diöcesen! —

Zwölf Brüder.

Ein Gleichniß, für Haus und Herd gezeichnet von H. Sch.

Jahr aus, Jahr ein wandern zwölf Brüder in ununterbrochener Reihenfolge über unsere Erde. Sie bringen uns Blumen und Früchte, Sonnenschein und Regen. Der eine deckt wärmende Decken über die Saaten, der andere zieht die Schneehülle hinweg und ruft die grünenden Keime in's Leben. Der eine vergoldet die wallenden Kornfelder und der andere röthet die schwellenden Trauben. So thut ein jeder das Seine, um die Erde zu schmücken, um die Bewohner derselben zu erfreuen, und so lösen sie einander ab seit langen, undenklichen Zeiten.

Ein jeder erfüllt die Pflichten, die ihm von oben geboten, und zieht sich, wenn seine Tage zu Ende gehen, in die Vergangenheit zurück, um seinem Bruder die Stätte zu überlassen.

Doch nicht immer waltete Frieden unter den Zwölfen. Der Umgang mit dem Menschengeschlecht hatte sie mit den Untugenden desselben bekannt gemacht. Da begab es sich einst, daß sie in einen Streit geriethen, worin ein jeder bemüht war, seine guten Eigenschaften zu preisen und die Tugenden der andern herabzusetzen.

„Bin ich nicht der Liebling der Menschen?" rief der eine, ein Jüngling von anmuthiger Gestalt, dessen lichtblaue Augen gleich Sternen erglänzten und dessen Haupt einen Kranz von Maiglöckchen trug. „Werde ich nicht mit Sehnsucht erwartet, mit Jubel willkommen geheißen?" rief er. „Bringe ich nicht der Erde Blumen und Freude, goldenen Sonnenschein und balsamische Düfte? Ich erwecke Frohsinn und Wonne, mich heißt ein Jeder willkommen, Alle würden jubeln, wenn meine Herrschaft kein

Ende nehme, wenn ich auf immer der König der Erden wäre."

„Thörichter Jüngling," entgegnete sein Bruder, ein Mann von hoher Gestalt, von strahlender Schönheit, dessen dunkles Lockenhaar mit vollen Rosen bekränzt war, „thörichter Jüngling, die Freuden, die du nur im spärlichen Maße den Menschen gewährst, schütte ich in unendlicher Fülle auf die grünende Erde hinab. Ich bin der Freund, der Begleiter der Menschen — laß sie nur wählen unter uns Brüdern, sie werden mir den Vorzug geben." „Und doch seid ihr Beide nur unnütze Knaben, versteht es nur durch Blüthen und Duft, durch Farbenpracht und Vogelsang zu erfreuen," versetzte ernsten Tones der Dritte, ein Mann mit gereiften Zügen, der eine Krone von Kornblumen im Haare trug, dessen Augen glühende Strahlen versandten. „Ich dagegen," fügte er hinzu, „ich bin der wahre König der Erde. Mein leuchtendes Scepter vergoldet die Aehren. Ich bringe Nahrung und Segen. Bei euren Tändeleien würden sie sterben, die Menschenkinder, mir verdanken sie Brod, und wenn einer von uns es werth ist, über die Brüder zu herrschen, bin ich es, der ich den Namen des größten der Römer, des ersten der Cäsaren trage."

„Auch ich," unterbrach ihn der vorige Sprecher, „auch ich werde nach einem Römer genannt, dessen Tugenden Mit- und Nachwelt verehren. Der Consul Brutus, der es über sich gewann, seine eigenen Söhne tödten zu lassen, weil sie wider das Land gesündigt hatten, er verlieh mir den Namen. Mit Stolz nenne ich mich Junius, nach dem edelsten der Römer, nach dem strengsten der Republikaner." „Ich aber führe den Namen des größten der Kaiser," rief ein anderer der Brüder, ein Mann mit ernsten, sonnengebräunten Zügen, der einen Aehren-Kranz im Haar trug, „ich führe den Namen des Octavian Augustus, des edelsten der Imperatoren, und wenn du, Bruder Julius, dich rühmst, den Völkern Nahrung zu bringen, so kann ich wohl mit größerem Rechte mich den Segenspender der Erde nennen. Während meiner Herrschaft sinken die goldenen Aehren unter der Sichel des Schnitters. Die Scheuern füllen sich, der Erndte-Kranz wird gewunden und:

Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz."

„Soll ich denn gar nicht zu Worte kommen?" fiel ein Jüngling von heiterem Aussehen, dem eine Wandertasche über den Schultern hing, dem August in die Rede. „Bin ich nicht wohlthuend für die ermattete Erde, bringe ich ihr nicht kühlende Lüfte und eine Fülle saftiger Früchte den lechzenden Menschen? Wenn ich erscheine," fuhr er fort, „verschwinden die Wolken, der Himmel wird klar und überall beginnt man zu wandern. Man zieht hinaus in die Ferne, hinauf zu den Höhen, die Herzen werden leicht und die Freude kehrt ein, wenn ich" — „Nein, wenn ich mich zeige, wenn ich mein Scepter über die Menschen erhebe," unterbrach ihn sein Bruder, dessen lockiges Haar mit Weinlaub umkränzt war, während ein Gifthorn an seiner Seite herabhing. „Ich bin der wahre König der Erde," rief er mit jubelnder Stimme, „ich bringe die goldigen Trauben, ich rufe zur Jagd, ich spende das köstliche Naß, den funkelnden Wein. Mit Recht heißen mich alle Erdenbewohner als den Bringer der herrlichsten Gaben willkommen, ihr aber seid sammt und sonders Narren, wenn ihr es leugnet, daß ich der Beste, der Prächtigste, der Gemüthlichste unter uns Zwölfen bin." — „Was die Gemüthlichkeit betrifft," nahm ein anderer das Wort, eine hohe Gestalt, dem Bart und Haupthaar wie Silber erglänzten, dessen Kopf mit einer gleich Diamanten funkelnden Eiskrone geschmückt war, „was die Gemüthlichkeit betrifft, bin ich wohl der erste unter uns Brüdern, wie ich denn ja überhaupt der Erste bin, der alljährlich die Erde am Neujahrsmorgen betritt. Schaut nur die Länder an, wenn ich sie beherrsche: gleich Silber und Brillanten schimmern die Wälder, Spiegeln gleich erglänzen die Seen. Lustiges Schellengeläut ertönt, bunte Schlittenzüge sausen vorüber, die Knaben fliegen dahin über die eisigen Flächen, und im Innern der Häuser kehrt die Behaglichkeit ein. Dort sitzen sie in der Hütte, auf dem Herd lodert das Feuer, die Mägde spinnen, die Mutter bereitet das Abendessen, die Kinder knacken Nüsse und die Großmutter erzählt ein Märchen."

„Wenn ihr euch der Namen rühmt, die euch von den Sterblichen verliehen sind, so erfahret hiermit, daß ich nach einem Gotte getauft bin. Janus, der Gott der Götter, der Gebieter über Krieg und Frieden, dessen Tempel von Romulus, dem Gründer der ewigen Roma, erbaut worden, hat mich gewürdigt, seinen Namen zu tragen."

„Ich aber," rief hastig sein Nachbar, ein Jüngling, der in einen weiten, faltigen Mantel von schneeiger Farbe gehüllt war, „ich aber wurde dereinst nach dem Gott Februus benannt und trage noch jetzt den Namen desselben, und wenn ihr, meine Brüder" — er richtete das Wort

an die mit Blumenkränzen gezierten Jünglinge und an den stolzen August, „wenn ihr euch rühmet, Blüthen und Aehren zu spenden, so vergesset es nicht, daß ich es bin, der die Kinder des Frühlings, der den Segen der Felder behütet. Warm und weich legen sich die Flocken, die ich herunter rufe auf die schlummernden Keime, auf das in der Erde geborgene Saatkorn. Unter der schützenden Hülle entwickelt sich das Leben derselben. Still und geheimnißvoll waltet die göttliche Macht in der dunklen Werkstätte." „Und wenn ich," unterbrach ihn sein Nebenmann, dessen Haupt einen Kranz von Veilchen und Schneeglöckchen trug, „wenn ich erscheine und die Hülle entferne, die deine Hand auf die Felder gebreitet, dann grünet die Erde, dann erwachen die Sänger der Lüfte, dann nahet der Frühling, den alle ersehnen, der von Jedem mit Jubel begrüßt wird." „Der aber dann erst die glänzendste Pracht, die herrlichste Schönheit entwickelt, wenn ich das Scepter ergreife," sagte ein Jüngling von wunderbarem Aussehen, der ihm zur Seite stand.

Sein Gewand war mit Krokus, Primeln und tausend andern Blumen verziert, doch lagen Schneeflocken und Hagelkörner in seinem goldigen Hauptthaar. Seine Augen waren bald blau, wie der klare Himmel des Frühlings, bald schwarz und düster, wie eine dunkle Gewitternacht. Sein Antlitz erschien jetzt heiter und lächelnd, dann wieder ernst und trübe, selbst drohend und zornig. „Ich rufe die schlummernden Blumen," fuhr er fort, „überall ersteht die Natur aus ihrem Winterschlafe, überall bringe ich Auferstehung." „Und Regen und Schnee und Hagel!" rief spöttischen Tones Bruder Juli; „ich dächte, dir wäre gerathener zu schweigen, anstatt dich deiner Vorzüge zu rühmen. Frage nur die Kinder der Erde, was sie von dir halten, du launischer, ewig wechselnder Knabe. Bald lachst du, bald zürnst du. Jetzt bist du heiter und freundlich und gleich darauf ziehst du die Stirn in Falten. Du bist ein böser, wetterwendischer Gesell—keinem will ich es rathen, deinen Versprechungen zu trauen.

„Ja, das ist er," sagte der stolze August, „er hätte besser gethan, sich nicht in unser Gespräch zu mischen, er und der schneeige Februar, der sich schämen sollte in unserer Gesellschaft das Wort zu ergreifen."

„Weshalb, Bruder August?" fragte kecken Tones der gescholtene Bruder. „Weil du von jeher nur 29 Tage dein Scepter geführt hast, und endlich als ich meinen glorreichen Namen erhielt, gezwungen wurdest, mir noch einen deiner Tage zu überlassen." „Ist das wahr?" fragte April, der in diesem Augenblick guter Laune war, und zupfte den Februar an seinen Schneemantel. „Ja," erwiderte dieser mit trauriger Stimme, „ja, lieber Bruder, der hochmüthige August hat die Wahrheit gesprochen. „Streitet nicht länger, ihr Brüder," nahm jetzt eine hohe greise Gestalt das Wort, „bedenkt, daß ihr alle dazu dient, die Wohlfahrt der Erde, das Gedeihen der Menschen zu befördern, und haltet Frieden." Er trat in den Kreis der Uebrigen, welche ehrfurchtsvoll zurückwichen. Eine Krone von Tannenzweigen bedeckte sein Haupt, ein überirdischer Glanz leuchtete aus seinen Augen, in der Hand hielt er einen Tannenbaum mit funkelnden Kerzen. „Auch ich," fuhr er ernsten Tones fort, „auch ich habe große Mängel, ich bringe Kälte, Schnee und Sturm, und doch hat mich die göttliche Allmacht gewürdigt, das Fest aller Feste herbeizuführen." „Keinem von uns fällt es ein, dich tadeln zu wollen, mein Bruder," entgegnete August, „du bist ja der Bringer der herrlichen Weihnacht, der Spender des heiligen Christfestes."

„Auch die Uebrigen sollst du nicht tadeln," sagte der Greis mit sanfter Stimme, „ein jeder hat seine Vorzüge, seine Mängel, und ein jeder steht an der Stelle, die ihm angewiesen worden." „Ich beuge mich vor deiner Weisheit," versetzte der heißblüthige Juli, „und gebe dir Recht, was zehn meiner Brüder betrifft." „Nur den Einen wollen wir nicht länger unter uns leiden," fiel ihm Junius ins Wort, „den Einen, der nichts hat, als Sturm und Kälte und Regen, den trüben, den düstern November!" riefen Alle, mit Ausnahme des Greises, und wiesen auf eine klägliche Gestalt, ein Kranz von welken Blumen umgab sein Haupt. Er triefte von Regen und hüllte sich zitternd in einen flatternden Mantel. „Wohl weiß ich," sprach diese Jammergestalt mit trauriger Miene, „daß ich einem Jeden unwillkommen bin, daß ich Nichts mein eigen nenne, dessen ich mich rühmen könnte. Wenn ihr, meine Brüder, es daher einstimmig gebietet, will ich mich zurückziehen aus eurem Kreise.

„Mit Nichten, mein Bruder," sagte der Spender der Christnacht, „auch du bist heilsam, die Stürme, die du herbeiführst, erfrischen und reinigen die Lüfte. Du siehst daher, daß auch du nicht entbehrlich bist."

Der finstere November schwieg und senkte sinnend das Haupt. Plötzlich richtete er sich empor, ein Strahl der Zufriedenheit überflog sein Gesicht. „Nein," sagte er mit freudiger Stimme, „ich bin nicht so arm, als die andern es meinen, ich habe weder Blumen noch Saaten, aber ich habe drei Kindern das Leben gegeben, welche zu Männern erwachsen sind, deren Gaben die Mit- und Nachwelt beglückt haben. Drei Sterne

leuchten am düstern Himmel des November, deren Schein nicht erlöschen wird, so lange die Welt, so lange das Geschlecht der Menschen besteht. Als ich im Jahre 1483 über die Erde zog und bereits neun Tage darauf verweilt hatte, erhielt ich am zehnten das Gebot, einen Knaben in's Dasein zu rufen, dem es bestimmt war, die Nacht des Geistes zu lichten, die Grundpfeiler der katholischen Kirche zu erschüttern. Martin Luther, der Welt erschütternde Reformator." Der heitere Oktober blickte verlegen zu Boden, und der Andere fuhr fort. „Abermals trug es sich zu, als ich im Jahre 1755 auf der Erde verweilte, daß der Zehnte meiner Tage der Geburtstag eines herrlichen, gottgesegneten Menschen wurde. Einem Landmann zu Vordenau in Hannover wurde ein Sohn geboren, dem der Himmel eine Heldenseele gab, der seine Liebe für das Wohl des deutschen Vaterlandes mit dem Tode bezahlte. Er kämpfte in den Reihen jener Preußenschaaren, welche die Macht des Franzosenkaisers gebrochen haben. In der Schlacht bei Lützen wurde er tödtlich verwundet. Und dieser edle, deutsche Mann, der Held Gerhard David von Scharnhorst, dessen Wirken der Freiheitssonne den Weg bahnte — ist ein Kind des sonnenlosen Novembers. Wieder hatte ich im Jahre 1759 das Scepter ergriffen, wieder saß ich auf meinem von düsteren Wolken errichteten Thron, da geschah es an demselben Tage zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen, daß ein Knabe geboren wurde, berufen die höchste aller irdischen Kronen, den Lorbeerkranz des Dichters zu tragen; Friedrich von Schiller, der Dichter der Glocke, der König der Sänger, der einen Kranz der herrlichsten, unverwelklichsten Blüthen gewunden, ist ein Geschenk des blumenarmen, nebelumwobenen Novembers."

Der stolze August erröthete, auch die Andern, die zuvor so übermüthig gewesen, schwiegen verlegen. Da ergriff der Weihnachtsspender das Wort. „Ich glaube, ihr seht meine Brüder," sprach er mit milder Stimme, „daß ich Recht hatte, wenn ich den ernsten November in unserem Kreise behalten wollte, jene drei Sterne, Luther, Scharnhorst und Schiller, die während seiner Herrschaft aufgegangen; sie strahlen in unvergänglichem Glanze, sie machen ihn euch ebenbürtig." „Ja, du hast Recht, Bruder Dezember," riefen alle, „er soll bei uns bleiben, soll mit uns vereint die Länder der Erde regieren." So endete der Streit der Zwölfe, und Frieden herrscht fortan unter den Brüdern. In ewiger Reihenfolge ziehen sie über die Erde und werden darüber hinziehen, so lange dieselbe besteht. Ein jeder derselben hat seine Vorzüge, seine Mängel, und häufig wird der arme November auch von den Menschen geschmäht. Wenn er nun in diesem Jahre Stürme und Wolken, Regen und Schnee mit sich geführt, so habt Geduld, so denket der herrlichen Gaben, die er den Menschen geschenkt, gedenkt seiner drei Sterne: Luther, Scharnhorst und Schiller.

Herzenshärtigkeit.

Markus 3, 5.

Denkt daran, wir können den Herrn Jesum betrüben durch unsere Herzenshärtigkeit, und dennoch sehr respektable Leute sein. Wir mögen zu der Synagoge gehen, wie diese es thaten; wir mögen Bibelleser sein, wie die Schriftgelehrten es waren; wir mögen alle äußeren Formen der Religion beobachten, wie die Pharisäer es thaten; und doch mag der Herr Jesus über unsere Herzenshärtigkeit betrübt sein. Wir mögen den Herrn erzürnen und doch streng jeden Anstoß meiden. Ich darf annehmen, daß hier einige sind, die keine Christen sind und doch nie ein Wort gegen das Christenthum sagen. Sie sind streng neutral. Sie sind der Ansicht, je weniger sie über diese große Sache denken oder sorgen, desto besser. Jesus war zornig, daß die Menschen stillschwiegen, wo Ehrlichkeit und Freimüthigkeit Sprechen von ihnen verlangte. Ihr müßt nicht denken, daß ihr dem ausweichen könnt, indem ihr sagt: „Ich mache keinen Anspruch, ein Christ zu sein." Es kann keine dritte Partei in diesem Falle geben. In der Welt der Ewigkeit ist keine Vorbereitung getroffen für Neutrale. Die, welche nicht mit Jesus sind, sind wider ihn, und die nicht mit ihm sammeln, die zerstreuen. Ihr seid entweder Weizen oder Unkraut, und es gibt nichts zwischen beiden. Ihr betrübt ihn, obwohl ihr euch ihm nicht offen widersetzt. Ihr mögt sehr zart gegen Andere sein; in der That, ihr mögt gegen Jedermann große Freundlichkeit haben, den Herrn ausgenommen. Ich kenne Viele, die so gern Andern gefallen wollen, daß sie keine Christen sein können. Sie haben nicht den moralischen Muth, irgend Jemand um der Wahrheit willen entgegenzutreten. Dies mag Jesum wohl veranlassen, mit Zorn und Betrübneß auch auf euch zu schauen, daß ihr so selbstverleugnend, so freundlich, so rücksichtsvoll gegen andere seid, und doch gegen ihn und euch selber so grausam handelt. Gegen euch selbst ist es eine grausame Empfindlichkeit, wenn ihr euch hütet, gerade herauszusprechen. Eure Furcht treibt euch zu geistlichem Selbstmord. Um euch ein wenig gegenwärtige Unannehmlichkeit zu sparen, häuft ihr Zorn und Gericht für euch auf.

(Aus einer Predigt von C. H. Spurgeon.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Juli. **Gottes Bund mit Israel.** 2 Mos. 24, 1—12.

1. Und zu Mose sprach er: Steige herauf zum Herrn, du und Aaron, Nadab und Abihu, und die siebenzig Aeltesten Israels; und betet an von ferne.
2. Aber Mose allein nahe sich zum Herrn, und laß jene sich nicht herzu nahen; und das Volk komme auch nicht mit ihm herauf.
3. Mose kam und erzählte dem Volke alle Worte des Herrn, und alle Rechte. Da antwortete alles Volk mit Einer Stimme, und sprachen: Alle Worte, die der Herr gesagt hat, wollen wir thun.
4. Da schrieb Mose alle Worte des Herrn, und machte sich des Morgens frühe auf, und bauete einen Altar unten am Berge mit zwölf Säulen, nach den zwölf Stämmen Israels.
5. Und sandte hin Jünglinge aus den Kindern Israels, daß sie Brandopfer darauf opferten, und Dankopfer dem Herrn von Farren.
6. Und Mose nahm die Hälfte des Bluts, und that es in ein Becken; die andere Hälfte sprengete er auf den Altar.
7. Und nahm das Buch des Bundes, und las es vor den Ohren des Volks. Und da sie sprachen: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir thun und gehorchen;
8. Da nahm Mose das Blut, und sprengete das Volk damit, und sprach: Sehet, das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch macht, über allen diesen Worten.
9. Da stiegen Mose und Aaron, Nadab und Abihu, und die siebenzig Aeltesten Israels hinauf;
10. Und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Sapphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn er klar ist.
11. Und er ließ seine Hand nicht über dieselben Obersten in Israel. Und da sie Gott geschauet hatten, aßen und tranken sie.
12. Und der Herr sprach zu Mose: Komm herauf zu mir auf den Berg, und bleibe daselbst, daß ich dir gebe steinerne Tafeln, und Gesetze, und Gebote, die ich geschrieben habe, die du sie lehren sollst.

Biblischer Grundgedanke: „Ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein.“ Ebr. 8, 10.

Einleitung. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1887 betrachteten wir die Geschichte der Offenbarung Gottes seinen auserwählten Kindern gegenüber bis zur Gesetzgebung, welche im Monat Mai des Jahres 1491 v. Chr., 50 Tage nach der Passahfeier und dem Auszuge aus Egypten stattfand.

Unmittelbar auf die Gesetzgebung folgt eine eingehende Auseinandersetzung der Grundzüge der israelitischen Bundesverfassung. Diese betreffen: Erstens. Die allgemeine Form der Gottesverehrung Israels. Kap. 20, 22—26. Zweitens. Die Rechte Israels 1) in bürgerlich-socialer Beziehung oder dem gegenseitigen Verhältnisse seiner Glieder unter sich, Kap. 21, 1—23; 2) in seinem religiösen Verhältnisse zu Jehovah, Kap. 23, 14—19. Drittens. Die Stellung, welche Jehovah gegen Israel einhalten will. Kap. 23, 20—33. Darauf folgt in unserer heutigen Lektion die Bundesschließung zwischen Gott und Israel.

Erklärung.

V. 1. 2. An das, was Gott durch Festsetzung seiner Gebote zu dem Volke geredet hat, schließt sich in diesen zwei Versen das an, was er Mosen selbst zu sagen hat, nämlich, daß er mit Aaron und dessen zwei Söhnen, Nadab und Abihu, sowie den 70 Aeltesten zu Jehovah hinaufsteigen soll. Mose allein soll sich Jehovah nähern, die andern aber, als Zeugen der Gottesoffenbarung, sollen nur von ferne anbeten, das Volk aber darf gar nicht mit hinaufkommen. Es war nach Kap. 20, 18—21 der ausdrückliche Wunsch des Volkes nicht zum Berge gehen zu müssen, aus Furcht, es müsse sterben, wenn Gott mit ihm rede. Während das Volk am Fuße des Berges stand, gingen Aaron mit seinen zwei Söhnen und den 70 Aeltesten vielleicht zur halben Höhe hinauf, Mose aber durfte in die Wolke auf der Spitze des Berges, in die unmittelbare Nähe des Herrn treten.

V. 3. Es war nothwendig, daß Moses dem Volke mittheilt, was der Herr zu ihm geredet hat. Dieser Akt bildet die Vorbereitung für die Bundesschließung. Das Volk muß nicht allein wissen, was der Herr in dem mit ihm zu schließenden Bund ihm auferlegt und darbietet, sondern es muß auch seine Bereitwilligkeit, das ihm Auferlegte zu leisten, aussprechen, was vom Volke einstimmig geschah.

V. 4. Die Bundesschließung selbst beginnt damit, daß Moses alle Worte Jehovahs aufschreibt, in das Bundesbuch (V. 7) verzeichnet, um sie urkundlich festzustellen, und dann am nächsten Tage früh Morgens unten am Berge einen Altar baut und zwölf Säulen rings um den Altar herum in einiger Entfernung von demselben, aufrichtet, um den Grund und Boden zu bereiten, auf welchem Jehovah mit den zwölf Stämmen sich verbinden will. Wie der Altar als die Stätte, da der Herr segnend zu seinem Volke kommt, die Gegenwart Jehovahs andeutet, so sollen die zwölf Maalsteine die Gegenwart der zwölf Stämme Israels repräsentiren.

V. 5. Nachdem so in der Opferstätte der Grund für die aufzurichtende Gemeinschaft Gottes mit seinem Volke hergestellt ist, schickt Moses Jünglinge aus den Kindern Israels, um die Opfer zu bereiten, und läßt sie die Brandofer darbringen und die Schlachtopfer opfern. Diese Jünglinge funktioniren als Diener Moses, der als der Bundesmittler das priesterliche Geschäft der Blutsprengung verrichtet. Sie repräsentiren das opferbringende Volk in seiner dermaligen Jugendlichkeit, als ein Volk, das wie ein Jüngling seine Laufbahn zu beginnen bereit ist.

V. 6—8. Das Blut wird getheilt. Die eine Hälfte sprengt Moses an den Altar, die andere thut er in einen Becken, und sprengt es, nachdem er zuvor das Bundesbuch dem Volke vorgelesen und dasselbe alle Worte Jehovah's zu thun und zu befolgen gelobt hat, auf das Volk mit den Worten: „Sehet, das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch macht, über allen diesen Worten.“ Da die Halbirung des Blutes nur deßhalb vorgenommen wurde, weil sich das an den Altar gesprengte Blut nicht vom Altar wieder abnehmen ließ, so sind die beiden Hälften des Blutes als ein zusammengehöriges Blut zu betrachten, welches erst an den Altar und dann auf das Volk gesprengt wurde, wie das bei der Priesterweihe später wirklich geschah Kap. 29, 21 und 3 Mos. 8, 30.

V. 9—11. Durch diese Weihe mit dem Bundesblut sind die Vers 9 genannten Personen, als Repräsentanten Israels befähigt worden, auf den Berg zu steigen, um den Gott Israels zu schauen und das Bundesmahl zu feiern. Ueber die Gestalt, in der sich Gott sehen ließ, wird nichts berichtet. Offenbar haben wir es so zu verstehen, daß sie die Feuergestalt, in der Gott sich dem Volke, gewöhnlich von einer

Wolke umhüllt, offenbarte, auf dem Berge nur ohne Wolkenhülle geschaut haben. Die Gestalt wird nicht näher beschrieben, um der Neigung des Volkes zur Abbildung Jehovah's keinen Vorschub zu leisten.

„Unter seinen Füßen“ ꝛc., d. h. daß der Gott Israels über dem Himmel in überweltlicher Herrlichkeit und ungetrübter Seligkeit thront. Dieser Seligkeit will Gott auch sein Volk theilhaftig machen.

„Sie aßen und tranken,“ d. h. hielten in seiner Nähe die Opfermahlzeit von den zur Bundesschließung geopferten Heilsopfer, und empfingen in diesem Bundesmahle einen Vorschmack von den köstlichen und herrlichen Gütern, mit welchen Gott in seinem Reiche sein erlöstes Volk begnadigen und laben will.

V. 12. Nach Beendigung des Bundesmahles verließen die Repräsentanten des Volkes mit Mose den Berg. Moses aber empfing auf's Neue den Befehl von Gott, auf den Berg zu kommen und dort zu verweilen, denn er wolle ihm die Steintafeln mit dem Gesetze und Gebote, die er zu ihrer Unterweisung geschrieben habe, geben.

Praktische Gedanken.

Die Bundesweihe.

Die Bundesweihe des Volkes Israel am Sinai fand statt nach der feierlichen Verkündigung des Gesetzes, aber noch vor der Errichtung des Heiligthums und vor der Einführung des Opferkultus. Nachdem das Volk die einstimmige Erklärung abgegeben, die ihm durch Mose vorgelegten Worte und Rechte des Bundes annehmen und darnach thun zu wollen, baute Mose einen Altar, der das Streben des Volkes nach Oben und der Herablassung der göttlichen Gnadengegenwart von Oben darstellte. Dieses ist der Grundgedanke des Bundes Gottes mit den Menschen.

I. Das Buch des Bundes. V. 3, 4 und 8.

Gott gab dem Volke Israel durch Mose das Gesetz und die Gebote, nach welchen sie sich zu richten hatten. Das Volk erklärte sich bereit, Allem zu gehorchen, was der Herr gesagt hat. Was das Buch des Bundes Israel war, das ist Gottes Wort für uns. Es ist die Offenbarung seines Willens gegen uns. Auf der einen Seite enthält dasselbe die Gedanken seiner Liebe, die vollste, gnädigste Herablassung zu uns armen Sündern, indem er sich zur innigen Verbindung mit uns durch seinen lieben Sohn herabneigt. Auf der andern Seite enthält es die Darstellung unserer hohen Berufung, indem wir zur Gemeinschaft mit Gott, zum ewigen Leben, bestimmt sind.

Das Buch des Bundes wurde vor den Ohren des Volkes vorgelesen, so sollen wir Gottes Wort hören, um es zu behalten und zu thun. Es ist der größte Schatz, welcher in die Hände des Menschen gelegt werden kann. In einer Versammlung ernster Männer wurde die Frage aufgeworfen, welches Buch einem zu lebenslänglicher Haft Verurtheilten in die Hände gegeben werden sollte, welcher nur ein einziges Buch mit in seine Zelle nehmen dürfte. Es waren Philosophen und Materialisten, Juden und Katholiken in jener Versammlung; aber Alle waren darin einig, daß in einem solchem Falle die Wahl nur auf die Bibel fallen könne.

II. Das Blut des Bundes. V. 5, 6, 8.

In dem an den Altar gesprengten Blute wird das natürliche Leben des Volkes als ein durch den Tod hindurchgegangenes an Gott hingegeben und von seiner Gnade durchdrungen, und durch das Sprengen an das Volk als ein durch die göttliche Gnade erneutes Leben dem Volke wiedergegeben. Auf diese Weise wird das Blut nicht blos zum Bindemittel zwischen Gott und seinem Volke, sondern als Bundesblut auch zu einer Israel mit seinem Gott einenden, heiligen, göttlichen Lebenskraft, und die Besprengung des Volkes mit diesem Blute wird zu einem Akt der Lebenserneuerung, zu einer Versetzung Israels in das Reich Gottes, in welchem es mit Kräften des göttlichen Gnadengeistes erfüllt und zu einem Königthum von Priestern und zu einem heiligen Volke gemacht wird.

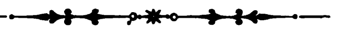
So wie der alttestamentliche Bund durch Blut bestätigt wurde, so ist Jesus Christus durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden. Christi Blut reinigt unser Gewissen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott. Darum ist Christus ein Mittler des neuen Testaments, auf daß durch den Tod, so geschehen ist zur Erlösung von den Uebertretungen, die unter dem ersten Testament waren, die, so berufen sind, das verheißene ewige Erbe empfangen. Siehe Ebr. 9, 11—28.

III. Die Offenbarung Gottes. V. 9—12.

Das Schauen des Gottes Israels auf dem Berge Sinai war eine Vorempfindung der Seligkeit des Schauens Gottes von Angesicht zu Angesicht, im ewigen Leben. Das auf dem Berge vor dem Angesichte Gottes gehaltene Bundesmahl war eine vorbildliche Feier von dem Hochzeitsmahle des Lammes, zu welchem der Herr seine vollendete Gemeinde am Tage der vollen Offenbarung seiner Herrlichkeit berufen und einführen wird. Siehe Offb. 19, 7—9.

Anwendung.

1. Diejenigen, welche dem Herrn am Nächsten stehen und mit seinem Worte vertraut sind, sollen dasselbe denen bringen, welche dieses Vorrecht nicht besitzen. V. 2, 3.
2. Der vernünftige Gottesdienst besteht darin, daß wir uns Gott völlig weihen, und feierlich versprechen sein Wort zu halten. V. 3. Röm. 12, 1. 2.
3. Wir sollen öffentlich bekennen, daß wir dem Herrn angehören, und seine Gebote halten wollen. V. 7.
4. Welche herrliche Aussicht ist denen bereitet, welche in den Bund Gottes eingehen; sie werden Gott schauen und das Abendmahl mit ihm halten. V. 9. 11.
5. Wie groß ist die Gefahr, daß wir trotz unsern hohen Vorrechten, wie Nadab und Abihu, verloren gehen. 2 Mos. 10, 1—3.



Sonntag, 8. Juli. **Das goldene Kalb.** 2 Mos. 32, 15—26.

15. Mose wandte sich und stieg vom Berge, und hatte zwo Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand, die waren geschrieben auf beiden Seiten.
16. Und Gott hatte sie selbst gemacht, und selbst die Schrift darein gegraben.
17. Da nun Josua hörete des Volks Geschrei, daß sie jauchzeten, sprach er zu Mose: Es ist ein Geschrei im Lager, wie im Streite.
18. Er antwortete: Es ist nicht ein Geschrei gegen einander derer, die obliegen und unterliegen; sondern ich höre ein Geschrei eines Singetanzes.



19. Als er aber nahe zum Lager kam, und das Kalb und den Reihen sah; ergrimmete er mit Zorn, und warf die Tafeln aus seiner Hand, und zerbrach sie unten am Berge.
20. Und nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und verbrannte es mit Feuer, und zermalmte es zu Pulver, und stäubte es auf's Wasser, und gab es den Kindern Israel zu trinken.
21. Und sprach zu Aaron: Was hat dir das Volk gethan, daß du eine so große Sünde über sie gebracht hast?
22. Aaron sprach: Mein Herr lasse seinen Zorn nicht ergrimmen. Du weißt, daß dies Volk böse ist.
23. Sie sprachen zu mir: Mache uns Götter, die vor uns hergehen; denn wir wissen nicht, wie es diesem Manne Mosi gehet, der uns aus Egyptenland geführet hat.
24. Ich sprach zu ihnen: Wer Gold hat, der reiße es ab, und gebe es mir. Und ich warf es ins Feuer; daraus ist das Kalb geworden.
25. Da nun Mose sah, daß das Volk los geworden war; denn Aaron hatte sie los gemacht durch ein Geschwätz, damit er sie fein wollte anrichten;
26. Trat er in das Thor des Lagers, und sprach: Her zu mir, wer dem Herrn angehöret. Da sammelten sich zu ihm alle Kinder Levi.

Biblischer Grundgedanke: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern." 1 Joh. 5, 21.

Einleitung. Nach der Offenbarung Gottes auf dem Berge Sinai, wie wir in der letzten Lektion gesehen haben, ging Moses auf Befehl Gottes, in das dunkle Gewölk, woselbst er vierzig Tage ohne Unterbrechung in der Gegenwart Gottes verweilte. Dieses lange Verweilen Moses auf dem Berge war eine Prüfung für das Volk Israel, in welcher sie ihr Vertrauen auf Gott und seinen Knecht Mose bewähren sollten. Statt dessen erlagen sie der Prüfung. In ihrer Ungeduld sammelten sie sich gegen Aaron und verlangten von ihm, daß er ihnen einen Gott machen sollte, da sie nicht wissen konnten, was Mose widerfahren sei. Mit dem Volke erliegt auch Aaron der Versuchung. Anstatt den Kleinglauben des Volkes zu strafen und dasselbe zum kindlichen Vertrauen auf Gott zu ermuntern, ließ er sich verleiten, dem Volke ein Götzenbild anfertigen zu lassen.

Erklärung.

V. 15. 16. Bevor Moses noch den Berg verließ, zeigte ihm Gott den Abfall seines Volkes an. Er nennt es ein halsstarrig Volk, d. h. von hartem Nacken, der sich unter Gottes Gebot nicht beugen will. Gott erklärt, das Volk um seiner Sünde willen vertilgen zu wollen und in Mose sich ein Volk zu bereiten. Moses aber tritt als Fürbitter für sein Volk ein. Gott entließ Moses, ohne daß er die Zusicherung der Vergebung für sein Volk empfangen hatte, damit er den ganzen Ernst des göttlichen Zornes vor dem untreu gewordenen Volke entfalten möchte.

Mit beiden Gesetzestafeln in der Hand, wandte sich Moses vom Herrn um den Berg herabzusteigen. Es war ein unschätzbares Gut, das er in seiner Hand trug. Die beiden Tafeln des Zeugnisses waren von Gott selber bereitet, die Schrift war mit seinem Finger geschrieben, und die Tafeln waren lauter Schrift um und um. Um so schrecklicher war es, daß das Volk unten am Berge diesen himmlischen Schatz durch ihre Abgötterei so völlig entwerthet hatten, daß Moses sich veranlaßt sah, die Tafeln zu zertrümmern.

V. 17. 18. Der Zusammenhang läßt Josua irgendwo auf dem Berge verweilen und sich zu Mose, bei seiner Wiederkehr vom Berge, gesellen. Bei diesem Zusammentreffen glaubt Josua Kriegsgeschrei im Lager des Volkes zu vernehmen. Moses aber hört richtig die Wechselgesänge eines Siegestanzes aus dem Geschrei heraus.

V. 19. Als Moses dem Lager näher kam und das Kalb und die Reigentänze sah, da entbrannte sein Zorn, daß er die Bundestafeln hinwarf und zerbrach, zum Zeichen, daß Israel den Bund gebrochen hatte. Die Zertrümmerung der Tafeln wird nirgends gerügt. Moses erkannte wohl, daß er in den Tafeln ein großes Geschenk Gottes besaß, dessen sich das Volk unwerth gemacht hatte, sonst hätte er die Tafeln jetzt erst recht emporgehalten.

V. 20. Ohne Zweifel bestand das goldene Kalb aus einer hölzernen Figur, die mit Goldblechen überzogen wurde (Jes. 40, 19). Es wird allgemein angenommen, daß die in Egypten herrschende Verehrung der zeugenden und gebärenden Naturkraft unter den Sinnbildern des Stiers Veranlassung zur Darstellung Gottes unter diesem Bilde gab. Das goldene Kalb Aarons jedoch sollte nicht eine Abbildung einer egyptischen Gottheit, sondern ein Bild Gottes darstellen, wie aus ihrem Jubelgesang über demselben deutlich hervorgeht.

Der erste Schritt Moses war, den Gegenstand der Verehrung zu vernichten. Die hölzerne Figur wurde verbrannt und der goldene Ueberzug zermalmt. Den aus Kohlen- und Goldtheilchen bestehenden Staub streute Moses auf das Wasser und gab es Israel zu trinken. Dieses Trinken hatte nicht blos den Zweck, ihnen zu ihrer Beschämung die Nichtigkeit ihres Gottes klar zu machen, sondern es war das symbolische Zeichen, daß sie die Folgen ihrer Sünde würden tragen und büßen müssen. 4 Mos. 5, 24.

V. 21—24. Nach der Vernichtung des Kalbes zog Moses Aaron zur strengen Rechenschaft. Nach Allem hatte Aaron doch die größte Schuld, weil er nicht energisch in festem Glauben, selbst mit Daransetzung seines Lebens, dem Andringen des Volkes widerstanden hatte. Darum weiß er auch keine bessere Entschuldigung, als die leidige Ausrede: „Mein Herr lasse seinen Zorn nicht ergrimmen. Du weißt, daß dies Volk böse ist." Er will sogar den Eindruck auf Moses machen, daß das Bild ohne seine Absicht und ohne seinen Willen gleichsam von selbst entstanden wäre! Diese Ausrede war so erbärmlich, daß Moses sie keiner Antwort würdigte.

V. 25. 26. Hierauf wendet sich Moses gegen das zügellos gewordene Volk, dem Aaron hatte die Zügel schießen lassen. Israel hatte durch sein Treiben sich die göttliche Strafe zugezogen, in Folge dessen es ein Gegenstand des Hohnes und Gespöttes unter den Heiden werden mußte. Durch ein ernstes Strafgericht mußte dieser Zügellosigkeit Einhalt gethan und der von Gott gedrohten Ausrottung des Volkes vorgebeugt werden. Denn zeigte sich bei diesem Strafgerichte noch ein Rest von Gehorsam und Treue gegen Gott im Volke, so durfte Moses auf Grund der Verhandlung Abrahams mit dem Herrn hoffen, um der Gerechten willen von Gott Erbarmen für das ganze Volk zu erlangen. Darum trat er in das Thor des Lagers und rief aus: „Her zu mir, wer dem Herrn angehöret!" Moses wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht. Alle Kinder Levi sammelten sich zu ihm. Offenbar waren die Leviten rascher zur Erkenntniß ihres Vergehens gekommen und hatten zur Buße und Umkehr sich entschlossen, wobei noch besonders zu betonen ist, daß der Entschluß und Vorgang einiger angesehener Männer sofort alle ihre Stammgenossen zur Nachfolge reizen mußte.

Praktische Gedanken.

Die Sünde der Abgötterei.

I. Die Allgemeinheit derselben.

Das erste der zehn Gebote, welche Moses aus der Hand Gottes empfing, lautet: „Du sollst keine andere

Götter neben mir haben." Gott verbietet in diesem Gebote alle Abgötterei, sowohl die grobe als die feine.

1. **Unter grober Abgötterei versteht man die Anbetung irgend eines Gegenstandes, das nicht Gott ist.** Die Sünde der Abgötterei läßt sich auf den Teufel selbst zurückführen. Der Abfall des Satans von Gott war im Grunde nichts Anderes, als daß er nicht unter Gott stehen, sondern sein eigener Gott sein wollte. Durch diese Sünde raubt der Mensch Gott, was sein ist. Es ist die Verwandlung der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere (Röm. 1, 23).

2. **Feine Abgötterei besteht darin, daß man das Geschaffene mehr liebt als den Schöpfer,** und das Herz hängt an der Welt Gut, Lust und Hoffart. Es ist ein Liebhaben der Welt und dessen, das in der Welt ist, nämlich: Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Wesen. Der Apostel Paulus schreibt von Solchen, welchen der Bauch ihr Gott ist, die die Wollust mehr lieben, denn Gott, und den Ephesern schreibt er: „Das sollt ihr aber wissen, daß kein Hurer oder Unreiner oder Geiziger, welcher ist ein Götzendiener, Erbe hat an dem Reiche Christi und Gottes." Wo diese feine Abgötterei im Herzen versteckt existirt, da fehlt es an der rechten Gotteserkenntniß und in Folge dessen an der rechten Gottesgemeinschaft. Illustration: Ein Kuriositäten-Sammler in England hat ein chinesisches Götterbild mit der Aufschrift: „Heidengötze", und einen Golddollar mit der Aufschrift: „Christengötze." Welcher von den zwei Götzen ist wohl der schlimmere und hat die größere Anzahl von Anbetern und richtet mehr Unheil an?

II. Die Folgen.

Wir haben in der Lektion gesehen, wie Gott diese Sünde bestraft. Er ist ein eifriger Gott, der seine Ehre mit Niemand theilen will. Jesus erklärt: „Wer irgend etwas mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth."

Ein junges Mädchen, ein Kind reicher, aber gottloser Eltern, wurde aus ihrem Sündenschlaf erweckt und weinte bittre Thränen der Buße über ihre Sünden. Ihre Eltern waren darüber sehr aufgebracht und strengten alles an, um ihre Tochter vom Weg des Heils zu bringen. Ihre Mutter ließ ihr ein wunderschönes und kostbares Kleid anfertigen und schenkte es ihr unter der Bedingung, wenn sie nicht wieder in die Kirche gehen und in der Bibel lesen wolle. Das arme Mädchen ging in die Falle und nahm das Geschenk an. Die Eltern veranstalteten glänzende Feste, führten ihre Tochter aus einem Vergnügen in das andere, bis sie endlich die Stimme ihres Gewissens betäubt hatte. Kurze Zeit darauf wurde sie krank. Als sie fühlte, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte, bat sie ihre Mutter, daß sie ihr jenes Kleid brächte und auf ihr Bett lege, so daß sie es betrachten könne. Dann rief sie plötzlich mit einer Stimme, die Mark und Bein durchdrang: „Mutter! Mutter! Ich gehe verloren! Für dieses Kleid habe ich meine Seligkeit verkauft." Die Eltern schickten zum Prediger. Vergebens bemühte sich derselbe, sie auf Jesum hinzuweisen. „Zu spät! Zu spät! Für mich ist keine Rettung!" Mit diesem Ausruf starb sie.

Wie ernst lautet der biblische Grundgedanke: „Kindlein hütet euch vor den Abgöttern!

Lehrpunkte.

1. Wenn Gott sich eine Zeitlang von uns zurückzieht, denken wir gleich, er habe uns verlassen, und wir seien nun darauf angewiesen, anderswo Hülfe zu suchen; da wird denn bald ein goldenes Kalb verfertigt und zur Anbetung aufgestellt!

2. Daß Jemand seinen Schmuck auf den Altar Gottes lege, ist gewiß eine Seltenheit; aber für den Dienst der Eitelkeit, des Genusses und der Wollust werden willig Silber und Gold, Kleider nnd Hausgeräthe, ja sogar Gesundheit und Charakter aufgeopfert!

3. Alles, worauf wir mehr Vertrauen setzen und was wir mehr lieben als Gott wird uns zum goldenen Kalbe, das wir anbeten und verehren. Soll ich einige dieser „Kälber" nennen? Nun denn: Stolz, Reichthum, Ansehen, Einfluß, Selbstgefälligkeit, Modesucht, Weltliebe sind einige derselben.

4. Ein Seitenstück zu dem Auftreten Mosis, dem Greuel im Lager Israels gegenüber, ist das Auftreten Jesu bei der Tempelreinigung, Matth. 21, 12; Joh. 2, 14—20. So wie Jesus den Tempel zu Jerusalem von allen Verkäufern und Käufern reinigte, so sollen wir unsere Herzen reinigen von allen unfruchtbaren Werken der Finsterniß.

5. Im Kampf mit der Sünde müssen wir uns wie die Kinder Levi, entschieden auf die Seite des Herrn stellen. Unter seiner Führung ist uns der Sieg gewiß.

Sonntag, 15. Juli.

Gottes Gegenwart verheißen.

2 Mos. 33, 12--23.

12. Und Mose sprach zu dem Herrn: Siehe, du sprichst zu mir: Führe das Volk hinauf; und lässest mich nicht wissen, wen du mit mir senden willst; so du doch gesagt hast. Ich kenne dich mit Namen, und hast Gnade vor meinen Augen gefunden.
13. Habe ich denn Gnade vor deinen Augen gefunden; so laß mich deinen Weg wissen, damit ich dich kenne, und Gnade vor deinen Augen finde. Und siehe doch, daß dies Volk dein Volk ist.
14. Er sprach: Mein Angesicht soll gehen, damit will ich dich leiten.
15. Er aber sprach zu ihm: Wo nicht dein Angesicht gehet, so führe uns nicht von dannen hinauf.
16. Denn wobei soll doch erkannt werden, daß ich und dein Volk vor deinen Augen Gnade gefunden haben, ohne wenn du mit uns gehest? Auf daß ich und dein Volk gerühmet werden vor allem Volke, das auf dem Erdboden ist.
17. Der Herr sprach zu Mose: Was du jetzt geredet hast, will ich auch thun: denn du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.
18. Er aber sprach: So laß mich deine Herrlichkeit sehen.
19. Und er sprach: Ich will vor deinem Angesichte her alle meine Güte gehen lassen, und will lassen predigen des Herrn Namen vor dir. Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig; und weß ich mich erbarme, deß erbarme ich mich.
20. Und sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.
21. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist Raum bei mir: da sollst du auf dem Felsen stehen.
22. Wann denn nun meine Herrlichkeit vorüber gehet, will ich dich in der Felsenkluft lassen stehen, und meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorüber gehe.
23. Und wann ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nachsehen. Aber mein Angesicht kann man nicht sehen.

Biblischer Grundgedanke: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende." Matth. 28, 20.

Einleitung. Nachdem Moses die Ehre des Herrn durch ein schreckliches Blutbad, in welchem dreitausend Mann um's Leben kamen, an dem sündigen Volk gerächt hatte, kehrte er als Mittler am folgenden Tage zu Gott zurück auf den Berg, um durch die Kraft seiner Fürbitte den Vernichtung drohenden göttlichen



Zorn in schonende Gnade und Barmherzigkeit umzustimmen und die Sünde des Volkes zu sühnen. Durch seine inständige Fürbitte hat Moses die Erhaltung des Volkes und seine Einführung in das verheißene Land unter göttlichem Schutze erwirkt und die Aufhebung des Bundes vom Volke abgewendet; aber das bisherige Bundesverhältniß ist noch nicht wieder hergestellt. Indem die Gnade den Zorn mildert, kann sie doch die Gerechtigkeit des heiligen Gottes nicht beeinträchtigen. Durch das von den Leviten an dem Volke vollzogene Strafgericht war zwar der Gerechtigkeit eine Sühne geleistet worden, aber nur eine vorläufige und unvollständige. Die Strafe wird dem Volke nicht erlassen, sondern nur in göttlicher Geduld verschoben.—Gott erklärte Vers 34: „Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt heimzusuchen.

Erklärung.

V. 12—14. Als das Volk Israel die Erklärung Gottes vernahm, daß er um ihrer Halsstarrigkeit willen nicht mehr persönlich bei demselben wohnen und es führen wolle, offenbarte sich eine solche aufrichtige Reue und tiefe Sehnsucht nach der Wiederherstellung des zerstörten Bundesverhältnisses, daß ein Jeder seinen Schmuck von sich that, um in diesem äußeren Zeichen die Betrübniß ihres Innern an den Tag zu legen. Darauf gestützt, geht nun Mose weiter in seiner Fürbitte für das Volk, und bittet den Herrn, Israel nicht anders, als unter dem Geleite seiner persönlichen Gegenwart nach Kanaan führen zu wollen. Nach V. 1—3 hatte Gott Mosen geboten, das Volk nach Kanaan zu führen und ihm das Geleite eines Engels zugesagt, aber diesen Engel auch bestimmt von seiner persönlichen Gegenwart unterschieden. Die Versicherung: „Ich habe dich mit Namen erkannt und du hast Gnade gefunden vor meinen Augen," ermunterte Mose in seiner Fürbitte noch dreister zu werden. Diese göttliche Zusage hält Mose mit einem Freimuthe, wie ihn nur der Glaube erzeugt, der mit Gott ringt und ihn nicht läßt, bevor er von ihm gesegnet ist, dem Herrn vor, indem er sich darauf stützt, daß dieses Volk eben doch Gottes Volk ist. Der Sinn der Bitte Mose wäre also dieser: „Wenn ich in deinen Augen Gnade gefunden und du mich als deinen Knecht erkannt und zum Führer des Volkes berufen hast, so laß mich über deine Absichten mit dem Volke und über den Engel, den du mir und dem Volke zum Führer geben willst, nicht in Ungewißheit, daß ich dich erkenne, damit mein Gnadefinden in deinen Augen zur vollen Wahrheit werde. Willst du das Volk nach Kanaan hinaufführen, so bedenke doch, daß es dein Volk ist, zu dem du dich auch als sein Gott bekennen mußt." Solche Kühnheit zuversichtlichen Glaubens dringt zum Herzen Gottes und trägt den Segen davon.

V. 14 antwortet Gott: „Mein Angesicht soll gehen, damit will ich dich leiten," d. h. meine persönliche Gegenwart soll mit dir gehen. „Angesicht" ist gleichbedeutend mit dem Ausdruck: „der Engel, in welchem der Name Gottes genannt wird." Siehe Kap. 23, 20—23; Jes. 63, 9.

V. 15—17. Obwohl mit der in V. 14 ausgesprochenen göttlichen Zusage das zerstörte Bundesverhältniß wieder hergestellt war, konnte Moses nicht umhin, sich dieselbe zu vergewissern. Er wiederholte daher seine Bitte in noch stärkeren Ausdrücken als zuvor. Daß er eine Auszeichnung für sich und sein Volk vor allen andern Völkern fordert, ist nichts Auffallendes, sondern ein Beweis, daß er im Glauben festhält an der Thatsache der göttlichen Berufung und Erwählung nach Kap. 19, 5. 6. Die Bitte Moses ist eine Sprache des Glaubens, darum sagt ihm der Herr seine Bitte zu (V. 17).

V. 18—20. Durch die Gewährung seiner Bitten kühn gemacht, wagt Moses die weitere Bitte: „Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen." Was Moses zu sehen begehrt, geht offenbar über alle frühere Offenbarung der Herrlichkeit Gottes hinaus. Siehe Kap. 16, 7. 10; 24, 16. 17. Es muß sogar das Reden Gottes mit Mose von Angesicht zu Angesicht — V. 11 — übersteigen. Wenn Gott mit ihm von Angesicht zu Angesicht redete, sah er doch nur eine Gestalt, welche das unsichtbare Wesen Gottes dem menschlichen Auge darstellte, nicht die unmittelbare, wesentliche Herrlichkeit Gottes, also das Wesen Gottes ohne alle Hülle. Was Moses, als Mittler des alten Bundes, hier begehrt, ist eine solche Vollkommenheit des Mittlerverhältnisses zu Gott, wie sie der Mittler des neuen Bundes hernach hatte (Joh. 1, 18). Diese Bitte konnte Mose als Mensch freilich nur in so weit gewährt werden, als die zwischen dem sündlichen Menschen und dem heiligen Gott bestehende Schranke es zuließ. Darum die Antwort des Herrn: „Ich will alle meine Güte, d. h. meine Herrlichkeit, deren innerstes Wesen die Güte ist, vor deinem Angesicht vorüber gehen lassen, und den Namen des Herrn vor dir predigen, und werde begnadigen, den ich begnadige, und mich erbarmen, wessen ich mich erbarme, d. h. wem ich meine Gnade zugewendet habe, den lasse ich sie auch im vollen Maße erfahren." Das Angesicht Gottes aber, kann kein sterblicher Mensch sehen und am Leben bleiben. Wie unser leibliches Auge durch das Anschauen des Sonnenlichtes geblendet und seine Sehkraft ertödtet wird, so würde unsere ganze Natur durch das unverhüllte Schauen des Lichtes der Herrlichkeit Gottes vernichtet werden.

V. 21—23. Die sich offenbarende Herrlichkeit des Herrn wirkt auf den Menschen so vernichtend ein, daß auch Moses vor derselben in der Felsenkluft geschützt werden muß. Wie das innere Wesen des Menschen in seinem Gesichte zur Erscheinung kommt, der Anblick seines Rückens aber nur ein unvollkommenes, äußerliches Bild von ihm darstellt, so hat auch Moses nur die Rückseite, nicht das Gesicht Gottes gesehen. Mehr läßt sich über diese unvergleichliche, alles irdische Denken und Begreifen weit übersteigende Anschauung nicht in Worte fassen.

Praktische Gedanken.

Drei Bitten.

In der Fürbitte für das Volk Israel zeigt Moses sich in seiner ganzen Seelengröße, indem er für sein Volk rückhaltlos in den Riß trat, und statt das abgöttische Volk zu Gunsten seiner eigenen Person dem Gericht preiszugeben, vielmehr sich selbst zum Sühnopfer für sie anbot. Moses ruhte nicht, bis der Herr auf sein inständiges Bitten hin, wieder die Zusage gab, daß er selbst das Volk weiterhin anführen werde, worin eben Moses das besondere Vorrecht des Bundesvolkes Gottes erkannte. Es war die Liebe, welche in diese Fürbitte überging. Wie viel vermag doch das Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist! Es erschließt die Schatzkammern Gottes, und wendet die über den Sünder verhängenden Strafgerichte ab; ja, es bringt Segen über das Haupt, welches durch den Ungehorsam mit sicherem Fluche beladen war.

Wie einst Abraham in seiner Fürbitte für Sodom kühn und immer kühner wurde, und der Herr ihm um seines innigen Verhältnisses willen die Bitten nicht abschlagen konnte — siehe 1 Mos. 18, 23—33 — so tritt Moses fürbittend für sein Volk ein.

Erste Bitte.

V. 12—14. „Laß mich deinen Weg wissen, damit ich dich kenne, und Gnade vor deinen Augen finde.

Diese Bitte des Moses beruht einerseits auf den Fortschritten der Sinnesänderung, welche sich in seinem Volke geoffenbaret hat, andererseits aber und ganz besonders auf die Zusicherung der Gnade, welche er persönlich vor dem Herrn erfahren. Wie Moses zuvor nichts wissen wollte von einem Untergange des Volkes, an dem er nicht theilnehmen sollte, so kann er sich jetzt auch nicht denken, daß er Gnade gefunden habe in den Augen Gottes für sich allein. Der Inhalt dieser ersten Bitte ist: Herr, bin ich dein, so laß auch das Volk dein sein! Es ist der priesterlich-mittlerische Gedanke, den er ausspricht.

Auf diese Bitte erhält Moses die Antwort: mein Angesicht soll mitgehen. Der unbestimmte Engel V. 2 wird also nun zum Angesichte Gottes, das heißt zum Engel seiner Selbstoffenbarung, wie er sich den Erzvätern kund gethan hatte.

Zweite Bitte.

V. 15—17. „Wo nicht dein Angesicht mit uns gehet, so führe uns nicht hinauf."

Moses will keinen Schritt, ohne der gnädigen Gegenwart Gottes sicher zu sein, vorwärts gehen. So fühlt jeder wahre Christ. „Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo du wirst gehen und stehen, da nimm mich mit." Es ist dies nicht die Sprache des Kleinglaubens, sondern des lebendigen Glaubens, welcher den Herrn bei seinen Verheißungen erfaßt. Ein Prediger des Evangeliums, der mit der Bitte zum Herrn: „Ich lasse dich nicht, du gehest denn mit mir" seine Kanzel betritt, ein Sonntagschul-Lehrer, welcher zum Herrn seufzt: „Du mußt mich begleiten; ich gehe nicht allein unter meine Schüler," wird erfahren, daß der Herr sich gnädiglich offenbart und zur Lehre seines Wortes beisteht.

Dritte Bitte.

V. 17—20. „Laß mich deine Herrlichkeit sehen."

Bisher haben sich alle Bitten des Moses fast mehr auf das Wohl des Volkes als auf sein eigenes bezogen. Er wird aber in seinem Gebet immer kühner, und bittet nun um das Schauen der Herrlichkeit Gottes. Wer große Bitten im gläubigen Gebet vor den Gnadenthron bringt, darf auf große Zusagen rechnen. Jesus hielt seinen Jüngern vor: „Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen; Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude völlig sei."

Wenn auch Moses die buchstäbliche Erhörung seiner Bitte nicht erhielt, so betete er doch nicht vergeblich. Der Herr offenbarte sich ihm auf diese Bitte noch vollständiger, als zuvor. Er darf der vorbei gezogenen Herrlichkeit nachblicken, und in dem Nachglanz ihrer Wirkungen alle Güte Gottes sehen, d. h. die Ewigkeit seiner Gnade.

So lange wir in unserm durch die Sünde dem Tode verfallenen Leibe wallen, können wir nur im Glauben wandeln und nicht im Schauen. Wenn wir aber durch die Auferstehung von den Todten und der Verklärung des Leibes, Gott werden ähnlich geworden sein, dann werden wir ihn auch erkennen, wie er ist, dann werden wir seine Herrlichkeit ohne Hülle schauen und ewig vor ihm leben.

„Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wann es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist."

Sonntag, 22. Juli. **Freiwillige Steuer zur Stiftshütte.** 2 Mos. 35, 20—29.

20. Da ging die ganze Gemeine der Kinder Israel aus von Mose.

21. Und alle, die es gern und williglich gaben, kamen und brachten das Hebopfer dem Herrn, zum Werke der Hütte des Stifts, und zu allem seinem Dienste, und zu den heiligen Kleidern.

22. Es brachten aber beides, Mann und Weib, wer es williglich that, Hefte, Ohren-Ringen, Ringe und Spangen, und allerlei goldene Geräthe. Dazu brachte Jedermann Gold zur Webe dem Herrn.

23. Und wer bei sich fand gelbe Seide, Scharlaken, Rosinroth, weiße Seide, Ziegenhaar, röthliche Widderfelle, und Dachsfelle, der brachte es.

24. Und wer Silber und Erz hob, der brachte es zur Hebe dem Herrn. Und wer Föhrenholz bei sich fand, der brachte es zu allerlei Werk des Gottesdienstes.

25. Und welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen, und brachten ihre Werke von gelber Seide, Scharlaken, Rosinroth, und weißer Seide.

26. Und welche Weiber solche Arbeit konnten, und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaare.

27. Die Fürsten aber brachten Onich, und eingefaßte Steine, zum Leibrocke und zum Schildlein,

28. Und Spezerei, und Oel zu Lichtern, und zur Salbe, und zu gutem Räuchwerke.

29. Also brachten die Kinder Israel williglich, beides Mann und Weib, zu allerlei Werk, das der Herr geboten hatte durch Mosen, daß man es machen sollte.

Biblischer Grundgedanke: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." 2 Cor. 9, 7.

Einleitung. Nach der Wiederherstellung des Bundes zwischen Gott und Israel verkündigte Mose dem Volke die göttlichen Befehle über das zu errichtende Heiligthum der Stiftshütte. Darauf fordert er erstlich das Volk auf zur Darbringung von freiwilligen Beiträgen für die anzufertigenden Heiligthümer, wobei alle hierfür erforderlichen Materialien einzeln aufgezählt werden. Sodann erfolgt ein Aufruf an die mit Verstand Begabten unter dem Volke zur Anfertigung der verschiedenen, vorgeschriebenen Bestandtheile, die Stück für Stück namhaft gemacht werden. Unsere Lektion schildert die Bereitwilligkeit des Volkes, diesen Befehlen nachzukommen.

Erklärung.

V. 20. 21. Das Volk ging von dem Orte, wo es um Mose versammelt war, fort zu seinen Zelten und brachte bereitwillig die erforderlichen Dinge als Hebe für den Herrn dar. Jeder, „den sein Herz erhob," d. h. der sich im Herzen dazu bewogen und gehoben fühlte, steuerte nach Vermögen bei.

V. 22—24. Die Männer sammt den Weibern brachten freiwilligen Herzens allerlei goldene Ringe und Geschmeide; eigentlich Haken, oder Hefte, Spangen, Ohr- und Nasenringe und allerlei goldenes Geräthe. Außer den mancherlei goldenen Geschmeiden, die Männer und Weiber willigen Herzens für das zu schaffende Werk opferten, brachte Jeder noch, was er außerdem an Gold zur Webe, Opfergabe, für den Herrn bestimmt hatte.

„Hebe" heißt jede zur Errichtung und Erhaltung des Heiligthums bestimmte Gabe, sofern der Darbringer dieselbe von seinem Eigenthume abgehoben hat, um sie dem Herrn für seine Zwecke zu weihen. Daher werden die freiwilligen Gaben des Volks an Gold, Silber und Erz für diesen Bau und sämmtliche vom Volke gespendeten Gaben an Metall, Holz, Leder und Webestoffen Hebopfer genannt.

V. 25. 26. Obgleich die Weiber nach V. 22 ihr goldenes Geschmeide bereits dargebracht hatten, waren sie damit nicht zufrieden. Bereitwillig weihten sie die Arbeit ihrer Hände, sofern sie dadurch zur Förderung des Baues der Stiftshütte beitragen konnten. Alle Frauen, die es verstanden, spannen mit ihren Händen und brachten das Gespinnst dar, nämlich, die erforderlichen Garne zu dem blauen und rothen Purpur, dem Karmesin und Byssus oder gelber Seide. Hieraus erhellt, daß die farbigen Zeuge schon am Faden oder in der Wolle gefärbt waren, wie es in Egypten häufig geschah. Wieder andere Frauen spannen Ziegenhaare, wie für die äußeren Zeltteppiche erforderlich waren.

Das Spinnen war schon im Alterthume Sache der Frauen, namentlich in Egypten, wo auf den Monumenten Weiber, mit der Spindel beschäftigt, abgebildet sind. Auf der Sinai-Halbinsel spinnen noch gegenwärtig die Weiber aus Kameel- und Ziegenhaaren die Stoffe zu ihren Zelten und verarbeiten Schafwolle für ihre Bekleidung. Auch das Weben war und ist noch vielfach eine Arbeit der Frauen im Morgenlande.

Ohne Zweifel wurden die Webereien für die Stiftshütte von Männern ausgeführt, weil die Gewebe zu den Teppichen und Vorhängen Kunstarbeiten waren, welche die Frauen nicht verstanden, die Männer aber in Egypten, wo die Kunstweberei sehr ausgebildet war, erlernt hatten.

V. 27. 28. Die Fürsten, d. h. die Vornehmsten und Häupter unter dem Volk, lieferten die Edelsteine zum hohepriesterlichen Leibrock und die Spezerei zum Rauchwerk und Salböle. Die Edelsteine werden 2 Mos. 28, 19 folgendermaßen beschrieben: Sardes ist unser Carneol von blutrother Farbe; Topas ist der goldfarbige, eigentlich blitzende; der Smaragd ist von glänzendem Grün; der Rubin ist ein feuerfarbener Stein; der Sapphir ist himmelblau; der Onyx ist ein meergrüner Edelstein; Lycurer ist ist gelbroth; Agat ist eine gemischte Steingattung; Amethyst ist ein violettblauer Stein; Chrysolith ist goldglänzend; Jaspis ist ein undurchsichtiger, trübrother Stein und der Diamant ein weißer Stein.

Dies sind die „eingefaßten Steine," wovon unsere Lektion spricht. Unter „Spezerei" verstehen wir besonders solche Produkte des Pflanzenreiches, die zur Verbreitung von Wohlgerüchen dienen, sowie verschiedene Bestandtheile zur Bereitung des heiligen Räuchwerks und und Salböles, die zum Einbalsamiren der Leichname und zum Räuchern in den Häusern der Könige und Fürsten des Volkes verwandt wurden.

V. 29. In diesem Verse ist zu unterscheiden zwischen dem, was gemacht werden sollte, das bestimmt geboten war, und dem, was dazu gebracht werden sollte, welches der Freigebigkeit des Volkes überlassen worden war. In Egypten hatten die Kinder Israel sich alle Kunstfertigkeiten angeeignet, welche zur Ausführung des Baues der Stiftshütte nothwendig waren. Siehe Chron. 4, 14. 21. 23.

Aus 2 Mos. 12, 35 ist ersichtlich, daß die Kinder Israel nicht mit leerer Hand aus Egypten zogen, sondern zum Theil reich und vermögend geworden waren. Zudem konnte vieles von dem zum Bau erforderlichen Material, wie z. B. Akazienholz, Dachsfelle u. s. w. in der Wüste beschaffen werden. Andere nothwendigen Gegenstände konnten von durchziehenden Caravanen eingehandelt werden.

Praktische Gedanken.

Freiwilliges Geben.

Diese Sonntagschul-Lektion ist gewiß ein köstlicher Bibel-Abschnitt, vom hellen Schein der Freiwilligkeit und Opferfreudigkeit verklärt. Es ist ein Vorschein neutestamentlicher Grundsätze im Alten Testament. Zugleich liegt ein schöner Gegensatz zwischen dem von Gott befohlenen, begeisterten Aufruf des Moses und der freudigen Willigkeit des Volkes zur Erbauung eines wahren Heiligthums, und dem kurz vorher von der Sinnlichkeit der Volksmenge erzwungenen feigen und falschen Aufruf des Volkes und der stürmischen Opferwilligkeit zur Herstellung des goldenen Kalbes zum Zwecke des Götzendienstes.

I. Warum sollen wir freiwillige Gaben geben?

1. Weil Gott es von uns fordert. Nebst dem vorgeschriebenen gesetzlichen Zehnten und vielen anderen Abgaben, wozu die Juden verpflichtet waren, erging der Aufruf der freiwilligen Beisteuer. Diese fiel so reichlich aus, daß Diejenigen, welche am Heiligthum arbeiteten, zu Mose kamen und sprachen: „Das Volk bringet zu viel, mehr denn zum Werk dieses Dienstes noth ist, das der Herr zu machen geboten hat." Gott fordert diese Gaben nicht, daß wir ihm zurückerstatten, was wir von ihm empfangen haben, sondern daß wir ihm vor Allem unsere Güter von Herzensgrund weihen. „Ehre den Herrn von deinem Gut und von den Erstlingen alles deines Einkommens." Wenn Keiner in Israel mit leerer Hand vor dem Herrn erscheinen durfte, wenn sogar die Heiden den ersten Becher ihrer Gastmähler ihren Göttern weihten, ist es dann für uns nicht eine heilige Ehrenpflicht, unsere Opfer in ein richtiges Verhältniß zu den Gaben unseres Gottes zu bringen?

2. Weil Gott sein Reich durch Menschen aufbaut. Gott hat es in seiner weisen Vorsehung für gut befunden, durch die Mitwirkung seiner Kinder sein Reich aufzubauen und wahre Gotteserkenntniß auf Erden zu verbreiten. Jedes Kind Gottes ist ein Mitarbeiter im Reiche Gottes; jedes Einzelne kann und soll das Seine dazu beitragen, daß Gottes Reich befördert wird. Gott will sich in seiner Reichssache durch uns verherrlichen. Welch' ein Antrieb sollte doch dieser Gedanke für uns Alle sein, zu thun, was wir nur können, damit Gottes Reich über die ganze Erde verbreitet werde!

3. Weil Gottes Segen auf unsern freiwilligen Gaben ruht. Nicht in dem Sinn, daß wir erwarten dürfen, daß der Herr uns alle Gaben, die wir zu seiner Ehre beigesteuert haben, vielfach vergilt in irdischem Gut, denn das wäre gewiß ein selbstsüchtiger Beweggrund, Gutes zu thun, sondern in dem höheren und erhabeneren Sinn, daß Gott es uns auf seine Weise vergilt. Nur das, was wir für Gottes Reich gethan und gegeben haben, hat bleibenden Werth für uns in Ewigkeit, während das, was wir uns für dieses Leben sichern, mit der Vergänglichkeit der Welt vergehen wird.

II. Wie sollen wir freiwillige Gaben geben?

1. Nach unserm Vermögen. „Nach dem man hat, nicht, nach dem man nicht hat." Wem der Herr Viel anvertraut hat, von dem wird er auch Viel fordern. Wer nur Weniges leisten kann, ist Gott angenehm in dem geringen Opfer, welches er darbringt. Es handelt sich hier nicht so sehr um die Gabe selber oder um die Leistung an und für sich, sondern um den Grundsatz, um die Treue, mit welcher wir für den Herrn arbeiten. Diesen Grundsatz sprach Jesus in den Worten aus: „Sie hat gethan, was sie konnte."

2. Mit freudigem Herzen. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Als David einen Aufruf an das Volk wegen der Erbauung eines Tempels ergehen ließ, wetteiferten sie in der Darbringung freiwilliger Gaben. „Das Volk ward fröhlich, denn sie gaben es von ganzem Herzen dem Herrn freiwillig. Und David, der König, freute sich auch hoch und lobte Gott vor der ganzen Gemeinde. (1 Chron. 29, 5. 9).

Eine Negergemeinde im Süden unseres Landes, welche eine Schuldenlast auf ihrer Kirche austilgen wollte, hatte sich entschlossen, nach folgenden drei Regeln die Schuld zu tilgen: 1) Jeder gebe Etwas; 2) Jeder gebe nach seinem Vermögen; 3) Jeder gebe mit Freudigkeit. Unter den Beisteuernden, welche ihre Gaben auf den Altar legten, befand sich ein altes und wohlhabendes Glied, welches eine sehr kärgliche Summe hinlegte. Der Prediger aber wies die Gabe mit den Worten zurück: „Bruder, wir können diese Gabe von dir nicht annehmen, weil sie unserer zweiten Regel nicht entspricht." Darauf warf der Betreffende eine große Geldsumme, die seinen Vermögensverhältnissen entsprach, mit offenbarem Unwillen auf den Tisch. Der Prediger schob auch diese Gabe mit den Worten zurück: „Bruder, wir können auch diese Gabe von dir nicht annehmen, denn du hast sie nicht nach unserer dritten Regel gebracht."

3. Mit Gebet um Gottes Segen. Dadurch weihen wir nicht bloß die Gabe, sondern uns selber zu Gottes Dienst. Gott kann unsere geringste Beisteuer zu seiner Reichssache uns und Anderen zum größten Segen werden lassen, wenn wir sie im Glauben und im kindlichen Gebet opfern.

Lasset uns nie vergessen, daß Gott einen fröhlichen Geber lieb hat!

Sonntag, 29. Juli. **Die Stiftshütte.** 2 Mos. 40, 1—16.

1. Und der Herr redete mit Mose und sprach:
2. Du sollst die Wohnung der Hütte des Stifts aufrichten am ersten Tage des ersten Monats.
3. Und sollst darein setzen die Lade des Zeugnisses, und vor die Lade den Vorhang hängen.
4. Und sollst den Tisch darbringen, und ihn zubereiten, und den Leuchter darstellen, und die Lampen darauf setzen.
5. Und sollst den goldenen Räuchaltar setzen vor die Lade des Zeugnisses, und das Tuch in der Thüre der Wohnung aufhängen.
6. Den Brandopferaltar aber sollst du setzen heraus vor die Thüre der Wohnung der Hütte des Stifts;
7. Und das Handfaß zwischen die Hütte des Stifts und den Altar, und Wasser darein thun;
8. Und den Vorhof stellen umher, und das Tuch in der Thüre des Vorhofs aufhängen.
9. Und sollst die Salbe nehmen, und die Wohnung, und alles, was darinnen ist, salben, und sollst sie weihen mit allem ihrem Geräthe, daß sie heilig sei.
10. Und sollst den Brandopferaltar salben mit allem seinem Geräthe, und weihen, daß er allerheiligst sei.
11. Sollst auch das Handfaß und seinen Fuß salben und weihen.
12. Und sollst Aaron und seine Söhne vor die Thüre der Hütte des Stifts führen, und mit Wasser waschen;
13. Und Aaron die heiligen Kleider anziehen, und salben, und weihen, daß er mein Priester sei;
14. Und seine Söhne auch herzu führen, und ihnen die engen Röcke anziehen;
15. Und sie salben, wie du ihren Vater gesalbet hast, daß sie meine Priester seien. Und diese Salbung sollen sie haben zum ewigen Priesterthume, bei ihren Nachkommen.
16. Und Mose that alles, wie ihm der Herr geboten hatte.

Biblischer Grundgedanke: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein." Offb. 3, 21.

Einleitung. Die Patriarchen, wie Gottes Wort uns lehrt, hatten an dem jedesmaligen Orte ihres Aufenthaltes einfache Altäre zur Verrichtung ihres Gottesdienstes erbaut. Auch das Gotteshaus, welches Jakob zu Lus, Bethel, zu errichten gelobte, war, wie die Ausführung in 1 Mos. 35, 1. 7 zeigt, nur ein Altar. Nachdem aber das einheitliche Familienwesen der Stammväter sich zu einer Vielheit von Stämmen, Geschlechtern und Familien entfaltet hatte, und diese alle durch die Bundesschließung am Sinai zur Einheit des priesterlichen Bundesvolkes zusammengeschlossen waren, war auch eine entsprechende Einheit der Opferstätte Bedürfniß geworden. Ein einfacher Altar konnte bei dem mächtigen Fortschritt, den die Idee des Reiches Gottes gemacht hatte, nicht mehr genügen. Die Bestimmung und Berufung des Volkes Israel als Trägerin der Offenbarung Gottes, sollte in dem neuen Gottesbau einen symbolischen Ausdruck finden. Von diesem Bau berichtet unsere Lektion.

Erklärung.

V. 1. 2. Nachdem alle Arbeit zur Errichtung des Heiligthums vollendet war, erging der Befehl von Gott an Mose, die Wohnung der Hütte des Stifts am ersten Tage des ersten Monats, im zweiten Jahre des Auszugs aus Egypten, aufzurichten. Die Stiftshütte wurde, dem Bedürfniß der Wüstenwanderung entsprechend, in der Form eines tragbaren Zeltes ausgeführt, und bestand aus der Wohnung und einem dieselbe auf allen vier Seiten umgebenden Vorhofe. Durch einen aus kostbarem Stoff und Gewebe — buntgewebten Byssus mit Cherubsbildern — bestehenden Vorhang war die Wohnung im Innern in zwei Abtheilungen geschieden, von welchen die hintere das Allerheiligste hieß, und einen vollständigen Kubus von zehn Ellen Länge, Breite und Höhe bildete, so daß der vordere Raum bei gleicher Breite und Höhe doppelt so lang war.

V. 3. Im Allerheiligsten sollte nur die Bundeslade oder Lade des Zeugnisses, aufgestellt werden. Die Lade selbst war ein von Innen und Außen mit Goldblech überzogener Kasten aus Akazienholz. In der Lade lag das Zeugniß, d. h. die zwei steinernen Tafeln des Gesetzes, ein Krüglein mit Manna und später auch der blühende Mandelstab Aaron's. Als Deckel der Bundeslade diente eine Platte aus gediegenem Golde, eine flache Manneshand dick, an deren beiden Enden, aus getriebener Arbeit bestehend, je ein goldener Cherub emporstieg, welche beide, die Angesichte gegen einander gekehrt und mit ausgebreiteten Flügeln den Gnadenstuhl, denn so hieß der Deckel der Bundeslade, überschattend, den Blick auf denselben gerichtet hatten. Moses sollte den bereits erwähnten Vorhang vor die Lade hängen, welcher das Heilige von dem Allerheiligsten trennte. Es war dieser Vorhang, welcher bei dem Tode Jesu von oben an bis unten aus zerriß.

V. 4. 5. Im Heiligen befanden sich drei Geräthe: 1) Der Rauchaltar aus Akazienholz mit Gold überzogen. Er stand in der Mitte vor dem Eingang in das Allerheiligste. Er diente hauptsächlich dazu, darauf zu räuchern, doch wurde an die Hörner desselben auch von dem Blute gewisser Thiere gesprengt. 2) Der Schaubrodtisch, ebenfalls aus übergoldetem Akazienholz. Er diente zur Aufstellung der sogenannten Schaubrode, die wöchentlich erneuert werden mußten.

Offenbar wurden diese zwölf Brode, mit deutlicher Beziehung auf die zwölf Stämme Israels, jeden Sabbath ausgelegt. 3) Der siebenarmige Leuchter war ebenfalls von reinem Golde und getriebener Arbeit.

V. 6. Im Vorhof stand der Brandopfer-Altar, ein viereckiger Kasten von Akazienholz, dessen Außen- und Innenwände mit Kupfer überzogen waren, und der mit Erde gefüllt wurde. Er war fünf Ellen lang und breit und drei Ellen hoch. An den vier Ecken ragten vier kupferne Hörner empor. Um die Mitte des Kastens lief an den Außenwänden eine Bank herum, damit die fungirenden Priester sie bestiegen, um ihre Verrichtung auf dem Altar bequem ausführen zu können.

V. 7. Außerdem stand im Vorhofe noch ein Waschbecken oder Handfaß, ein kupferner Waschkessel auf kupfernem Gestell, zum Waschen der Hände und Füße der Priester, was nach 2 Mos. 30, 20 jedes Mal geschehen mußte, wenn sie das Heilige betreten oder am Altar fungiren wollten.

V. 8. Der Vorhof war ein die Wohnung von allen vier Seiten umgebender Raum unter freiem Himmel, eingegrenzt durch sechzig mit Umhängen verbundenen Säulen. Auf der Vorderseite fehlten jedoch diese Umhänge zwischen den fünf mittleren Säulen, und ließen dort einen Raum von zwanzig Ellen zum Eingange, der ebenfalls mit einem Vorhange verschlossen war.

V. 9—11. In diesen Versen wird die Weihung des Heiligthums durch das Salben mit einem besonderen Salböl angeordnet. Dieses heilige Salböl wurde aus vier wohlriechenden Substanzen und Olivenöl nach dem von Gott vorgeschriebenen Verhältniß bereitet. 2 Mos. 30, 23—25. Durch diese Salbung wurde die Wohnung vor Entweihung durch die Berührung der Laien geschützt und das Geistesleben desselben versinnbildlicht.

V. 12—16. Die Priesterweihe, welche schon Kap. 29, 1—37 eingehend geschildert wird, vollzog sich in zwei Akten. Der erste umfaßt die Waschung, Einkleidung und Salbung, der zweite besteht in der Opferhandlung. Daß die Söhne des Aaron nebst dem Vater gesalbt werden, zeigt an, daß das Priesterthum sich in seinen Nachkommen forterben soll. Moses führte alle diese Befehle Gottes buchstäblich aus.

Praktische Gedanken.

Die Kirche des neuen Bundes.

Die Stiftshütte ist ein Bild der Kirche Christi im neuen Bunde. Die Bedeutung des Heiligthums wird uns zunächst durch die Namen desselben gezeigt. Die Stiftshütte heißt das Zelt der Zusammenkunft. Gott will dort zusammenkommen mit den Söhnen Israels, mit ihnen reden und sie heiligen durch seine Herrlichkeit (Kap. 25, 22; 29, 43). Sie heißt ferner kurzweg die Wohnung, und aus Kap. 25, 8 und Kap. 29, 45 erfahren wir, daß Gott dort mit Israel nicht blos von Zeit zu Zeit zusammenkommen, sondern vielmehr stetiglich dort wohnen will in ihrer Mitte und sich dort als ihren Gott ihnen zu erkennen geben will. Endlich heißt sie auch Zelt des Zeugnisses, wo Gott durch seinen Bund und sein Gesetz sich als das bezeugt, was er ist, nämlich als der Heilige in Israel, der da will, daß auch Israel heilig sei, gleich wie er heilig ist 3 Mos. 19, 2, und der durch seine sühnende und segnende Gegenwart Israel dazu befähigt (2 Mos. 20, 24). Dieser Bestimmung entsprechend, erfüllte die Herrlichkeit des Herrn die ganze Wohnung nach ihrer Aufrichtung (2 Mos. 40, 34—38). In diesen drei Richtungen betrachten wir die Kirche des neuen Bundes.

I. Die Kirche des neuen Bundes ist ein Ort der Zusammenkunft.

Die Bedeutung der Stiftshütte für Israel bezeichnet Gott in diesen Worten: „Von dannen werde ich dir zeugen und mit dir reden; daselbst will ich den Kindern Israel erkannt, und geheiligt werden in meiner Herrlichkeit." Dieses ist geschehen durch das Opfer, welches dem Herrn dargebracht wurde. Damit aber eine Zusammenkunft zwischen Gott und dem Menschen stattfinden kann, muß eine Vermittlung zwischen beiden stattfinden. Dies geschah durch die Opfereinrichtung. Das Opfer aber ist ein Vorbild auf Jesum Christum, welcher durch seine Menschwerdung, durch sein Leiden und Sterben am Kreuz, den Weg zu Gott eröffnete. Durch ihn kommt Gott zu uns und Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. Die Kirche ist mithin die Heilsanstalt, in welcher Gott durch Christum erscheint, um sich dem Sünder zu offenbaren und ihn von seinen Sünden zu erlösen. Wie dies geschehen kann, lehrt Gottes Wort klar und deutlich.

II. Die Kirche des neuen Bundes eine Wohnung Gottes.

„Sie sollen mir ein Heiligthum machen, daß ich unter ihnen wohne." „Und ich will unter den Kindern Israel wohnen, und ihr Gott sein." Die Verheißung ist: „Ich will in ihnen wohnen, und in ihnen wandeln, und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein." (1 Cor. 6, 16). Siehe 3 Mos. 26, 11, 12. So wie Gott im Allerheiligsten des Tempels wohnte und seine Gegenwart durch die Wolke sich zeigte, so wohnt Christus in seiner Kirche auf Erden, denn er hat gesagt: „Siehe ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende."

Paulus beschreibt die wahren Gläubigen an den Herrn Jesum als einen heiligen Tempel in dem Herrn; „auf welchen auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes im Geist." Ephes. 2, 22. Die Corinther frägt er: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnet?" Ja, Jesus Christus will seinen Wohnsitz im Herzen eines jeden Menschen, eines jeden Kindes, aufschlagen. Er will in uns wohnen und bei uns bleiben immerdar und uns endlich zu sich in seinen schönen Himmel nehmen. Wenn wir nur an den Sohn Gottes von Herzen glauben, so wird er und der Vater zu uns kommen und Wohnung bei uns machen.

III. Die Kirche des neuen Bundes ist heilig, dem Herrn geweiht.

Gott erklärte den Israeliten: „Ihr sollt heilig sein; denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott." Er nannte sie ein heiliges Priesterthum. Das ganze Volk war von der Welt abgesondert und zu seinem besonderen Dienst geweiht. Dasselbe ist der Fall im neuen Bunde. „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht." (1 Petr. 2, 9). Ein Volk, unter welchem Gott, der Heilige, wohnen soll, muß ein heiliges Volk sein. Ein Herz, in welchem Christus seinen Wohn- und Thronsitz aufschlagen soll, muß rein und von der Sünde abgesondert sein. Christus ist das Licht, und nur wer im Lichte

wandelt, kann Gemeinschaft haben mit dem Vater und mit seinem Sohne.

Anwendung.

1. Das Haus Gottes ist ein heiliger, geweihter Ort.

2. Der Gottesdienst ist ein heiliger und feierlicher Akt.

3. Gottes Volk ist ein heiliges, von der Welt abgesondertes Volk.

4. Gottes Verordnungen sind heilig und dürfen nicht mißbraucht werden.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Methode und Erfolg. Erfolg ist immer die Hauptsache bei Allem, was wir thun. Die Mittel, die wir gebrauchen, die Wege, die wir einschlagen, die Methoden, die wir verfolgen, sind Nebensache, wenn anders nur der Zweck erreicht wird. Es macht keinen Unterschied, auf welche Weise eine Seele gerettet wird, wenn sie nur irgendwie gerettet wird. Wir mögen uns interessiren, für die Mittel, Wege und Methoden, welche gebraucht werden, aber der endliche Erfolg krönt die Bemühungen und rechtfertigt die Methode.

Der Schmelzofen mag geheizt werden mit weichen oder mit harten Kohlen, das mechanische Verfahren mag einfach oder künstlich sein, wenn das Resultat nur ein befriedigendes ist, und das Metall von aller Unreinigkeit gereinigt wird, so ist der Zweck des Schmelzers erreicht, und seine Arbeit ist ein Erfolg.

Mittel und Methoden sind nicht zu verachten, aber der weise Werkmeister wird vor Allem immer den Erfolg im Auge haben. Es ist verkehrt, wenn wir in unserem Streben immer nur auf den Weg und nicht auf das Ziel schauen, welches wir erreichen möchten.

Es ist nothwendig und wichtig, daß wir uns fragen bei unseren Bemühungen, ob dadurch auch der wirkliche Zweck erreicht und der Erfolg gesichert wird. Wir haben keine Zeit zu vergeuden. Die Arbeit ist zu wichtig, als daß wir mit Nebendingen uns beschäftigen und dabei die Hauptaufgabe unseres Strebens aus den Augen lassen dürfen. Die Arbeit der Sonntagschule und Kirche ist, Seelen zu retten. Deßhalb sollten wir uns immer fragen, ob der eigentliche Zweck zur Verherrlichung Gottes und zum Heil unsterblicher Seelen erreicht wird.

Wir mögen nicht den geistlichen Erfolg sichern können, aber wir können und sollen die uns zu Gebote stehenden Mittel anwenden. Dann können wir das Uebrige ganz getrost dem Herrn überlassen. Er wird Erfolg geben. Der große Apostel Paulus drückt dies aus, wenn er sagt: „Nun erwartet man nicht mehr von den Haushaltern, denn das sie treu erfunden werden," und abermal: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben."

Der alte, fromme Valerius Herberger lag einst auf seinen Knieen am Sterbebett seines sechsjährigen Kindes. Das Ende war nahe, der Vater wußte es, und sein Herz wollte ihm brechen, so lieb hatte er das Kind. Und es war auch ein liebes, frommes Kind, darum hatte es der Herr Jesus noch viel lieber. — Und Herberger fragte das Kind: „Mein Kind, du wirst nun bald von uns gehen und sterben; fürchtest du dich auch vor dem Sterben?" — „Nein, lieber Vater," antwortete das kranke Kind, „ich fürchte mich nicht zu sterben." — „Warum ist dir denn nicht bange vor dem Tode?" fragte der Vater weiter. — „Weil ich ja zu Jesu gehe, der mich so lieb hat," war die treuherzige Antwort. — „Aber woher weißt du denn, daß er dich lieb hat?" fragte der Vater weiter. Und das kranke, todtesmatte Kind, das gar nicht verstand, warum der Vater so seltsam fragte, richtete sich mühsam aus seinen Kissen auf, sah den Vater mit großen Augen an, mit so großen, tiefen Augen, wie nur Sterbende sie haben; dann breitete es die Arme aus und sagte in tiefster Bewegung: „So hat er ja für mich am Kreuze gehangen!" Und dann sank es erschöpft in die Kissen zurück, und die müden Augen fielen zu, und das müde, kleine Herz war entschlafen in den Armen Jesu. — So hat er auch für mich und dich am Kreuze gehangen. Denkst du daran? Und kannst du dich schon getrost und mit aller Zuversicht darauf verlassen, auch wenn du heute noch sterben müßtest?

Das warme Ende vom Brett. „Ein Mann über Bord!" So ertönte der Ruf auf dem Schiffe. Schnell ergriff Einer ein Brett, an welchem das eine Ende mit Eis überzogen war. Er erfaßte das warme Ende und schob dem Ertrinkenden das eisige Ende zu. Der Mann erfaßte das Brett, aber immer und immer wieder glitt seine Hand von dem mit Eis überzogenem Brette ab. Zuletzt rief er in seiner Verzweiflung aus: „Um Gottes willen, reicht mir doch das warme Ende vom Brett."

Zeigt diese Illustration nicht ganz deutlich, daß wir nur mit der Wärme christlicher Liebe die Herzen der Menschen zu erreichen vermögen? Aus einem Herzen, das von Liebe brennt, entspringen solche Worte und Handlungen, die andere Herzen erreichen und erweichen. Kalte, wenn auch noch so scharfe Demonstrationen biblischer Wahrheiten, eisige Predigten und Vorträge, obgleich im vollsten Einklang mit der Grammatik und Rhetorik, werden die gottentfremdeten Seelen nie und nimmer zu Christo führen; das geschieht nur durch ein Herz, das mit der Liebe Jesu erfüllt ist.

Manche sehr gelehrte Prediger haben wenig Erfolg in dem Werke der Seelenrettung aufzuweisen. Sie leuchten auch, aber ihr Licht ist wie das Sonnenlicht, das von einem Eisberg reflektirt wird.

Das warme Ende vom Brett hat schon Manchen gerettet. O halte deinem schiffbrüchigen Bruder nie das eisige Ende entgegen, er möchte es nicht erfassen können und untergehen; das warme Ende hingegen wird ihn retten. Das Verlangen nach etwas Höherem und Besserem wächst mit uns, wenn unser Wachsthum rechter Art ist. Es ist schon mit Recht gesagt worden, „die Harfe des Lebens ist ein Instrument, welches viele Saiten enthält, und viele und mannigfaltige Klänge hervorzubringen im Stande ist. Was Wunder dann, wenn wir manchmal die Harmonie desselben nicht recht zu verstehen vermögen." Junge Leute besonders haben oft ein Verlangen nach hohen und großen Dingen. Sie sind oft unzufrieden mit

ihren Umgebungen und Verhältnissen; hinaus wollen sie aus dem engen Kreis ihrer Thätigkeit, wo sie sich beengt fühlen; die Welt steht nach manchen Richtungen hin so einladend für sie da, sie müssen hinaus.

Solches Gefühl und Bestreben ist auch recht und erlaubt; die Bahnen, auf denen wir gehen, sollen uns immer weiter hinausführen in die vor uns liegenden unerforschten Regionen. Es ist jedoch auf mancherlei Art gefährlich, den unbekannten Weg allein zu gehen, Mancher schon hat sich verloren in ewige Nacht und Finsterniß. Der Sonntagschul-Lehrer soll auch da für die ihm Anvertrauten ein Führer und Wegweiser sein. Und ist einer vielleicht in den Strudel gerathen, so reicht ihm nicht das eisige, sondern das warme Ende vom Brett, damit er wieder gerettet werden möge.

Gebt das Warnungszeichen. Ein Eisenbahnzug war verunglückt. Der Maschinist lag unter der umgestürzten Lokomotive und war nicht im Stande sich aus seiner qualvollen Lage zu befreien. Menschenfreunde eilten hinzu, ihm zu helfen und womöglich sein Leben zu retten. Er selber aber vergaß zunächst seine eigene gefährliche Lage. Er dachte an den nächsten Passagierzug, der bald kommen mußte. Wenn kein Warnungszeichen gegeben würde, so würde der Zug, angefüllt mit vielen Reisenden, in die Trümmer des verunglückten Zuges hineinbrausen und manches edle Menschenleben würde dabei zu Grunde gehen. Das erste Wort, welches er den ihm zu Hülfe kommenden Freunden zurief, war deßhalb: „Gebt das Warnungszeichen, wenn ihr es bis jetzt noch nicht gethan habt!"

Heldenmüthiger Mann! Sein erster Gedanke war die Rettung des kommenden Zuges! Darüber vergaß er sich selbst und die eigenen Schmerzen. Man bemühte sich, ihn zu befreien, aber nicht lange, nachdem man seinen zerquetschten Körper unter der Lokomotive hervorgezogen hatte, kam der Tod und erlöste ihn von allen Schmerzen.

Denken wir immer daran, daß der nächste Zug schnell herankommt? Wie wichtig ist es für Sonntagschularbeiter und Eltern sich beständig daran zu erinnern, daß die Knaben und Mädchen, die wir jetzt unter unserm Einflusse in der Schule und Familie haben, bald, so sehr bald herangewachsen sein werden; daß die nächste Generation schnell herankommt. Die Kinder von heute werden bald die Männer und Frauen sein, welche unsere Plätze einnehmen werden im Leben. Sie mögen jetzt auf dem guten und richtigen Wege sein, aber Gefahren, bekannt und unbekannt, warten ihrer. Wie sollte ihr Heil und ihre Rettung uns auf dem Herzen liegen. Wie sollten wir uns bemühen, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen und sie zu warnen, dem Verderben zu entrinnen!

Vielleicht mögen unsere Kinder versucht werden zum Genuß sogenannter unschuldiger Vergnügungen, die aber doch oft so verderblich sind für das zarte Herz und Gemüth. Vielleicht ist es die Einladung zum Trinken eines gesellschaftlichen Gläschens. Vielleicht sind es Blätter oder Bücher, angefüllt mit seelenverderbendem Gifte. Vielleicht sind es obscöne Bilder, welche ihnen in die Hände geschoben werden. Vielleicht ist es böse Gesellschaft, wodurch sie ruinirt werden mögen für Zeit und Ewigkeit. Viele Zerstörer sind immer auf der Lauer und an der Arbeit Seelen zu ruiniren und Leben zu verderben. Wacht über die Jugend und warnt sie ernstlich vor den Gefahren, welche ihnen drohen! Gebt das Warnungszeichen!

Gelinde Worte. Sie verbrennen weder die Zunge noch die Lippen. Sie kosten nicht viel, doch richten sie viel aus. Sie helfen der eignen guten Natur und dem guten Willen. Weiche Worte erweichen einem die eigene Seele. Böse Worte sind Holz dem Feuer des Zorns, die denselben nur desto heißer aufflammen machen. — Gelinde Worte machen andere Leute von besserer Natur. Kalte Worte verfrieren die Leute, heiße Worte verbrennen sie, bittere Worte machen sie bitter, und gehässige Worte machen sie gehässig. Es ist ein solcher Zufluß aller anderer Arten von Worten in unsern Tagen, daß es erwünscht zu sein scheint, den gelinden Worten einen Platz unter denselben einzuräumen. Da sind leichtfertige Worte, eitle Worte, übereilte Worte, gehässige Worte, thörichte Worte, leere Worte, prahlerische Worte und kriegerische Worte. —Gelinde Worte erwirken auch ihr eigenes Abbild im Herzen des Menschen, und dies ist ein herrliches Bild. Sie lindern, beruhigen und trösten. Wir haben mit dem Gebrauche gelinder Worte in dem Maße, wie sie gebraucht werden sollten, noch kaum einen Anfang gemacht.

Frauenzeitung.

Stets siehst im Schmerz du nur den Feind.
Er aber naht als Freund und Lehrer.
Versteh' ihn nur; und nimm's nicht schwerer,
Als er's gemeint!

Was soll aus unsern Söhnen werden? Ich habe —und bin stolz darauf—in meinem Verwandtenkreis so manchen tüchtigen Handwerker. Alle besuchten ein Gymnasium, zwei haben sogar das Abiturienten-Examen mit Auszeichnung bestanden, sich dann, um sich in ihrem Handwerk zu vervollkommnen, einige Jahre die Welt angesehen und schließlich niedergelassen. Ein lieber alter Onkel von mir, ein ehrsamer Tischlermeister, führte die bildschöne, junge Tochter eines alten, reichen Patrizierhauses in sein Heim, und heut noch schaut die Tante glänzenden Auges auf ihren Gatten, das Patrizierkind auf den Handwerker! Sie hat es nie bereut, und stets werden beide — kommen sie in den Verwandtenkreis — mit Hochachtung und herzlicher Liebe behandelt. Mir erscheint jeder Handwerker wie ein Künstler. Wie viel Nachdenken kostet es doch, ehe ein Stück zu Stande kommt! O, liebe Eltern, gebt Euren Söhnen eine gründliche Schulbildung, laßt sie besonders viel zeichnen, und führt sie dann zu einem tüchtigen Handwerker in die Lehre. Denkt doch, welch' gutes Vorbild uns unser Königshaus ist! Alle männlichen Sprößlinge der Hohenzollern müssen nach altem Brauch ein Handwerk erlernen. Sollte unser Bürgerstand nicht diesem leuchtenden Vorbild folgen? Bald genug würde das Vaterland die Segnungen dieses Entschlusses empfinden. Auch an euch wende ich mich mit meiner Bitte: Ihr Söhne und Brüder, laßt ab von dem thörichten Hochmuth, welcher sich für diesen Stand zu gut dünkt;

werdet Handwerker, die sich hervorthun vor allen Völkern, und gar bald werdet ihr den goldnen Boden des Handwerks erkennen lernen.

Es gibt im lieben Deutschland eine so große Menge von Aerzten, Theologen, Juristen, Kaufleuten ꝛc., daß niemals daran Mangel empfunden wird, während es an gebildeten, tüchtigen Handwerkern stets fehlt.

Valeska in „Für's Haus".

Wie man einen guten Haushalt führt. 1. Sei einfach! Mußt nicht alles dem reichen Nachbar nachmachen wollen. „Wer lang hat, läßt lang hängen." Aber es hat nicht jeder die Mittel sich vornehm zu kleiden und herauszuputzen und herrlich und in Freuden zu leben. Darum kleide dich einfach und schlicht, wie es deinem Stande geziemt und es dein Geldbeutel vertragen kann. Leute, die über ihren Stand hinauswollen, sieht man trotz der schönen Kleider doch über die Achsel an und lacht hinter ihrem Rücken. Man muß nicht mehr scheinen wollen, als man ist. Der Luxus und das üppige Leben haben schon manchen Hausstand zu Grunde gerichtet.

2. Sei sparsam! Strecke dich immer nach deiner Decke. Gib nicht mehr aus, als du einnimmst. Mache es dir von vornherein zur Regel, alles baar zu bezahlen und keine Schulden zu machen. Schulden machen unfrei und friedlos. Man kommt so leicht nicht aus ihnen heraus, sondern immer tiefer hinein, und mancher ist schließlich um Haus und Hof gekommen, zumal wenn er sich mit den Juden eingelassen. Fang' keinen Handel mit Juden an, und laß dir um Gotteswillen nichts von ihnen borgen. Du bist sonst ein verlorener Mann!

Ausgabe und Einnahme müssen stets in Einklang stehen. Die Ausgaben verringern sich nicht, sie werden vielmehr mit jedem Jahre größer, denn die Familie wächst und die Bedürfnisse mehren sich. Darum muß man von Anfang an auf strenge Ordnung halten und sich nach seinen Verhältnissen einrichten.

Habe stets die Zukunft im Auge! Es können Verluste, Krankheiten und allerlei Umstände eintreten, die sich nicht voraussehen lassen. Weise Fürsorge für die Seinen zu treffen, hat der Herr nicht verboten. Er tadelt nur das heidnische Sorgen, als ob kein lebendiger Gott im Himmel wäre. „Die Ameisen, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise," heißt es in den Sprüchen Salomonis. Auch die Biene sorgt für den Winter. So denke du auch an die zukünftigen Zeiten und lebe nicht sorglos in den Tag hinein.

Der Mann gebe der Frau wöchentlich oder monatlich ein Gewisses, um den Haushalt zu führen. Die Hausfrau gewöhnt sich dadurch an Selbstständigkeit und lernt Haushalten und sich einschicken. Es ist nicht fein, wenn die Hausfrau für jede einzelne Ausgabe sich das Geld von dem Manne fordern, oft geradezu erbetteln muß.

Wenn die Frau mit ihrem Haushaltungsgeld nicht auskommt, so geht sie vielleicht borgen. Borgen aber macht Sorgen, und der häusliche Friede wird leicht gestört, wenn die Gläubiger an die Thür klopfen.

3. Sei ordnungsliebend! Die Ordnung und Pünktlichkeit sind edle Tugenden, für den Haushalt namentlich, aber sie werden leider selten gefunden. Wenn man das Kleine nicht ehrt, geht auch das Große zu schanden. Wenn man die Brocken nicht sammelt, wird man nicht weit kommen. Man darf im Haushalte nichts verkommen lassen und nichts verwahrlosen, nichts wegwerfen, was noch zu gebrauchen ist. Das merke dir, junge Hausfrau. Es wird dir dies viel Vortheil bringen!

4. Theile deine Zeit gut ein! „Morgenstunde hat Gold im Munde!" Stehe bei Zeiten auf und sieh nach dem Rechten, wenn du Dienstboten und Arbeitsleute hast. Halte mit dem Nachbar nicht lange Zwiesprache, um Tagesneuigkeiten auszutauschen. Es führt dies leicht zu faulem Geschwätz, und die edle Zeit, die du zur Arbeit nöthig hast, wird todtgeschlagen.

Verspare nicht auf morgen, was du heute thun kannst! Greife frisch die Arbeit an, auch wenn sie dir nicht gerade angenehm ist. Thue eins nach dem andern, bis alles vollbracht ist, was du dir vorgenommen. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen."

Aber meide bei der Arbeit auch die Hast, die Ueberstürzung; du kommst sonst nicht früher, sondern später zum Ziel. „Hast und Sput thut niemals gut."

5. Sei reinlich! Halte nicht nur deinen Leib rein, sondern auch dein Haus! „Reinlichkeit ist die erste Tugend nach der Gottseligkeit," sagt der Volksmund. Sie fordert wenig und befriedigt viel. An ihr erkennt man die tüchtige Hausfrau. Die Fußböden, die Fenster, die Tische, die Bänke, das Küchengeräth, die Löffel und Messer — alles muß blank und sauber sein. Gar mancher Mann hat sich an's Wirthshaus gewöhnt, weil's ihm zu Hause nicht behaglich war.

Auch die Betten mussen fleißig gelüftet und die Bettwäsche muß zur rechten Zeit gewechselt werden.

6. Das Essen sei schmackhaft! Auf die Zubereitung der Speisen muß die Hausfrau alle Sorgfalt verwenden. Der Handwerker und Arbeiter kann keine Leckereien verlangen, aber ein einfaches, wohlschmeckendes, nahrhaftes Mahl. „Mit vielem hält man Haus, und mit wenigem kommt man auch aus." Man muß es nur verstehen und recht achtsam sein. Wenn der Mann Mittags oder Abends nach Hause kommt, und es wird ihm ein kaltes oder verbranntes oder schlecht zubereitetes Essen vorgesetzt, so wird er mit Recht unwillig.

Eine Festmahlzeit. Ein Truthahn oder Huhn wird, nachdem es rein gewaschen, mit einem reinen Tuch ausgetrocknet und abgetrocknet, dann mit dem nöthigen Salz und Pfeffer eingerieben. Wenn das eigene Brod zu einer guten Fülle nicht sehr gut ist, nimmt man besser altgebackenes Bäckerbrod. Man schneidet es in Stücke, erweicht es im Wasser und drückt es fest aus. Den Magen und Leber hackt man fein, ebenso einen oder zwei saure Aepfel und etwas Selerie. Nun nimmt man das nöthige Salz und Pfeffer, 1—2 Eier, einen Löffel voll Butter und mengt es gut durcheinander, worauf man es dann einfüllt. Sodann bestreicht man das Huhn oder den Hahn mit Butter und streut etwas Mehl obendrauf, worauf es dann gebacken wird. Die Hauptsache ist, daß man es fleißig begießt, das macht das Fleisch saftig.

Saure Saucen. Will man eine Sauce sauer machen durch Beigabe von Essig oder Wein, so darf man Anfangs nur etwa die Hälfte beigeben — der Resten kommt kurz vor dem Anrichten, denn beim langen Kochen verdampft der Essig oder Wein bedeutend. Auch Gewürze, Zucker ꝛc. fügt man besser erst später bei, immerhin aber mehrere Minuten vor dem Anrichten, damit die Speise noch recht davon durchzogen wird und nicht z. B. bei gekochten Zwetschgen die Brühe ganz süß ist, die Zwetschgen inwendig aber noch ganz sauer sind.

Gestampfte Kartoffeln. Nachdem die Kartoffeln schön geschält, werden sie eine Zeit lang in kaltes

Wasser gelegt, dann setzt man sie in kochendem Wasser auf das Feuer und läßt sie so schnell als möglich kochen. Sobald sie weich sind, wird das Wasser abgeschüttet und man stampft sie ganz fein, nun thut man das nöthige Salz und Butter und Milch daran und rührt sie mit einem hölzernen Löffel bis sie ganz schaumig sind, und richtet sie dann ganz leicht an.

Gekochte Tomatoes. Es ist gut, Tomatoes in einem irdenen Gefäße zu kochen. Man nimmt das nöthige Salz und Pfeffer und einen Löffel voll Zucker und Butter, sowie Brosamen oder gerollte Crackers.

Krautsalat. Nachdem das Kraut fein gehobelt ist, mache die folgende Sauce: Man setzt so viel Essig, als man für die Quantität Kraut nöthig hat, auf das Feuer mit dem nöthigen Salz und Pfeffer und einen Löffel voll Zucker und Butter. Während dieses zum Kochen kommt, rührt man das Gelbe von einem Ei, mit einem halben Theelöffel voll Senf und einem Theelöffel voll Mehl mit etwas Essig glatt an. Sobald der Essig kochen will, wird es daran gerührt und unter fortwährendem Rühren zum Kochen gebracht und dann kochend über das Kraut gegossen und gut gemengt. Will man den Krautsalat extra gut haben, so kann man Sellerie und hart gesottene Eier fein hacken und dazu thun.

Pie. Auf keinem deutschen Tische sollte der amerikanische Minzpie geduldet werden, denn eine ungesündere Mischung kann man sich kaum denken. Viel besser einen deutschen Apfelkuchen, der Niemand etwas schadet, und wenn gut gemacht, gewiß nicht zu verachten ist. Man kann die Unterlage aus dem gewöhnlichen Pieteig machen, oder auch von dem Kaffeekuchenteig; den Ueberguß macht man aus einem Löffel voll Mehl, etlichen Eiern und Zucker, und wo man es haben kann, süßen Rahm, wo nicht, nimmt man Milch.

Frucht. Mit Frucht sollten wir nicht sparsam sein, sie ist viel gesünder, als Pies oder Puddings, hauptsächlich für die Kinder. Ein guter und gesunder Nachtisch kann auf folgende Weise bereitet werden: Man schält Orangen und schneidet sie in kleine Stücke, ebenfalls schält und schneidet man Bananas in kleine Stücke, nun bestreut man dieses mit Zucker und geriebenen Kokosnüssen.

Kindesleid. Der Tod des jüngsten Töchterchens, des reizenden Lieblings der Familie, hat das ganze Haus in tiefste Trauer versetzt. Nur der vierjährige Hans bewahrt inmitten der Thränen sein klares Kinderlachen, er stürmt wie sonst im Sonnenschein durch den Garten, daß die hellen Locken fliegen, und stimmt, auf der Schaukel schwebend, in die Jubel-Lieder der Vögel ein. Man hat ihm gesagt, daß Mariechen gestorben sei, und hat ihm das blasse, schlafende Gesichtchen gezeigt. „Wird sie nie wieder erwachen?" — „Ja, doch, einst im Himmel!" — Das findet er herrlich, hinreichend tröstlich; ein Erwachen in diesem klaren Himmel, der heute so wolkenlos, so hold durchsonnt über der Sommererde blaut, denkt er sich märchenhaft schön. — „Wie gefühllos er ist!" spricht die junge Mutter schaudernd, als wenige Minuten später sein helles, glückliches Lachen wieder vom Garten herein hallt. „Könnt ihr ihm nicht begreiflich machen, was wir verloren haben? Ich kann seine Fröhlichkeit nicht ertragen," stöhnt sie. Die Schwestern, die herbeigeeilt sind, um sie zu trösten, wollen es versuchen; der Vater aber hält sie zurück. „Seid nicht grausam! Warum einen Theil unseres Schmerzes dem armen Jungen aufdrängen, dessen Herz ihn nun einmal noch nicht annehmen will?"

Ich glaube, der Vater hat recht. Grausam ist es, dem Kinde, das für den Schmerz noch kein Empfinden hat, dies gewaltsam geben zu wollen. Er würde es schließlich sicher begreifen — aber mit einem Erschrecken, daß seine kleine Seele bis zum Grund erschütterte. Sein wahres, ahnungsloses Kinderglück wäre dann für immer dahin. — Es gibt Kinder, die, zwischen Sorge und Leid erwachsen, früh einen schwermuthvollen, traurig-klugen Ausdruck im Antlitz tragen; solche Kinder verstehen es wohl, mit der geliebten Mutter zu weinen, ihr kosend die Thränen von den Wangen zu trocknen — aber wirklich froh zu lachen, ausgelassen zu spielen und zu scherzen verstehen sie nicht, niemals mehr. — Ich glaube, man sollte das Schmerz-Verstehen dem Kinde solange wie möglich ersparen, so lange wenigstens, bis die Seele reif genug ist, um nicht nur den Schmerz, sondern auch den Trost zu fassen, der dem Christen dafür gegeben ist.

„Wollen Sie gut essen oder gut schlafen?" Diese Frage richtete ein in Geschäftssachen und Geldanlagen kundiger Herr an eine Dame, welche seinen Rath betreffs Anlegung ihres Vermögens begehrte. „Wollen Sie gut essen, so nehmen Sie Papiere mit hohen Zinsen; wollen Sie gut schlafen, so rathe ich zu 3½ Prozent, staatlich sicher gestellten Pfandbriefen."

Ist die Ansicht, daß eine kleine und sichere Einnahme, einer unsichern, aber hohe Prozente bringenden Anlage, vorzuziehen sei, auch nicht gerade neu, so ist es doch gut, in jetziger Zeit, wo der Zinsfuß zurückgeht, sich ein solches Wort in Erinnerung zu rufen. Unter den vielen Leserinnen ist gewiß manche, die eines erfahrenen Rathes bei Anlage ihres vielleicht mühsam erworbenen Besitzes entbehrt, und die sich von dem hohen Zinsfuße ausländischer Papiere verlocken lassen möchte, weil ihr irgend ein langersehnter Wunsch dadurch erreichbar scheint. Diesen vor Allen rufe ich zu: „Lieber gut schlafen, als gut essen!"

Deutsche Sprüchwörter für's Haus. Abbitte ist die beste Buße. — Wer sich auf Andere verläßt, der ist verlassen. — Ein Apfel der runzelt, fault nicht bald. — Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht. — Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie. — Es verdirbt viel Weisheit in eines Armen Tasche. — Man sieht's noch an der Asche, wo der Topf gestanden hat. — Bösem Aste scharfe Axt. — Aufschieb ist ein Tagdieb. — Augenblick gibt das Glück. — Aus dem Sächli wird ein Sach, aus dem Rinnsli wird ein Bach. — Gib bald, so wird der Dank alt. — Wie der Baum, so die Birne; wie die Frau, so die Dirne. — Ein alter Baum ist schwer zu verpflanzen. — Wirf das Beil nicht so weit hinweg, daß du's nicht wieder holen könntest. — Beten lernt man in Nöthen. — Mancher bessert sich wie der Pelz im Waschen. — Kleine Birne, langer Stiel. — Gute Bohnen schneiden sich von selbst. — Weinende Braut, lachende Frau.

Ein armes Weib, Verkäuferin von Früchten in einer größeren Stadt, hatte das Wort Gottes in ihr Herz aufgenommen und forschte gern in der heiligen Schrift. „Was lesen Sie da, meine liebe Frau?" frug eines Tages ein Herr, als er stehen blieb, um Etwas zu kaufen.

„Es ist das Wort Gottes," war die Erwiderung.

„Das Wort Gottes, wer hat Ihnen das gesagt?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

„Haben Sie denn je mit ihm selbst gesprochen?"

Die arme Frau fühlte sich in Verlegenheit, zumal

da der Herr darauf bestand, ihm einen Beweis dessen zu geben, was sie glaubte. Endlich sagte sie, indem sie aufblickte: „Können Sie mir beweisen, mein Herr, daß es am Himmel eine Sonne gibt?“

„Beweisen?“ entgegnete er, „ist es nicht Beweis genug, daß sie wärmt und ich ihr Licht sehen kann?“

„Gerade so ist es mit mir,“ sagte sie nun freudig, „der Beweis, daß dies Buch Gottes Wort ist, ist, daß es meine Seele erleuchtet und erwärmt.“

„Das wahre Glück ist die Genügsamkeit
Und die Genügsamkeit hat überall genug.“
Goethe.

Zufriedenheit und richtige Eintheilung der Mittel. Nicht die Frau ist arm, deren Mittel gering, sondern diejenige, welcher bei ihren Mitteln die richtige Eintheilung fehlt. Manche Sorge bliebe dem häuslichen Herde, dem Mann und der Familie fern, wenn die Frau sich mehr bemüht zeigte, ihre Ausgaben in Uebereinstimmung mit ihrer Einnahme zu bringen.

Dieses „auf Rechnung schreiben,“ das besonders Männern und Frauen eigen ist, welche eine richtige Balance nicht festzuhalten vermögen, ist oft der Ruin von Familien, und die Versuchung zu über die Mittel gehenden Ausgaben geworden. Treffen dann am Quartalswechsel die Rechnungen ein, so finden oft die unliebsamsten Scenen zwischen den Ehegatten statt und der Handwerker, welcher auf Erwerb arbeitet und seine Familie damit ernährt, wird mit der Bezahlung, im besten Fall mit freundlichen Ausflüchten vertröstet oder gar mit hochmüthiger Kürze auf's Ungewisse hin abgefertigt. Und doch will er von dem Ertrag seiner Arbeit ebenso leben, wie der Beamte, der es sehr unangenehm empfinden würde, wollte ihm der Staat seinen Gehalt nicht pünktlich auszahlen.

Es ist daher von hoher Wichtigkeit, daß wir unseren Kindern frühzeitig den Werth des Geldes und eine strenge, gewissenhafte Eintheilung der Mittel lehren. Wer schon in der Jugend zur verständigen Verwaltung geringer Summen angehalten wird und mit diesen sich einzurichten versteht, der wird auch später bei größeren Summen diese Eintheilung festhalten und durch eine regelmäßige Buchführung immer au fait über seine Ausgaben und Einnahmen bleiben.

Die Schuldenübertragung von einem Monat in den andern, noch so gering, wächst allmählich zu einer größeren Summe heran, sobald man sich nicht gewöhnt, sie bei Zeiten abzutragen und nachzuforschen, worin der Fehler der Mehrausgabe liegt und ob es in unserer Macht steht, diesen zu vermeiden, uns in einer oder der anderen Ausgabe zu beschränken. Das vermag man aber nur bei einer gewissenhaften Buchführung und auch nach dieser Richtung hin praktischen Erziehung. Wie viele Verschwendungen im Haushalte begeht schon allein die Frau oft aus Unwissenheit, wie unendlich viel kann eine verständige Hausfrau sparen und erhalten, sobald sie in der Führung des Haushaltes die erforderlichen Kenntnisse mit in die Ehe bringt. Man kann mit denselben Zuthaten ebenso eine gute wie schlechte Speise bereiten, und aus Unwissenheit in der einfachsten Wirthschaft eine Verschwendung begehen, welche die Ausgaben in derselben nicht allein um das Doppelte erhöhen, sondern auch die Gerichte schlecht und oft ungenießbar machen.

„Wenn man den Mann als einen Wohlthäter seines Geschlechtes bezeichnet,“ sagt ein bekannter Schriftsteller, „der es dahin bringt, daß zwei Kornähren wachsen, wo früher bloß eine wuchs, so muß die Frau, welche die in Nahrung bestehenden Erzeugnisse menschlicher Geschicklichkeit und Arbeit auf die praktischste und sparsamste Weise zu verwerthen versteht, ebenfalls als eine Wohlthäterin betrachtet werden.“ —

Ein befreundeter Herr, welcher ein armes, adliges Fräulein geheirathet hatte, wurde von einem Bekannten gefragt, weßhalb er eine so unvermögende Frau gewählt, da ihm doch so viele glänzende Partien zu Gebote gestanden?“ — „Eine glänzendere, möglich,“ erwiderte unser Freund, — „sicherlich aber keine bessere! Meine Braut brachte mir mit einem Herzen voll Liebe ein ansehnliches Kapital an praktischen Kenntnissen und den Schatz eines genügsamen Sinnes in die Ehe, mit diesen Vorzügen schafft sie mir jährlich eine bedeutende Revenue, die keinem Glückswechsel unterworfen ist.“ —

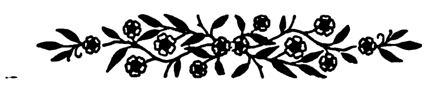
Und so sollte es sein. Die Frau soll nicht erwerben, aber sie kann unendlich viel durch die genannten Tugenden erhalten, und wenn unsere heutige Erziehung darauf mehr gerichtet würde, so würde es bei Weitem mehr glückliche Ehen, zufriedene Frauen, geordnete Verhältnisse geben.

Wie oft belächelt unsere realistische Zeit jene Verse Schiller's, „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar,“ und doch liegt in diesen Worten ein so tiefer, ächt poetischer Sinn.

Gründet Genügsamkeit, innige Liebe eine Ehe, dann findet man sich auch mit zufriedenem Herzen in bescheidene Verhältnisse; denn es ist die Ungenügsamkeit, mit dem was man hat und mit dem was man haben möchte, was manche Frauen, manche Männer zu „über ihre Verhältnisse gehenden Ausgaben“ drängt. Jeder möchte es heutzutage dem Andern in der Toilette, der Einrichtung der Wohnung, in dem Haschen nach Beifall und Vergnügungen zuvor thun, Wenige lassen es sich mit der schlichten Einfachheit, der Anspruchslosigkeit früherer Zeiten genügen. Einer reißt den Andern in unverständigen Ausgaben, übertriebenem Luxus in der Toilette mit fort, der Größenwahnsinn, welcher in dem Gründerschwindel gipfelt, geht durch alle Schichten der Gesellschaft und droht alle soliden Grundsätze und Gewohnheiten zu untergraben. Und hier kann auch nur der Einfluß verständiger Frauen und Mütter zu der Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit früherer Zeiten die aufblühende Generation zurückbringen.

Was hilft uns aller Reichthum, der so leicht äußerem Wechsel unterworfen ist, was die Sehnsucht nach besseren Zeiten, die sich jetzt in so manchem Herzen lebhaft regt? Wir ändern sie nur, wenn wir uns und unsere Kinder in den Tugenden befestigen, welche die Grundpfeiler des Staates sowohl wie der Familie mit bilden: Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Ohne Kampf erreichen wir diese freilich nicht; denn mehr wie je ist dieser Sinn in unserer Zeit abhanden gekommen, aber die ernste Anstrengung, sie in uns und in unseren Kindern zu befestigen, findet später oder früher ihren Lohn, und die Einfachheit, zu der wir zurückkehren, wird zum Segen der Familie, des ganzen Volkes werden.





DANKET DEM HERRN!

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. August 1888. Achtes Heft.

Das Ferienglöcklein.

Von H. von C.



Von meinem Fenster aus sehe ich zwei mächtige Schulhäuser. Sie stehen mir so nahe, daß sie, wie man zu sagen pflegt, mir die Aussicht nehmen, denn Feld und Wald und Dorf, welche dahinter liegen, ja selbst ein gut Theil des blauen Himmels werden durch die großen, dunklen Gebäude verdeckt. Und doch, welche Aussicht auf den engen Raum des kleinen Platzes, den ich überschaue! Da kommen am frühen Morgen Hunderte von Kindern und ziehen in die Thüren der Schule ein. Wie tröstlich klingt mir immer bei diesem Anblick in der Seele der Vers:

> Weißt du, wie viel Kinder frühe
> Stehn aus ihrem Bettlein auf,
> Daß sie ohne Sorg' und Mühe
> Fröhlich sind im Tageslauf?
> Gott im Himmel hat an allen
> Seine Lust, sein Wohlgefallen,
> Kennt auch dich und hat dich lieb.

Im Geiste sehe ich die treuen Heilandshände ihnen entgegengebreitet und höre den Mahnruf an die Herzen der Lehrer: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“

Wie das lebt und webt in der muntern Schaar! Kaum ist das Auge im Stande, alle die verschiedenen kleinen Gestalten zu betrachten, und nur einzelnen kann es seine volle Aufmerksamkeit zuwenden. Dort ein Zwillingspaar, wohl noch dem ersten Schuljahr angehörend. Wie fest sind die Händchen der Beiden zusammengeschlossen, als hörte man noch der Mutter Wort ihnen nachgerufen: „Führt euch auch ja recht schön!“ Von den braunen Strohhütchen auf den blonden Haaren bis zu den rothen Strümpfen ist alles ganz gleich an den beiden kleinen Leuten, die Schultornister sitzen fest, gleichsam eine Linie bildend, auf den zarten Schultern. Wie gemeinsam ist jetzt euer Wandern! Wann aber werden eure Lebenswege beginnen aus einander zu gehen? und werdet ihr einst zu dem gleichen ewigen Ziele gelangen?

Aus der Gruppe einiger Knaben ragt einer durch Leibesgröße sichtlich hervor, scheinbar einer andern Klasse angehörend, aber wie er sein Gesicht mir zuwendet, sagt mir der schlaffe, energielose Ausdruck: Ja, ich gehöre zu diesen, obgleich ich schon viel älter bin als sie. Es ist gewiß ein Sorgenkind, zurückgeblieben hinter seinen Altersgenossen, ob durch Mangel an Gaben, ob durch Trägheit, wer will die Grenze ziehen zwischen beiden? Mir thut das Herz weh bei dem Gedanken an seine Eltern. Und du kleines Mädchen dort, so munter plaudernd mit den vielen sich um dich drängenden Schulgefährtinnen, was hast du Alles zu erzählen? Man sieht es dir an, das Herz ist noch lange nicht genügend ausgeschüttet, und doch muß der kleine Mund bald ganz still sein. Geduldig mußt du warten, bis die Reihe an dich kommt und des Lehrers Frage dir Gelegenheit gibt, wieder zu reden; Gott behüt' dich, daß dann kein zerstreutes, zerfahrenes Wesen aus dir spricht, sondern gesammelte Aufmerksamkeit dich recht reden läßt!

Unter den eilend dahin *laufenden Kindern* fährt ein Kinderwagen, von den Händen *einer* armen Frau gezogen; ein bleicher Knabe sitzt darin, eine Krücke liegt neben ihm. An den Stufen der Schulhausthür hebt die Mutter ihn heraus, drückt ihm die Krücke unter den Arm und entläßt ihn mit zärtlichem Blick. Welche Wehmuth liegt in der Mutter Zügen, die sich durch die frischen, gesunden Kinder hindurch wieder heimwärts wendet; und doch leuchtet auch etwas wie Freude aus ihren Augen, daß

ihr Sohn endlich so weit erstarkt ist, daß er den Segen der Schule genießen kann. O was kann man lernen aus solchem Blick! Ein Sichgenügenlassen, wie Gott es gibt, ein Stillehalten dem Herrn.

Immer schmaler wird der Strom der einziehenden Kinder, bis das letzte Füßchen am Ziele ist. Noch hört man aus den geöffneten Fenstern ein Summen, wie das in einem Bienenstock, bis das Glöckchen, von des Schuldieners Hand gezogen, heilige Stille unter die Schaaren der munteren, kleinen Leute bringt.

Wie eilen die Stunden! Auf's Neue läutet es, die Freiviertelstunde hat geschlagen, und heraus strömt die muntere Kinderschaar, das Frühstück verzehrend. Die Kleinen und Kleinsten, die noch nicht längst der Spielschule entwachsen sind, sammeln sich im Kreise zum Spiele; die größeren Mädchen wandeln Arm in Arm plaudernd umher, die großen Jungen wagen eine kräftig tummelnde Bewegung, so weit das der Blick auf den nicht fernen Lehrer erlaubt; kurz, Frohsinn und Leben und Ausruhen, lieblich zusammengefaßt, kann man hier beobachten. Eins meiner Kinder, welches oft um diese Zeit mit mir am Fenster stand, sprach seine Sehnsucht nach der Schule, noch bevor es das Alter für dieselbe erreicht hatte, in den Worten aus: „Ich möchte gern in die Schule gehen wegen der Freiviertelstunde.“

„Wieder tönt das Glöcklein, mit einem Schlage ist Lust und Rast zu Ende, der Ernst der Arbeit ruft, bis wieder nach wenigen Stunden die Mittagszeit die ganze Schaar hinausläutet an der Eltern Tisch.“

So geht es an jedem Wochentage, hinein, heraus, und es ist eine Seltenheit, wenn ich einmal versäume, beim Läuten der Schulglocke einen Blick zum Fenster hinaus zu thun.

Heute aber klingt das Schulglöcklein wirklich anders als sonst, das behauptet wohl ein jedes der Kinder, die mit Jubel den Schluß der Schule vor den Ferien erleben und trotz alles hier genossenen Guten glückselig hinausstürmen, um für viele, viele Tage von dem gewohnten, täglichen Gang zur Schule zu feiern. Mein Blick sucht sich die Kinder heraus, denen ich mit Theilnahme beim Einzuge folgte. Die lieben, kleinen Zwillinge halten ihr Schulzeugniß ganz gleichmäßig in den Händen; strahlend leuchten ihre Augen; der Lehrer hat sie gelobt, und wie groß ist das gemeinsame Glück! Dunkelroth neigt jenes Mädchen, dessen Gefährtinnen ihm so emsig zuhörten, das Gesicht auf ihr Zeugniß. „Wegen Plauderns getadelt“ steht wie ein schwarzer Fleck auf dem weißen Papier, und die leise herabtröpfelnden Thränen können den Fleck nicht auslöschen. Eile, Kind, den Fehler abzulegen! Du hast noch eine Frist von vielen Wochen, ehe das Christkind kommt, das die Kinder liebt, die ihren Eltern ungetrübte Freude machen.

Der große Knabe, der seine Mitschüler an Körperlänge und Alter überragt, wie sieht er wohl auf sein Zeugniß? Gottlob, es ist ihm gelungen! Seine Fortschritte sind diesmal gut gewesen; er hat sich aufgerafft, und das ist anerkannt worden; ein treuer Lehrer hat Geduld an ihm geübt und ist nicht müde geworden in der Geduld, und es geht vorwärts, walt's Gott, ohne Rückfall. Wie werden seiner zu Hause die Eltern harren und sich freuen! Das bleiche Kind, dessen die Mutter mit dem Wagen harrt, hält zitternd vor Freude ihr sein erstes Schulzeugniß entgegen, das, an und für sich schon ein Glück, nichts als Gutes enthält.

Im Vollgefühl des belohnten Verdienstes wandern dort einige Kinder dahin. Hüt' euch Gott, daß ihr nicht in Hochmuth fallt und euch stets für die Besten haltet! Andere weinen, als sei ihnen durch Tadel Unrecht geschehen; möchten sie daheim in die richtige Bahn geleitet werden!

Nun schließen sich die mächtigen Schulhausthüren. Verödet stehen die Räume, in denen sonst fröhliches Leben, angestrengte Thätigkeit herrschten, und das Schulglöcklein ist verstummt für längere Zeit.

Wenn ich so den froh dahin eilenden großen und kleinen Kindern nachschaue, dann ist es mir, als müßten sich der Eltern Häuser heute doppelt weit aufthun für ihre Lieblinge, die ihnen in den Ferien viel mehr angehören, viel mehr auf sie angewiesen sind, als in der Schulzeit. Ein Schulschluß ist mir immer wie der Anfang einer großen Aufgabe für das Elternhaus erschienen. Wieviel schöne Zeit wird da dem Verkehr zwischen Eltern und Kindern wieder aufgethan! Vom Erwachen an, wo sonst ein eiliges Zurechtmachen für die Schule oft in eine Hast ausartet, zumal wenn der Kinder viele im Hause sind — nun darf das Kind die Augen nach dem Schlaf aufthun zu einer erquickenden Ruhe im Wachen, nun wird, wie es sonst wohl öfter vorkommt, nicht von schlaftrunkenen Lippen ein Morgengebet schnell hergesagt, nein, die Mutter faltet die Hände und betet herzlich mit um Artigkeit und Tüchtigkeit in Haus und Schule, daß es danach oft wie eine Weihe über den kleinen Leuten liegt, wenn sie ihr Tagewerk beginnen, dem für einige Zeit das ernste Müssen genommen und das fröhliche Wollen gewährt wird. Wie eine Heimkehr ist es, wenn das Kind das Leben im Hause, dem es sonst nur für Stunden angehört, von früh bis spät sich entfalten sieht. Die

kleinen Mädchen wollen der Mutter gern helfen. Welche Anziehungskraft übt die Küche aus, noch dazu, wenn die gütige Mutter ein Lieblingsgericht für den ersten Ferientag bereitet, oder gerade sehr günstig ein Geburtstag in die Ferien fällt, wo für die entstehenden Kuchen ein Interesse sich regt, das man in gleichem Maße für wichtigere Dinge oft vergeblich wünscht. Einmal auf den Markt mitzugehen, ein Körbchen am Arme, gehört ebenfalls zur Ferienlust. Die Knaben durchstöbern die Bodenkammern; ein Drache muß noch irgendwo vorhanden sein; heute ist guter Wind. Dann werden die Laubsägen revidirt und schon die Pläne für die Weihnachtsarbeiten entworfen. Ist der Jubel ob allen herrlichen Vorhabens einmal zu groß geworden, dann ruft der älteren Schwester Stimme, wie eine leise Mahnung an's Schulglöcklein, zu den Ferienaufgaben, und weil auch dazu reichliche Zeit vorhanden ist, so werden dieselben gewöhnlich so gut gemacht, daß die Kinder selbst sich darüber freuen.

Der während der Schulzeit oft vernachlässigte tägliche Spaziergang wird jetzt ein fröhliches Wandern; der Vater widmet hierbei möglichst viel Zeit seinen Kindern, und mancher neue Spaziergang wird entdeckt. Dabei fließt die Unterhaltung belehrend und ermunternd; sie haben ja so viel Zeit. Die Mutter schiebt möglichst viele Arbeit, die sich nicht unmittelbar auf ihre Kinder bezieht, bei Seite, pflegt Leib und Seele besonders treu, läßt sich von jedem der Kinder zu deren Uebung viel vorlesen, so daß ein wahres Quodlibet von Geschichten sich in ihrem Kopfe anhäuft. Die Stunde des Schlafengehens wird gern ein wenig hinausgeschoben. Das gehört zu aller Kinder Ferienlust, es tönt ja am andern Morgen kein Schulglöcklein. Danach setzt die Mutter sich zu jedem der Kinder ein Weilchen an's Bett und läßt sich das Herz ausschütten, und es kommt dabei so Manches in dieser stillen Stunde, die so ganz dem Seelenleben der Kleinen gewidmet ist, heraus, was sonst verborgen geblieben wäre.

O ihr lieben Elternherzen, nehmt des Glückes und der Pflicht in den Ferien wahr, damit eure Kinder sich der Segensströme des Elternhauses wieder recht bewußt werden und, wenn sie nach dem Ausruhen wieder in das Schul-Leben treten, an Körper und Geist gekräftigt sind! Dann werden die Lehrer, die so große und schwere Aufgaben an unseren Kindern übernommen haben, etwas davon spüren, wie segensreich es ist, wenn Schule und Haus einander so die Hand reichen, wie es allein segenbringend ist.

(Quellwasser.)

Was gehört zu einem lebenskräftigen Predigtamt?

Editor.

Unter dem Ausdruck Predigtamt versteht man gewöhnlich die Gesammtheit der Prediger, welche Träger des Amtes sind, und in diesem Sinne aufgefaßt, könnten wir das Thema auch behandlen in dem Versuch, die Frage zu lösen: „Was gehört zu einem wirksamen Prediger?"

Der Begriff „Predigtamt" hat aber auch eine weitere Bedeutung. Dieses **Amt** soll eine Macht sein, und als solche auf den Einzelnen, die Familie und den Staat einwirken, auch wenn die Prediger nicht anwesend sind. Es soll ein bedeutender, geistig wirkender Faktor für Civilisation, Tugendhaftigkeit und ewiges Leben sein.

Da nun der engere Begriff in dem weiteren eingeschlossen ist, so behandeln wir die Frage vom Standpunkt des letzteren und sagen — zu solchem in der Welt mächtig wirkenden Amte gehören

Erstens

lebenskräftige Prediger als Träger des Amtes. Dabei denken wir zunächst nicht an von Gesundheit strotzende riesenhafte Menschen, obwohl ein festgebauter Körper sehr viel zur erfolgreichen Wirksamkeit beitragen mag — sondern es schwebt uns **die** Lebenskräftigkeit vor, die allein aus Gott stammt. Ein Prediger hat die höchste Aufgabe, die es in der Welt gibt, nämlich — die in Sünden todten Menschenkinder zur einzigen lebendigen Quelle zu führen, und sie daselbst zu nähren, und kann diesem unaussprechlichen Beruf nur gerecht werden, indem er nicht nur seiner Gotteskindschaft sich jeden Augenblick bewußt ist, sondern, wo er geht und steht, mit Gott, der lebendigen Quelle, die innigste Verbindung erhält. Ob Probeprediger oder gereifter Veteran — die Kräfte uud Quellen der himmlischen Welt müssen beständig auf ihn einströmen; er muß in vollstem Sinne des Wortes **das ewige Leben haben**, soll seine Wirksamkeit eine wahrhaft lebenskräftige sein.

In genauster Verbindung hiermit steht die fortwährende lebensvolle **Bezeugung des heiligen Geistes**, daß wir zu nichts An-

derem berufen sind, als zu diesem hohen Amte, welches alle anderen Aemter in den Schatten stellt. Ohne dieses göttliche Berufszeugniß gibt es wohl nirgends in der Welt ein lebenskräftiges Predigtamt. In den amerikanischen Verhältnissen aber, in welchen wir leben, bedürfen wir dieses innere Amtssiegel unseres Meisters in dreifachem Maße. Ist dasselbe immerdar frisch und kräftig, so werden wir auch die andere Bedingung erfüllen, und uns mit allen Kräften nur einzig unserem schweren und doch so beseligenden Berufe widmen. Und in dieser Beziehung danke ich Gott, daß der gutgemeinte Gebrauch, den Aerzten in's Handwerk zu pfuschen, im Predigtamt in Abnahme gekommen ist, denn Botschafter an Christi Statt sollten doch wahrhaftiglich nicht mit homöopathischen Pillen Handel treiben!

Aus diesen beiden Elementen, dem persönlichen Besitz des ewigen Lebens, und der innerlichen Amtsversiegelung wird sich eine andere Bedingung zur lebenskräftigen Amtsthätigkeit entwickeln, nämlich — das richtige Amtsbewußtsein, womit durchaus nicht jene hochmüthige Einbildung gemeint ist, die man in Süd-Deutschland mit dem Ausdruck „Pastörlesgeist" bezeichnet, wohl aber das demüthige Bewußtsein, daß ich von Gott mein Amt habe, und es an seiner Statt verwalte. Während im alten Vaterlande der „Pastörlesgeist" das Predigtamt ungemein beeinträchtigt hat, steht dasselbe hierzuland, wo freiere Formen zur Geltung kommen, in Gefahr, durch Nichtbeachtung der Grenzen, oder gar durch Frivolität, Einbuße zu erleiden. Der Prediger ist kein unterhaltender Spaßmacher, noch ein Volks-Agitator, noch ein Aristokratendiener, oder ein Bauernknecht, sondern ein Diener Gottes, und deßhalb im edelsten Sinn des Wortes ein Diener der Menschheit, der sein würdevolles Dieneramt von Gott hat, und nur in dieser Stellung ein lebenskräftiges Mitglied des Predigtamts sein wird.

Würde nun eingewandt, daß diesen von Innen heraus entwickelten Grundsätzen gemäß das Predigtamt sich schablonenmäßig und wie über einen Leisten geschlagen gestalten und entwickeln müßte, so ist zu entgegnen, daß die Individualität durch die zur lebenskräftigen Amtsthätigkeit erforderlichen Gotteskräfte nicht aufgehoben, sondern durchdrungen und geheiligt werden soll, und daß nicht in der Nachahmerei, sondern gerade in der Ausbildung und Vervollkommnung der Eigenartigkeit eine bedeutende Kraft der Amtsthätigkeit zu suchen ist.

Werden nun diese inneren Bedingungen beständig erfüllt, so haben wir die vorhandenen Gaben durch systematisches und concentrirtes Fleißigsein unablässig zu vermehren. Ich betone den systematischen und concentrirten Fleiß, unter der Voraussetzung, daß die Träger des geistlichen Amtes Arbeiter und keine Drohnen sind. Nicht durch Vielgeschäftigkeit, sondern nur durch wohleingetheiltes, auf die Hauptsache gerichtetes Auskaufen der Zeit, Forschen und Studiren, werden wir dazu beitragen, das Predigtamt zu einem lebenskräftigen zu gestalten.

Ehe wir nun einen Blick auf die nothwendigen Erfordernisse in der praktischen Amtsthätigkeit werfen, seien noch zwei wichtige, für ein erfolgreiches Predigtamt nothwendige Faktoren erwähnt: Die Familie, und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Volk. Wohl dem Prediger, der eine ächte Gehülfin am Reiche Gottes zur Gattin hat! Und den edlen Predigersfrauen, die des Mannes Herz stärken, ihn und sein Werk im Gebet und Flehen vor Gott bringen, ihre Kinder gottselig erziehen und mithelfen, Gemeinden aufzubauen, ihnen sei wenigstens ein Augenblick geweiht und herzliche Anerkennung gezollt. — Das Volk aber, unter dem wir wirken, muß fühlen und wissen, daß wir keine fremde Sendlinge, sondern mit ihm verwachsen sind, und seine ganze Noth kennen und mitfühlen, wenn das Predigtamt ein lebenskräftiges sein soll.

Die praktische, lebenweckende Thätigkeit dieses Amtes kann mit drei Worten bezeichnet werden: Predigt — Seelsorge — und Mission.

Aber — was ist eine lebenskräftige Predigt? Eine solche, die Alles das, was Gott der Herr an Gnade bescheert, was durch fleißiges Forschen gesammelt und durch Beobachtung zu eigen gemacht wurde, wie eine concentrirte Batterie auf das Gewissen richtet, und mittelst Belehrung, Erleuchtung und Erbauung, allermeist aber mittelst der Salbung des heiligen Geistes, die Menschenkinder von der Erde zum Himmel zieht.

Ich habe vorsätzlich das Wort Seelsorge anstatt des so üblichen Ausdrucks „Hausbesuch" gewählt, weil es möglicherweise eine Hausbesucherei geben mag, wobei wenig Seelsorge vorkommt. Aber die ernste, herzliche und beständige Sorge um jede einzelne Seele — die alten und die jugendlichen — darf dem Predigtamt nicht fehlen, wenn es ein lebenskräftiges sein soll. Hier liegt einer der tiefen Krebsschäden aller Staatskirchen, und wenn das amerikanische Predigtamt diesen Hebel nicht fort und fort richtig benützt, so wird es einfach in Verfall gerathen.

Lebenskräftig aber wird dieses Amt nur dann sein, wenn es sich auch nach Außen hin, über die Gemeindegrenzen weg, in der Mission seine Macht erweist. Denn sähe es sozusagen nur den eigenen Gemeindehimmel, und wäre zufrieden mit der Ausschmückung desselben, so würde ja die vom Herrn gestellte Aufgabe unberücksichtigt gelassen und von Lebenskraft wäre bald keine Rede mehr.

Zweitens.

Zu einem lebenskräftigen Predigtamt gehören auch lebenskräftige und fürsorgliche Gemeinden.

Der Träger des Amtes ist als einzelne Person immer nur an einem Platz, die Gemeindeglieder sind zu Tausenden in den Städten und über's Land hin verbreitet. Wenn also das Amt auch ohne die Anwesenheit des Trägers desselben in der todten Menschheit wirken soll, so müssen göttliche Lebensfunken den Gemeindegliedern im Alltagswandel entsprühen, und das ist ohne gewaltiges göttliches Gemeindeleben unmöglich.

Die lebenskräftige Predigt muß einen lebenskräftigen Boden haben, sonst fällt sie wie ein Stein zur Erde ohne die geringste Nachwirkung. Und wenn wir Prediger uns mit Recht oft fragen — „weßhalb sind unsere Predigten nicht wirksamer?" so dürfen die Gemeinden wohl auch die Frage stellen — „warum werden wir durch die Predigt nicht besser gefaßt und angeregt?" Zu einer lebenskräftigen Predigt gehört eine mitwirkende Gemeinde, die nicht nur gekommen ist, einen religiösen Vortrag zu hören, sondern Gott anzubeten; eine Absicht, die dem Geschlecht unserer Tage mehr und mehr abhanden kommt.

Zur treuen Seelsorge gehört ein williges inneres Ohr, ein herzliches Entgegenkommen, und ein Fortpflanzen dessen, was in der Seelsorge mitgetheilt wurde, dann wird das Amt in der Seelsorge lebenskräftig wirken, auch wenn der Prediger nicht anwesend ist.

Die Versuche des Predigers, die Außenwelt zu erreichen und das Amt, welches die Versöhnung predigt, über den Gemeindegrenzen wirken zu lassen, müssen fehlschlagen, wenn die Gemeinden ihre einzige Aufgabe darin erkennen würden, sich selbst zu erbauen, in geistlichen Genüssen zu schwelgen, und den Gemeindehaushalt zu kräftigen, anstatt mit Selbstverleugnung, Aufopferung und Freudigkeit verlassenen und verlorenen Menschenkindern nachzugehen, Missionsposten und Sonntagschulen zu gründen, und in die Außenwelt einzugreifen.

Eine lebenskräftige Gemeinde ist auch eine fürsorgliche Gemeinde und wird hierdurch dem Predigtamt außerordentlich behülflich sein. Unter dieser Fürsorge ist nicht bloß die Darreichung des zum Unterhalt Nothwendigen zu verstehen. Daran mangelt es im Allgemeinen nicht. Aber die ächte Fürsorge beschränkt sich nicht bloß auf den Brodkorb. Es gibt auch noch andere gerechte Ansprüche an's Leben, auf welche die Prediger und ihre Familien Anrecht haben. Die Fürsorge einer lebenskräftigen Gemeinde wird dem Predigtamt die rechte gesellschaftliche Stellung sichern, Hindernisse aus dem Wege räumen, Wege bahnen, Thüren öffnen, Anstoß beseitigen und einen guten Ruf verbreiten. Und wer erkennt nicht, daß diese Voraussetzungen vorhanden sein müssen, wenn das Predigtamt in Wahrheit lebenskräftig wirken soll?

Drittens.

Nur eine Kirche mit gutem kirchlichem Regiment, klar ausgedrückter Bibellehre und in Herz und Leben eingreifenden Ordnungen kann ein lebenskräftiges Predigtamt erzeugen.

Es gibt Kirchen, welchen dieses rein unmöglich ist. Luther und Wesley wären kirchlich verkommen, wenn sie sich nicht von den betreffenden todten kirchlichen Körperschaften losgemacht hätten, so wie in unseren Tagen Döllinger und Pater Hyacinth kirchlich verkommen sind in dem Versuch, einer Versteinerung Leben einzuhauchen.

Die methodistischen Kirchen besitzen in ihrer Auffassung und Anwendung biblischer Lehre, in ihrem Kirchenregiment und ihren Einrichtungen eine impulsive Kraft, wie kaum eine andere kirchliche Organisation. Die große Kunst besteht darin, diese große Maschinerie mit Lebensodem zu durchdringen, und in richtige Bewegung zu setzen; geschieht dies, so wird dies Kirchenregiment gewiß dazu beitragen, das Predigtamt zu einem lebenskräftigen zu machen.

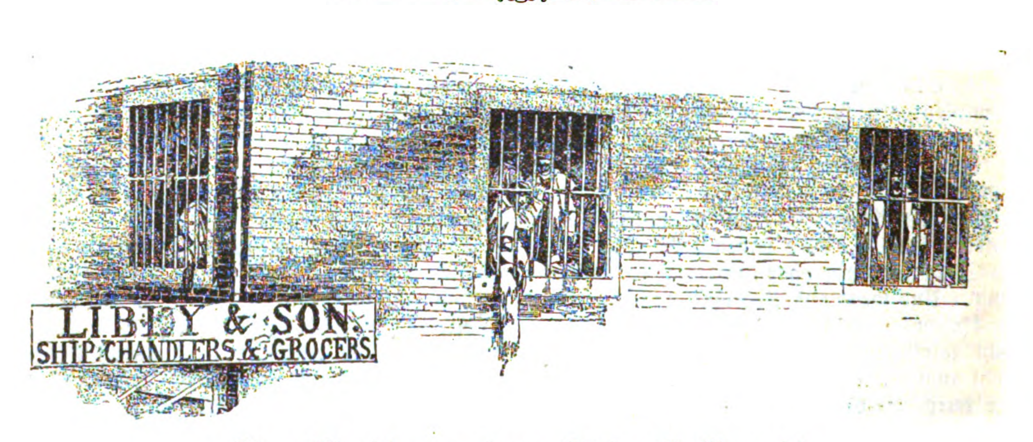
Aber — der dem Methodismus oft gemachte Vorwurf, daß derselbe wohl mächtige Hebel sein eigen nenne, und in seiner Ordnung glänzende Ideale aufstelle, die Hebel jedoch nicht gehörig benütze, und nicht allen Ernstes darauf dringe, daß die Ideale verwirklicht werden; dieser Vorwurf ist nicht ohne Grund. Die theilweise Nichtbenützung einer so mächtigen kirchlichen Einrichtung, und die theilweise Vernachlässigung der Ordnung muß das Predigtamt schwächen.

Es ist deßhalb in dieser Beziehung die Ausführung und die conservative Bewahrung unseres bewährten Kirchenregiments von Nöthen.

Dieses Bewahrtwerden kann recht wohl mit solchen Verbesserungen Hand in Hand gehen, die zu noch lebenskräftigeren Entfaltungen beitragen mögen. Denn die Kirchenorganisation ist ja keine vorsündfluthliche Versteinerung, sondern ein der ruhigen Entwicklung fähiger, lebendiger Organismus. Das Kirchenregiment ist zum Dienst des hohen Amtes da, und nicht umgekehrt — das Amt, um einem versteinerten Kirchenregiment zu dienen, wie dies in der römisch-katholischen Kirche der Fall ist.

Unser Kirchenregiment hat schon oft zur Kräftigung des Predigtamtes, in conservativ-fortschrittlicher Weise. Abänderungen erfahren, und der Methodismus hat genug Lebensfähigkeit, um auch in der Zukunft die Veränderungen in seinem Kirchen-Regiment vorzunehmen, die geboten scheinen, um die Wirksamkeit des Predigtamtes immer lebenskräftiger zu gestalten.

Doch—wir schließen, indem wir Gott bitten, uns tüchtig zu machen, denn wir können es aus uns selbst nicht; die Gemeinden mit seiner Kraft anzuthun, daß sie rechte Mithelfer des heiligen Amtes sein können, und die ganze Kirche so zu erleuchten und zu leiten, daß sie immerdar die Mutter eines in Wahrheit lebenskräftigen Predigtamtes sein kann.



Eine Flucht aus dem Libby-Gefängniß.

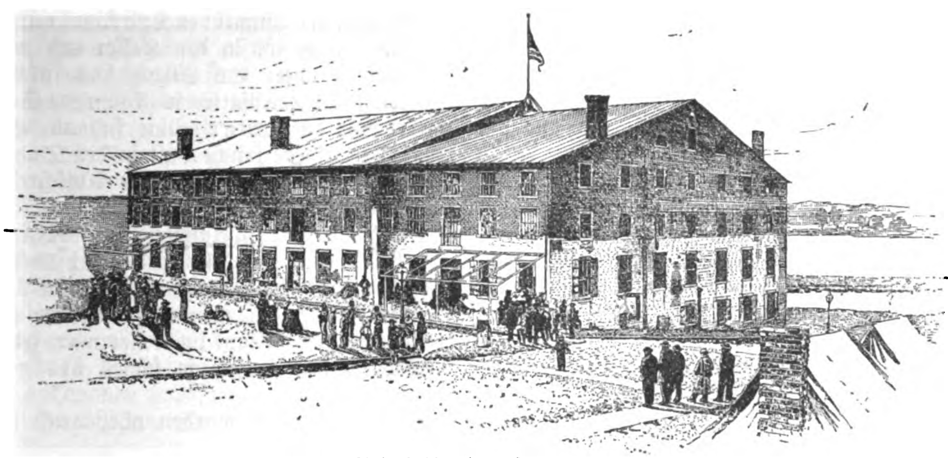
Für Haus und Herd von R. P.

Das Libby-Gefängniß zu Richmond ist ein dunkler Fleck in der Geschichte der Menschheit. Doch nicht blos von menschlichem Elend weiß seine Geschichte zu erzählen, sie berichtet auch von Heldenmuth und zäher Ausdauer. „Noth bricht Eisen." Jawohl, und wenn es sein muß, durchbricht sie auch das Libby-Gefängniß.

Dies Gefängniß, ursprünglich war es ein Waarenmagazin, stand an einem Hügel, der sich ziemlich steil gegen den Canal zu abdachte. Vorne war die Carey Straße, hinten am Fuße des Hügels die Canal Straße, am östlichen und westlichen Ende waren leere Bauplätze. Die Bewachung war somit verhältnißmäßig leicht. Unter der ganzen Länge des Gebäudes befand sich ein Keller, den massive Wände in drei Räume abtheilten. An der hintern Seite waren sie zu ebener Erde gelegen. Der mittlere Theil des ersten Stockwerks diente den Gefangenen als Küche. Von hier führte eine geländerlose Treppe zu den obern zwei Stockwerken, woselbst die Gefangenen untergebracht warer.

Die Schlacht von Chickamauga am 20. September 1863 brachte unter Andern auch Colonel Thomas Rose vom 77. Pennsyl. Volonteers nach Libby. Die Gefängnißluft wollte ihm nicht recht behagen. Er sann sofort auf Flucht. Und warum sollte sie nicht möglich sein? Zunächst aber mußte er das Gefängniß genauer kennen lernen. Wie er in einer dunkeln Sturmesnacht vorsichtig die Räume durchschlich, sah er sich plötzlich einer Gestalt gegenüber. War es Freund oder Feind? Das Flammen eines Blitzes ließ ihn einen Kameraden, den Major A. G. Hamilton, erkennen. Auch er hatte unerlaubte Freiheitsgelüste.

Nach Rose's Beobachtung hatte der mittlere Keller einen Ausgang. Von dort aus dürfte Flucht möglich sein. Wie aber hinunter gelangen?



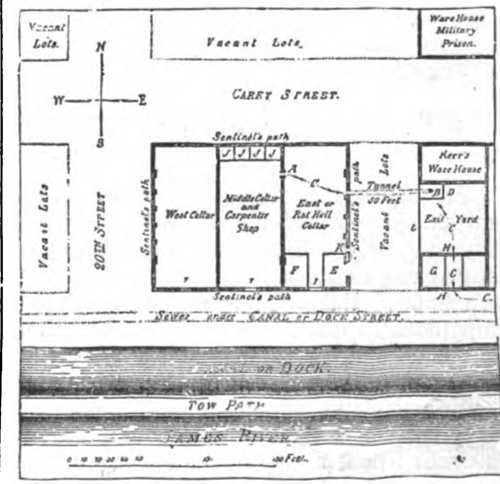
Libby-Gefängniß im Jahre 1865.

Mit vieler Mühe nahmen sie in der Küche eine Diele auf. Schwarz gähnte ihnen der Keller entgegen. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“ Sie ließen ein Brett, das als Bank diente, hinunter und Rose stieg daran in den finstern Raum. Beim matten Schimmer einer Straßenlaterne konnte er draußen die Schildwache auf und ab schreiten sehen. Er schlich die Wand entlang. Ah! keine Thür, eine freie Oeffnung führte hinaus. Doch waren die häufigen Blitze einem Fluchtversuche nicht günstig.

Am nächsten Tage befiel ihn ein seltenes Glück, er kam in den Besitz eines starken, fast hundert Fuß langen Seiles. Nun gingen die nächtlichen Streifzüge leichter von Statten. In jenem Keller, er diente dem Feinde als Werkstatt, fanden sie zwei Meißel, mehrere Feilen, eine Säge und ein Beil. Sie wagten auch in einer dunkeln Nacht einen Fluchtversuch, wurden aber angerufen und mußten in den Keller flüchten. Kaum hatten sie die Diele in Ordnung gebracht, als auch schon eine Patrouille in den Keller drang und ihn absuchte. Zum Glück schliefen in jener Nacht Arbeiter in dem Raum, weßhalb man muthmaßte, einer von ihnen hätte sich hinausschleichen wollen. Kein Leugnen half, sie wurden tüchtig angeranzt und damit war die Sache abgethan.

Unsere Freunde sahen's ein, auf diesem Wege führte nur Gewalt zum Ziele, deßhalb nahmen sie noch andere in den Bund auf. Um jeden mit seiner Aufgabe vertraut zu machen, führte Rose die Verschworenen allnächtlich in den Keller. Die entscheidende Nacht war gekommen, jeder befand sich auf seinem Posten. Schon wollte sich Rose auf die Wache stürzen, als das Alarmsignal gegeben wurde. Geräuschlos wie Katzen huschte jeder zu seiner Lagerstätte. Rose war der letzte. Er hatte kaum die Diele in Ordnung gebracht, als auch schon die Wache eintrat. Hurtig setzte er sich auf eine Bank, steckte eine alte Pfeife in den Mund und wartete mit schläfrigem Gesichte der Dinge, die da kommen würden. Der Führer musterte ihn scharf, sagte aber nichts.

Alle außer Rose und Hamilton waren durch diesen Fehlschlag von Fluchtgedanken kurirt. Diese beiden planten nun einen unterirdischen Gang. Früher einmal waren sie im östlichen Keller gewesen, wegen der vielen Ratten wurde er kurzweg Rattenhölle genannt, von hier aus mußte der Gang angelegt werden. Wie aber unbemerkt hinuntergelangen? Der erfinderische Hamilton wußte Rath. In die hintere Wand



Grundriß des Libby-Gefängniß.

A. Break in fire-place on floor above; B. End of tunnel; CCC. Course of party escaping; D. Shed; E. Cook room (abondoned Oct. '63); F. Lumber room; G. Office of James River Towing Company; HH. Gates; III Doors; J. Cells for condemned prisoners; K. First tunnel (abandoned); L. Fence.

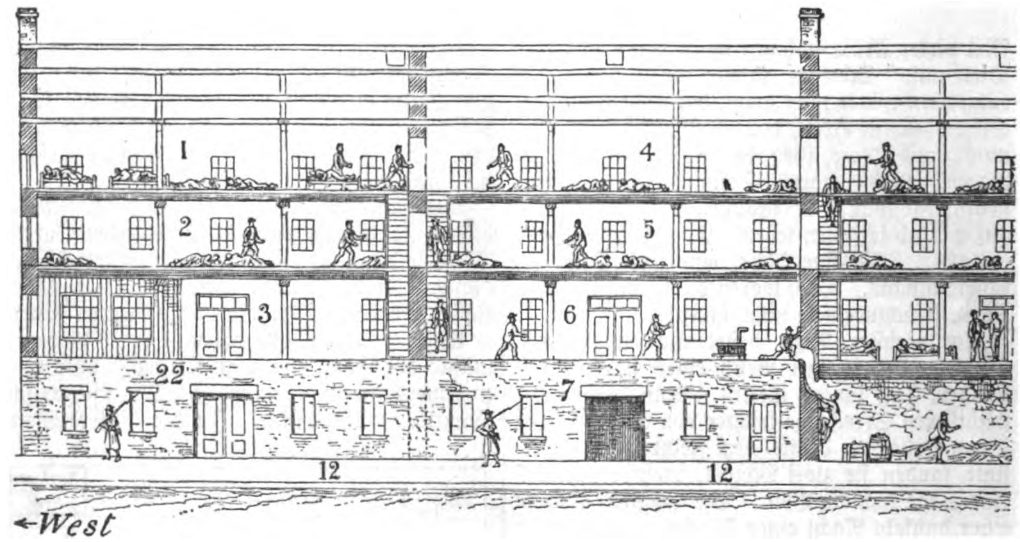
des Küchenkamins mußte ein Loch in der Form eines S gestemmt werden, das in die Rattenhölle mündete. — Sorgfältig wurden die äußern Steine entfernt und jedesmal nach gethaner Arbeit wieder in das Loch hineingepaßt und mit Ruß beworfen. Endlich war die Oeffnung durchgebrochen und das eigentliche Werk konnte in Angriff genommen werden.

Aber das Unternehmen erforderte eine größere Anzahl Arbeiter, und es gelang ihnen auch, dreizehn Kameraden zu gewinnen, so daß man abwechselnd in Abtheilungen von fünf Mann arbeiten konnte. In einem hölzernem Spucknapfe, woran eine Waschleine befestigt worden, schafften sie die Erde fort. Ihr Spaten war ein großer Meißel.

Einer füllte im Tunnel den Spucknapf mit Erde; ein Zweiter zog ihn in den Keller und verbarg den Inhalt unter das Stroh, das in Menge umherlag und den Ratten willkommene Schlupfwinkel bot; ein Dritter mühte sich ab, mittelst einer Gummidecke frische Luft in den Tunnel zu treiben; der Vierte diente als Ablösung und der Fünfte stand Wache.

Um schneller voranzukommen, arbeiteten sie auch bei Tage. Freilich vermehrte dies die Gefahr der Entdeckung, denn gar häufig knarrte die Thür in den Angeln und die Wache machte die Runde, der Gestank im Keller war jedoch so fürchterlich, daß sie sich so schnell als möglich wieder entfernte.

Die Gefangenen wurden aber auch täglich



Inneres des Libby-

1. Streight's room; 2. Milroy's room; 3. Commandant's office; 4. Chickamauga room (upper); 5. Chickamauga room (lower): 10. Hospital room; 11. East or "Rat Hell" cellar; 12. South side Canal Canal; 14. Open lot; 15. Tunnel; 16. Fence; 17. Shed; 18. Kerr's warehouse; 19. Office

Sie suchten einen Abzugskanal unter der Canal Straße zu erreichen, und schon glaubten sie sich am Ziele, als Wasser in solcher Menge in ihren Gang einströmte, daß er aufgegeben werden mußte. Und als noch ein zweiter Versuch mißglückte, da entsank den dreizehn der Muth. Wer will's ihnen verargen? Neun und dreißig Nächte vergeblicher Arbeit ist keine Kleinigkeit.

Die zwei Führer hingegen planten nun einen Gang unter dem Bauplatz an der östlichen Seite. Fürwahr kein Kinderspiel, einen Gang von 50 Fuß Länge und 2 Fuß Durchmesser zu graben. Nur einige der alten Kameraden schöpften frischen Muth, es wurden aber andere gewonnen, so daß sie wieder ihrer fünfzehn waren. Wieder arbeiteten sie in Abtheilungen von fünf.

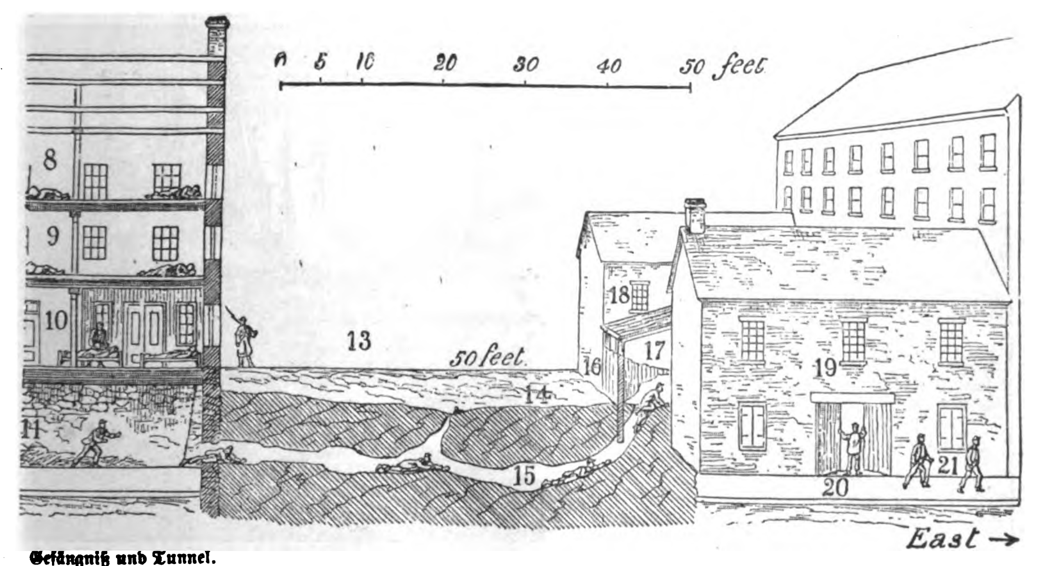
zweimal gezählt. Wie nun die Abwesenheit der Fünfe verbergen? Fünf der Verschworenen ließen sich zweimal zählen. Doch nicht immer gelang Allen die List, mitunter fehlten zwei oder drei an der vollen Zahl, weil sie aber meistens das nächste Mal vollständig war, so gab sich der Clerk zufrieden. Doch „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." Eines Tags hatten mehrere es sich in den Kopf gesetzt, es unsern Freunden nachzumachen, blos um den Clerk tüchtig zu ärgern. Und dies gelang ihnen nur zu gut. Als er fünfzehn zu viel zählte, da brach sein Zorn los, und er rief:

„Meine Herren, hier hört der Spaß auf. Ich kann so gut, wie irgend Jemand bis hundert zählen; aber ich will Hans heißen, wenn

ich hundert von Euch verlumpten Yankees zählen könnte. Eins ist gewiß, acht bis zehn von Euch sind hier, die nicht hier sind."

Da brach solch ein Gelächter aus, daß der alte Brummbär mitlachen mußte. Für dies Mal war die Gefahr abgewandt, aber am nächsten Morgen vertheilte er die Wache dergestalt, daß Betrug nahezu unmöglich wurde. Dies Mal waren aus irgend einem Grunde nur zwei im Keller geblieben, doch trotz aller Versuche konnte ihre Abwesenheit nicht vertuscht werden. Es fehlten McDonald und Johnson.

Keine angenehme Kunde für die Beiden, denn nun galt es, entweder zurückzukehren und es darauf ankommen zu lassen, oder in dem schrecklichen Loche bis zur Stunde der Befreiung zu in das Loch und scharrte Sand darüber. — Was aber konnte und sollte das bedeuten? Am Samstag, den 6. Februar, untersuchten die Feinde den Keller genauer als sonst und sprachen dabei nur im Flüstertone, so daß Johnson von seinem Verstecke aus nichts verstehen konnte. Was? Aufgeben? Noch lange nicht! Rose war der Ansicht, die Feinde könnten nur erst Verdacht hegen, sonst hätten sie sicherlich andere Maßregeln ergriffen. Und war nicht der morgende Tag Sonntag? Sonntags statteten die Feinde der Rattenhölle keine Besuche ab, sie werden's morgen auch nicht thun. Er und McDonald wollten daher den ganzen Sonntag über arbeiten. Und sie blieben ungestört. Am Montag wagten sie es noch einmal. Mitter-



Gefängniß und Tunnel.
room (lower); 6. Dining room; 7. Carpenter's shop (middle cellar); 8. Gettysburg room (upper); 9. Gettysburg street, ten feet lower than Carey street; 13. North side Carey street, ground sloping towards James River Towing Co.; 20. Gate; 21 Prisoners escaping; 22 West cellar.

bleiben. Johnson wählte das Letztere, McDonald das Erstere. Und Freund und Feind ließ sich von ihm mit einem Märlein zufriedenstellen. Johnson's Loos war ein fürchterliches, war es doch schon fast unausstehlich jede dritte Nacht in der Rattenhölle zuzubringen. Seine Kräfte schwanden zusehends und nur ein neues Wagniß konnte ihn retten. Er schlich sich des Nachts nach oben zu den schlafenden Kameraden, um dort die Lungen mit frischer Luft zu stärken.

Langsam schritt das Werk voran. McDonald meinte endlich, er müsse am Ziele sein und brach nach oben durch, gewahrte aber zu seinem Schrecken, daß er sich noch im Bauplatze befand. Alle hatten den Kopf verloren, nur Rose nicht, voll Geistesgegenwart steckte er seine Blouse

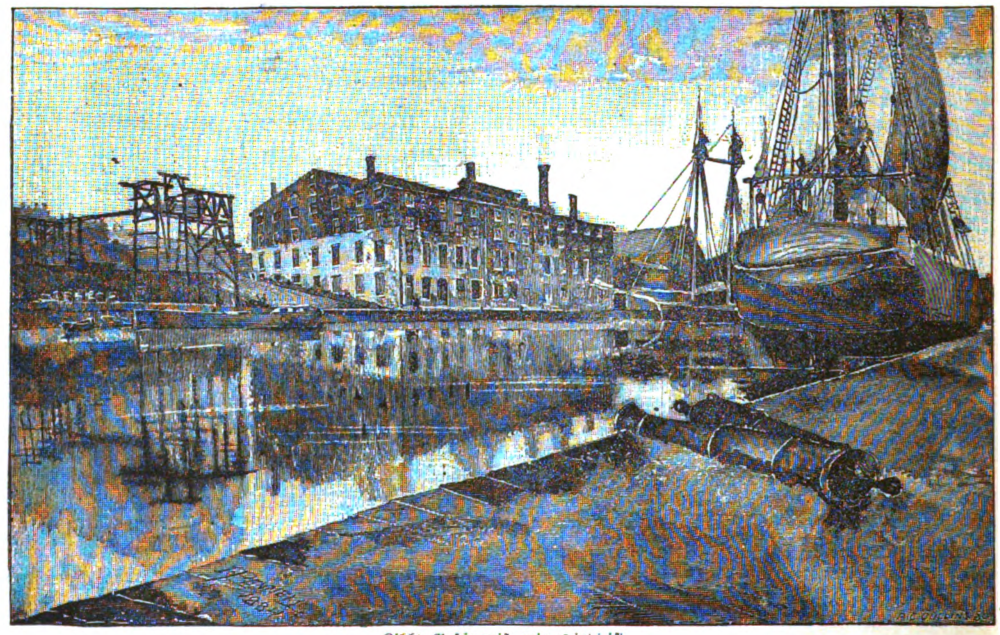
nacht brach herein und der Gang war noch nicht vollendet, wohl aber drohten Rose's Kräfte nachzugeben. Aus allen Poren strömte der Schweiß, der Kopf schwindelte ihm und dennoch wies er Ablösung zurück. Da traf er auf einen Pfosten. Der konnte nur von dem hohen Zaune herrühren, der den Hof, das Ziel des Tunnels abgrenzte. Vorwärts! Vorwärts! Jeder Stoß des Meißels bringt dich der Freiheit näher. Aber immer heftiger pochte das Herz, immer schwerer arbeiteten die Lungen in der verpesteten Luft. Er muß es wagen, es gilt das Leben. Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte strebt er aufwärts. Schon schwindeln ihm die Sinne, nur noch mechanisch arbeitet die Hand, da bricht die Erdkruste und Gottes frische, er-

quickende Luft strömt ihm entgegen. Gerade über ihm funkelt ein Stern; und wie er in die Nacht hinauslauscht, dringt der Ruf der Schildwache zu ihm herüber: „Halb zwei Uhr und alles in Ordnung.“ Vorsichtig glitt er auf die Straße, um die Lage des Gefängnisses zu erkundschaften. Darauf kehrte er zurück, verdeckte aber die Oeffnung des Ganges mit einer alten Planke.

Nur mit Mühe unterdrückten die Kameraden bei seiner Nachricht Freudenausbrüche. „Gott sei Dank! Die Bahn zur Freiheit ist offen!“ Aber — nur Rose und Hamilton waren bereit sofort aufzubrechen, die Andern hatten noch dies und das zu besorgen. Und auf jeden Fall wäre es doch besser, sie hätten eine ganze Nacht vor sich, um aus dem Befestigungsgürtel von Richmond herauszukommen. Mit Widerstreben gaben die Führer dem allgemeinen Wunsche nach. Man kam ferner überein, daß jeder einen Freund in das Geheimniß einweihen dürfe, die zweite Partie hatte aber der ersten eine Stunde Vorsprung zu gewähren. In der folgenden Nacht sollte eine andere Partie die Flucht versuchen, 2c.

Am Dienstag, den 9. Februar, 7 Uhr Abends, betrat Rose, gefolgt von Hamilton und den dreizehn Kameraden, den unterirdischen Gang. Unbemerkt gelangten sie in's Freie und zerstreuten sich dann nach verschiedenen Richtungen.

Doch zurück in's Gefängniß. Rose's Plan war gut, aber irgend Jemand hatte es nicht vermocht seine Zunge zu bezähmen. Und ehe noch zwei Stunden verronnen waren, war es ein offenes Geheimniß, daß irgendwo ein Tunnel gegraben worden, und daß bereits eine Partie entflohen sei. In wildem Durcheinander drängte Alles in die Küche, hunderte drängten von Außen nach. Kein Wort wurde gesprochen, aber grimmig war der Kampf um die Freiheit. In rascher Aufeinanderfolge glitt Mann auf Mann hinunter in die Rattenhölle. Da rief Jemand: „Die Wache! Die Wache!“ Eine entsetzliche Panik war die Folge. Alles drängte nach oben. Verschiedene wurden im Gedränge erheblich verletzt. Zum Glück war es ein falscher Alarm; doch mit weitern Fluchtversuchen war es in jener Nacht zu Ende. Irgend Jemand hatte genug Geistesgegenwart gehabt, den Kamin in Ordnung zu bringen, und der letzte Flüchtling hatte die Oeffnung zugedeckt.


Libby-Gefängniß, wie es jetzt ist.

Wer vermöchte den Schrecken des Gefängnißpersonals zu schildern, als am nächsten Morgen 109 Gefangene fehlten. Niemand gab die gewünschte Auskunft. Hunderte von Neugierigen umgafften das Gefängniß. Zufällig entdeckte einer von ihnen das Loch. Nun mußte ein Neger, mehr todt als lebendig, hinein, und er kam in der Rattenhölle wieder heraus. Jetzt wurde alles klar.

Unterdessen war Rose glücklich aus Richmond gelangt, mußte sich aber mit Tagesanbruch in

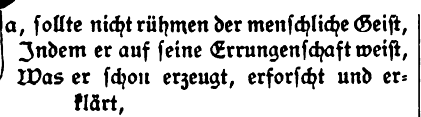
einem hohlen Baumstamme verbergen, worin er trotz der scharfen Februar-Luft bis gegen Abend verblieb. Mit dem Einbruch der Nacht eilte er weiter, durch Moräste und durch Dickicht, es galt ja die Freiheit.

Aber immer kälter wurde die Nacht, die durchnäßten Kleider waren längst steif gefroren, fast konnte er die Glieder nicht mehr regen. Vor seiner Flucht hatte er sich mit Schwefelhölzchen versehen, so konnte er im Dickicht des Waldes ein Feuer anzünden. Allerdings, es mochte zum Verräther werden, doch ohne Feuer wäre sein Schicksal besiegelt gewesen. Durch Schlaf erfrischt, machte er sich wieder auf den Weg. Gegen Abend des zweiten Tages erreichte er New Kent Courthouse. Wie er über ein offnes Feld schleichen wollte, sprengte ein Reiter heran und wollte wissen, ob er zur New Kent Cavallerie gehöre. „Freilich," entgegnete Rose, und der Reiter gab sich mit der Antwort zufrieden. Dessen Kameraden waren aber nicht so leichtgläubig, sie kamen in vollem Galopp heran. Rose stürmte durch ein Lorbeerdickicht. Schon wieder ein offenes Feld! Doch ein Graben bot einigen Schutz. Auf Händen und Füßen kroch er hinüber. Und als die Reiter das Dickicht umringt hatten, war ihr Wild bereits entronnen. —Rüstig ging es weiter. Auf einmal erblickte Rose in der Ferne einen Trupp Soldaten. Darf er seinen Augen trauen? Jawohl, es ist die blaue Uniform. Da knackte es hinter ihm. Drei Soldaten, ebenfalls in Blau, gehen langsam auf den größern Haufen zu. „Gerettet!" jubelte er und lief vorwärts. Die Drei riefen ihn an. Aber—ach, es waren Rebellen, die sich in blaue Uniform gesteckt hatten. Jetzt erblickten auch sie den größern Trupp und zogen sich mit ihrem Gefangenen schleunig zurück. Einer sollte ihn auf die Feldwache bringen, Rose aber entriß ihm sein Gewehr, feuerte es in die Luft ab und rannte davon. In einigen Augenblicken ist er frei. Da springen Rebellen aus einem Graben hervor und schlagen ihn nieder.—Auf's Neue kam er nach Libby, doch nicht auf lange, am 30. April 1864 wurde er ausgewechselt. Er diente mit Auszeichnung bis zum Ende des Krieges. Augenblicklich ist er Capitain im 16. Vereinigten Staaten Infanterie Regiment.

Und wie erging es den Andern? Von den 109 entkamen 59, wieder gefangen wurden 48 und 2 ertranken. Zu den glücklichen 59 gehörte auch Hamilton.

Ja, sollte nicht rühmen der menschliche Geist?

Für Haus und Herd von Franz L. Nagler.



Ja, sollte nicht rühmen der menschliche Geist,
Indem er auf seine Errungenschaft weist,
Was er schon erzeugt, erforscht und erklärt,
Und dadurch sein Wissen und Können vermehrt?

Er machet sich dienstbar die Kraft der Natur,
Bezügelt den Blitz auf hellflammender Spur,
Begürtet den Dampf, seine Lasten zu ziehn,
Und malt mit dem Lichte, der Sonne entliehn.

Er bändigt des Feuers verzehrende Kraft,
Und ruft es zu Hülfe, wenn Großes er schafft;
Er erweichet das Eisen, zersprengt das Gestein,
Und verwandelt den Sand in krystallhellen Schein.

Kein Strom ist zu lang, er erforschet den Lauf,
Kein Gebirge zu hoch, er steiget hinauf,
Keine Höhle zu tief, er wagt sich hinein,
Kein Land zu umfassend, er nennet es sein.

Er senkt in die felsige Tiefe den Schacht,
Steigt furchtlos hinab in die schaurige Nacht,
Sucht Silber und Gold, das im Urschooß der Zeit
Der Schöpfer dem kommenden Menschen geweiht.

Er erbaut sich Maschinen gewaltig und groß,
Treibt's Wasser bergauf mit wuchtigem Stoß,
Und führt es dann wieder durch Röhre und Schlauch
In die Ebene nieder für Menschengebrauch.

Er spannet die Drähte mit kundiger Hand,
Umgürtet die Erde mit ehernem Band,
Und sendet mit blitzender Eile sein Wort
Weit über das Land zum entferntesten Ort.

Viel tausend von Meilen legt er sein Geleis,
Durchbohrt die Gebirge mit eisernem Fleiß,
Und eilet auf Räder-Palästen daher,
Wie auf Flügeln des Sturms bis an's äußerste Meer.

Auf riesigem, eisengepanzertem Schiff
Durchkreuzt er die Meere trotz Felsen und Riff,
Wirft Anker im Norden, — am südlichen Strand,
Und sammelt sich Schätze in jeglichem Land.

Er druckt auf der Presse mit Rädergetrieb
Zehntausendfach, was mit der Feder er schrieb,
Und sendet es dann auf schnelleilender Post
In jegliche Gegend, nach West und nach Ost.

Aus dem Weizen bereitet er schmackhaftes Brod,
Aus der Muschel des Meeres ein purpurnes Roth,
Verfertigt aus Wolle, die das Schaf ihm verleiht,
Aus der Hülle der Raupe, das herrlichste Kleid.

In den Schichten der Felsen liest er, was gescheh'n,
Eh' Menschen noch waren, die Wunder zu seh'n,
Er erkennt, wie der Höchste die Erde gebaut,
Und sie dann dem Menschen als Wohnort vertraut.

Kühn schaut er empor an das himmlische Zelt,
Erforscht das Geheimniß der höheren Welt,
Mißt der Sonne Entfernung, zerleget den Strahl,
Bestimmt der Planeten Bewegung und Zahl.

So steiget der Mensch von Stufe zu Stuf',
Die Welt zu beherrschen, das ist sein Beruf;
Und klar winkt die Zukunft, und Neues verheißt,
Ja, sollte nicht rühmen der menschliche Geist?

Das Leibgericht.

Für Haus und Herd von M. S.

Es war im Jahre 1792 als eine preußische Armee gegen die Franzosen zu Felde gezogen war — und am Rhein wollte man den Franzmännern entgegentreten. Mitunter ging es gar scharf her, und manche gute Preußen fanden da ihr Grab. Etwa nach Jahr und Tag hieß es in Berlin, es würden noch einige Regimenter nachmarschiren, Freiwillige könnten den Feldzug mitmachen, die aber bereits zwanzig Jahre gedient hätten, sollten daheim bleiben.

Diese Ordre kam denn auch an ein pommer'sches Regiment. In diesem Regiment diente nun Friedrich Knuring, ein alter Schnurrbart, der bereits neunzehn Jahre die Muskete als ein recht ehrlicher Preuße getragen, weßhalb er auch bei allen seinen Offizieren, und namentlich bei allen Hauptleuten, die er gehabt, nicht minder beim Regiments-Commandanten, gar wohl angeschrieben stand, und weil der alte Schwerin sein Abgott war, von dem er Manches gehört und gelesen hatte, und immer gern nur von diesem erzählte, so nannte man ihn beim ganzen Regimente immer den „alten Schwerin."

Unser Schwerin — so bleibe er auch in der Erzählung genannt — hörte also die Ordre mit verlesen, und dachte sich dabei das Seinige. Da trat der alte Obrist auf ihn zu, zupfte ihn am Bandelier und sprach: „Nun, du alte Exellenz, was wird's denn mit uns werden? Ich selbst kann nicht mit, ich bin zu alt und zu dick, als daß man mich brauchen könnte — und du wirst wohl ebenfalls lieber bei deiner Frau und deinen Jungens bleiben; hast übrigens nun auch neunzehn Jahre, drei Monate und zwölf Tage gedient — nicht wahr, wir lassen unsere Kameraden marschiren, und bleiben zu Haus? Komm du nur manchmal zu mir, da wollen wir von unseren sonstigen Thaten reden."

Da hätte man aber den alten Schwerin sehen sollen! Das Gewehr ergreifend und sich hochaufstreckend, ließ er sich also vernehmen: „Halten's zu Gnaden, Herr Obrist, ich müßte mich für einen Schuft halten, nicht für einen ehrlichen Preußen, wenn ich der allergnädigsten Ordre nicht folgen und meine Zeit nicht ausdienen wollte; — lassen Sie mich nur mitmarschiren — ich werde schon meinen Mann stellen, und einem Franzosen ein's auf die Mütze brennen; — ich bleibe nicht daheim — und wenn sie mich todtschießen, je nun, da wird mein allergnädigster König wohl sorgen für meine zwei Buben, die es ohnedem nicht erwarten können, das Feldzeichen zu tragen — ich marschire mit!"

„Das ist brav, alter Schwerin!" rief erfreut der Obrist, der sich zur Seite wendete, in die Tasche griff und eine wohlgefüllte Börse in Schwerin's Patronentasche steckte.

„Na, Jungens, morgen um die Zeit bin ich schon ein ziemlich Stück Weges von euch — höre, Mutter, das sage ich dir, laß mir die Jungens hübsch ordentlich in die Schule gehen, daß sie nur recht schreiben und rechnen können; ich habe deßhalb schon mit dem Schulmeister geredet, daß er das Seinige thue — und — nun, was flennt ihr denn? — Laßt das unterwegs — Soldaten und Soldatenweiber und Soldatenkinder dürfen nicht weinen! — Laßt mir doch meinen Willen, und mich mitmarschiren, ich möchte so gern auch das schöne Rheinland sehen." — So sprach der alte Schwerin zu seiner Frau und den zwei Jungens, Friedrich von vierzehn und Wilhelm von bald dreizehn Jahren, als er mit ihnen zur letzten Abendmahlzeit vereint war, bei welcher eine Schüssel Kartoffeln das einzige, aber Hauptgericht war. — „Ich will mir's zum letzten Mal," setzte er hinzu, „hier noch recht gut schmecken lassen; wer weiß, ob mir wieder welche sobald vor den Schnabel kommen — denn draußen am Rhein und bei den Franzosen sollen die Kartoffeln rar sein. Ich werde mich wohl manchmal nach einem solchen Gericht sehnen, jedoch will ich mir in meinem Tornister ein Leibgericht mitnehmen."

Der Morgen graute kaum, da schritt Schwerin dahin, der nahen Garnisonstadt zu. Mutter Anna schied an der Ecke des Gärtchens schon von ihm, die Jungens aber trollten eine ziemliche Strecke weiter mit, und wären am liebsten wohl bis an den Rhein gelaufen, wenn nicht der Vater gesagt hätte: „Na, ihr guten Jungens, geht wieder heim zur Mutter und folgt ihr, geht aber auch fleißig zur Schule! — Denkt hübsch an mich und betet für mich — laßt euch auch die Kartoffeln immer recht wohl schmecken — und auf ein frohes Wiedersehen — na, Gott behüt' euch, ihr lieben Buben!"

Still und traurig schlichen die armen Jungens heim, sich wohl hundert Mal, bis er hinter einer Waldecke verschwand, nach dem Vater umsehend, der wacker vorwärts schritt, oft die Wimpern sich wischte, bald aber seinen Stummel hervorlangte und den Berliner Knaster dampfte.

Der Mutter Anna und ihren Jungens wollte das Mittags- sowie das Abendessen, nämlich ein Gericht Kartoffeln, nicht recht schmecken; und wenn die Mutter die dampfenden Knollen in die große hölzerne Schüssel schüttete, denen die immer hungrigen Buben lungernd entgegensahen, da hieß es jedes Mal: „Ach,

wenn der Vater mitessen könnte! wo wird er denn jetzt sein?" — „Ei, ja wohl," sprach Wilhelm dazwischen, „wenn er doch mit da wäre!" — Friedrich aber sprach nichts dazu.

Es waren bereits acht Wochen vorbei, der Vater mußte wer weiß wie weit schon den Franzosen entgegen sein, und zu Hause war die Kartoffel-Ernte gekommen. Einen so reichen Segen wie heuer hatte Mutter Anna noch nicht geerntet, denn der sogenannte Keller faßte ihn nicht, und sie mußte ihn da und dort zu verwahren suchen.

„Ach, wenn doch der Vater da wäre," sagte die Mutter, und Wilhelm that deßgleichen, indeß Friedrich gar nichts dazu sprach, aber wie nachsinnend den Segenshaufen betrachtete, es sich's jedoch zum täglichen Geschäft machte, in den Kartoffeln herumzusuchen und sie in verschiedene Sorten zu bringen. Wenn die Mutter ihn fragte, was er sich denn so viel mit den Kartoffeln zu schaffen mache, da er sich ja sonst nicht darum bekümmert habe, erwiderte Friedrich: „Ich will nur die heraussuchen, die so recht rund, nicht zu groß und nicht zu klein sind, so recht dünnschälig, die leicht aufspringen, wie sie der Vater so gern ißt; ich will sie ihm heraussuchen und aufheben." — „Ach, du albernes, gutes Kind!" sprach die Mutter.

„Wo ist Friedrich?" fragte nach einigen Tagen die Mutter, als sie früh, wie sie es immer zu thun gewohnt war, sogleich beim Aufstehen in die anstoßende Kammer trat, um die Kinder zu wecken. Friedrich's Lager war leer, doch war es zu ersehen, daß er in demselben gelegen hatte. „Wilhelm, wo ist Friedrich? Sollte er denn so zeitig in die Schule gegangen sein?" — Man nahm dies an, und die Mutter war weiter nicht besorgt. Aber sie ward es, als Wilhelm mit der Nachricht aus der Schule kam, daß Friedrich nicht dagewesen sei. „Ach, das Angstkind!" rief die erschreckte Mutter, „mir ahnt, was er wird unternommen haben" — „ach, der böse — der leichtsinnige Junge ist gewiß dem Vater nachgelaufen, um ihm sein Leibgericht zu bringen — das gute Kind, ach welche Gefahren werden es treffen — ach, der böse, liebe Junge!" Die hellen Thränen rannen aus der Mutter Augen, es waren Thränen des Kummers und gleichwohl auch Thränen der Rührung und Freude. Sie suchte in der kleinen Lade, welche der Kleiderschrank der Kleinen war, und sie vermißte Friedrich's Sonntagsjacke und Sonntagshosen; auch hing die Feldmütze des Vaters, die der Mutter Schneiderei-Kenntniß zu einer stattlichen Mütze für Friedrich umgestaltet hatte, nicht an dem gewohnten Nagel; ferner bemerkte sie bei ihrem Spähen im Kartoffelvorrathe, daß von dem Häuflein, das er so sorglich ausgelesen hatte, ein ziemlicher Theil fehlte.

„Ja, ja, es ist nur zu gewiß, daß der arme Junge dem Vater nachgelaufen ist!" rief die Mutter, und fragte Wilhelm, ob ihm denn der Bruder garnichts von seinem Vorhaben offenbart habe, doch dieser versicherte ein offenes Nein. Hierzu kam am Nachmittage eine Befreundete in's Haus, die mit der Frage eintrat: „Wo hast du denn deinen Friedrich schon an so frühem Morgen hingeschickt, und was trug er denn so schwer? Als ich heute früh, es mochte etwa drei Uhr sein, von der kranken Lise kam, sah ich ihn weit draußen vor'm Dorfe an der Holz-Ecke hingehen, ich rief ihm zu, wohin er wolle, aber er hörte entweder meinen Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, denn ganz eilfertig schritt er vorwärts."

„Nun, so mag ihn der liebe Gott auf seinem weiten Marsche schützen; ach, wenn er nur glücklich zum Vater kommt!" rief gefaßt die Soldatenfrau. Sie gewöhnte sich nach und nach an Friedrich's Abwesenheit.

* * *

Seht denn nun unsern Friedrich auf seinem Berufswege, wie er selbst ihn nannte; darum schritt er so heiter und froh dahin, denn er wollte zum lieben Vater, um ihm eine Freude zu machen. Auf einer alten beräucherten Karte von Deutschland, die dem Herrn Schulmeister gehörte, hatte er so ziemlich herausstudirt, wo Frankreich und der Rhein lägen; er hatte mittelst eines Lineals sich eine Linie gezogen, die er würde gehen müssen; er hatte sich auf ein Stückchen Papier, das er aus seinem Schreibebuche geschnitten, die Städte geschrieben, durch welche ihn sein Weg führen werde. Wohl wußte er, daß er in etwa drei oder vier Tagen nicht zu seinem Vater kommen könnte, aber das kümmerte ihn nicht, denn er meinte, er werde doch hinkommen. Auch hatte er nicht den geringsten Reisepfennig, denn er dachte: wozu brauche ich Geld? ein Stückchen Brod gibt mir ja Jedermann, Wasser finde ich auch überall, und ein Nachtlager giebt's ja wohl in einem Schuppen oder auf einem Heuboden, wo man mir gewiß ein Plätzchen gestatten wird. Alles das machte ihm nicht die geringste Sorge, und er freute sich nur auf den Augenblick, wo ihn sein Vater sehen und große Augen machen werde, wo doch sein Friedrich mit dem Leibgericht herkomme!

Der rüstige Bursche hatte wahrhaftig am ersten Tage einen Weg von sechs Meilen zurückgelegt, da trugen ihn seine müden Beine nicht weiter, zudem ward es dunkel. Er lugte umher, zu erspähen, wo er seine müden Glieder hinstrecken könne; hungrig war er nicht, da eine Bauernfrau ihn vor einigen Stunden mit einem tüchtigen Stück Brod erfreut hatte, aber ein Obdach wünschte er, weil eine kühle Herbstnacht hereinzukommen schien. Jetzt sah er in der Ferne ein Licht schimmern, dem er folgte, und das ihn in ein Dorf führte und bald auch in ein Wirthshaus, in welchem es laut zuging, da der Gäste viele darin waren, die bei Glas und Spiel sich vergnügten.

Friedrich trat still ein, nahm schüchtern sein Plätzchen auf der breiten Ofenbank; die Last von seinem Rücken nehmend und sie sorglich neben sich behaltend, harrte eines Weiteren.

Da trat die dicke, freundliche Wirthin, die ihn gewahrte, zu ihm, und fragte, wer er sei, woher er käme, und wohin er wolle. Recht treuherzig erzählte der Befragte. Die Fragerin schien erstaunt zu sein, wendete sich aber bald von ihm, und an einen Tisch hin, an welchem Spielende und Trinkende saßen.

„Was," riefen mehrere Stimmen, „was? den Jungen muß ich sehen!"

Da trat — Friedrich erschrak fast — ein baumlanger Mann, mit einem eisgrauen Schnurrbart, mit einem eisgrauen, fast kahlen Kopfe, und mit einem hölzernen Beine auf den Banksitzer zu und schnurrte ihn an: „He, Junge, wer bist du? Wohin willst du? Was trägst du bei dir?"

Der Erschrockene erzählte, er erzählte ausführlich, auf gar viele Fragen gab er hinreichenden Bescheid. Alle in der großen Stube Anwesenden hatten sich in einem weiten Kreise um den Ankömmling gestellt, und sahen unverwandten Blickes auf ihn hin; dabei herrschte während dem Erzählen des Kleinen eine Stille in dem weiten Raume, die gegen das vorige Getöse gar sehr abstach.

Da trat — Friedrich erschrak wieder — der alte Stelzfuß auf ihn zu, faßte den Jungen beim Kopfe, drückte ihn an seine alte Soldatenbrust, so daß Fried-

rich sein Gesicht von des alten Soldaten Zähren genäßt fühlte, und rief: „Potz Bomben und Granaten, du bist ein ächtes Soldatenkind — bist ein braves Kind — ich kenne deinen Vater, den alten Schwerin, gar wohl — wie, so was! — nun, aus dir wird einmal ein braver Preuße — he, Wirthin, daß sage ich dir, gib dem braven Jungen zu essen und zu trinken, pflege ihn — nein, so was lebt nicht!"

„He, ihr Alle miteinander, den kleinen Kameraden dürfen wir nicht im Stiche lassen!"

Jetzt nahm der alte Kriegsheld sein Käppchen vom kahlen Scheitel und hielt es als wie zur Einladung Allen hin, die dicht um ihn herum standen. Und siehe, männiglich führte die Hand zur Tasche, und bald war ein ansehnliches Häuflein Münze im Käppchen, welches der alte Stelzfuß in Friedrichs Mütze ausschüttete.

Die gemüthliche Wirthin, die es nicht unterlassen konnte, den kleinen Wanderer zu herzen, zog ihn zum großen Tische hin, den die Trinkenden wieder einnahmen, und erquickte ihn mit einem gar reichlichen Imbiß. Am nächsten Morgen, nachdem der Pilger in einem weichen Bette recht wohl geruht hatte, that die Gute noch mehr, denn sie verwandelte die Münze, der sie selbst noch ein Ansehnliches hinzugefügt hatte, in zwei Thalerstücke, die sie noch dazu in den Bund seiner Höschen einnähte, und ihn außerdem mit einem Imbiß versah, der ihm auf zwei Tage vor Hunger zu schützen vermochte.

Späterhin fand er ebenfalls Theilnehmende und Gönner, die ihn reichlich ausstatteten mit Speise und Münze, von welcher letztern er aber auch nicht das Geringste als Reisegeld bedurfte, so daß ihm ein Schatz von etwa acht Thalern geworden war, bei dem er sich so reich dünkte wie ein Hunderttausend-Thaler-Mann. Auch führte ihn sein günstiger Stern einem Reisenden zu, der ihn in seinem bequemen Wagen zwei Tage mit sich nahm. So kam denn der kleine Wanderer seinem Ziele immer näher. Endlich hatte er es erreicht, wenigstens glaubte er's. Bei seinem Wandern durch ein Städtchen sah er wahrhaftig einen preußischen Soldaten vor einem Hause sitzen, und nun meinte er, die ganze preußische Armee, also auch seinen Vater zu finden, und somit das Ende seines Marsches. In freudiger Eile sprang er auf den Blaurock zu, den er fragte: „Wo ist denn mein Vater? Er ist doch auch hier?"

Der Angeredete sah aber mit gar verdrießlicher Miene auf den Frager hin und brummte: „Dummrian, bin ich denn allwissend? Weiß ich denn, wer dein Vater ist?"

Dem armen Friedrich wurde nun Aufschluß, daß der Soldat ein Kranker war, der, wie noch manche, dem Lazareth angehörte, und darum wohl hatte zurückbleiben müssen; auch erfuhr Friedrich, daß er seine Beine noch gar oft werde aufheben müssen, wenn sie ihm bis zum Vater tragen sollten. Er that es mit Freuden.

Endlich war er im Lager der Preußen, und er meinte, schon nach zehn oder zwanzig Schritten den Vater zu finden, aber es lag noch Manches zwischen Ankommen und Finden. Er wurde von dem äußersten Vorposten angeschnurrt, wer er sei und was er wolle, doch ließ er den treuherzigen Erzähler zum nächsten Posten gehen. So kam er denn an einen Gefreiten, von diesem an einen Corporal, dann an einen Lieutenant, der den drolligen Burschen zum Hauptmann, unter Begleitung eines Gefreiten, führte. Dieser examinirte ihn gar scharf, ließ sich selbst die Kartoffeln zeigen, so daß ihm kein Zweifel mehr beikam. Nach geendigtem Examen klopfte der Hauptmann das muntere Kerlchen auf die Backe, zupfte ihn am Ohr, und schien Wohlgefallen an dem seltenen Jungen zu haben. Dann setzte er sich, indem er dem Harrenden einen Imbiß reichen ließ, und schrieb wohl eine Viertelstunde lang. Jetzt stand er auf, rief eine Ordonnanz herbei und sprach zu Friedrich: „Nun, wackrer Junge, sollst du bald zu deinem Vater kommen!"

Der Ordonnanzmann führte ihn hierauf, ach, noch weit, durch manche Zeltreihen. Friedrich wollte bald dahin, bald dorthin zur Seite springen, denn er glaubte in jedem Soldaten seinen Vater zu erkennen, aber der alte ihn führende Schnurrbart kommandirte: „Hübsch vorwärts und nicht geredet!"

Jetzt endlich ging es eine Anhöhe hinan, die ein schönes Gebäude trug, und welches ein Schloß war. Da gab es wieder viele Soldaten, und namentlich viele Offiziere zu Fuß und zu Pferde. Friedrich wollte gewaltig viel fragen, aber es wurde ihm Stille geboten. — Nun ging es eine breite, schöne Treppe hinauf, da wurde Halt gemacht, denn die Ordonnanz hatte hier an einen Offizier, der vor einer Thüre stand, seinen erhaltenen Brief abzugeben. Der Offizier las ihn, und sah dann recht lange den kleinen Passagier an, der, die Mütze in der Hand und sein Hübchen auf dem Rücken, gar große Augen machte, und das Kommende verlangend erwartete.

Der Offizier trat mit seinem erhaltenen Schreiben in ein Zimmer, aus dem er nach einigen Minuten wieder heraustrat, Friedrich bei dem Arme ergriff und zu ihm sprach: „Du sollst hineinkommen!"

Friedrich that es, und gab sich sogleich beim Eintreten eine recht soldatische Stellung, wie ihm schon längst von seinem Vater gelehrt worden war. Da saß an einer langen Tafel, auf welcher viele Landkarten und Schriften lagen, ein Offizier, der wohl viel mochte zu bedeuten haben, denn er hatte gewaltig viel Gold auf seiner Uniform, und dann standen auch viele Offiziere um ihn herum, die nur auf ihn zu hören schienen; aber zweie saßen mit an der Tafel und schrieben so eifrig, daß sie auf etwas Anderes gar nicht achteten.

Der vornehme Offizier winkte Friedrichen näher und sprach: „Du willst zu deinem Vater?"

„Ja freilich," war die Antwort, „ich bin schon lange gelaufen, und kann ihn immer noch nicht finden; ist er denn nicht mit hier?"

„Was willst du bei deinem Vater?"

„Ei nun, ich bringe ihm etwas, was ihm gewiß Freude machen wird."

„Nun, was denn? Willst du mir's nicht zeigen?"

„Warum denn nicht? — Sehen Sie nur, Herr Offizier, was das einmal für schöne Kartoffeln sind, die ißt er so gern, und" —

„Schon gut, Kleiner! — Aber höre, wie dann, wenn dein Vater nicht mehr lebte, wenn ihn die Franzosen todtge —"

„Ei, ich möchte wissen — da hätte er es uns daheim schon sagen lassen!"

Der Herr Offizier lachte herzlich, und die Anderen mit. — Friedrich wurde dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wieder viele Soldaten waren, die ihn umringten, und denen er erzählen sollte, jedoch dazu hatte er keine besondere Lust, und rief nur öfters: „Ach, wenn ich nur bald zu meinem Vater käme!"

„Ja, kleiner Kamerad!" riefen Einige scherzend „der ist jetzt nicht hier, er ist draußen und führt mit den Franzosen Krieg."

„Nun, warum," meinte der Drollige, „seid denn ihr nicht mit dabei?"

So vergingen einige Stunden für die vielen Fra-

ger recht kurzweilig, aber für den Gefragten endlich bald langweilig.

* * *

Der Feldmarschall saß mit seinem Generalstabe an der Mittagstafel. Auf dieser gab es gar manches Leckere, und den Schluß machte, sonderbarer Weise, eine Schüssel Kartoffeln.

„Nun, meine Herren!" rief der Feldmarschall, langen Sie zu, es ist ein seltenes Gericht!" — Man that es und lobte das Gericht als etwas Seltenes und Delikates.

„Nun, du Alter, hättest du nicht auch Appetit? Ist's nicht auch dein Leibgericht?" — so rief er der Schildwache zu, die, jedoch nur für heute, im Innern des Zimmers an der Thür ihren Posten und Gewehr beim Fuß hatte, aber gar ernst vor sich hinsah, steif und unbeweglich wie eine Schachfigur, und nichts auf die gethane Anrede erwiderte.

„Es ist mein Ernst, Kamerad!" rief der Feldmarschall, „wenn du Appetit hast, so iß mit; es ist schon noch ein Stuhl für dich da!"

Der Mann schulterte zur Antwort das Gewehr und sah auf den Gebieter hin. Doch wer weiß es, ob ihm nicht der so vielartige Dampf von all' dem Lieblichen, und wohl auch von den Kartoffeln, in die Nase gefahren sein mag.

„Ich wiederhole es," wurde ihm zugerufen, „iß mit! Adjudant, lassen Sie den Mann ablösen! — Na, so recht, mach' nun keine Umstände weiter, sondern setz' dich her und lange zu! Ich muß dir nur sagen, es sind pommer'sche Kartoffeln, ganz gute — nun, du wirst es wohl schmecken, ich kommandire: Marsch!"

Des Alten Gesicht schien sich zu verklären, im Paradeschritt trat er auf den noch leeren Stuhl zu, und ward, was ihm gar sonderbar dünkte, der Nachbar von seinem Hauptmann. Es wurde ihm die Schüssel, die noch zum größern Theil gefüllt war, zugeschoben und er nochmals erinnert, daß er ohne alle Umstände zulangen solle. Solcher Nöthigung konnte der neue Gast, dessen heutige Hauptmahlzeit Kommisbrod gewesen war, nicht widerstehen. Er wollte soeben nach einem Knollen langen, aber dahin kam es nicht sogleich, denn er mußte auch von dem genießen, was sonst auf der Tafel gestanden und noch dastand; Leckereien, von denen der Alte bisher weder Namen noch Geschmack gekannt hatte. Von Allem versuchte er nur ein Weniges, denn ihn gelüstete nach seinem Leibgerichte, das aus einer Porzellanschüssel ihn anlachte, neben welcher ein Butterschäfchen stand, dem das Hinterviertel bereits abgeschnitten war. Jetzt langte der Lüsterne endlich nach der winkenden Frucht, und legte sich zwei der kleinsten, denn er wollte nicht unhöflich erscheinen, auf seinen Teller, aber sein Hauptmann schob ihm die Schüssel ganz nahe zum Teller und rief lachend: „Lange nur zu, wir haben schon unsern Theil, und dem Schäfchen mache nur vollends den Garaus!" — Der Aufgeforderte warf jedoch erst einen Blick auf die vielen Herren an der Tafel; da er aber fand, daß man beim lauten Gespräch auf ihn nicht achte, so fing er denn sein Zulangegeschäft herzhaft an. „Ach, du lieber himmlischer Vater!" brummte er beim Kauen, „'s ist doch eine herrliche Gottesgabe!"

„Nun, Schwerin, schmeckt's?" rief ihm der Feldmarschall zu, nicht wahr, sie schmecken wie pommer'sche?" —

Der Alte aber hörte nicht gar viel, denn es schmeckte ihm so ungemein, daß er fast all' den duftigen Knollen den Garaus machte.

Da erscholl plötzlich eine Knabenstimme: „Nun, Vater, haben sie dir geschmeckt?"

Ein Knabe sprang jetzt aus einer Thür hervor, welche ein Offizier auf des Feldmarschalls Wink geöffnet hatte, und trat auf den neugebackenen Sergeanten zu, dem er sich an die Brust warf.

„Ach, bist du es, guter Friedrich?",

„Ach—wie—was—woher—du armes gutes Kind!"

Der Alte sank auf den Stuhl zurück — seine bebuschten Augen feuchteten sich und Thränen fielen über den Bart herab: „Ach, du Wetterkind, sag' mir nur — ist denn die Mutter wohlauf und der Wilhelm? — Ach, du Angstkind! — halten Sie mir's nicht ungnädig, meine gnädigen Herren, wenn ich flenne wie ein altes Weib, aber es ist auch gewiß des Guten zu viel auf einmal — solche Freude hätte ich mir nicht gedacht! Ach, was soll ich aber sagen — ich hätte nicht gedacht, daß ein alter Soldat weinen könnte! — Ach, ich bin ganz verwirrt — halten's doch ja zu Gnaden!" — Vater und Kind herzten sich, so still, so innig, daß Aller Augen, die wohl selten geweint hatten, naß wurden. Es gab eine wahrhaft ergreifende Scene.

„Vater!" rief der Kleine, der jetzt ein Beutelchen emporhob und mit der andern Hand auf seinen Leibgurt zeigte, „brauchst du etwa Geld? Ich habe viel Geld! Gute Leute haben mir's geschenkt — ich habe aber nicht etwa gebettelt!" — Aus des Knaben hellen Augen funkelte die klare, reine Freude. „Nun kannst du," fuhr er in seiner Freude fort, „das Stück von unserm Dorf-Anger kaufen und einen Garten d'raus machen, und — "

„Und ein hübsches Häuschen d'rauf bauen!" rief jetzt der Feldmarschall d'rein, welcher einen Teller nahm und schweigend mehrere Dukaten darauf legte, dann ohne weitere Worte den Teller weiter reichte, so daß der Teller die Runde gemacht hatte, ohne daß es Vater und Sohn, die mit sich selbst zu sehr beschäftigt waren, bemerkten. Der Teller faßte bald, denn es waren gar reiche Herren mit an der Tafel, einen ziemlichen Reichthum in sich.

„Komm her, kleiner Schwerin!" rief der Feldmarschall, „hier hast du etwas für deinen weiten Weg und für das Leibgericht!"

Tags darauf hatte der alte Schwerin, Sergeant Knurring, den ehrenvollsten Abschied in den Händen, das kleine Schwerinchen aber die Kokarde auf der Feldmütze, und die Mutter daheim erfreute sich eines ansehnlichen Reichthums.

Ein seltsamer Traum.

Für Haus und Herd von C. U.

Bei einer Besprechung des Gleichnisses von den zehn Jungfrauen, theilte mir ein Bruder, welcher Geschäfte halber häufig in einer unserer größeren Städte verkehrt, folgende interessante Begebenheit mit:

Ich kam, sagte er, vor einigen Tagen zu einem meiner Kunden, um ein Geschäft mit ihm abzuschließen. Nach Beendigung desselben knüpfte ich, wie gewöhnlich, eine religiöse Unterhaltung an. Ich thue dies immer, so oft sich eine Gelegenheit bietet, obwohl ich meistens tauben

Ohren predige. Im Verlauf des Gespräches sagte der Mann plötzlich: „Weil Sie gerade von solchen Dingen reden, muß ich Ihnen doch etwas erzählen: Vor einigen Tagen,“ sagte er, „kam einer meiner Nachbarn, ein angesehener, reicher Mann in mein Geschäftslokal. Er sah etwas bleich und angegriffen aus, und ich fragte ihn sofort, ob er sich unwohl fühle. O nein, erwiderte er, mir fehlt gar nichts, aber ich hatte letzte Nacht einen höchst sonderbaren Traum, welchen ich nicht los werden kann. Mir träumte,“ sagte er, „daß ich mit etlichen meiner Bekannten eine große Reise unternahm. Nachdem wir bereits verschiedene fremde, uns unbekannte Länder durchreist, kamen wir eines Morgens in ein überaus liebliches Thal, welches inmitten reizender, reich bewaldeter Anhöhen lag. Die ganze Scenerie machte einen höchst feierlichen Eindruck auf mich. Nachdem wir eine zeitlang, die Schönheit der Gegend bewundernd, langsam dahinfuhren, erblickte ich plötzlich ein prachtvolles Portal, welches, nicht allzuweit von uns entfernt, auf einer reizenden Anhöhe stand. Ich konnte die goldene Inschrift der herrlichen Pforte bereits sehen, aber erst, nachdem wir etwas näher gekommen waren, sah ich, daß es die 'Pforte des Himmels' war. Da möchte ich einmal hin, rief ich aus, aber meine Begleiter bezeugten, entweder aus Furcht oder aus Abneigung, nicht die geringste Lust mich zu begleiten. Sie versprachen mir aber, auf mich zu warten, bis ich wiederkäme. Ich stieg somit ganz allein die etwas steile Anhöhe hinauf und langte auch bald an der verschlossenen Pforte an. Nachdem ich eine Weile den wunderbaren Bau und das köstliche, mir gänzlich unbekannte glänzende Gestein, aus welchem er errichtet war, bewundert hatte, aber Niemand sehen konnte, wollte ich wieder umkehren. Da stand auf einmal ein ehrwürdiger alter Mann, mit silberweißem Haar, vor mir und fragte nach meinem Begehren. Sie sind wohl der Pförtner,“ sagte ich, „indem ich einen Blick auf den großen goldenen Schlüssel warf, welchen er in der Hand hielt. 'Jawohl,' erwiderte er, 'was wünschen Sie hier?' „O, ich möchte nur einmal diese himmlischen Räume betreten, damit ich meinen Freunden und meiner Familie bei meiner Rückkehr auch etwas vom Himmel erzählen könnte. Wollen Sie mich nicht gefälligst einlassen?“ 'Sie weilen ja noch unter den Lebenden,' erwiderte der freundliche Alte, 'und es ist gegen unsere Regel, einen Lebenden hier Zutritt zu gewähren.' „O machen Sie nur dießmal eine Ausnahme, lieber Herr, ich bin ja noch nie in meinem Leben so nah an der Himmelspforte gewesen, und ich möchte so gern auch das Innere sehen.“ Da öffnete der freundliche Greis eine kleine Seitenpforte und sprach: 'Kommen Sie, treten Sie ein.' Nachdem wir eine Weile durch eine prachtvolle mit hohen Bäumen von seltener Schönheit umgebene Allee gewandelt waren, traten wir in einen großen Saal, dessen Länge und Breite ich gar nicht absehen konnte, dessen Herrlichkeit jedoch ganz unbeschreiblich war. Er war ganz mit wunderbaren Engelgestalten angefüllt, welche auf ihren Knieen lagen und in ehrfurchtsvollem Schweigen auf einen hohen goldenen Thron blickten, von welchem ein so durchdringender Lichtstrahl ausging, daß ich sofort mein geblendetes Auge abwenden mußte. Plötzlich jedoch schlugen unbeschreibliche Laute an mein Ohr, Töne himmlischer Musik, welche mein Herz mit nie gekannter Wonne erfüllten und meinen Augen heiße Thränen entlockten. Nachdem ich eine Weile athemlos gelauscht und regungslos das entzückende Schauspiel betrachtet, nahm mich der freundliche Begleiter am Arm und führte mich in einen anderen Saal. So bald als mein Fuß die Schwelle desselben betrat, fiel auch mein Blick sofort erstaunt auf eine unübersehbare Menge von Kronleuchtern, welche sämmtlich mit langen goldenen Ketten an der Decke des Saales befestigt waren. Diese Leuchter schienen aus lauter köstlichen Edelsteinen zusammengesetzt und waren von solch' vollendet schöner Form, daß ich mich gar nicht satt daran sehen konnte. Der strahlende Glanz derselben that jedoch meinen Augen bald so wehe, daß ich nicht länger hinauf schauen konnte. 'Laßt uns weiter gehen,' sagte der Pförtner, 'diese Lampen sind zu glänzend für ein sterbliches Auge. Wir wollen auch die anderen ein wenig näher betrachten; sie sind leider nicht alle so blendend.' Nachdem wir eine Weile stillschweigend mit einander dahingegangen und meine Augen sich wieder etwas erholt hatten, sah ich wieder aufwärts und bemerkte in der That eine große Veränderung, sowohl in der Form, als in dem Glanz der über mir schwebenden Lampen. Etliche unter denselben waren immer noch sehr schön, aber ich konnte doch ihr Licht ertragen und war auch im Stande sie genauer zu betrachten. Als wir jedoch weiter vordrangen, war kein Kronleuchter mehr zu sehen und die Lampen sahen immer ärmlicher aus. Endlich sah ich nur noch geringe, blecherne Lampen, welche ein sehr mattes Licht von sich warfen. Ich drückte meinem alten Führer gegenüber meine Verwunderung aus und meinte, daß solch' elend aussehende, blecherne Leuchter eigentlich gar nicht in einen solch prächtigen Saal gehörten und überhaupt im Himmel gar nicht geduldet werden sollten. Mein alter Führer

erwiderte lächelnd: 'Sie haben theilweise recht. Die Kronleuchter sind eine Zierde, aber manche dieser Lampen sind eine Schmach, und doch gehören sie hieher, denn es sind die Lampen der Bekenner Jesu Christi auf Erden, welche dem Bräutigam entgegengehen. Sowohl die goldenen Leuchter, als diese geringen, blechernen Lampen sind, jede Einzelne, mit dem Namen des Bekenners versehen, dem sie angehören, und werden auf ausdrücklichen Befehl des Herrn hier sorgfältig aufbewahrt. Bei diesen Worten waren wir ganz am Ende des Saales angelangt. Da fiel mein Blick plötzlich auf eine überaus häßliche Lampe, welche aussah, als ob sie schon fünf und zwanzig Jahre in einer schmutzigen Rumpelkammer gelegen hätte. Der röthliche Schein des Lichtes war kaum noch sichtbar hinter dem geschwärzten Glas und der Oelbehälter schien, der schwachen Flamme nach zu schließen, beinahe leer zu sein. „Wem mag wohl diese abscheuliche Lampe gehören?“ fragte ich erstaunt.

'Das kann ich ihnen bald sagen,' erwiderte der Pförtner, indem er dieselbe sorgfältig herabnahm und näher besichtigte. 'Die gehört,' sagte er, indem er mir einen durchdringenden Blick zuwarf, 'einem mit irdischen Gütern reich gesegneten, aber an himmlischen Gütern sehr armen Mann.' Als er den Namen desselben nannte, fuhr ich wie vom Blitz getroffen zurück, und stand wie vernichtet da. Er hatte meinen eigenen Namen genannt; mich hatte er als den Eigenthümer der häßlichen Lampe bezeichnet. Nachdem er mich eine Zeitlang so ernst und durchdringend angeschaut, daß mir die Haare zu Berg stiegen, sagte er zu mir: 'Die Thore des Himmels wurden noch keinem sterblichen Menschen geöffnet, aber Gott wollte sie warnen; sie sollten ihre Lampe sehen. Sehen Sie schleunigst dazu, daß sie nicht ganz erlösche, sonst haben Sie diese himmlischen Räume zum letzten Male gesehen.' Da erwachte ich und fand mich in Schweiß gebadet. Was denken sie davon? War das nicht ein merkwürdiger Traum?“ So merkwürdig, schloß der Erzähler der Begebenheit, daß er nicht nur den Träumer, sondern auch viele unserer eigenen Glieder zum ernsten Nachdenken bewegen sollte.

Aufgabe des ehelichen Lebens.

Für Haus und Herd von Gregorius.

1. Die Ehe ist eine heilige Ordnung Gottes.

Die Ehe ist mehr als eine Privatübereinkunft zweier Personen, sie ist mehr als ein Civil Contrakt. Sie ist ein von Gott selbst eingesetzter, heiliger Bund (1 Mos. 2, 18—25; Matth. 19, 4—7). Der Ehestand ist daher nicht blos unter dem Gesichtspunkt des Glückes und des Genusses überhaupt aufzufassen, sondern muß als ein Beruf, als eine göttliche Ordnung, betrachtet werden, dessen heilige Pflichten gegenseitig zu erfüllen sind. Im ehelichen Leben sollen Mann und Weib die Ordnung erfüllen, unter welche sich beide zu beugen haben. Dieser göttlichen Ordnung zufolge soll der Mann des Weibes Haupt sein wie der ganzen Familie. Er soll Versorger und Beschützer der Seinen sein und zugleich die ihm gebührende Stellung in der Geschäftswelt, wie in der bürgerlichen Gemeinschaft einnehmen (1 Kor. 11, 3; Ephes. 5, 23).

Das Weib, als Gehülfin des Mannes, soll der ordnende Mittelpunkt des Hauses sein. Vor allem Anderen ist das Haus, die Familie, ihr eigentlicher, von Gott und der Natur selbst bestimmter Wirkungskreis. Frauen, die mit Geschick und Erfolg hinausgreifen in das Leben außerhalb dem Familienkreise, bilden eben doch nur eine Ausnahme von der allgemeinen Regel und sind in letztem Grunde durchaus nicht zu beneiden.

Der weise Salomo sagt: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes, und wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, als die köstlichsten Perlen.“ Es ist das Weib, die dem Manne und den Kindern das behagliche Daheim und den anziehenden Familienheerd bereiten soll. Wenn Häuslichkeit und Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit von dem Weibe verlangt wird, so verachte man diese Dinge ja nicht als geringfügig und prosaisch; denn sie sind eine unerläßliche Bedingung für die Lebenspoesie, welche am häuslichen Heerd erblühen soll. Siehe Sprüche 31, 10—31. Treffend führt Schiller denselben Gedanken in seinem Liede von der „Glocke“ aus, wenn er sagt:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände
Und mehret den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.“

Wenn die heilige Schrift lehrt, daß der Mann des Weibes Haupt ist, und die Bestimmung des Weibes darein setzt, daß sie diene, so bedeutet das durchaus nicht, daß der Mann Despot und das Weib einfach Sklavin sein soll, wie man im Zeitalter des Heidenthums gewohnt war zu thun. Im Gegentheil soll der Gegensatz zwischen Beiden, Mann und Weib, in der Einheit und Gegenseitigkeit der Liebe ausgeglichen werden. Gerade dadurch, daß das Weib in dienender, selbstvergessender Liebe für Mann und Kin-

der, an welche ihr ganzes Herz gewachsen ist, Sorge trägt, übt sie thatsächlich eine Herrschaft aus, die darin besteht, daß sie dem ganzen Leben des Hauses großentheils das Gepräge ihrer individuellen Eigenthümlichkeit aufdrückt; denn im Hause waltet vornehmlich der Geist des Weibes. Daher muß ihr auch das Recht zuerkannt werden, auf ihre eigene Weise, nach ihrem Willen und nach ihrem eigenthümlichen Geschmacke ihren häuslichen Beruf auszuführen. Obwohl der Mann in letzter Instanz „Herr im Hause" sein will und wird, so bleibt doch dem Weibe eine gewisse Sphäre übrig, in welcher sie als Hausfrau das Regiment führen muß, denn sie kann nur dann wahrhaft und völlig dienen, wenn sie auch freie Hand hat in ihrem Gebiete zu schalten und zu walten.

2. Die eheliche Liebe ist dazu bestimmt, eine Entwickelung zu haben.

Wo die Entwicklung und das Wachsthum der ehelichen Liebe versäumt und gehemmt wird, da verwelkt sie in Gleichgültigkeit und in ein ganz äußerliches Gewohnheitsleben. Dieses Wachsthum der Liebe wird gehemmt, wenn z. B. die Liebenden auf eine gar zu ausschließliche Weise einander angehören wollen, so daß der Eine es nicht duldet, daß der Andere in berechtigtem Sinne auch für andere Menschen in der Welt sei, und die Aufmerksamkeit, die man den Interessen Anderer schenkt, als einen Raub und Verletzung der eigenen Person betrachtet. Diese verkehrte Sucht nach Alleinbesitz entwickelt sich leicht in Eifersucht, eine gar zu traurige Krankheitserscheinung, die vom Schein lebt und vom Nichts sich nährt, und in welcher man sich gegenseitig die schrecklichsten Qualen bereitet. Diese Eifersucht hat Jemand feinsinnig geschildert als „eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Bei einem gesunden Zustande der Liebe haben die Eheleute Vertrauen zu einander und glauben gegenseitig an ihre Liebe und Treue, und damit es zum rechten Wachsthum komme, müssen sie Alles mit einander theilen. Wenn gefordert wird, daß Mann und Weib die Freuden wie die Leiden des Lebens theilen, mit und für einander zu leben, um gegenseitig die Entwicklung ihrer Persönlichkeit zu fördern, so kann das nur geschehen, wenn sie auch im Stande sind Einer des Andern Interessen zu theilen. Der Mann muß verstehen, auf die Interessen der Hausfrau einzugehen, und seinen Sinn auszubilden nicht allein für das Kleine überhaupt, sondern auch für das Besondere. Und das Weib muß im Stande sein, die Interessen des Mannes zu theilen, und hierdurch ihrerseits den Sinn für das Allgemeine auszubilden. Ja, sie muß sich für den Beruf ihres Mannes interessiren, sie muß an seinem Wirken sich freuen und es liebhaben. Und mag sie von demselben gar Manches nicht verstehen, so wird sie dennoch je mehr und mehr dahin kommen, die Bedeutung seines Wirkens und Schaffens zu fassen. In manchen Fällen kann sie dem Mann in seiner Berufsthätigkeit als Gehülfin dienen; und nicht selten kann es für den Mann von Wichtigkeit sein, auf den Rath seines verständigen Weibes zu hören, weil ihr unmittelbarer Takt, ihr intuitives Gefühl und gesunder Blick das Rechte mit größerer Sicherheit trifft, als die kalte Ueberlegungskraft des Mannes. Will die Frau Schritt halten mit dem Manne in seinem Fortschritt, so ist nöthig, daß sie sich mit seinen Interessen vertraut macht, und in seinen Gedankenkreis so weit als möglich sich vertieft. Es darf mit Sicherheit erklärt werden, daß es kein Interesse des Mannes gibt, daß nicht eine Seite wenigstens hat, von welcher das Weib dasselbe in sich aufnehmen kann. Unter diesem Leben für die beiderseitigen Interessen; unter dem hieraus hervorgehenden stetigen Gedankenaustausch; unter Freuden und Schmerzen und den mannigfaltigen Aufgaben, die das tägliche Leben mit sich bringt; unter den fortgesetzten Wiederholungen eines und desselben Kreislaufes; unter der Gemeinschaft von Lebenserfahrungen und Geschicken; unter der steigenden Vertraulichkeit, in welcher ihre Herzen, mit den Vorzügen wie Fehlern, einander immer völliger offenbar werden; unter diesem Allen sollen Beide, Mann und Weib, mit einander wachsen, soll die eheliche Liebe selbst zunehmen, sich läutern und reifen. Auch sollten Beide, Mann und Weib, darauf bedacht sein, daß das Weib an Kenntnissen einigermaßen mit dem Manne Schritt halte. Das Weib sollte sich Zeit nehmen zum Lesen und Bereicherung ihrer allgemeinen Kenntnisse und der Mann sollte nicht blos im Kreis der Familie vorlesen, sondern das Weib in allen seinen Angelegenheiten einweihen, damit sie Schritt halte mit seinem Fortschritt und nicht im Lauf der Jahre ein allzu großer Abstand zwischen dem Wissen und der Geisteskraft Beider bilde.

3. Das Glück der Ehe besteht im Wachsthum der Liebe.

Obwohl auch gewisse äußere Bedingungen zum Glück des ehelichen Lebens erforderlich sind, so steht doch so viel fest, daß Reichthum keine unerläßliche Bedingung des ehelichen Glückes ist. — Erfahrung lehrt, daß in vielen Fällen nicht blos Arme, sondern auch Bemittelte und sogar Reiche ihr inneres Leben einbüßen, d. h. sie gehen innerlich zu Grunde in den Fragen: „Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Womit sollen wir uns bekleiden?" Die Armen stellen oft diese Frage, weil sie Mangel leiden, und die Reichen, weil sie in ihrem Ueberfluß oft nicht wissen, was sie wählen sollen. Es ist gewiß eine krankhafte Erscheinung unserer Zeit, daß die Ansprüche des Lebens betreffs Nahrung und Kleidung und häuslicher Einrichtung so groß sind, daß manche junge Leute sich wirklich scheuen in den Ehestand einzutreten, weil ihre Einnahmen die scheinbaren nothwendigen Ausgaben eines standesmäßigen (?) Lebens nicht decken würden. Und doch, ist es nach Allem als ein Glück anzusehen, wenn Mann und Weib bei Arbeit und Sparsamkeit selbst den Bau ihrer Heimath aufführen, selbst sich für ihre Liebe das Haus und die Umgebung so gestalten können, wie es ihrem Geschmacke am Besten entspricht. Wo bei der ehelichen Verbindung gleichsam Alles von vornherein gegeben ist, da entbehrt man in der Regel jene Freude am Sichgenügenlassen. Eheleute, die mit wenigem irdischem Gut den Hausstand gründeten, aber durch Fleiß, gegenseitige Treue und Sparsamkeit ihren irdischen Besitz unter Gottes Segen sich beständig vermehren sehen dürfen, genießen das vom Herrn beschiedene Theil mit besonderem Wohlbehagen. Die Freude darüber, daß im ehelichem Leben aus Wenigem Viel geworden, ist keine unbedeutende. Hierher gehört auch die Anführung der Freuden, die Eheleute einander zu bereiten sich stets befleißigen sollten. Eine Familie, in welcher man z. B. nichts weiß von Geburtstags Gratulationen und Ueberraschungen, in welcher es keine Feierlichkeiten gibt und keine Familienfeste veranstaltet werden; wo die alljährlich wiederkehrenden Fest- und Feiertage unberücksichtigt vorüberziehen, weiß in der That sehr wenig von reinen Familienfreuden. Die kleinen, bescheidenen häuslichen Feste, die anspruchslosen Ueberraschungen, welche Mann und Weib einander bereiten, und bei welchen die an sich unbedeutende Gabe eine so große innere Bedeutung erhält, weil sie die

Arbeit und die Opfer der Liebe in sich schließt, haben namentlich bei bescheideneren Lebensverhältnissen ihren besonderen Zauber, welcher oft fehlt, wo Reichthum und Ueberfluß herrschen, wenn auch die Liebe zu einander vorhanden ist. Es geht Nichts über das Glück des ehelichen Lebens, welches sich im harmonischen Zusammenleben und unter dem fortschreitenden Wachsthum der Liebe bekundet; es geht Nichts über den Frieden am häuslichen Herd. Der Dichter hat diesen Punkt feinsinnig getroffen, wenn er ausruft:

„Da mag ich wohnen, da mag ich bleiben,
Und ist mein Hüttchen auch arm und klein.
Wo Liebe ist, o da vermißt man gern ein anderes Gut!
Da ist man reich und wohlgemuth,
Bei Allem, was man thut.“

4. Keine Ehe gewährt ungestörte Harmonie und Freude.

Man muß oft gar zu bald die Erfahrung im ehelichen Leben machen, daß dieses „Paradies“ zugleich eine Schule ist, voll der ernstesten Uebungen und Prüfungen. Es ist gewiß kein Haus ohne Kreuz. Der Mann muß an sich erfahren, was es heißt; „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen,“ ein Wort, welches seine Anwendung in jedem irdischen Beruf erleidet, welcher im besten Falle keineswegs lauter Lust und Lachen ist, sondern oft mit einem mühsam und unter mancherlei Schwierigkeiten zu pflügenden Acker verglichen werden kann. Und das Weib muß erfahren, daß „ihr Wille dem Manne unterthan sein soll,“ was oft etwas zu bedeuten hat. Der wirklich tiefe Ernst, welcher im ehelichen Leben liegt, tritt in so manchen unerwarteten Begebenheiten zu Tage, z. B. in Widerwärtigkeiten aller Art, in Nahrungssorgen, denen zu Zeiten kaum auszuweichen ist, in Verlusten, in Krankheitsfällen, welche oft die letzte Kraft in Anspruch nehmen, in Trauerfällen, wenn Vater und Mutter mit einander am Sterbebette geliebter Kinder stehen müssen. Alle Tage wieder erweist sich dieser Ernst der Ehe in der Arbeit, welche die Eheleute, jeder an sich selbst und der eignen Seele, haben, im Kampfe mit der Sünde, ohne welchen kein Wachsthum in der Liebe stattfinden kann. Ach, wie bald hören oft die ersten Illusionen der Liebe im ehelichen Leben auf! Die Vorzüge, die Einer dem Andern beilegte, während sie einander im verschönernden Lichte sahen, verschwinden, wogegen so manche Fehler, Eigenheiten und Einseitigkeiten zu Tage treten. Darum liegt es Beiden ob, gegenseitig Einer des Andern Last zu tragen, wozu gewiß auch gehört, die Untugenden und Schwächen des Andern in großer Geduld zu tragen, ebenso bereitwillig sie zu vergeben, wie auch freundlichen Beistand zu gewähren zur Ablegung derselben. Wo die gegenseitige Bereitwilligkeit zu solcher Stellung fehlt, kann die eheliche Verbindung zu einem schweren Joche werden, dem man sich gerne entziehen möchte — wenn's ginge! Wenn jedoch auf der einen Seite das Weib zwar unterthan ist und sein muß, aber auf der andern Seite immer mehr befreit wird durch den, der sie liebt, nach dem Bilde Christi, wenn der Mann zwar das Haupt ist, aber nur insofern, als er dem Weibe anhängt in unverbrüchlicher Treue und mit inniger Liebe; so verschwindet jede Spur der Ungleichheit, als herrsche Einer und sei untergeordnet der Andere, in dem höherem Gefühl einer vollkommenen Gemeinsamkeit des Lebens, wie auch dem Apostel die himmlischen Bilder verschwinden in dem einen Gedanken, daß zwei Eins sein werden, um in sich das Bild Gottes darzustellen, der Leben, Licht und Liebe ist. Je nachdem man in der Ehe Stellung nimmt zu dieser biblischen Anweisung, und dieser Weihe Eingang erlaubt, nähert sich das eheliche Leben dem Himmel oder der Hölle auf Erden.

5. Die Probe des christlichen Charakters im ehelichen Leben.

Zu den Dingen, die im Ehestande oft störend einwirken, sind auch die Verstimmtheiten zu rechnen, die durch Kleinigkeiten veranlaßt werden können. So z. B. ist es eine oft wiederholte und von Vielen bestätigte Erfahrung, daß das Weib die größte Geduld, Ergebung und Selbstbeherrschung unter ernsten häuslichen Schicksalen beweisen kann, wie in Zeiten der Krankheit, wo sie Tage und Nächte hindurch sich ungetheilt der Pflege des Mannes oder der Kinder hingibt und keine Opfer scheut; aber im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens verliert sie alle Fassung und Geduld, wenn z. B. ein Geschirr zerbrochen wird, oder das Tischtuch einen Flecken bekommt, oder die Magd sich eines linkischen Benehmens schuldig macht, oder der Junge eine Rücksichtslosigkeit gegen den sauberen Fußteppich begeht. So mag der Mann im Geschäftsleben zuvorkommend sein gegen Jedermann und sich Vieles gefallen lassen; im eigenen Familienkreis aber ist er launisch und reizbar und ärgert sich an der Fliege, die an der Wand sitzt. Unbedeutende Differenzen, kleine Zänkereien, Rechthaberei in geringfügigen Dingen, können mitunter große Friedensstörungen zur Folge haben.

Hier muß die Regel zur Geltung gebracht werden, daß man einerseits das Kleine nicht gering schätzen darf, welches wohl seine Bedeutung hat, und wovon so Vieles zu der ästhetischen Seite des Ehestandes gehört, deren Nichtachtung die unheilvollsten Folgen haben kann, — ein Umstand, den vorzugsweise die Männer zu beherzigen haben. Ebenso gilt auf der anderen Seite, daß man das Kleine und Geringfügige auch nur als Solches behandeln darf, das heißt, als Etwas, das nicht groß noch wichtig, wovon also kein Aufhebens zu machen ist, daß man über solche Dinge nicht verzagen, noch außer sich gerathen darf — eine Erinnerung, die besonders die Frauen sich zu merken haben!

Welch ein Glück ist es, wenn zu solchen Zeiten ein gutmüthiger Humor, eine innere Erhabenheit über dergleichen kleinliche Dinge, ein freier, frischer Sinn sich offenbart, welcher aufgelegt ist und geschickt macht, das aufsteigende Gewölk rasch zu vertreiben und den Frieden im Hause zu erhalten!

Die wirkliche Erhabenheit jedoch über solche Anfechtungen, die wahre Kraft, sowohl Kleines wie Großes zu tragen und zugleich in der Liebe zu erstarken, welche Gott und Menschen wohlgefällig ist, ruht in dem lebendigen Glauben. Die Arbeit, mit der man gegenseitig sich zu erziehen hat und zu fördern sucht, muß im tiefsten Grunde eine Arbeit sein zu gegenseitiger Heiligung, um mit und durch einander für das Reich Gottes zu reifen. Der christliche Glaube allein lehrt die Eheleute einander als Wesen zu betrachten, die nicht blos für dieses Erdenleben bestimmt sind, sondern als Wesen, mit der Bestimmung Erben des ewigen Lebens zu werden. Dieser Glaube legt ihnen eine gegenseitige Verantwortung für ihre Seelen auf, die man außerhalb des wahren Christenthums gar nicht kennt.

Dieser Glaube ist es allein, der sie geschickt macht, das Kreuz zu tragen, und die Aufgaben des ehelichen Lebens zu erfüllen. Unter dem stillen Wachsthum im Glauben und in der Heiligung soll die Ehe jenem Ideale sich nähern, welches der Apostel Paulus Eph. 5, 22—33 aufstellt, indem er in der Ge-

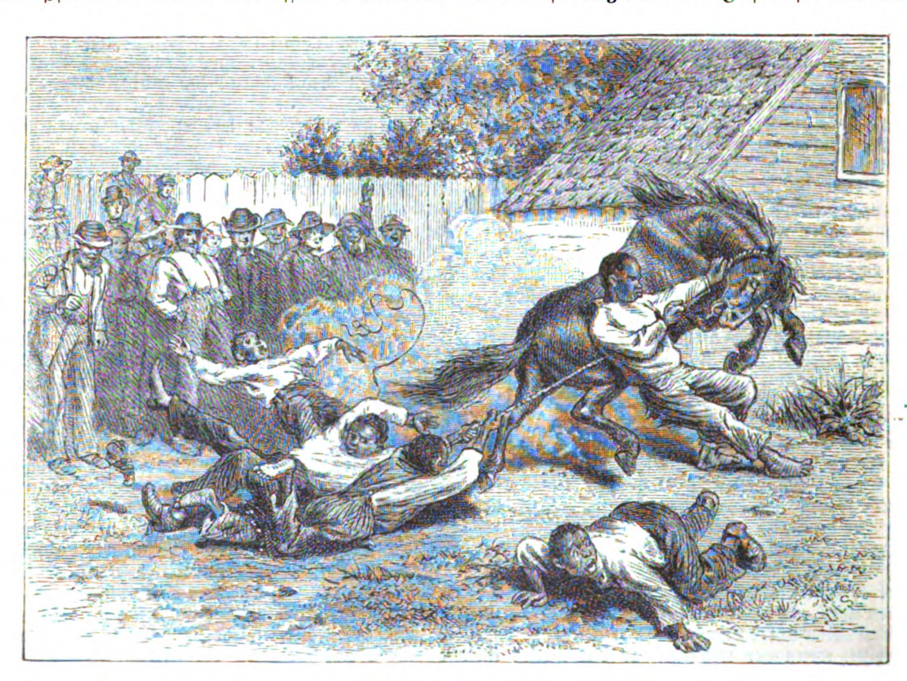
meinschaft zwischen Mann und Weib ein Abbild der Gemeinschaft zwischen Christo und der Gemeinde erkennt.

Schließlich geht aus dem Gesagten hervor, daß die schwerste Probe des christlichen Charakters im Kreis des ehelichen Lebens und in den häuslichen Verrichtungen überhaupt liegt, und daß wir nur durch Gottes Gnade im Stande sind, denselben zu bewähren. Christus will ihm selbst eine Gemeine darstellen, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken, oder Runzel, oder deß etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich (Ephes. 5, 27). Das ist das Ideal des christlichen Ehe- und Familienlebens. Leuchten wir daher im ehelichen und Familien-Leben helle, reden wir freundlich, strafen wir liebreich, weisen wir mit sanftmüthigem Geiste zurecht, ist unser Urtheil nach dem Gesetz der Liebe, arbeiten wir harmonisch inmitten aller Hindernisse, behalten wir das Gleichgewicht in allen Anläufen des Bösewichts, bewahren wir die Ruhe der Seele in den geringfügigen Dingen, wie in der Prüfung schwerster Stunde, sind wir in Allem und bei Allem geschickt und zufrieden und freudig in Gott—dann bewährt sich unser Gnadenstand und wir erfüllen die Aufgabe des ehelichen Lebens.

Eine merkwürdige Insel.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Gäbelein.

Amerika ist das Land der Mannigfaltigkeit. Wir begegnen wie in keinem anderen Lande den größten Extremen. Im Norden und Süden, Osten und Westen giebt es curiose Menschen und Verhältnisse, die nirgends als im Lande der Freiheit gefunden werden. Die Großstädte bieten ein interessantes Studium der verschiedenen Völker Europas, die gewöhnlich verschiedene Eigenthümlichkeiten beibehalten. New York hat sein deutsches, französisches, italienisches, spanisches, ungarisches, böhmisches, armenisches, chinesisches, ja sogar arabisches Viertel.



Einfangen eines Ponies.

Doch auch die fernen Gegenden sind nicht minder lehrreich und bieten Dinge, denen andere Länder sich nicht rühmen können.

Von einer merkwürdigen Insel, wie die Ueberschrift lautet, gedenken wir Einiges zu erzählen. Dieselbe heißt „Chincoteague.“ Der Name ist lang aber die Insel ist klein und vielleicht den wenigsten Lesern von Haus und Herd, wenn auch nur dem Namen nach, bekannt.

Chincoteague liegt 5 Meilen von der nordöstlichen Küste von Virginien, sie ist ein flaches, ziemlich unfruchtbares Stück Land, bedeckt mit Kiefer-Waldungen und sumpfigen Wiesen. Die

Bewohner sind ein ungebildeter aber sehr gutmüthiger Schlag von Menschen, in einem ziemlich primitiven Zustande. Weder die Bewohner noch irgend welche Ereignisse oder Unternehmungen machen daher diese Insel berühmt. Es ist etwas Anderes, welches dieses kleine Stück Land des großen Continentes merkwürdig macht.

Chincoteague ist die Heimath von einer Race Pferde oder eigentlich Ponies, die ebenso wild sind, wie die Mustangs in Texas und Mexico. Wie diese Thiere auf die Insel kamen ist ein Geheimniß. Schon im Anfange des 18. Jahrhunderts ließen sich hier einige Familien nieder und diese fanden die Ponies wild in den Wäldern herumjagen. Die Indianer des Festlandes jener Gegend hatten eine Ueberlieferung, daß ein Schiff mit einer Ladung Pferde, bestimmt nach den englischen Colonien in Virginien an der Insel strandete. Die Mannschaft soll von den damals noch freundlich gesinnten Indianern gerettet worden sein, die Pferde aber suchten nach ihrer Befreiung das Weite. Es wurden nie Anstrengungen gemacht diese einzufangen, sie verwilderten daher mit der Zeit und arteten aus. Doch dieses ist nur eine Ueberlieferung. Alle Jahre zur Zeit der Einfangung der Ponies stellen sich zahlreiche Gäste ein, die von verschiedenen Theilen der Staaten kommen, um entweder Pferde zu kaufen oder Zeuge von den erheiternden Scenen zu sein, die bei solcher Gelegenheit auf Chincoteague sich abspielen.

Auch wir wollen der Insel einen kleinen Besuch abstatten. Der Dampfer „Alice", der in der Saison regelmäßig vom Festlande nach der Insel fährt, bringt uns in ungefähr einer Stunde an Ort und Stelle. Wenn man diese


Ein Sohn des Landes.

kurze Strecke zurückgelegt hat, so hat man gewissermaßen der modernen Civilisation „adieu" gesagt und glaubt sich 50 Jahre in der Zeitrechnung zurückgesetzt.

Auf dieser Insel gibt es keine Fabriken mit kunstvollen Betrieben, keine rauchenden Schornsteine, keine Eisenbahnen, die Wunder der Elektricität sind unbekannt. Wir sehen um uns nur wenig von Ackerbau. Die Einwohner verlassen sich auf den Verkauf ihrer Ponies und der Fischerei, um die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Und was sind diese für die Chincoteaguer? Sehr einfach, in der That. Ein wenig geräuchertes Schweinefleisch, Brod, Taback und Whisky bilden den Gipfelpunkt ihres Glückes.


Ueber den Canal nach Assateague.

Auf der Insel gibt es nur zwei Classen, wie oben angedeutet, Pferdebesitzer und Fischer. Wir betreten eines ihrer Häuser. Ein solcher Besuch ist mit einigen Hindernissen verbunden. Ein Haufe schnatternder und zischender Gänse begrüßt uns an der Pforte, wir winden uns

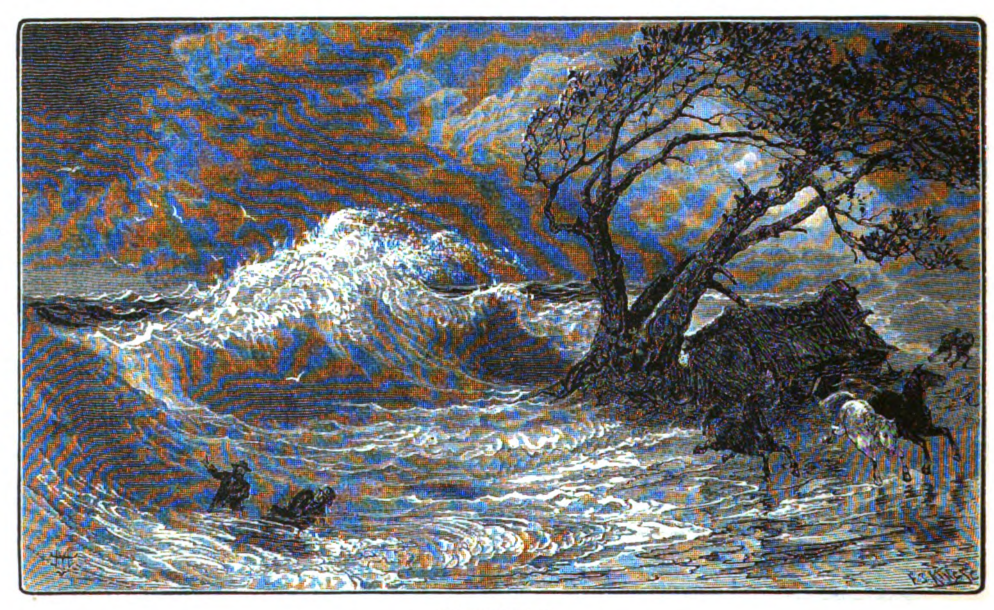
durch sie hindurch, stolpern über ein junges Ferkel oder über das „Baby", welches im paradiesischen Gewande auf dem sandigen Boden herumkugelt. Die Hausfrau, eine etwas undelikate Pfeife schmauchend, begrüßt uns mit einer überraschenden Höflichkeit, die wir auf dem Festlande unter Leuten ähnlichen Schlages vermissen.

Während die Hausfrau mit geläufiger Zunge uns die neusten Nachrichten aus dem täglichen Leben der Insel erzählt, halten wir Umschau in dem Zimmer, das wir betreten und welches als Parlor, Speisezimmer, Schlafzimmer und wer weiß noch was dient. Ein rostiger Ofen, ein zerbrochener Krug ohne Henkel, ein paar zinnerne Teller und Tassen, ein oder zwei dreibeinige Stühle bilden nebst einigen Flaschen des „Unentbehrlichen" die ganze Habseligkeit. Doch bald hätten wir das Stück Möbel vergessen, auf welches die Hausfrau hohe Stücke hält — das Bett. Da, in dieser Ecke steht es, fürwahr ein ächtes, deutsches Federbett, zu dessen Besteigung es einer Leiter bedarf und in dessen Arme man sinkt, wie in die Tiefe des Meeres.

Ein Arzt wurde einmal zu einer Chincoteaguerin gerufen, die am Fieber litt. Als er in das Zimmer kam, sah er Niemand, er bemerkte nur einen bläulichen Dunst und seine Nase sagt ihm, daß es nach Taback riecht. Jetzt bemerkt er auch das Federbett und siehe aus demselben steigt eine kleine Rauchsäule empor, er tritt näher und findet endlich unten, tief unten im „federlichen" Thale den Gegenstand seines Suchens.

Die Gastfreundschaft der Hausfrau kennt keine Grenzen. Manche Leute sind sehr zudringlich im Nöthigen, was sehr oft zur Unbehaglichkeit bei einem sonst guten Dinner beiträgt. Bei den Chincoteaguern hilft keine Ausrede, keine Entschuldigung, man muß eben zugreifen. Jedoch wir wollen den Leser nicht länger mit Schilderungen des häuslichen Lebens ermüden.

Zweimal im Jahre findet das Einfangen und Verkaufen von Ponies statt. Zu diesen Zeiten herrscht natürlich große Aufregung und Geschäftigkeit auf der Insel. Die Chincoteaguer haben viel zu thun mit der Bewirthung der Gäste, die von allen Theilen des Landes herbeiströmen. Nachdem die Bedürfnisse derselben befriedigt sind, geht es hinaus an den Ort, wo die Ponies eingezäunt sind. Die Arbeit beginnt nun. Das Erste ist das Einfangen der Ponies, welches mit einer Fangleine geschieht. Unser Bild spricht für sich selbst, ohne daß wir viel hinzufügen. Nicht minder erheiternd ist es, wenn Ponies über den schmalen Canal nach der Schwesterinsel Assateague gebracht werden, um da wild herumzujagen. Genau das geht vor sich, was unsere Abbildung uns so trefflich vor die Augen führt. Zuerst will der Ponie, gleich manchen Kindern, nicht in das Wasser und einmal im Wasser, wird er so lustig, daß er den kleinen Kahn umwirft und dem nichts ahnenden Führer ein kaltes Bad bereitet. Auf einer Anhöhe, von welcher man den atlantischen Ocean überblicken kann, ist der Begräbnißplatz von Chincoteague



Sturm in 1821.

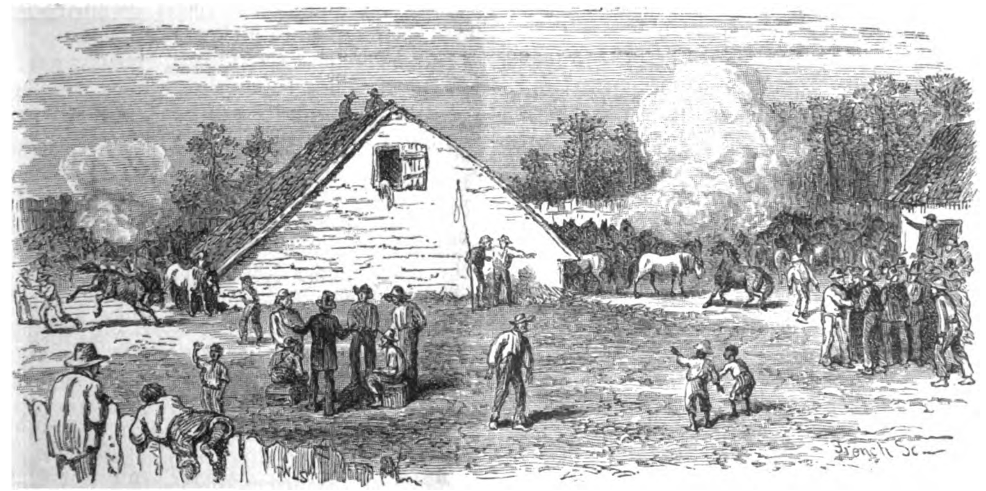

Die Majestät des Gesetzes.

wo die Gebeine der Ansiedler dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummern. Die Wellen des Oceans brechen jährlich über diesen sandigen Hügel und legen sehr oft die Ueberreste der Verstorbenen bloß. Ueberhaupt wurde die Insel schon oft durch fürchterliche Orkane heimgesucht. Der schrecklichste war anno 1821. Die ältesten Einwohner erzählen noch jetzt mit Grausen dem jungen Geschlecht von jenen Schreckenstagen. Die Luft war pechschwarz, dunkle Sturmwolken zogen von allen Seiten zusammen, plötzlich sahen die erschreckten Chincoteaguer wie der Ocean mit seinen Wogen zurückwich und die See so trocken dalag, wie das rothe Meer vor Israel. Doch nur kurze Zeit, denn mit einem Male rauschte es von ferne, eine Riesenwelle überschwemmte die Insel, Alles mit sich fortreißend. Die gewaltigen Kiefern fielen wie Grashalme unter der Sense, Häuser wurden von ihren Fundamenten abgehoben und in die Luft geschleudert, Menschen und Thiere wurden wie Insekten hinweggespült, noch jetzt erzählt man traurige Episoden aus jener Zeit.

Mit dem Einfangen und Verkaufen der Pferde ist gewöhnlich auch eine altmethodistische Lagerversammlung verbunden. Während von dem Pferdelager Geschrei und Gelächter ertönt, erschallen aus dem Walde die Gesänge der Kinder Gottes und hört man die Stimme des Predigers. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß die Lagerversammlungen auf Chincoteague nicht religiöse Picnics sind, wie man solche Versammlungen im Osten bezeichnet.

Alles ist primitiv auf Chincoteague sogar die Polizeiverwaltung. Unser Bild zeigt dem Leser den hochlöblichen Magistrat, Polizeiinspektor, Postmeister und Nachtwächter der Pferdeinsel in der Ausübung seines Amtes, gewiß auf sehr primitive Weise.

Schließlich hat Chincoteague auch eine kleine historische Bedeutung. Die Insel war nämlich beim Ausbruch des Bürgerkrieges und während des Krieges loyal zu der Union. J. A. M. Whealton, ein Bürger der Insel und erster Pferdebesitzer errichtete einen ungeheuren Fahnenstock, 120 Fuß hoch. Oben wehte das Sternenbanner und daneben hing eine Glocke. Man sah die Fahne vom Festlande und vernahm deut-


Ein Ponie-Hof.

lich den Schall der Glocke. Es währte auch nicht sehr lange, so erschien eine Deputation, welche das augenblickliche Streichen der Flagge verlangte. Herr Whealton antwortete: „Meine Herren, ich habe die Fahne und Glocke errichtet, und wenn sie fallen, so falle ich mit ihnen. Aber so lange ich Pulver und Blei habe, so lange bleiben sie." Sie blieben nicht nur, sondern Chincoteague wurde später auch durch das Kriegsschiff „Louisiana" beschützt.

Wir sagen Chincoteague, der merkwürdigen Insel, — Lebewohl.

Aus der Geschichte der Frauenwelt im Mittelalter.

Für Haus und Herd von H. Sch.

Die mittelhochdeutsche oder schwäbische Mundart, zur Zeit der höfisch-ritterlichen Kultur in Deutschland, die Sprache der Poesie und des gebildeten Verkehrs, unterscheidet zwischen „Weib und Frau." Das Wort Weib gibt den allgemeinen Begriff des Geschlechts, es bedeutet soviel wie Eheweib, drückt aber außerdem noch das Standesverhältniß aus. Denn Frau war in der Blüthezeit des Mittelalters gleichbedeutend mit „Herrin" und kam nur den Weibern höhern Standes zu, gleichviel ob sie verheirathet oder ledig waren. Denn Frau heißt die Frohe und Erfreuende. Etwas später erhielt bei den Damen des hohen Adels dieser Titel den Beisatz: Edle oder ehr- und tugendreiche Jungfrauen oder Frau. Die ältesten Eigennamen der deutschen Frauen geben Zeugniß von dem poetischen Sinn germanischer Vorzeit, denn die Frauennamen wiederspiegelten den Gesammtbegriff, den die Germanen von dem Weibe in sich trugen.

Sobald das Mädchen dem Spiel mit der Docke zu entwachsen begann, hob die ernstere Erziehung an.

Dieselbe wurde im väterlichen Hause, oder in Nonnenklöstern, oder auch an fürstlichen Höfen besorgt, wo die zum Zwecke ihrer Ausbildung untergebrachten Töchter edler Familien unter der Obhut einer eigenen Meisterin standen.

Einzelne deutsche Mädchen waren in allen Jahrhunderten schon frühzeitig einer höheren geistigen, sogar wissenschaftlichen und künstlerischen Erziehung theilhaft, allein im Ganzen beschränkte sich das frühere Mittelalter doch darauf, dem weiblichen Geschlechte köperliche Fertigkeiten und häusliche Geschicklichkeiten beizubringen, sowie dasselbe mit der Anstandslehre bekannt zu machen. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und der Schlüsselbund, führte die Aufsicht über das Gesinde, hatte, unterstützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller zu sorgen und außerdem für die Bekleidung der ganzen Familie. Da regierten denn Königinnen Spindel und Weberschiff und handhabten Prinzessinnen die schneidernde Scheere.

Als Siegfried von Santen nach Worms ziehen will, bittet er seine Mutter Sigelind, ihm die Reisekleider zu bereiten, und die Königin geht sofort mit ihren Frauen an die Arbeit.

Als König Gunther auf die Brautfahrt gen Isenland gehen will, bittet er seine Schwester, ihm und jedem seiner drei Reisegefährten dreierlei Anzüge zu fertigen, und alsbald beruft Kriemhild aus ihrer Kemnate dreißig in solchen Arbeiten besonders gewandte Jungfrauen, schneidet mit eigener Hand die reichen Stoffe zu und läßt unter ihrer Aufsicht die Gewänder nähen und sticken.

Später freilich, als die höfisch-romantischen Moden rasch wechselten, als von allen Weltgegenden her neue und schwierig zu behandelnde Kleiderstoffe aller Art nach Deutschland kamen, reichten hausmütterliche Scheere und Nadel zur Bewältigung der immer verwickelter werdenden Aufgabe nicht mehr aus, sondern fiel die Lösung derselben einer eigenen Zunft von Kleiderkünstlern und Modeschneiderinnen anheim und so gewannen die Töchter vornehmer Familien Zeit, ihren Geist mehr als bisher zu bilden.

In der feinen Gesellschaft, welche sich im 12. Jahrhundert entwickelte, finden wir denn unter den Frauen die geistlichen Künste, Lesen und Schreiben. Konnte doch selbst ein so großer Dichter wie Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die höfische Literatur von Seiten der höfischen Damen mannigfache Förderung erfuhr. Zwar mögen auf dem Putztische mancher Beherrscherin der Mode im 13. Jahrhundert die stattlichen Pergamentbände, welche die Werke der ritterlichen Epiker jener Zeit enthielten, und die zierlichen Liederbüchlein der Minnesänger ebenso nur zum bloßen Staat und Schein gelegen haben, wie die Goldschnittsbändchen des 19. Jahrhunderts auf manchem Boudoirtisch von heute;

allein trotzdem steht fest, daß der Minnesang und die ritterliche Epik ohne eine sehr ausgedehnte und lebhafte Theilnahme von fraulicher Seite gar nicht die reiche und prächtige Entwicklung hätte gewinnen können, welche sie wirklich gewannen.

Die Minne war recht eigentlich die Seele dieser Literatur, welche sich vorzugsweise an die Frauen wandte. Das Singen und Sagen, d. h. der musikalische Vortrag der lyrischen und das Vorlesen der erzählenden Dichtungen, gehörte zu den beliebtesten und besten Unterhaltungen der feineren Gesellschaftskreise, und da sich hierbei die Poesie auf's Engste mit der Musik verband, so mußte eine gebildete Dame neben der Kunst, zu lesen und zu schreiben, auch musikalische Fertigkeiten besitzen.

Die Mädchen wurden daher nicht nur im Gesang unterrichtet, sondern auch im Spiel der wälschen Fidel, der Leier, Zither und der Harfe. Daneben hörte die Unterweisung in feineren Handarbeiten nicht auf und wurde die Anstandslehre zu einem förmlichen Gesetzbuch ausgebildet, welches die Haltung und das Betragen der Damen im Stehen und Gehen, Daheim und auf der Gasse, bei Tische, bei Spiel und Hohen und Niedrigen, Männern und Frauen gegenüber bis in's Einzelnste hinein regelte.

Gottfried von Straßburg hat im „Tristan" ein allerliebstes Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von seiner Wunde heilte, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde Isold, in höfischem Wissen, in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer beides, Bücher und Saitenspiel, lernte. Sie sang, sie spielte, sie las und schrieb. Sie verstand ihre Dubliner Sprache fein, und daneben Französisch und Latein, konnte die wälsche Fidel spielen, mit Händen, weiß wie Hermelin, Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren, und dazu Melodien aller Art singen. Auch besaß und übte sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und wußte Sagen und Mähren zu erzählen. Außerdem unterrichtete Tristan die Schöne in der Moralitas, d. h. in der Kunst guter und schöner Sitten, in der süßen Kunst, welche rein und glückselig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das Leben mitgegeben ist, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und zur Welt zu verhalten haben und wie wir Beiden gefallen können.

Man sieht, der Dichter wollte hier das Ideal einer im besten Sinne höfisch gebildeten Dame aufstellen. Die Frage aber, ob es solche Musterbilder wirklich gegeben habe, darf unbedenklich bejaht werden. Ist es doch noch Niemand eingefallen, zu leugnen, daß die homerischen Gesänge die wirklichen Sitten der Zeit ihrer Entstehung darstellen, und geradeso haben auch unsere mittelalterlichen Dichter ihre sittengeschichtlichen Zeichnungen und Farben der Wirklichkeit von damals entnommen.

Die Tugend der Gastlichkeit war tief in den Verhältnissen einer Zeit begründet, wo öffentliche Herbergen, welche leidliches Unterkommen und erträgliche Bewirthung erwarten ließen, zumal auf dem Lande noch sehr selten waren und, abgesehen von der Fluß- und Seeschiffahrt, von den vermöglicheren Ständen nur zu Pferde gereist wurde. Da es noch keine Posten gab, waren die Reisenden auf ihre eigenen Pferde angewiesen, konnten demnach nur kleine Tagemärsche machen und sahen sich nun so öfter im Falle, die Gastfreiheit der Burgen und Klöster an ihrem Wege anzusprechen.

Gastempfang und Gastbewirthung gehörten wesentlich zu den Pflichten der Damen, in deren Erfüllung sie ihre Höflichkeit oder, mit Meister Gottfried zu reden, ihre Moralitas leuchten lassen konnten.

Das Nibelungenlied bietet ein sorgsam ausgemaltes Bild von der Art und Weise höfisch-ritterlichen Gastverkehrs. Als der edle Markgraf Rüdeger von Bechelaren entnommen, daß die drei Burgundenkönige mit ihren Mannen sich seiner Pfalz näherten, meldete er es voll Freude seiner Frau und Tochter, sprechend: „Vielliebe Traute, ihr sollt die drei hehren Könige freundlich empfangen und sollt die Helden pflegen." Die beiden Markgräfinnen gingen, von sechsunddreißig Frauen und Jungfrauen gefolgt, in Staatskleidern den Gästen vor das Burgthor entgegen und boten ihnen Gruß. Dann nahm die Mutter den Gunther, die Tochter den Giselher bei der Hand, und so schritten sie den Uebrigen voran in die Pfalz, wo in einem weiten Saale Ritter und Frauen Platz nahmen.

Sind wir verantwortlich für das, was wir sehen oder nicht sehen?

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Daß hier nicht von rein sinnlicher Wahrnehmung die Rede, daß wir nicht dafür verantwortlich gehalten werden können, daß wir kurz- oder weitsichtig, daß wir die natürliche Gabe haben, Farben gut zu unterscheiden, oder daß wir farbenblind sind, wird wohl Jedem aus der Frage selbst sofort einleuchten.

Aber wie bei der photographischen Aufnahme eines Bildes, ob dies Bild gut oder schlecht wird, nicht nur von der Güte der geschliffenen Gläser abhängt, durch welche das Bild in die dunkle Kamera fällt, sondern vor Allem auch von der Empfänglichkeit und Reinheit der zur Aufnahme chemisch präparirten Platte, so hängt es auch beim Sehen, das heißt bei der Aufnahme der Gegenstände und Verhältnisse in unser Inneres weniger von der Vorzüglichkeit des äußeren Sehorgans, als von der Empfänglichkeit und Reinheit unseres Bewußtseins ab, ob das Bild ein gutes oder ein schlechtes wird.

Aus dem, was ein Mensch sieht, und wie er es sieht, können wir fast immer nicht nur seine geistige Befähigung, sondern mehr noch seinen sittlichen Werth erkennen.

Drei Reisende sitzen im Waggon. Vor ihren Blicken liegt eine herrliche Landschaft im Sonnenglanz eines Frühlingsmorgens. Der Eine ist ganz hingenommen von der großartigen Naturschönheit des vor ihm liegenden Bildes.

Er wendet sich zu seinen Gefährten und preist die Vorzüge desselben in begeisterten Worten.

Der Andere legt seine Zeitung, die er bis eben fleißig studirt, aus der Hand, schaut auch hinaus und sagt: „Sie sind gewiß ein Dichter oder ein Künstler. Ich bin Kaufmann. Von der Schönheit, die Sie uns preisen, verstehe ich nicht viel, doch gefällt mir die Gegend nicht minder. Wer das nöthige Kapital zu Unternehmungen hätte, könnte hier in wenigen Jahren reich werden. Welch' prachtvolle Wälder, lauter auserlesenes Bauholz. Wundert mich, daß sie stehen. Dieser Fluß müßte billig und gut den Verkehr vermitteln, und der Wasserfall dort ersetzte mir die Dampfkraft zum Betrieb einer Sägemühle."

„O ihr Utilitarier," ruft der Erste, „euch gilt der Erfinder des Spinnrades mehr, als der Sänger der Ilias," und sich zum Dritten wendend: „Was sagen Sie von solcher Naturbetrachtung?" Der Dritte antwortet lächelnd: „Sie hat ihre Berechtigung so gut wie die ihrige. Nicht nur die äußere Gestaltung auch die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Natur dürfen wir schön nennen, aber das wahre Wesen der Schönheit der Natur liegt doch weder in dem Einen noch Anderen, sondern scheint mir ausgedrückt in den Worten des Psalmes, den ich soeben zu meiner Morgenandacht gelesen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter."

Wie wir aus der Anschauung des Ersten den Dichter oder Künstler, aus der Anschauung des Zweiten den Kaufmann, so erkennen wir aus der Rede des Dritten den Christen.

Dies Beispiel, das sich leicht in's Unendliche vervielfältigen ließe, zeigt uns zur Genüge, wie wir aus dem, wie und was ein Mensch **sieht**, das heißt, wie er das sich ihm äußerlich darstellende Bild in sein Inneres, in die Kamera seines Bewußtseins aufnimmt, erkennen können, **wie und was er selbst ist**. Gewiß ist ein und derselbe Mensch zu einer vielseitigen Auffassung des Gegebenen fähig, aber dies **vielseitige Sehen** setzt unter allen Umständen ein **vielseitiges Sein** des Sehenden voraus. Dies ist eine Wahrheit, die sich auf allen Gebieten des Lebens als solche erweist, besonders aber in sittlicher Beziehung ihre schwerwiegende Bedeutung hat. Daher die Frage in der Ueberschrift: Sind wir für das, was wir sehen, verantwortlich?

Es gibt Menschen, die eine ganz besondere Befähigung zu haben scheinen, die wirklichen oder nur scheinbaren Fehler ihrer Mit- und Nebenmenschen zu entdecken. In ihren Worten sehen sie immer etwas Zweideutiges, Unreines; in ihren Werken erkennen sie als Motiv nur Selbstsucht. Sie sprechen es selbst unumwunden aus, daß sie Keinem trauen, daß sie an keine unbedingte Ehrlichkeit, Keuschheit, Frömmigkeit, an keine reine, sich selbst vergessende und im Dienste Anderer sich aufopfernde Liebe glauben.

Wie offenbart uns das nicht vor Allem den traurigen sittlichen, oder sagen wir lieber, tief unsittlichen Zustand ihres eigenen Herzens?

Ihre Unfähigkeit, von Anderen Gutes zu denken, das sich ihnen äußerlich in Wort und That darstellende Gute anzuerkennen, **zu sehen**, zeigt uns, daß das Receptiv ihres eigenen Bewußtseins nicht gut ist.

Ein unehrlicher Mensch hält alle Anderen für unehrlich. Ein von der Selbstsucht Beherrschter hat kein Verständniß für Selbstlosigkeit. Einem Unreinen ist Alles unrein.

Ein liebevoller Mensch dagegen wird auch in Anderen Liebwerthes sehen. Ein Ehrlicher **traut** seinem Nächsten, wenigstens so lange, bis ihn dieser durch seine unehrliche Handlungsweise **zwingt**, seine gute Meinung von ihm fallen zu lassen. Und Einer, der reines Herzens ist, wird auch da noch, wie Christus in der Sünderin, Gott schauen; seine Gerichte, sein rettendes Erbarmen, wo alle selbstgerechten Pharisäer, nichts sehen als Unreinheit, Schmutz und Fäulniß.

Die Ursache des Unterschiedes solcher Anschauung liegt nicht in dem Gesehenen, sondern in dem Sehenden selbst.

Von Christo sagen die Einen: Er hatte keine Gestalt noch Schöne. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Und die Anderen rühmen: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Wo liegt der Unterschied? Nicht in dem Einen, der gestern, heute und derselbe in Ewigkeit, wohl aber und allein in den Vielen, die ihn sehen, sei's als den Verachtenswerthesten, oder als den Schönsten unter den Menschenkindern.

Nach Diesem kann sich Jeder die Antwort auf unsere Frage selbst geben. Das Was und Wie unseres Sehens hängt ab von dem Was und Wie unseres Seins; wie wir aber für dieses verantwortlich, so nicht minder für jenes.

Von Natur Alle in der Finsterniß der Sünde und im Todesschatten wandelnd, hören wir die Stimme Deß, der in Wahrheit von sich bezeugt: Ich bin das Licht der Welt. In dem Maße, als wir seiner theilhaftig werden, in seiner Nachfolge und in der erneuernden Kraft seines Heils uns aus der Finsterniß zum Lichte durchringen, werden wir auch schauen das Gute im Land der Lebendigen.

Unter uns die Gräber, über uns die Sterne!

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

Die Gräber und die Sterne! — Zu beiden führt uns unsere Straße, die wir pilgern. Dem Grabe eilt unser sterblicher Leib zu: er gehört nach unten. Aufwärts zu den Sternen denken wir uns den Flug der unsterblichen Seele. Nacht und Tod bedeckt die Gräber, — über den Sternen herrscht Licht und Leben. Düstere Bangigkeit befällt das menschliche Herz, denkt es an das finstere Reich des Todes; herunter aus Himmelshöhen, von den hellen, freundlichen Sternen fällt der erwärmende Hoffnungsstrahl in unsere ahnungsvollen Seelen! Ueber den Gräbern und unter den Sternen zieht sich unser Pilgerlauf hin. Hinab und hinauf, zum Vergänglichen und zum Ewigen ist der Blick der Lebenswanderer gerichtet.

Unter uns die Gräber! Wir haben einen Theuren hinausgetragen zu seiner letzten, stillen Stätte und ihn in die offene Erde gelegt. Unser Auge blickt wehmüthig hinab zu dem Todten da unten und unsere Thränen fallen warm auf die handvoll Erde, die wir ihm mit stillem Gebet nachsenden; dann aber blicken wir aufwärts und holen uns von oben den Trost herunter und die Hoffnung: „Auf's Wiederseh'n in sel'gen Höh'n!" Nicht mehr hinunter zum Tode, nein hinauf zum ewigen Leben im Licht steigen die Gedanken. Und glaubensvoll nach oben zum Lebendigen den lichten Geistesblick, nach unten zum Todten den schmerzensvollen Herzenszug so scheiden wir von den Gräbern unserer Entschlafenen.

Unter uns die Gräber! Da liegen sie bei einander, der Herr und der Knecht, der Freund und der Feind, hoch und niedrig, arm und reich, wie ausgesöhnte Brüder, in den stillen Gräbern. Nun sind sie Alle gleich geworden, der Tod hat alle Schranken, die sie trennten, niedergerissen. Ist das nicht eine große Lehre der Gräber? Ist es nicht eine ernste Mahnung an uns, die wir noch über den Gräbern einhergehen? Laßt uns schon im Leben einander gleich sein; laßt uns Brüder sein! Warum warten, bis der Tod im Schooße der Erde uns brüderlich neben einander bettet? Was trennt uns denn? Du sagst: Ich weiß mehr, als er! Ich kann mehr, als er! Ich bin mehr, als er! Aber Wissen, Können und Sein sollten die Menschen nimmermehr von einander trennen. Weißt du mehr als Christus? Kannst du mächtigere Thaten thun als er? Bist du größer als Jesus? Und was sagt der Heiland denn? „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Umkehren! O laßt uns die Lehre der Gräber erkennen! Seid Brüder, nicht erst im Tode, nein schon im Leben; dann werdet ihr einst selber hinabsteigen können zu ihnen, im Frieden, als Brüder zu den Brüdern, die ihr über den Sternen beim Vater zu treffen hofft.

Durch die Gräber zu den Sternen! Dein Körper muß in die Erde gesenkt werden, damit deine Seele hinaufsteige über die Sterne. Auch die Sterne enthalten wie die Gräber, eine Lehre und Mahnung. Der Weg zu ihnen geht durch Nacht, durch das Grab, das ist die Lehre, und die Mahnung lautet: Strebe immer nach dem Licht! Es wäre ein trauriger Gedanke, zu denken, daß einmal Alles aus sei, daß, wenn das Blut in unseren Adern einst stocke, wenn das Herz einst stille stehe, wenn die Todtenkälte uns erfasse, daß dann für alle Ewigkeit das Leben vorbei sei, daß wir dann nur dazu bestimmt seien, da unten, tief in der kalten Erde, neben den Würmern gebettet zu werden und da zu modern. Aber über den Gräbern leuchten die Sterne! Darum aber wird auch von Allem, was du hier unternimmst, nur das für die Ewigkeit gethan sein, dem das Siegel Christi aufgedrückt ist. Mit deinem Körper vergeht der Schmuck

deines Körpers. Die Vorzüge, die du als sterblicher Mensch vor Anderen voraus hattest, Ehre, Reichthum, Ruhm — sie werden mit deinem Leibe zugleich zu Grabe getragen. Ewig fortdauern aber wird das Göttliche, das du gethan, gesprochen und gefühlt hast, was du im Lichte des Gottesreiches gesäet hast, das wird aufgehen im Lichte. Darum strebe im Leben aufwärts zum Licht; darum wandle im Licht deinen Pfad: dann wirst auch du ein Licht in der Welt sein und Licht um dich verbreiten. Das Licht ist die Wahrheit, und die Wahrheit stehet im Licht. Christus aber ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

Unter uns die Gräber, über uns die Sterne! Verabscheue die Finsterniß. Flehe und ringe zum Vater, bis die Nacht in deiner Seele gelichtet ist. O bete und höre nicht auf zu bitten, bis dich die Sonne Christus bescheint und erwärmt. Dann aber versäume es nicht, auch in die Finsterniß der Welt dein leuchtend Licht hinauszutragen. Ach! es ist viel Finsterniß in der Welt, ob auch die Sonne und die schimmernden Sterne über ihr stehen. Es gibt nicht nur Todtengräber für die Todten, es gibt deren auch für die Lebenden; und es stehen nicht nur Gräber offen für die Gestorbenen; überall wirst du auch Gräber für die Lebenden finden. Das sind die großen Gräber, die von einem Ende des Erdballs zum andern geöffnet waren und sind, um ein verblendetes, irregeleitetes und verlocktes Menschengeschlecht aufzunehmen, und die Todtengräber der Lebendigen — o, du kennst sie — das sind die verschworenen Feinde Christi und der wahren Herzensreligion. Diesen Gräbern, über denen es Nacht und Tod ist, soll ihre Beute entrissen werden, diese Lebendigbegrabenen sollen zum wahren Geistesleben aufgeweckt werden, und mit den Todtengräbern der Lebenden sollen wir ringen Zeit unseres Lebens um jede Seele, die sie gleich dem Körper in ihre Gräber legen wollen. Leuchte hinein in die Dunkelheit der Gräber der Welt mit der Fackel des Evangeliums. Laßt uns nicht aufhören im Lichte zu wirken, so lange wir können.

Unter uns die Gräber, über uns die Sterne! — O, „die Liebe ist stärker als der Tod." Nur die Liebe ist im Stande mit Grab, Finsterniß und allen Mächten des Feindes zu kämpfen und über sie zu siegen.

Nimm von den Gräbern die Liebe zu den Menschen nach Haus. Die Liebe verbindet Himmel und Erde; die Liebe überwindet den Tod; von den Sternen herunter blicket die ewige Liebe. Ueber den Gräbern und unter den Sternen sei das Reich der Liebe!

Kampf und Sieg.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben, für Haus und Herd bearbeitet von Julius A. Mulfinger.

I.

„Wo ist Heinrich heute Abend? Wird er dich nicht begleiten?" frug Herr Beckwith, indem er mit Stolz seine Tochter musterte, welche in größter Eleganz zu einer Abendpartie angekleidet war.

„Nein, Papa," antwortete Isabel mit einer Stimme, welche große Enttäuschung verrieth, „ich kann überhaupt nicht begreifen, was Heinrich begegnet sein kann; er ist seit Wochen nicht mehr wie sonst, und die einzige Entschuldigung, welche er dafür angeben konnte, daß er heute Abend dieser Festlichkeit bei Madam Montague nicht beiwohnen könne, war, daß er ein ander Versprechen gemacht habe."

„Diese Sache muß untersucht werden," sagte der Vater, „er hat überhaupt kein Recht Versprechungen zu machen, welche ihn verhindern, sich seinen Schwestern galant zu erweisen."

„Du kannst versichert sein, mein Lieber, daß Heinrich keine ihm unwerthe oder ungeziemende Bestellung machen würde," sagte die Mutter mit leiser aber stolzer Stimme; ihr Sohn war von Kindheit an ihr Liebling.

„Natürlich würde er nicht," rief die kleine Susanne; „wir sind Alle zu genau mit Heinrichs Charakter bekannt, um Solches von ihm zu denken!"

Susanna war das jüngste Kind in der Familie, und wurde wegen ihrem zarten und schwachen Körperbau „klein" genannt. Sie war der Liebling ihres Bruders, und Beide standen in einer sehr intimen und geschwisterlichen Beziehung zu einander.

„Ich werde nichtsdestoweniger diese Sache untersuchen," sagte der Vater mit rauher Stimme. „Es gefällt mir nicht, daß er die Ansprüche der Gesellschaft, wegen eines unbedeutenden Versprechens ignorirt; und ich wünschte besonders, er möchte Fräulein Bradford begegnen, zu dessen Ehren dieses Fest veranstaltet worden ist. Es ist für ihn, in seiner Lebensstellung, mit seinen Talenten und den guten Aussichten für die Zukunft an der Zeit, eine vortheilhafte Partie zu machen."

„Ich habe mir sagen lassen, daß Fräulein Bradford den Wunsch ausgesprochen habe, mit ihm bekannt zu werden," entgegnete Isabel.

Ihre Gedanken waren wie die ihres Vaters, und die Aussicht auf eine reiche und modische Schwägerin wie Fräulein Bradford war ihrem stolzen Herzen schmeichelhaft.

„Ich hoffe, Heinrich wird eine Frau wählen, welche ihn glücklich macht," sagte die kleine Susanna leise.

„Glücklich!" sagte der Vater spöttelnd, „ein Mann, der mit einem jährlichen Einkommen von fünfzigtausend Thalern nicht glücklich sein kann, verdient nicht glücklich zu werden."

„Du theurer, selbstsüchtiger Papa, ich fürchte, du

wirst mit deinem materiellen, geldliebenden Herzen noch zu einer Statue des Mammon," sagte Susanna spöttelnd, „doch hier ist unsere Kutsche." Mutter und Töchter waren bald fortgefahren, aber der Vater ging, bis er sich zur späten Stunde zur Ruhe begab, mit gerunzelter Stirne unruhig in seinem Zimmer auf und nieder.

Herr Beckwith war sehr ehrgeizig und sein Familienstolz kannte fast keine Grenzen. Er hatte seine Kinder gut erziehen lassen, und Heinrich, sein einziger Sohn, welcher sich in seinem dreiundzwanzigsten Jahre befand, war sein Liebling. Der junge Mann hatte nicht lange vorher eine berühmte Schule der Rechte absolvirt, und sein Vater dachte, daß ihm nun eine glänzende Zukunft gesichert sei. Es muß hier aber eine nicht sehr schmeichelhafte Thatsache erwähnt werden: Herr Beckwith war ein Atheist. Obgleich er seine Ansichten sehr selten öffentlich aussprach, so war er doch ein bitterer Gegner der Religion Jesu Christi.

Wenn er gelegentlich zu einer Disputation herausgefordert wurde, versäumte er es nicht, das Christenthum mit einem beißenden Sarkasmus zu verspotten. Vor seiner Familie redete er nie über seine Religionsansichten; dieselben waren jedoch mit seiner Anschauungsweise bekannt, und obgleich sie nicht solche ausgesprochene Gegner der Religion Christi waren, wie er, so waren sie doch verweltlicht und leichtsinnig genug, um ihn in seiner Herzensrichtung zufrieden zu stellen. Die epikuräische Weltanschauung, „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt," war auch die Seinige.

Während Herr Beckwith auf dem weichen seidenen Teppiche ruhelos hin und her marschirte, glätteten sich die Runzeln auf seiner Stirne keineswegs; denn er fühlte ganz besonders unzufrieden mit Heinrich, weil er versäumt hatte, gerade dieser Abendpartie beizuwohnen. Was hätte er wohl gedacht, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß Heinrich zur selben Zeit in einer kleinen Kapelle in einem nicht vornehmen Stadttheil öffentlich mit thränendem Auge ein Bekenntniß, daß er des seligmachenden Glaubens an Jesum Christum theilhaftig geworden sei, ablegte? Es war dies die Ursache, daß er jener Abendgesellschaft nicht beiwohnte, und es war seine erste Erfahrung der Seligkeit und des Friedens, welchen man in Christo finden kann.

Als Heinrich jenen Abend heimkam, hatte sein Vater sich bereits zur Ruhe begeben. Am Frühstückstisch wurde die Sache nicht erwähnt, da Herr Beckwith in Eile war in's Geschäft zu kommen; am späten Mittagstische war jedoch die ganze Familie beisammen. Die Mädchen besprachen in heiterer Weise die Gesellschaft des vorigen Abends, und Heinrich lauschte geistesabwesend ihrem Geplauder. Plötzlich rief Isabel: „Aber Heinrich, ich glaube, du hast kein einziges Wort unseres Gesprächs gehört!"

„Ich möchte fragen, was dich gestern Abend abgehalten hat, jener Festlichkeit beizuwohnen?" fragte der Vater etwas schroff; denn er hatte seinen Aerger vom vorigen Abend noch nicht völlig überwunden.

Der junge Mann schaute seinen Vater erschrocken an, sein Gesicht erbleichte; denn er wußte, daß er nun einen heftigen Kampf zu bestehen haben würde. Er hatte gehofft, ihm die Sache in einer Privat-Unterredung vorzulegen, nun war es aber dazu zu spät.

„Ich war in einer Gebetsversammlung an der B. Straße," antwortete er ruhig, aber mit innerem Erbeben.

„In der That!" rief Herr Beckwith spöttelnd, „wie lange ist es schon, seitdem du dem eitlen Pomp der Welt entsagt hast, um einer Betversammlung beizuwohnen?"

„Seit gestern Abend," antwortete Heinrich, indem er seinem Vater mit einem festen, ernsten Blick in die Augen schaute. „Ich habe gehofft, die Unterredung zu einer andern Zeit mit Ihnen zu haben, da Sie aber gefragt haben, muß ich die Wahrheit sagen. Meine Ansichten über Religion haben sich seit Kurzem gänzlich verändert, und gestern Abend habe ich öffentlich bekannt, dem Heilande zu dienen, welchen ich bis jetzt gehaßt und gemieden habe. Dies ist kein leichter Entschluß für mich, Vater, er hat mich einen großen Kampf gekostet.

Wäre eine Bombe in ihre Mitte gefallen, es hätte die Familie nicht mehr erschreckt, als diese Antwort. Die Mutter und Isabel wechselten ängstliche Blicke, und selbst die Stirne der kleinen Susanna umwölkte sich. Herr Beckwith war eine Zeit lang sprachlos vor Schreck und Aerger.

„Und das sagst du mir, deinem Vater, der ich versucht habe, dich von Jugend auf von der Unglaubwürdigkeit dieser sogenannten Religion Christi zu überzeugen?" zischte er endlich mit einer kalten, heiseren Stimme hervor. „Das Nächste wird wohl sein, daß wir dich als einen Prediger dieser Religion auf einer Kanzel finden werden?

„Es ist mein fester Entschluß, ein Prediger des Evangeliums zu werden," sagte Heinrich respektvoll. „O wie froh wäre ich, wenn Sie Vater, diese Frage von meinem Standpunkte aus betrachten könnten und wüßten, welch ein Glück mir widerfahren ist."

„Ich danke schön, ich ziehe vor meine Erfahrungen von Glück und Zufriedenheit in einer vernünftigeren Weise zu machen," spottete der Vater. „Und nun gebe ich dir zu verstehen, daß du, wenn du bei dieser Gesinnung beharren willst, hinfort nicht mehr mein Sohn sein kannst. Nenne mich nie wieder Vater, bis du zum Verstande kommst und diesem Fanatismus entsagen willst!" und sein Gesicht zeigte einen Ausdruck unbeschreiblicher Härte und Bitterkeit.

„O Vater, thue das nicht!" rief Susanna erschrocken, während sie die Hand ihres Bruders unter dem Tische ergriff, um sie zu drücken. Obgleich sie seine Handlungsweise nicht ganz begreifen konnte, so ehrte sie ihn doch für seine Aufrichtigkeit; denn sie fühlte in ihrem Herzen, daß es eine überirdische Macht sein müsse, welche Heinrich Kraft gab, seinem Vater zu widerstehen und ein solches Opfer zu bringen.

„Ruhig!" donnerte Herr Beckwith, in dessen Herzen Susanna's Bitte nur noch mehr Aerger hervorrief. Es folgte eine lange und stürmische Unterredung, stürmisch und zornig auf der einen Seite, entschlossen und fest auf der anderen.

Alle Angriffe des Vaters auf die Religion Jesu Christi machten den Sohn nur fester und standhafter. Um Mitternacht endlich wies ihm der Vater die Thür seiner Heimath, und sagte ihm, er solle die Schwelle derselben nicht wieder betreten, bis er entschlossen sei, seinen Glauben zu verleugnen.

„Und das kann ich niemals thun," sagte Heinrich, indem er einen letzten Blick auf Mutter und Geschwister warf. Er liebte seine Heimath, und Gott allein weiß, welch einen unbeschreiblichen Schmerz es ihm verursachte, sie zu verlassen.

Das Essen stand noch auf dem Tisch, welcher mit Gold- und Silbergeschirr beladen war; seine Mutter bleich und weinend, seine Schwestern, zitternd vor Aufregung, saßen noch an ihren Plätzen.

„O Heinrich, verlaß uns nicht wegen einer solchen Thorheit," sagte die Mutter, während er sie zum Abschied küßte. Isabel hatte kein Wort der Liebe für

ihn, denn sie stimmte in ihrem Herzen mit ihrem Vater überein. Die kleine Susanna jedoch folgte ihm in die Vorhalle des Hauses, und indem sie sich um seinen Hals klammerte, weinte sie bittere Thränen.

„Sei getrost, theure Susanna," flüsterte er, indem er ihre blonden Locken streichelte, „Gott in seiner Allmacht kann meine Sache so führen, daß noch Gutes aus diesem großen Uebel für mich und Alle kommen mag."

„O Heinrich, wenn ich nur gewiß wissen könnte, daß du im Rechte bist!" schluchzte sie.

„Ich habe Recht," antwortete er mit Bestimmtheit, „und ich werde Tag und Nacht für dich beten, damit du auch zu dieser Erkenntniß kommst."

„Aber was willst du jetzt thun?" flüsterte die Schwester, „ohne Geld und ohne Heimath?"

„Gott wird mich schon versorgen," antwortete der junge Mann. „Er hat mir versprochen, daß er mich nie verlassen noch versäumen will."

„Wenn ich nur so wie du glauben könnte," sagte die Schwester traurig. „Siehe, hier ist Etwas für die erste Noth," und sie ließ ihren wohlgefüllten Geldbeutel in seine Hand gleiten.

„Danke schön, Susanna, ich werde es dir nie vergessen," sagte Heinrich gerührt.

Es liefen heiße Thränen über seine Wangen hinab, als er, ein Ausgestoßener um Christi Willen, weg von Freunden und Heimath in die dunkele Nacht hinausging. Er wurde aber sehr getröstet, als er des Schriftwortes gedachte: „Wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kind, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben."

II.

Die Familie Beckwith fand in jener Nacht wenig Schlaf. Die arme Susanna weinte bis der Morgen anbrach, und verfiel dann in einen unruhigen Schlummer. Isabels verwundeter Stolz hielt sie wach. Sie war so stolz auf ihren Bruder gewesen, daß seine Bekehrung und sein Entschluß ein Prediger des Evangeliums zu werden, große Entrüstung und Aerger in ihrem Herzen hervorrief. Die Gefühle der Frau Beckwith waren zwischen Schmerz und Liebe getheilt; während Herr Beckwith, obgleich er kein Wort sprach, sich ruhelos auf seinem Lager hin und her warf. Das Bewußtsein, eine ungerechte Handlung begangen zu haben, war für ihn kein sanftes Ruhekissen.

Heinrich, in seinem einfachen Bett im Wirthshause, fand ebenfalls keine Ruhe; denn sein Herz wurde durch mancherlei Gefühle fast zerrissen. Der Versucher stand auf der einen Seite, die Verheißungen seines Heilandes auf der anderen. Es ist nicht zu verwundern, daß der Feind jetzt, da die Aufregung des Kampfes vorüber war, alle seine früheren Zweifel in ihm wach zu rufen suchte. Hatte er nicht vielleicht seine Heimath, Freunde und Lebensstellung für eine leere Einbildung aufgeopfert? Der Kampf, welcher in seinem Innern tobte, wurde zuletzt so heftig, daß er es kaum ertragen konnte. Er sprang aus seinem Bette, und indem er vor demselben niederkniete, betete er ernstlich zu Gott um Beistand und Glaubensfestigkeit. Da schien eine sanfte Stimme ihm zu zuflüstern: „Ich bin bei dir, fürchte dich nicht; denn ich will dich nicht verlassen noch versäumen." Der Kampf war nun in Sieg verwandelt, und er fiel bald in einen ruhigen und erquickenden Schlummer.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als Heinrich an die Thür eines kleinen Häuschens, in einem keineswegs vornehmen Stadtviertel, anklopfte. Dieselbe wurde von einer Jungfrau geöffnet, deren Angesicht einen besonderen friedlichen und sanften Ausdruck trug. Sie blickte ihm liebevoll in die Augen, als er ihr die Hand zum Gruß reichte, und führte ihn in ein heimathlich aussehendes Wohnzimmer. Sie hatte in seinem bleichen Angesichte bereits gelesen, daß ihm etwas sehr Schlimmes begegnet sein müsse, und blickte ihn deßhalb fragend an.

„Ich bin ein Ausgestoßener, Marie," sagte er, indem er ihren fragenden Blick beantwortete, „ausgestoßen von Eltern, Geschwistern und Freunden."

„Aber nicht verstoßen von Christo," sagte sie sanft und liebevoll.

„Nein, Gott sei Dank!" rief er aus, indem neues Leben aus seinen Augen leuchtete, „mein Heiland hat mich noch nicht verlassen, und in ihm bin ich reich."

„Was gedenkst du jetzt zu thun?" fragte sie, während sie mit einander beim warmen Feuerherd saßen.

„Ich will so bald als möglich anfangen für meinen Meister Jesus Christus zu arbeiten," antwortete er, indem er sie liebevoll anblickte. „Willst du mich begleiten, und die Arbeit und Mühe in dem Weinberge des Herrn mit mir theilen?"

„Ich bin bereit mit dir zu gehen, wo immer auch du hingehen magst," antwortete sie leise, und reichte ihm ihre kleine weiße Hand. Er nahm einen schweren goldenen Fingerreif, welchen er Jahre lang getragen hatte, und indem er ihre Hand ergriff, streifte er ihn über ihren Finger. Es war dies eine Verlobung, welche wohl nicht viel Aufsehen machte, aber eine glückliche Zukunft versprach. Ihre Hand hatte am Meisten dazu beigetragen, ihn zu Jesu zu führen; und er liebte sie mit einer solchen tiefen Innigkeit, wie er sie nie für die Modedamen seiner Bekanntschaft gefühlt hätte.

Von der Heimath seiner Braut begab er sich zu seinem Seelsorger, der ihm mit Worten der Aufmunterung und Liebe entgegenkam. Auf die Frage desselben, was er jetzt zu thun gesonnen sei, antwortete er ihm: „Geben Sie mir Arbeit im Reiche Gottes; mein wundes Herz kann nur Trost in der Thätigkeit für die Reichssache meines Gottes finden, und ohne dieselbe möchte ich vielleicht straucheln oder zurückfallen."

„Sie sollen Arbeit haben," antwortete der Seelsorger. „Ich weiß von einer Anstellung, wo das Feld weiß zur Ernte ist. Ihre Ausbildung ist derart, daß Sie mit ein wenig Studium und Liebe zur Arbeit völlig fähig sind, die Stelle zu bedienen, und ich werde meinen Vorgesetzten in dieser Angelegenheit sogleich sehen.

Als er zu seinem Logis zurückgekehrt war, fand er seinen Koffer, welchen seine Mutter für ihn eingepackt, und schwer mit Büchern und Kleidungsstücken beladen hatte. Oben in demselben fand er einen kurzen Brief von ihr, welcher mit Thränen benetzt war. Wie sehr auch ihr Stolz verwundet worden war, so liebte sie ihn doch immer noch, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Der Brief enthielt eine Geldanweisung, welche ihm sehr willkommen war. Es war wohl nicht mehr, als er oft früher an einem Abend mit seinen jungen Freunden vergeudet hatte; in seinen jetzigen Verhältnissen war es aber ein Schatz, besonders als er an seine Marie und das bescheidene Heim, welches er mit ihr zu theilen hoffte, gedachte.

Er hatte etliche theologische Werke aus der Bibliothek seines Seelsorgers geliehen, und nachdem er seiner Mutter einen Brief, in welchem er sich für ihre Liebesgabe bedankte, geschrieben hatte, begann er dieselben mit großem Eifer durchzulesen. Es dauerte nicht lange bis die nothwendigen Vorkehrungen getroffen waren, und Heinrich seine Bestellung erhielt.

Dieselbe befand sich in einem kleinen Städtchen des fernen Westens, in welchem nicht viele wahre Christen zu finden waren; denn die Mehrzahl der Einwohner war in religiösen Dingen sehr gleichgültig, und manche waren ganz ungläubig. Solche Verhältnisse sind nur zu häufig in den Städten des Westens zu finden, wo die Einwohnerschaft einem beständigen Wechsel unterworfen ist. Die Sucht reich zu werden, ist für das religiöse Leben eines Menschen nicht beförderlich, und wenn Leute nach dem Westen auswandern, um dort ihr Glück zu suchen, ist es leider zu oft der Fall, daß sie mit einer solchen Sucht erfüllt sind.

In Folge dieser Verhältnisse war die Gemeinde zu M. klein, und bestand zum größten Theil aus armen Leuten, welche mit aller Anstrengung und der größten Opferwilligkeit ihre Gemeinde nicht zu einer selbsterhaltenden Basis zu bringen vermochten. Die Ernte war in der That groß, aber der Arbeiter wenig. Die Gemeinde hatte mit großer Selbstverleugnung ein einfaches aber niedliches Gotteshaus gebaut, und warteten nun mit Sehnsucht auf den Prediger, welcher in demselben das Wort Gottes verkündigen sollte.

Es wurde eine Privathochzeit in Marie's Heimath gefeiert, und indem sie sich am Traualtar ewige Treue gelobten, machten sie ihrem Heilande, in dessen Weinberg sie nun treten wollten, dasselbe Gelöbniß der Treue. Sie schauten Beide im Geiste auf ein Leben hinaus, welches viel Arbeit und manche Entbehrungen von ihnen fordern würde. Wie anders war diese Hochzeit, als es sich Heinrich oft in seinem unbekehrten Zustande vorgestellt hatte!"

Der treue Seelsorger sprach Worte des Trostes und der Aufmunterung; Marie's Eltern, welche um Christi Willen von ihrem einzigen Kinde schieden, redeten noch liebende Worte des Abschieds mit ihnen, und bald waren sie auf dem Wege nach ihrer neuen Heimath.

Als Herr Beckwith ihre Heirathsanzeige in der Morgenzeitung las, bedeckte sich seine Stirne mit tiefen Falten und er rief ärgerlich: „Dies erklärt nun die ganze Geschichte! Irgend ein heuchlerisches Mädchen hat ihn umgarnt und zum Christenthum bekehrt, um ihn dann zu heirathen."

„Um wen zu heirathen?" frug Frau Beckwith, indem sie von ihrem Morgenessen aufblickte: „Erkläre, von wem du sprichst, Herr Beckwith."

Ihr Mutterherz ahnte bereits, wer mit dieser Bemerkung gemeint war, sie hoffte aber, durch diese Frage sein beharrliches Schweigen über seinen abwesenden Sohn zu Ende zu bringen. Es war der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, daß der Bruch zwischen Vater und Sohn geheilt werden möchte.

„Ich meine natürlich unseren Heinrich," antwortete Herr Beckwith; „er hat ein armes und in gesellschaftlicher Beziehung niedrig stehendes Mädchen geheirathet, welche diesen Weg eingeschlagen hat, um ihn gefangen zu nehmen, indem sie ein Auge für das Vermögen hatte, welches er einmal erhalten wird. Aber sie wird sich gewaltig täuschen!" und ein sarkastisches Lächeln zeigte sich einen Augenblick auf seinem Gesichte.

„Hat unser Heinrich geheirathet, Papa? Laß mich die Zeitung sehen," sagte die kleine Susanna mit einem Interesse, das Mädchen in solchen Angelegenheiten zeigen.

„Vermählt — Heinrich Beckwith mit Marie, einzige Tochter von Syrus Holn," las Susanna laut, nachdem ihr der Vater die Zeitung überreicht hatte. Es war eine kurze Anzeige, ohne Liste der werthvollen Geschenke und Beschreibung der kostbaren Kleider, welche ja in jedem Zeitungsbericht über Hochzeiten, welche in höheren Kreisen gefeiert werden, gefunden werden können, und welche Susanna immer erwartet hatte, die Heirathsanzeige ihres Bruders begleiten würden. Das junge Mädchen begann innerlich zu wundern, wie wohl ihre Schwägerin aussehen möchte, und sagte: „Ich hoffe, sie ist liebenswürdig, schön und gut."

„Alles Unsinn!" rief Herr Beckwith zornig. „Ich sage euch, sie ist nichts als eine gewöhnliche Abentheuerin, welche den Jungen umgarnt und gefangen genommen hat. Ich glaub' gar, ihr würdet ihn sogleich wieder heimrufen und ihm seine Thorheit vergeben, wenn ich es erlauben würde?"

„Er ist unser Sohn," sagte Frau Beckwith mit sanfter Stimme. In Wahrheit war ihrem Herzen Heinrich niemals theurer gewesen als jetzt; denn sie persönlich gab wenig um die Unterschiede in Meinungs- und Glaubenssachen. Er war immer noch ihr Sohn, wenn er auch vom Vater verstoßen, und von der Gesellschaft, in welcher sie sich bewegte, verachtet war.

„Er ist nicht mein Sohn," entgegnete Herr Beckwith. „Ich verachte ihn, und will mit ihm und der Frau, welche er sich genommen hat, nichts zu thun haben."

„Sie ist wahrscheinlich ein armes Mädchen, welche hofft, durch diese Heirath sich in unseren Gesellschaftskreis einzuschmuggeln," sagte Isabell herzlos." In ihren Augen war Armuth die größte Sünde.

„Hier ist noch etwas," rief Susanna, und sie las' die Nachricht, daß Heinrich Beckwith nebst Gattin sich nach dem Westen begeben hatten, wo er als Seelsorger einer kleinen Gemeinde zu wirken gedenke.

Als Susanna diese Nachricht gelesen hatte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. So lange ihr Bruder noch in der Stadt war, hoffte sie ihn gelegentlich zu sehen und glaubte, es könne zwischen ihm und dem Vater immer noch eine Versöhnung zu Stande kommen, jetzt aber erstarb diese Hoffnung in ihr, als sie an die Hunderte von Meilen, welche sie von einander trennten, gedachte. Auch die Mutter seufzte tief, indem die Frage in ihr aufstieg, ob nicht vielleicht ihr vergangenes Leben ein verfehltes gewesen, und Heinrich das beste Theil erwählt habe.

(Schluß folgt.)

Vom Umgang mit Büchern.

Mit Büchern umzugehen, ist im Ganzen leichter, als mit Menschen, ganz leicht aber doch auch nicht. Die meisten Menschen gehen mit Büchern schlecht um, und darauf beschränkt sich ihr Verkehr mit ihnen. Freilich liegt in vielen solchen Fällen die Schuld auch mit an den Büchern.

Gewöhnlich werden Bücher gekauft, um gelesen und dann hingeworfen zu werden, wie die Schalen einer Frucht, die man genossen hat, und allerdings ist auch das meiste von dem, was die gewöhnliche Marktwaare bildet, nicht des Aufhebens werth.

Wenige schaffen sich Bücher an mit der Absicht, sie für Lebenszeit als Gesellschaft zu behal-

ten. Damit fängt aber erst das wahre Vergnügen am Bücherbesitz an. Welch' eine angenehme Unterhaltung gewährt es einem, sich umzusehen unter seinen Büchern wie in einem Garten; das kommt der Lust nahe, die der Umblick in der freien Natur gewährt. Es ist natürlich, daß, wer überhaupt Bücher liebt, auch auf ihr Aeußeres Werth legt. Uneingebundene Bücher sind für jeden derartigen Menschen ein Greuel. Sie stehen zwischen den ordentlich angezogenen umher wie Männer in Hemdsärmeln. Noch mehr Verdruß aber als die broschirten bereiten die sogenannten kartonnirten Bücher, welche den Anspruch erheben, ordentlich gekleidet zu sein und es doch nicht sind, sondern den Eindruck von Leuten machen, die mit Papierwäsche und in karrirtem baumwollenem Sommeranzug in eine anständig gekleidete Gesellschaft hineingerathen sind. Aber vor Allem das Greulichste sind die Bücher in modernen, fabrikmäßig hergestellten Kattun-Einbänden, welche nach etwas aussehen, aber möglichst wenig kosten sollen. Dabei kommt Alles zu Tage, was Geschmacklosigkeit in Verbindung mit Armseligkeit leisten kann. Was broschirt gekauft ist, muß natürlich gebunden und, ehe es zum Buchbinder geschafft ist, dem Anblick entzogen werden; wie denn ja auch ein Mensch, ehe er sich ordentlich angezogen hat, in seiner Kammer sich zu verbergen pflegt. Was des Bindens nicht werth erscheint, muß, wenn es sich weder aus dem Hause schaffen, noch vernichten läßt, in einen dunkeln Raum weggestaut werden.

Doch Wenige werden überhaupt darüber nachdenken, weil Wenigen heutzutage daran gelegen ist, ein Buch wirklich zu besitzen, und für die vorübergehende Benutzung, oder wenn es gar nur aus der Leih-Bibliothek bezogen wird, kommt es nicht darauf an, ob es schön und haltbar gebunden ist oder nicht. Wer tritt denn noch in einen persönlichen Verkehr mit Büchern, in dem sich Zuneigung und Abneigung fühlbar macht? Die Zuneigung gibt sich dadurch zu erkennen, daß man einem Buch eine gute Ausstattung und den bestmöglichen Platz gibt. Auch die Abneigung gegen das eine oder andere Buch kann sehr stark werden und bis zum Hasse sich steigern.

Man empfindet sie besonders denjenigen Büchern gegenüber, mit denen man betrogen zu sein glaubt oder sich selbst betrogen hat. Denn man kauft im Laufe der Zeit, durch den Titel, durch den Namen des Autors oder durch eine Empfehlung verführt, so Manches, was sich bei näherer Besichtigung als inhaltsloses Machwerk erweist. Und gerade solche Bücher sind es, die einem immer wieder aufdringlich in die Augen fallen, wenn man in seinem Büchergarten sich umsieht.

Wer viel mit Büchern umgeht, lernt nicht nur ihre angenehmen Seiten kennen, sondern auch mancherlei Untugenden und Tücken. Mir sagte ein alter Herr einmal: ein gebundenes Buch muß zweierlei gute Eigenschaften haben: es muß liegen bleiben genau so, wie man es aufgeschlagen hinlegt, und es muß stehen bleiben, wie man es hinstellt. Diese beiden Tugenden zusammen besitzen moderne Bücher in wenigen Fällen. Diejenigen mit fabrikmäßig hergestellten Einbänden haben aber besonders die unangenehme Neigung umzufallen, und zwar deßhalb, weil sie erstens in der Regel schwächlich und schmächtig gebaut, zweitens aber von dem ersten Leser bereits schief gelesen sind. Das Umfallen aber wirkt ansteckend und zieht, von einem einzelnen Bande ausgehend, häufig eine ganze Reihe in Mitleidenschaft. Und noch mehr — während des Umfallens gerathen sie anscheinend manchmal mit einander in Streit und poltern dann, über einander stürzend, von dem Bord, auf dem sie standen, hinunter.

(Bell. Journ.)

Kinderpredigten.

Für Haus und Herd von F. M.

In wachsender Zahl und mit steigendem Interesse werden gegenwärtig Versuche in dieser Richtung gemacht. Manche der Prediger benützen zu diesem Zwecke einige Minuten vor oder nach der eigentlichen Predigt, Andere schieben entweder je ein-, zwei- oder dreimonatlich einen selbstständigen Kindergottesdienst ein, wieder Andere nehmen die Gelegenheit in der Sonntagschule wahr, um Kindern religiöse Wahrheiten näher zu bringen.

Es herrscht jedoch, und das nicht so ganz ohne Grund, in manchen Gemüthern ein Zweifel über die Nothwendigkeit von Kinderpredigten. Von dieser Seite aus wird von der Predigt ein solcher schlichter Charakter verlangt, daß er der Fassungskraft eines Kindes angemessen sei. Wohl ist es wahr, daß man von einem Kinde nicht verlangen kann, Alles zu verstehen, doch sollte in jeder Predigt Etwas sein, daß der kindlichen Seele gesunde und kräftige Nahrung bietet.

In allen Versuchen, Kindern das Heil zu verkündigen, wird immer große Vorsicht nöthig sein. Der gewöhnlichste und auch naheliegendste Fehler scheint wohl die Neigung zu sein, die Fassungskraft des kindlichen Geistes zu unter-

schätzen. Ein tiefer Blick in die Gedankenwelt eines Kindes wird oft unser Erstaunen erregen über die wunderbaren Fragen und Räthsel, die ein solches Kindergemüth manchmal beschäftigen. So wandte sich einst in einer Sonntagschule, als ich eine Klasse von kleinen Mädchen lehrte, eine solche mit furchtbar ernstem Antlitze mit der Frage an mich: „Wer war denn im Himmel, als Jesus auf Erden war? Jesus war Gott, war er nicht?" Das ganze Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit und der Menschwerdung des Sohnes, stritt sich in dem Geiste dieses Kindes um eine Lösung.

Freilich, theologische Probleme in ellenlangen, kunstvoll ineinandergeschlungenen Wort- und Satzverbindungen, vielleicht noch gewürzt mit griechischen und lateinischen Brocken, sind dem Kindesgeiste unverdauliche Speisen.

Dieses wohl in Rechnung gezogen, darf aber ebensowenig angenommen werden, obwohl es häufig geschieht, daß, um Kindern sich verständlich zu machen, man sich aller tiefen und ernsten Gedanken entschlagen müsse. Das ist nicht so. Nichts ist dem Kindesherzen widriger, als kindisches, oberflächliches Geschwätz. Wenn wir hier von Kindern reden, meinen wir selbstverständlich keine solche, die noch in die Vorbereitungsklasse der Sonntagschule gehören. Niemand wird bälder fühlen und wahrnehmen, als kleine Kinder angeredet zu werden, wie die älteren Knaben und Mädchen. Ihr Schluß, den sie ziehen, ist der: „Meint er denn, wir wissen das nicht?" Während der Prediger sich bemüht, in die Fassungskraft der Babies hinabzusteigen und sich einbildet, das Interesse Aller gewonnen zu haben, wenn er die Kleinsten interessirt, da nimmt er in seinem Eifer nicht wahr, wie lächerlich, ja geradezu widerlich, sein kindisches Gebahren in den Augen der älteren Kinder erscheint, und was für einen peinlichen Eindruck es auf die Erwachsenen macht.

Nicht spaßige Geschichtchen und launige Anekdoten sollen dem Kinde an heiliger Stätte geboten werden. Dadurch verliert das kindliche Gemüth Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen. Es ist zu fürchten, daß dies in der Wahl von Gegenständen zu Illustrationen häufig außer Acht gelassen wird. Viele Weisheit und feiner Takt ist erforderlich, um dieses zu thun, ohne Schaden anzurichten und sehr wahrscheinlich ist, je weiser und frömmer der Prediger wird, desto mehr wird er es vermeiden. Es ist nicht rathsam, Gegenstände von solch' blendendem Glanze, oder wunderlichen Eigenthümlichkeiten zur Beleuchtung von Wahrheiten zu wählen, daß dadurch der Geist des Geistes ganz und gar von diesen abgelenkt wird.

Mit Erfolg mag zu Kindern geredet werden, ohne auch nur einen Gegenstand zur Illustration vorzuführen. Es gibt jedoch Bilder und Erzählungen, gegen deren Gebrauch nicht das Geringste einzuwenden ist. Nie sollten sie aber die Würde des Ortes verletzen, oder die darzustellende Wahrheit in den Hintergrund drängen, denn dann sind sie dem eigentlichen Zwecke mehr hinderlich als förderlich. Die religiösen Wahrheiten sollen im zarten, kindlichen Herzen Wurzel fassen und Belehrung, nicht Unterhaltung, wird demnach stets der Hauptzweck sein. Die Heilswahrheiten des Evangeliums, dargestellt in jenen fesselnden, anziehenden Illustrationen der Schrift und vorgetragen in einfacher, klarer, leichtfaßlicher Sprache, das ist, was das Gemüth des Kindes ergreift und in sich aufnimmt.

Je mehr der Prediger sich dieser Sache weiht, und in das Geheimniß des kindlichen Geistes eindringt, desto fähiger wird er sein, unter der Jugend mit Erfolg wirken zu können. Ich glaube, Kinder jeden Alters sollten im regelmäßigen, öffentlichen Gottesdienste anwesend sein. Manche mögen noch zu jung sein, um die Gedanken zu fassen, dessenungeachtet sollten sie das Haus Gottes besuchen, und unter dem Einflusse christlicher Gottesverehrung aufwachsen. Zeigt der Diener des Herrn, daß er auch ein aufmerksames Auge für die Kinder hat, dann werden bald die zarten Pflänzchen unter treuer Pflege zu nützlichen Gliedern im Reiche des Herrn, wie im Haushalte der Gemeinde, heranreifen.

Das eigene Arbeitszimmer.

Humoreske von August Schmidt.

„Ich bin nur froh, daß du jetzt ein eigenes Arbeitszimmer hast, Alterchen!" sagte mein Weibchen, als wir in das neue Logis eingezogen waren. „Jetzt kannst du endlich deine Bibliothek richtig aufstellen, jetzt kannst du ungestört an deinem Pulte arbeiten, besteln und schnitzeln nach Herzenslust; — ich versichere dir, ich bin ganz glücklich um deinetwillen!" — Dabei sah mich mein Weibchen so fröhlich und treuherzig an, daß ich nicht umhin konnte, ihr einen herzhaften Kuß zu geben.

Es ist wahr, es war schon längst mein Wunsch, ein eigenes Zimmer zu haben, wo ich ungenirt und ohne zu geniren in meinen Mußestunden arbeiten konnte.

Besonders angenehm war, daß ich eine Hängelampe oberhalb des Schreibepultes anbringen konnte, um auch bei Licht lesen und schreiben zu können. Die theure Wohnungsmiethe in den größeren Städten hatte seither meinen Wünschen einen Zaum angelegt; jetzt einmal gingen sie in Erfüllung.

Zwar war das Zimmerchen nur klein, aber hell und freundlich; es war kein Ofen darin, doch es war ja Sommer. Ein Kleiderkasten, der sich sonst nirgends anbringen ließ, schmälerte den Raum, — aber er enthielt ja meine Kleider!

Kurz, ich war zufrieden und mein Weibchen auch.

Acht Tage lang ging auch Alles ganz gut; eines schönen Morgens aber, ehe ich auf mein Bureau ging, sagte meine Frau etwas kleinlaut: „Du, Alterchen, ich bin in Verlegenheit.“

Ich erschrak. Der Monat war ja kaum zur Hälfte durchlebt; sollte etwa gar das Haushaltungsgeld — doch nein! „Geh, du mußt nicht so entsetzt d'reinschauen,“ setzte meine Alte bei, „es ist nicht so gefährlich! Es handelt sich nur um die gebrauchte Wäsche, welche ich nirgends unterbringen kann. Im Wohnzimmer, Schlafzimmer, guten Zimmer, in der Küche kann ich sie nicht wohl aufheben bis zum nächsten Waschtage, das Magdkämmerchen ist ohnehin sehr klein, auch kann ich die Wäsche der Magd nicht wohl anvertrauen, — weißt du noch, wie vor zwei Jahren unser damaliges Dienstmädchen meine Hemden und Strümpfe nochmals benützte, da es meinte, diese Kleidungsstücke seien noch nicht genug gebraucht, um schon des Waschens zu bedürfen? — und ich kann doch nicht wegen jedes Stückchens schwarzer Wäsche erst drei Stiegen hoch auf den Speicher hinauf steigen!“

„Ja, Kind, was ist da zu thun?“ fragte ich.

„Ich meinte nun,“ stotterte mein Lieschen, „ob du mir nicht erlauben möchtest, einen Koffer an das Fenster zu stellen, in welchem ich die gebrauchte Wäsche bis zum nächsten Waschtage ansammeln könnte?“

„Ja, aber —“ wollte ich gedehnt erwidern. —

„Warte nur,“ sagte sie eifrig, bis ich dir's ganz erklärt habe. — Paß' auf, ich habe es bereits ausgemessen; der Koffer hat gerade zwischen dem Kleiderkasten und der Wand Platz, gerade unter'm Fenster. Da mache ich am Fensterbrette eine Decke an, welche als Lambrequin die Wand und den Koffer verbirgt, und du hast das netteste kleine Sopha in der Ecke des Zimmerchen vor dem Fenster, das du ja ohnehin nicht brauchst, da dein Pult vor dem andern Fenster steht.“

„Das möcht' ich doch erst sehen,“ meinte ich. „Ich habe nicht länger Zeit; ich muß fort.“

Als ich Mittags nach Hause kam, führte mich meine Frau triumphirend in mein Arbeitszimmer. Wirklich, das Ding sah gar nicht übel aus, denn Alles war bereits fertig gemacht. Ich setzte mich auf das improvisirte Sopha; mein Weibchen hatte ganz hübsch noch Platz neben mir, und an dessen harmloser Freude hatte ich selbst mein Vergnügen.

Es dauerte wieder ein paar Wochen, da brachte ich einen Brief mit nach Hause, in welchem mir der bevorstehende Besuch zweier Verwandten angezeigt wurde, die ein paar Tage bei uns zubringen wollten, — wenn wir Platz hätten.

„Platz?“ fragte meine Frau etwas gedehnt. „Woher nehmen? Einen Gast können wir wohl unterbringen: das Ruhebett im guten Zimmer ist ja prächtig als Bett zu gebrauchen; aber wohin mit dem zweiten Gast? Betten hätten wir im Speicher freilich genug für noch mehr, — aber wo aufstellen?“

Nach langem Berathen kamen wir überein, ein Bett in meinem Arbeitszimmer aufzuschlagen. Es war ja nur für einige Tage!

Aber der Mensch denkt, das Schicksal lenkt! Die im Speicher untergebrachten Betten waren gerade zur rechten Zeit in Anspruch genommen worden, um nicht zu „verstocken,“ wie meine Frau sich ausdrückte; denn der Speicher war feucht und die Betten liefen Gefahr, zu Grunde zu gehen. Kurz, das aufgeschlagene Bett blieb stehen, auch als die Gäste wieder fort waren.

Ich fügte mich seufzend in diese bedeutende Schmälerung meines Territoriums, söhnte mich sogar damit aus, als meine Frau einen mit starkem Stoffe überzogenen Rahmen über das Bett deckte; denn dadurch war ich in Stand gesetzt, diese glatte Fläche zum Auslegen von Schriften, Landkarten 2c. zu gebrauchen, wofür am Pulte kein Platz war.

Ich hatte ja doch mein eigenes Zimmer! Wenn Abends meine Lampe über'm Pulte brannte, arbeitete sich's mit Lust und Liebe; von Zeit zu Zeit kam mein liebes Weibchen; ein Küßchen wurde ausgetauscht, — schön war's!

* * *

Eines schönen Mittags aber, als ich gegen meine Gewohnheit (ich hatte ja um diese Zeit zu wenig Muße, um mein Zimmerchen zu benutzen) aus der Bibliothek ein Buch holen wollte, blieb ich verblüfft unter der Thür stehen. Da zogen sich durch die Länge des Raumes drei Schnüre, besetzt mit Kragen, Chemisetten, Manschetten und dergleichen, welche bei offenem Fenster zum Trocknen aufgehängt waren. Meine Frau, mit der Miene einer armen Sünderin, war mir nachgefolgt und bettelte jetzt: „Sei nicht böse, lieber August! Du weist, wir haben keinen Trockenboden, draußen regnet es, — bis Abends, dachte ich, werde ich jede Spur meines Uebergriffs wieder beseitigt haben, wie ich es ja schon öfter gemacht habe.“

„So?“ sagte ich ziemlich unwirsch. „Also ist es nicht das erste Mal, daß mein Arbeits-Zimmer als Trocken-Stube benutzt wird?“

„Ach, was will ich denn machen?“ jammerte meine Frau. „Damit du ein eigenes Zimmer bekommst, habe ich beim Miethen der Wohnung auf die Bequemlichkeit eines Trockenbodens im Hause verzichtet und muß deßhalb bei großer Wäsche ein fremdes Lokal miethen. Für derlei Kleinigkeiten verlohnt sich's nicht, diese Miethe zu bezahlen, und ich werde sie doch nicht einer Wäscherin anvertrauen sollen? Und so dachte ich, wenn du es doch nicht merken würdest —“

Ich gestehe offen, daß ich eben kein freundliches Gesicht dazu machte. Mürrisch ging ich zu Tische, sprach wenig, und die Folge war, daß ich meine Frau nach einer Weile in Thränen fand, denen gegenüber ich immer schwach war. Was wollte ich sonst machen, als Beruhigungsversuche? Aber die Folge war, daß ich später auch einmal Abends die Stricke noch gespannt, die kleine Wäsche auf ihnen fand. „Sie war des feuchten Wetters wegen im Laufe des Tages nicht trocken geworden,“ entschuldigte sich mein Lieschen, „und du wolltest ja heute ausgehen.“

„Nun — meinetwegen!“ —

„Nimm nur an,“ sagte meine Frau im Spätherbste zu mir, „in unseren Keller tritt das Grundwasser ein, und die anderen Parteien im Hause sagen, daß sei alle Jahre so. Was fangen wir denn mit unserem Kartoffelvorrathe für den Winter an? Die werden uns alle hin!“

„Wäre nicht übel!“ brauste ich auf. „Da müssen die Hausleute abhelfen!“

„Aber, Männchen, wie können diese jetzt abhelfen? Sie können doch deßhalb nicht sofort den Keller höher legen lassen! Ich habe mir's aber gleich gedacht, es müsse seinen Haken haben in dieser Wohnung, sonst hätten wir sie nicht um diesen Preis bekommen. Aber ich war so froh, daß du endlich einmal ein eigenes Zimmer bekommest."

„Ja, hat sich was mit dem eigenen Zimmer!" brummte ich verdrießlich. „Ein Ofen ist auch nicht da, ich kann so schon vor Kälte nicht mehr darin arbeiten."

„Sieh, Alterchen," meinte Lieschen schmeichelnd, „eben deßhalb, dachte ich, da du im Winter dein Zimmer doch nicht wohl benützen kannst, könnten wir vielleicht —"

„Schieß' los!" preßte ich heraus.

„Nun ja, wenn wir unsere Kartoffelkiste hier in die Ecke vor deine Bücherregale stellen würden?"

„So? sonst hast du keine Schmerzen?" lachte ich im reinsten Galgenhumor.

„Sonst müssen wir halt die Kartoffeln hin werden lassen," erwiderte meine Frau etwas spitz.

Sie berührte damit einen wunden Punkt. Eine Kartoffel muß ich bei jedem Essen sehen, sie ist mein Leibgericht. Eine Kartoffel mit Salz und Butter ist mein Dessert; Kartoffelklöße mit Beizfleisch, Kartoffelnudeln, Kartoffelschmarren, Kartoffelsalat, Kartoffeln geröstet oder als Gemüse — Kartoffeln muß ich haben.

„Thue, was du willst!" grollte ich endlich.

Als ich wieder nach Hause kam, stand richtig die Kartoffelkiste in der Ecke vor meinen bis zum Boden reichenden Bücherregalen. Sie versteckte mir zwar einen großen Theil der Bücher und blieb mir nur mehr ein ganz schmaler Gang zum Pulte offen, aber die Kartoffeln waren gerettet.

Und ich habe ja doch mein eigenes Zimmer! — Gegenwärtig befindet sich daselbst:

1) Ein mit Wäsche derart gefüllter Koffer, daß dieser halb offen steht, sich nicht mehr schließen läßt, also auch als Sopha nicht mehr zu benützen ist;

2) Das Bett, in welches auch die übrigen Bettvorräthe, mit Einschluß jener im Divan, gebreitet sind, damit sie nicht verstocken. Der Deckel steht hoch über dem Niveau der Bettrahmen;

3) Der bekannte Kleiderkasten, dessen Thüre immer halb offen steht, da sämmtliche Sommerkleider darin untergebracht sind;

4) Die Kartoffelkiste, darauf ein Korb mit Zwiebeln u. s. w. für den Wintervorrath;

5) Ein Wäscheständer, zum Zusammenlegen eingerichtet, eine sehr praktische Erfindung;

6) Ein Gewebe von Wäschestricken, mit allen möglichen Wäschestücken behängt; und verschiedenes Andere mehr.

Die Hängelampe, welche sich oberhalb des Pultes befunden hatte, ist zur Zeit im Wohnzimmer oberhalb jenes Tisches angebracht, an welchem die Kinder ihre Schulaufgaben zu machen haben. Es ist das sehr gut, denn man liest alle Tage von Feuersbrünsten, welche durch Umwerfen von stehenden Petroleum-Lampen durch Kinder veranlaßt sind.

Aber das Gute habe ich halt doch, ich bin Besitzer eines eigenen Arbeitszimmers! (Bell. Journ.)



Alice.

Erzählung für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

(Fortsetzung.)

4.

Es war Mitte September, die Nächte wurden wieder länger und kühler, am Tage aber war die Hitze drückender, als im Juli der Fall gewesen. Ringsum herrschte feierliche Stille; kein Blatt bewegte sich. Im Schatten einer von dichtem Strauchwerk umgebenen Hütte saß Alice Gugolz. Sie hatte sich hierher begeben, um ihre Tante, welche auf dem Divan im kühlen Wohnzimmer in ihr Mittagsschläfchen eingenickt war, nicht zu stören. Ihr Aussehen war ein ziemlich gesundes; sie hatte sich während der Sommermonate vortrefflich erholt von ihrer Krankheit. Dennoch konnte man ihr ansehen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Es fehlte ihr an der Frische und Lebendigkeit, die sonst Mädchen ihres Alters auszeichnen. Für nichts hatte sie Interesse. Sie sah weder die rothbackigen Aepfel, die vom nahen Baume zu ihr herüberlachten, noch den bunten Schmetterling, der von Blume zu Blume hüpfte und von jeder den schuldigen Tribut forderte. Alles um sie her schien ihr zuzurufen: „Freue dich mit uns!" Aber sie blieb kalt und gleichgültig gegen solche Stimmen. Eine Wolke des Unmuthes hatte sich um ihre Stirn gelagert. Vor ihr auf dem eisernen, gelb angestrichenen Gartentische lag ein aufgeschlagenes Büchlein und auf diesem ein geöffneter Brief. So oft ihr Blick auf das Schreiben fiel, entfärbte sich ihr Antlitz, und in ihren Augen bekundete sich ein glühender Haß.

„Welch' ein Contrast," murmelte sie, „hier das Lied von Enoch Arden und da die Nachricht über den treulosen Otto Autenried. Wie jener sollten die Männer sein, und wie dieser sind sie. Es ist keinem zu trauen, darum hasse ich sie alle. Doch nein, ich gehe zu weit; mein sel'ger Papa war wie Enoch Arden, so treu, so lieb und gut. Aber Otto ist ein ehrloser Mensch; er hat mir meinen Frieden geraubt und mich zeitlebens unglücklich gemacht."

Es war ein böser Tag für Alice. Ursula hatte ihr geschrieben und unter Anderem auch mitgetheilt, daß Otto Autenried sich mit Fräulein Gaillard vermählt habe und nunmehriger Besitzer des Thränenschlößchens sei. Die ganze Stadt halte sich aber über ihn auf und verurtheile seine Handlungsweise; er sei tief gesunken in der Achtung aller besseren Leute.

Alice hatte bis jetzt nicht gewußt, wer die Geliebte Otto's sei. Nun war ihr Alles klar. Also um des Geldes willen hatte er ihr den Abschied gegeben. Hatte sie bisher noch diese und jene Entschuldigungen für ihn gehabt, so war er jetzt in ihren Augen ein verabscheuungswürdiger Mensch. Etwas, wie Scham, kam über sie bei dem Gedanken, daß sie vor wenigen Monaten noch seine Braut gewesen sei. Und doch fühlte sie, daß gerade der Umstand, ihm entsagen und ihn an der Seite einer Andern wissen zu müssen, die Ursache ihres Seelenschmerzes sei.

Dieser Schmerz war ein fürchterlicher. Oft schon hatte sie sich in wildem Trotze gegen denselben aufgebäumt; aber immer auf's Neue hatte sie ihrer Ohn-

macht inne werden müssen. Wehrlos wurde sie von ihren traurigen Empfindungen gepeinigt, und ihre Willenskraft ward von Tag zu Tag schwächer. Das Leben verlor für sie allen Reiz und wurde ihr mehr und mehr zur Qual. Sie fühlte sich täglich einsamer und verlassener. Eine tiefe Sehnsucht nach Frieden und Ruhe durchzog ihr Herz, aber Niemand war da, der sie verstanden hätte. Selbst ihre Tante, die so lieb und gut gegen sie war, konnte ihr nicht helfen. Das konnte nur Einer, aber diesen Einen kannte Alice nicht. Sie lehnte sich vielmehr auf gegen ihn. Was hatte sie verschuldet, daß er sie solche dunkeln Wege führte? Nimmermehr konnte er der gerechte Gott sein, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, sonst hätte er nicht solches Leid über sie verhängt.

Sich ihrer Traurigkeit überlassend, verweilte Alice in der Gartenhütte, bis der schrille Ton der Hausglocke sie aufrüttelte. Erschrocken stand sie auf und eilte in's Haus. Als sie zur Hinterthüre hereinkam, öffnete die Tante bereits die Vorderthüre, und ein junges Mädchen in schlichtem Trauerkleide trat ein. Dasselbe hatte auf einem Stellenvermittlungsbureaux erfahren, daß Frau Holzendorf ein Dienstmädchen suche und war gekommen, ihr seine Dienste anzubieten. Auf die Frage nach seiner Herkunft theilte es den beiden Damen mit, daß es eine Waise sei; der Tod habe ihm vor einigen Wochen Vater und Mutter rasch nach einander entrissen. Thränen begleiteten seine Worte.

Frau Holzendorf und ihre Nichte wurden tief gerührt und Erstere erklärte sich bereit, das Mädchen in Dienst zu nehmen. Dieses wurde bei der Eröffnung etwas verlegen, als es aber des theilnahmvollen Blickes der alten Dame gewahr wurde, wagte es zu bemerken, es sei Mitglied einer Freikirche und könne die Stelle nur annehmen, wenn ihm erlaubt werde, so viel, als möglich die Gottesdienste der Gemeinde, zu welcher es gehöre, zu besuchen, und wenn es am Sonntag keine Einkäufe zu besorgen brauche.

Frau Holzendorf fand diese Bedingung sonderbar und ersuchte das Mädchen, am folgenden Tage wieder vorzusprechen, sie wolle sich die Sache inzwischen überlegen.

Martha Helfer, so hieß das Mädchen, hatte einen guten Eindruck auf sie gemacht, und obwohl ihr die gestellten Bedingungen nicht angenehm waren, da sie eine treue Anhängerin der lutherischen Landeskirche war und mit Herrn Pfarrer Werner auf freundschaftlichem Fuße stand, so beschloß sie doch auf die besondere Bitte ihrer Nichte hin, die Waise in ihr Haus aufzunehmen.

Am ersten Oktober hielt Martha ihren Einzug in die Holzendorf'sche Villa. Es dauerte nicht lange, so hatte sie das volle Vertrauen ihrer Herrschaft sich erworben. Stets verrichtete sie ihre Pflichten mit der größten Pünktlichkeit. In ihrem Betragen war sie anständig und bescheiden. Für Belehrung zeigte sie sich dankbar. Hinsichtlich der Reinlichkeit war sie musterhaft, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend war sie unablässig thätig. Keine Arbeit war ihr zu viel und keine zu wenig; jeden Auftrag führte sie mit Geschick und mit der größten Bereitwilligkeit aus.

Frau Holzendorf bewunderte sie im Stillen. „Noch nie," sprach sie öfters zu ihrer Nichte, „habe ich solch' ein Wundermädchen im Dienst gehabt. Es ist, als ob mit dem Kinde ein guter Engel in's Haus gezogen wäre."

Auf Alice machte das stille, stets zufriedene Wesen Martha's einen besonderen Eindruck. Anfangs hatte sie geglaubt, an der Waise eine Leidensgefährtin zu finden, und der Gedanke, daß in ihrer nächsten Nähe noch ein schmerzbewegtes Herz schlage, war ihr tröstlich gewesen. Bald jedoch kam sie zu der Einsicht, daß zwischen ihr und Martha ein großer Unterschied bestehe. Und dieser Unterschied wurde ihr immer räthselhafter. Sie konnte nicht begreifen, wie Martha trotz ihres Leides alle Zeit den Frieden ihrer Seele zu bewahren vermochte, während sie von ihrem Kummer und Gram beinahe zur Verzweiflung getrieben wurde. Oft fühlte sie sich beschämt durch den stillen Duldersinn des einfachen, schlichten Mädchens. Dann nahm sie sich vor, es demselben gleich zu thun, stark zu sein und den Schmerz zu überwinden. Aber immer wieder mußte sie die Erfahrung machen, daß ihre Kraft nicht ausreiche, die guten Vorsätze auszuführen. Bei jeder neuen Niederlage wurde der Wunsch mächtiger in ihr: „Wenn ich doch nur das Geheimniß kennte, welches Martha Kraft verleiht, still zu dulden und zu tragen." Manchmal war sie im Begriff, diesen Wunsch der frommen Jüngerin Jesu zu offenbaren, aber eine falsche Scham hielt sie stets davon zurück.

So vergingen mehrere Monate. Das liebliche Weihnachtsfest war bereits vorüber. Frau Holzendorf hatte alles Mögliche aufgeboten, um ihre Nichte zu erfreuen. Umsonst, Alice war trauriger denn je. Das schöne Fest mit all seinen Gaben hatte sie an die glücklichen Tage früherer Jahre erinnert, und diese Erinnerung verschärfte nur das unsägliche Weh in ihrem Innern. Wie ein eisiger Nebel zog sie um ihr Herz. Ihr Fühlen und Denken war wie gelähmt.

Langsam schlich die Weihnachtswoche dahin, der Jahreswechsel kam heran. Am ersten Januar prangte die Wintersonne klar und hell am Himmel, als wollte sie der Erde ihren Glückwunsch zum neuen Jahr entbieten. Während der Nacht war frischer Schnee gefallen, und es schien, als hätte eine unsichtbare Hand denselben mit Diamanten bestreut. Das Glitzern und Funkeln derselben zeugte von dem Reichthum und der Güte Gottes, der überall Segen spendet. Alice stand am Fenster und betrachtete den blendend weißen Mantel, in den Garten und Feld gehüllt waren. Aber sie vernahm nichts von der stillen Predigt der Diamanten. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft. Was würde sie ihr wohl bringen? Nichts, als jeden Tag das alte Leid. Ihre Seele dürstete nach Erlösung von all' dem Harm, doch woher sollte ihr solche kommen? Eine innere Stimme flüsterte ihr zu: „Frage doch Martha nach dem Geheimniß, dann wirst du sie finden."

In diesem Augenblick trat Martha in's Zimmer. Sie bat um Erlaubniß, den Nachmittagsgottesdienst besuchen zu dürfen. Gern ertheilte ihr Frau Holzendorf dieselbe. Alice hatte sich umgewendet. Sie bemerkte, wie ein Strahl der Freude aus Martha's Augen glänzte. Schon öfters hatte sie diese Beobachtung gemacht; längst schon war es ihr aufgefallen, daß das Mädchen jedes Mal nach dem Besuch des Gottesdienstes besonders freudig gestimmt war. Wie kam das nur? Sollte vielleicht Martha in der „Versammlung," wie sie die gottesdienstliche Zusammenkunft zuweilen nannte, vernehmen, wie sie alle Zeit, auch in schweren Stunden, glücklich sein könne? Wie ein Blitz durchzuckte sie dieser Gedanke. Rasch entschloß sie sich, sich Gewißheit darüber zu verschaffen.

Einige Augenblicke, nachdem Martha das Haus verlassen, folgte ihr Alice nach. Unterwegs kam ihr mehrere Mal der Gedanke, ihr Vorhaben sei ein thörichtes. Doch wenn sie umkehren wollte, fühlte sie sich von einer unsichtbaren Macht getrieben, vorwärts zu gehen. Nachdem sie Martha durch mehrere Straßen gefolgt war, sah sie dieselbe in ein Sackgäßchen ein-

biegen. An dem Eckhaus war ein Schild angebracht mit der Aufschrift: „Kapelle der Methodistengemeinde.“ Das Haus hatte allerdings nichts weniger, als das Aussehen einer Kapelle. Im Parterre desselben befanden sich gegen die Hauptstraße zu Kaufläden; vom Seitengäßchen her führte eine Thüre in einen geräumigen, düstern Saal.

Alice trat ein. Der Kirchendiener wies ihr freundlich einen Platz an und händigte ihr ein aufgeschlagenes Gesangbuch ein. Eben verlas der Prediger das schöne Lied Georg Neumark's:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit“ 2c.

Alice kannte es wohl; sie hatte es seiner Zeit im Religionsunterricht auswendig lernen müssen. Dennoch kam es ihr neu vor. Jedes seiner Worte berührte die Saiten ihrer Seele und versetzte sie in eine bisher nicht gekannte Stimmung. Das herzliche Gebet, welches auf den Gesang folgte, ergriff sie mit wunderbarer Macht, und unwillkürlich stimmte sie am Schlusse desselben in das kräftige „Amen“ der Gemeinde mit ein. Der Text, welchen der Geistliche der Predigt zu Grunde legte, lautete: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind.“ Röm. 8, 28. In schlichten herzlichen Worten redete der Prediger von der treuen, väterlichen Fürsorge Gottes für die Seinen und zeigte, wie ein Kind Gottes im Hinblick auf dieselbe getrost in's neue Jahr eintreten könne, obgleich es wisse, daß die Zukunft nicht nur Freude, sondern auch mannigfaches Leid in ihrem Schooße berge.

Wohl selten lauschte Jemand mit größerer Aufmerksamkeit auf die Stimme des Wortes Gottes, als Alice. Es wurde ihr eigenthümlich wohl und wehe ums Herz. Bald war es ihr, als ob ein Hauch des Friedens sie umfächele; dann wieder drang der Gedanke, daß sie ja nicht zu denen gehöre, die Gott lieben, wie ein zweischneidiges Schwert durch die Seele. Und als am Schlusse der Predigt der Geistliche die Frage an einen jeden seiner Zuhörer richtete: „Bist du ein Kind Gottes, das sich unter seinem Schirm geborgen weiß?“ und Alle ermahnte, den Herrn zum Führer durch's begonnene Jahr zu erwählen: Da seufzte sie tief auf. Sie fühlte, daß es ihr gerade an diesem Einen fehle, und daß sie den Grund und die Ursache ihres Kummers und Schmerzes nicht in dem zu suchen habe, was sie verloren hatte, sondern in ihrem Lossein von Gott, der für Diejenigen, welche ihn lieben, Alles zum Besten wendet.

Während des Schlußgesanges entfernte sich Alice leise, um nicht nach Beendigung des Gottesdienstes von Martha, welche in der Nähe der Kanzel saß, bemerkt zu werden. Zu Hause traf sie mehrere Bekannte, die gekommen waren, um Frau Holzendorf und ihr zum neuen Jahr zu gratuliren. Nachdem die gegenseitige Begrüßung stattgefunden hatte, wurde die abgebrochene Unterhaltung wieder aufgenommen. Alice nahm jedoch keinen Theil an derselben. Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein und begab sich, Unwohlsein vorschützend, auf ihr Zimmer. Sie war in der That sehr angegriffen und bedurfte der Ruhe. Ihre Gedanken wirbelten bunt durch einander. Mechanisch setzte sie sich in die Ecke des bequemen Sophas und stützte, den Oberarm auf die Lehne desselben legend, den Kopf mit der Hand. Nach und nach wurde sie ruhiger. Es war, als ob mit der hereinbrechenden Dämmerung ein besänftigender Geist über sie käme, der sie in's Land der Träume versetzte; nicht in das der wirklichen Träume, in welchen der Körper wie von bleiernen Banden darnieder gehalten wird, sondern in dasjenige, in dem man mit offenen Augen träumt und sich dem Gefühle der Behaglichkeit hingibt. Ihre Phantasie malte ein merkwürdiges Bild vor ihre Augen. Einsam durchwanderte sie ein stilles, dunkles Thal. Rings um sie her war es kahl und öde; kein Blümchen winkte ihr zu, kein Bächlein murmelte an ihrer Seite. Der schmale Fußsteig, auf dem sie ging, war mit scharfen, kantigen Steinen bedeckt. Nur mühsam kam sie vorwärts, bei jedem Schritt drohte sie zusammen zu brechen. Endlich erreichte sie eine Biegung des Weges. Da erblickte sie in der Ferne den Ausgang des Thales. Von dort her winkten ihr freundliche Gestalten, die schienen auf sie zu warten. Ein Strahl der Freude drang in ihr Herz; von neuem Muth beseelt, schritt sie unter Anstrengung aller ihrer Kräfte vorwärts. Eine der Wartenden kam ihr entgegen und bot ihr freundlich den Arm. Ehe sie sich's versah, lag das dunkle Thal hinter ihr. Leicht und froh athmete sie auf, alle Müdigkeit war verschwunden. Die Harrenden begrüßten sie als Schwester und bewillkommten sie auf's Herzlichste. Ihr war, als sei sie in eine neue Welt versetzt, als breite sich ein schönes Eden vor ihr aus. Durch ihre Seele tönten Friedensglockenklänge; vergessen war alles Weh.

Aus ihrem Träumen wurde Alice durch ein leises Klopfen geweckt. Martha meldete, daß der Thee bereit sei. Das Bild verschwand; die Dichtung senkte ihren Zauberstab vor der nackten Wirklichkeit. Aber im Herzen blieb doch ein schwacher Abglanz desselben haften und deutete als leiser Hoffnungsschimmer der Bekümmerten den Anbruch eines neuen Tages nach langer dunkler Nacht an.

Das junge Jahr schritt rüstig vorwärts, unbekümmert um Leid und Freud der Menschenkinder. Schon nahte die Fastenzeit heran. Alice hatte seit Neujahr jeden Sonntag Nachmittag den Gottesdienst der Methodistengemeinde besucht. Sie machte kein Geheimniß mehr daraus. Ihre Tante schüttelte oft bedenklich den Kopf darüber, doch ließ sie ihre Nichte gewähren. Um so mehr freute sich Martha über ihre junge Gebieterin. Sie glaubte wahrnehmen zu können, daß mit Fräulein Gugolz eine große Veränderung vorgegangen sei. Und dem war auch so. Zwar ging Alice immer noch gedrückt und traurig einher, aber ihre Traurigkeit hatte einen andern Charakter angenommen. Die weltliche Traurigkeit, die den Tod wirket, hatte der göttlichen Traurigkeit, welche eine Reue wirket, die Niemand gereuet, Platz gemacht. Alice grämte sich nicht mehr über das Unrecht, das ihr von Menschen zugefügt worden war, sondern war betrübt über ihre eigene Sündhaftigkeit. Ihr Gewissen bezeugte ihr, daß sie weit zurückgeblieben sei hinter der Forderung der Gebote Gottes. Sie versuchte ernstlich, dem Gesetze Genüge zu leisten, mußte aber dieselbe Erfahrung machen, wie sie Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefes beschreibt. Oft seufzte sie: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes.“ Des Nachts netzte sie ihr Lager mit Thränen. Der Durst ihrer Seele nach dem Frieden, den Jesus den Seinen gibt, wurde jeden Tag größer. Stunden lang verweilte sie in ihrem Zimmer, las Gottes Wort und sandte heiße Gebete zum Herrn empor. Aber die Last, die sie beschwerte, wollte nicht weichen. Zuweilen fühlte sie wohl etwas Erleichterung, dann aber sank sie in die alte Trostlosigkeit zurück und oft schien es ihr, als ob all' ihr Suchen und Ringen vergeblich sei.

In solcher Gemüthsstimmung saß sie eines Abends in ihrem Schlafzimmer. Sie hatte eben die Geschichte vom Kämmerer aus Mohrenland gelesen. In ihrer

Seele war der Wunsch rege geworden: „Ach, wenn doch der Herr auch mir einen solchen Philippus zusenden würde, der mich auf den rechten Weg leitete!" Und dann war es ihr, als flüsterte ihr Jemand zu: „Wohnt nicht ein solcher Philippus mit dir in einem Hause?" Längst schon hatte sie das Bedürfniß gefühlt, sich Martha gegenüber auszusprechen, aber immer hatte sie es unterlassen. Jetzt mußte sie sich gestehen, daß sie dazu zu stolz gewesen sei. Nun konnte, nun wollte sie es nicht länger aufschieben. Leise begab sie sich vor die Thüre von Martha's Schlafgemach und hielt ihr Ohr vor das Schlüsselloch, um zu vernehmen, ob das Mädchen noch munter sei. Da hörte sie, daß Martha betete, daß sie Fürbitte einlegte bei dem Herrn für ein bedrängtes Herz, für eine Mühselige und Beladene. Die Worte der Betenden wurden immer brünstiger und flehender. Mit zurückgehaltenem Athem lauschte Alice; sie konnte sich der Thränen nicht erwehren. Drinnen in dem Kämmerlein wurde für sie gebetet. Martha rang mit dem Herrn, als ob das fremde Weh ihr eigenes wäre.

Kaum hatte sie das „Amen" gesprochen, da öffnete Alice die Thüre. Thränenumflort standen die Beiden einander gegenüber. Es bedurfte längerer Zeit, bis endlich Alice das Schweigen brach. Dann aber machte sie ihrem Herzen Luft. Ohne Rückhalt offenbarte sie der Martha ihren Seelenzustand. Und daß sie es that, hat sie nie bereut. Was Philippus dem Kämmerer, das wurde Martha ihrer jungen Gebieterin. Ehe eine Stunde verflossen war, lobten und priesen Beide Gott in einem Geiste, in dem Geiste, durch welchen Gottes Kinder rufen: „Abba, lieber Vater!"

5.

An einem Juli-Abend wartete ein zahlreiches Publikum auf dem Perron des Bahnhofes zu F. ungeduldig auf die Ankunft eines Zuges. Unter den Wartenden befand sich auch Alice Gugolz. Ursula hatte ihren Besuch angemeldet und sollte mit dem Zuge ankommen. Laut Fahrplan hätte dieser bereits eintreffen müssen; aber noch war er durch kein Signal angekündigt. Statt dessen meldete ein Beamter, daß der Zug eine Stunde Verspätung habe; derselbe sei in Folge eines Stangenbruches an der Maschine zwischen der letzten und vorletzten Station stecken geblieben und müsse durch eine Lokomotive abgeholt werden. Diese Nachricht wurde verschiedenartig aufgenommen. Während die Einen Gesichter schnitten, als wären sie zum Essigtrinken verurtheilt worden, kam Andern die Zugverspätung nicht unwillkommen. Zu diesen Letzteren gehörte Alice; sie wußte die Zeit recht gut auszunützen. Eiligen Schrittes wandte sie sich der Stadt zu. Bald hatte sie die Einhornapotheke erreicht, trat ein und verlangte eine Flasche Malaga. Einige Augenblicke später saß sie in einer Droschke und ließ sich nach einer etwas abgelegenen, engen Gasse fahren. Am Ziele angekommen, stieg sie in einem alten Hause fünf Treppen empor und klopfte an der Thüre eines Dachstübchens an. Ein kaum vernehmbares „Herein" drang an ihr Ohr. Leise öffnete sie die Thüre und trat auf den Fußspitzen in das enge Gemach, in welchem tiefe Dämmerung herrschte. In einer Ecke stand das Krankenbett der alten Christine. Diese wollte sich aufrichten, aber ehe sie dazu kam, stand Alice schon an ihrem Lager und sprach freundlich: „Bleiben Sie ruhig liegen, ich bin's nur. Als ich heute Morgen bei Ihnen war, begegnete mir vor dem Hause Ihr Arzt und antwortete mir auf meine Frage nach Ihrem Befinden, daß Sie die Krankheit überstanden hätten, aber sie sollten jetzt nothwendig guten Wein zur Stärkung haben. Da bringe ich Ihnen eine Flasche; möge der liebe Gott das Mittel segnen, damit es Ihnen bald wieder vergönnt sei, Ihr Plätzchen in der Kapelle einzunehmen."

Die Augen des alten Mütterchens wurden feucht. In abgebrochenen Worten flüsterte sie: „Wie gut Sie doch sind, Fräulein Gugolz, der Herr lohne Ihnen Ihren Liebesdienst!"

Sie wollte weiter reden, aber Alice bat sie, sich nicht anzustrengen. Dann kniete sie nieder und flehte zu Gott, er möge die Kranke während der Nacht durch einen süßen Schlaf erquicken. Als sie sich erhoben, reichte sie der einsamen Wittwe die Hand, legte unvermerkt einen Thaler auf das Nachttischchen und entfernte sich mit einem herzlichen: „Gute Nacht!"

Als sie die Straße erreicht hatte, zog sie ihre Uhr. Es war noch reichlich Zeit, den Weg nach dem Bahnhofe zu Fuß zurückzulegen. Sie wandte sich dem nahen Thore zu, um von dort durch die Anlagen, welche rings um die Stadt führen, ihrem Ziele zuzugehen. Der Abend war wundervoll. Zwischen den Büschen summte es, wie in einem Bienenkorbe. Reich und Arm hatte sich hinaus gemacht, um nach des Tages Last und Hitze frische Luft zu schöpfen. Doch Alice wurde von dem regen Treiben rings um sie her wenig gewahr. Die Wonne, die durch ihre Seele zog, nahm all' ihr Fühlen und Denken in Anspruch. Ihr Herz war voll Dank gegen den Herrn, dessen Liebe sie so unaussprechlich glücklich machte. Welch ein Unterschied zwischen einst und jetzt! Vor fünf Monaten noch war sie so arm und verlassen; jetzt so reich in der Verbindung mit Christo und den Seinen. Sie hatte Alles, was ihr Herz begehrte. Alles? — Nein, einer ihrer heißesten Wünsche war noch nicht in Erfüllung gegangen. Ihre geliebte Tante war noch nicht im Besitz der köstlichen Perle, die sie gefunden hatte. Seit sich Alice der Methodistenkirche angeschlossen hatte, war Frau Holzendorf sogar hie und da unfreundlich gegen sie gewesen. Das war gewöhnlich dann der Fall, wenn Herr Pfarrer Werner der Tante seinen Besuch abgestattet hatte. Offenbar that der Geistliche Alles, um sie gegen die Methodisten einzunehmen. Ohne daß Alice es beabsichtigte, war sie einmal Zeuge davon gewesen, daß Herr Werner ihrer Tante zumuthete, der Martha den Dienst zu kündigen und ihrer Nichte den Umgang mit der Sekte zu verbieten. Frau Holzendorf hatte ihm damals freilich erklärt, daß sie das nicht könne und nicht wolle, zugleich aber versichert, daß sie sich nicht vom Methodismus beeinflussen lasse.

Alice verzagte jedoch nicht. Sie hatte ja selbst erfahren, daß sich wohl der Mensch in seinem Herzen einen Weg vornimmt, der Herr aber seinen Gang leitet. Im Verein mit Martha flehte sie jeden Abend zu Gott, er möge die Tante zur Erkenntniß der Wahrheit führen, und auch Herrn Pfarrer Werner, den sie trotz seiner Abneigung gegen die Methodisten achtete, einsehen lassen, daß nicht die Orthodoxie, welche für das Bekenntniß einer Kirche eifert, sondern allein der lebendige Glaube an Christum Jesum selig mache. Und die Gewißheit, daß jedes Gebet, welches in Jesu Namen vor den Vater gebracht wird, Erhörung findet, war ihr auch auf dem Wege zum Bahnhofe tröstlich. Sie war der guten Zuversicht, daß über kurz oder lang auch für ihre Tante die Stunde schlagen werde, in welcher die erlösende Kraft des Kreuzes Christi den Sieg davon tragen werde über die Vorurtheile und verkehrten Ansichten, mit welchen Frau Holzendorf noch befangen war — fehlte es doch nicht an Vorboten, die ihr das Herannahen dieser Stunde verkündigten. Es war ihr nicht entgangen, daß ihre Tante in der letzten Zeit öfters in stillen Stunden die

Bibel zur Hand genommen und nachdenklich darin gelesen hatte.

Alice erreichte den Bahnhof gerade in dem Augenblick, als der verspätete Zug einfuhr. Sie musterte die Fenster der Personenwagen, aber nirgends entdeckte ihr Auge den erwarteten Gast. Enttäuscht ging sie, ihren Blick nach allen Seiten hin wendend, inmitten der wogenden Menge dem Ausgange zu. Schon war sie im Begriff, in eine Droschke zu steigen, als ihr Name an ihr Ohr tönte. Sie wandte sich um und erblickte die gute, treue Ursula, die in der Freude des Wiedersehens das Gepäck hatte fallen lassen und ihr beide Hände entgegenstreckte.

Zu Hause harrten Frau Holzendorf und Martha mit Spannung auf die Beiden. Die Tante fing an ängstlich zu werden und sah jeden Augenblick nach der Pendule. Die Zeiger derselben standen bereits auf halb 10 Uhr. Wohl ein Dutzend Mal hatte Martha am Thor der Villa Ausschau gehalten. Endlich brachte ein Wagen die Erwarteten und bald darauf saßen die vier Personen in trautem Kreise um den schon seit einer Stunde gedeckten Tisch. Das gegenseitige Fragen und Erzählen wollte kein Ende nehmen. Immer auf's Neue versicherte Ursula, daß die Reise sie gar nicht müde gemacht habe. Erst als der Kukuk an der Wand des Speisezimmers sich zwölf Mal hören ließ, dachten die Glücklichen daran, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen stand die Sonne schon hoch am Himmel, als sie zum Frühstück beisammen saßen. Ursula war überglücklich, ihre geliebte Alice so heiter und vergnügt vor sich zu sehen und konnte sich nicht genug wundern über ihr gesundes Aussehen. Und Alice war nicht minder glücklich, die treue Haushälterin, die sie wie eine Mutter verehrte, wieder zu sehen. Sie hatte sich schon längst gefreut auf das Beisammensein und Allerlei ausgedacht, um dem lieben Besuch den Aufenthalt in F. recht angenehm zu machen.

Es sollte jedoch anders kommen, als sie sich's gedacht hatte. Schon am Abend desselben Tages klagte Ursula über heftiges Stechen auf der linken Seite ihrer Brust. Während der Nacht schlief sie sehr unruhig und am Morgen war es ihr unmöglich, das Bett zu verlassen. Sie hätte bei jedem Athemzug laut aufschreien mögen vor Schmerz. Frau Holzendorf ließ ihren Hausarzt rufen. Derselbe war aber nach einem benachbarten Dorfe gefahren, wo sich ein Unglücksfall zugetragen hatte, und konnte in Folge dessen erst gegen Abend erscheinen. Nachdem er die Patientin, welche bereits stark fieberte, genau untersucht hatte, constatirte er, daß sie an Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt sei. Auf die Frage, ob er den Zustand derselben für gefährlich halte, zog er die Achseln in die Höhe und meinte, darüber könne er nicht Bestimmtes sagen, jedenfalls werde die Kranke, wenn sie auch wieder gesund werde, einige Wochen das Bett hüten müssen. Und so kam es. Weder die verschriebenen Arzneien, noch die sorgsamste Pflege waren im Stande, die Macht der Krankheit zu brechen. Von Tag zu Tag verschlimmerte sich Ursula's Zustand, und als am Abend des neunten Tages der Arzt die Temperatur der Kranken gemessen und ihren Puls gefühlt hatte, erklärte er beim Weggange, daß es ihm unmöglich sei, ihr mit seiner Kunst das Leben zu erhalten; so viel er voraussehe, werde sie in der Nacht dem Fieber erliegen.

Alice begleitete den Doktor bis zur Hausthüre; dann suchte sie Martha auf und theilte ihr mit, wie es um Ursula stehe. Thränen erstickten beinahe ihre Stimme; sie konnte sich mit dem Gedanken, ihre mütterliche Freundin verlieren zu müssen, nicht vertraut machen. Vor Allem drückte es sie schwer, daß sie Ursula ohne eine gegründete Hoffnung des ewigen Lebens sterben sehen sollte. Martha tröstete die Weinende, so gut sie es vermochte und schlug ihr vor, den Herrn gemeinsam um seine Hülfe zu bitten. Gerne willigte Alice ein. In ihrem Zimmer, das neben der Krankenstube lag, beugten die Beiden ihre Kniee und flehten voll Inbrunst zu dem großen Arzt, er möge Ursula aus der Hand des Todes erretten und ihrer Seele die Krankheit zum ewigen Leben gereichen lassen. Während des Gebetes fiel Alice das Wort des Heilandes ein, das er bei der Nachricht von des Lazarus Krankheit gesprochen: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde.“ Beruhigt und gestärkt begab sie sich ans Krankenlager, um die Tante abzulösen und die Nachtwache zu übernehmen. Mit einer Thräne im Auge trat ihr Frau Holzendorf entgegen, ergriff ihre Hand und sprach leise: „Möge Gott dein Flehen erhören, Alice. Bete auch für mich; mein Herz sehnt sich nach dem Frieden, der auch im Angesicht des Todes Stich hält.“

Weiter konnte sie nicht sprechen; schluchzend verließ sie das Zimmer und ging hinaus in den Garten. Dort setzte sie sich in die lauschige Hütte. Am westlichen Horizont erlosch eben der letzte Schimmer des Abendroths, aber durch die Lücken des Laubdaches drängte sich das milde Licht des Mondes. Der Zephyr spielte mit den Blättern der Laube; es war als lispelten diese ihr Abendgebet — eine leise Mahnung für Frau Holzendorf: „O Menschenkind, bet' auch du!“ Sie verstand die Mahnung und schüttete ihr bewegtes Herz vor Gott aus. Es hatte ihr viel Kampf gekostet, ihre Nichte mit dem Zustand ihres Innern bekannt zu machen; aber nun war es ihr, als hätte Jemand eine schwere Fessel von ihr genommen. Ein Alp war von ihrer Seele gewichen, und Empfindungen süßer Ruhe durchzogen wie himmlische Musik ihr Gemüth. Doch das war noch nicht der ersehnte Friede selbst, sondern nur ein Vorschmack desselben, der gleich einem Präludium ahnen läßt, was darauf folgen wird.

Während die Tante im Garten weilte, ging im Krankenzimmer auch eine Wandlung vor sich. Ursula, die den ganzen Tag phantasirt hatte, wurde ruhiger; ein sanfter Schlaf kam über sie. Erst nach Mitternacht wachte sie einmal auf. Alice reichte ihr einige Theelöffel voll Limonade. Darauf schlief die Kranke wieder ein, und als der Arzt am Morgen erschien, da war sie noch nicht wach. Mit Erstaunen betrachtete der Doktor die Patientin, und nachdem ihm Alice Bericht erstattet hatte über das, was sich während der Nacht zugetragen, brach er in die Worte aus: „Da hat der liebe Gott ein Wunder gethan: ich hoffe, das Leben der Kranken steht jetzt außer Gefahr.“

Gegen 10 Uhr öffnete Ursula die Augen. Verwundert blickte sie um sich und fragte: „Wo bin ich?“

Frau Holzendorf, die sie den Tag über pflegte, erhob sich aus dem Lehnstuhl, strich der Kranken mit der Hand über die Stirn und sprach beruhigend: „Sie sind in guten Händen, Ursula; der liebe Gott hat geholfen, Sie werden wieder gesund.“

„Mir hat so sonderbar geträumt,“ versetzte diese, und in abgebrochenen Worten erzählte sie: „Ich machte eine große Reise. Mein Weg führte mich immer höher und höher hinan. Endlich kam ich, als eben die Sonne untergegangen war, vor die Thore einer schönen Stadt. Die Fülle des Lichtes in derselben war so groß, daß es rings um ihre Mauern herum hell, wie am Mittag war. An mein Ohr drang liebliche Musik und die Töne eines herrlichen Liedes, das ich nie zuvor gehört hatte. Es war, als ob ein

vieltausendstimmiger Chor einem erwürgten Lamm Lob und Preis darbringe. Ich wollte in die Stadt hineingehen, aber der Thorwächter hielt mich an, fragte nach meinem Namen und wies mich hinweg. 'Du bist noch nicht bereit,' sprach er, 'hier einzugehen, reise zurück an den Ort, von dannen du gekommen bist. Dort lerne erst Den kennen, dem hier gesungen wird, und wenn du dich dann ihm zu Dienst begibst, wird er dich, wenn's Zeit ist, selbst abholen und hier einführen.' Als er geendigt, fühlte ich, wie mich Jemand, den ich nicht sehen konnte, an der Hand nahm und zurückführte."

Frau Holzendorf erwiderte nichts auf diese Worte. „Noch nicht bereit, dort einzugehen," klang es durch ihr Inneres. Und als ob sie Antwort geben müßte, sprach sie zu sich selbst: Ja, auch ich bin noch nicht bereit, aber ich will nicht ruh'n und nicht rasten, bis ich weiß, daß ich ein Erbe des Himmels bin.

Noch beinahe zwei Wochen mußte Ursula das Bett hüten, nur langsam erholte sie sich von der schweren Krankheit. Aber die Zeit der Genesung war eine selige für sie, wie für die Andern. Die wunderbare Hülfe des Herrn übte auf Alle eine gesegnete Wirkung aus. Alice und Martha wurden mächtig im Glauben gestärkt; Frau Holzendorf und Ursula ließen sich durch Gottes Güte zur Buße leiten.

Als es der Zustand der Patientin erlaubte, verweilten die Vier an den schönen Nachmittagen des Spätsommers in der Gartenlaube. Dort saß Ursula mit gefalteten Händen in den weichen Kissen eines bequemen Stuhles; die Tante und Martha beschäftigten sich mit Handarbeiten, und Alice las Erzählungen vor, die von Gottes Liebe und Gnade zeugten. Hie und da gab es eine Pause, in der sie das Gelesene mit einander besprachen. Da gingen denn die Herzen auf; die Tante legte ihre Arbeit auf den Tisch, und sie und Ursula richteten Fragen an Alice und Martha, welche zur Genüge bekundeten, daß ihre Seelen dürsteten nach der Gemeinschaft mit Gott.

Und der, welcher einst dem samaritischen Weiblein Wasser des Lebens bot, stillte auch ihr Sehnen. Als einmal Ursula betrübt äußerte: „Ach, könnte ich doch den Weg finden, der zu Jesu führt," da stand Alice auf und eilte in's Haus. Bald kehrte sie zurück mit einem Bande von Wesley's Predigten. Sie schlug das Buch auf und las die Predigt über den „biblischen Weg der Seligkeit" vor. Während des Lesens fiel es den beiden Suchenden wie Schuppen von den Augen. Und als Alice die Schlußworte las: „Er (Christus) ist Alles, was du brauchst; er wartet auf dich, er ist vor der Thüre! Oeffne die Thüre und laß deinen himmlischen Gast einziehen und nie mehr von dir weichen; halte Abendmahl mit ihm und laß das Fest sein ewigwährende Liebe": — da konnten sie sagen: „Nun wissen wir, daß wir blind waren, aber wir sind sehend geworden; wir sehen Jesum und unsere Seelen sind genesen."

Zwei Wochen später war Ursula so weit hergestellt, daß sie ihren Dienst in C. wieder übernehmen konnte. Es fiel ihr schwer, von den Lieben in F. Abschied zu nehmen, zumal Frau Holzendorf und Alice in sie drangen, bei ihnen zu bleiben. Vielleicht hätte sie sich dazu bestimmen lassen, wenn nicht Herr von Gustrow eines Tages unverhofft mit seinen beiden Kindern erschienen wäre, um sie abzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen.

Als ich ein Kind war, diente in dem Hause meiner Großmutter eine Köchin, an der ich mit inniger Liebe hing. Wilhelmine war vielleicht nicht mehr ganz jung, aber sie hatte ein glückselig frohes Gemüth. Die Arbeit ging ihr schnell von den geschickten Händen; daher hatte sie viel freie Zeit und war stets aufgelegt, an den kindlichen Belustigungen, welche ich ihr vorschlug, theilzunehmen, mochte es ein Spiel unter den schattigen Bäumen im hellen Sommersonnenschein sein oder eine Schlittenfahrt im Hofe, wenn die Sterne am klaren Winterhimmel funkelten und Jedermann uns hinter dem warmen Ofen vermuthete. Sie wußte auch viele Geschichten zu erzählen und Verse herzusagen, die mir stets von Neuem Vergnügen bereiteten und meine Lachlust erregten.

Aber nicht nur einen frohen Sinn, sondern auch ein gutes Herz hatte Wilhelmine. Das bewies mir die warme Theilnahme, die sie für alle meine Leiden hatte, von denen sich am Häufigsten der Verlust eines Fingerhutes oder eines Rechenbuchs wiederholte. Beide Gegenstände waren mir zuwider, da ich mich sehr ungern mit ihnen beschäftigte. So kam es wohl, daß ich sie selten zu finden wußte und dann in großer Sorge suchte. Das Bewußtsein, daß ich zu jeder Zeit Theilnahme, Verständniß und Hülfe bei Wilhelmine finden würde, befestigte meine Liebe zu ihr. Diese erkaltete auch nicht, als ich längst erwachsen und sie seit vielen Jahren nicht mehr in unserem Hause weilte.

Das Verhältniß zwischen uns hatte sich nur in der Weise geändert, daß sie zuweilen die Rathsuchende war und ich die Helfende sein durfte. Sie hatte sich verheirathet; aber ihre Ehe war sehr unglücklich gewesen, dann war ihr Mann gestorben, und sie war elend und krank.

Sie hatte ein eigenes Häuschen und eine einzige Tochter, dennoch war sie arm. Die Tochter machte ihr wenig Freude, sie ließ die kranke Mutter oft allein und ging ihrem Vergnügen nach. Ich kannte bald den Platz, wo dieselbe den Hausschlüssel niederlegte, wenn sie ihre tadelnswerthen Wege antrat, und fand die kranke Frau oft Abends in völlig dunklem Zimmer, ohne ein Tröpfchen Wasser im Kruge, wiewohl sie an heftigem Durste litt, ohne ein Feuer im

Ofen, wenn auch der Fieberfrost sie schüttelte. Trotzdem war sie stets geduldig, klagte nie und wußte immer Entschuldigungen für die lieblose Tochter zu finden.

Das Jahr neigte sich zum Ende, die Sylvesterglocken läuteten es zu Grabe. Es hatte den ganzen Tag gestürmt. Nun war es stille geworden, aber schwere Wolken zogen am Himmel dahin, und es war so dunkel, daß ich nur tastend den Schlüssel finden, die Thür öffnen und vorsichtig in dem finstern Flur meinen Weg nach der Stube suchen konnte. Dort war es ganz stille und doch nicht dunkel, wiewohl ich beim Eintreten sah, daß noch kein Licht brannte. Es schien, als wenn das Licht von dem Antlitz der Kranken ausstrahlte; denn jeden ihrer Gesichtszüge konnte ich erkennen und den wunderbar strahlenden Ausdruck ihrer Augen wahrnehmen, die in weite Ferne zu blicken schienen. Ihre Hände waren gefaltet.

Ich blieb unter der Thüre stehen; ich wußte nicht, ob sie betete oder ob sie schon gestorben sei. Sie sah so feierlich aus, aber es war nichts Todtes, nichts Leichenhaftes in ihrem Gesichte, sie erschien fast jung und wie verklärt. Mich überkam ein Gefühl heiliger Andacht.

Plötzlich wandte sie ihr Haupt und winkte mich heran. „Schön, daß Sie da sind!" sprach sie, „Sie sollen es wissen: mir ist Gnade widerfahren! Ich war nie fromm; gebetet habe ich selten; das schien mir immer so fremd. Lesen konnte ich nicht, so las ich also auch nicht in der Bibel; in die Kirche ging ich nur am ersten Festtag. Ich hatte es nie anders gewußt und machte mir auch kein Bedenken darüber. Dennoch aber hatte ich Gott und den Herrn Jesus lieb, aber auf meine Art, ohne fromm zu sein. Seit ich krank bin, dachte ich oft: es ist doch schade, daß du nicht anders warest, denn in den Himmel kannst du so nicht kommen; du kannst das nicht vom lieben Gott verlangen. Ich weiß nicht, ob ich es noch dachte, als die Sylvesterglocken anfingen zu läuten; ich weiß auch nicht, ob ich geschlafen habe. Aber ich fühlte mit einem Male, daß sich eine Hand auf meine Stirne legte, und ich hörte eine Stimme, die sprach laut aber milde zu mir: 'Fürchte dich nicht; ich bin Jesus Christus, du sollst nicht verloren sein!' Und es wurde hell um mich, ganz hell, aber ich sah Niemand. Dann hörte ich die Thüre gehen. Sie mögen hereingekommen sein, ich mochte mich nicht umsehen, um ihn nicht zu verscheuchen; aber nun weiß ich: Er verläßt mich nicht; ich weiß es, wenn ich sterbe, werde ich selig werden. Glauben Sie es auch?"

„Ja, ich glaube es!" erwiderte ich und setzte mich still an ihr Bett. Wir haben an dem Abend nicht mehr mit einander gesprochen; nur als ich fortging, wiederholte sie: „Ja, es war wunderschön; nun ist mir gar nicht mehr bange vor dem Tode!"

Zwei Tage darauf ist sie gestorben, still und getrost, und auf dem bleichen Antlitz lag ein himmlischer Frieden.

Sophie von Keller.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. August.

Das Brandopfer.

3 Mos. 1, 1—9.

1. Und der Herr rief Mosen, und redete mit ihm von der Hütte des Stifts, und sprach:
2. Rede mit den Kindern Israel, und sprich zu ihnen: Welcher unter euch dem Herrn ein Opfer thun will, der thue von dem Viehe, von Rindern und Schafen.
3. Will er ein Brandopfer thun von Rindern: so opfere er ein Männlein, das ohne Wandel sei, vor der Thüre der Hütte des Stifts, daß es dem Herrn angenehm sei von ihm.
4. Und lege seine Hand auf des Brandopfers Haupt; so wird es angenehm sein, und ihn versöhnen.
5. Und soll das junge Rind schlachten vor dem Herrn; und die Priester, Aarons Söhne, sollen das Blut herzubringen, und auf den Altar umher sprengen, der vor der Thüre der Hütte des Stifis ist
6. Und man soll dem Brandopfer die Haut abziehen, und es soll in Stücke zerhauen werden.
7. Und die Söhne Aarons, des Priesters, sollen ein Feuer auf dem Altare machen, und Holz oben darauf legen:
8. Und sollen die Stücke, nämlich den Kopf, und das Fett auf das Holz legen, das auf dem Feuer auf dem Altare liegt.
9. Das Eingeweide aber, und die Schenkel soll man mit Wasser waschen, und der Priester soll das Alles anzünden auf dem Altare zum Brandopfer. Das ist ein Feuer zum süßen Geruche dem Herrn.

Biblischer Grundgedanke: „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." Jes. 53, 6.

Einleitung. Das zweite Buch Mose schließt mit einem Bericht über die Aufrichtung der Stiftshütte, wie wir in der letzten Lektion gesehen haben. Es ist dies ein passender Abschluß des Auszugs der Kinder Israel aus Egypten. Israel ist jetzt bereit, ein Volk Gottes zu werden, und den Gottesdienst nach der Verordnung des Herrn einzurichten. Darum die genauen Vorschriften der verschiedenen Opfer, welche Israel, nach dem Gesetz, dem Herrn darbringen mußten.

Erklärung.

V. 1. Nachdem eine Wolke die Hütte des Stifts bedeckt hatte, und die Herrlichkeit des Herrn in die Wohnung eingezogen war, offenbarte sich Gott von dieser Stätte aus dem Mose, um durch ihn dem Volke

seinen heiligen Willen kund zu thun. Siehe 2 Mos. 40, 34—38. Die erste Offenbarung Gottes betraf die Opfer, in welchen Israel ihm nahen sollte, um seiner Gnade theilhaftig zu werden.

V. 2. Aus dem Wortlaut dieses Verses geht deutlich hervor, daß die Darbringung von Opfern eine dem Volk Israel längst bekannte Sitte war. Mit Brandopfer und Schlachtopfer hatten schon die Patriarchen zu thun, indem sie dadurch den sich ihnen offenbarenden Gott verehrten und seinen Namen anriefen. Ja, wir treffen diese Form des Gottesdienstes bei Kain und Abel (1 Mos. 4, 4). Mithin erweitert und vervollständigt Gott diese von den Erzvätern ererbte Form der Verehrung für sein Volk Israel.

Die erste Bedeutung eines Opfers ist Darbringung. Alle Opfer, ohne Ausnahme, werden als eine Darbringung bezeichnet, als heilige Gaben, mit welchen Israel vor dem Angesichte des Herrn erscheinen soll. Als Darbringungen sind die Opfer nur Mittel, mit welchen Israel die Gemeinschaft mit seinem Gotte suchen und pflegen soll. In diesem Sinne gewinnen die Opfergaben die stellvertretende Bedeutung der Hingabe des Menschen in seinem Wirken und Schaffen an Gott.

V. 3. Als Brandopfer sollte der Israelite ein Rind oder Schaf männlichen Geschlechts darbringen, denn das männliche Geschlecht gilt als das vorzüglichere, und bei diesem Opfer kam es darauf an, dem Herrn etwas Tüchtiges zu bringen, darum mußte das Opferthier ohne Wandel, d. h. ohne Gebrechen, sein. Arme unter dem Volk durften mit einem paar Turteltauben oder junge Tauben zum Brandopfer vor dem Herrn erscheinen. „Vor der Thür der Hütte des Stifts," d. h. im Vorhof neben dem Brandopferaltar, sollte das Thier geschlachtet werden.

V. 4. Die Handauflegung, worunter wir uns ein kräftiges, nachdrucksvolles Stemmen der Hand auf den Kopf des Thieres vorzustellen haben, ist das sinnbildliche Zeichen der Uebertragung der Stimmung und Absichten, welche den Opfernden bei seiner Darbringung beseelt, wodurch er das Thier zu dem seine Person in der beabsichtigten Richtung vertretenden Opfer weiht. So überträgt der Opfernde im Brandopfer von sich mittelst der Handauflegung auf das Opferthier die Schuld seiner Sünde, die in ihrer Folge den Tod nach sich zieht.

In dem Ausdruck: „So wird es ihn versöhnen," ist der Zweck des Brandopfers ausgedrückt. Es ist die Versöhnung der Sünde. Der Tod ist der Sünde Sold. Das Opferthier erleidet nun stellvertretend für den Sünder den Tod und Gott nimmt diese Stellvertretung, die er selbst angeordnet hat, im Hinblick auf den stellvertretenden Tod Jesu Christi als vollgültig an.

Das Wort „versöhnen," eigentlich „Sühnen" bedeutet nicht eine Sünde ungeschehen machen, das ist ja nicht möglich, auch nicht als nicht vorhanden darstellen, das ist gegen den Ernst des Gesetzes, auch nicht durch eine Leistung bezahlen oder gut machen, sondern vor Gott bedecken, d. h. ihr die Kraft nehmen, zwischen Gott und uns zu treten.

V. 5. Nachdem durch die Handauflegung das Opferthier zum Tode geweiht ist, erfolgt die Schlachtung, eine Handlung, welche der Opfernde selbst übernehmen muß. Dies ist ebenfalls ein Ausdruck der Freiwilligkeit des Opfernden. Er muß ebenso gewiß sein Opfer selber schlachten, als der Fromme nur in freier Selbstbestimmung seinen Willen dem Herrn opfern kann. Beim Schlachten wurde das Blut von den Priestern aufgefangen und an den Altar gesprengt. Das Blut ist Sinnbild des Seelenlebens, das dem Herrn dargebracht wird. Daß es aber ausgegossen werden muß am Altar, ehe das Brandopfer angezündet werden kann, sagt uns auf eine bedeutsame Weise, daß alle Aufopferung von Leib und Leben nichts nütze ist, wenn nicht die Seele dem Herrn zuerst ist dargegeben worden. Die Besprengung des Blutes geschieht durch den Priester, welcher als Vermittler der göttlichen Gnade zwischen Gott und dem Opfernden sein Amt verwaltet.

V. 6—9. Die Handauflegung, Schlachtung, Blutauffangung und Blutbesprengung, bilden die Grundlage für die in diesen Versen geschilderte Darbringung des Opfers. Mit der Schlachtung schwindet das Leben, mit der Haut schwindet die alte Lebenserscheinung, durch die Verbrennung schwindet die Substanz des Körpers selbst. Nur das Blut, die Seele, schwindet nicht, sondern geht durch die Ausschüttung auf die geheiligte Erde des Altars zu Gott.

Der ganze Opferakt wird ruhig und zierlich vollzogen, und besteht in zwei Haupthandlungen. Auf der Seite des Opfernden die Zerstückung des Opferthiers und auf der Seite des Priesters die Besorgung des Opferbrandes. In dem Opferbrande aber nimmt der Herr das Opfer entgegen. „Das ist ein Feuer zum süßen Geruch dem Herrn." Wie im bildlichen Sinne der Zorn als Schnauben aus der Nase hervorgeht, so geht auch die Hingebung an Gott und sein Walten als ein Geruch des Wohlgefallens in die Nase ein.

Praktische Gedanken.

Die Versöhnung.

Wir haben bereits in der Erklärung gesehen, wie im Brandopfer das Deckende, das Sühnende für die Seele des Volkes darinnen besteht, daß Gott die Leistung des Opfers in seinem Tode dem Opfernden so zurechnet, als ob er es selbst vollbracht hätte. Diese Zurechnung ist ein Akt der göttlichen Gnade und geschieht bei dem vorbildlichen Thieropfer kraft der göttlichen Verheißung: „Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnet werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben" (3 Mos. 17, 11). Gott traf diese Verordnung mit Rücksicht auf das zukünftige, vollgültige Opfer, welches der Sohn Gottes durch seine Selbsthingabe bringen sollte, auf welches der opfernde Israelit im festen Glauben an die Verheißung zu schauen hatte, wenn er sein Opfer darbringt.

Wiederum. Hätte zur Freisprechung des Sünders von der Schuld und Strafe das Todesleiden des für ihn in den Tod gegebenen Opfers an und für sich genügt, so wäre die Blutbesprengung überflüssig gewesen. Vielmehr besteht die Hauptbedeutung des Blutes in seiner Anwendung auf den Altar, oder die Stätte, wo Gott seinem Volke gegenwärtig ist.

Wir betrachten:

Jesus Christus, das Opfer zu unserer Versöhnung.

1. Die Gerechtigkeit Gottes wurde befriedigt.

Jesus Christus ging für uns Sünder in das Gericht, als er starb, „der Gerechte für die Ungerechten." In ihm wurde die Sünde der Welt, die er auf sich genommen hatte, gerichtet. Solches erforderte die Gerechtigkeit Gottes, der die Anordnung traf, daß die Sünde nicht ohne Leiden, Tod und Blut des Opfers gesühnt werden kann. Die Wahrhaftigkeit Gottes besteht, darum mußte das Wort: „Du sollst des Todes sterben," welches über Adam ausgesprochen worden war, an Christo erfüllt werden, welcher das neue

Haupt der Menschheit geworden ist. Darum heißt es: „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn."

Daß Jesus Christus gerade den Kreuzestod zu tragen hatte, geschah zum Zeichen, daß er den Fluch getragen hat, den wir verdienet hatten. Diese Todesart war nach dem Gesetz mit dem Fluch verknüpft. Siehe 5 Mos. 21, 23. Gal. 3, 13. Das Kreuz, das Zeichen des Fluches, wurde zum Zeichen des Heils. Das Leiden des Herrn war wirklich eine Strafe und eine stellvertretende Genugthuung.

Das Wort Versöhnung hat zunächst die Bedeutung der Aussöhnung. Es bedeutet aber auch „Sühne einer Schuld." Darum ist Christus die Versöhnung für unsere Sünde, nicht allein aber für die unsre, sondern auch der ganzen Welt. Jenes Leiden und Sterben, das die göttliche Gerechtigkeit dem Sünder auferlegt, das die göttliche Wahrhaftigkeit ihm angekündigt hat, ist vollbracht, und das Sühnopfer ist im Himmel angenommen. „Mit einem Opfer hat er vollendet in Ewigkeit, die geheiligt werden sollen." Ebr. 10, 14. Eine Stellvertretung, eine vollkommene Genugthuung hat stattgefunden. Dieser ist nichts mehr hinzuzufügen, weder von Gottes noch von unserer Seite.

2. Die Liebe Gottes wurde offenbar. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab." Darin ist die Liebe Gottes erschienen; die Liebe des Sohnes, denn sie hat ihn zu uns herabgetrieben, an das Kreuz gebracht, auf welchem das vollkommene Sühnopfer vollendet wurde; die Liebe des Vaters, denn die Hingabe des Sohnes war von Seiten des Vaters ein so großes Opfer, wie wenn er sich selbst hingegeben hätte. In dem leidenden und sterbenden Erlöser hat Gott seine Arme nach uns ausgebreitet, um uns an sein Herz zu ziehen und uns selig zu machen.

Gerade hier ist zu beachten, daß die Versöhnung von Seiten Gottes kein Aufgeben an Feindschaft in sich schließt, wie das bei den Menschen, die sich aussöhnen, der Fall ist. In Gott war keine Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht; denn Gott hat die Welt geliebt, und nicht gehaßt, und von Ewigkeit beschlossen, seinen Sohn für sie dahinzugeben. Gott haßt und richtet die Sünde, und darin ändert er sich nicht, denn mit der Sünde kann er sich in Ewigkeit nicht versöhnen. Aber wir waren Gottes Feinde, und diese Feindschaft, die in uns war, zu überwinden, ist der Sohn Gottes erschienen. Wenn unter Menschen eine Entzweiung stattgefunden hat, muß der, welcher Unrecht gethan hat, den Anfang zur Versöhnung machen. Aber Gott sei Dank, hier geht es anders. Hier ist Gott, dessen Liebe und Majestät wir beleidigt haben, uns entgegengekommen. Er hat den ersten, den entscheidenden Schritt gethan, und bietet uns seine Liebe und seinen Frieden an. (Man lese 2 Cor. 5, 19—21).

3. Die Versöhnung sollen wir persönlich erlangen.

Die Versöhnung durch Jesum Christum sichert uns nicht allein die Bezahlung unserer Sündenschuld, sondern sie bewirkt auch unsere Erlösung von der Sünde. Der Sohn Gottes nahm unsere menschliche Natur an, um sie wahrhaft zu erlösen und zu heiligen. Er trug unsere Sünden und erduldete den bitteren Tod, um die Sünde völlig abzuthun, damit wir sie wirklich los werden und nicht darinnen beharren. Das Böse, das von Natur in uns ist, soll nicht etwa bloß übersehen, es soll ausgetilgt werden. Das Blut Christi macht rein von aller Sünde. Der Herr hat durch den Tod die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, dem Teufel. Er hat die Ketten der Finsterniß zerbrochen, und uns in die wahre Freiheit versetzt. Er ist in das Gericht gegangen, wie wenn er nur Sünden gethan hätte, damit wir in ihm lauter Gerechtigkeit würden. Er hat unsere Sünden an das Kreuz geschlagen, damit wir von aller Sünde erlöset würden und ein verborgenes Leben führen mit Christo in Gott.

Sonntag, 12. August.

Der Versöhnungstag.

3 Mos. 16, 1—16.

1. Und der Herr redete mit Mose, (nachdem die zween Söhne Aarons gestorben waren, da sie vor dem Herrn opferten.)
2. Und sprach: Sage deinem Bruder Aaron, daß er nicht allerlei Zeit in das inwendige Heiligthum gehe hinter den Vorhang vor dem Gnadenstuhle, der auf der Lade ist, daß er nicht sterbe; denn ich will in einer Wolke erscheinen auf dem Gnadenstuhle.
3. Sondern damit soll er hinein gehen, mit einem jungen Farren zum Sündopfer, und mit einem Widder zum Brandopfer.
4. Und soll den heiligen leinenen Rock anlegen, und leinen Niederwand an seinem Fleische haben, und sich mit einem leinenen Gürtel gürten, und den leinenen Hut aufhaben, denn das sind die heiligen Kleider; und soll sein Fleisch mit Wasser baden, und sie anlegen.
5. Und soll von der Gemeine der Kinder Israel zween Ziegenböcke nehmen zum Sündopfer, und einen Widder zum Brandopfer.
6. Und Aaron soll den Farren, sein Sündopfer, herzu bringen, und sich und sein Haus versöhnen;
7. Und darnach die zween Böcke nehmen, und vor den Herrn stellen, vor der Thüre der Hütte des Stifts.
8. Und soll das Loos werfen über die zween Böcke; ein Loos dem Herrn, und das andere dem ledigen Bocke.
9. Und soll den Bock, auf welchen des Herrn Loos fällt, opfern zum Sündopfer.
10. Aber den Bock, auf welchen das Loos des Ledigen fällt, soll er lebendig vor den Herrn stellen, daß er ihn versöhne, und lasse den ledigen Bock in die Wüste.
11. Und also soll er denn den Farren seines Sündopfers herzu bringen, und sich und sein Haus versöhnen, und soll ihn schlachten.
12. Und soll einen Napf voll Blut vom Altare nehmen, der vor dem Herrn stehet, und die Hand voll zerstoßenes Räuchwerks, und hinein hinter den Vorhang bringen.
13. Und das Räuchwerk auf's Feuer thun vor dem Herrn, daß der Nebel vom Räuchwerke den Gnadenstuhl bedecke, der auf dem Zeugnisse ist, daß er nicht sterbe.
14. Und soll des Bluts vom Farren nehmen, und mit seinem Finger gegen den Gnadenstuhl sprengen vorne an. Siebenmal soll er also vor dem Gnadenstuhl mit seinem Finger vom Blute sprengen.
15. Darnach soll er den Bock, des Volks Sündopfer, schlachten, und seines Bluts hinein bringen hinter den Vorhang: und soll mit seinem Blute thun, wie er mit des Farren Blute gethan hat, und damit auch sprengen vorne gegen den Gnadenstuhl;
16. Und soll also versöhnen das Heiligthum von der Unreinigkeit der Kinder Israel, und von ihrer Uebertretung, in allen ihren Sünden. Also soll er thun der Hütte des Stifts; denn sie sind unrein, die umher liegen.

Biblischer Grundgedanke: „Ohne Blutvergießen geschiehet keine Vergebung." Ebr. 9, 22.

Einleitung. Kaum hat der Herr durch ein Wunder den Opferdienst Aarons und seiner Söhne bestätigt und geheiligt, wie wir in der letzten Lektion gesehen haben, so muß er wegen eines Mißbrauches des empfangenen Amtes sich an den ältesten Söhnen Aarons, Nadab und Abihu, durch ein schreckliches Gericht heiligen und vor der Gemeine als den Gott offenbaren, der seine heiligen Gebote nicht ungestraft übertreten läßt. Als die Söhne Aarons mit fremdem Feuer vor den Herrn zum Opfer traten, da fuhr ein Feuer aus vom Herrn, und verzehrete sie, daß sie starben. Das Feuer des heiligen Gottes, das soeben

erst den Dienst Aarons als einen Gott wohlgefälligen geheiligt hatte, gereicht seinen beiden ältesten Söhnen zum Verderben, weil sie den Herrn nicht in ihren Herzen geheiligt, weil sie einen eigenwilligen Gottesdienst unternommen hatten. So ist heute noch dasselbe Evangelium den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, während es den Andern ein Geruch des Todes zum Tode ist.

Erklärung.

V. 1. 2. Die Erinnerung an das Sterben der Söhne Aarons, Kap. 10, 1—5, soll nicht nur der geschichtliche Anlaß für den Versöhnungstag sein, sondern es soll zugleich auf die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eintritts in das innerste Heiligthum Gottes hingewiesen werden. Der Tod seiner Söhne soll eine ernste Mahnung für Aaron sein, daß er nicht zu jeder Zeit in das inwendige Heiligthum hinter den Vorhang vor den Gnadenstuhl trete, sondern nur zu der von Gott festgesetzten Zeit zu den von ihm bestimmten Verrichtungen, auf daß er nicht sterbe.

V. 3—5. Als Opfer soll Aaron bringen einen Farren oder Stier zum Sünd- und einen Widder zum Brandopfer, für die Gemeinde aber zwei Ziegenböcke zum Sünd- und einen Widder zum Brandopfer. Zu diesem Behufe soll er nicht seine hohepriesterlichen Prachtgewänder anziehen, sondern er soll in Weißzeug erscheinen, nachdem er seinen Leib gebadet hatte, als Sinnbild der Reinigung vom Schmutz der Sünde. Reinheit und Heiligkeit werden hier veranschaulicht.

V. 6—10. Mit dem Farren soll Aaron sich und sein Haus versöhnen, die beiden Ziegenböcke aber vor den Herren stellen und über sie loosen lassen, ein Loos für den Herrn, das andere für den ledigen Bock, welcher Asasel heißt, und den Teufel bedeutet, welchem dieser Bock zugeschickt werden soll, um anzudeuten, daß wer nicht die göttliche Versöhnung annehmen will, dem bösen Geist übergeben werden soll, der ihn in Zeit und Ewigkeit quäle. Die Wüste und verwüsteten Oerter werden öfters in der heiligen Schrift als Behausung der bösen Geister erwähnt. Jes. 13, 21.; 34, 14. Matth. 12, 43. Als Bild des Todes und der Verödung entspricht die Wüste der Natur der bösen Geister, die von dem Urquell des Lebens abgefallen, in ihrer Feindschaft wider Gott die gutgeschaffene Welt verwüsten und Tod und Verderben in ihrem Gefolge haben.

V. 11—13. Auf diese Vorbereitung folgen die Opferhandlungen. Aaron soll das Sündenopferthier im Vorhof schlachten und die Versöhnung für sich und sein Haus, die Priester, vornehmen. Ehe er aber das Blut des Sündopfers in das Allerheiligste bringt, geht er mit zwei handvoll feingestoßenen wohlriechenden Rauchwerks (2 Mos. 30, 34), in das Allerheiligste, um dort das Rauchwerk auf das Feuer zu geben vor dem Herrn, damit die Rauchwolke den Sühndeckel bedecke und er nicht sterbe. Dieses angezündete Rauchwerk ist ein Symbol des Gebets. Das Bedecken der Bundeslade mit der Wolke des Weihrauchs ist eine sinnbildliche Bedeckung der Herrlichkeit des Allerheiligen mit Gebet, daß Gott nicht seinen heiligen Zorn über die Sünder hervorbrechen lasse, sondern in dem Blute des Sündopfers die Seelen, für die es gebracht wird, zu Gnaden annehmen wolle. Mit diesem vorläufigen Eingang ist erst der Haupteingang zur Vollziehung der priesterlichen Sühne möglich gemacht, ohne daß Aaron bei diesem Eingang sterben muß.

V. 14. Durch das Rauchopfer vor dem Zorne des heiligen Gottes geschützt, soll er dann von dem Blute des Farren mit seinem Finger sprengen auf den Gnadenstuhl, d. h. auf seine Vorderseite, „vorne an," und dann sieben Mal auf den Boden vor derselben.

V. 15. 16. Nun erst erfolgt die Versöhnung des Volkes. Aaron soll den Ziegenbock als Sündopfer für das Volk schlachten, zu welchem Behufe er natürlich wieder in den Vorhof zurückkehren mußte, und das Blut desselben gleichfalls in das Allerheiligste bringen und dort mit ihm ebenso wie mit dem des Stieres verfahren. Beide Male fand ein zwiefaches Blutsprengen statt, das eine auf den Gnadenstuhl, das andere und zwar siebenmalige, vor der Bundeslade. Das erste galt der Sühnung der Sünden zuerst des Hohenpriesters und seines Hauses, sodann der Gemeinde Israels. Das zweite und siebenmalige Sprengen galt der Entsündigung des von der sündigen Atmosphäre der Priester und der Gemeinde verunreinigten Heiligthums. Dies liegt in den Worten: „Und soll also versöhnen das Heiligthum von der Unreinigkeit der Kinder Israel, und von ihrer Uebertretung, in allen ihren Sünden." V. 16. Mithin werden die Heiligthümer nicht nur durch die Sünden derer, die ihnen nahen, sondern auch durch die Unreinigkeiten als der leiblichen Erscheinungen der Sünde des Volks verunreinigt, daß sie einer jährlichen Entsündigung und Reinigung durch sühnendes Opferblut bedürfen.

Praktische Gedanken.

Die Bedeutung des Versöhnungstages.

Um die Versöhnung der zum heiligen Volke berufenen, aber in dem Grunde ihrer Natur noch ganz mit Sünde und Unreinheit behafteten Gemeinde mit dem heiligen Gott entsprechend darzustellen, dazu konnten weder die für besondere Versündigungen angeordneten Sünd- und Schuldopfer, noch die für die Neumonde und Jahresfeste vorgeschriebenen Sündopfer ausreichen. Es blieben bei pünktlichster Befolgung dieser Vorschriften nicht bloß viele Sünden unerkannt und darum auch ungesühnt, sondern es hängten den von sündigen Menschen gebrachten Sühnopfern selbst Sünden und Unreinheiten an, womit das Heiligthum befleckt wurde. Um nun die Unzulänglichkeit dieser Sühnungen der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen und das Bedürfniß nach vollkommener Versöhnung mit Gott zu wecken, wird der große Versöhnungstag eingesetzt und an demselben ein alle Sünden der ganzen Gemeinde umfassende Versöhnung angeordnet, um sowohl Priesterschaft wie Gemeinde hinsichtlich aller ihrer Sünden mit Gott zu versöhnen, als auch das Heiligthum von allen aus den Sünden des Volkes ihm anklebenden Unreinheiten zu reinigen. Durch diesen Sühnakt sollte der Gnadenstand der dem Herrn sich bußfertig nahenden Gemeinde erneuert und diese Erneuerung dadurch bestätigt werden, daß ihr durch die gleichzeitige Sühnung der Priesterschaft und des Heiligthums die Fortdauer einer vor Gott gültigen Vertretung und die Fortdauer der Einwohnung Gottes in ihrer Mitte verbürgt wird.

I. Das Sündopfer.

Derjenige von den zwei Ziegenböcken, welcher durch das Loos dem Herrn bestimmt wurde, mußte geschlachtet werden, damit der Hohepriester mit dem Blute desselben in dem Allerheiligsten vor dem Herrn zur Versöhnung aller Sünden des Volkes erscheinen konnte. Daß ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünde geschehen konnte, hat der Herr in dieser Anordnung deutlich hervorgehoben. Es ist dieses zugleich ein Hinweis auf Jesus Christus, der ein

Opfer für die Sünde geopfert hat, das ewiglich gilt (Ebr. 10, 12). Sowie der Versöhnungstag dadurch eine hervorragende Bedeutung bekommt, daß der Hohepriester allein das Opfer versieht und in das Allerheiligste eingeht, so ist Christns einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden.

II. Der Sündenträger.

Wir haben bereits gesehen, wie nach der Versöhnung der zur Entsendung nach der Wüste bestimmte Bock, der noch im Vorhofe vor Gott stand, mit den Verschuldungen des Volkes belastet, indem der Hohepriester beide Hände auf sein Haupt legte, um dadurch über ihm alle Verschuldungen zu bekennen, und sie anf ihm legte, worauf ein in Bereitschaft stehender Mann ihn nach der Wüste entführte. In welchem Sinn aber ist das Wegtragen der Sünden durch diesen zweiten Bock gemeint, da dieselben doch schon durch das Blut des ersten Bockes gesühnt sein sollen? Wir antworten: Die beiden Böcke gehören zusammen und stellen zu stärkerer Verdeutlichung zwei Momente dar, welche sonst beim Sündopfer vereinigt sind. Der erstere Moment ist die sühnende Deckung des Sünders vor Gott durch das Blut. Der zweite Punkt ist die gänzliche Wegschaffung der Sünde und der dadurch bewirkten Unreinigkeit aus dem Bereich der Gott geweihten Gemeinde. In diesen zwei Punkten wird uns also die Vergebung der Sünden und die Reinigung des menschlichen Herzens von aller Sünde treffend versinnbildlicht. Beides kann und muß geschehen, wenn wir vor Gottes heiligem Angesicht bestehen wollen. Christus deckt unsere Sünden in seinem Blute; er trägt sie aber auch hinweg, daß ihrer nicht mehr soll gedacht werden und macht uns rein von aller Sünde.

Der Verfasser des Ebräerbriefes hat besonders im zehnten Kapitel die Parallele gezogen zwischen dem mit Opferblut in's Allerheiligste tretenden Hohenpriester und Jesu Christo, dem Versöhner des neuen Bundes. Er hebt das Ungleichartige hervor, um den überschwenglichen Vorzug des neutestamentlichen Hohenpriesters zu kennzeichnen, welcher nicht mit dem Blut von Böcken und Kälbern, sondern mit seinem eigenen Blute einmal in's Heiligthum gegangen ist, und eine endgültige Versöhnung gestiftet, welche dem sündigen Menschen freien Zutritt zum Allerheiligsten eröffnet.

Anwendung des Ganzen.

1. Gottes Haus ist ein heiliger Ort. Der Lehrer schärfe seiner Klasse die Nothwendigkeit ein, vor dem Hause des Herrn eine heilige Ehrfurcht zu haben, und sich andächtig und ehrfurchtsvoll in demselben zu verhalten.

2. Der Gottesdienst ist eine heilige Handlung. Der Lehrer hebe die Nothwendigkeit hervor, sich auf den Gottesdienst gehörig vorzubereiten. Nur durch die Andacht des Gebets und der stillen Sammlung unsers Herzens können wir auf eine dem Herrn wohlgefällige Weise vor ihm zur Verehrung erscheinen.

3. Die Nothwendigkeit der Versöhnung mit Gott. Ohne Blutvergießung geschieht keine Vergebung. Ohne Versöhnung mit Gott ist keine Gemeinschaft noch ewiges Leben möglich.

4. Jesus Christus ist unser einziger Erretter und Seligmacher von Sünden. Wer an ihn glaubt, der hat das ewige Leben.

Sonntag, 19. August.

Das Laubhüttenfest.

3 Mos. 23, 33—44

33. Und der Herr redete mit Moses, und sprach:

34. Rede mit den Kindern Israel, und sprich: Am fünfzehnten Tage dieses siebenten Monats ist das Fest der Laubhütten sieben Tage dem Herrn.

35. Der erste Tag soll heilig heißen, daß ihr zusammen kommt; keine Dienstarbeit sollt ihr thun.

36. Sieben Tage sollt ihr dem Herrn opfern; der achte Tag soll euch heilig heißen, daß ihr zusammen kommt, und sollt euer Opfer dem Herrn thun; denn es ist der Versammlungstag; keine Dienstarbeit sollt ihr thun.

37. Das sind die Feste des Herrn, die ihr sollt für heilig halten, daß ihr zusammen kommt, und dem Herrn Opfer thut, Brandopfer, Speisopfer, Trankopfer, und andere Opfer, ein Jegliches nach seinem Tage.

38. Ohne was der Sabbath des Herrn, und eure Gaben, und Gelübde, und freiwillige Gaben sind, die ihr dem Herrn gebet.

39. So sollt ihr nun am fünfzehnten Tage des siebenten Monats, wann ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Fest des Herrn halten sieben Tage lang. Am ersten Tage ist es Sabbath, und am achten Tage ist es auch Sabbath.

40. Und sollt am ersten Tage Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmenzweige, und Mayen von dichten Bäumen, und Bachweiden, und sieben Tage fröhlich sein vor dem Herrn, eurem Gott.

41. Und sollt also dem Herrn des Jahres das Fest halten sieben Tage. Das soll ein ewiges Recht sein bei euern Nachkommen, daß sie im siebenten Monate also feiern.

42. Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen; wer einheimisch ist in Israel, der soll in Laubhütten wohnen,

43. Daß eure Nachkommen wissen, wie ich die Kinder Israel habe lassen in Hütten wohnen, da ich sie aus Egyptenland führte; Ich bin der Herr, euer Gott.

44. Und Moses sagte den Kindern Israel solche Feste des Herrn.

Biblischer Grundgedanke: „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; Die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Ps. 118, 15.

Einleitung. Aus dem Kapitel, welchem unsere Lektion entnommen ist, geht hervor, daß das Volk Israel drei Jahresfeste zu feiern hatte. 1) Das Fest der ungesäuerten Brode, oder Passahfest, welches sieben Tage währte. 2) Das Wochenfest oder Pfingsten, welches am fünfzigsten Tage nach Ostern begangen wurde, und 3) das Laubhüttenfest, ein Fest der Erinnerung an Gottes gnädigen Schutz über Israel in der Wüste und eine Erinnerung der Segnungen des Jahres, also ein Ernte-Dankfest.

Erklärung.

V. 33. 34. Das Laubhüttenfest ist das letzte der drei Jahresfeste, welche nach dem mosaischen Gesetz unter Anwesenheit aller männlichen Israeliten an der Stätte des Heiligthums gefeiert werden sollten. Für die Kenntniß dieses Festes bedeutenden Stellen des Alten Testamentes sind folgende besonders zu nennen: 4 Mos. 29, 12—39; 5 Mos. 16, 13 ff.; 1 Kön. 8, 2 ff.; 2 Chron. 7, 8—10; Hes. 45, 25; Sach. 14, 16 ff.; Neh. 8, 14 ff. Aus diesen Stellen erhält man von diesem ursprünglich mit göttlicher Einfalt und Frömmigkeit angeordneten Feste ein vollkommen klares Bild.

Nach unserer Zeitrechnung wäre der siebente Monat Oktober, in welchem das Fest vom fünfzehnten bis zum einundzwanzigsten Tage einschließlich gefeiert werden sollte.

V. 35. 36. Aus diesen Versen erhellt, daß das Volk Israel zu gottesdienstlicher Feier und sabbathlicher Versammlung zusammen kommen soll, ähnlich wie bei dem Passahfest, zu häuslicher und heiliger

Ruhe. Während des ganzen Verlaufs des Festes sollten dem Herrn Opfer dargebracht werden. Siehe 4 Mos. 29, 13—34. Der erste und achte Tag sind heilige Sabbathtage, welche jede Arbeit ausschließen. Nach Joh. 7, 37 galt der achte als der herrlichste Tag, welcher durch das Wasserschöpfen besonders gefeiert wurde.

V. 37. 38. Alles, was sonst die Feste des Herrn auszeichnet, wie z. B. die verschiedenen Opfer, soll dieses Fest besonders auszeichnen. Niemand soll mit leerer Hand vor dem Herrn erscheinen. Nebst der Entrichtung gemachter Gelübde sollen freiwillige Gaben dargebracht werden. Unter den Gaben sind Weihgeschenke, Erstlinge, Zehnten &c. zu verstehen, und unter freiwilligen Gaben sind Schlacht- und Friedensopfer zu verstehen, welche aus eigenem Antriebe dargebracht wurden.

V. 39. Hier folgt die nähere Bestimmung über die Feier des letzten Jahresfestes, auf welche die Benennung; Fest der Hütten (V. 34) vorbereitet hat. Hier wird bestimmt, daß es als Fest der Einsammlung ein siebentägiges Fest mit sabbathlicher Ruhe am ersten und achten Tage sein soll.

V. 40. Indem dieses Fest nach V. 43 dazu dienen sollte, die Israeliten daran zu erinnern, daß Gott sie habe wohnen lassen in Hütten, da er sie aus Egyptenland führete, sollten sie darum jedes Jahr in Laubhütten wohnen, und dazu nehmen am ersten Tage Früchte von schönen Bäumen, ferner Palmenzweige, Zweige von dichtem Gebüsch und Bachweiden. Die Palme sollte an die Ebene erinnern, da sich das Volk Israel lagerte, die Weide an den Gebirgsrinnen, daraus Gott sein Volk tränkte, und das dichte Gebüsch an die waldigen Höhen, darüber sie zuletzt zogen. Die Früchte der schönen Bäume aber waren die Vertreter des guten Landes, darinnen sie nach der Wüste wohnen durften.

Der Hauptcharakterzug des Laubhüttenfestes sollte in seiner Freude vor dem Herrn bestehen. Als ein Freudenfest soll es gefeiert werden, so daß Israel ganz und gar der Freude sich hingebe. 5 Mos. 16, 15 wird als Grund dieser Freude angegeben: „Denn Gott wird dich segnen in all deinem Ertrage und in allem deinem Thun. Gott segnet Israel mit zeitlichen Segnungen, darum sollen sie ihm ein jährliches Dankopfer bringen.

V. 41. Damit die künftigen Geschlechter erfahren, daß Gott die Söhne Israels bei ihrer Ausführung aus Egypten hat in Hütten wohnen lassen, sollte dieses Fest gefeiert werden. Dieses Wohnen in Hütten sollte das Gedächtniß der gnädigen Fürsorge und Bewahrung, die Gott seinem Volke in der großen und schrecklichen Wüste angedeihen ließ, den künftigen Geschlechtern Israels lebendig vor Augen stellen und erneuern.

V. 43. Hier wird die heilsgeschichtliche Bedeutung des Laubhüttenfestes hervorgehoben. Die Fülle reichsten Segens sollte das Wohnen in Hütten Israel vergegenwärtigen, damit es in dem Lande, wo es nicht in Dürftigkeit sein Brod aß, wo ihm nichts mangelte, wo es schöne Häuser baute und darinnen wohnte, wo seine Schafe und Rinder, sein Silber und Gold und alle seine Habe sich mehrten, nicht in seinem Herzen spräche, meine Hand hat mir dieses Vermögen bereitet, sondern dessen eingedenk bliebe, daß der Herr sein Gott ist, der ihm Kraft gibt Vermögen zu schaffen, damit nicht sein Herz seines Gottes vergäße. Wenn schon das Laubwerk der Hütten auf die herrlichen Güter des Erbtheils, das der Herr seinem erlösten Volke in Kanaan bereitet hatte, hinwies, so mußte die zu der geschichtlichen Bedeutung hinzukommende und ihm untergeordnete natürliche Beziehung des Festes auf den eingesammelten reichen Ertrag an schönen und köstlichen Früchten dieses Erbes, die Herzen zu noch höherer Dankesfreude gegen den Herrn und Geber derselben stimmen und dieses Fest zu einem bezeichnenden Abbilde der Seligkeit des Volkes Gottes im Ausruhen von seinen Werken machen.

Praktische Gedanken.

Das Laubhüttenfest.

Die Bedeutung des Laubhüttenfestes für das Volk Israel geht aus der doppelten Bezeichnung desselben hervor. Es hatte nämlich eine geschichtliche und eine landwirthschaftliche Bedeutung.

I. Die geschichtliche Bedeutung des Laubhüttenfestes.

Seiner geschichtlichen Seite nach heißt es das Fest der Hütten. Diesen Namen hatte es davon, daß alle Israeliten während der Zeit seiner Feier ihre Häuser verlassen und in Hütten wohnen sollten. Die Bedeutung dieses Wohnens in Hütten wird in V. 43 unserer Lektion angegeben: „Damit eure Nachkommen wissen, daß ich die Söhne Israels habe in Hütten wohnen lassen, da ich sie ausführete aus Egyptenland.“ Demnach sieht man von Alters her die Erinnerung an den Wüstenaufenthalt Israels nach dem Auszug aus Egypten als den eigentlichen Zweck des Hüttenwohnens an. Da nun aber die Wüste so häufig als eine schreckliche und grausame beschrieben wird, wo statt Wassers nur Schlangen, Gluthhitze und Dürre zu finden ist, und somit das Wohnen in der Wüste als ein Leben voller Entbehrung und Gefahren gilt, so scheint dies schlecht zu passen zu dem so bestimmt ausgesprochenen Charakter der Fröhlichkeit und Seligkeit dieses Festes. Wenn wir aber bedenken wie Gott sein Volk in der Wüste leitete, versorgte und beschützte, so daß sie keinen Mangel leiden mußten, so scheint uns diese Seite ihres Wohnens in beweglichen Hütten während ihres Wüstenaufenthaltes eine besondere Ursache der Freudigkeit und Dankbarkeit zu Gott zu sein. Zudem sollte auch der Gegensatz des Wohnens in Egypten und des Wohnens in der Wüste am Sinai von den Israeliten nicht vergessen werden. Dort hatte der Israelit in seinem gedrückten und geplagten Sklavenleben kaum einen Schritt thun können, ohne die Geißel seines Treibers auf dem Rücken zu fühlen, hier fühlte er unter Gottes freiem Himmel, in der großartigen, majestätischen Natur sich frank und frei wie ein Vogel in den Lüften. Die Erlösung aus dem Hause der Knechtschaft in Egypten, deren Gedächtniß im Passahfeste gefeiert wurde, erhielt erst ihre Vollendung durch den Eintritt in die außerhalb der Fangarme egyptischer Tyrannei liegende Sinaiwüste. Dieser Gegensatz ist Gegenstand der Feier des Hüttenfestes, und um ihn zum Bewußtsein zu bringen, sollte auch im heiligen Lande für die Dauer dieses Festes das Wohnen in den verschlossenen Häusern mit einem zeitweiligen Wohnen in Hütten aus Laubwerk, die frisch und luftig sind, wo Alles grün und lebendig ist, vertauscht werden.

II. Die landwirthschaftliche Bedeutung des Laubhüttenfestes.

Seiner landwirthschaftlichen oder natürlichen Seite nach heißt es das Fest der Einsammlung. Diesen Namen gab ihm Gott selber, siehe 2 Mos. 23, 16; 34, 22. In diesem Sinne war es das Fest der Einsammlung des Obstes, des Oeles und des Weins, also der vollendeten Ernte. Es erinnerte ebenfalls an die im

Jahreslauf erfahrene Treue Gottes, an die reichen Segnungen und an den Lohn für die Arbeit. Als Fest der Einsammlung im Ausgang des Jahres, wenn man hat eingesammelt von der Tenne und von der Kelter, sollte Israel sich ganz und gar der Freude hingeben, und zwar im Blick darauf, „daß der Herr ihn segnet in allem seinem Einkommen."

Die Zeit der Feier des Laubhüttenfestes ward festgesetzt auf die Mitte des siebenten Monats, den Herbst, also die Zeit, da der Israelite nach Beendigung der großen Feldarbeiten Muße und Mittel hatte, sich einem allgemeinen Freudenfeste hinzugeben, und da unmittelbar vor dem Eintritte der Regenzeit auch die Temperatur so angenehm war, daß man, weder von Hitze noch Kälte belästigt, die Zeit gerne im Freien zubringen mochte.

Die Fröhlichkeit dieses Festes sollte geheiligt sein durch die Gottesdienste, die man dem Herrn darbrachte, Brandopfer, Speisopfer, Trankopfer und andere Opfer. Man sollte „nicht leer erscheinen vor dem Herrn," Jeder sollte mittheilen nach dem Segen, den der Herr ihm gegeben hat.

In späterer Zeit wurde das sogenannte Wasserschöpfen mit diesem Feste verbunden. Woher dieser Gebrauch stammte, ist ungewiß; manche meinen, daß er aus der Stelle Jes. 12, 3 entstanden: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen." Später noch wurde dieser Gebrauch als nicht mosaisch verworfen. Uns aber bleibt er denkwürdig, weil er ohne Zweifel die Veranlassung war zu jener Rede Jesu in Joh. 7, 37: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen."

Andeutungen für den Klassen-Unterricht.

1. Der Charakter des Laubhüttenfestes. Dieser läßt sich von Seiten des Lehrers in folgenden Punkten treffend zusammenstellen und kann der Lehrer praktische Anwendungen, die der Fassungskraft seiner Klasse entsprechen, beifügen. 1) Ein Fest der Ruhe, V. 35. 2) Ein Fest der Versammlung, V. 36. 3) Ein Fest der Gottesdienste, V. 39. 4) Ein Fest der Opfer, V. 36. 5) Ein Fest der Freude, V. 40. 6) Ein Fest der Erinnerung, V. 43.

2. Der Segen des Laubhüttenfestes. Dieser kann in folgenden Punkten aus der Lektion abgeleitet werden: 1) Es hielt das Volk in regelmäßigen Verkehr mit Gott, V. 33. 2) Es hielt an zu regelmäßigem und systematischem Gottesdienst, V. 34. 3) Es brachte das Volk zusammen und entwickelte unter ihnen das Gefühl ihrer nationalen Einheit, V. 35. 4) Es schärfte die Bedeutung der Religion über das Alltagsleben ein, V. 36. 5) Es erweckte und ordnete Freigebigkeit unter dem Volk gegen Gott, V. 36. 6) Es lehrte sie, daß aller irdische Segen von Gott kommt, dem man dankbare Anerkennung schuldig ist. V. 39. 7) Es rief die Gnade Gottes, welche sie in der Geschichte ihrer Nation empfangen hatten, in die Erinnerung zurück. V. 43.

Sonntag, 26. August.

Die Wolken- und Feuersäule.

4 Mos. 9, 15—23.

15. Und des Tages, da die Wohnung aufgerichtet ward, bedeckte sie eine Wolke auf der Hütte des Zeugnisses; und des Abends bis in den Morgen war über der Wohnung eine Gestalt des Feuers.

16. Also geschah es immerdar, daß die Wolke sie bedeckte, und des Nachts die Gestalt des Feuers.

17. Und nachdem sich die Wolke aufhob von der Hütte, so zogen die Kinder Israel; und an welchem Orte die Wolke blieb, da lagerten sich die Kinder Israel.

18. Nach dem Worte des Herrn zogen die Kinder Israel, und nach seinem Worte lagerten sie sich. So lang die Wolke auf der Wohnung blieb, so lange lagen sie stille.

19. Und wenn die Wolke viele Tage verzog auf der Wohnung, so warteten die Kinder Israel auf die Hut des Herrn, und zogen nicht.

20. Und wenn es war, daß die Wolke auf der Wohnung war etliche Anzahl der Tage; so lagerten sie sich nach dem Worte des Herrn, und zogen nach dem Worte des Herrn.

21. Wenn die Wolke da war von Abend bis an den Morgen, und sich dann erhob, so zogen sie; oder wann sie sich des Tages oder des Nachts erhob, so zogen sie auch.

22. Wenn sie aber zween Tage, oder einen Monat, oder etwas lang auf der Wohnung blieb, so lagen die Kinder Israel, und zogen nicht: und wann sie sich dann erhob, so zogen sie.

23. Denn nach des Herrn Munde lagen sie, und nach des Herrn Munde zogen sie, daß sie auf den Herrn Hut warteten, nach des Herrn Worte durch Mosen.

Biblischer Grundgedanke: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten." Ps. 43, 3.

Einleitung. Der Inhalt der vorhergehenden Kapitel des 4 Mose lassen sich in folgenden Gruppen kurz zusammenfassen: 1. Die äußere Ordnung und Vertheilung der zwölf Stämme Israels im Lager und auf den Zügen um das Heiligthum ihres Gottes und die Bestellung der Leviten für den Dienst der Priester beim Heiligthume (Kap. 1 und 2). 2. Die innere Ordnung des Volks zur Gemeinde des Herrn durch Gesetze über Reinerhaltung des Lagers u. s. w. (Kap. 3 und 4). 3. Die Darbringung der Geschenke der Fürsten für den Transport der Stiftshütte und den Altardienst nebst die Einweihung der Leviten und die Passahfeier (Kap. 5—9). Darauf folgt die Anordnung von Zeichen für die Züge in der Wüste. Mit dieser Musterung des Volkes und der inneren Ordnung der Gemeinde waren die Vorbereitungen für den Zug Israels nach dem verheißenen Lande Canaan beendigt und die Zeit des Aufbruchs vom Sinai herbeigekommen. Nur über die Führung des Volkes auf dem Wege durch die Wüste war noch das Erforderliche zu erwähnen, um den Bericht von dem wirklichen Aufbruche und Zuge selbst anzureihen. Dies geschieht in unserer heutigen Lektion.

Erklärung.

V. 15. Schon auf dem Wege von der Grenze Egyptens durch die Wüste nach dem Sinai hatte Gott selbst vermittelst einer Wolke als sichtbares Zeichen seiner Gnadengegenwart die Führung seines Volkes übernommen. 2 Mos. 13, 21 lesen wir: „Und der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führete, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht." Diese Darstellung erinnert an die damals gebräuchlichen Karavanenfeuer, nämlich kleinen eisernen Gefäßen oder Oefen mit darin brennendem Holzfeuer, die an den Spitzen langer Stangen befestigt als Wegweiser vor den Karawanen und in unwegsamen Gegenden auch vor Heereszügen hergetragen wurden, und bei Tag durch Rauch, bei Nacht durch Feuerschein den Ziehenden die Richtung des Weges anzeigten. Es war ebenfalls Sitte der alten Perser, dem Heereszuge Feuer in silbernen Altären voraufzutragen. Wir dürfen aber die Wolken-

und Feuersäule des israelitischen Zuges nicht mit solchem Karavan- oder Heerfeuer verwechseln. Diese Wolke war nicht durch gewöhnliches Karavanfeuer erzeugt, sondern hatte einen wunderbaren Ursprung und einen übernatürlichen Charakter. Gott selbst schuf dieses Zeichen.

V. 16. Diese Erscheinung bestand nicht in zwei verschiedenen, abwechselnd nacheinander auftretenden Säulen, sondern es war eine Säule von Feuer und Wolke zugleich, die eine finstere und eine lichte Seite hatte. Wir haben uns die Wolke als die Hülle des Feuers vorzustellen, und zwar so, daß sie bei Tage gegenüber dem Sonnenlichte als dunkles Gewölk, des Nachts aber in feurigem Glanze, d. h. als Feueranblick erschien.

V. 17. Wenn diese Wolke dem Heere Israels voraufzog, nahm sie die Form einer Säule an, d. h. glich bei Tage einer dunklen, zum Himmel aufsteigenden Rauchsäule, bei Nacht aber einer Feuersäule, um dem ganzen Heere die Richtung des Weges anzuzeigen. Sobald die Wolke sich von dem Zelte in die Höhe erhoben hatte, brach Israel allemal gleich darnach auf, um zu reisen.

V. 18. Wenn sie aber über der Stiftshütte stille stand oder auf dieselbe sich herabließ, hatte sie wohl mehr die Form einer runden Wolkenkugel. Als sie im rothen Meere die Israeliten von den Egyptern trennte, haben wir sie uns als in der Gestalt einer ausgedehnten, eine Scheidewand bildenden Wolkenschicht vorzustellen. Das Sichherniederlassen der Wolke auf die Stiftshütte können wir, da die Stiftshütte ja während des Zuges auseinandergenommen war, uns nur so vorstellen, daß die Wolke sich aus der Höhe, in welcher sie über der vor dem Heere voraufgetragenen Bundeslade schwebend herzog, deutlich wahrnehmbar herabsenkte, zum Zeichen, daß die Stiftshütte nun aufgestellt werden sollte, auf die sie dann sich niederließ.

V. 19. Da in der Wolke Gott bei seinem Volke war, so war die Erhebung und Niedersenkung der Wolke für die Israeliten der Befehl des Herrn zum Aufbrechen und Ruhen des Lagers. So lange als die Wolke auf der Wohnung ruhte, d. h. stillstand, blieb Israel gelagert. So bald sie sich erhob, rüstete das Volk sich zur Reise. Es will uns diese genaue Angabe zeigen, wie Israel ganz und gar von dieser Wolke in ihrer Reise nach Canaan abhing.

V. 20—23. Die Ausführlichkeit dieses an Wiederholungen reichen Berichts soll die Wichtigkeit der Sache vorstellen. Nicht nur die vollständige Abhängigkeit Israels von der Leitung Gottes wird hier betont; es wird zugleich die darin den Israeliten auf ihrer Wanderung erwiesene gnadenreiche Fürsorge ihres Gottes eindringlich zum Bewußtsein gebracht. Jes. 4, 5; 49, 10; Ps. 91, 5. Besonders betont wird, daß dieses Zeichen von Israel nicht wich, so lange das Volk in der Wüste zog (2 Mos. 13, 22).

Praktische Gedanken.

Schutz und Leitung auf der Lebensreise.

In den erklärenden Bemerkungen haben wir bereits gesehen, wie Gott in der Wolken- und Feuersäule war; wie der den unsichtbaren Gott im Alten Bunde sichtbar machende Engel Gottes dem Volke Israel wirklich gegenwärtig war, so daß er aus der Wolke zu Moses redete und seine Befehle ertheilte. In dieser Wolke erschien „die Herrlichkeit des Herrn." Das Feuer in der Wolkensäule ist dasselbe, in welchem der Herr sich Mosen aus dem Dornbusche offenbarte und später auf den Sinai herabstieg unter Donner und Blitz in einer dichten Wolke. Es ist ebenfalls das Sinnbild des göttlichen Feuereifers und deßhalb in eine Wolke gehüllt, welche am Tage Israel schirmt vor Hitze, Sonnenstich und Seuchen und des Nachts durch ihren leuchtenden Glanz ihm auf seinen Pfaden leuchtet und es vor den Schrecken der Nacht und allem Unglück behütet. Es kann aber auch verderben. Den wider Gott Murrenden droht es mit plötzlicher Vernichtung und wieder die Empörer geht ein fressendes Feuer aus, welches sie verzehrt (3 Mos. 10, 2; 4 Mos. 16, 35; 17, 10).

Israels Reise durch die Wüste nach dem gelobten Lande unter dem Schutz der Wolken- und Feuersäule ist ein treffendes Bild der menschlichen Lebensreise durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Canaan unter dem Schutz und der Leitung Jesu Christi.

I. Die Nothwendigkeit eines Führers.

Was die große und schreckliche Wüste den Kindern Israel war, das ist die Welt, durch welche wir zu pilgern haben. Gefahren und Verirrungen drohen uns auf allen Seiten. Ohne einen sichern und zuverlässigen Führer können wir uns nicht zurecht finden. Wer die Mammuth-Höhle im Staate Kentucky besucht hat, weiß, wie leicht man sich in den vielen Labyrinth-Wegen desselben, die im Ganzen über 200 Meilen lang sein sollen, verirren kann. Ueberall begegnet man Gefahren und Untiefen. Hier ist der „bodenlose Abgrund", dort der „Maelstrom", hier ist die „Scylla", dort die „Charybdis", hier das „schwarze Loch", dort das „todte Meer". Die Finsterniß in derselben ist absolut; kein Lichtstrahl fällt hinein. Niemand könnte sich aus derselben herausfinden ohne einen Führer, welcher mit einem Licht vorangeht. So verhält es sich mit unsrer Reise durch diese Welt, in der uns von Kind auf so viele Gefahren drohen. Wir müssen einen Führer haben. Wer seine eigenen Wege gehen will, kommt um. Es fehlt uns die Kenntniß des rechten Weges, die Kraft uns zu schützen, das Licht uns zu führen. Der Dichter hat Recht, wenn er in diesem Sinne spricht: „Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt."

II. Jesus Christus, der einzige sichere Führer.

Was die Wolken- und Feuersäule den Kindern Israel auf ihrer Reise durch die Wüste war, das ist Jesus Christus uns auf der Reise durch die Welt nach dem Himmel. 1. Jesus Christus ist das Licht. „Ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf daß, wer an mich glaubet, nicht in Finsterniß bleibe" (Joh. 12, 46). „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben" (Joh. 8, 12). 2. Jesus Christus ist der Weg. Er selbst bezeichnet sich als solchen (Joh. 14, 6). Darum ruft er Allen zu: „Folget mir nach!" 3. Jesus Christus ist der Führer. Durch den heiligen Geist ist er unser Führer geworden. „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen" (Joh. 16, 16. 17). 4. Sein Wort ist unser Pilgerstab. „Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christo Jesu." „Wir haben ein festes, prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen" (2 Petr. 1, 18).

Andeutungen für den Klassen-Unterricht.

1. Schildere das Gefahrvolle einer Reise durch eine Wüste ohne einen Führer, der des Weges kundig ist, und vergleiche damit das menschliche Leben von Kind auf; veranschauliche diesen Gedanken mit Bildern aus dem Leben.

2. Weise hin auf die große Liebe Gottes, welcher nicht nur für Israel, sondern in seinem Sohne für alle Menschen sorgte, damit Keines verloren gehe.

3. Lege besonderen Nachdruck auf die Zuverlässigkeit des Wortes Gottes, als das Mittel, durch welches Jesus Christus uns vom Verderben erretten und ewig selig machen will.

Frauenzeitung.

Was geschehen, ist geschehen
Stürme können's nicht verwehen,
Wellen können's nicht verschlingen,
Nicht die Vöglein übersingen,
Nicht verwachsen, nicht verschneien
Läßt sich's, aber tief bereuen!

Das Dor'le über Gesellschaft. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen und ist deßhalb gewiß der Mensch zu bedauern, der keinen Genuß mehr findet in dem geselligen Verkehr seiner Mitmenschen. Und traurig das Haus, in dem nie die Stimme des freundschaftlichen Verkehrs und der traulichen Unterhaltung gehört wird. Und Niemand wird eine Erziehung der Kinder vollkommen heißen, wo man nur sich selbst lebt und nie in emsiger Bereitung ist, um dem Freund eine Freude und ein herzliches Willkomm zu bereiten.

Unser Zeitalter hat viel zu rühmen und wir wollen auch nicht zu denen gehören, die nur immer die gute alte Zeit rühmen wollen. Im Gegentheil, jede Zeitperiode hat ihr Gutes und auch ihr Böses. Es wird uns aber doch Niemand verdenken, wenn wir beim Rückblick in die Kinderjahre und auch beim Lesen von dem Leben und Treiben unserer Voreltern Vieles in ihrem Leben finden, was wir in der gegenwärtigen Zeit nicht mehr haben. Das solide und beinahe unveränderliche Hauswesen, die von Gesundheit und Lebenslust erfüllten Frauen, denen jede Arbeit ein Vergnügen, die wohlgefüllten Scheunen, Keller und Speisekammern — was ein Genuß in einem solchen Hause, bei Familienfesten! Wer wäre nicht gern noch einmal Kind, um auf ein Kirchweihfest zu den Großeltern zu gehen!

Unsere Zeit hat viel zu viel Schein und zu wenig wirklichen Genuß. Die Gesundheit der Frauen ist im Durchschnitt eine sehr geschwächte und viele können mit dem besten Willen wenig leisten. Auch ist die Kenntniß im Kochen und rechter Zubereitung der Speisen, ein großes Hinderniß in unserer Zeit. Manche Hausfrau würde gerne manchmal ihre Freunde einladen, aber sie findet, sie hat die Kräfte nicht dazu. Andere sagen, wenn sie nicht Alles so haben können wie die und die, so wollen sie lieber gar nichts haben. Eine jede Hausfrau sollte wissen, was sich für ihren Stand schickt, und wenn sie dieses weiß, muthig ihren Weg gehen und ja alles „Seinwollen" vermeiden, denn wenn etwas Schönes in der Welt zu finden ist, so sind es die Menschen, die sich ungezwungen, ohne allen Schein und Zwang geben, und natürlich sind.

Ein großes Hinderniß in unserer Zeit ist der große und verschwenderische Aufwand bei Festlichkeiten, der allem Gesellschaftlichen so schädlich ist. Dieses reiche Amerika wird einmal ein Großes zu verantworten haben, ob der entsetzlichen Verschwendung bei den Festmahlzeiten.

Würden die Menschen doch nicht immer vergessen, wie wenig der Mensch eigentlich braucht, um glücklich zu sein, anstatt immer nach mehr zu haschen und zu jagen. Die höchste Kunst in der Bewirthung ist die, dem Gast das Einfache mit der größten Freundlichkeit und Herzensgüte zu verabreichen. Wer zieht nicht eine Mahlzeit, wenn noch so einfach, aber mit Liebe gewürzt, einer überladenen Tafel vor, wo nichts als steife Form herrscht.

Ich möchte hier für Neulinge einen Wink geben, wie eine Mahlzeit zu bereiten für Besuch, hauptsächlich, wo man Alles selbst thun muß.

Man bringt das Haus Tags zuvor in Ordnung, bereitet auch Alles, was man möglich kann, zu, um Alles in gehöriger Zeit fertig zu haben. In der Zubereitung des Küchenzettels sehe man, daß die verschiedenen Gerichte gut zusammenpassen, unternehme nicht zu viel und versuche nichts Neues, so daß man nicht aufgeregt und angegriffen ist. Wie oft wird man in ein Haus eingeladen, wo man die arme Hausfrau gar nicht zu sehen bekommt und wenn sie endlich ihre Erscheinung macht, so ist es ein erhitztes und angegriffenes Angesicht, das uns begrüßt! Man sollte dieses so viel wie möglich vermeiden und nicht vergessen, daß die Hausfrau es ist, die der Mahlzeit die rechte Würze geben muß durch ihr freundliches Betragen, und auch die Unterhaltung zu leiten hat, so daß alles Steife und Gezwungene weichen muß. Es ist von großem Nutzen für die Kinder, wenn sie, wo es geht, der Unterhaltung zuhören können; es lehrt sie, wie sie sich am Tisch zu benehmen und auch, wie sie sich anständig zu unterhalten haben. Dies gehört zu einer guten Erziehung.

„Gelegentlich". Wer hat nicht da oder dort eine gute Bekannte, die so dienstfertig und gefällig gegen Jedermann ist, keine Bitte abschlagen, kein Begehren verweigern kann; sie will „gelegentlich" die Sache bedenken, ordnen und besorgen und „gelegentlich" Bericht erstatten, so ist man denn guten Muthes und der sichern Hoffnung, keine Fehlbitte gethan zu haben. Aber Tage und Wochen eilen dahin, keine Antwort, keine Gewährung kommt und wenn wir endlich anfragen, heißt es: Ach, das habe ich wirklich vergessen! und nun läßt sich's kaum mehr ändern oder gut machen! Nun ist es zu spät!

War es wirklich ernst gemeint mit der Zusage, „gelegentlich" das Gewünschte zu thun und nachher blos vergessen werden? oder war das „gelegentlich" ein Deckmantel, der den Abschlag verhüllen und maskiren sollte? Beides ist nicht recht und wohl gar nicht zum Entschuldigen, wenigstens nicht dieses „gelegentlich ja", das doch „gelegentlich nein" heißen sollte. Vielleicht sagt man da: „Ich bin eben zu gut und zu schwach, ich kann nun einmal nicht „nein" sagen, es klingt dies gar so hart und unfreundlich. Viel besser, man lasse die Bittenden noch auf Erfüllung des Wun-

sches hoffen!" Ist dies besser, oder nicht eher viel schlimmer, grausam und herzlos? Warum vergebliche Hoffnungen erwecken, warum dieselben immer wieder hinausziehen, wenn wir doch zum Voraus wissen, daß die Verwirklichung derselben nicht in unserer Absicht und Macht liegt? Die köstliche Zeit flieht so unbenützt den Wartenden dahin, an andern Orte wäre ihnen vielleicht geholfen worden, wenn wir sie nicht mit leeren Vertröstungen getäuscht und hingehalten hätten. Das war ein unvorsichtiges „gelegentlich", das vielleicht Leid und Schaden und Kränkung im Gefolge hat.

Sind wir aber gewillt und fähig, dem Wunsche zu entsprechen, warum nur „gelegentlich" und nicht so bald wie möglich? — Das „gelegentlich" ist ein tückisches Bürschchen, es macht uns das Leben so bequem, lehrt uns auf morgen verschieben, was uns heute just nicht ganz angenehm ist und von dem „morgen" kommt's wohl noch weiter hinaus, bis wir das Versprechen und alles ganz vergessen haben. Und werden wir endlich daran gemahnt, wie oft ist es dann zu spät und die Gelegenheit versäumt worden und „gelegentlich" ist uns zum Versucher und schlimmen Rathgeber geworden, den wir wohl selbst nur verwünschen. Wer hat nicht selbst schon gewartet und gehofft und mit Ungeduld nach Hülfe sich umgesehen? Warum unnöthig die Qual der Ungewißheit noch verlängern durch das lieblose und gleichgültige „gelegentlich"!

Und, liebe Hausfrau, wie oft hast du dir und deinem Haushalte schon geschadet durch dieses „gelegentlich", das stets in ein „so bald wie möglich" abgeändert werden sollte. Du hast beschädigte, blöde Wäsche —„gelegentlich" soll sie ausgebessert werden, aber inzwischen zerreißt sie ganz und du mußt nun neue anschaffen. Du siehst in der Speisekammer dies und jenes herumstehen, Resten von Speisen, Confiturgläser, deren Inhalt dir etwas verdächtig scheint u. s. w. „Gelegentlich" willst du da aufräumen, das Gute benützen, das Schlimme entfernen; aber, du lieber Gott, das „gelegentlich" pressirt ja gar nicht und bis du endlich deinen Vorsatz ausführen willst, ist es auch hier zu spät und du kannst Alles wegwerfen. Und noch viel Wichtigeres kann dir begegnen im täglichen Leben, wenn Du nur „gelegentlich" gute Vorsätze ausführen, und z. B. jenen Kranken besuchen willst, der sich nach dir sehnt. Bis du wieder daran denkst und hingehst, ist er wohl schon gestorben und du kannst ihm keinen Liebesbeweis mehr geben, und die Armen, denen du helfen und etwas schenken wolltest—wie bitter und schwer mußten sie darunter leiden, bis das „gelegentlich" endlich, endlich zur That sich verwandelte. Schnelle Hülfe ist immer die beste Hülfe, und wer gerne bis morgen wartet, kommt auch übermorgen noch nicht daran. Hundert Ausreden „wenn und aber" hängen sich daran; und vor lauter Aufschieben wird die Sache ganz vergessen und nie gethan.

Also nicht wahr, das verführerische Wörtlein „gelegentlich" streichen wir ganz aus unserm Wörterbuche und wählen uns dagegen Göthe's Verslein zum Motto:

Zwischen heut und morgen
Ist eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Weil du noch munter bist.

(M. H. in Kochschule.)

In Dänemark existirt eine „Alte-Jungfern-Versicherungs-Gesellschaft." Ihr Zweck ist die Versorgung der ledigen Frauenzimmer wohlhabender Familien. Sie gibt ihnen Obdach, Pflege und „Stecknadelgeld". Sobald einem Familienvater ein Kind weiblichen Geschlechts geboren wird, läßt er den Namen desselben bei der Gesellschaft eintragen und bezahlt derselben eine gewisse Summe. Ist das Mädchen im 24. Lebensjahr noch nicht verheirathet, so hat es Anspruch auf ein bestimmtes Einkommen und einige Zimmer in einem der Gesellschaft gehörigen Gebäude. Dieses ist von Gartenanlagen und einem Park umgeben und von jungen und älteren Damen bewohnt, die auf gleiche Weise Mitglieder geworden sind. Stirbt der Vater früher, so gibt dieses Haus dem Mädchen Obdach; später tritt es in den Besitz eines Einkommens. Stirbt das Mädchen oder verheirathet es sich, so erlöschen seine Rechte, und das einbezahlte Geld fließt in die Gesellschaftskasse. Dies macht es der Gesellschaft möglich, sich mit kleinen Jahresprämien zu begnügen. Jedenfalls erwächst den Eltern das wohlthuende Gefühl, durch geringe jährliche Zahlungen die Zukunft ihrer Tochter zu sichern und ihr nach Ableben des Versorgers ein behagliches Heim und Einkommen zu verschaffen.

Etliche nützliche Anweisungen vom Dor'le.—Kirschenkuchen. Man kann zur Unterlage den gewöhnlichen Kaffeekuchenteig nehmen, oder die folgende Vorschrift ausführen: 2 Löffel voll Zucker, 2 Löffel voll Butter, 1 Ei, 2 Tassen Mehl und 1 Theelöffel voll Backpulver und Milch genug, um dem Teig die gehörige Steife zu geben. Nachdem man die Steine aus den Kirschen genommen, wird der Teig damit belegt und als Ueberguß wird 1 Tasse Rahm (süßen oder sauren, der saure ist am besten), Zucker, etliche Eier und 1 Löffel voll Kornstärke gut gerührt und über die Kirschen gegossen.

Kirschen einzumachen. Kirschen sind eine sehr gute Frucht und sollte man, wo man sie nur möglich haben kann, welche einmachen, denn in Krankheiten sind sie oft ein wahres Labsal. Vor Allem macht man die Steine heraus, dann nimmt man von dem besten Zucker und macht einen guten Syrup. Nun thut man so viele Kirschen hinein, um 1 oder 2 Gläser zu füllen, man läßt sie nur aufkochen und füllt so schnell als möglich die Gläser. Man wird, wo man viele einmacht, viel Saft übrig haben. Aus diesem Saft kann man gutes Gelee machen. Man kann von andern Säften dazu nehmen, wie Himbeere oder Johannisbeere.

Gelee zu machen. Zu einem Pint Saft nimmt man 1 Pfund Zucker. Der Saft wird auf das Feuer gesetzt und nachdem er anfängt zu kochen, 20 Minuten lang gekocht. Während dessen wird der Zucker in der Backpfanne in den Backofen gesetzt und so heiß, wie er während dieser Zeit wird, in den Saft gegossen. Nun läßt man die Masse noch unter fortwährendem Rühren aufkochen. Nachdem die Gläser im heißen Wasser gestanden, werden sie sogleich mit diesem kochenden Gelee angefüllt.





Der verstorbene Kaiser Friedrich III. von Deutschland, nach einer im Winter 1887 angefertigten Photographie.

Aus der Zeit.

Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume. An dieses Bibelwort erinnert unwillkürlich die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrich III. von Deutschland. —Er ist zwar in vollen, reifen Jahren und nicht in früher Jugend heimgerufen worden (geb. den 18. Ok-

tober 1831, gest. 15. Juni 1888); er hat in seinem Leben viel Herrliches erfahren und genossen, ja er war selbst einer der „Herrlichen", die nicht nur die Macht, sondern auch die Volksgunst und die Hochachtung der Großen auf Erden besitzen. Er hat große Thaten gethan, und seine Brust schmückten die Orden der ganzen Welt. Aber seine eigentliche Lebensbestimmung, die Bahn, von der sich so viele so große Hoffnungen machten, das war doch eine Herrlichkeit — wie des Grases Blume. Sie währte nur 3 Monate und 6 Tage. Und—was muß er in dieser seiner Kaiserszeit, trotz der Geschicklichkeit der berühmtesten Aerzte und der möglichst besten Pflege ausgestanden haben! An einer unheilbaren, schmerzlichen Krankheit leidend, fast jeden Tag vom Tode bedroht, mit den Sorgen der Regierung belastet, hat dieser Dulder die Herrlichkeit, Kaiser zu sein, warhaftiglich ausgestanden, bis der Tod solcher Kaiserherrlichkeit ein Ende machte.

Wahrlich — alle Herrlichkeit der Menschen ist am Ende doch nur Gras und Blume, die abgehauen werden und verwelken!

Wenn dieser von Gott in vieler Beziehung so sehr bevorzugte Herrscher nichts in die Ewigkeit brachte, als das Andenken an die schnellverblichene Kaiserherrlichkeit, so ist er jetzt ein gar armes Wesen.—Gottes Wort bleibet in Ewigkeit. Und wer sich darauf gründet und dasselbe in sich aufnimmt, der wird bleiben, obwohl der Leib und alle Menschenherrlichkeit dahinfallen wie des Grases Blume; denn es stehet geschrieben: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit."

Der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Kaisers —Wilhelm II. ist ein etwa dreißigjähriger, hoffnungsvoller Mann, der in der Proklamation an sein Volk deutlich sagte, daß seine Regierung nach Grundsätzen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit geführt werden soll, und wir haben kein Recht, dieses Versprechen zu bezweifeln.

Er besteigt den König- und Kaiserthron unter einer ganzen Wolke von Vorurtheilen. Man sagt diesem jungen Kaiser nach, er sei „junkerlich"; er sei ein Soldatennarr, und werde gewiß Krieg anfangen; er sei mürrisch und verstehe es nicht, Freunde zu gewinnen; er sei despotisch und würde am liebsten ganz allein regieren 2c.

Von all dem glauben wir vorderhand kein Wörtchen, und behaupten, daß diese Anschuldigungen krankhafter Einbildung entsprungen sind. Das bisherige Leben und Thun des jungen Fürsten berechtigt uns, das Beste zu hoffen.

Was seine Kriegslust betrifft, so hat er sich noch vor Kurzem als Kronprinz bei einem vom Staatsminister Dr. Achenbach veranstalteten Bankett folgendermaßen ausgedrückt:

„Auf meinen Ritten durch die Mark im Laufe der Manöver haben mich die blühenden Gefilde und im vollen Betrieb befindlichen Gewerbe genugsam davon überzeugt, worin der wahre Grund des Volkswohlstandes und der fruchtbaren Arbeit zu finden sei. Ich weiß wohl, daß im großen Publikum und speciell im Auslande mir leichtsinnige, nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken imputirt werden. Gott bewahre mich vor solch' verbrecherischem Leichtsinn. Ich weise solche Anschuldigungen mit Entrüstung zurück."

Das ist nicht die Sprache eines unbedachten Jünglings, sondern eines ernsten Mannes. Wenn der bekannte soldatische Geist des Kaisers in Erinnerung gebracht wird, um die Kraft dieser Worte abzuschwächen, so darf man die bekannte Thatsache nicht vergessen, daß gerade die besten Militärs die Gefahren eines Krieges am ehesten zu würdigen wissen und am wenigsten geneigt sind, dieselben muthwillig heraufzubeschwören, wie es die alte Erfahrung ist, daß ein Secondelieutenant immer kriegslustiger ist, als ein General-Feldmarschall. Ganz abgesehen von dem Umstande, daß Bismarck selbst, welcher der Berather des Kaisers ist, die besten Proben von seiner Friedensliebe geliefert hat, ist auch der Umstand zu berücksichtigen, daß Deutschland ohne seine Verbündeten keinen Weltkrieg wagen kann, und diese werden sicherlich nicht geneigt sein, ihr Geld und Blut zu opfern, blos um der Kriegslust eines Monarchen, wenn eine solche wirklich vorhanden wäre, zu fröhnen.

Die Entscheidung der nächsten Präsidentenwahl liegt in der Hauptsache im Staate New York oder gar in der Stadt New York. Man kann dreist sagen, daß von der größeren oder geringeren Mehrheit, welche die Stadt New York dem demokratischen Kandidaten gibt, die nächste Präsidentenwahl abhängt. Und wenn man sich daran erinnert, daß vor vier Jahren die Mehrheit Cleveland's im ganzen Staate New York nur einige hundert Stimmen betrug, so muß zugegeben werden, daß der Ausgang der bevorstehenden Wahl doch sehr zweifelhaft ist.

Neben New York werden noch die Staaten Indiana, New Jersey und Connecticut, die einzigen Nordstaaten, die vor vier Jahren demokratisch stimmten, als zweifelhaft betrachtet. Die republikanische Partei siegte vor vier Jahren mit Ausnahme der oben angeführten vier Staaten in allen Nordstaaten und erhielt in diesen 182 Wahlstimmen. Diese 182 Stimmen sind ihr voraussichtlich auch bei der bevorstehenden Wahl sicher. Es ist so wenig Aussicht vorhanden, daß Michigan, Jowa oder Minnesota demokratisch werden, als daß die Republikaner West Virginien, Tennessee oder Florida gewinnen können. Die 153 Stimmen des Südens sind den Demokraten sogar noch viel sicherer als die 182 Stimmen, die sie im Jahre 1884 erhielten, den Republikanern.

Geben wir aber einmal den Republikanern die 182 Stimmen von 1884, den Demokraten die 153 des geschlossenen Südens und rechnen wir die Nordstaaten New York, New Jersey, Connecticut und Indiana als zweifelhafte Staaten, wobei immerhin berücksichtigt werden mag, daß in New York und Indiana die Personenfrage eine große Rolle spielen kann, während New Jersey und Connecticut mit ihrer großen Arbeiterbevölkerung der demokratischen Partei vielleicht weniger günstig gesinnt sind als vor vier Jahren. Da ergibt sich dann zunächst, daß die republikanische Partei siegen kann, wenn sie nur New York gewinnt, während die Demokraten allein mit New York immer noch nicht gewinnen können. Die siegreiche Partei muß 201 Wahlstimmen haben. Es können also die Republikaner gewinnen, wenn sie zu ihren 182 Stimmen von 1884 entweder die 36 Stimmen von New York gewinnen, oder wenn sie Indiana mit 15 und New Jersey mit 9 Stimmen erhalten, oder selbst wenn sie zu den 15 Stimmen von Indiana noch die 6 des kleinen Connecticut erhalten. Auf der anderen Seite hätten die Demokraten selbst mit New York erst 189 Stimmen und sie müssen neben New York noch Indiana mit seinen 15 Stimmen oder New Jersey und Connecticut (die zusammen über 15 Stimmen verfügen) erhalten, wenn sie den nächsten Präsidenten erwählen wollen.

„Ich will ihm eine Gehülfin machen." Im Nachstehenden geben wir eine kurze Probe, wie dieses

Gotteswort in England, vor allem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedeutet wird. Dort zählt man gegenwärtig 2000 geprüfte weibliche Aerzte, über 100,000 Volksschullehrerinnen, in den Bundesbehörden zu Washington 2—3000 weibliche Beamte, in New York allein über 200 weibliche Redakteure und Mitarbeiterinnen an Zeitungen, außerdem allerorten Hunderte von weiblichen Advokaten, Professoren und Predigern. In zwei Territorien und in einem Staat haben die Frauen das Stimmrecht bei politischen, in verschiedenen wenigstens bei Gemeindewahlen.

In Oskaloosa, Staat Kansas, besteht, wie versichert wird, Vorstand und Collegium des Gemeinderaths und des Bürger-Ausschusses (der Stadtverordneten) aus Frauen.—Kürzlich fand zu Washington eine internationale Frauen-Versammlung statt, wobei sich 3000 Abgeordnetinnen (ein neugebildetes Wort) von Frauenvereinen aus Canada und der Union, aus England, Schottland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen, 10 Tage lang über Frauenlage, Frauenrechte und auch Frauen-Pflichten, Frauenleistungen und Frauenversorgung ernsthaft beriethen.

Die Bedenken, welche im Hinblick auf die neutestamentlichen Verbote dieser „Frauenbefreiung" entgegengehalten werden, versucht man mit dem Hinweis auf die Zahl der Frauen, welchen es unmöglich ist, in den Ehestand zu treten oder in einem fremden Familienkreise Stellung zu finden, zum Schweigen zu bringen. Die sogenannte Frauenfrage ist zur socialen Hauptfrage der Neuzeit geworden.

Wer ist das Volk? Etwa nur die Fabrikarbeiter, welche sich, von Wahn und Irrlehrern verführt, mit Vorliebe als „das Volk" bezeichnen? Gehören die Millionen von Handarbeitern, wie Bauern, Weingärtner, Tagelöhner, Handwerker nicht ebenso gut zum Volke? Und sind jene andern Millionen davon auszuschließen, die zwar nicht mit ihrer Hände Arbeit, dafür aber mit Kopf, Feder, Instrumenten 2c. ihren Lebensunterhalt gewinnen: die Männer in Studierzimmer und Kanzlei, in Comptoir und Magazin, die Männer des Kriegs zu Land und See, die Männer des Worts in Kirche und Schule, Aerzte, Schriftsteller u. s. w.? Sind diese Alle nach ihren verschiedenen Berufsarten und Ständen nicht wesentliche und wichtige Bestandtheile jenes großen gesellschaftlichen Ganzen, das wir Volk nennen?

Unstreitig! Daß aber ganz verkehrte Vorstellungen vom Volk und Volkswohl, ganz falsche Lehren und Bestrebungen bezüglich der Neu-Einrichtung der Volks- und Standesordnung, aufkommen und so stark um sich greifen konnten, das deutet auf Mängel, auf Krankheit in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen hin. Ach, hätten wir allesammt an der christlichen Lebensordnung festgehalten, wornach ein Volk nicht ein zusammengewürfelter Haufe, sein Thun nicht ein Kampf Aller wider Alle, nicht eine Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren ist!

Hätten wir an der Lehre des Apostels Paulus festgehalten, der ein Volk als einen Leib mit zahlreichen Gliedern, als den Leib Christi darstellt, woran jeder nach Maßgabe seiner Gaben und Kräfte theilnimmt als ein Organ, d. h. als ein lebendiges, an seiner Stelle thätiges und geschäftiges Glied! So aber reißt sich vom Volksleib — heute sagt man „Gesellschaft" dafür — ein Glied um das andere los, verkümmert, verdirbt, und der Gesammtleib siecht allmählich hin. Es spricht—mit Paulas (1 Kor. 12) zu reden—der Fuß: „ich bin keine Hand, darum bin ich nicht des Leibes Glied;" das Auge zu der Hand: „ich bedarf dein nicht"; das Haupt zu den Füßen: „ich bedarf euer nicht". Und so ist eine Spaltung im Leibe eingetreten, die den Bestand des Volkslebens in Frage stellt.

Auch das beste Gesetz kann nur hemmen, dämmen, aufhalten, aber den Grund der Zertheilung nicht heben. Das muß vielmehr unsere sociale Losung sein: Gott hat die Glieder gesetzt, ein jedes für sich an seine Stelle am Volks- und Gemeindeleib und es so eingerichtet, daß die Glieder, „die uns dünken die schwächsten, die wenigst ehrenvollen zu sein, die nöthigsten sind und wir denen am meisten Ehre beilegen." Unserer zertrennten Gesellschaft ruft der Mann Gottes zu: „Ihr seid der Leib Christi, seid Glieder, ein Jeglicher in seinem Theil!" In Liebe verbunden, in Mitleid und Barmherzigkeit die Gesunden zu den Kranken, die Starken zu den Schwachen, die Reichen zu den Armen sich herablassend, ein Volk von Christen und Brüdern — das sei das Ziel, dem jedes unter uns an seinem Orte nachstrebt! Dann wird es allmählich besser werden mit unseres Volkes innerer Noth und Gefahr.

Offene Post.

Aus einem Zuchthaus. Wir haben schon manchen Brief von Menschenkindern bekommen, welche den Lohn ihrer Thaten in den Gefängnissen unseres Landes erhalten, und jeder dieser Briefe geht uns nahe, obwohl sie von landfremden Leuten kommen. Namentlich aber nehmen wir Antheil an solchen Gefangenen, die aufrichtige Zeichen der Buße an den Tag legen und sich sehnen von Sünden erlöst zu werden. Ein Solcher wandte sich kürzlich in folgendem Schreiben an uns:

Werther Herr Liebhart!

„Ich nehme mir die Freiheit, an Sie zu schreiben. Ich sitze hier in meiner Zelle in tiefem Nachdenken über das, was ich in Ihrem werthen „Haus und Herd" gelesen habe. Der Inhalt des Gelesenen hat mich zum Nachdenken über mich und mein Leben gebracht. Ja, ich bin wahrlich ein schlechter Mensch, und möchte ein besserer Mensch werden, aber ich weiß nicht, wie ich es angehen soll. Darum möchte ich gerne eine deutsche Bibel mit großem Druck haben. Ich habe noch nie eine deutsche Bibel gelesen. Es ist zwar eine englische Bibel in meiner Zelle, aber die kann ich nicht lesen. Ich habe schwache Augen, und bitte daher inständig mir eine deutsche Bibel mit großem Druck zu senden. Mein Geld habe ich alles versoffen und dem Teufel gegeben. Aber ich will mich zu Gott bekehren und ein aufrichtiger Christ werden. Dazu brauche ich Gottes Wort in der Sprache, die ich

verstehe. Ich will die Bibel gewiß fleißig lesen. Meinen Sie aber, die Bibel sei nicht das rechte Buch für mich, so bitte ich, mir doch ein anderes Buch zu schicken, das mich auf den rechten Weg führt. Ich muß belehrt werden, und bitte Sie im Namen Gottes mir zu sagen, was ich thun soll, um von der Sünde, und namentlich von dem Stehlen befreit, und ein ächter Christ zu werden."

X. N. N.

Das ist der Aufschrei eines erwachten Gewissens. Die Bibel wurde gesandt nebst Hinweisung auf solche Kapitel, die besonders passend sind, und wenn der Gefangene noch fernerhin unsere Hülfe braucht, so soll er sich nur getrost an uns wenden.

Mißverstandene General-Conferenz-Maßnahmen. Schriftlich und mündlich sind wir bezüglich einiger General-Conferenz-Maßnahmen gefragt worden und benützen die offene Post zur Antwort:

1. Pastoraltermin: Wenn ein Prediger nächste Conferenz drei Jahre lang eine Gemeinde bedient hat, so kann er dieselbe Gemeinde noch 2 Jahre lang hinter einander bedienen. — Ein Prediger, welcher aus den letzten drei Jahren ein oder zwei eine Gemeinde bediente, kann bei der nächsten Conferenz dahin zurückkehren und 5 Jahre dienen.—In allen andern Fällen gilt die Regel—5 aus 10 Jahren 2c.

2. Der Gehalt der Bischöfe, auch derjenige der Missionsbischöfe wird aus dem Episcopal-Fond bezahlt. Der Beschluß, daß $12,000 rückständigen Gehalts, welche in der Missionskasse für Bischof Taylor bereit lagen, an den Episcopal-Fond ausbezahlt werden sollten, führte zu dem Mißverständniß, daß der Gehalt der Missionsbischöfe aus der Missionskasse bezahlt werde.

Jener Beschluß bezieht sich auf den rückständigen Gehalt (1884—1888) von Bischof Taylor. Vom 1. Juni 1888 an wird sein und Bischof Thoburns Gehalt aus dem Episcopal Fond bezahlt.

3. Diakonissinnen. Die von der General-Conferenz „autorisirten" Diakonissinnen sind doch etwas Anderes als die Schwesternvereine, die von Fliedner ins Leben gerufen, sich über ganz Deutschland verbreiteten. Hierüber wird Haus und Herd in der nächsten Nummer einen ausführlichen Artikel bringen.

Bist du glücklich! Zum Glücklichsein brauchst du nicht viel Geld und Gut — sonst wäre vielleicht der Reichste jedesmal der Glücklichste. Auch wer im Elend und im tiefsten Leiden steckt, kann glücklich sein, wenn er nur den Brunnquell des wahren Glückes gefunden hat.

Sie sind doch glücklich? fragte einmal einer den alten Baron Rothschild, den Geldkönig von Europa. Glücklich? antwortete der reiche Mann, glücklich? wenn Sie mit geladenen Pistolen unter dem Kopfkissen schlafen müssen? — Und als Jemand den amerikanischen Millionär Astor glücklich pries wegen seines Reichthums, sprach dieser wehmüthig: Ach, ich muß das Alles verlassen, wenn ich sterbe; ich muß mich täglich mühsam loskaufen von Sorge und Kummer, ich kann mich aber nicht loskaufen vom Tode! —

Eine alte Wittwe wohnte im tiefsten Elend in einer kleinen Bodenkammer. Sie selbst war von Gicht geplagt und konnte kaum von ihrem Bette aufstehen. Als Stütze hatte sie nur einen halb blödsinnigen Sohn, der ihr täglich einige Gaben zusammenbettelte. Eines Tags kam der Pfarrer, der, soviel er konnte, für die Alte mitsorgen half, und fragte: Nun, wie geht's, Mütterchen? — „Ach," erwiderte die Leidende, „ich bin ganz zufrieden; mein Gott ist ja so gnädig; er gibt mir auch so viel zur Nahrung, als ich brauche."

Lieber Leser, ob du reich oder arm bist, willst du zufrieden und glücklich sein: Suche Jesum und sein Licht, alles Andre hilft dir nicht!

Ich denke oft zurücke.

Ich denke oft zurücke
An's liebe Elternhaus,
Wo Vater, Mutter, Schwestern
Einst gingen ein und aus.

Weit über'm großen Meere
Stand einst die Heimath mein,
Wo Berg und Thäler wechseln
Nicht fern vom schönen Rhein.

Zur Heimath möcht' ich wieder
Wo ich als Knabe stand,
Und meinen lieben Eltern
Zum Abschied gab die Hand.

Dahin steht mein Verlangen!
Bringt mir den Wanderstab,
Und lasset mich hinziehen
Zu meiner Mutter Grab.

Ach Gott, erhör' mein Flehen,
Gewähr' die Bitte mein,
Geleite meine Schritte
Zur Heimath fern am Rhein.

Spencerville, O. Gebhart Brorein.

Angenommene Artikel: Gottes Wort ist der Same. — Ein Wort an die Knechte, die nur ein Pfund empfangen. — Weltliche Vergnügungen in der Kirche. — Das Leuchten des Meeres.—Einige Kapitel über die Ehe. — Dante und Beatrix. — Göttliche Eigenschaften Jesu.

Im Schatten.

Uebertrumpft. Der Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen, ein treuer Schützer, eifriger Förderer und muthiger Bekenner der evangelischen Lehre, hatte sich als Wahlspruch erkoren: Verbum domini manet in aeternum (Gottes Wort bleibt in Ewigkeit) und die Buchstaben V. D. M. I. A. in die Aermel der Livreen seiner Diener sticken lassen. Auf dem Reichstage zu Augsburg spöttelten die Katholiken sehr bitter darüber, und der Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, wagte in Anwesenheit des Kurfürsten zu bemerken, diese Buchstaben hießen: **Gottes Wort bleibt im Aermel. „Ew. Liebden verstehen es un-**

recht," versetzte der Kurfürst Johann, „es heißt: Verbum diaboli manet in archiepiscopis (des Teufels Wort bleibt in den Erzbischöfen).

Rothschild als Festungskommandant. Der Inhaber des bekannten Berliner Modewaarengeschäfts, Rudolph Hertzog, hat dem Kronprinzen für die Ueberschwemmten 100,000 Mark zur Verfügung gestellt. Der Krösus der Geldmänner, Rothschild in Frankfurt, spendete für den gleichen Zweck nur 500 Mark. Diese Gabe veranlaßte ein jüdisches Witzblatt zu der Bemerkung, wenn einmal Krieg ausbrechen sollte, müsse man den Chef des großen Frankfurter Bankhauses zum Festungskommandanten ernennen, „denn er übergibt sich nicht."

Die Dampfkraft auf dem Meere. Unter den Fortschritten der modernen Technik ist die gesteigerte Ausnutzung der Dampfkraft für die Schifffahrt von besonderer Bedeutung. Durch Verbesserung der Dampfmaschinen und Erhöhung des Dampfdruckes der Dampfkessel hat man es in den letzten fünfzehn Jahren dahin gebracht, daß man mit 0,7 Kilogramm Kohle stündlich für die Pferdekraft auskommt und somit gegen früher 30 Prozent Kohle erspart. Was dies für einen Dampfer, der mit 8000 bis 10,000 Pferdekräften das Meer durchfurcht, bedeutet, ist leicht in Zahlen darzustellen. In der That ist dadurch bewirkt worden, daß viele zwischen Europa und Asien verkehrende Dampfer, um den hohen, den jetzigen Kohlenverbrauch übersteigenden Zoll des Suezkanals zu umgehen, ihren Weg um die Spitze von Afrika herum nehmen, so daß dadurch wohl eine Herabminderung jenes Zolles erzwungen werden wird. Bezüglich der Stärke und Geschwindigkeit der Dampfer ist für den kurzen Zeitraum von etwa sechs Jahren ebenfalls ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Während man noch 1881 einen Dampfer von 5000 Pferdekräften als etwas Außerordentliches ansah, sind jetzt Dampfer von 10,000 bis 15,000 Pferdekräften mit 19 bis 22 Seemeilen stündlicher Geschwindigkeit in Gebrauch. Dies gilt für Handels- und Passagierdampfer. Bei Kriegsdampfern ist man noch weiter gegangen; ganz besonders hat die italienische Marine starke Dampfer aufzuweisen, so den Re Umberto und die Sicilia von 19,500 Pferdekräften und die Sardegna von 22,800 Pferdekräften. Das letztere Schiff hat nicht weniger als 90 Dampfmaschinen-Cylinder, welche zusammen vereinigt einem Cylinder von nahezu 7 Meter Durchmesser entsprechen würden, was eine Kolbenfläche von fast 37 Quadratmeter ergibt, gegen welche der mit 10 Atmosphären drückende Dampf mit einer Schubkraft von nahezu 4 Millionen Kilogramm zur Wirkung käme. Es sind dies wohl Leistungen, auf welche die moderne Technik stolz sein darf.

Bekanntlich kommen die Regenschirme von den Chinesen und Japanesen her. In Burma wurde einst der Rang eines Mannes nach der Zahl der Regenschirme berechnet, die er tragen durfte, welche später von dem dortigen Herrscher auf vierundzwanzig ermäßigt worden ist. Ein Jonas Hanway hat vor mehr als hundert Jahren den Regenschirm in England eingeführt. Zuerst verlachte man dessen Gebrauch, und nun hat der Regenschirm sich in der ganzen civilisirten Welt eingebürgert.

Freiwerber in Grönland. Seitdem die dänischen Missionare in Grönland das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen haben, ist auch im höchsten Norden die Eheschließung eine religiöse Ceremonie. Ein dänischer Missionar erzählt, dem „Echo" zufolge, in seinem Tagebuch, mit welchen Umständen die Werbung unter den Grönländern verbunden ist. Der Freier kommt zum Missionar und sagt: „Ich hätte wohl Lust mir ein Weib zu nehmen." „Wen?" fragt der Missionar. Der Mann nennt ihren Namen. „Hast Du mit ihr gesprochen?" „Mitunter," antwortet der Mann, „Du mußt für mich mit ihr sprechen." Der Missionar ruft die Jungfrau zu sich und sagt nach kurzer Unterredung: „Ich glaube es ist an der Zeit, daß Du Dich verheirathest."

„Ich will mich nicht verheirathen."

„Das ist aber schade, ich habe einen Freier für Dich."

„Wen?" Der Missionar erzählt ihr, wer ihn beauftragt hat.

„Der taugt gar nichts, ich will ihn nicht haben."

„Aber," antwortet der Missionar, „er ist flink und schafft Alles in's Haus. Er wirft seine Harpune gut und er liebt Dich."

Das schöne Kind lauscht mit sichtlichem Wohlbehagen seinem Lobe, bleibt aber dabei, „ich will ihn nicht haben."

„Gut, ich will Dich nicht zwingen, ich finde wohl bald eine andere Frau für einen so hurtigen Burschen."

Der Missionar schweigt, als erachtete er die Sache durch ihr Nein für abgethan. Endlich flüstert sie mit einem Seufzer: „Wenn Du willst, so ist mir's recht."

Der Pastor antwortet: „Ich will Dich nicht überreden."

Wieder ein tiefer Seufzer.

„Also Du willst ihn nicht?" „Herr Pastor" — sie erröthet über und über — „ja natürlich!"

Sie steht entschlossen vor ihm und schaut ihm gerade ins Gesicht.

„Nun, dann gebe der Herr seinen Segen!" Und die Hochzeit findet noch an demselben Tage statt.

Der größte Brillant der Welt. Zu der Zahl der berühmten Diamanten ist seit Kurzem ein neuer hinzugekommen, der Brillant „Viktoria," welcher an Größe und Schönheit einzig sein soll; derselbe ist aus seiner Verborgenheit im mütterlichen Schooße der Erde vor etwa vier Jahren gefunden worden und kam nach längerem Verborgensein und Umherwandern im Juni 1884 in ganz rohem Zustande in Hatton Garden in London, dem bedeutendsten Diamantenmarkte, zum öffentlichen Angebot. Seines hohen Preises wegen fand er nur schwer einen Käufer, bis ihn endlich eine aus acht Kapitalisten gebildete Gesellschaft für die Summe von 900,000 Mark erwarb. Damals wurde in der „Times" berichtet, daß ein Bauer im südafrikanischen Oranje-Freistaat den kostbaren Stein auf seinem Felde gefunden und aus Furcht vor Dieben längere Zeit verborgen gehalten habe, bis derselbe von einem Kenner für eine mäßige Summe gekauft und nach London gebracht wurde. Nach einer anderen wahrscheinlicheren Mittheilung ist der Stein von einem Aufseher der berühmten Kimberley-Diamantfelder am Oranjeflusse entwendet und an einige Unterhändler für 10,000 Mark verkauft worden. Bei einem Trinkgelage würfelten dieselben dann ihren Schatz unter sich aus und der Gewinner brachte denselben glücklich über die scharf bewachte Grenze des Diamant-Distrikts nach der Kapstadt, wo ihm ein Diamanthändler 100,000 Mark dafür bezahlte. Der von diesem in Hatton Garden erzielte Verkaufspreis war dann wieder ein neunmal höherer.

Um den edlen Kohlenstoff-Krystall zu seinem höchsten Werthe zu erheben, galt es nun denselben zu schleifen, wozu nach reiflichem Ueberlegen die Brillant-

form gewählt wurde, weil man dadurch ein Unikum von Juwel zu erzielen hoffte.

Zur Ausführung der subtilen Arbeit wurde der Stein nach Amsterdam in die berühmte Diamantschleiferei von Jacques Metz gebracht. Um die geeignete Form für den Brillant zu erhalten, mußte von dem im rohen Zustande 457½ Karat oder 97 Gramm wiegenden Krystall ein Stück von 19 Karat abgespaltet werden. Dieses Stück wurde vom König von Portugal für 80,000 Mark gekauft. Der Schleifprozeß begann in einem besonders dazu erbauten Häuschen am 9. April 1886 im Beisein der Königin der Niederlande. Die schwierige Arbeit erforderte nahezu ein Jahr. Durch das Schleifen erhielt der Stein in seiner Brillantform achtundfünfzig Flächen und wog nun nur noch 180 Karat oder 38,1 Gramm; seine Abmessungen sind dabei folgende: 39,5 Millimeter Länge, 34 Millimeter Breite und 23 Millimeter Dicke. Die Grundfarbe ist ein prachtvolles Stahlblau und der Juwel zeigt sich vom reinsten Wasser. Sein Werth ist auf 4 Millionen Mark geschätzt. Nur ein noch etwas größerer Diamant ist bekannt; es ist dies der berühmte Orlow in der russischen Kaiserkrone, welcher 194¾ Karat wiegt, aber nicht als Brillant, sondern als minderwerthige vertiefte Rosette geschliffen ist; derselbe wurde 1775 zu Amsterdam vom Grafen Orlow für die Kaiserin Katharina II. für 450,000 Rubel, einen Jahresgehalt von 2000 Rubel und ein Adelsdiplom gekauft. Von anderen an Werth hervorragenden Diamanten ist noch zu nennen der „Pitt" oder „Regent," welcher zum früheren französischen Kronenschatze gehörte, und der im Besitze der Königin von England befindliche Kohinur.

Verunstaltung deutscher Namen. Zu der deutschen „Knechtschaffenheit" und michelhaften Bewußtlosigkeit gehört nicht nur, daß Deutsche hier in Amerika ihre so reiche, schöne und herrliche Muttersprache sobald wie möglich wie einen abgetragenen Rock abwerfen und nur noch englisch sprechen, d. h. radebrechen; dazu gehört auch die Verunstaltung der ehrlichen deutschen Namen.

In manchen Fällen mag die Umprägung des Namens auch bei ehrlichen Deutschen, die keine Ursache haben, ihren Namen zu verstecken, wünschenswerth sein. Wenn Einer Schweinskopf oder Schweinsfuß von Haus aus heißt, so kann man es ihm doch nicht übel nehmen, wenn er das Schwein aus seinem Namen loszuwerden sucht. Wenn Einer Teuffel heißt, wie der Tübinger Professor Dr. Teuffel, der die Geschichte der römischen Literatur geschrieben hat, so wird man begreiflich finden, wenn er vom Argen auch in seinem Namen loszukommen sucht, indem er sich Dewall oder Düval nennt. Und wenn Einer gar Teufelbiß heißt, wie der wackere Fuhrmann, der während des Krieges von 1861—'64 den Omnibus (stage) von Mercersburg nach Chambersburg, Pa., zu fahren pflegte, so wird man ihm schon die Sehnsucht nach einem weniger schrecklich klingenden Namen zu Gute halten. Hat doch selbst der galizische Jude, dem zu Josephs II. Zeit, weil er für einen Namen wie Lilienthal, Rosenstock rc. nicht gehörig zahlen wollte, der böse Amtmann den Namen „Lauser" aufhängte, in seinem Judenherzen ein menschliches Rühren, so etwas wie Sehnsucht nach einem besseren Namen verspürt. Wenn Jemand den deutschen Müller in den englischen Miller, den deutschen Schmidt in den englischen Smith umwandelt, so ist das zwar nicht nöthig und eigentlich auch albern, aber die Entstellung des deutschen Namens ist doch nicht eine sehr große. Bei der Mühle und der Schmiede wird immer noch geblieben.

Wahrhaft lächerlich ist aber die oft total sinnlose Entstellung altehrwürdiger deutscher Namen; so z. B. der wohlklingende Vogelsang wird zum gewöhnlichen Fogleson; der aus dem alten Ramsau stammende Ramsauer, erniedrigt sich zum — Ramsour; der erhabene Stolz zum nichtssagenden Stoults; der ehrwürdige gestrenge Vater zum bedeutungslosen Vawter; der im „Wald und auf der Haide" singende Waidmann, zum blassen Whiteman; der ungeknechtete Frei, tritt als verbrannter Fry auf; Ritter Kunz und Kühn legten ihre Lanzen nieder und gingen zu den Waschbären über als Coon oder Coons; der bittere aber ehrliche Wermuth wird zum Kriegsmund, vielleicht auch Stänker — Warmouth; Weiß ist Wise geworden, ebenso Herr Wiesemann, der sich als Wiseman aufspielt; der lebensmuntere Fröhlich vermummt sich als Fraheley; ihm, dessen Ehre unantastbar sein sollte, dem sonst biederen Ehrhardt, sind hier die Ohren verhärtet, er schilt sich deßhalb Earhard; Trautmann ist als Fischer, Troutman, bekannt; die Derer von Heimbach, Rohrbach, Schmer- und Vogelbach glänzen hier vielfach als Hime-, Ror-, Smer- und Vogleback, oder in noch weniger geschmackvoller Form ändert man das Grundwort Bach zu Baugh, wie z. B. aus Achenbach Aughinbaugh, aus Harbach Harbaugh gemacht wird.

Deutscher, du bist deiner Muttersprache nicht werth, wenn du sie so leicht hinwegwirfst, und deines Namens, des Namens deiner Väter nicht werth, wenn du ihn in der Fremde so verunstalten und verhunzen lässest.

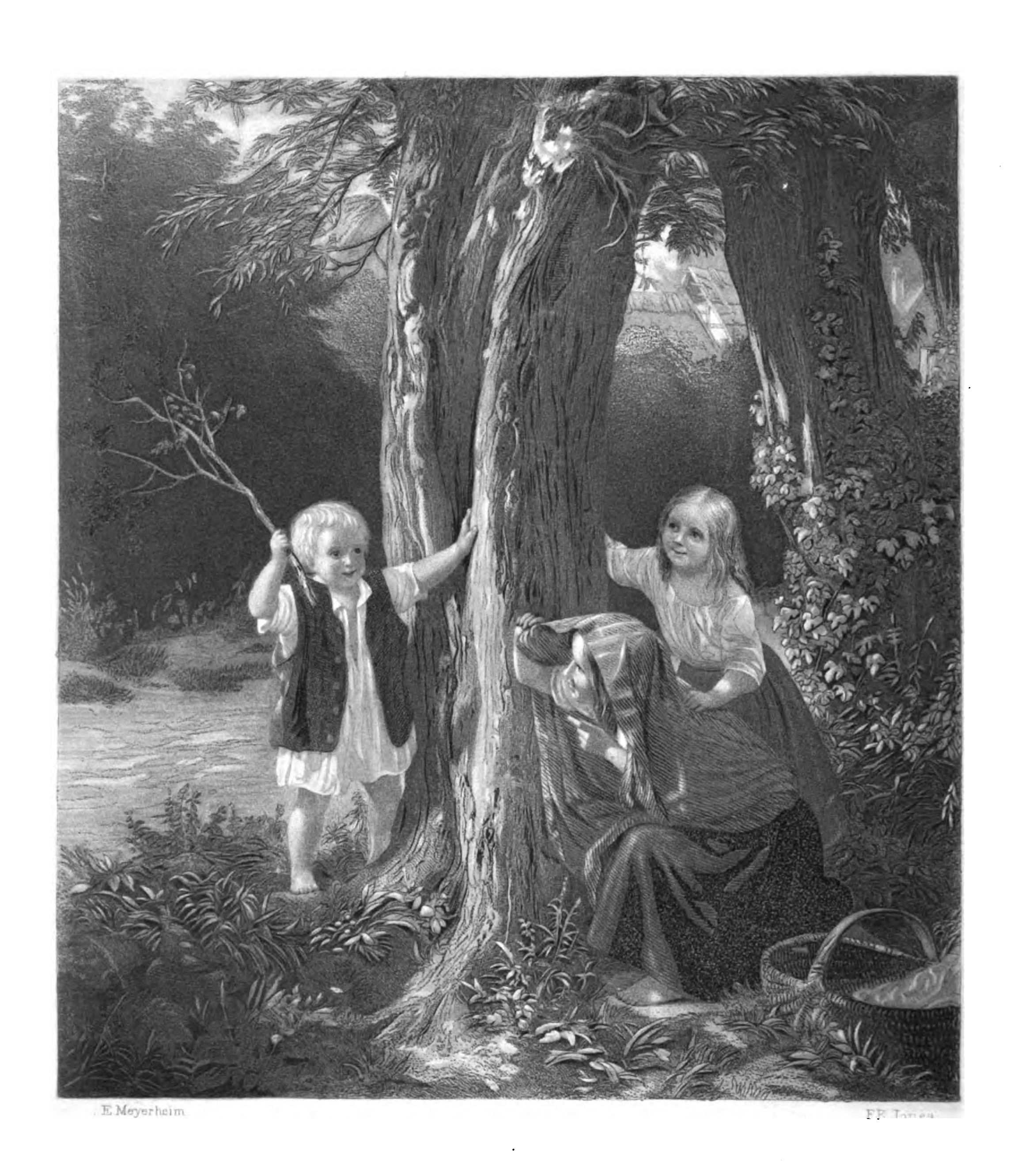
Ein treuer Diener. General von Dybern war in der Schlacht bei Bergen, am 13. April 1759, tödtlich verwundet und von den Aerzten aufgegeben worden. Was sie aber nicht auszusprechen wagten, das wagte der treue Kammerdiener. „Herr General," sprach er, „rüsten Sie sich; es geht zum Abmarsch!" „Will nichts davon hören!" war die rauhe abschreckende Antwort. „Aber, Herr General," versetzte der unerschrockene Diener, „bin ich jemals in Ihren Diensten treulos gewesen?" „Nein, nein," antwortete der Kranke; „aber was soll die Frage?" „Nun," erwiderte der treue Knecht, „so wäre es meine erste und größte Untreue, wollte ich in diesen Ihren letzten Augenblicken nicht um ihre Seele besorgt sein — eine Untreue, die ich nicht vor Gott am jüngsten Gericht, nicht vor Ihnen selbst, nicht vor Ihrer treuen Mutter und nicht vor meinem eigenen Gewissen verantworten könnte. Weil sich die Andern scheuen, es Ihnen zu sagen, so muß ich's thun. Ja, Sie stehen vor den Pforten der Ewigkeit und haben keinen Augenblick zu verlieren! Lassen Sie einen Geistlichen rufen, der Sie vorbereitet!" Diese Vorstellung rührte den General und wirkte auch sonst noch. Er reichte dem treuen Menschen, welcher um das Seelenheil seines Herrn auch über das Grab hinaus so besorgt war, dankbar die Rechte, verlangte selbst nach geistlichem Zuspruch und endete froh im Glauben an Jesum Christum.

Unbewußtes Urtheil. Mutter (zu ihrem kleinen Otto): „Sag', Otto, was willst Du denn einmal werden?"

Otto: „Dichter."

Mutter: „Warum?"

Otto: „Weil der nichts zu lernen braucht, — dem fällt Alles von selbst ein!"



VAKANZ.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. September 1888. Neuntes Heft.

Die von der Kirche beabsichtigte Diakonie.

Editor.

I.

„Ihre Kirche hat also auch dem Fliedner nachgeahmt und das Diakonissen-Amt in den kirchlichen Haushalt aufgenommen. Nun, ich hoffe, daß bald eine große Anzahl Schwestern nach dem Muster der Kaiserswerther thätig sein werden."

Also sprach noch nicht lange her ein zur lutherischen Kirche gehörender Freund zu mir, und drückte damit die Meinung Vieler aus, daß nämlich die Methodistenkirche genau die in Deutschland in so großem Segen wirkenden Diakonissinnen zum Muster nehmen werde.

Einige meinten sogar, wie ein Brief an „Haus und Herd" bezeugt, daß die Methodistenkirche sich Rom genähert habe, indem sie nun ebenfalls, wie der Katholizismus, „Nonnen-Verbindungen" einführe.

Auch fehlt es andererseits nicht an Solchen, die da befürchten — und wer weiß — vielleicht auch hoffen, daß dieses neuetablirte Diakonissen-Amt nach und nach dazu führen werde, befähigten Frauen Prediger-Lizens zu ertheilen, sie zu ordiniren und am Ende zu Pastoren oder gar zu Bischöfen zu erwählen.

Wer jedoch die betreffenden General-Conferenz-Maßnahmen aufmerksam liest, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieselben von letzteren Dingen nichts beabsichtigen.

Die innerhalb des Protestantismus in Deutschland bestehende Diakonie, so hohe segensreiche Ziele sie sich auch gesetzt hat, ist doch etwas Anderes, als das, was der von der General-Conferenz der Methodistenkirche angenommene Entwurf beabsichtigt. Davon, daß die Kirche Nonnen-Verbindungen im Sinne des Katholizismus einzuführen gedenke, kann selbstverständlich keine Rede sein, und was die Furcht oder die Hoffnung betrifft, in diesem Entwurf die künftigen Pastorinnen zu entdecken, so gehört dazu eine fast unbegrenzte Phantasie. Wir legen jedoch die betreffenden Maßnahmen der General-Conferenz vor.

Dieselbe beschloß:

1. Die Diakonissinnen sollen den Armen beistehen, die Kranken besuchen, mit den Sterbenden beten, für die Waisen sorgen, die Verirrten zurechtweisen, die Traurigen trösten, die Sünder zu Gott führen und — indem sie alle andern Berufsarbeiten einstellen — sich solcher christlichen Wirksamkeit widmen, wie sie ihren Fähigkeiten angemessen ist.

2. Keiner Diakonissin soll ein Gelübde abgenommen werden, und jede soll zu jeder Zeit das Recht haben, aus dem Diakonissen-Amt auszutreten.

3. Jede jährliche Conferenz, innerhalb deren Grenzen Diakonissinnen Verwendung finden, soll ein aus neun Mitgliedern bestehendes Direktorium erwählen, welches die Aufsicht über dieses Werk zu führen hat. Wenigstens drei der Mitglieder dieses Direktoriums sollen Frauen seien.

4. Dieses Direktorium ist bevollmächtigt, mittelst Beglaubigungsscheinen befähigte Personen zu autorisiren, das Diakonissen-Amt in Verbindung mit der Kirche auszuüben, vorausgesetzt, daß keine Person einen solchen Erlaubnißschein erhält, die nicht zwei Probejahre in fortgesetztem Dienst durchmachte, und über 25 Jahre alt ist.

5. Das Conferenz-Direktorium soll keine Diakonissin lizensiren, die nicht von einer vierteljährlichen Conferenz empfohlen ist. Dieses Direktorium soll für so viele Jahre erwählt werden, als die jährliche Conferenz bestimmt, und derselben jedes Jahr über die Diakonissinnen und ihre Thätigkeit Bericht erstatten. Nur wenn die jährliche Conferenz ihre Zustimmung dazu gibt, kann die Diakonissin ihre Amtsthätigkeit fortsetzen.

6. Diakonissinnen, welche einzeln arbeiten, stehen unter der Leitung des Pastors der Gemeinde, zu welcher sie gehören; wenn aber mehrere in einem Diakonissen-Haus beieinander wohnen, so führt die Superintendentin die Aufsicht.

II.

Dieser Entwurf ist selbstverständlich noch kein ausgearbeitetes, in's Einzelne gehendes Programm, sondern zeichnet nur in großen Zügen die Ziele und die dabei geltenden Grundsätze, bildet jedoch eine recht gute Grundlage, auf welcher sich weiter bauen läßt.

Die in diesem Entwurf gezeichnete, zukünftige amerikanische Diakonissin hat mit ihrer Schwester in Deutschland viel Aehnlichkeit.

Beide sind freiwillig und um Gottes Willen Wohlthäterinnen der Menschheit; beide bestehen eine Probezeit; keine legt ein Gelübde ab; jede kann zu irgend welcher Zeit heirathen; jede muß ein bestimmtes Alter erreicht haben, ehe sie in den Verband eintreten kann; jede verpflichtet sich für äußerliche sowohl als geistliche Bedürfnisse der Menschenkinder zu sorgen 2c.

Von diesen Aehnlichkeiten abgesehen, bestehen jedoch zwischen der im Entwurf beabsichtigten und der deutschen Diakonissin wesentliche Unterschiede.

Die deutschländer Diakonissinnen widmen sich fast ausschließlich der leiblichen und geistlichen Pflege der Kranken — den amerikanischen ist dagegen von vornherein ein viel weiteres Feld angewiesen. In Deutschland stehen die Schwestern unter einem Mutterhaus, welches Stationen gründen mag, das aber von keiner kirchlichen Behörde controlirt wird, obwohl es mit der Kirche Hand in Hand arbeitet. Der Entwurf dagegen verpflichtet die Kirche zur Oberaufsicht des beabsichtigten Diakonissenwerks, obwohl auch „Häuser" und meinetwegen Mutterhäuser gegründet werden können. Die deutschländer Diakonissinnen verpflichten sich zu fünfjährigem Dienst, die amerikanischen nicht; jene sind sämmtlich ledige Schwestern und tragen ein Ordenskleid, davon sagt der Entwurf nichts. Die deutschen Diakonissinnen erhalten persönlich keinerlei Belohnung für ihre Dienste und dürfen nicht einmal Geschenke von ihren Pfleglingen annehmen; aller Verdienst geht an's Mutterhaus. Dagegen aber wird die Diakonissin von demselben in Krankheit und bei Arbeitsunfähigkeit auf's Beste verpflegt, ohne daß sie ihr etwaiges Privatvermögen zu opfern hätte, über welches sie vollkommene Controle behält. Der Entwurf sagt nichts davon, daß die beabsichtigte Diakonissin nicht persönlich für ihre Dienste belohnt werden soll, aber auch nichts davon, daß sie in Krankheit und bei Arbeitsunfähigkeit versorgt wird. In der deutschländer Diakonissen-Einrichtung kann es nicht vorkommen, daß eine einzelne, freistehende Diakonissin in einer Gemeinde selbstständig arbeitet, sie ist immer mit einem „Mutterhaus" verbunden, welchem sie Gehorsam zu leisten hat, und von welchem sie ausgesandt wird. Der Entwurf hingegen sagt: „Diakonissinnen, welche einzeln arbeiten, stehen unter der Leitung des Pastors der Gemeinde."

Ohne Zweifel gewährt die von Fliedner gestiftete und seither über die ganze Welt verbreitete Diakonie bedeutende Vortheile. Für unsere amerikanischen Verhältnisse jedoch, und unsere in fast allen Nationen der Erde etablirte Kirche enthält der Entwurf Gedanken und Grundsätze, die viel weiter reichen und deßhalb auch auf unserm Grund und Boden verwerthbarer sind als diejenigen der deutschländer Diakonie.

1. Wir bedürfen nicht blos Diakonissinnen, welche sich vornehmlich mit der geistlichen und leiblichen Pflege der Kranken befassen, sondern wir brauchen an vielen Orten ächte und rechte Missionsfrauen, welche „die Verirrten zurechtweisen, die Traurigen trösten, die Sünder zu Gott führen, für Waisen sorgen" 2c., wie der Entwurf sagt.

2. Betreff dieses ziemlich weit reichenden Zieles wurde schon eingewandt, daß dasselbe durch seine Mannigfaltigkeit den Zweck der Diakonie verfehle.

Diese Einwendung ist richtig, wenn man unter dem Amt der Diakonissin vornehmlich die Krankenpflege versteht. Die Einwendung fällt aber dahin, sobald die Diakonie in dem Sinn der inneren Mission aufgefaßt wird, eine Auffassung, die unleugbar in der apostolischen Zeit galt. Das neutestamentliche Wort Diakonos kann sich auf Männer und Frauen beziehen, die erkoren waren, nicht blos die Kranken zu pflegen, sondern auch für die Armen und die Wittwen und Waisen zu sorgen. Ja, die Stelle Phil. 4, 2. 3, wo von Frauen die Rede ist, „die sammt Paulus über dem Evangelio gekämpft haben," bezieht sich ohne Zweifel auch auf solche Arbeit, wodurch diese Frauen in wirksamster Weise Hülfe leisteten, das Evangelium auszubreiten und die Kirche aufzubauen.

Solche umfassende Diakonie beabsichtigt die Kirche in ihrem Entwurf.

3. Dabei ist der weiteste Spielraum zur freien Entfaltung und Anpassung an lokale Umstände gegeben. Wer sich hauptsächlich mit Krankenpflege abgeben will, der kann also thun. Wo ein Mutterhaus geboten oder praktisch erscheint, da kann eines errichtet werden. Wo aber eine einzelne Diakonissin in einer Gemeinde allseitige segensreiche Wirksamkeit entfalten kann, da bietet die Kirche ebenfalls die Hand. Kurz — der Entwurf bindet Niemand an nur eine Methode und Regel, sondern erlaubt vollständige Berücksichtigung der vorliegenden Bedürfnisse und Verhältnisse.

4. Die kirchliche Oberaufsicht ist Garantie dafür, daß diese Art Diakonie in den gebührlichen Schranken bleibt. Ich kann mir kaum denken, wie aus Diakonissinnen, die unter der Oberaufsicht einer jährlichen Conferenz „den Armen beistehen, die Kranken besuchen, mit den Ster-

benden beten, und die Verirrten zurechtweisen" ordinirte Pastoren werden können, sondern glaube im Gegentheil, daß—solche segensreiche Thätigkeit wie in Deutschland, so auch hier allen verständigen Frauen klarer als je das Feld ihrer Wirksamkeit zeigen wird.

III.

Wird und kann diese Diakonie auch für die deutschen Gemeinden segensreich verwandt werden?

Gewißlich.

Die hauptsächliche sittliche Krankheit des deutschen Volkes ist dessen religiöse Gleichgültigung und kirchliche Entfremdung. Die deutschen Volksmassen schauen die Kirche und die Kirchenleute wie Fremdlinge an, die ein hartes Joch auferlegen wollen. Die Kirche steht nicht im Mittelpunkt des deutschen Volkslebens, um von hier aus die Leute zu retten, sondern operirt sozusagen an den Flanken der Menge, und zieht in viel zu langen Zwischenräumen Einzelne zu sich herüber. Wer diese Sachlage nicht erkennen und immer wieder von dem steigenden merkwürdigen Einfluß der Kirche über die deutschen Volksmassen schwärmen würde, der wäre dem Vogel Strauß zu vergleichen, welcher den Kopf in den Sand steckt, und — weil er weder Jäger noch Jagd sieht, wähnt, dieselben seien nicht vorhanden.

Jede Maßnahme, durch welche deutsche Christen mit dem deutschen Volk in nähere Berührung kommen, bringt die Kirche sozusagen unters Volk. Und — welche Maßnahme könnte dies besser bezwecken als fortgesetzte organisirte Thätigkeit der Frauen, als die Diakonie? Darauf hat Haus und Herd in einem betreffenden Artikel schon im Februarheft des Jahres 1880 aufmerksam gemacht.

Missionsvereine und gemeinschaftliche Thätigkeit der Frauen einer Gemeinde sind gewiß eine große Hülfe zur Evangelisation der Massen, wenn aber Diakonissinnen, die sich ganz und gar dem Berufe widmen, wirksam sein und die Arbeit anderer Frauen organisiren würden, so wäre ein großer Schritt vorwärts gethan.

Jedoch — sind denn die deutschen Gemeinden auch fähig, solche Diakonissen zu unterhalten und würden sich die geeigneten Personen zu diesem Werke finden?

Ja wohl.

Wir gründen allerlei Vereine; wir haben, wie recht und billig, tiefes Mitgefühl für allerlei Volk—für die Zulukaffern, Mongolen und Malaien. Nebst dem haben wir den guten Willen, unser eigenes Volk zu retten und das zu thun, was Gott und die Kirche uns zunächst aufgetragen haben. Warum sollten wir nicht auch die Diakonissensache ins Werk setzen können, wenn wir erkannt haben, daß dieselbe ein Mittel zur Erreichung des Zieles werden mag.

Unsern Frauen- und Jungfrauen-Vereinen fehlt oft das rechte Thema für ihre Zusammenkünfte. Wie wäre es, wenn sie in den nächsten sechs Monaten die Diakonissen-Sache nach allen Seiten hin besprächen, und zu praktischen Resultaten kämen?

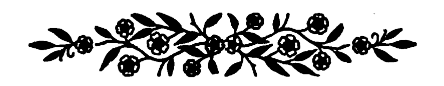
Geeignete Personen und auch die Mittel werden sich schon finden, wenn wir nur einmal recht im Ernste sind.

In Kansas City, Mo., haben mehrere Brüder die Diakonissen-Sache nach dem Muster und Vorgang der deutschen Anstalten begonnen. Gott möge jenes Unternehmen segnen.

In jeder größeren und in jeder Mittel-Stadt kann die Diakonissen-Sache nach dem Entwurf der General-Conferenz in unseren deutschen Gemeinden in Angriff genommen werden. Welch Segen müßte entstehen, wenn jede Stadt-Gemeinde, die zu ihrem Werke in jeder Beziehung befähigte und herangebildete Missionsfrau hätte; wenn da und dort nach und nach deutsche Diakonissenhäuser entstünden, von welchem aus dieser Theil der inneren Mission geleitet würde, und wir in dieser Weise Brücken fänden zum deutschen Volk, und Schlüssel zu den deutschen Herzen!

Wenn wir unsere Kräfte nicht zersplittern, sondern concentriren; wenn wir von dem Wahne abkommen, als sei es unsere Pflicht, mit unseren geringen Mitteln allen möglichen Zwecken zugleich zu dienen, und wenn wir uns fortwährend unsere ungeheure Missionsaufgabe dem deutsch-amerikanischen Volke gegenüber vorhalten, so werden wir Mittel und Wege finden, diesen Entwurf der Diakonissensache den Zwecken der inneren Mission dienstbar zu machen.

Ich kenne keine von der letzten General-Conferenz getroffene Maßregel, die gegebenen Falls auf unsere erste und oberste Missionsaufgabe, und unser deutsches Gemeindeleben einen nachhaltigeren und segensreicheren Einfluß ausüben könnte als dieser Entwurf für kirchliche Diakonie.



Einiges über den Frauenberuf.

Für Haus und Herd von einer Leserin.

„Das Haus ruht nicht auf der Erde, sondern auf dem Weibe.“
(Morgenländisches Sprichwort.)

Noch nicht lange her, las ich in einer englischen Zeitschrift einen Artikel — von Frauenhand verfaßt — in welchem es unter Anderem hieß, daß wir in unserem vorangeschrittenen Zeitalter den Zeitpunkt erreicht hätten, wo das Weib emancipirt — das heißt — befreit werden müsse aus ihrer prosaischen, einseitigen und degradirenden Stellung, in welcher sie sich nun schon seit Jahrtausenden gebunden findet; es sei gewiß an der Zeit, daß das weibliche Geschlecht sich über den gar zu eng gezogenen Berufskreis der Küche und Familie erhebe und hinaustrete in das öffentliche Leben, um in irgend einem Berufskreis sich dem Manne als Lehrer, Advokat, Politiker, Geschäftsführer oder öffentlicher Beamter ebenbürtig zur Seite stelle. Es wurden Beispiele von Frauen namhaft gemacht, die sich in einem bestimmten Beruf als Schriftstellerinnen, Sängerinnen, in der Arzneikunde u. s. w. wirklich auszeichneten und sogar Außerordentliches leisteten.

Nachdem ich die Schrift, welche sonst manches Gute enthielt, weggelegt hatte, drängte sich mir die Frage auf: „Warum ist heutzutage so oft die Rede von den sogenannten Frauenrechten, und warum hat es die Erziehung unserer Töchter — nicht blos unter dem amerikanischen Volke, sondern sogar unter den Deutschen — auf Berufsthätigkeiten abgesehen, die außerhalb des gewöhnlichen weiblichen Berufes liegen? Was ist unsere Aufgabe als Mütter in der Heranbildung unserer Töchter für das Leben? Was ist der eigentliche Berufskreis des weiblichen Geschlechtes? Ich griff zur lieben Bibel, der einzig zuverlässigen Richtschnur für unser Leben, und las, was 1 Mos. 2, 18 geschrieben steht: „Und Gott, der Herr, sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.“ Im Lichte der Schöpfungsgeschichte also ist es nicht schwer, die richtige Antwort auf die Frage der Bestimmung des Weibes zu finden. Ihr Beruf liegt in der Stellung als Gattin und Mutter. Dies war und ist und bleibt der Durchschnittsberuf des weiblichen Geschlechts. Von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, widerstreitet jeder Versuch, eine vollständige Gleichheit zwischen dem Beruf des männlichen und weiblichen Geschlechtes anzubahnen, der Ordnung Gottes und ist daher im letzten Grunde vergeblich. Der Einrichtung Gottes zufolge ist auch der weibliche Charakter dem Manne ebenso entgegengesetzt und ihn ergänzend, wie die weibliche Natur es ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mann seinen Beruf in der Welt findet, das Weib aber in der Familie. Der Mann steht zur Familie als Stifter, Erzeuger, Schutzherr und Erwerber da, das Weib als empfangende Gattin, als Mutter der Kinder, Erhalterin und Pflegerin der Familie. Die weibliche Seele ist dafür geschaffen, daß sie in der Familie lebe und wirke. Das Gemüth ist die Quelle ihrer Lebensäußerungen, und nicht forschende, schaffende und reflektirende Geistesthätigkeit ist ihre Bestimmung, wie beim Manne, sondern das Gefühlsleben, welches sich innig mit der heimischen Häuslichkeit verknüpft, und das Richtige unmittelbar empfindet und findet, was dem Manne, trotz seiner Geistesschärfe, oft abgeht.

Um den Beruf des Weibes als Gattin, Hausfrau und Mutter recht erfüllen zu können, muß die Erziehung der Töchter im Lichte dieser Aufgaben geschehen. Denn woher soll die Liebe und Hingebung zu einem Berufe kommen, wenn die ernstliche und freudig anregende Vorbereitung dazu nicht Herz, Sinn und Hand in Thätigkeit versetzte? Woher das Interesse an einer Sache, deren Erwerb nicht Mühe und Opfer kostete? Um so mehr der Beruf des Weibes, den ihm Natur und Sitte als Lebenszweck bestimmte, wofür der Schöpfer dessen Körperbeschaffenheit einrichtete, Gemüth und Seelentriebe beanlagte, es durch Entwicklungsperioden, körperliche und seelische Erscheinungen und Zeichen an den Zweck und die Bedeutung seines Daseins erinnert; wie wäre es möglich, dieser Bestimmung Genüge zu leisten, wenn sie nicht durch die Erziehung des Mädchens begonnen und angebahnt würde!

Der erste praktische Erziehungszweck des Mädchens wäre demnach das Haus, die wirthschaftliche Erziehung.

Wo diese Erziehung fehlt, da verfällt manche noch so glänzend im Wohlstande begonnene Häuslichkeit, da erhebt sich niemals der unter Entbehrung und Einschränkung begonnene Ehebund zum gedeihlichen Aufblühen, da vermag selbst der ökonomische, auf andere Dinge berech-

nend gerichtete Sinn der Gattin nicht die Zerrüttung des häuslichen Lebens aufzuhalten, da stellt sich der Keim des Unfriedens, die Quelle bitterer Enttäuschung, unerbittlich ein.

Sage ich zu viel, wenn ich erkläre, daß unsere Zeit an einer falschen Erziehung des weiblichen Geschlechts kränkelt? Nicht für den eigentlichen Beruf, sondern für das Wohlleben in der Gesellschaft wird eine Bildung erstrebt, die wir in den meisten Fällen als eine falsche, unfruchtbare und die normale Lebensbestimmung der Jungfrau geradezu verhöhnende, bezeichnen müssen.

Ich kann nicht umhin, jede Ausbildung eines Mädchens, welche in Conflikt mit ihrem eigentlichen Lebensberufe kommt, als eine abnorme und den Zweck verfehlende zu bezeichnen. Was nützt es z. B., die Tochter zur Schulmamsell ausbilden zu lassen, welche während ihrer Ausbildung und vor ihrer Absolvirung Liebschaften mit einem jungen Manne anknüpft, und nach Austritt aus der Schule in den Ehestand eintritt, anstatt in den Lehrerstand, zu welchem sie doch „eine gründliche Ausbildung" erhielt! Ich habe in den letzten dreißig Jahren Bekanntschaft mit mancher Jungfrau geknüpft, die sich dem Lehrfach gewidmet hatte, aber eine jede Einzelne konnte es nicht über das Herz bringen, die erste Gelegenheit, einen guten Mann zu bekommen, unbenützt vorübergehen zu lassen, und da die Wenigsten unter ihnen sich für die wirthschaftliche Erziehung ausgebildet hatten, machten sie als Haushälterinnen schmähliches Fiasko.

Eine Mutter, die ihre Tochter, das einzige Kind, zur Schul-Lehrerin ausbilden ließ, sagte mir im Vertrauen, wenn sie sieben Töchter hätte, sollte keine derselben mit ihrer Einwilligung Lehrerin werden, es sei nach Allem und Allem der undankbarste Beruf — in welchem eine Jungfrau auf die Dauer sich nicht befriedigt fühlen könne. Die Tochter trat ebenfalls mit der ersten besten Gelegenheit in den Ehestand. Die angegebenen Fälle bilden nicht die Ausnahmen, sondern die allgemeine Regel.

Es kann nicht geleugnet werden, daß in vielen Fällen der Sinn unserer Töchter für Häuslichkeit und weibliche Berufsthätigkeit in der verkehrten Erziehungsweise geradezu erstickt wird. Der Hang nach etwas Besonderem stellt Anforderungen an das Leben, die oft nicht erfüllt werden können. Die Schule entläßt unsere Töchter mit Kenntnissen in der Geschichte, poetischer Literatur, etwas Geographie, modernen Sprachen, etwas Rechnen und feinen Handarbeiten. Nebstdem hat man vielleicht noch Musik und Zeichenkunst betrieben. Wenn nun die Tochter mit dieser Ausbildung, aber arm an Wissen und Kunst des Berufs der Hausfrau und Gattin, in das Leben tritt, ohne für das innere Leben des Hauses vorbereitet und fähig gemacht worden zu sein, so ist es kein Wunder, wenn sich Enttäuschung und Unzufriedenheit im ehelichen Leben gar bald offenbart.

Es sei ferne von mir, sagen zu wollen, daß unsere Töchter keine Schulbildung erhalten sollen, oder daß ordentliche Schulkenntnisse mit einer wirthschaftlichen Erziehung sich nicht vertrügen, im Gegentheil sind wir überzeugt, daß beide Hand in Hand miteinander gehen und sich gegenseitig ergänzen. Was ich aber aus eigener Erfahrung und vielseitiger Beobachtung besonders betonen möchte, ist, daß Mütter es vielfach darin verfehlen, daß sie mit der wirthschaftlichen Erziehung ihrer Töchter warten, bis die Schuljahre begonnen haben, anstatt von frühester Kindheit an die Lust und Liebe zur Arbeit in der Küche und Ordnung des Hauses in ihnen zu wecken und zu nähren. Vom zartesten Alter an muß das Mädchen durch die Mutter zur Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß angehalten werden. Die kleine Tochter muß zur Arbeit in der Küche zugelassen werden und „mithelfen" dürfen, selbst auf die Gefahr hin, daß es ein Stück Geschirr zerbricht oder die Mahlzeit anbrennen läßt. Woher kommt es, daß manche Mutter die Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit ihrer Tochter in der Küche und im allgemeinen Hauswesen mit den Worten: „Meine Tochter liebt das Kochen und die Hausarbeit nicht," zu entschuldigen sucht? Kommt es nicht oft daher, daß der Mutter selber der Sinn für die Hauswirthschaft abgeht, oder daß sie es versäumt hat, in der Tochter den Grund zur tüchtigen Hausfrau im frühesten Alter zu legen? Wenn einmal die Schuljahre begonnen haben, ist es schon schwerer, diesen Sinn in ihnen zu wecken, und in den späteren Jahren ist es noch schwerer, wenn nicht geradezu unmöglich, indem sich dann das Sprüchwort geltend macht: „Jung gewohnt, alt gethan." Eine Predigersfrau, deren Hauswesen durchaus nicht als musterhaft bezeichnet werden konnte, klagte mir auf eine vertrauliche Weise, daß ihr auch aller Sinn und Geschicklichkeit für die Hauswirthschaft abgehe. „Es ist dem auch gar kein Wunder," fügte sie hinzu, „meine Mutter hat mich nie zur Hausarbeit angehalten, in der sie sehr geschickt war; ich sollte Schul-Lehrerin werden und wurde daher immer zum Studium angehalten. Nachdem ich einige Jahre gelehrt hatte, trat ich in den Ehestand, ohne mich je um die Hauswirthschaft bekümmert zu haben. Die Folge ist, daß ich sehr wenig vom Kochen und allgemeinem Hauswesen weiß. Oft fühle ich

mich beschämt über die Unordnung, in welcher Besuchende mein Haus finden und die spärlichen Mahlzeiten, die ich meinen Gästen vorstellen muß, denn was Ordentliches zu kochen habe ich nie gelernt. Was mich aber noch weit mehr demüthigt, ist die Thatsache, daß ich nie im Stande sein werde, meinen vier Töchtern mit einem guten Beispiel in der Hauswirthschaft voranzugehen, und daß ich bei Allem, was ich gelernt und in der Schule als Lehrerin geleistet habe, meine eigenen Töchter im Hauswesen gründlich zu erziehen nicht vermögend bin."

Unsere Töchter können erzogen werden beides zu sein: „A cook in the kitchen and a lady in the parlor." Eine Schulbildung auf Kosten einer wirthschaftlichen Erziehung ist verkehrt, und wenn wir nicht vermögend sind, unsern Töchtern beides zu geben, so laßt sie wenigstens gründlich erziehen für das allgemeine Hauswesen.

Ist der erhabenste und von Gott verordnete Wirkungskreis der Frau in der Familie, so sollte die Erziehung vor Allem diesen Wirkungskreis im Auge haben. Es ist daher für die Frau eine größere Ehre, ihrem Hause wohl vorstehen zu können, als in der Gesellschaft zu glänzen durch ihr Wissen. Es ist beneidenswerther, von einer Schaar wohlerzogener Söhne und züchtiger Töchter umgeben zu sein, als eine tüchtige Lehrerin oder Schriftstellerin zu sein. Es ist edler, die Hauswirthschaft musterhaft zu führen, als in einem kirchlichen oder weltlichen Committee zu fungiren.

Man sage nur nicht, daß dies zu prosaisch laute und nur diejenigen Frauen, denen jede Gelegenheit fehlt, sich in höheren Kreisen zu bewegen, in der Familie ihren Beruf finden. Die Geschichte lehrt, daß Frauen, welche die ersten Stellungen unter ihrem Geschlechte einnahmen, sich vor Allem der Familie widmeten. So z. B. wird von der Königin Louise von Preußen gesagt, daß sie sich so viel als möglich vom Hofleben und den rauschenden Vergnügungen der vornehmen Welt zurückzog nach dem stillen Landgute bei Potsdam, wo sie ausschließlich ihrem Gatten und ihrer Familie lebte, als eine ächte deutsche Hausfrau in treuer Erfüllung aller Pflichten, mit der Erziehung ihrer Kinder und mit ihrer eigenen Bildung beschäftigt und bewahrte auch später unter den traurigsten Kriegsverhältnissen ihren sanften, ächt weiblich-deutschen Charakter. So war Königin Louise, so lange sie lebte, die reinste deutsche Frau, die liebevollste Gattin und Mutter, welche als das Ideal der reinsten Weiblichkeit in der Erinnerung fortleben wird.

Schließlich kann keine Ehe dauernd freudig bestehen, wenn nicht schon frühe eine verständige und sparsame Haushaltung zum Grundsatze gemacht wird. Mehr, als man anfänglich glaubt, steht die Wärme oder Kälte der Herzen in einem engen Zusammenhang mit den Finanzen und der Fertigkeit des Weibes das Haus zu einem behaglichen Heim zu machen. Im Rausche der ersten Liebe träumt man sich allerdings so gern poetischerweise in eine Bettlerhütte mit der Geliebten hinein, und glaubt, daß man, um glücklich und reich zu sein, nur lieben und athmen dürfe. In der Ehe aber nehmen die Dinge der Wirklichkeit eine andre Gestalt an und oft unerwartet erstirbt die glühende Liebe in der Kälte und Sorge der Noth.—Unordnung erzeugt Mangel, wo nicht unversiegbarer Ueberfluß herrscht, und dieser Mangel ist nirgends drückender, als in der Ehe, da ein jedes neue Glied des Familienlebens die Noth vergrößert. Der Mann verdient den Lohn, die Frau hält Haus. In bereits allen Fällen, wo eine Familie zu einem Wohlstande sich emporschwang, war es der Häuslichkeit und dem ordnenden Sinn der Hausfrau zuzuschreiben. Will die Frau aber reicher und angesehener im Hausstand erscheinen, als er wirklich ist, will sie den Wohlhabenderen und Höhergestellten in Aufwand nicht nachstehen, um nicht geringer geschätzt zu werden, will sie mehr ausgeben als eingenommen wird, so legt sie in ihrer Verschwendungssucht den gewissen Grund zum Ruin des häuslichen Lebens und wird endlich erfahren müssen, daß der Funke der Liebe und des häuslichen Friedens unter dem Scheine erborgter Freuden still verglüht.

Kampf und Sieg.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben, für Haus und Herd bearbeitet von Julius A. Mulfinger.

(Schluß.)

III.

Es vergingen etliche Jahre. Heinrich war sehr erfolgreich in seiner Arbeit als Seelsorger, und durfte bereits die Früchte derselben einheimsen. Er hatte in der Begeisterung der ersten Liebe begonnen, und dieses wirkte belebend auf die kleine Gemeinde, so daß sie ihm fast Alle thatkräftig zur Seite standen. Seine Beredtsamkeit hätte ihm als Advokat großen Ruhm erworben, um so mehr entwickelte sich jetzt dieses Talent, da seine Lippen mit der feurigen Kohle vom

Altar berührt worden waren. Er war so überzeugend in seiner Logik, so sanft und liebevoll in seinen Ermahnungen an die Zurückgefallenen und Unbekehrten, daß sich das Kirchlein bald mit andächtigen Zuhörern anfüllte. Ehe das erste Jahr vorüber war, brach eine mächtige Erweckung in M. aus, und das Städtchen, welches wegen seiner Ruchlosigkeit bekannt war, wurde in eine Stätte des Friedens und der Tugend verwandelt. Auch Marie hatte ihren Charakter in der neuen Lebenssphäre mehr entwickelt, und war ihm in Wahrheit eine Gehülfin, beliebt in der Gemeinde, und thätig in allen guten Werken. Je mehr er sie kennen lernte, je mehr stieg seine Achtung und vermehrte sich seine Liebe für sie. Er wurde aber bald, so sehr es alle in M. auch bedauerten, in größere und einflußreichere Gemeinden berufen und überall gab ihm der Herr großen Erfolg in seiner Arbeit.

Während dieser Zeit waren ebenfalls manche Veränderungen in der Beckwithfamilie eingetreten. Frau Beckwiths Haare ergrauten sehr schnell, und ihr Herz war noch immer mit einer heißen Sehnsucht nach ihrem abwesenden Sohne erfüllt. Sie hatte schon längst aufgehört von ihm zu reden, und des Vaters Herz war scheinbar im Laufe der Zeit noch härter geworden. Susanna und ihre Mutter durften seinen Namen nicht nennen, ohne beim Vater einen Sturm von Aufregung und Aerger zu verursachen, denn sein Haß gegen die Religion Jesu Christi schien immer tiefer zu werden, weil er glaubte, daß sie ihm seinen Sohn geraubt hatte. Sie hatten sich Beide eine Bibel gekauft, welche sie von Anfang bis Ende mit einander heimlich durchlasen, und sie machte einen mächtigen Eindruck auf ihre Herzen. Sie gewannen dieselbe lieb, besonders als sie daran dachten, daß dieses Buch nun Heinrichs Lebenskompas geworden war.

„Wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß die Bibel wahr ist," sagte eines Tages Frau Beckwith mit einem Seufzer, indem sie dieselbe zumachte.

„Sie ist wahr, Mutter. Ich fühle es, ja, ich weiß es; ich habe aber nicht den Muth, wie Heinrich, es öffentlich zu bekennen," antwortete Susanna.

Isabel hatte sich verheirathet und eine glänzende Partie gemacht. Was in Heinrichs einfacher Hochzeit an Glanz fehlte, wurde in ihrer zweifältig nachgeholt, und die Zeitungen enthielten lange Berichte über die brillante Hochzeitsfeier, die kostbaren Geschenke und die Schönheit der Braut. Susanna befand sich jedoch immer noch daheim, obgleich sie viele Heirathsanträge erhalten hatte; doch keiner der vielen Bewerber schien ihrem Geschmacke, welcher sich seit Heinrichs Bekehrung und seitdem sie die Bibel las, sehr verändert hatte, zu entsprechen. Sie hatte sich manchmal in eine Gebetsversammlung geschlichen, um, wie sie sich selber zu bereden suchte, zu sehen, wie solche Versammlungen geleitet werden; und sie fand daselbst Etwas, das sie in der hohlen Gesellschaft, in welcher sie sich bewegte, nicht finden konnte.

Es wurden in einem Winter in einer Kirche in der Nähe ihrer Heimath, Erweckungsversammlungen gehalten, und sie fühlte innerlich gedrungen, denselben zeitweilig beizuwohnen. Die Gottesdienste, welche von einem hervorragenden Prediger der Stadt geleitet wurden, waren sehr interessant. Das Singen der herrlichen Zionslieder rührte ganz besonders ihr Herz, und sie fühlte, daß die Sänger eine Hoffnung und Herzenserfahrung aussprachen, für welches sie immer mehr ein tiefes Bedürfniß fühlte. Sie konnte zuletzt nicht mehr daheim bleiben, und bald kam auch sie mit vielen Anderen zum Altar, um Vergebung der Sünden zu suchen. Sie suchte ernstlich und mit aufrichtigem Herzen, und hatte bald die köstliche Perle gefunden. Freudig konnte sie nun von ihren Knieen aufstehen, um ein Zeugniß des seligmachenden Glaubens an Christum abzulegen. In jener Nacht konnte sie vor unaussprechlicher Freude kaum schlafen, es schien ihr, daß alle Freuden der Welt, und selbst das harte Urtheil, welches ihr Vater nun über sie fällen würde, keinen Vergleich mit diesem ihr nun widerfahrenen Glück auszuhalten vermöge.

„Was ist Dir begegnet, Susanna?" fragte die Mutter, als sie den nächsten Morgen mit dem Ausdrucke eines unbeschreiblichen Friedens auf ihrem Angesichte ein geistliches Lied vor sich hersummte.

„O, Mama! ich habe nun die Perle von großem Werth, welche Heinrich besitzt, gefunden," sagte sie, indem sie ihren Hals mit ihren Armen umschlang.

„O, Susanna!" rief die Mutter, indem ein großer Schmerz ihr Herz durchzuckte, „sollst auch Du jetzt von mir genommen werden?"

„Wir wollen das nicht hoffen," antwortete Susanna. „Aber nur ein Vorschmack des Friedens und der Seligkeit, welche ich jetzt genieße, ist mir theurer als die ganze Welt."

Die Kunde von Susanna's Bekehrung verbreitete sich bald, und eines Abends kam Herr Beckwith mit dunkler Miene, welche nichts Gutes verhieß, nach Hause.

„Was muß ich von Dir hören, Susanna," frug er mit rauher Stimme. „Hast auch Du Dir von diesen heuchlerischen Christen den Kopf verdrehen lassen?"

„Wäre es nicht viel besser, Papa," entgegnete Susanna mit lieblicher Stimme, während dem aber ihr Herz fast hörbar klopfte, „dieses Wort 'heuchlerisch' ganz wegzulassen, und sie einfach Christen zu nennen? Wir differiren in manchen Ansichten mit Anderen, ist es deßhalb nothwendig, Solche, die nicht mit uns übereinstimmen, Heuchler zu nennen?"

„Nun, dann nenne sie einfach 'Christen'," entgegnete er mit ironischer Stimme, sich aber doch vor Susanna's überlegener Beweisführung schämend. „Warum nennt man Deinen Namen in Verbindung mit ihren Versammlungen?"

„Weil ich jetzt zu ihnen gehöre, lieber Papa," sagte sie ruhig und gelassen.

Herr Beckwith schaute sie eine Zeit lang an. Sie war von sehr schwachem Körperbau, aber aus ihren Augen blickte ein Geist, welcher unüberwindlich zu sein schien, und er fühlte als möchte er ihr vergeben. Er sprach aber bald: „Dann mußt Du diesen Weg allein gehen, Du kennst meinen Entschluß, Niemand, der sich zum christlichen Glauben bekennt, unter meinem Dache zu leiden."

„O, Herr Beckwith, stoß doch unser Kind nicht hinaus," rief die Mutter erschrocken. „Heinrich und Isabel haben uns verlassen und sie ist allein übrig geblieben!"

„Ich stoße sie ja nicht hinaus, Madam Beckwith, sie schließt sich ja selbst die Heimath zu," antwortete er mit Bestimmtheit.

„Lieber Papa!" rief Susanna unter Thränen, „ist es nicht schlimm genug, daß Heinrich wegen seiner christlichen Ueberzeugung uns verlassen mußte, ohne mich schwaches Kind in die kalte Welt hülflos hinauszustoßen?"

Ihre Bitte schien sein hartes Herz zu erweichen; aber er widerstand der inneren Rührung und entgegnete erbarmungslos: „Es ist dann wohl besser, wenn Du zum Heinrich gehst, wo Du Gleichgesinnte um Dich hast." Er zog ein Bankbuch aus der Tasche, schrieb eine Geldanweisung und warf ihr dieselbe zu; dann verließ er eiligst das Zimmer.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen, und auch dieses harte Schicksal kann, liebe Mutter, Gott zu unserm Wohl gereichen lassen," sagte Susanna. „Er hat mich doch nicht so hart als Heinrich behandelt, und es mag Gottes Wille sein, ihn durch seine eigene Herzenshärtigkeit von dem Irrthum seiner Wege zu überzeugen."

„Der Herr gebe es," antwortete die Mutter weinend. Dieser Ausdruck wurde zum ersten Mal von ihren Lippen gesprochen; denn sie fühlte, daß sie in dieser trüben Stunde nicht bei Menschen, sondern allein bei Gott Trost und Hülfe finden könne.

Heinrich und Marie saßen eines Abends bei einander in ihrem niedlichen Wohnzimmer, er las und sie strickte. In einer schönen Wiege, welche neben ihr stand, lag ein kleines Kind.

„Es ist doch sonderbar, daß ich heute Abend so zerstreut bin," sagte Heinrich, indem er sein Buch hinlegte. „Es kommt mir fortwährend meine Heimath in den Sinn."

„Wenn Du nur mit Deinem Vater ausgesöhnt werden könntest, dann wäre mein sehnlichster Wunsch erfüllt," sagte Marie, indem sie ihre Hände in den Schooß sinken ließ.

„Ja," sagte Heinrich seufzend, „wie würde meine Mutter sich über unser Kindlein freuen, und wie gerne möchte ich die liebe Susanna wiedersehen; ihr letzter Brief jedoch gab mir noch keine Hoffnung einer Versöhnung mit dem Vater, und ohne dieselbe kann ich nicht heimgehen."

Während sie also mit einander sprachen, hörten sie draußen Schellengeläute, und bald hielt ein Schlitten vor ihrer Thüre. Bald läutete Jemand an ihrer Hausglocke, und Heinrich ging zur Thüre, um zu sehen, wer gekommen sei. Als er dieselbe öffnete, trat die verhüllte Gestalt einer Frau herein, und eine süße wohlbekannte Stimme rief: „Lieber Heinrich, willst Du mich in Dein Heim aufnehmen? Ich bin zu Dir gekommen, um eine Zuflucht zu finden."

Wie groß war die Freude an jenem Abend, als Susanna ihre Bekehrung erzählte. Es wurde Mitternacht, ehe sich die glückliche Familie zur Ruhe begab. Diese Heimath war in der That für Susanna nach ihrem harten Kampf ein Hafen der Ruhe und des Friedens. Das Familien- und Tischgebet und die freundlichen Worte ihres Bruders waren für ihr wundes, geängstetes Herz ein rechter Balsam. Sie hatte in Gemeinschaft mit Marie ein reges Interesse für die Arbeit in der Gemeinde, und manche Arme und Kranke wurden durch ihre Besuche und Gaben getröstet und aufgemuntert.

Es war in dieser Liebesthätigkeit ungefähr ein Jahr vergangen, als sich Susanna beim rauhen Herbstwetter eine schwere Erkältung zuzog. Es schien keine Arzenei bei ihr anschlagen zu wollen, denn ihre Lungen wurden immer mehr angegriffen, und bald hatte sich die Schwindsucht bei ihr entwickelt.

„Heinrich," sagte sie eines Tages mit schwacher Stimme, während sie in einem sehr schwachen Zustande auf ihrem Bette lag, „glaubst Du, Papa würde mich heim kommen lassen, um dort zu sterben."

„Wie könnte er Dir das abschlagen, liebe Schwester," antwortete Heinrich, indem er ihre abgemagerte Hand in der seinen hielt.

„Vielleicht will der liebe Gott ihn durch meinen Tod die Augen öffnen, daß er die Wahrheit erkennen kann," sagte Susanna mit thränendem Auge. „Ich wäre nur zu willig zu sterben, wenn es dadurch möglich wäre, euch Alle wieder zusammen zu bringen."

„Kann es möglich sein, liebe Susanna, daß Du uns so bald zu verlassen hast?" rief Heinrich mit trauriger Stimme, währenddem er sie aufrichtete, als ein schrecklicher Hustenanfall über sie kam.

„Des Herrn Wille geschehe," flüsterte sie. „Bringe mir eine Feder und Papier, ich will sogleich an ihn schreiben, denn meine Zeit ist kurz."

Er brachte das Geforderte, und während er sie in seinen Armen aufrecht hielt, schrieb sie mit zitternder Hand diese letzte Bitte an ihren Vater.

„Sorge nicht um meinetwegen, Heinrich," sagte sie mit einem himmlischen Lächeln, „wenn ich erst daheim bin, hoffe ich, wird Papa sich nicht weigern, mich sprechen zu lassen, und vielleicht kann ich mit meiner schwachen Stimme sein hartes Herz erweichen."

VI.

Herr Beckwith befand sich in seinem Privatzimmer. Er hatte sein Haupt auf die Arme gestützt, und schaute tiefbekümmert, aber unentschlossen auf einen kurzen Brief, welcher vor ihm auf dem Schreibpulte lag. Die Worte: „Kann ich kommen, um daheim zu sterben?" schienen sich wie Feuer in sein Herz eingebrannt zu haben und ließen ihm keine Ruhe.

Susanna war einstens sein Liebling, ihm theurer als alles Andere, sein eigenes „Ich" ausgenommen. Er gedachte nun ihrer Kindheit, als er sie auf seinen Knieen geschaukelt, und ihrer Mädchenjahre, als sie der Sonnenschein seines Hauses war. Jetzt war sie am Verwelken wie eine Blume, und bat ihn um einen Zufluchtsort, wo sie im Frieden auf heimathlichem Boden sterben könne. Große, heiße Tropfen stahlen sich von seinen Wangen herab; denn sein Haß gegen die Religion, welche sie bekannt hatte, war doch nicht stark genug, um das Erbarmen, welches ein Vater für sein sterbendes Kind hat, zurückzudrängen, und er schrieb eilig: „Komm heim, Kind, Du bist willkommen!" Er schloß mit diesen wenigen Zeilen eine liberale Geldanweisung mit ein, siegelte und adressirte den Brief. Gegen Heinrich und seine Gattin war er jedoch noch immer derselben Gesinnung, und deßhalb fügte er kein Wort der Liebe oder Vergebung für sie dem Briefe bei. Die kurze, aber erfreuliche Botschaft kam richtig an, und unter dem Einfluß derselben und der Aufregung über ihr Heimgehen, raffte Susanna noch einmal ihre letzten Kräfte zusammen; denn sie schien stärker und gesunder zu sein als seit Wochen. Heinrich sollte sie bis zu einem Städtchen nahe der Heimath begleiten, und wie sehr wünschte er, der Vater hätte auch ihm eine Botschaft des Willkommens gesandt! Es war sehr gut, daß Heinrichs Bestellung nicht mehr so weit von der Stadt entfernt war, sonst hätte sie bei ihrer großen Schwäche die Reise nicht mehr ertragen können.

Ihre Eltern waren am Bahnhof, um sie zu empfangen, als sie dort ankam. Herr Beckwith hatte sich auf eine Veränderung in ihrem Aussehen vorbereitet, konnte aber kaum seinen Augen trauen, als er sie in ihrem abgemagerten und hülflosen Zustande erblickte. Es standen Thränen in seinen Augen, als er sie in seine Arme nahm, um sie zur Kutsche zu tragen.

„Ich bin so froh, Dich wieder zu sehen," flüsterte sie leise; in diesem Momente schienen die Glaubensunterschiede, welche sie von einander geschieden hatten, dem stolzen Manne von keiner Bedeutung zu sein.

Die Mutter konnte kaum einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken, als sie das Angesicht ihrer geliebten Tochter erblickte. Sie hatte bis jetzt immer noch gehofft, daß Susanna sich geirrt habe, und daß sorgfältige Verpflegung daheim sie wieder herstellen würde; aber das Siegel des Todes waren ihr so deutlich auf's Angesicht gedrückt, daß sogleich alle Hoffnung in ihrem Herzen erstarb.

Die nächsten Wochen brachten viel Arbeit und Sorgen. Die berühmtesten und geschicktesten Aerzte der Stadt wurden gerufen und konsultirt, und der Tod wurde mit allen sich in menschlichen Händen befindenden Waffen der Kunst und Wissenschaft bekämpft, aber Alles war vergeblich; das Ende kam langsam aber sicher näher. Das sterbende Mädchen konnte deutlich mit ihrer Mutter von göttlichen und himmlischen Dingen reden, und es wurde derselben zum bleibenden Segen. Ihr Vater weigerte sich jedoch fortwährend, Etwas über diese Sache zu hören, und obgleich sie jeden Tag auf eine Gelegenheit wartete, ihm das zu sagen, das ihr so schwer auf ihrem nach seiner Rettung verlangendem Herzen lag, so verließ er jedes Mal, wenn er merkte, daß sie davon anfangen wollte, ärgerlich das Zimmer, und sie mußte den Versuch aufgeben. Es war dies für sie eine bittere Täuschung, doch sie fand im Gebet bei ihrem Herrn Trost für ihr blutendes Herz.

Ihre Krankheit und ihr Tod machten jedoch einen größeren Eindruck auf Herrn Beckwith, als er zu gestehen willig war. Heinrich's und Susanna's Bekehrung hatten ihn im Grund seines Herzens von der Wahrheit der Religion Jesu Christi überzeugt; aber sein Herz befand sich in bitterer Rebellion gegen Gott, und er war entschlossen, sich von Niemandem zwingen zu lassen, der Anforderung der Religion Jesu Christi Folge zu leisten.

Das Ende für Susanna kam bälder, als man es erwartet hatte, und sie lag röchelnd auf ihrem Sterbelager. Wer kann sagen, welche Gedanken des Vaters Herz bewegten, als er seine Tochter nun in den letzten Zügen sah? Als sie noch mit Aufbietung ihrer letzten schwindenden Kräfte ein lautes Zeugniß für die Wahrheit der Religion Jesu Christi ablegte, schien es keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Es war ein Ausdruck himmlischer Freude auf ihrem Angesichte zu sehen, als sie langsam ihr Leben aushauchte, und im letzten Momente legte sie ihre abgemagerten Hände zusammen und rief mit triumphirender Stimme: „Gloria!“

Wie konnte er nach einer solchen Sterbescene glauben, daß zwischen dem Tode seiner geliebten Tochter und demjenigen eines gewöhnlichen Thieres kein Unterschied sei? Er eilte hinweg, um seine Rührung zu verbergen und schloß sich in sein Zimmer ein. Als er wieder heraus kam sah er aus, als ob viele sturmvolle Jahre über sein Haupt hingegangen wären. Er schlich sich leise in das Zimmer, wo man sie in den Sarg gelegt hatte und schaute sie feuchten Auges an. Der schmerzliche Zug, welchen ihre Leiden verursacht hatten, war aus ihrem Angesichte gewichen, und ein Ausdruck himmlischer Freude hatte sich darauf gelagert. Die Mutter kam auch herein und indem sie ihre Hand leise auf seine Schulter legte, sagte sie: „Du wirst doch ihrem Seelsorger erlauben, den Leichen-Gottesdienst hier im Hause abzuhalten?“ Sie urtheilte richtig, daß er ihr diese Bitte in Gegenwart ihrer Leiche nicht abschlagen könne. Er antwortete ihr mit gebrochener Stimme: „Mache Du es in dieser Hinsicht wie Du willst.“

Sie hätte ihn auch so gerne gebeten, Heinrich zur Leichenfeier rufen zu lassen, aber wagte es bloß ihn mit bittenden Augen anzuschauen. Er verstand aber ihren fragenden Blick, und während er seine Augen niederschlug, tobte ein heftiger Kampf in seinem Innern; endlich aber blickte er wieder auf und sprach: „Du kannst auch Heinrich kommen lassen, Marie, wie Du willst.“

Es war etwas Ungewöhnliches, die Stimme des Gebets in ihrem Hause zu hören. Der Pastor, unter dessen Predigten Susanna zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen war, redete trostreiche Worte über den seligen Heimgang der Entschlafenen, und über die herrliche Hoffnung des Wiedersehens und Wiedererkennens unserer Lieben am jenseitigen Ufer. Wie sehr auch Herr Beckwith die Wahrheit dieser Worte bezweifeln mochte, so konnte er sich doch nicht, währenddem sie gesprochen wurden, eines beruhigenden und tröstenden Gefühles erwehren. Der Leichnam wurde auf dem Gottesacker mit den gebräuchlichen Ceremonien in das kühle Grab gesenkt, und dann kehrten sie Alle nach Hause zurück.

Heinrich hatte seinen Vater bloß flüchtig begrüßt. Es war noch kein Wort der Versöhnung und der Liebe zwischen ihnen gesprochen worden, und er hütete sich weislich, denselben mit einer langen Auseinandersetzung zu belästigen. Der gute Einfluß, welchen die Gegenwart Susanna's auf ihn ausgeübt hatte, schien nun mit ihr begraben worden zu sein, und er war gegen seinen Sohn scheinbar kälter und zurückhaltender geworden als zuvor. Als Heinrich bemerkte, daß durch den Tod seiner Schwester kein Unterschied in seiner Beziehung zum Vater gemacht worden war, denn er hatte gehofft, daß über dem, ihnen Beiden theuren Leichnam, eine völlige Aussöhnung stattfinden würde, kehrte er enttäuscht in die Heimath zurück.

Etwa zwei Jahre nach dieser Zeit sagte in einer Unterredung ein Freund: „Herr Beckwith, haben Sie schon jenen talentvollen Prediger, welcher gegenwärtig in der Kirche an B. Straße in unserer Stadt solche erfolgreiche Versammlungen leitet, gehört? Er ist einer der talentvollsten Redner in der Stadt.“ Der Fragesteller kannte Herrn Beckwith's Stellung zur Religion und auch seine Familien-Angelegenheiten nicht.

„Nein, ich habe nicht,“ antwortete er, indem eine verrätherische Röthe sein Gesicht bedeckte. Er hatte jedoch schon oft von ihm gehört, und diese Frage versetzte ihn in eine sehr unangenehme Stellung.

„Und daß ich es nicht vergesse, sein Name ist auch Beckwith, Heinrich Beckwith, vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“ frug Jener weiter.

Herr Beckwith erröthete noch viel mehr, und antwortete kurz: „Er ist mein Sohn.“

„Ist das möglich!“ rief der Andere mit ungekünsteltem Erstaunen. „Erlauben Sie mir, Sie zu beglückwünschen; Sie haben Ursache, stolz zu sein, denn seine Begabung hat ihn eine hohe Stellung unter seinen Mitmenschen gesichert.“

Es war dies ein unangenehmes Thema für Herrn Beckwith, und er brach die Unterredung sobald als möglich ab. Er konnte jedoch den Eindruck, welchen die Worte jenes Mannes auf sein Herz gemacht hatte, nicht mehr los werden. Noch denselben Abend wanderte er fast unbewußt in die Richtung jener Kirche, wo die Versammlungen gehalten wurden. Der Stolz und die Liebe für seinen begabten, berühmt gewordenen Sohn, und der alte Stolz des ungläubigen Herzens kämpften in ihm um die Herrschaft. Er war schon längst in seinem Herzen von der Wahrheit der Religion und von dem Dasein eines persönlichen Gottes überzeugt worden, wollte sich aber immer noch nicht vor demselben demüthigen.

Der Stolz des Vaters trug endlich in ihm den Sieg davon, er trat in die Kirche ein und setzte sich hinter einen Pfeiler in eine Bank, wo er die Predigt hören, aber von Niemand gesehen werden konnte. Er war jenen Abend in den Vortrag, welchen Heinrich hielt, sehr interessirt, und fast jeden Abend nahm er ungesehen den selben Platz in der Kirche ein. Der Geist Gottes erleuchtete allmählich sein hartes Herz,

so daß er sich im Lichte der heiligen Schrift als ein tief gefallener Sünder in den Augen Gottes erkannte, und mit rechtschaffener Buße ernstlich nach Vergebung suchte.

Frau Beckwith hatte ebenfalls schon von den Versammlungen gehört, und wünschte im Grunde ihres Herzens sehnlichst, ihren geliebten Sohn einmal predigen zu hören; sie wagte es jedoch nicht, ihren Gatten mit diesem Wunsche bekannt zu machen. Wie groß war daher ihre Ueberraschung und Freude, als er eines Abends mit sanfter Stimme frug: „Wollen wir nicht heute Abend zusammen hingehen, um unseren Heinrich predigen zu hören?“

Glückliche Mutter! Seit Heinrichs Bekehrung war sie nicht mehr so überrascht und beglückt worden. Sie konnte nur mit einem sanften Lächeln ihm als Antwort auf seine Frage in's Angesicht schauen, und einen Bedienten eiligst befehlen, ihre Kleider zum Ausgehen herbei zu holen.

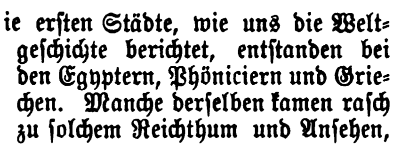
Die große Kirche war schon fast angefüllt als sie ankamen, und Herr Beckwith erlaubte dem Küster zum ersten Mal ihm einen Sitz anzuweisen. Dieser führte sie in die Mitte des großen Kirchenschiffes. Heinrich beschäftigte sich in seinen Gedanken mit Susanna und der Heimath, während er auf der Kanzel sitzend auf das Kommen der Zuhörer wartete. Er dachte soeben mit traurigem Herzen daran, daß die Mission, welche Susanna von hinnen trieb, noch nicht erfüllt sei, als er, indem er seine Augen über die große Versammlung schweifen ließ, die neuen Ankömmlinge erblickte.

Sein Herz wurde mit einer unbeschreiblichen Freude erfüllt, als er seine Mutter sah, und über die Bedeutung der Anwesenheit seines Vaters in seiner Kirche nachdachte, und seine Gefühle überwältigten ihn fast; als aber die Zeit zur Eröffnung des Gottesdienstes gekommen war, war sein Herz so mächtig von der Gnade Gottes und dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott durchweht, ergriffen, daß seine ganze Predigt ein solcher heißer Ausguß des Gefühls seines Herzens war, daß die Versammlung mit einer unwiderstehlichen Macht ergriffen und mit fortgerissen wurde.

Als nach der Predigt, wie gebräuchlich, Gelegenheit gegeben wurde, öffentliche Bekenntnisse abzulegen, war Herr Beckwith der Erste, welcher aufstand. Er legte ein aufrichtiges Bekenntniß ab, in welchem er hinwies auf sein vergangenes gottentfremdetes Leben, und seinen Entschluß, in der Zukunft nur dem Herrn Jesu Christi, welcher ihn nach langem Suchen gefunden habe, zu loben, bekannte. Und Heinrich sah, während sein Herz sich mit unaussprechlicher Dankbarkeit zu Gott erhob, wie Vater und Mutter seine Marie umarmten, und erkannten, daß ein solcher Glaubenssieg wohl eines solchen langen schweren Kampfes werth sei.

Die älteste Stadt in England.

Für Haus und Herd bearbeitet von Gregorius.



Die ersten Städte, wie uns die Weltgeschichte berichtet, entstanden bei den Egyptern, Phöniciern und Griechen. Manche derselben kamen rasch zu solchem Reichthum und Ansehen, daß sie in kurzer Zeit eigene Staatswesen bildeten. Deutschland erhielt die ersten Städte durch die Römer, welche seit Augustus Zeiten hier solche anlegten und bald zu großem Glanz brachten, nachdem sie bereits in Italien, Gallien (Frankreich) und Spanien solche gegründet hatten. Bei den Deutschen wie bei den Schweizern fand anfänglich das Städteleben keinen großen Anklang. Erst Kaiser Karl, dem Großen, gelang es, für die im Innern von Deutschland angelegten festen Plätze auch die nöthigen Bewohner zu finden. Kaiser Heinrich I., welcher von 919 bis 936 regierte, hat besonders viel für Städtegründung gethan. Er stattete dieselben mit großen Vorrechten aus, verlegte die Gauversammlungen, Gerichte und öffentliche Feierlichkeiten in dieselben, gewährte den in ihren Mauern geflohenen Flüchtlingen die Freiheit, und that manches Andere, um das Ansehen der Städte bei dem Volke zu heben. Bekanntlich mußte Peter der Große Zwang anlegen, um seine Russen mit dem Städteleben zu versöhnen. — Anders heute, wo in unserm Lande die Städte auf Unkosten des Landes auffallend rasch an Einwohnerzahl zunehmen!

Jedes Land der Erde weist mit besonderem Stolze auf seine ältesten Städte hin. Rom ist als älteste Stadt Italiens nicht nur der Stolz jener Nation, sondern der ganzen katholischen Welt. In unsern Vereinigten Staaten haben wir namentlich zwei alte Städte, von welchen jedes Schulkind, aus der Geographie wenigstens, etwas gelernt hat. San Augustin in Florida, mit seinen alterthümlichen Ueberresten und Santa Fee, in Neu-Mexico, welches heute noch jedem Reisenden im fernen Westen als interessanter Aufenthaltsort dient. Wir wollen jedoch heute nicht von diesen reden, sondern wir versetzen uns im Geiste über das große Weltmeer nach England, fahren nach der Grafschaft Chester, und suchen ihre Hauptstadt am Ausflusse der Dee auf und sehen uns diese älteste Stadt Englands in Bild und Wort ein wenig näher an.

England durfte schon „alt“ genannt werden zur Zeit, da der Entdecker, Christoph Columbus, zum ersten Mal das Festland Amerika's betrat. Es gibt sogar Geschichtsschreiber, welche behaupten, Chester habe zur Zeit der Sündfluth existirt! Der Name dieser Stadt soll ursprünglich Neogamus gewesen sein, so benannt nach

seinem Gründer Magus, einem Ur-Urgroßkind Noah's. — Wenn das wirklich bewiesen werden könnte, so wäre Chester nicht blos die älteste Stadt Englands, sondern der ganzen Welt. Wir verweisen jedoch diese Behauptung wo sie hingehört, in's Gebiet der Sagen. Es ist immer noch genug uns zu verwirren, wenn uns gesagt wird, daß diese Stadt durch die alten Britten gegründet wurde und schon zur Zeit der Druiden sich eines gedeihlichen Zustandes erfreuen durfte. Chester war zur Zeit, in welcher die Siebenhügelstadt Rom ihr Scepter über die ganze Welt schwang, eine römische Colonie. Später war es ein beliebter Aufenthaltsort der angelsächsischen Könige. Die Tochter Alfreds, des Großen, welcher im Jahre 901 starb, ließ

Vor 400 Jahren schrieb ein alter Mönch Chestros wie folgt: "The Cyte of Legions, that is, Chestre, receyveth grate marchandyse and sendeth out also. This cyte hath plente of corn, of fleshe, and specyally of samon. In this cyte ben ways under erth, with stone worke, wonderfully wrought, three chambred roomes, grete stones ingrave with old mannes names therein. This is the cyte that Kynge Edgar cam to some tyme, with seven Kyngs that were subject to Hym."

Chester liegt im Westen Englands an dem Ufer des Flusses Dee, von wo aus Liverpool in wenigen Minuten erreicht werden kann. Der englische Autor Hawthorne sagt, Chester sei der



Die älteste Stadt in England.

die baufälligen Theile repariren und ihre zum Theil niedergerissenen Mauern wieder aufbauen. Noch später erhob Wilhelm, der Eroberer, seinen Neffen, Hugh, zum Grafen von Chester und gab ihm die Gewalt eines Königs über Stadt und Land. Dieser Autorität erfreuten sich Hugh's Nachkommen während eines Zeitraumes von 150 Jahren. Darauf zog Heinrich III. diese Grafschaft an sich, seit welcher Zeit, 1237, dieselbe der englischen Krone gehört. Heinrich gab den Titel, Graf von Chester, seinem ältesten Sohne, dem nachherigen König Edward I. Gegenwärtig gehört dieselbe seiner königlichen Hoheit Albert Eduard, Prinzen von Wales, dem ältesten Sohne der Königin Viktoria.

einzige Ort in der Nähe Liverpools, welcher interessante englische Alterthümlichkeiten aufzuweisen habe. Daß man sich reichlich belohnt findet, wenn man dieser Stadt in diesem Sinne einen Besuch abstattet, muß jeder Reisende bereitwilligst zugestehen. Eine nähere Bekanntschaft mit der Mauer, welche die Stadt umgibt, ist allein des Besuches werth und kann dem Gedächtniß nie entfallen. In der ganzen Welt kann keine zweite Promenade dieser Art gefunden werden. Ueber zwei Meilen weit kann man über den Köpfen der Menschen auf diesem soliden, seit Jahrhunderten errichteten Gemäuer einhergehen. Diese Mauern sind die einzigen vollkomm erhaltenen Proben der Maurerarbeit

aus uralter Zeit in ganz Großbrittanien. — Der interessanteste Ort auf dieser Mauer ist zweifelsohne der alte Thurm, welcher den Namen „Phoenix Thurm“ trägt. Ueber dem Eingange desselben sind folgende Worte eingegraben:

König Karl
stand auf diesem Thurm
September 24., 1645 und sah
die Zerstörung seiner Armee
bei Rowton Moor.

Diese Worte führen die Geschichte der Revolutionen in England in die Erinnerung des Geschichtskundigen zurück. Nach einem dreijährigen Kampf mit dem Parlament wurde König Karl I. in den Schlachten bei Long Marston-Moore und Naseby durch Oliver Cromwell geschlagen. Eine Niederlage folgte der andern. Seine Armee konnte sich nicht halten gegen die puritanischen Soldaten Cromwells. König Karl ergriff die Flucht. Er verließ Chester, um in London Hülfe zu suchen. Um Mitternacht ritt er aus der Stadt, nur von seinem Kaplan Hudson und von einem seiner vertrautesten Offiziere, Ashburnham, begleitet. Er war als ihr Diener verkleidet und hatte den Mantelsack hinter dem Sattel. Vor London angekommen, wagte er es doch nicht, vor dem Parlamente zu erscheinen, um Hülfe bei demselben zu suchen. Er floh nach der Insel Wight, wurde später gefangen genommen, prozessirt, verurtheilt und am 30. Januar 1649 hingerichtet. Der Urtheilsspruch lautete folgendermaßen: „daß Karl Stuart als ein Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Gemeinwesens durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht werde.“ Als König Karl zum Richtplatz geführt wurde, zeigte er keine Unruhe. Mit fester Stimme hielt er eine Anrede an die Umstehenden, einen Zettel in der Hand, auf dem er sich den Inhalt notirt hatte. Er betheuerte seine Unschuld und schob die Verantwortlichkeit für all’ das vergossene Blut Denen zu, die ihm die Verfügung über die Militia hätten entreißen wollen. Der Schatten Strafford schwebte ihm vor, indem er sagte: ein ungerechtes Urtheil, das er einst zugelassen habe, werde nun durch ein anderes, wider ihn ergangenes bestraft. Aber er fügte hinzu, daß er seinen Feinden verzeihe, daß er wünsche, sie möchten dem Reiche Frieden geben. Der Aufforderung des Bischofs Juxon gemäß bezeugte er nochmals vor allem Volke, daß er im Glauben der anglikanischen Kirche sterbe, wie er ihn von seinem Vater überkommen habe. Er kniete vor dem Blocke hin, beugte sich nieder und gab mit ausgestreckter Hand das Zeichen. „Seht den Kopf eines Verräthers!“ rief der verlarvte Henker, indem er das abgeschlagene Haupt emporhob und dem Volke zeigte. Ein dumpfer, lange nachhallender Aufschrei gab ihm Antwort. Als Cromwell die Leiche im Sarge sah, sagte er: „Das war ein gesunder Körper, der ein langes Leben versprach.“

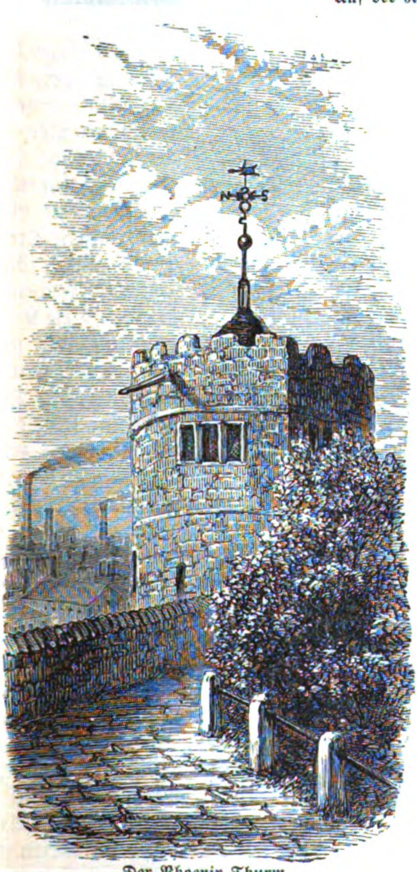


Ueberreste der römischen Mauer in Chester.

Ein runder Thurm, der früher „Goblin Thurm“ hieß, aber gegenwärtig als „Pemberton’s Parlor“ bekannt ist, steht in einem andern Winkel dieser alten Stadtmauer. Er bildet einen Halbkreis, war aber allem Anscheine nach ursprünglich ein Rundthurm mit einer Passage mitten durch denselben. Einer alten Inschrift zufolge, die kaum noch leserlich ist, wurden während der „glorreichen Regierung der Kö-



Auf der Rows Brücke in Chester.


Der Phoenix Thurm.

nigin Anna verschiedene Breschen dieser Mauer wieder hergestellt." Pemberton's Parlor ist von Epheu umrankt und auf das Schönste dekorirt, und bietet dem Auge einen malerischen Anblick. Von dieser Höhe aus ist das „Barrow Field" ersichtlich, wo vor Zeiten die wettergebräunten Soldaten Rom's ihr tägliches militärisches Exercicium vornahmen. Was würden diese Soldaten wohl gedacht haben, wenn man ihnen prophezeiht hätte, daß eine Zeit am Kommen sei, wo Eisenbahnzüge mit rasender Eile durch Oeffnungen dieser Mauer hindurchhuschen würden, die zu ihrer Zeit durch keine Armee durchbrochen werden konnte! In diesem Felde hat man römische Gräber gefunden mit Lampen, Vasen, allerlei Zierrathen und verschiedenen Geräthschaften, die einstmals dem mächtigen römischen Volke gehörten. Man hat alle diese Kuriositäten wohl aufbewahrt und sind dieselben in der Stadt allen Besuchern zur Schau gestellt.

Ein anderer interessanter Ort ist der Wasserthurm dicht neben der Mauer, in der Nordwest-Ecke der Stadt aufgeführt. Dieser Thurm besteht eigentlich aus zwei über einander aufgeführten Thürmen. Der obere heißt „Bonewaldesthorne" und ist durch eine steile Treppe und einem Erdwall mit Schießscharten versehen, mit dem untern Thurme verbunden. In den Tagen der Sachsen und Normannen, als das benachbarte Liverpool nichts als ein wenig bekannter Fischerweiler war, und der Handel

Englands kaum den Namen verdiente, segelten Schiffe in die Mündung der Dee, dicht an die Mauer Chesters heran. Noch vor wenigen Jahren konnte man die ungeheuer großen eisernen Ringe sehen, vermittelst welcher die Schiffe an der Rhede des Wasserthurms vor Anker lagen. Heute ist die Mündung der Dee versandet und für größere Schiffe nicht zugänglich, der Handel ist daher nicht mehr so bedeutend wie ehedem. Der Wasserthurm ist ein holperiger Steinhaufen, der zur Zeit der Ritter, 150 Jahre vor der Entdeckung Amerika's, wo der Arbeiter nur einen Pfennig zum Tagelohn erhielt, aufgeführt wurde. Die Oberfläche des Thurms hat in der Revolutionszeit durch Cromwell's Soldaten sehr gelitten. Er hat jedoch allen Anläufen des Feindes, sowie dem Zahn der Zeit erfolgreichen Widerstand geleistet und ist heute als das Chester-Museum bekannt. Unter Glas und Rahmen werden griechische, römische und brittische Münzen, von der Zeit Julius Cäsar's an bis zu der Regierung der Königin Viktoria's, gezeigt. Hier ist der Schädel eines Soldaten aus der Revolutionszeit aufbewahrt, an welchem die Merkmale einiger Kugeln deutlich zu sehen sind. Trophäen des Sieges von den Schlachtfeldern des Krimkrieges, eine egyptische Mumie aus der Zeit Pharao's und manche andere Kuriositäten sind vorhanden, die man nicht alle in einem Tage bewundern kann.



Altes Holz-Haus in Chester.

Dicht an der Mauer, dem Wasserthurm gegenüber, steht das Chester-Schloß. Niemand weiß, wann dasselbe erbaut wurde, aber eine Festung wurde hier errichtet, ehe Wilhelm, der Eroberer, England unterjochte. Es war der Hof und die Lagerstätte seines Neffen, Hugh, dem ersten Grafen Chesters, und seit jener Zeit war es der Schauplatz der Einkerkerungen und Hinrichtungen, wofür die alten englischen Kastelle berüchtigt geworden sind. Gegenwärtig dient dieses Schloß als County-Gefängniß. Dicht neben dem Schloß steht ein alter viereckiger Thurm, der den Namen „Julius Cäsar" trägt. Er leistet gegenwärtig die Dienste eines Pulver-Magazins zur nervösen Aufregung vieler Leute der Stadt.

Ein wenig nördlich erreicht man die spiralförmigen Treppen, unter dem Namen „Wünschtreppen" bekannt. Den Kindern nämlich wird gesagt, daß wenn man auf der untersten Treppe steht und irgend einen Wunsch um irdische Segnungen hegt, wird man denselben befriedigt bekommen, und wäre es auch die Hälfte des Königreiches, — vorausgesetzt, daß man so schnell wie möglich diese Treppen auf- und absteigt, ohne stehen zu bleiben und Athem zu holen — ein Unternehmen, das einfach nicht ausgeführt werden kann.

Manches andere Alterthümliche ließ sich aus dieser Stadt aufzeichnen, wir schließen jedoch mit einem Hinweis auf die uralte, große, im gothischen Style erbaute Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert, deren Bild diesen Artikel ziert. Es ist ein seltsamer Anblick, diesen mächtigen Bau weit über die kleinen Häuser der



Die Kathedralkirche in Chester.

engen Straßen seiner Umgebung emporragen zu sehen, wodurch seine Proportionen nur noch um so imposanter erscheinen.

In der alten Römerzeit wurde an dieser Stätte ein heidnischer Tempel dem Gotte Apollo geweiht, und es wird sogar gesagt, daß noch vor dieser Zeit die alten abergläubischen Druiden hier anbeteten. — Vor 1200 Jahren wurde eine sächsische Abtei hier errichtet. Zweihundert Jahre später versuchte Hugh, der Liebling

der Normannen, seine ausschweifenden Sünden zu versöhnen durch eine Vergrößerung dieser Abtei und den Anbau eines Klosters, welchem er einen ungeheuren Reichthum vermachte. Beim Beginn der Regierung Eduard I. wurde der Weiterbau unternommen und durch zweihundert Jahre ununterbrochen fortgesetzt und erst im Jahre der Entdeckung Amerika's vollendet — Ueber dem Eingang, auf der westlichen Seite, ist ein prachtvolles Fenster mit bemaltem Glas angebracht, auf welchem die Schlußworte des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Die Auferstehung und ein ewiges Leben," zu lesen sind. In der Mitte des Fensters erscheint Jesus der Maria im Garten. In drei Abtheilungen wird Christus im Gerichte vorgestellt, umgeben von den Erzvätern und Heiligen. Weiter unten tritt der Erzengel Michael den Satan mit Füßen. Diese ganze Seite des Gebäudes ist außerordentlich schön. Der Eingang ist ein prächtiger Doppelbogen mit vier Nischen, welche mit Statuen gefüllt sind. Zu beiden Seiten des Eingangs erheben sich achteckige Thürme, die einen imponirenden Eindruck ausüben.



Thurm der Kathedrale von der St. John Straße aus.

Im Schiff des Gebäudes sind einige große Fenster mit bemaltem Glas, welche verschiedene Episoden der englischen Geschichte memorialisiren. Der Chor ist wunderbar schön mit Schnitzwerk aus Eichenholz geziert. Im Altar steht der Abendmahlstisch, welcher mit einem Sammt-Tuch bedeckt ist, das die feinste Nadelarbeit enthält, die man sich nur vorstellen kann. Der Entwurf ist einzigartig. Trauben

und Weizen, Lilien und Flachs sind als Sinnbilder der Fülle des Reiches Jesu Christi gezeichnet, und die Myrrhe, Ysop und Rohr erinnern an die Kreuzigung des Herrn. Ueber dem Ganzen sind die Worte gestickt: „Hosianna in der Höhe!“ Wer dieses Abendmahlstuch gesehen hat, wird den Eindruck desselben nie vergessen können. Seine Verwunderung aber wird mit tiefer Wehmuth sich vermischen, wenn er die Worte des Dekans vernimmt: „Dies Tuch ist schön. Eine Dame in Chester hat dasselbe gestickt. Sie hat viele Jahre über dieser Arbeit zugebracht, aber sie ist von derselben stockblind geworden und wird das Licht des Tages nie wieder erblicken.“

Ruinen der St. Johns Kirche.

Ist es den Menschen gegeben, solche herrliche Bauwerke zur Ehre Gottes aufzuführen, wie schön wird erst die Stadt des neuen Jerusalems und der Tempel des lebendigen Gottes droben im Lichte erscheinen! Dort werden Alle, die gerettet sind, aus allen Zungen, Sprachen und Völkern der Erde das Lamm preisen, das die Erlösung vollbracht und arme Sünder selig gemacht hat.



Dante und Beatrice.

Für Haus und Herd bearbeitet von Fr. Munz.

Vor etwa 600 Jahren nahm in Florenz, Italien, ein zarter, schüchterner Knabe von neun Jahren mit noch vielen andern Gespielen seines Alters Theil an einem Familienfeste. Sein Name war Durante, doch man rief ihn einfach Dante. Gleich allen feinfühligen Kindern fand er keine Freude am lärmenden Spiele, sondern begnügte sich mit Zuschauen. Rief ihm vielleicht eine fröhliche Stimme zu: „Komm Dante, steh doch nicht in so tiefen Gedanken da, freue dich mit uns!"—dann zog er sich noch mehr zurück, verbarg sich gar wohl hinter einem Erwachsenen, um nur dann hervorzuschauen, wenn er sich unbeachtet wähnte.

Ein kleines Mädchen erregte vor Allem Dante's Aufmerksamkeit. Es war wohl zunächst wegen ihres rothen Kleides. Noch viele Jahre später schrieb er von dieser Farbe als einer besonders edlen und feinen. Roth, mit Grün und Weiß, waren die Farben der Stadt Florenz. So jung wie Dante noch war, brannte doch schon das Feuer heißer Vaterlandsliebe in seinem Herzen, denn stürmische Zeiten regierten damals in Italien und oft wurden die Bürger seiner Vaterstadt in großer Zahl zu den Waffen gerufen.

Dante fand bald in dem achtjährigen Mädchen ein wunderbares Kind. Es waren aber weder ihre Augen, die glänzten wie Edelsteine, noch ihr unschuldiges, von lockigem Haare umrahmtes Gesichtchen, was so auf dieses jugendliche Gemüth einwirkte. Gewiß, er dachte nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Der magische Zauber, der Dante fesselte, lag in der Anmuth und Lieblichkeit, mit welcher sie mit ihren Altersgenossen verkehrte. Er meinte, ein Engelskind habe seine himmlische Heimath verlassen, um mit diesen Erdenkindern ein wenig zu spielen.

Die Eltern Dantes gehörten der römischen Kirche an. Demgemäß wurde er auch erzogen und gelehrt, daß nächst dem Weltheilande Maria das erhabenste und strahlendste Wesen sei, das je unsere Erde betreten und gesegnet habe. In seiner kindlichen Weise dachte er, daß die kleine Beatrice gerade so aussähe und sich bewege, wie die heilige Himmelskönigin in ihren jugendlichen Erdentagen. Zu Beatrice zu sprechen wäre ihm unmöglich gewesen. Kam sie im Spiel in seine Nähe, dann öffneten sich seine ernsten Augen weiter und über dem Wunder ihrer Gegenwart wagte er kaum Athem zu schöpfen.

Obwohl sie sich nur wenig nach diesem Tage sahen, so war doch der auf Dante gemachte Eindruck unauslöschlich. Das liebliche Kind mit seinem gedankenreichen Antlitze, dem würdigen und doch so anmuthigen Benehmen war ihm gleichsam die Verkörperung alles Schönen und Guten in dieser Welt. Es wohnte die gefühlvolle Seele eines Poeten in diesem Knaben, darum war er so empfänglich für alles Hohe und Edle.

Herangewachsen zu einem Jüngling, begann Dante seine Thätigkeit im politischen Leben. Dadurch wurde der Grund gelegt zu dem ernsten, unbeugsamen Geiste, der ihn später kennzeichnete. Er wußte, was es hieß, Haß und Groll wider seine Gegner im Herzen zu tragen. Zwei hervorragende Parteien, die Welfen und Ghibellinen regierten abwechselnd in Florenz. Die Ersteren, zu welchen Dante sich bekannte, waren die Anhänger des Papstes; die Letzteren hielten sich zum Kaiser von Deutschland. Fast schien es, als sollte Dante in der militärischen Laufbahn seinen Lebenszweck erfüllen, doch die Ereignisse lehrten bald, daß durch seinen Dichtermund der Ruhm von Beatrice für alle Zeiten begründet werden sollte.

Unerwartet begegneten sie sich einst zu dieser Zeit auf der Straße. Zu einer blühenden Jungfrau herangereift, erschien ihm Beatrice wundervoller als je zuvor. Gekleidet in Weiß, übergoß strahlendes Sonnenlicht ihre feine Gestalt und vergoldete die langen Flechten ihres Haares. Als sie ihre tiefen, klaren Augen auf ihn wandte, erinnerte sie sich seiner und lächelte. Ueberwältigt von ihrer holdseligen Erscheinung und dem Gedanken, daß sie ihn nicht vergessen, schien es ihm, als wäre alles Unedle seiner Seele für immer und ewig hinweggewaschen.

Es war bei einer Hochzeitsfeier, als sie sich wieder sahen. Auch hier war Beatrice in die Farbe der Unschuld gekleidet und Dante, umweht vom Hauche seligen Friedens ahnte hier zum ersten Male, was der Himmel sein könne. Wir ersehen hieraus, daß nicht sowohl in äußerer Schönheit, sondern vor Allem in einem reinen Charakter der Einfluß von Beatrice verborgen lag. Ihr geistiger Adel allein vermochte eine solche dauernde Macht auszuüben, auf eine Natur, wie sie Dante besaß.

Beatrice vermählte sich und Dante griff zu den Waffen. Wir hören von seiner Tapferkeit in der siegreichen Schlacht von Campaldino, in welcher die Florentiner die Bewohner Arezzos

schlugen. Zurückgekehrt in die Heimath, wurde er mit den höchsten Ehren gekrönt. Da starb Beatrice. Zum Andenken an diese edle Seele gelobte Dante sie in Worten zu verherrlichen, wie es nie zuvor einem weiblichen Wesen widerfahren sei. Er gründete sich eine Heimath. Kinder wuchsen um ihn auf. Florenz stellte ihn an die Spitze der städtischen Verwaltung. Diese Stellung führte ihn in einer Mission nach Rom und diese Reise wurde zum Wendepunkt in seinem Leben. — Die Welfen hatten sich in zwei Richtungen gespalten, die sogenannten Schwarzen und Weißen. Zu den Letzteren gehörte Dante. Während seiner Abwesenheit erlangten seine Gegner die Oberhand und bei Todesstrafe verboten sie ihm die Rückkehr. Verbannt von den Seinen, von der Heimath, der er diente von Jugend auf, für die er sein Leben wagte,—kein härterer Schlag hätte ihn treffen können. Nachdem in Verbindung von Schicksalsgenossen ein Versuch, Florenz wieder zu gewinnen, fehlschlug, wanderte er rastlos von Stadt zu Stadt, bis ihn der Tod im Alter von 56 Jahren ereilte.

Das ist die traurige Geschichte von Dante's Leben, dessen einziger Sonnenstrahl jenes reine, unschuldige Wesen war, das er als Sinnbild alles Hohen und Erhabenen in seinem Innern trug. Der scharfe Contrast von diesem Bilde des Friedens und der Heiterkeit und jener unruhigen Zeit voll von Kampf und Streit grub sich auch immer tiefer in seiner Seele ein. Er kam dadurch zum Nachdenken über das Leben des Menschen, wie es gewöhnlich in Sünde und Unfriede verläuft und dem Leben, auf dem Gottes Wohlgefallen und Segen ruhen kann. Dieser Gedanke reifte in ihm immer mehr heran und gestaltete sich zu einer mächtigen Vision, die ihn endlich drang, sie in poetischer Darstellung der Welt vorzuführen.

So wurde die „Göttliche Comödie" geschrieben. Trotz allem Leid und Wehe, daß Dante erfahren hatte, schlug dennoch in seinem Herzen eine heiße Liebe für seine Mitmenschen. Er wünschte sie gerne aus der Nacht der Sünde auf den Weg des Lebens zu führen. Es war Beatrice, das Ideal seiner Seele, welche dieses finstere Gemüth erhellte und für diese That begeisterte. In drei Stufen führt uns Dante das menschliche Leben vor. Zunächst schildert er den Menschen, wie er reuelos und unbußfertig in seinen Sündenwegen wandelt, dann wie er willig die Strafe auf sich nimmt, um von aller Schuld frei und los zu werden und endlich, wie er ein Leben in Gott beginnt. Die Namen für diese drei Stufen sind: Hölle, Fegfeuer und Paradies.

Im ersten Gesange tritt der Dichter auf als ein Verirrter in einem dunklen und düsteren Walde. Dort findet ihn der römische Dichter Virgil. Dieser erbietet sich, Dante durch die traurigen Räume der Hölle und auf den steilen Hügel des Purgatoriums (Fegfeuer) zu führen. Beatrice, vom Paradies gekommen, bittet Dante mit Virgil zu gehen, um hernach gemeinsam die unermeßlichen Himmelsgefilde zu durchwandern. Virgil und Beatrice dienen hier als Sinnbilder. In jenem erblickt der Dichter die begeisternde Poesie, in dieser die himmlische Weisheit, welche beide ihn inspirirten, um das Menschenleben in seinen verschiedenen Phasen zu enthüllen, als Reiz zum Guten und als Warnung vor dem Bösen.

Unübertroffen in der ganzen Weltliteratur ist die Stellung, die Beatrice in diesem Werke einnimmt. Treulich hat Dante sein Wort gehalten. Ein unbeschreiblicher Zauber breitet sich aus über dieser reinen Frauengestalt. Jede wahre Frau, welche die Schilderung der Beatrice in der göttlichen Comödie liest, wird dem Dichter dankbar sein. Sie ist ein Sporn für jedes weibliche Gemüth, selbst etwas von dieser sittlichen Schönheit und Vollkommenheit in das eigene Leben zu pflanzen. Beatrice ist von dem Dichter dargestellt als die Personifikation der höchsten menschlichen Eigenschaften. Wie erhaben, wie engelgleich muß ihre Seele gewesen sein, um in solchen stürmischen Zeiten einen unverwischbaren Eindruck auf Dante's ernstes und finsteres Gemüth zu machen!

Nachdem die Schrecken der Hölle und die Proben des Fegfeuers geschildert, erscheint Beatrice als ein Geist im Lichtgewande der Ewigkeit und in der gemeinschaftlichen Reise hinauf zu den strahlenden Wohnungen der Seligen, werden die Schmerzen und Schrecken der niederen Scenen vergessen.

Ein Wort an die Knechte, die nur ein Pfund empfangen haben.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Es gibt nur sehr wenig geniale Menschen. Die meisten sind höchst mittelmäßige Naturen. Der reich Begabte, der, welcher zehn Pfund empfangen, hat deßhalb nicht nur größere Verantwortung, sondern ist auch meist größeren Gefahren ausgesetzt, als der, dem nur wenig anvertraut. Aber eine ganz besondere Gefahr gibt es auch für den, dem nur ein Pfund gegeben. Es ist die Gefahr, dasselbe in seinem Werthe zu unterschätzen, es gering—, ja es zu

verachten. Es ist sehr bezeichnend, daß Christus in seinem Gleichniß gerade den Knecht als untreu bezeichnet, der am wenigsten empfängt.

Wie leicht wird der, der nur wenig vermag, versucht zu denken, daß es mit diesem Wenigen nicht der Mühe werth ist, ernstlich zu wuchern. „Hätte ich zehn Pfunde, ja dann wollte ich arbeiten, wirken und etwas Großes schaffen zur Ehre des Meisters; aber so, wie es ist, kann ich nichts Ordentliches thun. Mit meinem einen Pfund kann ich keine Erfolge erringen; und ich würde mich nur lächerlich machen, wollte ich es versuchen.

Gewiß ist Bescheidenheit ein Ehrenkleid für Jedermann, aber übermäßige Selbstunterschätzung ist wie der Knochenfraß, eine das Leben verkrüppelnde Macht des Verderbens.

Weitaus die meisten und tüchtigsten Arbeiter im Reiche Gottes sind Menschen, die nur ein, höchstens zwei Pfunde empfangen. Aber in der treuen Anwendung dieses Einen, im begeisterten Liebeswucher mit diesem Wenigen können sie unendlich mehr wirken, als der am reichsten Begabteste ohne Treue. Hast du auch nur das eine unscheinbare Pfund eines einfältigen, stillen Glaubens und den brennenden Wunsch, dieses Pfund zu gebrauchen, deinen Glauben in der Liebe zu bethätigen; kannst aber im Uebrigen weder mit Menschen- noch mit Engelzungen reden, kannst nicht weissagen, weißt keine Geheimnisse und mit der Erkenntniß ist's auch nur schwach bestellt, so sind doch trotz alledem in diesem einen Pfund alle Kräfte der Ewigkeit, alle Licht- und Lebensstrahlen göttlichen Heils wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt.

Es kann uns minder Begabten zum großen Troste dienen, daß in der ganzen heiligen Schrift nie von dem die Rede ist, was wir so im gewöhnlichem Sinne unter dem Worte Erfolg verstehen; wohl aber sehr oft und viel von dem, was Jeder haben kann und was Alle üben müssen, wenn ihre Arbeit nicht vergeblich sein soll: der Treue. Nicht der reich Begabte, sondern der, der treu war im Kleinen und Kleinsten, wird über viel gesetzt. Erfolg können wir uns nicht geben und auch nicht nehmen; die Treue aber steht uns alle Zeit zur Seite und wartet nur darauf, daß wir ihrem Winke folgen, um durch sie zu wahrer Größe und Macht geführet zu werden. Es ist, wenn wir so sagen dürfen, ein Naturgesetz im Reiche Gottes, daß Gott immer das Kleine, das Geringe, das Verachtete vor der Welt erwählet, um durch dasselbe seine größte Kraft und Herrlichkeit zu offenbaren. Wer weiß, was Gott noch aus dir, du kleiner, du schwacher und von Andern wenig geachteter Mensch, Großes machen kann und will. Alles, was er von dir verlangt, ist, daß du das eine dir anvertraute Pfund treu verwaltest und dich selbst ihm rückhaltlos hingibst. Fast alle großen, in der Geschichte und der Wissenschaft mit hohen Ehren genannten Menschen, verdankten ihr Wissen und ihr Können Anderen, deren Namen bis dahin vielleicht ganz unbekannt waren. Eines Lehrers, eines Erziehers größtes Werk erscheint oft erst, wenn er selbst längst begraben.

William Carey, der Vater und Begründer der englischen Mission, schrieb einst über sich und den großartigen Erfolg seines Wirkens Folgendes: „Wenn ich nicht mehr sein werde und es sollte irgend Jemand einfallen, mein Leben zu schreiben, so soll er wissen: ich habe nur eine Gabe, nämlich die des zähen Festhaltens an einem einmal gefaßten Vorsatz. Wollte man mir mehr zuschreiben, mehr an mir rühmen, so müßte es auf Kosten der Wahrheit geschehen. Dieses eine Pfund aber hat mir Gott gegeben und dem Wucher mit demselben verdanke ich durch seine Gnade Alles."

„Sie hat gethan, was sie konnte," sprach Jesus über Maria, die sein Haupt mit köstlichem Nardenwasser gesalbet, und fügt die bedeutsamen Worte hinzu: „Wahrlich, ich sage euch, wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, das sie jetzt gethan hat." Und wir haben wohl Grund, fröhlich zu sein in dem Glauben, daß einst der Tag kommen wird, wo die der Treue verheißene Herrlichkeit Gottes sich offenbart aller Welt, auch in dem Leben derer, die wie Maria nur ein Pfund hatten, aber mit diesem gethan haben, was sie konnten.

Alice.

Erzählung für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

(Fortsetzung.)

6.

Ungefähr ein Jahr war nach Ursula's Besuch in F. verflossen, als Alice eines Tages von Herrn von Gustrow die Nachricht erhielt, daß eine abermalige Versetzung ihn nöthige, den Miethscontrakt zu lösen. Fast gleichzeitig mit diesem Briefe traf ein anderer ein, in welchem Rechtsanwalt St. Alice mittheilte, daß sich ihr eine günstige Gelegenheit darböte, ihr Haus vortheilhaft zu verkaufen, falls sie nicht gesonnen sei, dasselbe zu behalten; bei einem allfälligen

Verkauf ihres Eigenthums sei aber ihre persönliche Anwesenheit in C. sehr erwünscht.

Obwohl es Alice schwer fiel, ihr väterliches Heim zu veräußern, so hielt sie es doch nach reiflicher Ueberlegung für das Beste, das Anerbieten des Käufers anzunehmen. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, reiste sie eines Nachmittags mit dem Courierzuge nach C. Allerlei Gefühle bewegten während der Fahrt ihre Seele. Je näher sie der Heimath entgegen rückte, desto stürmischer pochte ihr Herz. Die lieblichen Erinnerungen an die glücklichen Tage, welche sie einst im Vaterhause verlebt hatte, wurden immer mehr verdrängt durch den Gedanken an die bittern Erfahrungen, die sie vor etwas mehr, als zwei Jahren gemacht hatte. Längst schon hatte sie Otto Autenried das ihr zugefügte Unrecht vergeben; dennoch wäre ihr ein gegenseitiges Begegnen höchst peinlich gewesen. Sie wollte daher nicht länger in C. verweilen, als absolut nothwendig war. Nach Verlauf von zwei Tagen hoffte sie mit Ursula, welche nicht mit ihrer Herrschaft nach dem neuen Wohnort übersiedeln wollte, nach F. zurückkehren zu können. Es sollte jedoch anders kommen.

Auf dem Bahnhofe wurde Alice von Ursula und Herrn St. erwartet. Nachdem die gegenseitige Begrüßung stattgefunden hatte und einige Fragen über das Befinden gewechselt waren, theilte Ursula Fräulein Gugolz mit, daß sie wohl genöthigt sein werde, mindestens acht Tage in C. zu bleiben, da in Folge eines Zwischenfalles der Wegzug des Herrn von Gustrow sich um eine volle Woche verzögere.

„Vielleicht läßt sich's doch machen, daß wir übermorgen abreisen," entgegnete Alice auf die Mittheilung.

„Warum haben Sie's denn so eilig," warf Herr St. dazwischen. „Meine Frau und ich freuten uns schon lange auf ihren werthen Besuch und erwarten, daß Sie einige Wochen bei uns bleiben. Hoffentlich werden Sie uns die Freude nicht verderben."

Eine leichte Röthe flog über die Wangen der Angeredeten. Mit den Worten: „Wir werden sehen, wie's kommen wird," verabschiedete sie sich von Ursula, und stieg mit Herrn St. in den bereit stehenden Wagen.

Der Abend wurde im Hause des Rechtsanwaltes in fröhlichster Weise mit Plaudereien zugebracht, und als Alice sich zur Ruhe begab, da war sie bereits in ihrem Entschluß, nicht länger, als absolut nöthig, in C. zu bleiben, wankend geworden. Am andern Morgen erwachte sie in der rosigsten Laune. Durch's offene Fenster strömte die wohlthuende Morgenluft und lockte sie hinaus in's Freie. Nachdem sie ihre Toilette gemacht und ihre Morgenandacht gehalten hatte, verließ sie unbemerkt das Haus und lenkte ihre Schritte dem Gottesacker zu. Dort verweilte sie eine halbe Stunde an der von Freundeshand sorgfältig gepflegten Ruhestätte ihrer Eltern. Gefühle der Wehmuth, aber auch des Dankes bewegten ihr Herz, und zwei heiße Thränen hängten sich an ihre Wimpern.

Ungesehen, wie sie gekommen, verließ sie den stillen Friedhof. Im Hause ihres Gastgebers angekommen, wollte sie sich in ihr Zimmer begeben, aber das Dienstmädchen, welches eben das Frühstück auftrug, ersuchte sie in's Speisezimmer einzutreten mit der Bemerkung, die Herrschaft werde in einigen Augenblicken auch erscheinen. Dort lag auf dem Tische neben der Tasse des Hausherrn die neueste Nummer der C. Zeitung. Ohne an etwas zu denken, griff Alice nach derselben und setzte sich an's Fenster, um die Lokal-Nachrichten durchzugehen. Kaum hatte sie angefangen zu lesen, da schoß ihr eine Blutwelle in's Gesicht, und im nächsten Momente wurde sie leichenblaß. Die Zeitung war ihrer Hand entfallen; wie versteinert starrte die Leserin auf das vor ihr liegende Blatt. Es dauerte einige Minuten, bis sie ihre Fassung wieder erlangt hatte. Dann hob sie die Zeitung auf und legte sie an ihren Ort. Ueber ihre Lippen drängten sich die Worte: „Ach Gott, wie züchtigst du ihn so hart!"

Fünf Minuten später traten Herr St. und seine Gattin in's Zimmer. Wie aus einem Munde richteten Beide die Frage an Alice: „Was fehlt Ihnen, Fräulein Gugolz? Sie sehen ja so angegriffen aus."

„Meine Nerven sind allerdings sehr aufgeregt, aber ich hoffe, es wird bald wieder besser sein," antwortete die Gefragte.

Herr St. war es gewohnt, seinen Kaffee schnell zu trinken und dann seiner Gemahlin die Neuigkeiten vorzulesen, während sie in aller Gemüthlichkeit den Mocca schlürfte. An diesem Morgen jedoch las er die Zeitung für sich, um die beiden Damen nicht in ihrer Unterhaltung zu stören. Das Gespräch wollte aber nicht recht in Fluß kommen. Als der Hausherr das Blatt zur Hand nahm, senkte Alice den Blick zu Boden, und ein heftiges Zittern kam über sie.

Nachdem der Rechtsanwalt eine Weile gelesen hatte, faltete er plötzlich die Zeitung zusammen, steckte sie in die Tasche und richtete bestürzt sein Auge auf den ihm gegenüber sitzenden Gast.

Alice vermochte sich nicht länger zu halten. Hastig stand sie auf und verließ das Zimmer.

Frau St. war wie aus den Wolken gefallen. Verwundert schaute sie ihren Gatten an, Aufschluß erwartend über den Vorgang. Dieser zog die Zeitung aus der Tasche und schob sie seiner Gemahlin hin mit den kurzen Worten: „Da lies!"

Rasch machte sich Frau St. mit der verhängnißvollen Nachricht bekannt. Sie traute ihren Augen kaum. Der Inhalt der wenigen Zeilen lautete:

„C., den 25. August. Gestern Vormittag fand in unserer Stadt ein tragisches Ereigniß statt. Charles Tribolet, Gatte der frühern Madame Gaillard und Compagnon des Herrn Otto Autenried suchte mit der Gattin des Letzteren und einer beträchtlichen Baarsumme das Weite. Es hat sich bereits herausgestellt, daß sich Tribolet überdies solcher Unterschlagungen schuldig machte, die den Ruin des alten Bankhauses „Autenried" herbeiführen werden. In Folge dieser Vorgänge rührte Herrn Otto Autenried ein Schlagfluß. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Frau Tribolet wurde vom Wahnsinn befallen und mußte bereits in eine Irrenanstalt überführt werden."

Minutenlang herrschte in dem Zimmer peinliches Schweigen, bis Frau St. dasselbe mit der Bemerkung unterbrach: „Wie sonderbar, daß Alice gerade jetzt hier sein muß; der Vorfall ist höchst unangenehm für sie."

Ehe ihr Gemahl antworten konnte, öffnete sich die Thüre, und Alice trat wieder ein. Auf ihren Wangen waren Thränenspuren bemerkbar, aber sie hatte ihre Ruhe wieder gewonnen.

Freundlich redete ihr Herr St. zu und versicherte sie, er werde sein Möglichstes thun, ihre Rückreise nach F. zu beschleunigen, denn er begreife wohl, daß unter den gegebenen Umständen der Aufenthalt in C. für sie sehr peinlich sei.

Wie erstaunt war er aber, als Alice die Bitte an ihn richtete, seine und seiner Gemahlin Gastfreundschaft für unbestimmte Zeit in Anspruch nehmen zu dürfen. Offenbar mußte ein besonderes Motiv sie zum längeren Bleiben bewegen; doch sie ließ darüber nichts laut werden, und Herr und Frau St. waren zartfühlend genug, nicht darnach zu fragen.

Die Tribolet-Autenried'sche Affaire wirbelte in C. viel Staub auf. Einige Tage lang bildete sie den Hauptgegenstand des Gesprächs unter Hoch und Niedrig, unter Jung und Alt. Niemand bezeigte große Theilnahme für Herrn Autenried und dessen Schwiegermutter. Das allgemeine Urtheil lautete dahin, daß der Banquier ein solches Schicksal verdient habe, weil er seiner frühern Braut treulos den Abschied gegeben und sich mit dem fluchbeladenen Mammon der Besitzerin des Thränenschlößchens vermählt habe. Und als die Zeitungen die Nachricht brachten, die gerichtliche Untersuchung habe ergeben, daß die Passiven des Bankhauses die Activen um ca. 200,000 Mark übersteigen, und daß durch den Bankerott der Firma „Richard Autenried", eine Anzahl kleinerer Geschäftsleute schwer geschädigt würden, da stieg die Stimmung des Publikums bis zur Entrüstung. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, der junge Banquier sei nicht vom Schlage getroffen worden, sondern habe einen Selbstmordversuch gemacht.

Dem war jedoch nicht also. Otto Autenried lag wirklich schwer krank an den Folgen eines Schlagflusses darnieder. Seine Sinne waren verwirrt, seine Zunge gelähmt. Erst nach einigen Tagen erlangte er Bewußtsein und Sprache wieder. Aber mit ihnen erwachte auch die Stimme seines Gewissens und bezeugte ihm sein Unglück als ein selbstverschuldetes. Mit seiner körperlichen Schwäche verbanden sich unsägliche Seelenqualen. Bald peinigte ihn der Gedanke an seine Gläubiger, dann wieder verursachte ihm die Sorge um sein, kaum ein Jahr altes Töchterchen, große Unruhe. Bitterer Haß gegen sein treuloses Weib und dessen Verführer nagte an seinem Herzen. Und noch mehr, als alles das, belastete das Unrecht, das er gegen Alice Gugolz begangen, seine Seele. Seine Phantasie malte ihm ihr Bild vor die Augen. Er wollte sich von demselben abwenden, aber dann war es ihm, als verfolge sie ihn mit ihrem Fluch. Was hätte er darum gegeben, hätte er aus ihrem Munde Worte vergebender Liebe vernehmen dürfen. Sollte er sich nach ihrer Adresse erkundigen und sie um Verzeihung bitten lassen? Mehrmals faßte er diesen Entschluß, aber jedesmal fehlte ihm der Muth, denselben zur Ausführung zu bringen.

So verfloß beinahe eine Woche. Die Aerzte hatten nicht viel Hoffnung für das Leben des Kranken. Der psychologische Zustand desselben ließ das Schlimmste befürchten. Doch der gnädige Gott, der sich seiner elend gewordenen Geschöpfe erbarmt, hatte Gedanken des Friedens mit ihm.

Als Otto Autenried eines Nachmittags aus kurzem, unruhigem Schlummer erwachte, meldete ihm seine Wärterin den Besuch einer Dame. Bis dahin hatte sich außer den Aerzten und seiner Verpflegerin Niemand um ihn bekümmert. Um so wohlthuender berührte es ihn deßhalb, daß Jemand kam, um ihm Theilnahme zu bezeugen. Als jedoch die Dame das Krankenzimmer betrat, fuhr der Leidende heftig zusammen und suchte sein Gesicht zu verbergen. Seine Schwäche ließ es ihm aber nicht zu. Als ob er das plötzliche Weh unterdrücken wollte, preßte er seine Lippen zusammen und schloß die Augen.

Die Dame, die, wie der freundliche Leser bereits errathen haben wird, niemand anders war, als Alice Gugolz, trat an's Krankenlager und faßte mit sanftem Druck die zitternde Hand ihres frühern Bräutigams.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Autenried," sprach sie zärtlich; „ich bin nicht gekommen, Ihnen Schmerz zu verursachen, sondern um Sie zu trösten." Aus ihrem Auge fiel eine heiße Thräne auf Otto's Hand. Unwillkürlich öffneten sich seine Augen, und mit bebender Stimme flüsterte er die Frage: „So darf ich also auf Ihre Vergebung hoffen?"

„Ich habe Ihnen längst vergeben," lautete die Antwort. „Und Gott will Ihnen auch vergeben, denn er ist barmherzig und gnädig."

„Ach nein, seine Hand liegt schwer auf mir," entgegnete der Kranke.

„Welche er lieb hat, die straft und züchtigt er. Er will Niemand verderben, auch Sie nicht; glauben Sie das!" tröstete ihn Alice.

Eine längere Pause folgte auf diese Worte. Dann erbat sich Alice von dem Patienten die Erlaubniß, ihm einen Schriftabschnitt vorlesen und mit ihm beten zu dürfen. Nachdem dies geschehen, reichte sie ihm ihre Rechte mit dem Bemerken, daß sie ihn gerne öfters besuchen wolle, wenn er es gestatte.

Otto stammelte einige Worte des Dankes und bat dringend, sie möge doch recht bald wieder kommen.

Von der Zeit an verweilte Alice jeden Tag eine Stunde im Hause des Banquiers. Mit Ungeduld harrte dieser auf ihr jedesmaliges Erscheinen. Mehr und mehr wurde es ihm zum Bedürfniß, sie von der Liebe Gottes in Christo Jesu reden zu hören. Ohne daß Alice es verlangte, machte er sie nach und nach mit den Ereignissen bekannt, die so tief in den Gang seines Lebens eingegriffen hatten. Er gab ihr Aufschluß über die Vorgänge, die sich in San Remo zugetragen hatten und bekannte, daß er keine glückliche Stunde verlebt habe, seit er sich des Treubruches gegen sie schuldig gemacht. Zu den schweren Anklagen seines Gewissens hätten sich bald nach seiner Verheirathung peinigende Zweifel gesellt betreffs der Liebe seiner Gattin zu ihm. Eines Tages sei Tribolet, ein früherer Angestellter an der Spielbank seines verstorbenen Schwiegervaters, aufgetaucht, und Melanie und ihre Mutter hätten keine Ruhe gehabt, bis er seinen alten, treuen Buchhalter und Kassier entlassen und an dessen Stelle den ihm widerwärtigen Franzosen gesetzt habe. Einige Monate später habe die Verheirathung Tribolet's mit der Wittwe Gaillard stattgefunden und Letztere habe von ihm verlangt, daß er ihren Mann zum Antheilhaber des Bankgeschäftes mache, sonst würde sie ihr Vermögen dem Geschäft entziehen. Alles an ihm habe sich gegen die Zumuthung gesträubt, denn er habe vorausgesehen, daß eine solche Verbindung zu nichts Gutem führen werde. Allein, die Drohung seiner Schwiegermutter habe ihn genöthigt, entweder ihren Wunsch zu erfüllen, oder andernfalls durch schwere Einbußen sein eigenes Vermögen beinahe ganz zum Opfer zu bringen. Nach schwerem Kampf habe er sich zu Ersterem entschlossen, und damit, wie es sich nun gezeigt habe, seinen gänzlichen Ruin herbeigeführt.

Nachdem der Kranke soweit erzählt hatte, bat er Alice, die Schublade des neben dem Bette stehenden Tischchens zu öffnen und den darin liegenden Brief zu lesen. „Der," fügte er hinzu, „wird Ihnen weitern Aufschluß geben."

Alice kam der Aufforderung nach. Mit angehaltenem Athem las sie:

„Werther Otto!

Es ist mir nicht länger möglich, mein Inneres vor Dir zu verbergen. Mein Herz hat noch nie Dir gehört, sondern Charles Tribolet, mit dem ich schon vor fünf Jahren im Geheimen verlobt war. Meine Verheirathung mit ihm unterblieb damals, weil mein verstorbener Vater sie unter keinen Umständen gestattet hätte. Meine Mutter ist schuld, daß ich Dir Liebe geheuchelt habe und die Verbindung für's Leben mit Dir einging. Nun kann ich es nicht länger aushalten; meine Liebe zu Tribolet ist stärker, als die Macht der

Pflicht, die mich an Deine Seite bindet. Wenn Du diese Zeilen liesest, werde ich mit dem Geliebten bereits entflohen sein. Verfolge uns nicht, Du würdest Dich dadurch nur noch unglücklicher machen. Tribolet verzichtet auf jeden Antheil an dem Vermögen meiner Mutter; ebenso auch ich. Sorge für Betty, den kleinen Engel, den ich Dir geschenkt. Urtheile nicht zu hart über mich, sondern bedenke, daß Du einst auch ein Herz gebrochen hast.

Empfange meinen letzten Gruß.

Melanie."

Alice hatte den Brief wieder zusammengefaltet. Tiefes Schweigen herrschte in dem Zimmer, das endlich durch die matte Stimme des Kranken unterbrochen wurde.

„Gott ist gerecht," sprach er. „Ich habe das Unglück verdient, das mich betroffen hat. Ich habe Sie betrogen, nun hat mich die Strafe ereilt; mein Sinn stand nach Reichthum, jetzt hat mich Gott arm gemacht."

„Dafür will er Sie reich machen an himmlischen Gütern und seine Liebe in Ihr Herz ausgießen, wenn Sie zu ihm Ihre Zuflucht nehmen."

„Er hat es bereits gethan, Alice. Sie haben mir den Weg zu seinem Vaterherzen gezeigt, und glauben Sie mir, ich bin denselben gegangen und habe Frieden für meine Seele gefunden durch Jesum Christum. Nur Eines macht mir noch Sorge. Trotzdem es mir in den letzten Tagen besser geht, fühle ich doch, daß ich nicht mehr lange leben werde. Was soll aber nach meinem Tode aus meinem Kinde werden?"

Er schwieg und richtete erwartungsvoll seinen Blick auf Alice.

„Ich hoffe, Sie werden wieder genesen," antwortete diese. „Sollten aber Ihre Befürchtungen in Erfüllung gehen, so will ich Ihrer kleinen Betty eine sorgsame Mutter sein."

„Dank, herzlich Dank, Alice!" stammelte Otto unter Thränen. „Gott wird Ihnen Ihre Liebe reichlich lohnen."

Er hielt etwas inne, dann fuhr er fort: „Ich habe noch einen Wunsch. Meine Sünden sind mir vergeben: ich will auch vergeben. Wenn ich sterbe, Alice, und Sie sollten einmal Kunde von meiner Frau erhalten, dann senden Sie ihr die Nachricht, daß ich ihr all' das Unrecht gegen mich verziehen habe."

Vier Wochen waren verstrichen, seit Alice im Hause ihres väterlichen Freundes St. Absteigequartier genommen hatte. Die Geschäfte, welche sich auf den Verkauf des Hauses bezogen, waren längst zu ihrer vollen Befriedigung abgewickelt. Ursula weilte schon seit länger als vierzehn Tagen bei Frau Holzendorf. Endlich dachte auch Alice an ihre Rückkehr. Der Zustand des Herrn Autenried hatte sich soweit gebessert, daß er mit Hülfe eines Stockes im Zimmer herumgehen konnte, und die Aerzte erklärten, daß er wieder vollkommen hergestellt werde. So hatte denn Alice eines Nachmittags Abschied von ihm genommen und ihm mitgetheilt, daß sie des andern Tages früh abreisen werde.

Schon stand am Morgen der Wagen, welcher sie zum Bahnhofe bringen sollte, vor der Thüre, als ein Bote die Nachricht brachte, daß Otto Autenried in der Nacht einem erneuten Schlaganfalle erlegen sei.

Einen Tag später meldete die Zeitung den Tod des Banquiers, verbunden mit der Bemerkung, daß eine edle junge Dame, deren Name verschwiegen bleiben müsse, sich der hinterlassenen Waise des Herrn Autenried angenommen und mit derselben bereits die Stadt verlassen habe.

7.

In der Villa Holzendorf war mit dem Einzug der hinzugekommenen Bewohner neue Freude eingekehrt. Ursula fühlte sich wohl im Kreise der lieben Gotteskinder, und diese waren glücklich, sie bei sich haben zu können. Vor Allem aber war es die kleine, drollige Betty, die bald Aller Herzen erobert hatte. Alice war ihre Mama, Frau Holzendorf die Großmama, Ursula und Martha füllten die Plätze der Großtante und Tante aus. Betty selbst war der Sonnenstrahl des Hauses, in welchem der süße Friede Gottes waltete. Umschlungen von dem Band des Glaubens und der Liebe vereinten sich die Herzen immer inniger mit einander.

Frau Holzendorf konnte ihrem Heilande nicht genug danken für seine gnadenreichen Führungen. In ihrem kindlichen Vertrauen auf den Herrn wurde sie von Tag zu Tag glücklicher. Doch entging es Alice nicht, daß zuweilen eine stille Wehmuth das Herz ihrer Tante beschlich. Als ihr dies eines Abends wieder auffiel, bat sie dieselbe, sie auf einem Gang durch den Garten zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit forschte sie nach der Ursache des stillen Schmerzes und fand heraus, daß ihre Tante bekümmert war wegen ihres früheren Hausfreundes, des Herrn Pfarrer Werner. Es that ihr weh, daß der gute Mann so voller Vorurtheile war gegen wahres Christenthum. Seit sie dem Drange ihres Herzens gefolgt und sich der Methodisten-Gemeinde angeschlossen hatte, war Herr Werner nicht mehr über die Schwelle ihres Hauses getreten. Als ihm die Nachricht von ihrem Uebertritte zu der ihm verhaßten Sekte gebracht worden war, hatte er ihr in einem Briefe die Freundschaft gekündigt und ihr bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß sie eidbrüchig geworden sei gegen die lutherische Kirche, welcher sie einst bei der Confirmation Treue zugeschworen habe. Darüber fühlte sich nun allerdings Frau Holzendorf nicht im Mindesten beunruhigt, denn sie war sich nicht bewußt, ein derartiges Versprechen gegeben zu haben.

„Und selbst wenn es geschehen wäre," so sagte sie sich, „so könnte ich es doch nicht als ein Unrecht erkennen, ein Versprechen zu lösen, das unter dem Banne eines Irrthums in Unwissenheit abgelegt worden ist. Sicherlich wird es Herrn Pfarrer Werner nicht in den Sinn kommen, Luther und mit ihm viele Andere, die ihr Mönchsgelübde gebrochen und der katholischen Kirche den Rücken gekehrt haben, deßwegen eines Eidbruches zu bezichtigen."

Aber das betrübte die Wittwe, daß Herr Werner als ein Diener des Evangeliums die seligmachende Kraft der frohen Botschaft noch nicht an seinem Herzen erfahren hatte, und ein blinder Blindenführer war. — Trotz seines unfreundlichen Benehmens gegen sie, besuchte sie doch öfters des Sonntags Vormittags seine Predigten. Er predigte nicht rationalistisch, sondern vielmehr streng orthodox. Als eifriger Lutheraner hielt er fest an der Lehre, daß die christliche Taufe die Wiedergeburt sei. Die Bekehrung, verkündete er, sei kein besonderer Akt, der zu einer gewissen Zeit stattfinde, sondern ziehe sich durch das ganze Leben des Christen hindurch. Die persönliche Heilsgewißheit bezeichnete er als Schwärmerei hochmüthiger Sektirer. Allein im Wort und Sakrament biete die Kirche einem Jeden die Gewißheit, daß er durch den Glauben an Jesum selig werden könne.

Frau Holzendorf, die dem Allen früher zugestimmt hatte, schüttelte immer auf's Neue den Kopf darüber. Sie machte Alice mit ihren Bedenken bekannt und bemerkte, sie glaube, daß es mit gründlicher Bekehrung bei keinem Menschen so schwer halte, wie bei einem

orthodoxen Pfarrer, der sich auf das Bekenntniß der Kirche und deren Dogmen steife.

Alice lächelte und erinnerte die Tante daran, wie sie ja einst mit denselben Vorurtheilen befangen gewesen sei, wie Herr Werner. „Es ist," fuhr sie fort, „dem Herrn ein Kleines, solche Vorurtheile hinweg zu nehmen. Für Herrn Pfarrer Werner habe ich gute Hoffnung, denn wenn er auch ein alter Eiferer ist, so gehört er doch zu den Aufrichtigen, denen es der liebe Gott gelingen läßt. Das weiß ich wohl, daß menschliche Macht nicht hinreicht, einen solchen Schriftgelehrten zu besserer Ueberzeugung zu gewinnen. Aber Der, welcher die Herzen lenkt wie Wasserbäche, wird gewiß zu seiner Zeit auch unserm alten Hausfreunde die Augen des Verständnisses öffnen für die einfachen Wahrheiten der heiligen Schrift. Deßhalb wollen wir damit fortfahren, auch diese Sorge auf den Herrn zu werfen und nicht nachlassen mit treuer Fürbitte, bis wir Erhörung gefunden haben."

„Du hast recht, Alice," versetzte die Tante, „wir wollen uns an das Wort halten: 'Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben.' Es ist wahr, ich habe in dieser Angelegenheit bis jetzt nicht recht in Jesu Namen gebetet, sondern zuweilen einen leisen Zweifel an der Erhörung gerade dieser Bitte gehegt. Von heute an soll es anders werden, dann wird auch meine Freude vollkommen werden."

Und sie sollte vollkommen werden, wenn es auch noch etwas lange währte.

Herr Pfarrer Werner fühlte selbst Gewissensbisse über die Behandlungsweise, die er gegen Frau Holzendorf und ihr Haus in Anwendung gebracht hatte. Es verursachte ihm oft Unruhe, wenn er, der das Amt verwaltete, das die Versöhnung predigt, daran gedachte, daß er mit seinen alten Freunden in Zerwürfniß lebe und zwar lediglich deßhalb, weil jene anderer Ueberzeugung waren, als er. War es nicht sein gekränktes Ehrgefühl, durch das er sich in der Hitze hatte hinreißen lassen, die Verbindung mit seinen frühern, lieben Gemeindegliedern und Freunden zu lösen? Er mußte sich gestehen, daß sein Benehmen keineswegs im Einklang stehe mit dem Gesetz der Liebe. Aber es fehlte ihm an Demuth, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln. Und wenn er einmal im Begriffe war, das Freundschafts-Verhältniß wieder anzuknüpfen, so schreckte ihn der Gedanke davon ab, daß er dadurch der Sektirerei Vorschub leisten würde.

So verging die Zeit; ein neues Jahr hatte begonnen. Einige Monate waren seit der Unterredung zwischen Alice und ihrer Tante verflossen. Treulich hatten sie angehalten mit Beten und Flehen für Herrn Werner, und obwohl sie noch nicht die geringste Spur von einer Wirkung ihrer Gebete wahrnehmen konnten, ließen sie doch nicht nach, sich im festen Glauben an die Verheißungen des Wortes Gottes zu halten. Dieser Glaube wurde gekrönt.

An einem der letzten Tage des Januars brachte die Magd des Pfarrhauses die Nachricht in die Villa, daß Frau Pfarrer Werner sehr krank darniederliege und Frau Holzendorf und Fräulein Gugolz um ihren Besuch bitten lasse.

Ohne Zögern begaben sich die Beiden zu der Kranken. Als sie an ihr Bett traten, konnten sie sich der Thränen nicht erwehren.

„Wie bin ich so froh, daß Sie gleich gekommen sind," redete sie Frau Werner an. „Meine Tage sind gezählt; ich gehe bald heim. Da ließ es mir keine Ruhe, ich mußte noch einmal mit Ihnen sprechen, muß Sie um Vergebung bitten, weil mein Mann und ich Ihnen so wehe gethan haben."

Weiter ließen sie Frau Holzendorf und Alice nicht reden. Sie versicherten die Kranke, daß sie nie einen bittern Gedanken gegen sie und ihren Gatten gehegt, sondern vielmehr ihnen stets die alte Liebe und Hochachtung bewahrt hätten.

In diesem Augenblicke trat Herr Pfarrer Werner in Begleitung des Arztes in's Krankenzimmer. Höflich, aber kalt begrüßte er die beiden Damen, welche sich nun genöthigt sahen, sich zu entfernen. Sie hatten keine Gelegenheit mehr, ihren Besuch bei der lieben Kranken zu erneuern. Am folgenden Morgen lasen sie im Tageblatt die Nachricht, daß dieselbe zum ewigen Leben eingegangen sei.

Zwei Tage nach dem Begräbniß der Entschlafenen suchten Frau Holzendorf und ihre Nichte den verwittweten Gatten derselben auf, um ihm persönlich ihre Theilnahme zu bezeugen. Sie fanden ihn in seinem Studierzimmer. Wie versteinert saß er vor dem Schreibtische. Es war, als hätte ihm Jemand den Todesstoß gegeben. Er nahm keine Notiz von dem eingetretenen Besuch, sondern starrte unablässig auf einen vor ihm liegenden Brief. Mehrere Mal redete ihn Frau Holzendorf an, aber sie erhielt keine Antwort. Verwundert über ein solches Benehmen, verließen sie und Alice das Zimmer und sahen sich nach der Magd des Hauses um. Es kostete ihnen Mühe, dieselbe zu finden. Sie war mit Packen ihres Koffers beschäftigt, während unaufhörlich Thränen über ihre Wangen rollten. Als sie der beiden Damen ansichtig wurde, brach sie in lautes Schluchzen aus. Nachdem sie endlich etwas ruhiger geworden, erzählte sie denselben, daß ihr vor ungefähr zwei Stunden ein Bote die Nachricht gebracht habe, ihre alte Mutter sei plötzlich gestorben, sie müsse unverzüglich nach Hause kommen. Zu gleicher Zeit sei dem Herrn Pfarrer ein Brief aus Indien zugegangen, welcher die Nachricht enthalte, daß sein einziger Sohn in Calcutta gestorben sei.

* * *

Es war am Sonntag Trinitatis, als Herr Pfarrer Werner zum ersten Mal nach langer, langer Zeit die Kanzel wieder bestieg und das Wort Gottes verkündigte. Er hielt eine ganz neue Predigt über das Evangelium des Tages. Ganz anders schilderte er den Schriftgelehrten, der bei der Nacht zu Jesu kam, als es in frühern Jahren geschehen war. Klar und deutlich zeugte er von der Nothwendigkeit der neuen Geburt nicht aus dem Wasser allein, sondern vor Allem aus dem Geist. Und mit warmen, herzlichen Worten wies er zum Schlusse seine Zuhörer auf Christum, das Gegenbild der ehernen Schlange, hin, in welchem allein Heil zu finden sei gegen die den Tod bringenden Wunden der Sünde.

Kein Wunder, in ihm selbst war Alles neu geworden. Sein Herz war erleuchtet und erwärmt von den Strahlen der Gnadensonne Jesu Christi. Es hatte freilich einer harten Schule bedurft, bis es soweit mit ihm gekommen war. Beinahe wäre er den wuchtigen Schlägen, die ihn getroffen, erlegen. Niemand hatte geglaubt, daß er der gefahrvollen Krankheit, welche in Folge der erschütternden Vorgänge sich seiner bemächtigt hatte, entrinnen werde. Viele Tage lang war er bewußtlos auf seinem Lager gelegen, bis endlich sein Leben den Sieg davon trug über den Tod und sich eine Wendung zum Bessern einstellte. Aber noch Wochen lang hatte es gedauert, bis er sich soweit erholt hatte, daß er es wagen durfte, an schönen, sonnigen Apriltagen den lieblichen Kindern des Frühlings im Pfarrgarten seinen Besuch abzustatten.

Während dieser ganzen Zeit hatten Alice und Ursula die Krankenpflege im Pfarrhause übernommen und durch ihre treue Liebe und Hingabe einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt auf das Gemüth des verlassenen, alternden Mannes. Zwar hatte ihm ihre Gegenwart erst nicht recht behagen wollen, aber nach und nach waren sie ihm unentbehrlich geworden. Wie lindernder Balsam wirkte ihr stiller Wandel und ihre zärtliche Fürsorge um ihn auf sein wundes Herz, das oft von dunkeln Wolken umnachtet war. Ihr kindlicher Glaube und ihre Ergebenheit in Gottes Willen nöthigten ihm Bewunderung und Hochachtung ab. Wie ganz anders waren sie doch, als er mit dem stürmischen, trotzigen Sinn, der sich auflehnte gegen die Wege der Vorsehung. So lernte er sich selbst immer mehr erkennen. Vor dem Thatbeweis des lebendigen Christenthums schwanden seine Vorurtheile wie der Nebel vor der Sonne. Die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß eine Gemeinde mit solchen Mitgliedern, wie Alice und Ursula, jener Pfingstgemeinde zu Jerusalem ähnlich sein müsse. Er hütete sich jedoch, solche Gedanken laut werden zu lassen. Aber in seinem Innern regte sich ein immer stärkeres Verlangen nach solcher heitern Seelenruhe, wie er sie an den beiden Jüngerinnen Jesu stets wahrnehmen konnte. Und dieses Verlangen ward schließlich so mächtig, daß er sich eines Tages nicht länger enthalten konnte, die Frage an Alice zu richten, auf welchem Wege sie in den Besitz ihres Friedens gelangt sei. Freilich ließ er sie nicht merken, welch' ein Beweggrund ihn zu solcher Frage veranlaßte.

Alice blickte jedoch tiefer in sein Herz hinein, als er selbst ahnte. Mit Freuden benützte sie die Gelegenheit, Zeugniß abzulegen von der suchenden, erleuchtenden und erneuernden Gnade Gottes, deren Wirkungen sie an sich erfahren hatte. Sie that dies in so zartfühlender Weise, mit solch' herzlichen, schlichten Worten und mit solcher Klarheit, daß es Herrn Pfarrer Werner war, als müsse er ihr — wie ein Kranker dem Arzte — seinen Seelenzustand offenbaren und sie bitten: „Helfen Sie mir, daß auch ich zur Freiheit der Kinder Gottes hindurchdringe." Es kostete ihm große Anstrengung, die Bewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, zu verbergen und sich den Schein der Ruhe zu geben.

Alice merkte dies wohl, aber sie deutete mit keinem Worte darauf hin. Als sie ihre Erzählung beendigt hatte und der Pastor nichts darauf erwiderte, entfernte sie sich mit der Bemerkung, daß sie einige Commissionen besorgen müsse.

Herr Werner konnte den Eindruck dieser Stunde nicht wieder los werden. Er fühlte, daß es anders mit ihm werden, daß er sich selbst aufgeben und sich willig unter die gewaltige Hand Gottes beugen müsse, um von dem Zwiespalt in seinem Innern erlöst zu werden. Aber es fiel ihm so schwer, von Herzen zu sagen: „Herr, Dein Wille geschehe." Oft nahm er sich vor, sich rückhaltslos der Gnade Gottes zu überlassen; aber im entscheidenden Augenblicke, in dem es galt, den alten Menschen in den Tod zu geben, protestirte sein eigener Wille mit aller Macht dagegen. In diesem Zustande litt er furchtbar.

So verstrichen Tage und Wochen. Der Pfingst-Sonntag kam heran. Am Vormittag desselben saß Herr Werner in seinem Kirchenstuhle und hörte die Predigt seines Collegen, der gleich ihm zur orthodoxen Parthei gehörte. Aber das verkündigte Wort ließ ihn kalt; er konnte sich selbst nicht erklären, aus welcher Ursache. Der Redner hatte mit Wärme gesprochen, die Predigt ließ seiner Meinung nach nichts zu wünschen übrig; dennoch hatte sie ihn nicht befriedigt. Selbst der Genuß des heiligen Abendmahles, auf den er sich besonders gefreut, war für ihn nicht so gesegnet, wie er es erwartet hatte.

Verstimmt schritt er nach dem Gottesdienste der Holzendorf'schen Villa zu, wo er zum Mittagstisch erwartet wurde. Im „Methodistenheim," wie er das Haus nannte, hoffte er gesegnete Nachmittagsstunden zubringen zu können. Er sollte jedoch in seiner Erwartung getäuscht werden. Während des Mahles erfuhr er, daß um zwei Uhr in der Methodisten-Kapelle ein Liebesfest beginne, und daß am Schlusse desselben Ursula in volle Verbindung mit der Gemeinde aufgenommen werden solle. Bei diesem Anlasse wollten Frau Holzendorf und Alice zugegen sein. Er verabschiedete sich deßhalb bald nach dem Essen und begab sich in seine Wohnung.

Die Einsamkeit wollte ihm jedoch nicht behagen. Er nahm ein Buch nach dem andern zur Hand, aber die Lektüre sagte ihm nicht zu. Mißmuthig durchschritt er das Zimmer. Alles war ihm überdrüssig; er hätte vor sich selbst fliehen mögen. Sein Leben däuchte ihm ein verfehltes zu sein. Unzufriedenheit und bitterer Pessimismus schnürten ihm das Herz zusammen. Wie einst Elias unter dem Wachholderbusch in der Wüste, so klagte er: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele!" Aber wie, wenn nun Gott seinen Wunsch erfüllen würde, wie sollte er denn vor ihm bestehen können in seinem Unmuth? Wie ein Blitz schreckte ihn dieser Gedanke auf aus seiner melancholischen Stimmung. Ein Seufzer nach Erlösung entrang sich seiner Brust. Seine Hände falteten sich zum Gebet; aber er vermochte keine Worte zu finden, seinem Sehnen Ausdruck zu geben.

So saß er eine Weile in sich gekehrt, bis sich auf dem Corridor Schritte vernehmen ließen und an die Thüre des Zimmers geklopft wurde. Ehe er sich erhoben hatte, trat Alice ein. Sie entschuldigte sich, daß ihre Tante und sie vergessen hätten, ihn auf den Abend einzuladen und bat ihn freundlich, sich auf halb fünf Uhr in der Villa einzufinden, um diese Zeit seien sie aus dem Liebesfest zurückgekehrt. Als er ihr versprochen hatte, der Einladung Folge zu leisten, entfernte sie sich mit herzlichem Gruße.

Herr Werner trat an's Fenster und schaute der Davoneilenden nach. Längst war sie seinem Blicke entschwunden, als er sich umwandte und die Uhr zog.

„Gerade zwei Uhr," murmelte er. „Nun es geht noch, wenn ich auch etwas zu spät komme."

Einige Minuten später schritt er durch die Gassen der Stadt, bis er bei dem Sackgäßchen anlangte, dessen Eckhaus der Methodisten-Gemeinde als Kapelle diente. Zögernd stand er einen Augenblick still; dann trat er in den Versammlungssaal ein und setzte sich in die hinterste Bank. Das Liebesfest hatte bereits begonnen. Der Prediger forderte eben einige Vorsteher der Gemeinde auf, Brod und Wasser als Zeichen der Liebe herumzureichen. Während dies geschah, wurde ein Lied gesungen. Alsdann legten die Gemeinde-Glieder Zeugniß ab von der Gnade Gottes, die ihnen zu Theil geworden und munterten sich dadurch gegenseitig auf zur treuen Nachfolge Christi.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte Herr Werner auf die Bekenntnisse der schlichten Leute. Von Minute zu Minute wurde es ihm wärmer um's Herz. Mächtig ergriff es ihn, als ein Mann, der ganz in der Nähe der Kanzel in einem gepolsterten Stuhle saß, sich also vernehmen ließ:

„Es mögen Manche in unserer Mitte sein, die mich bedauern, weil ich keine Beine habe. Ich gehöre jedoch nicht zu den Unglücklichen, die auf Mitleid An-

spruch machen, sondern zu den Fröhlichen, mit denen man sich freuen soll. Der liebe Gott erzieht die Menschenkinder auf verschiedene Weise für den Himmel. Dem Lahmen an der Tempelthüre gab er einst durch die Apostel seine Beine und zog ihn dadurch in seine Nachfolge; mir hat er die Beine genommen und mich so durch schwere zeitliche Leiden zu herrlicher Freude geführt. Seither weiß ich, daß der Herr freundlich ist, auch wenn er schlägt. Ihm sei Dank für seine unaussprechliche Güte!"

Kaum hatte er geendigt, da erhob sich eine Blinde und sprach: „Wie Br. H., so habe auch ich viel Ursache, Gott zu loben und zu preisen. So lange es um mich her Tag war, herrschte Finsterniß in meinem Herzen; als ich erblindete, wurde es licht in meiner Seele. An Jesu Hand kann ich, obwohl blind, sichere Tritte thun, und es ist mir oft, als sei in der ganzen Welt Niemand so glücklich, als ich."

Darauf stimmte die Gemeinde das Lied an:

„Gott ist getreu!
Sein Herz, sein Vaterherz
Verläßt die Seinen nie.
Gott ist getreu!
Im Wohlsein und im Schmerz
Erfreut und trägt er sie.
Mich decket seiner Allmacht Flügel,
Stürzt ein ihr Berge, fallt ihr Hügel!
Gott ist getreu!"

„Gott ist getreu!" klang es wie ein Echo durch Herrn Werner's Seele, während er sich eine heiße Thräne aus dem Auge wischte. Es war eine Thräne des Schmerzes, welcher bald eine Freudenthräne folgte. Die Eisrinde um sein Herz war geschmolzen; der Widerstand gegen das Wirken der Gnade gebrochen. Mühselig und beladen beugte er sich unter das sanfte Joch Christi, und der göttliche Tröster — der Pfingstgeist — lispelte ihm den Friedensgruß von Oben in seine Seele.

Ein köstlicher Abend folgte auf den frohen Nachmittag. Während im obern Heiligthum die Engel Gottes sich freuten über die Sinnesänderung des Herrn Werner, stimmte er selbst mit ein in die frohen Jubel-Lieder, welche die Bewohner der Holzendorf'schen Villa zur Ehre des Erlösers sangen.

(Schluß folgt.)

Drei Kapitel über die Ehe.

In drei Abtheilungen.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Einleitung.

Der Unterricht der Jugend verbreitet sich jetzt über Gegenstände, deren Namen den Alten oft ganz fremd klingen. Ueber dem Streben nach dem Hohen und Tiefen, Kunstvollen und Verfeinerten, wird aber sehr häufig die Belehrung über die gewöhnlichen Lebens-Verhältnisse, besonders aber über den wichtigsten Schritt im Leben, vergessen. Die wenigsten Menschen, welche in die Ehe treten, haben einen richtigen Begriff über die Bedeutung, Pflichten und Folgen derselben, und treten deßhalb mit nicht mehr Ueberlegung in dieselbe, als ob sie einen Kauf abschlössen, oder eine längere Lustreise antreten würden. Wenn ihnen zu rechter Zeit die nöthige Belehrung gegeben würde, in der Familie, oder in den höheren Schulen, achteten sie wahrscheinlich eher auf die Stimme der Vernunft, die Lehren der Erfahrung und des göttlichen Wortes, und würden vor einem traurigen oder gar verfehlten Leben bewahrt bleiben.

Die nachstehenden Zeilen sind keine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand, sondern nur flüchtig hingeworfene Winke und Andeutungen, in der Hoffnung, daß junge Leute dadurch zu tieferem Nachdenken angeleitet werden, damit sie eine desto bessere Wahl treffen, und ein glücklicheres Eheleben führen möchten.

Erstes Kapitel.

Die Wichtigkeit der Ehe.

Die Ehe sollte eingegangen werden, um des gegenseitigen persönlichen Wohles willen.

Die Ehe ist keine willkürliche oder zufällige Einrichtung, sondern eine nothwendige, in der Natur des Menschen begründete. Als der Mensch sich noch im unschuldigen Zustande befand, sprach Gott: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei."

Beide Theile, Mann und Weib, sind bestimmt durch gegenseitige Ergänzung die vom Schöpfer gewollte Glückseligkeit und Selbstveredlung zu erreichen.

Fichte: „Die unverheirathete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch."

Der griechische Lustspieldichter, Aristophanes, suchte die Zusammengehörigkeit des Mannes und Weibes in folgender witziger Weise darzuthun. Er sagt, der Mensch hätte anfänglich zwei Gesichter, vier Ohren und ebensoviele Hände und Füße gehabt. Durch Muth und Kraft angestachelt, wuchs ihm der Sinn nach hohen Dingen, bis er schließlich sich an die Götter wagte. Nun beschloß Zeus, den Uebermuth des Menschen zu dämpfen, damit er hinfort den Göttern nicht mehr so viel zu schaffen machen könnte, sondern seine Kräfte in einer andern Richtung verwenden müßte. Deßhalb theilte er den Menschen in zwei Hälften, in einen Mann und ein Weib, und seit der Zeit sucht jede Hälfte die andere, und die Götter haben weniger Mühe mit den Menschen.

Die Wahrheit dieses Schwankes besteht darin, daß die zwei Hälften zusammen gehören, und erst, wenn sie vereint sind, ein Ganzes ausmachen.

Darum legte Gott den heiligen Trieb der Vereinigung in die Natur des Menschen, damit das Geistes- und Gemüthsleben der beiden

Hälften sich ergänzen, und mit einem sittlich hohen Gehalt ausgefüllt werden möchte.

Während der Mann mit kräftigem Arme die schwächere Hälfte schützt und versorgt, bereitet sie ihm ein angenehmes Heim, in das er aus dem Kampf und den Versuchungen des Lebens sich flüchtet, und zügelt durch ihre Sanftmuth sein stürmisches Wesen.

Rechtschaffene Eheleute wachen gegenseitig über einander, machen auf die Fehler aufmerksam, wodurch die beiderseitigen Ecken abgeschliffen und der Charakter veredelt wird.

Die Ehe ist nicht nur das heiligste und festeste Band, das Menschen auf Erden mit einander knüpfen, in ihr offenbart sich auch die Liebe auf die aufopferndste und edelste Weise. Freuden und Leiden werden gemeinschaftlich getragen und durch gegenseitige Theilnahme das Leben verschönert. An deinem Bette mögen bezahlte Diener mit der größten Sorgfalt wachen, Speisen und Arzneien pünktlich verabreichen, aber trösten und mitleiden, wie das eigene Weib, können sie nicht.

Eine unverheirathete, ältliche Person gehört gewöhnlich Niemand an, ist vielen Versuchungen ausgesetzt, und wird leicht einseitig und misantropisch.

Von dem bekannten frommen Bischof Asbury, der aus Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes ledig blieb, wird erzählt, er habe auf seinem Sterbebette die Aeußerung gethan, er hoffe, der liebe Gott und das weibliche Geschlecht werden es ihm verzeihen, unverheirathet geblieben zu sein.

Jede heirathsfähige Person sollte um ihres persönlichen Wohles willen in den Ehestand treten, wenn sich ihr die günstige Gelegenheit und die rechte Partie darbietet, es sei denn, sie habe besondere Gründe, die sie dieser Pflicht entheben.

Die Ehe ist Grundlage aller Lebensordnung. Nur wo die christliche Ehe existirt, ist ein geregeltes Familienleben, aus welchem die bürgerlichen und sittlichen Zustände eines Volkes gleichsam hervorgehen, wie der Strom aus den verschiedenen Quellen, die in sein Bette sich ergießen.

Deßhalb wurden schon im Alterthume Gesetze erlassen, zur Erhaltung und wohlthätigen Regulirung dieses Institutes.

Die Gesetzgeber gingen von dem Grundsatze aus, daß ein jeder Mann, der die erforderlichen physischen und geistigen Eigenschaften besitze, in die Ehe treten sollte, weil er dadurch um so enger mit dem Staate verbunden würde. Wer zu bequem oder zu feige war, die Sorge des Familienlebens zu übernehmen, den hielt man auch nicht fähig ein öffentliches Staatsamt zu verwalten.

Nach den Gesetzen des Lykurg konnte ein Mann gerichtlich verfolgt werden, der seinen Hals nicht unter das Ehejoch beugen wollte. Zur Zeit der Blüthe Roms konnte ein unverheirathеter Mann kein öffentliches Amt bekleiden.

Das Lieblingslied Kaiser Friedrich III.

Dieses einfache, aber aus tiefem Herzen kommende Liedlein wurde von einem dreizehnjährigen Knaben gedichtet, der, wie Kaiser Friedrich durch große Leiden zu gehen hatte. Dieser Knabe, Ernst von Willich, war der Sohn des Oberregierungsrathes von Willich in Breslau. Früher gesund, froh und munter, ward der Knabe durch eine tückische Krankheit in den Gelenken auf's Krankenlager geworfen. Die Aerzte waren rathlos, die Eltern um ihr einziges Kind tief bekümmert. Der Knabe, ein frommes Kind, erwies sich als Held im Leiden. Still, geduldig und gottergeben ertrug er die vielen Schmerzen, und bei alledem kam nie eine Klage, nie ein Wort des Murrens oder der Ungeduld über die Lippen des Leidenden. Der feste, unerschütterliche Glaube, der auch in diesen Schmerzen und Qualen noch die Hand seines lieben himmlischen Vaters erkannte und festhielt, machte das Kind zum Helden, den Sterbenden zum besten Tröster seiner tiefgebeugten Eltern. Selbst der Prediger, der ihn oft besuchte, bekannte in tiefer Bewegung, daß er nie etwas Erbaulicheres gesehen hätte, als das Leiden und Sterben dieses Kindes. Je mehr der Körper der Macht einer geheimnißvoll heimtückischen Krankheit erlag, um so herrlicher und wunderbarer entfaltete sich das Geistes- und Herzensleben des Knaben. Die Gedichte, die er auf seinem Krankenbett gemacht und in denen er in den schwersten Stunden selbst Kraft und Frieden gefunden, sind nach seinem Heimgange das köstlichste Vermächtniß und der beste Trost für die armen, vereinsamten Eltern gewesen, und sie haben an dem Heldenglauben ihres Kindes den eigenen wankenden Glauben wieder aufgerichtet.

Unter den Gedichten Ernst von Willich's, der am 4. Februar 1873 in Breslau starb, findet sich auch Folgendes:

„Wenn der Herr ein Kreuze schickt,
Laßt es uns geduldig tragen,
Betend zu ihm aufgeblickt,
Wird den Trost er nicht versagen.
D'rum es komme, wie es will,
In dem Herrn bin ich still.

Ist auch oftmals unser Herz
Schwach und will wohl gar verzagen,
Wenn es in dem stärksten Schmerz
Keinen Tag der Freud' sieht tagen,
Sagt ihm: Komm' es, wie es will,
In dem Herrn ist man still.

Darum bitt' ich, Herr, mein Gott,
Laß mich immer glaubend hoffen,
Dann, dann kenn' ich keine Noth,
Gottes Gnadenhand ist offen.
D'rum es komme, wie es will,
In dem Herrn bin ich still.

Der Kapellmeister Radecke, ein Onkel des frühvollendeten Knaben, hat das Lied in Musik gesetzt und—es ist das Lieblings- und Trostlied des Kaiser Friedrich III. geworden, an dem er sich erquickte, wenn ihm die Wasser der Trübsal an die Seele gingen.

Wie wunderbar sind doch Gottes Wege. Ein schwergeprüfter frommer Knabe muß auf seinem Schmerzenslager den Labetrunk bereiten, der des Kaisers Labsal im Leiden ist! Nicht wahr, Leser, der Knabe hat nicht umsonst gelebt, sondern eine hohe Mission erfüllt.

Das Vater-Unser als Heimathsschein.

Eine bedeutende Anzahl Deutscher und Schweizer sind in den letzten Jahrzehnten nach den La Plata-Staaten nach Süd-Amerika ausgewandert und in Buenos Ayres gelandet. Im Staate Buenos Ayres regierte in den 40er Jahren ein Präsident, Namens Rosas, als unumschränkter Herrscher. Er hatte sich vom wilden Hirtenjungen emporgearbeitet, war listig und grausam und hat während seiner Herrschaft mehr als 600 Menschen hinrichten lassen, aber auch aus Staatsklugheit europäische Einwanderer in's Land gelockt, Handel und Wandel gefördert.

Doch durfte kein Ausländer in das Heer treten oder ein öffentliches Amt bekleiden, denn Rosas fürchtete ihr Uebergewicht über die Landeskinder. In jenen Zeiten, so erzählt ein Bremer Konsul R., kam vom Lande her ein junger Mann zu mir und bat mich um ein Zeugniß, daß er von schwäbischen Eltern stamme; gebe ich ihm das nicht, so müsse er Soldat werden, und das sei unter Rosas kein Spaß. Der junge Mann sprach fließend spanisch. Konsul: „Ja, lieber Freund, wo ist Euer Geburtsschein?" Mann: „Ich habe keinen." „Habt Ihr sonst irgend ein Zeugniß?" „Nein, Herr." „Ja, so bringt Eure Eltern her." „Vater und Mutter sind schon lange gestorben." „So redet einmal Deutsch mit mir, nur ein paar Worte." Der Mann blieb stumm. „Da ist bös zu helfen, wie kann ich Euch ein Zeugniß geben, daß Ihr ein Deutscher seid, und Ihr könnt mir das gar nicht beweisen? So könnte mir Jeder kommen." „Gewiß, Herr Konsul, so wahr Gott lebt, ich bin ein Deutscher, meine Eltern sind Schwaben gewesen; ich sage die reine Wahrheit." Der Konsul ging im Zimmer auf und ab; der junge Mann hatte ein ehrliches Aussehen, sprach so offen und frei, und doch — plötzlich ging dem Konsul ein Gedanke durch den Kopf. Er trat vor den Mann hin und sagte: „Guter Freund, habt Ihr denn gar nichts aus Eurer Jugend behalten? Kennt Ihr nicht irgend ein Gebet, das Euch die Mutter gelehrt hat?" Jetzt hätte der Leser das Aufleuchten der Augen sehen sollen. „Ja, Herr!" rief er aus. Wie ein kleines Kind faltete er die Hände und betete das Vater-Unser von Anfang bis zu Ende ohne jeglichen Anstoß, und als er damit zu Ende war, füllten ein paar große Thränen seine Augen, und aus ferner Erinnerung gedachte er des Mütterleins, auf dessen Knieen er dieses Gebet gelernt hatte. Auch der Konsul war tief bewegt. Alles, was die deutsche Abstammung beweisen konnte, war in zwanzig Jahren verwischt — nur das erste Gebet war unauslöschlich eingegraben. „Lieber Landsmann," sagte jetzt der Konsul, „nun will ich Euch ein Zeugniß geben, denn das „Vater-Unser" könnt Ihr nur von einer deutschen Mutter gelernt haben."

Weltliche Vergnügungen in der Kirche.

Für Haus und Herd von C. Ulrich.

„Vergnügungen sind diejenigen Dinge, welche uns vergnügen," sagt uns der bekannte Autor einer unserer kirchlichen Zeitschriften. Diese Definition ist vollkommen richtig. Weltliche Vergnügungen sind somit Dinge, welche dem weltlich gesinnten Menschen zum Vergnügen gereichen.

Würde man aber daraus folgern, daß der Christ auf jedes Vergnügen Verzicht leisten müsse, an welchem ein Weltmensch etwa Freude

hat, so wäre diese Schlußfolgerung unrichtig; denn es gibt viele Dinge, an welchen sowohl der Christ, als der Weltmensch Vergnügen finden. Der Christ findet z. B. ein ebenso großes Vergnügen an einer guten, reichlichen Mahlzeit, als der Gottlose. Er genießt die Freuden körperlicher oder geistiger Ruhe und Erholung, die Annehmlichkeiten häuslichen Glücks und einer sorgenfreien Stellung, oder die Bequemlichkeiten einer reich ausgestatteten Wohnung, mit ebenso großem Behagen, als der gottentfremdete Weltmensch. Er findet nicht weniger Vergnügen an einem ländlichen Ausflug, an einem unschuldigen Spiel, an einer Bootfahrt, oder an der Jagd und an einer Vergnügungsreise, als der unerneuerte, fleischlich gesinnte Weltmensch. Er findet ebenso große Freude an einem Konzert oder Musikfest, oder an anderen erlaubten und anständigen Vergnügungen, als der Unbekehrte. Der Christ weiß sogar alle diese Dinge weit höher zu schätzen und ist dankbarer für den Genuß derselben, als der Weltmensch. Diese Dinge sind ja keineswegs sündlich, wiewohl auch der Gottlose dem Genuß derselben huldigt und ihren Werth wohl zu würdigen weiß.

Wir sind deßhalb zu einer genaueren Definition weltlicher, dem Christen unerlaubter Vergnügungen gezwungen, wenn wir keinen Irrthum begehen und das Kind nicht mit dem Bade ausschütten wollen.

Wir verstehen unter „weltlichen Vergnügungen" solche Freuden und Genüsse, welche in dem Worte Gottes entweder direkt verboten sind, oder mit dem Geist desselben im Widerspruch stehen. Es sind Freuden, welche der Christ nicht in dem Namen Jesu genießen kann und welche deßhalb sündlich und seiner Seele schädlich sind. Sie bestehen in dem Besuch solcher Gesellschaften und solcher Lokale, wo der Name Jesu verlästert wird und die Gottesfurcht keinen Raum findet. Sie bestehen, um uns klarer und bestimmter auszudrücken, in dem Besuch solch' öffentlicher Häuser, worin Karten, Kegel und Billard, oder andere Hazardspiele, gespielt werden, in dem Besuch von Tanzböden und Bällen, Theatern und Wirthshäusern, oder verdächtigen, unanständigen Konzerthallen, in welchen unsittliche Schauspiele zur Aufführung gelangen und geistige Getränke verabreicht werden, anderer, noch gemeinerer Plätze, gar nicht zu gedenken, vor welchen selbst anständige Weltmenschen zurückschrecken.

Der wahre Christ kann selbstverständlich kein Vergnügen in diesen, der Sünde und dem Laster geweihten Höhlen, finden, und es ist schon ein bedenkliches Zeichen des Verfalls seines inneren Lebens, wenn sich bei ihm wieder eine Lust zu solchen Vergnügungen einstellt. Der wahre Christ hat edlere Freuden und bessere Genüsse. Er findet sie in seiner Verbindung mit Gott, er schöpft sie aus der seligen Liebesgemeinschaft mit Christo. Wie könnte auch seine Seele nach solch' unlauteren Genüssen verlangen?

Wenn all' unsere Kirchenmitglieder Christi Geist und Christi Gesinnung hätten, so wäre gar keine Warnung oder Ermahnung, in dieser Richtung, nothwendig. Wir sind jedoch zu dem traurigen Geständniß gezwungen, daß sich manche unserer Glieder Vergnügungen hingeben, welche sich mit wahrem Christenthum durchaus nicht vereinigen lassen und welche früher oder später jeden Funken geistlichen Lebens in ihren Herzen zerstören müssen.

Unsere Jünglinge und Jungfrauen namentlich, sind, besonders in den größeren Städten unseres Landes, schweren Versuchungen ausgesetzt, weil der Drang nach weltlichen Vergnügungen in der Jugend besonders stark hervortritt. Sie sind, ihrer Unerfahrenheit wegen, größeren Gefahren ausgesetzt als ältere Glieder, weil sie die in dem blühenden Rosenbusch lauernde Schlange oft gar nicht bemerken und der Versuchung, aus Mangel an festen Grundsätzen und richtiger Erkenntniß, leicht zum Opfer fallen. Sie haben, in Folge ihrer religiösen Erziehung und ihrer Verbindung mit der Kirche, wohl einen Abscheu vor allem Niederen und Gemeinen, sind aber nicht immer im Stande, eine richtige Grenzlinie zwischen unschuldigen und sündlichen Vergnügungen zu ziehen, weil die Versuchung oft in solcher Weise an sie herantritt, daß sie die im Gewande der Unschuld versteckte Sünde nicht sofort zu erkennen vermögen.

Die so vielfach ausgesprochene Befürchtung, daß unsere Jugend leicht die Grenzen des Erlaubten überschreitet und auf Abwege geräth, ist allerdings begründet, aber dies berechtigt uns nimmermehr, ihren natürlichen Hang nach Vergnügungen als verkehrt zu bezeichnen und ihr deßhalb jede Gelegenheit zum Genuß unschuldiger Freuden abzuschneiden. Es ist höchst lächerlich, wenn ältere, körperlich zusammengebrochene Glieder, auf die, in jugendlichem Uebermuth, von Gesundheit strotzenden, an wilden Sprüngen oder gar an anstrengenden Ballspielen sich ergötzenden jüngeren Geschwister mitleidig herabsehen und sich darüber wundern, daß sie überhaupt noch an solchen Dingen Gefallen finden können. Sind sie etwa berechtigt, mit scheelem Neid auf die oft etwas lärmenden Vergnügungen unserer jüngeren Geschwister zu blicken, weil ihre Beine zum Springen nicht mehr taugen und ihre Herzen auf ganz andere Dinge gerichtet sind?

Unsere jüngeren Geschwister sind, trotz ihrer bei Manchen so anstößigen Vergnügungssucht, nicht selten weit treuer in der Benützung der von Gott verordneten Gnadenmittel und im Besuch der Gottesdienste, als viele unserer älteren Glieder. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß sie, in manchen Gemeinden, trotz ihrer Lust an jugendlichen Spielen und geselligem Vergnügen, mehr Ernst in der Ausschaffung ihres Seelenheils an den Tag legen, als viele unserer älteren, in allerhand weltlichen Unternehmungen verstrickten und lediglich dem Gewinn nachjagenden Glieder.

Es gibt leider nur wenige, ältere und einflußreiche Glieder, welche ein richtiges Verständniß für die Freuden der Jugend haben und auf ihre manchmal noch etwas unreifen Ideen und Pläne liebreich eingehen. Unsere jüngeren Geschwister finden in der Regel nur wenig Theilnahme und Aufmunterung, wenn es sich um die Ausführung ihrer Ideen, in der Veranstaltung von Festen und Konzerten, oder anderen geselligen, jugendlichen Zusammenkünften handelt. Sie können höchstens auf tadelnde und wegwerfende Bemerkungen, oder auf eine schroffe Verurtheilung ihrer wohlgemeinten Pläne, von Seiten ihrer älteren Geschwister, rechnen, während sie ihnen doch rathend und helfend zur Seite stehen sollten. Es ist viel leichter, über die Fehler und Ausschreitungen, welche unter solchen Verhältnissen unausbleiblich sind, zu Gericht zu sitzen, als dieselben durch eine frühzeitige, sorgfältige Uebermachung und Ertheilung weiser Rathschläge zu verhüten.

Daß die Freude am Herrn auch für unsere jüngeren Geschwister den höchsten Genuß bilden sollte, ist gewiß richtig, aber es ist sehr fraglich, ob diese Freude jeden anderen Genuß ausschließt. Sollte es etwa unrecht sein, wenn unsere jüngeren Glieder (die alten nicht ausgenommen) sogenannte Picnics oder ländliche Ausflüge, Konzerte oder andere Festlichkeiten, veranstalten; wenn sie Musikfesten oder anderen anständigen, christlichen Zusammenkünften beiwohnen? Wird etwa das Haus Gottes durch die Veranstaltung eines Konzertes oder eines anderen ächt christlichen Festes, zur Erholung der Jugend, entheiligt? Die so viel gerühmte, angeborene Pietät und Hochachtung unserer religiös gesinnten Deutschen vor der Heiligkeit des Gotteshauses, ist mit unseren amerikanischen Anschauungen, über die Würde desselben, kaum vereinbar. Wir wollen hier keine Entscheidung fällen, sondern nur bemerken, daß während viele unserer amerikanischen Freunde allerdings nur sehr laxe Begriffe von dem heiligen Charakter eines Gotteshauses haben, die deutsche Pietät unserer Landsleute oft größeren Werth auf das, zum Zweck christlicher Gemeinschaft errichtete Gebäude, als auf den in demselben abgehaltenen Gottesdienst legt. Wir kennen Deutsche, welche das Abhalten eines Festes in der Kirche für eine Entweihung derselben halten würden, welche aber nicht den geringsten Anstoß an einer dicht neben derselben errichteten Kneipe nehmen und sogar ihren Durst, vor und nach dem Gottesdienst, in derselben löschen.

Daß solche Feste oft in theatralische Vorstellungen ausarten, und als eine Entweihung des Gotteshauses bezeichnet werden müssen, ist nicht zu leugnen. Wer aber trägt die Schuld daran? Etwa die unerfahrenen, jungen Glieder der Gemeinde, oder der Prediger und Vorstand derselben, welche diese Feste streng überwachen, das Programm derselben prüfen, und die nöthigen Vorarbeiten genau besichtigen sollten, ehe sie zur Aufführung gelangen. Es könnte dadurch alles Anstößige streng vermieden, und einer späteren unfreundlichen Kritik vorgebeugt werden.

Der Prediger der Gemeinde, vor allen Anderen, sollte der Freund und Berather seiner jugendlichen Glieder sein; er sollte ihr Vertrauen, ihre Zuneigung und Liebe besitzen. Er sollte auf ihre Pläne liebreich eingehen, ihr Leiter und Führer sein, und sich auf das Freundschaftlichste mit ihnen berathen. Wenn er die nöthige Klugheit zur Leitung der ihm anvertrauten jungen Seelen besitzt, wird er nur auf geringe Schwierigkeiten stoßen. Viele unter ihnen mögen leichtsinnig und unerfahren sein, sind aber selten störrig und unlenksam. Wenn sie überzeugt sind, daß der Prediger sie liebt und auf ihre unschuldigen Spiele eingeht; wenn er ihr völliges Vertrauen und ihre Achtung besitzt, so werden sie sich nur selten zu Ausschreitungen hinreißen lassen.

Es mag hier eingewandt werden, daß nicht jeder Prediger einen solchen Einfluß auf die Jugend ausüben kann. Wenn dies wirklich der Fall ist, so fehlt ihm eine der Haupteigenschaften eines evangelischen Seelsorgers, die Fähigkeit, die Jugend anzuziehen und die Lämmer der Gemeinde zu weiden. Manche Prediger sind gar zu würdevoll und düster, um mit der fröhlichen Jugend liebreich zu verkehren, während andere es nicht der Mühe werth achten, näher auf ihre Pläne und Ideen einzugehen. Die Bedeutung der jugendlichen Kräfte der Gemeinde wird häufig unterschätzt. Sie sind die Hoffnung der Kirche, denn der Gewinn älterer Glieder wird immer geringer. Sie bilden, ihrer großen Empfänglichkeit wegen, das ergiebigste Saatfeld des Predigers, wenn er es ver-

steht, die jungen Seelen durch die Macht des Evangeliums zu beeinflussen, und die großen, lebenspendenden, göttlichen Wahrheiten desselben, auf eine kindliche, ihrem Fassungsvermögen angemessene Weise, in ihre zarten und empfänglichen Herzen zu pflanzen.

Ein Prediger, welcher diese Aufgabe nicht zu lösen vermag, wird nur geringe Erfolge erzielen.

Es ist ein großer Fehler, wenn sich die Jugend vor dem Prediger ängstlich zurückzieht. Sie sollte ihn lieben und sich seiner Freundschaft erfreuen. Er sollte, wenn ihm die Fähigkeit, die Jugend anzuziehen, abgeht, Gott ernstlich darum bitten, denn sie ist das beste und lohnendste Material der ganzen Gemeinde. „So aber Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältiglich Jedermann und rücket es Niemand auf, so wird sie ihm gegeben werden." Jac. 1, 5.

„Laßt mich zur Mutter geh'n!"

Eine wahre Geschichte ohne Schminke.

Für Haus und Herd erzählt von Gregorius.

Jedermann war bereit, den Karson Kindern das Zeugniß auszustellen, daß sie seit dem Tode ihrer Eltern das Beste gethan haben, was unter Umständen wohl geschehen konnte. Manche der Nachbarn waren sogar bereit, eine besondere Führung der göttlichen Vorsehung darin zu erkennen, daß sie ihrem eigenen Schicksal überlassen wurden, da der Vater doch nicht im Stande war, seine Familie ordentlich zu ernähren und die Mutter eine zu vornehme Erziehung genossen hatte, um sich in dem primitiven Landleben des fernen Westens zurecht zu finden und die Verhältnisse daselbst vortheilhaft auszubeuten. Vater und Mutter starben in derselben Woche. Nach kurzer Berathung hatten die Kinder sich entschlossen, beisammen zu bleiben und fortan eine Familie zu bilden. Nachdem alle Schulden bezahlt worden waren, blieb den Kindern nichts als die Heimstätte, welche der Vater sich durch das sogenannte Homestead-Gesetz gesichert hatte. Es waren ihrer fünf Kinder an der Zahl — Georg, Catharina, Julia, Annette und David.

Niemand sprach von David, dem zweitjüngsten, ohne seinen Namen auf eine sanfte Weise und mit einem besonderen mitleidsvollen Ausdruck zu nennen, denn er war schwachsinnig. Er war lang gewachsen und kräftig gebaut; sein Gesicht war schön zu nennen, aber es war ausdruckslos, wie das eines Säuglings. Er war „harmlos" und bekümmerte sich um nichts. Er war einfach ein großes Kind mit kindischen Anschlägen, zufrieden im Spiel mit einer großen Puppe, die er überall mit sich nahm.

„Davy," wie ihn die Mutter zu nennen pflegte, war durchaus keine unansehnliche Erscheinung. Er war stets nett gekleidet und wußte sich reinlich zu halten; auf seine großen, gelben Locken, die seinen Kopf zierten, war er sogar stolz und wußte dieselben zu behandeln. Seine großen, braunen Augen aber waren ohne allen Ausdruck. Von Erregung des Gemüthes, oder vom Zorn, wußte er rein nichts. Er war überall zufrieden, konnte sich beständig freuen und ging mit lachendem Munde einher. Von den Sorgen und Kämpfen dieser Zeit, die den geistvollen Menschen schon in seiner Jugend befallen, hatte er durchaus keinen Begriff. Seine Welt, in welcher er sich bewegte, war klein, bequem und schön. Er war aller Sorge baar; er war absolut glücklich.

Mütter, deren Söhne schon in der Jugend das Joch tragen mußten, erinnerten sich des kleinen Davy, als beständigen Begleiter seiner Mutter, welche mit ihrem ganzen Herzen an dem hülflosen Kinde hing. Sie erinnerten sich, ihn oft neben seiner Mutter auf dem kleinen Schemel sitzend gesehen zu haben, ihr in's Auge schauend oder seinen müden Lockenkopf in ihren Schooß legend, um auszuruhen. Die Mutter war unermüdlich in ihrem Versuch, die Geisteskräfte ihres lieben Kindes zu wecken. Tage- und wochenlang mühte sie sich ab, ihm die kindlichsten Begriffe und die einfachsten Sätze beizubringen. Oft wollte sie verzagen, weil es ihr gar nicht zu gelingen schien, dem Kinde irgend etwas verständlich zu machen. Als sie aber nach Jahre langem Versuch es doch dahin brachte, daß er seine Hände faltete und „Abba, lieber Vater, Amen," betete, oder mit ihr in das Lied einstimmen konnte: „Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen, Gott ist die Liebe, er liebt auch mich," da kannte ihre Freude keine Grenzen mehr. Ebenfalls gelang es ihr, ihn nach und nach soweit zu unterrichten, daß er sich nothdürftig auszusprechen wußte. Die Beiden aber verstanden sich gegenseitig vollständig, obgleich Davy sich oft nicht auszudrücken wußte.

So wuchs Davy auf und wurde groß, während sein Geist traurigerweise zurückblieb. Es war gewiß ein trauriger Anblick, den großen Jungen sich mit seiner Puppe oder an einem Glasvogel amüsiren zu sehen und seine Sorge für derartige Dinge an den Tag zu legen, während alle höheren Begriffe ihm abgingen.

Aber an zwei Dingen nahm Davy doch stetig zu, nämlich an Freundlichkeit und Liebe. Während die Kraft des Geistes zurückblieb, entwickelten sich doch die Seelenkräfte. Auf eine instinktmäßige Weise verstand er, daß jedes lebendige Wesen freundlicher Behandlung berechtigt sei. Er suchte auf seine Weise Zuvorkommenheit und Liebe zu üben in der Familie, unter den verschiedenen Thieren im Hof und sogar an den leblosen Dingen, die ihn interessirten. In diesen Stücken war sein Gemüth nicht umwölkt. Durch den umnachteten Verstand dieses simpelhaften Knaben drang die Liebe klar und schön. Er, der keinen richtigen Begriff hatte von einem Gebot, der nichts wußte von Belohnung oder Strafe, vom Himmel oder von der Hölle, von Gott oder vom Teufel, lebte im buchstäblichen Sinne des Wortes nach der goldenen Regel!

Als sein Vater und seine Mutter, welche an einem Tage bestattet worden waren, dem kühlen Schooß der Erde übergeben wurden, hatte Davy keinen Begriff von dem, das geschehen war. Ehe man die Leichen aus dem Hause nahm, ging er auf den Zehen im Zimmer umher, weil er sie in ihrem Schlafe nicht stören wollte. Nach dem Begräbniß ging er im Zimmer auf und ab oder im Hofe umher, und rief seiner Mutter mit einer Zuversicht, die keine Täuschung kennt. Tage lang saß er in der Thüre des Hauses, ohne ungeduldig zu werden oder in Thränen auszubrechen, auf die Heimkehr des Vaters und der Mutter wartend. Es gab Tage, an welchen Davy von der Wiederkehr seiner Eltern so sicher war, daß er vom frühen Morgen bis in die Nacht vor dem Thore saß, den Weg hinabschauend, auf welchen sie, in ihren Särgen gebettet, zum Gottesacker begleitet worden waren. Wenn dann um der Einbruch der Nacht willen, Davy nicht länger warten konn'e, ging er in das Haus mit gebeugtem Haupt und krank aussehendem Gesicht. Er legte die Hand auf die Brust, als ob das Herz ihm schmerzte, ohne jedoch einen Klageton zu äußern, oder Unzufriedenheit auszudrücken; denn er war gewiß, Vater und Mutter kommen wieder.

Eines Tages stattete Pastor Winkler den Karson Kindern einen Pastoralbesuch ab. Er fand den Davy unter einem Baume auf einer Bank, dicht am Thore, neben dem Wege sitzend, mit seiner Puppe in den Armen. Das Verlangen nach der Heimkehr seiner Eltern, war an diesem Morgen so inständig, daß es eine Röthe auf seine Wangen trieb und seinem Auge einen begeisterten, ausdrucksvollen Blick verlieh. Jetzt gab er seiner Puppe einen zärtlichen Kuß, dann wieder hob er sie mit beiden Händen in die Höhe, damit sie das Kommen der Eltern zuerst erblicken möchte.

Pastor Winkler, dessen Herz vor Mitleid ob diesem Anblick bewegt wurde, ergriff die Hand des Davy, indem er die Frage an ihm richtete:

„Was machst Du hier, Davy?“

„Ich warte auf die Heimkehr von Vater und Mutter!“ lautete die schnelle Antwort, begleitet von einem überglücklichen Lachen beim Nennen der Namen seiner Eltern. Pastor Winkler besann sich einen Augenblick, wie er dem schwachen Geist dieses Knaben von sechszehn Jahren den Begriff beibringen könnte, daß seine Eltern gestorben seien, und daß er sie in einer bessern Welt wieder finden würde. Er erwiderte daher mit einigem Kopfschütteln:

„Sie werden nie wieder kommen, Davy, nie wieder, nie wieder in dieser Welt!“

„Oh!“ antwortete Davy, der den Pastor nicht begriffen hatte.

„Sie werden nie wieder kommen, Davy,“ fuhr Pastor Winkler fort, „heute nicht, morgen nicht, noch am nächsten Tage, noch am nächsten. Nimmer! Nimmer! Sie können nicht kommen, Davy, denn sie sind todt und liegen in der Erde!“

„Todt? Todt?“ antwortete Davy, während er mit fragendem Blick aufwärts schaute; „todt, wie die Vögel, die nicht mehr singen oder fliegen können; todt, wie der Hund, der sich nicht mehr bewegte und in die Erde verscharrt wurde; todt, wie das Eichhörnchen, das auf dem Wallnußbaume dort war und herunterfiel? Todt, wie diese? Nein! Sie konnten nicht sterben. Meine Mutter konnte nicht sterben! Mein Vater konnte nicht sterben! Ich werde sie wieder sehen!“

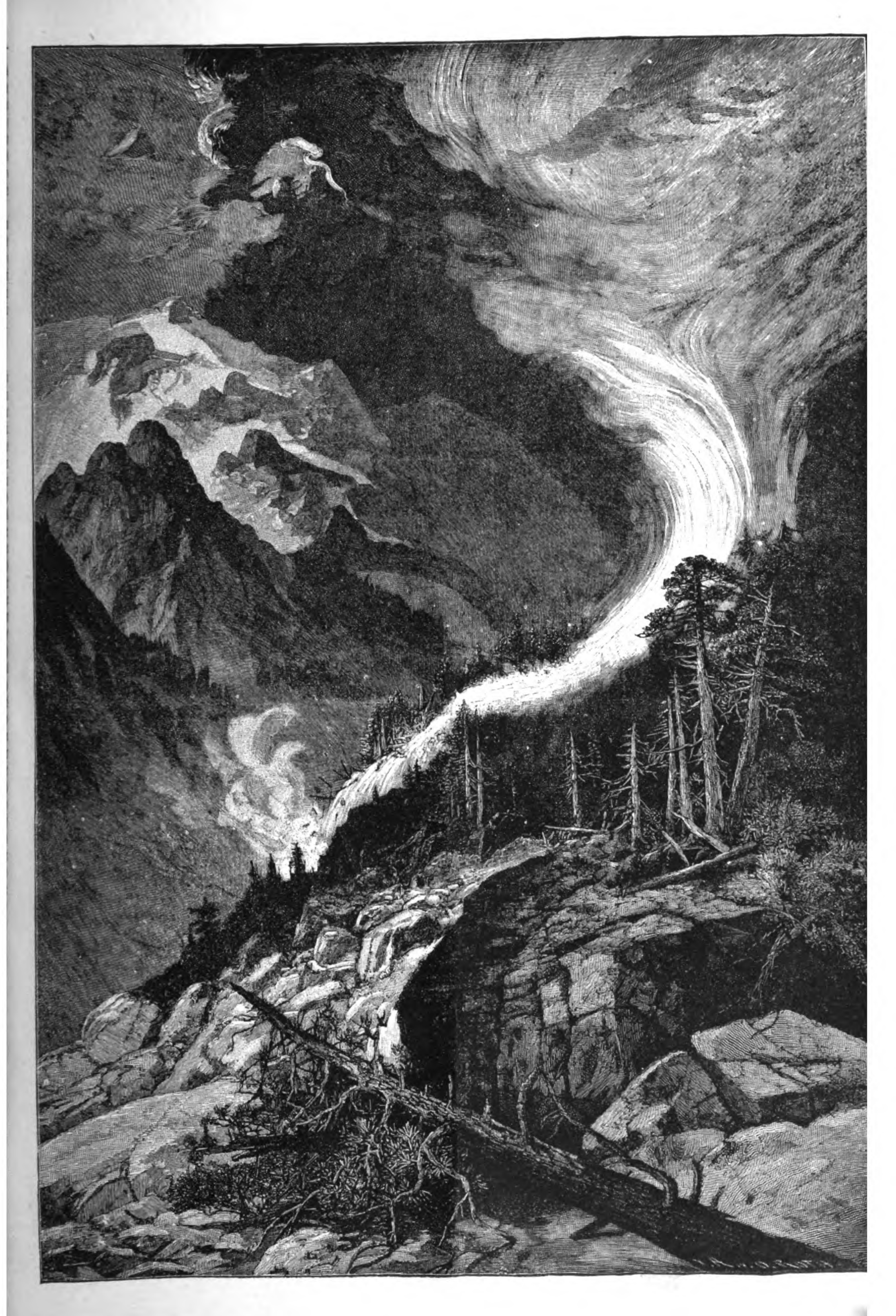
Davy sprach diese Worte mit solcher Gewißheit und Glaubenszuversicht aus, daß Pastor Winkler beschämt und bestraft zugleich dastand. — Hier in diesem simpeln Gemüthe fand er den unbedingten Glauben, den er vergeblich seiner Gemeinde Sonntag nach Sonntag verkündigt hatte! Dieser Davy stand auf einer Höhe des Glaubens, wie er sie nie gesehen, noch an sich selber erfahren hatte. „Ja, Vater,“ sprach er bei sich selber, während er seiner Wege ging, „den Weisen und Klugen dieser Welt ist es verborgen, aber den Unmündigen und Säuglingen hast Du es geoffenbaret. Ja, Vater, also ist es wohlgefällg gewesen vor dir!“

„Sie können nicht sterben; sie sind nicht todt, wie die Vögel; nein, sie leben und ich werde sie wieder sehen!“ Diese Worte wiederhallten immer wieder in den Ohren des Pastors, den ganzen Tag hindurch. Er hatte eine Lektion gelernt, an die er nicht gedacht hätte. Davy Karson war ablolut gewiß, daß seine Eltern leben und daß er sie wieder sehen würde. —

* * *

Seit dem Tode ihrer Eltern kamen die Karson Kinder, in irdischer Beziehung wenigstens, gut vorwärts. Sie waren fleißig und unternehmend, sparsam und praktisch. Sie verstanden sich gegenseitig und arbeiteten einander geschickt in die Hand. Nach einigen Jahren schon hatte die alte Heimstätte ein ganz anderes Aussehen. Wo man hinschaute, im Hause oder im Hofe, in der Scheuer oder in den Feldern, Alles zeugte von Fortschritt und Wohlstand. Georg war ein praktischer, erfolgreicher Farmer. Catharina verstand es vortrefflich, dem Hauswesen vorzustehen. Julia wurde eine gelungene Musiklehrerin und Annette, die jüngste und schönste, machte eine glückliche Heirathsparthie und gründete ihren eigenen Hausstand. Davy wurde eine Reihe von Jahren hindurch nicht vernachlässigt. Sein Bruder wetteiferte mit den Schwestern, ihn auf das Nachsichtigste zu behandeln und allen seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Es konnte auch nicht wohl anders sein. Hatte doch der Vater, aber ganz besonders die Mutter, beim Abschied aus dieser Welt den Kindern das heilige Versprechen abgenommen, für den hülflosen Davy bestens zu sorgen. Ja, die Mutter schien nicht sterben zu können, bis alle vier Kinder die Hand in ihre sterbenden Hände gelegt hatten, und ihr die Versicherung gegeben, daß Davy keinen Mangel leiden solle. Darauf kehrte sich die Mutter auf die linke Seite gegen das Zimmer, legte ihre rechte Hand auf das Haupt des Davy und betete mit aller Inbrunst einer sterbenden Mutter: „Herr Jesu! Sei Du der Schutz und Segen meines armen Davy, den ich nun im Tode verlassen muß. Sei Du sein Hirte und Führer durch diese arme, kalte Welt und lasse ihn nie unter die Hände selbstsüchtiger, gottloser Menschen fallen. Amen!“ Bald darauf starb sie im Frieden. Diese Sterbescene hatte einen tiefen Eindruck auf die Karson Kinder gemacht und sie versprachen sich gegenseitig wiederholt des Davy um der sterbenden Eltern willen zu warten und ihn zu pflegen, so lange sie leben.

Mit dem Fluge der Zeit aber und mit der Zunahme der Sorge des betrüglichen Reichthums verwischten sich die Eindrücke, welche beim Tode der Eltern auf die Karson Kinder gemacht worden waren. Mit der Vermehrung des irdischen Besitzes erweiterte sich ihr Gesellschaftskreis immer mehr und mehr. Sie fingen an, dem Tand und Flitter dieser Welt nachzujagen. Sie schätzten den Schein höher, als das Sein. Fast unbewußter Weise wurden sie von der Sünde der Selbstsucht eingenommen. Jedes fing im Stillen an, beim Empfang des zahlreichen Besuches sich des simpelhaften Davy zu schämen. Sie suchten ihn zu solchen Zeiten zu verbergen und stellten sich dem Be-



suche gegenüber, als ob sie den Davy vergessen hätten. Sie mißhandelten ihn zwar nicht, aber er war überall im Wege und der Gedanke hatte sich bei ihnen Eingang verschafft, es wäre besser für sie, wenn Davy nicht mehr im Hause wäre.

Davy nahm keinen Unterschied in der Behandlung von Seiten seiner Geschwister wahr. Er war derselbe geblieben. Er schaukelte seine Puppe, spielte mit dem Hund oder den Glasvögeln und wartete täglich auf die Wiederkehr seiner Mutter, die er nicht vergessen konnte. Sein Lieblingsort war immer noch das Thor am Wege, wo man ihn täglich sitzen sehen konnte, auf seine Mutter wartend.

Wer eigentlich von den drei Kindern zuerst den verborgenen Gedanken über Davy ausdrückte, kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Alle hatten sich seit längerer Zeit mit demselben Gedanken getragen, aber Jedes fürchtete sich, denselben zuerst auszusprechen. Als aber einmal die Bahn gebrochen war, hielt es nicht schwer, über die Zukunft des Davy zu berathen. Zuletzt waren die Karson Kinder darin einig geworden, daß Davy ihnen im Wege sei, ihnen gewiß nicht zur Ehre gereiche und daß sie sich seiner vor dem Besuche zu schämen gezwungen seien! Auch darin stimmten sie miteinander überein, daß etwas mit ihm geschehen müsse, und zwar recht bald. Aber was? das war die große Frage! Sie redeten so oft und so viel über ihre eigenthümliche Lage, daß sie sich überredeten, sie seien Märtyrer, die unnöthigerweise um ihres blödsinnigen Davy willen zu leiden hätten.

Zuletzt wurden sie dahin einig, daß Davy in das Armenhaus gesandt werden müsse. Sie mußten sich gestehen, daß er nicht in das Irrenhaus gesandt werden dürfe, indem er ja Niemand je etwas zu leide gethan habe. Auch wollten sie ihn nicht als eine arme, kranke Person in dem Armenhause wissen. Sie waren bereit, für seine Nahrung und Kleidung zu zahlen. Ihr Vorwand in der Applikation zur Aufnahme lautete: „Es sei nicht gerathen, Davy Karson alleine zu lassen und seine Geschwister könnten ihm nicht länger die persönliche Aufmerksamkeit schenken, die sein Zustand erforderlich mache."

Zu diesem Schritte hatten die Karson Kinder allerdings ein gesetzliches Recht. Sie schmeichelten sich auch, längst mehr als ihre Pflicht an Davy erfüllt zu haben. Sie waren ja auch willig, für die Unkosten seiner Verpflegung im Armenhause einzustehen. Mehr meinten sie, könne Niemand von ihnen verlangen. — An das Versprechen, das sie ihren Eltern gegeben hatten, dachten sie nicht, noch an das Wort des Apostels: „Wir, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben."

Am Abend vor seiner Aufnahme im Armenhause saßen die Karson Kinder im warmen Zimmer. Ein unheimliches, ominöses Gefühl hatte sich auf die Geschwister gelagert. Nur Davy war gutes Muthes. Er spielte mit seiner Puppe nach alter Manier und war aller Sorge frei. Je mehr er sich aber in seiner simpeln Weise erfreute, desto unheimlicher ward es ihnen zu Muthe. — Warum wohl? Wir können die richtige Antwort leicht finden. Seine Freude und Frohsinn beschämte sie, sein unschuldiges Glück versetzte sie in die größte Verlegenheit, sein unbegrenztes Vertrauen strafte sie ob ihres bösen, herzlosen Planes!

Der Sturm heulte draußen mit solcher Gewalt, daß sich das Thor am Wege öffnete. Als Davy das Knarren des Thores vernahm, sprang er behende auf mit den Worten: „Es ist die Mutter! Es ist die Mutter! Habe ich euch nicht immer gesagt, die Mutter kommt noch?"

Schnell öffnete Davy die Thüre, um nur den scharfen Wind dieser schwarzen Dezember-Nacht zu begrüßen, anstatt sein unendliches Sehnen nach seiner Mutter gestillt zu sehen. — Dieser Vorfall vermehrte nur noch das unheimliche Gefühl der Karson Kinder, denen es vorkam, als ob die Mutter im Geiste wirklich erschienen sei und sie um ihrer herzlosen Absichten willen zurechtweise. Ihr Gewissen war aufgewacht. Sie schämten sich im Augenblick ihrer niederträchtigen Pläne, den Davy aus dem elterlichen Hause zu entfernen. Keins von ihnen redete auch nur ein Wort.

Davy schloß die Thüre und setzte sich mit gesenktem Haupte neben den warmen Feuerherd. „Sie ist noch nicht da, obgleich ich sie den ganzen Tag hindurch erwartet habe," sprach er still vor sich hin. Darauf redete er seine Schwester Catharina folgendermaßen an: „Wenn die Mutter heute Nacht noch kommt, wirst Du mich doch gewiß aufwecken, Catharina, nicht wahr? Sie wird so froh sein, mich wieder zu sehen, und ich werde auch so froh sein!"

Bei diesen Worten brach er wieder in ein überglückliches Lachen aus. Der kindliche Glaube an seine eigene Bedeutung berührte eine zarte Saite in den Herzen der Karson Kinder. Ein jedes von ihnen wäre in diesem Augenblicke bereit gewesen, das Geschehene wieder ungeschehen zu machen, und zu erklären, daß Davy nie und nimmer aus dem elterlichen Hause genommen werden dürfe, aber keins getraute sich, das erste Wort zu reden. Es ist ebenso schwer, einem guten Entschlusse den ersten Ausdruck zu geben, als einem bösen. Eine falsche Scham hält die Lippen geschlossen, wenn die edleren Gefühle sich regen. So war es hier an diesem Abend. — Der goldene Augenblick ging unbenützt vorüber und anstatt eine edle That zu vollbringen, nahm die Selbstsucht die Herzen auf das Neue ein! Davy aber, der von allem Diesem keine Ahnung haben konnte, legte sein Haupt in den Schooß seiner Schwester und schlief ein, ohne seine Mutter gesehen zu haben.

* * *

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr kam Johann Keller mit dem Wagen vom Armenhause, um den „blödsinnigen" Davy von der alten Heimstätte hinwegzunehmen. Auf den Vorschlag, mitzufahren, ging er bereitwilligst ein. Zuerst wollte er die Katze, mit welcher er den ganzen Morgen gespielt hatte, mitnehmen, als ihm aber die Puppe überreicht wurde, die mittlerweile einen ganz neuen Anzug auf eine ihm unerklärliche Weise bekommen hatte, war sein Entschluß sogleich gefaßt. Er nahm die Puppe mit. Er war zum Entzücken froh über seine Puppe, die ihm nie zuvor so lieb und schön erschien. Er setzte sich neben den Kutscher, so unschuldig, so überaus glücklich, eine Ausfahrt machen zu dürfen. Als Johann Keller die Pferde antrieb, schaute Davy zurück und rief aus mit frohem Munde: „Adje, Catharina; bis Mittag werde ich wieder zu Hause sein."

Catharina aber konnte keine Antwort geben. Sie stand am Thor mit kalten, thränenlosen Augen. Es war ihr nicht möglich, ein Wort zu äußern. Die übrigen Geschwister hatten sich aus dem Wege gemacht, und überließen der ältesten Schwester die schwere Aufgabe des Abschiedes. Sie war still, aber ihre Brust wogte mächtig auf und nieder. Wie nie zuvor erkannte sie jetzt, daß sie sich zur Verrichtung einer bösen That hergegeben habe, aber sie ließ sich nichts merken. Noch einmal ertönte ein lautes „Adje" des Davy in ihr Ohr, ohne daß sie ihm erwidert hätte.

Johann Keller konnte ein solches Benehmen der Karson Kinder ebensowenig enträthseln, als die

Freude des Davy. Später erklärte er: „Nie in meinem Leben habe ich einen solchen glücklichen Menschen gesehen, als diesen Davy. Jeder Vogel, welcher über unsere Häupter hinflog, erfreute ihn. Seine unbegrenzte Freude rührte mich zu Thränen bei dem Gedanken, daß er keine Ahnung habe von der hartherzigen Behandlung seiner Geschwister. Ich kann nicht einsehen, warum die Karson Kinder ihren Bruder Davy in das Armenhaus sandten. Er war ein unschuldiger harmloser Mensch. Er zeigte weder Eigensinn noch Zorn. Er war immer freundlich und zufrieden und hatte das Böse nie kennen gelernt."

Bei der Ankunft im Armenhause war Davy anfänglich überglücklich. Er freute sich königlich über Alles, was seinen Augen begegnete. Das Mittagessen mundete ihm vortrefflich und er ging seelenvergnügt im Haus und Hof umher. Aber als der Abend zu dämmern anfing, wurde Davy sehr unruhig. Er wollte nach Hause gehen. Er folgte dem Fuhrmann, Johann Keller, Schritt für Schritt und bat einmal um das andere auf die flehentlichste Weise: „Laßt mich zur Mutter geh'n! Die Mutter möchte kommen; laßt mich heimgehen!"

„Sind sie freundlich gegen Dich zu Hause, Davy?" frug Johann Keller.

„Ja," antwortete er.

„Und schelten sie Dich niemals?"

„Nein."

„Liebst Du sie auch, den Georg und Catharina und Julia?"

„Ich liebe sie alle — auch die Katze und den Hund und den Vogel und die Lizzie" (seine Puppe).

„Aber die Lizzie, Deine schöne Puppe, hast Du ja bei Dir. Bleibe bei uns, Davy, wir lieben Dich auch und wollen Dich gut behandeln."

„Nein," antwortete Davy mit einem entschiedenen Kopfschütteln, „nein, die Mutter möchte kommen! Laßt mich zur Mutter gehen!"

Jeder Versuch, ihn zu trösten und zufrieden zu stellen, schlug fehl. So war es am nächsten Tage und die erste und zweite Woche hindurch. Stunden lang saß er Tag für Tag am Fenster und schaute gen Himmel, ohne ein Wort zu sprechen. Er konnte weder essen noch schlafen. An seiner Puppe hatte er alle Freude verloren. Das Heimweh hatte ihn mächtig ergriffen. Er fing an abzumagern und schwach zu werden und mußte zu Zeiten sogar das Bett hüten. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete er immer in den Worten: „Laßt mich zur Mutter gehen! Die Mutter möchte kommen; laßt mich heimgehen!"

Nach zwei Wochen sprach Johann Keller bei den Karson Kindern vor und theilte ihnen den Zustand des Davy mit. „Das Heimweh," sprach er, „hat ihn krank gemacht. Er ißt nicht und weint fast beständig. Er ist vom Kummer bereits so schwach geworden, daß er kaum auf sein kann. Ich glaube, daß es noch sein Herz brechen wird, wenn wir ihn nicht bald nach Hause bringen dürfen."

Die Karson Kinder schauten sich stumm und wortverlegen an.

„Ich bin gewiß," fuhr Johann Keller fort, „Ihr könntet ihn nicht im Armenhause lassen, wenn Ihr wüßtet, wie er sich abgrämt und beständig das Kommen seiner Mutter erwartet. Alles, was er spricht, ist: 'Laßt mich zur Mutter gehen! Die Mutter möchte kommen; laßt mich heimgehen!' Diese Worte klingen Tag und Nacht in meinen Ohren."

Endlich erwiderte Georg: „Nun denn, sagen Sie dem Davy, daß er in einer Woche heim kommen kann und einmal Mittag mit uns essen darf. Behalten aber können wir ihn nicht. Sie kommen ja fast täglich hier vorbei und können ihn mitbringen und auf dem Rückwege von der Stadt wieder mitnehmen."

Johann Keller hatte die größte Mühe, dem Davy begreiflich zu machen, daß er noch eine ganze Woche warten müsse, ehe er heimgehen könne; der arme Junge hatte keinen Begriff von der Zahl sieben. Keller holte daher einen starken Zwirnsfaden, an welchem er sieben schwarze Bohnen fadelte. Er hing denselben dem Davy um den Hals mit folgender Erklärung: „Ich werde jeden Morgen eine dieser Bohnen abstreifen, und, wenn ich die letzte abgestreift habe, darfst Du heimgehen."

Als Johann Keller am nächsten Morgen kam, um die erste Bohne abzunehmen, glaubte Davy schon, die Zeit seiner Heimkehr habe sich eingestellt. Er konnte es nicht verstehen, warum er noch länger warten müsse. Nach einigen Tagen aber wurde er ruhiger. Er nahm etwas mehr Speise zu sich, spielte mitunter ein wenig mit seiner Puppe und wurde wieder freundlicher. Sein ganzer Sinn aber war auf den Zwirnfaden concentrirt, dessen Bohnen mit jedem neuen Tage weniger wurden. Als nur noch eine Bohne übrig war, konnte Davy es fassen, daß er morgen heimgehen dürfe. Seine Freude kannte keine Grenzen; mit seinem früheren, überglücklichen Lachen rief er aus: „Morgen darf ich zur Mutter gehen! Morgen darf ich heimkommen! Die Mutter wird sich aber freuen, mich wieder zu sehen!"

Auch Johann Keller freute sich mit Davy über die nahe Aussicht, sein Heimweh bald gestillt zu sehen. Leider aber traf am Abend des sechsten Tages durch einen speziellen Postboten ein Brief von den Karson Kindern ein, in welchem es kurzweg hieß, daß unvorhergesehene Verhältnisse den Besuch des Davy im elterlichen Hause auf den morgenden Tag zu einer Unmöglichkeit mache; derselbe müsse daher auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden.

Am nächsten Morgen stand Davy ungewöhnlich frühe auf und kleidete sich an. Er legte seine Puppe in den Arm und fing an ihr zu erzählen, daß er heute wieder nach Hause kommen dürfe. Als Johann Keller in's Zimmer trat, begrüßte ihn Davy mit lautem Lachen, indem er zugleich ausrief: „Heute darf ich zur Mutter gehen; heute gehe ich wieder heim!"

Mit schwerem Herzen suchte Johann Keller dem armen Davy begreiflich zu machen, daß er heute noch nicht heimgehen darf, sondern erst in einigen Tagen. — Anfänglich schien Davy gar nicht zu verstehen, was Johann Keller damit meinte. Als er aber sah, daß keine Anstalten zur Heimkehr gemacht wurden und Johann Keller nur immer mit einem Kopfschütteln antwortete, da entfärbte sich sein Gesicht, seine Augen wurden starr, er reichte mit beiden Händen nach seinem Kopfe und fiel mit den Worten: „Ich gehe heim zur Mutter!" vom Stuhl herab auf den Boden. Der arme Davy wurde schnell aufgehoben und auf sein Bett gelegt. Ein Lächeln überzog sein Gesicht, er lispelte noch einmal leise: „Ich gehe heim zur Mutter!" worauf sein Geist der schwachen Leibeshütte entflohen war, um heim zu gehen zu den besseren Wohnungen, droben im Reich des Lichts.

* * *

Die Karson Kinder saßen an der reichbeladenen Mittagstafel, umringt von vornehmen Gästen, die sich zum Besuche eingestellt hatten, und um deren willen die Heimkehr des Davy auf unbestimmte Zeit aufgeschoben worden war, als Johann Keller die Klingel des Hauses zog. Seine Botschaft, welche er überbrachte, lautete folgendermaßen: „Euer Bruder Davy ist todt! Er war zu schwach, um die Täuschung,

heute nicht heimgehen zu dürfen, zu ertragen. Er starb an einem gebrochenem Herzen, das sich nicht zufrieden geben konnte, seine Mutter, die er zu Hause glaubte, nicht gesehen zu haben. Seine letzten Worte waren: 'Ich gehe heim zur Mutter'."

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel fuhr diese Botschaft vom Tode des Davy durch die Herzen der Karson Kinder. So etwas hatten sie nicht erwartet. Ihre Gewissenspein hatte anfänglich keine Grenzen. Mit einem Male erkannten sie, daß sie sich an Davy gewaltig verrechnet hatten. Sie glaubten, es sei hinreichend für seine körperlichen Bedürfnisse Rechnung getragen zu haben. Sie vergaßen ganz und gar, daß er auch ein Herz hatte, das lieben wollte und lieben konnte, ja ohne den Beweis der Liebe umkommen mußte! Für diesen Hunger seiner Seele hatten sie nicht gesorgt. Sie schafften ihn aus dem Hause, weil er ihnen im Wege war und sie glaubten sich seiner schämen zu müssen.

Jetzt, da ihr Bruder todt war, wollten sie Alles für ihn thun. Sie ließen die Leiche in das elterliche Haus bringen und in theure Todtenkleider legen. Ein kostbarer Sarg von Metall deckte seine irdischen Ueberreste. Davy wurde mit großem Aufwand begraben. Mit schwerem Herzen folgten sie dem Sarge zur Gruft. Sie wären bereit gewesen, Alles, was in ihren Kräften lag, aufzubieten, um das Geschehene wieder ungeschehen zu machen. Allein es war zu spät! Was nützten ihre Thränen? Ihre Trauerkleider? Davy war heimgegangen zu seiner Mutter und sein tiefstes Sehnen des Herzens war endlich gestillt! Als die Karson Kinder dem verstorbenen Bruder den letzten Abschied gaben, lag auf seinem bleichen Antlitz ein vorwurfsvoller Zug, den sie in ihrem ganzen Leben nicht vergessen konnten, der sie wie ein Gespenst begleitete und ihnen jede Freude verbitterte. —

Wir schließen diese wahre Geschichte mit folgendem Auszug aus einem Liede, als Anwendung des Ganzen:

„O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern weinst und klagst!

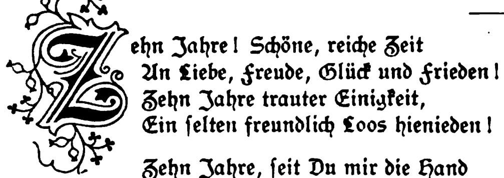
Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der And're aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!"

An meinen Mann!*)



Zehn Jahre! Schöne, reiche Zeit
An Liebe, Freude, Glück und Frieden!
Zehn Jahre trauter Einigkeit,
Ein selten freundlich Loos hienieden!

Zehn Jahre, seit Du mir die Hand
Zum treuen Bunde für das Leben,
Vereint von süßer Liebe Band,
Vor Gott und Menschen hast gegeben.

Und noch, — wie dank' ich meinem Gott, —
Noch darf ich freudig sie umfassen,
Die treue Hand, die stets sich bot,
Die mich in keiner Noth verlassen,

Noch schlingt sich glücklich Hand in Hand,
Sich gern zu stützen und zu tragen,
Vereint, geduldig, unverwandt
Den Kampf des Lebens neu zu wagen.

Noch legen wir im Glauben still
In Gottes Vaterhand die Hände,
Daß Er uns leite, wie Er will
Und wo Er will zur Arbeit sende.

Noch strahlt für mich Dein warmer Blick,
Und bringt mir aus des Herzens Fülle
Der Liebe süßen Gruß zurück,
Und macht mich froh und dankbar stille.

Noch klingt für mich Dein freundlich Wort
Im trauten Heim und vom Altare
In göttlicher Erleuchtung fort,
Daß sich der Vater offenbare.

Die Rede Deines Mundes ist
Mir lieb und werth und schön geblieben.
Als edler, weiser Mann, als Christ
Sah ich in Wort und Thun Dich üben.

Noch schlägt für mich Dein treues Herz!
Wie kann ich Ihn genug erheben,
Der mir zum Pilgern himmelwärts
Solch' einen Führer hat gegeben, —

Solch' Vorbild, Stütze, Trost und Rath
Im äußern und im innern Leben,
In Glück und Noth, Gefühl und That,
Im heilig ernsten Ziel und Streben!

Ich danke Dir und meinem Herrn
Und möcht' es immer besser üben,
Ihn, meiner Seele Licht und Stern,
Und Dich, Du theures Herz, zu lieben,

*) Dies Gedicht ist zwar, wie die geehrte Verfasserin bei Uebersendung bemerkt, privaten Charakters, zeugt jedoch von solch' sonnigem Eheglück und spricht in so inniger Weise von der richtigen gegenseitigen Stellung im Eheleben, daß dasselbe auch in weiteren Kreisen Segen stiften wird. Die Redaktion.

Und Dir kein Leid nur Liebes thun,
Daß sich Dein Herz auf mich verlassen,
Dein müdes Haupt kann stille ruh'n,
Um neuen Muth und Kraft zu fassen.

Hab' ferner noch mit mir Geduld!
Die Kraft, das Wollen und Vollbringen
Erwarte ich von Gottes Huld,
Um nach dem höchsten Ziel zu ringen.

O sel'ger Glaube, daß ich Dich
Und uns're Kinder froh darf legen
Für diese Zeit und ewiglich
In Gottes Vatertreu und Segen!

Ich glaub' es fest, mein Jesus will
Uns Alle ziehen, bilden, leiten,
Als seine Jünger, treu und still
Für's ew'ge Leben vollbereiten.

Das ist der Liebe Ziel und Glück!
So laß uns muthig, freudig heben
Zum Himmel Wandel, Herz und Blick,
Dem Herrn geweiht in Tod und Leben!

Anna Spörri.

Bern, am 11. Juni 1888.

Das Leuchten des Meeres.

Für Haus und Herd von Otto Niederhuth.

Eine der wunderbarsten und schönsten Naturerscheinungen ist das Leuchten des Meeres. Es ist besonders den Meeren wärmerer Zonen eigen, aus dem Grunde, weil dieselben mehr bewohnt sind von den kleinen, mannigfaltig gestalteten Medusen und anderen gallertartigen Thieren, deren Phosphorschimmer eben das Leuchten des Meeres hervorbringt; allein, wenn schon nicht so häufig, so wird es doch auch in allen anderen Meeren, offenen sowohl als eingeschlossenen, gesehen — man trifft es im Mittelmeere und der Ostsee, wie in der Nordsee und dem Eismeere.

Dieses Meeresleuchten nimmt die verschiedensten Formen an. Oft leuchtet der schäumende Streif immer breiter werdender Wellen, den das dahinsegelnde Schiff zurückläßt. Ein anderes Mal leuchtet nur die Stelle, auf welcher das Schiff selbst steht und die daran emporschlagenden Wellen lassen plötzlich zuckende Blitze an den Wänden in die Höhe schießen, die ebenso schnell verschwinden, wie sie entstehen. Oder es leuchtet nur das Wasser, welches das vorwärts eilende Schiff vor seinem Bug in die Höhe wirft. Noch wieder flammen breite Strecken der Meeresfläche auf, und man meint, in einem brennenden Wasser zu fahren. Diese Erscheinungen sind mitunter schnell vorübergehend; sie dauern aber auch häufig stundenlang, besonders in stillen, warmen Nächten.

Oft hat der Schreiber dieses auf seinen Seefahrten in den Nachtwachen diesem Spiele zugeschaut, besonders prächtig war es anzusehen, wenn die Delphine und sog. Schweinsfische oft in großer Anzahl vor dem Buge spielten, pfeilschnell hin und her schießend und leuchtende Striche hinter sich lassend.

Das Meeresleuchten ist vorzugsweise seit Cook's Entdeckungsreise der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Gelehrten geworden. Wahrscheinlich wurde diese wunderbar schöne Erscheinung schon lange vorher, vielleicht schon zur Zeit der Phönicier, bemerkt; allein es findet sich nirgends ein so umfassender Bericht darüber, als in den Werken Joh. Reinhold Forster's, des Naturforschers, der Cook auf seinen Reisen begleitete.

Forster gibt von dem Leuchten des Meeres am Cap der guten Hoffnung die nachfolgende lebendige Schilderung:

„Kaum war es dunkel geworden, so schien die See überall gleichsam in vollem Feuer zu stehen. Jede Welle, die sich brach, hatte einen leuchtenden Saum, und wo das Schiff die See berührte, zeigten sich Streifen von phosphorischem Lichte. So weit das Auge in die Ferne sah, stellte sich uns dieselbe Erscheinung dar, und selbst die Abgründe des unermeßlichen Oceans schienen mit Licht geschwängert. Große leuchtende Körper, die wir aus der Gestalt für Fische erkannten" (hier ist wohl zu bemerken, daß die Fische nur als leuchtend erschienen, indem sie rund um ihren Körper, an vielen tausend Punkten zugleich, mit den kleinen phosphorescirenden Thierchen in Berührung kamen), „schwammen um uns her; einige näherten sich dem Schiffe und hielten denselben Strich, andere entfernten sich seitwärts, schnell wie Blitze. Zuweilen näherten sie sich untereinander, und traf sich's, daß ein kleiner einem großen zu nahe kam, so kehrte jener eilend um, und suchte auf alle Art zu entkommen. Ich ließ einen Eimer dieses leuchtenden Wassers zur näheren Untersuchung heraufziehen und fand darin unzählige, ganz kleine, leuchtende Kügelchen, welche sich unglaublich schnell bewegten. Nachdem das Wasser eine Zeit lang ruhig gestanden hatte, erschien die Zahl der leuchtenden Körperchen bemerklich verringert; aber sobald man das Wasser wieder rührte oder bewegte, ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin sehr lebhaft in allen Richtungen umher, auch selbst, nachdem das Wasser wieder allmählich ruhig geworden war.

„Zuweilen blieb ein solches phosphorisches Fünkchen beim Anrühren des Wassers am Finger sitzen; kaum war es so groß als der kleinste Nadelknopf. Das geringste Vergrößerungsglas gab die kugelförmige Gestalt und etwas bräunliche Farbe dieser gallertartigen, durchsichtigen Pünkchen zu erkennen. Ich wollte eines dieser Thierchen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop bringen, allein es gelang nicht, ein lebendiges dahin zu bringen. Ehe ich sie vom Finger ablösen konnte, starben sie wegen ihrer äußerst zarten Beschaffenheit.

„Am 22. November (es war am Anfange der Reise 1772), als wir das Vorgebirge der guten Hoffnung verließen, bemerkten wir die nämliche Erscheinung bei sehr starkem Winde. Gewiß, der Anblick des unermeßlichen Weltmeeres, mit Myriaden kleiner Stäubchen angefüllt, denen der Schöpfer Leben, Bewegung, Wanderungskraft nebst dem Vermögen ertheilt hat, im Finstern entweder zu leuchten, oder ihr Licht nach Willkür zurückzuhalten, muß mehr Erstaunen und Ehrfurcht erwecken, als ich zu beschreiben vermag." Soweit Forster.

Wenn nun Plinius schon von dem Leuchten der Pholaden spricht (er erzählt, daß sie im Munde desjenigen, der sie verspeist, leuchten und seinen Mund leuchtend machen, und nennt diese Bohrmuscheln „Dactylus"), und wenn auch, besonders seit der Entdeckung Amerika's, die Seefahrer das Meerleuchten beobachtet und darüber berichtet haben, so regte doch erst die Schilderung Forster's die Aufmerksamkeit der Engländer und Deutschen in dem Grade an, daß sie sich eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigten und ihn dann mit ihrer gewohnten Gründlichkeit auch bald erschöpften.

Unter den Deutschen war es Alexander von Humboldt, welcher dem Leuchten des Meeres besonderes Interesse widmete. Als er im Jahre 1799 auf dem spanischen Schiffe „Pizarro" nach Süd-Amerika fuhr, bemerkte er bis zum 36. Breitengrade außer Seeschwalben und Delphinen fast kein lebendiges Wesen. Am 11. Juni bot sich ihm zuerst der überraschende Anblick einer ungeheuren Anzahl von Medusen dar, welche das ganze Meer bedeckten. Diese Seenesseln bewegten sich bei ruhiger See südöstlich mit einer die Strömung um das Vierfache übertreffenden Schnelligkeit. Ihr Zug dauerte nahe an dreiviertel Stunden. Mehrere von ihnen hatten über zwei Centimeter im Durchmesser; ihr beinahe metallischer Glanz, ihre in Purpur und Violett schillernden Farben bildeten einen angenehmen Gegensatz zu der azurnen Färbung des Oceans. Während der Nacht bemerkte Humboldt wiederholt, daß Medusen in dem Augenblicke, wo sie beim Auffangen leicht berührt oder erschüttert wurden, phosphorisch aufleuchteten.

„Das Leuchten des Meerwassers," sagt er, „wird theils durch lebendige Lichtträger, theils durch organische Fasern und Membranen (zarte Häute) bewirkt, die ihren Ursprung der Zerstörung jener lebendigen Lichtträger verdanken. Die zuerst genannte Ursache der Phosphorescenz des Oceans ist unstreitig die gewöhnlichste und verbreitetste. Je thätiger und geübter reisende Naturforscher in Anwendung vorzüglicher Mikroskope geworden sind, desto zahlreicher ist in den zoologischen Systemen die Gruppe der Mollusken und Infusorien geworden, deren von der bloßen Willenskraft abhängige oder durch äußeren Reiz angeregte Lichtentwickelung man erkannt hat. Zu dem Leuchten des Meeres, insofern es durch lebende Organismen erzeugt wird, tragen vorzüglich in der Zoophytenklasse die Akalephen (Familie der Medusen und Cyaneen), einige Mollusken und ein zahlreiches Heer von Infusorien bei. Bisweilen erkennt man selbst durch starke Vergrößerungen keine Thiere im leuchtenden Wasser, und doch glimmt überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt, oder wo das Wasser erschüttert wird, ein blitzähnliches Licht auf.

„Der Grund dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Filtrirt man leuchtendes Wasser durch enggewebte Tücher, so werden diese Fäserchen und organischen Membranen als leuchtende Punkte abgesondert. Vielleicht darf man wegen der ungeheuren Menge von Mollusken, welche alle Tropengegenden beleben, sich nicht wundern, wenn das Seewasser selbst da leuchtet, wo man sichtbar keine Fäserchen absondern kann. Bei der unendlichen Zertheilung der abgestorbenen Masse von Infusorien und Medusen wäre das ganze Meer fast als eine gallertartige Flüssigkeit zu betrachten, welche, als solche leuchtend, dem Menschen widrig und ungenießbar, für viele Fische dagegen schmackhaft und nährend ist.

„Das Leuchten des Meeres gehört zu den prachtvollen Naturerscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang mit jeder Nacht wiederkehren sieht. Unter allen Zonen phosphorescirt das Meer; wer aber das Phänomen nicht unter den Wendekreisen (besonders in der Südsee) gesehen, hat nur eine unvollkommene Vorstellung von der Majestät dieses großen Schauspiels. Wenn ein Schiff bei frischem Winde die schäumende Fluth durchschneidet, so kann man sich, auf einer Seiten-Galerie stehend, an dem Anblick nicht sättigen,

welchen der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffes sich umlegt, scheinen bläuliche oder röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Unbeschreiblich prachtvoll ist auch das Schauspiel in den Meeren der Tropenwelt, das bei finsterer Nacht eine Schaar von sich wälzenden Delphinen darbietet. Wo sie in langen Reihen kreisend die schäumende Fluth durchfurchen, sieht man durch Funken und intensives Licht ihren Weg bezeichnet."

Ich schließe mit den Worten aus dem 104. Psalm: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beides, von großen und kleinen Thieren."

Der Eigendünkel.

Für Haus und Herd von F. M.

Wir schätzen gewöhnlich die Größe der Dinge durch gegenseitige Vergleichung. Denselben Maßstab legen wir auch unter uns Menschen an. Unser geistiger Blick ist aber stets mehr oder weniger beschränkt. Je weiter und tiefer derselbe dringt, desto sicherer und richtiger wird auch unser Urtheil sein. Ebenso auf der andern Seite, je trüber und schwächer unsere geistige Fassungskraft ist, desto unvollkommener und einseitiger werden wir urtheilen und in Gefahr schweben, daß wir die, an welche wir den Maßstab unserer Vergleichung setzten, entweder über- oder unterschätzten. Dann ist fruchtbarer Boden für den Eigendünkel geschaffen.

Einbildung, Selbstüberschätzung, wie man den Eigendünkel auch nennen kann, geht meist Hand in Hand mit engherzigen, einseitigen Ansichten von der Welt und des menschlichen Lebens. Der Eingebildete begeht einen ähnlichen Fehler, den schon die alten Astronomen machten. Diese hielten unsere Erde für das Central- und größte aller Systeme und das einfach deßhalb, weil sie sehr wenig von anderen Welten wußten. Unwissenheit und Beschränktheit, welche ihren Ansichten zu Grunde lagen, sind auch die Hauptwurzeln, aus denen die Einbildung ihre Nahrung zieht. Der Sichselbstüberschätzende verherrlicht sich, ohne zu ahnen, was wahre Größe ist. Seine blöden Augen verhindern ihn, wahrhaft Großes in der Welt zu sehen und so fühlt er sich selbst als die leuchtende Sonne, um die sich seine ganze Ideenwelt bewegt.

Schaut ein Mensch mit nüchternen, vorurtheilslosen Augen in die Welt und prüft die Fähigkeiten und Erfolge Anderer ehrlich und aufrichtig, dann wird er bald genug wahrnehmen, daß diese ihm nicht nur Ebenbürtiges leisten, sondern ihn gar häufig überflügeln. Das beste Mittel, diese Binde von den Augen zu nehmen, wird darum die häufige Berührung mit der Außenwelt sein. Dies ist wohl auch die Ursache, warum es fast sprichwörtlich geworden ist, daß das Schulleben, besonders das Collegiumsleben die vorzüglichste Kur für einen solchen Kranken ist. Im Schulzimmer wird nicht selten der beste Schüler von Andern übertroffen und muß so stillschweigend deren Ueberlegenheit fühlen und anerkennen. In diesem heißen Wettstreite ist das so schmeichelhafte „Sichselbst mitsichselbst zu vergleichen" beinahe unmöglich. Und was hier vom Schulleben gilt, behält auch seinen Werth von der großen Schule des Lebens. Treten wir heraus aus dem engen Kreise unseres Wirkens und besteigen die Bühne des Lebens. Hier, im unermüdlichen Ringen und Kämpfen, vom scharfen Mitbewerb Anderer bedrängt, lernt der Mensch sowohl die Vorzüge seiner Mitmenschen schätzen und würdigen, als auch von seinen eigenen Leistungen mehr bescheiden und nüchtern zu denken.

Ist demnach Unkenntniß der uns umgebenden Welt ein Faktor, mit dem wir hier zu rechnen haben, so ist Mangel an Selbstkenntniß ein anderer, doch nicht minder wichtiger. Wir nehmen im Leben oft wahr, daß der, welcher in seinen Augen am höchsten steht, meist diesen Rang nie in der öffentlichen Meinung einnimmt. Wunderbar, letztere scheint hier immer auf dem Richtigen zu sein und die Menschen besser zu kennen, als diese sich selbst. Deßhalb hat in der Regel der Eingebildete auch nur einen feurigen Verehrer und der ist — er selbst. Während er sich weit erhaben denkt über alle Seinesgleichen, und deren Fehler mit Argusaugen wahrnimmt, übersieht er seine eigenen Mängel und Gebrechen. Ein solcher Mensch hat noch keinen ernsten, prüfenden Blick auf sich selbst geworfen. Wahre, lautere Selbstprüfung hat stets Demuth zur Folge. Wenn die tiefsten Motive bloßgelegt, engherzige Vorurtheile rück-

sichtslos vor die Augen gehalten werden, wenn klar zu Tage tritt, auf was für schlechtem Fundamente unsere Urtheile gegründet sind und wie Schwachheiten und Unvollkommenheiten selbst den besten unserer Leistungen ankleben, wo ist dann noch Raum für Selbstvergötterung?

Sahen wir bis im Eigendünkel vorherrschend einen intellektuellen Fehler, der, wenn in geistiger Schwäche begründet, in gewissem Sinne entschuldbar sein mag, so hat er doch seinen Sitz meist noch tiefer. Schon von Natur aus birgt jeder Mensch die Neigung in seinem Innern, sich selbst zu gefallen. In sofern finden wir als die tiefste Wurzel dieser Untugend die Eigenliebe, welche die Vorzüge Anderer weder sehen noch anerkennen will.

Kein Charakterzug macht auf den Beobachter einen abstoßenderen und häßlicheren Eindruck, als unmäßige Selbstüberschätzung. Indem der Gedanke der hohen Wichtigkeit und Bedeutung im ganzen Wesen und Benehmen eines solchen Menschen sich offenbart, erregt sein Betragen doch nur Lachlust und Spott, ja mit Recht Mitleid. Jeder Erzieher sollte darum mit der größten Aufmerksamkeit das Selbstgefühl des Zöglings in den richtigen Schranken zu halten suchen, um jeder Entwicklung dieser Untugend mit Ernst und Schärfe entgegentreten. Wo die Liebe Gottes ausgegossen ist in ein Herz, wird gewiß der Eigendünkel keinen Platz finden, oder wenn er schon eher da war, völlig ausgetrieben werden, denn „die Liebe blähet sich nicht."

Die Früchte des Unglaubens.

Für Haus und Herd von W. Schutz.

I.

Der Ausdruck: „Unglaube" soll in diesem Aufsatz nicht nur die Leugnung des Daseins Gottes und seiner Persönlichkeit, sondern auch die Verneinung der göttlichen Vorsehung und Offenbarung, der Erlösung durch Christum und der persönlichen Verantwortlichkeit des Menschen Gott gegenüber, bezeichnen.

Die extremste Form des Unglaubens ist der Materialismus. Dieses Lehrsystem weiß nur von Stoff, von Materie — und behauptet, sie sei ewig. Die Materialisten leugnen das Dasein Gottes und aller geistigen Wesen, sie halten die menschliche Seele für eine bloß körperliche Kraft, welche mit der Zerstörung des Leibes aufhöre. Der Schriftsteller Carlyle hat dem Materialismus einen angemessenen Namen gegeben. Er nennt ihn „Dreckglauben."

Eine andere Gestaltung des Unglaubens ist der Pantheismus — die Leugnung der Persönlichkeit Gottes — die Meinung, daß das Weltall und Gott Eins und Dasselbe seien. Der Pantheismus führt konsequenterweise zum Materialismus, da seine Anhänger lehren: Alles Leben in der Welt — bewußtes und unbewußtes, sei Gott, und Gott sei dieses Leben. Diese Erscheinung des Unglaubens ist die krasseste Naturvergötterung.

Der Naturalismus, daß ist die Verneinung der Vorsehung, der allgegenwärtigen, auf Alles sich erstreckenden Wirksamkeit Gottes — der Deismus, welcher die heilige Schrift als Gottes Wort und als Erkenntnißquelle seiner Offenbarung verwirft, sind beide als Erscheinungen des Unglaubens zu bezeichnen, weil sie im Grunde die Existenz wie die Regierung des dreieinigen Gottes, der sich und seine Regierung— Vorsehung, in seinem Worte vornehmlich uns geoffenbaret hat, leugnen.

Der Rationalismus ist auch als eine Gestalt des Unglaubens zu betrachten, denn er leitet alle Religionswahrheiten einzig aus der Vernunft ab, leugnet die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Erlösung.

Rationalisten sind bloße Vernunftgläubige, welche dem Christenthum nur in sofern Werth zugestehen, als es mit den Ansprüchen der Vernunft übereinstimmt, mögen diese Ansprüche auch noch so unvernünftig, unbillig und verkehrt sein. Weil sie sich den Erlösungsplan nicht natürlich erklären können, wollen sie nicht daran glauben, leugnen den Sündenfall und — demgemäß verwerfen dieselben den Sünder-Heiland.

Der Spiritualismus, welcher, wie der Rationalismus, die Erlösungslehre, die Centrallehre der christlichen Religion, leugnet — der Indifferentismus, welcher des Menschen persönliche Verantwortlichkeit — eine Cardinallehre der Bibel und ein Hauptpfeiler aller sittlichen Ordnung, verneint, sind Formen, obzwar nicht so radikale Formen des Unglaubens.

II.

Der Einfluß des Unglaubens ist verderbenbringend, seine Früchte sind unheilvoll. Je ungläubiger ein Mensch ist, desto verderbenbringender werden seine Lehren und Grundsätze für sich und Andere sein. Es soll aber hiermit nicht gesagt sein, daß alle Ungläubige unmoralische Wüstlinge seien. Unter den Ungläubigen, vorwiegend unter den Rationalisten, gibt es manche Personen, welche viel auf Sittlichkeit halten. Jedoch dies verdanken sie nicht dem Unglauben, sondern theils den sie umgebenden, christlichen Einflüssen, theils einer natürlichen Abneigung gegen das Laster, welche als eine Spur des Bildes Gottes in ihnen soweit geblieben ist.

Der Unglaube selbst aber ist eine Höllenbrut, eine Verkörperung verderblicher Ideen und Grundsätze und ein Erzeuger heilloser Früchte. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" Der Unglaube ist eine Triebfeder zu Allem, das „nicht taugt." Die Welt verdankt dem Unglauben und seinen Vertretern nicht eine wirkliche Wohlthätigkeits-Anstalt. Beinahe jedes Ding hat wenigstens eine Lichtseite, der Unglaube hat lauter Schattenseiten, nicht eine Lichtseite. Ein geistreicher Verfasser eines Werkes über den Unglauben drückt sich also darüber aus: „Die Theorien und Systeme

der Ungläubigen sind gewoben zum Verderben aller Moralität. Der Unglaube macht seinen Anhängern die Lasterbahn breit — die Thüren zur Völlerei und Unmäßigkeit hoch. Sein Zug geht abwärts — er sucht des Menschen Verthierung. Die Worte jenes Dämonen im Munde des Gadarener Besessenen: 'Laßt uns in die Säue fahren!' sind seine Losung. Der Unglaube verkündigt die Freiheit in aller Sinnlichkeit sich zu ergehen, die Freiheit, den thierischen Leidenschaften die Fähigkeiten der Seele zu unterwerfen, die Freiheit, über Solche zu spotten, welche an die Thatsache der zukünftigen Vergeltung glauben."

An den Hauptbannerträgern des Unglaubens können wir den verderblichen Einfluß desselben auf den Charakter und die Moral wahrnehmen. Die Gemeinheit und Niederträchtigkeit des französischen Gottesleugners Voltaire sind allgemein bekannt. Der amerikanische Apostel des Unglaubens, Thomas Paine, war ein Flucher und ein Trunkenbold. Er starb als ein Lump, der seine Schulden nicht bezahlt hatte und auf Kosten Anderer beerdigt werden mußte. Der frechste und eifrigste Verbreiter des Unglaubens in diesem Lande gegenwärtig, Robert Ingersoll, ist ein ungerechter Geizhals, der den Postschwindler Dorcy für $100,000 vom Zuchthaus gerettet hat.

Der Apostel des Affen-Evangeliums, Büchner, den seine Gesinnungsgenossen von Deutschland kommen ließen, um sich die neue Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen auftischen zu lassen, machte sich ihnen durch seine unersättliche Geldgierde widerlich, daß sie ihn verwünschten. Der ungläubige Dichter Byron war bekanntlich ein Flucher, ein unmäßiger Trinker und ein fleischlicher Lüstling. Präsident Dwight sagte auf gute Autorität hin, daß die englischen Hauptvertreter des Unglaubens, Herbert, Hobbes, Chubb, Buffon und Shaftesburry Heuchler und Betrüger gewesen seien, und fügt hinzu, die Sittenlosigkeit von Roshester und Whorton seien zur Genüge bekannt, Woolston sei ein gemeiner Lästerer — Blount ein Selbstmörder gewesen.

Man höre mehrere Grundsätze etlicher dieser Freidenker:

Herbert, ein Deist, lehrt: „Zorn und Wollust sind erlaubt."

Bolingbroke lehrt: „Der Hauptzweck des Lebens besteht in der Befriedigung der fleischlichen Begierden. Ehebruch und Unkeuschheit sind nicht unrecht."

Hume sagt: „Ehebruch ist in manchen Fällen erlaubt, Selbstverleugnung und Demuth sind keine Tugenden."

Hobbes spricht: „Eines jeden Menschen eigenes Urtheil ist sein Maßstab von Recht und Unrecht."

Diderot sagt: „Zwischen mir und meinem Hunde ist kein Unterschied, ausgenommen die Gewohnheit."

Solche Grundsätze können nur die allerverderblichsten Früchte hervorbringen. Der Unglaube ist der Zerstörer alles Glückes und aller Ordnung in der Gesellschaft. Sein Einfluß auf das Wohl der Familie, der Gesellschaft, des Staates ist ein vernichtender — er gefährdet das Leben des Einzelnen.

Manche Ungläubige haben das auch eingesehen, aber deßwegen sich, mit wenigen Ausnahmen, nicht gebessert.

Der ungläubige Schriftsteller Colling wurde von dem Edelmann Barrington gefragt, warum er als entschiedener Gegner des Christenthums und der Kirche darauf bestehe, daß seine Dienstboten regelmäßig die Kirche besuchten? Er antwortete: „Damit sie mich nicht berauben und ermorden."

Wo immer der Unglaube Fuß faßte, da hat sich der Menschen Handeln darnach geregelt, da richteten sich Einzelne und ganze Völker durch revolutionäre Gewaltthaten zu Grunde. Das alte Rom z. B. eilte seinem Ruin mit raschen Schritten entgegen, sobald sich der Unglaube der Gemüther bemächtigte. Die sogenannte Schreckensherrschaft, die Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ein so entsetzliches Blutbad anrichtete, war zugleich die Herrschaft der radikalsten Gottesleugnung.

Man schaffte den Sonntag ab, plünderte die Kirchen, schlug den Priestern die Köpfe ab, versuchte jede Spur des Christenthums zu vernichten, setzte ein verrufenes Frauenzimmer als Göttin der Vernunft auf den Thron an Gottes Statt. Es lösten sich alle Bande der Gesellschaft und Familie. Die ungezügelten Leidenschaften rasten wie Furien und drohten Alles zu vernichten. Auf dem Bundeszeichen jener, wie beinahe aller Gottesleugner, stand das Shiboleth: „Freie Liebe." In Paris fanden in einem Jahre 6000 Ehescheidungen statt. Wenn einmal eine Nation sich für den Unglauben entschieden hat, dann sitzt sie auf einem Vulkan, wo in kurzer Frist Sittenreinheit, Ordnung und Wohlstand lebendig begraben wird.

Die Folge jener gottesleugnerischen Herrschaft war, daß das Staatsschiff der Ungläubigen sehr bald strandete. Derselbe Convent, welcher den Gott des Himmels abgesetzt hatte, mußte das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele von Neuem verkündigen. Wahrlich, es ist ein entsetzliches Unglück, wenn Ungläubige auf die Menschheit losgelassen werden. Der Nihilismus, Socialismus, Communismus, die sogenannte schwarze Hand, der Anarchismus, alle diese satanischen Verbindungen, die Massenmordverschwörungen, die Weltzerstörungsversuche sind alle Produkte des Unglaubens. Der Unglaube hat die Dynamit-Hyänriche unserer Zeit groß gezogen.

Wenn die unterdrückten Massen durch den Unglauben aller höhern Verantwortlichkeit baar und verroht werden, werfen sie sich, wenn möglich, wie unsinnig in den Strudel revolutionärer Raserei hinein. Dann wehe der Gesellschaft, dem Staat, der Familie und namentlich dem geldgierigen Kapitalisten.

Der Unglaube läßt seine Anhänger rath- und hoffnungslos in Noth und Tod. Er endet in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Er hat keinen Trost und kein Licht für die Leidensnächte, er hat keinen lindernden Balsam für die Schmerzen des Lebens, er weiß von keinem Heilmittel für eine aus tausend Wunden blutende Menschheit.

Wir staunen nicht darüber, daß Voltaire trotz seiner scheinbaren Heiterkeit gewünscht hat, er wäre nie geboren.

Es ist begreiflich, daß deutsche Ungläubige in ihren Schriften es als ein Vorrecht bezeichnen, daß sie die Macht haben, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn es ihnen eine zu große Bürde geworden ist. Manche von ihnen drücken sich so aus: „Das Beste, was der Mensch thun kann, ist, gewaltsam seinem Dasein ein Ende zu machen; das ist das einzige Vorrecht, welches er besitzt."

Der Unglaube bietet der sinkenden Seele in der Todesstunde weder Anker noch Seil, woran man sich halten kann. Dies ist einer seiner schrecklichsten Mängel. Die Anhänger des Unglaubens könnten sich noch einigermaßen im Tode beruhigen, wenn sie dann glauben könnten, was sie im Leben oft zu glauben bekannten, nämlich, daß „mit dem Tode Alles aus sei." Allein, wenn's zum Sterben kommt, glaubt auch der Gottes- und Christusleugner, wenn auch mit Zit-

tern, an Gott und die Ewigkeit und eine Vergeltung in derselben.

Ein Arzt bemerkte während einer Unterhaltung über die christliche Religion und den Atheismus: „Manche Leute halten mich für einen Ungläubigen, aber sie irren sich, ich bin nicht so thöricht, denn ich habe 300 Menschen sterben sehen, und nicht Einer starb als Ungläubiger.“

Die unheilvollste und verhängnißreichste Frucht, die an diesem giftigen Baume wächst, ist die ewige Trennung des Ungläubigen von Gott und aller Religion in endloser Finsterniß und in Gesellschaft der unrettbar Verlorenen.

Gott helfe uns, zur Bekehrung der Ungläubigen etwas beizutragen, und bewahre uns in Gnaden vor dem Unglauben und dessen Folgen und erlöse uns von Allem, was mit demselben irgendwie verwandt ist! —

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 2. Sept.

Die Kundschafter.

4 Mos. 13, 17—33.

17. Das sind die Namen der Männer, die Mose aussandte zu erkundigen das Land. Aber den Hosea, den Sohn Nuns, nannte Mose Josua.

18. Da sie nun Mose sandte das Land Canaan zu erkundigen, sprach er zu ihnen: Ziehet hinauf an den Mittag, und gehet auf das Gebirge;

19. Und besehet das Land, wie es ist, und das Volk, das darinnen wohnet, ob es stark oder schwach, wenig oder viel ist;

20. Und was für ein Land es ist, darinnen sie wohnen, ob es gut oder böse sei; und was es für Städte sind, darinnen sie wohnen, ob sie in Gezelten oder Festungen wohnen:

21. Und was für Land es sei, ob's fett oder mager sei, und ob Bäume darinnen sind, oder nicht. Seid getrost, und nehmet der Früchte des Landes. Es war aber eben um die Zeit der ersten Weintrauben.

22. Sie gingen hinauf, und erkundigten das Land von der Wüste Zin, bis gen Rehob, da man gen Hamath gehet.

23. Sie gingen auch hinauf gegen den Mittag, und kamen bis gen Hebron; da war Ahiman, Sesai und Thalmai, die Kinder Enaks. Hebron aber war sieben Jahre gebaut vor Zoan in Egypten.

24. Und sie kamen bis an den Bach Escol, und schnitten daselbst eine Rebe ab mit einer Weintraube, und ließen sie zween auf einem Stecken tragen, dazu auch Granatäpfel und Feigen.

25. Der Ort heißt Bach Escol, um der Traube willen, die die Kinder Israel daselbst abschnitten.

26. Und sie kehrten um, da sie das Land erkundiget hatten, nach vierzig Tagen,

27. Gingen hin, und kamen zu Mose und Aaron, und zu der ganzen Gemeine der Kinder Israel, in die Wüste Paran, gen Kades, und sagten ihnen wieder, und der ganzen Gemeine, wie es stünde, und ließen sie die Früchte des Landes sehen.

28. Und erzählten ihnen, und sprachen: Wir sind in das Land gekommen, dahin ihr uns sandtet, darinnen Milch und Honig fließet: und dies ist seine Frucht;

29. Ohne daß starkes Volk darinnen wohnet, und sehr große und feste Städte sind; und sahen auch Enak's Kinder daselbst.

30. So wohnen die Amalekiter im Lande gegen Mittag, die Hethiter und Jebusiter und Amoriter wohnen auf dem Gebirge, die Canaaniter aber wohnen am Meere, und um den Jordan.

31. Caleb aber stillete das Volk gegen Mosen, und sprach: Lasset uns hinauf ziehen, und das Land einnehmen; denn wir mögen es überwältigen.

32. Aber die Männer, die mit ihm waren hinauf gezogen, sprachen: Wir vermögen nicht hinauf zu ziehen gegen das Volk, denn sie sind uns zu stark.

33. Und machten dem Lande, das sie erkundigt hatten, ein böses Geschrei unter den Kindern Israel, und sprachen: Das Land, dadurch wir gegangen sind zu erkundigen, frißt seine Einwohner; und alles Volk, das wir darinnen sahen, sind Leute von großer Länge.

Biblischer Grundgedanke: „Lasset uns hinaufziehen, und das Land einnehmen, denn wir mögen es überwältigen.“ 4 Mos. 13, 31.

Einleitung. In der Wüste Paran bei Kades, fünfzig Meilen südlich von Beersaba, angekommen, sandte Mose auf den Wunsch des Volkes und nach göttlichem Befehl (V. 1. 2.) Kundschafter nach Canaan aus, um den Weg, auf dem man in dasselbe eindringen könne, sowie die Beschaffenheit des Landes, seiner Städte und seiner Bevölkerung zu erforschen. Nach 5 Mos. 1, 22, wurde der Befehl Gottes, Männer zur Auskundschaftung des Landes Canaan auszusenden, durch einen Antrag von Seiten der Gemeinde veranlaßt, welcher Mosen gefiel, so daß er die Sache dem Herrn vorlegte, welcher dann ihm gebot, zu diesem Zwecke je einen Mann für dessen väterlichen Stamm auszusenden.

Erklärung.

V. 17. Die zu Kundschaftern erlesenen Personen waren lauter Männer, die in ihren Stämmen Fürsten waren, d. h. nicht die Stammfürsten der zwölf Stämme, sondern aus der Gesammtzahl der Häupter der Stämme und Geschlechter Israels diejenigen Männer, welche die geeignetsten für diese Mission waren, jedoch so, daß jeder Stamm durch eines seiner Häupter vertreten war. Von diesen Kundschaftern sind nur Caleb und Josua näher bekannt geworden.

Wahrscheinlich hatte Mose dem Hosea den neuen Namen, Josua, gegeben, als er ihn in seinen Dienst nahm, ohne daß es früher bemerkt worden ist; wogegen hier die Sache selbst die Angabe erforderte, daß der Hosea, wie er in den Tabellen der Stämme hieß, von Mose den Namen Josua erhalten habe.

V. 18—21. In diesen Versen ertheilt ihnen Mose die nöthige Instruktion, indem er ihnen den Beweggrund, welchen die Gemeinde für ihre Aussendung angeführt hatte, daß sie den Weg in das Land und zu seinen Städten erforschen möchten, näher bestimmt. Sie sollen das Land besehen, wie es beschaffen ist, ob gut oder schlecht in Bezug auf Klima, Bodenbeschaffenheit und Kultur. Sie sollen das darin wohnende Volk beobachten, ob dasselbe stark, d. h. muthig und tapfer, oder muthlos und verzagt ist, ob gering oder zahlreich vorhanden. Dies Alles sollen sie wacker erkunden, d. h. sich wacker zeigen in irgend einem Geschäfte und von den Früchten des Landes mitbringen, da es die Zeit der Erstlingstrauben sei. In Palästina nämlich reifen die ersten Trauben schon im Juli und August, während die Weinlese in den September und Oktober fällt.

V. 22—25. Dem empfangenen Auftrage gemäß, durchzogen die ausgesandten Männer das Land Canaan in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden. Wüste Zin heißt der nördliche Saum der großen Wüste Paran. Durch diese zog sich die Südgrenze Canaans von dem Südende des todten Meeres her. Hamath liegt an der Nordgrenze.

Besonders namhaft werden die Kinder Enaks gemacht. Der Ursprung der Enakiten aber liegt im Dunkeln. In 5 Mos. 2, 10 werden sie mit den Emim und Rephaim wegen ihrer riesigen Körpergröße zusammengestellt und wahrscheinlich der vorcananitischen Bevölkerung des Landes zugezählt.

Auch kamen die Kundschafter in das Thal Escol, von wo sie außer Granaten und Feigen eine Rebe mit Trauben abschnitten, welche zwei Personen an einer Stange trugen, ohne Zweifel wegen ihrer ungewöhnlichen Größe. In Palästina findet man Trauben von acht bis zwölf Pfund, deren Beeren unseren kleinen Pflaumen gleichkommen. Besonders berühmt werden aber die Trauben von Hebron. Nördlich von dieser Stadt kommt man auf dem nach Jerusalem führenden Wege durch ein Thal mit trefflichen Weinbergen an seinen Hügeln zu beiden Seiten, welche die größten und schönsten Trauben im ganzen Lande tragen, und wo auch Granatäpfel, Feigen und andere Früchte im Ueberflusse wachsen. Dieses Thal wird für das Escol unserer Lektion angesehen.

V. 26—30. Nach vierzig Tagen kehren die Kundschafter zurück in's Lager und berichten von der großen Fruchtbarkeit des Landes, fließend von Milch und Honig, indem sie zugleich die mitgebrachten Früchte vorzeigen. „Aber," setzen sie beschränkend hinzu, „das Volk ist stark darin, und die Städte sind sehr befestigt und groß, und sogar Enakssöhne haben wir dort gesehen."

V. 31. Da diese Nachrichten über die Städte und Bewohner Canaans das Volk aufzuregen geeignet waren, so beschwichtigte Caleb dasselbe in der Gegenwart Mose, indem er sagte: „Wir wollen hinaufziehen, und es einnehmen; denn wir werden es überwältigen." Daß hier nur Caleb erwähnt ist, ohne Josua, der doch nach Kap. 14, 6 auch auf Caleb's Seite stand, erklärt sich einfach daraus, daß zunächst dieser allein das Wort ergriffen und für die Möglichkeit der Bewältigung Canaans sich ausgesprochen hatte.

V. 32. 33. Caleb's Begleiter aber meinten im Gegentheil, das Volk in Canaan sei stärker als die Israeliten und daher nicht möglich, zu demselben hinaufzuziehen. Dadurch brachten sie ein böses Gerücht von dem Lande aus unter die Israeliten, indem sie in ungläubiger Verzagtheit die Schwierigkeit der Einnahme gewaltig übertreibend, Canaan als ein Land schilderten, daß seine Bewohner fresse. Damit wollten sie die Schwierigkeit und Gefahren der Eroberung und Behauptung des Landes, wegen der darin lebenden und anwohnenden Völker hervorheben und sagen: das Land sei seiner Fruchtbarkeit und seiner Lage wegen ein Zankapfel, um dessen Besitz die Völker sich stritten, wodurch seine Bewohner aufgerieben würden.

Praktische Gedanken.

Der Bericht vom verheißenen Lande.

Wiederholt ist Canaan, das verheißene Land der Kinder Israel, als Bild des Gnadenstandes der Kinder Gottes geschildert worden. Manche wollen unter Canaan den Stand der Heiligung des Kindes Gottes verstanden haben, während Andere den Himmel selber darunter verstehen. Während es zugegeben werden muß, daß in beiden Fällen die Analogie, d. h. Aehnlichkeit, sich nicht in allen einzelnen Punkten vergleichen läßt, so sind wir doch im Stande, im Allgemeinen einen Umriß zu ziehen, in welchem sich verschiedene treffende Anwendungen machen lassen.

I. Die Vorzüge des verheißenen Landes.

Sowie Canaan, als Land des Besitzthums für die Kinder Israel, ganz besondere und vorzügliche Eigenschaften besaß, wie wir in den erklärenden Bemerkungen gesehen haben, so hat Gott einen Stand der Gnade für den Christen in diesem Leben und einen herrlichen Ort für die Seinen nach dem Tode zubereitet. Gott hat unser Wohl in Zeit und Ewigkeit im Auge. Er hat es auf seiner Seite an keinem Opfer und an keiner Vorbereitung fehlen lassen, um uns glücklich und ewig selig zu machen. Wir sollen schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Jesus Christus hat uns Leben und volle Genüge bereitet. Wir sollen aus dem Wüstenleben der Verirrungen der Sünde in das gelobte Land kommen, in welchem wir erlöset sind von der Hand unserer Feinde. Die Segnungen des gelobten Landes, Freiheit, Fruchtbarkeit, Ruhe und reichen Genuß der besten Güter und Gaben, lassen sich ohne allen Zwang auf diejenigen Segnungen anwenden, welche uns in der Nachfolge des Herrn in Aussicht gestellt sind. Es gibt herrliche Früchte des Geistes, die im Herzen und Lebenswandel eines jeden Kindes Gottes gedeihen, und die in der Escol-Traube versinnbildlicht ist. Diese Früchte heißen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.

II. Die Hindernisse in der Einnahme des verheißenen Landes.

Die Städte Canaans waren stark gebaut und von festen Mauern umzogen. Es waren der Einwohner sehr viel, die einen muthigen Geist besaßen. Es gab ein Riesengeschlecht im Lande, dem gegenüber die Kundschafter sich wie Heuschrecken vorkamen. So gibt es große und starke Feinde, die uns den Besitz der Gnade Gottes im Herzen streitig machen wollen. Selbstsucht, Unmäßigkeit, Vorurtheil, Reichthum, Modesucht, Weltliebe u. dergl. m. sind Enakssöhne, die den Genuß der Gnade Gottes im Herzen vereiteln wollen. Die Sünde ist eine furchtbare Macht in uns. Der Satan ist ein mächtiger Fürst der Finsterniß, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens. Und es sei denn, daß wir diese Feinde überwinden und aus dem Wege räumen, können wir im verheißenen Land der Ruhe und des Friedens mit Gott nicht wohnen.

III. Die Verzagtheit der Kundschafter.

Zehn dieser Männer schauten auf die dunkle Seite in der Einnahme des verheißenen Landes. Sie schauten auf die Zahl und Kraft der Feinde, anstatt auf Gottes gnädigen Verheißungen. Sie vergaßen ebenfalls die wunderbare Erhaltung und Führung des Herrn vom Auszuge aus Egypten bis an die Grenze Canaans. So lassen wir uns vom Feind unserer Seele bethören, daß wir an der Möglichkeit zweifeln, Gott in einem reinen und heiligen Lebenswandel dienen zu können. Wir schauen auf uns, auf unsere eigene Schwachheit und Unvermögen, auf den starken Feind, den wir zu bekämpfen haben, anstatt auf die köstlichen Gottesverheißungen. Wir sind auch geneigt, zu vergessen, was der Herr bereits an uns gethan hat in Tagen, die vergangen sind. Viele stimmen mit diesen zehn Kundschaftern ein, indem sie sagen: Wir können das Land nicht einnehmen, noch unsere Feinde besiegen. Auf diese Weise wird ein böses Geschrei gemacht und Andere verlieren ihren Muth und ihr Gottvertrauen.

Anwendung des Ganzen.

1. Vorsicht und Besonnenheit ist eine christliche Tugend. Es war recht, daß Mose sich durch Kundschafter unterrichten ließ, wie es sich mit der Einnahme des verheißenen Landes verhielt.

Wir sollen unsern Feind kennen lernen, damit wir wissen, wie wir ihm zu begegnen haben, um ihn überwinden zu können.

2. **Der Zweifel an Gottes Wort erzeugt Feigheit.** Weil jene zehn Kundschafter auf den Feind schauten, anstatt auf ihren starken Gott, wurden sie Feiglinge, die es wagten, Mose gegenüber zu erklären, daß die Einnahme des Landes außer aller Frage sei. Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.

3. **Das Urtheil der Mehrzahl ist nicht immer maßgebend.** Caleb steht in seinem Bericht vom Lande Canaan allein. Hier sind zehn gegen zwei. Caleb aber hat Recht, und der Bericht der Zehn ist falsch. Recht bleibt Recht, und wenn nur Wenige demselben beipflichten. Die Frage, die wir zu entscheiden haben, ist nicht, was spricht die Mehrzahl der Leute, sondern was ist das Rechte. Für das Rechte und Wahre müssen wir unter allen Umständen einstehen, und stünden wir auch ganz allein.

Sonntag, 9. Sept.

Der Unglaube des Volkes.

4 Mos. 14, 1—10.

1. Da fuhr die ganze Gemeine auf, und schrie, und das Volk weinete die Nacht.

2. Und alle Kinder Israel murrten wider Mosen und Aaron, und die ganze Gemeine sprach zu ihnen: Ach, daß wir in Egyptenland gestorben wären, oder noch stürben in dieser Wüste!

3. Warum führet uns der Herr in dies Land, daß unsere Weiber durch's Schwert fallen, und unsere Kinder ein Raub werden? Ist's nicht besser, wir ziehen wieder in Egypten?

4. Und einer sprach zu dem andern: Lasset uns einen Hauptmann aufwerfen, und wieder in Egypten ziehen.

5. Mose aber und Aarn fielen auf ihr Angesicht vor der ganzen Versammlung der Gemeine der Kinder Israel.

6. Und Josua, der Sohn Nuns, und Caleb, der Sohn Jephunne, die auch das Land erkundiget hatten, zerrissen ihre Kleider;

7. Und sprachen zu der ganzen Gemeine der Kinder Israel: Das Land, das wir durchgewandelt haben zu erkundigen, ist sehr gut.

8. Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in dasselbe Land bringen, und uns geben, das ein Land ist, darinnen Milch und Honig fließet.

9. Fallet nicht ab vom Herrn, und fürchtet euch vor dem Volke dieses Landes nicht; denn wir wollen sie wie Brod fressen. Es ist ihr Schutz von ihnen gewichen; der Herr aber ist mit uns. Fürchtet euch nicht vor ihnen.

10. Da sprach das ganze Volk, man solle sie steinigen. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn in der Hütte des Stifts allen Kindern Israel.

Biblischer Grundgedanke: „Und wir sehen, daß sie nicht haben können hinein kommen, um ihres Unglaubens willen.“ Ebr. 13, 9.

Einleitung. Wie wir in der letzten Lektion gesehen haben, befanden sich die Kinder Israel bei Kades in der Wüste Paran, an der Südgrenze des gelobten Landes. Hier trafen die zwölf Kundschafter, welche Mose ausgesandt hatte, das Land Canaan zu erkunden, wieder zu dem Heereszuge der Kinder Israels. In der vorigen Lektion wird uns der Bericht der Kundschafter über das gelobte Land mitgetheilt, hier wird uns die Wirkung dieses falschen Berichtes geschildert.

Erklärung.

V. 1. Die erste Wirkung des Berichtes der Kundschafter auf die Kinder Israel war große Traurigkeit. Das Volk weinte die ganze Nacht hindurch. Später erinnerte Mose das Volk daran, daß die abschreckende Schilderung Canaan's einen so niederschlagenden Eindruck auf die ganze Gemeinde machte, daß sie zerfloß, d. h. sie ganz verzagten.

V. 2—4. Alles Volk murrte wider Mose und Aaron, seine beiden Führer. Wären wir doch in Egypten oder in dieser Wüste gestorben! Warum will Gott uns in dieses Land führen, daß wir durch das Schwert fallen und unsere Weiber und Kinder zum Raube werden. „Ist es nicht besser, wir ziehen wieder in Egypten?“ 5 Mos. 1, 27 erklärte Mose: „Ihr aber wolltet nicht hinaufziehen und waret widerspenstig gegen den ausgesprochenen Willen Gottes, und murretet in euren Zelten und spracht: Indem Gott uns haßte, hat er uns aus dem Lande Egypten geführt, um uns in die Hand der Amoriter zu geben, uns zu vertilgen.“

V. 5. Bei diesem in offene Empörung übergehenden Murren, fielen Mose und Aaron vor der ganzen versammelten Gemeinde auf ihr Angesicht, um nämlich dem Herrn ihre Noth zu klagen und ihn zum Einschreiten zu bewegen. In sprachlosem Schmerz flehten sie zum Herrn, daß er selbst eingreifen und die Gedanken des Volkes lenken wolle.

V. 6—9. Auch Josua und Caleb, die das Land mit erkundet hatten, zerrissen zum Zeichen ihrer tiefsten Betrübniß über das empörende Vorhaben des Volkes ihre Kleider, und versuchten mit besonderem Nachdruck die Güte und Herrlichkeit des durchwanderten Landes hervorzuheben und zum Vertrauen auf den Herrn zu ermuntern, mit dessen Hülfe es ihnen ein Leichtes sei, die Cananiter zu überwinden. Sie schilderten nochmals das Land der Verheißung als ein Land, in welchem Milch und Honig fließt, was ja auch die andern zehn Kundschafter zugestanden hatten. Den übertriebenen Berichten der andern Kundschafter gegenüber, welche die Macht der Cananiter so hoch anschlugen, wiesen sie darauf hin, daß ihr Schutz, eigentlich Schatten, von ihnen gewichen sei.

Der Schatten, welcher vor der stechenden Hitze der Sonne schützt, ist im heißen Morgenlande ein naheliegendes Bild des Schutzes und der Zuflucht vor Gefahr und Verderben. Der göttliche Schutz war von den Cananitern gewichen, weil Gott, nachdem sie das Maß ihrer Sünden voll gemacht hatten, sie auszurotten beschlossen hatte.

V. 10. Die Wirkung dieser Rede war, daß das aufgeregte Volk noch aufgeregter wurde, und mit dem Gedanken sich trugen, diese beiden Kundschafter zu steinigen. Gott aber schritt in dieser kritischen Periode richtend ein, denn seine Herrlichkeit erschien, d. h. die Majestät Gottes erschien plötzlich in einem aufleuchtenden Lichtglanze über der Stiftshütte vor den Augen der ganzen Gemeinde und brachte dieselbe zur Besinnung.

2 Mos. 16, 10 lesen wir, daß die Herrlichkeit des Herrn erschien in einer Wolke. Wir verstehen darunter, daß die Herrlichkeit Gottes erschien in einem aus der Wolke hervorbrechenden, die göttliche Majestät abstrahlenden Lichtglanze. Dieses außerordentliche Zeichen der göttlichen Herrlichkeit erscheint in der Wüste, um die Entfremdung des Volkes von seinem Gott anzudeuten. Nur durch die Fürbitte Mosis wurde das Strafgericht der gänzlichen Vertilgung Israels von dem Erdboden, welches der Herr zunächst dem Volke drohte, wieder abgewandt. Indem aber das Volk durch seinen Unglauben die Untüchtigkeit zur Einnahme des verheißenen Landes dargethan

hatte, ließ der Herr demselben sagen, daß von allen Männern, die aus Egypten ausgingen, nur Josua und Caleb in das verheißene Land eingehen sollten. Zum Beweis, wie ernst es der Herr mit dem Unglauben der zehn Kundschafter nahm, wurden sie nach V. 36 sämmtlich durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft.

Praktische Gedanken.

Wirkungen des Unglaubens.

Um die wichtige Bedeutung und Tragweite dieser ernsten Begebenheit aus der Geschichte der Kinder Israel für ihre Zukunft, sowie für das Leben der Kinder Gottes überhaupt, richtig auffassen zu können, ist es nothwendig, dieselbe im Lichte des neuen Testaments zu betrachten. Der Verfasser des Ebräerbriefes geht auf dieselbe ein, wenn er das Verhalten der Kinder Israel bei dieser Gelegenheit als warnendes Beispiel hervorhebt (Ebr. 3, 15—19 und Kap. 4, 1—11).

I. Allgemeine Trostlosigkeit.

Die ungünstigen Berichte der zehn Kundschafter rief eine solche allgemeine Entmuthigung unter dem Volke hervor, daß es die ganze Nacht in völliger Trostlosigkeit mit Weinen und Klagen zubrachte. Hier sehen wir, wie der Unglaube dieser Kundschafter ansteckend auf die ganze Gemeinde der Kinder Israel einwirkte. Das Vertrauen auf Gott, dessen gnädige Durchhülfe sie so oft erfahren hatten, war verschwunden. Ueberall sahen sie unübersteigbare Hindernisse und unüberwindliche Feinde. Der Unglaube macht uns immer unglücklich. Er raubt unsere Zuversicht, stört unsern Frieden, verdunkelt unsere Aussicht, überschätzt die Kraft der Feinde und schaut auf die eigene Schwachheit, anstatt auf Gottes Verheißungen und Macht. Der Glaube an Gott dagegen macht uns getrost im heißesten Kampf und hält die Seele stille zu Gott, der unsere Hülfe und großer Lohn ist.

II. Allgemeines Murren.

Von der allgemeinen Trostlosigkeit, welche das Volk erfaßt hatte, war es nur ein Schritt zum allgemeinen Murren. Sie murrten wider Mose und Aaron, welche offenbar ihr Möglichstes versucht hatten, das niedergeschlagene Volk aufzurichten und zu trösten. Sie murrten wider Gott, indem sie ihn beschuldigten, daß er die geheime Absicht habe, sie durch das Schwert ihrer Feinde umkommen zu lassen (5 Mos. 1, 27. 28). Sie wünschten sogar, sie wären in Egypten gestorben mit den Erstgebornen der Egypter, welche der Herr erwürgte. Sie wünschten, sie wären mit denen hinweggerafft worden, welche erst kürzlich bei den Lustgräbern in der Wüste ein vorzeitliches Ende gefunden hatten, um ihres Ungehorsams willen. Wie thöricht waren doch diese Wünsche, wie sündhaft ihr unwilliges Murren wider Gott, wie ungerecht, den Gott der Wahrheit und Liebe, der Lüge und Grausamkeit zu beschuldigen! Das ist des Unglaubens Art; er verstimmt uns nicht nur, sondern regt unser Inneres in einem solchen Grade auf, daß wir gegen unsere treusten Freunde und sogar gegen Gott Stellung nehmen, ihn der Untreue gegen uns beschuldigen und mit ihm und seinem Wort völlig brechen!

III. Offene Empörung.

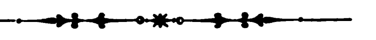
Der allgemeine Murrsinn der Kinder Israel gebar den Geist der ausgesprochenen Empörung wider Mose und Aaron und wider Gott. Ihr Losungswort lautete: „Lasset uns einen andern Hauptmann aufwerfen und wieder nach Egypten ziehen!" Eintausend Jahre nach diesem Vorfall erzählt Nehemia: „Aber unsere Väter wurden halsstarrig, daß sie deinen Geboten nicht gehorchten und weigerten sich zu hören, und gedachten auch nicht an deine Wunder, die du an ihnen thatest; sondern sie wurden halsstarrig und warfen einen Hauptmann auf, daß sie sich wendeten zu ihrer Dienstbarkeit in ihrer Ungeduld" (Neh. 9, 16). Die Schwierigkeiten, welche ihnen im Wege standen, sahen sie nicht. An die Unmöglichkeit, über das Schilfmeer zu kommen, dachten sie wohl nicht. Daß die Wolken- und Feuersäule, ihr beständiger Führer und Schutz in der Wüste, bei ihrer Rückkehr nach Egypten sie verlassen würde, fiel ihnen nicht ein. Daß ihnen in Egypten nur Knechtschaft und noch schwerere Unterdrückung, als je zuvor, warten würde, überlegten sie nicht. In der Blindheit ihrer Empörung vergaßen sie, was der Herr an ihnen gethan hatte. Der Mensch verspricht sich Glück und Freude von der Sünde, während sie ihn nur in's Unglück und in das Verderben stürzt.

IV. Das göttliche Strafurtheil.

Als die Empörung der Kinder Israel ihren Höhepunkt erreicht hatte, da griff Gott selber ein, indem er das Strafurtheil über sie aussprach. Ebr. 3. 10 lesen wir: „Darum ich entrüstet ward über dies Geschlecht, und sprach: Immerdar irren sie mit dem Herzen; aber sie wußten meine Wege nicht; daß ich schwur in meinem Zorn, sie sollte zu meiner Ruhe nicht kommen." Erst nach vierzig Jahren, nach ihrem Ableben, sollte das jüngere Geschlecht das Land einnehmen.

Wie ernst ist die Ermahnung: „Sehet zu, liebe Brüder, daß nicht Jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott, sondern ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißt, daß nicht Jemand unter euch verlockt werde durch Betrug der Sünde."

Andere Beispiele des Unglaubens der Kinder Israel. 1) Am Schilfmeer, 2 Mos. 14, 9—12. 2) Bei Mara, 15, 23—26. 3) In der Wüste Sin, 16, 2 ff., 20, 27. 4) Bei Raphidim, 17, 2 ff. 5) Am Sinai, 32, 1 ff. 6) Bei den Lustgräbern, 4 Mos. 11, 4.



Sonntag, 16. Sept. **Wasser aus dem Felsen.** 4 Mos. 20, 1—13.

1. Und die Kinder Israel kamen mit der ganzen Gemeine in die Wüste Zin, im ersten Monate, und das Volk lag zu Kades. Und Mirjam starb daselbst, und ward daselbst begraben.
2. Und die Gemeine hatte kein Wasser, und versammelte sich wider Mosen und Aaron.
3. Und das Volk haderte mit Mose, und sprachen: Ach, daß wir umgekommen wären, da unsere Brüder umkamen vor dem Herrn!
4. Warum habt ihr die Gemeine des Herrn in diese Wüste gebracht, daß wir hier sterben mit unserem Viehe?
5. Und warum habt ihr uns aus Egypten geführet an diesen bösen Ort, da man nicht säen kann, da weder Feigen, noch Weinstöcke, noch Granat-Aepfel sind, und ist da kein Wasser zu trinken?
6. Mose und Aaron gingen von der Gemeine zu der Thüre der Hütte des Stifts, und fielen auf ihr Angesicht; und die Herrlichkeit des Herrn erschien ihnen.
7. Und der Herr redete mit Mose, und sprach:
8. Nimm den Stab, und versammle die Gemeine, du und dein Bruder Aaron, und redet mit dem Felsen vor ihren Augen; der

wird sein Wasser geben. Also sollst du ihnen Wasser aus dem Felsen bringen, und die Gemeine tränken, und ihr Vieh.

9. Da nahm Mose den Stab vor dem Herrn, wie er ihm geboten hatte.

10. Und Mose und Aaron versammelten die Gemeine vor den Fels, und sprach zu ihnen: „Höret, ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser bringen aus diesem Felsen?

11. Und Mose hob seine Hand auf, und schlug den Felsen mit dem Stabe zweimal, da ging viel Wasser heraus, daß die Gemeine trank, und ihr Vieh.

12. Der Herr aber sprach zu Mose und Aaron: Darum, daß ihr nicht an mich geglaubet habt, daß ihr mich heiligtet vor den Kindern Israel, sollt ihr diese Gemeine nicht in das Land bringen, das ich ihnen geben werde.

13. Das ist das Haderwasser, darüber die Kinder Israel mit dem Herrn haderten, und er geheiliget ward an ihnen.

Biblischer Grundgedanke: „Sie tranken aber von dem geistlichen Fels, der mit folgte, welcher war Christus." 1 Cor. 10, 4.

Einleitung. Zwischen dieser Sonntagschul-Lektion und der letzten liegt eine Zeitperiode von etwas mehr als siebenunddreißig Jahren. Gott hatte auf den Unglauben des Volkes hin erklärt: „Eure Leiber sollen in dieser Wüste verfallen; und Alle, die ihr gezählet seid, von zwanzig Jahren und d'rüber, die ihr wider mich gemurret habt." (4 Mos. 14, 29). In diesen vielen Jahren wanderten die Kinder Israel in der Wüste hin und her, über Berg und Thal. Eines nach dem Andern starb dahin, bis das Strafgericht Gottes an dem Volke buchstäblich in Erfüllung ging, worauf der Herr Vorkehrungen traf, das neue Geschlecht in das gelobte Land einzuführen.

Erklärung.

V. 1. Im ersten Monat des vierzigsten Jahres der Wanderung kamen die Kinder Israel in die Wüste Sin. Die „ganze Gemeinde" versammelte sich wieder in derselben Gegend, wo sie vor siebenunddreißig Jahren zum vierzigjährigen Bleiben in der Wüste bis zum Aussterben des widerspenstigen Geschlechts, verurtheilt worden waren. Obwohl das Jahr in diesem Verse nicht genannt ist, kann es aber nach Kap. 14, 32 nur das Jahr sein, mit dem die vierzig Strafjahre des Hinsterbens in der Wüste abliefen. Während das Volk in Kades weilte, starb Mirjam, die Schwester Mose und Aarons, und wurde daselbst begraben.

V. 2—5. Beim ersten Aufenthalte des Volkes zu Kades ist von Wassermangel nichts berichtet. Indem aber der Name Kades nicht bloß eine bestimmte Oertlichkeit, sondern einen größeren Distrikt der Wüste Sin umfaßt, so konnte leicht in dieser oder jener Gegend Wassermangel eintreten. Sobald der Wassermangel empfunden wurde, war das Volk bereit, mit Mose zu hadern. In seinem glaubenslosen Unmuthe wünschte es, daß sie wie die Brüder, während der siebenunddreißig Jahre allmählich gestorben wären. Sie beschuldigen Mose und Aaron, das Volk in diese Wüste geführt zu haben, damit sie dort mit ihrem Vieh umkommen.

V. 6—9. Anstatt das Volk mit harten Worten zu strafen, wie es verdient hatte, wandten sich Mose und Aaron zur Stiftshütte, fielen nieder auf ihr Angesicht, um die Hülfe des Herrn anzuflehen, worauf die Herrlichkeit des Herrn erschien. Der Herr half dem Wassermangel gnädiglich ab. Er befahl Mose den Stab zu nehmen und mit Aaron die Gemeinde zu versammeln und vor ihren Augen zum Felsen zu reden, so werde er Wasser geben, daß das Volk mit dem Vieh trinken könne. Der Stab, den Mose auf den Befehl Gottes nahm, war nicht der blühende Stab Aarons, welcher nach 4 Mos. 17, 5 in der Stiftshütte niedergelegt war, sondern es war derselbe Stab, mit dem Mose die Wunder in Egypten verrichtete, welcher ebenfalls im Heiligthum niedergelegt worden war.

V. 10. 11. Moses versammelte das Volk vor dem Felsen und sprach zu demselben: „Höret doch, ihr Widerspenstigen, werden wir aus diesem Felsen euch Wasser hervorbringen?" Darauf schlug er den Felsen mit seinem Stabe zwei Mal, worauf viel Wasser hervor kam, so daß die Gemeinde und ihr Vieh reichlich zu trinken hatten.

Moses hatte es in zwei Stücken verfehlt: 1. Hatte er den Befehl erhalten, im Namen Gottes mit dem Felsen zu reden und nicht das Volk mit Vorwürfen zu strafen. 2. Schlug Moses den Felsen mit seinem Stabe zwei Mal, anstatt mit demselben vor dem Volke zu reden. Moses schlug den Felsen, als ob es auf menschliche Anstrengung ankäme und nicht allein auf Gottes Macht. Es hat den Anschein, als ob die göttliche Zusage sich nicht ohne alles Schlagen von der Seite des Mose erfüllt haben würde.

V. 12. Für dieses Abweichen vom Wort des Herrn, kündigt er beiden, Mosen und Aaron, an: „Weil ihr nicht fest auf mich vertrauet habt, sollt ihr diese Gemeinde nicht einführen in das Land, das ich ihnen geben werde." Das Nichtglauben an den Herrn, um ihn vor dem Volke zu heiligen, wodurch Beide sich versündigt hatten, war kein völliger Unglaube oder Zweifel an der göttlichen Allmacht und Gnade, als ob Gott dem Wassermangel nicht abhelfen könne. Es war nur Mangel an der vollen Glaubenszuversicht, ein momentanes Schwanken des unerschütterlichen Vertrauens, welches die beiden Häupter des Volks der Gemeinde gegenüber beweisen sollten. Zudem that Mose mehr, als ihm befohlen war. Statt mit dem Stabe in der Hand zum Felsen zu reden, wie Gott ihm geboten hatte, sprach er zur Gemeinde, und zwar sehr unbedachte Worte.

V. 13. Die Versündigung Mose und Aaron's war deßhalb so schwer, weil sie in ihrer amtlichen Stellung fehlten. Darum straft sie der Herr mit der Amtsentziehung, ehe sie das ihnen aufgetragene Werk ausgeführt hatten. Beide starben, ehe das Volk Israel in das gelobte Land einzog.

Nicht der Ort dieser Begebenheit ist es, welcher den Namen Haderwasser erhält, sondern nur das Wasser, welches Gott dem Volke aus dem Felsen fließen ließ, bekam diesen Namen. Geheiligt aber hat sich Gott dadurch, daß er einerseits durch die wunderbare Wasserspendung den Unglauben des Volkes beschämte und andererseits Mose und Aaron für ihren schwachen Glauben strafte.

Praktische Gedanken.

Jesus Christus, der geistliche Fels.

Welche Bedeutung das Wasser aus dem Felsen für das Volk Israel, sowie für alle Gläubigen hat, geht aus dem biblischen Grundgedanken deutlich hervor. Die den Rabbinen zugeschriebene Schilderung, daß der Fels von Raphidim den Israeliten in der Wüste überall hin gefolgt sei und ihnen Wasser gegeben habe, läßt sich nicht erweisen, sondern gründet sich blos auf die buchstäbliche Auffassung einiger rabbinischer Aussagen über die Aehnlichkeit des Wasserbrunnens zu Raphidim mit dem zu Kades. Es ist der geistliche Fels, Jesus Christus, welcher mitfolgte.

I. Die dürre Wüste, als Bild der Wüste dieses Lebens.

Was die Wüste Sin, durch welche die Israeliten zu reisen hatten, um in das gelobte Land zu kommen, war, das ist dieses Leben für den Menschen auf der

Reise zum himmlischen Canaan. Es ist ein öder Ort, eine Wüstenei, wo es oft an Labung und Erquickung gebricht.

In dem Murren der Kinder Israel in der Wüste sehen wir aber auch die Gemüthsstimmung der Menschen im Allgemeinen, denen es an etwas gebricht. Wie die Kinder Israel damals murrten, so murren die Menschen heute noch fort und fort. Anstatt bei dem Mangel oder wirklichem Nothstand seine Zuversicht auf Gott zu setzen und ihm zu vertrauen, singt man ein Klagelied und drückt Wünsche aus, die, wenn Gott sie erfüllen würde, uns erst recht ins Unglück und Verderben brächten. Wie trotzig und verzagt ist doch das menschliche Herz!

II. Der sprudelnde Fels, als Bild der Erquickung.

Wie der Engel des Bundes gleichsam als sprudelnder Fels vor den Kindern Israel herging und ihnen Erquickung bot, so geht Jesus Christus, unser Heiland, mit seinem Volke durch die Wüste dieses Lebens. Wir werden der weiten, anstrengenden Wanderungen nicht überhoben, der oft drückenden Trübsalshitze können wir nicht entweichen, Zeiten stellen sich ein, wo wir Durst leiden und es den Anschein hat, als müßten wir verschmachten, aber Gottlob, umkommen läßt uns der Herr nicht! Er ist der mitfolgende Fels. Als Fels bietet er uns Erquickung, Stärkung und Erhaltung. „Er ist die Quell, die Schritt für Schritt, durch Wüsten mit uns reist."

Jesus Christus ist aber auch der g e s c h l a g e n e F e l s. Durch sein Leiden und Sterben, in welches er einging, ist er geschlagen worden, durch seinen Tod hat er uns das Leben gesichert. Christi Blut ist die Quelle des Lebens. Wohl dem, der diese Quelle kennt, in ihr sich rein badet und den Durst der Seele stillt!

III. Die menschliche Schwäche.

In dieser Lektion wird auch die menschliche Schwäche unter dem Verhalten Mose und Aarons vorgebildet, welche im Kampfe des Lebens, sowie im Streit mit den vielerlei Versuchungen ermüden und oft auf einige Augenblicke wenigstens schwach werden, obwohl sie ihr Vertrauen auf Gott nicht ganz und gar wegwerfen. Der Prophet Elias auf seiner Flucht in die Wüste vor der Königin Jesebel, ist ebenfalls in dieselbe Lage des Schwachglaubens gekommen, welchen er besonders dadurch ausdrückt, daß er unter der Wachholder sterben möchte! Daß solche Anfälle des Schwachglaubens schreckliche Folgen nach sich ziehen mögen, das sehen wir an der Strafe, welche Mose und Aaron büßen mußten. Wir lernen aber auch, wie beherzigenswerth die Ermahnung Jesu ist: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Anwendung.

1. Undankbarkeit und Gottesvergessenheit sind schwere Sünden, wie aus der vorigen und dieser Lektion klar hervorgeht.

2. Die Pflicht des Gebets in Zeiten der Noth wird durch Mose und Aaron besonders veranschaulicht. Noth lehrt nicht nur beten, sondern der Herr hat auch gesagt: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen."

3. Die große Gefahr des Ungehorsams gegen Gott, indem wir, während wir im Begriffe stehen seinen Willen zu thun, wir doch das eigene unterschieben, und nicht absoluten Gehorsam üben.

Sonntag, 23. Sept.

Moses Tod und Begräbniß.

5 Mos. 34, 1—12.

1. Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegen Jericho über. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land Gilead, bis gen Dan,
2. Und das ganze Naphthali, und das Land Ephraim und Manasse, und das ganze Land Juda, bis an das äußerste Meer,
3. Und gegen Mittag, und die Gegend der Breite Jericho, der Palmenstadt, bis gen Zoar.
4. Und der Herr sprach zu ihm: Dieß ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe, und gesagt: Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen; aber du sollst nicht hinüber gehen.
5. Also starb Mose, der Knecht des Herrn, daselbst im Lande der Moabiter, nach dem Worte des Herrn.
6. Und er begrub ihn im Thale, im Lande der Moabiter, gegen dem Hause Peors. Und hat Niemand sein Grab erfahren, bis auf diesen heutigen Tag.
7. Und Mose war hundert und zwanzig Jahre alt, da er starb. Seine Augen waren nie dunkel geworden, und seine Kraft war nie verfallen.
8. Und die Kinder Israel beweineten Mosen im Gefilde der Moabiter dreißig Tage. Und wurden vollendet die Tage des Weinens und Klagens über Mosen.
9. Josua aber, der Sohn Nuns, ward erfüllet mit dem Geiste der Weisheit; denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt. Und die Kinder Israel gehorchten ihm, und thaten, wie der Herr Mose geboten hatte.
10. Und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht,
11. Zu allerlei Zeichen und Wundern, dazu ihn der Herr sandte, daß er sie thäte in Egyptenland, an Pharao und an allen seinen Knechten, und an allem seinem Lande,
12. Und zu aller dieser mächtigen Hand und großen Gesichten, die Mose that vor den Augen des ganzen Israels.

Biblischer Grundgedanke: „Aber der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgeht, und leuchtet bis auf den vollen Tag." Spr. 4, 18.

Einleitung. Das Ereigniß unserer Lektion fällt in das Jahr 1451 vor Chr. Im vorhergehenden Kapitel wird berichtet, wie Moses, ehe er auf den Berg Nebo stieg, um aus dem irdischen Leben zu scheiden, von seinem Volke Abschied nahm in dem Segen, welcher als das letzte Wort des scheidenden Mannes Gottes im Gesetzbuche Moses zwischen der göttlichen Ankündigung seines bevorstehenden Todes und dem Berichte von dem Tode selbst seine passende Stelle erhalten hat. Wie ein Familienvater die Seinigen um sein Sterbebette versammelt, um ihnen seine letzten Ermahnungen und Segenswünsche zu ertheilen, so nimmt Mose Abschied von seinem Volke, dessen Führer er vierzig Jahre gewesen und mit welchem er Freud und Leid getheilet hat.

Erklärung.

V. 1—3. Nachdem Mose das Volk gesegnet hatte, stieg er dem göttlichen Befehl zufolge auf den Berg Nebo, woselbst der Herr ihm das gelobte Land, in welches er nicht kommen sollte, nach seiner ganzen Ausdehnung sehen ließ. Vom Nebo, einem Gipfel des Pisga, der eine sehr weite Fernsicht nach allen Seiten hin gewährt, sah er das Land Gilead, das Ostjordanland bis Dan, und das ganze Westjordanland, das eigentliche Canaan, nach seinen einzelnen Landschaften, welche in diesen Versen angegeben sind. Das Sehen aller Theile des Landes im Osten und Westen war ein wirkliches Sehen mit leiblichen Augen, deren

natürliche Sehkraft Gott wunderbar erhöht hatte, um Mosen wenigstens einen Blick in das herrliche Land, das er nicht betreten sollte, zu gewähren, und sein Auge an dem Anblick des seinem Volke beschiedenen Erbtheiles sich erfreuen zu lassen.

V. 4. In den Worten: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen," liegt die ganze Strenge des göttlichen Urtheils, welche um seiner Versündigung willen am Haderwasser über ihn ausgesprochen worden war (4 Mos. 20, 7—13).

V. 5—7. Mußte Mose auch wegen seiner Versündigung am Haderwasser den Tod erleiden, ohne das gelobte Land betreten zu haben, so sollte er doch, nachdem durch diese Strafe der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen, im Tode noch vor dem ganzen Volke ausgezeichnet werden, als der im ganzen Hause Gottes bewährt Erfundene, mit welchem der Herr von Angesicht zu Angesicht redete. Die Bestattung Moses durch die Hand des Herrn hatte nicht die Absicht, sein Grab zu verbergen, um dadurch einer abergläubischen und abgöttischen Verehrung von Seiten des Volkes vorzubeugen, wie öfters angenommen wird. Diese Befürchtung mußte den Israeliten ferne liegen bei ihrer Anschauung, daß Todtengebeine und Gräber verunreinigen. Nach der Verklärungsgeschichte Jesu zu urtheilen, Matth. 17, hatte die Bestattung Moses von Seiten Gottes den Zweck, ihm nach Leib und Seele einen Zustand zu bereiten, wie er den Gottesmännern Henoch und Elias zu Theil wurde. Menschen bestatten den Leichnahm zur Verwesung. Wenn nun Gott den Leichnam Moses nicht durch Menschen bestatten ließ, so liegt es nahe, den Grund darin zu suchen, daß er ihn nicht der Verwesung überlassen wollte, sondern in der Bestattung durch seine eigene Hand eine Kraft dazuthat, die ihn der Verwesung entnahm und ihm den Uebergang zu derselben Existenzform bahnte, zu der Henoch und Elias ohne Tod und Begräbniß geführt wurden. In diesem Sinne verstehen wir den im Briefe Judä erwähnten Streit des Teufels mit dem Erzengel Michael über den Leichnam Moses. Wir haben uns diesen Zustand jedoch nicht vorzustellen als den der absoluten Verklärung und Vollendung, wie er nach der allgemeinen Auferstehung sein wird, sondern es ist der sogenannte Mittelzustand der Abgeschiedenen im Todtenreiche.

V. 8. Die Trauer des Volkes um Mose währte dreißig Tage, wie bei Aaron (4 Mos. 20, 29). Mit diesem Trauermonat schlossen sich die vierzig Jahre der Wanderung durch die Wüste vollends ab, so daß der Nachfolger Moses sofort zur Eroberung des gelobten Landes schreiten konnte.

V. 9—12. An Moses Stelle trat nun Josua als Führer des Volkes. Josua war vom Herrn zum Nachfolger Moses bestimmt und hatte sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet. Nachdem Mose durch Handauflegung ihn zu seinem Amte verordnet hatte, trat er mit dem Geist der Weisheit erfüllt an Moses Stelle, dem er aber nicht gleich kam. Als Prophet des Herrn hatte Moses seinesgleichen nicht. Keiner nach ihm hatte solchen vertrauten Umgang mit Gott, wie er und konnte solche gewaltige Thaten vor dem Volke verrichten, wie Mose. Zudem war er der Stifter des alten Bundes. In diesem Sinne konnte kein Prophet wie Mose aufstehen. Nur einer ist größer denn Mose, nämlich Jesus Christus, der Stifter und Mittler des Neuen Bundes, welchen Gott über sein ganzes Haus gesetzt hat, in welchem Mose als Diener treu erfunden wurde.

Praktische Gedanken.

Moses seliges Ende.

In unserer Lektion wird besonders hervorgehoben, daß Moses ein außerordentlicher Mann Gottes war, der seinesgleichen nicht hatte in der Geschichte des Alten Bundes. Gehen wir auf diesen Gedanken näher ein.

I. Die Größe Moses.

1. Moses war ein großer Prophet. Der biblische Bericht schreibt ihm die Erhabenheit über alle Propheten zu. Nur Einer ist größer denn er, Jesus Christus, der Prophet des Neuen Bundes Die Erhabenheit Moses über alle Propheten bestand in folgenden Punkten: 1) Keiner hatte solchen direkten und innigen Umgang mit Gott. 2) Keiner sprach die Worte Gottes so vollständig wieder. 3) Keiner verrichtete solche außerordentliche Wunder. 4) Keiner hatte einen solchen bedeutenden Einfluß auf das Reich Gottes.

2. Moses war ein großer Staatsmann. Unter der Leitung Gottes schuf er eine neue Bundesregierung für das Volk Israel. Obwohl es Gott war, der dem Volke Israel alle Sitten, Gebote und Rechte gab, so bedurfte es doch eines außerordentlichen Geistes, wie Mose, durch welchen der Herr sich seinem Volke offenbaren und mittheilen konnte.

3. Moses war ein großer Volksführer. Er bewies seine Größe in der Art und Weise seiner Kriegsführung, sowie in der Vermeidung eines blutigen Zusammenstoßes mit den Völkern durch deren Länder er reiste, wenn es möglich war. Nie hatte er eine eigentliche Niederlage erlitten.

4. Moses war ein großer Schreiber. Er hat sich als Geschichtsschreiber, als Biograph und als Poet ausgezeichnet. Gott hatte ihm außerordentliche Offenbarungen über die Erschaffung der Welt, des Menschen und den Sündenfall zu Theil werden lassen, welche er unter der Leitung des heiligen Geistes sorgfältig niedergeschrieben.

5. Moses war groß in seinem Charakter. Er hatte sich dem Herrn völlig geweiht. Er wandelte mit Gott in einem besonderen Sinne. Er war ein Mann des Gebets. Er hatte großen Glauben. Er war frei von Selbstsucht. Er war der sanftmüthigste Mensch auf Erden, der Opposition und Beleidigungen ruhig zu ertragen wußte. Diesen großmüthigen Charakter bekam er durch die Ueberwindung der verkehrten Neigungen in ihm. Zwei Drittheil seiner Lebenszeit, also achtzig Jahre, brachte er zu in der Vorbereitung zu seiner Lebensaufgabe. Gott erniedrigt zuerst und führt dann in die Höhe.

II. Das Ende Moses entsprach seinem Leben und Wirken im Dienste seines Herrn. Ob Jemand auch treu gewesen im Dienste Gottes, so kann man doch erst am Ziele desselben das Lob spenden. Moses war treu in seinem ganzen Hause bis an sein Lebensende. Das Ende Moses setzt seinem Leben die Krone auf.

Die Rabbiner behaupten, Moses sei an einem Kusse vom Munde Gottes gestorben. Obwohl die göttliche Urkunde nichts davon sagt, so ist doch gewiß, daß er in dem seligen Bewußtsein der Liebe Gottes entschlafen ist. Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn und ist ein seliges Entschlafen, wie aus folgenden Schriftstellen hervorgeht: Apstg. 7, 58; Luk. 2, 29. 30; 1 Kor. 15, 55—57.

Unmittelbar vor seinem Ende durfte Moses von Pisga's Höhe aus einen Blick in das gelobte Land werfen. So gibt der Herr oft seinen Kindern in der Todesstunde einen Blick in die Herrlichkeit des Him-

mels und einen Vorschmack der ewigen Seligkeit. Ja, es gibt ein ewiges Leben, und jener kostbare Spruch des Wandsbecker Boten enthält viel mehr als nur einen dichterisch schönen Gedanken: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!" Es ist eine Wahrheit von der jedes Kind Gottes überzeugt ist. Nirgends tritt der gewaltige Unterschied zwischen dem lebendigen Christenglauben und dem modernen Unglauben deutlicher hervor, als im Angesicht des Todes. Der Unglaube bietet dem Sterbenden keine Hoffnung; es ist ein Sprung in die Nacht, ohne Aussicht des Morgengrauens. Der Christ aber triumphirt auch im Angesicht des Todes. Er weiß, daß er in den Himmel eingeht. Unter dem Steinregen seiner Mörder sah Stephanus den Himmel offen und des Menschensohn zur Rechten des Vaters sitzen. Paulus konnte am Ende seiner Laufbahn sagen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft — hinfort ist mir beigelegt die Krone des Lebens."

III. Moses als Vorbild Christi.

1. Er verließ sein königliches Haus, um sein Volk zu retten.
2. Er führte Israel aus der Gefangenschaft.
3. Er redete die Worte Gottes.
4. Er war ein Mittler zwischen Gott und den Menschen.
5. Er gründete ein Königreich.
6. Er war ein Führer seines Volkes.
7. Er suchte nicht das Seine, sondern das Wohl seines Volkes.

Anwendung.

1. Gott belohnt den treuen Dienst.
2. Gott ehrt seine treuen Knechte.
3. Das Andenken der Frommen bleibt im Segen.

Sonntag, 30. Sept. **Mäßigkeits-Lektion.** 5 Mos. 21, 18—21.

18. Wenn Jemand einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht gehorchet, und wenn sie ihn züchtigen, ihnen nicht gehorchen will;
19. So soll ihn sein Vater und seine Mutter greifen, und zu den Aeltesten der Stadt führen, und zu dem Thore desselben Orts,
20. Und zu den Aeltesten der Stadt sagen: Dieser unser Sohn ist eigenwillig und ungehorsam, und gehorchet unserer Stimme nicht, und ist ein Schlemmer und Trunkenbold.
21. So sollen ihn steinigen alle Leute derselbigen Stadt, daß er sterbe; und sollst also den Bösen von dir thun, daß es ganz Israel höre, und sich fürchte.

Biblischer Grundgedanke: „Welche Seele sündiget, die soll sterben." Hes. 18, 4.

Einleitung. Obwohl diese Lektion außerhalb aller Verbindung mit den Lektionen dieses Quartals steht, so ist es doch schicklich, daß der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf die Thatsache hinlenkt, daß diese Lektion in dieselbe Zeitperiode der beiden letzten Lektionen fällt und einen Theil der Worte bildet, welche Moses an das Volk zu richten hatte nach göttlichem Befehl.

Wegen Mangel an Raum verbinden wir das Erklärende und Praktische in dieser Lektion miteinander.

I. Der ungerathene Sohn. V. 18 u. 20.

Die Bestimmungen, welche Moses unter göttlicher Anleitung in Betreff ungerathener Kinder für das Volk Israel trifft, haben ein zweifaches im Auge. Es soll einerseits die Befestigung der väterlichen Gewalt geschehen; Eltern haben nicht blos ein Recht, sondern es ist ihre heilige Pflicht, ihre bösen Kinder zu bestrafen. Andererseits aber zielt diese Bestimmung auf die Beschränkung der väterlichen Gewalt ab. Es gibt Grenzen, wo die Zucht der Eltern an ihren Kindern aufhört und sie der Staatsgewalt übergeben werden müssen, wie das noch heut zu Tage geschieht.

1. Der ungerathene Sohn in seiner Widerspenstigkeit. Er ist eigenwillig und ungehorsam. Er läßt sich durch die Strafe seiner Eltern nicht bessern. Wie viel Herzeleid bereitet ein solches Kind seinen Eltern! Salomo sagt: „Ein thörichter, d. h. ein ungehorsamer Sohn ist seiner Mutter Grämen und seines Vaters Herzeleid." Ein solcher Sohn wird kein guter und nützlicher Bürger des Landes werden. Der größte Theil der Verbrechen der Menschen überhaupt lassen sich auf den Ungehorsam gegen der Eltern Wort im väterlichen Hause zurückführen.

2. Der ungerathene Sohn als Schlemmer und Trunkenbold. Eigenwilligkeit und Ungehorsam gegen die Eltern ist die direkte Bahn zur Unmäßigkeit. Wer die Ermahnungen seiner Eltern in den Wind schlägt und sich Unterhaltung und Kameradschaft unter den bösen Buben sucht, der wird gar bald von einer Versuchung zur andern geführt werden. Er wird im Rath der Gottlosen wandeln, er wird auf der Bank der Spötter sitzen, er wird auf den Weg der Gottlosen treten, er wird in die Trink- und Spielhäuser geführt werden, wo er mittrinken und mitspielen lernen wird. Ehe er sich's versieht, wird er ein solches Leben der Zügellosigkeit lieb gewinnen, er wird von dem Geist, der diese Orte beherrscht, regiert werden, er wird ein Trunkenbold werden. Es ist nur eine Frage der Zeit, wie bald es geschehen werden wird. Diesem Ziele kann er unmöglich ausweichen, es sei denn, er verläßt seine böse Gesellschaft. Gibt es wohl einen traurigeren Anblick als der eines jungen Mannes, der in den Lastern der Trunkenheit und Völlerei lebt! Kann irgend etwas die Eltern mehr demüthigen und tiefer beugen als der Ungehorsam ihrer Kinder?

II. Der Versuch, den ungerathenen Sohn zu retten. V. 18. 19.

1. Durch elterliche Zucht. Es gibt verschiedene Wege, um den ungerathenen Sohn vom Irrthum seines Weges zurückzuführen. Oben an steht die Liebe, die kein Opfer der Selbstverleugnung scheut in der Erreichung ihres Zieles. Eine Tochter verließ das elterliche Haus, um in einem Leben der Sünde und des Lasters zu schwelgen. Alle Bemühungen der Mutter, den Aufenthaltsort ihrer gefallenen Tochter ausfindig zu machen, blieb erfolglos. Endlich kam sie auf den Einfall, ihr Bild in einem Lokal aufzuhängen, wo sich allerlei Gesindel einfand, um zu übernachten, denn, dachte sie, vielleicht mag meine Tochter einmal hierher kommen und durch den Anblick des Bildes ihrer Mutter an die unschuldigen Tage ihrer Kindheit und an die Gebete ihrer Mutter erinnert werden. Die Mutter hatte Recht. Bald nach dieser Zeit lag die Tochter voller Reue an der Brust ihrer vergebenden Mutter, fest entschlossen, ein neues Leben zu führen.

2. Durch die Staats-Regierung. Zu

diesem Ende sind Correktions-Häuser, Reform-Schulen, Arbeits-Häuser, Staats-Gefängnisse u. s. w. errichtet, um den unverbesserlichen Knaben und Mädchen eine strenge Erziehung zu Theil werden zu lassen. Es ist traurig, wenn junge Verbrecher mit lebenslänglicher Haft im Gefängnisse oder gar mit dem Tode bestraft werden müssen, wie unsere Lektion andeutet und auch heute noch geschieht!

III. Die Strafe des Ungehorsams. V. 21.

Durch dieses strenge Gesetz wollte Gott die Bedeutung des Gehorsams der Kinder gegen ihre Eltern einschärfen. Wenn also das Vaterherz und das der Mutter so weit gekommen ist, daß sie vor der Gemeinde des Volkes ihr Kind dem Richter überantworten, so ist das Aeußerste ihrerseits geschehen. Der ungerathene Sohn muß sterben. Heute noch ist der Tod der Sünden Sold. Wie mancher junge Mann hat auf dem Gerüst, kurz vor seiner Erhängung, bekannt, daß er den Grund zu seiner Laufbahn in der Sünde und Verbrechen, in seinem Ungehorsam gegen seine Eltern gelegt habe!

Der einzig sichere Weg durch dieses Leben ist der Weg des Gehorsams und der Mäßigkeit in allen Dingen. „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Daß er sich hält, o Gott, nach deinem Wort."

Anmerkung. Wenn eine Sonntagsschule eine Missions-Lektion vorzieht, mag eine solche nach 1 Theß. 1, 1—10 ausgeführt werden.

Frauenzeitung.

Sei wach! Sei wach, und stehe fest am Steuer,
Verlöscht auch Stern um Stern am Himmelsdach,
Harr' aus und hüte deines Lämpleins Feuer.
Hoch geht des Lebens Fluth! Sei wach — sei wach!

☞ Es würde uns große Freude bereiten, und gewiß viel Nutzen stiften, wenn unsere Leserinnen dieses Departement dazu benützten, Gedanken über Erziehung, Haushaltung, Krankenpflege, weiblichen Beruf und dergleichen auszutauschen, Fragen zu stellen, und dieselben zu beantworten u. s. w. Durch solche Benützung dieser Blätter würde die Frauenzeitung noch mannigfaltiger und interessanter werden als bisher. Sie wird von vielen Hunderten mit großem Interesse und vielem Nutzen gelesen und wir möchten dieses Departement mit jedem Monate werthvoller machen.

Aus der Kinderstube.

Ich habe mein Kind bestraft,
Nun kommt es nach kurzem Besinnen,
Fällt schluchzend mir um den Hals
Und seine Thränen rinnen.

Und wie es Bess'rung gelobt
Küss' ich dem kosenden Wichte
Mit freundlich lächelndem Mund
Die Thränen vom blüh'nden Gesichte.

So hab' ich's von Gott gelernt,
So hab' ich's erfahren im Leben:
Ich fehlte und wurde bestraft,
Ich bat — und mir wurde vergeben.

A. Sturm.

Das Dor'le über Sparsamkeit! Niemand weiß die Bedeutung des Wortes Sparen besser, als die deutsche Hausfrau, besonders wenn sie in Deutschland erzogen ist und das Sparen von der lieben Mutter gelernt hat. Wollen wir die Folgen deutscher Sparsamkeit sehen, so brauchen wir nur durch die Straßen unserer Städte und durch das Land zu gehen, um uns zu überzeugen, was deutsche Sparsamkeit vermag. Natürlich wurde Sparsamkeit für das deutsche Volk eine Lebensfrage, und wer mit den Verhältnissen unseres alten Vaterlandes bekannt ist, wird solches ganz gewiß erfahren haben. Und eben diese Tugend, die uns die Noth gelernt hat, ist, was uns in diesem Lande zu dem gemacht hat, was das deutsche Volk gegenwärtig ist.

Ein jeder Beobachter wird auch wissen, daß nirgends so viel verschwendet wird, wie in Amerika. Es wird in diesem Lande mehr weggeworfen, als nöthig wäre, eine andere Nation zu erhalten, und deßhalb ist die deutsche Sparsamkeit ein gutes Gegenmittel gegen diese amerikanische Verschwendung. Es wäre gewiß sehr gut für sehr viele Leute in diesem Lande, wenn sie das schöne deutsche Sprüchwort lernen würden: „Spar' in der Zeit, so hast du's in der Noth." Hier wird gewöhnlich das Gegentheil gethan, man fängt erst an zu sparen, wenn man nichts mehr hat.

Sparsamkeit ist eine schöne Tugend und gehört zu einem christlichen Leben. Ein wahrer Christ, auch wenn er viele Güter hat, wird sich doch nur als einen Haushalter Gottes ansehen, und wie kann ihm sein Gewissen erlauben, die Gaben Gottes zu mißbrauchen, wo so viel Elend und Noth um ihn ist! Darin liegt das Sündliche der Verschwendung, weil so viele Arme so froh wären für das, was Andere wegwerfen. Diese amerikanische Verschwendung wird eine Ursache des Ruins dieses Landes sein, und ist bereits tausenden Familien zum Ruin geworden.

Es ist deßhalb für uns deutsche Mütter von größter Wichtigkeit, daß wir einen sparsamen und einfachen Sinn in unsere Kinder pflanzen; es ist große Gefahr, daß wir mit dem Zeitgeist fortgerissen werden, und wir haben deßhalb zu wachen über uns selbst, daß wir diese schöne Tugend nicht verlieren, nicht allein um unserer selbst willen, sondern viel mehr um unserer Kinder willen. Die Verhältnisse sind in der Umgestaltung begriffen, und unsere Kinder werden in Zukunft genug Ursache zum Sparen haben, und wohl ihnen, wenn es ihnen in der Jugend beigebracht wird, und sie es nicht erst in späteren Jahren nothgedrungen lernen müssen.

Der glücklichste Mensch ist der, der die wenigsten Bedürfnisse hat. Man kann ein Kind erziehen, daß es meint, seine Bedürfnisse hätten kein Ende. Man kann dasselbe Kind aber auch einfach und mäßig er-

ziehen, so daß es mit Wenigem zufrieden und dabei viel glücklicher ist.

Möge der einfache, sparsame, deutsche Sinn nie in diesem Lande untergehen, und wenn er erhalten werden soll, so muß es die deutsche Frau thun.

Sehr gefährlich ist es für Dienstmädchen in diesem Lande, sich diese schlimme Sitte der Verschwendung anzugewöhnen. Sie sollten deßhalb besonders wachsam sein, denn es wird gewiß wichtige Folgen für ihr künftiges Leben haben. Es macht wenig aus, wie viel wir verdienen; die wichtigste Frage bleibt immer die — wie viel wir ersparen.

Die Hausmütterchen. Wo sie sind, die ächten, rechten Hausmütterchen, da läßt sich's gut leben, wo sie aber fehlen, da fehlt auch Friede und Freude des Hauses. Finden kann man sie aller Orten, in der Hütte wie im Schlosse, und überall sind sie an ihrem Platze. Meist kann man schon im Kinde das künftige Hausmütterchen wahrnehmen. Wenn ein kleines Mädchen gerne aufräumt, ihr Kleidchen hübsch rein zu halten sucht, der Mutter hülfreich ist und des Vaters Wünsche erräth, wenn es zärtlich für die Puppe sorgt, dann steckt sicher ein Hausmütterchen darin. Doch kann ein solches auch herangezogen werden oder sich selber erziehen, wenn eben das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Liebe ist der Grundcharakterzug eines rechten Hausmütterchens, Liebe zu den Menschen und Freude an der Arbeit.

Ob reich oder arm, ob vornehm oder gering, ob inmitten eines großen Familienkreises oder allein im Leben stehend, immer wird Hausmütterchen Sonnenschein verbreiten und Anderen zum Segen werden. Mit dem Marthafleiß weiß sie den Mariasinn zu verbinden. Sie hält das Haus in Ordnung, Kinder und Gesinde in Zucht und Sitte. Bei weiser Sparsamkeit hat sie eine mildthätige Hand. Sie weiß ihre Zeit einzutheilen und damit weiter zu kommen als Andere. Sie arbeitet ohne Hast und Unruhe, thut Alles zur rechten Stunde; verlegt nicht die Hausarbeit des Morgens auf den Abend, sondern gehört dann der Familie. Das Nöthigste nimmt sie zuerst vor, nie zu viel auf einmal, und an den großen Scheuertagen reservirt sie ein unberührtes Plätzchen im Hause. Für Mann und Kinder hat sie stets Zeit und Ruhe, denn der Mann muß sich daheim am wohlsten fühlen und die Kinder sollen daran ihr Leben lang gerne zurückdenken.

Steht aber das Hausmütterchen einsam im Leben, ohne Mann und Kinder, oder hat sie dieselben verloren, dann wird es in ihrem Stübchen stille sein, voll Frieden, und für Alle, welche da eintreten, wird warm ihr Herz schlagen. Die Müden können bei ihr sich ausruhen, die Betrübten sich ausweinen, und die in der Unruhe der Welt stehen, finden Stille, Verständniß und Theilnahme. Und ist ein solches Hausmütterchen mit irdischem Gut gesegnet, dann wird ihr Haus gastlich sein, ihr Herz liebevoll sorgend Viele umfassen und es paßt auf sie das Schriftwort: „Die Einsame hat mehr Kinder, als die den Mann hat."

Ist das Hausmütterchen die Frau eines armen Mannes, eines Tagelöhners oder Arbeiters, dann bietet sie alle Kraft auf, ihm die Last des Lebens zu erleichtern. Sie ist früh zu Gang am Morgen, hat sein Frühstück bereit, ehe er zur Arbeit geht; sie säubert und ordnet das Haus, ehe er wieder kehrt; das Mittagsmahl findet er sorgfältig zubereitet, reinlich und einladend, und sei es noch so einfach, ihr freundlicher Willkomm ersetzt die Würze, welche etwa aus Mangel an Mitteln fehlen möchte. Die Kinder treiben sich nicht schmutzig auf der Gasse umher, sondern sind rein gewaschen, ihre Kleider sorgsam geflickt und früh lernen sie der Mutter zur Hand gehen.

Die Frau des Handwerkers oder kleinen Geschäftsmannes erstreckt ihre Hausmütterchensorge auch auf Lehrlinge und Gesellen, auf die im Laden beschäftigten Personen, denen ihr Haus, so viel an ihr liegt, Ersatz geben soll für die Heimath.

Das Hausmütterchen als Frau des Lehrers oder Geistlichen hat, namentlich auf dem Lande, Gelegenheit genug, dem Manne noch über das Haus hinaus helfend zur Seite zu stehen. Sie wird Kranke besuchen, Trauernde trösten und versuchen, Verirrte heimzuholen.

Die Frau des Fabrikherrn oder des Gutsbesitzers kann mit einem Hausmütterchenherzen in treuer Fürsorge Vielen eine Hülfe werden.

Die reiche Kaufmannsfrau, wenn sie ein Hausmütterchen ist, dann sucht sie ihre Ehre nicht in Glanz und Pracht, sondern in stillem Wohlthun und denkt daran: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern."

Ein Hausmütterchen als Gattin des Künstlers, des Gelehrten, des Staatsmannes, sucht durch ihr Walten daheim dem Manne die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens aus dem Wege zu räumen, ihn den ganzen Zauber einer glücklichen Häuslichkeit finden zu lassen und, soweit sie es vermag, ihm zu folgen auf seines Geistes Wegen.

Ob Frau, ob Tochter — wer möchte nicht gerne ein Hausmütterchen sein?

Wie man einen Ehemann zubereiten soll! (Aus dem Englischen.) Wie Mr. Glaß vom Hasen sagt: erst muß man ihn treffen, so ist's auch mit dem Manne. Hat ihn der Pfeil der Liebe getroffen, und ist er unser eigen, so gibt folgendes, altbewährtes Rezept die beste Art an, ihn zu einem guten, schmackhaften Gericht zuzubereiten. Viele Ehemänner werden von vornherein durch falsche Behandlung verdorben. Die Frauen halten sie in fortwährender „Siedehitze" durch übergroße Sentimentalität und Zärtlichkeit; Andere „blanchiren" sie durch schlecht angebrachte Eiseskälte. Einigen gelingt es, sie mürbe zu machen durch andauernde Gehässigkeit, Rechthaberei und Launenhaftigkeit oder sie „versalzen" und „versäuern" ihre Männer durch das scharfe Salz der Klatschsucht, durch die Essigsäure des Neides und der Unzufriedenheit; sie begießen sie mit scharfgewürztem Zungenbeiguß und dürfen sich nicht wundern, wenn derartig behandelte Ehemänner mit der Zeit ungenießbar werden und weder Liebe noch wohlwollende Duldung zeigen. Sie werden aber im Gegentheil sehr zart und schmackhaft auf folgende Weise:

„Erwärme den Gatten durch's Feuer Deiner Liebe. Laß dieses Feuer hell und rein brennen und schüre es zu gleichmäßiger Beständigkeit. Gieße Zuneigung, Güte und Milde in reichem Maße über ihn, gewürzt durch Humor und Heiterkeit. Umhülle ihn mit der erhaltenden Lauge der Ordnungsliebe und Sparsamkeit. Willst Du ihn mit Küssen und Süßigkeiten zieren, so tauche sie in eine genügende Dosis Zurückhaltung, gemischt mit Klugheit und vernünftigem Maßhalten." Wir rathen allen Frauen, dies Rezept zu versuchen; sie werden dann erfahren, wie schmackhaft ein Ehemann wird, wenn er richtig zubereitet ist.

Berliner Näherinnen. Dem Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit, entnehmen wir Folgendes über Frauen und Mädchenlöhne:



„Für Knopflöcher zu nähen das Dutzend Kragen: Lohn: 5 Pfg. Will man also 1 Mk. verdienen, so sind 20 Dutzend anzufertigen, wozu mindestens ein Tag nöthig. Ein paar Hosen für einen siebenjährigen Knaben zu nähen = 20 Pfg. Ein Damen-Mantel zu nähen, ganz gleich, ob ihn der Fabrikant für 60 oder 150 Mk. mit dem entsprechenden Gewinn verkauft = 1,25 bis 1,75 Mk.; ein Dutzend Trikot-Taillen zu verputzen = 25 Pfg.; eine vier Meter lange, acht Ctm. breite Häkelei an ein vom Geschäft geliefertes Tuch anzufertigen = 8 Pfg.; ein Dutzend Manschetten zu nähen = 5 Pfg.; ein Dutzend Küchenschürzen zu nähen = 40 Pfg.; ein Dutzend Damen-Hemden zu nähen, höchstens 1 Mk.; Stickblumen-Malerei, bei 14—15stündiger Arbeit, wöchentlicher Verdienst 4 Mk.; bei 17stündiger Arbeit die Woche 10—11 Mk. Verdienst. Das sind einige Proben, die leicht zu vervielfältigen wären. Damit ist das Elend aber noch nicht erschöpft. Es kommt hinzu, daß der Fabrikant es noch mit weiteren Herabsetzungen der Löhne jeden Augenblick versuchen kann. Und welche Arbeiterin könnte es wagen, dagegen zu protestiren? Die Noth zwingt sie einfach, auch weniger zu nehmen, weil sie sonst Arbeit und Stellung verliert, und es warten Zahllose darauf, ihre Stelle einzunehmen, sodaß der Arbeitgeber nie in Verlegenheit ist. Es kommt hinzu, daß die verschämte Arbeit vieler Beamten-Töchter, die sich gerne „Handschuh- und Theatergeld“ verdienen wollen, die Preise dadurch herunterdrücken, daß sie sich zu geringerem Lohn anbieten, als die Arbeiterin, die davon ganz leben muß, es vermag.

Etliche nützliche Anweisungen vom Dor'le. — Deutsche Gurken. Man kann ziemlich große Gurken nehmen. Nachdem man sie im kalten Wasser gut abgewaschen hat, nimmt man Weintrauben-Blätter und die jungen, saftigen Reben und wäscht sie ebenfalls. Nun legt man eine Lage von diesen Weinblättern und Reben und dann eine Lage Gurken in den Topf, dann streut man etliche Nelken und Lorbeerblätter darüber und dann wieder eine Lage Weinblätter und dann Gurken, bis das Gefäß voll ist, die letzte Lage muß aus Weinblättern bestehen. Nun kocht man das Wasser. Zu einer Gallone Wasser nimmt man eine Tasse voll Salz und läßt es kochen. Nachdem es erkaltet ist, gießt man es über die Gurken und beschwert sie dann mit einem Teller und Stein. In etlichen Wochen sind sie gut zum Essen. Diese Gurken sind gesund, denn sie brauchen keinen Essig.

Eine neue Methode Gurken einzumachen. Man nehme kleine Gurken. Nachdem sie gewaschen sind, gießt man kochendes Wasser darüber. Nachdem sie eine zeitlang darin gelegen, legt man sie in kaltes Wasser. Aus diesem trocknet man sie mit einem reinen Tuch gut ab, nun nimmt man das gewöhnliche Gewürz, das man zum Einmachen der Gurken gebraucht, sowie Meerettig und rothen Pfeffer, nun legt man in Einmache-Gläser eine Lage Gurken, dann Gewürz und fährt so fort, bis die Gläser voll sind. Sodann kocht man den Essig, in welchem man ein wenig Salz und Zucker thut. Wer es liebt, kann zu einer Gallone Essig zwei Tassen Zucker und nicht ganz eine halbe Tasse Salz nehmen. Nachdem dieses kocht, wird es kochend über die Gurken gegossen, bis die Flaschen voll sind, und dann zugesiegelt.

Ein gutes Backwerk. Man nimmt ein Pint von dem Brodteig, ein Pint Milch, zwei Eier, eine Tasse Butter, zwei Tassen Zucker, eine Tasse Rosinen, Muskatnuß und ein und einen halben Theelöffel voll Backpulver. Nachdem man all' dieses in den Brodteig geschafft, bestreicht man eine Backpfanne und bringt den Teig hinein. Die Pfanne muß groß genug sein, sodaß der Teig nicht dicker ist, als der gewöhnliche Kaffeekuchen, nun läßt man es gehen und bestreut es dann oben mit Zucker und Zimmt, ehe man es backt.

Aus der Zeit.

Der junge, deutsche Kaiser Wilhelm hat in seinem Regierungsantritt und seinen bisherigen Handlungen alle böswilligen Prophezeihungen und alle Befürchtungen der Angstmeier zu Schanden gemacht.

Seine Proklamation an sein Volk liefert den deutlichen Beweis, daß er ein gläubiger Christ, ein treuer, deutscher Mann und ein Friedefürst ist.

In dieser Proklamation bittet er Gott um Kraft, seine Pflichten zu erfüllen, und gelobt Gott, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen. Wahrlich — das hat einen guten Klang, der jedem Christenmenschen wohl thun wird.

In dem genannten Schriftstück bietet er auch in Treu und Glauben seinem Volke die Hand und sagt, wie er sich auf dasselbe und seine Treue verlasse, so könne es auch auf ihn, den Kaiser und König, in aller Noth und Gefahr zählen. — Das sind Worte eines treuen, deutschen Mannes.

In jener Proklamation verspricht der junge Kaiser ferner — den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu befördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein. — Das sind Worte eines Friedensfürsten und nicht eines Haudegens, als welcher dieser Fürst von englischen und amerikanischen Zeitungen fortwährend dargestellt wird.

Wie alle Hohenzollern ist der junge Kaiser Wilhelm soldatisch erzogen und liebt das „Soldatenhandwerk“ wohl mehr als sein Vater Friedrich III. Aber so mir und dir nichts, wird dieser neue Kaiser gewiß nicht Krieg anfangen. Er will nur stark und gerüstet sein, um sein Land und Volk vor Angriffen zu schützen und Deutschland den Rang zu bewahren, den es sich erworben hat.

Und — wie der Kaiser gesprochen, so hat er auch gehandelt und ist nach Rußland gezogen, um den Frieden zu befestigen. Das, und nichts Anderes, bedeutet seine Reise nach St. Petersburg. Rußland ist noch immer etwas verstimmt. Wenn es nun gelingt, die Verstimmungsstoffe, welche sich zwischen Rußland und den mitteleuropäischen Mächten angesammelt haben, zu beseitigen, so ist der Friede auf lange Zeit hinaus gesichert. In diesem Sinne werden alle Friedensfreunde den Entschluß des jetzigen Herrschers begrüßen, dem Czaren durch einen Besuch den Beweis zu liefern, daß Deutschland den Frieden wünscht.

Ob die Mission des jungen Kaisers gelingen wird, das ist eine andere Frage. Viele wollen aus dem Zuhausebleiben des alten Recken Bismarck schließen, daß dieser „der Geschichte nicht recht traut.“

Wir haben zwar schon früher Züge aus dem Leben des jungen Kaisers gebracht, wollen jedoch noch Einiges hierher setzen. Er ist am 27. Januar 1859 geboren und hat eine stramme Jugenderziehung verlebt, und gleich den Söhnen seines Volkes von dem, was er erarbeitet und erreicht, strenge Rechenschaft abgelegt.

Am 27. Februar 1881 vermählte er sich mit der Prinzessin Augusta Viktoria, geboren am 22. Oktober 1858, der ältesten Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. — In zärtlicher Liebe dem Gatten und den Kindern zugethan, übt Kaiserin Augusta Viktoria mit Strenge gegen sich selbst die Pflichten der Mutter und der



Wilhelm II., Kaiser von Deutschland.

Hausfrau. Mit Vorliebe sich den Aufgaben widmend, die ihr in der Familie und in der Häuslichkeit gestellt sind, ist die jetzige Kaiserin von pietätvollem frommem Sinn erfüllt. Den ihr vom Thron herab gegebenen glänzenden Beispielen in Ausübung werkthätiger Nächstenliebe und Hülfsbereitschaft folgend, hat die Fürstin auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit sich bereits ein weites Wirkungsfeld eröffnet, das sie eifrig zu pflegen und zu erweitern bemüht ist. Sie erstrebt dies sowohl durch Förderung eigener, von ihr in das Leben gerufener Unternehmen als auch durch fruchtbare Anregung und Belebung der Vereinsthätigkeit.

Fünf junge Prinzen erfreuen die Herzen der Eltern, und daß sie, wie alle Hohenzollern, Soldatenblut in sich haben, konnte Jeder selbst erfahren, der an Paradetagen im Potsdamer Lustgarten stand und zu den Fenstern des ersten Stockwerks des Stadt-



Augusta Viktoria, Kaiserin von Deutschland.

schlosses, wo der jetzige Kaiser als Prinz seine Residenz aufgeschlagen hatte, emporschaute. Dort pflegte die glückliche Mu ter hinter einer der Scheiben dem militärischen Schauspiel zuzusehen: die drei ältesten Prinzen hatte sie vor sich auf das Fensterbrett gestellt, welche mit ihren Händchen ungeduldig an die durchsichtige Schranke trommelten und auf der marmornen Brüstung mit den Beinen strampelten, wenn die Truppen beim klingenden Spiel der Musik präsentirten und der greise kaiserliche Urgroßvater die Front der Garden abschritt. Da lächelte die anmuthig-jugendliche Mutter der Prinzen in holdseligem Glücke, aber doch ein wenig befangen, denn die Blicke der Zuschauer suchten nicht mehr nach der Paradeaufstellung, sondern waren unverwandt zu ihr und ihren Kindern emporgerichtet. Von dem Kronprinzen Wilhelm behauptet man, daß er die Züge seiner Eltern in glücklichster Vereinigung trage.

Große Grundsätze. „Keine der politischen Parteien hat einen großen Grundsatz, den sie vertritt. Es kommt heutzutag nicht sowohl auf die Partei, als den zu erwählenden Mann an."

In dieser Tonart schrieben in den letzten Jahren viele Zeitungen, namentlich dann, wenn sie Stimmen von der oder jener Partei weglocken wollten. Im Jahr 1888 kann man nicht also schreiben, denn jede der Parteien hat sich zu einem großen Grundsatz bekannt. — 1. Die Demokraten haben ein Programm aufgestellt, welches nach und nach zum Freihandel führen muß, obwohl sie dies heuer noch leugnen werden.

2. Die Republikaner haben sich für Schutzzoll erklärt, obwohl auch sie Zollreform anstreben.

3. Die Prohibitionspartei tritt für das Verbot des Getränkehandels ein.

Es fehlt also nicht an streng geschiedenen Grundsätzen. Möge Gott die Wähler der Vereinigten Staaten leiten.

Harrison, Fisk, Morton, Thurman, das sind Namen, die in dem gegenwärtig sich entwickelnden Präsidenten-Wahlkampf alle persönliche Beschmutzungen ein für alle Mal ausschließen sollten. Ob es auch geschieht, das wollen wir abwarten.

Dieses gegenseitige Beschmutzen der Kandidaten ist ein wüster Krebsschaden unserer Wahlschlachten. Aber — was wollen wir gegen die Politiker sagen, die solch' schmutzige Waffen schwingen, wenn bei kirchlichen Wahlen gute und selbst geheiligte (!?) Christen sich nicht scheuen, den und jenen Kandidaten zu verkleinern, zu verleumden und mit Schmutz zu bewerfen!

Schutzzoll haben jetzt beinahe alle europäischen Länder. Deutschland hat denselben eingeführt; Oestreich hat seinen Schutzzoll erhöht, Frankreich ebenfalls, und andere Länder werden folgen. Nur England bleibt beim Freihandel, und weiß — weßhalb.

Wie man bei solchen Verhältnissen davon faseln kann, daß, wenn die Ver. Staaten Freihandel hätten, die Märkte der Welt offen ständen, das ist mir unbegreiflich. — Die Weltmärkte sind ja „geschützt." Und mit den Fabrikerzeugnissen des freihändlerischen Englands können wir doch nicht in Wettlauf treten, weder in England selbst, noch in Südamerika!

Die beiden ältesten Söhne des deutschen Kaisers.

Electrischer Sonnenstich. Ein Aufsatz, der vor einer Versammlung französischer Aerzte gelesen wurde, machte darauf aufmerksam, daß Arbeiter in den electrischen Schmiedewerken von Creusot Anfälle bekommen, die alle Symptome des Sonnenstiches zeigen. Gewöhnliches electrisches Licht bringt keine solchen Effekte hervor, weil es zu schwach ist; jene electrischen Werke strahlen aber ein Licht aus, dessen Glanz geradezu unbeschreiblich ist.

Nach zwei- bis dreistündiger Arbeit treten die ersten Symptome auf. Die Arbeiter klagen über Schmerz im Kopf, im Hals und in der Stirne, und die Haut bekommt eine röthlich-braune Farbe.

Trotzdem die Arbeiter ihre Augen durch dunkelfarbene Brillen schützen, werden sie dennoch dergestalt geblendet, daß sie bei gewöhnlichem Sonnenlichte mehrere Minuten lang nichts sehen können. Selten erhalten sie ihr vollkommenes Gesicht in weniger als einer Stunde zurück. Die Augen werden entzündet und man hat ein Gefühl, wie wenn einem etwas in's Auge geflogen ist.

Vierundzwanzig Stunden lang thränen die Augen sehr stark und der Patient leidet außerdem an Schlaflosigkeit. An den darauffolgenden Tagen schält sich die Haut von Hals und Gesicht ab, so daß die Haut eine dunkelrothe Farbe erhält. Ungefähr am fünften Tage nimmt die Haut wieder ihre natürliche Farbe an.

Keines dieser Symptome kommt von der Hitze, sie sind allein dem Einflusse des grellen Lichtes zuzuschreiben.

Im Schatten.

Wie der Reichskanzler Bismarck mit dem sechsjährigen Kronprinzen steht — unter dieser vielverheißenden Ueberschrift erzählt die „Staatsbürger Zeitung" folgende kleine Historie: Vor Kurzem wollte Fürst Bismarck dem jetzigen Kaiser, damaligen Kronprinzen Wilhelm im Schlosse Vortrag halten. Denselben nicht zu Hause treffend, beabsichtigte der Fürst den Heimgang anzutreten, als der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm, welcher gerade mit seinen Brüdern nach den Klängen eines Leierkastens Tanzversuche anstellte, den „Onkel Bismarck" aufforderte, ein bischen mit ihm zu tanzen. Der eiserne Kanzler antwortete lächelnd: „Tanzen kann ich alter Onkel nicht mehr, aber etwas vorspielen will ich Ew. Königl. Hoheit!" Und so geschah es. Als die jungen Prinzen nach den Klängen des vom Fürsten gedrehten Leierkastens sich froh im Kreise bewegten, trat plötzlich der Kronprinz ein, gab dem Fürsten die Hand und sagte zu demselben in jovialem Tone: „Lieber Fürst, ich danke Ihnen von Herzen für das Vergnügen, welches Sie meinen 'Stiften' bereiten."—Die „Kreuzzeitung", welche über denselben Vorgang noch ausführlicher berichtete, läßt den Kaiser beim Anblick des „Onkel Bismarck" Folgendes sagen: „Nun, das muß ich sagen, es ist liebenswürdig von Ihnen, sich so mit den Kindern abzugeben. Aber, lieber Fürst" — und dabei erhob der Kaiser scherzhaft drohend den Zeigefinger — „ei, ei, Sie fangen bei Zeiten an! So früh schon soll der künftige Thronerbe nach Ihrer Pfeife tanzen lernen? Das ist ja schon die vierte Generation, der Sie sich widmen."

Eine kleine Notiz, die wir kürzlich in einer Zeitung fanden, gibt zu denken: „Menschenasche als Dünger. Die Asche von Edward E. Münch, welcher am 10. Juli im Fresh Pond Crematorium auf Long Island verbrannt wurde, ward heute, auf den Wunsch des Verstorbenen und seiner Frau, auf ein Blumenbeet vor dem Crematorium gestreut, um den Boden zu düngen. Die Asche wog etwa 5 Pfund."

Was liebenswürdig ist, ist nicht zugleich immer liebenswerth.

Keine Menschenkenntniß besitzen ist lange nicht so arg, als sich trotzdem welche zutrauen.

Daß nach Regen Sonnenschein kommt, ist lange nicht so gewiß, als daß auf Sonnenschein Regen folgt.

Es gibt wenig Menschen, die uns bessern können, aber viele, deren bloßer Contact uns verschlimmert.

Der schlimmste Neid ist der Neid der Glücklichen.

Wir vergessen leicht, wie das alte Haus ausgesehen hat, wenn schon ein neues an der Stelle steht. So vergessen wir auch unsere Gefühle, wenn andere sie verdrängt haben.

Offene Post.

Fragekästchen. „Warum eröffnet Haus und Herd kein Fragekästchen?"

Also wurden wir schon öfters gefragt. Das Haus und Herd-Fragekästchen ist schon 15 Jahre lang offen, und zwar, wie gleich Anfangs gesagt wurde — in der **Offenen Post.** Hier sind im Laufe der Zeit auch schon gar manche Fragen beantwortet worden, und alle Fragen, die künftig eingesandt werden, sollen beantwortet werden.

Nur ist zu vermerken, daß zu einem interessanten Fragekästchen sowohl interessante Fragen als gute Antworten gehören. Wenn, wie es manche Redakteure machen — die Fragen und die Antworten in der Redaktionsstube fabricirt werden, so entsteht ein gar jämmerliches Fragekästchen, dem man das Erzwungene schon von Weitem ansieht. Entstehen aber die Fragen bei den Lesern, und handeln dieselben über interessante, wichtige Themata, so wird das Fragekästchen interessant. Solche Fragen sollen Haus und Herd willkommen sein, und wenn wir sie etwa nicht selbst meistern können, so senden wir sie zu Fachleuten, welche die richtigen Antworten zu geben vermögen.

Für die vielen Gratulationsschreiben rc. sagen wir herzlich Dank. Diese Beweise der Achtung und Liebe unserer Leser treiben uns an, in dem Bestreben, ein christliches Familienblatt erster Klasse herzustellen, immer eifriger zu werden und nicht nachzulassen, bis das gesteckte Ideal möglichst erreicht ist.

„Haus und Herd" ist, Gott sei Dank, kein Versuch mehr, sondern eine fest etablirte Zeitschrift, welche in

der Missionsarbeit, im kirchlichen Wirken, in der Sonntagschule und in der Familie bereits zum großen Segen geworden ist. Es müßte ein sehr kurzsichtiges Menschenkind sein, das heutzutag etwa sagte, es sei für eine Zeitschrift wie Haus und Herd kein Bedürfniß vorhanden. Tausende unserer Leser haben im Laufe der Zeit gerade das Gegentheil bezeugt, und je mehr sich die Kirche entwickelt, je mehr Einwanderer vom alten Vaterlande herüberkommen, je mehr junge Leute wir heranziehen, je mehr Literatur aller Art dem deutschen Volke geboten wird: desto mehr ist ein Familienblatt wie Haus und Herd eine Nothwendigkeit.

Preisausschreiben für gute Original-Erzählungen. Haus und Herd möchte noch mehr Talente wecken und noch mehr tüchtige Mitarbeiter auffinden, deßhalb macht die Redaktion folgendes liberale Anerbieten für gute Original-Erzählungen:

Erste Klasse — 2500 bis 3000 Worte.
1. Für die beste Erzählung.........$40.00
2. Für die zweitbeste.............. 20.00

Zweite Klasse — 4500 bis 6000 Worte.
1. Für die beste Erzählung.........$50.00
2. Für die zweitbeste.............. 25.00

Dritte Klasse — 6500 bis 9000 Worte.
1. Für die beste Erzählung.........$60.00
2. Für die zweitbeste.............. 30.00

Bedingungen.

1. Die Arbeiten müssen bis längstens den 15. November 1888 eingesandt sein.
2. Die Tendenz der Erzählung muß zu derjenigen unseres Haus und Herd passen.
3. Das Material soll dem amerikanischen, und womöglich dem deutsch-amerikanischen Leben entnommen sein.
4. Das Manuscript ist mit irgend welchen Buchstaben oder einem fingirten Namen zu bezeichnen, während der Name und die Adresse des Verfassers, nebst der Ziffer des Manuscripts in einem Briefumschlag beizulegen ist. Auch wird gebeten, die Klasse anzumerken, zu welcher die Erzählung gehört.
5. Drei competente Preisrichter werden über die Arbeiten entscheiden, und das Honorar wird sofort nach Annahme ausbezahlt, während die nicht angenommenen Erzählungen an die betreffenden Verfasser zurückgesandt werden.

Noch öfters ziehen als vorher? Die Meinung, daß der neuen, von der General-Conferenz der Bisch. Methodistenkirche angenommenen Maßnahme gemäß noch mehr Predigerumzüge stattfinden würden, als bei dem dreijährigen Amtstermin, scheint sich da und dort ohne Weiteres festgesetzt zu haben. Wenigstens lassen die Aeußerungen, die wir schriftlich und mündlich vernehmen, darauf schließen.

Wenn von vornherein, und ehe die neue Maßnahme ordentlich geprüft worden ist, solche Meinung herrscht und verbreitet wird, so mag diese Meinung und ihre Verbreitung an und für sich dazu beitragen, daß die Umzüge häufiger stattfinden. Denn, was man erwartet, das geschieht öfters.

Wenn aber jeder Prediger es als ein Glück ansieht, daß ihm fünf Jahre zu segensvoller Wirksamkeit gegeben sind; wenn er im Kämmerlein und am Studiertisch sich die Kraft für längeres Wirken holt; wenn er Pläne legt und angreift, zu deren Vollendung er längere Zeit bedarf; wenn er entschlossen ist, mit allen Deutschen der Nachbarschaft bekannt zu werden und seine Bekanntschaft für Missionszwecke verwendet; kurz, wenn er jedes Jahr in jeder Beziehung auf's Aeußerste benützt: dann wird es wohl in vielen Fällen fünf Jahre lang auszuhalten sein.

Wenn die Gemeinden von der nur zu häufig eingerissenen Gewohnheit abkommen, sich schon nach dem ersten Dienstjahr nach „etwas Neuem" zu sehnen; wenn sie erkennen, welcher Vortheil es ist, mit einem für sie passenden Knechte Gottes längere Zeit zu arbeiten; wenn sie einsehen, welche Vortheile die verlängerte Dienstzeit betreffs der Jugenderziehung, der Missionsarbeit, des Einflusses auf das außen stehende Publikum bringt 2c.: so wird die fünfjährige Dienstzeit gar oft zum Segen werden.

Wenn aber der Reiter nicht zum Pferd oder das Pferd nicht zum Reiter paßt — was ohne Schuld von der einen oder andern Seite recht wohl der Fall sein kann — so ist es besser, wenn gleich nach dem ersten Jahr Wechsel geschafft wird, anstatt daß man im Mechanismus drei Jahre einfach zubringt, wobei Prediger sowohl wie Gemeinden leiden.

Summa Summarum: Die fünfjährige Dienstzeit wird zum Segen werden unter der Voraussetzung, daß es genug Prediger und Gemeinden gibt, die in vorzüglicher Weise zu einander passen, und die sich freuen, eine längere Zeit zu gemeinschaftlicher Arbeit vor sich zu haben.

Wir sind der Ueberzeugung, daß es eine bedeutende Anzahl solcher Gemeinden und Prediger gibt; wenn nicht, so haben wir uns, so hat sich die Kirche getäuscht, und die neue Maßnahme wird mit der Zeit einer andern Platz machen.

Mit folgenden Brüdern wurde das Anerbieten betreffs der Abonnentenliste gut gemacht:

I. 1—25.
1. J. C. Marting. 2. J. M. Winkler. 3. L. C. Pfaffenberger.

II. 26—50.
1. A. C. Gaebelein. 2. C. G. Becker. 3. M. Roeder.

III. 51—100.
1. J. Tanner. 2. F. W. Boese. 3. F. Meyer.

IV. 101—150.
1. J. Bletsch. 2. J. Ehrsam. 3. L. Wallon.

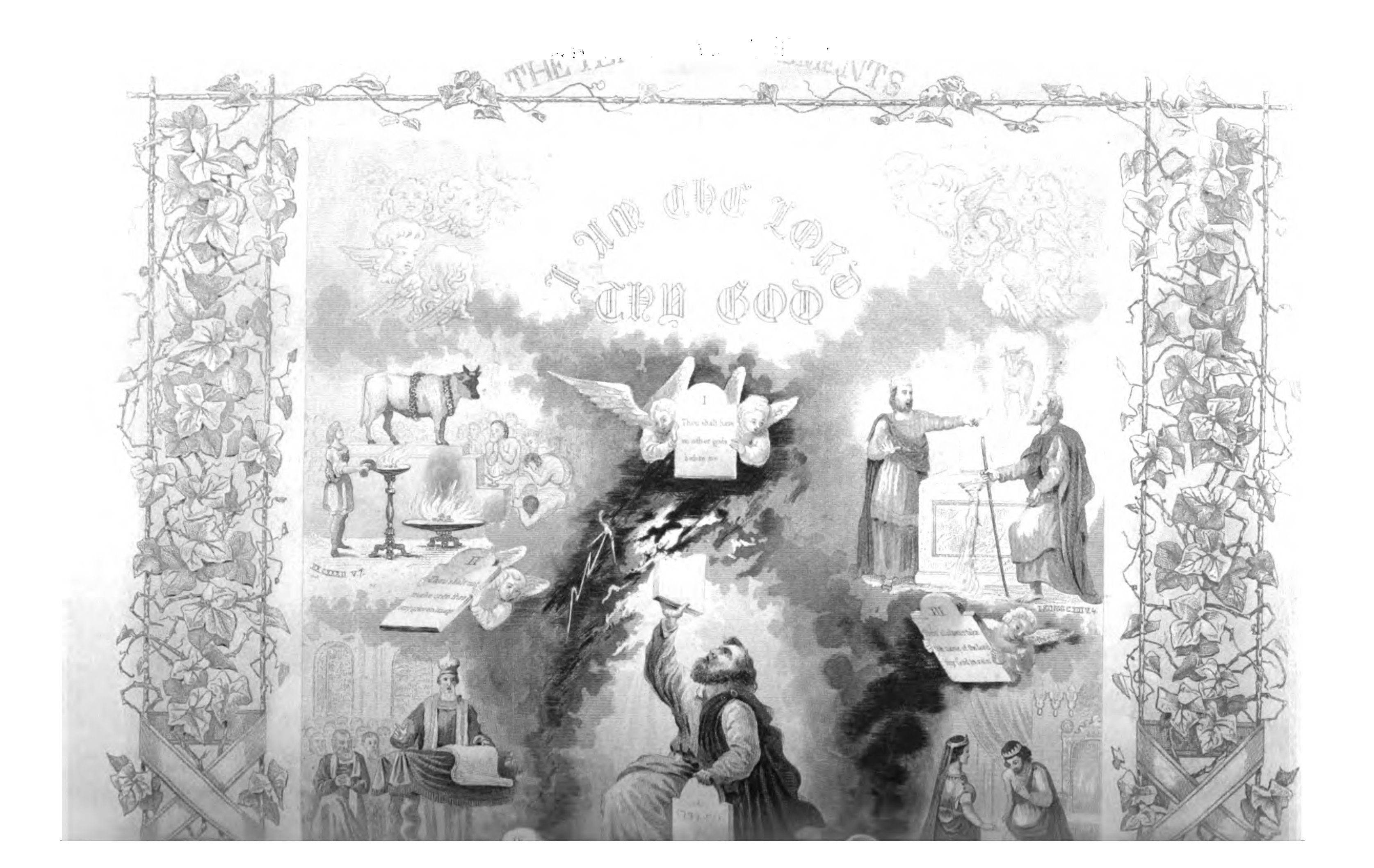
V. 151—200.
1. J. G. Schneider. 2. C. A. Loeber. 3. E. E. Hertzler.

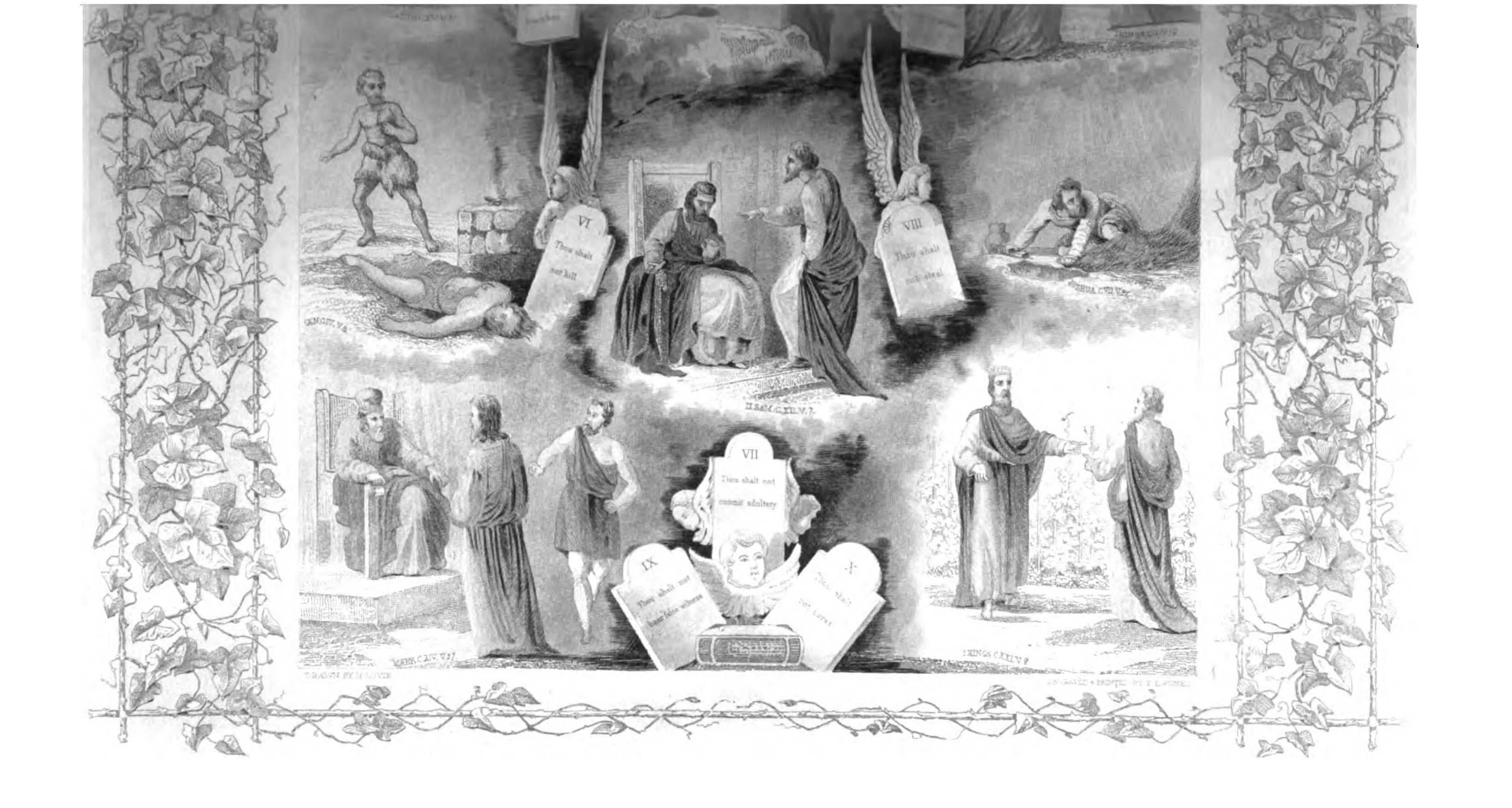
VI. 201—250.
1. J. W. Roecker. 2. J. H. Horst. 3. D. Huene.

VII. 251 und mehr.
1. Wm. Köneke. 2. B. Lampert. 3. J. H. Barth.

Ausbruch eines Cyklon in den Felsgebirgen. Das ist es, was der Künstler auf dem Bilde zwischen der 480. und 481. Seite so treffend und anschaulich darstellt. Nachdem sich die Windsbraut den Schluchten und Thälern des Hochgebirges entwunden und in ihrem Lauf mächtige Baumriesen wie Strohhalme geknickt hat, rast sie auf den Prairien fort und trifft vielleicht unvermuthet ein Prairiestädtchen, das dem schrecklichen Element in wenigen Minuten zum Opfer fällt.

Angenommene Artikel. Der Liebe Sieg. — Zukunft der deutschen Sprache.—Glück.—Gottes Amboß. Polly's Religion.—Margarethens Sylvesterabend. — Eine Pariser Christnacht. — Das weiße Roß; eine deutsche Sage.—Louisa M. Alcott.—Besuch in Korea.


I AM THE LORD THY GOD
I
Thou shalt have no other gods before me



VI
Thou shalt not kill
VIII
Thou shalt not steal
VII
Thou shalt not commit adultery
IX
Thou shalt not bear false witness
X
Thou shalt not covet

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. Oktober 1888. Zehntes Heft.

Aus dunklen Stunden.

Du quälst mit vielen Sorgen dich zeitlebens
Und weisst doch: All' dein Sorgen ist vergebens;
Du sollst an jedem Tag das Deine thun,
Die Zukunft lass in Gottes Händen ruhn.
Setzt nicht dein Fragen all', dein Beben, Schwanken
Misstraun in deines Gottes Huldgedanken?
Er trägt dein Schicksal treu in Vaterhänden, —
Du möchtest es nach deiner Weisheit wenden?!
Es kommt nur, was dir frommt, — dies Gnadenwort,
Nur dies allein, treibt all' dein Bangen fort.

Klag' nicht, wenn dir von Menschen Schweres kommt;
Gott selbst schickt durch sie das, was dir frommt.
Denk, dass des Nächsten Schuld dir nützen muss:
Durch Stein' im Weg wird sicher erst dein Fuss.

Trifft Gottes Hand dich schwer, so murrst du nicht,
Du beugst dich, dankst mit thränendem Gesicht;
Doch hast du kleinen Schmerz, Verdruss zu tragen,
So hältst du ihn für werth, viel drob zu klagen.
Ist's Wahrheit nicht, ob thöricht scheint der Spruch:
Dich dünkt zu schwer, was nur nicht schwer genug?

Im Regen badet rein sich Blum' und Laub,
Die Thränenfluth spült ab der Selbstsucht Staub;
Nach Regen findet erst das Sonnenlicht
Den Tropfen, der es siebenfältig bricht.
Nach Thränen sieht dein Blick mit einemmal
Ganz neuen Glanz in jedem Freudenstrahl.

J. W.



Cincinnati.

Das Jubiläum der Mittelstaaten.

1788 1888

Editor.

Einer der Mitarbeiter des Haus und Herd hat in einem in der Mainummer publizirten, sehr anschaulich geschriebenen Artikel das hundertjährige Jubiläum der Mittelstaaten sozusagen eingeläutet.

Die Geschichte und Entwickelung dieser Staaten und der in denselben liegenden Großstädte bietet jedoch des Interessanten und Belehrenden so viel, daß es natürlich erscheint, wenn wir noch einmal darauf zurückkommen.

Unter dem Namen „Nordwestliches Territorium" verstand man zu Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts die jetzigen Staaten Ohio, Indiana, Michigan, Illinois und große Stücke von Wisconsin und Minnesota — ein Gebiet, das größer ist als das deutsche Kaiserreich.

Viel machte man sich aus diesem Gebiete nicht; es wurde als eine den Indianern und wilden Thieren gehörende Wildniß angesehen,

welche höchstens dazu vorhanden sei, einigen abenteuerlichen Menschenkindern das Leben zu fristen, die aber den Ver. Staaaten nie etwas nützen, sondern nur Mühe und Unkosten verursachen würde.

So wenig hielt man im Allgemeinen von dieser westlichen Wildniß, daß der Congreß von einigen weitsichtigen Männern dazu getrieben werden mußte, Gesetze für diese „westlich von den Allegheny Gebirgen gelegenen Ländereien" zu erlassen.

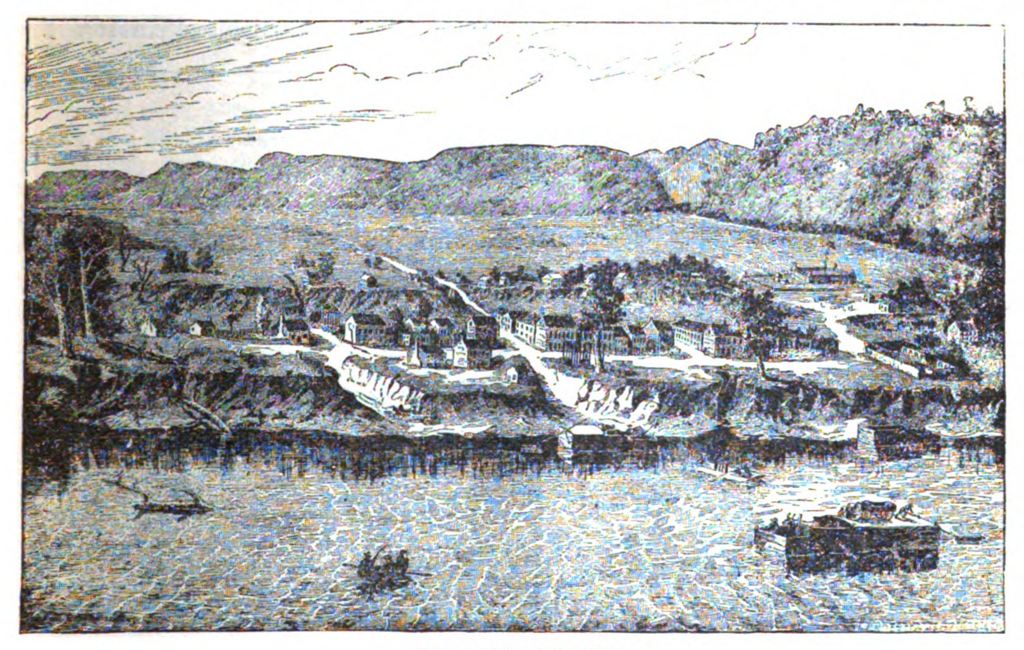
Jedoch — auch die Einsichtsvollsten konnten unmöglich die ungeheure Entwickelung dieser Staaten voraussehen, welche heute recht wohl einen Vergleich mit denen zwischen dem atlantischen Ocean und den Allegheny Gebirgen auszuhalten vermögen.

Dieses westliche Territorium, das man als werthloses „Wild-Land" der Nation bezeichnete, producirt heute mehr als ein Drittel des in den Ver. Staaten gepflanzten Welschkorns, und beinahe die Hälfte alles Weizens, der auf dem Boden der Union gezogen wird. Der Werth seiner Ackerbauerzeugnisse beträgt in einem einzigen Jahre mehr als 700 Millionen Dollars, und bezüglich des Mineral-Reichthums sagen uns die Statistiker, daß dieser Landestheil vier Fünftel des Kupfers, ein Drittel des Eisens und mehr als ein Drittel aller Weichkohlen liefert, die in den Ver. Staaten zu Tage gefördert werden.

Das Wachsthum der in diesem Territorium liegenden Städte grenzt an das Wunderbare. Da, wo vor 60 Jahren nichts zu finden war als wildes Prairieland, steht jetzt am Michigansee die Großstadt Chicago, die in naher Zukunft eine Million Einwohner zählen wird. Cincinnati, Cleveland, Detroit, Indianapolis, Milwaukee und Dutzend andere, größere und kleinere Städte sind Centralpunkte des Handels, der Industrie, des Reichthums und der Civilisation geworden.

Freilich ging es anfänglich gar klein und arm her; es gehörten heldenmäßige Menschen dazu, aus der westlichen Wildniß solch blühende Staaten und Städte zu schaffen, und so sehr unsere heutigen Ackerbauer und Arbeiter auch über den schweren Kampf um's Dasein klagen—so haben diejenigen, die vor hundert Jahren in die damalige Wildniß der jetzigen westlichen Mittelstaaten vorgedrungen, doch ganz andere und schwerere Kämpfe um's Dasein ausgekämpft, denen gegenüber unser Ringen und Streben wahres Spielwerk ist.

Allerlei Leute besiedelten diese Staaten—aus Neu-England, New York, Pennsylvanien, Virginia und den Carolinas. Die brauchbarsten dieser neuen Ankömmlinge kamen aus den Nordstaaten, wo sie selbst hatten angreifen und arbeiten müssen, während die aus den Südstaaten nur zu oft die südliche Idee nicht los werden konnten, daß sie zu befehlen, jemanden Anders



Cincinnati im Jahr 1800.

aber zu arbeiten habe, wodurch ihr Wohlergehen in den neuen Verhältnissen selbstverständlich nicht gefördert wurde.

Sehr kultivirt war die damalige Gesellschaft in diesem Territorium nachgerade nicht. Sie hatte anfänglich weder Schule noch Kirche, noch Bibliothek, noch Gerichtshof, und öfters keine Idee von den Fortschritten der Zeit. Die Sprache bestand häufig in einem kaum verständlichen Jargon, und die Umgangsformen waren so rauh als möglich. Wer heute in die Gebirge West-Virginiens, Tennessees oder Kentuckys vordringt, der mag dort noch gerade solchen Menschenschlag finden, wie er vor hundert Jahren in dem westlichen Territorium angetroffen wurde.

Doch waren diese Pioniere ein wackeres, großmüthiges Geschlecht, freigebig — bis zur Verschwendung, gastfrei — ohne Grenzen, und sorglos—wie der Vogel in der Luft.

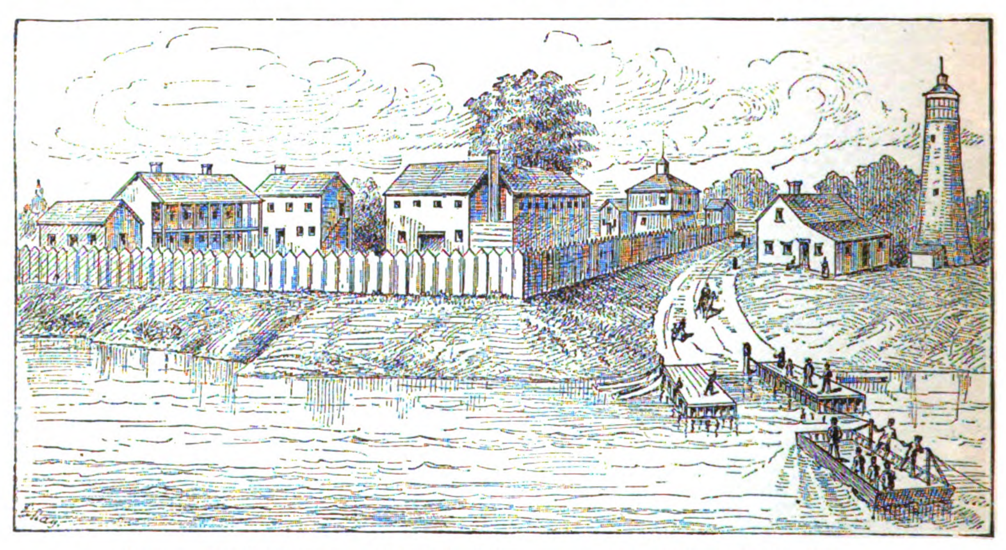
So viele Novellen auch schon über diese Ansiedler vom Stapel der Erzählungs-Fabrikanten gelassen worden sind, so ist die wirkliche, ächte Geschichte dieser Pioniere bis heute noch nicht geschrieben — eine Geschichte der schwersten Arbeit, der heißesten Kämpfe, großartiger Aufopferung und fast unglaublicher Entbehrungen.

Und diese Geschichte wird um so interessanter, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Ansiedler früher meistens in sehr geordneten Verhältnissen in gut civilisirter Umgebung gelebt hatten und nicht wenige von ihnen eine weit bessere als die gewöhnliche Schulbildung genossen hatten. Solche Leute drangen in die westliche Wildniß, bauten sich ihre Blockhütte, lichteten den Wald, pflanzten ihr Korn, zogen ihr Vieh, kämpften mit den wilden Thieren, bekriegten die Indianer, litten Hunger und Kälte und legten den Grund zu der jetzigen Civilisation.

Nachdem für die nothwendigsten leiblichen Bedürfnisse Sorge getragen, waren diese in der Wildniß lebenden Menschen darauf bedacht, Kirchen und Schulen zu errichten. Und was sie betreffs der Anstalten für Erziehung und Unterricht leisteten, ist wahrhaft staunenswerth.

In jeder Verfassung dieser Staaten findet sich gleich von Anfang an ein Paragraph, welcher etwa folgendermaßen lautet: „Da Kenntniß und Wissenschaft für das Gemeinwohl unentbehrlich sind, und die überall gebotene Gelegenheit, sich solche Kenntnisse zu erwerben, dazu beiträgt, daß viele nach tüchtiger geistiger Ausrüstung streben, soll es die Pflicht unserer Staatsgesetzgebung sein, die von den Ver. Staaten zu Schulzwecken ausgesetzten Ländereien auf's Beste zu verwalten und die daraus oder aus andern Quellen zu diesem Zwecke erzielten Gelder auf's Zweckentsprechendste zu verwenden."

Die Ver. Staaten hatten nämlich bestimmt, daß in jeder Markung (township) eine Quadratmeile für Schulzwecke zu bestimmen sei. Somit wurde der sechsunddreißigste Theil des nordwestlichen Territoriums, oder in anderen Worten 4 Millionen Acker, dem Unterricht und der Erziehung gewidmet. Diese großartige Stiftung ward der Kern des Schulfonds jedes Staates und hat unberechenbaren Segen gewirkt. Im Jahr 1876 betrug z. B. der Schulfond des



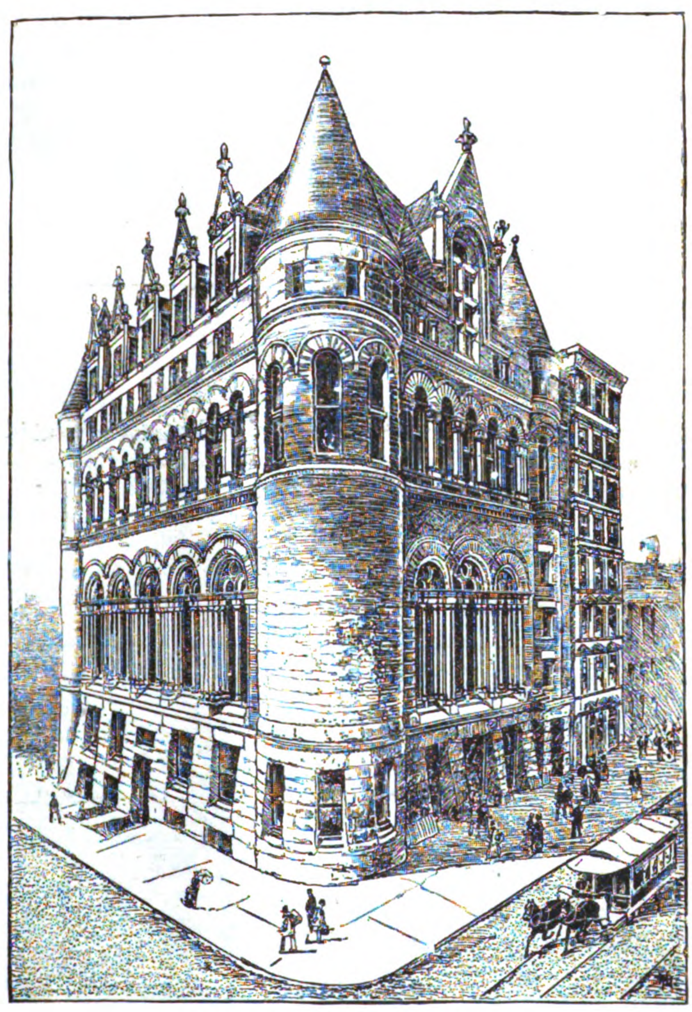
Chicago.—Fort Dearborn (errichtet im Jahre 1814) mit dem im Jahre 1830 erbauten Leuchtthurm.

Staates Indiana, des kleinsten der heute in Betracht genommenen Staaten, bereits 9 Millionen Dollars, und im Jahr 1884 betrug der Stiftungsfond für die Publikschulen der Staaten Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin bereits zwanzig Millionen und zweihundert und vierundsiebenzig tausend Dollars! Nie zuvor ist in der Geschichte der Welt solche Vorkehrung für die Volksschule gemacht worden.

Freilich — mit der allgemeinen Einführung des Volksschulsystems hatte es noch gute Weile, und nachdem dasselbe eingeführt worden, waren die Schulen ganz primitiver Art. Von Jahr zu Jahr wurden jedoch Fortschritte gemacht und heute steht die Volksschule dieser Staaten auf einer Höhe, von der man vor fünfzig Jahren keine Ahnung hatte, obwohl immer noch Raum für Vervollkommnung vorhanden ist.

Und — wie das Land, so entwickelten sich die Städte. Schauen wir uns einmal die diesjährige Centennialstadt Cincinnati, welche mit Recht die große Jubiläums-Ausstellung veranstaltete, ein wenig näher an, und fragen uns, wie es vor hundert Jahren in den jetzigen Stadtgrenzen aussah.

Ein gewisser John Cleves Symmes kaufte von den Ver. Staaten 60,000 Acker zwischen dem großen und kleinen Miami gelegenes Land und verkaufte dasselbe wiederum in kleineren Stücken an Kauflustige. Mathias Denman erwarb von Symmes 750 Acker, der Mündung des Licking Flusses gegenüber — also gerade da, wo das heutige Cincinnati steht.—Denman veräußerte das Land sektionsweise an Ansiedler. Am 28. Dezember 1788 landeten 26 derselben, darunter einige Familien. Zum Schutze der Colonie gegen die Indianer wurde bereits im folgenden Sommer ein Detachement Unionstruppen entsandt, welche das Fort Washington anlegten. Blutige Kriege wurden gegen die Rothhäute geführt, und die Truppen erlitten schwere Niederlagen. Aber im Jahre 1794 wurden die Indianer von General Wayne auf's Haupt geschlagen und baten um Frieden. Derselbe wurde am 3. August 1795 abgeschlossen. Die spätere „Königin des Westens“ zählte damals 94 Blockhütten, etwa zehn Framehäuser und 500 Einwohner. Kurz nach dem Friedensschluß gab Spanien die Schifffahrt auf dem Mississippi frei, und England trat die Befestigungen südlich der kanadischen Seeen ab, wodurch die Indianer ihren Rückhalt an den englischen Agenten verloren.

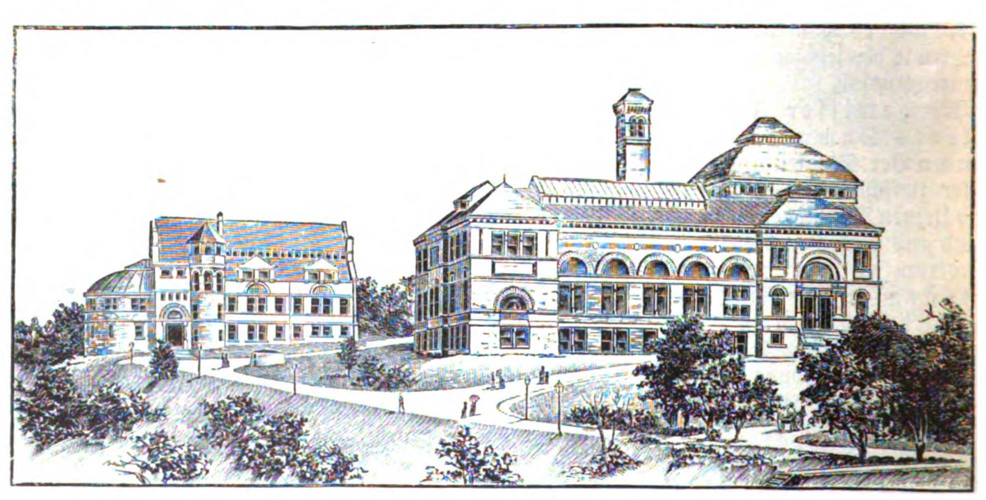

Die neue Handelskammer in Cincinnati.

All dies wirkte fördernd auf die Niederlassungen des Westens. Trotzdem nahm Cincinnati nur langsam zu, da die Ansiedler das Land der



Elsinore, Eingang zum Eden Park in Cincinnati.

Stadt vorzogen; so hatte es im Jahre 1800 erst 750 Einwohner. Ein Jahr zuvor war es dem Nordwestlichen Territorium als Town einverleibt worden, deren erster Mayor ein Deutscher, David Ziegler, war. Den ersten Dampfer sah Cincinnati im Jahre 1811. Jetzt erst, da die schwerfälligen Flachboote,



Cincinnati Kunstmuseum und Kunstschule in Eden Park.

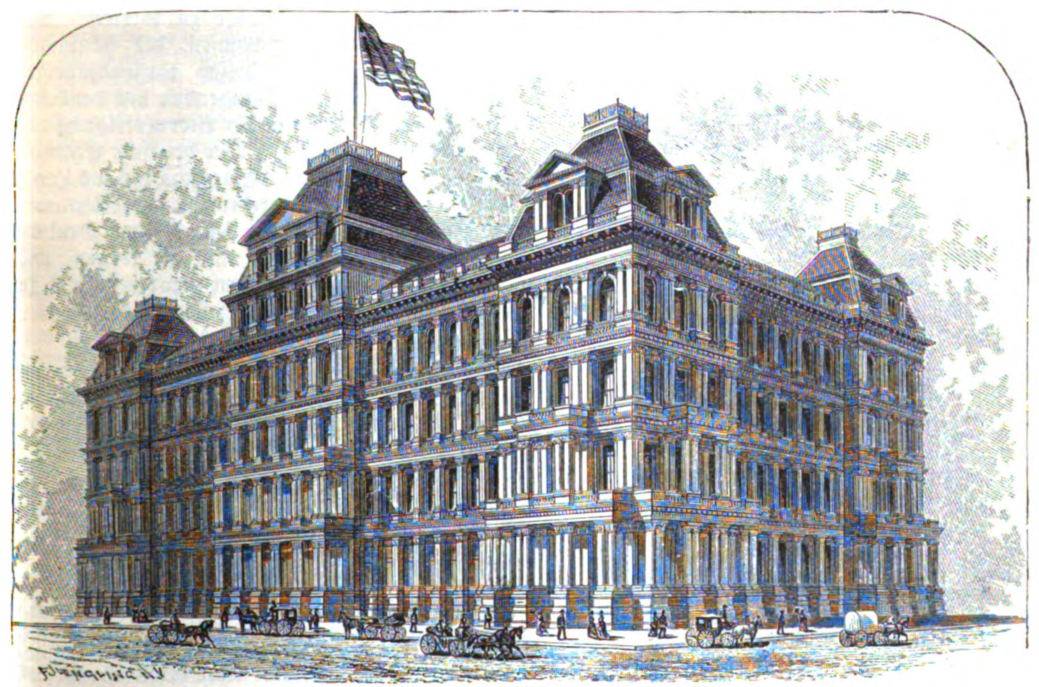
Archen genannt, verdrängt wurden, ward durch die Dampfschifffahrt auf dem Ohio die Blüthe Cincinnati's beschleunigt. Im Jahre 1819 wurde es zum Rang einer City erhoben. Ein Jahr darauf waren die Blockhütten verschwunden, und man erblickte schon ganze Reihen stattlicher Stein- und Backsteinhäuser; der Einwohner waren es 9602. Es entstanden Kirchen, öffentliche Gebäude, Fabriken, und in Riesenschritten ging es nun vorwärts.

Die erste katholische Kirche, im Jahre 1819 erbaut, war ein scheunenähnliches Brettergebäude, zwei Meilen außerhalb der Stadtgrenze; denn die Intoleranz der Andersgläubigen gestattete nicht den Bau im Innern der Stadt.

Unter den Finanzkrisen der Jahre 1817 bis 1823 litt auch Cincinnati, erholte sich aber rasch wieder. Infolge der gesteigerten Einwanderung hob sich Industrie und Handel außerordentlich, und namentlich deutscher Geist und Fleiß erwarb sich große Verdienste. Einen neuen Aufschwung nahm Cincinnati durch die Eisenbahnen, welche meist in den fünfziger Jahren angelegt wurden.

Noch staunenswerther ist das Wachsthum Chicagos. Vor fünfzig oder sechzig Jahren war jene Riesenstadt noch ein jämmerliches Dorf — heute zählt sie 700,000 Einwohner! Auf alten Karten finden wir da, wo Chicago steht, einen Fluß verzeichnet, der Chicaqua (wilde Zwiebel) genannt wird, und dessen sumpfiges Ufer nichts Einladendes hatte.

Zwar waren schon 1662 französische Jesuiten in diese Gegend gekommen; aber während im Süden von Illinois schon frühzeitig Ansiedlungen entstanden, blieb die Mündung des Chicaqua einsam und öde, bis die Bundesregierung im Jahre 1804 das Fort Dearborn auf einem Stück Land erbauen ließ, das unterhalb der jetzigen Rush-Straßen-Brücke und östlich von Michigan Avenue sich befand. Der erste Weiße, der sich als Ansiedler unter dem Schutze des Forts, das die Pottowatomies in Schach halten sollte, niederließ, hieß John Kinzie. Er trieb mit den Indianern ergiebigen Tauschhandel. Der freundschaftliche Verkehr mit diesen war indeß nicht von langer Dauer. Als nämlich im Jahre 1812 der Krieg mit England ausbrach, ertheilte die Regierung dem Kommandanten des Forts den Befehl, das unhaltbare Fort zu räumen und die Waffen und Provisionen den Indianern zu schenken. Weil aber der Kommandant seine „Pappenheimer" kannte und darum den rothhäutigen Kerlen nicht traute, so ließ er alle überflüssigen Gewehre in's Meer werfen und auch allen Whiskey in den Fluß leeren. Die Garnison brach am 15. August 1812 auf, hatte aber kaum eine Meile zurückgelegt, als die wüthenden Pottowatomies über dieselbe herfiel und sie total vernichtete. Das Fort wurde niedergebrannt und erst im Jahre 1816 wieder aufgebaut. Bis zum Jahre '37 blieb es von Truppen besetzt, dann hob man es auf, da die Indianer inzwischen durch den starken Strom der Einwanderung westwärts gedrängt waren.



Post-, Steuer- und Zollamt in Cincinnati.

Im Jahre 1833 waren an den Ufern des Chicago-Flusses etwa zwanzig Familien ansässig, und am 10. August dieses Jahres wurde die Ansiedlung durch Erwählung von Trustees als Town organisirt. Auch wies der Congreß $30,000 zur Vertiefung der Einfahrt in den Chicago-Fluß an, welcher in Vereinigung mit dem allerdings erst im Jahre '48 vollendeten

Illinois- und Michigan-Kanal eine Verbindung der Wasser des Mississippi mit dem der großen Seeen herstellte. Mit dem Jahre '33 beginnt nun auch das beispiellose Wachsthum der Stadt, das am Besten durch die Zunahme der Einwohnerzahl gekennzeichnet wird, weshalb wir hier die Census-Zahlen der Einwohner der Stadt Chicago von fünf zu fünf Jahren anfügen wollen:

1840........	4,500	Einwohner.
1845........	12,000	"
1850........	28,000	"
1855........	83,000	"
1860........	150,000	"
1865........	187,000	"
1870........	300,000	"
1875........	410,000	"
1880........	500,000	"
1885........	600,000	"
1888........	700,000	"

Das deutsche Element hat an den Errungenschaften dieser hundert Jahre seinen gebührenden Antheil und es hat sich in gesellschaftlicher, geschäftlicher und auch politischer Hinsicht fühlbar gemacht.

Ein neues deutsches Reich aufrichten zu wollen, das ist den Einsichtsvollen dieses Elements noch nie eingefallen, und es möge auch für alle in Zukunft nachkommenden Einwanderer fern liegen, auf diesem Boden etwas Anderes sein zu wollen, als treue Bürger der amerikanischen Republik. Der Mann, der auf eigener Scholle sein Heim errichtet (im buchstäblichen oder figürlichen Sinne), athmet den Geist der Unabhängigkeit ein, wie er die Gründer dieser Republik beseelte, das Selbstbewußtsein des freien Mannes lebt in ihm mächtig auf und wie er den deutschen Unterthanen abstreift, reift er zum Deutsch-Amerikaner heran, der sich mit Stolz als Bürger dieser Republik fühlt und doch darüber die Aufgabe nicht vergißt, das geistige Erbe seiner Heimath zu pflegen, das, was er einer tausendjährigen Kultur verdankte, treu zu bewahren und dafür weiter zu wirken. Nur muß der Deutsche nicht wähnen, die hauptsächlichste Errungenschaft dieser tausendjährigen Kultur bestehe in den Untugenden des deutschen Volkes, zum Beispiel in der Biervertilgung und in dem Sonntagslärm. Der deutsche Einwanderer bringt manche gute Eigenschaften ins Land, mit welchen er den werdenden amerikanischen Volkscharakter bereichern soll. Der Deutsche hat aber auch abzulegen und zu lernen, und manche Eingewanderte haben sogar sehr viel zu lernen, was sehr häufig vergessen wird.

Ishtaka.

Eine Erzählung aus der Zeit der ersten Ansiedlungen am Ohio.

Für Haus und Herd von Philemon.

In drei Abtheilungen.

I.

„Frau, ich kann das nicht länger aushalten; wir werden hier förmlich verdrängt. Jeden Tag kommen neue Leute in unsre Nähe, hauen die Bäume um, verbrennen das Buschwerk, legen Aecker an; lange kann es nicht mehr gehen, so wird sich kein Bär und kein Reh mehr vor unsrer Büchse zeigen. Wir müssen weichen und ein Bischen weiter nach dem Westen rücken, wenn wir nicht vollends ausgehungert werden wollen. Das ist Alles, was uns zu thun übrig bleibt!"

Der das sagte, war ein kräftig gebauter Hinterwäldner. Von hoher Statur, sehnigen Gliedern, scharfen Auges, flinken Bewegungen, von unerschütterlichem Muthe und rascher Geistesgegenwart, schien die Natur ihn besonders zu dem schwierigen und gefährlichen Leben eines Pioniers in dem sich mächtig erschließenden großen Westen des neuen Welttheiles ausgerüstet zu haben. Aber er besaß auch in vollem Maße jenen unruhigen, abenteuerlichen Geist, der es diesen Leuten unmöglich macht, ihr Leben friedlich in einem wohlgeordneten Gemeinwesen zu verbringen.

In der Zeit, von welcher wir schreiben, befand sich in der Umgebung von Kenco, dem Wohnplatze unsers Helden, nennen wir ihn „John Edgar", noch genug Land, um Tausenden eine gute Heimath zu gewähren. Dasselbe brauchte nur durch fleißige Arbeit der Wildniß abgerungen zu werden. Aber der Umstand, daß die kleine Ansiedlung nach und nach zunahm, ja selbst das Aussehen eines Dorfes gewann, war ihm sehr unangenehm. Er haßte es beinahe ebenso sehr, wie der rothe Mann, auch nur an den Grenzen der Civilisation zu leben und fühlte sich nie glücklicher, als wenn er neuen Grund aufbrechen und seinen Fuß tiefer in die geheimnißvollen Urwälder des großen Westens setzen durfte. Die unvermeidlichen Gefahren und Strapazen des Pionierlebens konnten ihn von demselben nicht zurückschrecken; im Gegentheil, sie gaben seinem Leben erst die rechte Würze und ohne etliche aufregende Episoden wäre es ihm viel zu langweilig und geschmacklos erschienen. Darum je mehr er den stetigen Wachsthum der Ansiedlung beobachtete, desto ruheloser und unzufriedener wurde er auch, bis er endlich den Entschluß faßte, seine bisherige Heimath aufzugeben und sein Glück weiter westlich zu versuchen.

Obwohl rauh und ungebildet, war dieser Mann

doch gegen die Seinen freundlich und liebevoll und gegen andere Leute seiner eigenen Rasse und Farbe offen und zuvorkommend, jedoch stets bereit, den wilden Thieren und noch wilderen Menschen, die in den Tiefen der Wälder hausten, seinen unbeugsamen Muth zu zeigen. In der That müssen wir gestehen, daß John Edgar, gleich so manchen Männern seiner Zeit, die rothen Ureinwohner des Landes nicht viel höher stellte, als die wilden Thiere, deren Bestimmung es war, ausgerottet zu werden und zwar je eher, desto besser. Ein unaufhörlicher Krieg wüthete in diesen Tagen zwischen den beiden Rassen, und wenn die Indianer ihre Rechte mit barbarischer Wuth und Grausamkeit vertheidigten, so hatten die weißen Ansiedler auch keine Ursache, sich ihrer Milde zu rühmen. Es war gar nichts Ungewöhnliches, daß ein friedlicher Indianer, der zufällig des Weges kam, von weißen Ansiedlern brutal ermordet wurde, aus Rache für eine Unthat, welche vielleicht von Leuten eines ganz anderen Stammes verübt worden war. Und wenn solche wilde Racheacte von civilisirten Weißen verübt wurden, was war dann erst von rohen Wilden zu erwarten, die gewohnt waren, jedes wirkliche oder vermeintliche Unrecht blutig zu rächen. Und schrecklich war das Schicksal so manchen weißen Ansiedlers, der zufällig in die Hände der rothen Teufel gerieth. Mit ausgesuchten Grausamkeiten wurde er zu Tode gemartert.

Doch kehren wir zu John Edgar zurück. Der große Zug der Einwanderer nach dem Westen hatte bereits das fruchtbare Thal des Ohio erreicht. Schon waren manche Distrikte von abenteuerlustigen Pionieren durchforscht, und auch John Edgar richtete seine verlangenden Blicke dahin und versuchte mit aller Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote stand, andere ebenso unruhige Männer der Ansiedlung für seinen Plan zu gewinnen. Und er hatte auch damit den gewünschten Erfolg. Es gab genug Leute in Keneo, denen ein Ortwechsel mit all' seinen Aufregungen und Gefahren eben recht war. Bald war eine Gesellschaft von fünfzehn erprobten, vertrauenswerthen Männern beisammen. Diese mit sechs oder sieben Frauen und etwa fünfzehn Kindern bildeten den Zug, welcher an einem schönen Mai-Morgen sich von Keneo aus nach den Ufern des Ohio in Bewegung setzte.

Eine Reise nach dem Westen war zu jener Zeit ein ganz anderes Unternehmen als heutigen Tages. Wo heute die Eisenbahn den Reisenden in einem Tage sicher und bequem mitten durch lachende Fluren an den Ort seiner Bestimmung bringt, da brauchte es zu jenen Zeiten Wochen. Waren doch keine Straßen vorhanden und mußte der Weg mühsam durch den Urwald gesucht und oft mit der Axt Bahn gebrochen werden. Zudem mahnte die Gefahr vor wilden Thieren und besonders vor den rothen Kindern des Waldes zur Vorsicht und unausgesetzter Wachsamkeit.

Der Zug, der sich mit unseren Freunden dem Westen zu bewegte, trug denn auch ein etwas militärisches Gepräge. Voran schritten zwei wohlbewaffnete Männer, die nach allen Seiten scharfe Ausschau hielten, dann kamen die Wagen, die den Hausrath und ebenso die Frauen und Kinder enthielten; sie waren mit rauhem Tuch überdeckt und theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen, die durch Knaben geleitet wurden. Zur Seite, in kurzen Zwischenräumen, schritten wieder die mit Büchsen wohlbewaffneten Männer, und eine kleine Anzahl derselben bildeten gleichfalls den Schluß des Zuges.

Abends wurde auf einem freien Platze Halt gemacht, die Wagen wurden in einen Kreis gestellt, um im Nothfalle als Wagenburg zu dienen, in der Mitte wurde die Mahlzeit zubereitet und das Abend-Gebet gehalten, auch wohl Berathungen gepflogen, und bei guter Zeit suchte sich Jeder, so gut es ging, ein Lager auf.

Selbstverständlich war ein guter Wachtdienst organisirt, so daß das Lager vor einem plötzlichen Ueberfall, wie vor schleichenden Räubern, möglichst geschützt war.

Daß es manchen Aufenthalt und manche harte Arbeit gab, wird Jedermann begreifen, der die Verhältnisse in Betracht zieht. Da mußte Bahn durch das Dickicht gehauen, Bäche und Flüsse sondirt werden, um eine sichere Stelle für den Uebergang zu finden. Bald gab es an den Fuhrwerken Reparaturen und man mußte warten, denn es war nicht rathsam, sich auch nur im Geringsten zu zerstreuen. Indessen waren die Wanderer an alle diese Dinge gewöhnt, auch fühlten sie sich durchaus nicht niedergedrückt, waren sie doch fast täglich in ihrem rauhen Leben von Gefahren umringt gewesen.

Die Gesellschaft langte auch ohne besondere Abenteuer am Ohio an, und die Männer durchstreiften in Abtheilungen die Gegend, um den möglichst vortheilhaftesten Platz für ihre Ansiedlung auszuwählen. Ihre Wahl fiel auf einen Ort, der freilich von andern Ansiedlungen weit entfernt war. Aber derselbe bot so viele natürliche Vortheile, daß dieser Umstand nicht näher in Betracht gezogen wurde, fühlten sie sich doch stark genug, um jeder allfälligen Gefahr die Spitze bieten zu können und bald mußten Andere kommen und das Land zwischen ihnen und der nächsten Ansiedlung aufnehmen.

Unverweilt wurde an die nothwendige Arbeit gegangen. Unter den kräftigen Axthieben der Männer fielen die Riesen des Urwaldes dahin. Das Holz wurde für Blockhütten zurecht gemacht, die Abfälle und das Buschwerk dem Feuer übergeben, in den Zwischenräumen zwischen den Baumwurzeln wühlte der Pflug zum ersten Male den jungfräulichen Boden auf, Korn und Kartoffeln wurden angepflanzt, um auf den Herbst noch eine Ernte zu gewinnen, daneben war man eifrig bemüht, für jede Familie eine Blockhütte zu errichten, die freilich roh genug ausfielen. Immerhin waren nur wenige Monate nach ihrer Ankunft hingegangen, so bot die Wildniß schon einen ganz anderen Anblick. Eine Anzahl Blockhütten standen in der Lichtung umher, beinahe jede mit einem kleinen Garten umgeben, der neben nützlichen Gemüsen auch etliche Blumen aufwies. Zwischen den Baumwurzeln standen Korn und Kartoffeln in üppigem Grün und bereits zeigten sich auf einem erhöhten Punkte die Anfänge eines kleinen, freilich sehr rohen Forts, wie sie die äußersten Ansiedlungen meistens zum Schutze gegen ihre Todfeinde errichteten, denn bei aller Sorge für das tägliche Brod durften sie nie vergessen, daß es galt, gegen wilde, blutdürstige Feinde auf der Huth zu sein.

Die Männer blickten auch mit tiefer Befriedigung auf ihr Werk, wenn auch lautes Loben und Prahlen nicht ihre Sache war, und sich stets neue Arbeit zeigte. Indessen — die Ansiedlung war ohne Zweifel so weit ein Erfolg und mit leichtem Herzen verwendete nun jeder Hausvater einen Theil seiner Zeit, um sein eigenes Heim so bequem und angenehm als möglich herzurichten. Als eine besonders nothwendige, gemeinsame Arbeit, wurde noch der Bau einer großen Scheuer geplant und ausgeführt, hernach blieb den Männern etwas mehr Muße, so daß sie in kleinen Gesellschaften den Wald durchstreifen und manches schöne Wild als angenehme Zuthat für ihre höchst einfachen Mahlzeiten heimbringen konnten.

II.

Einige Wochen mochten weiter vergangen sein, da befand sich die kleine Ansiedlung in nicht geringer Aufregung. Einer der Männer war beim Baumfällen im Walde schwer verletzt worden und wurde eben auf einer schnell zubereiteten Tragbahre in seine Hütte getragen und auf sein Lager niedergelegt. Die Nachbaren sammelten sich sogleich um ihn, und die Frauen bemühten sich eifrig, dem Verwundeten Hülfe zu leisten. Sie untersuchten und verbanden seine Wunden und flößten ihm Erfrischungen ein, denn er war augenscheinlich nur halb beim Bewußtsein. Frau Armstrong, die unter ihnen in der Heilskunde als die Erfahrendste galt, schüttelte aber betrübt den Kopf und sagte zu den Umstehenden in flüsterndem Tone: „Ich fürchte, da ist nicht viel zu machen, die Verletzungen sind zu groß!"

Der Kranke war eine verwitterte Gestalt, von athletischem Körperbau, aber mit einem harten, finsteren Gesichtsausdruck. Er mochte trotz der Ohnmachtsanwandlung das Flüstern dennoch gehört haben, denn er sah die Sprecherin an und bemerkte stockend: „Sagt es nur heraus, Mutter Armstrong, mit mir ist es aus, ich fühle, daß ich mit dieser zerschlagenen Brust es nicht mehr lange treiben kann. Ohnehin ist an mir wenig verloren."

Dann fiel sein Auge auf einen etwa zwölfjährigen Knaben, der erschrocken, mit weit aufgerissenen Augen, auf einem Blocke zu Füßen seines Lagers saß. Etwas wie Rührung zeigte sich in den Gesichtszügen des Kranken: „Komm'," sagte er, „Bill, ich bin Dir freilich kein guter Vater gewesen, und ich hätte besser gethan, Dich bei Deiner Tante in England zu lassen, anstatt in dieses wilde Land zu bringen. Aber das ist nun nicht mehr zu ändern." Ein heftiger Husten, dem starkes Blutbrechen folgte, machte seinem Reden schnell ein Ende. „Ihr dürft nicht sprechen," sagte Mutter Armstrong, „für den Jungen wollen wir schon sorgen, bis er sich selber helfen kann. Denkt lieber an Gott und befehlt Eure Seele dem Schöpfer!"

Der Kranke fiel schnell in einen ohnmachtähnlichen Schlummer zurück; das heftige Fieber, das einsetzte, das beschwerliche Athemholen, dem bald ein zeitweises Röcheln folgte, ließ erkennen, daß das Leben des Verunglückten nur noch nach Stunden zu berechnen war.

Die Ansiedler zerstreuten sich nun, um ihr Abendessen einzunehmen und die nothwendige Arbeit für die Nacht zu verrichten, dann sammelten sie sich wieder in und um die Hütte des Sterbenden, und tauschten im Flüstertone ihre Bemerkungen aus.

„Wie kam das Unglück eigentlich?" fragte Robert Bann, der bei demselben nicht zugegen gewesen war. „Wie solche Unglücksfälle gewöhnlich kommen," antwortete sein Nachbar. „Durch etwelche Vorsicht könnten sie vermieden werden. Ich sah den Baum zittern und sich neigen und gab den Warnungsruf, aber Rad wollte noch erst seinen Hieb anbringen und wurde beim Wegspringen von einem der größten Aeste getroffen. Es ist ein Wunder, daß er nicht auf der Stelle todt blieb." „Das macht nun wenig Unterschied," bemerkte ein Anderer, „bis morgen ist er jedenfalls ein todter Mann. Aber was soll mit dem Jungen geschehen?" „Nun, da wird gesorgt werden," antwortete William Armstrong, „meine Frau hat schon ihre Hand auf ihn gelegt und er wird wohl zu uns kommen. Uebrigens ist er ein guter Junge und bereits brauchbar. Ob er keine Anverwandten besitzt?"

„Er muß wohl, aber es scheint Etwas nicht in Ordnung zu sein. Er hat nie von ihnen gesprochen, und Ihr wißt, wer den alten Rad kannte, der kam ihm nicht mit Fragen über seine Verhältnisse in die Quere. Ei, er hat uns ja nicht einmal seinen eigentlichen Namen mitgetheilt!"

„Aber, das sollte man doch wissen, überhaupt sollten die Verwandten des Jungen benachrichtigt werden, wenn welche vorhanden sind. Kommt, laßt uns hineingehen und sehen, was wir thun können!"

Die Männer traten in die Hütte ein, wo ihr Gefährte bereits mit dem Tode kämpfte, William Armstrong neigte sich zu ihm nieder und stellte ihm einige Fragen, aber alle seine Versuche, die Aufmerksamkeit des Sterbenden zu erregen, schlugen fehl. Mit geschlossenen Augen und stockendem Athem lag er da, begierig sogen seine Lippen die Erfrischungen ein, die ihm gereicht wurden, hie und da murmelten seine Lippen abgerissene Worte, welche schließen ließen, daß seine Seele sich mit den Dingen der Ewigkeit beschäftigte. Die Majestät des Todes lagerte sich auf die kleine Versammlung, der Vorschlag, ein Gebet zu halten, fand williges Gehör und John Edgar befahl die Seele des Sterbenden in einfachen, kunstlosen Worten dem Schöpfer aller Dinge und dem Erlöser der Menschheit.

Still hielten diese einfachen Menschen am Sterbelager ihres Gefährten aus und bevor noch der Tag im Osten graute, hatte er ausgelitten. Die kleine Gemeinde verzeichnete ihren ersten Todesfall und draußen im grünen Walde auf einer stillen Stätte wölbte sich ein Grabhügel.

Frau Armstrong leitete den weinenden Knaben in ihre Hütte, tröstete ihn über den Verlust seines einzigen Beschützers und sagte ihm, daß er ihr Haus als seine Heimath betrachten und stets einen Platz in ihrem Herzen haben sollte. Und das waren keine leeren Worte. Frau Armstrong hatte zwar ein etwas resolutes Wesen, aber in ihrem Innern schlug ein warmes Herz, das sich in mütterlicher Fürsorge dem verwaisten Knaben zuneigte.

„William," oder eigentlich „Bill," wie er in der ganzen Ansiedlung genannt wurde, hatte bereits eine vielbewegte Lebensgeschichte hinter sich. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte eine liebliche Heimath in England, ein einfaches, wohnliches Haus, bequem und stets rein gehalten, von einem schönen Garten mit prächtigen Blumenbeeten umgeben, im Hintergrunde ein großer Obstgarten. Dort wohnte ein betagtes Paar, das er Großeltern nannte; der alte Mann hatte ihn oft auf seinen Knieen geschaukelt und ihm allerlei Geschichten erzählt, die alte Frau hatte nicht selten über ihm geweint und zärtlich seine Locken gestrichen, auch hatte sie stets ein liebevolles Wort für ihn. Besonders aber erinnerte er sich einer jungen hübschen Frau, welche die alten Leute Vater und Mutter nannte, die ihn oft auf ihren Schooß nahm, ihn liebkoste und ihren Liebling nannte und für alle seine Bedürfnisse Sorge trug. Ganz dunkel tauchte auch noch in seinen Erinnerungen ein Krankenlager auf, das in der besten Stube des Hauses errichtet war; eine abgezehrte, bleiche Frau lag auf demselben. Oft wurde er an dieses Lager gebracht und zu der Kranken auf's Bett gesetzt, welche ihn liebevoll und unter Thränen anblickte und auf's Zärtlichste liebkoste. Eines Tages aber sah er sie marmorweiß und starr auf dem Lager liegen, dann hatte man sie in einen Sarg gelegt und die schwarzgekleideten Leute hatten sie hinweg getragen. Aber diese Erinnerung schwand mehr und mehr aus seinem Gedächtnisse, dagegen konnte er die junge Frau mit ihrem hübschen Gesichte, ihren liebevollen Worten und ihrer zärtlichen Fürsorge nie vergessen.

Aber eines Tages war ein finsterer und harter Mann in das Haus gekommen. Derselbe sagte, er sei sein Vater. Es hatte erst viel Streit und harte Worte in dem Hause gegeben, dann aber war der Mann weggegangen und hatte zu ihm gesagt, daß er sich bereit halten müsse, übermorgen mit ihm abzureisen.

Nach seinem Weggange hatten die Leute im Hause viel geweint und ihn besonders geherzt und geküßt. Abends hatte dann die junge Frau ihn auf ihren Schooß genommen und ihn mehrere Gebete gelehrt und ihn ermahnt, daß er doch jeden Tag beten möchte. Dann hatte sie ihm gesagt, daß der Mann wirklich sein Vater sei, und daß er ein Recht an ihn habe, und daß er ihm gehorchen und ihm folgen müsse. Er aber hatte darauf erwidert, daß er nichts von dem Manne wissen wolle und daß er da bleiben würde, und Niemand sollte ihn wegnehmen. Da hatte die Frau mit vielen Thränen gar liebevoll zu ihm geredet, daß er doch brav sein und seinen Vater ehren und ihm gehorsam sein solle, das sei Gottes Wille. Und sie hatte ihn getröstet, daß Gottes Auge stets über ihm wachen und daß sie jeden Tag für ihn beten werde.

Am folgenden Tage war der fremde Mann, der sich sein Vater nannte, wirklich gekommen; die Leute hatten ihn mit vielen Thränen gebeten, ihn doch da zu lassen, aber er hatte rauh geantwortet, er sei sein Sohn und müsse mit ihm. Da hatte die junge Frau stille seine Kleider zusammengepackt und sie ihm gegeben; Alle ermahnten ihn, doch fromm und gut zu bleiben, dann nahm ihn der Mann fort. Auf sein Geschrei befahl er ihm rauh, stille zu sein und er hatte sich so sehr erschrocken, daß er es nicht mehr wagte, in seiner Gegenwart zu weinen.

Sein Vater sorgte indessen für alle seine Bedürfnisse. Zwar sprach er wenig, war aber doch im Ganzen gut zu ihm. Er ging sofort mit ihm auf ein großes Schiff, dann kam eine lange, beschwerliche Seereise; während derselben glaubte er vor Krankheit und Heimweh sterben zu müssen. Endlich kamen sie in dieses Land. Sein Vater zog mit ihm bald da, bald dort hin; endlich nahm er seinen Aufenthalt in der Ansiedlung im westlichen Pennsylvanien, wo er auch seine gegenwärtigen Nachbarn kennen gelernt hatte.

Sein Vater arbeitete meistens bei den Leuten herum, ging aber auch viel auf die Jagd und die Sorge für ihn blieb meistens den Frauen überlassen, in deren Familien er seine Kost nahm. Hier besuchte er auch die Schule, lernte nothdürftig lesen und schreiben, wurde aber bald zu allerlei Arbeiten angehalten. Das stählte indessen seinen Körper und in der freien Natur wurde er gesund und frisch. Sein Vater war als tüchtiger, zuverlässiger Arbeiter geschätzt, aber sein finsteres, rauhes Wesen stieß die Leute von ihm ab, so daß er wenige Freunde besaß. Er selbst fand immer gute Leute, denen seine verlassene Lage Mitleiden einflößte, und besonders die Frauen nahmen sich stets seiner an und suchten ihm Gutes zu thun.

Als endlich die Nachbarn sich zur Auswanderung an den Ohio entschlossen, gesellte sich auch sein Vater ihnen bei. Zwar machte sein finsteres Wesen den alten Nad zu einem keineswegs angenehmen Gesellschafter in der Wildniß, aber seine kräftigen Arme und seine selten fehlende Büchse ließen seine Dienste für eine junge Ansiedlung im Urwalde zu werthvoll erscheinen, als daß man seine unangenehmen Gemüths-Eigenschaften nicht gerne übersehen hätte. So war denn Nad mit seinem Sohne gleichfalls an den Ohio gekommen, wo er bald ein so tragisches Ende fand.

III.

Der Sommer war nach und nach unter all' den Arbeiten und Mühsalen einer neuen Ansiedlung zu Ende gegangen; der Herbst, oder wie man ihn in diesen westlichen Gegenden oft nennt, der Nach- oder Indianer-Sommer, kleidete Wald und Flur in die buntesten Farben, und das Buschwerk war mit reifen Beeren jeder Art beladen. Die Schönheit der westlichen Wälder in dieser Jahreszeit ist bezaubernd, während eine Menge wilder Früchte von den Frauen mit kunstfertiger Hand eingemacht, von den Kindern als Leckerbissen stets verlangt wird, und auch dem einfachen Mahle des Hinterwäldners eine angenehme Abwechslung bietet.

Die Frauen und Kinder der Ansiedlung gingen nun täglich in den Wald, um Beeren und Wurzeln zu sammeln. Anfänglich geschah dieses mit großer Vorsicht. Die Männer durchstreiften die Gegend, wohlbewaffnet, nach allen Richtungen hin, um allfällige Rothhäute oder wilde Thiere aufzuscheuchen. Allein, während der ganzen Zeit hatte sich auch noch nicht ein einziger Indianer blicken lassen und schon begann der sonst so wachsame John Edgar sich einem Gefühle der Sicherheit hinzugeben. „Wir werden schwerlich dieses Jahr mit den Rothhäuten etwas zu thun bekommen," meinte er, „doch dürfen wir nicht alle Vorsicht bei Seite setzen." Indessen fühlten die Männer es nicht für zweckmäßig, bei der Menge der Arbeit so viele Zeit auf ein anscheinend nutzloses Umherstreifen zu verwenden. Zuletzt begnügte man sich, die Frauen und Kinder unter die besondere Aufsicht von Ralph, Archie und Bill zu stellen, und ihnen einzuschärfen, Keines aus dem Auge zu lassen und vor Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause zu sein.

Ralph und Archie waren die beiden Söhne John Edgars von 14—16 Jahren und Bill's unzertrennliche Gefährten. In der That hielten die Jungens fest zusammen. Sie arbeiteten mit einander, gingen gemeinschaftlich zur Jagd, denn alle drei hatten bereits die Büchse führen gelernt. Auch brachten sie ihre freie Zeit stets zusammen zu. Archie war besonders geschickt im Holzschnitzen. Er hatte für das sechsjährige Mädchen Robert Vane's eine besondere Vorliebe gefaßt und erfreute die liebliche Kleine oft mit niedlichen Spielzeugen, die seine kunstfertige Hand aus Holz und Rinde bereitet hatte. Die kleine Marie hing aber auch mit inniger Liebe an ihrem jugendlichen Beschützer und Spielgefährten und suchte stets seine Gesellschaft auf.

An einem schönen Tage waren Frauen und Kinder wieder in den Wald gezogen, um Früchte zu sammeln. Die drei Knaben waren wie gewöhnlich dabei. Archie führte die kleine Marie Vane an der Hand, welche im Eifer des Pflückens den Anderen etwas vorausgekommen war. Obgleich blos zu friedlicher, vergnügter Arbeit ausgezogen, hatten die Knaben doch ihre Büchsen mit sich genommen, nicht sowohl aus Besorgniß vor allfälligen Feinden, sondern mehr um gelegentlich ein Wild zu schießen und so den Tisch durch einen frischen Braten zu bereichern.

Die muntere Gesellschaft hatte so mehrere Stunden in der angenehmsten Weise im Walde verbracht und Eins um's Andere wandte nun seine Schritte heimwärts, beladen mit Beeren, Nüssen und wilden Kartoffeln. Auch die drei Knaben waren auf dem Heimwege begriffen und die kleine Marie mit ihnen. Archie ging mit der Kleinen voraus und Bill und Ralph folgten nach. Plötzlich blieb Bill stehen und sagte zu seinem Gefährten: „Still, hast Du nicht den Truthahn gehört, Ralph?" „Den müssen wir haben, wir haben schon lange keinen mehr auf dem Tische ge-

sehen. Komm, Ralph, Archie mag unterdessen auf die kleine Marie Acht haben."

Archie war es zufrieden, setzte seinen Schützling auf eine Moosbank und beobachtete seine Kameraden, welche begierig in der Richtung durch das Gebüsch schlichen, von wo das Geschrei gekommen war, aber kein Truthahn ließ sich sehen. Abermals ertönte sein Geschrei, mehr seitwärts und brachte bei den jungen Leuten solche Aufregung hervor, daß selbst Archie seine kleine Marie einen Augenblick vergaß und etliche Schritte vorwärts eilte. In diesem Augenblick rauschte es durch den Busch hinter ihm und bewog ihn, umzusehen, während zu gleicher Zeit ein Schreckruf Marie's, Ralph und Bill zurückbrachte. Aber zu spät! Ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen dar, der einen Augenblick alle ihre Bewegungen lähmte. Die athletische Gestalt eines Indianers eilte beinahe lautlos durch die Büsche, über seiner Schulter lag das unglückliche kleine Mädchen und seine Haare hingen lang über den Rücken ihres Räubers. „Archie, Archie, hilf Deiner kleinen Marie!" waren die letzten Worte, welche das Ohr des entsetzten Knaben erreichten, als der Wilde mit seiner unglücklichen kleinen Gefangenen im Dickicht verschwand. Arme Marie! Und armer Archie! Wie oft wachte er von seinem nächtlichen Schlummer auf seinem Lager auf, wähnend, den Hülferuf seines kleinen Lieblings zu vernehmen, aber nur, um enttäuscht, dessen schreckliches Schicksal zu bejammern!

Wer beschreibt den Schrecken, welche die Ansiedlung ergriff, als die Knaben, bleich und zitternd, die entsetzliche Nachricht dahin brachten. Die Eltern, ein noch junges Paar, welches außer dem Kinde nur noch einen Säugling besaß, waren von dem plötzlichen Schlage völlig zu Boden geschmettert und der thränenlose Jammer der Mutter erschütterte auch das härteste Herz. Wie wenig die Versuche der Frauen, ihr Trost zuzusprechen, Erfolg hatten, wird jedes Mutterherz begreifen.

„O," schrie sie in ihrer Seelenqual auf, „wenn sie doch nur gestorben wäre; ich denke, ich könnte den Willen Gottes mit Ergebung tragen. Könnte ich ihre kalten Lippen küssen und sie unter dem grünen Rasen zur Ruhe betten, ich wollte Gott für diese Barmherzigkeit danken. Aber ich weiß, sie ist am Leben und jetzt in der Macht grausamer Wilden. Und während sie nach ihrer Mutter weint, wird sie vielleicht noch geschlagen und gepeinigt. O, was wird aus meiner Marie werden! Betet für mich, daß ich über diesem Jammer meinen Verstand nicht verliere!"

Während die unglückliche Mutter auf diese Weise ihren schrecklichen Verlust bejammerte, hatten die Männer der Ansiedlung nicht weniger ernste Berathungen. Die Entdeckung, daß auch nur ein rother Mann in dem dichten Walde, der die Ansiedlung umgab, sich herum trieb, gab zu ernstem Bedenken Anlaß. Ein Solcher mußte gut genug wissen, daß wenn er von einem Weißen betroffen würde, so möchte ihn dieser für einen Feind halten und sofort niederschießen. Die Gegenwart des Einen, ließ auch noch auf Andere schließen. Vielleicht war der Wilde, der die kleine Marie raubte, ein Spion, der die genaue Lage und die Vertheidigungsmittel der Ansiedlung auskundschaften wollte. Aber wenn dieses der Fall war, warum stahl er denn das Kind und brachte damit die ganze Ansiedlung in Aufruhr und warnte sie vor der drohenden Gefahr? Gewiß ein eigenthümlicher Weg für diese hinterlistigen Wilden!

Alles dieses wurde von John Edgar und den anderen Männern ernstlich in Betracht gezogen, als sie miteinander überlegten, was wohl die Pläne der Wilden sein möchten. Natürlich forderte Robert Vane im Sturme seiner väterlichen Gefühle, daß jeder Mann sich ihm anschließen sollte, um die Wälder zu durchsuchen und sein unglückliches Kind zu befreien oder im anderen Falle seinen Tod blutig zu rächen. Allein William Armstrong und die anderen Männer weigerten sich, einen so unvorsichtigen Plan zu befolgen.

„So etwas zu thun," sagte Edgar, den die Andern zuerst um seine Meinung befragten, „wäre unser sicheres Verderben. Während wir die Wälder durchsuchten, möchten die rothen Teufel die ganze Ansiedlung zusammenbrennen und jedes Weib und Kind skalpiren. Nein, wir können dem Räuber jetzt nicht nachsetzen und Robert wird das selbst einsehen, wenn seine Gefühle sich mehr beruhigt haben. Doch glaube ich auch nicht, daß wir einen augenblicklichen Ueberfall zu fürchten haben. Es scheint mir vielmehr, daß der Räuber, der die kleine Marie stahl, ein herumstreifender Krieger war. Seine Frau hat wahrscheinlich ein Kind verloren, und er gedenkt nun, durch ein weißes Kind ihr einen Ersatz zu verschaffen. Wenn das der Fall ist, so wird die Kleine auch nicht schlecht behandelt werden."

„Das scheint auch mir der Fall zu sein," erwiderte William Armstrong, „wenn die Rothhäute einen Ueberfall geplant hätten, so würden sie sich wohl gehütet haben, uns erst zu warnen. Dessenungeachtet gilt es, auf der Hut zu sein. So lange es auf Gottes Erde noch eine Rothhaut gibt, müssen unsere Büchsen schußfertig sein. Wir haben es in dieser Hinsicht etwas zu leicht genommen. Laßt uns nun ernstlicher auf unsere Sicherheit bedacht sein. Für's Erste, laßt uns unser Getreide einsammeln und die Nüsse und Beeren den Bären und Eichhörnchen überlassen."

Diese vernünftige Auffassung der Situation fand allgemeine Zustimmung. John Edgar wurde zum Anführer ernannt, und die Anordnungen zur Sicherheit der Ansiedlung in seine Hand gelegt. Mit gewohnter Umsicht und Energie traf er seine Maßregeln für einen warmen Empfang der Feinde.

Doch seine Tapferkeit wurde für's Erste nicht auf die Probe gestellt, indem kein Angriff erfolgte. Das hinderte aber nicht, daß er seine Vertheidigungs-Anstalten immer mehr vervollständigte, und seinen Gefährten unausgesetzte Wachsamkeit empfahl. Ein Angriff konnte jeder Zeit auch von anderer Seite erfolgen und eine Niederlage würde mit grausamen Qualen für die Ueberlebenden und völliger Vernichtung geendet haben.

* * *

Sehen wir uns nun ein Wenig nach dem Schicksal der armen Marie um.

Ueber dem Lager eines kleinen Indianer-Stammes war es Abend geworden. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, sie vergoldete die Spitzen der Tannen, welche den rauhen Lagergrund umgaben, und warf auf den in der Nähe liegenden kleinen See einen prächtigen purpurnen Schein.

Eine Anzahl dunkelhäutiger Männer, Weiber und Kinder trieb sich an den Oeffnungen der Wigwams herum, da die ernstere Tagesarbeit beendet war. Die Männer lagen meistens herum und rauchten schweigend ihre Pfeifen, Etliche flickten auch an ihren Bogen herum oder schärften die Spitzen ihrer Pfeile; die Weiber waren mit Vorbereitungen zur Abendmahlzeit beschäftigt, Etliche hatten auch mit Thierfellen zu thun, welche sie rieben und gerbten, um sie weich und geschmeidig zu machen und später in Moccasins umzuwandeln. Eine Anzahl halbnackter Kin-

der trieben sich auf dem freien Platze herum, bald mit ihren rohen Spielen beschäftigt, bald auch heftig unter sich streitend, bis die scharfe Stimme eines der ältern Männer dem Tumulte ein Ende machte.

Eine Frau saß etwas von den Andern abseits vor einer offenen Hütte. Ihre schmalen Hände lagen müssig im Schooße und das dunkle Angesicht mit den halb geschlossenen Augen trug den Ausdruck trostloser Verzweiflung. Mehrere Frauen, die im Innern gesessen hatten, schienen mit ihr gesprochen zu haben, aber die äußerste Theilnahmlosigkeit mit Allem, was um sie her vorging, zeigte, mit wie wenig Erfolg es geschehen war.

Mit einem Male hörte man vom Walde her einen scharfen Ton, dem Geschrei eines Vogels nicht unähnlich und Alles horchte auf. Die Männer standen auf und Aller Blicke richteten sich nach der Seite des Waldes, von welcher her Jemand sich durch den Busch drängte. Die Hunde bellten unausgesetzt, verstummten aber sofort, als ein starker, kriegerisch geschmückter Indianer unter die Menge trat, die ihn mit neugierigen Blicken musterte.

Er schien sich aber wenig darum zu kümmern, sondern schritt schnell der Hütte zu, vor welcher die trauernde Frau saß, legte ein in ein Tuch eingehülltes Bündel in ihren Schooß und sprach etliche Worte zu ihr. Die Frau warf einen halb scheuen, halb verwunderten Blick zu ihm empor und begann dann langsam die Hülle von dem Bündel abzustreifen. Auf einmal fing dasselbe an, sich zu bewegen, ein liebliches weißes Kindergesicht mit reichen blonden Locken kam zum Vorschein und die blauen Augen warfen einen schüchternen, halb träumerischen Blick umher. Die Kleine wußte offenbar nicht, ob sie wache oder träume. Als sie aber die fremde Umgebung und die dunkeln Gesichter sah, begann sie heftig zu zittern und endlich bitterlich zu weinen, während mitten durch ihr Schluchzen wieder die Klagelaute „Mutter, Mutter!“ zu hören waren.

Die Frau betrachtete das Kind erst mit verwunderten Blicken, aber seine Klagen schienen doch ihr Herz zu rühren. Sie redete ihm liebevoll zu und unter ihren Liebkosungen schlief die Kleine bald wieder ein. Sie war offenbar sehr ermüdet und der Schlaf der beste Tröster Angesichts des Elendes, dem sie nun entgegen ging. Die Frau trug nun das Kind in ihre Hütte und legte es auf ihrem Lager nieder. Dann blieb sie vor dem Kinde stehen und betrachtete es lange und aufmerksam. Das Ergebniß dieser Prüfung mußte ein günstiges sein. Sie richtete an den Indianer etliche Worte, welche dieser mit stummen Kopfnicken beantwortete und dann in den Kreis der Krieger trat.

Dieselben hörten aufmerksam den Berichten ihres Gefährten zu, der offenbar einen hohen Rang unter ihnen einnahm, dann waren sie längere Zeit mit eifrigen Berathungen beschäftigt. Was das Ergebniß derselben war, werden wir bald in dem weiteren Verlauf dieser Geschichte erfahren. Das Schicksal der kleinen Marie war vorläufig entschieden. Sie galt fortan als das adoptirte Kind des Indianerpaares und mußte sich so gut als möglich in ihr Loos zu finden suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Besuche in Korea.

Für Haus und Herd von Missionarin L. C. Rothweiler, Seoul, Korea.

Seoul, Korea, Juni 3. 1888.

Letzten Winter war Tscham Pan, ein Vice-Präsident des Büreaus für auswärtige Geschäfte sehr krank und sandte für Dr. Scranton. Dr. S. besuchte ihn einige Wochen lang jeden Tag. Der Mann, dem Tode nahe gewesen, wurde gesund und sein erster Gang war zur Mutter Dr. Scrantons, um ihr zu danken für das, was ihr Sohn an ihm gethan hatte; zur gleichen Zeit bat er, sie möge seine Mutter besuchen, die sehr begehre, sie zu sehen. Mrs. S. versprach es, wurde aber durch Verschiedenes gehindert, so daß er mehreremal hier war und das letzte Mal hatte er einen anderen Beamten von gleicher Stellung bei sich und Beide baten um einen Besuch, sagten auch, Frau S. möge Andere mit sich bringen. So gingen wir denn am Samstag Nachmittag — unserer sechs.

Wir mußten in Stühlen, von je vier Männern getragen, befördert werden. Wir wurden vom Hausherrn vor dem Haus empfangen, was sonst hier nicht Sitte ist. Er zeigte uns zuerst sein Zimmer, 8 Fuß im Viereck. Statt Stühle waren Kissen und Polster vorhanden. Bücher und Schreibzeug standen nicht auf einem Tisch, sondern auf dem Boden. Die Bettdecken, die Abends auf den Boden gelegt werden, waren niedlich bei Seite gelegt. Alles dies war nicht Zeichen der Unordnung oder der Armuth, sondern Landessitte.

Nun wurden wir weiter geführt in ein Zimmer, das nach dem Hofraum hin offen ist. Alle hiesigen Häuser sind im hohlen Viereck gebaut, so daß ein Hofraum in der Mitte bleibt. Hier waren die Frauen, seine Frau und sein Kebsweib. Die Andern, zwanzig oder mehr, waren, wie er uns sagte, alle Dienerinnen.

Dies Zimmer ist immer das größte im Haus und hat einen hölzernen Boden.

Hier fanden wir für jedes von uns einen Stuhl. Auf dem Boden lagen einige sehr schöne Bambus-Matten, auch ein oder mehrere ausländische aus Wolle gearbeitete. Das Zimmer und der Hofraum waren gedrängt voll Zuschauer.

Die Gastfreundlichkeit bei diesen Leuten besteht theilweise darin, daß sie dem Gast so viel

zu essen bringen, als nur möglich. Das wußte ich, und davor graufte mir, denn der bloße Geruch ihrer Speisen ist mir schon zuwider. Aber es ging hier ganz gnädig ab. Der Mann war schon oft bei Ausländern gewesen und hatte solche Gerichte angeschafft, die wir essen konnten.

Zuerst wurde Thee servirt. Anstatt daß die Obertassen in den Untertassen standen, war die Sache umgekehrt; die Untertassen waren in den anderen, um die Theeblätter beim Trinken zurückzuhalten. Dann kamen getrocknete Kastanien und Fichtennüsse, Fisch in Eier gebacken, Honig, hart gekochte Eier, die man in Essig tauchte, eine Art Sauerkraut, aus Kraut, Rüben, sehr viel rothem Pfeffer und getrocknetem Fisch bestehend, und eine andere aus Reismehl und Gemüse zubereitete Speise. Zuletzt kam, was wir gewöhnlich zuerst bringen, nämlich Suppe.

Diese Suppe ist eine Delikatesse und besteht aus einer Art Nudeln in Wasser gekocht, die ohne die Brühe auf den Tisch gebracht werden. Dann kommt eine Schüssel, in welcher Fisch, Pfeffer, Gemüse 2c. mit viel Brühe ist. Dies wird nun auf die Nudeln geschöpft, um sie zu würzen.

Da dies ein hoher Beamter und, nach hiesigen Verhältnissen, ein reicher Mann ist, so hatte er einige Messer und Gabeln, sowohl wie einige japanesische irdene Löffel, doch nicht genug für Alle. Mir wurden ein paar Eßstöcke und ein koreanischer Löffel vorgelegt, letzterer aus reinem Silber. Es ging ganz gut mit den Eßstöcken bis es zur Suppe kam. Diese wollte ich mit dem Löffel essen, doch die Hausfrau, die neben mir saß, sagte: O, nein, und zeigte mir mit der That, wie ich die Nudeln mit den Stöcken aufnehmen könne. Die Löffel waren wohl dazu da, um zuletzt die Brühe damit zu essen.

Alles schmeckte sehr gut, nur das eingemachte Kraut-, Rüben-, Fisch- und Pfeffer-Gemisch, sowie das Brod von Mehl und Gemüse versuchte ich nicht. Ersteres — Kimtschi genannt, hat einen Geruch, der meinen Appetit allein völlig befriedigt. Das Einzige, das uns Bedenken machte, war die Gewißheit, daß wir im anderen Haus auch essen mußten, denn nicht zu essen, das wäre die größte Beleidigung.

Nach der Mahlzeit wurden uns die Zimmer der Frauen gezeigt. Acht Fuß im Geviert ist die Größe. In demjenigen der Frau standen zwei große Geldkisten, eine Uhr hing an der Wand und ein Spiegel unten, beinahe am Boden. Die Bettdecken lagen auch hier schön zusammengelegt in einer Ecke, einige Kissen lagen statt der Stühle auf dem Boden.

Nach unseren Gewohnheiten und Bedürfnissen zu urtheilen, wäre es ein sehr armseliges Hauswesen, doch nicht so für diese Leute. Die Wohlhabenheit that sich kund durch eine bedeutende Anzahl solider, silberner Löffel, die auf einem Nebentische lagen.

Nun ging es zum zweiten Haus.

Hier wurden wir auch auf's Freundlichste empfangen und sogleich in das Zimmer geführt, wo die alte fünf und siebenzigjährige Mutter des Hausherrn war. Das Alter wird hier hoch in Ehren gehalten und man konnte an Allem erkennen, wie dieser Mann seine Mutter liebte und ehrte. Die Leute sehen hier über die Jahre alt aus und dieses Mütterchen hätten wir leicht für 10 oder mehr Jahre älter ansehen können. Hier war der Boden mit Brüsseler Teppichen bedeckt, und ein Stuhl stand für jeden Gast bereit, aber nicht mehr. Wir waren eingeladen worden, die Mutter zu besuchen, und die Frau erschien auch erst als wir nach ihr fragten. Hier wie im ersten Haus war jede Ecke mit Zuschauern besetzt, da wir aber in einem kleinen Zimmer saßen, anstatt in einem offenen großen, mußten sie sich sehr drängen, um uns zu sehen. Thür und Fenster waren von oben bis unten besetzt.

Die alte Mutter konnte Mrs. Scranton nicht genug danken und sie liebkosen, weil ihr Sohn, Dr. Scranton, den ihren gesund gemacht hatte. Es war wohl das erste Mal, daß die Alte ausländische Frauen sah.

Auch hier mußten wir wieder essen. Sie hatten sich bemüht, das zu bereiten, was uns schmecken sollte und so brachten sie zu allererst Weizenbrod, ohne irgend eine Zuthat. Dies hatten sie wohl gekauft. Darnach kamen in Eier gebackene Fische, Fleisch, Nüsse, gekochte Kirschen 2c. Zuletzt Kaffee, mit Zucker und Milch, deren Gebrauch sie von den Ausländern gelernt haben. Dies machte ihn für mich mehr ungenießbar, als irgend sonst Etwas, das uns vorgetragen wurde.

In beiden Häusern luden wir die Frauen ein, uns zu besuchen; aber mit sichtbarem Bedauern wurde es abgeschlagen, da Frauen aus höheren Ständen, wie diese, nicht einmal im geschlossenen Stuhl ausgehen dürfen. Bedauernswerthe Stellung, die doch die Frau einnimmt, wo das Christenthum sie noch nicht befreit hat! Aber verachtet wird das weibliche Geschlecht in Korea nicht, wie in manchen andern Ländern.

Ein Mann läßt sich hier von einer Frau lieber durchprügeln, als daß er die Hand gegen sie erhebt. Dies haben einige unserer Missionare schon mit Augen gesehen.

Die Aufmerksamkeit, die uns in diesen beiden Häusern von den Hausherren selbst erzeigt wurde, war wirklich auffallend und beweist, da sie Beide repräsentative Männer sind, daß die

Gesinnung des Volkes uns gegenüber nicht feindlich ist. Eben diese Männer sagten uns auch, daß das kürzlich vom König ausgegangene Schreiben, das Lehren der Religion verbietend, nur durch das unsinnige und halsstarrige Handeln der Katholiken verursacht wurde. Letztere haben kürzlich ihre anderen Handlungen dadurch übertroffen, daß mehrere ihrer Priester mit ihren Schülern über die Mauer in den Hof des königlichen Palastes stiegen. So wenigstens wird uns berichtet.

Das Merkwürdigste in diesen beiden Häusern war, daß diese Männer uns eigenhändig bei Tische bedienten. Im zweiten Haus besonders kam kein Teller, kein Messer auf den Tisch, als durch die Hand des Mannes selbst; im ersten Haus half die Frau.

Kennt man die Gebräuche des Landes, so kann man erst recht verstehen, welch eine Ehrenbezeugung dies war. Denn ein Mann von Rang würde sich in den Augen aller Koreaner erniedrigen durch irgend eine Handarbeit. Ein Solcher, so arm er auch sein mag, würde nichts, nicht einmal ein Buch auf der Straße tragen, es sei denn er könnte es um den Leib legen unter die Kleider oder in den Aermel stecken.

Wenn wir unseren Lehrer am Ende des Monats bezahlen, bekommt er, so wie der Geldpreis jetzt steht, dreißig Pfund oder mehr in Kupfermünzen. Dies legt er sich so um den Leib (es ist an Schnüren), daß man ihm ja nicht ansieht, daß er Etwas trägt. Ein Thaler werth Geld wiegt gegenwärtig sechs Pfund.

Nur das Christenthum kann Befreiung bringen für solch ein geknechtetes Volk.

Möge Gott seinen Geist über die Kirche in der Heimath, über uns Arbeiter, über seine Kinder unter diesem Volk reichlich ausgießen und unsere Herzen so erfüllen mit seiner Liebe, daß wir eine Macht sind unter diesem Volk.

Die Massenversammlungen des Herrn Jesu.

Für Haus und Herd von Wm. Ahrens.

Wie die Evangelisten überhaupt nur kleine Bruchtheile aus Jesu Leben und Wirken, Reden und Thaten berichten, so geben sie auch nur eine äußerst gedrängte Beschreibung von etlichen der vielen Massenversammlungen, die er am Meeresufer und in der Wüste hielt.

Ihre Berichte sind jedoch in so vielsagenden und inhaltreichen Worten verfaßt, daß die denkenden Leser in ihrer Persönlichkeit und die Kirche in ihrer Gesammtheit ihre Pflichten und Vorrechte daraus lernen können, aber auch sollen. Und zu diesem Ende richten wir die Aufmerksamkeit zunächst auf

I. Die Veranlassung und den Zweck dieser Versammlungen.

Die Berichte sagen: „Jesus ging umher und predigte in den Schulen; und es folgte ihm viel Volks nach.“ So geschah es, daß die Menschenmasse von Ort zu Ort anschwoll, bis innerhalb einer Stadt oder Dorfes kein hinreichend geräumiger oder passender Platz vorhanden war, wo ihn Alle hören konnten; oder das Gedränge war so groß, daß die Hülfesuchenden dadurch verhindert wurden, ihm nahe zu kommen. In solchen Fällen zog Jesus mit der Menge ins Freie. Manchmal fand er dort schon einen Haufen, der auf ihn wartete, und Andere kamen auf das Gerücht, daß der große Prophet von Nazareth da sei, noch hinzu.

So dauerte der Zulauf bei einer derartigen Versammlung zum Beispiel drei Tage, bis am dritten Nachmittage nahezu 5000 Männer und wohl mehr Weiber und Kinder sich eingefunden hatten, alle Lebensmittel aufgezehrt, und Jedermann hungrig war, ja Manche (schwächliche Personen und Kinder) machte der Nahrungsmangel unfähig, ihre ferne Heimath zu erreichen. Da speiste Jesus die ganze Menge auf wunderbare Weise. Weßhalb die Leute dem Herrn Jesus nachliefen, darauf wollen wir hier nicht eingehen, der Herr aber hatte mit diesen Versammlungen nur einen Zweck, nämlich—die Offenbarung und Erweisung seiner Liebe.

II. Charakter dieser Versammlungen.

Beide Geschlechter, jedes Alter und alle Stände der Gesellschaft waren hier vertreten, und unter ihnen „allerlei Seuchen und Gebrechen.“ Aber auch alle Stufen und Phasen der Moral waren gegenwärtig: Gläubige und Ungläubige, Bußfertige und sichere Sünder, grobe und feine Uebertreter, Selbstgerechte und Heuchler, Geizhälse und Schlemmer, Taschendiebe und Zöllner, Säufer und Saloonwirthe, Ehebrecherinnen und feile Dirnen. Summa: „allerlei Zöllner und Sünder naheten zu ihm, daß sie ihn hörten.“ Daß Jesus sie Allesammt in ihrem wirklichen Cha-

rakter kannte, und in seiner Predigt Jedem das Seine zutheilte, sagt der Evangelist in wenigen Worten: „er hielt ihnen eine lange Predigt.“ Und so groß war die Zahl der Kranken und Gebrechlichen in diesen Massenversammlungen, daß es ihm nicht möglich war, zu jedem Einzelnen das Wort der Heilung zu sprechen, so daß er an den Reihen der Leidenden entlang ging, damit sie „seines Kleides Saum anrühren“ konnten, und Alle, die es thaten, wurden gesund.

III. Was ist denn die geheimnißvolle Macht, welche solch bunte Menge dermaßen anzog und fesselte?

Die oft gehörte Antwort: „seine Reden und Thaten,“ obwohl sie richtig ist, soweit sie geht, bringt uns doch nicht die Lösung. Das Zeugniß der Leute: „es hat nie ein Mensch geredet wie er;“ „er predigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten,“ und—„solches ist noch nie in Israel gesehen worden,“ sagt zwar deutlich genug, daß seine Reden und Thaten ohne Gleichen in der Geschichte dastehen, und wir dürfen wohl sagen, daß das Volk durch göttliche Wahrheit und göttliche Liebe angezogen wurde.

Aber ein großer Theil dieser Anziehungskraft des Herrn Jesu ist in seiner Stellung dem Volke gegenüber zu suchen, welche Stellung eben durch seine alles Denken übersteigende Menschenliebe bedingt wurde.

Die Leute wußten, daß er all seine Macht nur zum Wohle der leidenden Menschheit gebrauchte. Wohlzuthun war ihm Lebensaufgabe und Herzenslust. Wer ihn um Hülfe ansprach, der fand sie ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Verhältnisse oder moralischen Charakter. Und wie er das Land durchwanderte, um den körperlich Leidenden Hülfe zu bringen, so suchte er zugleich das „Verlorene“, um es selig zu machen. So groß war seine Liebe zu den Verirrten und Verlorenen, daß sie magnetähnlich auch die berüchtigsten Charaktere, die allgemein verachteten Subjekte anzog, zuweilen in ganze Haufen um sich sammelte und er trotz Spott und Hohn der Selbstgerechten sich mit ihnen zu Tische setzte oder bei ihnen herbergte.

Weder Haß, noch Verläumdung, noch Rachedurst seiner Feinde konnte diese Liebe zu den Menschenkindern schwächen; noch konnten die unzähligen darauf gemachten Ansprüche sie erschöpfen. Drei Jahre lang floß sie in Worten und Thaten wie eine nie versiegende Quelle im Wüstensande für jeden Wanderer, der sich ihr nahete, frei, ohne Geld und umsonst. Und als seine irdische Laufbahn dem Schlusse nahte, da floß sie in Thränen und sein Mund brach aus in Klagen über Jerusalems Verschmähung seiner Rettungsversuche

Liebe war die herrschende Passion, die alle göttlichen und menschlichen Fähigkeiten in ihren Dienst zog, und in diesem Lichte erscheint der Zudrang der Massen zu ihm nicht mehr räthselhaft, sondern ganz natürlich.

IV. Was lernen wir aus dieser Thätigkeit des Herrn für unsere Missionsarbeit?

Nebensächliche Mittel und Wege mögen nach Verhältnissen von Zeit und Ort sich ändern; das Wesentliche aber bleibt immer dasselbe. Folglich gehört zur erfolgreichen Missionsthätigkeit unter allen Umständen Männer, die ihren Finger auf Luk. 4, 18. 19 legen, und in Wahrheit sagen können: „Dies ist mein Beruf und die Liebe Christi dringet mich ihn zu erfüllen.“ Sie müssen den vom Herrn und seinen Aposteln geoffenbarten Rathschluß Gottes zur Rettung der Sünderwelt aus eigener Erfahrung kennen, und Bildung genug haben, denselben ihren Hörern verständlich und faßlich verkündigen zu können; stets eingedenk der göttlichen Drohung bezüglich des Abthuns und Zuthuns nach Off. Joh. 22, 18—20, und sowie des furchtbaren Fluches, den der Herr über das Predigen eines anderen Evangeliums als das, welches die Apostel gepredigt haben, ausgesprochen hat.

Unter den sogenannten „Massen“, besonders in den großen Städten, gibt es heutigen Tages, wie damals, „allerlei Sünder“: alle Stufen der Moral oder Unmoralität sind unter ihnen vertreten. Aber auch heute „wie damals, sind diese Massen „verschmachtet und zerstreut wie Schafe ohne Hirten.“ Kirche und Staat tragen zum Theil die Schuld an ihrer geistlichen und leiblichen Verkommenheit; und wer unter diesen Massen das Werk der Seelenrettung betreiben will, der muß diese traurige Wahrheit anerkennen, ihr Rechnung tragen und gleich dem Herrn dem Volke mit einem so liebewallenden Herzen nahen, daß die Armen es ihm abfühlen können, er suche nur ihr zeitlich und ewiges Wohl.

Aber in zweiter Linie erfordert die erfolgreiche Missionsthätigkeit, daß die Kirche als solche Liebesthätigkeit betreibt nach dem Muster Jesu. Sie muß nicht nur „den Armen das Evangelium bringen ohne Geld und umsonst,“ sondern auch allen Hülfsbedürftigen ohne Ansehen der Person Hülfe leisten, soweit Gott das Vermögen gibt.

Die Kirche muß Gott bei seinem Wort nehmen, beides bezüglich seiner Befehle wie seiner Verheißungen, wenn er spricht: „Lernet Gutes

thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht, und helfet der Wittwen Sache. So kommt dann und laßt uns miteinander rechten. .... Reiß weg allerlei Last; brich den Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in's Haus; so du einen nacket siehest, kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleisch. Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröthe, und deine Besserung wird schnell wachsen; deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen. Dann wirst du rufen, so wird der Herr dir antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen: siehe, hier bin ich .... Und so du lässest den Hungrigen finden dein Herz, und die elende Seele sättigst, so wird dein Licht in Finsterniß aufgehen und dein Dunkel wird sein wie der Mittag. Und der Herr wird dich immerdar führen, und deine Seele sättigen in der Dürre, und deine Gebeine stärken; und wirst sein wie ein gewässerter Garten, und wie eine Quelle, der es nie an Wasser fehlt; und soll durch dich gebauet werden, was lange wüste gelegen ist. Jes. 58, 7—12.

Daß bei solchen herrlichen Gottesverheißungen und den großartigen Opfern und Anstrengungen der missionirenden Kirche Amerika's, dennoch die irreligiösen Massen stetig zunehmen, legt naturgemäß die Frage nahe:

V. Was ist die Ursache des geringen Erfolgs der Missionsthätigkeit unter den Massen?

Häufig wird die Meinung geltend gemacht, daß Staat und Obrigkeit durch Gesetz und Polizeimaßregeln dem Unfug ein Ende zu machen, oder doch einzuschränken habe.

Und wer wollte läugnen, daß solches Einschreiten nöthig ist?

Nur muß die Kirche durch solche an den Staat gestellte Forderungen ihre Schuld nicht zu bemänteln, noch ihre Arbeit und Verantwortlichkeit abzuwälzen suchen.

Die Kirche muß ihre volle und große Aufgabe erfassen und ausführen. Dieselbe besteht nicht darin, die Kirche sozusagen zu verstaatlichen und sie zum Tummelplatz politischer Leidenschaften zu machen, sondern darin, göttliche Grundsätze so gewaltig zu betonen und zu verbreiten, daß Staat und Politik von religiösen Prinzipien durchdrungen werden.

Die Weltgeschichte lehrt, daß, so oft die Kirche das eigentliche Feld der Politik betrat, und auf demselben hantiren und anordnen wollte, Mord und Brand entstand, das herzliche Erbarmen gegen die Seelen aber verlosch, und das Salz des Glaubens „dumm" ward.

Das Volk, und namentlich das deutsche Volk, wittert hinter allen nothwendigen, staatlichen Maßregeln sogleich den „Pfaffen" und wird durch solche Maßnahmen gegen die Kirche verbittert.

Es hilft uns nichts, sondern es wird unserer Missionsthätigkeit nur schaden, wenn wir einfach sagen: „Für solche thörichte Volksmeinung können wir nichts; wir predigen das Evangelium und thun unsere Pflicht, und wer nicht hört, muß eben verloren gehen."

Nein — es gilt mit überwältigender Liebe dem Volke zu nahen, und ihm wieder und wieder zu beweisen, daß man nicht seine Knechtung, sondern seine Befreiung will. Das hat der Herr gethan, und das ist ihm trotz aller seiner Mission widrigen Gesetze des Römerreichs sehr oft gelungen. Und mit Anwendung solcher Waffen wird es der Kirche in der Gegenwart auch gelingen.

Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.

Für Haus und Herd, einer französischen Chronik nacherzählt, von einem Abkömmling der Hugenotten.

Nahe bei Frankfurt am Main liegt ein freundliches Städtchen, „Friedrichsdorf." Die reinlichen Häuser unterscheiden sich angenehm von denen der umliegenden Dörfer. Was aber jeden Fremden eigenthümlich berührt, ist die Sprache der Bewohner. Obgleich im Herzen Deutschlands, hört man hier ein ziemlich reines Französisch. Kommen wir am Sonntag Morgen in die ganz schmucklose Kirche, so haben wir Gelegenheit, einem französischen, auf Calvin's Lehre fußenden, Gottesdienst beizuwohnen. In vielen Familien wird immer französisch gesprochen. Wir sind in einer französischen Colonie, die 1687 von vertriebenen Protestanten gegründet wurde. Sie ist jetzt ein wohlhabendes, industrielles Städtchen, auf dem

der Segen Gottes sichtbar ruht. Die Geschichte einer dort lebenden Familie haben wir vor uns, wie ich sie in einer französischen Chronik fand. Lassen wir nach dieser kurzen Einleitnng den Chronisten sprechen:

„Ich kam von einem Holzverkauf in unserem Walde. Ich ging langsam mit einem siebenzigjährigen Greis. Unsere Unterhaltung drehte sich um verschiedene Gegenstände, ohne an einem bestimmten festzuhaften. Wir hatten noch anderthalb Stunden zu gehen. Plötzlich blieb mein Gefährte stehen, fragend: „Mein lieber Privat, kennst Du die Geschichte Deiner Vorfahren?"

„Ich weiß, daß sie aus Frankreich gekommen sind, wo man sie um ihres Glaubens willen ausgewiesen hat."

„Nun gut," sprach er, „und was dann?"

„Dann, Näheres weiß ich nicht."

„Ich will Dir diese Geschichte erzählen. Meine Mutter, eine Enkelin der ersten nach Friedrichsdorf gekommenen Privat, hat sie mir erzählt:

In Frankreich regierte ein König, Louis der Vierzehnte, der während seiner langen Regierung Vieles gethan, was Gott mißfällig war, wie er wohl wußte. Als er älter wurde, wollte er nachholen, was er in der Jugend versäumt, und, wie er sich gegen seinen Beichtvater ausdrückte: „Einen Sitz im Himmel erwerben." Um sich den Himmel zu öffnen, war er entschlossen, alle Protestanten zuerst hinein zu schicken, und sollte es mit der Säbelspitze seiner Dragoner geschehen. Louvois, sein Minister, der in Ungnade gefallen war, ergriff diese günstige Gelegenheit, sich wieder angenehm zu machen, und rieth dem König das Edikt von Nantes, den Heinrich der Vierte erlassen, zu widerrufen. Dadurch wurden die Protestanten (Hugenotten) gezwungen, entweder katholisch zu werden oder zu sterben.

Jedermann hat von den Dragonaden gehört. Auch das Weib Abraham Privat's war diesen unbarmherzigen Mördern zum Opfer gefallen. Ihr Gatte war von seiner zahlreichen Familie gerissen und in eine Festung geworfen worden, wo man ihm vier Wochen Zeit gab, seinen Glauben aufzugeben und katholisch zu werden. Er hatte elf Kinder, zwei Knaben und neun kleine Mädchen, von denen das jüngste noch nicht zwei Jahre zählte. Der älteste sechszehnjährige Knabe hieß Abraham, der zweite vierzehnjährige Anton. Diese Kinder irrten, vom väterlichen Hause verstoßen, in den Feldern und Wäldern umher, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten. Eines Abends im Sommer hatten sie sich gegen ein altes, von einem Thurme überragtes Gemäuer, gekauert. Die älteren Geschwister trösteten die vor Hunger und Müdigkeit weinenden Kleinen, bis sie einschliefen. In dem Thurme saß Einer, dessen Herz höher schlug beim Hören der Kinderstimmen; es war Abraham Privat.

Der Morgen war gekommen. Die Kinder schickten sich an, ihr Nachtlager zu verlassen, als plötzlich ein schwerer Gegenstand mitten unter sie fiel. Der Aelteste hob ihn auf. Es war ein Ziegelstein und ein Sechsfrankenstück, mit einem Tuche zusammen gewickelt. Auf dem Ziegelstein standen die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Meine Kinder, fliehet aus Frankreich, folget der Richtung des Polar-Sternes. Dort sind Fürsten, die euch aufnehmen werden. Gehet und der Herr wird mit euch sein. Abraham Privat." Die Kinder lasen, riefen dem Vater ein Lebewohl zu und gehorchten.

Ich will nicht erzählen, was sie zu leiden hatten, während ihres viermonatlichen Marsches. Sie hatten nur die Kleider, die sie anhatten und sechs Franken für die Reisekosten. Sie zogen, wie Abraham, in das Land, das ihnen Gott zeigen würde.

Es war schon Herbst, als die Kinder eines Abends in eine große Stadt kamen. Nach ihrer Gewohnheit krochen sie in einen Winkel, den ein Vorbau bei einem Hause bildete. Halb liegend schliefen sie ein. Gegen Mitternacht ging der Nachtwächter vorbei und, die kleinen Bettler gewahrend, weckte er sie unbarmherzig und führte sie auf die Wache. Es schien, als wären sie Derartiges gewohnt, denn sie gingen ohne Furcht und Schrecken mit. Auf dem Posten angelangt, frug sie ein Offizier, wer sie wären, woher sie gekommen? Aber die armen Kinder verstanden nichts und wurden von Niemand verstanden. Sie waren in Frankfurt a. M. Am folgenden Tag holte man Schulmeister, Pfarrer, Rechtsgelehrte, Niemand verstand die Kinder.

In Offenbach sollte ein Pfarrer sein, der fremde Sprachen spreche. Man ließ ihn kommen, er suchte einige französische Brocken zusammen und endlich verstanden die Kinder und fingen an zu erzählen, wie sie hierher gekommen. Der gute Mann war sehr gerührt und sagte ihnen, daß sie nun an einen Ort gekommen seien, wo ihnen der Herr eine neue Heimath bereitet habe.

Diese Nachricht durchlief wie ein Feuer die Stadt und Alles wollte die kleinen Hugenotten sehen und ihnen helfen. Die neun Mädchen wurden in Frankfurt in reichen Häusern aufgenommen. Der Offenbacher Pfarrer nahm die Knaben mit.

Folgen wir unsern Stammvätern Abraham

und Anton. Nach einigen Tagen der Ruhe, ließ der Pfarrer sie zu sich kommen, um zu fragen, welche Beschäftigung sie ergreifen wollten.

„Unser Vater war Strumpf-Fabrikant."

„Und könnt ihr Strümpfe wirken?"

„Ja, wenn wir eine Maschine haben."

„Wie ist die beschaffen?"

Nun verfertigten die Brüder eine Strumpfwirkmaschine im Kleinen. Nach dieser wurden dann mit Hülfe verschiedener Handwerker, zwei große Maschinen hergestellt. Bald waren mehrere Paar Strümpfe gemacht.

Zwei Jahre hatten die Brüder fleißig gearbeitet, als Anton, mit einem Sack voll Strümpfe auf dem Rücken, eine Rundreise in die umliegenden Ortschaften antrat. Die Landleute trugen damals keine Strümpfe. So hatte er schon einige Meilen zurückgelegt, war durch verschiedene Dörfer gekommen, rufend: „Strümpfe kauf!" (etwas Deutsch hatte er gelernt) ohne etwas zu verkaufen. Müde und entmuthigt kam er in eine kleine Stadt. Die kleinen ärmlichen Häuser ließen keine Leute vermuthen, die Strümpfe tragen. Doch sah er einige ärmlich gekleidete Kinder, die Strümpfe trugen. „Strümpfe kauf!" wiederholte er. Eine Frau bat ihn, einzutreten. Er nahm seinen Sack vom Rücken.

„Wie viel die Strümpfe?"

„So viel.'

„Das ist nicht theuer; wir wollen sie kaufen," sagte die Frau in gutem Französisch zu ihrem Gatten.

Anton horchte hoch auf, er traute kaum seinen Ohren.

„Sprechen Sie französisch?" frug er.

„Und Sie auch?" war die Antwort.

Anton Privat war in Friedrichsdorf. Seine Freude war unbeschreiblich. Nachdem er seine Strümpfe verkauft, kehrte er nach Offenbach zurück; erzählte sein Erlebniß dem Bruder und dem Pfarrer. Dieser rieth ihnen, nach Friedrichsdorf zu ziehen, was sie denn auch bald thaten.

Nach einiger Zeit wurde Abraham zum Bürgermeister gewählt, von allen Einwohnern geliebt und geachtet, wie sein Bruder Anton.

Eine Urenkelin Antons war mit einem Henzel verheirathet. Dieser war es, der mir diese Geschichte erzählte.

Aber woher stammt denn die Familie Privat? Man wußte, daß sie aus dem Languedoc gekommen waren, weiter nichts, bis zum Jahre 1842. Eines Tages hörte ein Fremder, der die Homburger Bäder besuchte, von der französischen Colonie Friedrichsdorf sprechen. Er ging hin, und verfolgte die lange Straße bis zum viertletzten Haus. Dort sah er einen alten Mann vor der Thüre sitzen. Er redete ihn an, und ließ sich von Friedrichsdorf und seinen Bewohnern erzählen. Dieser Greis war Pierre Achard; er nannte die Namen verschiedener Familien, auch den der Privat. Der Fremde unterbrach ihn und frug, wie man diesen Namen schreibe. P–r–i–v–a–t war die Antwort.

„Dann sind die Privat aus meinem Ort. Ich habe die Kirchenbücher und Archive meines Dorfes durchgesehen und las dort von einem Abraham Privat, der im Gefängniß gestorben, dessen Frau durch die Verfolgungen (Dragonaden) um's Leben gekommen und dessen elf Kinder aus dem Lande geflohen, Niemand wußte wohin."

„Und aus welchem Land, Städtchen oder Dorf sind Sie?" frug Pierre Achard.

„Ich bin Franzose, meine Provinz ist der Languedoc und mein Heimathort St. Hippolite, einige Meilen von der Stadt Privaz."

Hier schließt unsere Geschichte. Möge der Glaube, für den unsere Väter Alles daran gaben, auch in uns Früchte bringen zum ewigen Leben.

Louisa M. Alcott.

Für Haus und Herd von H. Sch.

Fräulein Louisa Alcott, deren Tod vor Kurzem erfolgte, wurde den 29. Nov. 1832 in Germantown, Pa., geboren. Ihre Mutter war eine sehr liebenswürdige und geistreiche Frau. Sie stammte aus einer angesehenen und talentvollen Familie. Ihr Vater, Amos Alcott, dessen Tod nur zwei Tage vor seiner Tochters Tode erfolgte, war der Gründer und Leiter der Concord-Schule der Philosophie.

Louisa war die älteste von vier Töchtern und Scenen und Schilderungen in dem Buche, betitelt, „Kleine Frauen," beschrieben genau ihre glückliche Kindheit.

Ihre Heimath, obwohl arm, war doch ein Ort der Kultur und Bildung, wo den Kindern Alles geboten wurde, um edle und nützliche Menschen aus ihnen zu machen und wo ein Jedes nach seinen verschiedenen Gaben behandelt wurde. Es ist deßhalb ganz natürlich, daß die kleine Louisa anfing, in ihrer Einbildungskraft Bilder zu entwerfen, die ihrem häuslichen Leben ganz entsprachen. In ihrem dreizehnten Jahre schrieb sie ein Gedicht „Mein Königreich," welches erst vor Kurzem im Druck erschien.

Fräulein Alcott's Bahn zum Ruhm ging nicht über Blumenbeete, im Gegentheil hatte sie mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen, die jede andere Person zur Niederlage gebracht haben würde.

In ihrem 16. Jahre fing sie an zu lehren und schrieb zu dieser Zeit ihr erstes Buch — „Blumen-Fabeln," welches erst sechs Jahre nachher veröffentlicht wurde. Ein anderes schrieb sie in ihrem 18. Jahre. Jedoch wurden ihre ersten Lieferungen nicht gut aufgenommen, ausgenommen Geschichten, welche sie für Magazine und Zeitungen lieferte, und ihr nur ein geringes Einkommen brachten.

Als der Rebellions-Krieg ausbrach, begab sie sich in ein Hospital in Washington, und pflegte viele Monate lang mit freundlichem Angesicht und warmem Herzen die Kranken, schrieb Briefe für sie, und erleichterte ihnen die langen schlaflosen Nächte, oder tröstete die Sterbenden.

Ihre Briefe, welche sie während dieser Zeit heim schrieb, wurden nachher veröffentlicht unter dem Namen „Hospital-Skizzen." Fräulein Alcott's Liebe zu unseren Soldaten hätte ihr beinahe das Leben gekostet. Zur Erholung ging sie als Gesellschafterin einer invaliden Dame ein Jahr nach London, Paris, Deutschland und der Schweiz.

Zwei Jahre nachher wurden „Kleine Frauen" geschrieben und Fräulein Alcott wurde berühmt.

Von dieser Zeit an widmete sie sich ganz der Literatur, und „Kleine Männer" und „Altmodische Mädchen," und andere interessante Bücher folgten, welche ihren Namen in jedem Hause beliebt machten.

Fräulein Alcott war eine aufopfernde Tochter. Ihre Einnahmen theilte sie immer mit den Ihren. Jemand sagt von ihr, daß ihr ganzes Leben ein Ausguß eines reinen Gemüthes und Herzens für die Ihrigen war.

Ihre Ermahnungen an die Mütter, hinsichtlich der Erziehung der Töchter, waren sehr praktisch. „Erst," schreibt sie, „kommt Gesundheit, dann Gehorsam, Wahrheitsliebe und Selbstbeherrschung, und erst hierauf kommen die anderen Fähigkeiten."

Sie war entschieden gegen unsere moderne Erziehung und behauptete, daß die Heimath und die täglichen Pflichten jedem Kinde genug Unterhaltung und Vergnügen bieten sollten, ohne schädliche auswärtige Vergnügungen zu suchen.

Fräulein Alcott's literarischer Erfolg war nicht sowohl ihrer außerordentlichen Fähigkeit zuzuschreiben, als ihrem redlichen und aufrichtigen Charakter. In ihrem Leben haben wir ein schönes Bild eines reinen und edlen Gemüthes.

In ihrer Liebe zu ihrem Vater zeigt sich dieses auf das Allerschönste. Ein Freund ihrer Schriften, der sie kurz vor beider Tod besuchte, schreibt, wie freundlich er von der Tochter empfangen wurde, obwohl er ihr ganz fremd war, und wie sie ihn, als er nach dem Vater frug, einlud, ihr in's nächste Zimmer zu folgen, wo der Vater so weiß und weich gebettet lag, und so ruhig und getrost der Ewigkeit entgegen ging, und wie der alte Philosoph noch so unterhaltend reden konnte. Was ein Genuß, meint er, müsse es gewesen sein, ihn in gesunden Tagen zu hören. Derselbe Schreiber sagt, die Liebe der Tochter hätte etwas Himmlisches an sich gehabt. Zwei Tage nach des Vaters Tode starb auch sie. Ihr Andenken wird im Segen bleiben.

Dein Bild.*)

Du stehst vor mir, so friedevoll und mild,
Fromm wie ein Bote aus der höher'n Welt.
Von keiner Täuschung ward getrübt Dein Bild,
Kein Schatten störend darauf niederfällt!

Dein Lächeln drang wie Sonnenschein in's Herz,
Das sich geöffnet Deinem lieben Blick. —
Ward es bewegt von tiefem Weh und Schmerz,
Wie oft gab'st Du den Frieden ihm zurück.

Dein trauter Gruß wird nimmer mir zu Theil,
Wie that er wohl dem früh verwaisten Kind.
O näher fühlt es sich bei Dir dem Heil,
Vom Hauch der Ewigkeit umweht so lind.

Denn Du bist Sein! — Darum das helle Licht,
Das Deinen treuen Augen warm entstrahlt,
Und diese Welt ist Deine Heimath nicht,
Das fühlte ich mit süßer Allgewalt.

Es zog mich hin, wo Lebenswasser quoll —
Wie sog ich dankbar Deine Worte ein.
Mir ward das Herz von sel'gem Glauben voll,
Ich fühlt' in stillem Glück: Auch ich bin sein!

Nun bist Du fern, doch nie verloren mir,
Weil Eines Gottes Eigenthum wir sind.
Und selig fühlt mein Herz das Glück schon hier,
Daß ich verklärt Dich droben wiederfind'!

Luise Steng.

*) Eine dankbare Schülerin hat dieses Gedicht einer verehrten, im Segen wirkenden Lehrerin gewidmet.

Die Redaktion.

Die Selbstmordsucht in unserer Zeit.

Editor.

Kaum je zuvor haben mehr Menschen Hand an das eigene Leben gelegt, als in unserer Zeit.

„Wenn auch dieser Gang nichts fruchtet," sagte kürzlich ein junger Mann, der sich durch eigenes Verschulden in Verlegenheit gebracht hatte, „dann scheide ich aus der Welt." Er hat in diesen Worten die Gesinnung von vielen Hunderten bezeichnet, die offenbar den Selbstmord als das letzte natürliche und erlaubte Auskunftsmittel ansehen, und kaum noch daran denken, wie schwer sie dadurch an sich selbst und gegen Gott sündigen, der uns sagt: „Du sollst nicht tödten."

In den letzten sechs Monaten sind allein in der Stadt Cincinnati sechzig Selbstmorde verübt worden. Und eine ähnliche Zunahme wird aus fast allen Großstädten berichtet. Manche dieser Selbstmörder sind Wahnsinnige und begehen das Verbrechen in Unzurechnungsfähigkeit. Die Meisten aber thun den Sprung in die Ewigkeit mit Wissen und Vorbedacht und schauderhafter Entschlossenheit. Der Eine leidet an einer unheilbaren Krankheit und will dieselbe nicht länger tragen; der Andere hat seine Glücksgüter verloren; der Dritte war unglücklich in der Liebe; Andere führten Jahre lang ein Leben der Schande und nehmen sich in einem Augenblick des Aufwachens das elende Dasein, während manche, namentlich ganz junge Personen, oft wegen Kleinigkeiten zu Selbstmördern werden.

Eine der traurigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete ist die sich mehrende Selbstmordsucht in der Jugend- und Kinderwelt. Wir haben schon längere Zeit dahin bezügliche Nachrichten als Belege aus den Zeitungen ausgeschnitten und theilen einige mit:

„Ein sechzehnjähriger Knabe machte in der Tanzstunde die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, begleitet sie Abends nach Hause, und sie gab ihm Stelldicheins—alles hinter dem Rücken der Eltern. Das Mädchen ließ sich die Huldigungen des für sein Alter stattlichen Burschen gerne gefallen. Dieser geräth in Feuer, stellt Forderungen, die den Widerwillen des Mädchens erregen, wendet sich zuletzt mit seinen Anträgen an den Vater des Mädchens, wird von diesem mit Recht tüchtig abgetrumpft — und vergiftet sich."

„Ein zwölfjähriges Mädchen wurde von der Mutter wegen Lüge und Verleumdung körperlich hart gezüchtigt und das Mädchen lief der Cisterne zu und beging Selbstmord."

„Das einzige, bildhübsche, erst dreizehnjährige Töchterchen angesehener Eltern begegnet in einer Gesellschaft einem jungen, ansehnlichen Mann, der das Kind sofort umschwärmt und in kurzer Zeit fesselt. Dieser leichtsinnige junge Mann lauert dem Mädchen auf der Straße auf, begleitet sie auf den Schulwegen, veranlaßt sie zu bestimmten Stunden an einsamen Stellen des Parkes mit ihm zusammenzukommen, und bringt es in kurzer Zeit dahin, daß sich das Kind einbildet, sterblich in ihn verliebt zu sein. Als die Eltern endlich von diesem Verhältniß erfahren, wird dem Mädchen jeder Verkehr mit dem jungen Manne abgeschnitten; das Kind betrachtet sich von da an als das Opfer himmelschreiender Tyrannei, und ist sogar bereit, sich entführen zu lassen. Als auch dieser Plan entdeckt ward und alle Bitten und Thränen, ja selbst eine Krankheit, in welche das Kind verfiel, die Eltern nicht von dem gefaßten Entschlusse abbrachten, da schloß sich die Kleine eines Abends in ihr Zimmer, verstopfte jede Ritze an Thür und Fenster und — und erstickte sich durch Kohlendunst!"

Wir lassen es bei diesen Beispielen, die noch vielfach vermehrt werden könnten und die jeder Zeitungsleser finden kann, bewenden, und fragen — was ist die Ursache, und wo liegt die Abhülfe.

Wunderbarlich weht es einen an, wenn man liest, wie die deutsche Tagespresse über die Ursache dieser vielen Selbstmorde philosophirt und welche Mitt.l zur Abhülfe vorgeschlagen werden.

Im Ganzen geben sich weder englische, noch deutsche Tageszeitungen viel mit sittlichen Fragen ab, und wenn einmal ernstliche, sittliche Reformen beantragt werden, so haben die deutschen Zeitungsschreiber sogleich eine ganze Menge Wurfgeschosse aus der Rüstkammer des Schimpfmeiers zur Hand und werfen mit Muckerei, Wassersimpeln, Sonntagsheiligen, Puritaner-Unsinn u. s. w. um sich, als ob die hohe Kultur (?!), welche diese Herren vertreten und vertheidigen, auf dem Spiele stände, wenn nicht alle Tonarten des schimpfenden Gassenbubenthums erschöpft werden.

Hie und da aber — „wenn die Unsittlichkeit zu arg wird," ermannen sich die Preßhelden, und es ist dann fast lustig anzuschauen, welche Sprünge und Purzelbäume sie alsdann machen. Man ist ja sozusagen auch noch ein sittlicher Mensch, der die „Moral will", und die Zeitung soll ja das Volkswohl befördern, so denken diese Her-

ren, wenn das Laster haushoch geworden und Elend und Sünde gräßliches Verderben angerichtet haben; wenn, wie in Cincinnati 60 Selbstmorde in sechs Monaten vorkommen, oder, wie in New Orleans die Zahl derer, die am Säuferwahnsinn sterben, sich in einem einzigen Jahre verdoppelt!

Dann ermannt sich, wie gesagt, die deutsche Tagespresse und schreit einen Tag lang oder zwei aus vollem Halse — die Sittlichkeit müsse gehoben werden, das Laster sei zu unterdrücken, der Staat müsse einschreiten, die Schule habe zu helfen und die Erziehung müsse besser und ernster werden, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Die Herren vergessen bei solchem hochsittlichen Anlauf offenbar, daß sie die Quelle, woraus ächte Sittlichkeit fließt, die Bibel, 364 Tage im Jahr verachten, daß sie denjenigen, der an diese Quelle glaubt, entweder einen Dummkopf oder Heuchler nennen, daß sie, so oft der Staat da und dort eingreifen will, das alte Jammerlied von der verletzten, persönlichen Freiheit singen, und fortwährend eine religionslose Erziehung befürworten.

Die Ursache der vielen Selbstmorde muß in der Gottverlassenheit der Menschen gesucht werden, welche Gottverlassenheit in trüben Lebenslagen die Verzweiflung erzeugt. Und gerade diese Gottverlassenheit, der Atheismus und der Materialismus, wird von dem größten Theil der Tagespresse beständig gepredigt und genährt. Vielen Tausenden ist der Glaube an Gott, an Ewigkeit und Verantwortung wenigstens praktisch abhanden gekommen, wenn sie auch noch an einigen dieser Wahrheiten theoretisch festhalten. Unser Geschlecht ist nicht nur ein leichtlebiges, sondern ein ächt irdisch-gesinntes geworden, dem das Jenseits mit seinem furchtbaren Ernst entrückt, oder gar nur ein Mährchen ist, und das den Menschen und seine Verhältnisse als ein Erzeugniß des Zufalls, des Glücks und des Gescheidtseins ansieht. Was Wunder alsdann, wenn solch ein Mensch, sobald Zufall, Glück und Pläneschmieden nicht mehr ausreichen wollen, zur Pistole oder zum Giftbecher greift?

Gegen solches Elend helfen billige Phrasen über Sittlichkeit und Erziehung reinweg nichts. Auch kann dieser Selbstmordsucht nicht durch staatliche Gesetze gesteuert werden. Da muß der Glaube an den allmächtigen, persönlichen Gott und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit ihm gegenüber helfen. Und wenn die Tageszeitungen im Ernste an Gott festhalten und dem Volke das Wort dieses Gottes vorhalten würden, anstatt den Glauben fortwährend zu untergraben, so trügen sie wohl viel zur Verminderung der Selbstmordsucht bei.

Ein Erzeugniß dieser ächt irdisch-fleischlichen Gesinnung unserer Zeit sind die Produkte der Tagesliteratur, welche vielen Kindern, namentlich in den Städten, viel zu früh und ohne Auswahl zugänglich ist, und auch auf Erwachsene unheilvollen Einfluß ausübt. Jeder Mord und jedes Verbrechen, namentlich jeder Selbstmord, die irgendwo passirt sind, wird in den Tagesblättern mit den lebhaftesten Farben geschildert, und oft noch mittelst der Phantasie des Berichterstatters ausgeschmückt. Das ist schlechte Kost selbst für den gereiften Menschen, und geradezu Gift für junge Gemüther. Das Verbrechen, welches im Lichte des Wortes Gottes den Leuten heiliges Entsetzen einflößen sollte, wird ihnen durch solche Lektüre so vertraut gemacht, daß der Begriff der Sünde verloren geht. Wer täglich Abscheulichkeiten jeder Art lebendig geschildert liest, der wird allmählich abgestumpft; die Schlechtigkeit erscheint ihm gar nicht mehr so fürchterlich, der in dem Menschen schlummernde böse Trieb findet reichliche Nahrung, und welche Früchte daraus reifen, das zeigt die zunehmende Verwilderung der unteren Klassen unserer Städtebevölkerung und namentlich die zunehmende Selbstmordsucht.

Frägt man nun, wer denn daran schuld sei, daß alle Abscheulichkeiten bis ins Einzelne hinein in den Tageszeitungen ausgemalt sind, so sagen uns die Zeitungsschreiber, daß die Leser solch' genaue Berichterstattung verlangen; die Leser aber sagen, daß die Zeitungsschreiber behaupten, eine Zeitung müsse alles genau berichten, sonst sei sie keine Zeitung. Aus diesen beiden Antworten ergibt sich die Wahrheit, daß Leser und Zeitungsschreiber Sünder sind, die des Ruhmes mangeln, den sie an Gott haben sollten.

Der irdisch-fleischliche Sinn ist es auch, der jene krankhafte Theilnahme mit Selbstmördern und Verbrechern erzeugt hat, die solche dunkele Thaten in hellem Lichte erscheinen läßt, und sündlich-krankhafte Naturen zu ähnlichen finsteren Thaten verlockt. Ein ehrliches Mädchen zum Beispiel mag sich als Nähterin im Dachstübchen einer Großstadt zu Tode arbeiten, oder sie mag dort verhungern, im höchsten Fall werden einige Menschenfreunde für einen Sarg und ein Grab sorgen; die nächste Ausgabe der Tageszeitung aber wird einige Zeilen enthalten, die sagen, es sei doch gar sehr bedauernswerth, daß solche Fälle vorkommen. Aber—wenn sich eine feile Dirne im Wahnsinnsanfall erschießt, da gibt es Blumen die Menge, Theilnahme im Ueberfluß und viele Thränen! Man könnte glauben, eine Wohlthäterin der Menschheit sei geschieden, sieht man sich die fast allgemeine Sympathie in dem betreffenden Stadtviertel an

Der Selbstmord wird wahrhaftiglich verglorifizirt, und ist es da ein Wunder, wenn bei nächster Gelegenheit ein anderes, armes Menschenkind Hand an sich legt!

Das Wort Gottes, das Gesetz Gottes und die daraus entspringenden Grundsätze, die auf ächt christlicher Grundlage vollzogene Erziehung, die Verantwortlichkeit und die Hoffnung, welche die Wirklichkeit der Ewigkeit einflößt, das ächte christliche Haus und sein Einfluß und eine geläuterte Presse — das sind die Heilmittel, die in Verbindung mit der Kirche und dem Predigtamt diesem Selbstmord-Elend zu steuern haben.

Polly's Religion.

Für Haus und Herd bearbeitet von Otto Niederhuth.



Die Familie Böhm war lange Zeit der Kern gewesen, um den die Presbyterianer-Gemeinde sich geschaart hatte. Vater Böhm's Kirchenstuhl war dem des Pastors gegenüber, und ohne Unterschied des Wetters war sein ehrwürdiges Haupt dort sichtbar und Mutter Böhm's zufriedenes Gesicht an seiner Seite. Hulda und Isabella, die ledigen Schwestern, begleitet von Karl füllten die anderen Sitze. Der junge Prediger, Herr Floyd, ein Mann von ausgesprochener Meinung, oder irgend einer seiner besuchenden Collegen konnten predigen, was sie wollten, Böhm's hörten mit derselben ruhigen, andächtigen-Gemüthsstimmung zu. Es war „alles gut" wie die Bibel. Es hätte sich nicht gepaßt, da eigene Meinungsvorzüge gelten zu lassen.

Auf Böhm's Tische konnten jederzeit alle von ihrer Benennung publizirten Zeitungen und Schriften gefunden werden. Ihr Haus war Hauptquartier für Prediger und Colporteure. Die Töchter hatten große Neigung für religiöse Gedichte, und konnten ganze Seiten von Karl Gerok und Frances Havergall wörtlich wiedergeben. Sie nahmen reges Interesse an auswärtiger Missionsarbeit. Hulda erklärte sich frei für Fräulein W., die auf Ceylon arbeitete, als ihre Heldin, und schätzte den jungen Herrn S., der in Hongkong weilte, den apostolischen Christen gleich, obschon sie keine von beiden Personen je gesehen hatte. Isabella interessirte sich mehr für Erbauungsschriften und hatte großen Gefallen an den Symbolen. Sie füllte ihr Zimmer mit religiösen Emblemen und Bildern, trug Schwarz am Charfreitag und Lilien zu Ostern, und fastete nebstdem auf's Pünktlichste. Die ganze Familie war sehr vertraut mit religiösen Ausdrücken und redete viel von den Lehrsätzen ihrer Kirche; ja, ihre Schränke waren angefüllt mit polemischen Schriften über diesen Gegenstand.

Diese Vertrautheit mit den Aeußerlichkeiten der Religion ließen sie in den Augen Anderer sowohl als in ihren eigenen fromm erscheinen.

Das Leben war für Böhm's gleich einem langen Sommertage bis Karl sein Weib in's Haus brachte. Keiner aus der Familie hatte sie je gesehen. Es war nur bekannt, daß dieselbe eine geborene Bain aus Kentucky sei.

„Es gibt Bains in der Vereinigten Presbyterianer Kirche," sagte Hulda. „Ich hoffe Polly gehört zu unserer Gliederschaft."

„O ja, gewiß," sagte Karl eifrig. Er machte sich fertig in den Ehestand zu treten, und es lag ihm sehr daran, daß Alle seine Polly im Voraus lieben sollten.

„Singt sie auch im Kirchenchor?" fragte Isabella.

„Ich denke nicht. Aber sie hat eine der süßesten Stimmen — einen klaren Tenor. Und du solltest sie nur lachen hören, Isabell'! Der fröhlichste Ton — o, sie wird neues Leben in dieses Haus bringen!"

Die Schwestern lächelten. Sie hatten Karl gern und waren bereit seine junge Frau willkommen zu heißen.

„Aber ich hoffe doch, daß sie einen prominenten Platz in der Kirche einnehmen wird," sagte Hulda, als Karl fortgegangen war. „Karl wird einst Vaters Platz einnehmen, und seine Beschreibung von Polly läßt mich in ihr nicht gerade ein nachdrücklich frommes Wesen vermuthen."

„Wir wollen das Beste hoffen," meinte Isabella. Sie war eifrig beschäftigt, ein Glasfenster für die Sonntagschule zu malen, und wollte es vor Polly's Ankunft fertig stellen.

„Onkel Max muß auf seinem Zimmer gehalten werden, wenn sie kommt, und Rudolph kann für einen Monat zum Besuch auf's Land geschickt werden," fügte Hulda noch hinzu, indem Schamröthe in ihre Wangen stieg.

In Böhm's Haushaltung gab es zwei wunde Flecke.

Des Vaters Bruder, Max, ein gelähmter, alter Soldat, der sehr mürrisch und gottvergessen war, bewohnte einen Flügel des Hauses. Er hatte einen Diener zur Pflege und zum Vorlesen, da sein Fluchen für seine Nichten unerträglich war. Rudolph war ihr Bruder, jünger als Karl. Rudolph Böhm war drei Jahre lang verschollen gewesen, nachdem er die Universität absolvirt hatte, und endlich als ein liederlicher Lump zurückgekommen. Sie hatten ihr Kreuz aufgenommen und trugen es; doch es war schwer, und er wußte, daß sie es schwer fanden.

Karl's Frau täuschte Aller Erwartungen. Sie war ein kleines, derbes, fröhliches Weibchen, nichts mehr und nichts weniger. „Ein sehr einnehmendes Heidenkind," seufzte Hulda nach zwei Tagen. „Ich machte einige der besten Werke religiöser Dichtung namhaft, doch sie hatte nie von denselben gehört; und sie kannte auch nicht eine einzige unserer auswärtigen Missionen."

Die gute Mutter Böhm wurde beunruhigt durch dieses, und lenkte die Rede den Abend auf die christliche Lehre. Polly wurde verlegen.

„Ich befürchte," sagte sie, „daß ich in Bezug auf diese schwierigen Punkte nicht im Klaren bin. Thatsache ist, nach Mutters Tode mußte ich mich um meine vier Brüder bekümmern, und ich hatte so wenig Zeit —"

„Jetzt wirst Du mehr Zeit haben," sagte Isabella sogleich. „Ich werde Dir einen Lesekursus über unsere Lehrsätze andeuten."

Doch Polly machte nur langsamen Fortschritt im Lesen der Bücher. Mit der Zeit fand sie ihren Platz im Haushalte; es stellte sich heraus, daß sie ein sehr geschäftiges kleines Frauchen war. Sie fand immer Arbeit, that mehr als ihr Theil am Ausbessern der Wäsche, bereitete schmackhafte Gerichte, und half Karl mit seinem Buchführen. Wenn Letzterer zum Geschäfte gegangen war, machte sie lange Spaziergänge, berieth mit Mutter Böhm über ihre Handarbeiten, oder übertrug die Schreibereien des alten Herrn in's Reine.

„Was für eine geschäftsmäßige Hand Du schreibst," sagte Hulda eines Tages. „Ich wünsche oft, die meinige wäre nicht so zart, wenn Vater sich mit seinen Aktenstücken abplagt. Doch wegen Mutters Stickereien, Frauen ihres Alters, sollten so unnütze Arbeit aufgeben, wenn die Augen anfangen, den Dienst zu versagen."

„Mir scheint es nicht unnütz zu sein," entgegnete Polly sanft. „Sie meint, daß ihr es schätzt."

„Wo mag Polly wohl hingehen auf ihren anhaltenden Spaziergängen?" sagte Isabella eines Morgens zu ihrem Vater. „Du mußt sie warnen vor der Negergasse. Sie möchte hineingerathen und das Fieber mit heimbringen." — „Du solltest die Straße als einen Uebelstand anzeigen, Vater," meinte seine Gattin. „Es ist eine wahre Grube von Unrath und eine Brutstätte des Lasters."

„Es ist eine Schande für jenen Stadttheil, daß solches Pack dort geduldet wird!" fügte Isabella hinzu. „Sie sollten von Rechtswegen über die Stadtgrenze hinaus gebracht werden."

„Nun, nun, Kleine! Man darf nicht gleich zu radikal sein," sagte der Vater. „Es sind arme Geschöpfe — vor dem Kriege entlaufene Sklaven. Sie haben nie eine bessere Gelegenheit gehabt."

Er war aber doch so animirt, die Negergasse in einer Versammlung der Bürgervorsteher an jenem Tage zu erwähnen.

„Etwas sollte geschehen, oder wir können noch Typhus unter uns entstehen sehen," so schloß er seine Rede.

„Es ist schon etwas geschehen," sagte Friedensrichter Paul. „Heute Morgen ging ich durch jene Straße und kannte dieselbe kaum wieder. Ein allgemeines Wasserableiten und Putzen hat stattgefunden, die Schmutzhaufen sind fort, die Hütten geweißt; die Weiber — einige davon — hatten sogar das Gesicht gewaschen."

„Was ist denn passirt?" fragte Böhm.

„Ich hörte Kinderstimmen in einer der Baracken singen, und die Männer sagten mir, es sei 'Miß Mary's Klasse.' Irgend eine gute Seele ist an der Arbeit gewesen, vermuthe ich."

„Miß Mary?"*) Vater Böhm's Gesicht röthete sich, seine Augen blitzten; doch sagte er nichts.

Auf dem Heimwege kam ihm Polly entgegen. Er betrachtete sie mit den Augen eines Richters. „Bist Du der gute Samariter? Warest Du in der Negergasse, Herzchen?" Sie erröthete, lächelte und fing an zu stottern. „O, das war das natürlichste Ding von der Welt, Vater. Ihr wißt, ich bin aufgewachsen inmitten der farbigen Bevölkerung. Ich verstehe mit ihnen umzugehen. Es war blos hier und da ein Graben, einige Fensterscheiben und Kalk beim Buschel. Es sind gute, anhängliche Geschöpfe, und so begierig zu lernen."

Die Sache war vergessen, ehe er das Haus erreichte, denn er bemerkte Rudolph bei der

*) Polly ist das Verkleinerungswort im Englischen für Mary.



Stallthür herumlungernd. Derselbe war am nämlichen Tage zurückgekommen, und eine Last von Sorge legte sich auf des Vaters Brust bei seinem Anblicke. Rudolph kam nicht in's Haus, bis spät am Abend, als Alle um die Lampe versammelt waren. Dann kam er in die Stube, mit unsicherem Gange, ungekämmt, die Stiefel vom Stalle dampfend. „Nur, um uns zu ärgern," dachte Hulda mit Bitterkeit.

„Ich kam herein, Karl's feine Frau zu sehen," sagte er mit breiter Stimme; „wenn er sich nicht schämt, ihr den Lump von Bruder vorzustellen."

„Polly ist nicht hier," sagte Mutter Böhm. „Wo ist sie, Hulda?"

„In Onkel Max' Zimmer. Sie liest ihm die New Yorker Zeitungen regelmäßig vor. Sie spielen Domino zusammen, und haben auch eins von den einfältigen Büchern Artemus Ward's. Ich hörte ihn lachen, schlimmer als je, es muß ihm ja wohl gefallen."

„Es ist schwer, sie zu verstehen," warf Isabella trocken dazwischen. „Sie ist nicht so vorsichtig in der Wahl ihrer Gesellschaft, als man sein sollte."

Rudolph hatte aufmerksam zugehört. „Genug davon," er ließ seine Faust gewichtig auf den Tisch niederkommen. „Wenn Karl's Frau für den einsamen Mann da oben bedacht sein kann, ist sie von besserem Zeuge, als ich erwartete. Ich werde hinauf gehen und ihre Bekanntschaft machen."

Einige Tage lang konnte man Rudolph's Stimme vernehmen in den Späßen und dem Lachen, das von Onkel Max' Zimmer ertönte.

„Polly scheint Beide bezaubert zu haben," meinte Hulda. „Rudolph ist heute gewaschen und rasirt, er sieht wie ein Mensch aus."

„Vielleicht behandelt sie ihn auch wie einen Menschen," sagte Karl.

Doch selbst er erschrak, als Polly den Abend herunterkam, fertig zum Ausgehen, und, Rudolph fröhlich zunickend, denselben aufforderte, sie zu begleiten. „Bring nur Dein Buch zu Ende, Karl; Bruder Rudolph wird mein Begleiter sein!"

Rudolph folgte ihr zögernd bis zur Pforte. Dort machte er Halt. Scham, Trotz und Jammer war in seinen Augen zu lesen. „Es scheint mir, Frau Böhm, Sie wissen nicht, wer ich bin, sonst würden Sie mich nicht eingeladen haben, mit Ihnen zu gehen."

Polly's sanfte, feste Augen begegneten den seinen. „Ja, ich weiß es."

„Wissen Sie, daß ich ein Dieb bin? Ich war in Pittsburgh ein Jahr im Gefängnisse."

Polly's Athem ging schneller. Ein Gebet zu Gott um Hülfe entstieg ihrem Herzen in dieser Sekunde Zeit. Sie hielt ihm beide Hände entgegen. „Ja, Karl sagte es mir. Doch das ist jetzt Alles vorbei — Alles vorbei. Du hast neu begonnen, Bruder Rudolph. Komm!"

Sie legte ihre Hand in seinen Arm, als sie die Straße hinunter gingen. Er sagte kein Wort, bis sie zurückgekommen. Dann hielt er wieder an bei der Pforte. „Meine Schwestern sind nie in der Oeffentlichkeit mit mir zusammen gesehen worden seit meiner Rückkehr. Ich werde dies nie vergessen."

Einen Monat später sagte Vater Böhm zu seiner Gattin: „Weißt Du, daß Polly mit Rudolph seine Mathemathik wiederholt? Das kleine Frauenzimmer hat den klarsten Kopf für Zahlen, den ich je gesehen. Doch, was mag ihre Absicht sein?"

Mutter Böhm mußte sich räuspern, ehe sie sprechen konnte. „Sie hat angehalten bei einigen ihrer Freunde in Kentucky, Rudolph eine Anstellung zu geben. Vater, ich denke, es ist noch Hoffnung für den Jungen. Er will seine Laufbahn von Neuem beginnen unter Fremden."

„Gott helfe ihm," murmelte der Vater. Er überraschte Polly, als er sie das nächste Mal sah, indem er sie in seine Arme schloß und mit Thränen im Auge küßte.

Im Frühjahr ging Rudolph nach Kentucky, sein neues Leben zu beginnen. Er hat bis jetzt darin ausgehalten.

Es war ebenfalls im Frühjahr, daß Onkel Max sichtlich abnahm. Da derselbe so an Polly gewöhnt war, widmete sie ihm so viel ihrer Zeit, daß Karl sogar sich beklagte.

„Sag' doch nichts, Lieber," beschwichtigte sie ihn, „er hat nur noch so kurze Zeit zu verweilen. Laß mich thun, was ich kann."

„Sage, Polly, war das die Bibel, aus der Du ihm heute vorgelesen?"

„Jawohl; er bittet oft darum."

Karl wandte sich ab, einen Seufzer unterdrückend. Onkel Max war in seiner Jugend ein solch' gottloser Geselle gewesen, daß es niemals Einem von ihnen in den Sinn gekommen war, daß seine Seele noch zu retten sei. Er lebte bis zum Spätsommer. Den Sonntag vor seinem Tode sandte er für Herrn Floyd und hatte eine lange Unterredung mit demselben.

Als der junge Prediger des sterbenden Mannes Zimmer verließ, war er leichenblaß. „Ich will ihm morgen das heilige Abendmahl reichen," sagte er zu Vater Böhm.

„Denken Sie er ist desselben würdig?"

„Wenn aufrichtige Buße und Vertrauen in

Christo irgend Einen von uns würdig macht, so ist er es. Er bat, daß die 'kleine Polly' es mit ihm nehmen möchte. 'Sie hat dieses für mich gethan,' sagte er. 'Es ist ihr Werk.'"

Die Schwestern überhörten diese Worte. Sie saßen da im tiefen Schweigen. Der Prediger war schon fort.

„Ich verstehe Polly nicht," sagte Hulda endlich. „Sie schien mir niemals eine recht religiöse Person zu sein."

„Vielleicht," sagte Vater Böhm, „haben wir nie recht verstanden, was Religion ist. Wir haben zuviel für selbstverständlich und gewiß angenommen."

Drei Kapitel über die Ehe.

In drei Abtheilungen.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Zweites Kapitel.

Heirathen.

Nicht nur die Ehe überhaupt, auch die Zeit zur Berechtigung derselben wurde schon im frühen Alterthum unter den civilisirten Völkern zum Gegenstande der Berathung und Gesetzgebung gemacht.

Unter den Juden war das gesetzliche Alter 13 Jahre und ein Tag für das männliche Geschlecht, und 12 Jahre und ein Tag für das weibliche Geschlecht.

Doch heirathete selten ein Jüngling vor dem 20. Jahre, weil die Rabbinen streng darauf hielten, nicht zu heirathen, bis man seinen eigenen Boden bebaue, und das Exempel der Väter nachahmen sollte, welche erst im vorgerückten Alter den Ehestand anfingen.

Auch der griechische Dichter Hesiodes gab seinen Landsleuten den Rath: Wenn Du auf dreimal zehn Deiner Jahre zurückblickst, ist es Zeit, mit Klugheit Deine Wahl zu treffen, und zwar mit einer Jungfrau, die hinter sich hat wenigstens fünfzehn ihrer Frühlinge.

Im Orient, wo die klimatischen Verhältnisse die körperliche Reife schneller herbeiführen, werden Ehen schon mit dem 12. und 14. Jahre eingegangen. Die Hindus in Indien verspotten ein Mädchen, das im 12. Jahre noch nicht verlobt ist, als alte Schachtel, die stehen geblieben ist.

Im Abendlande würde das Eingehen der Ehe in einem solchen Alter mit den schädlichsten Folgen für die Gesundheit und Erhaltung des menschlichen Geschlechtes begleitet sein. Darum haben die Gesetzgeber dieser Länder besondere Verordnungen darüber erlassen.

In Frankreich war vor der Revolution das gesetzliche Alter 30 Jahre für den Mann, und 25 Jahre für das Weib.

In den meisten deutschen Ländern darf der Mann nicht vor dem 18., noch das Weib vor dem 15. Lebensjahre die Ehe eingehen. Vor dem 25. Jahre des Mannes und dem 21. der Frau, muß die Einwilligung der Vorgesetzten, und die Erlaubniß der Obrigkeit eingeholt werden.

In England und den Vereinigten Staaten von Amerika ist die früheste gesetzliche Zeit für den Mann das 14., und für das Weib das 12. Jahr. Jedoch bestehen in den Einzelnstaaten besondere Gesetze, nach welchen Minderjährige nicht ohne Einwilligung der Eltern oder Vormünder heirathen dürfen.

So sahen die Regierungen sich genöthigt, die frühzeitigen Ehen zu verhindern.

Gott setzte die Ehe nicht für Kinder ein. Das lehrt uns sein Wort, die Natur und Erfahrung.

Es ist ja auch geradezu unmöglich, daß die den Kinderschuhen kaum entwachsenen Herrchen und Dämchen einen richtigen Begriff vom ehelichen Leben haben können. Die Heiraths-Lizens halten sie für eine Eintrittskarte auf die mit Rosen bestreute Laufbahn, auf welcher die Sonne des Glückes nicht untergeht.

An Erwerb des täglichen Brodes, an Krankheiten, Widerwärtigkeiten und das Heer großer und kleiner Sorgen denken sie nicht.

Beide Theile sollten die zur Führung des Hausstandes nöthige Einsicht, Geschicklichkeit und Mittel besitzen, was dem Manne selten vor dem 24. Lebensjahre und der jungen Dame kaum vor dem zwanzigsten gelingen wird. Die Erfahrung lehrt auch, daß es nicht gerathen ist, den Ehestand früher anzufangen.

Ein jeder aufgeweckte junge Mann kann zwischen dem 24. und 30. Lebensjahre sich die nöthigen Fähigkeiten erwerben, eine Frau versorgen zu können, und eine fleißige Frauensperson zwischen dem 20. und 25. Lebensjahre sich die Eigenschaften zur Führung eines Hauswesens aneignen. Wer über dieses Alter hinaus ledig bleibt, steht in Gefahr, ein Hagestolz, oder eine vereinsamte Jungfer zu werden, was im Allgemeinen weder wünschenswerth noch gut ist.

Sollte ein Mann auch im prächtigsten Hause wohnen, umgeben mit allem erdenklichen Luxus, in Krankheiten die besten Aerzte und Pfleger haben, es reicht nicht an die zärtliche, sorgende Liebe einer guten Frau und derer, welche durch die Familienbande mit ihm verbunden sind.

Ein heirathsfähiger Mann, der ledig bleibt, erfüllt seine Pflicht nicht gegen den Staat und das Menschengeschlecht, es sei dann, höhere Rücksicht entbinde ihn.

Die Wahl, welche man machen sollte.

Vor allen Dingen sollte die Heirath mit Blutverwandten vermieden werden.

In den Anfängen des Menschengeschlechtes war die Geschwister- und Verwandten-Ehe unvermeidlich.

Adam mußte Eva zum Weibe nehmen, die Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein war. Kain heirathete ohne Zweifel seine Schwester, und Abraham hatte seine Halbschwester zur Frau. Mit der Vermehrung des Menschengeschlechtes verschwand nicht nur diese Nothwendigkeit, die Erfahrung lehrte auch, daß zur Förderung der Civilisation und Gesittung, zur Ausgleichung der natürlichen Gegensätze, zur Erzielung einer leiblich und geistig gesunden Nachkommenschaft und zur Mannigfaltigkeit des geselligen

Verkehrs, die Ehe zwischen nahen Verwandten absolut verhindert werden muß.

Schon der große Gesetzgeber Mose verordnete, daß kein Israelit seine Schwester, Halbschwester, Stiefmutter, Stieftochter, Stiefenkelin, Schwiegermutter, Schwiegertochter nehmen, noch Stiefgeschwister bis in's vierte Glied einander ehelichen durften. Nur wenn ein Bruder starb, und hinterließ eine Wittwe ohne Kinder, so sollte der nächste Bruder, oder Anverwandte, die Wittwe heirathen, damit der Name des Verstorbenen nicht erlöscht in Israel.

Die Heirathen unter nahen Verwandten verstoßen gegen ein Naturgesetz, und haben allerlei Uebelstände zur Folge.

Die früheren orientalischen Königsgeschlechter und Cäsarenfamilien, unter welchen die Verwandten-Ehen üblich waren, litten an Blödsinn, Geistesschwäche, Verkrüpplung und Wahnsinn.

In der Türkei ist sprüchwörtlich von einem Dummkopf zu sagen: „Er ist ein Nachkomme der Emirs!" Diese Emirs haben so lange unter einander geheirathet, bis alle schlimmen Folgen der Familien-Krankheiten bei ihnen zur schroffsten Ausbildung gekommen sind.

In manchen europäischen Herrscher-Familien zeigen sich schon durch Generationen hindurch alle Schrecken der Blutsererbung.

In den Neu-England-Staaten, wo die Verwandten-Ehen häufig sind, sieht man die Folgen davon an den körperlichen und geistigen Gebrechen der Nachkommen, während im Westen, wo die Nachkömmlinge der verschiedensten Nationalitäten unter einander sich heirathen, ein an Körper und Geist gesunder Menschenschlag entsteht.

Ebensowenig sollte man eine Heirath mit Personen eingehen, die mit körperlichen Gebrechen, wie Auszehrung, erblichen Leibesschäden, chronischen Uebeln und Siechthum behaftet, oder schädlichen Gewohnheiten ergeben sind.

Niemand hat ein Recht, Anspruch darauf zu machen, das Lebensglück einer anderen Person gefährden zu dürfen, und Niemand sollte so thöricht sein, sein eigenes Lebensglück auf's Spiel zu setzen, und dem künftigen Geschlecht ein elendes Dasein zu bereiten.

Fürst Bismarck opponirte bekanntlich der Heirath des deutschen Kronprinzen mit der englischen Königstochter, weil er das kraftvolle Hohenzollern-Geschlecht nicht mit dem skrophulösen Welfen-Stamme vereinigt wissen wollte.

Frauenspersonen sollten sich hüten vor Männern, die durch unordentlichen Lebenswandel, oder durch Trunksucht den Keim zu Krankheiten und anderen Uebeln gelegt haben.

Als ich vor einiger Zeit mit meiner Frau in einem Wartesaale saß, bemerkten wir eine Anzahl junger Leute, die sich sehr vertraut mit einander unterhielten. Einer der jungen Männer stand plötzlich auf, ging zur Thüre hinaus, in einen auf der entgegengesetzten Seite der Straße stehenden Saloon. Die junge Dame, von deren Seite er aufgestanden war, schaute ihm nach, verließ ihren Sitz und setzte sich in eine Ecke. Weder Bitten noch Liebkosungen konnten sie bewegen, wieder an die Seite des jungen Mannes zurückzukehren. Und wir sagten zu einander: „Achtung vor der Gesinnung, dem Charakter und der Entschlossenheit dieses Mädchens."

Hütet euch vor den jungen Männern, die regelmäßig dem Glase zusprechen, sie werden gewöhnlich Trunkenbolde.

Tausend Mal eher das einsame Leben einer alten Jungfer, als das jammervolle elende Leben an der Seite eines Trunkenboldes.

Junge Männer sollten vor den kränklichen Dämchen sich in Acht nehmen, die durch Opiumgenuß, durch Romanelesen und das fatale Schnüren und Pudern welk geworden sind, und nur die Augen zuzumachen brauchen, um eine einbalsamirte Leiche zu sein. Wer mit dem Haushalt zugleich eine Apotheke und Hospital anfangen will, der mag's wagen.

Ein fröhlicher Geist, gesunder Körper, frisches Blut und urwüchsige Kraft sind bessere Ausstattungen, als irdische Schätze und bringen Glück und Segen auf künftige Generationen.

Auch im Alter, der Bildung, Lebensstellung, den Grundsätzen und dem Temperamente sollte kein zu großer Unterschied sein.

Ein junger Mann sollte keine alte Frau, die er wie seine Großmutter behandeln muß, noch sollte ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen, das er wie ein Kind anzusehen und zu erziehen gezwungen ist. Beides streitet gegen den Verstand und die Natur, deßhalb sind solche Ehen selten glücklich.

Wissenschaftlich gebildete Männer führten zwar mit unwissenschaftlichen, aus niederem Stande entsprossenen Frauen ein zufriedenes Leben, und auch umgekehrt, fein gebildete, hochstehende Frauen mit tief unter ihnen stehenden Männern, aber das sind nur Ausnahmen. In den meisten Fällen wurde der geistreichere Mann von dem Weibe nicht verstanden, oder der Mann hemmte den Geistesflug seiner klügeren Hälfte.

Vor einigen Jahren heirathete Nellie, die hochgebildete Tochter des Gouverneurs Hubbard von Connecticut, heimlich den farbigen Kutscher ihres Vaters, und zog mit ihm nach New Haven, wo der Mann einen kleinen Leihstall hielt. Nach einem Jahr ließ sich das Paar scheiden, weil sie in so vielen Beziehungen nicht zu einander paßten.

Ein junger Mann holte einmal den Rath Wesley's über eine junge Dame ein, deren Temperament etwas kurios zusammengesetzt war. „Würden Sie mir rathen, die U. zu heirathen?"

„Ich rathe Ihnen entschieden ab," erwiderte Wesley.

„Ist sie nicht eine fleißige, gottesfürchtige Person?"

„Ohne Zweifel!" „Ist sie nicht auch ein Glied Ihrer Gemeinschaft?" „Jawohl, und ein sehr nützliches obendrein." „Und doch rathen Sie mir ab?"

„Gewiß, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Sie nicht mit ihr zurechte kommen können."

„Aber wenn sie in Gottes Wegen wandelt, warum sollten wir nicht miteinander zurechte kommen können?" „Ach, mein lieber Mann," sagte Wesley, „Gott kann mit vielen Menschen ganz gut zurechte kommen, mit denen Sie und ich nicht fertig werden können." Dazu lieferte sein eigenes trauriges Familienleben den sprechendsten Beweis.

Milton besang in den zartesten und erhabendsten Ausdrücken das glückliche Zusammenleben der ersten Eltern im Paradiese, und doch war sein eigenes Eheleben fern von dem Ideal, das er besang.

Vor einigen Jahren starb einer der erfolgreichsten Generäle Englands, der wegen seiner vielen Siege und den Gunstbezeugungen, die ihm selbst von der Königin zu Theil wurden, Gegenstand des Neides war.

Als er auf dem Sterbebette einem Freund die Hand zum Abschied drückte, sagte er: „Ich danke Gott, daß mein elendes Leben zu Ende geht!" Der Freund traute kaum seinen Ohren, und konnte den Sinn der Worte nicht verstehen, bis er von dem Jugendfreunde des Generals erfuhr, daß seine Frau ihm alle Freuden vergällte, das Leben verbitterte und ihm keine frohe Stunde ließ.

Bei keinem Schritt im Leben steht soviel auf dem

Spiele und keiner zieht solche ernsten und weittragenden Schritte nach sich, als der Eintritt in die Ehe. Darum sollten junge Leute Augen und Ohren offen haben, um mit Umsicht und Klugheit eine gute Wahl treffen zu können.

Junge Leute treffen sich oft auf Reisen, Promenaden und in Gesellschaften, und entfalten da die angenehmsten Seiten ihres Wesens, bis eines das andere für einen leibhaftigen Engel hält, mit dessem Besitz ihm das verlorene Paradies gesichert scheint.

Unter veränderten Umständen zeigen dann die Erdenengel auch Seiten, die Veranlassung zu mancherlei Unannehmlichkeiten geben, und den gedachten Ehehimmel in einen Kriegsschauplatz umwandeln.

Was aus Ehen, die nach Alexanders Ausspruch: „Ich kam, sah und siegte," geschlossen werden, gewöhnlich wird, will ich aus den tausend Beispielen nur an zweien klar machen. Ein junger Pastor wurde mit einer jungen Dame von bedeutender Schönheit, aufgewecktem Verstand, trefflichen Schulkenntnissen, aber leider auch mit einem großen Maß von Eigensinn und Putzsucht bekannt. Das unerfahrene Herz des Jünglings gerieth über dieser auffallenden Erscheinung in Feuer und Flammen, und obgleich seine älteren Amtsbrüder ihm ernste Gegenvorstellungen machten, bestand er darauf, die vom Herrn ihm zugeführte Gehülfin gefunden zu haben. Natürlich schwebten sie die erste Zeit ihres Ehestandes über den Wolken, aber sobald die Sorgen des häuslichen Lebens sich einstellten, reichte der Gehalt nicht aus und darüber gab es Unannehmlichkeiten.

Dem sonst so frohen Manne wurde das Leben zur Last, bis ein sanfter Tod ihn davon erlöste.

Ein frisch eingewanderter Deutscher kaufte sich mit dem mitgebrachten Gelde ein kleines Heimwesen. Als er neben den Feldarbeiten auch noch den Koch, Bäcker und Schneider spielen mußte, dachte er oft an den Ausspruch des Schöpfers: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Eines Tages traf er in Gesellschaft eine Dame, die auch an die Wahrheit dieses Ausspruches glaubte, und es dauerte nicht lange, so hatten Beide dieses Glaubensbekenntniß abgelegt, und wurden einig, ihr Lebensglück mit einander zu theilen. Nur der Gedanke, wie der Pastor bezahlt werden sollte, trübte das sonst vollständige Glück des Bräutigams. Da fällt ihm der glückliche Gedanke ein, den Pastor, der ja auch ein Mensch ist wie andere, zuerst um Rath zu fragen.

Etwas verdutzt tritt er in die Amtsstube, und fühlt, als zöge ihm etwas den Hals zusammen, doch durch die Freundlichkeit des Mannes ermuntert, platzt er endlich heraus: „Herr Pastor, ich möchte gerne heirathen, habe aber kein Geld, und umsonst sollen Sie es auch nicht thun. Wollen Sie mich trauen, wenn ich ihnen ein hübsches Förkelchen bringe?" Der Pastor lachte hell auf und sagte: „Ja, mein lieber Mann, bringen Sie mit Ihrer hübschen Braut zugleich das hübsche Förkelchen." Die Heirath wurde für den stipulirten Preis vollzogen. Nach Verlauf eines Jahres begegnete der Mann dem Pastor und sprach zu ihm: „Sie erinnern sich doch noch den Heirathsknoten für mich geknüpft und dafür ein Förkelchen empfangen haben?" „O gewiß," antwortete der Pastor. „Nun, Herr Pastor, wenn Sie den Knoten wieder lösen, gebe ich Ihnen zwei Förkelchen!" Der Pastor versicherte ihn aber, es läge nur in seiner Macht zu binden, nicht zu lösen.

Hätten die Beiden sich Zeit zu näherer Bekanntschaft genommen, so würden sie einander nie geheirathet, und einem Leben voll von Mißverständnissen und Uneinigkeiten entgangen sein.

Vor allen Dingen ist eine gründliche Bekanntschaft nöthig, die hier in Amerika, wo beide Geschlechter Gelegenheit haben, einander im geselligen Verkehr zu beobachten, leicht möglich ist. Unter solchen Umständen sollten unpassende Heirathen nur selten vorkommen.

Jede junge Dame sollte sich überzeugen, ob die Person, mit der sie sich für's Leben zu verbinden beabsichtigt, auch die Fähigkeiten besitze, die Mittel zu erwerben, welche zur Gründung und Fortführung eines Hauswesens nöthig sind.

Ein junger Mann, welcher dieses nicht kann, und es dennoch wagt, einer Dame einen Heirathsantrag zu stellen, sollte nicht nur einen Korb, sondern einen Fußtritt erhalten, und wäre er so reich als Krösus.

Welche Dame von Herz und Verstand wollte an einen Schmetterling gebunden sein, der nur umherflattert, ißt und trinkt, und wenn er gestorben ist, nirgends vermißt wird, als an dem Platze, wo er zu essen und zu schlafen pflegte?

Wie leicht nimmt der Reichthum Flügel, und dann ist die Armuth um so bitterer, weil durch den Wohlstand mancherlei Bedürfnisse geweckt wurden, die entweder keine Befriedigung mehr finden können, oder doch nur auf eine Weise, welche die Selbstachtung schädigt.

Mancher reiche Stutzer, der mit dem Gelde seines Vaters umging, als wären es Kieselsteine, wurde in wenigen Jahren der Kostgänger seines Schwiegervaters, und als dieser starb, sandte er das Vermögen seiner Frau dem seinigen in die Rappuse nach. Dann saß die Frau sammt der Familie im Elend.

Vor einem solchen Manne kann eine Frau keine Achtung haben, und wo diese fehlt, kann von wahrem häuslichem Glück nicht die Rede sein.

Weit eher einem armen, aber tüchtigen Manne die Hand gereicht, der die Kunst versteht, das nöthige Geld für die Führung des Haushaltes zu erwerben.

Auf einen solchen Mann kann eine Frau mit Recht stolz sein.

Vor anderthalbhundert Jahren lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen einzige Tochter ein reicher Jüngling anhielt. Als der Alte ihn frug, wie er seine Frau zu ernähren gedächte, antwortete der junge Mann: „Sie wissen ja, daß mir meine Eltern große Güter hinterlassen haben, und davon kann ich sie standesgemäß halten." Darauf antwortete der Alte: „Wenn das Alles ist, können Sie meine Tochter nie haben. Ich werde sie keinem Manne geben, der nicht ein Handwerk oder eine Kunst gelernt hat, wodurch er sich und seine Familie ernähren kann, im Fall ihm seine Güter verloren gehen sollten." Der Jüngling war wie vom Blitze getroffen, doch faßte er sich schnell und sagte: „Darf ich mir ein Jahr Frist ausbitten?" „Meine Tochter soll so lange warten," sagte der Vater.

Der Jüngling begab sich zum besten Korbmacher und lernte diese Kunst so ausgezeichnet, daß er nach Jahresfrist dem Edelmann ein von ihm selbst verfertigtes, wunderschönes Körbchen übergeben konnte, worauf der Alte freudig seine Einwilligung gab. Nach einigen Jahren brach ein Krieg aus, und der alte Edelmann, sammt der jungen Familie, mußten ihre Güter verlassen und nach Holland flüchten, wo der junge Mann seine Familie und seinen Schwiegervater mit Korbmachen ernährte. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem Deutschen zu, daß man dort so künstliche Körbe machen kann.

Eine junge Dame sollte auch keinen Grobian heirathen, und sollte er ihr mit dem ganzen Gesicht zulächeln, und die zuckersüßesten Reden geben.

Wer gegen Andere, besonders gegen Eltern und

Geschwister, sich Grobheiten erlaubt, wird später mit seiner Frau keine Ausnahme machen. Und wo ein Grobian im Hause herrscht, kann keine Vertraulichkeit, kein Frohsinn, noch Liebe aufkommen.

Nie sollte eine gläubige Person eine ungläubige, oder gar religionsfeindliche Person heirathen.

Das muß ein trauriges Leben sein, in den edelsten Wünschen sich gehemmt, oder gar verspottet zu sehen.

Manche haben sich mit ungläubigen Personen vermählt, mit der ausgesprochenen Hoffnung, sie zum Glauben bekehren zu können, aber gewöhnlich hat der ungläubige Theil den gläubigen im Christenthum gelähmt, oder ihn gar um Himmel und Seligkeit gebracht.

Die heilige Schrift warnt ernstlich vor diesem Ziehen am fremden Joche, und die Erfahrung bestätigt es.

Es fällt Niemand ein, einem jungen, tugendhaften Manne anzurathen, ein lüderliches Weibsbild zu heirathen, damit sie zur Tugend und häuslichen Sittsamkeit bekehrt werde.

Und doch hat man schon oft rechtschaffenen Mädchen zugerathen, Männer mit zweifelhaftem Rufe zu ehelichen, besonders wenn sie reich waren, weil sich später schon Alles machen werde. Ein Mann, der nicht tugendhaft sein will, ist auch keine Frau werth, und sollte von jedem verständigen Mädchen gemieden werden.

Leichtsinnige Männer bereiten ihren Weibern viel Kummer, Verdruß und oft Schande. Ein blutend Herze wird dadurch nicht geheilt, daß man ein seiden Kleid darüber anzieht, die Thränen des Schmerzes und der Reue werden nicht zu Freudenthränen, weil sie auf Sammet fallen und der Glanz des Goldes verscheucht die Kummerwolke nicht, die über Herz und Antlitz sich lagert.

Auch die jungen Männer sollten sich überzeugen, ob die künftige Ehehälfte im Stande sei, das Hauswesen ordentlich zu führen. Der weise Salomo besang schon in beredten Worten das Lob einer tüchtigen Hausfrau.

Selbst eine reiche Frau, welche das Hauswesen nicht zu führen versteht, spielt eine ärmliche Rolle gegenüber der Dienerschaft und der Familie, und eine arme verschleudert noch obendrein das sauerverdiente Geld ihres Mannes.

Frauenzimmer, die sich hauptsächlich mit wissenschaftlichen Dingen abgeben, werden selten gute Hausfrauen. Das Haushalten will gelernt sein, um Freude und Vorliebe dafür zu haben.

Die Dämchen, welche die meiste Zeit auf Promenaden, in Putzläden, im Schaukelstuhl und mit Romanlesen zubringen, werden durch den Akt der Trauung nicht zu fleißigen, tüchtigen Hausfrauen umgewandelt. Das Umherlaufen und Vergnügen wird ihnen näher liegen, als die Besorgung des Hauswesens, selbst wenn der Mann mit leerem Magen oder zerrissenen Kleidern seinem Geschäfte nachgehen muß.

Ein junger Mann sehe sich nach einer Gattin um, die unter einer tüchtigen Mutter frühzeitig das Hauswesen führen lernte, und dabei ein sanftes, frommes Gemüth hat. Solche Pflanzen findet man natürlich nicht an den Straßen-Ecken, noch auf dem öffentlichen Markte, sondern im ruhigen Familienkreise.

Wenn junge Männer mehr auf Verstand und Herz, sowie auf die Fähigkeiten, das Hauswesen zu führen, sehen würden, statt auf das schöne Gesicht, stattliche Figur und Dressur, und junge Damen auf Tugend und Tüchtigkeit ihrer künftigen Männer, würde es nicht so viele unglückliche Ehen und Ehescheidungen geben.

Der gelehrte Doktor Adam Clarke gab den jungen Predigern folgenden Rath, der auch von jedem anderen Manne beherzigt werden sollte: „Nimm eine Frau, welche ein sanftes Gemüth besaß, ehe sie zu Gott geführt wurde, denn wenn sie auch von ihrer Frömmigkeit einbüßen sollte, wird ihr das sanfte Gemüth bleiben, und Deine Ruhe nicht gestöret werden. Aber sobald eine Frau, die von Natur ein böses Temperament besaß, die Gottesfurcht verliert, wodurch dasselbe beherrscht wurde, dann wird sie unerträglich."

Vor folgenden Frauenzimmern warnte er:

„1) Wittwen, die stets ihre verstorbenen Männer hervorheben. 2) Vor Solchen, deren Verwandte Dir große Gunst erzeigt haben. 3) Vor Solchen, die, sobald sie Dich sehen, im matten Tone sprechen, und eine zarte, schmachtende Miene annehmen."

Der Hauptgrund jedoch, welcher über den Eintritt in die Ehe entscheidet, ist die Liebe.

Wer um Geldes, Heimath, Lebensunterhalt oder Stellung willen, und nicht aus Liebe heirathet, begeht ein Unrecht an der betreffenden Person, betrügt sein Herze und trübt sein eigenes Glück.

Geld macht es möglich, ein prächtiges Haus aufzuführen, mit Kunsterzeugnissen und Luxus ausstatten, in Sammet und Seide unter glänzenden Gesellschaften Gegenstand der Bewunderung zu sein, aber wenn dabei das Herze leer ist, und ein düsterer Schatten über dem Leben hängt, kann von wahrem Glücke nicht die Rede sein.

Die Körpervorzüge verlieren den Reiz, der sprudelnde Witz versiegt, die Genüsse stumpfen ab, Güter nehmen leicht Flügel, nur die Liebe bleibt immer dieselbe, ist Quelle der Zufriedenheit in Reichthum und Armuth, und verschönert im gebrechlichen Alter das Leben. Ein Mädchen, das einem reichen Manne das Jawort verweigert, weil sie einen armen Mann liebt; oder ein armer Jüngling, der die Neigungen einer reichen Dame nicht erwidert, weil sein Herze einer armen Dame sich zuneigt, mögen in irdischer Hinsicht Vieles vermissen, aber das theuerste Gut, die Liebe, und alle aus ihr fließenden Segnungen, werden sie besitzen.

Laßt die Herzlosen mit Rücksicht auf Geld einander heirathen, und dann mit Pauken und Harfen um das goldene Kalb herumtanzen.

Vor nicht langer Zeit erschien ein Landmann mit seiner Tochter vor einem Friedensrichter in Dekatur, Illinois, um sie einem reichen Manne aus der Nachbarschaft antrauen zu lassen. Als der Friedensrichter die gewöhnliche Frage stellte, ob sie den Bräutigam zu ihrem Manne haben wollte, antwortete sie mit einem so lauten Nein, daß es durch den ganzen Saal hallte. Vom Friedensrichter über dieses sonderbare Benehmen befragt, antwortete sie: „Obwohl mein Vater wußte, daß ich keine Liebe zu dem Manne habe, setzte er mir doch beständig zu, ihn zu heirathen, weil er reich ist. Aber ich würde ihn nicht nehmen, wenn er auswendig mit Gold überzogen, und inwendig damit ausgestopft wäre."

Wenn aber Zwei, von denen das Eine reich und das Andere arm ist, einander wahrhaft lieben, so braucht das Arme dem Reichen kein schiefes Gesicht zu machen, oder gar den Korb zu geben. Ihr könnt im Besitz des Reichthums noch ein Bischen zufriedener und glücklicher leben, als in der Armuth.

Der weise Mann sagte: Ein Gericht Kraut mit Liebe ist besser, denn ein gemästeter Ochse mit Haß. Damit sagt er aber nicht, ein gemästeter Ochse mit Liebe schmecke schlechter, als ein leeres Gericht Kraut. Wenn ein bloßes Gericht Kraut mit Liebe schon gut schmeckt, wie viel angenehmer und erfreulicher muß es sein, wenn noch ein fetter Ochse dabei ist.

Leider haben junge Leute oft ganz irrige Ansichten von Liebe, besonders Damen, bei denen das Gefühlsleben eine bedeutende Rolle spielt.

Ein leichtfertiger Stutzer mit fashionablen Kleidern, wohlgepflegtem Schnurrbärtchen, glatten Manieren und süßen Worten, kann oft leichter ihr Herze erobern, als der einfach gekleidete, fleißige und edle Handwerker. Sie lassen sich durch die blendende Außenseite und augenblickliche Gefühlsaufwallungen zu einem unüberlegten Schritte hinreißen. Nur Edelsinn und Tugend können Achtung erwecken, und wo diese fehlen, hat die Liebe keinen Boden, in welchem sie wurzeln und gedeihen kann.

Wenn die Ehe ein Schritt ist, von welchem in großem Maße unser zeitliches und ewiges Glück abhängt, so sollte er nicht nur mit Vorsicht, sondern hauptsächlich unter Anrufung Gottes, um rechte Leitung unternommen werden.

Im ernsten Gebet sollte Jedes sich zu Gott wenden, wie Elieser, der Hausvogt Abrahams, als er auszog, seinem Herrn Isaak ein Weib zu suchen. Und der Gott, welcher so gerne die Gebete seiner Kinder erhört, wird seine Verheißung erfüllen, wenn er sagt: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an Ihn, in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen."

Die gute alte Zeit.

Von J. Piorkowska.

„Die Leute mögen sagen, was sie wollen," brummte der alte Grimsbach, „die gute alte Zeit war doch die beste!" Damals gab es keine Eisenbahnen, die eine reizbare, anspruchsvolle Tante aus der Ferne herbeibrachte, um eine unerfahrene, junge Frau zu lehren, den Haushalt richtig zu führen; da gab es keine Post, die Briefe zu befördern, die ein verschwenderischer Vetter in Amerika schrieb, wenn er um einen kleinen Wechsel bittet, bis seine Renten, seine Schiffe oder dergleichen eingelaufen seien — merkwürdigerweise blieben dieselben aber immer aus! Damals gab es keine Telegramme, die einem ohne Ursache aufregten; es gab keine Zeitungen, mit deren Politik und Berichten von Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Morden und Verbrechen aller Art man sich den Kopf verdrehte. Damals rauchte man seine Pfeife noch in Ruhe und Frieden, man besprach mit guten Freunden nur die eigenen Angelegenheiten, da gab es keine Dispute und Diskussionen, die mit wunden Köpfen und grün und blaugeschlagenen Augen endeten.

Damals lebten die Menschen einfach und bescheiden, und verdarben sich nicht — wie heutzutage — durch zu üppiges Leben Leib und Seele!

Sie brüsteten sich auch nicht, wie die jetzige Generation, von Allem Alles zu verstehen; ein Jeder hatte nur Interesse für das, was ihn eben berührte. Die Leute aßen und tranken, liebten und heiratheten, ritten und jagten, schliefen und träumten. Ihr Leben glitt für gewöhnlich ruhig und ohne sonderliche Störung dahin, daß sie meist ein hohes Alter erreichten. Kein Wunder, wenn wir jetzt an ihren alten verwitterten Grabsteinen stehen und voll Staunen über ihre Langlebigkeit unsere Augen auf den Daten haften bleiben.

Früher suchte Niemand was Anderes zu scheinen, als er wirklich war. Der Bauer war zufrieden, Bauer zu sein und äffte nicht die Kleidung und Manieren der Städter nach. Auch unsere moderne Trägheit war damals etwas Unbekanntes. Da war ein Jeder während der Arbeitsstunden thätig und erntete damit Gesundheit, Frohsinn und Zufriedenheit. Nervosität und ähnliche moderne Leiden kannte man dazumal nicht. Welcher Contrast zu der jetzigen verweichlichten Menschheit! Wie würde man den Verfasser von: „Ist das Leben auch des Lebens werth?" in der guten alten Zeit eines solchen Werkes halber verlacht haben! Das Lebensglück unserer Vorfahren hing freilich nicht von ermüdenden und abspannenden Aufregungen und Vergnügungen ab.

Und wie stand es mit ihrer Moral? O, uns're Vorfahren waren wahre Heilige im Vergleich zu uns. Wohl ließen auch sie sich im Moment von ihren Empfindungen fortreißen, doch sobald der Zornesausbruch verraucht war, reichten sie einander die Hand zur Verzeihung und Versöhnung, ohne sich, wie dies heutzutage so vielfach der Fall ist, niederer Rachsucht schuldig zu machen. Wehe dem Manne jener guten alten Zeit, der gewagt hätte, die Hand gegen eine Frau auszustrecken, oder auch nur die Röthe der Scham auf ihr Antlitz hervorzurufen!

Ja, bei all' unserer Civilisation und dem gerühmten geistigen Vorwärtsschreiten sind wir als Nation ausgeartet. Bei uns ist Alles Kunst, Alles „gemacht," während bei unseren Vorfahren Alles ächt, Alles aufrichtig war. Wir sind schwach — Jene waren stark, wir lieben Schwindel — Jene liebten die Wahrheit; wir sind träge — Jene arbeiteten; wir sind Heuchler in der Religion — Jene waren aufrichtig; wir sind Schmetterlinge — Jene waren Bienen.

„Die jetzigen Zeiten! redet mir nicht von den 'jetzigen Zeiten'," schloß der alte Grimsbach und ließ seine gewuchtige Hand schwer auf den Tisch niederfallen, könnte ich die „'gute alte Zeit' wieder herzaubern!"

Er sprach's, schlürfte seinen letzten Trunk Thee und legte sich schlafen.

* * *

Als Herr Grimsbach am nächsten Morgen in das Speisezimmer trat; brannte hier statt der hellleuchtenden Gaskrone nur ein elendes Talglicht. „Was ist denn das für eine Beleuchtung?" schalt er, „warum brennt kein Gas?" „Das Gas?" wiederholte seine Tochter ganz verwundert, „was ist denn das?"

Stumm und ärgerlich nahm er sein Frühstück ein, dann ging er die Straße hinab, um im Omnibus nach seinem Comptoir zu fahren. Als derselbe länger als gewöhnlich auf sich warten ließ, fragte er einen Vorübergehenden, wo der Omnibus heute nur bliebe. „Der Omnibus?" entgegnete der Gefragte erstaunt, „was ist das?"

Grimsbach begab sich zu Fuß nach seinem Comptoir. Hier fand er das ganze Personal unthätig und an den Federn kauend. Auf seine Frage nach Briefen ward ihm zur Antwort, die kommen doch immer erst gegen elf Uhr und auch dann nur, wenn die Postkutsche pünktlich eintreffe.

Kopfschüttelnd ging Grimsbach von dannen und begab sich nach der Werft, um zu sehen, ob die Dampfer eingelaufen seien.

Als er vergebens nach denselben ausschaute, fragte er einen neben ihm stehenden Arbeiter, ob der Morgendampfer schon herein sei. „Der Morgendampfer?" wiederholte dieser und meinte, indem er sich mit einem bedeutsamen Blick zu seinen Kameraden wandte und auf seine Stirn deutete: „Der arme Kerl, bei dem ist's nicht ganz richtig."

Aergerlich über Alles und Jedes wollte Grimsbach nach dem Telegraphenamt gehen, zu hören, was aus dem Dampfer geworden war, aber er konnte das Haus nicht finden. Ein Knabe, den er nach dem Telegraphenbureau fragte, sah ihn mit erstaunten Augen und offenem Munde an, daß der arme Grimsbach meinte, entweder sei er verrückt, oder die ganze übrige Welt habe den Verstand verloren.

„Ich werde per Eisenbahn nach Hause fahren und eine Tasse Thee trinken." Wo aber war der Bahnhof? — er konnte ihn nicht finden und mußte zu Fuß nach Hause gehen. An seiner Thüre angelangt, klopfte er.

* * *

„Vater, Vater! steh' auf, es ist schon spät!" Noch halb schlaftrunken richtete Grimsbach sich in seinem Bette auf.

„Gott sei Dank, ich habe nur geträumt!" waren seine ersten Worte.

Und als er in das hellerleuchtete Speisezimmer kam und ein hellflackerndes Kaminfeuer ihn empfing, sprach er vergnügt: „Gestern noch meinte ich, nichts sei so schön, wie die gute, alte Zeit — doch heute, liebe Tochter, sage ich, ich war ein alter Thor."

(Famil. Wochenblatt).

Vom rechten Verhalten der Seele
dem
Geheimnißvollen gegenüber.

Für Haus und Herd bearbeitet von Dr. Ewald Horn.

Es ist eins von den Vorrechten der Seele an Mysterien zu glauben, weil sie an sich selbst glaubt. Wir begegnen keinem tieferen Geheimniß, als das ist, welches wir finden, wenn wir unsere Beobachtung auf uns selbst richten und die Ursache und Weise unserer geistigen Thätigkeiten zu entdecken versuchen. Diese Thatsache hebt jeden Einwand gegen den Glauben an übernatürliche Dinge auf. Wenn der Geist das Geheimniß seines eigenen Denkens nicht angeben, nicht das einfachste Gefühl auf seine Quelle zurückführen, noch die Art und Weise der gewöhnlichsten Willenshandlung erklären kann, so kann man sich vernünftigerweise nicht dagegen sträuben, Mysterien in der sinnlichen und geistigen Welt anzunehmen. Wer kann sagen, wie die verschiedenen Seelenvermögen mit einander verknüpft sind, oder wie es zugeht, daß der Geist die Controle und Leitung über den Leib besitzt? Ein ausgezeichneter Gelehrter, welcher sein Leben physikalischen Untersuchungen gewidmet hat, versichert, daß der Uebergang vom Geistigen zum Physischen im Menschen absolut „undenkbar" sei; d. h. wir können uns keine Idee oder Vorstellung von der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper machen. Gleichwohl wissen wir, daß sie besteht. Wir glauben daran und handeln beständig danach. Wir sprechen darüber wie über eine Thatsache, als ob wir's verstünden. Wir wissen, daß es ist, aber nicht wie es ist. In einer Hinsicht ist es die bekannteste Erscheinung des Lebens; in anderer ein undurchdringliches Geheimniß.

Es leuchtet demnach ein, daß Thatsache und Mysterium sehr dicht bei einander liegen, ja sogar identisch sein mögen. Es ist eine irrige Annahme, daß die Dinge, mit denen wir am meisten vertraut sind, alle deutlich sind und geheimnißvoll nur dasjenige, was entfernt ist und keine Beziehung zu uns hat. Wir tragen bei uns in unserer eigenen Persönlichkeit eben so viele und tiefe Geheimnisse, wie wir sie in der Welt außer uns antreffen. Denn die größten Geheimnisse sind die der Seele. Der Astronom

mag die Bewegungen der Himmelskörper berechnen; der Physiker die Wirkung physischer Kräfte nach den Gesetzen, die er gefunden, erklären, aber keiner von diesen kann angeben, was das für eine geheimnißvolle Kraft des Rechnens und Denkens ist, noch wie sie wirkt. Der auslegende und erklärende Verstand kann sich selbst nicht auslegen und erklären.

Es ist gewiß, daß das Geheimnißvolle keinen Einwand gegen Thatsächliches schafft. Wenn es unzählige Thatsachen gibt, wie Denken, Leben und Wachsthum, welche äußerst dunkel sind, warum kann es nicht andere Geheimnisse von verschiedener Art geben, die dennoch Thatsachen sind? Daß eine Sache mysteriös ist, bedeutet, daß wir sie nicht erklären können, nicht, daß wir von ihrer Existenz nichts wissen können. Das Geheimniß liegt in der Erklärung, nicht in der Existenz der Dinge. Wenn wir sagen, daß ein Ding mysteriös ist, so meinen wir nicht, daß ein Zweifel an seiner Existenz vorliegt; wir setzen voraus, daß es wirklich vorhanden ist, gestehen aber, daß wir es nicht begreifen können. Es besteht also keine Unvereinbarkeit zwischen Geheimniß und Gewißheit; denn viele Dinge, welche gewiß und wahrhaftig sind, gehören unter die tiefsten Geheimnisse. Daraus folgt, daß ein Mysterium nicht etwas ist, worüber wir nichts wissen können, sondern daß es etwas ist, dessen Realität feststeht, obwohl wir die Art seines Seins oder Thuns nicht verstehen.

Wir gehen einen Schritt weiter und behaupten, daß jedes Ding, was wir kennen, ein unlösliches Geheimniß in sich trägt. Der Grund, weßhalb so manche Dinge deutlich scheinen, während andere schwierig sind, liegt nicht sowohl in der Verschiedenheit der Dinge selbst, als in der Weise, wie wir sie betrachten. Was mit unsern gewohnten Vorstellungen zusammentrifft, nennen wir einfach und denken, wir können es erklären. Unser Vertrauen beruht einfach auf unserer oberflächlichen Betrachtungsart. Wir behaupten, wenn eine Kugel in die Luft geworfen wird, ihr Aufsteigen und Niederfallen zu verstehen. Die Muskelkraft erklärt das eine, die Schwerkraft das andere. Aber wie wird denn die Muskelkraft in Bewegung versetzt? Durch einen Willensakt. Aber das ist eine g e i st i g e Thätigkeit. Wie kann eine geistige Thätigkeit eine Bewegung einleiten oder die Ausübung physischer Kraft veranlassen? Alle Weisheit der Welt kann nicht erklären, wie das zugeht. Und was ist die Schwerkraft? Die Anziehung der Erde. Aber Anziehung bedeutet eine Kraft. Warum zieht die Erde an oder übt eine Kraft aus? Wie kann ein lebloser Gegenstand Kraft äußern? Wir finden in dieser einfachen Naturerscheinung die zwei großen Geheimnisse der Einwirkung von Geist auf Materie und der Kraftäußerung materieller Körper auf einander. Betreffs dieser Geheimnisse ist es ebenso gewiß, daß wir ihr Wesen nicht verstehen, wie daß wir die Thatsache wissen.

Es ergibt sich daraus, daß wir an Mysterien nicht nur glauben können, sondern glauben müssen. Unser ganzes Leben bewegt sich im Geheimnißvollen. Die Dinge, an die wir uns gewöhnt haben, sind nicht weniger mysteriös als andere, wenn wir wirklich darüber nachdenken. Wir sind uns gegenseitig ein Räthsel, und doch glauben wir an einander. Wir sind uns selbst ein Räthsel, und doch zweifeln wir nicht an unserm eigenen Dasein und Wirken Die gewöhnliche Unterscheidung zwischen Offenbarung und Geheimniß ist in Wirklichkeit dieselbe, wie zwischen Gewohntem und Ungewohntem. Es ist natürlich für uns zu glauben, das Bekannte sei einfach, und was außerhalb unserer gewöhnlichen Erfahrung liegt, sei speziell mysteriös. Diese Annahme ist unbegründet. Das Gewohnte ist ebenso geheimnißvoll wie das Ungewohnte. Ein Ding kennen bedeutet nicht dasselbe wie fähig sein es zu erklären, und der Umstand, daß uns die Erklärung mangelt, hindert uns nicht im geringsten es zu kennen.

Wie evident, daß Mysterien nicht beschränkt sind auf die Religion! Viele populäre Einwürfe gegen die Religion in Betreff ihres Geheimnißvollen würden gleicherweise triftig sein gegen die Wissenschaft oder wenigstens gegen die gemeine Erfahrung. Wenn wir nur an das glauben wollten, was kein Geheimniß enthält, so würden wir nichts glauben. Und wenn Wissen soviel ist, wie eine Sache völlig begreifen und erklären, so würden wir nichts wissen. Viele Geheimnisse betreffen das menschliche Denken, ob nun der Geist religiös denkt oder nicht. Der Mensch findet sich in dieser wunderbaren Welt inmitten mannichfaltiger Formen des Lebens und Seins, bewegt von tausend Mächten und fähig, vielerlei Kräfte des Gedankens und der Wissenschaft auszuüben. Sobald er anfängt zu denken, muß er die Frage erheben: Was und woher ist die Welt, und was und woher bin ich? Wer erschuf dies wundervolle System von Schönheit, Ordnung, Kraft und Gesetz, oder findet es nicht seine Erklärung durch sich selbst? Das sind keine dem religiösen Denken eigenthümliche Fragen.

In der That, die Probleme von Gott, Mensch und Welt begegnen uns nicht erst in der Religion, sondern in der Philosophie. Religion ist nicht das Sondergebiet des Geheimnißvollen, wogegen Philosophie und Wissenschaft nur ein-



sache und erklärbare Wahrheiten behandeln. Die Frage nach der Existenz Gottes ist in erster Linie eine philosophische, wie alle Systeme der Philosophie, welche die Menschheit hervorgebracht hat, hinlänglich bezeugen. Das Verhältniß der Willensthätigkeit des endlichen Menschen zur Willensthätigkeit des unendlichen Gottes ist nicht allein ein religiöses Problem. Es ist vielmehr ein Problem, welches das ganze menschliche Denken ergreift, sobald der reale Gedanke an Gott und Mensch anhebt. So sind denn viele Mysterien, welche mit der Religion und Theologie verknüpft sind, identisch mit denen, zu welchen Philosophie und Wissenschaft Veranlassung geben, und man kann ihnen nicht entgehen, wenn man die Religion abschwört. Ueberdies kommen den Geheimnissen, welche der Religion insonderheit eignen, unschwer diejenigen gleich, welche in der Wissenschaft ebenfalls bedeutsam sind. Wenn der Theolog nicht im Stande ist das geistige Leben zu erklären, ebenso wenig vermag der Gelehrte das physische zu deuten. Wenn die Religon das Geheimniß der Wiedergeburt besitzt, so hat die Wissenschaft das der Wiedererzeugung und des Wachsthums. Wenn die Theologie die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in Jesus nicht erklären kann, ebenso wenig kann die Wissenschaft die Verbindung des Geistigen und Körperlichen im Menschen erklären. Wenn der religiöse Mensch in dem Glauben an die Dreipersönlichkeit des einen göttlichen Wesens beharrt, trotz alles Geheimnißvollen, was darin liegt, so hält der Psycholog fest an der dreifachen Naturanlage des Denkens, Fühlens und Wollens im Menschen. Geheimnisse in der Religion! O ja, eine Fülle derselben, doch nicht mehr als in der Wissenschaft oder auch im gemeinen Leben. Alle Dinge sind geheimnißvoll, und wenn sie aus diesem Grunde in Frage zu stellen wären, so würden wir in intellektueller Verzweiflung enden. Das vernunftgemäße Verfahren ist nicht eine Sache zu bezweifeln im Verhältniß zum Geheimnißvollen, sondern gelten zu lassen im Verhältniß zu den Beweisen des Thatsächlichen, wie sie eine geprüfte Wirklichkeit darbietet, und sie zu erproben durch ihre Anwendung, den tiefsten und wahrsten Bedürfnissen der Seele zu begegnen. Warum nicht aufnehmen alle unsere Geheimnisse in das eine tiefste und glorreichste Geheimniß — Gott? Der beste Glaube ist der, welcher dafür hält, daß Gott, wie er alle andern Geheimnisse umfaßt, sie am Ende auch alle lösen wird.



Alice.

Erzählung für Haus und Herd von J. W. von Heg'.

(Schluß.)

8.

Jahre kommen und Jahre gehen; in ihrem Schooße bergen sie Freud' und Leid. Durch Beides erzieht der Herr die Seinen für den Himmel, und wenn sie lange genug im Parterre gewohnt haben, läßt er sie einziehen in die schöne Belletage des großen Vaterhauses.

> „Dort gibt's nimmermehr Todesweh'n;
> Alle Nacht ist vorbei,
> Denn die Sonne scheint frei,
> Dort in jenen so sel'gen Höh'n."

Von solchen Gedanken beseelt, verließen Alice und Martha an einem trüben Novembertage den schönen Gottesacker zu F. Sie hatten die Gräber der lieben Heimgegangenen besucht. Sowohl Herr Werner, als auch Tante Holzendorf und Ursula weilten nicht mehr auf Erden; Alle drei waren eingegangen zur Freude ihres Herrn.

Nur kurze Zeit war es Ersterem nach seiner Bekehrung noch vergönnt gewesen, Zeugniß abzulegen von der erlösenden Kraft des Blutes Jesu. Er hatte viel Widerwärtigkeiten zu erdulden gehabt von Seiten seiner Collegen, welche sich ärgerten über sein sektirerisches Treiben, wie sie seine veränderte Wirkungsweise nannten. Sie hatten sogar nicht geruht, bis sie es zu Wege gebracht, daß ihm vom Consistorium der Wink gegeben wurde, er möge sich pensioniren lassen. Mit schwerem Herzen hatte er deßhalb um seine Entlassung aus dem activen Dienst nachgesucht. Gott meinte es besser mit ihm, als die Menschen. Noch ehe sein Gesuch genehmigt war, versetzte er ihn aus der streitenden Kirche in die triumphirende.

Drei Jahre später waren auch Frau Holzendorf und Ursula eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes.

Als Alice und Martha das Stadtthor erreicht hatten, verkündete der Glockenschlag vom nahen Thurme her gerade den Ablauf der vierten Nachmittagsstunde.

„Laß uns hier ein Weilchen warten," sprach Alice zu ihrer Begleiterin. „Die Schule ist eben beendigt; in einigen Augenblicken muß Betty hier vorüber kommen. Das liebe Kind wird sich freuen, wenn es uns begegnet."

Es währte auch gar nicht lange, da kam der achtjährige Lockenkopf mit der Schultasche daher gesprungen. Das schlankgewachsene Mädchen wußte sich vor Freude kaum zu halten, als es der Wartenden ansichtig wurde. Mit dem Rufe: „Liebste Mama, heute habe ich den obersten Platz in der Schule erlangt," flog es Alice entgegen.

Unter Betty's kindlichem Geplauder war die Villa bald erreicht. Hier wartete der Ankommenden eine Ueberraschung. Vor der Hausthüre kauerte auf der Steintreppe eine vor Frost zitternde Gestalt. Es war ein abgezehrtes Weib in dünnem, fadenscheinigem Kleide. Um den Kopf hatte die Frau ein aus

den Maschen gegangenes, schwarzwollenes Tuch geschlagen. Als Alice sie anredete, löste sie dasselbe, und ein von Kummer und Schmerz entstelltes Antlitz wurde sichtbar. Flehend erhob die Arme die in tiefen Höhlen liegenden Augen zu Alice empor und fragte: „Sind Sie Fräulein Gugolz?" Als die Frage bejaht war, wollte sich die Jammergestalt erheben, aber ein heftiger Hustenanfall ließ es ihr nicht zu. Nachdem sich derselbe gelegt hatte, war die Fremde ganz hinfällig. Vorsichtig wurde sie in's Haus gebracht und im durchwärmten Wohnzimmer auf das Sopha gebettet, wo sie in einen leisen Schlummer verfiel. Es dauerte jedoch nicht lange, so wachte sie wieder auf. Verwundert schaute sie um sich. Als sie Alice sah, zuckte sie heftig zusammen, ihre fahlen Wangen färbten sich mit einem fieberhaften Roth und ihr Blick senkte sich zu Boden.

Freundlich reichte ihr die Hauswirthin eine Tasse Thee und suchte sie zu trösten und ihr Muth einzuflößen. Ihre linden Worte hatten eine wohlthuende Wirkung. Ein Thränenstrom entquoll den glanzlosen Augen der Kranken. Nachdem sie sich ausgeweint hatte, fing sie an zu erzählen. Es war eine lange, traurige Geschichte, welche sie mitzutheilen hatte. Einen Theil derselben kennen wir bereits, denn die Arme war Niemand anders, als Melanie, die einstige Gattin Otto Autenried's.

Als sie mit Erzählen bei dem Punkte ankam, da sie ihren Gatten verlassen hatte, hielt sie bewegt inne, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fing heftig an zu schluchzen. Endlich, da sie wieder ruhig geworden war, fuhr sie fort:

„Ich floh also mit Tribolet und reiste mit ihm über Havre nach Amerika. Einige Tage nach unserer Ankunft in New York kaufte er ein kleines Landhaus in der Nähe der Stadt, in welchem wir uns comfortabel einrichteten. Nicht lange darnach ließen wir uns durch einen katholischen Priester, den Tribolet durch falsche Papiere täuschte, gesetzlich trauen. Ungefähr zwei Jahre lang ging Alles gut. Mein Mann hatte mir gesagt, daß er sich soviel erworben habe, daß wir bequem von den Zinsen leben könnten. Obwohl mir dies sehr auffällig vorkam, fragte ich doch nicht weiter darnach. Wozu denn auch? Ich hätte mir nur Unruhe gemacht. Von Jugend auf war ich ja daran gewöhnt worden, mich leicht über Gewissensskrupel hinweg zu setzen. So lebte ich denn in den Tag hinein und gab mich ungestört dem Genuß der Freude hin. Mein Mann that, was er mir an den Augen ablesen konnte. Zuweilen sah er zwar, wenn er von seinen Ausgängen heim kam, sehr finster aus, aber meine Fröhlichkeit scheuchte jedes Mal bald die Wolken von seiner Stirn. Ich hatte nie eine Ahnung von der Ursache seiner Verstimmung. Auf meine Fragen gab er mir stets ausweichende Antworten.

„So ging es, wie gesagt, ungefähr zwei Jahre. Da kam an einem prächtigen Sommer-Abend Tribolet furchtbar aufgeregt nach Hause. Vor Schreck über sein Aussehen hätte ich beinahe mein süßes „Baby," das ich gerade in Schlaf einlullen wollte, fallen lassen. Ich legte das Kind in sein Bettchen und versuchte meinen Gatten aufzuheitern; aber es gelang mir diesmal nicht. Als Alles nichts half, drang ich in ihn, daß er mir die Ursache seines Leides offenbare. Endlich erhob er sich, ging einige Mal im Salon hin und her und blieb dann vor mir stehen.

„'Wir sind arm, Melanie, bettelarm und müssen in einigen Tagen unser Haus verlassen,' kam es über seine blassen Lippen.

„Erlassen Sie es mir, Ihnen meine Empfindungen von damals zu schildern. Genug, Tribolet hatte sein ganzes Vermögen verspielt, und wir mußten eine armselige Wohnung in New York beziehen. Dies war der Anfang meines Elendes. Von da an wurde es jeden Tag schlimmer. Mein Mann suchte eine Stelle als Buchhalter, aber nirgends öffnete sich ihm eine Thüre. Endlich mußte er sich entschließen, am Hafen Arbeit zu nehmen und beim Ein- und Ausladen der Schiffe thätig zu sein. Zu seiner Ehre muß ich es sagen, daß er in der ersten Zeit regelmäßig seinen kärglichen Verdienst nach Hause brachte und Alles that, was in seinen Kräften stand, um mir und dem Kinde das schwere Loos erträglich zu machen. Bald jedoch kam es anders. Meine Unzufriedenheit und die bittern Vorwürfe, die ich meinem Manne machte, haben viel dazu beigetragen. Tribolet wurde ein Trunkenbold. Welche Folgen dies nach sich zog, werden Sie sich denken können. Die einstige Millionärstochter mußte mit ihrem Kinde betteln gehen, um dem Hungertode zu entfliehen. Von meinem Manne erhielt ich fortan mehr Schläge als Brod. Unzählige Mal mußten wir die Wohnung wechseln; überall wurden wir ausgesetzt, weil wir die Miethe nicht bezahlen konnten. Der Umzug verursachte freilich nicht viel Mühe. Von dem uns gebliebenen Hausrath war bald jedes Stück in's Pfandhaus gewandert. Ein Strohsack und einige Lumpen waren Alles, was wir von einem Ort zum andern zu schleppen hatten. In meiner Noth schrieb ich einmal an meine Mutter und bat sie, mir zu helfen. Der Brief kam jedoch zurück mit dem Vermerk, die Adressatin sei nicht aufzufinden. Täglich vermehrte sich mein Elend. Das Leben wurde mir immer überdrüssiger; mehrmals war ich im Begriff, mich desselben zu entledigen, aber jedes Mal schreckte mich der Gedanke an die Ewigkeit davon ab. Mehr, als alles Andere, quälte mich die Sorge um mein Kind. Dasselbe wurde zusehends schwächlicher. Ich bot Alles auf, was ich konnte, um ihm das Leben zu erhalten; allein, es half nichts. Der gefürchtete Moment, da ich es verlieren sollte, rückte immer näher heran."

Wieder unterbrach Melanie die Erzählung ihrer Erlebnisse. Es war, als ob die Erinnerung an das, was sie nun zu berichten hatte, ihr die Zunge lähmen würde. Erst nach einer geraumen Weile war sie im Stande, fortzufahren.

„Es wird nächsten Februar ein Jahr," hob sie wieder an, „da kniete ich eines Abends neben dem Strohsack, auf welchem mein Kind lag. Seine Brust ging schwer, der Athem war kurz. Ich fühlte, daß der Todesengel ihm nahe sei. Verzweifelnd rang ich meine Hände und flehte zu Gott, er möge auch meinem Leben ein Ende machen. Aber mein Gebet fand keine Erhörung. Als ich meinen Blick wieder auf das Kind richtete, war dasselbe eine Leiche. Ein wilder Schrei entrang sich meiner Brust; dann bemächtigte sich meiner eine drückende Apathie.

„Aus diesem Zustande erwachte ich erst, als sich vor der Thüre schwere Männertritte hören ließen. Ich raffte mich auf und zündete den Rest eines Talglichtes an. Im andern Augenblicke traten zwei Männer ein, die meinen Gatten brachten, den ich seit drei Tagen nicht gesehen hatte. Als blutüberströmten Leichnam legten sie ihn vor meine Füße, mit dem Bemerken, daß er von einem Kameraden, mit dem er in Streit gerathen, erschlagen worden sei.

„Was weiter um mich her vorging, weiß ich nicht. Gott war barmherzig und ließ mich in eine Ohnmacht fallen. Als ich aus derselben erwachte, befand ich mich in einem Spital. Eine schwere Krankheit fesselte mich Monate lang an's Bett. Während mehreren Wochen schwebte ich zwischen Leben und Tod. Erst nach einem

halben Jahre war ich soweit genesen, daß ich das Krankenhaus verlassen konnte.

„In dieser Zeit war mein Gewissen erwacht. Es ließ mir keine Ruhe mehr im fremden Lande; ich mußte nach der Heimath, um mein Unrecht zu büßen. Ein Geistlicher, der sich öfters an meinem Krankenlager eingestellt und dem ich meine Sünden bekannt hatte, sorgte dafür, daß barmherzige Leute mir das Geld zur Ueberfahrt nach Europa schenkten.

„Am 10. Oktober kam ich mit einem Dampfer des norddeutschen Lloyd in Bremen an. Meine Baarschaft reichte gerade noch, ein Billet vierter Klasse nach C. zu lösen."

Eine lange Pause trat ein. Thränen erstickten die Stimme der Redenden. Als die Aufregung etwas nachgelassen hatte, fuhr sie fort:

„Was in C. meiner wartete, war schlimmer, als das Schlimmste, das ich befürchtet hatte. Tribolet hatte mich furchtbar betrogen. Niemals wäre ich mit ihm geflohen, hätte ich eine Ahnung davon gehabt, in welches Unheil er durch seine Unterschlagungen meinen Gatten, mein Kind und meine Mutter bereits gestürzt hatte. Nun erfuhr ich die nackte Wirklichkeit: Otto gebrochenen Herzens gestorben, meine Mutter im Irrenhause und Betty in F. Ach Gott, wie brannte die Botschaft in meinem Herzen!

„Ohne recht zu wissen, was ich that, begab ich mich auf den Gottesacker und ließ mir vom Friedhofsgärtner Otto's Grab zeigen. Nachdem sich der Mann entfernt hatte, fiel ich auf den Grabhügel nieder und flehte lange zu Gott um Vergebung meiner Sünden. Was hätte ich darum gegeben, hätte ich nur noch ein einziges Mal den sehen können, dessen Gebeine unter meinem Körper moderten, um das eine Wort: 'Vergebung' von ihm erbitten zu können. Es war zu spät.

„Mein Herz wollte zerspringen vor innerm Weh. Und doch war das Maß meiner Leiden noch nicht voll. Ich mußte auch die letzten Tropfen des bittern Kelches, den ich mir selbst eingeschenkt hatte, noch trinken.

„Von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, verließ ich das Grab meines Gatten und nahm den Weg nach M. unter meine Füße. Ich wollte, ich mußte meine Mutter sehen. Gegen Abend langte ich, zum Zusammenbrechen müde, in der Irrenanstalt an. Auf die Frage nach meiner Mutter gab mir der Portier eine ausweichende Antwort. Nichts Gutes ahnend, drang ich in ihn, mir die Wahrheit zu sagen. Da vernahm ich denn, daß es einige Tage zuvor der Wahnsinnigen in einem unbewachten Augenblick gelungen sei, ein Messer zu erwischen, mit welchem sie sich in der Nacht die Pulsader aufgeschnitten habe. Am andern Morgen sei sie todt in ihrer Zelle gefunden worden.

„Ohnmächtig brach ich zusammen. Erst nach einigen Stunden gelang es den Aerzten, mich zum Bewußtsein zu bringen. Es dauerte jedoch beinahe drei Wochen, bis ich mich so weit erholt hatte, daß ich die Reise nach hier unternehmen konnte. Mein stetes Gebet war: 'Herr, laß mich nur so lange noch leben, bis ich meine Betty gesehen habe.' Diesmal hat Gott mein Gebet erhört; ich weiß, daß die Kleine, die vorhin mit Ihnen nach Hause kam, Niemand anders, als mein Kind sein kann.

„O, haben Sie Erbarmen mit mir, Fräulein Gugolz! Lassen Sie mich nur einmal mein Kind umarmen und einen Kuß auf seine Stirn drücken, dann will ich gern als eine Geächtete weiter ziehen und in irgend einem Winkel mein elendes Leben aushauchen. Ich weiß, daß ich bald Rechenschaft vor dem allmächtigen Gott ablegen muß."

Melanie schwieg; flehend richtete sie ihren Blick auf Alice. Diese saß tief bewegt neben der gebeugten Mutter ihres Lieblings. Endlich fand sie Worte, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Zart erfaßte sie die abgemagerte Hand der Bekümmerten und sprach:

„Gott ist gerecht, aber er ist auch barmherzig; er straft, aber er will uns nicht verderben, sondern hat Gedanken des Friedens mit uns. Daß Sie hier sind, ist mir ein Beweis seiner Hirtentreue gegen die Verlorenen. Oft habe ich zu ihm gefleht, er möge mir Gelegenheit geben, Ihnen eine Botschaft auszurichten, die für Ihr verwundetes Herz lindernder Balsam sein wird. Otto Autenried beauftragte mich kurz vor seinem Tode Ihnen mitzutheilen, daß er Ihnen Alles, Alles vergeben habe, und daß er hoffe, einst im Himmel wieder mit Ihnen vereint zu werden."

Dann erhob sie sich und ging hinaus, um Betty zu holen und sie zu ihrer Mutter zu führen. Als sie mit dem Kinde in's Zimmer trat, lag Melanie neben dem Sopha. Ein Blutstrom ergoß sich über ihre Lippen. Die Anstrengung und Aufregung waren zu groß gewesen für die Unglückliche.

Zwei lange, schwere Wochen folgten diesem Vorfall. Zwar erholte sich Melanie unter sorgsamer Pflege wieder etwas von dem Blutsturz; der treue Gott ließ es nicht zu, daß sie unvorbereitet aus der Zeit in die Ewigkeit schied. Aber von Aufkommen konnte keine Rede sein; die gebrochene Leibeskraft vermochte der fortschreitenden Gewalt des Todes nicht Widerstand zu leisten. Die Tage und Stunden der Kranken waren gezählt.

Gezählt und erhört wurden aber auch die Gebete und Seufzer, welche während dieser Zeit zum Himmel emporstiegen für ihre arme, geknechtete Seele. Es war ein heilig köstliches Amt, welches Alice und Martha am Leidensbette der Hinsterbenden verwalteten. Mild und weich waren die Worte, mit denen sie die Mühselige und Beladene tröteten und dem Heiland zuführten. Und Trost durften sie ihr spenden, denn sie gehörte zu Denen, von welchen geschrieben steht: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." Freilich wollte das Leid oft in Verzweiflung übergehen, denn manchmal erschien der Kranken ihre Sünde größer, als daß sie Vergebung zu hoffen wagte. Aber auch an ihr erwies es sich, daß die Gnade mächtiger ist, als die Sünde.

An einem Mittwoch Nachmittag saß die Kranke, von Kissen gestützt, hoch aufgerichtet in ihrem Bett, auf welches ein Sonnenstrahl durch's Fenster fiel.

„Gieb mir noch einen Kuß, Betty," flüsterte sie dem neben ihr sitzenden Kinde zu, „es wird der letzte sein, ich fühle es." Sie konnte nicht weiter sprechen; mühsam schöpfte sie Athem.

Zärtlich umfaßte Betty ihre Mutter und küßte sie auf die eingefallenen Wangen.

Eine Weile war's still im Zimmer, man hörte nichts, als das Röcheln der Scheidenden. Dann öffnete diese ihre Lippen und lispelte in gebrochenen Worten die Frage: „Wie heißt der Spruch von der Vergebung?"

„Bei dem Herrn ist Gnade und viel Vergebung," antwortete Alice unter Thränen.

„O — wie — süß," erwiderte die Sterbende, „das — gilt — auch — mir!"

Nun schloß sie ihre Augen, während ihre Lippen sich fortbewegten. Nach Verlauf von fünf Minuten öffneten sich ihre Lider wieder. Mit verklärtem Blick sah sie auf die Umstehenden und nahm Abschied.

„Lebt — wohl, — ihr — Lieben, — auf — Wie-

verſehen! — Dank — viel — Dank. — Nun — darf — ich — heim. — Jeſus — k. . . .“

Kommt, wollte ſie ſagen. Sie brachte es nicht mehr heraus. Ihr Haupt fiel vorn über auf die Bruſt; ihre Seele — frei und los von allem Jammer — ſtieg empor zu dem Gott aller Gnade. Ihr nach eilten die Dankgebete der drei Zurückbleibenden.

* * *

Als Alice am Abend die Erlebniſſe des Tages in ihr Tagebuch eintrug, ſchloß ſie die wenigen Zeilen mit den Worten: „Sein Rath iſt wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.“ Jeſ. 28, 29.

Auf's Neue gelobte ſie dem Herrn, unter ſeinem Beiſtande mütterlich treu für Betty zu ſorgen. Und was ſie gelobt, das hat ſie gehalten. Im Verein mit Martha erzog ſie die Waiſe zu einer frommen Jüngerin des Heilandes.

Volapük.*)

Für Haus und Herd von Fritz Reiſer.

Was iſt Volapük?“ — Noch vor nicht langer Zeit, wäre es für die große Mehrheit der leſenden Welt ſchwierig geweſen, auf dieſe Frage genügende Antwort und Auskunft zu geben; heute dagegen iſt es in den meiſten Kreiſen bekannt, daß „Volapük“ die „neue Weltſprache“ iſt. Und da es auch die freundlichen Leſer von Haus und Herd intereſſiren mag, Näheres über die Beſchaffenheit dieſer Sprache zu erfahren, ſo will ich in Kurzem hier zuſammenfaſſen, was von verſchiedenen Seiten darüber berichtet wurde.

Durch den vor Kurzem in München tagenden Congreß der Volapükiſten wurde das Intereſſe der civiliſirten Welt (literariſch und commerciell) in beſonderer Weiſe auf dieſe Sache gelenkt. Alle Welt redete und ſchrieb von Volapük. In kurzer Zeit war die Sprache weltbekannt und es ſtellte ſich heraus, daß ſie ſchon mehr Anhänger hat, als man ſich je träumen ließ. Mag auch Mancher hie und da mit Kopfſchütteln von dieſer „neuen Erfindung“ geleſen und ſie zu den ſo vielfach „zu Waſſer“ werdenden Dingen dieſer Welt gezählt haben; Thatſache iſt, Volapük iſt die erſte wohlorganiſirte Sprache, die den Anforderungen einer Weltſprache Genüge leiſtet, oder dies doch mehr, als irgend eine andere Sprache. Das Problem, eine Sprache zu erfinden, die von allen Völkern geſprochen werden könnte und die in der Paſilogie (griechiſch pas univerſal und logos Sprache) und Paſigraphie (von grapho ſchreiben) niedergelegt iſt, iſt nicht neu. Schon ſeit mehreren Jahrhunderten hat ſie die Köpfe großer Denker und Philoſophen beſchäftigt. Dieſe Idee, den Völkern eine Sprache und eine Schrift zu geben, iſt ſchon im Völkerverkehr angedeutet, durch die bei der Schifffahrt gebräuchliche Anwendung von Flaggen und Wimpeln zum Austauſch von Nachrichten. — Der deutſche Philoſoph Leibniz trug ſich ſchon viel mit dieſem Gedanken um; das zeigt ſeine Schrift: “Historia et commendatio linguae characteristicae universalis” (Geſchichte und Empfehlung einer charakteriſtiſchen Weltſprache). Auch im 18. Jahrhundert dachten viele gelehrte Köpfe über dieſe Frage nach und es kamen manchmal ganz abſonderliche Ideen zum Vorſchein. Zu den Erſcheinungen, die dieſes Problem im neunzehnten Jahrhundert hervorrief und die viel Kopfzerbrechen machten, gehören Werke von Krauſe, Damm, das „Paſigraphiſche Wörterbuch“ von Bachmann und die 1863 in Paris erſchienene “Idéographie” von Sinibaldo de Mas. „Aber alle dieſe Syſteme waren theilweiſe ganz unverſtändlich und ſehr ſchwer zu erlernen, theils ganz mangelhaft.“

Der Denker, dem es nun gelungen iſt, einen ganz bedeutenden Fortſchritt auf dieſem Gebiete zu machen und die, bis jetzt, beſte Löſung dieſer Frage zu geben, iſt Johann Martin Schleyer, ein katholiſcher Geiſtlicher. Er wurde 1831 geboren zu Oberlandau, Baden. Er lebte früher auf der Bodenſeeinſel Mainau und iſt jetzt Pfarrer in Konſtanz am Bodenſee, Baden. In ſeinen Mußeſtunden von 1879—1881 ſchrieb er die Weltſprache nieder, und zwar begann er mit der Aufſtellung der Regeln am 31. März 1879. Lange ſchon vorher lag das Syſtem klar vor ſeinen Augen, das durch eifriges Studium von etwa fünfundfünfzig Sprachen und Bereiſen verſchiedener Länder in ihm geboren wurde und mehr und mehr Geſtalt gewann. Im Jahre 1881 übergab er es der Oeffentlichkeit, „hoffend, daß dieſe Erfindung ein Band werden möge, daß die ſprachlich zerriſſene Welt umſchlänge und ſo die Völker mit einander verknüpfte.“

Seitdem ſind acht Jahre vergangen, „gewiß eine kurze Zeit, für die Verbreitung einer Erfindung, die den Bedürfniſſen aller Völker genügen ſoll.“ Heute hat ſie ſchon über eine Million Anhänger und gewinnt immer mehr an Bedeutung, obgleich ſie vielfach belächelt und in Frage geſtellt wurde. „Sie hat ſchon einen Lehrſtuhl auf der Univerſität in Wien erobert, ſie beſitzt eine feſte, einheitlich geleitete Organiſation, die ihre Verbreitung ſehr unterſtützen

*) Wir haben ſchon mehrere Mal darauf hingewieſen, daß dieſe „Weltſprache“ wohl kaum jemals Eigenthum der Völker werden wird. Aber intereſſant iſt ſie und Gelehrtenſprache mag ſie noch werden. Unſer Correſpondent hat eine kurze, intereſſante Schilderung geliefert, die viele unſerer Leſer anſprechen wird. Editor.

muß. Unter dem Erfinder, der Leiter des Ganzen und zugleich Redakteur des „Volapükabled," des offiziellen WeltsprachebIattes, ist, stehen die Vorstände der einzelnen Nationen oder Provinzen mit dem Titel Obervorstand; sie sorgen für die literarischen Bedürfnisse der einzelnen Vereine, haben die Aufsicht über diese und ertheilen eventuell das Diplom eines Weltsprachelehrers, das nach der höheren oder geringeren Ausbildung des Bewerbers in Volapük in drei Grade zerfällt."

„Die größte Ausdehnung hat die Weltsprache in Frankreich, im Verkehr sowohl wie auf den Schulen und auf den Universitäten schreibt und spricht man Volapük, auch in Holland. In Rußland ist Volapük von Seiten der Regierung seit einiger Zeit zum Telegraphendienst zugelassen worden. Aber noch weiter erstreckt sich der Kreis, der für die neue Lehre begeisterten Anhänger: in Indien existirt eine große Gesellschaft zur Verbreitung der Weltsprache und jüngst kam, als Zeuge ihrer Thätigkeit, an eine große deutsche Firma in Erfurt ein Telegramm in Volapük. Auch Deutschland besitzt seine für die Sache eifrig thätigen Obervorstände, wir erwähnen hier nur den Obervorstand Württembergs, Kniele, dessen „Handelscorrespondenz" für Volapük treibende Kaufleute unentbehrlich ist. Seitdem München unter den deutschen Städten die Initiative ergriffen hat, macht sich eine rege Theilnahme in allen Gauen unseres Vaterlandes geltend; die Deutschen fangen jetzt an zu denken, daß es für sie eine Ehrenpflicht ist, eine derartige Erfindung, die ein Deutscher gemacht, zu unterstützen. Das neueste Werk für Volapük, das mit Genehmigung und unter theilweiser Revision des Erfinders erschienene „Volapükatid" des Herrn Colling, Weltsprache-Professor und Obervorstand der Pfalz, ein sehr klar und einfach geschriebenes Werk, dessen Studium wir allen Interessenten empfehlen können, ebenso die neuen Arbeiten von Kirchhoff und Bauer, sorgen für weitere Verbreitung und Würdigung des Systems."

Was die Sprache besonders auszeichnet und praktisch macht, ist ihre große Einfachheit. Mit nur wenig Mühe und Zeit vermag ein einigermaßen intelligenter Mensch die ganze Theorie zu erlernen und durch etwa ein Jahr Studium sich die Sprache ganz anzueignen. „Bei der Aufstellung seines Systems, das übrigens ganz bedeutende Sprachkenntnisse, nicht allein der indogermanischen Sprachen, verräth, sich ziemlich an das Englische anlehnend, nahm Schleyer aus allen Sprachen, was ihm brauchbar erschien. Ohne uns auf eine Besprechung aller Feinheiten des Volapük einzulassen, wollen wir nur an der Deklination und Conjugation nachweisen, welche Kraft und welchen Wohllaut das Volapük besitzt, wie es mit der größten Einfachheit großen Formenreichthum verkündet." Die Sprache besitzt nur e i n e Deklination für alle Haupt- und Beiwörter und nur e i n e Conjugation für alle Verba. Welch' ein Fortschritt, gegenüber dem Lateinischen und Griechischen oder gar dem Russischen mit seiner complicirten Deklination! Schleyer handelte auch nicht nach dem Satze: "nulla regula sine exceptione" (keine Regel ohne Ausnahme); nur Hauptregeln, deren es etwa vierzig sind, ohne Nebenregeln, bilden die Grammatik seiner Sprache. Die D e k l i n a t i o n ist sehr einfach. Artikel gibt es keine. Vom Nominativ, der auf einen Consonanten endigenden Substantiva, werden die andern Casus durch Anhängen der Vokale a, e, i gebildet, z. B. lif das Leben, Genitiv lifa, Dativ life, Accusativ lifi, Vokativ lif. Der Plural wird gebildet durch Anhängen von s, also lifs, lifas, lifes, lifis, lifs. Werden dem Substantiv die Silben ik, sik, rik angehängt, so wird dadurch das Adjektiv gebildet, also lif das Leben, lifik lebendig. Die S t e i g e r u n g geschieht durch Anhängen der Silben um und ün für Komperativ und Superlativ. Und nicht allein Adjektive können gesteigert werden, sondern auch Substantiva z. B. lif, das Leben, lifum das bessere Leben, lifün das beste Leben. Durch Vorsetzen von Silben kann man Worte verstärken oder verringern, z. B. juit Genuß, lejuit Hochgenuß, keb Kraut, lukeb Unkraut, niäm Sinn, nesiäm Unsinn. Ebenso einfach ist die C o n j u g a t i o n. Der Infinitiv wird gebildet durch Anhängung der Silbe ön an das Substantiv, z. B. lif das Leben, lifön leben. Ich lebe, du lebst, er lebt ꝛc. lifob, lifol, lifom, lifobs, lifols, lifoms. Ich lebte aelifob; ich habe gelebt elifob; ich werde leben olifob u. s. w. „Die weitere Vervollkommnung seines Systems erreichte Schleyer durch Befolgung theilweise phonetischer Grundsätze. Für jeden Laut hat er ein Zeichen, jedes Zeichen hat eine Aussprache, kein Zeichen ist überflüssig oder stumm."

Wie vortheilhaft gegen das Englische, mit der Verschiedenheit seiner Vokalaussprache (a auf fünf verschiedene Weisen), oder das Russische, wo o bald als o, bald als a ausgesprochen wird und e bald jo, bald o, bald é, bald e heißt!

„Um die Sprache allen Völkern mundgerecht zu machen, vermied Schleyer die Laute r (welches bekanntlich die Chinesen nicht aussprechen können) c und cg. Dagegen nahm er in Anwendung des Grundsatzes: 'Jedem Laute ein

Zeichen,' die Aussprache folgende Laute auf: c wie tsch, h wie ch, j wie sch u. s. w."

Hat Schleyer mit der neuen Weltsprache seinen Zweck erreicht? Ohne Zweifel. „Er hat eine Sprache erschaffen, zu deren Erlernung man ebensoviel Stunden braucht, als Jahre für andere, dabei ist von Vortheil, daß die Lateinschrift als Schreib- und Druckschrift angenommen wurde. — Der Nutzen des Volapük ist ein ganz hervorragender auf allen Gebieten. Der Welthandel wird sehr erleichtert, dadurch hat aber auch die Wissenschaft Gewinn. Die Uebersetzungen in verschiedene Sprachen sind erspart, die Geistesprodukte der Gelehrten und Schriftsteller gelangen rasch in alle Theile der Erde und tragen bei zur Bildung des Volkes. Nichts zerstören will Volapük, obwohl es ja wieder aufrichten könnte; es will keine Sprache verdrängen, aber es hilft im direkten Verkehr der Völker die Nationalitätsgegensätze, die sich ja sehr viel in der Sprache offenbaren, heben. So würde einerseits durch allgemeine Einführung von Volapük „das Ideal der Vervollkommnung und Vereinfachung des internationalen Völkerverkehrs" erreicht werden, andererseits ist Volapük ein Friedenswerk, wie es sich erhabener nicht denken läßt, eingegeben von der Liebe zur Menschheit, die ihren Ausdruck findet in Schleyer's Wahlspruch: "Merade bal pük bal!" (Eine Menschheit eine Sprache!)"

Bekanntlich gibt es in den Ver. Staaten, auch hier im fernen California, eine Anzahl solcher Volapükvereine. Welche Bedeutung die Sprache nehmen wird, wird die Zukunft lehren. Doch scheint mir schon im Titel eine Sprachschwierigkeit für den Amerikaner zu liegen; es wird ihm fast unmöglich sein „Volapük" zu sagen, wohl aber "Vola-Puck!"

Gottes Wort ist der Same.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Im Reich der Natur wie im Reich des Geistes schafft Gott nicht vollständig ausgewachsene, in jeder Beziehung vollendete Dinge, sondern er schafft und säet Samen, der dann wächst und sich selbst durch die ihm inne wohnende Lebenskraft entfaltet.

Das Gleichnißwort des Herrn Jesu, das er auf mannigfache Weise deutet und anwendet: vom Worte Gottes, als dem Samenkorn des neuen Lebens, ist wohl Allen bekannt. Dennoch lohnt es sich, wieder und wieder die Vergleichungspunkte hervorzuheben, deren Gedankentiefe uns erst recht das Geheimniß des göttlichen Lebens im Worte Gottes offenbart.

Da haben wir gleich das Erste, das Wichtigste: Im Samen sowohl als im Worte Gottes ruht eine Lebenskraft. Scheinbar sind beide todt, es fehlt ihnen wenigstens gänzlich die Fähigkeit, ihr Leben selbstständig und willenskräftig zu äußern; dennoch sind beide, Same und Wort, die alleinigen Träger und Vermittler alles Lebens. Durch das Samenkorn ist das Leben, das Gott den ersten Pflanzen bei der Schöpfung gegeben, bewahrt und von einer Generation zur andern übertragen worden. Die verschiedenen Pflanzenformen verwelken und sterben, aber ihr Leben wird auf geheimnißvolle Weise im Samenkorn erhalten, von wo es, gleichsam mit neuer Kraft ausgerüstet, sich neu entfalten und gestalten kann. Ohne Samen überhaupt kein Leben, das ist eine Thatsache, welche die moderne Naturwissenschaft zur Evidenz bewiesen.

Siehe da, die Aehnlichkeit des Wortes Gottes mit dem Samenkorn. Es ist nicht nur Wahrheit oder Weisheit, sondern eine göttliche Lebenskraft. So sagt auch Christus: „Die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben." Sein Geist, sein Leben concentrirte, verkörperte sich gleichsam in seinen Worten; ebenso wie sich das Leben der Pflanze im Samen concentrirt und verkörpert. Wir reden von einem Protevangelium, dem ersten Wort des Heilsrathschlusses, das Gott dem gefallenen Menschen schon im Paradiese zu einer lebendigen Hoffnung in's Herz gesenkt. Was ist's anders, als dasselbe Samenkorn, dessen erneuernde Lebenskraft erbarmender Liebe sich in immer wechselnden Formen von Generation zu Generation fortgepflanzt, um schließlich in der Person des Erlösers selbst zu seiner höchsten Blüthe, Schönheit und Kraft auszuwachsen.

Christus ist seiner sichtbaren Gestalt nach von uns geschieden; sein Wort aber — der Same seines göttlichen Lebens, ist uns geblieben. Darum schließt Johannes sein Evangelium mit den bedeutsamen Worten: „Solches aber ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes; und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Wer also in lebendigen Glauben dies Samenkorn des göttlichen Wortes in sein Herz aufnimmt, der wird nicht erst im Jenseits, sondern er ist schon jetzt hienieden des ewigen Lebens theilhaftig geworden und darf frei mit Paulus bekennen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir, und was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich selbst

für mich dargegeben." — Ein weiterer Vergleichungspunkt findet sich in der zwiefachen Natur des Samens wie des Wortes.

Jeder Same besteht sozusagen aus zwei Theilen. Einmal aus dem unsichtbaren, vom Schöpfer in dasselbe hineingelegte Leben und zum andern aus der Materie, die dies Leben umschließt, bewahrt und im Falle des Wachsthums durch ihr eigenes Ersterben nährt und fördert.

Ist es nicht gleich also mit dem Worte Gottes? Die unsichtbare Keimkraft des neuen Lebens auf der einen und die menschliche Form auf der andern Seite. Beides bildet ein nothwendig zusammengehörendes, untheilbares Ganze. Es wäre uns absolut unmöglich, irgend etwas von Gott, dem über alles Irdische unendlich erhabenen Geist, zu wissen, seine Ewigkeitsgedanken in uns aufzunehmen, ohne die sie uns vermittelnde, faßbar und verständlich machende Hülle menschlicher Anschauungen und Begriffe. Gott mußte sozusagen aus sich selbst herausgehen, sich selbst entäußern und in heiliger, reiner Menschlichkeit sich uns nahen, denn nur so konnten wir seines übermenschlichen göttlichen Lebens theilhaftig werden. Und in diesem Sinne sagt Christus, der Mensch gewordene logos-Wort Gottes: „Wer mich siehet, siehet den Vater." Es würde uns zu weit führen, wollten wir im Einzelnen zeigen, wie durch diese Auffassung uns auch die heilige Schrift als Ganzes erst recht verständlich wird. Die langen Geschlechtsregister, die anscheinend oft so unwichtigen Schlacht- und Reiseberichte gewinnen hier ihren Werth und ihre Bedeutung. Jeder geoffenbarte Gedanke, das heißt, jedes Wort Gottes, das an sich übermenschlich, unserem Geiste unfaßbar, ist uns durch Gottes weise Fürsorge in lauter historischen Thatsachen, in der uns verständlichen Form rein menschlicher Lebenserfahrung nahe gebracht und n u r s o kann es in unserem eignen Herz und Leben seine erneuernde Kraft offenbaren.

„Es sei denn, das das Samenkorn ersterbe," sagt Christus. Was stirbt dann? Der L e i b, nicht das L e b e n, die Materie, nicht der Geist, das Menschliche, nicht das Göttliche. So ist auch der Mensch Jesus Christus gestorben, aber gerade in seinem Ersterben ist die, diesem heiligen Samenkorn innewohnende Kraft des göttlichen Lebens zum Heile der ganzen Welt offenbar worden.

Es liegt nicht in der Absicht dieser aphoristischen Bemerkungen das Gleichnißwort des Herrn „Der Same ist das Wort Gottes" in erschöpfender Weise zu deuten. Dies eine Wort unseres Heilandes birgt so viele göttliche Lebenskraft, daß man Bände füllen könnte mit den Gedanken, die uns daraus erwachsen. Die zwei genannten Vergleichungspunkte aber sind auch schon hinreichend, um uns auf's Neue den unendlichen, bis in alle Ewigkeit dauernden Werth des uns über alles theuren Gotteswortes recht zum Bewußtsein zu bringen.

Freue dich denn dieser G a b e, lieber Christ, rühme dich derselben als der Gotteskraft zu deiner und Aller Seeligkeit, die sie im Glauben empfangen, aber — vergiß auch nicht der A u f g a b e, der großen und schweren Verantwortlichkeit, die dir aus ihrem Besitze erwächst. Gebrauche dasselbe fleißig und treu, wuchere, wenn du auch sonst keins hättest, mit diesem einen dir anvertrauten Pfunde. Säe den Samen des Worts, denn es hat die Verheißung, daß es nicht leer zurückkommen soll, damit auch du einst im kommenden Herbste der Weltzeit ernten mögest ohne Aufhören.

Frauenzeitung.

Was vergangen, kehrt nicht wieder!
Aber, ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

☞ Es würde uns große Freude bereiten, und gewiß viel Nutzen stiften, wenn unsere Leserinnen dieses Departement dazu benützten, Gedanken über Erziehung, Haushaltung, Krankenpflege, weiblichen Beruf und dergleichen auszutauschen, Fragen zu stellen, und dieselben zu beantworten u. s. w. Durch solche Benützung dieser Blätter würde die Frauenzeitung noch mannigfaltiger und interessanter werden als bisher. Sie wird von vielen Hunderten mit großem Interesse und vielem Nutzen gelesen und wir möchten dieses Departement mit jedem Monate werthvoller machen.

Guter Rath für eine Braut. In der ersten stillen Stunde nach der heiligen Handlung nimm deinen Bräutigam bei Seite und verlange von ihm ein feierliches Gelübde und gib ihm dasselbe deinerseits. Versprecht einander heilig: niemals, auch nicht im Scherz, mit einander zu streiten; niemals Wortwechsel zu führen und unter keinen Umständen übler Laune nachzuhangen.

Demnächst versprecht einander aufrichtig und feier-

lich, niemals ein Geheimniß vor einander zu haben, unter welchem Vorwande, mit welcher Entschuldigung es auch immer sein mag. Ihr müßt fortwährend und zu jeder Zeit einander klar in's Herz sehen können. Ja, wenn Einer von euch einen Fehler begangen hat, wartet keinen Augenblick, sondern gesteht ihn freimüthig.

Und ebenso wie ihr vor einander nichts geheim haltet, so hütet andererseits die Heimlichkeit eures Hauses, Ehestandes und Herzens vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Muhme und aller Welt. Ihr Beiden bauet mit Gottes Hülfe eure eigene stille Welt. Jeder Dritte oder Vierte, welchen ihr in eure Angelegenheiten hineinzieht, wird eine Partei bilden und zwischen euch Beiden stehen.

Versprechet dies einander. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet eure Rechnung dabei finden. Eure Seelen werden sozusagen zusammenwachsen und zuletzt wie eine sein. Ach! wenn manches junge Paar an seinem Hochzeitstage dies Geheimniß gekannt hätte, wie viele Ehen würden glücklicher sein, als sie leider! jetzt sind!

Eine Dame wurde gebeten, das Geheimmittel zu verrathen, durch welches sie sich allezeit die Aufmerksamkeit und Liebe ihres Gatten erhalten hatte. „Das kommt daher," antwortete sie, „daß ich Alles thue, was ihm gefällt, und geduldig ertrage, was mir nicht gefällt." —

Feengaben.

Steigt die holde Fee hernieder
Mit des Füllhorns reichen Gaben:
„Ruft die Frau'n aus allen Landen,
Was sie wünscht, soll jede haben!"

„Gib mir Haar, so dicht und dunkel,"
Sprach die Dame von Sevilla,
„Das, sich um den Nackend schlingend,
Mich bedeckt gleich der Mantilla!"

„Mach' mich schwellend wie den Vollmond!"
Sprach des Sultans Favoritin,
„Mir die Farb' der Dornenrose!"
Bat darauf die blonde Britin.

„Ach, ein Aug'," sprach die von Napel,
„Magst du Holde mir gewähren,
Das gleich Flammen des Vesuves
Alle Herzen soll versehren!"

„Mir gib Anmuth der Bewegung!"
Bat die Dam' vom Frankenlande,
„Mir die königliche Haltung!"
Sprach die Frau vom Newastrande.

„Meine allerletzte Gabe
Hab' ich noch in meinen Händen;
Aber sagt, wem soll ich diese
Meine beste Gabe spenden?"

Und die Fee tritt zu dem Weibe,
Das dort stille steht und scheue:
„Deutsche Frau, dir will ich schenken
Ew'ge Lieb' und ew'ge Treue!"

Heinrich Storch.

Eines Babys Klage. Wie schrecklich, daß ich nicht sprechen, daß ich mich nur durch Schreien verständlich machen kann! Und mein Geschrei versteht eben Niemand. Ich bin so durstig und so heiß. — Schreie ich nun, so wird mir der Sauger in den Mund gesteckt, und ich muß erwärmte Milch oder Mehlbrei trinken, ach, ich bin ja nicht hungrig, sondern durstig! O, wie würde ein wenig kühles Zuckerwasser mich erquicken! Damit ich mir den Magen nicht erkälte, könnte das Wasser ja abgekocht und dann abgekühlt werden. — Wenn ich Nachts in meinem Federkissen es nicht vor Hitze aushalten kann und versuche, das dicke Kissen mit den Füßen wegzustoßen, werde ich noch wärmer zugedeckt, womöglich wird das Kissen festgebunden. Wache ich nun Morgens ganz angegriffen von der Hitze auf, so werde ich in warmem Wasser gebadet. Ach, eine Abreibung mit kühlem Wasser — und dann nicht gleich dies dicke Wolljacket überziehen zu müssen! Könnte ich es erreichen, daß ich etwas Zuckerwasser zu trinken bekäme, kühler gekleidet, gebettet und gebadet würde, ich würde viel wohler sein und lange nicht so schreien. Aber so bekomme ich von überfülltem Magen und übermäßiger Hitze schließlich — Brechdurchfall. Dann ängstet ihr euch natürlich. Ach, vielleicht wird durch diese Worte euch und mir geholfen! Ich würde dann immer sein

Euer sehr artiges, stilles Baby.

Heimath — Daheim. Heimath! Wie bewegst du freudig das Herz! Tausend liebe Erinnerungen tauchen bei diesem Worte auf und nieder. — Leser und Leserin! Schau zurück auf die Vergangenheit! Du siehst dich als Kind bei frohen Spielen, als Jungfrau oder Jüngling an heiliger Stätte das Gelübde des Glaubens ablegen und den Schritt in's neue Leben unternehmen. Mit Thränen in den Augen nimmst du Abschied von der Heimath, vom Elternhaus; gewaltsam drängt es dich hinaus in eine ferne unbekannte Welt; du willst sie selbst sehen, die Wunder, welche dein staunendes Kinderherz aus Erzählungen oder Büchern mit Sehnen erfüllte. Fort in die Fremde, wohin? Wie lange? Du weißt es nicht! Lockend winkt dir ein unbekanntes Land, du möchtest seine Freuden genießen, bald, ja bald. Der mächtige Strom mit seinen Schiffen, die großen Paläste, die herrlichen Kunstschätze, ach, alle die Bilder lassen dir den Abschied von der Heimath leicht erscheinen.

Ja, gehe nur, unruhiges Herz, ein Tag, eine Stunde wird kommen, wo du erst recht den Zauber deiner Heimath erkennen wirst, wo du die Heimath nicht für alle Schätze der Welt opfern möchtest.

Heimath, wie erweckt das Wort schon so liebe Bilder und Gefühle, und wie viel süßer klingt das Wort „Daheim!" Da erhebt sich leuchtender das Auge, das froher klopfende Herz. Laß dich's nicht grämen, wenn du arm bist, nicht ein- und ausgehen kannst in einem schönen Hause, wenn dein Heim vielleicht nur ein kleines Hüttchen, ein ärmliches Stübchen ist. Kannst du in bescheidenen Verhältnissen nicht auch glücklich sein? Liegt das Glück, das wahre Glück, allein in reichem Besitz? Gewiß nicht! Auch dir, der du von früh, wenn kaum der Tag graut, bis spät am Abend die fleißigen Hände rühren mußt, um die Lebensbedürfnisse für dich oder die Deinen zu schaffen, winkt ein Heim. Wenn du am Sonntagmorgen, im Feierkleide, den Weg zur Kirche gehst und erbaut von Gottes Wort deinen Schritt nach Hause lenkst, empfindest du es dann nicht dankbar, daß du ein Heim hast, ein eigenes Heim, in welchem dir das Herz aufgeht, wenn du in Liebe wirken kannst für die Deinen.

Der Soldat im Felde, er sendet die stillen Gedanken hinaus über Feld und Wald in die Heimath. Ach, wäre ich nur eine Stunde daheim, denkt er, und eine Thräne rinnt dem sonst so Muthigen in den Bart. Nur eine Stunde daheim, bei den lieben Eltern! Gewiß sitzen sie jetzt mit einander traulich zusammen und gedenken deiner!

Die Feierstunde hat geschlagen, eilig schließen sie in der Stadt die Läden. Die Abrechnungen sind gemacht. Es ist heute Lohntag — der Geschäftsherr hat einen größeren Betrag an Löhnen ausgezahlt. Eilig, als könnte jede Minute an Bedeutung für sie sein, kehrt die Arbeiterin in ihre kleine Behausung zurück. Bald ist ein wenig Feuer gemacht und die bescheidenen Ueberreste der einfachen Mittagmahlzeit erwärmt. Wie behaglich fühlt sie sich jetzt nach dem anstrengenden Arbeitstage! Lebhafter röthen sich die Wangen, zufriedener blickt ihr Auge, ja sie ist nach des Tages Mühe endlich wieder für ein paar Stunden daheim!

Ein junges Ehepaar steigt die mit Guirlanden geschmückte Treppe zur neuen Wohnung hinauf. Des Priesters Segen, der sie heute verband, hallt noch in ihrem Innern nach; weich gestimmt öffnen sie die Thür zum neuen Heim. Innig schließt der junge Gatte das junge Weib in die Arme. Nun sind wir daheim, in unserm Heim, spricht er und drückt die Theure fest an die Brust. Dir, junge Frau, ist von nun an viel Macht in die Hand gegeben, in deiner Leitung und Führung der wirthschaftlichen Pflichten beruht jetzt ein großer Theil eures häuslichen Glückes; nütze sie wohl, diese Macht, zu deines und deines Gatten Wohl. Mit deinem „Ja" sprachst du den Willen aus, dem Gemahl ein wirkliches Heim, ein süßes, dauerndes Glück zu bieten. Strebe mit aller Hingabe danach, ihm die Stätte deines Wirkens nun so lieb und werth zu machen, daß er gern und froh zu dir zurückkehrt, so daß er, wenn er ermüdet von geistiger oder körperlicher Arbeit ist, bei dir wirkliche Erquickung findet. Wie leicht ist es für eine Frau, die Wünsche des geliebten Mannes zu errathen und zu erfüllen, noch ehe sie ausgesprochen sind. Mag dann die Welt da draußen mit ihren Freuden locken, dein Mann wird ihnen lächelnd den Rücken kehren und sagen: „Ich habe daheim ein liebes, treues Weib, was kannst du, gleißnerische Welt, mir bieten, das ich zu Hause nicht edler und besser hätte?" Ach, wenn es doch alle Frauen beherzigen wollten, daß oft nur kleine Ursachen, unbedächtige Vernachlässigung des Mannes oder der Pflichten genügen, um das Gebäude stolzer Hoffnungen, häuslichen Glückes, welches für die ganze Dauer der Ehe aufgebaut schien, niederzureißen, das geträumte Paradies zu zerstören. Mache deinem Gatten das Heim zur liebsten Stätte und opfere lieber kleine Eigenheiten deines Seins, ehe du unbedacht den Frieden des Hauses entfliehen lässest. Die treue, sorgende Liebe deines Mannes, seine Anerkennung deiner Wirksamkeit vergelten dir tausendfach, was du ihm dargebracht. Wie treu wird er, dem du gelobt hast, anzugehören, in Freude und Leid dann in dir das edle Weib erkennen, dem er unwandelbar die edelsten und schönsten Rechte, die Rechte, seinem Herzen am nächsten zu stehen, zuerkennt. Dann werdet ihr mit vollster Erkenntniß eueres Glückes einander beistimmen, daß des Gottesfriedens das Haus ist.

Impfen im Harem. Die Weiber des Sultans zu Constantinopel, hundertundfünfzig an der Zahl, wurden kürzlich geimpft. Die Operation fand in einer großen Halle unter der Aufsicht von vier riesenhaften Eunuchen statt. Der mit der Aufgabe betraute italienische Arzt wurde in Front einer großen spanischen Wand gestellt, hinter der die Weiber verborgen waren. Inmitten derselben war ein Loch, eben groß genug, um einen Arm durchstecken zu können. Und auf diese Weise wurden dem Operateur schnell auf einander Arme von verschiedenen Farben und Größen dargeboten. Es war ihm ganz und gar unmöglich, seine Patienten auch nur mit einem Blick zu sehen, auch nicht einmal durch das erwähnte Loch, denn sobald ein Arm zurückgezogen wurde, warfen zwei Eunuchen schnell ihm einen Shawl über den Kopf, welcher nicht abgenommen wurde, bis der nächste Arm in Position war.

Der berühmte Hanswurst, Dan. Rice, verbringt den Sommer in Long Branch. Seit seiner Heirath mit einer reichen Texaner Wittwe vor einem Jahre ist der alte Possenreißer ein ganz veränderter Mann: „Meine Frau ist eine der besten, die es gibt," sagte er, „und sie ist die erste Person, die mich controliren konnte. Moody und Sanky und mehrere andere leitende Evangelisten probirten mich zu reformiren, aber vergebens; meine Frau dagegen that es ohne Mühe. Als ich sie heirathete, sagte sie mir, ich müsse das Trinken und Kartenspielen aufgeben, und ich habe es gethan." Seine Frau ist eine schöne Person und Eigenthümer der größten Vieh-Ranche in Texas.

Könnten wir doch allen jungen Mädchen begreiflich machen, wie unanständig, häßlich und naturwidrig das Gummikauen ist. In Deutschland macht sich ein junges Mädchen mit dieser üblen Gewohnheit in besserer Gesellschaft ganz unmöglich. Es gibt junge Mädchen, auch aus anständigen deutschen Familien, die weder im Hause noch auf der Straße die Kinnladen auch nur eine Minute still stehen lassen können. Solch ein junges Mädchen gemahnt uns immer an's Thierreich resp. an den Kuhstall. Daß das Gummikauen für die Zähne und Verdauung gesund sein soll, beruht auf Einbildung und wird nur von den Gummifabrikanten behauptet.

Vor der Hochzeit war sie ihm die „Theure" und er war ihr „mein Schatz." Nach der Hochzeit war sie ihm weit „theurer" und er war ihr „Schatzmeister."

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

☞ Es würde uns große Freude bereiten, und gewiß viel Nutzen stiften, wenn die Mitarbeiter in Kirche, Sonntagschule und der inneren Mission dieses Departement dazu benützten, Gedanken über Methoden, Ziele, Erfolge und dergleichen auszutauschen, Fragen zu stellen und dieselben zu beantworten, **kurze** Berichte zu veröffentlichen u. s. w. Durch solche Benützung dieser Blätter würde diese Abtheilung unserer Monatsschrift noch mannigfaltiger und interessanter werden, als bisher. Dieses Departement wird von Tausenden mit großem Interesse und Nutzen gelesen und wir möchten dasselbe mit jedem Monate werthvoller machen.

Die deutschen protestantischen Gemeinden in den Ver. Staaten unterhalten vierzehn deutsche Lehranstalten mit über 1000 Studenten und einem Kostenaufwande von über $50,000 jährlich und Gebäulichkeiten im Werthe von $400,000.

Von diesen vierzehn Lehranstalten besitzen die deutschen Methodisten fünf, und diese fünf Anstalten werden zu $125,000 veranschlagt.

Weder die protestantischen Gemeinden im Allgemeinen, noch die deutschen Methodisten im Besonderen, brauchen sich solcher Resultate zu schämen und fragen mit Recht: Wo sind denn auf dem Gebiete der Erziehung die Errungenschaften derer, welche die Kirche so oft eine Verdummungsanstalt schelten?

Eine Sonntagschul-Convention der ganzen Welt wird im Sommer 1889 in London, England, gehalten werden.

Im Jahre 1862 wurde die erste derartige Convention in London gehalten und 1880 versammelten sich zum hundertjährigen Jubiläum der Sonntagschulen in unserem Lande, eine bedeutende Anzahl Mitarbeiter aus allen Welttheilen. Nun soll in der letzten Woche des Juni im Jahr 1889 eine andere solche Welt-Convention in London stattfinden. Das Internationale Sonntagschul-Committee für die Ver. Staaten und Canada, die Wesleyanische Sonntagschul-Union in England, sowie die Londoner Sonntagschul-Union reichen sich die Hände, um die beabsichtigte Versammlung zu einer erfolgreichen zu machen.

Europa, Amerika, Ostindien, China und andere Missions-Stationen sollen und werden Delegaten senden. Das Central-Amt für diese Zusammenkunft ist No. 56 Old Bailey, London, England, wo Herr Towers schriftliche oder mündliche Auskunft ertheilt.

Eines Predigers Erfahrung mit einem Singchor. „Ist Kunst ein Gottesdienst? Steht ihre Ausübung in dem Geiste des inspirirten Wortes: Wer unter euch will der Größte sein, der sei aller Diener?"

Als ich einst die Kanzel betrat, frug mich unser „Alto," ob ich nichts dagegen hätte, den Schlußgesang zu wechseln. „Ich erwarte," sagte sie, „heute Abend etliche Freunde, die aber erst spät kommen können, und da möchte ich gern ein Solo singen!" Ein ander Mal, sogar bei einer Begräbnißfeierlichkeit, brachte mich unser „Tenor" in Verlegenheit mit dem Gesuche, ich möchte ihm erlauben, beim Eintreten des Trauerzugs in die Kirche ein Stück zu singen, weil er soeben gehört habe, daß zwei Glieder des Musik-Committees einer andern Gemeinde mit in dem Zuge seien, und er wünsche, daß sie ihn hören möchten, indem er gern den Platz als Dirigent im Chor jener Gemeinde hätte.

„Kunst ist ein Gottesdienst," heißt es. Schon recht, in ihrem Platze. Aber, kann sie irgend einen andern Theil des Gottesdienstes ausfüllen oder ersetzen? Die ganze Diskussion dreht sich um die Frage, ob der Chor, die Orgel, das Notenbuch und der Blasebalgtreter Gehülfen im öffentlichen Gottesdienste, oder ob die Versammlungen von Christen Gelegenheiten sind für die Kunst-Ausstellungen und Schaustellung von Musikanten, oder für Anzeigen professioneller Sänger, die sich um eine Stelle bewerben.

Gutgeübte Gesangvereine können allerdings viel beitragen, den öffentlichen Gottesdienst gottgefällig und effektiv zu machen. Aber so ein Singchor bietet eben gar viel Gelegenheit zu Ruhmsucht und Selbstgefälligkeit, sodaß die Hauptsache — die Anbetung Gottes — und die Erbauung oft vergessen wird.

Dies ist ganz besonders der Fall bei außerordentlichen Versammlungen, wo viele Personen aus der Ferne zusammen kommen. Dort reicht die Lorbeeren-Ernte der Sänger weit über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus, zumal es ja heutzutage Mode ist, das Lob und den Ruhm durch die öffentliche Presse über Land und Meer zu verbreiten. Was Wunder, daß bei solchen Gelegenheiten der Zauber des Ruhms, etwas Niegehörtes geleistet zu haben, die Sänger zu Absurditäten hinreißt.

Von Beispielen aus meinem Leben will ich hier eins anführen. Es war an einer Conferenzsitzung, auf welche sich der Gesangverein der dortigen Gemeinde durch eine Reihe von Extraübungen vorbereitet hatte. Ganz besonders war es abgesehen auf den Sonntag-Nachmittags-Gottesdienst, wo, wegen der Ordination der Candidaten, auch ein bedeutender Besuch von Amerikanern erwartet wurde. Wie gewöhnlich, füllte sich die Kirche vor der Zeit, wobei der Verein in Spannung den Blick auf die Thüren gerichtet hielt bis der Bischof eintrat, dann brach plötzlich der Sturm los in der rauschenden Melodie: "The star spangled banner." Handgreiflich hatten die Sänger nicht die Verherrlichung Gottes oder die Erbauung der Gemeinde im Auge, sondern den Doppelzweck, die Größe ihrer Kunst und die Gluth ihres jugendlichen Patriotismus den Amerikanern zu zeigen.

Allem Anscheine nach wurde den Sängern kein Lob gezollt, als was sie sich selbst machten.

Archidiakonus Farrar führt in der "Fortnightly Review," wo er sich mit socialen Fragen und Heilmitteln beschäftigt, aus, was heutzutage gebieterisch verlangt wird:

Wir brauchen einen neuen geistlichen Orden, welcher durch Gelübde, nicht lebenslänglich, sondern zeitweilig und auf Widerruf gebunden, seine Hütte errichten will mitten unter den Armen, ihre Lasten theilend, nichts kostend; indem er einfach lebt von seinen eigenen geringen Mitteln und den freiwilligen Spenden Derer, welche er geistlich versorgt; wirkend unter den Elendesten mit Brüderlichkeit und Mitgefühl; indem er ihr Führer und Berather wird dadurch, daß er sich als ihr Wohlthäter und Freund erweist. Dazu brauchen wir ein Heer von Laien, welche, nach Art der Franziskaner-Tertiarer, aber mit einer ausgedehnteren und besser geschulten Wirksamkeit, mit Ueberlegung und Bedachtsamkeit ihr Leben der Veredelung der Menschheit weihen wollen.

Ein Prediger, der Allen gefällt. Als Luther einstmals durch einen Ort reiste, erhielt er auf seine Nachfrage: was sie für einen Prediger hätten? von allen Leuten des Orts die Antwort: Sie hätten einen stattlichen, wackern Prediger. Hierauf entgegnete Luther: Ich höre das nicht gern; denn euer Prediger muß gewiß dem Teufel nicht recht auf die Haube greifen und sein Reich nicht recht antreten, sonst würde er wohl Feuer gegen ihn speien.

Dr. Nathan E. Wood gibt in einer der letzten Nummern der "Homiletic Review" eine vorzügliche Anweisung für den Gebrauch von Büchern:

Bücher sind nur zu häufig die Krücken, auf denen der geschwächte und entnervte Verstand zu seiner täglichen Arbeit humpelt. Wenn Bücher für den Geistlichen das Denken besorgen müssen und ihn nicht zu eigenem kraftvollen und unabhängigen Denken angeregt haben, so haben sie ihren eigentlichen Zweck verfehlt. Wenn sie ihn nur zu einer ausgestopften Eule mit der ganzen Würde scheinbarer Weisheit gemacht haben und nicht zu einer flammenden Damascener-

klinge, welche schneidet und schneidet und schneidet, bis der Wahrheitskern bloß liegt, dann wehe ihm, und mögen seine Bücher mit ihm verderben! Wundert ihr euch gar darüber, weßhalb Paulus im Römerbrief nicht die Logik des Aristoteles und im Brief an die Korinther nicht Plato's Phaedon anführt? Er war nicht unbekannt damit, aber was er gelesen hatte, das hatte er assimilirt, und die Wucht, Stärke und Beredtsamkeit seiner Beweise waren durchaus sein Eigen. Leset, leset, aber haltet inne jedes Mal, wenn Anzeichen geistiger Verdauungsstörung auftreten. Leset anhaltend, aber denket drei Mal so anhaltend, als ihr leset.... Das geistliche Amt benöthigt heute mehr denn jemals in der Geschichte der Kirche des humanisirenden Einflusses von Seiten des Besten der Allgemein-Literatur auf das eigene Denken und Leben. Wir bezweifeln ernstlich, ob das ausgedehnte Studium der technischen Fragen, verbunden mit berufsmäßiger Theologie oder mit dem sogenannten kritischen Denken unserer Zeit Männer zu ebenso fähigen Dienern Jesu Christi machen wird, als es Studien in mancher andern Richtung thun werden. Wir sagen das nicht deßhalb, weil die Zeiten dem Geiste und den Formen der dogmatischen Theologie abgeneigt sind. Der Geistliche muß eine Theologie haben, aber es ist zweifelhaft, ob er auch einen Vorrath von hypokritischen Gedanken besitzen muß. Die Gefahr der dogmatischen Theologie sowohl wie des Kritizismus ist, daß sie eine festgefugte Rüstung von Stahl schmieden wollen, in welche der lebendige Mensch sich einschließen will, so daß er weder zu Anderen herausgehen kann, noch diese zu ihm hineinkommen. Der Diener des Evangeliums muß aller Wege sein Herz zur Schau tragen, so daß ihm Jedermann nahen kann. Er muß in hohem Grade menschliches Mitgefühl zeigen. Jeder Zoll an ihm muß ein Mensch sein und wie wichtig auch immer seine Berufswissenschaft ist, sie befreit ihn nicht von der Nothwendigkeit, die Formen der gemeinen Sittlichkeit, Höflichkeit und Menschenfreundlichkeit im Leben zu beobachten.

Rev. Robert Collyer gibt im New Yorker "Mail and Express" ein gedankenreiches Stückchen Erfahrung:

Es ist mir oft begegnet, daß Professoren der Sprache und Redekunst daherkamen und wünschten, mich ihre Kunst zu lehren, aber ich vermißte drei Dinge — die Zeit, zu lernen, das Geld, sie zu bezahlen und den Wunsch, Stunden zu nehmen — sonst würde ich vermuthlich jetzt befähigt sein, mit einigem Nutzen die Frage zu beantworten, wie man ein Redner werden kann. Alles, was ich weiß, will ich jetzt erzählen, ohne auf jenen Vorzug den geringsten Anspruch zu erheben. Was ich zu sagen habe, versuche ich mit den schlichtesten Worten zu sagen, die ich finden kann, und in glücklichen Momenten scheine ich diese instinktiv zu finden. Darum nehme ich mir niemals vor, wie ich reden will; ich überlasse das einer gewissen raschen Anschauung des Augenblicks und dem heiligen Geist der Wahrheit, und ich weiß vorher, daß, wenn der Gegenstand der Rede wohl werth ist und (er mich ergreift, so daß) ich den Collyer dabei vergessen kann, Alles recht sein wird, wenn ich fertig bin.

Wer den öffentlichen Gottesdienst oder Unterricht im Gotteshause leitet, der sollte so sprechen oder lesen, daß er von seiner Zuhörerschaft verstanden werden kann. Fehlt er hierin, so fehlt er in dem wichtigsten Punkte seiner gegenwärtigen Aufgabe. Und doch, wie häufig findet man es noch bei Geistlichen, daß sie die Andacht, die sie leiten sollen, beginnen in einem beinahe oder ganz unhörbaren Tone, so daß die Anfangssätze des Gebets oder der Bibel-Lektion nur von Wenigen, wenn überhaupt von Jemandem aus der Versammlung, verstanden werden. Auf diese Weise beraubt der Pfarrer die Gemeinde des Rechts, mit Verständniß an dem Gottesdienst, den er nur leiten soll, theilzunehmen. Und insofern hindert er mehr die geziemende Gottesverehrung an heiliger Stelle, als daß er sie fördert. Wenn er geltend machen wollte, er thäte dies, um seine Stimme nach und nach zu gewöhnen und in den Dienst zu zwingen, weil er unfähig sei, gleich von Anfang an mit hinreichender Deutlichkeit zu sprechen, so bekennt er sich zu einer physischen Untauglichkeit rücksichtlich der Pflichten des Predigtamtes; und er würde gut daran thun, entweder wegzubleiben von der Kanzel, solange wie er seine Stimme bis zu schicklicher Stärke einübt, oder überhaupt einen Beruf zu verlassen, für welchen er nicht ausgerüstet ist. Wer in unverständlichem Tone spricht, redet in unbekannter Sprache. Darum, welcher mit Zungen redet, der bete also, daß er's auch auslege.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Oktober. **Die Amtseinsetzung Josuas.** Josua 1, 1—9.

1. Nach dem Tode Mosis, des Knechtes des Herrn, sprach der Herr zu Josua, dem Sohne Nuns, Mosis Diener:
2. Mein Knecht Mose ist gestorben; so mache dich nun auf, und ziehe über diesen Jordan, du und dies ganze Volk, in das Land, das ich ihnen, den Kindern Israel, gegeben habe.
3. Alle Städte, darauf eure Fußsohlen treten werden, habe ich euch gegeben, wie ich Mose geredet habe.
4. Von der Wüste an, und diesem Libanon, bis an das große Wasser Phrath, das ganze Land der Hethiter, bis an das große Meer gegen den Abend, sollen eure Grenzen sein.
5. Es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang. Wie ich mit Mose gewesen bin, also will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen.
6. Sei getrost und unverzagt; denn du sollst diesem Volke das Land austheilen, das ich ihren Vätern geschworen habe, daß ich es ihnen geben wollte.
7. Sei nur getrost und sehr freudig, daß du haltest, und thust allerdinge nach dem Gesetze, das dir Mose, mein Knecht, geboten hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem, das du thun sollst.
8. Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thuest allerdinge nach dem, das darinnen geschrieben stehet. Alsdann wird dir's gelingen in Allem, das du thust, und wirst weislich handeln können.
9. Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest. Laß dir nicht grauen, und entsetze dich nicht: denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in Allem, das du thun wirst.

Biblischer Grundgedanke: „So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angethan mit dem Krebs der Gerechtigkeit." Eph. 6, 14.

Einleitung. Dem Talmud zufolge schrieb Josua dieses nach ihm genannte Buch. Der Hohepriester Eleasar, bekanntlich ein Sohn Aarons, verfaßte den Bericht über Josuas Tod (Kap. 24, 29—32), und Pinehas fügte den letzten Vers des Buches dem Ganzen bei. Diese jüdische Ansicht theilen viele christliche Exegeten. Hat Josua das Buch nicht selbst verfaßt, so ist es jedenfalls unter seiner Aufsicht von einem Zeitgenossen geschrieben worden. Er ist immerhin der Hauptheld der hier gebotenen heiligen Geschichte. Die in diesem Buche erzählten Ereignisse erstrecken sich über einen Zeitraum von ungefähr dreißig Jahren. Das Buch schildert die Eroberung und Vertheilung des gelobten Landes.

Unsere Lektion handelt von der Amtseinsetzung Josuas. Dies geschah Anfangs April im Jahre 1451 vor Christo. Die Jahreszeit kann hier genau bestimmt werden. Es fand drei Tage vor dem Durchzuge durch den Jordan statt, (Kap. 1, 11.) Am zehnten Tage desselben Monats wurde dieser Durchgang bewerkstelligt, (Kap. 4, 19). Um den Monat festzustellen, müssen wir Kap. 5, 10 aufschlagen. Da wird uns gesagt, daß die Kinder Israel das Passah am vierzehnten Tage des Monats hielten. Dieses Fest aber wurde im Monat Nisan gefeiert, welcher größtentheils unserem April entspricht. Die Israeliten lagerten zu dieser Zeit auf der Ebene Moabs, östlich vom Jordan und in der Nähe seiner Mündung in das todte Meer.

Erklärung.

V. 1. Das Buch Josua beginnt nach dem Grundtexte mit dem Bindewort „und." Dadurch wird dessen inniger Zusammenhang mit den im fünften Buch Mose zuletzt erzählten Ereignissen angezeigt. Dieselben aber sind der Tod und das Begräbniß Mosis, und die dreißigtägige Trauer des Volkes um den großen Gesetzgeber und Führer. Nach Ablauf dieser Trauerzeit war's jedenfalls, als der Herr mit Josua auf die hier geschilderte Weise redete.

Josua war der Diener Mosis gewesen und wurde nun dessen Nachfolger. Er war im Geringeren getreu erfunden worden und sollte nun über Größeres gesetzt werden. In der egyptischen Knechtschaft hatte er das Licht der Welt erblickt. Mit Freuden wird er deßhalb die Befreiung aus der Sklaverei begrüßt haben. Er war einer der edelsten Sprößlinge des Stammes Ephraim. In der Schlacht wider die Amalekiter bei Raphidim stellte ihn Moses an die Spitze des israelitischen Heeres. Durch Moses Gebet unterstützt, besiegte er den mächtigen Feind. Durch diese Heldenthat stieg Josua bei Mose in Ansehen. Er war einer der zwölf Kundschafter, welche von Kadesch-Barnea aus das heilige Land durchforschten. Er und Kaleb waren die einzigen unter den Kundschaftern, welche im Vertrauen auf die Hülfe Gottes die Eroberung Kanaans für ausführbar hielten. Er war jetzt ungefähr 84 Jahre alt.

V. 2. Josua wußte, daß Moses gestorben war. Mithin erwähnt der Herr diesen Umstand nicht, um Josua davon in Kenntniß zu setzen. Er will ihn nur daran erinnern, daß Israel ohne Führer sei, und daß er als des Volkes Führer sich an dessen Spitze stellen solle. Er soll die Pflichten dieses Amtes ohne Zaudern übernehmen. Er soll ohne Weiteres das Volk über den [illegible] in's verheißene Land einführen. [illegible]tliche Thatsachen [illegible] Betreff des Jordanflusses mögen hier in Ordnung sein. Jordan bedeutet „Herabfließender" und ist jedenfalls eine Anspielung auf seinen äußerst raschen Fall und schnellen Lauf. Er ist der Hauptstrom des heiligen Landes, welcher das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fließt. Von seinem Ursprunge bis zu seiner Einmündung in's todte Meer hat er in gerader Richtung eine Länge von 136 Meilen. Dessen Windungen machen den Fluß jedoch bedeutend länger. In gerader Linie sind es 66 Meilen vom See Genezareth bis zum todten Meere. In dieser Strecke aber fließt der Strom in Folge seiner Windungen 200 Meilen weit. Er ist von 80 bis 150 Fuß breit, und von 5 bis 12 Fuß tief. Er fließt durch den See Merom und das galiläische Meer, und ergießt sich in das todte Meer. Von seinem höchsten Ursprung bis zu seiner Mündung fällt derselbe 3000 Fuß, d. h. im Durchschnitt 15 Fuß per Meile. Das Jordanthal, welches die heutigen Araber el Ghor nennen, liegt dem größten Theil seiner Länge nach unter dem Meeresspiegel. Es bildet die tiefste Stelle auf der Oberfläche unserer Erde.

V. 3. 4. Das Land Kanaan war eine Gabe Gottes. Das Volk jedoch mußte dasselbe erobern. So hatte es der Herr dem Mose verheißen, (5. Mos. 11, 24). Im vierten Verse werden die Grenzen des verheißenen Landes bezeichnet. Von der arabischen Wüste im Süden bis zum Libanon im Norden, eine Strecke von 140 Meilen, und vom mittelländischen Meere im Westen bis zum Euphrat im Osten, eine Strecke von 400 Meilen, umfaßt das in diesem Verse bezeichnete Gebiet. Es enthält ungefähr 56,000 Quadratmeilen und ist etwa 1½ mal so groß wie der Staat Ohio. Nur für eine kurze Zeit, unter Davids und Salomos Herrschaft, besaß Israel dieses Gebiet. Das eigentliche Kanaan war nur 140 Meilen lang und 40 Meilen breit, umfaßte also nur ein Gebiet von 5600 Quadratmeilen und war kleiner als der Staat New Jersey.

V. 5. 6. Kein Feind sollte dem Josua im Kampfe widerstehen, d. h. ihn besiegen. Es war dies die Versicherung des Allmächtigen, daß die zu unternehmenden Eroberungsschlachten erfolgreich sein würden. Der Herr würde mit ihm sein, wie er mit Mose gewesen war. Die göttliche Gegenwart sollte keine Unterbrechung erleiden. Anstatt „sei getrost und unverzagt" lese man: „sei stark und fest." Die Worte besagen nicht nur Festigkeit und Stärke im Allgemeinen, sondern die Kraft in den Händen und die Festigkeit in den Knieen (Jes. 35, 3; Hebr. 12, 12. 13). Josua soll dem Volke das Land austheilen. Diese Versicherung, daß ihm das Werk gelingen werde, ermuthigte ihn, dasselbe zu unternehmen.

V. 7. Die soeben gegebene Verheißung hängt jedoch von einer Bedingung ab, nämlich: Josua muß das Seine thun. Um in allen Stücken weislich zu handeln, muß er sich an das durch Mose gegebene Gesetz halten. Nur Derjenige kann immer und überall weislich handeln, der sich vom Herrn unterweisen und führen läßt.

V. 8. Daher soll und muß Josua das Buch des Gesetzes fleißig studiren. Er muß sich mit dessen Lehren vertraut machen. Hat er dessen Forderungen ermittelt, so soll er sich der Erfüllung derselben befleißigen. Gehorsam ist der rechte Zweck alles Forschens in der Schrift. Wir mögen die Bibel noch so fleißig lesen, wenn wir aber nicht darnach thun, so wird es uns nichts nützen. Wahren Erfolg erzielen nur, die Gottes Gebote befolgen.

V. 9. Merket hier die Wiederholung der Ermahnung. Der neue Führer wird einmal und wieder daran erinnert, daß es nicht sein, sondern Gottes Werk sei, zu dessen Ausführung er berufen ist.

Praktische Gedanken.

Der neue Führer.

I. Seine Aufgabe.

1. Er soll Israel führen. Im ersten Verse wird Josua „Moses Diener“ genannt. Durch Gehorsam, Muth und Treue hatte er dessen Achtung, Liebe und Vertrauen gewonnen. Nun wird der treue Diener Israels Heerführer. Wir können uns die Bahn zu höheren Stellungen nur dadurch brechen, daß wir die Pflichten der niederen treulich und gewissenhaft erfüllen.

2. Er soll das verheißene Land erobern. Gott hatte seinem Volke dieses Land gegeben. Dieser Umstand aber schloß die Nothwendigkeit der Eroberung nicht aus. Es sollte dem Volke gehören nur insoweit, als es sich dasselbe eroberte. So hat sich's beinahe in Allem noch heute. Wir besitzen nur, was wir uns erobern. Der Vater gibt dem Sohne eine gute Ausbildung, der Sohn aber empfängt dieselbe nur in dem Maße, als er sie durch ernstes Studium erobert. Der Autor gibt uns ein Buch, wir besitzen dasselbe aber nur insoweit, als wir uns dessen Inhalt zu eigen machen. Gott hatte den Menschen von Anfang an all die Erfindungen und Entdeckungen der neuern Zeit gegeben; allein erst in der neuern Zeit hat man die Kräfte der Elektricität, des Dampfes, des Naturgases und noch Anderes sich erobert. So hat sich's auch mit den geistlichen Schätzen. Gott hat der Welt das Heil gegeben; aber nur die genießen es, welche es sich durch die Erfüllung der Heilsbedingungen errangen.

3. Er soll das eroberte Land unter die Stämme vertheilen. V. 6, Kap. 13, 7 gibt der Herr dem Josua nochmals den Befehl: „So theile nun dies Land zum Erbe unter die neun Stämme und den halben Stamm Manasse.“ So sollen auch wir das Eroberte verheilen, d. h. unseren Mitmenschen damit dienen und unsern Gott dadurch verherrlichen. Die Prediger und Sonntagschul-Lehrer sollen vorerst durch betendes Studium das Bibel-Land erobern und es dann unter ihren Zuhörern oder Schülern recht theilen.

II. Die Anweisung, die er erhält.

1. Er soll stark und fest sein. V. 6. Luther übersetzt schön, aber nicht genau: „Sei getrost und unverzagt.“ Sittliche Stärke und Festigkeit waren die für Josua erforderlichen Eigenschaften, um die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Ein schwacher und wankelmüthiger Mensch hätte kein Führer des zwei Millionen Seelen zählenden Volkes sein können. Auch unsere Zeit bedarf starke und feste Christen. Nur solche Gotteskinder werden den Strom der Modesucht, der Vergnügungslust und dem subtilen Rationalismus unserer Zeit Widerstand leisten. Nur solche Christen werden das Werk Gottes erfolgreich betreiben und den Angriffen auf die Festung göttlicher Wahrheit eine felsenfeste Mauer entgegensetzen.

2. Er soll Gottes Wort studiren. V. 8. Die damalige Bibel sollte die Richtschnur seines Handelns sein. Derzeit bestand dieselbe aus den fünf Büchern Mose. Die Bibel, welche die Offenbarung des göttlichen Willens in Betreff der Menschen enthält, muß Gegenstand unseres unablässigen Studiums sein. Was dem Seefahrer der Compaß, dem Reisenden sein Handbuch und dem Studenten sein Textbuch, das ist die Bibel dem Menschen, welcher selig werden will. Ohne dieselbe kann er das Ziel nicht erreichen.

3. Er soll dem Worte Gottes gehorchen. V. 7 und 8. Gehorsam ist der Angelpunkt der Gotteskindschaft. Wer nicht ernstlich und freudig bestrebt ist, dem göttlichen Worte zu gehorchen, der ist kein Kind Gottes. In seinem Worte zeigt uns Gott den Weg zum Erfolg in Zeit und Ewigkeit. Wer diesen Weg zu gehen sich weigert, der wird schließlich zu Schanden werden.

III. Die Ermuthigung, die ihm zu Theil wird.

1. Der Herr verheißt ihm Erfolg. Niemand soll ihm widerstehen sein Leben lang. Er soll das Land einnehmen und vertheilen. Wie werden diese Verheißungen seinen Muth entflammt haben! Die Verheißungen Gottes sind's, die auch noch heute uns Muth zum Gebete, zum Kampf, zum Wirken und Geben einflößen. Sie sind das Blut in den Adern des christlichen Heldenmuthes.

2. Der Herr verheißt ihm seine Gegenwart. V. 5 und 9. Wie muß das den gottesfürchtigen Josua ermuthigt haben! Seine Furcht schwand. Wie die Gegenwart des seekundigen Steuermannes die Passagiere im Sturme beruhigt, wie die Gegenwart des bewährten Generals die Soldaten in der Schlacht begeistert, so beruhigt Gottes Gegenwart die Seinen in den Lebensstürmen und begeistert sie in den Lebenskämpfen.

Sonntag, 14. Oktober.

Israel geht durch den Jordan.

Josua 3, 5—17.

5. Und Josua sprach zum Volke: Heiliget euch, denn morgen wird der Herr ein Wunder unter euch thun.

6. Und zu den Priestern sprach er: Traget die Lade des Bundes, und gehet vor dem Volke her. Da trugen sie die Lade des Bundes, und gingen vor dem Volke her.

7. Und der Herr sprach zu Josua: Heute will ich anfangen dich groß zu machen vor dem ganzen Israel, daß sie wissen, wie ich mit Mose gewesen bin, also auch mit dir sei.

8. Und du gebiete den Priestern, die die Lade des Bundes tragen, und sprich: Wann ihr kommet vorne in's Wasser des Jordans, so stehet stille.

9. Und Josua sprach zu den Kindern Israel: Herzu und höret die Worte des Herrn euers Gottes!

10. Und sprach: Dabei sollt ihr merken, daß ein lebendiger Gott unter euch ist: und daß er vor euch austreiben wird die Cananiter, Hethiter, Heviter, Pherisiter, Girgositer, Amoriter und Jebusiter.

11. Siehe, die Lade des Bundes des Herrschers über alle Welt wird vor euch hergehen in den Jordan.

12. So nehmet nun zwölf Männer aus den Stämmen Israel, aus jeglichem Stamm Einen.

13. Wenn dann die Fußsohlen der Priester, die des Herrn Lade, des Herrschers über alle Welt, tragen, in des Jordans Wasser sich lassen; so wird sich das Wasser, das von oben herabfließet im Jordan, abreißen, daß es über Einem Haufen stehen bleibe.

14. Da nun das Volk auszog aus seinen Hütten, daß sie über den Jordan gingen, und die Priester die Lade des Bundes vor dem Volke her trugen;

15. Und an den Jordan kamen und ihre Füße vorne in's Wasser tunkten (der Jordan aber war voll an allen seinen Ufern, die ganze Zeit der Ernte;)

16. Da stand das Wasser, das von oben hernieder kam, aufgerichtet über einem Haufen, sehr ferne von den Leuten der Stadt, die zur Seite Barthans liegt: aber das Wasser, das zum Meere hinunter lief, zum Salzmeere, das nahm ab, und verfloß. Also ging das Volk hinüber gegen Jericho.

17. Und die Priester, die die Lade des Bundes des Herrn trugen, standen also im Trocknen, mitten im Jordan. Und ganz Israel ging trocken durch, bis das ganze Volk alles über den Jordan kam.

Biblischer Grundgedanke: „Denn so du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen." Jes. 43, 2.

Einleitung. Die Geschichte spielt im April des Jahres 1451 v. Chr. Schauplatz ist das Ostufer des Jordans, oberhalb dem todten Meere. Nach seiner Amtseinsetzung that Josua die erforderlichen Schritte, um das verheißene Land zu erobern. Er sandte zwei Spione nach Jericho. Rahab nahm sie freundlich auf. Durch dieselbe erfuhren sie die Muthlosigkeit der Kanaaniter. Nach ihrer Rückkehr und günstigem Berichte verlegte Josua das Lager von Sittim an den Jordan. In diesem Lager verbrachten sie eine Nacht. Hier knüpfen die Ereignisse unserer Lektion an.

Erklärung.

V. 5. Der in diesem Verse erwähnte Morgen war der zehnte Nisan. Auf den folgenden Tag soll sich das Volk heiligen, d. h. durch ceremonielle Reinigung soll es sich auf das Kommende vorbereiten. Diese Reinigung bestand in Waschungen der Person und Kleider. Diese äußere Reinigung aber war Sinnbild der inneren, welche nothwendig ist, um dem Herrn zu gefallen und dessen Hülfe zu erfahren. In der Theilung und Trockenlegung des Jordans sollte Israel auf's Neue ein Wunder seines Gottes sehen.

V. 6. Die Priester sollen, die Bundeslade tragend, dem Volke voranziehen. Die Kahathiter trugen dieselbe gewöhnlich. Es war dies die ihnen speziell angewiesene Arbeit. 4. Mos. 4, 15. Das bevorstehende Ereigniß aber war ein außerordentliches und wichtiges. Deßhalb sollten die Priester bei dieser Gelegenheit die Bundeslade tragen. Dieselbe war eine aus Akazienholz gezimmerte, inwendig und auswendig mit Gold beschlagene Kiste. Der Lehrer findet treffliche Schilderungen der Bundeslade in 2 Mose 25, 10—22; 37, 1—9. Sie war dem Volke ein Symbol seiner Religion und der göttlichen Gegenwart. Sie erinnerte dasselbe an die Wunder in Egypten, das Manna in der Wüste und die herrliche Gegenwart Gottes.

V. 7. Das Volk bedurfte eines gottbeglaubigten Führers. Das aber ist es gerade, was Gott dem Josua hier verheißt. Er will ihn auf eine solche Weise vor dem Volke beglaubigen, daß es an seiner Berufung zur Führerschaft nicht zweifeln kann. Dadurch will er ihm als Führer Ansehen und Einfluß bei dem Volke verschaffen.

V. 8. Wir haben hier nicht den vollständigen Befehl. In V. 13 aber finden wir ihn. Die Priester, welche die Bundeslade zu tragen hatten, sollten vorwärts gehen, bis ihre Füße das Wasser des Jordans berührten. Dann sollten sie Halt machen, bis das Flußbett trocken gelegt sei. Dann sollten sie mitten im Flußbette Stellung nehmen, bis daß das Volk den Uebergang bewerkstelligt hätte. Zwischen der Bundeslade und dem Volke mußte eine zweitausend Ellen messende Entfernung inne gehalten werden.

V. 9. 10. An dem zu wirkenden Wunder soll Israel erkennen, daß es einen lebendigen Gott hat. Ihr Gott ist nicht ein hölzerner oder steinerner Götze, sondern ein mächtig wirkender und immer gegenwärtiger Gott. Seine Thaten beweisen, daß ihr Vertrauen auf ihn nicht vergeblich ist. Und dieser lebendige Gott, welcher ihnen Bahn durch den Jordan bricht, wird auch die Bewohner des Landes vor ihnen her austreiben. Sieben verschiedene Stämme werden namhaft gemacht. Die Kananiter waren Abkömmlinge Kanaans, welcher ein Sohn des Ham war. Sie waren Niederländer und bewohnten den weniger gebirgigen Theil Palästinas. Nach Ewald bewohnten sie die Gegend am Westufer des Jordans bis zum mittelländischen Meere hin.

Die Hethiter waren Sprößlinge Heth's, des zweiten Sohnes eines Kanaan. Zur Zeit Abraham's wohnten sie im Gebirge um Hebron. Später wurden sie ein großes Volk und verbreiteten sich über den Nordtheil Palästinas. Die Heviter waren die Nachkommen Hevi's, des sechsten Sohnes Kanaan's. Sie wohnten „unten am Berge Hermon, im Lande Mizpa." Jos. 11, 3. Die Pheresiter gehören zu den von Kanaan abstammenden Kanaaniter. Sie bewohnten Mittel-Palästina und trieben Ackerbau und Viehzucht.

Die Girgositer, auch Gergesiter genannt, gehörten wohl zu den unbedeutendsten Stämmen, denn sie werden immer unter den letzten oder auch gar nicht genannt. Sie wohnten östlich vom galiläischen Meere. Die Amoriter, Sprößlinge des vierten Sohnes des Kanaan, waren der zahlreichste und mächtigste Volksstamm des zu erobernden Landes. Die Jebusiter, ein kanaanitischer Volksstamm, bewohnte das Hochland um Jerusalem her. Erst David besiegte und vertrieb sie. 2 Sam. 5, 6—8.

V. 11. 12. Da Gott der Herrscher über alle Welt ist, so hat er das Recht und die Macht, ihnen das von den eben erwähnten Volksstämmen bewohnte Land zu geben. Seine Lade wird ihnen voranziehen, um sie zu führen, ihnen Bahn zu brechen, sie zu beschützen und ihnen zu zeigen, daß der Sieg von Gott komme. Die zwölf Männer, deren hier Erwähnung geschieht, sollten aus dem Strombette je einen Stein aufheben, auf die Achsel legen und in's erste Lager nach dem Durchzuge tragen. Aus diesen Steinen soll dann ein Denkmal zur Erinnerung an das Wunder errichtet werden. Kap. 4, 2—8.

V. 13—17. Diese Verse schildern die Theilung des Jordans und den Durchzug des Volkes. Derselbe fand statt kurz nach Ostern. Zu dieser Zeit war der Fluß sehr hoch. Furrer sagt: „Wenn im späteren Frühling der Schnee des Hermon stark zu schmelzen beginnt, überschwemmt der Jordan gewöhnlich sein niederes Ufer und setzt Schilf und Gebüsch unter Wasser. So trafen ihn, wie man in Israel erzählte, die Väter unter Josua." Sobald die Füße der Priester in den über seine Ufer ergossenen Jordan traten, verlief sich das nach dem todten Meere hinströmende Wasser. Das herabkommende Wasser thürmte sich zu einem großen Haufen, und reichte bis in die Gegend von Zarthan hinauf. So ging nun das Volk trockenen Fußes bei Jericho hindurch.

Praktische Gedanken.

Der Einzug in's verheißene Land.

I. Die nothwendige Vorbereitung. V. 5—8.

Der langersehnte Augenblick ist endlich gekommen. Israel soll in's verheißene Land einziehen. Dieser Schritt jedoch erfordert eine Bereitschaft seitens des Volkes. Josua läßt demselben durch seine Beamten den Befehl ertheilen: „Heiliget euch, denn morgen wird der Herr ein Wunder unter euch thun." Dieser Befehl unseres Gottes gilt auch uns, wenn wir anders das Verlangen hegen, einstens in's himmlische Kanaan einzuziehen. Uns gilt sodann das Mahnwort: „Jaget nach dem Frieden gegen Jedermann und der Heiligung, ohne welche wird Niemand den Herrn sehen." Was schließt dieser Befehl in sich?

1. Daß wir uns von der Sünde sondern. Die Grundidee des Begriffs Heiligung ist Absonderung. Wir sollen uns allem Unreinen, Gemeinen und Sündigen entziehen. Wir sollen, ja müssen mit dem Weltgeist, dem Weltsinn, dem Fleischli-

chen brechen. Wir können dies die negative Seite der Heiligung nennen. Es schließt die Reinigung von der Sünde in sich. Darnach haben wir vor allen Dingen zu ringen. „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz," muß der Schrei unserer Seele sein. Wir müssen beten, wie jenes kleine Mädchen. Es war Winter. Frischgefallener Schnee deckte die Erde. In warmer Umhüllung trat sie hinaus, um zu spielen. Die Händchen und Füßchen wurden aber bald kalt. Sie kehrte in's Haus zurück. „Mutter," sagte sie, „während ich draußen war mußte ich beten." „Was betetest du, mein Kind?" frug die Mutter. „Das schöne Schneegebetchen, welches ich in der Sonntagschule lernte," lautete die Antwort. „Wie heißt denn das Schneegebetchen," forschte die Mutter weiter. „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde," sprach das Kind mit gefalteten Händen. So hat David einst gebetet. So sollen und dürfen wir beten. Gott hat uns ja eine köstliche Verheißung gegeben, an die wir uns mit dieser Bitte klammern können. Sie lautet: „Kommt, laßt uns mit einander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden."

2. Daß wir uns Gott weihen. Das ist die positive Seite der Heiligung. Der Akt des Heiligens umfaßt dem Begriff der Heiligkeit gemäß immer diese zwei Momente. Im A. B. wurde ein Gegenstand geheiligt, indem er seiner gemeinen weltlichen Beziehung durch sinnbildliche Handlungen (Waschungen, Sühnungen) entnommen und dann durch eine positive Weihung (die Salbung, Opferung) in den Dienst des Herrn gestellt oder dem Herrn gegeben wurde. Heiligung im N. B. schließt auch nicht mehr noch weniger in sich als dieses: Der Welt nehmen und Gott weihen. Wir müssen uns nicht nur von der Sünde entleeren, sondern auch vom Geiste Gottes erfüllen lassen. Wir müssen uns nicht nur von der sündigen Welt absondern, sondern uns mit Leib, Seele und Geist in den Dienst Gottes stellen.

II. Die gegebene Belehrung. V. 9–13.

In diesen Versen belehrt Josua durch die Volksvertreter das ganze Volk in Betreff dessen, was der Herr angeordnet hatte. Wir können, des beschränkten Raumes wegen, nur etliche praktische Gedanken hervorheben.

1. Israel hat einen lebendigen Gott. Darauf macht Josua es zunächst aufmerksam. Der lebendige Gott Israels ist auch unser Gott. In Christo ist er den Gläubigen ein versöhnter Vater. Das Walten seiner gütigen Hand tritt in unserm Leben überall deutlich zum Vorschein. An dem, was er für uns in der Vergangenheit that oder in der Gegenwart thut, können wir merken, was er in der Zukunft für uns zu thun bereit ist.

2. Israel soll fortan die Bundeslade zum Führer haben. Bisher hatte die Wolken- und Feuer-Säule dem Volke als Führer gedient. Wir haben das geschriebene Gotteswort und den heiligen Geist als Führer auf unserer Pilgerreise. Das Wort Gottes ist die Landkarte, die uns den Weg durch die Wüste dieses Lebens zur ewigen Heimath zeigt. Der heilige Geist ist die Sonne, bei derem Lichte allein wir diese Landkarte recht studiren können. Wir brauchen beide, um des Wegs nicht zu verfehlen.

3. Israel soll ein Denkmal errichten. Zu diesem Behufe soll's zwölf Männer erwählen, welche aus dem Flußbette zwölf Steine in's jenseitige Lager tragen. Wie viele Gedenksteine göttlicher Wohlthaten liegen auch an unserem Lebenswege! Wir sollen dieselben sammeln und zum Danke gegen Gott ein ewiges Denkmal errichten.

4. Israels Gott ist ein Herrscher über alle Welt. Und dieser Gott ist auch unser Gott. In dieser Thatsache liegt Trost, Kraft und Muth.

III. Der getheilte Jordan. V. 14–17.

Wir lernen: Daß Gott erst dann den Jordan theilt, wenn wir an demselben stehen. Er räumt die Schwierigkeiten nicht aus dem Wege, bis sie thatsächlich uns im Wege stehen. Er gibt seine Gnade nicht ein ganzes Jahr im voraus. Wie er dem suchenden Israeliten täglich Manna spendete, so gibt er dem täglich betenden Christen die für jeden Tag nothwendige Gnade.

Sonntag, 21. Oktober. **Denkzeichen.** Jos. 4, 10–24.

10. Denn die Priester, die die Lade trugen, standen mitten im Jordan, bis daß Alles ausgerichtet ward, das der Herr Josua geboten hatte, dem Volke zu sagen; wie denn Mose Josua geboten hatte. Und das Volk eilete, und ging hinüber.
11. Da nun das Volk ganz hinüber gegangen war, da ging die Lade des Herrn auch hinüber, und die Priester vor dem Volke her.
12. Und die Rubeniter und Gaditer, und der halbe Stamm Manasse, gingen gerüstet vor den Kindern Israel her, wie Mose zu ihnen geredet hatte.
13. Bei vierzig tausend, gerüstet zum Heere, gingen vor dem Herrn zum Streite auf das Gefilde Jericho.
14. An dem Tage machte der Herr Josua groß vor dem ganzen Israel; und fürchteten ihn, wie sie Mosen fürchteten sein Lebenlang.
15. Und der Herr sprach zu Josua:
16. Gebiete den Priestern, die die Lade des Zeugnisses tragen, daß sie aus dem Jordan herauf steigen.
17. Also gebot Josua den Priestern und sprach: Steiget herauf aus dem Jordan.
18. Und da die Priester, die die Lade des Bundes des Herrn trugen, aus dem Jordan herauf stiegen und mit ihren Fußsohlen aufs Trockene traten; kam das Wasser des Jordans wieder an seine Stätte, und floß, wie vorhin, an allen seinen Ufern.
19. Es war aber der zehnte Tag des ersten Monats, da das Volk aus dem Jordan herauf stieg; und lagerten sich in Gilgal, gegen den Morgen der Stadt Jericho.
20. Und die zwölf Steine, die sie aus dem Jordan genommen hatten, richtete Josua auf zu Gilgal.
21. Und sprach zu den Kindern Israel: Wenn eure Kinder hernachmals ihre Väter fragen werden, und sagen: Was sollen diese Steine?
22. So sollt ihr es ihnen kund thun und sagen: Israel ging trocken durch den Jordan.
23. Da der Herr, euer Gott, das Wasser des Jordans vertrocknete vor euch, bis ihr hinüber ginget; gleichwie der Herr, euer Gott, that in dem Schilfmeere, das er vor uns vertrocknete, bis wir hindurch gingen:
24. Auf daß alle Völker auf Erden die Hand des Herrn erkennen, wie mächtig sie ist; daß ihr den Herrn, euern Gott, fürchtet allezeit.

Biblischer Grundgedanke: „So sollt ihr euern Kindern kund thun und sagen: Israel ging trocken durch den Jordan." Jos. 22.

Einleitung. Zeit: April des Jahres 1451 vor Christo. Ort: Die Furth des Jordans gegenüber Jericho und Gilgal. Der letztere Ort lag ungefähr fünf englische Meilen westlich vom Jordan.

Erklärung.

V. 10. 11. Die Priester hatten, dem Befehle Gottes gemäß, mitten im trockengelegten Strombette mit der Bundeslade Stellung genommen. Dort mußten sie harren, bis die zwei Millionen Menschen den Durchgang bewerkstelligt hatten. Obschon sich das Volk beeilte, so nahm derselbe doch längere Zeit in

Anspruch. Die Zahl war eben eine sehr große. Wer schon einem großen Umzuge zugesehen hat, der kann sich eine Vorstellung machen von dem Zeitraume, den diese zwei Millionen Menschen zum Durchzuge bedurften. 3000 Fuß stromabwärts von dem Orte, wo die Priester mit der Bundeslade standen, wurde der Durchzug bewerkstelligt. Näher durfte das Volk der Bundeslade nicht kommen. Erst nachdem das sämmtliche Volk den Jordan durchschritten hatte, folgten die Priester.

V. 12. 13. Die Rubeniter, Gaditer und der halbe Stamm Manasse hatten sich das Ost-Jordanland zur Heimstätte gewählt. Da hatten sie ihre Familien schon untergebracht. Das wurde ihnen gestattet unter der Bedingung, daß sie den übrigen Stämmen das West-Jordanland erobern hülfen. Sie halten ihr gegebenes Versprechen. Mit 40,000 Mann ziehen sie mit dem Volke. Bei der letzten Volkszählung hatten diese Stämme zusammen 110,580 streitbare Männer. Mehr als die Hälfte also blieb zurück, um die Frauen und Kinder zu beschützen. Solchen Schutz bedurften dieselben.

V. 14. Durch dieses Wunder machte Gott den Josua groß vor dem Volke. Es war jedoch dies nicht der Hauptzweck des Wunders, wie Calvin meint. Es war aber jedenfalls eine wichtige Folge desselben. Das Volk mußte, um Erfolg im bevorstehenden Eroberungskriege zu erringen, unbedingtes Vertrauen zu seinem Führer haben. Das Wunder des Durchzugs durch den Jordan weckte dieses Vertrauen. Das Volk erkannte, daß Gott mit Josua ist, wie er mit Mose war. Fortan ehrten sie ihn und gehorchten ihm.

V. 15—18. Was in diesen Versen erzählt wird, ist nähere Ausführung des 11. Verses. Wiederholung ist ein hervorstechender Zug der althebräischen Schreibweise. Diese Wiederholungen wurden gemacht, theilweise um die Erzählung zu ergänzen, hauptsächlich aber, um mehr Nachdruck auf die Hauptthatsachen zu legen. Als Beleg für diese Thatsache diene die hier gebotene Erzählung des Durchgangs durch den Jordan. Wir haben vorerst einen kurzen Bericht in Kap. 3, 14—17; dann einen ausführlicheren Bericht Kap. 4, 1—11; endlich in diesen Versen etliche ergänzende Bemerkungen und den Schluß. Denn hier wird zunächst betont, daß die Priester erst auf Josua's Befehl hin mit der Bundeslade das trockene Strombett verließen. Sodann wird betont, daß die aufgestauchten Wasser sofort wieder durch das Flußbett hinströmten, als die Priester mit der Bundeslade dasselbe verließen.

V. 19. Die Zeitangabe ist hier eine sehr genaue. Es war der z e h n t e Tag des e r s t e n Monats. Dieser Monat führte ursprünglich den Namen Abib, d. h. Aehrenmonat. Später nannte man ihn Nisan. Dieser letztere Name ist wahrscheinlich persischen Ursprungs. Es war vier Tage vor dem Passahfeste, welches auf den 14. Nisan fiel. Das Volk lagerte sich in G i l g a l. Es war ungefähr drei Meilen südöstlich von Jericho. Es lag in der Nähe der schönen Sultansquelle, wie sie heute genannt wird. Dieses Lager war fünf Meilen westlich vom Jordan. Eine große Ebene umgab das Volk nach allen Richtungen. Es konnte sich mithin frei bewegen.

V. 20. Zwölf Männer wurden gewählt, um je einen Stein aus dem trockengelegten Strombette aufzuheben und nach Gilgal zu tragen. Hier erbaute Josua aus den zwölf Steinen ein Denkmal. Er hatte bereits im Flußbette und zwar da, wo die Priester mit der Bundeslade standen, ein ähnliches, aus zwölf Steinen bestehendes Denkmal errichtet. Kap. 4, 9. Die zwölf Steine sind offenbar eine Anspielung auf die zwölf Stämme. Jeder Stamm war durch einen Steinträger vertreten. Die Zusammenfügung der zwölf Steine sollte wahrscheinlich dem Volke seine Zusammengehörigkeit versinnbildlichen.

V. 21. 22. Dieses dauernde Denkmal würde in späteren Jahren die Wißbegierde der Kinder wecken. Sie würden fragen: „Was sollen diese Steine?" Diese Gelegenheit, sagt Josua, sollten die Eltern nicht unbenützt vorübergleiten lassen. Sie sollten dieselben belehren darüber. Sie sollten ihnen erzählen, wie herrlich Gott dem Volke geholfen habe.

V. 23. 24. Durch die emsige Belehrung der nachkommenden Geschlechter, würden sie die Erinnerung an Gottes große und herrliche Thaten lebendig erhalten. Die Kunde würde auf diese Weise auch zu den andern Völkern gelangen. Daraus würden sie ersehen, daß Israels Gott ein allmächtiger ist. Es würde dadurch auch die Gottesfurcht unter dem Volke gefördert.

Praktische Gedanken.

Setze Denkmale.

I. Zur Erinnerung an Gottes Wohlthaten.

1. Es ist h e i l i g e P f l i c h t. Im A. B. wurde die Erinnerung an die großen Thaten Gottes auf diese Weise rege gehalten. Es geschah immer auf den Befehl, oder doch mit der Genehmigung Gottes. Wie viele Denkmale dieser Art hatte Israel! Die Beschneidung war ein Denkmal des Bundes, den Gott mit Abraham machte. Der Stein, den Jakob zu Bethel errichtete, war ein Denkmal an das herrliche Gesicht von der Himmelsleiter. Das Passah war ein Denkmal an die Erlösung aus Egypten. Das Manna in der Bundeslade war ein Erinnerungszeichen an die wunderbare Speisung in der Wüste. Aaron's grünender Stab war ein Denkmal an seine und seiner Nachkommen Erwählung zum Priesteramte. So haben wir hier ein aus zwölf Steinen erbautes Denkmal zur Erinnerung an den wunderbaren Durchzug durch den Jordan.

Durch die Einsetzung des heiligen Abendmahles hat der Herr bewiesen, daß er diese äußeren Denkzeichen auch im N. B. billige. Daher war es gewiß gottgefällig, daß die christliche Kirche die hohen Festtage anordnete, wie z. B. Weihnachten, Charfreitag, Ostern und Pfingsten. Daher war es auch recht, daß man den wöchentlichen Ruhetag vom siebenten auf den ersten Wochentag verlegte. Denn ein jeder Sonntag ist ein Erinnerungstag an die siegreiche Auferstehung Jesu und an die Gründung der christlichen Kirche durch den Ausguß des heiligen Geistes. Daher ist es auch recht, daß man Kirchen baut, Bibliotheken anlegt, höhere Lehranstalten gründet und Professuren fundirt zur Erinnerung an göttliche Wohlthaten, oder an ausgezeichnete Menschen, welche besondere Werkzeuge Gottes im Aufbau seines Reiches waren.

2. E s n ä h r t d i e D a n k b a r k e i t. Dankbarkeit für das, was er an uns gethan hat, ist der Tribut, den Gott fordert, der ihm gebührt. Von Natur ist uns aber die Dankbarkeit ebensowenig eigen, wie irgend eine andere christliche Tugend. Sie muß in uns gewirkt werden. Der heilige Geist, welcher sie zu bewirken hat, bedient sich dazu mancherlei Mittel. Diese äußeren Denkmale sind die kräftigsten Mittel, um die Erinnerung an empfangene Wohlthaten wach zu halten. Nur dadurch aber kann das Feuer der Dankbarkeit auf dem Herzensaltare genährt werden.

Bischof Hutton reiste zwischen Wensleydale und Ingleton. An einem gewissen Flecke angekommen, stieg er ab, ging in's Gebüsch und verblieb eine Zeit

lang im Gebet. Als er zurückkehrte, frug ihn der Begleiter einer nach dem Grunde dieser Handlung. Da erzählte der Bischof, daß er einmal als armer Knabe über dies kahle und kalte Gebirge gereist sei. Er hatte weder Schuhe noch Strümpfe an. An dem Flecke, wo er soeben gebetet hatte, scheuchte er eine Kuh auf und wärmte seine eisig kalten Füße da, wo dieselbe gelegen hatte. Das Gefühl der Dankbarkeit ließ ihn an diesen für ihn denkwürdigen Ort nicht vorübergehen, ohne dem Herrn für die ihm erwiesenen Wohlthaten zu danken.

II. Zur Belehrung für die Kinder.

1. Die Wißbegierde der Kinder weckt ein Fragen. Das Fragestellen liegt im Wesen des Kindes begründet. Ein unübersehbares Gefilde der Geheimnisse liegt vor des Kindes erwachendem Geiste. Es fühlt einen unwiderstehlichen Drang zum Forschen. Das Warum, Wie und Wo liegt ihm bereits beständig auf der Zunge. Zur geistigen Entwicklung des Kindes ist diese Wißbegierde, dieses Fragen und Forschen unerläßlich.

2. Das Fragen der Kinder soll freundliche Berücksichtigung finden. Eltern und Lehrer sollen durch freundliche Beantwortung der Fragen den Forschungstrieb in den Kindern ermuthigen. Es ist der Weg, welcher zur Erkenntniß der Wahrheit führt. Die Neugierde der Kinder bietet eine Handhabe, sie zu belehren. Ihr Fragen in Betreff einer Sache beweist, daß dieselbe ihr Interesse geweckt und gefesselt habe. Schmiede das Eisen, während es glüht. Spanne die Segel und fahre mit dem günstigen Winde. Was du denselben in solchen Augenblicken sagst, das haftet.

3. Erkläre den Kindern die Bedeutung der christlichen Denkmale. Erzähle ihnen, warum wir den Christtag, Charfreitag, Ostern und Pfingsten feiern. Solche Belehrung in Verbindung mit den Festen wird schon in früher Jugend sie mit den Grundwahrheiten unserer Religion bekannt machen. Dadurch wird ihnen die wahre Gottesfurcht eingepflanzt und der Weg zu ihrer Bekehrung gebahnt.

III. Um Gottes Ruhm zu verkünden.

1. Das war ein Zweck des von Josua errichteten Denkmals. Vers 24 sagt er: „Auf daß alle Völker auf Erden die Hand des Herrn erkennen, wie mächtig sie ist." Wir sehen, die jüdische Religion sollte nicht engherzig und selbstsüchtig sein. Die Israeliten sollten ihre Nächsten lieben wie sich selbst. Die geoffenbarte Religion wurde ihnen gegeben, wie das Licht dem Leuchtthurm anvertraut wird. Er soll sein Licht nach allen Richtungen über das Meer hinausstrahlen; so sollte Israel das Licht der wahren Gotteserkenntniß hineinstrahlen in die heidnische Nacht der umliegenden Völker.

2. Durch die christlichen Denkmale sollen wir noch heute den Ruhm unsers Gottes verkündigen. Durch das Denkmal der christlichen Festtage, der Kirchen und christlichen Lehranstalten, der Mission und Sonntagschule sollen wir der noch unbekehrten Welt verkündigen, daß wir einen Gott haben, den wir lieben, verehren und für den wir freudig Opfer zu bringen bereit sind.

Andeutungen für den Klassen-Unterricht.

Schildere den Durchzug, die einzelnen Punkte lebendig darstellend. Zeige, weßhalb das Volk eilte. Die Stellung der Priester mit der Bundeslade. Die Rückkehr des Wassers in das Strombett. Schildere sodann die Errichtung des Denkmals, durch wen, aus was, wo, zu welchem Zwecke. Der Lehrer kann sich hier möglicherweise die „praktischen Gedanken" zu Nutzen machen.

Sonntag, 28. Oktober.

Einnahme der Stadt Jericho.

Jos. 6, 1--16.

1. Jericho aber ward verschlossen, und verwahret vor den Kindern Israel, das Niemand aus- oder einkommen konnte.
2. Aber der Herr sprach zu Josua: Siehe da, ich habe Jericho sammt ihrem Könige und Kriegsleuten in deine Hand gegeben.
3. Laß alle Kriegsmänner rings um die Stadt her gehen einmal, und thue sechs Tage also.
4. Am siebenten Tage aber laß die Priester sieben Posaunen des Halljahres nehmen vor der Lade her; und gehet desselben siebenten Tages siebenmal um die Stadt, und laß die Priester die Posaunen blasen.
5. Und wenn man des Halljahrs Horn bläset, und tönet, daß ihr die Posaunen höret, so soll das ganze Volk ein großes Feldgeschrei machen; so werden der Stadt Mauern umfallen, und das Volk soll hineinfallen, ein Jeglicher stracks vor sich.
6. Da rief Josua, der Sohn Nuns, die Priester, und sprach zu ihnen: Traget die Lade des Bundes, und sieben Priester lasset sieben Halljahrsposaunen tragen vor der Lade des Herrn.
7. Zum Volke aber sprach er: Ziehet hin, und gehet um die Stadt; und wer gerüstet ist, gehe vor der Lade des Herrn her.
8. Da Josua solches dem Volke gesagt hatte, trugen die sieben Priester sieben Halljahrsposaunen vor der Lade des Herrn her, und gingen, und bliesen die Posaunen; und die Lade des Bundes des Herrn folgte ihnen nach.
9. Und wer gerüstet war ging vor den Priestern her, die die Posaunen bliesen; und der Haufe folgte der Lade nach, und blies Posaunen.
10. Josua aber gebot dem Volke, und sprach: Ihr sollt kein Feldgeschrei machen, noch eure Stimme hören lassen, noch ein Wort aus euerm Munde gehen, bis auf den Tag, wann ich zu euch sagen werde: Machet ein Feldgeschrei; so machet dann ein Feldgeschrei.
11. Also ging die Lade des Herrn rings um die Stadt einmal, und kamen in das Lager und blieben darinnen.
12. Denn Josua pflegte sich des Morgens frühe aufzumachen, und die Priester trugen die Lade des Herrn.
13. So trugen die sieben Priester die sieben Halljahrsposaunen vor der Lade des Herrn her, und gingen und bliesen Posaunen; und wer gerüstet war, ging vor ihnen her, und der Haufe folgte der Lade des Herrn, und blies Posaunen.
14. Des andern Tages gingen sie auch einmal um die Stadt, und kamen wieder in's Lager. Also thaten sie sechs Tage.
15. Am siebenten Tage aber, da die Morgenröthe aufging, machten sie sich frühe auf, und gingen nach derselben Weise siebenmal um die Stadt; daß sie desselben einigen Tages siebenmal um die Stadt kamen.
16. Und am siebenten Male, da die Priester die Posaunen bliesen, sprach Josua zum Volke: Machet ein Feldgeschrei, denn der Herr hat euch die Stadt gegeben.

Biblischer Grundgedanke: „Durch den Glauben fielen die Mauern zu Jericho, da sie sieben Tage umher gegangen waren." Ebr. 11, 30.

Einleitung. Die Einnahme Jericho's fand statt im Jahre 1451 vor Christo. Sie ereignete sich zwei oder drei Wochen nach dem Durchzuge durch den Jordan. Die Lektion führt uns zuerst nach Gilgal und dann nach Jericho. Zwischen diesen Orten lag eine Strecke von etwa drei Meilen. Zwischen der letzten Lektion und der jetzigen liegt das fünfte Kapitel dieses Buches. In demselben werden uns folgende Thatsachen berichtet: V. 1 schildert die Wirkung des Einzugs der Kinder Israel in's verheißene Land auf dessen heidnischen Bewohner; V. 2—9 berichten die Beschneidung, welche vollzogen wurde; V. 10—12 erzählen die Feier des Passahfestes, Einstellung der

Mannaspende und den Beginn der Zehrung der Landeserzeugnisse; V. 13—15 berichten die Erscheinung des Heerfürsten Jehovas.

Erklärung.

V. 1. Dieser Vers ist ein Zwischensatz. Vor Jericho erschien dem Josua der „Fürst über das Heer des Herrn." Als er diese Thatsache dem Josua gemeldet hatte und derselbe auf sein Angesicht niedersank, befahl er ihm, die Schuhe von den Füßen zu ziehen. Ehe aber der dem Josua ertheilte Befehl berichtet wird, schiebt der Berichterstatter im ersten Vers die Thatsache ein, daß Jericho bei Annäherung der Israeliten seine Thore geschlossen habe, so daß Niemand aus- und einging.

V. 2—5. In diesen Versen ertheilt der erscheinende Heeresfürst dem Josua Befehle betreffs der Eroberung Jerichos. Schon zur Zeit Josuas hieß Jericho die Palmenstadt. Noch Josephus sagt, daß in dieser fruchtbaren Gegend, die mit Recht ein göttliches Land genannt werde, viele Arten von Palmen gediehen. Von den besten dieser Bäume gewinne man einen Honig, fast so gut als der gewöhnliche. Diese Stadt lag 5 bis 6 Meilen westlich vom Jordan und 6 bis 7 Meilen nördlich vom todten Meere. Sie kann nicht sehr groß gewesen sein; denn das israelitische Heer zog an einem einzigen Tage sieben Mal um dieselbe herum.

Der Herr will abermals ein Wunder wirken. Aus dem zweiten Verse erhellt, daß die Israeliten keine kriegerischen Anstalten zur Eroberung der Stadt treffen sollen; sie soll vielmehr durch die unmittelbare Hülfe Gottes, also durch ein Wunder fallen. Jericho, die erste und festeste Stadt im ganzen Lande, soll ohne einen Schwertstreich gewonnen werden.

Dies geschah aus zwei Gründen. 1) Es soll des Volkes Glaube dadurch zum ferneren Kampfe gestärkt werden. Es soll demselben eine Bürgschaft sein, daß der Eroberungskrieg, den es nun unternehme, gelingen werde. 2) Soll dadurch allem fleischlichen Vertrauen auf ihre eigene Kraft ein Riegel vorgeschoben werden. Sie sollen nicht dem thörichten Wahn verfallen, als ob das Gelingen des Unternehmens ihrem Muthe und ihrer Macht zuzuschreiben sei.

V. 6. 7. Diese Verse berichten, daß Josua die erforderlichen Befehle den Priestern und dem Volke ertheilte. Worin dieselben bestanden, das werden wir bei der Ausführung derselben, wie sie in den folgenden Versen berichtet wird, näher ersehen. Die Bundeslade sollte die Gegenwart Gottes versinnbildlichen. Der Posaunenhall der Priester war ein Symbol der Herabrufung göttlicher Hülfe.

V. 8. 9. Nachdem Josua die Befehle ertheilt hatte, schritt man sofort zur Ausführung derselben. Bei den Umzügen um die Stadt war die Ordnung folgende: 1) Die Gerüsteten; 2) die sieben Priester mit Halljahrsposaunen; 3) die Priester, welche die Bundeslade trugen; 4) die übrigen Krieger als Nachhut. Die Waffen bestanden aus Schwert, Bogen, Speer, Schleuder und Schild. Da der israelitische Heerzug bewaffnet war, wagten die Stadtbewohner keinen Ausfall. Der Zug wird den Mauern fern genug geblieben sein, daß die feindlichen Pfeile ihn nicht erreichen konnten.

V. 10. 11. Still und lautlos umzog das Heer unter den langtönenden Klängen der Halljahrsposaunen die Stadt. Sie durften kein Siegesgeschrei erheben. Das sollte erst am siebenten Tag auf den ausdrücklichen Befehl Josuas geschehen. Nachdem sie den ersten Umzug gemacht hatten, kehrten sie in's Lager zurück.

V. 12—14. Der Umzüge waren im Ganzen dreizehn, nämlich sechs an den ersten sechs Tagen und sieben am letzten Tage. Da es sieben auf einander folgende Tage waren, so war einer davon der Sabbath. Die Rabbinen nehmen an, daß der siebente Tag der Sabbath war. In Betreff des Zweckes dieser öfteren Umzüge bemerkt Knobel treffend: „Das wiederholte Herumziehen soll die Aufmerksamkeit auf das, was endlich werden wird, im höchsten Grade spannen und beim Eintritte des Ereignisses kein Zweifel über Jehova als Urheber bleiben, dadurch aber Israels Muth gehoben und der Kanaaniter Verzagtheit vermehrt werden."

V. 15. Am siebenten Tag begannen die Israeliten den ersten Umzug sehr frühe, denn an diesem Tage hatten sie die Stadt siebenmal zu umziehen. Dieses stille Umherziehen einmal täglich während sechs Tagen und siebenmal am letzten Tage war eine schwere Glaubens- und Gehorsamsprobe. Die Israeliten aber haben sie trefflich bestanden. Mit Recht heißt es daher im „biblischen Grundgedanken": „Durch den Glauben fielen die Mauern zu Jericho, da sie sieben Tage umhergegangen waren."

V. 16. Beim siebenten Umzuge machten die Umziehenden auf Josua's Befehl hin ein Feldgeschrei. Da stürzen die festen Stadtmauern zusammen. Der Zug löst sich sofort auf. Das israelitische Heer dringt ein und erschlägt Alles mit dem Schwerte. Rahab allein wird mit ihrer Familie verschont.

Praktische Gedanken.

Die Einnahme Jerichos.

I. Eine verschlossene Stadt.

„Jericho aber war verschlossen und verwahret vor den Kindern Israels." Dem äußeren Auge mußte diese wohlverschanzte Stadt uneinnehmbar erscheinen. Und sofern das reinmenschliche Können Israels in Betracht kommt, war dieselbe auch uneinnehmbar. Unserm Gott jedoch sind alle Dinge möglich. Bildlich ist ein verschlossenes Jericho:

1. Ein jegliches unwiedergeborene Herz. Die Sünde herrscht in demselben. Der Satan führt das Regiment. Statt gesetzlicher Ordnung besteht gesetzlose Unordnung. Der Teufel und die Sünde sind Tyrannen. Sie haben völligen Besitz vom armen, unglücklichen Herzen. Sie verschanzen dasselbe gegen Gott, den rechtmäßigen Eigenthümer. Die Eroberung eines solchen Herzens ist ein großes Werk. Es erfordert ein Wunder — ein göttliches Wunder zu seiner Vollbringung.

2. Die sündige Menschenwelt. Sie gehört dem Herrn. Er ist ihr Schöpfer, Erhalter und Regierer. In Christo seinem Sohne ist er ihr Erlöser. Sie hat sich aber gegen ihren Herrn und Gott verschlossen. Keine reinmenschliche Macht kann diese Festung erobern. Sie ist verschanzt hinter Sitten, Mode, Selbstsucht, Vergnügungslust, Unglauben und Aberglauben. Der Herzog unsrer Seligkeit aber ist im Feld und führt das christliche Heer. Was den Menschen unmöglich ist, das wird er erzielen. Die Reiche dieser Welt werden endlich ihm zur Beute fallen.

II. Eine umzogene Stadt.

Die geistliche Bedeutung der Einnahme Jerichos finden wir zweifelsohne in den Worten des Apostels in 2 Cor. 10, 3—5, und Eph. 6, 12. Beide Stellen spielen ohne allen Zweifel auf das große historische Ereigniß unserer Lektion an. Wir haben also ebenso gewiß ein Jericho zu erobern, wie Josua und die Kinder Israel. Es gibt, bildlich geredet, auch Städte, welche wir im Glauben zu umziehen haben.

1. Das Jericho des eigenen Herzens.

Sind wir Gottes Kinder geworden, so haben wir die Aufgabe, den alten Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden in den Tod zu bringen. Der alte Mensch ist der Machtsitz des Gottes dieser Welt. Wir müssen durch die Gnade unsers Herrn denselben besiegen oder er besiegt uns und übergibt uns dem ewigen Verderben. Jeder junge Christ muß gegen das Jericho seiner alten Natur zu Felde ziehen. Er muß im Namen Gottes und in der Kraft des Herrn sich selbst nach Leib, Seele und Geist Gott darbringen zu einem Opfer.

2. Das Jericho der Nächsten. Diese sind Gott entfremdet. Sie müssen gerettet werden. Unter ihnen sind unsere unbekehrten Angehörigen. Dürfen wir sie sorglos dem Feinde preisgeben?

3. Das Jericho der Welt. Sie liegt im Argen. Aber der Meister befiehlt, daß wir in alle Welt gehen und das Evangelium aller Creatur predigen sollen. Die Halljahrsposaune des Evangeliums blasend, sollen wir sie umziehen. Die große Mission der Kirche findet ihre Verkörperung in den einheimischen und auswärtigen Missionsbestrebungen. Jedes Kind Gottes wird sich verpflichtet fühlen, auf die eine oder die andere Weise an dem Eroberungszuge des Heilandes durch die Welt Theil zu nehmen. Wer diese Verpflichtung nicht erkennt noch fühlt, der hat Christi Geist nicht und ist daher nicht sein.

III. Eine eroberte Stadt.

Der Autor des Ebräerbriefes sagt ausdrücklich: „Durch den Glauben fielen die Mauern zu Jericho." Josua und das Volk handelten im Glauben. Der Glaube war der Sieg, welcher Jericho überwand. Johannes schreibt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Nur durch den Glauben, der sich im Beten, Wirken und Geben offenbart, kann die Welt für Christum erobert werden. Ein solcher Glaube fordert:

1. Vollständigen Gehorsam. Der siebentägige Marsch um die Stadt und der siebenmalige Umzug am siebenten Tage war eine schwere Gehorsamsprobe. Es zeigte den Israeliten, daß Gottes Werk, um erfolgreich zu sein, einen vollständigen Gehorsam fordere. Die Siebenzahl hatte für sie die Bedeutung der Vollständigkeit. Auch heute noch fordert Gottes Werk Gründlichkeit. Ohne dieselbe kann's nicht gedeihen. Oberflächlichkeit führt nimmer zum Ziele.

2. Unermüdliche Beharrlichkeit. Zwölfmal haben sie die Stadt umzogen ohne die geringste Veränderung in der allgemeinen Lage wahrzunehmen. Beim dreizehnten Umzuge aber stürzten die Mauern wie Kartenhäuser im Sturme zusammen. Gott beantwortet nicht sogleich immer das erste Gebet. Er prüft unsern Glauben, unsern Ernst oft. Nur Beharrlichkeit im Gebet beweist, daß wir im Ernste sind. Er krönt nicht immer das erste Wort, den ersten Schritt mit Erfolg. Es nimmt zum Erfolge oft viele Worte, viele Schritte.

Für den Klassen-Unterricht.

Die Geschichte dieser Lektion wird die Kinder in einem hohen Maße interessiren. Man hebe jede Einzelheit recht lebhaft hervor. Man schildere: 1. Die verschlossene Stadt, ihre Lage, Mauern und gottlosen Bewohner. Was sie versinnlicht, nämlich das unbekehrte Herz, die unbekehrte Welt. 2. Den Heerfürsten, welcher Josua erschien. Die Befehle, welche er demselben gab. Er ist auch unser General. 3. Die Glaubensprüfung. Man zeige, wie diese dreizehn Umzüge um die Stadt den Glauben Josuas und des Volkes auf schwere Probe stellte. Man weise nach, wie Gott heute noch seiner Kinder Glauben prüft. 4. Den Sieg des Glaubens. Erläutert durch Jerichos Fall. Dann durch Beispiele aus der Jetztzeit.

Aus der Zeit.

Die Reihen der Helden, die den großen Unionskrieg gefochten, werden mit jedem Monate dünner. Jetzt ist auch der General Sheridan zu den Vätern versammelt.

Selten hat das Hinscheiden eines hervorragenden Mannes solche Kundgebungen von Liebe und Anhänglichkeit zur Folge gehabt, wie das Ableben dieses berühmten Generals. Die öffentliche Meinung fällte ein auffallend übereinstimmendes Urtheil der Anerkennung und der Verehrung, und zwar mit vollem Rechte.

Nach Grant und Sherman war es gewiß Sheridan, der durch seine kühnen Kriegsthaten die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, den oft sinkenden Muth der Unionisten neu belebte und Bedeutendes zum Enderfolg beitrug.

Aber es waren nicht blos seine Erfolge als Heerführer, die ihn dem Herzen des Volkes so nahe rückten, sondern seine Bescheidenheit, seine Aufrichtigkeit, sein persönlicher Magnetismus und das Gefühls-Element in seinem Wesen.

Für seine Soldaten sorgte er wie für seine Kinder. War etwas Eßbares aufzutreiben, so bekamen sie es zuerst — dann der Generalstab; mußten sie hungern, so wußten sie, daß ihr General auch hungerte und überwanden den Hunger. Kein Wunder, daß er von seinen Soldaten fast vergöttert wurde! Er hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihnen, und sie vertrauten ihm blindlings, weil sie dachten, er könne unmöglich einen Fehler begehen.

Eine Zeit lang war während des Krieges die Ansicht verbreitet, daß Sheridan nur ein tapferer Haudegen sei, der sich tolldreist, ohne Plan und Ueberlegung dem Feind entgegenwerfe. Diese Ansicht erwies sich bald als Irrthum, denn es stellte sich heraus, daß er seine Pläne mit größter Vorsicht entwarf und die bestmöglichste Kenntniß von der Beschaffenheit der Gegend, den Stellungen des Feindes und seiner Stärke zu erlangen suchte, ehe er losschlug.

War aber sein Plan gemacht — dann ging er mit aller Macht vorwärts und seine Siegesgewißheit theilte sich sofort seinen Offizieren und Truppen mit, die von ihm sagten, er habe sie nie zu einer Niederlage geführt.

Generl Sheridan ist von irländischer Abkunft und wurde in Somerset, Ohio, im März 1831 geboren. Seine Eltern waren arm und konnten nur wenig für seine Erziehung thun. Er verdiente bald sein Brod,

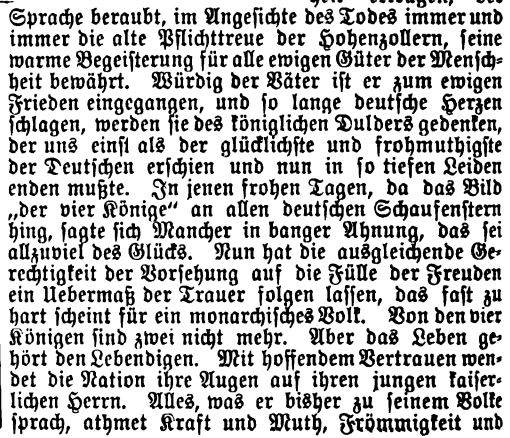
indem er in einem Dorfladen aushalf. Durch die Vermittelung seines Arbeitsgebers trat Sheridan in die Militair-Akademie zu Westpoint ein, graduirte 1853 ohne besondere Auszeichnung, und wurde als Lieutenant an den „Grenzen der Civilisation" im fernen Westen verwendet.

Im Rebellionskrieg zeichnete er sich bald aus, wurde schon zu Anfang des Jahres 1862 Oberst eines Michiganer Kavallerie-Regiments und erhielt im Dezember 1862 das Patent als Major-General. Seine Division kämpfte mit großer Auszeichnung bei Chatanooga (1863), und bald darauf wurde der General nach dem Osten berufen, um den Oberbefehl der Cavallerie der Potomac-Armee zu übernehmen. Hier erwarb er sich großen Ruhm und wurde namentlich durch seinen berühmten Winchester-Ritt sehr berühmt. Nach Sherman's Pensionirung wurde er 1883 Oberbefehlshaber der Ver. Staaten Armee.



General Philipp H. Sheridan.

Der berühmte Professor von Treitschke schreibt über Kaiser Friedrich in den „Preußischen Jahrbüchern" denkwürdige Worte: „Wie die Nation den vielgeliebten Prinzen kannte, hoffte sie zuversichtlich, daß er gleich dem Vater mit seinen Lebensaufgaben selber wachsen und als Herrscher sich ebenso kräftig zeigen würde, wie einst als Stellvertreter des Kaisers. Da brach das Unheil über ihn herein. Drei deutsche Aerzte, die Berliner Professoren Gerhard, von Bergmann, Tobold, erkannten zuerst das Wesen der Krankheit und sprachen die Wahrheit ohne Menschenfurcht aus, wie wir es von deutschen Gelehrten zu erwarten gewöhnt sind. Noch war Heilung möglich, wahrscheinlich sogar. Aber der rettende Entschluß blieb aus. Wer darf hier tadeln, da doch fast jeder Laie in gleicher Lage die gleiche Wahl getroffen hätte? Nunmehr ward der Kranke einem englischen Arzt ausgeliefert, der alsbald durch die Verlogenheit seiner Berichte den guten Ruf unsers alten, ehrlichen Preußen besudelte. In wachsender Angst begannen die Deutschen zu ahnen, dies theure Leben sei in schlechten Händen. Der Erfolg übertraf die ärgsten Befürchtungen. Als Kaiser Wilhelm die Augen geschlossen hatte, kehrte ein sterbender Kaiser heim, das hohe Erbe anzutreten. Die Größe der Monarchie, ihre Ueberlegenheit gegenüber allen republikanischen Staatsformen*) beruht wesentlich auf der wohlgesicherten, langen Dauer des fürstlichen Amtes. Ihre Kraft erlahmt, wo diese Sicherheit fehlt. Die Regierung des sterbenden Kaisers konnte nur eine traurige Episode der vaterländischen Geschichte werden, traurig durch die namenlosen Leiden des edlen Kranken, traurig durch das lügnerische Treiben des englischen Arztes und seiner unsauberen, journalistischen Spießgesellen, traurig durch die Frechheit der deutsch-freisinnigen Partei, die sich begehrlich an den Kaiser herandrängte, als ob er selber zu ihr gehörte, und einmal doch einen Erfolg, den Sturz des Ministers von Puttkamer, erreichte — während die monarchischen Parteien durch das Gefühl der Pietät, wie durch die Voraussicht des nahen Endes genöthigt wurden, ihre Stimme zu dämpfen. In solchen Tagen der Prüfung offenbaren sich alle Herzensgeheimnisse der Parteien. Wer es noch nicht wußte, der muß es jetzt begreifen, welch ein Sykophantenthum unter der Flagge des Freisinns sein Wesen treibt, und welch ein Gesinnungsterrorismus jeden freien Kopf mißhandeln würde, wenn diese Partei jemals an's Ruder gelangte, die zu unserm Glücke im ganzen Reiche nichts weiter hinter sich hat als die Mehrheit der Berliner, einzelne in die Politik verschlagene Gelehrte, die Kaufmannschaft einiger unzufriedenen Handelsplätze und die allerdings ansehnliche Macht des internationalen Judenthums. Doch hinweg mit diesen finsteren Bildern: die Geschichte ist über sie hinweggeschritten. Halten wir fest in ehrfurchtsvoller Erinnerung, was der schmerzensreichen Regierung Kaiser Friedrichs die sittliche Weihe gibt. Mit einem frommen Duldermuthe, dessen Größe wohl nur wenige Eingeweihte ganz ermessen, mit einer Heldenkraft, die allen Glanz seiner Schlachtensiege überstrahlt, hat er die Qualen seiner Krankheit ertragen, der



Sprache beraubt, im Angesichte des Todes immer und immer die alte Pflichttreue der Hohenzollern, seine warme Begeisterung für alle ewigen Güter der Menschheit bewährt. Würdig der Väter ist er zum ewigen Frieden eingegangen, und so lange deutsche Herzen schlagen, werden sie des königlichen Dulders gedenken, der uns einst als der glücklichste und frohmuthigste der Deutschen erschien und nun in so tiefen Leiden enden mußte. In jenen frohen Tagen, da das Bild „der vier Könige" an allen deutschen Schaufenstern hing, sagte sich Mancher in banger Ahnung, das sei allzuviel des Glücks. Nun hat die ausgleichende Gerechtigkeit der Vorsehung auf die Fülle der Freuden ein Uebermaß der Trauer folgen lassen, das fast zu hart scheint für ein monarchisches Volk. Von den vier Königen sind zwei nicht mehr. Aber das Leben gehört den Lebendigen. Mit hoffendem Vertrauen wendet die Nation ihre Augen auf ihren jungen kaiserlichen Herrn. Alles, was er bisher zu seinem Volke sprach, athmet Kraft und Muth, Frömmigkeit und



*) Dies ist die Ansicht des Herrn Professors, nicht die unsrige. Die Redaktion.

Gerechtigkeit. Wir wissen jetzt, daß der gute Geist der Wilhelminischen Zeiten dem Reiche unverloren bleibt, und schon in diesen ersten Trauertagen erlebten wir eine große Stunde deutscher Geschichte. In deutscher Treue schaarte sich unser gesammter Fürstenstand um seinen Kaiser und erschien mit ihm vor den Vertretern der Nation. Die Welt erfuhr, daß der deutsche Kaiser nicht stirbt, wer immer seine Krone tragen mag. Welch ein Wandel der Dinge seit den Zeiten, da die Höfe an jedem Neujahrstage ängstlich auf die Aussprüche des geheimnißvollen Cäsar an der Seine lauschten! Heute gedenkt die deutsche Thronrede mit keinem Worte mehr dieser Westmächte, die sich einst anmaßten, die Gesittung der Welt allein zu vertreten; denn mit unbelehrbaren Feinden läßt sich ebenso wenig rechten, wie mit zudringlichen, zweifelhaften Freunden. Mag Europa sich in Frieden an die Verschiebung der alten Machtverhältnisse gewöhnen, oder mag das deutsche Schwert nochmals aus der Scheide fahren zur Sicherung des Gewonnenen: für beide Fälle hoffen wir gerüstet zu sein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird dies große Jahrhundert, das als ein französisches zu beginnen schien, als deutsches Jahrhundert enden: durch Deutschlands Gedanken und Deutschlands Thaten wird die Frage gelöst, wie sich eine starke, überlieferte Staatsgewalt mit den berechtigten Ansprüchen der neuen Gesellschaft vertragen könne. Einmal doch muß die Zeit kommen, da die Völker fühlen, daß die Schlachten Kaiser Wilhelms nicht blos den Deutschen ein Vaterland geschaffen, sondern auch der Staatengesellschaft eine gerechtere, vernünftigere Ordnung gegeben haben. Dann wird sich erfüllen, was ein Emanuel Geibel dem greisen Sieger zurief:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen!“

Kaiser Wilhelm's Rundreise ist ein so gutes Stücklein ächter Diplomatie als wir es in jüngster Zeit gesehen haben. Ob wohl der Meister Bismarck dahinter steckt?

Der Kaiser ist jung und energisch—warum sollte er nicht zum Russen gehen und sein Compliment machen? Hilft's nichts, so schad't's nichts. Auch hat es gewiß nichts verschlagen, daß der junge Monarch beim Schweden und Dänen angeklopft hat. Und wenn er noch Oesterreich und Italien und am Ende gar zum Papst geht, so dienen alle diese Gänge höheren Zwecken und sind dazu geeignet, den Frieden zu erhalten. Der große Staatenlenker Bismarck bleibt zwar zu Haus, vielleicht deßhalb, um immer etwas in Reserve zu haben—aber von der Ferne wird der gewaltige Mensch wohl scharf „ausgelugt“ haben.

Jeder Deutsche ist wohl durch die Resignation des General-Feldmarschalls von Moltke tief berührt worden. Mit seinem Namen verbindet sich der Sieg der deutschen Heere und die Größe Deutschlands so eng, daß man unwillkürlich frägt, wie wird es gehen, wenn Moltke nicht mehr lenkt und leitet!

Freilich hat er selbst dafür gesorgt, daß es an tüchtigen Nachfolgern nicht fehlt und eine ganze Reihe der besten Offiziere ausgebildet; aber so ein Gefühl des Unbehagens bleibt doch, wenn ein so großer Mensch vom aktiven Dienst zurücktritt.

Die Zeitungsschreiber knüpfen an diesen Rücktritt wiederum allerlei Prophezeihungen und Spekulationen. Waldersee, der Nachfolger Moltke's, sagen sie, sei durch Ränke, die Hofdamen am Berliner Hofe geschmiedet, in die jetzige Stellung eingerückt. Waldersee sei für Krieg, seine Erhebung ein Sieg der Kriegspartei, und es werde nun bald losgeschlagen werden rc. rc.

Alles das ist Larifari. Waldersee ist höchstwahrscheinlich nach Moltke der Fähigste, und deßhalb erhielt er die hohe und äußerst verantwortliche Stelle. Graf Waldersee ist bekanntlich auch derjenige, in dessen Hause vor nicht gar langer Zeit eine Versammlung im Interesse der Stadtmission gehalten wurde, an welcher sich auch der jetzige Kaiser betheiligte. Und schon diese Thatsache zeugt dafür, daß der Graf kein rücksichtsloser Kriegsparteimann ist.

Die Civildienstreform, für die man sich von Präsident Cleveland so viel versprach, ist zum Humbug geworden. Der Präsident hat es anfänglich wohl ganz aufrichtig damit gemeint. Aber er mußte bald rechtsumkehrt machen, wenn er es mit seiner Partei nicht verderben und für einen zweiten Termin nominirt werden wollte. Die Professions-Politiker sind stracks gegen jede Reform im Beamtendienst. Sie halten an dem alten Wort fest: „Dem Sieger gehört die Beute.“ So lange wir aber in allen Theilen der Verwaltung nicht ganz zuverlässige Beamte haben, die bestimmt wissen, daß ehrliche Pflichterfüllung ihnen das Amt erhalten und sie zur Beförderung bringen wird, und daß Schlendrian und Untreue im Amt Entlassung zur Folge hat, mögen Republikaner oder Demokraten am Ruder sein: so lange werden andere Reformen öfters gar wenig nützen, denn es fehlen die ehrlichen, treuen Hände zur Ausführung.

Die Kriegstrompeten sind verstummt. Was sie doch alles „getrompetet“ haben—die Kriegsmacher — in den letzten Jahren! Es müsse Krieg geben; es werde gewiß Krieg geben — wenigstens im Spätjahr, im Frühjahr im Winter, länger könne der Friede in Europa nicht mehr erhalten bleiben, denn die Zustände seien unausstehlich.

Und doch wurde mit der Hülfe Gottes und dem Rathe kluger Menschen der Friede erhalten; die Zustände waren immer noch zu tragen und die Kriegspropheten sind zu Schanden geworden.

Die Haus- und Herd-Chronik hat in all diesem Kriegslärm immer am Frieden festgehalten, und sagt jetzt voraus, daß höchst wahrscheinlich auf manches Jahr hinaus kein allgemeiner Krieg in Europa ausbrechen wird, das heißt, wenn Gott das Leben des Fürsten Bismarck erhält.

Blaine hat alle diejenigen, die ihm nachsagten, seine Weigerung, die Präsidentschafts-Candidatur anzunehmen, sei eiteles Spiel—nicht nur zu Schanden gemacht, sondern bewährt sich auch jetzt, nach seiner Rückkehr von Europa, als Mann, indem er für seine Grundsätze eintritt und mächtige Reden zu Gunsten des Schutzzolles hält.

Daß Dakota bis heute noch nicht in den Bund der Staaten aufgenommen worden, sondern immer noch als Territorium verwaltet wird, ist eine Schande und Folge elendiglicher Parteiklepperer.

Der Bundessenat hat schon zweimal Maßnahmen passirt, denen gemäß das Territorium als Staat aufgenommen werden kann. Aber das Repräsentanten-Haus hat die Aufnahme jedesmal verweigert. Triftige Gründe liegen für solche Verweigerung nicht vor, denn der Einwohnerzahl, dem Geschäft, und der Bildung seiner Bevölkerung gemäß gehört Dakota in die Reihe der Staaten und es ist sehr demüthigend, daß die Parteiklepperei in diesen erleuchteten Ver. Staaten größer ist als der Sinn für Gerechtigkeit.

Im Schatten.

Die größte Uhr der Welt. Der Ruf, die größte Uhr der Welt zu sein, dürfte unstreitig dem Stundenmesser auf dem Westminsterthurme in London gebühren. Diese Uhr treibt die Zeiger von vier Zifferblättern, von welchen jedes 22 Fuß 6 Zoll (englisch) im Durchmesser hat (d. i. nach deutschen Maßen: 6,85 m), schlägt die vollen Stunden auf einer Glocke, welche 13½ Tonnen wiegt, und zeigt die Viertelstunden auf vier kleineren Glocken an, welche zusammen ein Gewicht von 8 Tonnen ausmachen.

Die Westminsteruhr ist berühmt wegen ihres mit wunderbarer Genauigkeit fungirenden Werkes. Innerhalb 134 Tagen zeigte sie im vergangenen Jahre gegen die astronomischen Zeitmesser auf der Londoner Sternwarte eine Differenz von nur vier Sekunden, das wäre im Monat nur eine einzige Sekunde. Siebzehn Tage ging sie überhaupt ohne jede merkliche Abweichung. Das Pendel der Uhr ist 15 Fuß (4,57m) lang, und die Gewichte repräsentiren eine Schwere von 700 Pfund (über 8 Centner). Ersteres ist so zusammengesetzt, daß es bei den verschiedensten Temperaturen, bei der größten Hitze und strengsten Kälte, die gleiche Wirkung hat: es besteht aus Eisen und Zink. Die größere Expansion des Zinkes beim Steigen der Temperatur hebt die geringere Ausdehnung des Eisens bei zunehmender Wärme auf und umgekehrt.

Das Gewicht, welches die Zeiger treibt, ist verhältnißmäßig von geringer Schwere, es wiegt nur 150 Pfund. Es durchläuft eine Strecke von 200 Fuß (60,7 m) und ist genügend, die Uhr 8 Tage lang im Gange zu erhalten. Es wird jede Woche aufgezogen. Die Schlaggewichte sind bedeutend schwerer; so wiegt der Hammer, welcher an die große Glocke, die unter dem Namen "Big Ben" — der große Benjamin — bekannt ist, schlägt und eines der Gewichte bewegt, allein über 4½ Centner. Die Schlaggewichte können ebenfalls eine Strecke von 200 Fuß herabgehen, durchlaufen aber den Weg in der Hälfte der Zeit, welche das andere Gewicht, das die Zeiger bewegt, braucht, müssen demnach zweimal die Woche aufgezogen werden. Die Uhr schlägt mit der größten Präzision, ihr erster Schlag zeigt die Greenwicher Normalzeit an. Die Zeit wird stündlich nach dem königlichen Observatorium zu Greenwich gemeldet, damit die Beamten desselben das richtige Gehen der Uhr controliren können. Die Westminsteruhr ist im Jahre 1859 aufgestellt worden. Nur alle vier Jahre wird sie einer Reinigung unterzogen, und erst 1886 ist sie zum erstenmal wieder auseinandergenommen, wobei nur die Räder, welche zum Aufziehen der Gewichte stark in Anspruch genommen werden, einer Reparatur bedürftig gefunden wurden.

Die Zifferblätter haben, wie schon gesagt, einen Durchmesser von 6 Meter 85 Centimeter, d. i. einen Umfang von über 21 Meter 50 Centimeter, die Striche oder Punkte, welche die Minuten angeben, sind demnach etwa 35 Centimeter von einander entfernt. Die Spitze des Minutenzeigers hat jeden Tag einen Weg von 516 Meter, jedes Jahr von 189,850 Meter, das sind ungefähr 26 geographische Meilen, zu durchlaufen. Dieser Zeiger hat somit vom Jahre 1859 bis auf den heutigen Tag eine Wegstrecke von über 754 geographischen Meilen zurückgelegt, d. i. den siebenten Theil um die ganze Erde.

Ein Ferkel die Ursache des Krieges von 1812.— Willis J. Abbot schreibt in St. Nicolas.: Zwei Einwohner von Providence, R. J., geriethen in einen recht unangenehmen Wortwechsel wegen der Grenzverletzungen seitens eines Ferkels, das dem Einen von beiden gehörte. Der geschädigte Theil besaß einen hübschen Garten, in welchem er seine Mußestunden mit Jäten, Pfropfen und Umpflanzen von Blumen und Gemüsen, an denen er seine Freude hatte, zu verbringen pflegte. Oft jedoch, wenn er Abends den Garten betrat, wurden seine Ohren begrüßt mit einem Grunzen und Rauschen, und dann konnte er sehen, wie die dicke Gestalt von seines Nachbars Schweinchen in eiliger Flucht den Garten verließ, in welchem es den ganzen Tag ruhig gewühlt hatte.

In tiefem Aerger suchte der Gartenbesitzer seinen Nachbar auf und beklagte sich über die häufigen Besuche des Ferkels, zugleich darlegend, daß, wenn man nur ein wenig Zeit auf die Reparatur des Stalles verwenden wolle, dem Thiere seine Neigung zum Herumschweifen benommen werden könne. Darauf erwiderte aber der Eigenthümer des Schweines, daß, wenn der Nachbar nur selber seine wackeligen Zäune in Stand halten wolle, das Ferkel seiner täglichen Erholung nachgehen könne, ohne in Versuchung zu gerathen, und der Garten würde alsdann nicht gefährdet werden.

Infolge wiederholter Unthaten von seiten des Schweines brach endlich das glimmende Feuer der Zwietracht in die Flammen offener Feindschaft aus. Die Krisis kam. Der Inhaber des Gartens stand eines Morgens ungewöhnlich früh auf und fand das Ferkel vergnügt schmatzend in einem kostbaren Beet von Tulpenzwiebeln. Da hielt er nicht länger an sich. Eine Heugabel ergreifend, die gerade zur Hand lag, stieß der erzürnte Gartenbesitzer die scharfen Zinken dem unglücklichen Thier in den Leib und trug den tödtlich gespießten Körper zum Stall, wo ihn ein oder zwei Stunden später der Eigenthümer, starr vor Wuth, entdeckte. Seitdem bestand zwischen den beiden Nachbarn ein Kampf bis auf's Messer.

Indeß was hat dies Alles zu thun mit dem Kriege von 1812? Die Antwort ist einfach. Beide Nachbarn gehörten zu der politischen Partei der Föderalisten.

Trotz aller Beleidigungen, welche Großbritannien den Ver. Staaten zufügte, indem Matrosen gepreßt, amerikanische Fahrzeuge auf hoher See angehalten wurden und jede mögliche Unbill wider die Flagge der Vereinigten Staaten verübt ward, blieben die Föderalisten England freundlich gesinnt und bekämpften jeden Antrag auf Kriegserklärung.

Die demokratische Partei jedoch verlangte heftig den Krieg, und als die britische Bedrückung immer unerträglicher wurde, wuchs die Stärke der Demokraten. So geschah es, daß der Wahlbezirk, in welchem die beiden Nachbarn wohnten, fast gleich getheilt war zwischen Demokraten und Föderalisten, doch hatten die Letzteren bei der Wahl immer den Sieg davongetragen. Aber in 1811 war der Gartenbesitzer Legislatur-Kandidat auf der Liste der Föderalisten. Sein Nachbar hatte immer für diese Liste gestimmt; nun aber, da sein Herz erfüllt war mit dem bittern Gedanken an den Tod seines Ferkels, gab er seine Stimme den Demokraten. Als die Wahlzettel ge-

zählt wurden, fand sich's, daß die Demokraten mit einer Stimme Majorität gesiegt hatten.

Der neuerwählte Gesetzgeber nahm seinen Sitz ein. Seine erste Aufgabe war für einen Senator zu votiren. Er stimmte für den Kandidaten der Demokraten, welcher gleichfalls mit einer Mehrheit von einer Stimme gewählt wurde. Als dieser Senator in den Senat der Ver. Staaten eingetreten war, stand die Frage, ob Krieg mit England, zur Verhandlung, und nach einer langen und heftigen Diskussion kam's zur Abstimmung. Die Demokraten stimmten für Krieg, die Föderalisten dagegen. Das Resultat der Abstimmung war die Kriegserklärung—wiederum mit einer Stimme Majorität.

Etwas über das Borgen. „Hier ist Briefpapier," sagte eine Frau zu mir, „das ich einzig und allein zum Verborgen gekauft habe. Es ist vollkommen so gut wie das, was ich zurückerhalte, und besser als das, was ich für mich selbst gebrauche." „Hier ist ein Napf voll Thee," sagte eine andere, „den ich an meine Nachbarin verleihe. Alle Augenblicke kommt sie, um ein wenig Thee zu borgen, da sie zufällig den letzten Rest verbraucht habe. Wenn sie ihn zurückbringt, decke ich ihn sorgfältig zu und setze ihn beiseite, bis sie wieder zum Borgen kommt. Auf diese Weise hebt sie ihren Thee bei mir auf. Doch sonderbar, mit jedem Male wird der Thee weniger."

Das Borgen ist eine häßliche Gewohnheit. Warum kann man sich denn nicht bei Zeiten das Fehlende anschaffen? Fürwahr, es verräth wenig Ordnungssinn. Und was nicht alles geborgt wird! Nähnadeln, Faden und Scheere, Dinte und Feder, Pferd und Wagen, Möbel 2c.

Das Wort des Herrn: „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will," deuten manche wörtlich; sie meinen, wir müßten jedem borgen, was er nur borgen will. Wie wir aber mit unserm Allmosengeben dem Bettel und der Faulheit nicht Vorschub leisten sollen; so sollen wir uns hüten, daß wir nicht durch unüberlegtes Borgen der Lüderlichkeit eine Prämie geben. Der gewohnheitsmäßige Borger ist eine Landplage. Und wenn wir ihm immer aushelfen, macht es ihn nur noch unverschämter und leichtsinniger.

Es ist schwer, einen Unterschied zwischen einem Diebe und einem gewohnheitsmäßigen Borger herauszufinden. Er raubt dir deine Zeit, wenn du ihm die Sachen holst und wenn du sie wieder fortstellst. Er nützt deine Bücher ab, er verbraucht dein Handwerkszeug. Wenn er es holt, ist es scharf und in Ordnung, wenn er es zurückbringt, ist es stumpf und häufig beschädigt, von Schadenersatz ist jedoch bei ihm keine Rede. Mit seiner Unverschämtheit verdirbt er dir manchen Tag. Und was bietet er als Ersatz? Nichts.

Die verdrießlichsten Borger sind wohl die, welche ihren Ueberschuß an Geld für Luxusartikel ausgeben, und dann die kleinen Nothwendigkeiten des Lebens andern abborgen. Es gibt Frauen, die kaufen sich Bänder und Spitzen und Pomaden, und dabei haben sie ihren Nähkorb so schlecht versorgt, daß sie beständig Stecknadeln, Nähnadeln, Faden, Knöpfe 2c. borgen müssen. Es gibt Männer, die feine Cigarren rauchen und dabei ihren Bekannten Schreibmaterial, Regenschirme, Schuhwichse abborgen, betteln wäre das richtigere Wort.

Wie kann man sich solche Leute vom Halse schaffen? Dadurch, daß man entweder ihnen das schenkt, was sie borgen wollen, oder, daß man auf der Stelle von ihnen etwas borgt, daß sie werthschätzen und nicht gerne hergeben. Thue es um ihretwillen. Solche Borger haben selten etwas, das sie gerne verborgen.

Selbstverständlich ist hier nicht nachbarlicher Austausch gemeint, dies sind Gefälligkeiten, worauf wir alle mehr oder weniger angewiesen sind; doch dies ist ein Austausch und der Nutzen ist gegenseitig.

Kaiser Wilhelm und sein Diener. Kaiser Wilhelm litt einst an einer starken Erkältung. Fürsorglich hatte sein Leibarzt außer der lindernden Medizin noch einen Thee verschrieben, welcher in der Nacht jeden Hustenreiz beschwichtigen sollte; der Kammerdiener war von ihm angewiesen, wie viel des Getränks dem Patienten bei jedem neuen Hustenanfall gewärmt und dann gereicht werden sollte. Als der Leibarzt seinen Morgenbesuch machte, berichtete schon im Vorzimmer der alte, treue Kammerdiener voller Freude: „Seine Majestät haben eine ruhige Nacht gehabt." Befriedigt trat der Arzt in das Schlafzimmer des Kaisers, aber ein Blick auf dessen müde Züge und ein zweiter auf die geleerte Theekanne brachten ihm Zweifel, ob es mit der eben gehörten Kunde auch seine Richtigkeit habe. Jedoch der Kaiser selbst beantwortete die unausgesprochene Frage, indem er sagte: „Ich habe viel gehustet und wenig geschlafen" —und dem Blick des Arztes folgend, fügte er hinzu: „Ich habe mehrere Mal den Thee genommen, aber ich mochte nicht klingeln, der alte Mann muß doch auch seine Ruhe haben, so habe ich den Trank allein auf der Spiritus-Lampe gewärmt."

Offene Post.

Fragekästchen. „Warum eröffnet Haus und Herd kein Fragekästchen?"

Also wurden wir schon öfters gefragt. Das Haus und Herd-Fragekästchen ist schon 15 Jahre lang offen, und zwar, wie gleich Anfangs gesagt wurde — in der **Offenen Post.** Hier sind im Laufe der Zeit auch schon gar manche Fragen beantwortet worden, und alle Fragen, die künftig eingesandt werden, sollen beantwortet werden.

Nur ist zu vermerken, daß zu einem interessanten Fragekästchen sowohl interessante Fragen als gute Antworten gehören. Wenn, wie es manche Redakteure machen — die Fragen und die Antworten in der Redaktionsstube fabricirt werden, so entsteht ein gar jämmerliches Fragekästchen, dem man das Erzwungene schon von Weitem ansieht. Entstehen aber die Fragen bei den Lesern, und handeln dieselben über interessante, wichtige

Themata, so wird das Fragekästchen interessant. Solche Fragen sollen Haus und Herd willkommen sein, und wenn wir sie etwa nicht selbst meistern können, so senden wir sie zu Fachleuten, welche die richtigen Antworten zu geben vermögen.

Unser Verlag bietet auch dieses Jahr allen neuen Abonnenten (für 1889) die Oktober, November und Dezember Nummern von 1888 mit in den Kauf an. Dieses liberale Anerbieten sollte manche Freunde veranlassen, es mit einer Jahres-Subscription auf Haus und Herd zu versuchen. Unser Magazin bietet Jung und Alt sehr viel; es bringt prächtige Stahlstiche, und sehr hübsche Holzschnitte die Menge; es sorgt für Erbauung, Belehrung und Unterhaltung; es gibt den Sonntag-Schullehrern so gut bearbeitete Lektionen wie sie irgendwo zu finden sind. Zudem ist es sehr billig, wenn man bedenkt, daß ein Jahrgang 672 Seiten enthält und daß Material und Druck erster Klasse sind.

Preisausschreiben für gute Original-Erzählungen. Haus und Herd möchte noch mehr Talente wecken und noch mehr tüchtige Mitarbeiter auffinden, deßhalb macht die Redaktion folgendes liberale Anerbieten für gute Original-Erzählungen:

Erste Klasse — 2500 bis 3000 Worte.

1. Für die beste Erzählung	$40.00
2. Für die zweitbeste	20.00

Zweite Klasse — 4500 bis 6000 Worte.

1. Für die beste Erzählung	$50.00
2. Für die zweitbeste	25.00

Dritte Klasse — 6500 bis 9000 Worte.

1. Für die beste Erzählung	$60.00
2. Für die zweitbeste	30.00

Bedingungen.

1. Die Arbeiten müssen bis längstens den 15. November 1888 eingesandt sein.
2. Die Tendenz der Erzählung muß zu derjenigen unseres Haus und Herd passen.
3. Das Material soll dem amerikanischen, und womöglich dem deutsch-amerikanischen Leben entnommen sein.
4. Das Manuscript ist mit irgend welchen Buchstaben oder einem fingirten Namen zu bezeichnen, während der Name und die Adresse des Verfassers, nebst der Ziffer des Manuscripts in einem Briefumschlag beizulegen ist. Auch wird gebeten, die Klasse anzumerken, zu welcher die Erzählung gehört.
5. Drei competente Preisrichter werden über die Arbeiten entscheiden, und das Honorar wird sofort nach Annahme ausbezahlt, während die nicht angenommenen Erzählungen an die betreffenden Verfasser zurückgesandt werden.

Nicht allzuoft sich hören lassen. Drei Mitglieder eines jugendlichen, literarischen Vereins hatten kürzlich eine Diskussion darüber, auf welche Weise es einem Redner gelingen könne, die Aufmerksamkeit und die Sympathie der Zuhörer zu gewinnen und zu erhalten, und kamen endlich überein, diese Frage Haus und Herd vorzulegen.

Die Frage ist viel bedeutender und umfangreicher, als man auf den ersten Blick meint. Wir wollen uns jedoch darauf beschränken, daß die Fragesteller nur das Reden in einem Debattirklub, in einer Convention rc. im Auge haben und sagen, da ist nothwendig, daß man etwas zu sagen hat, und daß man es kurz und—auf fesselnde Weise sagt. Es gehört aber auch noch etwas dazu, wenn man die Aufmerksamkeit der Zuhörer in solchen Versammlungen erhalten will, nämlich — daß man sich nicht allzuoft hören läßt!

Es ist fast wunderbar, wie alltäglich und unbequem selbst ein interessanter Redner mit guter Stimme werden kann, wenn er immerdar, und ohne auch nur eine Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, das Wort ergreift und uns mit seiner Weisheit überschüttet.

Da war z. B. einer, der in der Debatte ausgezeichnet ist, Mitglied der letzten General-Conferenz. Er sprach über jede Frage, hatte über alles wenigstens einen orakelhaften Ausspruch, wenn auch kein Argument, und—er sprach immer gut. Anfänglich lauschte die ganze Versammlung mit Ohr und Aug'. Nach und nach verlor sich das Interesse, obwohl der Betreffende, so gut sprach, wie am Anfang. Und endlich sagte man sich, wenn er zum Wort kam: „O, daß ist wieder der X., der kann eben nicht schweigen" — griff zur Zeitung und ließ den berühmten X. reden.

Also — nebst anderm mögen sich die Freunde auch merken, nicht allzuoft das Wort zu ergreifen.

Man verschone Haus und Herd doch mit **abgeschriebenen** Einsendungen. Wir publiziren meistens Original-Artikel und gute Bearbeitungen aus andern Sprachen. Wenn Haus und Herd hie und da einen Nachdruck aus andern Schriften bringt, so geben wir die Quelle an. Wie nun manche Schreiber dazu kommen, uns Abschriften aus Büchern und Zeitschriften zu senden, dies ist uns einfach unerklärlich. Diese Schreibübungen werden gewöhnlich schon in der Redaktionsstube erkannt und wandern mit einem—„was glauben denn die Leute" — in den Papierkorb.

Da man aber in einer Redaktionsstube nicht alles wissen kann, so ist es schon einige Mal vorgekommen, daß solch abgeschriebenes Zeug in Haus und Herd unter falschem Namen gedruckt wurde. Der eine oder der andere unserer intelligenten Leser entdeckt dies jedoch und berichtet an uns. Es gibt eben in diesem „wilden" Amerika sehr viele belesene Menschenkinder und eine Menge deutscher Bücher und Zeitungen. Auch geht Haus und Herd nach Deutschland, der Schweiz, nach Oesterreich und andern Ländern und kürzlich sind wir von „über dem Meer" auf eine solche Schreiberei aufmerksam gemacht worden.

Kernige, gut geschriebene und interessante Original-Sachen und Bearbeitungen aus andern Sprachen sind, sofern sie zu der Richtung unseres Magazins passen, in der Haus und Herd-Stube sehr willkommen und werden anständig honorirt; aber — noch einmal—man verschone uns mit abgeschriebenem Zeug!

Angenommene Artikel. Ein Besuch bei einem deutschen Sangesmeister. — Ein Stückchen vom alten Fritz. — Kann und wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit friedlich geschlichtet werden?—Leben und Dichtung. — Kansas. — Des alten Geigers Schwanenlied. — Ende gut, alles gut. — Aus schönen Jugendtagen auf der amerikanischen Farm. — Die Nachfolge Christi. — Der erste Christbaum in Neu England. — Wann soll die Erziehung eines Kindes beginnen? — Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.—Bescheidenheit. —Zwei christliche Tugenden. — Die Nonne von Kent. —Die große amerikanische Wüste.—Ein Sittenlehrer des 15. Jahrhunderts. — Der große Nordwesten der Ver. Staaten.—Deutschland sonst und jetzt.



PAINTED BY A. D. SHATTUCK N. A. ENGRAVED BY R. HINSHELWOOD

AMERIKANISCHE FARM

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechzehnter Band. November 1888. Elftes Heft.

Aus schönen Jugendtagen auf der amerikanischen Farm.

Für Haus und Herd von Gregorius.

Hierzu der Stahlstich.

„Ihr Städter, sucht ihr Freude,
So kommt auf's Land heraus!
Seht, Garten, Feld und Waide
Umgrünt hier jedes Haus!
Kein reicher Mann verbauet
Uns Mond und Sonnenschein;
Und Abends überschauet
Man jedes Sternelein.

Uns singt das Vöglein Lieder;
Uns rauscht die blaue Fluth;
Uns schwirrt des Hof's Gefieder
Umringt von junger Brut, —
Die Arbeit aber würzet
Dem Landmann seine Kost,
Und Muth und Freude kürzet
Die Müh' und Hitz' und Frost."

Claudius.



Der Farmer in seinem Feld.

Du liebes Haus und Herd, erlaube mir, dich auch einmal hinauszuführen in das deutsche Landleben und dir einige Bilder zu malen aus meiner Jugendzeit auf der amerikanischen Farm. Vielleicht gestattest du mir einleitenderweise die Bemerkung, daß ich als elfjähriger Knabe durch die Hand der göttlichen Vorsehung aus einer Großstadt in den Hinterwald geführt wurde, wo ich mit den primitivsten Verhältnissen des amerikanischen Landlebens vertraut wurde, und dasselbe in seinen verschiedensten Beziehungen kennen lernte, — bis Gott und die Kirche mich rief, die frohe Botschaft der Erlösung auf Landbezirken und in Großstädten zu verkündigen. Was ich daher in diesem Artikel über Stadt- und Landleben sagen werde, ist der persönlichen Beobachtung, sowie der eigenen Erfahrung entnommen.

So oft ich einen Jüngling auf dem Lande treffe oder von einem höre, der mit dem stillen Landleben unzufrieden geworden ist und sich nach der Großstadt sehnt, — kann ich nicht umhin, denselben im Stillen zu bedauern. Wüßte er die vielen Vorzüge, die ihm in einer christlichen Nachbarschaft auf dem Lande geboten werden, recht zu schätzen, wäre er im Stande, die Vortheile und Nachtheile des Stadt- und Landlebens einander gegenüber zu stellen und abzuwägen, hätte er einen richtigen Begriff von den Versuchungen und Gefahren, die den jungen Männern, namentlich aus dem Lande, in der Großstadt drohen, so würde er sich wohl zweimal besinnen, ehe er zum Umzug aus dem Lande in die Stadt bereit wäre. Auf der andern Seite kommen alljährlich viele Einwanderer in unser freies, gesegnetes Amerika mit dem einzigen Gedanken, sich in der Großstadt niederzulassen. Unsere Städte sind fast ohne Ausnahme mit Arbeitskräften überfüllt, während nach jeder Himmelsgegend hin Tausende, ja Millionen Acker des besten Landes brach liegen, die in wenigen Jahren den Fleiß und die selbstverleugnende Arbeit des Landmannes mit reichlichem Ertrag der bestellten Felder lohnen würde. Der unzufriedenen, nach der Stadt sich sehnenden Landjugend, sowie der arbeitslosen Menge, welche in den Städten ihren Lebensunterhalt kaum zu verdienen wissen, und die mit der Zeit doch noch auf das Land müssen, seien diese Zeilen geweiht. — Mögen Erstere durch das Lesen derselben mit ihrer Stellung auf dem Lande zufriedener werden und Letztere die unnöthige Angst, daß auf dem Lande zuletzt doch Alles in die Brüche geht, verlieren, und sich mit dem Gedanken, durch den Landbau eine Zukunft für sich und ihre Nachkommen zu sichern, völlig aussöhnen!

Fern sei es von mir, das amerikanische Farmleben auf Unkosten der Stadt herausstreichen zu wollen. 'S ist nicht Alles Glück und Sonnenschein auf dem Lande, denn auch hier, wie überall, wechselt sich das Licht mit dem Schatten. Es war gewiß ein vernünftiger Rath, den Horace Greely vor 25 Jahren dem jungen Manne gab: "Young man, go west and grow up with the country!" Diesen Rath aber zu befolgen, heißt sich jedenfalls großer Selbstaufopferung und schwerer Arbeit zu unterziehen; es heißt, oft jahrelang zu harren, bis sich die Gegend, in welcher man sich niedergelassen hat, wirklich entfaltet und aufblüht. Nach überstandener Prüfung aber ist es auch etwas Großes, zurückblicken zu können auf die vergangenen Jahre und vielen Erfahrungen, und sich's bewußt zu sein, daß man ein leitender Faktor mitgewesen ist im Aufbau einer christlichen Communität, und das Wort Gottes buchstäblich erfüllt zu sehen: „Aber die Einöde soll blühen, wie ein Garten, und wo es zuvor wüste gewesen ist, sollen Brunnen quellen."



Stallung und Hof.

Was auch immer zu Gunsten des Stadtlebens und der öffentlichen Aemter gesagt werden mag,

so viel steht fest, daß das Landleben die reinsten Freuden bietet. Es ist schön, bei Arbeit und Sparsamkeit selbst den Bau der Heimath aufzuführen, Haus und Garten, Stallung und Hof und die ganze Umgebung so zu gestalten, wie es dem eigenen Geschmacke am Besten entspricht. Es ist schön, unter dem Schatten der Bäume zu ruhen, welche die eigene Hand gepflanzt hat, und die Früchte des Gartens und der Felder am ersten zu genießen. Es ist schön, nach schwerer Arbeit am heißen Mittage nach Hause zu kommen, in die Milchkammer zu gehen und sich an der frischen Buttermilch gütlich zu thun. Es ist Verkauf für theures Geld. Es ist schön, am langen Winterabend am warmen Feuerheerd zu sitzen und der lieben Familie aus der Kirchenzeitung, aus Haus und Herd, oder andern nützlichen Schriften durch Vorlesen eine angenehme Unterhaltung zu bereiten. Ja, es ist schön, einen ruhigen Lebensabend auf dem Lande zu genießen, von Kind und Kindeskind umgeben, die in die Fußstapfen des Vaters treten, seinen Lauf vollenden um heimzugehen in das himmlische Paradies! Kein Wunder, daß der verstorbene Ex-Präsident, Martin van Buren, seinen letzten Willen und Testament folgendermaßen

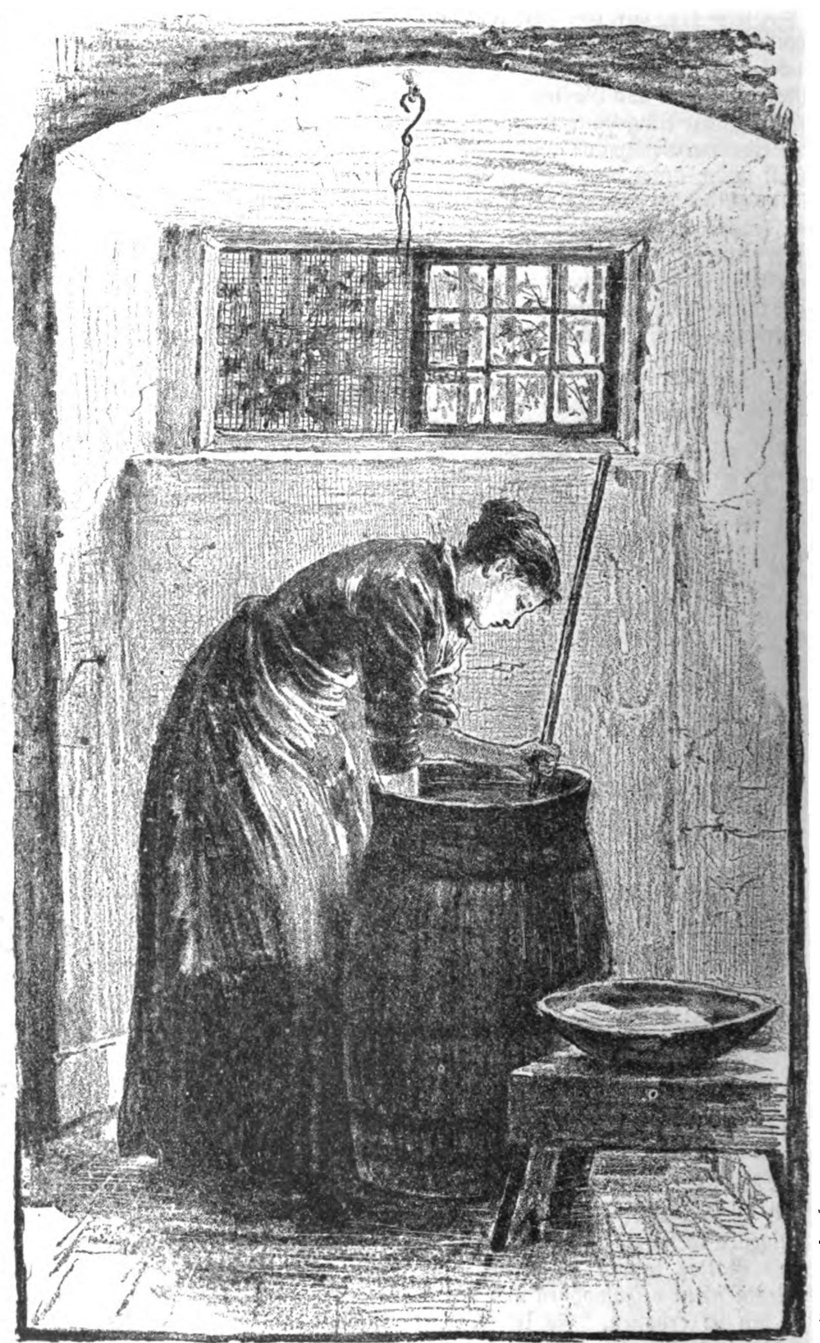


Heimkehr.

schön, in ländlicher Stille am Tage des Herrn im eigenen Gefährt, mit Weib und Kindern zum Hause Gottes fahren zu können, den schönen Gottesdiensten beizuwohnen und mit Gotteskindern sich zu erbauen. Es ist schön, die Viehheerde auf die Waide zu führen und sich an den behenden Sprüngen der jungen Lämmer und Füllen zu ergötzen. Es ist schön, die Scheune mit duftendem Heu zu füllen, oder draußen auf der Wiese einen Heustock an den andern in kuppelartiger Form an einander gereiht zu haben zur Fütterung während des Winters oder zum einleitete: „Ich, Martin van Buren, aus dem Dorfe Kinderhook, N. Y., ehe diesem Gouverneur dieses Staates und kürzlich Präsident der Vereinigten Staaten, aber das letzte und glücklichste Jahr meines Lebens ein Bauer in meinem Dorf!" —

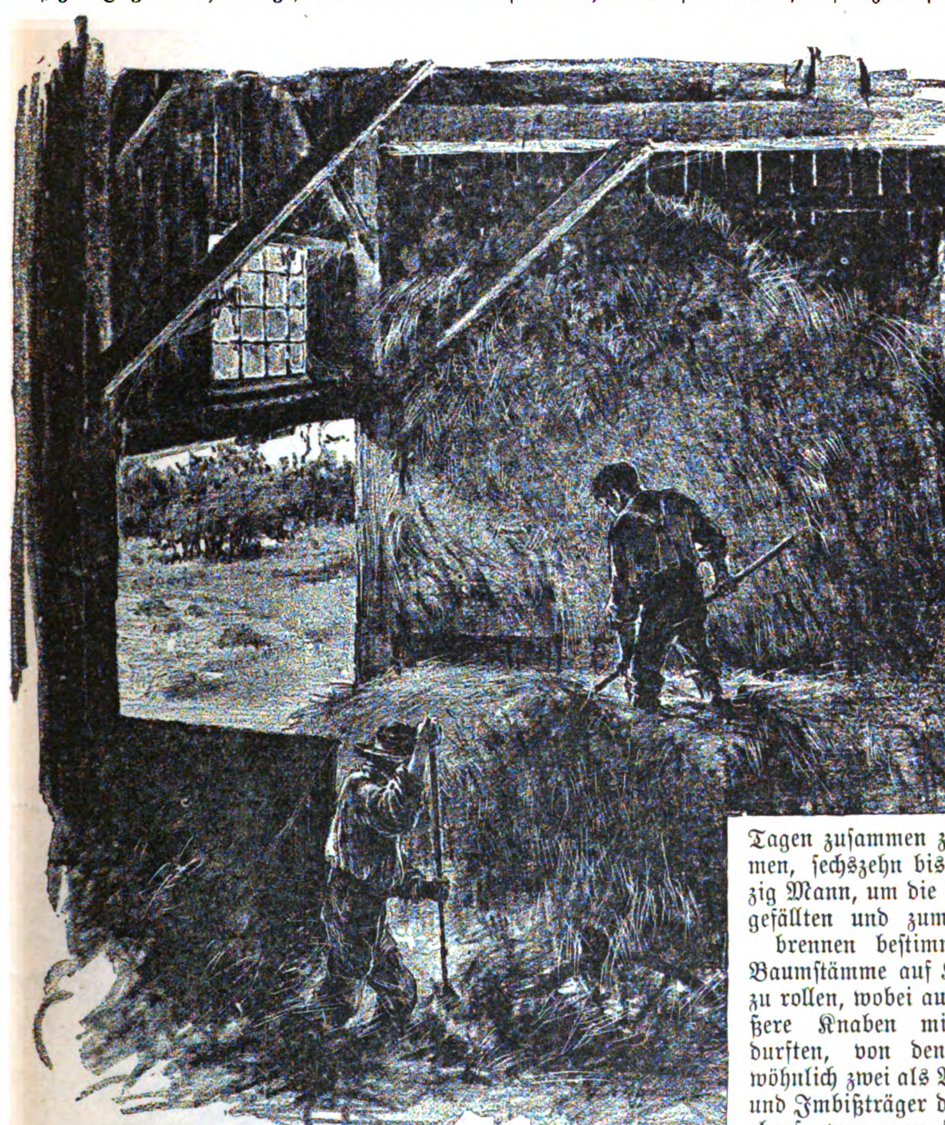
Dreiunddreißig Jahre sind verschwunden, seitdem der Schreiber mit Eltern und Geschwistern der Großstadt valet sagte, um sich im dichten Walde eine neue Heimstätte zu gründen. An einem kalten Februartage zogen wir in das kaum vollendete, bescheidene Blockhäus-

chen ein. Vor dem Hause stand eine große Eiche, die mit ihrer ausgebreiteten Krone das ganze Haus bedeckte und verdunkelte. — Der erste Versuch, diese Eiche zu fällen, würde ein interessantes Kapitel liefern. — Der Anblick eines Rudels wilder Hirsche, welche am Tage unseres Einzugs ohne Besorgniß in einiger Entfernung vom Hause die neuen Ankömmlinge musterten, um darauf im Gebüsch zu verschwinden; — die vielen Hasenspuren im frischgefallenen Schnee, die für unsereins ein labyrinthmäßiges Aussehen hatten; — der große Trupp Welschhühner — über dreißig an der Zahl — die in nächster Nähe des Hauses gewohnt waren, allnächtlich auf den Bäumen zu nisten; — die erste Klapperschlange, die um ein Kleines den Vater gebissen hätte, als er sie mit einer Haue tödtete, deren sieben Ringe ich lange Zeit als ein Wunderding in der Tasche trug; — der erste Hase, den ich bis zum hohlen Baum spürte, aus welchem ich ihn sicher herauszog und nach Hause brachte, als erster Beweis jagdmännischer Kunst, zur großen Freude der Mutter; — der erste Schuß aus der neuen Flinte auf einen „mächtig großen Hirsch,“ den ich „beinah' getroffen“ hätte — wenn es nicht für den plötzlichen Anfall des „Bockfiebers“ gewesen wäre — und der sich graciös wandte und bei jedem Sprunge sein



Milchkammer.

weißes Schwänzchen zum Abschied in die Höhe hob; — der erste Turkey, „elf Pfund schwer,“ den die Kugel sicher traf, und welchen ich in Begleitung des Jakob — unter lautem Hurrah durch den Wald nach Hause trug; — die regelmäßigen Jagd-Nachmittage, die der Vater uns jede Woche erlaubte, nachdem wir „so viel“ Arbeit geliefert hatten und von welchem wir gewöhnlich reich beladen nach Hause kehren durften — das sind aufregende und begeisternde Freuden, die eben doch nur der Landmann ennt! —



Heuscheuer.

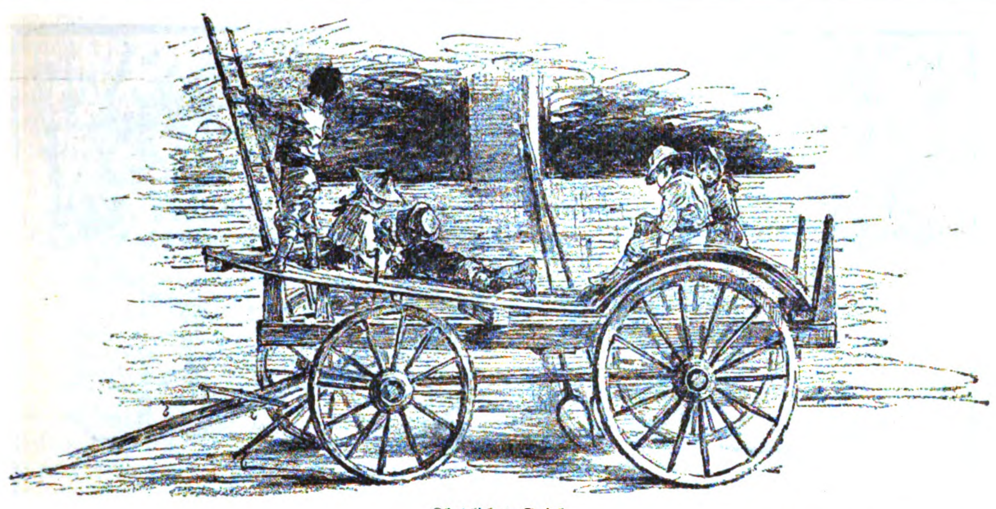
Soll ich von den gesellschaftlichen Freuden des Landlebens der damaligen Zeit reden? Der engzugemessene Raum gestattet mir nicht, mich auszubreiten über die sogenannten „Logrollings“ und „Barnraisings“ — Die Nachbarn nämlich waren stets bereit, auf dazu bestimmten Tagen zusammen zu kommen, sechszehn bis zwanzig Mann, um die bereits gefällten und zum Verbrennen bestimmten Baumstämme auf Haufen zu rollen, wobei auch größere Knaben mithelfen durften, von denen gewöhnlich zwei als Wasser- und Imbißträger dienten, ebenso war man sich gegenseitig behülflich im Aufrichten der Blockhäuser und Scheuern. — Oder soll ich eine Zusammenkunft der Jugend aus der ganzen Gegend zum Zwecke Molassescandy zu ziehen, oder Aepfel zu schälen, oder Aepfelwein zu machen, eingehends beschreiben; — soll ich die Buchstabirwettläufe, die jeden Freitag Abend im Schul-

haus stattfanden, schildern; — soll ich von den Zusammenkünften der Mädchen zum Nähen an den Quillts — Flicken-Bettdecken — der jungen Braut reden — wozu sich allerdings gegen Abend die jungen Männer einstellten, um ihre Mädels durch den finstern Wald heimzubegleiten; — soll ich die „Coon-" (Waschbären) und Fuchsjagden beschreiben, die in mondhellen Nächten vorgenommen wurden, bei welchen es oft gar zu lustig herging; — soll ich ein Bild malen von der gegenseitigen Hülfe, die die jungen Leute einander leisteten, um die reifen Beeren in Feld und Wald zu pflücken, den süßen Honig aus den vollen Bienenstöcken heraus zu holen und zu kosten, bis er nicht länger schmeckte, oder die rothbackigen Aepfel im Obstgarten zusammen zu lesen und die besten für den Winterverbrauch auszusortiren? — Es genüge, zu sagen: das sind Freuden, so urwüchsig und ungezwungen, so begeisternd und aufregend, wie die Stadtjugend mit allen ihren Vorrechten wohl keine kennt! —

Gerade hier sei es erlaubt, des kleinen, alten Blockschulhauses an der Creek Erwähnung zu thun, in welchem drei Monate während der Winterszeit Schule gehalten wurde. War die Schülerzahl wohl klein, und der Lehrer kein Pädagog ersten Ranges; waren die Textbücher auch unvollkommen und hatte man die meiste Zeit auf das Buchstabiren zu verwenden; mußte man nicht selten, der dringenden Feldarbeit wegen, den Besuch der Schule opfern, so war der Eifer, etwas Ordentliches zu lernen, um so größer. Und man hat gelernt. Man hat sich gegenseitig angetrieben, die Studien weit in die Nacht hinein fortzusetzen. So oft wir Jungens auf unseren Streifzügen durch den Wald in die Nähe der damals schon berühmten „Lincoln's Farm" kamen, erzählten wir uns von dem jugendlichen Eifer des Abraham Lincoln, der, wie uns seine alten Kameraden so gerne erzählten, am Hickory Licht halbe Nächte hindurch studirte. Der An-



Heuscheuer.



Ländliches Spiel.

blick dieser Farm und der Ruf des ebenerwählten und sich in seiner Landesregierung immer mehr auszeichnenden Präsidenten begeisterte uns, das Ziel für die Zukunft möglichst hoch zu stecken. Man bot Alles auf, im Lernen voranzuschreiten. Man formirte Debattir-Klubs, in welchen man sogar den Bezirksreiter (Prediger), hereinzuziehen wußte. — Da wurde debattirt und Beweisführungen gezogen, daß es eine Art hatte. Ja, man wagte sich bereits an irgend ein politisches, wissenschaftliches oder theologisches Problem. Mitunter sprühten die Geistesfunken und flogen die Gedankenspähne, daß einem Sehen und Hören verging! — Ist es verwunderlich, daß aus jenem Debattir-Klub nicht weniger als sieben Reiseprediger hervorgingen, welche in jenem Urwald den Grund zu ihrer späteren Redefreiheit auf der Kanzel legten? — Nebst diesen könnten einflußreiche Männer mit Namen genannt werden, die seit Jahren



Erdbeeren-Sammler.



Bienenhäuschen.

als Editoren, Professoren, Rechtsgelehrte, Aerzte und Repräsentanten des Staates ganz Bedeutendes leisteten. Würdest du sie fragen, wo sie die erste Anregung zu ihrem Beruf bekommen haben, so wäre in jedem einzelnen Falle die Antwort: in der „Brusch-College“ zu .... Wo ist die Stadt-Gemeinde, die sich eines gleichen Ergebnisses in der Erziehung ihrer Jugend rühmen dürfte? — Altes Schulhaus an der Creek! Du bist Zeuge des jugendlichen Eifers und der hohen Begeisterung, womit sich viele deiner Schüler trugen. Könnten deine Wände die Reden jener Jugendtage wieder geben, wie würden wir uns freuen — oder auch beschämt fühlen! Du bist längst dem Untergange geweiht; in unserer Erinnerung aber lebst du fort! Wir halten dich in theurem Andenken; wir werden deiner nie vergessen! — Und du, stiller Bach, in dessen trüben Fluthen wir uns oft gebadet und an dessen Ufer wir manche Gebetsstunde hielten und die herrlichen Zionslieder anstimmten, daß es im Walde wiederhallte, wie könnten wir deiner vergessen! Immer wieder durchleben wir im Geiste jene Feierstunden! — Du kleiner Burgflecken! Wie oft kamen wir an Posttagen in deiner Hauptstraße zusammen! Wie manche Fahrt machten wir mit Pferden und Ochsen zu deiner alten Mühle, um Welschkorn oder Weizen mahlen zu lassen, was immer einen vollen Tag in An-



Heimkehr der Schafheerde.

spruch nahm! Welche Anziehungskraft hatten die wenigen Bände deiner Leihbibliothek für unser jugendliches Gemüth! Und was war das für ein Leben und ein Gerede, so oft ein fremder Redner oder Prediger dich mit deinem Besuch beehrte! Wir werden deiner stets gedenken und stimmen in die Worte von Salis ein:

„Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk ich immer noch an euch.

Was mich dort als Kind erfreute
Kommt mir wieder lebhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr."

Ja, es waren schöne Tage, die wir auf der amerikanischen Farm verleben durften! Wie leicht wurde die sonst schwere Landarbeit, welche mit solchen reinen Freuden wechselte! Ging es am frühen Morgen in das Feld mit Ochsen und Pflug, um den neuen verwurzelten Boden „aufzubrechen," oder trieb man am stillen Sommerabend die liebe Schafheerde durch den Schatten des Waldes in den Hof, so hatte man Gedankenstoff zur Nahrung des Geistes, dessen man sich nicht zu schämen brauchte. An Langeweile war nicht zu denken, weil man den Geist während der Tagesarbeit mit Dingen beschäftigte, welche die Gedankenschärfe in Anspruch nahm. So diente man einem doppelten Zweck; man versah seinen täglichen Beruf und man arbeitete im Stillen an der Ausbildung des Geistes fort. Nein, der Landjunge braucht nicht zu „verbauern" und zu verdummen. Er hat Gelegenheiten sich empor zu schwingen zu den höchsten Berufskreisen, wie die Geschichte unseres amerikanischen Volkes zur Genüge zeigt. Wir schließen mit der Erklärung, daß nach Allem und Allem das Landleben der ruhigste, befriedigendste und vorzüglichste Beruf des Menschen ist.

Aus meinem Leben.

Für Haus und Herd von J. B.

1. Ausfahrt.

Am Maste lehnte ich so stumm
Und mutterseelenallein,
Mein Blick, der trübe, schaute
In's Wasser still hinein.

War's doch gleich einem Traume,
Wußt kaum, wie mir geschah,
Als ich am fernen Ufer
Die Freunde wandeln sah.

Sie schwenken ihre Tücher
Jetzt wohl zum letzten Mal,
Und senden ihre Grüße
Hin über's Wellenthal.

Ein Schuß — und jetzt noch einer —
Das Schiff beginnt den Lauf,
Es spritzt am Schraubenkasten
Der Wogenschaum hochauf.

Geschwinder jetzt und schneller
Durchschneidet es die Bahn,
Fährt aus dem sicher'n Hafen
Hin auf den Ocean.

Und als den letzten Blicken
Das Ufer nun entflieht,
Als ich nur rauschen höre
Der Wogen volles Lied:

Da bricht auch meine Stärke,
Um's Herze wird's mir schwer,
Das Auge feuchten Thränen,
Der Mund spricht: Wiederkehr!

2. Heimkehr.

Ein Jüngling zog ich hinüber,
Als Mann kehr' ich zurück.
„Wo sind deine Ideale?
Wo dein erträumtes Glück?

Hast du es denn gefunden
Dort in der fremden Welt,
Wo rastlos treibt die Arbeit
Und Macht nur ist das Geld?"

Ja, Freund, ich hab' gefunden,
Zwar nicht was Geldes werth,
Doch Etwas, das viel besser
Und auch viel länger währt.

„Das wäre?" 's ist der Glaube
An meinen lieben Herrn,
Der mich zu sich gezogen,
Und dem ich diene gern.

In seiner Hirtenliebe
Ging er mir Armen nach,
Und ruhte nicht mit Bitten,
Bis mir das Herze brach,

Und ich mich reu'voll beugte
  Vor seiner Liebesmacht,
Und aus der Tiefe flehte:
  Herr, nimm dein Kind in Acht!

Da beugt' auch er sich nieder,
  Sprach mir ins Herz ganz sacht:
Die Sünden sind vergeben!
  Und sieh', es schwand die Nacht.

Ich fühl's, mein ganzes Leben
  Gehört nur ihm allein,
Und all' mein Müh'n und Wirken
  Soll ihm gewidmet sein.

Das sind die Ideale,
  Die ich errungen mir,
Das ist des Glückes Füllhorn —
  Ich wünsch' es, Freund, auch dir.

Deutschland sonst und jetzt.

Für Haus und Herd von C. F. Paulus.

I.

Politische Lage.

Wer nach 18—20jähriger Abwesenheit wieder in die Heimath zurückkehrt, darf nicht erwarten, die Verhältnisse noch so vorzufinden, wie er sie verlassen hat. Tempora mutantur. Die Zeiten ändern sich. Selten aber vollzieht sich diese Veränderung in so rascher Folge, wie es in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland geschehen ist. Gerade jetzt, da ich die Eindrücke zusammenfassen möchte, welche die Zustände im deutschen Kaiserreiche auf mich machen, umgaukeln mich die Erinnerungen aus alter Zeit wie bunte Schmetterlinge, die ich nicht verscheuchen kann, und lassen mich den Contrast zwischen dem einstigen und dem heutigen Deutschland um so tiefer empfinden. Von der verunglückten Revolution des Jahres 1848, in welcher ich als 5jähriger Knabe mit meinen Geschwistern vor den Ludwigsburger Freischärlern flüchten mußte, während mein kranker Vater unter der Pflege meiner Mutter zu Hause zurückblieb, bis zu dem dänischen Kriege im Jahre 64, in welchem der kleinliche Ehrgeiz, der Neid und die schnöde Selbstsucht der einzelnen Bundesstaaten alles energische Einschreiten zur Befreiung der geknechteten Elb-Herzogthümer hemmte, bis schließlich die beiden Großmächte Preußen und Oestreich allein die Dänen schlugen, während die Exekutionsarmee des Bundes unthätig zusah, sind es nur Bilder der politischen Jammerseligkeit und Schwäche des deutschen Reiches, die sich meiner Erinnerung aufdrängen. Wohl lebte die alte Tradition, daß der schlafende Barbarossa im Kyffhäuser Berge einmal wieder erwachen und Deutschland zu seiner früheren Größe zurückführen werde, unter dem Volke noch fort, und Burschenschaften, Sänger- und Turnervereine schwärmten für die Idee eines einigen Deutschlands; aber bei der Selbstsucht und Uneinigkeit der deutschen Bundesstaaten glaubte kaum Jemand im Ernste an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Und nach dem kläglichen Scheitern des Einigungsversuches im Jahre 1848 erloschen alle dahin gerichteten Bestrebungen mehr und mehr. Die deutsche Einheit war nur noch ein schöner, oft verspotteter Traum, der auf das nationale Leben des Volkes keinerlei Einfluß ausübte.

Mit Recht war der deutsche Michel zum Gespött der Nationen geworden, denn die Rolle, welche Deutschland damals spielte, war eine überaus klägliche. Es galt den Nachbarvölkern in seiner Gutmüthigkeit für schwach und hülflos und war es in seiner Zerrissenheit. Von einem deutschen Nationalgefühl war keine Rede mehr und konnte keine Rede sein, denn wer hätte sich für den siechen und lendenlahmen deutschen Bund begeistern können? Die große Menge war politisch völlig gleichgültig und gab sich zufrieden, wenn sie nothdürftig ihr materielles Fortkommen fand. Auch die Gebildeten hatten die Hoffnung auf eine glückliche Aenderung der Verhältnisse aufgegeben, und die studirende Jugend suchte nach dem Vorgang ihrer Lehrer in der Pflege der Poesie, Kunst und Wissenschaft, den einzigen Gebieten, auf welchen der deutsche Name noch etwas galt, einen dürftigen Ersatz für das mangelnde Nationalgefühl, welches die Jugend anderer Staaten erfüllte.

So steht das Deutschland von ehemals in meiner Erinnerung vor mir, und zwar so lebendig, als wäre der große Umschwung, der sich von dem Jahre 1866 bis zum Jahre 1871 vollzog, erst in den letzten Tagen eingetreten.

Ist es da ein Wunder, wenn das frische, nationale Leben, welches sich seit der Aufrichtung des Kaiserreichs allenthalben kundgibt, mich mit Staunen und Genugthuung erfüllte?

Allerdings fehlt es in Deutschland so wenig wie in irgend einem anderen Lande an Leuten,

die mit der Regierung und den politischen und sozialen Zuständen unzufrieden sind; aber wer mit den verschiedenen Gesellschaftskreisen der Bevölkerung in nähere Berührung kommt, kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Deutschland eine politische Wiedergeburt erfahren hat, wie sie kaum je ein anderes Volk in so kurzer Zeit erlebte.

Diese Umwandlung tritt vor allem in dem wiedererwachten deutschen Nationalgefühl zu Tage und in der reichstreuen Gesinnung, in welcher Volk und Fürsten mit einander wetteifern. Nur Sozialdemokraten, Polen und Elsässer wagen es, ihrer Feindschaft gegen das Kaiserreich offen Ausdruck zu geben, alle übrigen politischen Parteien suchen wenigstens den Schein der Treue gegen das Reich zu wahren, denn das Volk im Allgemeinen steht auf Seiten der Regierung und erblickt in der Erhaltung und Befestigung der Reichsverfassung die sicherste Bürgschaft für die nationale Wohlfahrt Deutschlands.

Dasselbe gilt auch von den Fürsten, die sich durch die Macht und das Ansehen des geeinigten Deutschlands selbst gehoben sehen. Es ist gewiß eine erfreuliche Thatsache, daß die inneren Schwierigkeiten, mit welchen die Reichsregierung bisher zu kämpfen hatte, nie von der Widerspenstigkeit der Fürsten, sondern stets nur von der Unlenksamkeit des Reichstags ausgegangen sind, während die Fürsten und der Bundesrath nach Kräften die Politik des großen Kanzlers unterstützen und das Ansehen des deutschen Kaiserhauses neidlos anerkennen.

Dies hat sich erst vor Kurzem wieder gezeigt. Als Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, zu seinen Vätern versammelt worden war, und sein Sohn Friedrich an einer unheilbaren Krankheit dem Tode entgegensiechte, blickte mancher deutsche Patriot im In- und Ausland mit Besorgniß auf die Zukunft. Man fürchtete von einem abermaligen Thronwechsel ernstliche Gefahren für die Entwickelung des Kaiserreiches. Aber der gefürchtete Thronwechsel ist eingetreten, und alle jene Befürchtungen haben sich als grundlos erwiesen. Das Kaiserreich steht heute fester als je zuvor.

Ueberhaupt haben die unverkennbaren Aeußerungen der Liebe und Verehrung, welche das gesammte deutsche Volk in Nord und Süd seinem Kaiserhause entgegenbringt, auf meiner Reise durch's alte Vaterland den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Da ist kein Städtchen, wo nicht fast in jedem Schaufenster die Bilder oder Büsten der verstorbenen Heldenkaiser und ihrer Räthe und Gehülfen in der Aufrichtung des deutschen Reiches, sowie die Bilder des gegenwärtigen Kaisers und seiner Gemahlin zu sehen wären. Allenthalben redet man von der kaiserlichen Familie mit Achtung und Liebe, oft sogar mit Begeisterung. Die Berichte über die tiefe Trauer des deutschen Volkes beim Tode Wilhelms I. und über die innige Theilnahme an dem schweren Leiden des Kaisers Friedrich klingen für uns Amerikaner fast unglaublich, besonders wenn wir der Geringschätzung gedenken, mit welcher namentlich unsere englischen Zeitungen über den „Despotismus der deutschen Regierung" und die „Sklaverei des deutschen Volkes" zu reden pflegen. Ein Amerikaner, der mit mir in Berlin weilte, und die zahlreichen Kundgebungen der Verehrung gegen das deutsche Kaiserhaus von Seiten der Bevölkerung wahrnahm, sagte einmal zu mir: „Wir Amerikaner verstehen diese Verhältnisse nicht. Das deutsche Volk liebt und verehrt seinen Kaiser, wie Kinder ihren Vater. Ich hätte das nicht für möglich gehalten."

Aber so ist es in der That. Auch der gegenwärtige Kaiser, Wilhelm II., hat sich wie im Sturm die Liebe und das Vertrauen der Deutschen erworben, wobei ihm namentlich der Umstand zu statten kam, daß man ihn schon seit Jahren als einen Bewunderer des Fürsten Bismarck und seiner Politik kannte. Denn Bismarck ist heute unstreitig der gefeiertste Mann in Deutschland. In ihm sieht man den Begründer des deutschen Kaiserreichs, den genialen Staatsmann, der die Geschicke Deutschlands, ja Europas seit dem Jahre 1866 mit fester Hand und wunderbarem Geschick geleitet hat. Die innige Uebereinstimmung des Kaisers mit dem großen Kanzler gilt daher allgemein als Bürgschaft für den Frieden und die Wohlfahrt Deutschlands.

Dazu kommt noch, daß man den Kaiser allgemein für einen scharfsinnigen und klugen Staatsmann hält, eine Ansicht, in welcher man besonders auch dadurch bestärkt wird, daß Fürst Bismarck selbst sich auf das Anerkennendste über die persönliche Tüchtigkeit des jungen Regenten ausspricht. Soll er doch einmal geäußert haben, Kaiser Wilhelm II. werde in wenigen Jahren Kaiser und Kanzler in einer Person sein.

Und wirklich scheinen sich die Hoffnungen, welche man an die Regierung des jugendlichen Kaisers knüpft, verwirklichen zu wollen. Schon jetzt ist es ihm gelungen, durch seine Besuche an verschiedenen Fürstenhöfen, namentlich in St. Petersburg, die Wolken zu zerstreuen, welche seit einigen Jahren den Frieden Europas bedrohten.

Durch den engeren Anschluß Deutschlands

an Rußland ist nicht nur Frankreich völlig isolirt und gezwungen, Frieden zu halten, sondern es läßt sich nun auch auf eine gütliche Beilegung der bulgarischen Frage hoffen, so daß alle Aussicht vorhanden ist, daß der Friede Europas noch eine Reihe von Jahren erhalten bleibt.

Kaiser Wilhelm II. hat eine große Erbschaft von seinen Vätern übernommen, das deutsche Kaiserreich in der Stellung der ersten Großmacht Europas, und Deutschland hegt das feste Vertrauen zu ihm, daß er der Mann sei, dieses Erbe in ungeschmälerter Ausdehnung zu bewahren und die Verfassung des Reiches weiter auszubauen und zu befestigen. Jeder Deutsch-Amerikaner aber, dem der Friede Europas und das Wohl seiner Brüder im alten Vaterlande am Herzen liegt, wird sich dem Wunsch und Gebet des gesammten deutschen Volkes anschließen: „Lang lebe Kaiser Wilhelm II.!"

(Fortsetzung folgt.)

Unter der Trauuresche.

Erzählung von Ernst Evers.

I.

Hinab.

Schweige still,
Herz, in deiner Kummers Nächten!
Beuge dich, anstatt zu rechten!
Geht dir's doch, wie Gott es will. —
Schweige still.

Es war der letzte Sonntag im Kirchenjahr. Vielerorts und auch in jener großen Stadt wird an diesem Tage das Todtenfest gefeiert. Dann nimmt die Gemeinde ihre Kränze, ihre Thränen und Klagen und zieht hinaus vor das Thor, wo der große, schöne Friedhof von einem Kranz prächtiger Linden umrahmt wird. Dichter Morgennebel lagert über den Kreuzen: der Tag kämpft mit der Dämmerstunde. Noch ist der Friedhof leer; aber wenn die Glocken von den hohen Thürmen her den Trost Dessen wiederhallen lassen, der einst zur trauernden Wittwe sprach: „Weine nicht!" dann werden sie daher gezogen kommen, werden die grünen Kränze von ihrem Arm nehmen und sie über die Kreuze legen.

Noch ist der Kirchhof leer. Nur drüben unter der Traueresche, von dem gelben Laub fast ganz umschlossen, sitzt auf einer Ruhebank eine dunkle Gestalt; eine schmächtige Frau mit blassem Angesicht und matten Zügen ist's. Das Haar ist ihr erbleicht, aber es scheint vor der Zeit grau geworden zu sein. Drei Kreuze hat sie geschmückt, drei Kreuze, unter denen ihre Kinder ruhen. Jetzt hat sie das weinende Mutterauge in der hohlen Hand geborgen. Dann und wann zieht ein Zucken und Zittern ihr durch die Glieder. Ist's der Seelenschmerz von drinnen, ist's der Herbstwind von draußen, der sie durchzuckt? Sie ist eine Mutter, die einst reich gewesen und jetzt arm geworden ist.

Die Vergangenheit zieht an dem thränenumflorten Blick vorüber: wie war sie reich dazumal, als sie am Andreasplatz in dem großen dreistöckigen Gebäude wohnte. Sie bewohnte mit den Ihren das stolze Haus ganz allein; ihr Mann hatte drunten seinen eleganten Laden, und die schönsten Kleiderstoffe des Lagers waren seiner Frau grade gut genug. Wie war sie reich! Drei blühende Knaben im Alter von sechs bis zu zehn Jahren umspielten sie. Die Haushälterin beaufsichtigte die Knaben und die Hausfrau konnte unbehindert dem Vergnügen nachgehen. Oder war's ihre Armuth, daß sie es konnte? Der Kaufmann Weißel am Andreasplatz war ein hübscher Mann, und ein wohlhabender und flotter Mann; er kargte nicht, wenn es auf Bälle und in Concerte ging; seine Frau sollte glänzen, dazu gab er ihr reichlich. — Oder verarmte sie in solchem Reichthum? Daß sie jemals in ihrem Heim ganz glücklich gewesen wäre — das konnte sie nicht mit Recht behaupten, wenn sie es auch mehr als hundert Mal im Jahr zu ihren Freundinnen gesagt hatte. Sie ging ihre eigenen Wege, und die Haushälterin mit den Kindern gingen ihre eigenen Wege. Die vornehme Hausfrau war dazumal auch ein wenig nervös, warum hätte sie sich dem Kinderlärm aussetzen sollen?

Der Mann erschien Arm in Arm mit seiner Frau auf den Bällen; aber daheim ging er an ihr vorüber und sie ging an ihm vorüber, als ob sie nicht zu einander gehörten. Bisweilen in der Dämmerstunde, wenn der jüngste Bube auf ihrem Schooß und der zweite auf dem Schemel zu ihren Füßen saß, und der älteste an ihrem Halse hing, dann wollt's ihr vorkommen, als ob die Glückseligkeit an ihre Herzensthür poche und Einlaß begehre, aber sie hatte keine Zeit, das Glück einzulassen, denn sie mußte in Gesellschaft oder zu Ball.

Ihr Mann liebte die drei Buben mit heißer Glut; sie waren sein Stolz und seine Freude; aber seine Glut war eine weichliche Affenliebe, die allzeit bereit war, zu verzeihen, und unfähig, zu erziehen. Wenn er in die Kinderstube trat, ging sie gewöhnlich hinaus; denn sie wußte, daß er sein tolles Wesen am liebsten mit seinen Buben allein trieb.

Doch, was will sie ihren Mann anklagen? Die Frau am Grabe birgt schluchzend ihr Angesicht im weißgestickten Tuch. Der Herbstwind streicht durch das Gezweige der Traueresche, aber kälter und erschütternder weht er ihr durch die Seele.

Was will sie ihren Mann anklagen? Hätte er es verhindern können, daß der Würgengel in die Stadt zog, jene mörderische Halskrankheit, welche die Aerzte damals kaum noch kannten und welche all' ihrer Kunst spottete?

Ach, es war ein Herbsttag wie heute, die Sonne hatte den Nebel nicht bannen können; da klagte ihr Aeltester über Halsschmerzen, und ihr Zweiter fieberte.

Der Arzt kam, machte eine bedenkliche Miene und ordnete an, daß der Jüngste zur Mutter der Frau

Weißel, die drüben in der Vorstadt wohnte, hinüber gebracht werde und in den nächsten acht Wochen nicht wieder in's Elternhaus komme. Aber was hilft die Anordnung von zehn Aerzten, wenn ein Anderer anders ordnet und verordnet? Zum ersten Mal in zwölf Jahren sah man die schöne Frau Weißel in diesem Herbst nicht auf dem Harmonieball. Der Hausherr saß auf seinem Comptoir, hatte sein sorgenschweres Haupt gestützt und schickte alle halbe Stunde einen Lehrling hinauf, um zu erfahren, wie es mit seinen Lieblingen stehe. Er selbst wagte die Krankenstube nicht zu betreten, denn er meinte, den Jammer nicht ansehen zu können.

Die Hausfrau saß am Bette der Knaben und schrie, wenn der Arzt den Kindern gewaltsam den Mund öffnete und mit Höllenstein pinselte.

Aber was half all' das Schreien und all' das Pinseln? „Er hat ausgelitten," sagte ernst und theilnehmend der Arzt; „fassen Sie sich, Frau Weißel, und beten Sie zu Gott, daß er Ihnen den andern Knaben erhalte!"

Beten — — — als sie ein Kind war, da hatte sie wohl die Hände gefaltet; jetzt hatte ihr seit zwölf Jahren und länger kein Mensch gesagt, daß sie beten müsse, und sie selber wußte nimmer, wie sie es hätte anfangen sollen. Ihr Mann kam hinauf und weinte bitterlich. Er sah nur den todten Knaben; sein Weib sah er nicht. Und als er sie sah, hatte er kein Wort des Trostes für das zerrissene Mutterherz; aber wie eine scharfe Dolchspitze fuhr es ihr durch die Seele, als er ihr sagte, es sei Botschaft von der Großmutter gekommen, daß auch der jüngste Knabe erkrankt sei, und daß er angeordnet habe, daß derselbe im dichten Wagen herübergeholt werde.

Doch die Frau unter der Traueresche birgt tiefer das Auge in ihrem Tuch. Sie will nicht anklagen, wo keine Schuld ist. Wie hätte ihr Mann es hindern sollen, daß auch der jüngste Knabe von der bösen Krankheit ergriffen wurde?

Hätte er dem grimmen Tod die Thür verschließen können? O, er hätte vielleicht das arme zerrissene Mutterherz trösten können, als sie die zwei Särge mit einander zur Thür hinaus trugen; ja, zwei Särge mit einander, denn der zweite Knabe hat den ersten keine zwölf Stunden überlebt. Und als sie die beiden Särge hinaustrugen, da hat die Mutter am Bette ihres Jüngsten geschrien und gebetet — ja, gebetet für sein junges Leben. Aber sie hat's wohl nicht recht gemacht, weil sie es so lange nicht gethan hat, denn nach drei Tagen ist sie eine kinderlose Mutter gewesen. Da hat sie es gefühlt, wie reich sie gewesen und wie arm sie geworden ist. Da hat sie gewußt, daß sie eigentlich nichts mehr hätte auf der armen Erde. Was ist jetzt das stolze Haus am Andreasplatz?—ein Klagehaus. Was ist jetzt die rauschende Seide, was sind Bälle und Gesellschaften?

Nein, sie hat nichts mehr, nachdem ihr die Knaben entrissen sind. Was ist ihr der Mann, mit dem sie einst am Altar gestanden hat? Er geht an ihr vorüber und hat kein Wort des Trostes für sie. Anklage hat er gehabt, die Anklage, daß sie hätte daheim bleiben und die Kinder nicht den Dienstboten überlassen sollen. Ist er es denn nicht gewesen, der sie mit hinausgenommen hat? Ist er es nicht gewesen, der ihr gesagt hat, daß die Haushälterin viel besser mit dem Knaben umzugehen verstehe als die Mutter.

Doch Frau Weißel will Niemand anklagen, auch den nicht, der ihr Liebe hätte geben sollen und ist ihr mit eisiger Kälte begegnet. Aber unglücklich ist sie geblieben von jenen Tagen an, und wie ein Unglück selten allein kommt, so ist's auch über ihr armes Herz hereingebrochen wie brausende Wellen. Denn während sie in ihrer Trauer daheim geblieben ist und ihre Verzweiflungsthränen in der öden Wohnstube ganz allein geweint hat, ist ihr Mann hinausgegangen und hat gemeint, seinen Jammer vertrinken zu müssen; und als das Trinken nicht helfen wollte, hat er angefangen zu spielen, und soll große Summen verschleudert haben.

Die Großmutter war gekommen und hatte ihrer Tochter Vorstellungen darüber gemacht, und hatte gesagt, daß man in der Stadt darüber rede, wie ihr Schwiegersohn sich Ausschweifungen ergebe, und daß auch das beste Geschäft bei solcher Lebensweise zu Grunde gehen müsse. Aber was sollte die Frau dabei machen, die in der letzten Zeit ihren Mann eigentlich nur bei Tische sah, die Frau, die nicht einmal im Glück einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, und die nun im Unglück zu ihm hinüberblickte wie ein abgehauener dürrer Zweig zu dem Baum, der ihn bisher getragen hat.

Wohl hatte die Frau es versucht, zu ihrem Mann über das Stadtgerede zu sprechen, aber er hatte sie kurz und barsch gefragt: was er denn daheim solle, wo sie von Morgens früh bis Abends spät nur zu weinen wisse, und wo er nichts als öde Gemächer und Unglück habe? Als aber nach einem halben Jahr seine Schwiegermutter selbst mit ihm geredet hatte, da hatten seine Augen gefunkelt wie glühende Kugeln, und seine geballte Faust hatte auf den Tisch geschlagen, und er hatte geantwortet: von einer solchen Person, wie seine Schwiegermutter sei, lasse er sich nichts sagen; sie möge sich um ihre Sachen kümmern und nicht um die seinen. Wenn sie ihre Tochter ordentlich erzogen hätte, dann hätte er eine Hausfrau und seine Kinder hätten eine Mutter gehabt; aber ihre Tochter sei weder ihm noch den Kindern etwas gewesen; er sei des Lebens satt und überdrüssig, und seinetwegen hätte sie schon vor zehn Jahren ihr Kind wieder dahin nehmen können, woher es gekommen sei.

Das war ein harter Schlag für Mutter und Tochter, aber herber und härter sollte es noch kommen. Ach, sie hatte schon eine böse Ahnung, als er seinen Reisekoffer packen ließ und ihr sagte, daß er auf vierzehn Tage verreisen müsse. Als er drei Wochen fortblieb, ohne Nachricht zu geben, da verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaufmann Weißel verschwunden sei, und große Geldsummen mitgenommen, aber große Schulden hinterlassen habe. Die Herren vom Gericht kamen, stellten ein Verhör mit der Hausfrau an und legten ihre Siegel auf Bücher und Laden; und ehe man sich dessen versah, stand in den Zeitungen zu lesen, daß über das Vermögen des „unbekannt abwesenden" Kaufmanns Weißel am Andreasplatz der Concurs erklärt sei.

Was blieb nun der armen Frau? Ihre Kinder ruhen im Grabe; ihr Mann ist fort; ihr Haus wird verkauft; ihr Wohlstand und Wohlleben ist in Elend verwandelt.

Zwar stellte es sich heraus, daß alle Schulden getilgt werden konnten, und daß auch noch eine kleine Summe übrig blieb, deren Zinsen der Frau überwiesen wurden, bis der Mann sich melden werde. Die Frau aber mußte das schöne Haus am Andreasplatz verlassen und zog wieder zu ihrer Mutter in das stille Haus der Vorstadt.

Manchmal wollt's ihr vorkommen, als ob sie jetzt glücklicher sei als dazumal, als sie am Andreasplatz wohnte; aber manchmal legte sich die Erinnerung an vergangene Tage wie eine Bergeslast ihr auf das Herz.

Als sie zwei Jahre bei ihrer Mutter gewohnt hatte, kam ein Brief von ihrem Manne. Er schrieb ihr, daß er drüben in Chicago ein gutes Geschäft habe, und daß es ihm wohl gehe, aber er fühle sich so sehr verlassen und vereinsamt; er hoffe, daß sie Beide vom Unglück gelernt hätten; er gebe ihr das Versprechen, daß er ihr keine Veranlassung zu Klagen bieten werde, wenn sie zu ihm hinüberkommen und wieder ganz die Seine sein wolle, wie einst vor langen Jahren.

Sie hatte den Brief nicht beantwortet, denn sie traute seinen Worten nicht, auch hatte ihre Mutter einen bitteren Groll auf den Mann geworfen, und Frau Weißel hatte es gut in dem stillen Wittwenhäuschen, warum hätte sie ihre Zukunft einem Manne wieder anvertrauen sollen, der sie so schlecht behandelt hatte?

Die Frau unter der Traueresche schluchzt, da ihr diese Gedanken durch's Herz ziehen. Sie schluchzt, aber sie will Niemanden anklagen, auch ihren Mann nicht; ja, ihn am allerwenigsten. Sie will nur sich selber anklagen. So lange sie noch eine Mutter hatte, meinte sie genug zu haben. Aber als nun die Mutter starb, — ach, da ward's ihr so dunkel vor den Augen, fast so dunkel, wie es an jenem Tage war, da man den dritten Sarg aus dem stolzen Hause am Andreasplatz hinaustrug. Zwar hinterließ die Mutter ihr das Häuschen in der Vorstadt, und ein kleines Kapital, von dessen Zinsen sie leben konnte, aber was ist der Frau das Leben, wenn sie dasteht, wie ein blätterloser Baum auf dürrer Haide? Ach, sie hat wohl zehnmal schon im Begriff gestanden, an ihren Mann zu schreiben; aber nachdem sein Brief gekommen war, hat die Mutter noch drei Jahre gelebt; und nun sind wieder drei Jahre verflossen, und sie ist noch nicht zum Schreiben gekommen. Sie weiß nicht, ob ihr Mann noch in Chicago ist; es ist nach jenem ersten Brief kein Lebenszeichen von ihm gekommen. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt? Sie weiß nur, daß es jetzt zu spät ist, die zerrissenen Bande noch wieder anknüpfen zu wollen; sie weiß, daß sie unglücklich ist und unglücklich bleiben wird, und daß sie hienieden nur eine — eine Aufgabe zu erfüllen hat: die Gräber der Ihren zu schmücken. Darum ist sie heute frühe auf gewesen und hat alle ihre Thränen, Klagen und Kränze hierher gebracht zu den Kreuzen unter der Traueresche. Der Herbstwind weht durch das Gezweige; der Nebel hat sich kalt und trübe über den Friedhof und über das Menschenherz gelegt, und die Menschenaugen weinen und — weinen.

II.

Hinauf.

> Herr, mein Hirt!
> Reiche mir aus Deiner Fülle
> Glaubenskräfte, Glaubensstille,
> Bis die Nacht zum Tage wird, —
> Herr, mein Hirt!

Ja, die Menschenaugen weinen. Aber das Mutterohr hat eine Stimme vernommen; die klang so traut und lieblich wie die Stimme ihres Aeltesten, wenn er in der Dämmerstunde vor langen Jahren seinen Arm ihr um den Nacken legte und mit der andern Hand liebkosend ihr die Wangen streichelte. Ganz in der Nähe hat sie die Stimme vernommen, so nahe, daß sie jedes Wort verstehen kann; aber ihres Kindes Stimme ist es nicht. Oder sollte ihr Knabe droben bei den Engeln Gottes Worte gelernt haben, die das Mutterherz ihn nicht gelehrt hat? Gebetsworte hat das Mutterohr vernommen, und kein Laut ist ihr entgangen. Der Wind hat das Geflüster in's Gezweige der Traueresche geweht; und manchmal war's ihr, als ob dasselbe Windesrauschen ihr mitten durch's Herz ziehe.

„Lieber Gott im Himmel," so beteten eines Knaben Lippen. „Du weißt doch, daß mein Vater gestorben ist, und meine Mutter ist ja schon lange todt, und daß der Onkel gesagt hat, er könne mich nicht mehr bei sich behalten, und er müsse mich in's Armenhaus bringen. Lieber Gott, mein Vater sagte immer, das Armenhaus sei eine böse Stätte, und du würdest mich davor schützen, wenn ich mich auf dich verlassen wollte. Schau, lieber Gott, hier unter diesem schwarzen Kreuz schläft mein Vater und dort daneben meine Mutter, und wenn du mich nicht vor dem Armenhaus schützen kannst, dann — dann laß mich bei meinem Vater schlafen und zu den lieben Engeln kommen, wo Vater und Mutter sind, aber du kannst mich wohl schützen, wenn du nur willst. Vater hat aber gesagt, ich solle immer beten: Dein Wille geschehe! Wenn du mich aber in's Armenhaus kommen lassen willst, dann sage doch zu den Leuten dort, daß sie mir erlauben, zu Ostern, wenn die ersten Blumen blühen, und zum Todtenfest, wenn der Frost die letzten Blümlein und die grünen Tannen am Waldessaum noch nicht hat welken lassen, hierher zu gehen, und einen Kranz auf das Kreuz des Vaters und der Mutter zu legen. Du weißt wohl, daß ich mit dem Vater zusammen immerdar der Mutter Kreuz also geschmückt habe, und daß dann der Vater zu mir gesagt hat: 'mein Kind, hier ist nicht anders, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels; an einem solchen Tage und solchem Ort können wir dem lieben Heiland in seinen Himmel und unsern lieben Seligen in das Herz hineinsehen'. Lieber Gott, ich habe das noch nicht gesehen, aber ich kann doch wohl fühlen, daß ich hier näher bei dir und bei den lieben Eltern bin als anderswo, und das andere werde ich auch noch sehen, wenn ich größer werde. Nun will ich in die Kirche gehen; laß mich nur etwas davon verstehen, was der Prediger heute über die ewige Seligkeit predigen wird. Amen."

Da erhob sich der Knabe aus dem feuchten Grase, darauf er gekniet hatte, wischte sich die leuchtenden Thränen von der Wange und schob die Kränze, mit denen er die Kreuze geschmückt hatte, so herum, daß die schöne rothe Blume nach unten kam und über die Gräber herüber prangte, als wolle sie die Ostersonne darstellen, die vom Kreuze her Licht in alle Finsterniß will strahlen lassen.

Plötzlich machte der Knabe große Augen und schaut staunend in's Gezweige der Traueresche hinein. Er hat bisher nur Auge gehabt für seines Vaters Kreuz, und für den hohen lichten Himmel über den Kreuzen; er hat bisher nichts gehört als sein eigenes Gebet; jetzt vernimmt er das Schluchzen, das aus tiefbewegtem Herzen hervorquillt; jetzt sieht er unter dem Gezweige des Baumes eine schwarzgekleidete Gestalt sich erheben. Die Zweige biegen sich zur Seite, und vor ihm steht eine Dame mit bleichen Wangen und mit verweinten Augen. Er will hinwegeilen, aber er bleibt doch stehen. Sie hat ihm die Rechte gereicht, und die Linke hat sie ihm auf die Schulter gelegt.

So steht sie eine Weile, schaut ihm in's Auge und streichelt ihm die Wange.

„Wie alt bist Du, mein Kind?"

„Vor vierzehn Tagen bin ich neun Jahr alt geworden."

„Und wie heißt Du?"

„Oskar Bernut heiße ich. Mein Vater wohnte am Andreasplatz Nr. 10 auf dem Hofe, und ist vor einem

Jahr gestorben. Er war Arbeiter auf der Fabrik von Helwig und Sohn." —

„Und Du fürchtest Dich so sehr, in's Armenhaus zu kommen?"

„Ach ja, — sehr."

Sie streichelte ihm wiederum die Wange, sie schaute ihm tief in's Auge hinein.

„Die Stimme klang wie meines Aeltesten Stimme, und das Auge sieht mich an wie vor neun Jahren meines Rudolphs Auge."

Er lüftete den Hut zum Gruße und wollte hinwegeilen, sie aber hielt seine Hand fest, ging Hand in Hand mit ihm zur Kirchhofspforte und redete mit ihm über das Leben und Sterben seiner Eltern. Sie fragte ihn, ob er sie nicht zu ihrem Hause hinüber begleiten wolle; er aber antwortete, daß er nun zuerst zur Frühpredigt in's Gotteshaus gehen müsse.

„Ich wollte mit Dir Rath halten, ob es nicht Mittel und Wege gebe, Dich vor dem Armenhause zu bewahren."

Da schlug er das große blaue Auge so freudig zu ihr auf, und aus seinem Auge leuchtete es ihr wie lauter Liebe und Leben, und wie der Morgenstern, der dem verschlagenen Schiffer den Weg in den Friedenshafen weist, so strahlte es ihr entgegen aus seinem hellen Angesicht. Aber bald schlug er das Auge wieder zu Boden, und sagte ein wenig kleinlaut und mit zitternder Stimme:

„Bitte, Madame, dann kommen Sie zuerst mit mir zur Kirche, und dann will ich mit Ihnen in Ihr Haus gehen. Ach, bitte, thun Sie es."

Zur Kirche, das war ihr ein unbekannter Weg. Aber gerade jetzt klangen die Morgenglocken über das Häusermeer herüber und ließen die Bitte des Knaben in tausendfachem Echo wiederhallen: Zur Kirche — zur Kirche! Der Knabe schaute so flehend ihr in's Angesicht. Sie aber hielt noch immer des Knaben Hand fest; oder hielt er die ihre fest? Da standen sie vor einer offenen Kirchthür. Schon gingen die ersten Kirchgänger hinein, und eigentlich wider ihren Willen war auch sie mit dem Knaben eingetreten. Es war ihr lieb, daß der bescheidene Bub in einen der hinteren Stühle schlich und sich hinter den gewaltigen Pfeiler so hinsetzte, daß er sich zur Seite neigen mußte, um den Prediger sehen zu können. Es war ihr lieb, daß sie von Niemandem gesehen wurde und nur wenige sehen konnte. Heilige Stille umfing sie. Ihr war's gar wunderbar um's Herz. Die heißen Thränen quollen wieder hervor und wieder barg sie das Angesicht in dem Tuch in ihrer Hand. Wunderbar lieblich, wie ein Trostquell aus der Höhe, ließ dann die Orgel ihren mächtigen Hall ihr durch die Seele rauschen. Jetzt betrat der Pfarrer die Kanzel; er war ein Mann mit weißem Haupt und mit zitternder Hand, ein Mann, dem das Leid des Lebens aus der durchfurchten Stirn, und der Friede des Himmels aus dem ernsten Auge redete. Er redete vom irdischen Sterben und vom ewigen Leben, nicht in gewählten hochklingenden Worten, sondern mit der Sprache des Herzens, das selber erlebt hat, was die Lippen reden. Die Gemeinde lauschte in ernster, heiliger Stille; die Frau aber dahinten im Kirchstuhl, die früher stets gesagt hatte, der Prediger könne ihr nichts nützen, denn er könne ihr nicht wiedergeben, was sie verloren habe, der kam das Wort wie ein befruchtender Regen auf dürre Flur.

Eine Stunde später aber saß dieselbe Frau in ihrem Stübchen, schrieb einen Brief an den Onkel des Oskar Bernut, und bat ihn, den Knaben vorläufig während der nächsten vier Wochen behalten zu dürfen. Sie wolle ihn kleiden und beköstigen, auch für guten Besuch der Schule sorgen, und verlange als Gegenleistung nur, daß der Knabe daheim der Hausfrau zur Hand gehe und draußen für die Magd die Botengänge mache.

Die Antwort auf dies Schreiben muß wohl günstig gelautet haben, denn vier Wochen später stand in der Dämmerstunde der Oskar neben dem Stuhl der Frau Weißel. Sie umschlingt ihn und er legt vertraulich den Arm um ihre Schulter; sie zieht ihn fester an sich, und er neigt sein blondes Haupt hernieder, als ob er sie hätte küssen wollen; aber scheu und schüchtern zieht er eilig das rosige Antlitz zurück. Sie aber zieht sein blondes Haupt hernieder, liebkost ihn und sagt mit jubelnder Stimme:

„Oskar, Du sollst von heute an mein Sohn sein, und mußt 'Mutter' zu mir sagen. Gott selber hat Dich zu mir geschickt und Dich in meine Arme gegeben, und Du hast mich dahin geführt, wo ich Leben finden kann auch für tiefe, dunkle Gräber. Oskar, nun erst weiß ich, wie tief ich gefallen bin, und wie hoch ich erhoben werden kann, wie arm ich geworden bin—ach, am allerärmsten durch meine eigene Schuld — und wie reich ich in einem neuen Leben werden kann. Ja — ja, ich fange jetzt erst an für Gott und Menschen zu leben: was ich bisher gelebt habe, war ödes, böses Sterben. Oskar—mein Kind,—willst Du mein sein und mein bleiben?"

„Ja — Mutter," flüsterten seine Lippen. Als er aber das Wort gesagt hatte, barg er eilig das Angesicht an ihrem Busen, als sei er vor seinem eigenen Worte erschrocken, oder — als ob er nicht wolle, daß die Dämmerstunde helle würde von dem Leuchten seiner hellen Augen.

„Mutter — Mutter —" sagte er nach einer Weile, und jedesmal, wenn er das Wort ausgesprochen hatte, barg er das Antlitz an ihrem Busen. „Mutter—wenn ich jetzt — auch — einen Vater hätte!"

„O Du Allgewalt," sagte sie, umschlang ihn fester. „Du weißt wohl, daß Du mir über den Kopf wachsen würdest, wenn nicht Vaterhand Dir dann und wann die Ruthe zeigte."

Und plötzlich wurde die Frau Weißel sehr ernst und schweigsam und senkte sinnend das Haupt. Als aber Licht angezündet war, schrieb sie einen langen, langen Brief. Sie schrieb von den Sünden ihrer Jugend; sie schrieb, daß sie ihrem Manne keine Hausfrau und ihren Kindern keine Mutter, und ihrem Gott im Himmel keine Dienerin gewesen sei. Sie schrieb von tiefem Leid und bittrer Reue; sie schrieb von den Gräbern der drei Knaben und von dem Leben des einen Knaben, der heute ihr Kind geworden sei, und den sie nicht aus ihrer Hand lassen wolle — weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. Dann folgten große Fragen, heiße Bitten und ernste Gelübde, und immer nur war die eine Bitte daran geknüpft: daß sie nur den Oskar behalten dürfe.

Als der Brief in's Couvert geschoben war, wurde lange nach einer Adresse gesucht unter den alten Papieren. Als sie dieselbe aber gefunden hatte, umschlang sie wiederum den Buben und sagte:

„So, mein Oskar, nun bete zu Gott, daß Du einen Vater bekommst, dann wird er es Dir erhören; denn das Beten verstehst Du viel besser als ich."

* * *

Wiederum ist's Todtenfest und stille trauernde Pilgersleute ziehen hinaus auf den schönen Friedhof vor dem Thor. Die Trauteresche läßt ihr gelbes Laub im Winde rauschen und die drei Kreuze schauen unter ihrem Gezweige heraus grad' wie vor einem Jahre. Eine schwarzgekleidete alternde Frau biegt das Ge-

zweige zur Seite. Sie kennt den Griff schon und die Gezweige gehorchen willig ihrer Hand; aber unter das Laubdach der Esche tritt sie nicht allein: sie hat einen Knaben bei sich und — einen Mann — einen Mann, dem auch derweil das Haar grau geworden ist.

Der Mann aber zieht sein Weib fester an sich und spricht mit zitternder Lippe:

„Gott sei Dank, Mutter, daß uns aus dem Grabe neues Leben emporgewachsen ist: irdisches Leben und ewiges Leben."

Sie drückte ihm nur die Hand und sagte kein Wort zu seiner Rede. Er aber fuhr fort:

„Wie arm waren wir bei all' dem irdischen Wohlstand, damals, als wir am Andreasplatz wohnten, und wie reich sind wir nun geworden, da all' der Wohlstand dahingeschwunden ist wie der Morgennebel vor der Sonne. Das kleine Haus in der Vorstadt ist uns ein Palast, und das kleine Geschäft, das ich jetzt allein betreibe, ist mir eine Lust und läßt mir Zeit, für Weib und Kind zu leben."

Und fester zog er sein Weib an sich und fester schlang er den Arm um den Knaben.

„Manchmal kommt mir das vergangene Leben wie ein Traum vor," flüsterte sie.

„Und mir kommt's wie ein Roman vor. Und wenn sich ein Dichter fände, der ihn schreiben wollte, dann dürfte er als Ueberschrift darüber setzen: 'Unter der Trauuresche'; aber das letzte Kapitel müßte heißen: 'Unter Lebensbäumen', denn all' die lieben Kreuze sind uns lauter Lebensbäume geworden. Mit unserm Oskar wollen wir wieder jung werden, mein Mütterchen, und ein neues Leben leben, das uns Gott, der Herr, in der Grabesstille gegeben hat, um es in der Kreuzschule uns mächtig wachsen zu lassen."

Dann bekränzten sie die Gräber ihrer Kinder und neben den Kindergräbern bekränzten sie zwei dunkle Kreuze. Ueber dem mittelsten Kreuz auf dem Grabe seiner Kinder hatte Herr Kaufmann Weißel selber den Kranz befestigt und hatte einen Vers in den Kranz geschrieben. Der Vers aber lautete also:

Leben heißt: dem ew'gen Frieden
Unter allem Sturm hienieden
Siegsgewiß entgegengehn;
Glauben heißt es, lieben, hoffen,
Ueber sich den Himmel offen,
Und den Tod gefesselt sehn.

Leben heißt: durch Gottes Gnade
Wandeln auf dem schmalen Pfade
Nach der engen Pforte zu;
Und solch' ew'ges, sel'ges Leben
Kannst nur du, o Herr, mir geben:
Lebensworte hast nur du!

(Aus Glockenklänge.)

Leben und Dichtung.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

In welcher Wechselbeziehung stehen Leben und Dichtung zu einander? Ich glaube, daß diese Frage wichtig und bedeutend genug ist, um einmal genauer ins Auge gefaßt zu werden. In unserer Zeit, in der so viel gedichtet wird, in der so viel Romane, Novellen, Lustspiele 2c. geschrieben werden, wo tagtäglich eine ganze Bibliothek belletristischer Werke erscheint, da ist es wohl der Mühe werth, die Wechselbeziehung zwischen Leben und Dichtung zu betrachten. Geht unsere Unterhaltungsliteratur aus der Beobachtung der Wirklichkeit hervor?

Diese Frage muß entschieden verneint werden. Die Wirkung des belletristischen Schriftthums auf das Leben ist eine unvergleichlich größere, als die umgekehrte. Wie kommt das? Vor allem macht sich der Dichter oft von den Thatsachen unabhängig und wendet seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem willkürlichen Spiel seiner Einbildungskraft zu. Und selbst, wenn er aus der Wirklichkeit schöpft, so hält er sich nicht an die Durchschnittsthatsachen und Wahrheiten, sondern er liest irgend einen Ausnahmefall heraus und gibt auch diesen nicht treu wieder, sondern gestaltet ihn nach seiner Eigenart um. Ein kleiner Tropfen, der vom Windstoß versprüht ist, vertritt in der Dichtung den breiten und tiefen Ocean des Lebens. Ist da überhaupt noch von einer Einwirkung des Lebens auf die Dichtung die Rede? Umgekehrt ist dagegen die Wirkung der Dichtung auf das Leben eine ungeheure. Sie übt einen gewaltigen und unablässigen Druck aus, der sich die ganze geistige Persönlichkeit, die ganze Denkungs- und Handelsweise des Lesers unterwirft. Betrachten wir diesen Leser genauer. Er verbringt meist sein Leben in den engsten Verhältnissen, er lernt nicht viele Menschen außerhalb seines Familienkreises kennen und hat kaum jemals Gelegenheit, ins Innere eines fremden Geistes Blicke zu werfen. Er weiß aus eigener Anschauung wenig von den großen Leidenschaften und Gefühlen, den Wirrnissen und Zwiespältigkeiten der Menschheit und würde, auf seine persönlichen Erfahrungen angewiesen, schwerlich vermuthen, daß es außerhalb der Küche und des Ladens, allenfalls noch der Kirche, des Marktes und des Gemeindehauses, noch eine Welt gibt. Aber halt! Er liest Unterhaltungsschriften, er geht in's Theater und sieht da Gestalten vor sich, die es in s e i n e r Wirklichkeit nie gegeben hat.—Daß dieselben in s e i n e r Wirklichkeit nie existirten, wäre nun weiter kein Unglück, wenn das schönwissenschaftliche Schriftthum der Menge gesunde und wahre Muster vorhielte. Das thut es aber nicht. Die poetische Literatur von heutzutage ist eine ungeheure Sammlung von Krankengeschichten, von denen ein kleiner Theil wenigstens

gewissenhaft beobachtet, die meisten aber noch dazu mit grausamer und unwissender Phantasie ausgeheckt sind. Schon die Zeitung hat diesen Charakter. Die Neuigkeiten, die sie ihren Lesern erzählt, betreffen Mord und Todtschlag, Feuersbrünste, Eisenbahnunfälle, Ueberschwemmungen: ganz natürlich; denn das normale Leben scheint nach herkömmlicher Anschauung nichts Mittheilenswerthes zu enthalten: verzeichnet wird nur, was von der Norm abweicht, und das ist eben die Ausnahme, das Krankhafte. Roman und Theater haben in ihrer höheren Form dieselbe Richtung wie die Zeitung. Sie beschäftigen sich blos mit der Ausnahme und dem Krankhaften. Und darum sind sie verwerflich. Sie behandeln die Ausnahmen nicht, wie ein gewissenhafter Arzt seinen kranken Patienten behandelt, um ihn der Genesung zuzuführen, nein, Roman und Theater lieben es in dem Krankhaften herumzuwühlen, nicht um es zu heilen, sondern um es zu verherrlichen, um einen Glorienschein um dasselbe zu legen. Und dieser krankhafte, vom Normalen abweichende Zustand wird dann in den Augen des Lesers der normale. Kleidet sich doch unsere junge Damenwelt nach der Mode, wie sie ein Pariser Romandichter in seiner Phantasie ausgeheckt hat: traurig genug, aber, verehrte Leserin, es ist bitterwahr! Die Aeußerlichkeiten nicht blos, auch innerlich wird das Romanhafte nachzuahmen gesucht.

Dieser Umstand wäre erfreulich, wenn eben die Romanliteratur gesunde Zustände, nachahmenswerthe Beispiele gäbe; aber eben durch diese Krankengeschichten, durch diese Verwesungsluft, die durch die Literatur geht, wirkt sie vergiftend und tödtend auf die Leserwelt. Es ist ein sittlicher Tod, an dem die meisten Romanleser sterben. Alles geistig Gesunde stirbt in ihnen, nur das Krankhafte, das Ungesunde bleibt. Daher die Sittenlosigkeit, über die allerwärts geklagt wird; daher das Ueberhandnehmen der Unsittlichkeit, nicht blos in den niederen Volksklassen, sondern — und zwar im Verhältniß noch mehr — in den höheren, „gebildeten" (!) Kreisen, wie sie sich nennen. Da sind die Ursachen zu suchen, das Volk will eben nicht nur Romane lesen — sondern auch Romane leben.

Weßhalb beschäftigt sich aber die poetische Literatur blos mit den Ausnahmen und den krankhaften Erscheinungen? Der eine Grund liegt im Leser. Das Publikum will im Buche nicht das wiederfinden, was es ohnehin kennt: es sucht Sensationen. Und was ist denn Sensation? Wir finden sie in jedem Romane, den wir zur Hand nehmen: Zwei lernen sich kennen und lieben; allein einander kriegen dürfen sie sich nicht; das wäre ja zu alltäglich: es werden nun eine Reihe Hindernisse hervorgerufen, die alle zu überwinden sind, und schließlich — na, nachdem so und so viel Phantasterei und Unwahrscheinlichkeit aufgeboten worden — kriegen sie sich. Ist das nicht das Gerippe der meisten der auf den Markt geworfenen Erzählungen? Und wenn die Leserin die Lektüre beendigt, dann legt sie tiefgerührt das Buch weg und seufzt: „Was haben doch diese Beiden um ihrer Liebe willen erdulden müssen" und ganz unbemerkt ist der Held oder die Heldin ihr zu einem Ideal geworden. Ist dem nicht so? Allein wenn wir da nur unser bischen Verstand und Vernunft anwenden wollten, würden wir sofort das Ueberspannte, das Krankhafte der sich uns oft so harmlos präsentirenden Erzählung erkennen und der Giftstoff würde nicht auf unser inneres Leben einwirken können.

Ich wiederhole noch einmal, unsere heutige schönwissenschaftliche Literatur ist nichts Anderes als eine Sammlung von Krankengeschichten, die größtentheils verderblich auf Herz und Sinn wirken. Das Leben beeinflußt nicht mehr die Dichtung, sondern umgekehrt, die Dichtung das Leben und zwar zum Unheil des letzteren. So ist's im Roman, so ist's im Schauspiel und auf dem Theater.

Grundsätzlich habe ich bisher vom allgemeinem Standpunkte aus gesprochen: was sagt uns aber der christliche Standpunkt davon? Wenn wir schon ohne Berücksichtigung der christlichen Anschauungsweise das Verdammungsurtheil sprechen mußten, wie viel mehr, wenn wir diese mit in Betracht ziehen! Wir wollen auf nähere Ausführung verzichten; ein ernster Christ fühlt selbst in seinem Innern, welches Urtheil er abzugeben hat.

Aber es gehört nun einmal mit zur „Bildung," daß man mit den neuesten poetischen Erzeugnissen bekannt ist, werden einige mir entgegnen. Allein dieser Grund ist nicht stichhaltig. Ist das wirklich gebildet, wenn man moralisches Gift schlürft? Das nennt man nur übertünchtes Wesen; Bildung, wahre Herzensbildung ist etwas ganz Anderes. Man kann gebildet sein, wahrhaft gebildet, ohne je Krankengeschichten gelesen zu haben. Tiefe wahre Herzensbildung kann aber nur da herrschen, wo Jesus Christus der Herr ist. Und es gibt Gottlob auch Erzählungen, durch welche die reine Luft des Evangeliums weht. Solche Dichtung ist herrlich: denn sie ist vom Leben, vom wahrhaftigen christlichen Leben beeinflußt: in ihr spiegelt sich das Christenthum in erhabener Weise: sie enthüllt die Erfahrungen und Seelenkämpfe, wie sie in Wirklichkeit stattfindet, und wo sie hin-

absteigt in die dunklen Thäler des menschlichen Lebens, will sie nicht in das Herz des Lesers die giftigen Keime legen, sondern ihn warnen und ihm die Wege Gottes, die oft wunderbar sind und doch herrlich hinausgeführt werden, vor Augen und Herz stellen. Und je mehr unsere christlichen Erzähler das ihren einzigen Zweck sein lassen, um so großartiger und heilsamer wird die Wechselwirkung des Lebens und der Dichtung sein.

Aus der Tiefe.

Psalm 130, 1.

Für Haus und Herd von Elias.

Ich komm' zu dir in meines Herzens Bangen,
Bedrückt von Sorgen, Angst und Herzensqual,
Elend, umringt von Leiden ohne Zahl,
Komm ich zu dir mit sehnlichem Verlangen.
Der du der Deinen Zuflucht für und für:
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, wohin soll ich sonst gehen?
Wo fänd' ich Ruh für meinen müden Fuß?
Du, Herr, allein beutst mir den Friedensgruß,
Nur du hast Balsam für des Herzens Wehen.
Hier bin ich ja, o, offenbar dich mir:
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, wenn nagender Gedanken
Und schwerer Selbstanklage bittre Pein
Das Herz durchwühlt, — ein Mord in dem Gebein,
Als ständ' ich schon vor des Gerichtes Schranken.
O tilg die Schuld! Du büßtest ja dafür.
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, geschwächt von manchem Falle,
Da ich der eignen Kraft zu viel getraut;
Was ich gewollt, es war auf Sand gebaut;
Gestürzt sind jene Ideale alle.
Der du zu Petro sagtest: Folge mir;
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, wenn deiner Führung Pfade
Mir unbegreiflich sind, ich's nicht versteh',
Warum ich, als dein Kind nur Trübsal seh;
Ach Herr, warum? Ist Kreuz auch lauter Gnade,
So trag' ich's gern, nur hilf es glauben mir:
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, wenn Zweifel mich umnachten,
Und Satan mich mit seinem Netz umschlingt,
Wenn mein Verstand umsonst nach Klarheit ringt.
Nur du machst frei; laß länger mich nicht schmachten;
Du Gotteslicht, brich' aus der Nacht herfür;
Ich komm' zu dir!

Ich komm' zu dir, so stille denn mein Sehnen,
Und bringe bald mein zagend Herz zur Ruh.
Deck' meine Schuld mit deinem Blute zu;
O, heile mich doch ganz! Sieh meine Thränen!
Zeig' mir den Weg; durch Nacht zum Licht mich führ':
Ich komm' zu dir!

Präsident Lincoln's bange Stunden.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Die Fort Sumter Kanonade rüttelte die Bevölkerung des ganzen Landes aus dem Schlaf ihrer bisherigen Unentschlossenheit, in welchen sich besonders die Unionisten gelullt hatten. Nun, nachdem man von südlicher Seite ohne irgend welche Veranlassung des Nordens, sich zu offenen Feindseligkeiten hatte hinreißen lassen, gab es für jeden wahren Patrioten nur eine Alternative: Die Vertheidigung der Union, und zwar nun nicht mehr mit schönen Reden und Friedensvermittlungen, sondern mit dem — Schwerte. Der Löwe des Nordens war durch diese Salve geweckt worden und dürstete nach Vergeltung und Ehrenrettung. Bald nahm denn auch das öffentliche Leben im Norden eine eigenthümliche Färbung an. Staatsmänner spornten in feurigen Reden zur Thätigkeit an; Kriegsreden und Predigten von Tribünen und Kanzeln waren an der Tagesordnung; militärische Organisationen, Aufrufe zu solchen und faktische Einmusterung gehörten zu den Ereignissen des Tages. In Städten und Dörfern entwickelte sich ein buntes Bild militärischer Vorbereitung auf den Krieg.

All' dies war zunächst die Folge einer Proklamation „Vater Abrahams“, in welcher er 75,000 Mann Freiwillige zur Vertheidigung der Union verlangte. Die Gouverneure der verschiedenen Nordstaaten sandten, in patriotischer Begeisterung für die Aufrechterhaltung der Union, alsbald ermuthigenden Bescheid nach Washington an Präsident Lincoln und schickten sich gleichfalls an, ihr Quota der verlangten Freiwilligenzahl zu stellen. Es war eine bewegte Zeit, die nun folgte, welche sich jedoch weniger durch wilde Ausgelassenheit als durch ernstes überlegtes Handeln kennzeichnete. Ein Beispiel von dem herschenden Geiste, wie er sich

überall kund gab, möge hier, nach einer Schilderung der ersten Truppen-Einsegnung in Quincy, Ills., Platz finden.

„Gestern machte sich Capitain Prentiß mit seinem Kommando auf den Weg nach Springfield. Um zwölf Uhr ward von sämmtlichen Pastoren, nebst Gemeinden hiesiger Stadt, ein Einsegnungs-Gottesdienst der scheidenden Truppen abgehalten. Man versammelte sich auf dem Washington Square. Es waren zwischen 6—7000 Menschen zugegen. Nach der Einsegnung der Fahne wurde ein Lied gesungen und ein Gebet gesprochen, worauf die Versammlung von einem Geistlichen und mir selbst angeredet wurde. Wir marschirten hierauf mit den Soldaten unter den Klängen von "Starspangled Banner" zum Bahnhof. Die ganze Scene war die feierlichste und eindrucksvollste, der ich je beigewohnt habe und lieferte den deutlichsten Beweis von dem patriotischen Feuer, das in den Herzen unseres Volkes lodert."

In den Golf-Staaten ward der Revolutionsgeist jedoch nicht weniger rege.

Alle Sympathien mit der Union verstummten alsbald vor der Alles beherrschenden Revolutionswuth. Die sogenannte Regierung nahm sofort die schleunigste Kriegsbereitschaft in Angriff. Dabei jubelte man förmlich in der Erwartung des Kriegs und zwar mit einer allen Zweifel ausschließenden Siegesgewißheit. Ein gewisser A. H. Stephens sagte in einer Rede in Atlanta: „Nicht weniger als 75 mal 75,000 Mann werden hinreichen, um den Süden zu bewältigen."

Zu den vorläufig verlangten 21,000 Mann forderte der Rebellen-Kriegsminister alsbald weitere 32,000 und befahl, daß die sämmtlichen, innerhalb der südlichen Conföderation belegenen Garnisonen und Forts sogleich von südlichen Truppen besetzt würden. Sieben von den Südstaaten erklärten sich auf diese Weise für die Revolution. Ihnen gegenüber standen sechszehn Nordstaaten.

Zwischen diesen beiden gegensätzlichen Mächten spielten die Grenzstaaten die allerschlimmste Rolle. Einerseits unionsfreundlich, andererseits der Sklaverei zugethan, befanden sich die Grenzstaatler in einem höchst unbequemen Dilemma. Man wußte nicht recht, wie man sich der Revolution gegenüber verhalten sollte. Die respektiven Gouverneure waren scheinbar enbenso unentschlossen, bis Präsident Lincoln seine 75,000 Freiwillige verlangte. Nun war man allerdings gezwungen, sich zu entscheiden. Da stellte es sich denn heraus, daß die meisten unter ihnen südfreundlich gesinnt waren, denn sie verweigerten fast sämmtlich die Stellung ihres Quotas und sprachen zum Theil höchst feindliche Gesinnungen gegenüber der nördlichen Mobilmachung aus. So die Gouverneure von Kentucky, North Carolina, Tennessee, Arkansas, Missouri und Virginia.

In letzterem Staate erreichte die Opposition einen derartigen Höhegrad, daß die speziell einberufene Staats-Convention am 17. April den Austritt Virginiens aus der Union beschloß. Gouverneur Letcher führte darauf seinen schon längst geschmiedeten Plan aus, besetzte die Ver. Staats-Gebäude in Richmond und traf Vorbereitungen zur Beschlagnahme des Arsenals in Harpers Ferry, sowie des Marine-Depots in Norfolk.

Die beiden Grenzstaaten Delaware und Maryland waren die unentschlossensten. Delaware entschied sich indeß bald für die Union, während Maryland, wie wir in der Folge sehen werden, eine eigenthümliche, für den Norden gefährliche Rolle spielte. Gouverneur Hicks von Maryland hatte mit den übrigen grenzstaatlichen Gouverneuren um allerlei staatsrechtliche Bewilligungen angehalten, auf grenzstaatliches Zusammenwirken und Wahrung des Friedens gedrungen; nur unterschied er sich von den übrigen dadurch, daß er's im Grunde ehrlich mit der Union meinte. Er hatte sich denn auch gleich willig erklärt, sein Truppen-Quota zu stellen und zwar, um Maryland, den Distrikt of Columbia und das Capitol in Washington zu vertheidigen. In Uebereinstimmung hiermit ordnete er die Bewaffnung von vier Regimentern an und schrieb an den Kriegs-Sekretär: „Die besonderen Verhältnisse in diesem Staate machen es nothwendig, die größte Vorsicht zu gebrauchen, daß nur Männer bewaffnet werden, die treu zur Union halten." Allein die unionsfeindlichen Gerüchte, wie sie unter dem Volk und in den Zeitungen laut wurden, machten nach und nach ihren Einfluß über den schwachen Mann geltend und veranlaßten ihn am 18. April zu einer zweideutigen Proklamation, in welcher er sagte: „Ich gebe dem Volke die Versicherung, daß von Maryland keine Truppen mehr entsandt werden, ausgenommen zur Vertheidigung des Capitols." Beobachten wir nun die nördliche Lage etwas genauer.

Aus den Berichten, die General Scott vom 15. bis 18. April beim Präsidenten einreichte, geht hervor, daß das Gosport Marine-Depot, Harpers Ferry, Fort Monroe, sowie die Stadt Washington selbst, vor einem Ueberfall seitens der Rebellen nicht sicher und daher in großer Gefahr seien, daß vor dem Eintreffen der versprochenen vier Massachusetts-Regimenter an keine Vertheidigung gedacht werden könne, daß aber die Herbeischaffung dieser Truppen mit viel Hindernissen verbunden sei. So hatte sich denn der Präsident einerseits auf die Ankunft jener Truppen, andererseits auf die Verzögerung eines südlichen Angriffs zu verlassen. Höchst entmuthigend für den Präsidenten war es, daß oft diejenigen, die man für die zuverlässigsten Führer der nördlichen Angelegenheit gehalten hatte, die Farbe wechselten und zu Verräthern wurden. So unter anderm auch der schneidige Westpointer Offizier Robert Lee, der erst kürzlich zum Cavallerie-Oberst befördert worden war. Scott hielt ihn für durchaus unionstreu, und hegte den Wunsch, ihn zum Oberstkommandirenden der nördlichen Armee ernannt zu sehen. Allein, während eines Urlaubs nach seinem Heimath-Staate Virginia sandte Lee seine Resignation ein und übernahm das Oberkommando der Virginier Rebellen-Truppen.

Auch an General Scott, ebenfalls ein Virginier, wurde von südlicher Seite das Ansinnen gestellt, fahnenflüchtig zu werden. Allein an diesem bewährten Unionsherzen prallten die südlichen Versprechungen von goldenen Aussichten derart ab, daß es zwischen Scott und seinem alten Freund Robertson beinahe zu Streitigkeiten darüber gekommen wäre.

Lincoln harrte währenddem in peinlicher Ungewißheit der Ankunft jener versprochenen Massachusetts-Truppen, die indeß noch nicht sobald eintreffen sollten.

Baltimore, Marylands Metropole, war eine Art Eisenbahn Centrum. Vier verschiedene Bahnen führten von hier aus in die verschiedensten Richtungen des Landes.

Washington hatte dagegen nur zwei Verkehrsstraßen: der Potomac-Fluß, der jedoch durch feindliches Territorium lief und mit südlicher Artillerie besetzt war, und eine einzige, kurze Eisenbahnstrecke nach Baltimore. Es lag daher auf der Hand, daß die erwarteten Truppen durch Baltimore expedirt werden mußten. Allein, von dort her wehte feindliche Luft.

Gouverneur Andrew von Massachusetts hatte in aller Stille einige Miliz-Regimenter organisirt und das 6. Massachusetts Regiment am Mittwoch, den 17. April, in voller Waffenrüstung zum Abmarsch per Eisenbahn kommandirt. Am Abend des 18. April langten die Truppen unter Oberst Jones' Kommando in Philadelphia an. Hier empfing Oberst Jones die Nachricht von der in Baltimore herrschenden Aufregung. Allein, dem Kommando seines Gouverneurs getreu, setzte er, nachdem er bis nach Mitternacht in Philadelphia bivouakirt hatte, seinen Marsch nach Baltimore fort. Unterwegs schloß sich ihm ein Freiwilligen-Corps aus Pennsylvanien von circa tausend Mann an. Die letzteren Mannschaften hatten sich zufolge eines Versehens ununiformirt und unbewaffnet auf den Weg begeben. Der mächtige Eisenbahnzug, in welchem sich die Truppen befanden, bestand nunmehr aus dreißig Waggons. Die Absicht Oberst Jones' war, nach Ankunft in Baltimore von einem Bahnhof zum andern in geschlossenen Linien durch die Stadt zu marschiren. Allein, die Eisenbahn-Beamten änderten diesen Plan und bestimmten, daß die einzelnen Waggons vermittelst Pferden schnell nach dem andern Bahnhof geschafft werden sollten, was jedoch nicht ohne die größten Schwierigkeiten von Statten ging.

Kaum hatte der Zug am Philadelphia Bahnhof Halt gemacht, so nahm auch schon die Aufregung einen gefährlichen Charakter an. Die Polizei wurde alsbald zur Hülfe gerufen und war auch in kurzer Zeit an Ort und Stelle. Zu Oberst Jones' Ueberraschung wurden sowohl sein Waggon sowie noch sieben andere schnell durch die Straße nach dem Washington Bahnhof befördert.

Dort angekommen, hatte sich auch schon ein großer Pöbelhaufen zusammengefunden und setzte, während die Truppen umstiegen, durch Steinewerfen und Schießen ernste Feindseligkeiten in Scene. Als aber der neunte Waggon den Philadelphia Bahnhof verließ, schien der Haufe ganz außer sich zu werden. Straßenpflaster, Schiffsanker und was nur aus der Nähe herbeigeschafft werden konnte, wurde zusammengeschleppt, um demselben den Weg zu verrammeln, was indeß nicht gelang.

Währenddem spielten sich am Philadelphia Bahnhof wunderliche Scenen ab. Der Pöbel schien erpicht darauf, den noch zurückgebliebenen Truppen unter allen Umständen den Weg abzuschneiden. Zu diesem Ende wurden auf's Neue alle möglichen Gegenstände auf das Geleise geschleppt und die Brücke über den Kanal theilweise demolirt. Die Truppen entschlossen sich daher unter Kommando von Capitain Follansbe zum gewaltsamen Vordringen zu Fuß. Unter Vorantritt eines Polizisten begann der gefährliche Marsch. Bürgermeister Brown und Marshal Kane begegneten den Truppen auf halbem Wege, nachdem dieselben schon wiederholt genöthigt gewesen waren, das Feuer des Pöbels zu erwidern. Der Bürgermeister suchte durch seine Gegenwart den Pöbel zu besänftigen, aber vergeblich. Unter dem wüsten Toben der Menge und den knackernden Revolverschüssen derselben gelang es Capitain Follansbe jedoch, endlich sein Kommando nach dem Washington Bahnhof zu schaffen, wo die Feindseligkeiten indeß nicht aufhörten, bis der Zug, nachdem alle Hindernisse aus dem Wege geräumt worden waren, sich langsam in Gang setzte, und davon dampfte.

Vier Todte und sechsunddreißig Verwundete hatten die Soldaten zu beklagen, während der Pöbel vielleicht die dreifache Zahl einbüßte.

Bis dahin schien die Handlungsweise der Baltimore Stadtobrigkeit, sowie des Gouverneur Hicks, wenn auch keine heldenmüthige, so doch unter den Umständen eine entschuldbare. Nun aber ereignete sich das Unerhörte, daß bei einer am Nachmittag desselben Tages (den 19. April) abgehaltenen Massen-Versammlung, sowohl Bürgermeister Brown wie Gouverneur Hicks, eingeschüchtert durch die Ereignisse des Vormittags, höchst zweideutige Reden hielten. So erklärte der Gouverneur vor der rasenden Menge in feierlichem Tone: „Ich bin ein Marylander, und liebe meinen Heimath-Staat sowohl wie die Union; aber eher will ich mir meinen rechten Arm ausreißen lassen, als daß ich ihn erhebe, um einen Schwester-Staat damit zu schlagen."

Um Mitternacht hielten Bürgermeister Brown, Gouverneur Hicks und Marshal Kane eine geheime Conferenz und beschlossen, die Eisenbahn-Brücken nach Philadelphia und Harrisburg zu, abzubrennen. Wie beschlossen, so gethan. Ihre einzige Entschuldigung für diese Frevelthat bestand darin, daß sie gehört hätten, ein anderer Trupp Soldaten sei unterwegs, und sie hätten Baltimore gegen ferneren Aufruhr sicher stellen wollen.

Harpers Ferry war an demselben Tage von den Virginier Rebellen derart bedrängt worden, daß Lieutenant Jones das Arsenal und die Rüstkammer abbrennen ließ und sich nach Maryland zurückzog. Das Gosport Marine-Depot in Norfolk, Va., konnte ebenfalls nicht gehalten werden. Der Kriegsdampfer „Pawnee" wurde daher abgesandt, mit dem ausdrücklichen Befehl, das ganze Institut zu demoliren.

In Washington wurde die Lage immer drückender. Ein Gerücht, daß ein Rebellen-Corps von 1500 Mann bis Alexandria, einer Vorstadt Washingtons, vorgedrungen sei, ließ auf einen baldigen Angriff auf die Stadt schließen. Während dessen schickten die Baltimore Autoritäten ein Committee nach dem andern nach Washington und verlangten, daß keine Truppen mehr durch Baltimore transportirt würden. Das wurde bewilligt, man wollte fernerhin einen Umweg um Baltimore herum einschlagen. Ein Kommando, welches aus Unbekanntschaft mit dieser Anordnung doch auf dem Wege nach Baltimore war, wurde vom Präsidenten selber zurückbeordert. Alles wurde bewilligt; aber nichts befriedigte diese Revolutionslustigen, so lange, als überhaupt Truppen nach Washington befördert wurden.

Dort wurde übrigens die Gefahr von Tag zu Tage größer. Zwar waren mehrere Regimenter auf dem Marsch. Aber, wie hingelangen? Dem 6. Massachusetts Regiment, das mittlerweile in Washington eingetroffen war, folgte das 8. auf dem Fuße und stand unter Oberbefehl des Brigade-Commandeurs General Benjamin Butler. In Philadelphia angekommen, traf Butler mit dem 7. New York Regiment zusammen.

Da der Eisenbahnweg nach Baltimore abgeschnitten war, schiffte sich Butler mit seinen Leuten in Perryville ein und fuhr die Chesapeake Bay hinunter, während das New Yorker Regiment unter Oberst Lefferts die Delaware Bay hinunterdampfte. Beide Regimenter trafen bald darauf im Hafen von Anapolis (Marylands Capitol) zusammen. Gouverneur Hicks befahl zwar, die Truppen nicht zu landen, was indeß nach mehrtägigem Conferiren doch geschah. Während all' dieser Zeit hatte in Washington die Spannung zugenommen. General Scott gab deutlich zu verstehen, daß man mit der vorhandenen Besatzung nicht gesichert sei, und dabei brachte jeder Tag die Gefahr näher. Man wußte nicht, wer zuerst Einkehr halten würde: Unionssoldaten oder Rebellen.

Als vollends am 21. April der Baltimore Telegraphist die Nachricht einsandte, daß die Rebellen von seiner Office Besitz genommen hätten, und Washington somit von der übrigen Welt vollständig abgeschnitten und von den Rebellen förmlich umringt war, da begann sich's in Washington zu regen. Nördliche Besucher eilten dem Norden zu, während die Freunde der Sezession, wo immer sie waren, ihre Aemter oder Beschäftigungen niederlegten und sich auf den Weg nach dem Süden machten.

Die öffentlichen Gebäude wurden nunmehr mit Barrikaden und starker Besatzung versichert, auf den Schiffen im Potomac-Fluß, sowie an allen Ausgängen der Stadt Posten aufgestellt; Geschäftshäuser und Vergnügungs-Lokale wurden geschlossen und aller öffentliche Verkehr hörte auf. Große Hotels, die vor einer Woche noch der Tummelplatz des reiselustigen Publikums gewesen waren, standen leer, ein vollständiger Belagerungszustand herrschte in der ganzen Stadt. Es war, als ob eine unheilvolle Gewitterwolke über der Stadt schwebe, die jeden Augenblick drohe, sich mit Tod und Schrecken über ihre Bewohner zu entladen.

Lincoln, so gefaßt und furchtlos er sich auch immer gezeigt hatte, konnte seine Ungeduld und seine Sorge in diesen Tagen (21.—24. April) kaum bemeistern. Zu einigen verwundeten Soldaten des 6. Massachusetts Regiments soll er in dieser Verstimmung des Gemüths gesagt haben: „Ich fange an zu glauben, daß es keinen Norden gibt. Das 7. New Yorker Regiment ist eine Mythe. Ihr seid die einzig wirklich Vorhandenen."

Zu all' dieser Geduldsprüfung kam dem Präsidenten übrigens noch Kunde von allerlei Treulosigkeiten zu Ohren, wodurch sein Vertrauen in den patriotischen Sinn seiner höheren und höchsten Beamten mächtig erschüttert wurde. Robert Lee war nicht der einzige Verräther an seinem Vaterlande. Ihm folgte Commodore Buchanan von der Washington Navy Yard, nebst den meisten Offizieren seines Commandos. Capitain Magruder an der Spitze jener Batterie, mit welcher Scott die Stadt vertheidigen wollte, schloß sich ihm an. McCauley, Commandant von der Gosport Navy Yard, hatte es ebenso gemacht. Sogar Appellationsrichter Johnston wandte sich zu den Rebellen. Auf wen sollte sich der Präsident noch verlassen? Wem Befehle ertheilen, wenn Clerks und Capitäne, Admirale und General-Quartiermeister, Staats-Gouverneure und Appellationsrichter Verräther wurden, wenn man ihrer am meisten bedurfte?

Lincoln ließ sich sonst nicht so leicht aus der Fassung bringen; aber diese Woche bangen Wartens bei der beständigen Gefahr eines Ueberfalls und der entmuthigendsten Treulosigkeit hochstehender Beamten fing nachgerade an, seine Geduld auf die Spitze zu treiben. Die Frage, ob diese Union in den nächsten Tagen zerrissen oder neubegründet werden sollte, fing an, unter den bestehenden Verhältnissen, seinem Verantwortlichkeitsbewußtsein zu drückend zu werden.

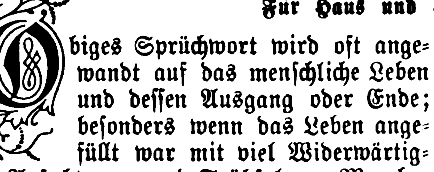
„Warum kommen sie nicht? Warum kommen sie nicht?" hatte er am 23. April, als er vom Fenster aus den Potomac hinabspähte, ausgerufen.

Ja, warum kamen sie nicht? In Anapolis gelandet, fingen Butler's Leute an die Eisenbahn zu repariren und eine Locomotive in Stand zu setzen. Damit vergingen Tage — Tage bangen Wartens für Lincoln und seine Washingtonianer.

Endlich — am 25. April, hielt das 7. New Yorker Regiment unter den Klängen seiner Regimentsmusik mit fliegenden Fahnen seinen Einzug. Es war, als ob mit diesem Regiment wieder neues Leben in Washington eingekehrt sei. Man durfte wieder hoffen, denn der Gefahr eines Ueberfalls der nationalen Hauptstadt und (wie man sich schmeichelte) dem Untergang der Union war vor der Hand ein Damm entgegengesetzt.

Ende gut, Alles gut.

Für Haus und Herd von W. A.



Obiges Sprüchwort wird oft angewandt auf das menschliche Leben und dessen Ausgang oder Ende; besonders wenn das Leben angefüllt war mit viel Widerwärtigkeiten, Anfechtungen und Trübsalen. Mancher Nachfolger Jesu hat in heißen Stunden der Prüfung in tiefer Seelennoth den Angstschrei ausgestoßen:

„Ach Gott, ich bitt' durch Christi Blut
Mach's doch mit meinem Ende gut."

Ist das Ende, das Aushauchen des Leibeslebens, das Zerreißen der Bande, die Seele und Leib verbinden, „gut" — ist damit der Hafen der Ruhe erreicht, das Ufer des himmlischen Kanaans betreten, wo keine Thräne das Auge mehr trübt, kein Seufzer die Brust mehr hebt, kein Klagelaut mehr gehört, kein Schmerz mehr gefühlt und keine Trennung und Tod mehr stattfindet, dann ist Alles gut. Dann beginnt ein Leben der Wonne und Glückseligkeit, das kein Wechsel der Zeit und des Schicksals mehr stören oder enden wird. Dann werden alle Wünsche erfüllt und alle Bedürfnisse des (verklärten) Leibes und der Seele erfüllt.

Manche Zionspilger sind durch das Todesthal gegangen unter den hellen Strahlen der Gnadensonne und haben das Leben mit Jauchzen und Singen ausgehaucht.

Auf ihrem letzten Krankenlager lag meine selige Mutter im heißen Schmelztiegel leiblicher Schmerzen, so heftig, daß mitunter ihr Schmerzgeschrei in den Nachbarhäusern gehört ward. Aber mit ihren letzten Stunden trat ein auffallender Wechsel ein. Die leiblichen Schmerzen wichen einer überschwänglichen Seligkeit, was ihr Klaggeschrei in ein lautes Jauchzen

und Gottloben verwandelte, bis ihr Mund im Tode verstummte.

Andere sind beim Betreten des Todesthales einem Säuglinge ähnlich, der auf der Mutter Arme und an ihrer Brust gestillt, vollgenügend und überglücklich die Augen im süßen Schlummer schließt. In dem einen und andern Fall ist das Ende gut und somit Alles gut.

Auffallend und befremdend dagegen scheint es, daß zuweilen Personen, deren Mund und Wandel Zeuge eines gottgeweihten Lebens war, beim Herannahen des Todes in einen heftigen Seelenkampf verwickelt werden. Es beginnt ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, wobei erstere stets zu- und letztere im Verhältniß abnimmt, bis der Kämpfer an der Schwelle des Todesthores zugleich am Rande der Verzweiflung liegt. Solches war unter Andern der Fall mit John Walsch, einem von J. Wesley's hervorragendsten Predigern. Sein Biograph sagt: „Außerordentliche leibliche Schmerzen, feurige Anfechtungen und große Prüfungen trieben seiner mit dem Tode ringenden Seele Blutschweiß aus, und mit seinem am Kreuze verschmachteten Heilande schrie er: 'Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?' Und dennoch war er nicht verlassen, denn kurz vor dem Ende brach das Licht der Gnadensonne durch die Nacht der Anfechtung und mit himmlischer Freude erfüllt, rief er aus: 'Er ist gekommen, er ist gekommen, mein Freund ist mein und ich bin sein für immer und ewig!'" Das Ende war gut und Alles war gut.

Aber nicht bei Allen erreicht ein solcher Kampf den Sieg, während der Mund noch fähig ist, ihn zu bezeugen. Erst kürzlich las ich von einem Falle, wo die arme Person mit der kaum noch vernehmbaren Klage: „Gott hat mich verlassen! O, verlassen, verlass . ." den Geist aufgab. Jedoch ferne sei es von uns, aus solchen Klagen gläubiger Sterbender den Schluß zu ziehen, daß sie wirklich verloren seien. Tausende und Schreiber dieses haben bei gesundem Leibe im Bußkampfe, in tiefer Seelennoth, dasselbe ausgerufen, und waren im nächsten Augenblicke selige, wonnetrunkene Gotteskinder. Wer sich selbst richtet, für den ist Hoffnung, daß der Herr ihn nicht richtet. 1. Kor. 11, 31.

Wer weiß nicht, daß abnorme Zustände, organische Gebrechen des Leibes oder der Seele, im gewöhnlichen Leben wie im Christenlaufe eine bedeutende Rolle spielen. Das Gewissen des Einen ist zu lax, das eines Andern ist zu streng. Ersterer setzt sich, mit einem Blick auf den Mittler, über ein bedeutendes Vergehen bald hinweg; Letzterer sieht die eigenen Fehler stets durch ein Vergrößerungsglas, das zugleich seinen Blick auf den Mittler erschwert. Das Gemüth des Einen sieht seine Begegnisse stets von der Lichtseite und hat immer guten Muth; das eines Andern schaut sie von der Schattenseite und ist geneigt zum Zagen. Daß solche Zustände sich steigern, wenn die ewige Entscheidung des Schicksals nahe tritt, ist leicht begreiflich.

Nebenbei mögen Eigenthümlichkeiten der tödtlichen Krankheit oder der Umgebung großen Einfluß auf das Gemüth des Sterbenden haben, ohne seinen wirklichen Charakter zu berühren. Aber auch geheimnißvolle Versuchungen mögen aus göttlichen Absichten, die wir nicht ergründen können, ein seliges Gotteskind in schreckliche Tiefen der Seelennoth führen. Schrie ja selbst der Erlöser am Kreuze: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und sollte ein Gotteskind inmitten solcher Versuchung und mit demselben Klagegeschrei den Geist aufgeben, sollte der verloren sein? Nimmer! so lange das Wort besteht: „Gott ist getreu .... er wird machen, daß die Versuchung ein Ende gewinne.

Wir dürfen andrerseits aber auch nicht übersehen, daß die heilige Schrift auf Viele hinweiset, die diese Welt verlassen mit der Hoffnung auf den Himmel, aber ihn nie erreichen. Matth. 7, 22. Wie nothwendig ist es daher bei gesunden Tagen, sich das göttliche Zeugniß und Siegel des himmlischen Erbtheils zu sichern. Ephes. 1, 13. 14. Mag dann der Tod nahen, Todesschrecken die Seele befallen und düstere Wolken der Versuchung die Gnadensonne verdunkeln, das Siegel sichert den Sieg über Sünde, Teufel und Tod; und: Ende gut, Alles gut.

Ein Besuch bei einem deutschen Sangesmeister des Mittelalters.

Für Haus und Herd von Ajax.

Willst du meiner Einladung folgen, lieber Leser, und mich um einige Jahrhunderte zurückbegleiten in die Zeit des Mittelalters? Nicht in jene finstere Zeit, in der die damals mächtige, weil wirklich „katholische" Kirche auf den kühnen deutschen Augustinermönch den Bannstrahl schleuderte, weil er es wagte, ihren Lehren zu widersprechen und ihre Söhne, die Priester, der Unwissenheit und Unsittlichkeit zu zeihen, nicht in jene Zeit schwerer Verfolgung, in der ein Scheiterhaufen sich an den andern reihte, und so viele Bekenner des Evangeliums einen qualenvollen Tod erlitten;

nein, weiter zurück in eine Zeit, in der sich das deutsche Ritterthum zu voller Blüthe entfaltet hatte, in der das ganze Abendland mit Begeisterung sich das Kreuz aufheftete, um die Stätten, wo der Heiland gewandelt, den Händen der Ungläubigen zu entreißen, in eine Zeit, in der fröhliche Sänger von Hof zu Hof zogen, überall freundlich empfangen, da man sich ihrer frischen Weisen, die oft gar lieblich zum Herzen drangen, erfreute, und, da man von ihnen, die so weit herum kamen, immer erfahren konnte, was draußen im Reich vorging.

Es ist Abend. Länger und länger werden die Schatten, und von der langen Wanderung ermüdet, sehnen wir uns nach einer guten Herberge. Da, wie wir aus dem weiten Forst treten, zeigt sich ein liebliches Bild unsern Augen; vor uns liegt ein freundliches kleines Gehöft, Knechte und Mägde kehren von der harten Feldarbeit heim, das Vieh wird zur Quelle getrieben, und aus dem Hause tönt gar süß bestrickender Gesang, von leisem Saitenspiel begleitet. Wir kommen näher, die weit geöffnete Thür des von stattlichen Ulmen beschatteten Wohnhauses wehrt uns nicht einzutreten, wir kommen in einen großen Raum, an der einen Wand desselben knistert ein lustiges Feuer und aus dem darüber gehängten Topfe strömt ein würziger Duft, ein hoher, stattlicher, ernst aber freundlich blickender Mann tritt uns entgegen, mit blondem wallenden Haupthaar, das Gesicht vom blonden Bart umrahmt, und die blauen Augen blicken stolz und selbstbewußt, aber doch bieder und treu, einen an; das Saitenspiel, das er in der Hand hält, verräth uns, daß er wohl eben jene schönen Weisen gesungen. Schade, daß du kein mittelhochdeutsch verstehst, die kernigen Laute tönen so wohl aus deutschem Mund; so muß ich dir übersetzen, was ich mit dem Manne spreche.

„Willkommen seid, Herr Wirth!“ begrüße ich ihn, und „willkommen seid, Herr Gast!“ tönt's freundlich zurück. Wir befinden uns im Heim Walthers von der Vogelweide, eines der größten deutschen Sänger, in seinem langersehnten Heim, das ihm kürzlich der „edle König mild“ geschenkt, so daß er freudig jubelte:

„Ich hab mein Lehen, alle Welt! ich hab mein Lehen!
Nun fürcht ich nimmermehr den Hornung an den Zehen,
Und will die bösen Herren, alle desto minder flehen!“
u. s. w.

Freundlich läd't uns der Sangesmeister ein, die Nacht bei ihm zuzubringen, und bei dem kräftigen Imbiß, der gleich aufgetragen wird, wie nachher auf weichem Bärenfell am Feuer gelagert, erzählt er uns viel von seinen mannigfachen Wanderungen, die er dreißig Jahre hindurch „von der Elbe bis zum Rhein und hinan bis an das Ungarland“ unternommen hat.

In Tirol stand seine Wiege, dort verlebte er als Sohn eines dem niedern Adel angehörenden „Dienstmannes“ seine Kinderzeit, wohl mehr in dem das Gehöft des Vaters umgebenden Walde als in diesem selbst sich herumtummelnd; dort im Verkehr mit den gefiederten Bewohnern des Waldes wurde wohl auch die Lust zum Gesange in seinem zarten, kindlichen Herzen zuerst geweckt, und bald jubelte er mit seinen lieben “vogellînen” (Vöglein) um die Wette zum Preise seines lieben Vaters im Himmel.

Doch auch dem gebornen Dichter war das Lernen nicht erspart, und der etwa 20jährige Jüngling verließ (etwa ums Jahr 1190) das väterliche Haus, um sich am kunstliebenden Hofe zu Oesterreich die nöthige Ausbildung in der edeln Sangeskunst zu erwerben; dort „lernde ich singen unde sagen“ erzählt er selbst.

Nach wohlbestandener Lehrzeit zieht er dann hinaus, ein fröhlicher Spielmann, Meister in seiner Kunst, um zu erproben, was das Leben ihm zu bieten habe. Von Hof zu Hof zieht er, von einem Fürsten zum andern, in Hütte und Palast gern gesehen und ob seiner reichen Sangeskunst hochgeschätzt. Da singt er Abends beim Feuer, sei es im hohen Gemach eines Fürsten oder Ritters, sei es in der Gesindestube oder auf dem Anger vor den staunenden Landleuten; da singt er und preist mit begeisterten Worten und in lieblichen Weisen, was ihm im Leben schön erscheint.

Von zarter Minne und Herzensneigung singt er, vom schönen Frühling und Sommer, der nur gar so schnell vergeht, bis im Winter die Klage ertönt:

„Sonst stand die Welt gar prangend da,
Grün in dem Walde, fern und nah.
Der Vöglein Singen da geschah!
Jetzt aber schreit die Nebelkrah!
Hat andre Farb die Welt etwa?
Grau ist sie allenthalben, ja!
Manch Brauenrümpfen ich drum sah!“

und weiter:

„O Sommer, mach uns wieder froh!
Du zierest Busch und Anger, wo
Mit Blumen schön ich spielte.

Wenn dann aber Frau Sonne ein Einsehen hat und mit warmem Liebesblick die „Blumen aus dem Grase dringen“ läßt, so daß der griesgrämige Winter seine Nebelkappe über die Ohren zieht, sich fest in seinen Schneemantel hüllt und entflieht, dann ist auch unser Spielmann wieder fröhlich, und singt und jubelt auf's Neue. — Gar weit ist er gewandert, viele Lande hat er

gesehen, aber „Deutsche Zucht geht vor in Allem!" und wenn er anders ein richtiges Urtheil hat, so möchte er wohl darauf schwören:

„— Daß hier das Weib
Besser ist als andre Frauen!"

Begeistert ist Walther von den deutschen Frauen, begeistert aber überhaupt von seinem deutschen Vaterlande, und treu steht er zu seinem König und Kaiser, trotz Bann und Excommunication, die in jener Zeit des Streites zwischen Kaiser und Pabst so oft über ersteren verhängt wurden.

„Herr Kaiser, seid uns hoch willkommen!" singt er, als dieser im Jahre 1212 zu Frankfurt a. M. einen großen Hoftag hielt, er tadelt die treulosen Fürsten, die sich von ihrem rechtmäßigen Herrn wenden, und tritt mit scharfer Satire dem Pabst entgegen.

„Gott gibt zum König, wen er will,
Darob verwund'r, ich mich nicht viel,
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.
Was sie gesagt vor wenig Tagen
Verdrehen sie, wollen's anders haben. — —

oder

„Seht doch, wie christlich uns der Pabst in Rom verlachet,
Wenn er es seinen Wälschen sagt, wie er's bei uns gemachet.
Was er da sagt, er hätt' es besser nie gedacht,
Ich hab zwei Allemannen*) unter eine Kron' gebracht,
Damit das Land sie schwer mit Krieg und Brand belasten,
Indessen füll' ich meine Opferkasten.
Ich führe sie zum Opferstock, und all ihr Gut wird mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein,
Drum eßt nur, Pfaffen, Hühner, trinket Wein,
Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten."

*) Anmerkung: Er meint die zwei Gegenkaiser Otto und Friedrich II.

Doch wenn unser lieber Gastfreund uns von all seinen Fahrten und Erlebnissen berichten wollte, so könnte er wohl die ganze Nacht hindurch sprechen; schon ist das Feuer tief heruntergebrannt, die kühle Nachtluft streicht dem vor die Thüre Tretenden wohlthuend um die heiße Stirne. 'S ist Zeit zur Ruhe zu gehen, mit biederm Gruß und Handschlag entläßt uns der minnigliche Sänger, und wir treten unsere Rückfahrt durch die Jahrhunderte an.

Wie muthets dich an, lieber Leser, dieser schwache Schimmer von der Herrlichkeit unserer altdeutschen Poesie? Umweht's einen nicht wie leises, märchenhaftes Geflüster aus vergangenen Tagen? und dann wieder tönts wie kerniges kraftvolles Männerwort, wie es einst galt, und das besser noch ist als „etwas Schriftliches," das Wort eines deutschen Mannes!

Dann, du deutscher Mann, halte deine deutschen Dichter hoch in Ehren! 's ist nicht gar so schwer das Mittelhochdeutsch zu lesen, und Franz Pfeiffer hat in seinen „deutsche Classiker des Mittelalters" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das dem Laien Unverständliche mit trefflichen Anmerkungen versehen; oder wenn's dir doch zu schwer wird, so nimm die Uebersetzung von Simrock, oder die billigere von Karl Pannier (Leipzig, bei Philipp Reclam jun.) zur Hand, und suche dort wie deine Vorfahren dachten, laß es aber auch wahr bleiben:

„Deutscher Mann ist wohl gezogen,
Und wie Engel sind die Frauen schön! *)
Wer sie tadelt hat gelogen,
Anders kann ich's wahrlich nicht verstehn.
Tugend, reines Minnen,
Wer die suchen will,
Komm nach unserm Land, da ist Wonne viel.
Ewig möcht' ich leben drinnen!"

*) Anmerkung: Und gut!

Altes und Neues im neuen Gesangbuch.

Für Haus und Herd von Louis Wallon.

I.

Lieder, die im alten amerikanischen Gesangbuch waren und nicht in das neue aufgenommmen worden sind.

Die Nummern sind die der Lieder im alten Gesangbuch.

1. Kommt, bringet Ehre, Dank und Ruhm.
5. Dreieinig großer Gott.
9. Gott ist mein Lied.
10. Herr, Du erforschest mich.
13. Unermeßlich, ewig ist.
14. Weicht, ihr Berge, fallt, ihr Hügel.
(Wir haben ein Lied im neuen Buche mit ganz gleicher Anfangslinie, aber sonst ist das Lied ganz verschieden und von einem andern Autor.)
15. Abgrund wesentlicher Liebe.
20. Herr, Deine Allmacht reicht so weit.
21. Gott richtet immerdar auf Erden.
24. O Gott, Du gabst der Welt.
25. Mein Gott ich danke Dir!
26. Noch war kein Himmel, keine Sterne.
34. Du wesentliches Wort.
39. Es ist ein Stern von wundervoller Pracht.
44. Gott der Juden, Gott der Heiden.
51. Jesus Christus gab sich uns.
56. In's heil'ge Dunkel wallet.
66. Der am Kreuz ist unser Gott.
67. In Sünden wälzte ich mich lang.
70. Seitdem ich ihn im Geiste sah.

83. Preis dem Todesüberwinder.
90. Anbetung, Ruhm und Preis.
91. Der zu des Vaters Rechten sitzt.
98. Jesu, wirst Du bald erscheinen.
100. Prächtig kommt der Herr, mein König.
101. Ich komme zu vergelten.
105. Gesalbter Heiland, Jesus Christ.
109. Halt im Gedächtniß Jesum Christ.
114. Herr, nehm' mich mit auf Tabor hin.
124. Meinen Jesum laß ich nicht.
(Siehe Bemerkung zu No. 14.)
127. Es ist ein frommes Häuslein dort.
128. Gen Himmel schied der Herr hinauf.
138. Des Herrn Geist macht das Herz gewiß.
143. Die Feinde Deines Kreuzes droh'n.
147. Verzage nicht, du kleine Schaar.
148. Gemeine, zitt're heiliglich.
149. Jehova, Herr der Welt.
151. Zion, gib dich nur zufrieden.
153. O Herr! versammelt sind wir hier.
154. Jesus ist der Kirche Haupt.
166. Heilig, heilig soll uns bleiben.
187. O selig, wer durch Gottes Gnade.
188. Wir nehmen hier von Deiner Hand.
189. Herr Jesu, sei an diesem Tag.
(An die Stelle dieses Liedes tritt das beinahe ganz neue von G. E. Hiller: Herr Jesu, offenbare Dich [No. 619]).
197. Mein Erlöser, der Du mich.
199. Schmücke dich, o liebe Seele.
200. Laß irdische Geschäfte stehen.
202. Komm, Du Haupt und Kraft des Bundes.
213. Ja, Tag des Herrn, du sollst mir heilig.
214. O Gott, Du bist mein Preis und Ruhm.
221. Kommt, Geschwister, tretet ein.
224. Die hier vor Deinem Antlitz stehn.
231. Aus fernen Heidenlanden.
240. Auf, Christen, preist mit mir den Herrn.
241. Vermehre stets des Herren Preis.
247. Dir, Gott, Dir will ich fröhlich singen.
252. Komm betend oft und mit Vergnügen.
258. Brüder, wir sind nun versammelt.
262. Kommt, Pilger, zu dem Himmelssaal.
274. Ach, daß ich Dich so spät erkannte.
(Weggelassen, weil es dasselbe war wie 115 mit Auslassung des ersten Verses. — 115 wurde jedoch nach 274 verändert.)
275. Wir geh'n im neuen Testament.
283. Kommt, Pilger, laßt uns wandern.
287. Auf dem Lebensmeer wir segeln.
296. O! unaussprechlicher Verlust.
297. Ach Gott, es hat mich ganz verderbt.
301. Sich'rer Mensch, noch ist es Zeit.
306. Denket doch, ihr Menschenkinder.
307. Sünder, warum wollt ihr sterben?
308. Kehrt, Menschenkinder, euch zu mir!
312. Merket das Heute, das wichtige Heute.
333. Vater, ich streck' die Hand zu Dir.
335. Heil dem großen Ehrenkönig.
337. Sehet den Heiland.
343. Bildet euch auf eure Werke.
347. Des Tempels Vorhang ist entzwei.
350. Ich glaub', o Gott! ich glaub an Dich.
353. Die Bande sind zerrissen.
376. Christum über Alles lieben.
382. Ich liebe Dich, mein Herr und Gott.
385. Oft klagt dein Herz, wie schwer es sei.
387. Kommt, laßt euch den Herren lehren.
(Siehe No. 508 im neuen Buche.)
390. Alle Christen hören gerne.
407. Brüder, wacht, im Glauben steht.
411. Mein Gott hat mich zum Kampf erwählt.
412. Herr Jesu! hilf mir ernstlich ringen.
413. Möcht' ich Dich nur einzig lieben.
415. Jetzo steht das Unkraut hoch.
422. Herr, laß mich meine Heiligung.
424. O Jesus Christus, wachs in mir.
427. Liebt euch! ruft der Sohn der Liebe.
431. So Jemand spricht: Ich liebe Gott.
432. Die Liebe zeigt ohn' Heuchelei.
433. Gib mir, Jesu, Deinen Sinn.
435. O Christenmensch, erbarme dich.
437. Die Zunge, Herr, ist deine Gab'.
440. Wenn ich mit Freuden hör'.
443. In Gottes Namen fang ich an.
444. Daß stets noch Christen streben.
445. Des Leibes warten und ihn nähren.
446. Komm, Segen aus der Höh'.
449. Reichthum ist des Höchsten Gabe.
451. Mein Herz, o Gott, soll redlich sein.
453. Weh dem, der im kalten Herzen.
454. Herr, laß mich stets gewissenhaft.
456. Trachtet nicht nach hohen Dingen.
458. Nicht mürrisch, finster, ungesellig.
459. Demuth ist die schönste Tugend.
(Wo die Zahl zurücksteht, ist das Lied nicht zu den Ausgelassenen zu zählen.)
461. Wie mannigfaltig sind die Gaben—3 ersten Verse weggelassen—3 letzten zu einem Liede gemacht—siehe neues Buch No. 485.
462. Eifrig sei und fest mein Wille.
465. Du Herr und Richter aller Welt.
466. Aufrichtig, redlich, offen, frei.
467. Auf Gott und nicht auf meinen Rath.
484. Von Dir, o Vater, nimmt mein Herz. Erster Vers und andere weggelassen und mit andern ein Lied gemacht. Siehe neues Buch No. 547.
485. Je größer Kreuz, je näher Himmel.
489. Wenn wir auf des Lebens so stürmischem Meer.
505. Wie wird mir sein, wenn ich Dich, Jesu, sehe.
508. Meine Seele, sei bereit.
512. Heimath im Himmel, Herzenslust.
513. Wenn das müdgeweinte Auge.
516. Kommt, Brüder, kommt, wir eilen fort.
524. Das Leben gleicht dem Sommertag.
525. Wer malt den sel'gen Augenblick.
529. Ich habe Lust zu scheiden.
531. Ich freue mich von Herzensgrund.
532. Laßt mich geh'n! Es zeigen Strahlen.
533. Was ist's, was ist's, der ganze Leib erstarrt.
535. Netze kein Aug', wenn dein Freund ist erblaßt.
542. So traget mich nun immerhin.
547. Wenn kleine Himmelserben.
549. Früh aus aller Noth entnommen.
551. Gleichwie ein Weizenkorn, so klein.
554. Deine Todten sollen leben.
559. O Ewigkeit, du Donnerwort.
564. O wie fröhlich, o wie selig.
566. Welche hier mit Thränen säen.
568. O Ewigkeit, du Freudenwort.
571. Von Dir, Du Gott der Einigkeit.
575. Hilf, Gott, daß unsre Kinderzucht.
577. Groß ist, ihr Eltern, eure Pflicht.
579. Fromme Kinder beten gern.
580. Gott, mein Schöpfer, Dank sei Dir.
581. Mach doch aus mir, Herr Jesu Christ.
584. Selig Kind, das Gott bewacht.
586. Wie selig ist das zarte Kind.
590. Arme Wittwe, weine nicht!
591. Auf Gott nur will ich sehen.
592. Ihr Waisen, weinet nicht.
593. Ich verlass'nes Waisenkind.

594. Der Herr von meinen Tagen.
596. Allmächtiger Erbarmer.
597. Nicht mehr, als meine Kräfte tragen.
600. Gott, ich preise Deine Güte.
601. Das äußere Sonnenlicht ist da.
602. Gott des Himmels und der Erden.
604. Wach auf mein Herz und singe. Nach Reitz aufgenommen in's neue Buch No. 63.
605. Mit Dir, o Jesu, steh ich auf.
608. O Jesu, süßes Licht.
609. Bleib, liebster Jesu, weil die Nacht.
610. Werde munter, mein Gemüthe.
613. Gott, der Du Gnad' und Weisheit hast.
614. Die liebe Sonne, treu und hold.
617. Gott der Tage, Gott der Nächte.
619. Versammelt sind wir hier.
620. Alles lebt von deiner Hand.
621. O Gott, von dem wir Alles haben.
622. Jesu, wir geh'n zu dem Essen.
623 Der Du das Loos von meinen Tagen.
625. Daß ich die Perle finde.
626. Dir Dank ich heute für mein Leben.
631. Ich trete vor Dein Angesicht.
632. Schöpfer meines Lebens.
634. Ich will in stiller Einsamkeit.
635. Unsre Kindheit, unsre Jugend.
636. Gott will, es soll sich freu'n die Jugend.
639. Empfinde deinen hohen Werth.
643. Das Land, das Gott mir väterlich.
645. Beim theuren Namen: Vaterland.
646. Nach Gottes weisheitsvollem Rath.
649. Herr, alle Reiche dieser Welt.
651. Lobsingt! uns füllte Gottes Hand.
652. Herr Gott, Dich loben wir!
654. Gott, von großer Macht und Güte.
655. Sorg' und Klage füllt das Land.
656. Goldner Friede, wieder blicke.
657. Gott, unser Heil, auch wende.
648. Lobt Gott, der uns den Frühling schafft.
665. Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit.
669. Gieb mit dem neuen Jahr.
672. Brüder und Schwestern, lebet wohl.
673. Nun muß ich euch verlassen.
676. Wir waren nun beisammen.

II.

Lieder, die im neuen Gesangbuche sind, und nicht im alten waren.

Die Nummern sind die der Lieder im neuen Gesangbuche.

3. Nun danket All' und bringet Ehr'.
5. Beherrscher aller Welten.
7. O Du, der mir den Odem gab.
8. Kommt, Menschenkinder, rühmt und preist.
9. Brunn alles Heils, Dich ehren wir.
10. Lobe den Herren, o meine Seele.
21. Dir, Dir, Jehovah, will ich singen.
22. Danket dem Herrn! Wir danken dem Herrn.
32. Hör', Jesu, unser Fleh'n.
37. Treuer Heiland, wir sind hier.
38. Jesu, Seelenfreund der Deinen.
40. Seid stille, Herz und Sinn.
44. Geht nun heim in eure Hütten.
48. Dank Dir, lieber Heiland.
49. Jesu, komm in unsre Mitte.
50. O, ein Tag der sel'gen Freude.
52. Sei gepriesen noch am Abend.
61. Mein Gott, die Sonne geht herfür.
64. Herr, bleib bei mir, die Sonne schon sich neigt.
69. Abend, heller als der Morgen.
73. Gute Nacht!
74. Gott der Macht, in Deinem Ruhme.
76. Weicht, ihr Berge, fallt, ihr Hügel!
78. Amen, Amen, lauter Amen.
86. Gott ist mein Gott, das höchste Gut.
88. O Gott, mein Gott, so wie ich Dich.
90. Gott, Deine Gnad' ist unser Leben.
98. Wie soll ich Dich empfangen.
102. Wenn nächtlich Gottes Sternenheer.
103. Macht hoch das Thor, die Thüren weit.
104. Dies ist der Tag, den Gott gemacht.
105. Sieh, dein König kommt zu dir.
106. Also hat Gott die Welt geliebt.
107. Komm, Seele, komm und säume nicht.
111. Gott sei Dank in aller Welt.
115. Herr Jesu, Trost der Heiden.
117. Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphirend.
119. Der Herr, der einst auf Erden war.
121. O Menschenkinder, kommt und schaut.
123. Der niedern Menschheit Hülle.
126. Du kamst vom Himmel, uns zu dienen.
128. Komm, Kind der Nacht, das gern im Dunkeln wandelt.
130. Wenn ich im Geist das Kreuz erblick.
131. O drückten Jesu Todesmienen.
133. Der Schächer fluchbeladen.
137. Weint nicht über Jesu Schmerzen.
139. Weinen möcht' ich, bitter weinen.
140. Horch! die Stimm' der Gnad' und Liebe.
147. Denk ich der Dornenkrone.
148. O süße Seelenweide.
152. Frühmorgens, wenn die Sonn' aufgeht.
154. Auferstanden, auferstanden ist der Herr.
156. Willkommen, lieber Ostertag.
164. Nun lobet alle Jesum Christ.
166. Kommt, streuet Siegespalmen.
167. Heil mir, mein Heiland lebet.
173. Trauernd und mit bangem Zagen.
178. Ich bete an die Macht der Liebe.
181. Dir ergeb' ich mich.
172. Ach, mein Herr Jesu, wenn ich Dich nicht hätte.
184. Jesu Nam' sei dein Geleite.
186. Meinen Jesum laß ich nicht.
(Anderes Lied als im alten Gesangbuch.)
188. Seele, was ermüd'st du dich.
189. Bei Dir, Jesu, will ich bleiben.
193. Höchster Priester, der Du Dich.
195. Wie könnt' ich Sein vergessen.
196. Nimm, Jesu, meine Hände.
199. Jesu, Gnadensonne.
206. Wo Jesus Christus ist der Herr.
207. Herr Jesus Christus, mein Prophet.
208. So lang mein Jesus lebt.
210. Es ist in keinem Andern Heil.
211. Dir dankt mein Herz, Dir jauchzt mein Lied.
212. O Jesu, schon der Name Dein.
216. Süßer Tröster, Gottes Gabe.
219. Heil'ger Geist, Du treuer Hort.
221. O komm, Du Geist der Wahrheit.
225. Heil'ger Geist, Du Segensquelle.
229. Dank sei Gott, daß Christi Geist.
230. Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit.
231. Lobe den Tröster, den Geist, den wir göttlich verehren.
233. Steh' auf, du heil'ger Wind des Herrn.
334. Der Du uns als Vater liebest.
238. Gott ist mein Hort.
241. O Mensch, wie ist dein Herz bestellt.
242. Dein Wort, o Höchster, ist vollkommen.
243. Du hast mir, Herr, Dein Wort gegeben.
244. Dein Wort, o Herr, ist milder Thau.
245. Wort des Lebens, laut're Quelle.

246. Herr, Dein Wort, die edle Gabe.
247. An Deiner Rede will ich bleiben.
250. Was ist die Macht, was ist die Kraft.
253. O Herr, versammelt sind wir hier.
255. Wie herrlich leuchtet Gottes Wort.
256. Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde
258. Ach, mein Jesu, welch' Verderben.
260. Durch Adams Fall und Missethat.
261. In Sünd, empfangen, Herr, sind wir.
262. Der Heiland rufet mir und dir.
268. Du Gottessohn, deß Flammenblick.
270. Ernst, feierlich und inhaltsschwer.
271. Gebt dem Heiland eure Herzen.
272. In der Welt ist kein Vergnügen.
275. Komm, Sünder, horch auf Deines Gottes Rufen.
278. Horch, es klopfet.
280. Auf, auf, erwacht! Ihr Schläfer allzumal.
281. Noch sind die Gnadenpforten.
288. Menschenkind, belehre dich.
289. Ich weiß einen Strom, dessen herrliche Fluth.
290. Herr, ich komm' zum Kreuze hin.
291. Fels des Bundes, aufgethan.
292. Wollt ihr den Heiland finden.
294. Kommt, ihr Sünder, Dem zu klagen.
295. Jesu, Arzt der kranken Seelen.
297. Seele, du hast angefangen.
299. Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir.
307. Komm', tiefbetrübte Seel'.
309. Es ist noch Raum in Deinem Herzen.
311. Hier ist mein Herz! Mein Gott, ich geb' es Dir.
312. Gehe nicht vorbei, o Heiland.
315. So wie ich bin, — mein Recht und Brief.
318. Gott, der Du früh und spät.
320. Herr, ohne Glauben kann.
323. Mein Glaub' ist meines Herzens Ruh.
324. Ich weiß von keinem andern Grunde.
325. Endlich, endlich wirst auch du.
327. Gottlob, nun kann ich Armer glauben.
328. Ich weiß, an wen ich glaube. Ich weiß.
333. Ich halte meinem Jesu still.
334. Die Sünden sind vergeben.
340. Nun hab' ich Heil gefunden.
341. Die Handschrift ist zerrissen.
346. Ich hörte meines Heilands Wort.
349. Nach Dir, o Herr, verlanget meine Seele.
351. Freue dich! freue dich!
352. In Jesu ist Ruh'.
354. Welch' ein Heil!
357. Wer mißt die ew'ge Gottesliebe.
360. Ein lieblich Loos ist uns gefallen.
361. Sicher in Jesu Armen.
362. Groß und schwer ist meine Schuld.
363. Jauchzt, ihr Erlösten, erhebet die Herzen mit Freuden.
365. Mein Herze jauchzet Tag und Nacht.
366. Komm, heil'ger Geist, Du höchstes Gut.
368. Ein reines Herz, Herr, schaff in mir.
371. O Herr, auf Dein wahrhaftig Wort.
372. Komm, o mein Gott, versiegle mich.
377. O Vaterhand, die mich so treu geführet.
378. O Vater, Du mein Licht und Leben.
383. Mein Erlöser, schaue doch.
384. O Herr, gieb meiner Seele Leben.
385. Hilf, Erbarmer, schaue her.
386. Leb' ich, so leb' ich Dir.
388. Nun, so bleibt es fest dabei.
391. Fürst des Friedens, nimm mich hin.
395. Ach wär' ich ganz Dein eigen.
397. O, wer Alles hätt' verloren.
399. Jesu, Du hast mich erlöset.
400. Gottes Liebe, unergründlich.
401. Unter jenen großen Gütern.
404. Nun, so will ich denn mein Leben.
408. Wer bin ich? welche wicht'ge Frage!
418. Lehre, Herr, mich beten.
424. Was kann es Schön'res geben.
425. Wohlauf, mein Herz, zu Gott.
426. Der Herr erhört Gebet.
427. Wir nahen uns zu Dir.
429. Welch' ein treuer Freund ist Jesus.
430. Heil'ger Geist, Du Lebensquelle.
431. Selig, wer im Weltgebrause.
432. Schwach und matt und unvollkommen.
433. Ach Gott, Du Gott der Seligkeit.
434. Herr, ich hör' von Segensströmen.
435. Gott, ich trete hin und bete.
436. Nicht um Reichthum, nicht um Ehre.
437. Ach, mein Herr Jesu, Dein Nahesein.
438. Gott, gib mir Deinen Geist zum Beten.
439. Wie süß ist's doch, wenn im Gebet.

(Wo die Nummer zurücksteht, ist das Lied nicht zu den Neuaufgenommenen zu zählen.)

441. O welche fromme schöne Sitte. Nur erster Vers neu — die drei andern im alten Gesangbuch No. 292.

446. O wie lieblich ist's und fein.
455. Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe.
457. Kommt her, ihr theuren Seelen.
462. Wie lieblich ist's hienieden.
463. Gib uns Deinen Segen.
465. O wie lieb ich, Herr, die Deinen.
466. Gesegnet immerdar.
467. Jesus, uns als Gast so theuer.
469. Niemals fürchtet euch, ein Wort zu reden.
473. Darfst Du fürchten? Sieh, am Steuer.
474. O Jesu, Du Hirte der gläubigen Heerde.
475. Hinab, geht Christi Weg.
476. Von Dir, o treuer Gott.
479. Herr, der Du einst gekommen bist.
482. Unmäßigkeit, an Leiden reich.
486. Gott, Du bist alleine gütig.
487. Heilig, heilig sei der Eid.
493. Schaffet, schaffet, Menschenkinder.
495. Bleibt bei Dem, Der euretwillen.
496. Ihr Kämpfer unter'm Kreuz.
497. Seht hier von eurem Gott.
498. Hört, wie die Wächter schrei'n.
500. Fortgekämpft und fortgerungen.
505. Voran, voran mit Jesu.
508. Selig sind die geistlich Armen.
510. Auf Dich seh' ich, mit Dir geh' ich.
520. Deines Vaters treue Hände.
522. Wenn Christus, der Herr.
525. Gott will's machen, daß die Sachen.
529. Geh', traurige Seele.
534. In allen meinen Thaten.
536. Harre, meine Seele, harre des Herrn.
537. Warum sollt ich mich denn grämen?
538. Führe mich, o Gott Jehovah.
539. Er führet mich! O welch' ein Heil!
542. Laß nur die Woge toben.
543. Mein Gott, wie bist Du so verborgen.
551. Gott ist getreu! Er selbst hat's oft bezeuget.
554. Ist's euch eine Freude.
555. Heimathland, Heimathland.
556. Wann der Herr einst die Gefang'nen.
558. Welkt, Erdenfreuden, hin.
559. Erheb', o Seele, deinen Sinn.
562. Es ist ein sel'ges Leben.

566. Ist Gott für mich, so trete. Nur erster Vers neu — die andern im alten Gesangbuch No. 515.

569. Auf ewig bei dem Herrn.
570. Es ist Etwas, des Heilands sein.
571. Laß mich geh'n, laß mich geh'n.
575. Gottes süße Liebe.
578. Wenn mich Deine Liebesflammen.
579. Jesus labet uns're Seelen.
580. Meines Lebens beste Freude.
581. Großer Heiland, Deine Triebe.
584. Wann schlägt die Stunde, ach wann darf ich geh'n.
586. Am Ende ist's doch gar nicht schwer.
587. Die Frucht der Freude wächset nicht.
588. Ist mir mein Erbtheil nur gewiß. — Erster Vers verändert. Siehe altes Buch 507. Hab ich Antheil 2c.
591. Auf, denn die Nacht wird kommen.
592. Auf zum Werk! denn sieh', der Morgen.
595. Mit dem Herrn fang Alles an.
597. Leib und Leben stell' ich gern.
599. Geh' hin, mein Sohn, die kurze Zeit der Mühen.
600. Streu deinen Samen reichlich aus.
601. Simon Johanna! liebst du mich?
604. Christ, wenn die Armen manchesmal.
607. Wie hat's die kleine Heerde gut.
609. Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ.
614. Nun ziehen wir im Frieden.
615. Herr, an des Altares Stufen.
619. Herr Jesu, offenbare Dich.
620. Das Amt der Lehrer, Herr, ist Dein.
626. Du hast uns All' einst aufgenommen.
634. Es wisse, wer es wissen kann.
642. Hochgesegnet seid ihr Boten.
644. Horch! des Heilands Stimme fraget.
648. Der Du in Todesnächten.
649. Hüter, ist die Nacht verschwunden. Erster Vers neu; das Uebrige im alten Gesangbuch. No. 238. O Du Gott der Macht 2c.
652. O wie lieb und theuer.
654. Feuer brachte einst auf Erden.
658. Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.
659. Hüter, ist die Nacht schier hin?
660. Wasserströme will ich gießen.
663. Grundstein, der von Gott erwählet.
666. Hier hat der Herr das Haus gebaut.
667. Ein Haus zu Gottes Ehre.
669. In Deinem Namen, Dir zum Ruhm.
672. Jesu, Seelenbräutigam.
673. Weil ich Jesu Schäflein bin.
674. O selig Haus, wo man Dich aufgenommen.
677. Du kanntest schon und liebtest mich.
680. Der Herr hat euch ein Wort zu sagen.
684. Wo der Herr das Haus nicht baut.
686. Dein ist, o Vater, diese Stunde.
694. In dieser ernsten, heil'gen Stunde.
698. Das Jahr geht still zu Ende.
699. Das Jahr ist nun zu Ende.
705. Gelobt nun auf's Neu, statt: Kommt, laßt uns 2c. wie im alten Buche.
706. Jeder Schritt der Zeit.
713. Im Herrn entschlafen, süße Ruh!
717. Ruh' denn sanft, du müde Hülle.
727. Nein, nein, das ist kein Sterben.
731. Süß und ruhig ist der Schlummer.
733. Zeuch hin, mein Kind, Gott selber fordert dich.
735. Tod, mein Hüttlein kannst du brechen.
741. Schrecklich ist's, den Zorn sich häufen.
745. Viel besser, nie geboren.
751. In dem Himmel ist's wunderschön.
753. Ach wie gern will ich dies Leben.
754. Wie der Hirsch nach frischen Quellen.
759. Abendruhe nach des Tages Lasten.
762. O wie strahlt die Lebenskrone.
763. Jerusalem ist eine Stadt.
764. Wie froh schließ' ich mein Auge zu.
769. Heimathland, groß und weit.
772. Gott mit euch, bis wir uns wiederseh'n.
773. So schlägt sie denn, die schwere Trennungsstunde.
776. Nun wir geh'n jetzt von einander.
777. Hör' ich euch wieder, ihr Töne des Frühlings, erklingen.

Recapitulation.

Ganze Zahl im alten Buche	676
Neue Lieder	292
Eins gewonnen durch Theilung von „Sei getreu bis in den Tod" und „Hab' nur Muth"	1
	969
Ausgelassen	189
Ganze Zahl im neuen Buche	780

III.

Melodien im Zionsfänger, die nicht in das neue Buch aufgenommen worden sind.

(Die Nummern sind die der Melodien im Zionsfänger.)

6. So traget mich nun immerhin.
8. Gelobet seist Du, Jesus Christ.
11. O Mensch, der selig werden will.
13. Nach Gottes weisheitsvollem Rath.
14. Der Christenglaube birgt sich nicht.
15. Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.
16. Wir danken Dir, o Herr der Welt.
19. Er stirbt! Sein Haupt der Heiland neigt.
20. Des Tempels Vorhang ist entzwei.
22. O Christenmensch, erbarme dich.
24. Mein Leben ist ein Pilgerstand.
26. Mein Gott hat mich zum Kampf erwählt.
27. Christi Blut und Gerechtigkeit.
28. Jehovah ist das Licht und Heil.
29. Ruh' sanft in deiner Erdengruft.
30. Der Herr hat uns so weit gebracht.
31. Wir singen Dir, Immanuel.
32. Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.
34. Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich.
37. Schau, großer Herr der Herrlichkeit.
50. Lobsingt dem Heiland aller Welt.
51. Der Herr bricht ein um Mitternacht.
55. Mein Heiland ist ein Steuermann.
58. Bin ich ein Streiter für den Herrn.
61. Komm, Geist, vom Thron herab.
63. Ein Amt ist mir vertraut.
64. Zu Jesu Preis allein.
68. Jesus Christus hat vollbracht.
70. Himmel, Erde, Luft und Meer.
74. Unter Jesu Kreuze steh'n.
76. Sieh, wie lieblich und wie fein.
77. Meine Seele, sei bereit.
79. Sei willkommen, Tag des Herrn.
80. Jesu, Du kamst auf die Erd'.
81. Wach auf, mein Herz, und singe.
85. Willkommen, Held im Streite.
87. Ach, bleib mit Deiner Gnade.
89. O, Du Geist der Herrlichkeit.
91. Die heiligste der Nächte.
95. Du meines Lebens Leben.
96. Es jauchzet doch mit Freuden.
100. Jetzo steht das Unkraut hoch.
104. Sei getreu bis an das Ende.
105. Jesus, Heiland meiner Seele.
109. Jesum nur alleine lieben.
110. Wer sich dünken läßt, zu stehen.

113. Mein erst Gefühl sei Preis und Dank.
114. Freuet euch, ihr Menschenkinder.
115 b. Einen Tag im Himmel leben.
117. O Durchbrecher aller Bande.
124. Oft klagt dein Herz, wie schwer es sei.
132. Komm, o komm, Du Geist des Lebens.
136. Heil dem großen Ehrenkönig.
138. Wohlzuthun und mitzutheilen.
139. Endlich, endlich muß es doch.
142. Seele, geh auf Golgatha.
147. Unser Gott, wir danken Dir.
148. Sollt' es gleich bisweilen scheinen.
151 b. Licht des Lebens, himmlisch Feuer.
154. Des Jahres schöner Schmuck entweicht.
157. Der Herr ist Gott und keiner mehr.
158. Der Glaub' ist eine Zuversicht.
159 a. Mein Herz, o Gott, soll redlich sein.
160. O sich'rer Mensch, erwache doch.
161. In Gottes Reich geht Niemand ein.
165. Gold'ner Friede, wieder blicke.
166. Nicht der Anfang, nur das Ende.
169. Das ist eine sel'ge Stunde.
171 a. Ruft getrost, ihr Wächterstimmen.
172. Abgrund wesentlicher Liebe.
173. Preis dem Todesüberwinder.
175. O Ewigkeit, du Donnerwort.
176 b. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.
178. Kehre wieder, kehre wieder.
179. Es saß ein frommes Häuflein dort.
180. O daß doch bald Dein Feuer brennte.
181. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.
183. Wir fangen immerdar auf's Neue.
184. Ach, daß ich Dich so spät erkannte.
185. Wer nur den lieben Gott läßt walten.
187. Genügsamkeit macht reich auf Erden.
188. Wie mannigfaltig sind die Gaben.
190 b. O daß ich tausend Zungen hätte.
190 c. O daß ich tausend Zungen hätte.
194. Noch sing ich hier aus dunkeln Fernen.
195. Ich will Dich lieben, meine Stärke.
197. Der Du das Loos von meinen Tagen.
198. Ja, Tag des Herrn, du sollst mir heilig.
199. Es ist noch eine Ruh' vorhanden.
201 b. Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du.
202. Empfinde deinen hohen Werth.
203. Gott ist mein Lied.
206. Sehet den Heiland.
210. Ich weiß von keinen Plagen.
216. Steh auf, steh auf, mein Geist.
217. Jehovah, Herr der Welt.
219. Lobsinget Gott! Dank, Preis und Ehr'.
222. Wie wird mir sein, wann ich Dich, Jesum sehe.
223. Anbetung, Ruhm und Preis.
227. Es ist ein Stern von wundervoller Pracht.
230. Gelobet sei der Herr.
235. Mein Herz war zerrissen von Schuld.
236. Schmücke dich, o liebe Seele.
238 b. Mein Hirt ist der Herr.
242. Gemeine, heil'ge dich.
245. Kommt, Brüder, laßt uns gehen.
246. Kommt, Pilger, laßt uns wandern.
257. Was ist's? Was ist's? Der ganze Leib erstarrt!
258. Brüder und Schwestern, lebet wohl!
262 a. Wir reisen heim zum Himmel fort.
267. O selig! wer durch Gottes Gnade.
269. Auf dem Lebensmeer wir segeln.
271. Wenn vor Tageshelle.
272. Versammelt sind wir hier.
273. Danket dem Herrn. (Anders im neuen Buche.)
274. Irdisch Brod und himmlisch Leben.
275. Alles lebt von Deiner Hand.

Recapitulation.

Ganze Zahl der Melodien im Zionssänger..... 293
Ausgelassen.................................. 117

Bleiben...................................... 176
von welchen jedoch fünf nicht bei Liedern, sondern bei Segenssprüchen sind.

IV.

Melodien im neuen Gesangbuch, welche nicht im Zionssänger sind.

(Die Zahlen haben Bezug auf die Seiten des Melodienbuches.)

1. Großer Gott, wir loben Dich.
3. Beherrscher aller Welten.
5. Lobe den Herren, o meine Seele.
13. Danket dem Herrn!
17. Wie lieblich ist Dein Wohnplatz doch
18. Das ist eine sel'ge Stunde.
20. Hör, Jesu, unser Fleh'n.
21. Sei willkommen, Tag des Herrn.
22. Treuer Heiland, wir sind hier.
27. Dank Dir, lieber Heiland.
33. Mein erst Gefühl sei Preis und Dank.
35. Herr, bleib' bei mir, die Sonne schon sich neigt.
38. Glanz der ew'gen Majestät.
42. Gute Nacht!
45. Himmel, Erde, Luft und Meer.
52. O Gott, mein Gott, so wie ich Dich.
60. Wir singen Dir, Immanuel.
61. Macht hoch das Thor, die Thüren weit.
62. Also hat Gott die Welt geliebt.
69. Wer ist der Mann voll großer That.
70. O Lehrer, dem kein Lehrer gleich.
71. Wer war in seiner Jugend.
72. Treuer Meister, Deine Worte.
73. Du kamst vom Himmel, uns zu dienen.
75. Komm, Kind der Nacht, das gern im Dunkeln wandelt.
76. Herr Jesu Christ, Dein theures Blut.
80. Weinen möcht' ich, bitter weinen.
82. Horch! die Stimm' der Gnad' und Liebe.
83. Unter Jesu Kreuze steh'n.
89. Auferstanden, auferstanden ist der Herr.
103. Ich bete an die Macht der Liebe.
108. Jesu Nam' sei dein Geleite.
109. Jesus, Heiland meiner Seele. (Wirklich dieselbe Melodie wie: Treuer Meister 2c.
113. Höchster Priester, der Du Dich.
114. Wie könnt' ich Sein vergessen?
115. Nimm, Jesu meine Hände.
117. Jesu, Gnadensonne.
119. Schon Deines Namens Süßigkeit.
121. So lang' mein Jesus lebt.
123. O Jesu, schon der Name Dein.
127. Heil'ger Geist, Du treuer Hort.
133. Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit.
137. Gott ist mein Hort.
140. Wort des Lebens, laut're Quelle.
143. Was ist die Macht, was ist die Kraft.
149. Der Heiland rufet dir und mir.
152. Auf, Seele, auf was säumest du?
157. Horch, es klopfet.
158. Auf, auf, erwacht, ihr Schläfer allzumal.
160. Kommt her, denn Alles ist bereit.
162. Ich weiß einen Strom, dessen herrliche Fluth.
163. Herr, ich komm zum Kreuze hin.
172. Der Gnadenbrunn fleußt noch.
172. Komm, tiefbetrübte Seel'.
176. Gehe nicht vorbei, o Heiland.

178. So wie ich bin, — mein Recht und Brief.
187. Die Sünden sind vergeben.
190. Nun hab' ich Heil gefunden.
193. Ich hörte meines Heilands Wort.
195. Nach Dir, o Herr, verlanget meine Seele.
202. Sicher in Jesu Armen.
204. Horch, meine Seele auf ein Wort.
205. Komm, heil'ger Geist, Du höchstes Gut.
206. Ein reines Herz, Herr, schaff' in mir.
207. O Herr, auf Dein wahrhaftig Wort.
208. Komm, o mein Gott, versiegle mich.
213. Nun, so bleibt es fest dabei.
216. O, wer Alles hätt' verloren.
217. Jesus, Du hast mich erlöset.
224. Das sei alle meine Tage.
227. Wie bist Du mir so innig gut.
228. Lehre, Herr, mich beten.
231. Was kann es Schön'res geben.
232. Wohlauf, mein Herz, zu Gott.
234. Welch' ein treuer Freund ist Jesus.
236. Herr, ich hör' von Segensströmen.
237. Ach mein Herr Jesu, Dein Nahesein.
238. Wie süß ist's doch, wenn ein Gebet.
239. O welche fromme, schöne Sitte.
246. Kommt her, ihr theuren Seelen.
249 Wie lieblich ist's hienieden.
253. Niemals fürchtet euch, ein Wort zu reden.
256. Darfst du fürchten? Sieh am Steuer.
258. Geduld ist Gottes Gabe.
259. Herr, der Du einst gekommen bist.
260. Der Christenglaube birgt sich nicht.
266. Ihr Kämpfer unter'm Kreuz.
269. Wer noch die Lüste dieser Welt.
270. Voran, voran mit Jesu.
280. Gott will's machen, daß die Sachen.
280. Ob Trübsal uns kränkt.
283. Geh', traurige Seele.
288. Harre, meine Seele.
289. Warum sollt' ich mich denn grämen?
290. Er führet mich! O welch' ein Heil!
292. Laß nur die Woge toben.
293. O selig, denen Weh und Leid.
294. Ist Alles dunkel um mich her.
298. Ist's auch eine Freude.
299 Heimathland, Heimathland.
301. Welkt, Erdenfreuden, hin.
306. Ist Gott für mich, so trete.
308. Auf ewig bei dem Herrn.
309. Es ist etwas, des Heilands sein.
310. Laßt mich geh'n, laßt mich geh'n.
315. Jesus labet unsre Seelen.
316. Großer Heiland, Deine Triebe.
320. Auf, denn die Nacht wird kommen.
320. Auf zum Werk! denn sieh', der Morgen.
321. Wohlzuthun und mitzutheilen.
323. Mit dem Herrn fang Alles an.
325. Geh' hin, mein Sohn, die kurze Zeit der Mühen.
329. Wie hat's die kleine Heerde gut.
330. Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ.
335. Herr, an des Altares Stufen.
338. Herr Jesu, offenbare Dich.
342. Du schufst uns, Gott, zur Seligkeit.
345. Im Namen des Herrn Jesu Christ.
350 Hochgesegnet seid ihr Boten.
356. Lobsingt dem Heiland aller Welt.
357. Macht euch auf, die Morgensonne.
358. Walte, walte nah und fern.
363. Wir weihen dieses Haus.
364. Ein Haus zu Gottes Ehre.
365. In Deinem Namen, Dir zum Ruhm.
366. Geht hin, der Gott der Einigkeit.
371. Wo der Herr das Haus nicht baut.
376. Herr, weihe diese Schule hier.
380. Auch dieser Tag ist wieder hin.
388. Ruh' denn sanft, du müde Hülle.
394. Nein, nein, das ist kein Sterben.
396. Gottverwandter Geist, empor.
397. Süß und ruhig ist der Schlummer.
402. Schrecklich ist's, den Zorn sich häufen.
404. Der Herr bricht ein um Mitternacht.
405. Es ist noch eine Ruh vorhanden.
407. In dem Himmel ist's wunderschön.
412. Abendruhe nach des Tages Lasten.
415. Beschirm' uns, Herr! bleib unser Hort.
418. Man reicht sich jetzt die Hände.
418. Gott mit euch, bis wir uns wiederseh'n.
420. Lebt wohl, ihr Brüder, lebet wohl.
422. Des Jahres schöner Schmuck entweicht.
427. Herr Jesu, Dir leb' ich.
428. Dankt dem Herrn, denn Er ist freundlich.
429. Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf.

Im Ganzen 146 Melodien, von welchen drei zu Segenssprüchen gehören.

Recapitulation der Melodien.

Ganze Zahl im Zionssänger	293
Ausgelassen	117
Bleiben	176
Neue aufgenommen	146
Zusammen	322
Von diesen sind fünf aus dem Zionssänger und drei neue nicht zu Liedern, sondern zu Segenssprüchen. Nach Abzug dieser	8
bleiben	314

die genaue Zahl der im Melodien- und im metrischen Register vorkommenden.

Was soll unser Sohn werden?

Für Haus und Herd von A. Lüring.

Mein Sohn soll etwas Besseres werden, als ein Bauer, oder als ein Handwerker. Er soll sich nicht so plagen müssen, als ich mich habe plagen müssen." So hört man oftmals Eltern sprechen, die selber im Schweiße ihres Angesichtes Etwas vor sich gebracht haben. Demnach bestimmen sie dann den zukünftigen Beruf ihrer Söhne. Deßhalb sind auch namentlich die Bureaus so von Lehrlingen überlaufen, die dann, eben weil Lehrlingsarbeit die billigste ist und sich so reichlich einstellt, später nicht leicht Stellung finden können und gezwungen sind, in ein anderes Fach übertreten zu müssen; oder gar für ihr ganzes Leben zu kei-

ner ordentlichen Existenz kommen können.—Aber, lieber Freund, was sprichst du da? Etwas Besseres werden als ein ehrsamer Landmann, der frei auf eigenem Grund und Boden sein Korn bauet, als auf dem Acker, den der Herr gesegnet hat und der ihn unter der Hand des Fleißigen noch jährlich segnet? Oder etwas Besseres werden, als ein redlicher Handwerker zu sein, der in seinem Fach etwas Tüchtiges leistet und dadurch sein Handwerk ehrt und wohl gar zur Kunst erhebt und dadurch der Menschheit nützt; und die Beide, der Bauersmann wie der Handwerker, wenn auch im Schweiße ihres Angesichtes, es oft in ihrem Erfolg weiter bringen als der Gelehrte und der Kaufmann? Nein, jeder Stand und Beruf ist ehrenhaft, wenn der Charakter des Mannes, der ihn bekleidet, ehrenhaft ist. Aber ein besseres Gewerke als das eines braven, fleißigen Landmannes oder Handwerkers gibt es nicht.

Oft steht hinter solchem Sprechen nicht nur der Unverstand, sondern auch der Hochmuth. Der Sohn soll etwas Großes und ohne schwere Arbeit reich werden und an diesem Gedanken winden sich stolze Pläne an einander hinauf. Allein—die da reich werden wollen, fallen leicht in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in das Verderben. Und da nehmen solche stolze Pläne ein Ende mit Schrecken und führen den Schiffbruch des Lebensglückes herbei. Gelingt es aber Einem aus solchem Schiffbruch noch seine unsterbliche Seele zu retten, so ist es unendliche Gnade von dem, der nicht will des Sünders Tod, sondern daß derselbe sich zur Buße kehre. Allein das Glück des Lebens und der Segen, den ein nützliches Leben um sich zu streuen vermag, ist dann doch verloren.

Folgendes nehme ich aus den Erinnerungen meines Wanderlebens.

Wir wollen ihn Jocob nennen. Er ist ein fröhlicher Knabe mit noch zwei jüngern Schwestern im Hause seiner Eltern, die als ehrbare, gottesfürchtige und wohlbabende Landleute in einem Dorfe der schönen Schweiz wohnen. Wie lieblich floß seine Jugendzeit dahin. Hinter dem Hause seiner lieben Eltern floß der mächtige Rheinstrom. Ringsum im Umschau erhoben sich die Berge, deren Fuß mit Weinstöcken bepflanzt und deren Gipfel mit Wald bestanden ist und auf deren einem ein altes Schloßgebäude thront. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Dorfschule. Später besuchte er die Realschule des nächsten, eine halbe Stunde entfernten Städtchens. Wie leicht wurde dem fröhlichen Knaben der Weg am Ufer des schönen Stromes. Wie stolz blickten die Eltern und Schwestern auf ihn als auf die Hoffnung ihres Hauses, wenn er allabendlich heimkehrte, oder vierteljährlich gute Schulzeugnisse heimbrachte.

Wird er diese Hoffnungen erfüllen? Wird er der Stolz und die Freude seiner Familie bleiben und einst der Eltern Stütze und Trost sein? Es wird sich ja zeigen. Die Jahre fliehen schnell; aus dem blondgelockten Knaben wurde ein Jüngling und die Frage trat heran: „Was soll er werden?"

Wir finden Jacob wieder als Lehrling in einem Bankgeschäft der Hauptstadt seines Cantons. Zwar gab es auf den Aeckern seines Vaters Arbeit genug für ihn, und ihm, dem alternden Manne, wäre seine Hülfe willkommen gewesen. Allein der Mutter dünkte es, ihr Sohn sei doch eigentlich zu gut zum Landmanne und müsse etwas Besseres werden; hatte er doch mit so guten Zeugnissen die Realschule verlassen.

So wurde er denn bei einem Verwandten, der in der Stadt wohnte, einlogirt, um die dreijährige Lehre in dem Bankgeschäft zu bestehen. Jacob ließ sich dieses Alles gerne gefallen. Das städtische Leben, die anständige Kleidung, in der er im Geschäft erscheinen mußte, im Gegensatz der der Landleute; der Umgang mit den städtisch gebildeten jungen Leuten aus guten Familien, schmeichelte seiner Eitelkeit und erweckten in ihm glänzende Bilder der Zukunft. Den Eltern freilich kosteten diese drei Jahre schweres Geld, doch konnte ihr unverschuldetes Gut eine Kapitalanleihe wohl ertragen, wenn auch der Zins eine, ihnen bisher unbekannte Last bildete.

Was thun nicht liebende Eltern, um das Glück ihrer Kinder zu begründen? Die drei Jahre mußten ja einmal ein Ende nehmen und mit einer guten Stellung des Sohnes war ja auch Hoffnung auf Ersatz des Verlustes gegeben.

Ja wohl—die Jahre gingen vorüber. Jacob wurde ein angenehmer junger Mann; das dorfische Wesen war vollständig verschwunden. Gewand im Umgang, hatte er sich die Formen der gebildeten Welt angeeignet und liebte Geselligkeit und elegante Kleidung.

Welch ein Stolz war es für das Mutterherz, wenn der hochgewachsene, hübsche Mann auf das Dorf hinauskam und von den Leuten angestaunt und gepriesen wurde. Auch die Augen des Vaters ruhten mit Stolz und Wohlgefallen auf dem Sohne, der sich so vortheilhaft entwickelt hatte. Welch' eine Zukunft durften sie für ihn erhoffen?

Und es schien als sollten sich die Hoffnungen der Eltern erfüllen. Während es so vielen

jungen Leuten in der kaufmännischen Laufbahn schwer hält, eine passende Stellung zu finden, sehen wir Jacob auf Empfehlung seines Principals hin, in Paris in einem sehr bedeutenden Bankgeschäft mit 4000 Frs. Gehalt placirt. Ein gewiß sehr seltenes Glück. Freilich, seine lieben Eltern hatten sich für eine für ihre Verhältnisse recht bedeutende Caution von 12,000 Frs. unterschreiben müssen. Aber der Weg für eine glänzende Zukunft für ihren Sohn schien gebahnt.

Ach, hätte er das Wort des Herrn bewahrt, welches spricht Psalm 119, 9.: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinem Wort." Und ferner, Hiob 28, 28: „Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand." Dann wäre seine Zukunft, ob auch nicht eine glänzende, gewiß eine glückliche und gesegnete gewesen.

Leider lieh' unser Jacob sein Ohr dem betrüglichen Syrenenstimmen der argen Welt. Er folgte den Einladungen seiner leichtfertigen Collegen zu ihren Gesellschaften und sündlichen Vergnügungen, zu denen in Paris und jeder großen Stadt, so viele Gelegenheiten sich finden. Er saß auf der Bank der Spötter und bald im Rathe der Gottlosen, da war auch bald die Furcht vor Gott, dieser heilige Wächter der Tugend aus dem Herzen verscheucht. Sein guter Gehalt reichte ihm nicht mehr. Unter mancherlei Vorspiegelungen durch eine glückliche Speculation seinen Eltern zu Reichthum verhelfen zu können, hatte er diese bewogen ihm 4000 Frs. zu schicken. Ein paar Jahre war Jacob in dem Geschäft gewesen, da erhielten sie plötzlich von ihm einen Brief aus England.

Jacob war ein Flüchtling und noch schlimmer, ein Verbrecher. Er hatte Kassen-Diebstahl begangen. Dies war entdeckt worden und kaum war es ihm gelungen zu entfliehen.

Welch' ein Jammer für seine armen Eltern! Die von ihnen gestellte Caution war verfallen und deckte nur zum kleinen Theil den Unterschleif. Und ihr Jacob ein Verbrecher, kaum vermochten sie diesen Gedanken zu ertragen. Dennoch versuchten sie mit Hülfe von Verwandten alles Mögliche, um ihn zu retten.

Allein sein Aufenthalt wurde entdeckt und er an die französischen Gerichte ausgeliefert und von diesen zur Deportation verurtheilt. Zu all' diesem Kummer hatten die Eltern nun noch die Sorgen der Armuth zu tragen. Besonders drückte dieses den alten ergrauten Vater darnieder.

Der Eltern größter Schmerz aber war der Herzenszustand ihres Sohnes. Unablässig flehten sie zu Gott um seine Bekehrung und der Herr, der nicht will den Tod des Sünders, erhörete in Gnaden das Flehen der Eltern und Schwestern. Jacob erkrankte schwer, so daß die Deportation unterbleiben mußte und Gott sandte ihm in einem frommen protestantischen Gefängnißgeistlichen einen treuen Freund und Samariter.

Herzlich nahm dieser sich des Verirrten an und suchte ihn zu der Erkenntniß seiner Sünde und zu Jesu Füßen zu bringen. Aber auch in Jacob erwachte das Gewissen. Lange und trotzig hatte sein Herz sich gegen die Buße gesträubt; hatte immer andere Personen und Umstände als die Ursachen seines Unglückes angeklagt. Aber endlich mußte er der bessern Ueberzeugung Raum geben. „Ich, ich habe gesündiget und vor dir übel gethan" 2c. mußte er bekennen. Nach langem, heftigen Bußkampf, in welchem oft die Verzweiflung und Verzagtheit ihn ergreifen wollte, konnte er endlich im Glauben an Christi Versöhnungstod, die Gnadenhand Gottes ergreifen. Er durfte sich der göttlichen Vergebung erfreuen; sein armes zerschlagenes Herz wurde mit dem Frieden Gottes erfüllt.

Unterdessen aber hatte auch seine Krankheit Fortschritte gemacht, die sich zu einer schnellen Zehrung gestaltete. Nicht lange mehr und er entschlief im Gefängniß in den Armen des Gefängnißgeistlichen, der ihm bis zu seinem Ende ein treuer väterlicher Freund geworden war. Ein Jahr später sank auch der von Gram tief gebeugte Vater in's Grab.

Das war er geworden, der hoffnungsvolle Jüngling, der etwas Besseres werden sollte, als ein einfacher Landmann oder Handwerker ist. Wie viel glücklicher wäre er und seine Eltern daran gewesen, wenn er die väterliche Erdscholle beackert und seinen Eltern eine treue Stütze geworden wäre!





Ishtaka.

Eine Erzählung aus der Zeit der ersten Ansiedlungen am Ohio.

Für Haus und Herd von Philemon.

In drei Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

IV.

Es war bereits Ende Oktober. Die Wälder hatten sich in ihre dunkelsten Farben gekleidet; die Ernte war eingeheimst und in der großen Scheune geborgen und Jedermann beschäftigte sich mit den Vorbereitungen auf den nahen Winter. Aber bei all diesen Vorbereitungen war die allgemeine Sicherheit nicht außer Acht gesetzt worden. Auf einer kleinen Anhöhe erhob sich eine Stockade, aus festen Baumstämmen aufgeführt, von Buschwerk durchflochten und möglichst mit Rasen bedeckt. In der Mitte der Umzäunung war auf vier hohen Pfählen eine kleine Platform angebracht, welche einen guten Ueberblick über die ganze Umgebung gewährte. Einige zerstreute Hütten, theilweise in die Erde gegraben und mit Baumzweigen und Rasen bedeckt, gewährten nothdürftigen Schutz. In einer derselben befand sich auch ein guter Vorrath von Schießbedarf und selbst etliche Provisionen. Es war ein regelrechtes kleines Fort, wie sie dazumal die zerstreut liegenden Ansiedlungen oft zum Schutze gegen die Rothhäute errichteten.

Außerdem hielt John Edgar seine Augen offen. Kleine Partien durchstreiften von Zeit zu Zeit wohlbewaffnet die Wälder und wenn sich auch nichts Verdächtiges zeigte, so schläferte dieses doch die Wachsamkeit des schneidigen Anführers nicht ein. Es war eben doch gewiß, daß die Ansiedlung den Wilden wohl bekannt war, und bei ihrer Feindschaft gegen die Weißen und wilden Raubluft unterlag es keinem Zweifel, daß früher oder später ein unwillkommener Besuch von ihnen zu erwarten stand.

Eben hatten die Männer sich zum Mittagessen in ihre Blockhütten begeben, als plötzlich Bill und Ralph mit allen Zeichen des Schreckens herbeigestürzt kamen und durch den Ruf: „Die Indianer kommen!" Alles in Aufregung versetzten. Sie berichteten John Edgar, wie sie etwas weiter in den Wald vorgedrungen wären und in der Ferne einen Trupp Indianer bemerkt hätten, die nach der Ansiedlung schlichen. Es war ihnen gelungen, unbemerkt zu bleiben und sich schnell zurückzuziehen.

Das war eine ernste Nachricht. Die Stunde war also gekommen, wo die Ansiedler ihre neue Heimath mit ihrem Blute vertheidigen mußten. Es bedurfte von Seiten des Anführers keiner Mahnung; Frauen und Kinder eilten mit Lebensmitteln und was ihnen gerade in die Hände fiel nach dem Fort, während die Männer ihre Waffen herbeitrugen, sich mit Munition versahen und sich von John Edgar ihren Posten anweisen ließen. Und sie wurden damit keinen Augenblick zu früh fertig.

Bald tauchten da und dort Gruppen Indianer bei den Blockhütten auf. Als sie dieselben verlassen fanden, steckten sie die Köpfe zusammen und schienen an das Plünderungsgeschäft gehen zu wollen. Das Fort auf der Anhöhe gefiel ihnen offenbar nicht recht und sie schienen erst abgeneigt, einen Angriff auf dasselbe zu wagen. Aber einige Schüsse belehrten sie, daß die Ansiedler nicht willig waren, ihr Eigenthum ohne Kampf preiszugeben. Die Wilden beantworteten die Schüsse mit wildem Kriegsgeschrei und verschwanden dann wieder im Walde.

John Edgar wußte wohl, was nun folgen würde. Er sah noch einmal nach, daß jeder Mann seinen Posten einnahm und schärfte ihnen ein, die Munition nicht unnütz zu verschwenden, völlige Ruhe und Ueberlegung zu bewahren, die Feinde nahe genug heran kommen zu lassen, dann fest zu zielen, so daß jeder Schuß seinen Mann träfe. Robert Vane unternahm es, die Platform zu besteigen, und den Anführer von allen Bewegungen der Feinde zu unterrichten, was sich im Verlaufe des Gefechtes von großem Nutzen erwies.

Plötzlich erhob sich vom Walde her ein fürchterliches Geschrei und Kriegsgeheul. Die ganze Masse der Indianer kam mit hoch geschwungenen Keulen und Tomahawks auf das Fort zugestürzt, offenbar in der Absicht, durch einen allgemeinen Angriff es zu nehmen und dann mit der Besatzung leicht fertig zu werden. Die Ansiedler ließen sie auf circa 50 Schritte herankommen, dann eröffneten sie ihr Feuer mit verheerender Wirkung. Viele Feinde stürzten todt oder verwundet zu Boden, wohl erreichte eine Anzahl die Umzäunung, aber diese erwies sich zu fest, um niedergerissen und zu hoch, um schnell erklettert zu werden. Der erste Angriff war gescheitert; die Feinde zogen sich schnell zurück, ihre Todten und Verwundeten mit sich schleppend. Außer Schußweite angekommen, erhoben die Feinde über ihre Verluste ein fürchterliches Geheul und Alle schienen zu wildem Rachedurst entflammt.

Ein zweiter Angriff ließ nicht lange auf sich warten. Die Wilden änderten nun ihre Taktik, in einzelnen Gruppen, bald da, bald dort vordringend, dabei sorgfältig gegen das Feuer der Ansiedler Deckung suchend, näherten sie sich dem Fort, aber die wachsamen Vertheidiger wußten jeden Durchbruch zu verhindern. Auf einmal rief Robert Vane von seinem Wachtposten herab: „Nehmt euch in Acht, sie kommen von der Südseite mit einer Leiter!" In der That hatte eine Abtheilung Rothhäute mitten in dem wogenden Kampfe sich einer Leiter zu bemächtigen gewußt, und suchte nun von der anscheinend unbewachten Südseite aus, das Fort zu ersteigen, welches Manöver von dem Wächter aber sofort entdeckt wurde. John Edgar und William Armstrong eilten nach der bedrohten Seite. Sie kamen eben recht. Schon tauchte das Gesicht eines Indianers über der Umzäunung auf, aber der Gewehrkolben Edgars bereitete ihm einen schlimmen Empfang und Armstrong warf einen schweren Stein so geschickt auf die angelegte Leiter, daß sie in Stücke brach und etliche Rothhäute, die gerade empor klettern wollten, nicht übel verletzte. Etliche Schüsse trieben auch hier die Feinde vollends in die Flucht. Auch der zweite Angriff war mißglückt, versetzte aber die Wilden in eine um so größere Wuth.

Mit ängstlicher Spannung erwarteten die Belagerten weitere Angriffe. Mit einem Male erhoben die Weiber und Kinder ein Jammergeschrei. Ringsum stiegen Flammen auf. Die Rothhäute hatten die

Blockhäuser angezündet und verwüsteten Gärten und Felder. Auf einmal schoß eine Flammensäule aus der großen Scheuer zum Himmel empor, auch sie war in Brand gesteckt worden. Und mitten in Feuer, auch und Dampf machten die Wilden einen neuen verzweifelten Angriff, bald da, bald dort tauchten ihre rachedürstenden Gesichter über der Umzäunung auf. Aber die Ansiedler wußten, daß ein schreckliches Loos ihnen und den Ihrigen bevorstand, wenn sie unterliegen sollten; darum kämpften sie mit dem Muthe der Verzweiflung, während ihr tapferer Anführer mit kaltblütiger Entschlossenheit ihre Vertheidignug auf's Wirksamste leitete, bis der erbitterte Feind auf's Neue wich, um auf andere Pläne zu sinnen, ihnen beizukommen und endlich ihren Racheburst zu kühlen.

Eine Pause war in dem wilden Kampfe eingetreten. Die Indianer hielten Kriegsrath. Während die Belagerten erschöpft und athemlos einen Augenblick da standen und dem Fortschritt der Feuersbrunst zusahen, fiel Robert Vane plötzlich von der Platform herunter auf den Grund.

Der arme Mann war schon geraume Zeit vorher schwer in die Schulter verwundet worden. Aber der Tapfere wußte wohl, daß kein Mann von der kleinen Besatzung entbehrt werden konnte, um seine Stelle einzunehmen, darum hatte er ausgehalten, bis Schmerz und Blutverlust ihn überwältigten und er bewußtlos zu den Füßen seiner entsetzten Gefährten fiel. Eine Krisis schien in dem ungleichen Kampfe eingetreten zu sein. Jemand mußte den Platz Robert Vane's einnehmen, aber wer? Wen konnte man entbehren?

In diesem Augenblicke trat Archie Edgar hervor. Sein jugendliches Gesicht war von Pulver geschwärzt und seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. „Vater," sagte er, „laß mich hinauf gehen. Ich kann nicht so gut schießen wie Bill und Ralph, aber ich habe scharfe Augen und Nichts wird mir entgehen. Bitte, Vater, laß mich hinauf!"

John Edgar klopfte seinem tapfern Jungen ermunternd auf die Schulter und half ihm dann auf die Platform hinauf, von wo er Alles zu übersehen vermochte. Da die Scheuer nahezu ausgebrannt war und die Indianer sich zurückgezogen hatten, so wurde von den erschöpften Männern schnell eine Mahlzeit genommen; dann traten sie noch einen Augenblick zu den Frauen und Kindern, um sie zu trösten und zu ermuntern, aber bald wurden sie von ihrem Wächter wieder weggerufen. „Vater," schrie er entsetzt, sie kommen wieder und Jeder trägt einen Feuerbrand in seiner Hand!"

In einem Augenblick war jeder Mann auf seinem Posten. Aber ehe nur eine einzige Büchse abgefeuert werden konnte, regnete es einen Hagel von brennendem Buschwerk, Stroh und Fackeln auf das hölzerne Fort herab. Alles schien in Feuer aufgehen zu wollen. Die Frauen und Kinder stürzten schreiend aus den brennenden Hütten, unter den Männern beinahe eine Panik hervorrufend und mitten in Feuer, Rauch, Dampf und Verwirrung legte der Feind schnell eine neue Leiter an die Umzäunung. John Edgar sah das Unheil mit verzweifelndem Herzen herankommen. Er wußte, wo alles dieses hinaus wollte, der letzte Augenblick schien gekommen, aber seine Zähne zusammenbeißend, beschloß er, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Auch der arme Archie Edgar sah von seiner Höhe mit sinkendem Herzen auf die schreckliche Szene zu seinen Füßen. Er sah seines Vaters weißes starres Angesicht, er fühlte, daß das Ende nicht mehr ferne sein konnte; und was für ein Ende! Gefangenschaft, Folter und Todesqual, wie sie nur die teuflische Grausamkeit der Wilden ersinnen konnte. Er warf noch einen verzweifelten Blick rund um den Horizont, wo sich eben die zarte Röthe der Abenddämmerung ausbreitete,—da—was war das?—Kaum konnte er seinen eigenen Augen trauen—Hülfe und Rettung war gekommen — eine Abtheilung weißer Männer sprengte mit verhängtem Zügel und mit hochgeschwungenen Waffen herbei. — „Gerettet!" rief er jubelnd aus. „Vater, wir sind gerettet, Hülfe ist da! Hurrah!" schrie er weiter mit aller Kraft seiner Lungen in das Getümmel hinab.

„Gerettet," riefen unten die Kinder und die Mütter drückten sie jubelnd an ihr Herz. „Gerettet?" fragten erstaunt und zweifelnd die athemlosen Vertheidiger. Und ja, in der That, der vorhin noch so wüthende Feind verschwand auf einmal vom Fort und eilte in kleine Trupps zerstreut, um so der Verfolgung eher zu entgehen, dem dichten Walde zu. Bald traten kräftige Männer in das Fort, schüttelten den wackern Vertheidigern die Hand und wünschten ihnen Glück zu ihrer Rettung und schauten erstaunt auf die Verwüstung, die sie umgab.

Der Brand der Scheuer hatte sie herbeigerufen. Derselbe war Meilen weit zu sehen und auch in der nächsten Ansiedlung war er wahrgenommen worden und die Leute hatten auch sofort die richtige Ursache des Brandes errathen. Diese tapfern Männer besannen sich keinen Augenblick, ihren Nachbarn zu Hülfe zu eilen und sie kamen gerade rechtzeitig, den Feind im letzten Momente von der Seite her zu fassen und so ihren anscheinend gewissen Sieg in eine verderbliche Niederlage zu verwandeln. Freilich wußten die Meisten der Feinde mit gewohnter Schlauheit das Dickicht zu erreichen, und die Sieger waren zu ermüdet, um an eine lange Verfolgung zu denken.

Gewiß hätte sich Niemand gewundert, wenn dieser schreckliche Kampf und ihr haarbreites Entrinnen von einem qualvollen Tode, den Ansiedlern das Pionnierleben für immer entleidet und sie bewogen hätte, sich nach mehr civilisirten und sichern Gegenden zurückzuziehen. Aber so groß war ihre Liebe zu einem ungebundenen Leben und ihr Geschmack an Abenteuern, daß Niemand hiezu eine Neigung zu verspüren schien. Ihr Sieg hatte sie im Gegentheil sehr ermuthigt und mit grimmigem Behagen sprachen sie von der Lektion, welche die Rothhäute durch ihre Büchsen erhalten hatten. Nicht minder fühlten sie gegen ihre tapfern Freunde dankbar, welche gerade in ihrer höchsten Noth erschienen waren und den erbitterten, nahezu hoffnungslosen Kampf zu ihren Gunsten entschieden hatten.

Sofort machten sich die Männer daran, den Schutt aufzuräumen, die Wohnungen wieder herzustellen und überhaupt Ordnung zu schaffen. Sie wurden in dieser Arbeit von ihren Freunden unterstützt, welche sogar zu diesem Zwecke noch etliche Tage bei ihnen blieben. Ja, als die Meisten endlich heimkehrten, hatten sich Etliche sogar entschlossen, vorläufig ihre Wohnung unter ihnen am Ohio aufzuschlagen und mit ihnen ihre Strapazen und Gefahren zu theilen; ein Entschluß, zu welcher sie ebenso die Abenteuerlust der Hinterwäldner, als ihre nachbarliche Gesinnung trieb.

Die Scheuer wurde neu aufgebaut, die Dächer der Blockhütten, welche vom Feuer am meisten gelitten hatten, reparirt, die Gärten neu umgegraben und theilweise bepflanzt und Alles wieder in gute Ordnung gebracht. Die Ansiedler durften ferner Gott danken, daß Niemand in dem wilden Kampfe sein Leben verloren hatte. Robert Vane war allerdings schwer, aber nicht gefährlich verwundet. Seine Wunde heilte unter der sorgfältigen Pflege seiner

Frau gut zu und schon nach etlichen Wochen war er wieder im Stande, seine Waffen zu führen und seine Arbeit zu verrichten.

V.

Der Winter war endlich mit voller Macht eingetreten, schwere Sturm- und Schnee-Wolken jagten über den Horizont, das Wild wurde immer seltener. Der kleine Indianerstamm, der Marie aufgenommen hatte, litt bald Mangel am Nothwendigsten, und fand sich daher genöthigt, aufzubrechen, um in einer andern Gegend ihr Lager aufzuschlagen.

Diese Indianer leben sehr sorglos in den Tag hinein. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd und der Krieg. Haben sie damit Nichts zu thun, so liegen sie müssig herum, während die Weiber alle Arbeiten zu verrichten haben. Sie haben das Feld zu bebauen, die Thierhäute zu gerben und zu Moccasins zu verarbeiten, Feuerholz, Wurzeln und Beeren zu sammeln, die Mahlzeiten zu bereiten und ihre Herren und Gebieter in jeder Weise zu bedienen. So lange reichlich Wild vorhanden ist, denkt der Indianer nie an die Zukunft. Erst wenn ihn der Hunger peinigt, fängt er an, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er sich und seine Familie bis zum nächsten Frühjahre am Leben zu erhalten vermöchte.

Dasselbe war gerade auch mit unsern Indianern der Fall. So wurden denn die Wigwams abgebrochen, das transportable Eigenthum zusammengepackt und theils den Pferden aufgeladen, theils den Weibern zum Tragen gegeben; da die Männer es unter ihrer Würde hielten, sich mit etwas Anderem als ihren Waffen zu belasten. Man hatte zuvor verabredet, sich auf einem bestimmten Platze zu treffen und alle sollten so viele Lebensmittel mitbringen, als sie auf ihrem Wege erlangen könnten. Etliche verfolgten ihren Weg zu Lande, Andere schifften sich in ihren Canoes ein.

Marie wurde von ihren Pflegeeltern gleichfalls in ein solches gesetzt, welches inmitten anderer Boote in den Ohio fuhr und dann seinen Weg stromabwärts verfolgte. Gelegentlich hielt die kleine Flottille an, um Fische zu spießen. Diese Kunst verstanden die Wilden ausgezeichnet. Es geschah dieses stets bei Nacht, beim Scheine von Fackeln. Die Fische schienen von demselben ebenso angezogen zu werden, wie die Motten vom Licht, um gleich diesen, dem Verderben anheim zu fallen.

In dieser Weise ging es mehrere Tage vorwärts, bis sie endlich in eine Gegend kamen, die ihnen verhältnißmäßig unbekannt war und wo doppelte Vorsicht geboten schien. Das Fischstechen wurde nun aufgegeben, die Boote hielten sich nahe zusammen, die Männer theilten sich in Wachen, denn Niemand konnte sagen, welchen Gefahren sie entgegen gingen und ob nicht auf der einen oder andern Seite des Stromes feindliche Indianerstämme ihnen auflauerten.

In einer Nacht, während sie also Wache hielten, schien es ihnen, als wenn die Gefahr sich nahen würde. Mit Tagesanbruch hing ein schwerer Nebel über dem Wasser, aber ihr feines Ohr hörte deutlich vorsichtige Ruderschläge, die sich ihnen zu nähern schienen, doch konnte man noch nichts sehen. Plötzlich tauchten aus dem Nebel drei große Canoes auf, jedes mit etwa 20 bis 30 Indianern besetzt, welche in vollem Kriegskostüm zum augenblicklichen Kampfe gerüstet waren und auch sofort unter wildem Geheul zum Angriff übergingen.

Es war ein schrecklicher Anblick! Die Weiber und Kinder legten sich unter dem Gepäck nieder, während die Männer ihre Posten einnahmen, aber sie waren in großer Minderzahl und außerdem durch die Weiber und Kinder und das Gepäck in ihrer freien Bewegung gehindert. Die feindlichen Boote kamen nun in die Nähe und richteten ein heftiges Feuer auf sie, welches sie nur schwach zu erwidern im Stande waren.—Das Gefecht währte nur eine kurze Zeit. In kaum zwanzig Minuten war Alles vorüber. Die Feinde hatten unter dem kleinen Häuflein schrecklich gehaust. Viele waren getödtet, Andere ertrunken, noch Andere gefangen genommen, und nur Wenige waren im Stande gewesen, sich durch schnelles Rudern zu retten. Unter den Getödteten befanden sich auch Marie's Pflegeeltern, sie selbst wurde gefangen genommen.

Der Schrecken und die Angst des armen Mädchens waren groß, als sie sich so plötzlich in der Gewalt Derjenigen fand, deren Hände noch von dem Blute ihrer gemordeten Pflegeltern roth waren. Aber unter den Wilden ist wenig Mitleid mit dem Schmerz und Kummer eines Kindes zu finden.

Die Sieger ruderten mit ihren Gefangenen und der Beute nach dem Ufer, dort standen Pferde bereit. Die Frauen und Kinder wurden auf dieselben gesetzt, die männlichen Gefangenen hinten her getrieben und so ging der ganze Zug dem Lager der Feinde zu.

Das Loos, das nun der kleinen Marie wartete, war ein sehr hartes. Erst mußte sie Zeuge sein, von den Torturen und dem grausamen Tode Derer, welche bisher ihre einzigen Freunde gewesen waren; ihre Pflegeeltern waren todt, und nun mußte sie mit einem Stamme leben, welcher ihre frühere Geschichte nicht kannte, obwohl sie wußten, daß sie von den Weißen herstammte. Junge Gefangene wurden oft verschont, um ihren Herren nützlich zu sein und später die Stärke des Stammes zu vermehren. Die kleine Marie hatte nun keine andere Aussicht, als die elende Existenz eines indianischen Weibes unter einem Stamme, der die Weißen bitter haßte. Nach einer kurzen Berathung wurde sie einem alten Weibe übergeben, welche in ihren Haushalt-Geschäften Hülfe bedurfte und sie mit der größten Barschheit und Grausamkeit behandelte.

Marie suchte tapfer ihre Schuldigkeit zu thun, aber nie wurde sie durch ein Lächeln der Befriedigung ermuntert. Bald wußte sie, wie weh Hunger und Kälte thun. Dazu hatte sie auch noch die Grausamkeiten der rohen Jungen der Bande zu erdulden. Wenn dieselben nicht mehr wußten, was anzufangen, so belustigten sie sich damit, die kleine Gefangene zu necken und zu peinigen, die Niemanden hatte, der sie beschützte oder sich um ihr Schicksal kümmerte.

Armes, kleines Mädchen! Ausgestoßen und verfolgt, hatte sie ihre glückliche Heimath nahezu vergessen. Sie wußte nicht, daß ihre liebenden Eltern noch lebten. Nur wenn sie schlecht behandelt wurde, pflegte sie in einen Winkel zu kriechen und die glücklichen Bilder der Vergangenheit in ihr Gedächtniß zurückzurufen. Aber ihre Erinnerungen wurden immer undeutlicher, nur Eines hielt sie mit voller Gewißheit fest, daß sie einst unter den Bleichgesichtern lebte und glücklich war.

Ob Marie in ihrem Elende zu Gott betete? Leider müssen wir diese Frage verneinen. Sie hatte die weisen Lehren ihrer Mutter, daß da droben im Himmel ein liebender Vater wohnt, der uns auf allen unseren Wegen leitet und für uns sorgt, dessen Auge stets liebevoll auf uns gerichtet ist, vergessen. So mußte sie auch den Trost entbehren, in ihrer Verlassenheit sich nieder zu knieen und zu Gott zu beten und sich dem Schutze des himmlischen Vaters anzubefehlen. Ja, Marie hatte sogar ihren Namen vergessen. Sie glaubte wirklich, daß der Name, den die India-

ner ihr gegeben hatten, „Ishtaka“ (Kirschenblüthe) ihr wirklicher Name sei.

Armes verlornes kleines Mädchen! Sie hatte mehrere Jahre ihr trauriges Loos zu tragen. Dennoch sollte die Zeit kommen, wo sie von ihrer Sklaverei erlöst, und ihren liebenden Eltern und einer christlichen Heimath wieder gegeben werden sollte.

VI.

Unter den Freiwilligen, die auf der Ansiedlung am Ohio zurückgeblieben waren, befand sich auch ein Halbblut-Indianer, Namens Louis. Diese Leute genossen sonst bei den Weißen wenig Vertrauen. Aber Louis machte eine Ausnahme. Er war in allen Dingen so zuverlässig wie irgend ein Weißer, dabei aber in den Arbeiten und Fertigkeiten des Hinterwäldner-Lebens ganz besonders geschickt und erfahren.

Weit und breit kannte man ihn als den besten Bärenjäger und seine nie fehlende Büchse hatte gleichfalls schon manchen schleichenden Wolf und manchen flüchtigen Hirsch zu Boden gestreckt. Selbstverständlich wurde ein solcher Mann von den Ansiedlern besonders willkommen geheißen und die drei jugendlichen Kameraden, Archie, Ralph und Bill suchten begierig seine Gesellschaft. Und Louis liebte die kräftigen Jungen und unterrichtete sie willig in so manchen Geheimnissen des Jägerlebens des großen Westen.

„Nie stört einen Bären im Frühjahr,“ sagte er zu seinen aufhorchenden Zuhörern. Dann ist er vor Hunger ganz wüthend und hat überdies nicht eine einzige Unze übriges Fleisch auf seinen Knochen. Auch greift den Bären nicht an, wenn er sich auf seine Hinterbeine gesetzt hat und euch so wild anglotzt. Dann ist er ein schlimmer Kunde. Er wartet bloß auf eine Gelegenheit, euch eine Umarmung zu geben und habt ihr erst eine von ihm bekommen, so fragt ihr für keine zweite mehr. Aber ich sage euch, Jungens, was ihr thut, wenn ihr auf einen Bären stoßt, der sich etwa zehn Tage bereits in seiner Winterhöhle aufgehalten hat. Da geht ihm zu Leibe. Er hat dann noch keine Zeit gehabt, sein übriges Fett los zu werden, aber er ist dann gerade schläfrig genug, daß ihr ihn an den Pfoten heraus ziehen könntet, oder gar am Schwanze, wenn er einen hätte und ihm beinahe das Fell abziehn könnt, bevor er nur recht weiß, was ihr eigentlich mit ihm wollt. Seid ihr schon auf einer Bärenjagd gewesen? Nicht? Na, nehmt mein Wort, wir werden noch unsern Spaß damit haben, so wahr ich Louis heiße.“

Alles dieses war für die jungen Leute sehr interessant, und sie mochten kaum den ereignißvollen Morgen erwarten, da sie mit Louis den Spuren eines großen Bären folgen durften, von dem man wußte, daß er sich in der Nachbarschaft herum trieb.

Der große schwarze Bär von Nordamerika, nicht zu verwechseln mit dem grauen oder Grizzli-Bär, ist für den Jäger eine werthvolle Beute, besonders wenn er im Herbste Zeit hatte, sich mit seinen Lieblingsgerichten, Wurzeln, Beeren, Nüssen und Honig gehörig zu mästen. Zu dieser Jahreszeit hat er oft seine 500 Pfund gutes solides Fleisch. Dasselbe schmeckt, wenn frisch, sehr gut, gibt aber auch geräuchert werthvolle Wintervorräthe. Das reiche Fett ist im Wigwam des Indianers, wie in der Blockhütte des Ansiedlers gleich sehr geschätzt und sein warmes Fell von beiden Theilen hoch gehalten.

Obgleich nicht so gefährlich wie der Grizzli des Felsengebirges, ist der schwarze Bär doch ein sehr achtungswerther Gegner. Nicht selten mißt er seine sechs Fuß Länge und drei Fuß über den Schultern. Für gewöhnlich begnügt er sich mit Pflanzenkost, wenn sich aber der Hunger bei ihm einstellt, so bricht er auch in die Ställe der Ansiedler, holt sich Schafe und Schweine, trägt sie in den Wald, wo er sie mit aller Gemächlichkeit verzehrt. Bekanntlich ist er ein großer Liebhaber von Honig und da es in den Urwäldern von wilden Bienen schwärmt, so wird es ihm nicht schwer, solchen zu erlangen. Meistens findet er ihn in hohlen Bäumen, und um ihn zu erlangen, klettert er in die Höhe, bahnt sich mit Tatzen und Zähnen seinen Weg, bis er den süßen Schmaus erreicht hat. Sein dickes, zähes Fell macht ihn für die Stiche der wüthenden Insekten nahezu unempfindlich.

Es war an einem schönen klaren Morgen im Spätherbst, nachdem die Geduld der jungen Leute durch manchen Aufschub auf eine harte Probe gestellt worden war, daß sich unter der Führung Louis eine Anzahl Ansiedler auf die Bärenjagd begab. Außer den jungen Burschen waren mehrere erfahrene Männer von der Gesellschaft, unter ihnen John Edgar selbst. Louis war die ganze Leitung der Jagd übertragen worden und er vergewisserte sich sorgfältig, daß jeder Mann seine Büchse in gutem Stande hatte, die Tasche mit Schießbedarf gefüllt und im Gürtel das blitzende Bowiemesser steckten. Die Hunde, gleichfalls von Louis ausgewählt, waren wohl dressirt. Sie sollten Meister Braun belästigen und möglichst dessen Aufmerksamkeit von den Jägern ab und auf sich ziehen, damit jene Zeit hatten, ihre Waffen zu gebrauchen.

Vorwärts ging es unter ihrem erfahrenen Führer, bald durch das Buschwerk brechend, bald zwischen den mächtigen Stämmen des Urwaldes sich durchwindend. „Habt Acht auf die Schlangen,“ rief ihr Führer, „es sind giftige darunter. Bleibt auf dem Fußpfade, es nützt nichts, durch das Dickicht zu schweifen.“ Die jungen Leute befolgten die Warnung und weiter ging es viele Meilen weit auf nahezu unbetretenen Wegen, bis Louis sich auf einmal vom Pfade abwandte und seine Gefährten über rauhen Felsengrund nach einer mit hohem Grase bewachsenen Anhöhe führte. Auf derselben befand sich eine Gruppe von Buchen, die ihre Aeste weit ausbreiteten. Dieselben waren überdies so mit Schlinggewächsen überwachsen, daß sie ein Versteck bildeten, in welchem sich ein Dutzend Männer, ohne Gefahr entdeckt zu werden, hätten verbergen können. Auf der entgegengesetzten Seite der Anhöhe senkte sich der Grund zu einer felsigen Höhle, welche ohne Zweifel ein beliebter Aufenthalt für wilde Thiere sein mußte. Die Hunde wollten von der Anhöhe nicht weg; sie zeigten sich sehr unruhig, winselten und kratzten an den größten Bäumen. Die jungen Burschen sahen in das Laubwerk empor, konnten aber nichts entdecken.

„Kommt,“ sagte Bill in höchster Aufregung, „laßt uns die Höhle untersuchen, gewiß, unser Wild ist dort zu finden.“

Louis aber achtete nicht auf die Ungeduld des jungen Jägers. Er beobachtete aufmerksam die Hunde und war bald überzeugt, daß der Bär sich gerade über ihnen in dem dichten Laubwerk verborgen hielt. „Die Hunde lassen sich nicht zum Narren halten,“ sagte er, „der alte Bursche sitzt dort oben und labt sich an Buch-Nüssen. Es ist fast schade, ihn an seiner Mahlzeit zu stören, aber er muß herunter!“

Dieses sagend, warf er einen Stein in die Höhe; ein rauhes Brummen ließ sich hören, aber keine Bewegung erfolgte, welche die Gegenwart eines so gewaltigen Thieres verrathen hätte.

Archie, der einen Rundblick über die Gegend geworfen hatte, sagte auf einmal mit gedämpfter Stimme: „Schaut einmal dorthin, schau dorthin, gerade hinter Dir, Louis!“

Im Augenblick drehte sich Jedermann um, und ihre Blicke fielen auf eine eigenthümliche Scene. Zwei schöne Gazellen sprangen über den Pfad, schnaufend und augenscheinlich halb erschöpft, aber so geängstigt, daß sie die Jäger gar nicht beachteten, welche sich umblickten, um die Ursache ihrer Furcht zu entdecken. Bald erschien ein Wolf, in jenem leichten Galopp einher eilend, der Vielen langsam erscheint, in Wirklichkeit aber die Thiere mit wunderbarer Schnelligkeit voran bringt. Er folgte direkt im Wege den Gazellen, hinter ihm kam ein anderer, dann wieder einer, bis die Jäger nicht weniger als ihrer neun zählten. Sie schienen keine besondern Anstrengungen zu machen, das Wild einzuholen. Es war offenbar ihre Absicht, dasselbe durch fortgesetzte Anstrengung zu erschöpfen und dann mit einem Male sich auf sie zu stürzen. In der That der einzige Weg, wie sie diese flüchtigen Thiere erjagen konnten. Still, voll stummer Verwunderung beobachteten die Jäger die interessante Scene.

„Wenn wir nicht mit dem Bären zu thun hätten, so wollte ich etliche dieser Bestien zu Boden strecken," bemerkte John Edgar, „ich hasse die Wölfe wie Gift."

„Sie sind das Pulver und Blei nicht werth," antwortete Louis trocken, „ihr Fleisch kann man nicht essen, und ihre Haut ist auch nichts nutz. Laßt sie laufen, wir werden schon noch mit ihnen abrechnen. Aber dieser Bursche da droben muß nun herab. Es scheint, er hat mehr Appetit nach seinem Frühstück als nach einem Strauß mit uns. Paßt nun auf, was kommt!"

„Damit feuerte er seine Büchse auf's Gerathewohl den Baum hinauf. Das schreckliche Gebrüll, welches nun erfolgte, zeigte, daß Meister Braun verwundet und darüber wüthend geworden war. Aber er ließ sich noch immer nicht sehen. Die Hunde geberdeten sich fast rasend. Sie sprangen wüthend an dem Baume in die Höhe und heulten und bellten mit aller Kraft ihrer Lungen.

„Ich hätte am Ende doch nicht feuern sollen," sprach Louis für sich hin, „die Bestie wird gefährlich und die Jungens können sich nur vorsehen."

Aber bald stellte es sich heraus, daß nicht allein die Jungens, sondern auch die Männer sich in Acht zu nehmen hatten, denn der Bär war entschlossen, an seinen Peinigern summarische Rache zu nehmen. Durch die Zweige herunterbrechend und fürchterlich brummend, glitt der Bär den Baum hinunter, mitten unter seine Verfolger und stürzte auch sofort auf sie los. Jeder suchte nun hinter einem Baume Deckung und John Edgar wollte die jungen Leute möglichst schützen, welche jedoch keine Furcht zeigten. Allein der Bär war zu sehr verwundet, um sie weit verfolgen zu können. So setzte er sich auf seine Hinterfüße, sein mächtiger Kopf wankte hin und her, die Zunge hing aus seinem weit geöffneten Rachen, aus welchem überdies Schaum und Blut hervor drang. Er bot einen schrecklichen Anblick, wie er so mit seinen Tatzen um sich schlug und seine Verfolger zu einer Umarmung einzuladen schien.

Das schien nun auch den Hunden der rechte Augenblick, sich hervor zu thun. Heulend vor wilder Erregung griffen sie den Feind bald von dieser, bald von jener Seite an, dabei wußten sie sich klug außer dem Bereiche seiner Tatzen zu halten, von denen ein einziger Schlag hingereicht hätte, einen von ihnen zu tödten. Hin und wieder schnappte der Bär wüthend mit seinem mächtigen Rachen nach ihnen, verlor aber zusehends an Stärke. Jetzt konnte sich Ralph nicht länger zurückhalten, er sprang schnell vor, zielte scharf und feuerte.

In demselben Augenblicke feuerte auch Louis seine Büchse ab. Es wäre nicht mehr nöthig gewesen, eine Kugel war genug. Mit einem anhaltenden Gebrüll fiel Meister Petz auf die Seite und das blitzende Messer John Edgar's vollendete schnell das tödtliche Werk. In weniger als zwei Stunden war das mächtige Thier regelmäßig geschlachtet, die Haut abgezogen, das Fleisch in Stücke zertheilt und auf Stangen befestigt, um nach Hause getragen zu werden, während die Haut mittelst allgemeiner Zustimmung Ralph übergeben wurde, dessen Kugel die Bestie niedergestreckt hatte.

(Schluß folgt.)

Drei Kapitel über die Ehe.

In drei Abtheilungen.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Drittes Kapitel.

Das Verhalten nach der Heirath.

Schon die Vorbereitungen auf den Vermählungstag sollten Zeugniß ablegen, von der Bedeutung, welche man dem ehelichen Leben beilegt. Wo es nur darauf abgesehen ist, den Eintritt in die Ehe zu einem Galatag zu machen, an welchem dem Stolz, Hochmuth und der Sinnlichkeit gefröhnt wird, so kann man schon zum Voraus auf den Geist schließen, welcher später das häusliche Leben beherrschen wird.

Von jeher wurde der Eintritt in die Ehe von allen ernsten Menschen als der wichtigste Schritt ihres Lebens angesehen, und deßhalb mit religiösen Feierlichkeiten verbunden, und wenn sie auch nur im Ertheilen des elterlichen Segens bestanden.

Von den ersten Christen wurde die Ehe im häuslichen Kreise, oder in der Kirche, vom Diener des Herrn eingesegnet, und die wahrhaft christlichen Leute halten noch an dieser Sitte fest. — Wenn dabei auch die Fröhlichkeit vorherrscht und eine reiche Mahlzeit damit verbunden wird, ist vom christlichen Standpunkte nichts dagegen einzuwenden.

Ein Hochzeitstag und ein Begräbnißtag sind allemal verschieden.

Schon zur Zeit der Patriarchen bestand die Sitte, das Hochzeitfest auf mehrere Tage auszudehnen. Später zog der Bräutigam mit Feierkleidern und einem Kranze geschmückt, des Abends mit seinen Freunden zum Hause der Braut, um sie beim Fackelscheine in seine Wohnung abzuholen. Hier wurde ein fröhlich Mahl abgehalten, wobei unter den Klängen der Musik die Männer um den Bräutigam und die Jungfrauen um die verschleierte und mit einem goldenen Gürtel und Kranz geschmückte Braut, im Reigen sich bewegten.

Die alten Griechen leuchteten, nach fröhlich beendeter Mahlzeit, dem neuvermählten Paare nach Hause,

und warfen dann die brennenden Fackeln in den Feuerherd, dem jungen Paare anzudeuten, daß es nun seinen eigenen Herd habe, und selbst Sorge tragen müsse für die Zubereitung der Speisen. In dem Fürstenhause Preußens ist dieser Gebrauch noch üblich.

Unter etlichen Indianerstämmen wird nach dem Hochzeitsschmause das junge Paar nach dem neueingerichteten Wigwum begleitet. Der Führer steckt mit seiner brennenden Fackel das bereit liegende Holz an, die Andern werfen ihre Fackeln darauf und entfernen sich stillschweigend.

Durch diese Gebräuche wurde dem jungen Paare bedeutet, daß es nun für seinen eigenen Lebensunterhalt sorgen, und auf seinem eigenen Herde seine Mahlzeiten bereiten soll.

Nach der Heirath sollte das junge Paar in das neue Heim einziehen, und weder im Kosthause, noch bei den Eltern wohnen, es sei denn sie gedenken permanent bei Letzteren zu bleiben. Es ist immer erwünschter, junge Leute ihren eigenen Haushalt sogleich anfangen zu lassen, damit sie ohne Einmischung Anderer, bei ihrem eigenen Brod sich näher kennen und verstehen lernen.

Vor allen Dingen sollten die fashionablen Hochzeitsreisen unterbleiben, es sei denn, man wolle sein Geld mit so viel Geschwindigkeit und Unbehaglichkeit los sein, als möglich.

Wie könnte das im Sonnenschein und Blüthenduft des Glückes schwebende Pärchen an's Sparen oder an die Zukunft denken. Es wäre ja schmähliche Knickerei, wenn der überglückliche Ehemann nicht jeden, nur erdenklichen Wunsch seiner reizenden Frau zuvorkäme. Im Hotel erster Klasse wird Quartier genommen, alle Sehenswürdigkeiten der bedeutendsten Städte besucht und Geld für nutzlose Gegenstände, oft für Lappeleien ausgegeben.

Wenn sie dann aus dem unruhigen Treiben und den Aufregungen der großen Städte zurückkehren in ihr bescheidenes Heim in einem Städtchen, oder gar auf dem Lande, kommt es ihnen vor, als wären sie aus dem Paradies in eine Einöde versetzt. Sie haben das Leben des bloßen Vergnügens und Luxus nicht lange genug gekostet, um das Hohle und Leere desselben auszufinden, und werden deßhalb minder oder mehr Unzufriedenheit mit ihren bescheidenen Verhältnissen empfinden, in welche sie sich sonst mit Vergnügen geschickt hätten.

Für einen jungen Mann, der sein Geld mit saurer Mühe erwarb, ist es strafbare Thorheit, dasselbe auf solche Weise, oder für flotte Hauseinrichtung zu verausgaben.

Nach der Vermählung sollten beide Theile bedenken, daß sie jetzt nicht mehr in allen Dingen ihren eigenen Willen haben und durchsetzen können, sondern Jedes muß Rücksicht nehmen auf die Ansichten und Gefühle des Andern.

So lange Personen ledig sind, können sie eine Lebensweise wählen, die ihnen beliebt, den zugeknöpften Hagestolz oder die exclusive Dame spielen, sobald sie aber verheirathet sind, hat Keines das Recht ausschließlich seinen Neigungen nachzugehen, und den Vornehmen oder Verschlossenen zu spielen. Das führt zu gegenseitigem Mißtrauen und Zerwürfnissen aller Art.

Ein Jedes sollte den Entschluß fassen, so zuvorkommend und nachgiebig als möglich zu sein, weil Keines das Andere genau so finden wird, wie es dachte.

Im täglichen Zusammenleben tritt die Denkart und alle die verschleierten Fehler und Unarten rückhaltsloser zu Tage, weil man durch keine besonderen Ursachen Veranlassung findet, die Verschiedenheiten in Meinungen, Gefühl und Neigung zu verbergen. — Der feine Don Juan, der aus lauter Artigkeit und Schmiegsamkeit zusammengesetzt schien, läßt sich gehen wie er ist, und da kommen manchmal rauhe Ecken zum Vorschein. Der schmachtende Engel, welcher seine Worte so zärtlich hinhauchte, gibt nun nicht mehr so genau Acht auf die Zunge, die oft so scharf sticht, wie der Stachel einer Biene, ohne einen Tropfen Honig zurückzulassen.

Da gibt es dann Vorwürfe, weil Jedes glaubt vom Andern hintergangen zu sein, während sie nur einander nicht recht kannten, weil sie immer die besten Seiten herauskehrten. Ist diese Entdeckung nicht geradezu erfreulich, so braucht sie doch keine Ursache zur Unhelligkeit zu sein.

Jedes bestrebe sich nur ernstlich über seine eigenen Schwachheiten und Fehler zu wachen, und dem Andern behülflich zu sein über die seinigen hinwegzukommen, so wird der Friede nicht gestört, vielmehr die gegenseitige Liebe und Veredlung befördert.

Eine verständige bejahrte Frau erzählte ihre Erfahrung in dieser Hinsicht ungefähr mit folgenden Worten: „Als wir einander heiratheten, glaubte ich, mein Fritz sei ein fehlerloser Mann. Wenn mir Jemand das Gegentheil gesagt hätte, würde ich es einfach dem Neid zugeschrieben haben. Und auch mein Fritz glaubte, er hätte an seiner Mathilde das makelloseste Weib genommen. Als wir aber die Fußteppiche aufgenommen, die Oefen zurechte gestellt, und ich etliche Mal Zahnweh gehabt hatte, war mein Fritz fest überzeugt, daß ich kein Engel sei, obwohl er mich oft so genannt hatte; und auch ich hatte in Erfahrung gebracht, daß er Worte reden und Dinge thun konnte, welche ein Heiliger sich schwerlich würde zu Schulden kommen lassen."

Eines Tages ließ ich mich in einem Anfall von Heftigkeit zu ungebührlichen Worten hinreißen, und als wir am Mittagstische saßen, sagte ich zu ihm: „Fritz, ich bin doch nicht halb so gut und zärtlich, als du mich früher gehalten hast, und als ich selbst meinte zu sein."

„Nun," sagte er, indem er das Honigfaß emporhob, „wir essen Beide gerne Honig, aber wenn wir jeden Tag dreimal Honig essen sollten, würden wir ihn so müde, daß wir in sechs Monaten selbst das Wort Honig nicht mehr hören möchten."

Damit soll aber nicht gesagt sein, als wäre in der Ehe gegenseitiges Bellen, Schimpfen und Zank nothwendig, denn das lassen sich ehrbare Weltmenschen nicht zu Schulden kommen, viel weniger Christen. Aber das ist gemeint, daß Keines das Andere in allen Beziehungen so glatt und polirt finden wird, wie es sich träumen ließ, und deßhalb gegenseitig Geduld und Nachgeben geübt werden muß. Schon Paulus ermahnte: Eines trage des Andern Last.

Es wäre auch nicht wünschenswerth, wenn alle Menschen in allen Beziehungen gleich dächten, redeten und handelten. Erst durch gegenseitigen Austausch der Meinungen wird unsere Urtheilskraft geweckt, der Verstand geschärft, und dem Leben Interesse und Vielseitigkeit abgewonnen. Die kleinen Differenzen, die natürlich innerhalb den Grenzen des Anstandes und strenger Abgeschlossenheit ausgeglichen werden müssen, sind die Schleifsteine, welche den beiden Diamanten Glanz und Politur geben.

Der englische Bischof Barrington stellte einst seine Frau dem gelehrten und witzigen Doktor Paley vor, und fügte die Bemerkung hinzu: „In den fünfzig Jahren unseres Ehestandes sind wir immer gleicher Meinung gewesen." Darauf bemerkte der Doktor mit einem eigenthümlichen Augenzwickern: „Hm, das muß aber eine trockene, langweilige Geschichte gewesen



sein!" In solchen Fällen sind entweder Beide geistlose Alltagsmenschen, oder Eines ist der willenlose Trabant des Andern, und dann kann kein gegenseitiges Poliren und Veredeln stattfinden.

Man muß sich in einander schicken lernen, und nicht wie zwei störrige Ochsen, die unter einem Joch gehen, einander tribuliren und quälen.

Oft ist es nicht gerade Mangel an Liebe, sondern Eigensinn und Rechthaberei, wodurch das eheliche Leben getrübt und verbittert wird. Jedes meint, das letzte Wort haben zu müssen, und so gibt es oft wegen geringfügigen Anlässen bittere Gefühle, Zwistigkeiten und Keilereien.

Ein solcher Fall kam einst jenem Original eines würtembergischen Pfarrers, Namens Flattich, zu Ohren. Eine Frau klagte ihm die vielen Zerwürfnisse, die sie und ihr Mann hätten, und bat ihn inständig um Rath, wie denselben vorzubeugen sei. Der Pfarrer besann sich eine Weile, und sagte dann in seiner gewohnten, ernsten Weise:

„Kommen Sie morgen wieder, dann will ich Ihnen ein Mittel geben, das gewißlich hilft, wenn Sie es nach meiner Anweisung gebrauchen."

„Ach, Herr Pfarrer, das wäre mir lieber, als die ganze Welt. Wissen's, mein Peter und ich lieben einander zu sehr, aber wenn wir so in's Disputiren kommen, will halt Jedes das letzte Wort han, und dann gibt's Streit."

Der Pfarrer ging an den Bach, holte einen glatten Kiesel, und gab denselben der Frau den nächsten Tag mit den Worten: „Legen Sie dies Steinchen jedesmal unter die Zunge, wenn Ihr Mann anfängt zu disputiren und Sie die Lust zum Schelten ankömmt. Geben Sie aber ja fein Acht, daß es am Platze bleibt, denn davon hängt der Erfolg ab. Wenn es geholfen hat, bringen Sie es wieder, damit auch Andere es gebrauchen können."

Als nun bei den nächsten Anlässen die Frau dem Manne nicht zurückbellte, verwunderte er sich und als er bei guter Laune war, frug er sie: „Frau, wie kommt es, daß Du die letzte Zeit mit der Zunge nicht um Dich gehauen hast?" „Ja," sagte sie triumphirend, „siehe, hier habe ich von unserem Pfarrer ein Zaubermittel, das hält die Zunge am rechten Platz. Du kannst jetzt machen, was Du willst, ich werde Dir keine Widerrede halten." Als der Mann den Zusammenhang erfuhr, fühlte er sich tief beschämt und sagte: „Bringe dem Pfarrer das Zaubermittel zurück, und sage ihm, es hätte mir auch geholfen." Von da an hörte der häusliche Unfriede auf.

„Das ist die rechte Ehe,
Wo Zweie sich vereint.
Durch Wohl und auch durch Wehe,
Zu pilgern treu vereint.
Der Eine Stab des Andern
Und süße Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern,
Bis hin zum Himmelreich."

Die kleinen Fehler, Schwächen und anstößigen Eigenthümlichkeiten, zerstören gar oft das häusliche Glück, deßhalb erfordert schon Klugheit auf die rechte Art zu achten, mit der man einander begegnet. Von dem gegenseitigen Betragen, dem Tone, welchen man annimmt, hängt die Zufriedenheit des häuslichen Lebens ab. Jedes bestrebe sich die Hochachtung und Liebe des Andern durch Gefälligkeit im Anstand, durch Wort und That zu sichern.

Wenn ein Mißverständniß beseitigt ist, sollte es nicht wieder aufgetischt werden, sonst bricht der Streit abermals los. Für folgende Erzählung ist „Youths Companion" verantwortlich. „Ein schottisches Ehepaar, das schon viele Jahre glücklich zusammen gelebt hatte, saß eines Abends am Herde, als plötzlich eine Maus über den Fußboden lief. 'Da springt eine Maus, sie kam hinter dem Bette her,' rief die Frau. 'Nein, sie sprang neben der Kiste aus der Wand,' rief der Mann. Darüber debattirten und zankten sie sich Tag für Tag, bis endlich die Frau das Haus ihres Mannes verließ und zu Freunden zog. Zwölf Jahre lang lebte das Paar getrennt, und wurde dann durch Vermittlung der Freunde wieder vereinigt. Darauf lebten sie wieder fünf Jahre in Frieden und Eintracht, bis die Frau eines Tages den Gegenstand wieder berührte, indem sie sagte: 'Es war doch sehr thöricht, lieber Mann, daß wir uns zankten wegen der Maus, die unter dem Bette hervorsprang.' 'Ich sage Dir, sie kam nicht unter dem Bette, sondern neben der Kiste heraus,' erwiderte hitzig der Mann. 'Nein, sie kam unter dem Bette hervor. Ich erinnere mich so genau, als wenn es erst gestern geschehen wäre,' gab die Frau schneidig zurück. Und nun ging der alte Streit wieder los, und dauerte so lange, bis die thörichten Leute sich wieder trennten, und für's Leben getrennt blieben. Dieser Widerspruchsgeist, da Jedes meint, das letzte Wort haben zu müssen, ist die Ursache so manchen häuslichen Zwistes.

Warum einander das Leben verbittern, das man doch nur einmal durchleben und das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen kann. Es kommt doch eine Zeit, da man wünscht, einander nur Gutes und Liebes erzeigt zu haben.

Vor Jahren wurden durch einen Brand mehrere Geschäftshäuser in Cincinnati derart beschädigt, daß die Mauern abgetragen werden mußten. Eine derselben fiel plötzlich um, und begrub eine Anzahl Arbeiter. Die Schreckenskunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Straßen, und bald standen die Frauen der Arbeiter neben dem Schutthaufen, weinend und jammernd. Soeben hatte man einen Leichnam hervorgezogen, als eine junge Frau sich durch die Menge hindurchdrängte, einen Blick auf die Leiche that, sich händeringend auf dieselbe warf und ausrief: „Ach Gott, mein Mann, mein Mann! Du bist todt und ich verließ dich heute Morgen mit unfreundlichen Worten auf den Lippen!"

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst."

Auch in zeitlichen Angelegenheiten sollten Eheleute zusammenwirken, denn die Zufriedenheit der Familie wird in großem Maße von den pekuniären Verhältnissen beeinflußt. Jeder strebsame Mann, auch der reichste, will etwas erobern und vor sich bringen, und jede ordentliche Hausfrau wünscht ihre und der Kinder Zukunft gesichert.

Es ist Pflicht des Mannes, die nöthigen Mittel für den Haushalt anzuschaffen und so viel als in seinen Kräften steht, dafür zu sorgen, daß die Familie nach seinem Ableben keine Noth habe. Wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide, sagt Paulus.

Wenn der Mann zu träge ist, Anstrengungen zu machen, etwas zu erwerben, oder das verdiente Geld für spirituöse Getränke, Tabak, Spazierfahrten oder Vergnügungen anderer Art verausgabt, während die Familie für die Zukunft nicht gesichert ist, so legt er nicht nur den Grund zu manchen Besorgnissen und Entbehrungen, er begeht auch zugleich ein himmelschreiendes Unrecht an seiner Familie. Wie kann er seiner fleißigen, sparsamen Frau und hülflosen Kin-

dern in's Angesicht schauen, ohne die Schamröthe im Antlitz brennen zu fühlen?

Ein Ehepaar hatte schon manches Jahr zusammengelebt, und trotz dem Fleiß und der Sparsamkeit der Frau, und dem guten Verdienst des Mannes war nichts zurückgelegt auf die Tage, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht. Freilich, wenn jeder von den kerngesunden, muntern Knaben für dreitausend Dollars gezählt werden dürfte, wie der Volksmund sie scherzend veranschlägt, so hätten sie ein hübsches Kapital erobert gehabt, aber solche Kapitalien consumiren mehr, als sie produciren, weßhalb es der Mutter mit den Jahren immer schwerer wurde, ihre Kapitalien mit Anstand vor den Augen der Menschen Parade machen zu lassen.

Oefters legte sie sich am Nähtische die Frage vor: „Wie wollen wir fertig werden, wenn die Jungen größer sind?" Dieser Gedanke war die Ursache, daß die sonst so vergnügte Maria manchen Tag so nachdenklich und betrübt d'rein schaute.

Eines Tages kam ihr der glückliche Gedanke, ein Tagebuch anzulegen und ihre Einnahmen und Ausgaben genau zu notiren. Am Ende von sechs Monaten hatte sie $120 für den Haushalt und $60 für Miethe ausgegeben, das macht $180. Ihr Mann verdiente $40 per Monat, das macht in sechs Monaten $240. Wo sind nun die übrigen sechzig Dollar in diesen sechs Monaten hingekommen? frug sie sich selbst.

Längere Zeit lag ihr diese Frage wie ein Stein auf dem Herzen. Da entschloß sie sich eines Abends, als ihr Mann in äußerst guter Laune war, ihm das Räthsel vorzulegen, und auf der Lösung desselben zu bestehen. Dieser machte anfänglich ein schiefes Gesicht, als er aber den Ernst seiner Frau gewahrte, änderte er die Taktik, blies lächelnd die blauen Rauchwolken in die Luft, und nannte sie seinen berechnenden Oekonom, seinen gestrengen Buchhalter. Aber alle Winkelzüge halfen nichts, er mußte Rede stehen, wie viel er für Bier, Cigarren, in politischen Clubs und am Kartentisch und andere verderbliche Gewohnheiten verausgabe. Dann rechnete sie ihm aus, daß er in zwölf Jahren nicht nur ein angenehmes Heim verlappert, sondern auch ihr manche Sorgenstunde bereitet habe. Was soll aus mir und den Kindern werden, im Fall eine Krankheit, oder ein Unglücksfall dich unfähig zur Arbeit machen sollte, oder gar der Tod über dich käme? Geholfen hat die Gardinenpredigt so viel, daß der Mann zu Gunsten seiner Frau eine Lebensversicherungspolice herausnahm, und die Prämie regelmäßig bezahlte, sonst aber ist's beim Alten geblieben. Ein alter Bär lernt trotz allen Hieben das Tanzen nicht mehr, und ein „Lapperer" nicht mehr das Sparen.

Auch die Frau darf keine Drohne sein, die ihren Beruf darin sieht, den Honig zu verzehren, den der Mann mit Müh' und Schweiß gesammelt, noch darf sie ein Schmetterling sein, der immer auf Blumen wiegen und aufgefixt und aufgewichst im Haushalt und auf der Straße einherspaziert.

Sie muß durch weises Eintheilen den Verdienst des Mannes zusammenhalten, das Hauswesen treulich besorgen, und durch ihre Herzensgüte und persönliches Wesen das Heim so anziehend machen, daß wenn er nach Hause kommt, ein freundliches Asyl findet, in welchem er ausruhen kann von den Beschwerden und Plackereien seines Berufes. Das ist eine einfache Menschenpflicht, welche jede Frau ihrem Manne schuldet, der für sie sorgt, wie es sich gebührt. Findet der Mann, wenn er müde und hungrig heimkommt, das Hauswesen in Unordnung, sitzt die Frau im Schaukelstuhl, oder ist gar auf einer Klatschtour begriffen, während sie das Essen bereiten sollte, so entsteht beim Manne Mißmuth, und er sucht sich sonstwo was er zu Hause nicht findet.

Noch schlimmer ist es, wenn die Frau mit dem sauererworbenen Gelde des Mannes leichtfertig umgeht, oder gar es für Thorheiten verschleudert. Dadurch wird der Mann gleichgültig und zuletzt lüderlich.. Doch da die Erzählung einfacher Thatsachen oft mehr Eindruck macht, als die ernsteste Moralpredigt, so will ich die Geschichte von zwei Familien hier einschieben. Die eine nennen wir Hinz und die andere Kunz, nicht weil sie so heißen, sondern damit Niemand, auch sie selbst nicht, wenn sie dieses lesen, sagen können, sie seien gemeint. Die Geschichte ist nichtsdestoweniger wahr.

Hinz war Vormann in einem großen Handelsgeschäft, und verdiente die Woche 22 Dollars, während Kunz in demselben Geschäfte gewöhnlicher Arbeiter war und 14 Dollars die Woche verdiente. Die beiden Familien standen in freundschaftlichem Verkehr und da sie in einer Nachbarschaft wohnten, besuchten sie einander öfters.

Eines Abends kommt Herr Hinz nach Hause und nachdem er Hut und Ueberzieher bei Seite gelegt, ruft ihm seine etwas redselige Gattin zu: „Weißt Du was, Alter, die Kunzes haben das Haus und Grundstück gekauft, wo sie wohnen!" Nach einer Weile setzte sie etwas schnippisch hinzu: „Ich wund're, wie sie's einmal bezahlen wollen!"

Herr Hinz war zwar kein selbstsüchtiger, noch viel weniger neidischer Mann, aber doch stach es ihn, daß sein Untergeordneter ein Haus kaufen konnte, während er, der Vormann, nicht daran denken durfte. Mit der ihm eigenen Ruhe erwiderte er seiner Frau: „Vielleicht haben sie etwas erspart."

Den nächsten Morgen sagte Herr Hinz zu Kunz: „Henry, denn so heißt er mit dem Taufnamen, „ich habe gehört, Du habest das Haus, in welchem ihr wohnt, gekauft. Ist das so?" „Gekauft und auch bezahlt," sagte Henry etwas freudig angehaucht.

Wenn dem Hinz ein Zahnarzt mit dem schärfsten Instrument den Nerv im Augenzahn durchbohrt hätte, könnte ihm kein jäherer Schreck durch die Glieder gefahren sein, als bei diesen Worten. „Ja, in aller Welt, wo hast Du das Geld her?" platzte er heraus. „Von meiner Frau," antwortete Henry schmunzelnd. „Ah, eine Erbschaft von einem verstorbenen Vetter," sagte Hinz erleichtert. „Ja, die Erbschaft, die meine Frau seit Jahren aufgespart hat."

„Ihr habt das erspart! Das ist mir ein Geheimniß. Ich verdiene doch viel mehr als Du, unsere Familien sind ungefähr gleich und wir haben nichts übrig!"

„Nun das ist mir kein Geheimniß. Wenn ich Samstags meinen Wochenlohn bekomme, gehe ich schnurgerade heim, denn ich weiß, meine Frau hat das Essen pünktlich fertig. Wenn sie mich kommen hört, öffnet sie die Thür, nimmt mir Hut und Rock ab, streichelt mir durch's Haar, oder gibt mir auch einen Kuß, dann schiebt sie mir das Waschbecken hin, und sagt: „So, lieber Mann, jetzt eile Dich, sonst wird das Essen kalt!" Nach dem Essen holt sie das Contobuch, und zählt nach, wie viel wir die Woche ausgegeben und erspart haben. Dann gebe ich ihr das mitgebrachte Geld, und am Montag deponirt sie alles auf der Sparbank. Auf diese Weise haben wir genug erspart, das Eigenthum bezahlen zu können. Ich verdiene das Geld, meine Maria hält's zusammen, das ist das ganze Geheimniß."

„Ja, gehst Du des Abends nicht in das Casino oder in den Club?"

„Des Abends bleibe ich zu Hause und lese meiner

Frau und meinen Kindern einen interessanten Artikel vor aus dem gediegenen Familienmagazin Haus und Herd, oder wir singen aus Liederlust und Psalter, die bei Cranston & Stowe zu haben sind, wozu dann die kleine Marie, ein leibhaftiges Abbild ihrer Mutter, die Hinners-Orgel spielt."

Dem Hinz gingen während dieser schlichten Erzählung zwei, wenn nicht gar drei Lichter auf einmal auf. Des Abends mit der Familie fröhlich zu sein und dabei den üblen Dunst und Tabackqualm im Saloon vermeiden und sein Geld behalten! Und das größte Licht, welches am hellsten funkelte, war das elegante Haus, welches dabei herauskommen sollte.

Den Tag über rechnete er aus, wie viele Jahre es nehmen würde, das Haus zu kaufen, wenn sie so sparsam als möglich lebten. Als er heimging, betrachtete er das Kunz'sche Haus genau, und sagte zu sich selbst: „Wenn ich mein's bezahlt habe, lasse ich ein Bogenfenster an der Südseite für Blumen anbringen und eine eiserne Umzäunung, wenigstens an der Frontseite des Grundstückes herrichten."

Zu Hause angekommen, suchte er so vorsichtig als möglich das Gespräch auf diesen Gegenstand zu richten, und da er das Feld frei fand, rückte er mit seinem Plane, wöchentlich so viel als möglich zu sparen, heraus und für das Ersparte das Haus zu kaufen.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen ging seine Frau enthusiastisch auf den Plan ein, und setzte mit einem aristokratischen Anfluge hinzu: „Weißt was, den ganzen Tag hat es mich gewurmt, daß die Kunzes uns voraus sein sollen. Können die ein Haus kaufen, können wir's noch besser."

Hinz blieb von nun an zu Hause, und fühlte sich weit gesünder und jovialer, als wenn er, wie sonst, den Kopf mit Debattiren, Bier und Taback erhitzt hatte.

Am Schluß der ersten Woche hielt ihm seine Frau zehn Dollar unter die Augen und sagte: „Sieh', das ist das Nestei, zu dem so viele gelegt werden, bis Haus und Gründstück bezahlt sind." Die nächste Woche kamen sogar 12 Dollar und die zweite 14 hinzu, bis sie nach Verlauf einiger Wochen sieben Zehngolddollarstücke in der wohlverschlossenen Truhe hatte.

Als Hinz später seiner Frau bedeutete, es müßten nun wohl 100 Dollars beisammen sein, die, auf die Sparbank gethan, Interessen trügen, erwiderte sie etwas verdutzt: „Ja sieh', lieber Mann, letzte Woche mußte ich das neue seidene Kleid bezahlen, das kostet 50 Dollar, der neue Hut dazu 10 Dollar, das seidene Kleid der Lena 12 Dollar, und bis ich das bestellte Service bezahlt habe, ist wenig mehr in der Kasse." Und die aufsteigenden Wolken auf dem Antlitz ihres Hinzens bemerkend, setzte sie beschwichtigend hinzu: „Ich weiß, Du willst Deine Frau und Tochter nicht so einfach gekleidet sehen, wie die eines gewöhnlichen Arbeiters." Hinz sah mit einem Schlag seine goldenen Zukunftsträume vernichtet, verbiß sich aber den Zorn an den wenigen Brocken Brod und der Tasse Kaffee, die er hinunterwürgte, dann setzte er den Hut auf und ging zu den alten Stammgenossen in den Saloon, wo er sein Bier trank, Cigarren rauchte und bis spät kartete.

Heute noch sitzt die Familie zur Miethe, lebt von der Hand zum Munde, während Kunz eine kleine Summe Geld wohl ausgeliehen und eine zweitausend Dollar Police in der Home Lebensversicherung herausgenommen hat, damit, wie er sagt: „Wenn ich sterben sollte, meine Frau mit den Kindern nicht gerade plut dasitzt."

Hätte die Frau dem sonst gutmüthigen Hinz unter die Arme gegriffen, und durch Beispiel und Wort zur Sparsamkeit aufgemuntert, so brauchten sie jetzt nicht mit leeren Händen einer trüben Zukunft entgegen zu blicken.

Wenn in einem Hause Glück und Segen sein soll, so muß der Ehestand mit Gott angefangen und fortgeführt werden. Dies ist die Grundbedingung des Hausfriedens und Hausglückes. Alles Andere, und wäre es der größte Reichthum und Glanz, kann den Segen, welchen die Gottesfurcht über das Leben und Thun ausbreitet, nicht ersetzen. Deßhalb sollten Neuvermählte auch sogleich Hausgottesdienst anfangen. Es ist zwar ein großer Segen, wenn Eheleute den öffentlichen Gottesdienst mit einander besuchen, um in den christlichen Grundsätzen befestigt und in den Lebenspflichten unterrichtet zu werden. Aber die guten Eindrücke werden während den langen Zwischenräumen oft abgeschwächt, deßhalb ist es heilsam und nützlich, jeden Tag am Familienaltar darin befestigt zu werden. Die Familienandacht übt einen heilsamen Einfluß über alle Theilnehmer aus, vom kleinsten Kinde, das auf der Mutter Schooß ruht, bis zum greisen Großvater, der am Rande der Ewigkeit steht. Sie erfüllt alle mit heiliger Ehrfurcht zu Gott, weckt gegenseitige Liebe und Hochachtung, indem eines im andern einen Erben des ewigen Lebens erblickt.

„O selig Haus, wo man Dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der Gefeiertste und Liebste bist;
Wo Aller Herzen Dir entgegenschlagen,
Und Aller Augen freudig auf Dich seh'n;
Wo Aller Lippen Dein Gebot erfragen,
Und Alle Deines Wink's gewärtig steh'n."

Die Nonne von Kent.

Eine Erzählung für Haus und Herd von W. Fotsch.

Einsichtsvolle Männer, wie Cranmer und Cromwell, hielten es für höchst nöthig, England vom Fluch des Papstthums zu erlösen. Es war auch hohe Zeit dieses giftige Unkraut auszureißen. Nun hatte das Parlament von 1534 die bisher vom römischen Bischof ausgeübte Machtbefugniß einfach der Krone übertragen;—und daß selbst der König in keiner Weise in Rom Dispens erbitten dürfe. Auch predigte ein Prälat jeden Sonntag beim St. Paulus Kreuz, daß der Papst das Haupt der Kirche nicht sei. Und nachdem Clemens über „den tollen Heinrich" den Bann ausgesprochen, März 1534, wurde es dem heiligen Vater selber bange, so daß er seufzte: „Ach, nun ist England für uns verloren!"

Nun kannte aber Heinrichs Zorn gegen Clemens keine Grenzen mehr. Bekanntlich schrieb

er einst ein Buch und vertheidigte darin den katholischen Glauben gegen Doktor Luther; nun schrieb er eines „gegen den römischen Tyrannen, den gottlosen Papst"—"Contra Pontificis tyrannidem et horribilem impietatem." Staatsmänner und Kleriker erklärten sich gegen den Papst; Letztere freilich mehr wegen Heinrichs zorniger Willkür.

Die Freunde der Reformation wurden darob mit Dank erfüllt. Des Papstes so unvorsichtige losgelassene Blitze entzündeten im Inselvolk eine große Revolution auf Kosten des Unfehlbaren. Vor dem Spanier, Karl V., und vor Franz I., hatte Heinrich nichts zu fürchten, aber die im Finstern wühlenden Römlinge bereiteten eine gefährliche Mine. Doch wurde dieselbe noch bei Zeiten entdeckt und die Finsterlinge an's Licht gezogen und bestraft, „nach des gnädigen Königs Wohlgefallen."

Die ungelehrten Klosterbrüder und selbst die demüthigen Nonnen bearbeiteten das Volk zum Abfall vom König, und die Priester wirkten auf die Gewissen in den Beichtstühlen. Die Fäden der Verschwörung concentrirten in Katharina, des Königs voriges Weib, welche an ihrem Recht als Königin festhielt.

Das Signal zur Erhebung sollte eine Nonne geben, die als Prophetin auftrat. Wie in den Zeiten der Jungfrau von Orleans, so griff auch jetzt ein inspirirtes Weib in das Geschick des Landes ein. Doch war jene eine Heldin, diese aber weiter nichts als ein überspanntes, fanatisches Werkzeug der Mönche.

Zu Aldington im Kenterland lebte ein älteres Mädchen, an der allerlei wunderbare Dinge vorgingen. Oftmals überkam sie plötzlich ein Zittern, dann verlor sie den Gebrauch ihrer Glieder und des Verstandes, und während sie starr und wie todt auf die Erde fiel, äußerte sie unzusammenhängende Worte. Sonst war sie früher eine gesunde, sittsame und fromme Person gewesen.

Bald sprach alle Welt von dem Wunder, und der Rector von Aldington wußte sich dadurch bald Geld und einen großen Namen zu machen. Er machte nämlich die Leute glauben, daß jene Worte Inspirationen vom Himmel seien, und daß er strafwürdig vor Gott erfunden würde, wenn er diese wichtigen Offenbarungen verschwiege.

Bocking, ein Mönch von Canterbury, verband sich mit dem Rector, und beabsichtigten aus den krankhaften Zuständen des Mädchens für die Sache des Papstthums Kapital zu schlagen. Nun eröffneten sie der Kenterin, Elisabetha Barton war ihr Name, „die Ursache sei der Wandel der Religion in England, daß die Neuerer die Religion abschaffen wollen, daß aber Gott, der seine Kirche stets durch die schwächsten Instrumente vertheidige, sie erweckt habe, die heilige Arche zu retten, welche der König sammt seinen Ministern und das Parlament eben zerstören wollen."

Solche Reden gefielen der Kenterin, und auf den Glauben der Priester hin, hielt sie alles für göttliche Eingebung. Bald hatte sie auch geistigen Verkehr mit den Heiligen und den Engeln. Der Zweck heiligte auch da das Mittel. Endlich kam sie so weit, das Volk anzufeuern, das Schwert für die sinkende Kirche zu ergreifen.

Im Felde vor Aldington befand sich eine kleine, leere Kapelle mit einem heiligen Bild. Dort sollte sie die heilige Jungfrau heilen. Mit Pomp und Gepränge wurde sie hinausgetragen. Daselbst kam eine das Volk erschreckende Krisis über sie. Die Zunge hing ihr aus dem Munde und böse Geister redeten aus ihr. Dann kam eine Wandlung, und sie bekannte, daß sie nun geheilt sei, und daß Gott ihr befehle, Nonne zu werden. Von jetzt an galt sie als Prophetin und ihr Ruhm erscholl über die ganze Insel.

Nun zog sie in ein Kloster zu Canterbury, woselbst allerlei Wunder geschahen. Die Engel brachten ihr goldene Briefe vom Himmel, worüber dem Erzbischof Warham Bericht erstattet wurde. Thom. More befahl ihre Worte zu notiren und dem König zu übermitteln. Aber Heinrich las den Bericht mehr aus Curiosität und Mißtrauen, denn er traute der mönchischen Blindschleicherei von vorneherein nicht.

Die Nonne von Kent und ihr Beichtiger glaubten sich bald am königlichen Hofe, um dort dem Papste gute Dienste leisten zu können; aber sie wurden hintergangen, wie sie trüglich hintergingen. Elisabeth Barton verließ den religiösen Boden und glaubte sich zu einer politischen Mission bestimmt.

Bocking, ihr Beichtvater, eiferte für die Wiederherstellung des sinkenden Papstthums und sollte zu dem Zwecke dem Könige das Leben genommen werden. „Wenn Heinrich die Anna Boleyn heirathet," sagte die Nonne im prophetischen Tone zu Bischof Fischer, „dann gibt es in sieben Monaten keinen König mehr in England."

Ihr Einfluß wurde immer größer, und sämmtliche Römlinge schaarten sich um die Prophetin des Papstes. Der Agent der Königin Katharina ließ sich auch mit ihr ein. Und zweimal rief der päpstliche Legat die Nonne zu sich. Bischof Fischer selbst war einfältig genug, ihren hinkenden Offenbarungen zu glauben.

Es fehlte jetzt nur noch eins, die Prophetin muß vor dem König erscheinen, wie einst Elias

vor Ahab. Endlich sagte Heinrich zu. Sie war erst etwas erschrocken; vielleicht merkte sie, daß Heinrich kein Mönch war. Fischer hat deren Rede vor dem König aufbewahrt in einem Briefe an das Haus der Lords. Der Inhalt lautet:

„Satan quält mich wegen der Sünden meines Volkes; aber unsre gepriesene Jungfrau wird mich erretten. O, der abscheulichen Ketzerei und der gottlosen Neuerungen! König von England, hüte dich, die Macht des heiligen Vaters anzutasten! Rotte die neuen Lehren aus. Verbrenne das Neue Testament des Ketzers Tyndal. Heinrich, verlasse Anna Boleyn und nimm dein Weib Katharina zurück! Thust du das nicht, dann wirst du in einem Monat nicht mehr König sein. Du wirst sterben den Tod eines Nichtswürdigen, und Maria, Katharinens Tochter, wird deine Krone tragen!"

Aber diese heftige Rede brachte nur ein Achselzucken bei Heinrich hervor. Und dann bedeutete er ihr zu gehen.

Darnach durchzog die Nonne die Klöster und Schlösser im Kenterland und überall rührte sie das Volk auf mit Reden, wie „Henry Tudor muß sterben, entweder durch seine Diener, oder durch die Priester oder durch ein Gottes Gericht!" Sie sandte sogar dem Papst einen Verweis, da der Unfehlbare ihr zu säumig vorging. Das Volk aller Klassen lief ihr nach. Ein römischer Triumph schien gewiß; denn Gott hatte der Curie eine Deborah gesandt!

Sir Thomas More wurde diese Sache endlich zu bunt, und er durchschaute dieses Spiel. Er besuchte die Nonne im Sion Kloster. Daselbst erzählte sie ihm eine dumme Geschichte, „der Teufel sei kürzlich in einen Habicht verwandelt worden." Sir Thomas gab ihr zwei Dukaten und ermahnte sie, „ihre Gebete nicht zu versäumen, noch über des Königs Angelegenheiten zu reden."

Aber hernach verband sie sich mit Vater Goold und vielen Mönchen, um die Verschwörung gegen den gottlosen König in's Leben zu rufen, worin die Königin und der Nuntius persönlich sehr interessirt waren. Die sieben Gnadenmonate waren auch bereits vorbei, und Heinrich selbst lebte immer noch—wie üblich. Nun verbanden sich weiter mit der Prophetin Margaretha Plantagenet, die Nichte Edward VI., deren Kinder „die letzten Blätter der weißen Rose" repräsentirten.

Aber der stets wachsame Cromwell merkte den nahenden Sturm; und eines Tages sandte Cranmer der Priorin des heiligen Grabes die Notiz: „Komm Freitags in meinen Palast; bring auch die Nonne mit." Nun glaubte die Kenterin die Stunde ihres Triumphes sei gekommen. Der Prälat machte erst allerlei blaue Fragen. Sie glaubte bestimmt an ihre göttliche Sendung. Cranmer begleitete sie zu Cromwell, und dieser Isegrimm führte sie mit fünf andern Nonnen in den Tower. Hier verlor Elisabeth auf einmal ihren prophetischen Muth. Nun bekannte sie Alles. „Ich habe noch nie ein Gesicht gehabt; es war alles Einbildung."

Eine große Anzahl wurden mit ihr schuldig gefunden, und selbst Fischer und More waren in diese Albernheiten verwickelt. Am 20. April wurde die Nonne nach Tyburn gebracht. „Ach, das Lobgeschrei der Priester hat mir den Kopf verdreht," stöhnte sie! Dann fiel ihr Haupt.

Nachdem die Nonne von Kent den Lohn ihrer Thorheit empfangen, schaarten sich die Römlinge um ein andres Weib, um die vorige Königin Katharina, Heinrichs verstoßene Gattin. Den Bann über Heinrich VIII. sollte nun der Spanier Karl ausführen, und allerlei Gerüchte beängstigten den Hof. Da erließ Heinrich im Juni 1535 die Proclamation von Westminster, daß die päpstliche Autorität zu Ende sei, und daß die Bischöfe in ganz England nur Gottes Wort verkündigen und Gott allein dienen sollen. Der König wollte seinen eigenen Weg in seiner Familie, Staat und Kirche haben.

Endlich starb Clemens aus Gram und Aergerniß, und der Lebemann Paul III. wurde mit der Tiara geschmückt. Aber „Heinrich VIII." wurde als „einziges Haupt des Reiches und der Kirche" proclamirt. Wer das nicht unterschrieb, mußte fliehen, oder wurde eingesteckt und die Gefährlichsten enthauptet. So wurden drei Karthäuser Priore gehängt und zwölf Anabaptisten verbrannt. Und wer vermag die Opfer dieses launigen Fürsten alle zu zählen! „Was er sann, war Schrecken, und was er schrieb, war Blut."

Die Gewalt erleuchtete weder Herz noch Kopf. Aber Tyndal's und Knox' Schriften, und insonderheit Gottes Wort brachten den verirrten und den mühseligen Herzen Licht und Trost. Und das ist auch heute noch so.



Gottes Amboß.

Epw. Hymnal No. 102.

Für Haus und Herd von J. A. Reitz.

Der Trübsal Hitze mich erschüttert,
Gott selber bläst die Flamme an,
Das Herz in jeder Faser zittert
Und bebt auf dieser Leidensbahn.
Doch seufz' ich leise — wie Gott will,
Und halt' im heißen Feuer still.
Refrain: Ich will nicht murren oder sorgen,
Mein Heiland bringt mich durch die Nacht,
Das Ende kommt—vielleicht schon morgen,
Wenn Gott sein Werk in mir vollbracht;
D'rum seufz' ich leise — wie Gott will,
Und halte bis an's Ende still.

Gott nimmt und legt mein hartes Herze
Auf seinen Amboß Tag für Tag,
Es zu erweichen in dem Schmerze
Trifft mich sein Hammer, Schlag auf Schlag
Doch seufz' ich leise 2c.

Und immer wieder trifft sein Hammer
Das wunde Herz—die Funken sprühn,
Doch nicht mehr lang—Er heilt den Jammer
Sieht Er in mir sein Bild erglühn.
D'rum seuft' ich leise 2c.

Er legt mich in den Leidenstiegel
Zu meinem Heil und seinem Ruhm.
Hell glänzet mir das Kindschaftssiegel,
Ich bin und bleib sein Eigenthum.
D'rum seufz' ich leise 2c.

Es leuchtet mir das Licht von Oben,
Der Glaube sieht das Vaterhaus,
Dort wird mein Mund den Heiland loben
Dort ruhe ich auf ewig aus.
D'rum seufz' ich leise 2c.

Frauenzeitung.

Der beste Arzt ist jederzeit
Des Menschen eigne Mäßigkeit.

Das Dor'le über die Männerfrage. Man liest in unsrer Zeit sehr viel über die Frauenfrage. Frauen und Männer schreiben und beurtheilen das Thun und Treiben der Frauen unserer Zeit; aber sehr selten liest man etwas über die Männer. Da muß einem unwillkürlich der Gedanke kommen — sind denn die Männer ganz unschuldig an dem gegenwärtigen Thun und Treiben der Frauen?

Eine Ursache, weßhalb die Männer so gut wegkommen, ist diese, weil sie nach ächter Männer Weise, die Schuld auf die Frauen werfen; und die Frauen nach ächter Frauen Weise die Männer in Schutz nehmen. Einer der edelsten Charakterzüge der deutschen Frau besteht darin—über ihres Mannes guten Ruf zu wachen. Seine Fehler mögen ihr täglich viel Kummer machen; aber die Welt darf es nicht wissen.

Sodann ist es eine bekannte Thatsache, daß Frauen einander sehr hart beurtheilen und somit — ist der Mann sehr gut geschützt. Daß er an der schiefen Stellung, in welche manche Frauen gerathen sind, ganz unschuldig ist, glaube ich durchaus nicht. Es ist unglaublich, daß die Frau von allem Weiblichen sich losreißen würde ohne alle Ursache. Daß aber der Bruch da kam, wo man es gar nicht erwarten sollte, ist eines jener Geheimnisse, die wir eben jetzt nicht erklären können.

Das Sonderbarste in dieser Frauenbewegung besteht darin, daß in diesem Lande, wo die Frau geehrt und geschützt wird, wie in keinem andern Lande der Welt, daß sie gerade hier am allerbittersten gegen den Mann in's Feld zieht.*) Und ich muß gestehen, daß mir bei'm Anhören mancher Reden schon öfters alle Geduld ausgegangen ist. Ich kann nicht begreifen, wie eine Frau es fertig bringt, sich hinzustellen und oft Stunden lang über die Männer zu schimpfen. Ich bin auch nicht blind betreffs der Fehler der Männer; aber wenn ich das Leben und Arbeiten der Männer dieses Landes betrachte, so kann ich nicht umhin, sie aufrichtig zu bedauern, denn das Treiben und Jagen nach Gewinn und Unterhalt, macht ihr Leben zu einer Hetze, wie sie kaum irgendwo anders in der Welt stattfindet.

Daß diese Frauenbewegung ein bedenkliches Zeichen der Zeit ist, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Es wäre mir heute viel leichter für 50 Mädchen oder Frauen Arbeit zu bekommen, als für einen jungen Mann. Für Krankenpflege oder Hausarbeit sind sie aber nicht zu bekommen. Dagegen habe ich gesehen, daß sechs bis sieben junge Männer in einem Tag an meiner Thür anklopften, die verschiedene Gegenstände zum Verkauf anboten. — Alle diese jungen Männer sollten in einem Geschäft beschäftigt sein, anstatt auf den Straßen herumlaufen und den Hausfrauen ihre Zeit wegzunehmen.

Unser Land wird bald von Stromern (Tramps) überschwemmt sein. Ich habe mich schon gewundert, daß arbeitslose junge Männer nicht einen Schurz umbinden und in Jemandes Küche gehen und Arbeit nehmen. Dümmer wie manchmal die Mädchen heutzutage sind, können sie auch nicht sein und drei Dollar die Woche sammt Kost und Wäsche wäre gewiß besser als gar nichts.

Uns Deutschen tritt die Frage nahe: Geht uns diese Bewegung auch etwas an? wird sie uns schaden? können wir etwas thun, um das Uebe. wenigstens in unsern Häusern zu verhüten?

Die deutsche Frau ha[illegible] bis jetzt noch wenig gesagt über diese gegenwärtige [illegible]wegung, aber wer weiß, was sie denkt? Eines ist jed[illegible] gewiß — daß viele deutsche Mütter sich auf's Aeußerste bemühen, ihre

*) Kommt mir gar nicht so sonderbar vor. Es geht dies nach der Melodie: „Und wenn ich's gut auch habe, zufrieden bin ich nicht." Editor.

Töchter für einen ganz andern Lebensweg, als den der Mutter zu erziehen.

Die Männer können ganz gewiß etwas, ja viel zur Lösung der Frauenfrage beitragen. Wollt ihr Männer z. B., daß es der Frau nie einfällt etwas Anderes zu sein, als ein treues Weib, so behandelt sie mit großer Güte. Ein Mann, der ein treues Weib hat, die stille Vieles leidet und duldet, wovon er nichts weiß, sollte recht gütig sein. Bedenke, lieber Mann, daß du für Lohn und für Ehre arbeitest; und, daß der einzige Lohn, den deine Frau von dir verlangt, deine Liebe und Achtung ist. Entziehe ihr das nicht, denn ein treues Frauenherz kann durch nichts Anderes befriedigt werden.

Bedenke ferner, daß Gott sie dir gab als Gehülfin und sie mit Verstand und Fähigkeiten ausstattete, um dir ebenbürtig zur Seite zu stehen; schäme dich deßhalb nicht, dich hie und da mit ihr über dein Geschäft zu berathen. Manche Männer haben gefunden, daß der Rath ihres Weibes gut war, nicht nur im Hauswesen und der Erziehung der Kinder, sondern auch in wichtigen Angelegenheiten.

Dann—die Geldfrage: Wie oft wird eine Frau gekränkt, wenn sie Geld braucht! Will sie Einkäufe für die Familie machen, so lautet die erste Frage, die der Mann stellt: Wie viel brauchst du, wie viel kostet es? Wie kann eine Frau das zum Voraus wissen! Ein Mann begeht hier einen großen Fehler, es erniedrigt eine Frau sie so zu behandeln, und macht manche Frau gleichgültig in ihren Ausgaben; sie betrachtet alles, was sie von ihrem Mann erhält, als eine Beute. Eine bessere Art und Weise ist es, ihr wöchentlich so und so viel zu geben, womit sie ihre Ausgaben bestreiten soll. Dadurch lernt sie sparen, und wird vor Erniedrigung bewahrt.

Noch eins—der Mann sollte nie zu viele Geschäftssorgen mit nach Hause nehmen. Manche Männer kommen heim wie das helle Sonnenlicht und andere wie die finstere Nacht. Durch nichts werden mehr Ehezwiste hervorgerufen, als durch solches finstere Hineintreten in das Heim. Lerne so heimkommen, so daß das Herz deiner Frau und Kinder lacht, wenn sie deinen Fußtritt hören.

Endlich — bedenke, daß deine Frau manchmal eine Ortsveränderung braucht. Wenn sie deßhalb einmal ausgehen will, so scherze nicht darüber, und sage: „Nun schon wieder zu einem Kaffeeklatsch.“ Thue das nicht; sei froh, wenn deine Frau die Gesundheit besitzt, um auszugehen, und sei froh, wenn sie mit einer Kaffeepartie zufrieden ist. Wenn ein Mann eine leblose und geistlose Frau haben will, so soll er nur dazu sehen, daß sie nie ausgeht.

Mache dich nicht lustig über die Unwissenheit deiner Frau, denn ein Mann hat gewiß seine Pflicht nicht erfüllt, wenn seine Frau unwissend ist.

Nun, ich könnte hier noch Vieles sagen, aber ich will es kurz machen, und die Männer noch einmal bitten, die Frauen gütig zu behandeln. Es hat noch keinen Mann gereut, wenn er am Sarge seines Weibes stand, daß er gütig war. Mag dann auch betreffs dieser gefährlichen Frauenbewegung kommen, was da will, so braucht ihr euch keine Schuld beimessen, daß ihr durch euer Thun beigetragen habt, um das Uebel zu vergrößern.

Das russische Reich hat strebsamen Frauen, die sich auf eigene Füße stellen wollen, einen neuen Weg hierzu eröffnet, den Apothekerberuf, indem eine kürzlich erschienene Verordnung der Regierung bestimmt, daß es Personen weiblichen Geschlechts gestattet sein soll, in der Eigenschaft von Lehrlingen in Apotheken einzutreten, falls sie mit einem Zeugniß den erfolgreichen Besuch der untern vier Klassen eines Gymnasiums nachweisen können. Nach Zurücklegung der Lehrzeit in einer Apotheke können die Aspirantinnen die Prüfung als Apothekergehülfen und Provisoren entweder vor einer medicinischen Facultät oder vor der militär-medicinischen Akademie ablegen, indeß sollen sich die Apothekerinnen die zur Bestehung des Examens erforderlichen Kenntnisse nur privatim, also nicht in einer öffentlichen Lehranstalt, aneignen. In Apotheken, wo Frauen als Gehülfen oder Lehrlinge thätig sind, dürfen keine männlichen Lehrlinge und Gehülfen angenommen werden.

Unartige Kinder. Manchen ganz tüchtigen Menschen geht bis in's späte Alter die unbequeme Erinnerung nach, daß er als Kind im Kreise der Seinen als Ausbund von Unart und Verderbtheit gegolten hat. Herbe Scheltworte und unvergeßliche mütterliche Strafpredigten bezeichnen die dunkelsten Stellen in dem Angedenken an das Paradies seiner Kindheit.—Unartige Kinder!—In jedem größeren Kinderkreis ist wohl solch ein Sünder, von dem eine leicht exaltirte Mutter mit besonders schmerzlichem Nachdruck sagt: „Das ist der Schlimmste! Der ärgert mich noch in's Grab! Welch ein Junge!“ Oder: „Solch ein Ausbund von einem Mädchen!“—Seltsam, daß diese „Allerunartigsten“ zumeist den Fremden am besten gefallen; die frischesten, offensten, freimüthigsten Gesichter, die strahlendsten Augen, aus denen Lebensübermuth, Gutmüthigkeit und Schelmerei vereint die reizendste Sprache sprechen, sind gerade ihnen eigen.—Im Hause meiner Freunde ist unter fünf Musterkindern auch solch ein Schelm, an dessen Unthaten die lebhafte, zarte Mama schon hundertmal gestorben wäre, wenn jedes Wort, das sie in ihren Verzweiflungsausbrüchen zu Tage fördert, ernst genommen werden dürfte. Sie selbst meint es aber sehr ernst. Sie kann so kräftig und andauernd auf den Schlingel schelten, daß sogar der strenge Papa manchmal leise Einspruch erhebt. — „Aber was verbricht der Junge eigentlich? Lügt er? Ist er boshaft, faul oder roh?“ frug ich einmal. — „Nein, dies nicht. Aber er zerreißt zehnmal mehr Jacken als die anderen;—um eines Apfels willen, den er einem Gassenbuben zuwerfen gewollt, zerbrach er gestern solch eine theure Spiegelscheibe;—und so geht's Tag für Tag; immer neue Aufregungen, Verluste und Schäden um seinetwillen!“ — Könnte beim Ausschelten der Kinder nicht zuweilen etwas mehr Ueberlegung herrschen? Drücken harte, herbe Tadelsworte wirklich immer den Schmerz über eine gefährliche Untugend, einen bösen Charakterfehler der Kinder aus? Oder sind sie nicht vielmehr sehr oft die Bethätigung einer augenblicklichen heftigen und zornigen Erregung über Unannehmlichkeiten und Schäden, die sich aus an und für sich kaum tadelnswerthen Unbesonnenheiten und Temperamentsäußerungen ergeben? Ich habe es oft beobachtet, daß die am heftigsten gescholtenen, „unartigsten“ Kinder nicht die bösesten, sondern nur die lebhaftesten, regsten und gedankenreichsten sind. Zum Glück sind ja aus so manchen ungezogenen Jungen noch recht tüchtige Menschen geworden!

Warum faulen die Zähne so schnell? Auf diese Frage antwortet Dr. Julius Pohlman, weil wir dieselben nicht genug gebrauchen. Er zeigt, daß in der Regel solche Leute, die am wenigsten wissen, was die Wissenschaft über die Zähne und deren Erhaltung lehrt, die glücklichen Besitzer der gesündesten Zähne sind—wie die Neger im Süden, die Zuckerrohr kauen, die deutschen Bauern, die ihrer brillanten „Schwarz-

brodzähne“ wegen bekannt sind, die polirt, aber nicht abgenutzt durch das tägliche Kauen ihrer trockenen, harten, schwarzen Brode; und die wenigen alten Leute unter uns, die mit Vorliebe Brodkruste essen. Unsere schwachen und verweichlichten Zähne sind keine harte Arbeit gewohnt, und gleich anderen Organen, die nicht gebraucht werden, gehen sie zu Grunde. „Der Grund zu schlechten Zähnen,“ sagt derselbe Arzt, „wird gewöhnlich in früher Kindheit gelegt; denn zahllose Mütter und Ammen erweichen alles Brod sorgfältig oder entfernen die Kruste von demselben, ehe es den Kleinen gegeben wird, denn ‚es möchte sonst den Zähnen schaden‘, und so wächst das Kind heran mit einer Reihe ungebrauchter Werkzeuge im Munde.

Und nachdem wir auf solche unnatürliche Weise schwache Zähne erzeugt haben, dann wundert es uns, warum das arme Kind solche schlechte Zähne hat, warum es so oft von Zahnschmerzen zu leiden hat, und warum die Rechnung des Zahnarztes eine so große ist. Zähne sind dazu bestimmt, die Arbeit des Kauens zu verrichten; sie sind denselben Gesetzen unterworfen, die andere Organe des Leibes beherrschen, und ihre Kraft hängt von deren richtigem Gebrauche ab. Da dieses wahr ist, so wird es unsere eigene Schuld sein, sollten wir jemals eine zahnlose Rasse werden.“

Etliche nützliche Anweisungen vom Dor'le. — Zu einem guten Haushalt gehört ein guter Keller. Ein Keller sollte trocken und warm und luftig sein, so daß Alles, was man aufbewahren will, einen guten Platz hat. Auch muß er ganz rein gehalten werden, die Wände sollten wenigstens einmal des Jahres getüncht werden; wenn man etwas Grünspan in den Kalk mischt, so wird das Ungeziefer fortgehalten. Die in Gläser eingemachte Frucht sollte man in einem Schrank bringen, denn das Licht schadet. Für die Kartoffeln sollte man ein Fach haben, auch sollte man sie leicht zudecken; zu viel Licht macht sie grün. Für die Aepfel macht man aus Brettern einen Tisch, so daß man sie leicht übersehen und die Faulen gleich herauslesen kann. Wurzel-Gemüse begräbt man in trockenem Sand.

Mit einem wohlgefüllten Keller kann man den Winter hindurch viel sparen, und es lohnt sich gewiß der Mühe, alles, was man den Sommer hindurch bekommen kann, einzumachen und aufzubewahren.

Ein gutes Gemüse von gelben Rüben. Nachdem sie rein geschabt sind, schneidet man sie in längliche Stücke und läßt sie ganz weich kochen. Nun röstet man Brosamen in Butter gelb, gießt etwas kochendes Wasser daran, thut Salz und Pfeffer und etwas Zucker dazu, nimmt die Rüben aus dem Wasser, in welchem sie gekocht wurden und läßt sie in diesem etliche Minuten kochen und sie sind fertig.

Weiße Rüben auf deutsche Art. Nachdem sie geschält sind, schneidet man sie in runde Scheiben und läßt sie in etwas Salzwasser weich kochen. Nun röstet man einen Löffel voll Mehl in Butter, gießt erst etwas Wasser und dann Milch daran, nachdem man das nöthige Salz und Pfeffer daran gethan, legt man die Rüben hinein und läßt sie noch ein wenig kochen, etwas fein gehackte Petersilie verbessert den Geschmack.

Saratoga Kartoffeln. Nachdem sie geschält sind, werden sie auf dem Krauthobel ganz fein geschnitten und in ganz kaltes Wasser gelegt, aus diesem Wasser nimmt man sie heraus und trocknet sie, nun setzt man reichlich Fett auf das Feuer, wenn es heiß ist, legt man so viele hinein, daß sie gut schwimmen können, nachdem sie schön gelb gebraten sind, nimmt man sie mit dem Schaumlöffel heraus und thut wieder frische hinein und fährt so fort, bis man sie alle gebraten, das Salz kann man zuletzt ganz fein darüber streuen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. November.

Die Niederlage zu Ai.

Josua 7, 1—12.

1. Aber die Kinder Israel vergriffen sich an dem Verbanneten; denn Achan, der Sohn Charmi, des Sohnes Sabdi, des Sohnes Serah, vom Stamme Juda, nahm des Verbanneten etwas. Da ergrimmete der Zorn des Herrn über die Kinder Israel.

2. Da nun Josua Männer aussandte von Jericho gegen Ai, die bei Beth-Aven liegt, gegen den Morgen von Beth-El, und sprach zu ihnen: Gehet hinauf, und verkundschaftet das Land: und da sie hinauf gegangen waren, und Ai verkundschaftet hatten;

3. Kamen sie wieder zu Josua, und sprachen zu ihm: Laß nicht das ganze Volk hinaufziehen, sondern bei zwei oder drei tausend Mann, daß sie hinaufziehen und schlagen Ai, daß nicht das ganze Volk sich daselbst bemühe, denn ihrer ist wenig.

4. Also zogen hinauf des Volks bei dreitausend Mann, und sie flohen vor den Männern zu Ai.

5. Und die von Ai schlugen ihrer bei sechs und dreißig Mann, und jagten sie vor dem Thore bis gen Sabarim, und schlugen sie den Weg herab. Da ward dem Volke das Herz verzagt und ward zu Wasser.

6. Josua aber zerriß seine Kleider, und fiel auf sein Angesicht zur Erde, vor der Lade des Herrn, bis auf den Abend, sammt den Aeltesten Israels, und warfen Staub auf ihre Häupter.

7. Und Josua sprach: Ach Herr, Herr, warum hast du dies Volk über den Jordan geführet, daß du uns in die Hände der Amoriter gäbest, uns umzubringen? O daß wir wären jenseit des Jordans geblieben, wie wir angefangen hatten!

8. Ach, mein Herr, was soll ich sagen, weil Israel seinen Feinden den Rücken kehret?

9. Wenn das die Cananiter und alle Einwohner des Landes hören; so werden sie uns umgeben, und auch unsern Namen ausrotten von der Erde. Was willst du denn bei deinem großen Namen thun?

10. Da sprach der Herr zu Josua; Stehe auf, warum liegest du also auf deinem Angesichte?

11. Israel hat sich versündiget, und haben meinen Bund übergangen, den ich ihnen geboten habe; dazu haben sie des Verbanneten genommen, und gestohlen, und verleugnet, und unter ihre Geräthe geleget.

12. Die Kinder Israel mögen nicht stehen vor ihren Feinden, sondern müssen ihren Feinden den Rücken kehren: denn sie sind im Banne. Ich werde hinfort nicht mit euch sein, wo ihr nicht den Bann aus euch vertilget.

Biblischer Grundgedanke: „Neige mein Herz zu deinen Zeugnissen und nicht zum Geiz.“ Ps. 119, 36.

Einleitung. Diese Geschichte ereignete sich wenige Tage nach der Einnahme Jerichos im Jahre 1451 vor Chr. Nach dessen Eroberung wurde Alles „verbannt,“ d. h. geweiht. Alles Lebende wurde dem Tode geweiht, alles Verbrennbare verbrannt, Gold, Silber und andere Metalle flossen dem Schatz des

Heiligthums zu. Keiner Person war gestattet, auch nur das Geringste zum Privatgebrauche sich anzueignen. Achan aber vergriff sich an dem „Verbannten." Die heutige Lektion zeigt uns, welche Wirkung diese Versündigung des Einzelnen für das Volk hatte.

Erklärung.

V. 1. Achan wird 1 Chron. 2, 7 Achor genannt, d. h. Betrüber. Große Betrübniß brachte er durch sein Vergehen über ganz Israel, deßhalb verdiente er diesen Namen mit vollem Rechte. Ehe die Steinigung an ihm vollzogen wurde, sprach Josua zu ihm: „Weil du uns betrübet hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage." Er machte sich des Diebstahls heiliger Sachen schuldig. Es war somit ein Sacrilegium. Das aber ist eine furchtbare Sünde, dieselbe Sünde, deren sich Ananias und Sapphira zu Schulden kommen ließen. Darüber entbrannte mit Recht der Zorn des Herrn. Dieser Zorn gleicht nicht dem fleischlichen Zorn der Menschen. Es ist nicht wie dieser eine leidenschaftliche Aufregung oder Aufwallung des Gemüthes.

V. 2. 3. Sofort nach der Eroberung Jerichos that Josua Schritte, um Ai zu erobern. Er sandte Kundschafter aus, um die Lage, Größe, Einwohnerzahl und Befestigungswerke der Stadt zu ermitteln. Diese Stadt lag ungefähr zehn Meilen westlich von Jericho und war bedeutend kleiner als die Letztere. Wie aus Kap. 8, 25 erhellt, hatte Ai 12,000 Einwohner. Etwa zwei Meilen westlich von derselben lag Bethel. Die Kundschafter kehren mit günstigen Nachrichten zurück. Sie berichten, daß zwei- bis dreitausend Mann genügen würden, dieselbe zu erobern. Das Mißglücken des Eroberungszuges ist nicht, wie manche Ausleger behaupten, der oberflächlichen Arbeit der Kundschafter zuzuschreiben, sondern der Sünde eines Achan.

V. 4. 5. Dem Berichte der Kundschafter gemäß, sandte Josua nur dreitausend Mann wider Ai. Diese wurden vom Feinde in die Flucht geschlagen und verloren sechsunddreißig Mann. Das Volk stürzt sich der Verzagtheit in die Arme. Sein Herz zerfließt und wird zu Wasser. Es war dies nicht Feigheit, sondern entsprang aus dem Gefühl, daß Gott um irgend eines Grundes willen dem Volke zürne.

V. 6. Vom tiefsten Schmerz ergriffen, fällt Josua sammt den Aeltesten trauernd vor der Bundeslade nieder. Das Zerreißen der Kleider war bei den Morgenländern ein Zeichen des Schmerzes und der Trauer. Man zerriß die Kleider vorne an der Brust in der Länge von einer Hand. Diese Sitte herrschte auch bei den Griechen und Römern.

V. 7—9. In diesen Worten haben wir das Gebet des Josua. Er frägt zunächst, warum Gott sein Volk über den Jordan geführt habe, wenn er es nun verderben wolle. In solchem Falle, meint er, wäre es doch besser gewesen, wenn sie sich Alle im Ost-Jordanland niedergelassen hätten. Die Amoriter waren ein Gebirgsvolk. Ihnen gehörte wahrscheinlich die Stadt Ai. Die Niederlage, welche Israel erlitten, machte den Heerführer Josua gewissermaßen stumm. Er wußte nicht, was er zur Vertheidigung Gottes, zur Ermuthigung des Volkes und zur Entgegnung der Feinde sagen sollte.

Er glaubt, und zwar mit Recht, wenn die Kunde dieser Niederlage sich unter den Bewohnern Kanaans verbreite, so werde sich Israels Lage im Lande verschlimmern. Diese Kunde würde geeignet sein, den Muth und die Hoffnung der heidnischen Stämme anzufachen. Sie würden demzufolge mit größerer Tapferkeit gegen Israel kämpfen. Die Gefahr lag nahe, daß die Feinde ein Bündniß schlössen und dann gemeinsam gegen Israel in's Feld rückten. Dann aber müßte dasselbe unterliegen und zu Grunde gehen. Auch Gottes Name stand auf dem Spiel. Durch die Ausrottung Israels würde Gottes Ehre unter den Heiden Noth leiden. Die wahre Gotteserkenntniß würde mit dem Volke untergehen.

V. 10. Mit diesen Worten beginnt die Antwort, welche Gott dem Josua gab. Er bleibt dem ernsten Beter nie die Antwort schuldig. Zunächst muß Josua aufstehen. Es liegt ein schneidender Verweis in dem Befehl. Josua's Gebet schien dem Herrn den Vorwurf zu machen, daß er den Bund der Verheißungen nicht gehalten habe. Als Führer des Volkes hätte er aber wenigstens ahnen sollen, daß das Volk irgendwie die schmachvolle Niederlage verschuldet habe. Anstatt dem treuen Gott Vorwürfe zu machen, hätte er nach der Ursache unter dem Volke forschen sollen.

V. 11. 12. Israel hatte gesündigt. Es war bundbrüchig geworden und nicht der ewig Getreue. Da lag die Ursache der für Josua und das Volk so schmerzlichen Niederlage. Da lag auch der Grund, weßhalb sich Gott dem Volke entziehen mußte. Fortan würde Israel nicht mehr siegen, sondern seinen Feinden unterliegen. Ohne Gott ist das Volk verloren. Deßhalb gibt es nur einen Weg zur Rettung. Sie müssen den auf dem Volke ruhenden Bann heben. Der Schuldige muß ermittelt und die seiner That gebührende Strafe an ihm vollzogen werden.

Praktische Gedanken.

Die Frevelthat Achans.

I. Brachte Unheil.

Durch die Sünde eines Individuums wurde Israel geschwächt. Es erlitt eine schmähliche Niederlage. Das ist von jeher die Wirkung der Sünde. Nie wurde ein wahreres Wort gesprochen oder geschrieben, als dieses: „Die Sünde ist der Leute Verderben." Spr. 14, 34.

1. Die Sünde des Einzelnen schadet Andern. Nur Einer im ganzen Volke vergriff sich am Verbannten. Diese Sünde jedoch bewirkte eine Niederlage dem ganzen Volke. So ist's noch heute. Der Mörder wird nicht nur selbst ein Flüchtling vor den Schergen des Gesetzes, sondern raubt einem Mitmenschen das Leben mit allen Möglichkeiten, welche es noch für den Gemordeten in sich barg. Der Trunkenbold untergräbt nicht nur seine eigene Gesundheit und seine Hoffnung der ewigen Seligkeit, sondern macht Weib und Kinder, Vater und Mutter elend. Der Ungläubige verscherzt nicht nur sein eigenes Heil, sondern vergiftet mit seinen ungläubigen Grundsätzen die Seelen seiner Mitmenschen. Daher hören wir einen ungläubigen Altamont auf seinem Sterbebette klagen: „Meine Grundsätze vergifteten meinen Freund; meine Verschwendungssucht brachte meinen Sohn an den Bettelstab; meine Lieblosigkeit grub meinem Weibe ein frühes Grab! Und gibt's eine andere Hölle! O du gelästerter und doch so langmüthiger Gott! Die Hölle ist mir eine Bergungsstätte, wenn sie mir deinen Zornesblick verhüllt."

2. Das Volk einer Stadt oder eines Landes ist bis zu einem gewissen Grade für die Sünden der Verbrecher verantwortlich. Das Volk bildet eine Einheit. Es ist ein aus vielen Einzelpersonen bestehender Körper. Was die Einzelperson thut und das Volk ungestraft duldet, wird dem gesammten Volke zur Sünde. Die

Sklaverei war eine Sünde, welche unser Volk lange Jahrzehnte hindurch geduldet hatte. Das ganze Volk hatte sich daher dieser Sünde schuldig gemacht. Der Bürgerkrieg, dessen verheerende Brandfackel von 1861—1865 in unserem Lande loderte, traf mit niederschmetternder Wucht das ganze Volk. Die Sklaverei war eine nationale Sünde und führte zu einer nationalen Züchtigung, unter der das ganze Volk mehr oder minder litt.

II. Verursachte Trauer.

Die schmähliche Niederlage streckte den Josua und die Aeltesten Israels in den Staub. Sie zerrissen ihre Kleider und streuten Staub auf ihre Häupter. So verursachte die Sünde der Einzelnen zu allen Zeiten viel Trauer.

1. Die Sünde bringt dem Verüber früher oder später Trauer. Was mögen die Gefühle des Achan gewesen sein, als man anfing, vermittelst des Loses den Frevler zu ermitteln! Welche Qualen bereitete ihm das Gewissen! Wie beschämt und schuldig senkte er die Augen zur Erde, als er endlich entlarvt vor dem Volke dastand! Welche Reue und Verzweiflung erfaßten den Judas, als er die Folgen seines Verraths gewahrte! Er starb den gräßlichen Tod eines Selbstmörders. Wie wahr ist das Wort des frommen Sängers:

„Im Sündendienst ist Haß und Leid,
Man plagt und wird betrübt."

2. Die Sünde des Einzelnen setzt Andere in Trauer. Wie schwer macht der ungerathene Sohn, die leichtsinnige Tochter den Eltern das Herz! Welchen Kummer haben Jakob's Söhne ihm bereitet! Wie viel Herzeleid hat Absalom seinem Vater verursacht! Wie viele Thränen, wie viele Seufzer haben die Sünden der Einzelnen im Kreise der Angehörigen verursacht!

III. Forderte Strafe.

Auf Josua's Gebet hin offenbarte ihm Gott, daß eine Frevelthat verübt worden sei und daß er sich nicht wieder segnend und helfend zum Volke wenden könne, es sei denn, der Frevler empfinge die wohlverdiente Strafe. Erst nachdem Achan gesteinigt worden war, wandte sich der Zorn Gottes vom Volke. Seine Güter wurden verbrannt. Achan verlor nicht nur das Gestohlene, sondern seinen ganzen Besitz, ja sein eigenes Leben.

1. Tod ist der Sünde Sold. So steht's geschrieben Röm. 6, 23. Ferner sagt das Wort unseres Gottes: „Welche Seele sündiget, die soll sterben." Ezech. 18, 4. Jede Sünde kann zu diesem Ende führen — zum ewigen Tode. Sie wird unfehlbar dahin führen, wenn der Sündigende nicht durch Buße und Glauben das Heil in Christo sucht und findet. Achan ist ein Bild des unbußfertigen Sünders. Er beharrt in seiner Sünde bis zum großen Augenblick der Enthüllung. So beharren viele Menschen in ihrem Sündenleben, bis sie vor dem heiligen Richterstuhl Gottes erscheinen müssen. Dann aber ist's zu spät, um Gnade und Erbarmung zu flehen. Dann ist die Zeit des heiligen und gerechten Gerichts hereingebrochen. Wir müssen in der holden Gnadenzeit unsere Sünden bekennen und verlassen, wenn wir deren ewigen Strafe entgehen wollen.

2. Ein Volk muß seine Verbrecher bestrafen. Das ist heute so nothwendig, wie in den Tagen Josua's. Kein Volk kann gedeihen, wenn es die Verbrecher ungestraft läßt. In solchem Falle greifen die Verbrechen rasch um sich und verzehren das sittliche Leben eines Volkes. Mit diesem Leben aber schwindet naturgemäß die sittliche Kraft. Das Wohlergehen und die Sicherheit der Masse fordern gerechte Vollstreckung der Gesetze und strenge Bestrafung der Uebertreter. Daher sind die Zuchthäuser und Gefängnisse nothwendige Staatsanstalten.

Sonntag, 11. November.

Von Calebs Erbtheil.

Josua 14, 5—15.

5. Wie der Herr Mose geboten hatte, so thaten die Kinder Israel, und theileten das Land.
6. Da traten herzu die Kinder Juda zu Josua zu Gilgal, und Caleb, der Sohn Jephunne, der Kenisiter, sprach zu ihm: Du weißt, was der Herr zu Mose, dem Manne Gottes, sagte von meinet- und deinetwegen in Kades-Barnea.
7. Ich war vierzig Jahre alt, da mich Mose, der Knecht des Herrn, aussandte von Kades-Barnea, das Land zu verkundschaften, und ich ihm wieder sagte nach meinem Gewissen.
8. Aber meine Brüder, die mit mir hinauf gegangen waren, machten dem Volke das Herz verzagt; Ich aber folgte dem Herrn, meinem Gott, treulich.
9. Da schwur Mose desselben Tages, und sprach: Das Land, darauf du mit deinem Fuße getreten hast, soll dein und deiner Kinder Erbtheil sein ewiglich, darum, daß du dem Herrn, meinem Gott, treulich gefolget hast.
10. Und nun siehe, der Herr hat mich leben lassen, wie er geredet hat. Es sind nun fünf und vierzig Jahre, daß der Herr solches zu Mose sagte, die Israel in der Wüste gewandelt hat. Und nun siehe, ich bin heute fünf und achtzig Jahre alt.
11. Und bin noch heutiges Tages so stark, als ich war des Tages, da mich Mose aussandte; wie meine Kraft war dazumal, also ist sie auch noch jetzt zu streiten und aus- und einzugehen.
12. So gib mir nun dies Gebirge, davon der Herr geredet hat an jenem Tage; denn du hast es gehöret an demselben Tage, denn es wohnen die Enakim droben, und sind große und feste Städte; ob der Herr mit mir sein wollte, daß ich sie vertreibe, wie der Herr geredet hat.
13. Da segnete ihn Josua, und gab also Hebron Caleb, dem Sohne Jephunne, zum Erbtheile.
14. Daher ward Hebron Calebs, des Sohnes Jephunne, des Kenesiters, Erbtheil, bis auf diesen Tag, darum, daß er dem Herrn, dem Gotte Israels, treulich gefolget hatte.
15. Aber Hebron hieß vor Zeiten Kiriath-Arba, der ein großer Mensch war unter den Enakim. Und das Land hatte aufgehöret mit Kriegen.

Biblischer Grundgedanke: „Hoffe auf den Herrn und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich." Psalm 37, 3.

Einleitung. Das hier Erzählte ereignete sich sechs Jahre nach der in der vorigen Lektion berichteten Niederlage zu Ai. Es war entweder 1444 oder 1445 vor Christo. In Betreff des Ortes führt uns die heutige Lektion nach Gilgal. Dies war der erste Lagerort Israels nach dem Durchzug durch den Jordan. Die wichtigsten Ereignisse zwischen der vorigen und dieser Lektion sind: Die Steinigung Achans; die Eroberung Ai's und dessen Zerstörung; Verkündigung des Segens und Fluches auf Ebal; die List der Gibeoniter, wodurch sie ihre Aufnahme in den israelitischen Bund bewirkten; der große Sieg über die fünf verbündeten Kanaaniterkönige; Eroberung des südlichen West-Jordanlandes; Besiegung der nördlichen Kanaaniter und Einnahme ihres Landes; Anfang der Landesvertheilung.

Erklärung.

V. 5. Die Theilung des Landes wurde nach der dem Mose gegebenen Anweisung vorgenommen. Nähere Auskunft darüber findet sich in 4 Mos. 34, 16—29. In Betreff der Verlosung äußert sich Pastor

Fay in Lange's Bibelwerk wie folgt: „Am wahrscheinlichsten wurde die Verlosung so vorgenommen, wie schon die Rabbinen annahmen, daß man zwei Urnen hatte. In der einen befanden sich die Täfelchen mit den Namen der Stämme, in der andern solche mit den Namen der Landestheile, und es wurde dann zu gleicher Zeit je ein Täfelchen aus jeder der beiden Urnen gezogen."

V. 6. Caleb war der Sohn des Jephunne aus dem Stamme Juda, 4 Mos. 13, 6. Er erscheint als Haupt oder Fürst einer der Abtheilungen dieses Stammes. In dieser Eigenschaft wurde er von Mose für die Commission über Landesvertheilung ausgewählt, 4 Mose 34, 19. Er war einer der zwölf Kundschafter, welche Mose im zweiten Jahre nach dem Auszuge in's Land Kanaan sandte. Er und Josua ermunterten das Volk, hinaufzuziehen und das Land einzunehmen. Aber durch den ungünstigen Bericht der übrigen Kundschafter wurde das Volk so feige, daß es den Eroberungszug nicht zu machen wagte. Im Schmerz über diese Feigheit zerrissen Josua und er ihre Kleider. Als sie sich dann nochmals bemühten, das Volk für den Eroberungszug zu begeistern, ergrimmte dasselbe dermaßen, daß es dieselben steinigen wollte, 4 Mos. 14, 10.

V. 7. 8. Caleb erscheint mit seinen Stammgenossen vor Josua. Er brachte sie jedenfalls mit, damit sie sehen sollten, daß er seine Stelle als Vertreter des Stammes bei der Ländervertheilung nicht zu eigennützigen Zwecken mißbrauche. Was er zu fordern im Begriffe stand, das war sein Recht, das hatte ihm Gott schon längst verheißen, 4 Mos. 14, 24 und 5 Mos. 1, 36. In seiner Rede hier vor Josua und der Vertheilungs-Commission macht er zunächst auf diesen Umstand aufmerksam. Dann redet er von der Zeit, da Mose ihn mit den übrigen elf Kundschaftern in's verheißene Land sandte.

Kades-Barnea lag am Fuße des Amoritergebirges. Von Horeb aus erreichten es die Israeliten in elf Tagereisen. Es war der Hauptschauplatz ihrer Widerspenstigkeit. In der neuern Zeit heißt dieser Ort Ain Gadis.

Ferner redet er von der Nachricht, die er zurückbrachte. Nach genauer Uebersetzung sagt er: „Ich brachte ihm Nachricht, so wie es mir um's Herz war." Luther übersetzt hier wie Hiob 27, 6 durch „Gewissen." Das Gewissen kommt jedoch hier nicht zur Sprache. Von seiner tapferen, glaubensmuthigen Stimmung redet Caleb hier. Diese hat er allerdings gewissenhaft selbst gegen den Majoritätsbericht geäußert. Er war ein beherzter Mann und nicht verzagt, wie die Uebrigen.

V. 9—12. Mit seiner Rede fortfahrend, erinnert er Josua an den Schwur Mose's, demselben das Land zu geben, auf welches sein Fuß getreten war. Mose hatte ihm diese Versicherung nur auf Gottes Befehl hin eidlich gegeben. Es war dies der Lohn für seine unerschrockene Standhaftigkeit im Dienste Gottes. Er und Josua waren die zwei einzigen alten Männer im ganzen Volke Israel zu dieser Zeit. Denn sie waren die Einzigen von Allen, welche beim Auszuge aus Egypten zwanzig Jahre und mehr zählten, die das heilige Land betreten durften. Die Uebrigen dieses Alters starben sämmtlich in der Wüste.

Gott hatte seine Zusage erfüllt. Fünfundvierzig Jahre sind seit jener Zeit verstrichen. Caleb lebt noch immer. Er ist 85 Jahre alt und feiert an eben diesem Tage seinen 86. Geburtstag. Seine Heldenkraft ist noch ungebrochen. Gestützt auf alle diese angeführten Thatsachen, verlangt nun Caleb das Gebirge Hebron. Wie glaubensmuthig er jetzt noch ist, erhellt aus dem Umstande, daß er sich denjenigen Landestheil erwählt, in dem die Enakim wohnten. Es war dies ein Riesengeschlecht, welches zehn der zwölf Kundschafter mit unbeschreiblichem Schrecken erfüllte.

V. 13—15. Josua gewährt dem Caleb das, um welches er bittet. Er segnete ihn, d. h. er verband mit seinem Danke für die muthige Erklärung Segenswünsche für das Unternehmen. Hebron wird also Caleb's Erbtheil. Die Stadt selbst trat er nach Kap. 21, 11 an die Leviten ab. Er behielt aber die sehr fruchtbaren Gefilde jener Umgegend. An Hebron knüpften sich theure Erinnerungen. Abraham und die andern Patriarchen haben hier gewohnt. Von hier zog einst Jakob nach Egypten. Bald nach Christo haben die Römer diese Stadt eingenommen und verbrannt. Wieder aufgebaut, zählt sie heute etwa 5000 Einwohner, von denen die meisten fanatische Mohammedaner sind. Es gibt der Juden und Christen nur wenige daselbst.

Praktische Gedanken.

Caleb, der greise Held.

I. Seine Charakterzüge.

Ein eigenthümlicher Zauber umweht das Leben und den Charakter Caleb's. Es wird im Ganzen nicht viel von ihm in der Bibel berichtet, und doch ragt er als einer der größten und geachtetsten Helden der Welt hervor. In seinem Charakter finden sich die Elemente wahrer Größe. Und als ein leuchtendes Beispiel wahrer Größe steht er für alle Zeiten da.

1. Er war ein Mann des Glaubens. Die Kinder Israel konnten ihres Unglaubens wegen nicht in's verheißene Land eingehen. Sie starben in der Wüste. Caleb aber und Josua durften hineinziehen. Sie hatten unerschütterliches Vertrauen auf Gott und seine Verheißungen. Mich wundert's, daß der Autor des Hebräerbriefes in seinem Verzeichniß der Glaubenshelden des Caleb und auch des Josua vergessen konnte. Unerschütterlicher Glaube an Gott und sein Wort ist das Grundelement wahrer Größe. Wer solchen Glauben besitzt, der kann Berge versetzen oder sich Bahn brechen durch dieselben. Ein Solcher fürchtet die Riesengestalten der Enakiter nicht. „Was ist selbst der glücklichste Mensch ohne Glauben?" so fragte der Schriftsteller Borne, und antwortete: „Eine schöne Blume in einem Glase Wasser, ohne Wurzel und ohne Dauer." Weil Caleb ein Mann des Glaubens war, so steht er da in der Geschichte als Caleb der Große.

2. Er war ein Mann der Selbstständigkeit. Er dachte, untersuchte und urtheilte selbstständig. Er sah nicht durch die Augen Anderer und redete nicht mit den Zungen Anderer. Er bediente sich der eigenen Augen und Ohren, um sein Urtheil zu bilden. Er gebrauchte dann die eigene Zunge, um die gewonnene Ansicht zu äußern. Er hatte den Muth, einen Minoritäts-Bericht einzureichen. Ja, er stand fest bei seiner auf selbstständigem Wege gewonnenen Ueberzeugung, selbst einem wuthentflammten Volke gegenüber, welches ihn zu steinigen drohte. Furchtlos trat er mit seiner Ueberzeugung der öffentlichen Meinung entgegen.

Solche Leute der Selbstständigkeit sind Bedürfniß auch unserer Zeit. Es gibt nur zu Viele, welche überzeugungslos in's große Horn der öffentlichen Meinung blasen. Sie sind zu denkfaul, um selbstständig zu prüfen. Sie sind zu feige, um der öffentlichen Meinung überzeugungsgetreu entgegenzutreten. Da aber "vox populi," die Stimme des Volkes, nicht immer "vox dei," die Stimme Gottes, ist, so wird es oft heilige Pflicht der öffentlichen Meinung

entgegenzutreten. Das erfordert Muth, denn ein Solcher erntet oft Hohn und Spott, ja Verfolgung und selbst den Tod. Aber die gute Sache lebt fort und künftige Geschlechter ehren deren Märtyrer.

Telemachus, ein asiatischer Mönch, lebte am Beginn des fünften Jahrhunderts zu Rom. Nach der Schlacht bei Polentia, wo die Römer den Alarich und die Gothen besiegten, wurden die üblichen gladiatorischen Wettkämpfe zur Verherrlichung des Sieges veranstaltet. Inmitten der Spiele betrat Telemachus die Arena und trennte die mit dem Schwerte kämpfenden Gladiatoren. Das Volk, erbost über diese Unterbrechung seiner Belustigung, steinigte ihn. Seit seinem Tode aber ehren ihn alle menschlichen Menschen, denn von jenem Tage an hörten die gladiatorischen Wettkämpfe in Rom auf.

3. Er war ein Mann des Heldenmuthes. Auch das tritt in seinem Leben, namentlich in seinem Bericht und Rath als Kundschafter zu Tage. Auch er hatte die mit starken Mauern befestigten Städte und die Riesen gesehen. Da er aber wußte, der allmächtige Gott sei auf ihrer Seite, achtete er diese Dinge nicht. Er vertraute auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und die Allgewalt Gottes, auf dessen Geheiß sie die Eroberung des Landes unternehmen sollten. Nicht Tollkühnheit beseelte ihn, sondern ein aus dem Vertrauen auf Gottes Hülfe erwachsender Heldenmuth.

4. Er war ein Mann der Uneigennützigkeit. Obwohl Caleb mit Josua die Ehre theilte, treu und tapfer gewesen zu sein, als das sämmtliche Volk sich feige und treulos erwies, so hat er doch seitdem in der Stille gelebt. Er hat sich nicht unbescheiden vorgedrängt und anmaßende Ehrenstellen gefordert. Und jetzt tritt der 85jährige Greis auf und verlangt zum Erbtheile eine Gebirgsgegend, in welcher Riesen hausen. Er erbietet sich, dieselben selbst mit der Hülfe des Herrn zu besiegen und zu vertreiben. Wir machen's leider eher dem Lot als dem Caleb nach. Wir wählen uns gern die wasserreichen Wiesen. Für wenig Dienst verlangen wir großen Lohn.

II. Seine Belohnung.

1. Langes Leben. Er war an diesem Tage 85 Jahre alt. Nur er und Josua leben noch von Allen, welche zwanzig und mehr Jahre alt waren, da das Volk aus Egypten zog. Die Feiglinge sind gestorben, die Tapferen leben noch. Ein Wandel in Harmonie mit Gott und seinen Gesetzen ist geeignet, das Leben zu verlängern. Wer aber seine Jugend in der Sünde und in Lastern verlebt, der verkürzt sein Leben.

2. Kraft und Gelegenheit zum ferneren Dienst. Trotz den 85 Jahren ist seine Kraft noch ungebrochen. Auch an Muth gebricht's dem Greise nicht. Hebron wählt er sich, den Ort, wo die riesenhaften und gefürchteten Enakiter hausen. Er fühlt in sich die Kraft, den Kampf mit ihnen wagen zu können. Das ist auch ein Lohn seiner Gottesfurcht und Glaubenstreue. Der beste Lohn ist, vermehrte Fähigkeit zu dienen nnd zu wirken. Matth 25, 23.

3. Ein Erbtheil im verheißenen Lande. Wenn wir treu sind im Kampf, treu in der Arbeit und treu im Leiden, so wird als Lohn dieser Treue auch uns ein Erbgut im himmlischen Kanaan zu Theil.

4. Endlich süße Ruhe. Der letzte Satz in unserer Lektion sagt: „Das Land hätte Ruhe vom Krieg." Caleb durfte endlich das Schwert in die Scheide stecken und seine Tage in Ruhe und Frieden beschließen. So ist auch noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Heil dem, der zu ihr eingehen darf!

Sonntag, 18. November.

Gegenseitiges Helfen.

Jos. 21, 43—45; 22, 1--9.

43. Also gab der Herr dem Israel alles Land, das er geschworen hatte ihren Vätern zu geben; und sie nahmen es ein, und wohneten darinnen.
44. Und der Herr gab ihnen Ruhe von allen umher, wie er ihren Vätern geschworen hatte; und stand ihrer Feinde keiner wieder sie, sondern alle ihre Feinde gab er in ihre Hände.
45. Und es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr dem Hause Israel geredet hatte. Es kam alles.
1. Da rief Josua die Rubeniter und Gaditer, und den halben Stamm Manasse,
2. Und sprach zu ihnen: Ihr habt Alles gehalten, was euch Mose, der Knecht des Herrn, geboten hat, und gehorchet meiner Stimme in Allem, daß ich euch geboten habe.
3. Ihr habt eure Brüder nicht verlassen eine lange Zeit her, bis auf diesen Tag: und habt gehalten an dem Gebote des Herrn, eures Gottes.
4. Weil nun der Herr, euer Gott, hat eure Brüder zur Ruhe gebracht, wie er ihnen geredet hat; so wendet euch nun, und ziehet hin in eure Hütten im Lande eures Erbes, das euch Mose, der Knecht des Herrn, gegeben hat, jenseit des Jordans.
5. Haltet aber nur an mit Fleiß, daß ihr thut nach dem Gebote und Gesetze, das euch Mose, der Knecht des Herrn, geboten hat, daß ihr den Herrn, euern Gott, liebet, und wandelt auf allen seinen Wegen, und seine Gebote haltet, und ihm anhanget, und ihm dienet von ganzem Herzen und von ganzer Seele.
6. Also segnete sie Josua und ließ sie gehen, und sie gingen zu ihren Hütten.
7. Dem halben Stamme Manasse hatte Mose gegeben zu Basan, der andern Hälfte gab Josua unter ihren Brüdern diesseit des Jordans gegen Abend. Und da er sie ließ gehen zu ihren Hütten, und sie gesegnet hatte,
8. Sprach er zu ihnen: Ihr kommet wieder heim mit großem Gute zu euern Hütten, mit sehr viel, Silber, Gold, Erz, Eisen und Kleidern; so theilet nun den Raub eurer Feinde aus unter eure Brüder.
9. Also kehreten um die Rubeniter, Gaditer, und der halbe Stamm Manasse, und gingen von den Kindern Israel aus Silo, die im Lande Canaan liegt, daß sie ins Land Gilead zögen, zum Lande ihres Erbes, das sie erbten aus Befehl des Herrn durch Mosen.

Biblischer Grundgedanke: „Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Gal. 6, 2.

Einleitung. Unsere Geschichte spielt im Jahre 1444 vor Christo. Schauplatz ist Silo, in dem Landgebiete Ephraims. Es lag 17 Meilen nördlich von Jerusalem, und etwa den halben Weg zwischen Bethel und Sichem. In der neuern Zeit heißt die Stadt Seilun. Seit der vorigen Lektion verlegte Josua sein Hauptquartier von Gilgal nach Silo. Daselbst verblieb die Stiftshütte bereits während der ganzen Dauer der Richterzeit. Seit der vorigen Lektion wurden auch die sechs Zufluchtsstädte bezeichnet und die achtundvierzig Städte mit ihren Vorörtern den Priestern und Leviten überwiesen. Das Land ist insofern erobert, daß die Stämme es bewohnen können. Die Arbeit der Vertheilung ist vollendet. Zwei Stämme und ein halber bewohnen das Ost-Jordanland, neun Stämme und ein halber das West-Jordanland. Josua ist nun neunzig Jahre alt. Unsere Lektion schildert hauptsächlich die Abschiedsrede des Josua an die Männer der östlich vom Jordan wohnenden Stämme, welche nun im Begriffe standen, in die Heimath und zu den Ihrigen zurückzukehren.

Erklärung.

V. 43. Der Herr gab Israel das den Vätern verheißene Land, indem er sie in dasselbe führte, Erfolg in der Eroberung desselben verlieh und durch Josua es unter die Stämme vertheilen ließ. Gott hatte das Seine gethan. Das Land war noch nicht vollständig von den Kanaanitern gesäubert, aber die Israeliten hatten's im Besitz. Wenn nun ein jeglicher Stamm das Seinige that, so würde das Land nach und nach von den letzten Resten der Feinde befreit. Allein die spätere Geschichte dieses Volkes belehrt uns, daß es seine Pflicht in dieser Beziehung versäumte.

V. 44. Der Herr gab seinem Volke auch Ruhe vor den Angriffen der Feinde. Auch das hatte er den Vätern geschworen, 2 Mos. 33, 14; 5 Mos. 3, 20; 25, 19. Die Feinde hielten den Israeliten gegenüber nicht Stand. Waren sie auch noch nicht vollständig unterjocht, wie aus dem 1. Kapitel des Buches der Richter ersichtlich, so wagten sie doch während der Lebenszeit Josua's nichts gegen die Israeliten zu unternehmen. Es war ein Schrecken über die Kanaaniter gekommen, wie es schon Rahab den Kundschaftern verkündigt hatte.

V. 45. Dieser Vers bezeugt, daß die Summe der dem Volke Israel gegebenen Verheißungen Gottes in Erfüllung gegangen sei. Welch' ein glaubenstärkendes Zeugniß ist das von der Treue Gottes! Was Gott zusagt, das hält er gewiß. Er wurde noch nie wortbrüchig.

V. 1. 2. Wir haben hier nicht an die sämmtlichen Seelen zu denken, aus denen die 2½ Stämme bestanden. Es sind nur die 40,000 streitbare Männer dieser Stämme gemeint. Sie waren herübergekommen, um ihren Brüdern bei der Eroberung des Landes behülflich zu sein. Sie hatten den Befehl dazu von Mose erhalten, 4 Mos. 32, 6. 7. 16. 17. Ihre Familien hatten sie im Lande Giliad, welches sie sich zum Erbtheile erwählt hatten, zurückgelassen. Auch war eine genügende Anzahl Streiter zurückgeblieben, um die Frauen und Kinder vor feindlichen Uebergriffen zu schirmen.

V. 3. Josua anerkennt, daß sie ihren Brüdern treulich bei der Eroberung des Landes beigestanden sind und Gottes Gebot ausgeführt haben. Sieben Jahre lang hatten sie von der Heimath fern am Eroberungskriege sich betheiligt. Es ist jedoch möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie während dieser Zeit ihre Familien ab und zu besucht haben.

V. 4. Als treue Soldaten haben sie während dem langen Eroberungskriege männlich ausgehalten. Erst als der Oberbefehlshaber sie entließ, dachten sie an die Heimkehr. Diese Entlassung wird hier berichtet. Josua erinnert sie daran, daß der Herr ihre Brüder nun zur Ruhe gebracht habe. Ihre Arbeit sei nun gethan. Sie dürften nun mit Ehren gekrönt in die Heimath zurückkehren und sich der wohlverdienten Ruhe im Schooße ihrer Familien erfreuen.

V. 5—8. Hier haben wir die Abschieds-Ermahnungen Josua's an die Krieger der 212 ostjordanischen Stämme. 1) Ermahnt er sie zur Treue gegen Gott. Sie sollen auch ferner Gottes Gebote treulich halten. Sie sollen auch ferner den Herrn lieben, auf seinen Wegen wandeln, ihm anhangen und von ganzem Herzen und von ganzer Seele ihm dienen. Welch' eine herrliche, von der Frömmigkeit Josua's zeugende Ermahnung! Möchten auch wir dieselbe beherzigen. Mehr fordert Gott nirgends in seinem Worte. 2) Ermahnt er sie, die gemachte Beute mit den daheimgebliebenen Brüdern zu theilen. Sie hatten große Beute erobert im Laufe des siebenjährigen Krieges. Dieselbe bestand aus sehr viel Vieh, Silber, Gold, Erz, Eisen und Kleidern. Diese Beute sollen sie brüderlich theilen mit denjenigen, welche zum Schutz ihrer Familien daheim geblieben waren.

3. Entläßt er sie mit einem Segenswunsche. Wie dieser Segensspruch lautete, wird uns nicht gesagt. Vielleicht entließ er sie mit dem schönen, 4 Mos. 6, 24—26 berichteten Segensspruch.

V. 9. Josua hat seine Abschiedsrede beendet. Die Rubeniter, Gaditer und der halbe Stamm Manasse kehren in die Heimath zurück. Daß sie von Silo aus den Zug in die Heimath antraten, beweist, daß die Rückkehr erst nach der Vertheilung des Landes stattgefunden habe. Als Land Kanaan wird nach diesem Verse nur das Westjordanland betrachtet. Das Ostjordanland wird hier einfach Land Gilead genannt.

Praktische Gedanken.

Die Heimkehr der Hülfstruppen.

I. Nach beendetem Krieg. V. 43—45.

Der Eroberungskrieg ist nun zu Ende. Israel ist im Besitz des verheißenen Landes. Es steht endlich an dem langersehnten Ziele. Gott hat seine den Vätern gegebene Verheißung erfüllt.

1. Gott hat dem Samen Abrahams Kanaan als Besitzthum verheißen. Diese Verheißung wurde zuerst dem Abraham gegeben. 450 Jahre sind seitdem ins Land gegangen. Nun endlich wird berichtet: „Sie nahmen es ein und wohnten darinnen." V. 43. Das Volk hatte oft durch sein Murren, seinen Unglauben und Ungehorsam seinen Bundesgott betrübt und beleidigt. Gott hatte aus diesem Grund wohl die Erfüllung der Verheißung verzogen. Nun aber sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Kanaan ist in ihrem Besitze. Gott ist bereit, seine Verheißungen auch uns zu erfüllen, wenn wir ihm nicht durch unsern Un- oder Kleinglauben im Wege stehn.

2. Gott hatte dem Volke Ruhe in diesem Lande verheißen. Nun lesen wir: „Der Herr gab ihnen Ruhe von Allen umher." Sie konnten nun ruhen von den Mühen der Wüstenwanderungen. Sie hatten Ruhe vor den Feinden. So gibt der Herr Ruhe den Seelen, welche mühselig und beladen zu ihm kommen. Er erlöst von der Knechtschaft der Sünde. Er reinigt das Gewissen von der Schuld, die es beunruhigt. Er gibt seinen Frieden ins Herz.

3. Gott hatte ihnen den Sieg über die Feinde verheißen. Auch diese Verheißung ist erfüllt. Denn wir lesen: „Und stand ihrer Feinde keiner wider sie, sondern alle ihre Feinde gab er in ihre Hände." Es waren noch zu dieser Zeit vereinzelte Feinde im Lande. Sie sollten dem Worte des Herrn gemäß nicht Alle auf einmal ausgerottet werden. (Siehe 5 Mos. 7, 22.) Israel war noch nicht zahlreich genug, um das ganze Land zu bevölkern. Hätten sie die Feinde jetzt auf einmal vertilgt, so wären manche Theile des Landes verwildert. Wilde Thiere hätten sich dermaßen vermehret, daß sie den Israeliten gefährlich geworden wären. Darum sollten sie die Feinde allmälig ausrotten. Aber selbst die übriggebliebenen Feinde waren so eingeschüchtert, daß sie das Volk in Ruhe ließen. Daß sie später dem Volke zu schaffen machten, war der Israeliten eigene Schuld. Aus Feigheit oder Fahrlässigkeit ließen sie die Feinde wieder zu einer Macht werden.

II. Nach ehrenhafter Verabschiedung. V. 1—4.

Da der Krieg zu Ende ist, so will der Heerführer Josua die Hülfstruppen nicht länger im Dienste hal-

ten. Sie hatten ohnedies schon lange genug der Heimath entbehrt. Er beruft sie zur letzten Musterung zusammen. Dann hält er eine Abschiedsrede. In dieser stellt er ihnen ein ehrenhaftes und wohlverdientes Zeugniß aus.

1. Er zollt ihrer Disciplin ein Lob. V. 2. In der militärischen Zucht hatten sie sich bewährt. Sie waren den Heerführern Mose und Josua in allen Dingen gehorsam gewesen. Christus ist unser Heerführer in dem heiligen Krieg gegen die Macht der Finsterniß. Um gute Streiter Christi zu sein, müssen wir ihm gehorchen. „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote." „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete." So spricht unser mächtiger Feldherr. Kann er von uns sagen, was Josua von den ostjordanischen Hülfstruppen sagte: „Ihr habt gehorchet meiner Stimme in Allem, das ich euch geboten habe?"

2. Er zollt ihrer Bruderliebe ein Lob. V. 3. Sie hatten geliebt „nicht mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit." 1 Joh. 3, 18. Um der Brüder willen hatten sie treulich während des siebenjährigen Krieges wider die Kanaaniter gedient. Sie haben die Bequemlichkeit geopfert; sie haben ihr Leben auf's Spiel gesetzt. Solch' thätige und opfernde Bruderliebe soll uns Christen beseelen. Der Meister befiehlt's. Es ist das Neugebot, welches er seinen Jüngern gab. Joh. 13, 34. 35. Sie ist die Signatur wahrer Jüngerschaft und das Ordenszeichen des lebendigen Christenbundes.

3. Er zollt ihrer Gottesfurcht ein Lob. V. 3. Sie haben gehalten das Gebot des Herrn, ihres Gottes. Sie waren gottesfürchtige Soldaten. Sie vergaßen in keiner Lage, was sie ihrem Gott schuldeten. O, daß doch mehr Gottesfurcht unter den Menschen zu finden wäre. Es gäbe dann nicht so viele Knaben, welche auf schreckliche Weise seinen Namen mißbrauchten; nicht so viele Mädchen, welche lügen; nicht so viele Männer, welche betrügen; nicht so viele Frauen, welche dem Hochmuthsteufel dieneten.

III. Nach empfangener Ermahnung.

Der 90jährige Greis war sehr besorgt um das geistliche Wohl der heimkehrenden Krieger und ihrer Stammesgenossen. Und mit Recht. a) Sie waren getrennt von ihren Brüdern. Die Gefahr lag nahe, daß sie durch diese Trennung in die Gottvergessenheit versinken würden. Die Gemeinschaft und Sympathie der Brüder sind treffliche Mittel zur Nährung der Frömmigkeit. b) Ihre Umgebung war heidnisch. Das Beispiel dieser Heiden konnte gefährlich werden. Es drohte, den religiösen Charakter und das religiöse Leben der ostjordanischen Israeliten zu untergraben. c) Die Gnadenmittel mußten sie größtentheils entbehren. Sie wohnten so weit von der Stiftshütte entfernt, daß es schwierig war, den großen jährlichen Festen beizuwohnen. Das Nichtbesuchen der Gottesdienste ist ein großer Verlust und wird dem geistlichen Leben gefährlich.

Aus diesen Gründen war Josua um die 2½ Stämme sehr besorgt. Er ermahnte sie deshalb: 1) Gott zu lieben. Das ist das erste und größeste Gebot. Solche Liebe ist die Wurzel wahrer Frömmigkeit. 2) Auf Gottes Wegen zu wandeln. Seine Wege führen zum zeitlichen und ewigen Glück. Entsagen wir unsern Wegen, um auf seinen Wegen zu wandeln, so finden wir Heil und Seligkeit. 3) Gott anzuhangen. Nur das führt zum seligen Ziel. 4) Gott zu dienen. Wahre Religion besteht nicht blos im Gefühl, sondern in gottgeweihtem Dienst.

Sonntag, 25. November.

Erneuerung des Bundes.

Jos. 24, 19—28.

19. Josua sprach zum Volke: Ihr könnet dem Herrn nicht dienen; denn er ist ein heiliger Gott, ein eifriger Gott, der eurer Uebertretung und Sünde nicht schonen wird.
20. Wenn ihr aber den Herrn verlasset, und einem fremden Gotte dienet; so wird er sich wenden und euch plagen, und euch umbringen, nachdem er euch Gutes gethan hat.
21. Das Volk aber sprach zu Josua: Nicht also, sondern wir wollen dem Herrn dienen.
22. Da sprach Josua zum Volke: Ihr seid Zeugen über euch, daß ihr den Herrn euch erwählet habt, daß ihr ihm dienet. Und sie sprachen: Ja.
23. So thut nun von euch die fremden Götter, die unter euch sind, und neiget euer Herz zu dem Herrn, dem Gotte Israels.
24. Und das Volk sprach zu Josua: Wir wollen dem Herrn, unserm Gotte, dienen, und seiner Stimme gehorchen.
25. Also machte Josua desselben Tages einen Bund mit dem Volke, und legte ihnen Gesetze und Rechte vor zu Sichem.
26. Und Josua schrib dieß alles ins Gesetzbuch Gottes; und nahm einen großen Stein und richtete ihn auf daselbst unter einer Eiche, die bei dem Heiligthume des Herrn war.
27. Und sprach zum ganzen Volke: Siehe, dieser Stein soll Zeuge sein zwischen uns; denn er hat gehöret alle Rede des Herrn, die er mit uns geredet hat, und soll ein Zeuge über euch sein, daß ihr euern Gott nicht verleugnet.
28. Also entließ Josua das Volk, einen Jeglichen in sein Erbtheil.

Biblischer Grundgedanke: „Wir wollen dem Herrn, unserm Gott dienen und seiner Stimme gehorchen." Jos. 24, 24.

Einleitung. Die hier berichtete Erneuerung des Bundes fand statt 1426 v. Chr. Seit den Ereignissen der vorigen Lektion sind ungefähr 18 Jahre verstrichen. Josua hatte nun 25 Jahre lang an der Spitze des Volkes gestanden. Er starb bald nach Abhaltung der hier berichteten Volksversammlung. Der Versammlungsort war Sichem. Diese Stadt liegt zwischen dem Berge Garizim und dem Berge Ebal in Samaria. Die Römer nannten sie Neapolis, woraus der heutige Name Nablus entstanden ist. Die Stadt zählt 5000 Einwohner, von denen die meisten Mohammedaner sind. Es wohnen etliche Hundert griechische Christen und eine kleine Anzahl Samaritaner und Juden in derselben. Es ist eine der ältesten Städte in der Welt. Die Straßen sind schmal und dunkel. Die Häuser ragen über dieselben herüber.

Erklärung.

V. 19. Hier beginnt der zweite Theil der Abschiedsrede des greisen Josua. Durch den ersten Theil derselben bewirkte er bei dem Volke die Erklärung: „Darum wollen wir auch dem Herrn dienen, denn er ist unser Gott." In unserm Verse nun erklärt Josua, mit seiner Rede fortfahrend, sie könnten dem Herrn nicht dienen. Er meinte natürlich, sie könnten's nicht aus eigener Kraft. Er wollte ihnen bedeuten, es sei das Gottdienen schwieriger, als sie sich's vorstellten. Es genüge nicht, daß man in der Begeisterung des Augenblicks sich für Gott erkläre. Der Dienst Gottes fordere Opfer, Selbstverleugnung, Reinheit des Herzens.

Er macht sodann drei Gründe geltend für das eben Gesagte. 1) Gott ist heilig. Darum verabscheut er das Böse und fordert von den Menschen einen heiligen Dienst. 2) Er ist ein eifriger Gott. Er duldet keine Theilung des Herzens, des Lebens

und Dienstes. Viele Israeliten wähnten, sie könnten ihrem Gotte und auch den Göttern der Heiden dienen. 3) Ein die Sünde nicht übersehender Gott. Er muß die Sünde bestrafen. Er kann die Uebertretungen nicht ungestraft lassen.

V. 20. Dieser Vers ist eine Erklärung und Anwendung des im vorhergehenden Verse Gesagten. Wenn sie Gott verließen und fremden Göttern dienten, so würde dieser Eifer des heiligen Gottes ihn nöthigen, sich zu wenden, sie zu strafen und umzubringen. Dies würde er thun, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er ihnen früher Gutes gethan habe.

V. 21. Das Volk beharrt bei seinem Entschlusse. Es will seinem Gott dienen, wie schwer dieser Dienst auch sei, welche Opfer derselbe auch koste. Sie wollen Gott nicht verlassen, wie Josua zuletzt andeutete, sondern ihm treulich anhangen.

V. 22. Pastor Fay sagt: „Josua nimmt sie nun zu Zeugen gegen sich selbst, daß sie sich Jehova erwählt hätten, ihm zu dienen, d. h. sie würden, wenn sie einmal abfielen, eingestehen müssen, daß sie einst Jehova erwählt hätten und dieser jetzt auch ein Recht habe, sie für ihre Untreue zu strafen. Auch darauf gehen sie ein, indem sie wie aus einem Munde rufen: 'Zeugen (sind wir).'"

V. 23. Es waren also noch Götzen unter dem Volke in den Tagen Josua's. Es gab Israeliten, welche ihnen nicht öffentlich, aber im Verborgenen dienten. Josua scheint von dieser Thatsache überzeugt. Daher fordert er so bestimmt die Entfernung der fremden Götter. Es ist übrigens auch möglich, daß man Teraphim und andre Götzenbilder aufbewahrte, ohne denselben in den Tagen Josua's zu dienen. Selbst darin aber lag Gefahr für die Zukunft. Deshalb die Mahnung, sie zu entfernen und das Herz dem Herrn, dem Gotte Israels, zuzuwenden. Nur die ungetheilte Hingabe ihres Herzens an Gott konnte sie vor dem Götzendienste bewahren.

V. 24. Zum dritten Male betheuert Israel, daß es seinem Gotte dienen und seiner Stimme gehorchen wolle. Dadurch wurde die Gelegenheit noch feierlicher und der erneuerte Bund noch bindender.

V. 25. Josua erneuert nun den Bund, welchen Gott mit Israel am Sinai geschlossen hatte (2 Mos. 19, 20), wie es bereits seitens Mose im Gefilde Moab's geschah, 5 Mos. 28, 69. In Verbindung damit verkündigte er den Israeliten, was unter ihnen in Sachen der Religion Gesetz und Recht sein sollte. Es waren jedenfalls die mosaischen Satzungen, die er einschärfte. Zur Beobachtung derselben hatten sie sich nun auf's Neue verpflichtet.

V. 26. Wie Moses am Sinai alle Worte des Herrn in ein Buch, wahrscheinlich eine Papyrusrolle, schrieb (2 Mos. 24, 4), so setzte auch Josua hier ein Protokoll über die feierliche Bundeserneuerung auf. Dieses Protokoll legte er sodann in die Gesetzesrolle. Er nahm sodann einen großen Stein und errichtete denselben als Denkmal unter einer Eiche, die bei dem Heiligthum des Herrn war. Der Eiche wird schon 1 Mos. 12, 6 und 35, 4 gedacht. Das Heiligthum ist nicht die Stiftshütte, denn diese befand sich nach Kap. 18, 1 in Silo. Die Eiche stand im Bereich einer heiligen Stätte. Hier hatten einst Abraham und Jakob Altäre erbaut, 1 Mos. 12, 7; 33, 20.

V. 27. 28. Josua erklärt dem Volke die Bedeutung des aufgerichteten Steines. Vermittelst einer Redefigur wird der Stein als eine hörende und sehende Person hingestellt. Er ist Zeuge des erneuerten Bundes. Sollte das Volk je bundbrüchig werden, so würde der Stein Zeugniß gegen sie ablegen müssen. Nun entläßt Josua das Volk und es zieht jeder Stamm in sein Besitzthum.

Praktische Gedanken.

Der erneuerte Bund.

I. Mit wem gemacht.

1. Mit dem heiligen Gott. V. 19. Mit ihm darf man daher nicht sein Spiel treiben. Vor dem Glanze seiner Heiligkeit bedecken die Seraphim ihr Angesicht und rufen einander zu: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth." Erkenne seine Heiligkeit, dann wird alle Gleichgültigkeit schwinden. Der Unreine kann ihm nicht dienen. Die Sünde kann er nicht dulden. Unser Auge kann kein Stäubchen in sich leiden. Es reget sich so lange, bis es ausgeschieden ist. Noch weniger als unser Auge den Staub, kann der heilige Gott das Böse leiden. Es findet in ihm nicht einmal eine Stätte wie der Staub im Auge. Darum fordert er: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott."

2. Mit dem eifrigen Gott. V. 19. L. van Eß übersetzt richtiger: „Ein eifernder Gott ist er." Wir dürfen dieses heilige Eifern Gottes aber nicht verwechseln mit der oft selbstsüchtigen und ungerechten Eifersucht der Menschen. Immerhin aber ist Gott ein solches Wesen, welches das ihm Gehörende nie mit Andern theilen kann. Ihm gehört unser Herz, unsre Liebe, unser Leben. Daher kann er dieses Herz, diese Liebe und dieses Leben nicht mit dem Teufel, der Sünde und der Welt theilen. Das Bild der ehelichen Liebe wird im Alten und Neuen Testamente häufig gebraucht, um das Verhältniß des Herrn zu den Gläubigen zu veranschaulichen. Der Mann erwartet mit Recht, daß seine Gattin von allen andern Männern lasse und ihm allein anhange. So wird Gott des Menschen Herz mit keinem Andern theilen.

3. Mit dem die Sünde bestrafenden Gott. „Der eurer Sünde und Uebetretung nicht schonen wird." V. 19. Er straft zur Buße, so lange noch Zeit zur Buße ist. Er straft zur Strafe, wo die Herzen nicht mehr in Buße weich werden wollen. Er bringt die Sünden nicht selten schon auf Erden an's Licht. Ein englischer Kaufmann hatte seinen Nachbar ermordet. Er floh in's Ausland und blieb zwanzig Jahre daselbst. Dann kehrte er nach London zurück, um unter einem angenommenen Namen seine Wohnung in der großen Weltstadt aufzuschlagen. Schon am ersten Tage hörte er plötzlich hinter sich herschreien: „Faßt ihn! faßt ihn! er ist's!" Da erwachte das Gewissen. Er wähnte, das Wort gälte ihm. Er lief, was er laufen konnte. Allein, er wurde eingeholt und festgenommen. Er sollte das Gestohlene herausgeben, denn der Ruf hatte einem Diebe gegolten. Unter den Schrecken Gottes bekannte er nun, gestohlen habe er nicht, aber seinen Nachbar habe er vor 20 Jahren erschlagen. Er empfing die wohlverdiente Strafe.

II. Was derselbe fordert.

Ein Bund schließt Verpflichtungen in sich. So auch der Bund, den Israel hier mit seinem Gott erneuerte. Welches sind die Forderungen? Wir geben sie der gebotenen Kürze wegen in einem Zweifachen.

1. Israel soll die fremden Götter entfernen. V. 23. Sie können nicht diesen und dem lebendigen Gott zugleich dienen. So ruft Jesus auch uns zu: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." Matth. 6, 24. Wir wollen dem Herrn

angehören. Nun wohl, dann darf unser Herz nicht ein Tempel sein, in dem allerlei Götter aufgestellt sind. Die Götzen Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen müssen aus dem Herzen hinaus. Gott duldet keine Götzenaltäre in seinem Tempel. Er will den Tempel des Herzens allein besitzen und erfüllen. Als Elisabeth Königin Englands war, wurde ein Befehl erlassen, daß sämmtliche Bürger die Episcopal-Kirche zu besuchen hätten. Die Katholiken wandten sich um Rath an den Papst. Er soll geantwortet haben: „Saget den Katholiken England's, sie sollen mir ihr Herz geben, so mag die Königin das Uebrige haben." So fordert Gott das Herz, das ganze Herz. Hat er dies, so bleibt für den „Gott dieser Welt" nichts mehr übrig. Gott hat dann Alles.

2. Israel soll seinem Gott dienen. Dazu verpflichtete es sich bei dieser Bundeserneuerung. Dreimal gelobten sie, dem Herrn ihrem Gott zu dienen. Siehe V. 18, 21 u. 24. Es ist gut, daß wir dem Herrn zu dienen geloben. Aber es darf nicht beim Gelöbnisse bleiben, sondern muß zur thatsächlichen Ausführung kommen. Als die Zauberer zu Ephesus Christum, ihren Herrn und Heiland, annahmen, da brachten sie ihre Zauberbücher und verbrannten sie in Gegenwart Aller. Apstg. 19, 19. Sie hatten einen Werth von etwa 10,000 Dollars. Als Zachäus ein Christ wurde, da gab er die Hälfte seiner Güter den Armen und wo er Jemand betrogen hatte, das ersetzte er vierfach. Das heißt dem Herrn thatsächlich dienen.

III. Von wem bezeugt.

Es waren drei Zeugen des erneuerten Bundes, die als solche in der Lektion namhaft gemacht werden.

1. Das Volk selbst. V. 22. Als Josua zum Volke sagte: „Ihr seid Zeugen" 2c., da antwortete das Volk nach genauer Uebersetzung: „Zeugen sind wir." So ist's noch immer. Wenn wir Gott nicht dienen, so sind wir vor Allen Zeugen gegen uns selbst. Die von Gott empfangenen Wohlthaten, das Gewissen, das abgelegte Bekenntniß und die eigene Ueberzeugung werden am Gerichtstage gegen uns zeugen.

2. Die schriftliche Urkunde. Josua faßte ein Protokoll über die feierliche Bundeserneuerung ab. Als Zeuge fügte er dasselbe der Gesetzesrolle bei. Auch über unser Leben wird ein Protokoll geführt. Diese Protokollbücher werden einst am jüngsten Gerichte aufgethan. Wir werden dann gerichtet nach der Schrift in diesen Büchern. Offb. 20, 12.

3. Der errichtete Stein. V. 26. 27. Es war dies ein Denkmal zur steten Erinnerung an den erneuerten Bund und ihre Gelöbnisse. Das heilige Abendmahl ist das Denkmal unsers Bundes mit Gott. Es soll uns immer wieder erinnern an unsre Gelöbnisse und an Gottes gnadenreiche Verheißungen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Eine Predigt, in welcher ich nicht das Pochen des Herzens höre, ist für mich keine Predigt.

Longfellow.

Takt. Dieses kleine Wörtchen entstammt dem lateinischen tangere, das meint so viel wie berühren, fühlen und zwar im Sinne unseres Wortes das instinktive Herausfühlen alles dessen, was unangemessen und verletzend ist. Nicht selten finden wir die Aeußerung dieses Gefühls schon bei Kindern und insofern es allen Menschen mehr oder weniger innewohnt, können wir es eine Naturanlage nennen. Der vollständige Sinn des Wortes verbindet jedoch mit diesem angeborenen Feingefühl auch die Sicherheit des Benehmens. Der Mann von Takt fühlt nicht nur immer das Unpassende und Nichtseinsollende mit feinem Gefühl heraus, sondern er wird auch in jeder Lage und sei sie so kritisch wie sie wolle, stets das Richtige treffen. Nach dieser letzteren Seite zeigt sich uns der Takt mehr als eine durch Erfahrung und Uebung ausgebildete Fertigkeit. Schon hieraus können wir schließen und das Leben erhärtet diesen Schluß, daß ein taktvoller Mensch für irgend eine Lebensstellung geschickt ist. Sein feines Gefühl wird ihm stets zeigen, was zu thun und was zu lassen und durch Wort und That wird er seine Ueberlegenheit gegenüber Solchen beweisen, die diese Eigenschaft in geringerem Grade besitzen.

Freilich verschwindend klein scheint die Zahl dieser Glücklichen zu sein im Vergleich zu den Vielen, die der gütige Schöpfer in dieser Richtung (scheinbar) allzu stiefmütterlich bedacht hat. Nie finden diese das passende Wort, nie sind sie da, wo man sie gerade nöthig hat, immer treten sie hindernd und hemmend in den Weg, kurz alles, was sie unternehmen, ist—verkehrt. Sind solche gewiß zu bemitleidende Menschen sich ihrer Vergehungen bewußt, dann verbittern Aerger und Verdruß über die gemachten Mißgriffe und die dadurch zu erleidenden Demüthigungen ihr Leben. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen besitzt jedoch zum Heil für sie, doch zum Unheil für Andere eine in solchem Grade ausgebildete Unempfindlichkeit, daß sie ihre Verstöße gegen allen Anstand und Sitte gar nicht wahrnehmen. Mit unerschöpflicher Ausdauer fahren sie fort durch ihr taktloses, unbeholfenes und plumpes Betragen, die ganze Atmosphäre ihrer Umgebung mit einer drückenden Schwüle zu belasten.

Wie mancher große Plan entging entweder ganz und gar seiner Verwirklichung oder fiel wenigstens zum erstenmale durch und das einfach darum, weil es an dem richtigen Manne fehlte, der ihn mit dem richtigen Verständniß und Takt der Oeffentlichkeit vorgeführt hätte.

Takt brachte Napoleon auf Frankreichs Herrscherthron. Washingtons Takt, den er schon in seiner Jugend entfaltete, machte ihn geschickt, als unser Land von Gefahren umringt war, den höchsten Ehrenposten einzunehmen. Takt erwarb Lincoln so viele Freunde und befähigte ihn das kolossale Staatenschiff glücklich durch die unheildrohenden Klippen des Bürgerkrieges hindurchzusteuern. Takt ist ein Theil und kein unbedeutender von Stanleys Ausrüstung. Auf seinen beschwerlichen Expeditionen könnte er eher alles Andere entbehren als diese köstliche Eigenschaft. Takt ist die verborgene Kraft, die im Bunde mit Thätigkeit, Ausdauer und Begeisterung alle Hindernisse überwindet und zum sicheren Ziele führt. Unentbehrlich ist er für jeden Menschen und das um so mehr, je höher die Stellung, die dieser in der menschlichen Gesellschaft einnimmt. Takt ebnet und glättet die Wege über alle Schwierigkeiten. Er ist das Oel für die

Räder unseres Lebens. Ermangeln wir seiner, dann sind wir unaufhörlichen Reibungen und Widerwärtigkeiten ausgesetzt.

Wie wichtig darum sein Besitz! Wäre es nicht mehr als wünschenswerth, wenn in unseren Schulen dieser Sache besondere Aufmerksamkeit geschenkt würde? Solchen, die mit dieser Gabe nicht so reichlich gesegnet, könnte dann Anleitung gegeben werden zu einem anständigen, würdigen Benehmen in den verschiedenen Verhältnissen, die im Leben vorkommen. Das in Manchen nur schlummernde oder schon abgestumpfte Feingefühl würde geweckt und geschärft, scharfe Ecken und Kanten abgerundet und Anmuth und Grazie die Zierde mancher jungen Seele werden.

Solchen, die sich ihrer Schwäche bewußt sind und doch das Schlimmste nie verhüten können, mag gerathen werden, sich besser am entscheidenden Orte in ein ausdrucksvolles Schweigen zu hüllen, als in taktloser Weise sich und Andere zu belästigen.

Vermischtes.

Wer auf der Kanzel steht als Held,
Der hat sich selber hingestellt;
Wen Gott zur Kanzel führt hinauf,
Der tritt allzeit bescheiden auf.

* * *

Die Declination ist schief
Bei Manchen, das erkenn' ich nun;
Er predigt sich im Accusativ.
Und mußte es im Dativ thun.

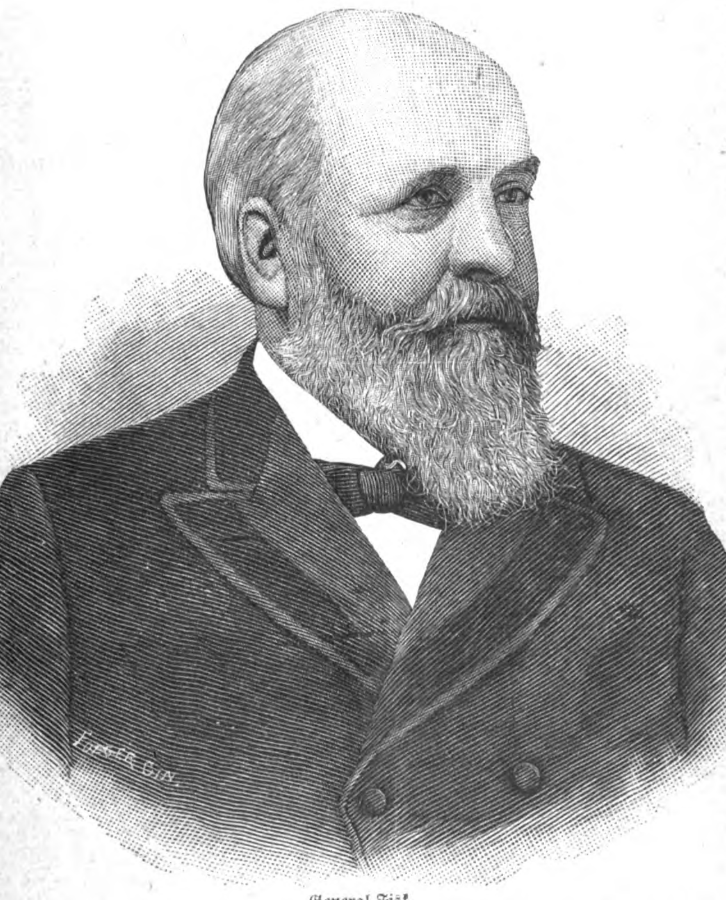
* * *

Die allerschlicht'ste Predigt frommt,
Wenn nur das Wort zu Worte kommt;
Die schönsten Worte helfen nicht,
Wenn's ihnen an dem Wort gebricht.

* * *

Wird die Vorbereitung zu kurz erledigt,
Geräth in der Regel zu lang die Predigt.

Aus der Zeit.



General Fisk.

Unsere Präsidentschafts-Candidaten führen wir den Lesern im Bilde vor. Welcher von ihnen gefällt wohl am besten? Nicht wahr, das kommt ganz und gar auf die Farbe an, die man bekennt? Alle drei sind recht stattliche Männer und alle drei vertreten große und wichtige Grundsätze.

Herr Fisk ist der Candidat der Prohibitionspartei, das heißt derjenigen Temperenz-Leute, die der Ansicht sind, daß dem Getränkehandel nur durch eine, neue Parteibildung, und den Sieg dieser Partei ein Ende gemacht werden könne. Der Verbrauch geistiger Getränke hat in so schreckenerregender Weise zugenommen, und König Alcohol fordert jährlich so viele Opfer, daß tausende unserer besten Bürger längst zur Ueberzeugung gekommen sind, daß die stille auf die Sitten und das Gewissen wirkende Arbeit solch' großem Uebel gegenüber nicht mehr genügend sei, und der Staat durch Verbot eingreifen müsse.

Ob nun solches Verbot ohne politische Parteibildung durchzusetzen sei (wie dies in Jowa und Kansas geschah) oder ob der Zweck besser erreicht werde durch Gründung einer politischen Partei, die ihre Candidaten in's Feld stellt, wie andere Parteien auch, darüber ist man sich nicht einig, und Jeder hat selbstverständlich das Recht, zu

denken wie er will. — Herr Fisk und seine Partei sagen, daß eine nationale, politische Prohibitonspartei eine Nothwendigkeit geworden und handeln darnach. Herr Fisk ist ein äußerst gewandter Redner, und überhaupt ein fähiger Mann, der seinen Gegnern gar manchen gut sitzenden Hieb ertheilt.

Die Republikaner, deren Bannerträger General Harrison ist, haben dieses Jahr „Schutzzoll" auf die Fahne geschrieben. Das heißt, sie vertreten den Grundsatz, daß die vom Auslande eingeführten Waaren nicht bloß so hoch verzollt werden sollen, als es nöthig ist, die Ausgaben der Bundes-Regierung zu decken, sondern so hoch, daß die amerikanische Industrie durch den Zoll geschützt wird. Gewiß ein großer und wichtiger Grundsatz. General Harrison und seine Partei befürworten zwar auch eine Reform der jetzigen Zoll-Liste, aber nur insoweit, als dies ohne Schädigung der amerikanischen Interessen geschehen kann.

Herr Cleveland hat mit der demokratischen Partei einen Weg betreten, der in consequenter Verfolgung desselben zum Freihandel führen muß. Er leugnet zwar, daß er ein Freihändler sei, und sagt, er wolle nichts, als die Wohlfahrt des Volkes. Letzteres wollen wir ihn gerne glauben. In seinem Annahmeschreiben aber finden wir z. B. folgenden Satz: „Der Zoll auf ausländische Waaren und Artikel sollte nicht höher sein, als zur Deckung der Regierungs-Ausgaben nothwendig ist."

Gut. Wenn nun morgen der Zoll nach diesem Grundsatz herabgesetzt wird, so werden die Ver. Staaten im nächsten Jahr derartig vom Ausland mit Waaren überschwemmt werden, die alle Zoll bezahlen. Und, wenn man nach Herrn Cleveland's Ansicht verfahren will, würde eine abermalige Zollherabsetzung nothwendig werden.

Wohin aber müßte solches Verfahren endlich führen, als zu solch' geringer Zollansetzung, daß dieselbe praktisch dem Freihandel gleichkäme.

Somit sind mit den drei Candidaten drei große Principien vor dem Volke: 1. Prohibition, 2. Schutzzoll, 3. Freihandel.



Präsident Cleveland.



General Harrison.

Offene Post.

Unsere Buchagenten machen zwei Anerbietungen (siehe Anzeigen auf zweiter und vierter Deckseite), die an und für sich schon 1000 neue Unterschreiber zuführen sollten.

1. Jeder neue Unterschreiber (1889) erhält die Oktober-, November- und Dezember-Nummern (1888) umsonst.

2. Für jeden Unterschreiber Reinzunahme über die Liste von 1888 bezahlen die Buchagenten an die Conferenzen für die Superannuirten 25 Cents.

Haus und Herd hat im Laufe der Zeit manche offene Thür gefunden. Jedoch steht gerade für diese Zeitschrift ein noch größeres Feld offen als für irgend welche unserer andern Zeitschriften. In manchen Gemeinden und auf vielen Bezirken werden im Verhältniß zur Gliederzahl und im Verhältniß zu andern kirchlichen Zeitschriften immer noch viel zu wenig Haus und Herd abgesetzt. Es bietet sich daher Gelegenheit, in dieses Feld zu treten. Die meisten Conferenzen wissen kaum, wie sie ihre Superannuirten ordentlich erhalten sollten. Das Anerbieten der Agenten ermöglicht jeder Conferenz den Fond für ihre Superannuirten bedeutend zu erhöhen, **wozu — wir wiederholen es — namentlich Haus und Herd dienlich sein kann, denn betreffs unserer Monatsschrift ist an vielen Orten noch großer Spielraum gelassen.**

Rothkäppchen. Die Sage vom Rothkäppchen ist es, die unser Künstler auf dem Bilde zwischen der 592. und 593. Seite so schön dargestellt hat.

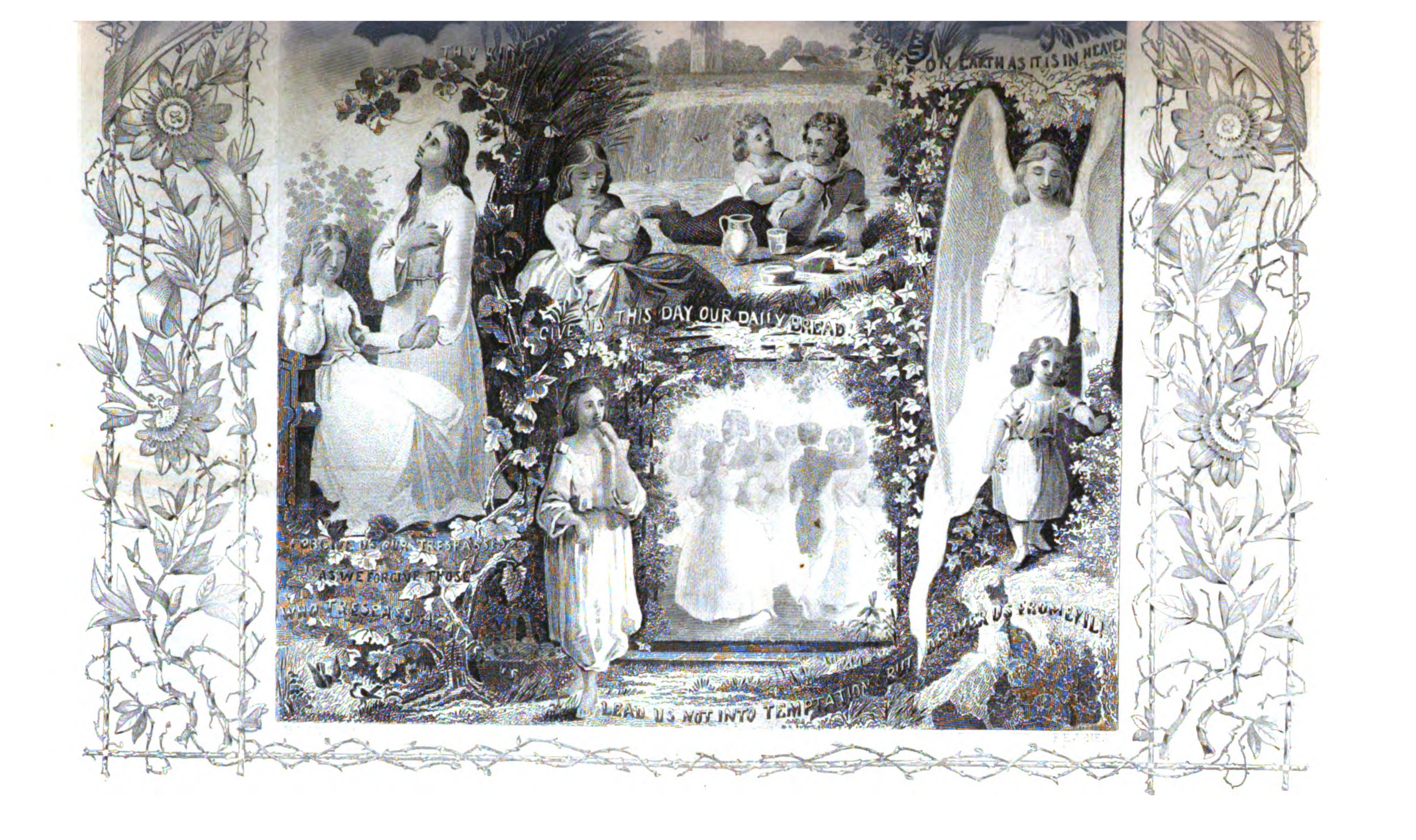
Nur eine Sage — aber sie hat tiefen Sinn.

Rothkäppchen fürchtet sich nicht — weder im finstern Wald, noch vor dem lauernden Fuchs, noch vor dem brummenden Bär, noch vor der alten Hexe; denn Rothkäppchen ist auf dem Wege der Pflicht und hat ein gutes Gewissen. Unser Herrgott, dem es vertraut, beschützt es auch in der Finsterniß gegen Raubthier und böse Menschen, und führt Alles herrlich hinaus.

Jetzt kommt wieder die Lesezeit! Es sind die langen Abende des Herbstes und Winters. Was wollen wir in derselben anfangen? Versammelt die Familie um den Tisch. Lest das Buch der Bücher, die heilige Schrift—in Gemeinschaft. Seht dazu, daß die Kinder die Lektionen für die Tages- und Sonntagschule, sowie für den Katechismus-Unterricht lernen. Singt ein schönes Lied zusammen und laßt es nicht an sonstigem gutem Lesestoff, zum Beispiel nicht an Haus und Herd, fehlen. — In solcher Weise zugebracht — werden die langen Herbst- und Winterabende nicht langweilig, sondern kurzweilig und zum großen Segen für Jung und Alt werden.

Angenommene Artikel: Wie Wesley Neujahr feierte. — Wo New York sein Wasser her bekommt. — Die obere Halbinsel von Michigan. — Wo kommen unsere Austern her? Deutschland sonst und jetzt. (No. 11.)


THE LORD'S PRAYER
Our Father who art in Heaven
HALLOWED BE THY NAME


ON EARTH AS IT IS IN HEAVEN
GIVE US THIS DAY OUR DAILY BREAD
FORGIVE US OUR TRESPASSES
AS WE FORGIVE THOSE
LEAD US NOT INTO TEMPTATION
DELIVER US FROM EVIL

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Sechszehnter Band. Dezember 1888. Zwölftes Heft.

Zweierlei Gewalten.

Bibel oder Bajonet?

Editor.

I.

Die Menschheit wurde von jeher entweder durch göttlich-sittliche Grundsätze geleitet, oder aber mittelst roher Gewalt im Zaum gehalten.

Ein Arkadien, wo „menschliche Sitte allein sittlich macht das Geschlecht," und unschuldsvolle Schäfer und Schäferinnen „flöten die himmlischen Lieder" — ein solches Land findet sich nur in der Einbildungskraft einiger Dichter. Auf Erden ist es nicht. Und wer da wähnt, das goldene Zeitalter der Zukunft werde die Völker ohne göttliches Licht und ohne äußere Gewaltanwendung durch einfache Bildungsentwicklung zu ideal-sittlichen Zuständen führen, der hat weder die Weltgeschichte richtig gelesen, noch versteht er das menschliche Herz. Er ist weder Geschichtsforscher noch Psychologe.

Wenn oft auf die vielgerühmten im Anfang der griechischen und römischen Geschichte herrschenden Zustände hingewiesen wird, so darf nicht vergessen werden, daß diese Urvölker noch manchen Strahl ursprünglicher Gotteserkenntniß erhalten, und deßhalb vielfach Einfachheit, Treue und Selbstregierung bewahrt hatten. Je mehr sie aber das Licht Gottes scheuten und sich demselben verschlossen, desto mehr äußere Gewalt wurde in der Regierung angewandt, bis endlich die Cäsaren Roms das Volk mit dem Schwerte niederhielten. Die Menschen hatten Licht und Ruf Gottes gänzlich in den Staub getreten — und das Bajonet trat die volle Herrschaft an.

Also lautet unläugbar die Geschichte aller Völker.

Als Israel sich nicht mehr unmittelbar von Gott regieren lassen wollte, bekam es Könige, welche die Leute mit Ruthen und Scorpionen züchtigten. Als Frankreich im Wahnwitz Gottes Wort verbot, trat Robespierre und andere Schreckensmänner auf und führten ein Regiment der Abscheulichkeit und Gewalt, wie kaum ein anderes aufzuweisen ist. Heute aber muß die französische Republik fünfhunderttausend Soldaten in Friedenszeit erhalten, nicht etwa bloß um gegen Deutschland gerüstet zu sein. Nein — um die gährende, der Bibel hohnsprechende Masse niederzuhalten.

Das Wort Gottes, das Christenthum, hat in Frankreich keine oder nur äußerst wenig wirkliche Macht — und so muß das Bajonet Hülfe leisten.

Wer mit offenem, ungetrübtem Auge, und mit der Menschheitsgeschichte in der Hand unter den heutigen Völkern Umschau hält, der wird zur Ueberzeugung kommen, daß gerade in dem Maße und Umfang als das Wort Gottes wahrhaftigen Eingang gefunden hat oder nicht, auch das Volk frei oder geknechtet ist.

In unsern südamerikanischen Nachbarrepubliken, wo man die Bibel kaum kennt, wo das Christenthum zum Mummenschanz geworden, und man die Priester entweder blindlings als eine Art Fetisch anbetet oder Fastnachtspossen mit ihnen treibt, ist auch die Freiheit zum Mummenschanz geworden und tyrannische Willkür liegt schwer auf dem Volke. Das Bajonet ist gewaltig.

England besitzt bei allen großen Mängeln die offene Bibel, und hat die Achtung vor dem Christenthum thatsächlich bewahrt, und Hunderttausende Menschen aufzuweisen, die biblische Herzenserfahrung ihr eigen nennen; es genießt auch unter allen europäischen Völkern die meiste Freiheit. In dem Maße als göttliche Grundsätze durchgedrungen, in dem Maße ist das Bajonet entbehrlich geworden.

Dieser Satz findet sich in allen andern Ländern Europas bestätigt.

Vor mehreren Jahren reiste ich auf einer deutschländer Tour eines Morgens von Leipzig nach Magdeburg.

Der einzige Reisegefährte, welchen ich im betreffenden Coupee traf, war ein ältlicher Herr, und wie sich nachher herausstellte, ein Senator aus Hamburg.

Es währte nicht lange, so hatten wir herausgefunden, weß Geistes Kinder wir seien und unterhielten uns über die Einflüsse des ächten Bibelglaubens auf den Einzelnen, die Familie und den Staat, und ich wunderte mich oft über die tiefen Einblicke, die der Herr aus Hamburg in kirchliche Zustände und das menschliche Herz gewonnen hatte, denn in Amerika ist man ja gewohnt, so einen Senator als eingefleischten Politiker zu betrachten, der außer der Politik wenig Anderes versteht.

An einer der nächsten Stationen stieg ein schmucker Herr im Jagdkostüm ins Coupee, wohl ein Offizier, der seinen Urlaub zu einer Jagdpartie benützte.

Er lauschte aufmerksam, und nach und nach sogar mit Verwunderung unseren Reden über Bibel, göttliche Grundsätze und ihre Einwirkungen.

Endlich konnte der neue Ankömmling sein Staunen nicht mehr länger zurückhalten und sagte mit einer ächten Cavaliersverbeugung: „Um Verzeihung, meine Herren, wenn ich Sie störe, aber sagen Sie mir, glauben Sie denn im innersten Herzen noch an diese Dinge, von welchen Sie reden?"

Und als wir aufrichtig unsern Glauben bezeugt und von Christo gezeugt hatten, da sagte der vornehme Jägersmann:

„Es ist mir interessant, Herren zu treffen, die heute noch an die Bibel glauben. In meimem ganzen großen Bekanntenkreise kenne ich keine einzige Person, weder Herr noch Dame, bei der dieser Glaube noch haften geblieben wäre. Wir verlassen uns auf die Schule und die Civilisation. Was aber die Gährung der Volksmassen in den Großstädten betrifft, so braucht das Vaterland deßhalb keine Sorge zu tragen, denn wir haben unser treues, stattliches Heer; das wird das rothe Gespenst (Anarchismus) oder die Canaille schon in Ordnung halten."

An der Jagdstation stieg unser neuer Reisegenosse aus.

„Sehen Sie," sagte der Senator, „so sind tausende der Besten unseres Volkes. Wenn es nicht bald besser kommt, behält der alte, ungläubige Professor Scherr (damals lebte er noch) doch noch recht, welcher uns prophezeiht, daß wenn einmal die halbe Million Bajonete im Sturmwind weggefegt seien, die Staatsmaschine auseinander gehen und der Anarchismus an das Ruder kommen würde, denn ihm gehöre die Zukunft."

„Magdeburg," ruft der Schaffner.

Der Hamburger Senator fährt weiter, und ich mache oben in der Magdeburger Prälatenstraße einen freundschaftlichen Besuch und vergesse unter Hin- und Herreden vom Heim und den Lieben daselbst eine Zeit lang die Ansichten über die Triebräder der Welt und ihre Bedeutung.

In Berlin aber, als ich dreißigtausend Bajonete und Säbel bei einer großen Parade blitzen sah, und dabei über das, was da und dort aus dem Volk laut wurde, nachdachte, da kamen mir die Reisegefährten wieder in Erinnerung und ich mußte mir sagen: Diese Tausende stehen nicht *allein* der *äußeren* Feinde wegen unter Waffen, sondern auch um die *eigenen Brüder* nach dem Fleische zu zähmen, weil das deutsche Volk seiner Mehrheit nach die andere Großmacht — die Bibel nicht von Herzen an- und aufnimmt.

II.

In den Ver. Staaten haben wir weder ein großes stehendes Heer, auf welches sich die Regierung allenfalls stützen könnte, noch angeborene Monarchenverehrung, die an und für sich schon in manchen Ländern Zaum und Riegel ist, noch besondere Furcht vor obrigkeitlichen Autoritätspersonen. Aber das amerikanische Volk besitzt noch im großen Ganzen den Bibelglauben und Achtung vor göttlichen Grundsätzen, und daraus schöpft es seine Achtung vor dem *Gesetz* und *Recht*, welche Achtung bisher die Union, trotz tausend Mängeln und mancherlei Rückschlägen, erhalten und auf dem Wege der Civilisation weiter geführt hat.

Was immer auch deutsche und andere ungläubige Schreier sagen mögen, wie sehr sie sich auch abmühen, den Einfluß der Bibel in unserem Lande abzuschwächen, und obwohl zugegeben wird, daß auch andere Hebel mitgewirkt haben, das Gedeihen der Ver. Staaten zu befördern; so ist es doch unläugbar, daß bei uns im letzten Grunde das Christenthum die einhemmende und civilisatorische Macht war und heute noch ist. Das haben wir hauptsächlich den vielgeschmähten Puritanern Neu-Englands zu verdanken, die diesen Sinn dem Volke aufprägten, welcher, Gott sei Dank, trotz aller Erbärmlichkeit und bodenlosen Lasterhaftigkeit unserer Großstädte, dem Kern des Volkes noch nicht abhanden gekommen ist.

An unsern Ufern landen Angehörige aller Nationen, Leute des verschiedensten Bildungsgrades, der widersprechendsten politischen Anschauungen und der entgegengesetztesten gesellschaftlichen Gewohnheiten. Wir können die strengen Polizeiverordnungen zur Regulirung dieser Einwanderungsmassen und ihrer Verschmelzung mit dem amerikanischen Volke nicht in Anwendung bringen, zu denen man vielleicht in andern Ländern griff. Das amerikanische Volk betrachtet polizeiliche Maßregelungen immer mit eifersüchtigen Augen, selbst wenn dieselben Einwanderern gelten. Es war nicht der Büttel, noch der Polizeidirektor mit seinen Vorschriften, nicht die Beamten-Bureaukratie, die im Laufe der Zeit aus tausend und abertausend Einwanderern tüchtige Bürger schuf, sondern dieses Resultat wurde erzeugt durch freie Entwickelung in einem freien Gemeinwesen, dessen Stütze nicht das Bajonet, sondern im letzten Grunde die in der Bibel niedergelegten Grundsätze sind.

Diese Masseneinwanderung erfreut sich mit der eingeborenen Bevölkerung des allgemeinen Stimmrechts—ein hohes Vorrecht oder—ein verderbenbringender Keil, wenn das Vorrecht nicht richtig benützt wird. Gewißlich ist mittelst des allgemeinen Stimmrechts schon gar viel gesündiget worden; im Allgemeinen hat dasselbe jedoch höchst segensvollen Einfluß ausgeübt; nicht weil uns die Zeitungsschreiber belehren, wen man wählen soll—da wäre man oft schlecht berathen—sondern weil der gesunde Rechtssinn des Volkes in all dem politischen Wirrwarr immer wieder das Rechte findet und endlich durchschlägt. Dieser gesunde Rechtssinn ist nicht etwa ein Resultat unserer Freischulen, die ja gar keine Moral und Religionsschulen sind, wohl aber die Wirkung der gesammten Volkserziehung, bei welcher das Christenthum als civilisatorische Macht in erster Reihe zu stehen kommt.

In unsern Großstädten finden sich Arme, Unbeschäftigte und Elende aller Art massenhaft zusammengedrängt. Armuth und Müssiggang sind nicht selten die Quellen vielfacher Laster und des Untergangs. Unsere Stadtbehörden strengen sich an, allerlei Noth zu steuern, können jedoch der Natur unserer Institutionen gemäß nicht so scharf und rücksichtslos eingreifen, als z. B. die in Berlin. Die Bibel, das Christenthum kommt zu Hülfe, und verhindert durch großartige Liebesthätigkeit, daß von diesen Herden der Armuth und des Elends nicht noch verderbenbringendere Pestströme sich über das Volk ergießen, als dies der Fall ist.

Das Volk der Ver. Staaten steht, Gott sei Dank, immer noch unter dem Banner des Kreuzes; nicht die Gewalt des Bajonets, sondern die Macht der Bibel erhält es. Sorgen wir, daß es also bleibe, und diese Macht noch viel bedeutenderen Einfluß gewinne. Alle Redensarten, daß die amerikanischen Einrichtungen jedwede Erschütterung überleben werden, daß der „amerikanische Magen" allerlei Völkerelemente mir nichts, dir nichts verschmelzen könne, und die Freiheit und Untheilbarkeit der Union gefeit und unantastbar seien — sind tönend Erz. Es wird uns ergehen, wie es andern ergangen hat, wenn es nicht gelingt, wenigstens die größere und bessere Hälfte des Volkes unter den Einfluß des Evangeliums zu erhalten.

Bibel oder Bajonet! Aus diesen beiden hat auch unser Volk zu wählen.

Die Kirche ist als Trägerin der göttlichen Wahrheit von Anfang an in den Ver. Staaten bei weitem der bedeutendste Kulturhebel gewesen. Sie ist es heute noch. Sie geht mit den ersten Pionieren in die Wildniß und steuert der Rohheit; sie hat das Land mit christlichen Schulen übersäet; sie sammelt acht Millionen Kinder in ihren Sonntagschulen; sie sorgt in umfassendster Weise für christliche Volksliteratur; sie steht an der Spitze jeder sittlichen Reform und steuert der Armuth und dem Elend. Sie betreibt nicht blos ein Werk, das in der Ewigkeit und für den Einzelnen Früchte bringt, sondern ist für das Diesseits eine nationale Wohlthäterin.

Die Verantwortlichkeit der Kirche ist groß. Sie muß dafür sorgen, daß das Volk von lebendigem, ächtem, von allem Schein freiem und fruchtbringendem Bibelglauben durchdrungen werde. Nur solcher Glaube ist gesundes, das nationale Leben erhaltendes Salz.

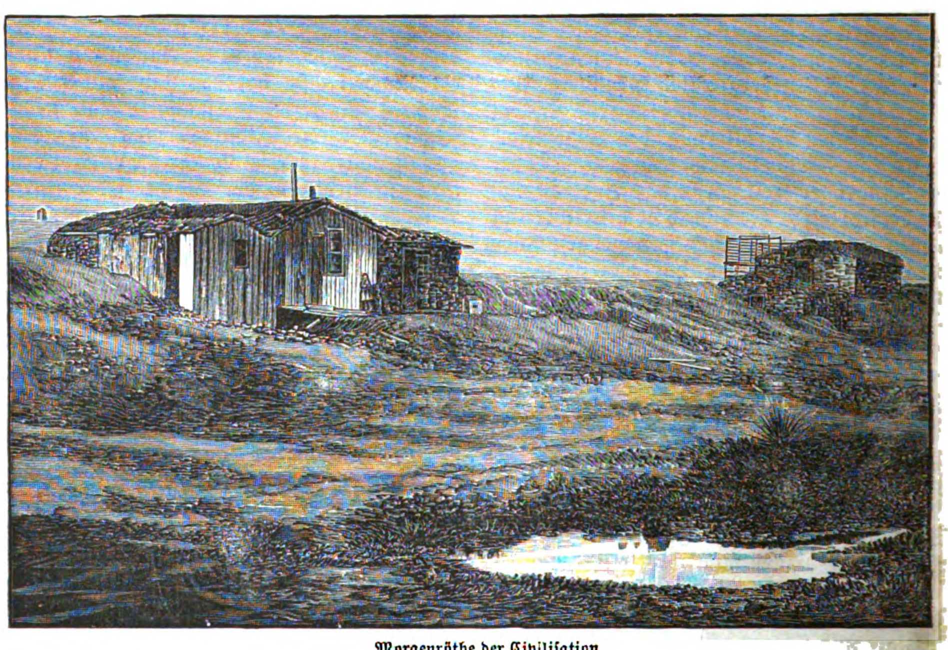
Groß ist auch das Vorrecht der Kirche. Ingersoll und seine Genossen streuen Samen, der dazu geeignet ist, Seelen und das L a n d zu verderben. Die deutschen ungläubigen Zeitungsschreiber, die täglich die Bibelgläubigen mit Schimpfworten überschütten und dabei stets von Volkswohl faseln, sind blinde Blindenleiter, die am Fundament rütteln. Dagegen ist jede ächt biblische Predigt—abgesehen von ihrem ewigen Gehalt — auch ein wahrhaftiger Kulturvortrag. Jede treue Missionsfrau, die von Haus zu Haus geht und Bibelwahrheit verbreitet, ist eine Kulturträgerin. Jeder einfache Sonntagschul-Lehrer, der seine Schüler r e c h t l e h r e t, trägt mehr zur Civilisation bei, als alle bibelfeindlichen Schreier zusammen.

Wir dürfen also muthig unser Haupt erheben in dem Bewußtsein, daß wir dem Volke nicht allein das bringen, was zum ewigen Leben dient, sondern auch das, was das gesunde Leben der Nation erhält.

Die große amerikanische Wüste.

Für Haus und Herd von Dr. Ewald Horn.

Unter diesem Namen begriff man noch vor wenigen Jahrzehnten einen großen Theil jenes gewaltigen, zwischen Missouri und Felsengebirge vom Golf von Mexiko bis zur Grenze von Britisch-Nordamerika sich hinziehenden Ländergebietes, das im Ganzen noch ein unbekanntes Land war. Von den Karten ist jetzt zwar „die große amerikanische Wüste" verschwunden, aber die Vorstellung davon behauptet sich noch immer in Tausenden sonst gebildeter Leute, so daß es nicht überflüssig erscheint, in einiger Ausführlichkeit über jene weiten Ebenen zu handeln.



Morgenröthe der Civilisation.

Die heutigen Karten zeigen an Stelle jener Wüste die Staaten bezw. Territorien Kansas, Nebraska und Dakota. Was man im Allgemeinen darüber wußte, beschränkte sich lange Zeit auf die oberflächlichen Beobachtungen, die vom Eisenbahnwagen aus auf der Union-Pacific-Bahn über Kansas und Nebraska gemacht waren. Diese Bahn führt aber gerade durch den traurigsten Theil des Landes, nämlich durch das Platte-Thal. Danach das Ganze zu beurtheilen, war unbillig. Unsere Aufgabe soll es nunmehr sein, zu zeigen, welche bemerkenswerthen und raschen Fortschritte zur Civilisation hin jene Länder seit einem Jahrzehend gemacht haben.

1. Die ersten Ansiedelungen.

Nach dem großen Krach von 1873 fielen die Aktien der Nord-Pacific-Bahn auf $9 pro Stück. Kluge Spekulanten kauften diese Papiere und erwarben dafür große Strecken Eisenbahnland in Dakota längs der Nord-Pacific-Bahn, indem sie die fast werthlosen Aktien zum Nennwerth in Zahlung gaben. Das Land wurde bebaut, und bald erscholl unter den Farmern des Ostens die Kunde von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der Vorzüglichkeit des dort erzeugten Kornes.

Zur selben Zeit rückte die überschüssige Bevölkerung aus Iowa und Missouri in Mittel-Nebraska und Kansas ein, aber die Heuschreckenplage der Jahre 1874 bis '76 trieb sie wieder zurück, und ihre Erzählungen von den ausgestandenen Mühsalen ließen jene Länder nicht verlockend erscheinen. Von Dakota war nicht die Rede; bis dahin waren die gefräßigen Insekten nicht vorgedrungen.

So kam's, daß Dakota das gelobte Land war, als bei der Wiederkehr besserer wirthschaftlicher

Zustände in den Jahren 1877 und '78 die Völkerwelle von Neuem westwärts rollte. Und jetzt wogte sie nicht wieder zurück. Von Dakota aus erhielten nun auch das westliche Nebraska und Kansas ihren Bevölkerungsantheil.

Vorangehen die „Pioniere des Urwalds", alte, erfahrene Männer, die erst in Illinois, dann in Iowa, in Ost-Nebraska „pionierten" und nun von West-Nebraska aus schon wieder Colorado in Aussicht genommen haben. Wer kann sagen, wo sie halt machen werden? Ihnen folgen die Farmer, die den Grundstock der Bevölkerung schaffen. Gleichzeitig finden sich aber auch andere Leute von allen Ständen und jeglicher Hantirung in den Reihen der Ansiedler.



Ein Dugout im westlichen Nebraska.

2. Wohnung und Lebensweise der Ansiedler.

Zweierlei Wohnstätten trifft man in der Prairie. Für die ersten Jahre behilft sich der Ansiedler mit dem sogenannten "dugout". An der Seite eines "cañon" oder einer andern Bodenvertiefung, die Schutz vor dem Wind gewährt, gräbt er sich eine Höhle, setzt in gleicher Höhe mit der Prairie ein Dach aus zollstarken Brettern darauf und deckt dies mit Rasen zu. Das über das Dach herausragende Ofenrohr ist das einzige Anzeichen einer menschlichen Wohnung. Ein Raum dient gewöhnlich allen Zwecken der Ansiedlerfamilie. Wenn aber die Lage sich bessert, so wird ein zweiter Raum an den ersten angeschlossen, indem seitlich Rasenwände aufgeführt werden und eine neue Front geschaffen wird, während die alte nunmehr als Scheidewand zwischen beiden Räumen dient.

Besucht ein Fremder diese Wohnung, so mag er vielleicht überrascht sein, darin unter andern modernen Möbeln eine Orgel anzutreffen; aber das ist etwas ganz Gewöhnliches. Es kann sich auch zutragen, daß ihn die Dame des Hau-

ses einläd, für den Abend zur Sitzung des literarischen Klubs dazubleiben. Zu demselben versammeln sich die Mitglieder von 5 bis 20 Meilen in der Runde und behandeln mit größtem Ernst einfache politische wie tiefsinnige metaphysische Fragen.

Die Ansiedler sind durchaus ehrlich; Diebstahl ist unter ihnen nicht erhört. Die Häuser können zu jeder Zeit unverschlossen bleiben, die Vorräthe werden nicht geplündert—mit alleiniger Ausnahme von Spirituosen etwa. Im Uebrigen sind die Leute sehr nachbarlich, hülfsbereit im Unglück und außerordentlich gastfrei.

Die andere Art von Wohnstätten außer dem "dugout" bilden die "sod"-Häuser. Dieselben sind aus Prairierasenstücken — Nebraskaten konnten, so nahe am Busen der Natur zu ruhen.

Man findet häufig alleinstehende Frauen, Wittwen, die ihre Farm weiter bewirthschaften. Sie leben aber in der einsamen Prairie ohne männlichen Schutz weit sicherer als etwa in New York. Freilich sind sie bewaffnet und wissen mit dem Revolver umzugehen, aber man hat noch nicht gehört, daß sie von der Waffe einen andern Gebrauch gemacht hätten, als um etwa ein Kaninchen oder einen Prairiehund zu tödten. Furcht hegen sie nicht, nur die Einsamkeit ist ihre Feindin. Der Weise mag sie lieben, das schöne Geschlecht haßt sie überall, auch in unserm rauhen Westen. Um ihr zu entgehen, bauen bisweilen zwei Nachbarinnen ihre Häuser



Ein Prairie-Städtchen.

oder Kansasbricks, wie sie scherzweise genannt werden—aufgeführt und mit Schindeln gedeckt. Die Wände, gewöhnlich zwei Fuß dick, enthalten Fenster und Thüren und sind mit Kalkanstrich versehen. Diese Sod-Häuser sind ganz behagliche und bequeme Wohnungen, jedenfalls weit wohnlicher als die Dugouts, in denen es von Insekten und Nagern aller Art wimmelt. Gelegentlich freilich gräbt sich auch hier eine Klapperschlange unter die Erdwände hindurch und nistet sich munter ins Bettstroh ein, wo ihr sie an einem kalten Morgen finden könnt. Solche Eindringlinge sind zwar selten; doch gibt es Leute, die deswegen ein neues Haus beziehen mußten, da sie es nicht für wünschenswerth hal- auf der Grenze zusammen. Außerdem besitzen sie alle Ponies und erachten einen Ritt von 15 bis 20 Meilen, sei's in Geschäften oder zum Vergnügen, für nichts Großes.

3. Die Landgesetze.

Jeder Staat ist in Counties, Distrikte und Sektionen eingetheilt, jede Sektion in viermal 160 Acres. Will Jemand Regierungsland als Eigenthum erwerben, so bieten sich ihm zwei Wege. Er bewirthschaftet sein Viertel (160 Acres) fünf Jahre lang und erhält alsdann nach geführtem Nachweis von der Landschaftsbehörde (land-office) seines Bezirks eine vorläufige Eigenthumsbescheinigung (a Final Re-

ceiver's Receipt). Die eigentliche Besitzurkunde (a patent) wird ihm im Ministerium des Innern zu Washington ausgefertigt, worüber jedoch zwei bis fünf Jahre hingehen können. Indeß genügt jene Bescheinigung für alle Fälle von Kauf und Verkauf oder Verpfändung.

Will aber Jemand früher, etwa schon nach einem halben Jahr, Eigenthümer werden, so ist ihm das gestattet gegen Zahlung von $1.25 pro Acre. Dies ist die sogenannte abgelöste Besitzergreifung (commuted entry), und neun Zehntel aller Rechtstitel werden auf diese Weise erworben. Das hat seine guten Gründe. Es ist sehr selten, daß Einer fünf Jahre auf seiner Scholle aushalten kann, ohne Geld leihen zu müssen. Letzteres kann er aber nur auf Grund des Besitztitels. Mit Hülfe einer der zahlreichen Gesellschaften, die mit Farmen-Hypotheken handeln, gelingt ihm das. Die Gesellschaft bezahlt für ihn beim Landschaftsamt die 200 Dollars für die abgelöste Besitzergreifung und leiht ihm darüber hinaus, je nach dem Werthe seiner Viertelsektion. Für die ganze Summe nimmt sie eine Hypothek.

Acres besten Farmlandes für weniger denn 500 Dollars zu erwerben.

4. Schwere Verschuldung des Westens.

Von allen Ankömmlingen im Westen sind es vorzugsweise die Deutschen und Skandinavier, die sparsam und zäh den harten Kampf um's Dasein bestehen und ihren Platz behaupten oder auch, was gar nicht so selten ist, sich zu Tode arbeiten und hungern. Der Amerikaner hingegen, schon weniger an Entbehrungen und schwere Arbeit gewöhnt, bedarf in ausgedehntem Maße zum Farmbetrieb der landwirthschaftlichen Maschinen, die, wenn nicht im Gebrauch,



Straße in Mitchell.

Nun gestattet das Gesetz vom Vorkaufsrecht (the pre-emption laws) dem Ansiedler eine zweite Besitzergreifung, wofür er sofort 200 Dollars erlegen muß, gleichgültig ob er den Benutzungsnachweis nach sechs Monaten oder im äußersten Falle nach 2½ Jahren führt. Ein drittes Viertel endlich kann er erwerben auf Grund des sogenannten Bewaldungsgesetzes (the timber culture act). Er muß sich nur verpflichten, eine bestimmte Anzahl Acres — etwa 15 — innerhalb der gesetzlichen 5 Jahre mit Bäumen zu bepflanzen.

So gestattet also unsere liberale Regierung einem Jeden, er sei Mann oder Weib, 480

im Freien stehend den Elementen ausgesetzt sind und verderben. Hierdurch und durch andere widrige Umstände, wie hoher Zins und übermäßige Eisenbahn-Frachttarife, wozu dann noch manchmal ein völliger Mangel an haushälterischem Sinn tritt, geräth der Amerikaner in Schulden und weicht schließlich. Auf den Trümmern seines Glücks bauen sogleich geeignetere Hände weiter, bis der Erfolg ihre Anstrengungen krönt.

Der Ansiedler des Westens bringt in der Regel kein Geld mit; er kommt eben vielmehr weil er keines hat, und es kostet auch unter den günstigsten Verhältnissen lange und harte Jahre der

Arbeit, bevor es durch „Farmen" sich ansammelt. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß der neue Westen schwer verschuldet ist. Aber das ist die westliche Grenze immer gewesen; je weiter indeß die Grenzlinie zur Sierra Nevada vorrückte, desto mehr lösten die neuen Staaten ihre Verbindlichkeiten gegen die älteren. Vor 20 Jahren galt das Geld in Michigan 10 Prozent, heute 6 bis 7 Prozent; vor 15 Jahren in Iowa 10 Prozent, jetzt 7 bis 8 Prozent. Vor 15 Jahren war Chicago nach Boston verschuldet, heute leiht es Geld aus.





Straße in Hastings

Es erforderte jährlich über Millionen Dollars geliehenen Geldes, um den außerordentlichen Aufschwung von Dakota, Nebraska und Kansas in den letzten zehn Jahren möglich zu machen. Der Fremde wundert sich über die große Menge von Banken in den Städten des neuen Westens. Sie vereinigen in sich ein beträchtliches Kapital, aber das reicht nicht aus für die Bedürfnisse des Landes. Die Hauptmasse kommt vom Osten, besonders aus Neu-England, in der Form von Farm-Darlehen. Dieselben werden vermittelt durch Leih- und Creditgesellschaften (loan and trust companies), deren Name Legion ist. Das Verfahren dabei ist folgendes:

In jeder kleinen Stadt befinden sich Agenten, welche Darlehnsgesuche entgegennehmen und dieselben an den Sitz ihrer Gesellschaft (Omaha, Kansas City, Minneapolis, St. Paul, Lincoln und Sioux City sind die Hauptplätze) weiter befördern. Wird dort das Gesuch genehmigt, so werden die nöthigen Papiere ausgefertigt. Der Farmer unterzeichnet eine Pfandverschreibung etwa für 100 Dollars, laufend auf fünf Jahre. Der Zinsfuß ist 10 Prozent. Dieser vertheilt sich folgendermaßen. Die Hauptschuldurkunde lautet auf 7 Prozent, ihre halbjährigen Zinskoupons also auf 35 Dollars. Nun unterzeichnet der Farmer aber noch einen zweiten Schuldschein über einen Betrag von 3 Prozent der Leihsumme, das macht in unserm Falle 150 Dollars auf die fünf Jahre. Dieselben sind in halbjährige Raten von 15 Dollars gleichzeitig mit den Zinsscheinen der Hauptschuldurkunde zu berichtigen. Letztere sendet die Gesellschaft an ihren Auftraggeber und Geldspekulanten im Osten, sie selbst behält als Vermittelungsgebühr den zweiten Schuldschein.

Diese Farmhypotheken des Westen finden ihren Weg in alle Gegenden des Ostens, viele werden sogar in London gehandelt. Sie sind für den kleinen Kapitalisten eine gute Kapitalanlage und sicher, weil zu neunzehn Zwanzigsteln von den Vermittelungsgesellschaften garantirt. Es gibt freilich einige weise Leute im Osten, die über die Verschuldung von Nebraska, Kansas und Dakota das Haupt schütteln und einen allgemeinen Bankerott voraussagen. Aber der braucht nicht nothwendig einzutreten. Jeder Staat westlich von den Alleghanys hat in seinen Jugendjahren dieselbe Last getragen und seine Hülfsquellen eröffnet. Wenn auch der eine und andere Westländer im Kampfe gegen hohe Zinsen, übermäßige Tarife und bei thatsächlicher Wegnahme seiner Farmprodukte durch die hohen Frachtsätze der Eisenbahnen unterliegt, ein anderer Mann steht schon bereit seinen Platz einzunehmen.

5. Die Eisenbahnen des neuen Westens.

Die Eisenbahnen sind heutzutage wie das Geld ein wichtiger Faktor der Civilisation. Sie

gehen jetzt der Bevölkerung voran und schaffen ihre eigenen Städte. So wahr ist dies für manche Theile unsrer Prairie, daß die Eisenbahnen an ihren neuen Zweigen alle bedeutendern Stadtgrundstücke besitzen. Von allen Bahnen, die unser besprochenes Gebiet durchziehen, sind es die Santa Fe-, die Rock Island-, die Burlington-, die Northwestern- und die St. Paul Bahn, welche die besten Landstriche vorweggekauft haben. Der Riese unsrer Tage, die Union Pacific, hat Jahre lang geschlafen und sich von solchen Zwergen (!) wie die Burlington, Northwestern und Rock Island durch ein Netzwerk von Zweiglinien in jeder Richtung Hände und Füße binden lassen.

Vergleicht man die Eisenbahn-Handbücher von 1880 bis '87, so kann man sich ein Bild machen von der Vermehrung der Schienenwege in Nebraska, Kansas und Dakota. In Nebraska allein sind in den letzten zwei Jahren Linien gebaut, die in einem Zuge von New York bis zum Salzsee reichen würden.

6. Das Klima.

Das Klima unserer „Wüste" ist ohne Zweifel gesund. Das hat seinen Grund in der hohen Lage. Das Land steigt allmählich an von 1500 und 1800 Fuß am Missourifluß bis zu 5000 und 6000 Fuß in der Nähe des Gebirges. Die Luft ist trocken und kräftigend. Nebraska ist bekannt durch die große Anzahl seiner sonnigen Tage, doch gilt von Dakota und Kansas das Gleiche. Katarrhe und Rheumatismen, Nervenleiden und Schwindsucht des Ostens sind hier unbekannt, sie müßten denn mitgebracht sein. Das Thermometer steht im Sommer freilich sehr hoch, aber die Hitze ist bei dieser Höhenlage nicht drückend, man muß nur die direkten Strahlen der Sonne vermeiden. Die Nächte sind immer kühl.

Allerdings besteht nur bezüglich der Wärme- und Kältegrade große Verschiedenheit zwischen Dakota und Kansas. Das liegt eben in der geographischen Breite. Nehmen wir aber das südliche Nebraska als Mitte, so finden wir da ein Klima, so vorzüglich, wie es nur irgendwo die Ver. Staaten aufweisen können.

Berüchtigt ist die Prairie durch ihre fürchterlichen Schneestürme, "blizzards" genannt. Aber diese dauern nur zwei oder drei Tage, wogegen 25 Tage jeden Monats unzweifelhaft angenehm sind.

Neu-Ankömmlinge haben allerdings oft ein klimatisches, typhusartiges Fieber zu bestehen. Entweder ziehen sie sich's zu durch Wassertrinken und dadurch, daß sie sich den Strahlen der Sommersonne unvorsichtig aussetzen, oder es kommt von den Ausdünstungen neugepflügten Landes, das allgemein für ungesund gilt.

7. Landschaftliche Reize. Fruchtbarkeit des Bodens &c.

Trotz der Eintönigkeit der Prairie entbehrt dieselbe doch nicht landschaftlicher Reize und Naturschönheiten. Die Umgebung der Wauneta Falls in der westlichen Ecke von Nebraska, wie überhaupt das Thal des Republican River, ist in dieser Hinsicht allerliebst, jedenfalls beachtenswerth. Die reine, klare Luft und die unendliche Ausdehnung des Himmelsgewölbes, das sich über die Prairie spannt, läßt die wunderbarsten Wolkenbildungen entstehen und gewährt den Anblick des prachtvollsten Sonnenuntergangs. Dakota besitzt die bekannte Erscheinung der Luftspiegelung, vermöge deren z. B. am Missourifluß Städte in 40 Meilen Entfernung mit photographischer Klarheit sichtbar werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist unerschöpflich. Was darüber erzählt wird, erscheint fast unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger wahr. Bisweilen setzt ein Vorkommniß selbst die Einheimischen noch in Erstaunen. Wie tief der fruchtbare Prairieboden ansteht, läßt sich gar nicht sagen. Erde, aus einem 100 Fuß tiefen Brunnen herausgeworfen und mit Weizen oder Hafer besäet, lieferte einen Ertrag, wie man ihn nur wünschen konnte.

Von größter Wichtigkeit für ein ackerbautreibendes Land ist die Menge der atmosphärischen Niederschläge. Daß es unwahr ist, was sogenannte Sachkundige urtheilen, daß nämlich die Prairie niemals erhebliche Regenfälle haben könne, beweisen schon die zahllosen "cañons" und "creeks". In der That fallen im Sommer Regenschauer, daß der Boden mit 12 bis 15 Zoll Wasser bedeckt ist. Von dem dichten Prairiegras floß dies nun früher wie von einem Gummirock ab, riß gewaltige Furchen in den Boden—daher die vielen "cañons" in Nebraska und Kansas—und verlief sich in den Missouri. Heute aber, wo der Prairieboden gepflügt ist, saugt er das Wasser auf wie Schwamm und hält es zur Erfrischung der Saaten wochenlang fest. Die ausgedehnte Beackerung der Prairie mag weiter auf die klimatischen Verhältnisse verändernd einwirken. Noch vor 10 Jahren war der Thau daselbst ein unbekanntes Ding, in den letzten Jahren hat er sich aber reichlich eingestellt.

General Morrow in Nebraska hat auf diese Erscheinungen sein Augenmerk gerichtet und während der ersten neun Monate in 1887 für Sidney an der äußersten westlichen Grenze des Staates eine Regenmenge von 15 Zoll verzeich-

net. Seine Beobachtungen gaben der New Yorker „Nation" vor Kurzem Veranlassungen, die weisen Prophezeihungen der „North American Review" vom Jahre 1858 mit den jetzigen thatsächlichen Verhältnissen zu vergleichen. Dort hieß es, daß mit dem Missouri-Ufer die westliche Inlandsgrenze erreicht sei, und daß jene weite Wüste höchstens mit Kameelen zu durchziehen sei und niemals Niederlassungen und größere Gemeinwesen tragen würde. Heute hat nun Nebraska bereits eine Million Einwohner und Städte wie Omaha, Kansas City, Lincoln, Wichita sind ganz und gar Kinder der „Wüste."

Einige Angaben über die neuen Binnenstädte mögen zum Schluß noch die rasche Entwickelung des neuen Westens veranschaulichen. Hastings in Nebraska, fünfzehn Jahr alt, hat 15,000 gebildete und wohlhabende Einwohner; dazu Gas- und Wasserleitungen, elektrisch Licht, Straßenbahn rc. Mitchell in Dakota, kaum sieben Jahr alt, hat 4000 Einwohner, verschiedene Kirchen, gute Schulen, Banken, Vereine und Gesellschaften, kurz alles, was zu einem angenehmen geselligen Leben gehört. McCook, Nebraska, ein Kind von fünf Jahren, wo erst ein einzig „Sod"-Haus stand, hat jetzt 3000 Einwohner. Es liegt 500 Meilen westlich von Missouri, mitten in der Prairie in fruchtbarer Gegend. Seine Begründer haben soviel Zutrauen in seine Zukunft, daß sie bereits daran denken, ausgedehnte Wasserwerke zu bauen.

Dutzende solcher Städte giebt es. Sie leben alle vom Landbau und sind deshalb von mehr als vorübergehender Dauer. Ihre Zukunft ist sicher. In Hinsicht darauf ist der beste Rath, den man jungen Amerikanern geben kann, in den Worten Horace Greely's enthalten: „Geh nach Westen, junger Mann, nach Westen!" (go West, young man, go West).

Dunkle Tage und helles Licht.

Von Ernst Evers.

I.

Dämmerstunden.

O lasset in die Wette
Den Geist der Liebe wehn,
Und ihre Segenskette
Durch alle Herzen gehn:
Umfasset mit Erbarmen
Immanuels Geschlecht,
Und lehret seine Armen
Jehovah's Licht und Recht.

Wer will die Fahne tragen
In diesem heil'gen Streit?
Wer will die Pfosten schlagen
Zum Zelt der Herrlichkeit?
Denn Gottes lichte Wolke
Dann nimmermehr entweicht,
Wo Japhet Abrams Volke
Die Hand auf ewig reicht.

Die grauen Wolken jagten aus Nordwest und ließen einen weißen Schleier über die braune Haide wallen. Dann und wann trat der Mond aus dem Gewölk heraus, warf sein mattes Licht hinein in die verkrüppelten Tannen und malte seine Bilder auf Schnee und Haide. Aber dichter wurde das Gewölk, und dichter wehten die weißen Flocken über die Erde, und bald war die große Leuchtkugel der Nacht verschwunden. Es verschwanden auch allmählich die braunen Büschel der Haide, und das tiefgebeugte Tannengezweige hüllte sich ins weiße Gewand. Die Adventsnacht war herniedergesunken auf die kalte Erde und umwehte den einsamen Wandersmann wie mit gewaltigem Brausen vom Himmel.

Mitten in der Haide stand einsam, wie ein verlorner Posten, das Haus des Hans Jürgensen. „Den Haidebauern" nannten sie den Mann; und das „Haidehaus" nannten sie das Gebäude, dessen Strohdach weit hinausschaute über die braune Ebene. Die Menschen weit und breit sahen das dunkle Dach über die Ebene ragen, aber nur Wenige waren dort eingekehrt; denn das Haus lag fernab vom Wege. Heute war das Haus vom Schneesturm umweht und von Nacht umhüllt. Der Schein des einsamen Lichtes, der zu den beiden kleinen Fenstern hinausleuchtete, strahlte wohl hundert Schritt weit und verlor sich in Nacht und Wetter. Und so weit der Schein hinausleuchtete, so weit drang hinaus — oder ist er weiter gedrungen, hoch in die Höhe? — der Sang der fröhlichen Stimmen. Sie sangen aber das liebliche Lied des Advent:

Hosianna! Davids Sohn
Kommt in Zion eingezogen;
Auf bereitet ihm den Thron,
Setzt Ihm tausend Ehrenbogen.
Streuet Palmen, machet Bahn,
Daß Er Einzug halten kann!

Hosianna! Sei gegrüßt!
Komm, wir gehen Dir entgegen:
Unser Herz ist schon gerüst't,
Will sich Dir zu Füßen legen.
Zeuch zu unsern Thoren ein,
Du sollst uns willkommen sein.

Dem einsamen Wandersmann rauschte das Lied durch die Seele; er stand einen Augenblick still in dem matten Schimmer des einsamen Lichtes und horchte hinüber zu dem Sang. Dann blickte er rückwärts: seine Spur war verweht; und wenn der Schneesturm sie nicht verweht hätte, hätten auch scharfe Augen sie nicht erspähen können. Fester faßte seine Rechte den langen Pilgerstab, und fester faßte seine Linke die Hand, die ihm in der Linken ruhte. Ja, der Pilger hat einen Begleiter, ein Knäblein, dessen Haupt ihm an die Brust reicht. Die Beiden schütteln sich den Schnee von den Füßen und von dem Haupt, stehen dicht vor der Hausthür noch einmal stille, und fester umfaßt der Alte die Hand des Knaben und sagt ernst und feierlich:

„Da sind wir am Ziele, Benjamin. Der Gott Is-

raels hat uns geleitet. Er fähret auf den Wolken wie auf einem Wagen; er gehet auf den Fittigen des Windes, er thue Dir die Thüren dieses Hauses auf, wie er einst seinem Volke die Thore des Landes Kanaan aufgeschlossen hat, daß sein Volk sicher wohne in dem Lande, das der Herr, sein Gott, ihm gegeben hat."

Er öffnete die Thür und trat auf die große Flur. Noch einmal schüttelten die Wanderer den Schnee ab. Der Haidebauer war unterdessen mit dem Lichte herausgetreten und hatte es hoch in die Höhe gehalten, daß es Jenen in's Angesicht leuchte. Ehe er aber die späten Gäste erkannt hatte, grüßte ihn der Alte: „Friede sei mit diesem Hause! Der Friede des Höchsten über Euch Alle!" — „Amen," sagte der Haidebauer. „Ich mein's ebenso, Vater Nathan. Tretet ein! Gebt mir den schweren Bündel. Bei solchem Wetter und bei solchem Alter durch die Haide? Nathan, Nathan, das dürft Ihr Euren alten Füßen und Euren schwachen Augen nicht mehr zumuthen."

„Er, der sein Volk führete wie eine Heerde Schafe durch Mose und Aaron, er hat seinen Engeln über mir befohlen, daß sie mich behüten auf meinem Wege. Ich mußte Euch aufsuchen, Hans Jürgensen; denn ich weiß, daß Ihr Mitleiden habt mit dem armen, alten Nathan und ihn nicht von Euch stoßet, wenn er Euch anfleht. Ich will Euch meine Noth klagen." — „Eure Klage will ich hören," sagte der Hausherr, „aber zuvor sollt Ihr Euch erquickt haben an meinem Tische mit sammt Eurem Knaben. Legt die nassen Kleider ab, Vater Nathan; hier ist Trockenes." Mit dankbarem Blick schaute das dunkle Auge des alten Juden hinein in das helle, offene Angesicht des Haidebauern. Wie war das Auge des starken, stattlichen Mannes so ruhig, so ernst! Wie schaute dies Angesicht so treu und bieder, so mild und freundlich auf die gebeugte Gestalt. Die drei Kinder des Bauern, im Alter von acht bis zwölf Jahren, räumten auf einen Blick des Vaters die Ofenbank. Die Hausfrau war nach der ersten Begrüßung des Nathan hinausgeeilt und kehrte wieder mit dampfenden Schüsseln. Der Alte mit seinem Knaben ließ es sich wohl schmecken. Als er gesättigt war, stand er auf, und neben ihm stand der Bube. Der Alte aber sprach mit erhobener Stimme im Tone des Gebets: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen." — „Amen," sagte der Haidebauer, und neigte sein Haupt zu dem Worte.

„Hans Jürgensen!" sagte der Alte, „ich muß nun das Wort mit euch reden, das mir das Herz schwer macht, wie denn ein Fels darauf gewälzet wäre. Ihr kennet mich von jenen Tagen Eurer Kindheit her, da ich bei Eurem Vater einkehrte und meine Waare feilbot, bis heute; und ich kenne Euch, so alt Ihr seid. Diesen meinen Knaben kennt Ihr nicht; aber ich habe Euch erzählt von meiner Tochter Kind, und dieser ist es. Ihr wißt, daß meine Tochter längst verstorben ist. Der Vater des Knaben aber lebt. Ich habe Euch von ihm nicht viel erzählt, weil ich nicht Schmach werfen wollte auf das Meine; aber nun, da ich mit meinen Klagen von den Meinen zu Euch fliehe, muß ich Euch Alles erzählen. Der Vater dieses Knaben ist einer von denen, die da wandeln im Rathe der Gottlosen und treten auf den Weg der Sünder, und sitzen, da die Spötter sitzen; und treffen wird ihn das Wort des Herrn aus dem Munde Zophars: Wie ein Traum vergehet, so wird er auch nicht funden werden; und wie ein Gesicht in der Nacht verschwindet. Es ist meines Knaben Vater, und das Gebot des Herrn stehet mir fester als die Berge, und viel köstlicher als Gold und Edelstein ist mir das Wort des Höchsten: ‚Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebest in dem Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, gibt.' Er ist meines Knaben Vater, und lieber schwiege mein Mund vor dem Kinde; aber der Knabe hat von Anderen erfahren die Uebelthat seines Vaters; und wissen mußte er, warum ich ihn hinwegführte von unserer Freundschaft bis tief in die Haide herein.

„Mein Tochtermann war ein Handelsmann wie ich, aber er ist von jeher des Luges und des Truges voll gewesen, und von jeher hat er seine Güter umbracht. Was er leicht erworben hatte im falschen Handel, das hat er leichtfertig, häufig mit den Zechgesellen unseres Volkes, und noch häufiger mit denjenigen Eures Volkes durchgebracht. Als meine Tochter gestorben war, hat mein Tochtermann falsche Wechsel gemacht, und hat drei Jahre im Gefängniß gesessen. Da habe ich für den Knaben gesorgt, und hab's gelobt dem Gott meiner Väter, daß mein Leben des Knaben Leben sein solle, und daß ich ihm sein wolle Vater und Mutter. Bei Gläubigen meines Geschlechts hat er gelebt, während ich über Land zog und für ihn eingesammelt habe im mühevollen Tagewerk. Als aber der Vater des Kindes heimkehrte, verlangte er sein Kind, und ich mußte es ihm herausgeben, und er hat es zu Seinesgleichen gegeben. Woher er aber das Geld genommen hat für sich und sein Kind, das erfuhr ich schon nach zwei Jahren, als er wegen Hehlerei wieder zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt wurde. Da habe ich wieder für das Kind sorgen dürfen. Aber nach einem Jahr ist's mir wieder aus den Händen genommen, und er ist mit dem Knaben auf die Märkte gezogen und hat ihn die Schliche seines Handels gelehrt. Das Kind hat zwar heißes Verlangen gehabt nach dem alten Nathan und nach seinen Pflegeeltern, und hat nicht lernen wollen die List des Vaters; aber ein altes Herz kann ein junges Leben leicht überlisten, und als ich das Kind wieder traf, hab' ich bald gemerkt, daß es allmählich lernen werde, in den Fußspuren des Vaters zu gehen. Darum bin ich hinübergegangen auf den Markt und hab' mit meiner Tochter Mann gehandelt um das Kind, und hab' ihm in eines sicheren Mannes Gegenwart Geld geboten für den Knaben, und er hat's angenommen. Als ich's ihm aber brachte und Schrift und Siegel verlangte zur Sicherheit, da hat er mir das Geld entrissen, hat mich verspottet und hat gesagt, daß der Knabe sein Kind sei, und daß ich noch zehnmal zahlen müsse, ehe er einmal den Knaben hergebe.

„Ich dachte wohl an mein Recht und an die Gerichte, und ich dachte auch an die Zukunft des Knaben: aber war der Vater nicht meiner Tochter Mann und meines Knaben Vater? Ich dachte auch an das Wort des Eliphas über den Gottlosen: ‚er wird abgerissen werden wie eine unzeitige Traube vom Weinstock, und wie ein Oelbaum seine Blüthe abwirft.' Und so geschah es. Und als der Vater wieder im Gefängniß saß, hab' ich das Kind wieder zu den rechten Kindern Israels bringen dürfen. Aber aus dem Gefängniß ist eine Stimme an mein Ohr gedrungen, die hat also geredet: ‚Wenn ich herauskomme, dann will ich dem Alten das Kind aus den Händen winden, und will dafür sorgen, daß er es nimmer wieder unter seine Finger bekommt; und wenn ich auch halb ehrlich d'rum werden sollte, so soll der Junge seines Vaters Junge werden, und nicht seines Großvaters Betgeselle. Und bis mein Bub seine achtzehn Jahre voll hat, werd' ich mich sicher vor den Kerkermauern hüten.'

„Das hat er gesagt; und ich weiß, daß er wahr macht, was er übel geredet hat. Ich habe in den

Nächten gesonnen, wie ich meinen Knaben erretten könne vom Strick des Verderbers. Ich habe auch mit den Rechtskundigen geredet, und sie haben mir gesagt, daß ich wohl den Knaben aus den Händen des Vaters herausziehen und sein Vormund werden könne. Aber ich weiß, daß die List des Bösen über das Recht des Guten gehet; ich weiß, wozu meiner Tochter Mann fähig ist; darum faßte ich den Entschluß, mit dem Knaben zu fliehen — weit weg zu entfliehen. Aber wird der Vater nicht forschen nach seinem Kinde in unserer ganzen Freundschaft? Wird er es nicht suchen bei allen Männern unseres Volks? Er ist ein Handelsmann, wie ich, und wird von Stadt zu Stadt ziehen, und von Dorf zu Dorf, bis er gefunden hat, was er suchet. Den alten Nathan mag er finden: der wird stumm sein wie eine Taube unter den Fremden, wenn er nur den Knaben nicht findet. Es sei ferne von mir, dem Vater sein Kind zu nehmen; aber ich will es ihm retten und erhalten, und will es ihm zum Guten erziehen lassen. Er mag den Knaben nehmen, wenn derselbe das Gesetz Mosis kennt, und ihm das Gesetz in's Herz geschrieben ist. Bis dahin geht mein Recht seinem Rechte vor, ob ich auch darum sollte gebunden und gefesselt werden.

„Aber wo findet mein Knabe die Arche Noahs, da er geborgen ist vor den Wogen des Verderbens? Ich habe gesucht und habe nicht gefunden. Darum bringe ich ihn Euch, Hans Jürgensen. Ich will sein Leben sicher stellen, und seines Großvaters Gut in Eure Hände legen. Ich vertraue Euch, wie ich dem Besten meines Volkes vertraue. Bewahret mir das Kind und meine Erdenschätze, bis ich wieder komme, Beides in eine andere, sichere Zufluchtsstätte hinüberzuholen. Ich hoffe, daß ich noch im Laufe des Winters finden werde, was ich suche; und dann werde ich wieder kommen und meinen Knaben holen, um ihn erziehen zu lassen im Glauben seiner Väter. Ich weiß, daß Ihr den Glauben Israels nicht verachtet, wenn Ihr auch viel höher achtet den Glauben an Euren gekreuzigten Gott.

„Ich habe Euer Buch gelesen, das Ihr mir gegeben habt, und das Ihr das Neue Testament nennt, und manchmal, da ich las, wollte mein Herz mit einstimmen in das Hosianna, das Ihr dem Messias entgegenjauchzet. Aber ich sage doch: Er ist's nicht, denn er wird kommen in seiner Schöne, und wird den Thron Davids wieder aufrichten, und wird bauen die Mauern Jerusalems. Nein, der alte Nathan will dem Gotte Israels treu bleiben. Und nur aus bitterer Noth nehme ich meiner Tochter Kind, und gebe es aus der Hand meines Volkes in Eure Hand, Hans Jürgensen!

Ich weiß, daß Ihr mir nicht d'rum zürnet, wenn ich Euch das sage. Ich weiß, daß Ihr den alten Nathan verstehet. Wohin soll ich mit meinem Knaben — wohin — ach wohin? Aber, Hans Jürgensen, wenn ich Euch das Kind gebe, dann müßt Ihr mir Eins versprechen, nämlich, daß Ihr den Knaben wollet lehren, zu halten den Bund Israels mit seinem Gott, und daß Ihr ihm aufthun wollet den tiefen Sinn des Gesetzes Mosis, und die heiligen Quellen aus der Propheten Bücher. Ich weiß, daß Ihr das Alles kennt, und daß Ihr an den stillen Abenden, wenn die Winde des Herrn an die Fenster rauschen, den Euren gern deutet, was Ihr zuvor in Eurem Sinn erforscht habt. Aber das Andere müßt Ihr mir auch versprechen, daß Ihr meinem Knaben nicht redet von dem Nazarener, und daß Ihr ihn nicht zum Abtrünnigen macht an dem Glauben seiner Väter. Denn süß wie Honig schmecket manches Wort Eures Buches, und mancher Satz Eures Glaubens klinget wie Harfensang vor den Ohren der Vornehmen; und eines Kindes Ohr horchet gerne auf neue und wunderbare Kunde. Darum versprecht mir, Hans Jürgensen, daß Ihr meinem Kinde die Kunde von dem Nazarener nicht mittheilen wollt."

Hans Jürgensen hatte schweigend zugehört. Schweigend erhob er sich und stand in ernstem Schweigen sinnend vor dem alten Juden. — „Nathan!" sagte er, „Ihr schenkt mir viel Vertrauen, viel mehr als früher, da Ihr mein Neues Testament noch nicht mit Euch genommen hattet. Ich weiß es wohl, daß das ein sehr weiter Weg ist und ein steiler Pfad, den Ihr mit Eurem Knaben gepilgert seid, von Eurem Volk in das Haus und zu dem Herzen eines Christenmenschen. Euren Wunsch wollte ich Euch nun wohl gern erfüllen; aber eins kann ich Euch nimmer versprechen: wie soll ich Eurem Kinde gegenüber schweigen von meinem Heiland Jesus Christus? Wenn ich Ihn meine Kinder lehre als das A und das O, soll ich dann Euren Benjamin hinausjagen? O, Vater Nathan, dann müßte der Knabe wohl an den Winterabenden stundenlang im Kuhstall sitzen, und wenn er heimkäme, und wir hätten uns auch vorgenommen zu schweigen, dann würd's uns doch über die Lippen sprudeln. Vater Nathan, Euer Kind soll ich das Gesetz Mosis lehren und soll es hineinführen in die Schriften der Propheten? Wir haben seit Jahren Mancherlei mit einander geredet über Euren Glauben und über meinen Glauben, daß ich Euch meine Meinung wohl im Bilde deutlich machen kann: kann ich wohl Adventslieder singen, über den Advent jauchzen und die Adventsgestalten malen, wenn ich nicht zugleich nach der fröhlichen, seligen Weihnacht hinüberblicken und über Weihnacht fröhlich jauchzen dürfte? Vater Nathan, wie Advent und Weihnacht, so stehen in meinen Augen das Alte und Neue Testament zu einander. Das verlanget nicht von mir, daß ich Euren Knaben durch die dunklen Adventstage hindurch- und nicht in den hellen Weihnachtssaal hineinführen sollte."

Da beugte der alte Jude noch tiefer den krummen Rücken und legte die Hand über's Angesicht, und saß lange schweigend auf der Ofenbank. Dann und wann rang sich ein Seufzer aus der Tiefe der Brust heraus, dann und wann schien eine Thräne gewaltsam sich die Bahn zu brechen zwischen den knöcherigen Fingern hindurch. Lange saß er also schweigend auf der Ofenbank. Der Bauer ging sinnend im Zimmer auf und ab und betrachtete schweigend mit Blicken tiefsten Mitleids die alte, gebrochene Gestalt in der Ofenecke. Dann legte er dem Alten die Hand auf die Schulter und sagte in mildem, ernstem Tone: „Lieber Nathan, ich wollte Euch gerne helfen; denn ich achte Euch höher als die Meisten Eures Volks. Ich glaube aber, daß Ihr nicht bloß Mühe habt um das Kind, sondern daß Ihr auch um Euch selbst zu kämpfen habt — zu kämpfen mit meinem Heiland."

Da richtete der Alte das Haupt hoch in die Höhe, als wollte er es erheben über das Wort des Mannes; aber bald senkte er es wieder nieder. Tief gebeugt war wieder der alte, krumme Rücken, und die Lippen flüsterten, als ob sie Scheu hätten, das Wort auszusprechen: „Manchmal schien's mir schön und gut zu sein, wenn ich mit David sprechen mußte: 'Meine Sünden gehen mir über mein Haupt und wie eine schwere Last sind sie mir schwer geworden' — ja schön und gut erschien es mir dann, von der Strenge des Gesetzes zu der Gnade — des Nazareners zu flüchten. Aber er ist's nicht, der da kommen sollte. Kein Engel Gottes bereitet ihm den Weg, wie der Prophet verheißen hat."

„Vater Nathan! Ist's nicht derselbe Prophet, der da spricht: 'Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth?' Seht, wenn der Prophet selber uns Engel in Menschengestalt zeigt, sollte er nicht auf Den hingewiesen haben, von dem der Evangelist des neuen Bundes verkündet: 'Dies ist der Anfang des Evangelii von Jesu Christo, dem Sohne Gottes. Als geschrieben stehet in dem Propheten: Siehe, ich sende meinen Engel vor Dir her, der da bereite Deinen Weg vor Dir. Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig! Johannes, der war in der Wüste, taufte und predigte von der Taufe der Buße, zur Vergebung der Sünden.'"

Wieder senkte der Alte tief das Haupt und flüsterte: „Ihr kennt Euer Buch; — wenn Ihr es nicht so gut kenntet, würde ich Euch meinen Knaben lieber hier lassen!"

„Ich glaube, Ihr irrt Euch, Vater Nathan," sagte ernst und mild der Haidebauer. Und hin und her redeten sie noch lange mit einander über die großen Fragen der Seele und Seelen-Seligkeit.

Als aber das Licht hinter dem niedrigen Fenster verlöscht war und der Mond sich gänzlich hinter dem finstern Schneegewölk versteckt hatte, da lag der alte Jude in der Kammer auf seinem Lager neben seiner Tochter Kind: der Knabe schlief, der Alte aber lag wachen Auges. Er hörte nichts von dem Brausen des Sturmes, denn ihm selber zog's wie Sturmesbrausen durch die Seele; er hörte nichts von dem Schneetreiben, das an die kleinen Fenster schlug, denn ihm ging's durch's Herz wie ein Schneetreiben zur Adventszeit.

Er lag und sann und dachte; er dachte an die Verfolgung von seiner Tochter Mann, an all' die Ränke und Schliche; er dachte an sein Volk, an dies theure heißgeliebte Gottesvolk, an dies Volk, das, wie einstmals, heute wiederum durch die Wüste ging. Aber wo ist der Moses, der es führt? Ihrer Viele gehen in der Irre und tanzen um das goldene Kalb. Er dachte an den Haidebauer und an seine Worte. Ach, die Worte wollen ihn nicht los lassen. Und dann dachte er wieder an seinen armen Knaben. Soll er ihn weiter mitnehmen durch Sturm und Wetter, in Gefahren für Leib und Seele? Soll er ihn hier lassen und ihn verloren geben seinem Volk, seinem Glauben? Was soll er? Er breitete die Hände aus wider den Herrn der Heerschaaren und dünkte sich ein Jakob zu sein, der mit dem Herrn rang, bis die Morgenröthe anbrach.

Als aber die Morgensonne mit dem Schneegewölk kämpfte und seine Flocken glitzernd zur Erde fielen, da keuchte mühsam ein einsamer Wanderer den beschneiten Pfad durch die Haide entlang. Er war tief gebeugt unter schwerer Last. Fest hielt die Hand den Wanderstab umklammert. Seine Linke hatte keine Knabenhand umfaßt. Der Wanderer schaut seufzend rückwärts; und dann eilt er vorwärts, vorwärts mit raschem Schritt, als ob er dem Haidehaus entfliehen wolle, — ja entfliehen dem Haus und den Umkehrsgedanken.

Die Sonne wollte durch's Gewölk brechen. Die Haide ist tief in's Unschuldskleid gekleidet. Die Tannen am Wege neigen ihre Zweige unter schwerer Last. Heilige Stille lagert über'm Feld. Die Flur hält eine Adventspredigt. Der Wandersmann pilgert ganz allein seine Straße. Versunken ist er in tiefe Gedanken; — sind's Adventsgedanken? — Der Wandersmann ist ein Jude.

II.

Morgenlicht.

Auf, auf! ihr Vielgeplagten,
Der König ist nicht fern;
Seid fröhlich, ihr Verzagten:
Dort kommt der Morgenstern:
Der Herr will in der Noth
Mit reichem Trost euch speisen,
Er will euch Hülf' erweisen,
Ja, dämpfen gar den Tod;

„Ich muß ihn sehen — ja ich muß ihn sehen, ehe die matten Augen brechen," so flüsterten die welken Lippen; und die zitternde Gestalt richtete sich halb in die Höhe, um weit auszuschauen über die braune Haide. Die Gestalt lag im Stroh, hinten in einem Bretterwagen. Langsam ging's vorwärts, denn der Weg war schlecht und mager waren die Rößlein. Der aber hinten im Stroh lag — den kennen wir: dunkel sind seine Augen, scharf geschnitten sind seine Züge im Angesicht, gebogen ist die Nase: er ist ein Jude. Umhergepilgert ist er, weit umher, und ist geflohen vor seiner Tochter Mann, wie ein flüchtiges Reh vor dem Jäger flieht. Erworben hat er für seinen Enkel und hat für ihn gedarbt, um des Kindes Leben sicher zu stellen — ganz sicher; denn seines Knaben Leben gilt ihm höher als das eigene. Aber wohin er gezogen ist — dahin sind Adventsgedanken mit ihm gezogen. Bei seinen Volksgenossen hat er Treue gesucht, um seinen Knaben darin zu bergen und zu betten, und Habgier, Lug und Trug hat er viel gefunden; mit dem Gotteswort beim Propheten hat er über die Seinen klagen müssen: „Dies ist das Volk, das den Herrn, ihren Gott, nicht hören, noch sich bessern will. Der Glaube ist untergegangen und ausgerottet von ihrem Munde. Schneide deine Haare ab und wirf sie von dir und heule kläglich auf den Höhen; denn der Herr hat dies Geschlecht, über das er zornig ist, verworfen und verstoßen. Denn die Kinder Juda thun übel vor meinen Augen, spricht der Herr. Sie setzen ihre Greuel in das Haus, das nach meinem Namen genannt ist, daß sie es verunreinigen." Und wenn er hineingeschaut hat in das eigene Herz, dann erkannte er drinnen das Kind seines Volkes, das seine Lippe seufzen muß: „Herr, so Du willst zürnen, wer wird vor Dir bestehen?"

Frieden hat er nicht finden können. Manchmal hat er das Buch des Haidebauern, die Geschichte des verachteten Nazareners, weit wegschleudern wollen, aber ihm war's, als klebte ihm das Buch an den Fingern. Und gerade dann, wenn er das Büchlein weit hinwegwünschte, dann mußte er es aufschlagen und mußte d'rin lesen. Wenn er aber d'rin las, dann war's ihm, als ob heilige Stille von ferne daher ziehe und wolle sich auf all' das Sturmgebraus in seinem Herzen legen. — So war er dahin- und dahergezogen; und wenn er meinte, eine Heimstätte für seinen Knaben gefunden zu haben, dann stieg ihm plötzlich dies Bedenken und das Bedenken auf. Seine Seele seufzete, so oft er an das Kind dachte und er meinte, er müsse dahin und sich zu seinem Knaben setzen und mit ihm trauern, wie Israel an den Wasserflüssen Babylons, da es die Harfe an die Weiden gehängt und sein Haupt mit Asche bestreut hatte. Aber es ging ihm mit dem Haidehaus wie mit dem Buch des Haidebauern. Er konnte sich nicht von dem einem trennen und nicht von dem andern. Manchmal ist's ihm vorgekommen, wenn er an den Knaben und an den Haidebauern dachte, als hätte er eine Todsünde begangen, die ihm nimmer vergeben werden könne; und dann wieder zog mit eben denselben Gedanken ein Jauchzen durch seine Brust, als müßte er mit ein-

stimmen in das Rufen des Volkes: „Hosianna, gelobt sei der da kommt!"

So zog er durch die Lande und schleppte seine schwere Bürde auf dem Rücken und seine Bergeslast auf dem Herzen. Bald — bald, hatte er wieder kommen wollen: und nun ist länger als ein Jahr verflossen, seitdem er durch die Haide pilgerte; und auch heute noch wäre er nicht gekommen, wenn er nicht drüben im Dorf unter seiner Last zusammengebrochen wäre. Sein Lebenlang war er nicht krank gewesen; aber in der letzten Zeit hatte er sich so matt nnd müde gefühlt; und als er auf der Dorfstraße nieder gesunken war und ohnmächtig in ein Haus hatte getragen werden müssen, da war sein erster Gedanke, als er die Augen aufschlug, ein Sterbensgedanke gewesen. „In die Haide will ich!" hatte er gesagt. Aber diejenigen, die sein Lager umstanden, hatten ihn mitleidig fragend und zweifelnd angeblickt; und als er den Fuß ansetzen wollte, hatte der Fuß den Dienst versagt. „In die Haide, zu dem Haidebauern Hans Jürgensen!" Und wieder setzte er den Fuß an, und wieder versagte der Fuß den Dienst. Da ließ er das Haupt in die hohle Hand sinken und saß eine Weile wie in tiefen Gedanken; dann ließ er die zwei mageren Rößlein vorspannen und Stroh in den Wagen legen, bezahlte dem Bauern die Fahrt, und ließ sich in's Stroh betten.

So kam der alte Nathan in die Haide. „Es gibt eine grüne Weihnacht," murmelte der Rosselenker in den blonden Bart. Die Meisen und Sperlinge zwitscherten auf den schwanken Birkenzweigen. Matt und milde strahlte die Sonne über die braune Ebene. Die Schafe des Haidebauern suchten sich das letzte Grün zwischen den Büschen heraus. — Der alte Nathan hörte nicht das Zwitschern der Vögel und sah nicht die milden Sonnenstrahlen. Sein Auge war unverwandt auf die kleinen Scheiben gerichtet, die unter dem dunklen Strohdach des Haidehauses ernst und freundlich herausschauten.

Der Haidebauer trat vor die Thür und schaute über's Feld. Er hatte ein scharfes Auge und hatte bald erspäht, wer dahergefahren komme. Er kannte den Mann dahinten im Stroh. Schon seit Monaten hatte er ihn erwartet. Nun grüßt er ihn mit ernstem, stillem Gruß, läßt sich von dem Fuhrmann die gekrümmte und gebrechliche Gestalt auf den starken Arm heben, und trägt sie in's Haus, wie eine Amme sorgsam einer Fürstin Kind trägt und bettet es sanft in weißen Flaum. Die Kammer ist fast immer bereitet, Gäste aufzunehmen; und in den letzten Monaten haben sie vielfach nach dem Großvater ihres Benjamin ausgeschaut. Das Bett ist überzogen mit weißem Leinenzeug. Die Kissen sind hoch aufgeschüttelt. Als der Haidebauer die Kammerthür öffnet, dringt ihnen Harzgeruch entgegegen. Drei Tage vor Christabend ist es, und der Haidebauer hat den Christbaum schon im Holzfuß befestigt und hat ihn in die Ecke der Kammer gestellt. Dem Alten schießt es wie ein Blitz durch's Auge, als er den Christbaum sieht. Er kennt des Baumes Bedeutung, hat er ihn doch gesehen hin und her in den Christenhäusern. Er zuckt zusammen. Aber das Zucken und Blitzen dauerte nur einen Augenblick: dann verwandelte es sich in herzliches Kosen, denn der Benjamin kam dahergestürmt, küßte stürmisch den Großvater, und der Alte streichelte ihm immer von Neuem die Wangen, während seine Lippen flüsterten: „Nun spreche ich wie Israel zu seinem Joseph: 'Ich will nun gerne sterben, nachdem ich Dein Angesicht gesehen habe, daß Du noch lebest.'"

„O Großvater," erwiderte der Knabe, und barg sein Angesicht in die Kissen und umschlang wiederum den Alten: „Großvater! nimm mich nicht wieder fort von den guten Leuten hier. Großvater! ich hab' sie so lieb. Großvater, sie haben mich Mosis Gesetz gelehrt. Und die Geschichte von dem Messias, der vom Himmel gekommen ist und sich für die Menschen hat kreuzigen lassen, kenne ich auch schon. Ach, Großvater, darf ich Dir die Geschichte von dem Messias nicht erzählen, der alle Kranken gesund macht?"

Die Augen des Kranken leuchteten im milden Glanz, und seine Lippen flüsterten: „Ich kenne die Geschichte, mein Benjamin, und kann verstehen, was der Gott Israels redete durch den Mund des Propheten, da er spricht: 'Ich tilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich.'" — Und dann fiel der matte Blick in die Ecke, wo der Tannenbaum stand mit seinem dunklen Gezweige, und die Lippen flüsterten: „Ja, ich verstehe das Alles: 'Frohlocket, ihr Berge, mit Jauchzen! der Wald und alle Bäume darinnen; denn der Herr hat Jakob erlöset und ist in Israel herrlich.' Ja, ich verstehe das: 'Es sollen Tannen für Hecken wachsen, und Myrten für Dornen; und dem Herrn soll ein Name und ein ewiges Zeichen sein, das nicht ausgerottet werde.'"

Und wieder fiel der matte Blick in's dunkle Gezweige, und wieder streichelte die knöcherige Rechte die Wange seines Knaben. Als aber der Haidebauer in's Zimmer trat, winkte ihm der Alte. Jener trat an's Bett. Die müden Augen fielen zu, die welke Lippe bewegte sich, aber sie redete unverständliche Worte. Wird er hinüberschlummern? Eine Weile lag er mit geschlossenen Augen und mit zitternden Lippen, dann schien er wie aus einem schönen Traum zu erwachen, er reichte dem Bauern die Hand und zog ihn an sein Bett. „Ich gehe heim," flüsterte er, „ich gehe heim, Hans Jürgensen. Ich werde Ihn sehen, den Schönsten unter den Menschenkindern. Euer Buch hat mir Ihn gezeigt, ob ich Ihn nicht sehen wollte; nun werde ich Ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Er wird mir die Thore Jerusalems aufschließen, und ich werde vor seinem Throne knieen und Ihn anbeten im himmlischen Zion. Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden. Nun darf ich mit Simeon sprechen: 'Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.'"

„Wollt Ihr in solchem Bekenntniß leben und sterben, Vater Nathan?"

„Sterben will ich auf solch' Bekenntniß und frohlockend einziehen in die heilige Stadt mit dem Perlenthor und dem goldenen Tempel des Herrn der Heerschaaren." — Soll ich unsern Pfarrer zu Euch rufen lassen?" — „Ja, ja, Hans Jürgensen, ja — den Boten des Messias." Der Haidebauer eilte hinaus und schirrte das Rößlein an, und ließ seinen ältesten Knaben in's Kirchdorf fahren. Als er wieder in die Kammer trat, schlug der Alte die Augen auf und zog ihn wieder an sein Lager. „Wie lange dauert's, bis der Pfarrer kommt?" — „Drei Stunden, Vater Nathan. Soll ich auch den Arzt rufen? Ihr seid schwer krank." — „Nein, nicht den Arzt. Er kann den Tod nicht zurückhalten. Schon sehe ich die Zinnen Jerusalems winken, die Zeit meines Abscheidens ist nahe. Hans Jürgensen, wollt Ihr meinen Knaben behalten und ihn aufziehen?" — „Vater Nathan," sagte ernst der Andere, „ich möchte Euch in dieser Stunde nicht gerne eine Bitte abschlagen, aber der Knabe hat einen Vater; ist nicht der Vater Derjenige, der von Gott berufen ist, das Kind zu erziehen? Und wenn der Mann auf Abwegen war,

könnte ihn der Herr nicht herumholen durch seines Kindes Liebe?"

„Der Vater ist vor vierzehn Tagen wegen Betrug und Wechselfälschung in's Gefängniß gekommen. Während dieser Zeit habe ich für den Knaben zu sorgen, so hat das Gericht geurtheilt. Mein Testament ist gemacht. Benjamin ist mein Erbe, und Ihr seid Benjamin's Vormund: wollt ihr ihn erziehen, als wäre er Euer eigen Kind? — Ja, Ihr wollt' es! ich hätte Euch nicht fragen sollen: ich kenne Euch! Ihr hängt nicht am Gelde, wie die Männer meiner Freundschaft. Hans Jürgensen, betet für mich zum Messias, daß er meine Hände rein wasche vom Unrecht. Betet für mich und für meinen Knaben."

Der Haidebauer betete. Der alte Nathan lag im Bette mit halb geschlossenen Augen. Benjamin saß neben ihm und weinete. Die Frau des Bauern machte wollene Tücher heiß und wickelte die Füße des Kranken d'rein. Aber die Füße wollten nicht warm werden. Höher und immer höher stieg die Kälte hinauf. Die Hausfrau machte ein bedenkliches Gesicht dazu: nach einer halben Stunde zog der alte Nathan ein in die Stadt der goldenen Gassen.

III.

Abendschatten.

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt
In dieser Winterszeit;
Vom Eise starrt der finst're Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit,
Auch Menschenherzen sind gefroren,
Ich stehe vor verschloß'nen Thoren,
Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfahn?
Ich klopfe an.

Die Jahre ziehen dahin wie die Wetterwolken über die Haide. Dem Haidebauern ist schon das Haar grau geworden, und bei seinem Aeltesten, der drüben im Kirchdorf die Mühle gepachtet hat, hat er schon den Erstgebornen über der Taufe gehalten. Auch anderswo hat er schon einen Erstgebornen über der Taufe gehalten. Das eine Knäblein aber hieß wie das andere, und alle Beide hießen g'rad so wie der Haidebauer.

Das war wohl selbstverständlich, als der Benjamin einen Christennamen tragen sollte, daß er den Namen seines Pflegevaters erhielt. Das hatte auch der alte Nathan Alles schon in seinem Testament festgesetzt. Der Benjamin war ein kluger Knabe, und wenn er den weiten Weg zur Dorfschule über die Haide pilgerte, dann wußte er den Andern sonderlich schwere Rechenaufgaben zu stellen. Der Haidebauer hätte nun am liebsten einen Pfarrer aus dem Burschen gemacht, denn es steckte eine heilige Begeisterung in dem Knaben, und das Neue Testament kannte er so gut, wie der Haidebauer; und der alte Vater Nathan hatte recht bedeutende Summen Geldes für den Knaben hie und da sicher gestellt, viel bedeutendere Summen, als der Haidebauer bei dem alten Hausirer erwartet hatte. Aber zweierlei trat dem Plane des Bauern entgegen: der große Wandertrieb des Knaben und seine unüberwindliche Lust zum Handeln. Und Beides trat immer mehr hervor, je älter er wurde. Eine zeitlang fürchtete der Haidebauer, daß er, wie sein Großvater, dessen Andenken das jugendliche Gemüth treulich bewahrte, den Waarenbündel auf den Rücken nehmen und hausirend hinausziehen würde. Aber wenn Hans Jürgensen diesen Trieb des Knaben auch nicht zu unterdrücken vermochte, so wußte er ihn doch in solche Bahnen zu lenken, daß der Jüngling unter seinen treuen Augen den ferneren Lebensweg pilgern konnte. Kaufmann wurde er. Das steckte nun einmal in der Art; und weit hinaus ist er gewesen, die Welt zu sehen, und hat diesem und jenem Herrn gedient; aber es zog ihn doch immer wieder in's Haidehaus zurück. Und wenn er heimkehrte, wurde er mit offenen Armen empfangen; und endlich wußte es der Haidebauer so zu leiten, daß der Benjamin in Kronsbergen, wo er selber auf dem Markte seinen Torf verkaufte, ein altes, solides Geschäft erwarb und sich ein treues Weib heimholte. Ein gewandter Kaufmann war er ja. Oft wollt's dem biederen Pflegevater bange werden, als ob unter der Gewandtheit die Redlichkeit leiden könne. Aber wenn er dann seinen Benjamin wieder in seiner hellen fröhlichen Begeisterung für seinen Heiland eintreten sah, war alles Bangen verschwunden. Benjamin war eine andere Natur als sein Pflegevater: dort Blitzen, Sprühen und rasche Beweglichkeit, hier Bedacht und Ruhe; dort frisches Aussprechen aller Herzenstiefen, hier stille Zurückgezogenheit in That und Wort. Der Haidebauer verstand die Natur seines Pflegesohnes und wußte sie zu leiten.

Nur Eines war dem erfahrenen Mann an dem Jüngling nimmer so recht verständlich gewesen: das Verhältniß des Benjamin zu seinem Vater. Benjamin war in der Lehre, als der Vater aus dem Zuchthause entlassen wurde. Hans Jürgensen konnte sich dann und wann nach ihm erkundigen. Er bemerkte auch, daß die Nachricht, die er dem Sohn über den Vater brachte, tiefen Eindruck auf jenen machte. Aber Benjamin schwieg zu der Botschaft und hat auch später nie nach dem Vater gefragt. Und dennoch konnte Hans Jürgensen wohl bemerken, daß der Sohn meistens den Aufenthalt und das Treiben des Vaters kannte. Einmal hat ihn der Pflegevater gefragt, ob er seinen Vater nicht aufsuchen und sich ihm als seinen Sohn vorstellen wolle. „Noch nicht," hat der Benjamin geantwortet, und Hans Jürgensen wußte, daß diese Antwort wohl bedacht sei und ihre guten Gründe habe; denn der Bejamin war klug und verständig über sein Alter hinaus. Was war's? was dem Benjamin den Mund schloß auch dem gegenüber, dem sonst sein ganzes Herz offen stand? Tiefe Ehrfurcht war's dem Vaternamen gegenüber, heilige Scheu, von der Schande dessen zu reden, der ihm nach Gottes Gesetz als dessen Stellvertreter gesetzt war. Ein Zug war's, den er wie andere Züge seines Wesens, mit aus dem Judenthum herübergebracht hatte, und den der schlichte Haidebauer um so weniger verstehen konnte, als er sein Leben ganz und gar auf Gnade gründete und von der Kreuzesgnade aus Personen und Lebenslagen beurtheilte.

Er hatte auch einmal mit dem Pfarrer von Kronsbergen darüber geredet, ob der Sohn nicht eigentlich die Pflicht habe, sich dem Vater zu nähern und zu versuchen, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Der Pfarrer aber hatte geantwortet, daß man dies dem Benjamin überlassen müsse. Er kenne den Kaufmann Jürgensen als einen so guten Christen und als einen so klugen Mann, daß er zu ihm das Vertrauen habe, er werde seine Kindespflicht nicht verletzen; er kenne auch den Vater desselben, nachdem der Haidebauer ihm den Namen genannt habe, als einen durchtriebenen Betrüger, mit dem sich Niemand gern einlasse — als einen so verstockten Bösewicht, daß es schwer halten werde, auf denselben Einfluß zu gewinnen, um so mehr, als der Mann einen großen Theil der Juden weit und breit hinter sich habe, da er von Vielen zur Ausführung böser Streiche gebraucht werde. Ueberdies würde der Benjamin sich Verfolgungen aussetzen, wenn er seinem Vater offen gegenübertrete; und wenn auch die wenigen Juden in Kronsbergen

dort fast gar keinen Einfluß hätten, so könne man nicht wissen, wie fein sie ihre Ränke spinnen, und wie weit sie ihre Netze auswerfen könnten.

Der Haidebauer konnte sich um so eher beruhigen, als er kurze Zeit darauf von demselben Geistlichen erfuhr, daß der Sohn durch die Hand des Pfarrers zu Berensburg, der Stadt, in welcher der Vater wohnte, demselben jährlich ansehnliche Unterstützung zufließen lasse, es auch versucht habe, auf denselben Einfluß zu gewinnen. Der Pfarrer von Berensburg aber widerrieth selber ein offenes Auftreten. Ein Gerede war über den Benjamin so wie so schon entstanden, zumal unter den Juden, weil er gar zu deutlich die Züge seines Volkes im Angesicht trug und man erfahren hatte, daß er nur ein Pflegekind im Haidehause gewesen sei. Aber weil sowohl der Haidebauer als auch Benjamin sich in tiefes Schweigen hüllten, wußte man nicht recht, was mit dem Mann und mit dem Gerede anzufangen sei. Ueberdies that der wohlhabende Mann viel Gutes, und Niemand wagte ihm einen Stein in den Weg zu legen, aus Furcht vor dem Volk.

Da wurde der Vater des Benjamin schwer krank, und den Mann, dem schon längst das Gewissen geschlagen hatte wegen seines Verhältnisses zu seinem Vater, hielt's nicht mehr in Kronsbergen: er mußte hinüber. Er eilte an das Lager des Kranken. „Ich bin's," sagte er, „ich, Dein Benjamin." Da richtete der Kranke auf seinem dürftigen Lager sich halb in die Höhe und schaute sich mit wildem Blick in dem wüsten Gemach um; und der wilde Blick blieb auf Benjamin haften, und funkelnde Blitze zuckten aus dem unheimlichen Auge: „Du bist es? Bist Du nicht der Kaufmann Jürgensen aus Kronsbergen?" — „Der bin ich, Vater, und Dein Sohn bin ich!" — „Fluch uber Dich! Ein Abtrünniger bist Du! Geh! Ich hatte ein Auge auf Dich geworfen schon seit langer Zeit, aber ich habe den Gedanken weit abgewiesen, daß einer von den Meinen sich den Namen des gehängten Nazareners auf die Stirn sollte brennen lassen!" — „Vater, ich bin gekommen in Gottes Namen, Dir meine Kindeshand und mein Kindesherz anzubieten." — „Fluch über Dich!" schrie der Andere in wilder Raserei. „Gekommen bist Du in meine Herberge wie Milch in den Fleischtopf, und hast verunreinigt, was koscher war! Gekommen bist Du als Brand auf meine Schwelle, und als ein Wolf in die Schafheerde Israels!"

„Vater!" sagte flehend der Sohn und suchte die furchtbare Bewegung seines Innern zu bekämpfen. Der Kranke aber wies mit der zitternden Hand nach der Thür und schrie: „Hinweg, Du Abtrünniger! Die acht Bußtage Israels werde ich um das Zwiefache verlängern, um die Schmach zu tilgen, die Dein Fuß an diese Stätte getragen hat. Hinweg!"

Da verließ Benjamin seinen Vater. Heiße Thränen quollen ihm aus den dunklen Augen. Er eilte zu dem Prediger, durch dessen Hand die Wohlthaten seit Jahren an den Vater gegangen waren. Der treue Seelsorger tröstete ihn. Der Fluch des Vaters werde wirkungslos niedergleiten an den durchbohrten Segenshänden des Heilandes. Benjamin aber zog heim mit tiefem Weh im Herzen. Nach wenigen Wochen kam ein Schreiben vom Gericht mit der Meldung, daß eine Klage wider ihn anhängig gemacht sei wegen unrechtmäßiger Aneignung der Erbschaft des alten Nathan. Der Vater hatte kaum das tägliche Brod im Hause, hatte also nicht die Mittel, um Prozesse zu führen; aber bald merkte der Sohn, daß eine starke Macht hinter ihm stehe. Das Testament des alten Hausirers aber war so klar und bündig gemacht, daß auch die Schätze Israels es nicht umstoßen konnten. Dem Sohne freilich zog's wie ein Schwertstreich durch's Herz, als er seinem eigenen Vater im Gerichtssaal gegenüber treten mußte. Er bot ein festes Jahrgeld, wenn der Vater von gerichtlicher Verfolgung der Sache abstehen wolle; er bot, als das Untergericht und das Obergericht zu seinem Gunsten entschieden hatten, wiederum dieselbe jährliche Summe. Sie wurde abgewiesen. Später freilich wurde die reichliche Unterstützung, die durch die Hand des Pfarrers von Berensburg ging, nachdem sie einmal ausgeschlagen war, wieder angenommen. Aber ein Wort des Dankes wurde dem Spender nie zurückgesandt. An dem Tage, als Benjamin den Prozeß wider seinen Vater in der letzten Instanz gewonnen hatte, wurden ihm spät Abends die beiden großen Spiegelscheiben seiner Ladenfenster eingeworfen. Er aber ist mit Thränen im Auge hinübergegangen zu seinem lieben Pfarrer und hat seinen jährlichen Beitrag ihm gebracht für die Mission unter Israel; der Beitrag aber ist in diesem Jahr mehr als doppelt so groß gewesen wie in den Vorjahren. — Er hat auch selbst einen langen Brief an seinen Vater geschrieben: viel Kindesliebe hat den Brief diktirt; viel wohlgemeinte Worte haben darin gestanden. Aber über das Schicksal des Briefes hat er nie ein Wort gehört.

Das aber hat er bald nachher von dem Pfarrer von Berensburg vernommen, daß der Vater noch immer körperlich schwach und oft krank sei, daß derselbe nach wie vor sich mit allerlei unsauberen Geschäftchen abgebe und daß er überdies sich in den letzten Jahren mehr und mehr dem Trunke ergeben habe, weßhalb die übrigen Juden sich allmählich von ihm abgewandt hätten. Er lebe jetzt fast ausschließlich von der Unterstützung des Sohnes, und bringe dieselbe durch, sobald sie eingehe.

Nochmals versuchte der Sohn den Vater mit freundlich ernster Bitte an sich zu ziehen, aber vergebens. Da zog der starre Frost über's Erdreich und die Adventsglocken läuteten hell über den Wintertag: „Siehe, dein König kommt zu dir!" Und mit dem Frost und mit den Adventsglocken kam ein Brief vom Pfarrer in Berensburg, der die Meldung brachte, daß der Hausirer darniederliege und nicht wieder aufstehen werde. Benjamin Jürgensen aber hub eilig seine drei Kindlein in den Wagen und fuhr mit all' den Seinen hinüber an das Sterbebett seines Vaters.

Als der Blick des Sterbenden auf die drei Kindlein fiel und die junge Frau ihm den Säugling über das Bett hob, wurde sein Auge mild und wurde feucht; als er aber den Benjamin sah, schoß ein wilder Blitz ihm über's Angesicht und er wandte sich zur Wand und lag eine zeitlang im Schweigen. Der Pfarrer war leise eingetreten, hatte sich an's Bett gesetzt und fing an, das Kapitel aus dem Propheten zu lesen, darin für alle armen Sünder ein unermeßlicher Schatz hervorleuchtet: „Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet." Und dann kam zu der Verheißung die Erfüllung, nämlich das gewaltige fünfte Kapitel des Römerbriefes; und als der Pfarrer mit ernster Stimme die Worte las: „Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden," da wandte der Sterbende sein Antlitz wieder von der Wand ab und schaute mit dem brechenden Auge in das Angesicht seines Sohnes, und dem Benjamin war's, als wenn etwas von des Heilands Freundlichkeit aus dem trüben Auge herausleuchte. Und der Sohn kniete am Bette nieder und betete zu dem Sünderheiland. Die Lippen

des Sterbenden aber öffneten sich nicht mehr. Auf die gebrochenen Augen legte sich sanft die Kindeshand. Unter dem Beten zum Sünderheiland war er entschlafen. Ob er diesen Sünderheiland gesehen hat, wie einst der Schächer am Kreuz Ihn sah? Ob er an der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit den König Israels gesehen und die Adventszeit erkannt und sich von der Adventsgewalt die Thore Jerusalems hat aufschließen lassen? Wer weiß es? Der allein weiß es, dessen Auge durch alle Zeit und Ewigkeit schauen kann.

Die Juden haben dann die Todtenklage gehalten um den Mann ihres Volkes. Der Haidebauer hat ihm auch das Geleit gegeben zu seiner Ruhestatt; und neben ihm waren seine beiden Söhne. Die Drei sahen aber aus wie die Gesegneten des Herrn. Dicht hinter der Bahre ging der Benjamin. Er hatte das Aeußere wie die Juden alle, die in großer Zahl gekommen waren. Ja, so sah auch der Benjamin aus. Nur ein Zug in seinem Angesichte gehörte nicht dem Judenvolke, -- nein, der erinnerte an den Haidebauern und an seine Söhne: das war dieselbe Milde, dieselbe Treue und dieselbe Offenheit, die aus den drei Angesichtern der Christen zu lesen war. Dunkel war das Auge des Benjamin, wie die Augen der Juden um ihn her. Aber ein Blick strahlte immerdar aus seinem Auge, der leuchtete nicht aus all' den dunklen Augen; der leuchtete aber aus den blauen Augen des Haidebauern und seiner Söhne: — das war ein Blick tiefen Friedens.

So sind sie dahingezogen und haben den Todten begraben. Unter dem Läuten der Adventsglocken der Christengemeinde haben sie ihn begraben. Sein Grab aber liegt draußen vor dem Stadtthor in der langen Reihe zwischen den Denksteinen, darauf kein Kreuz gesetzt werden darf, auf dem Friedhof der Juden.

Der Friedefürst.

Für Haus und Herd von Anna Spörri.

Einst zog ein stilles Friedenswehen
Durch dieses arme, dunkle Land,
Von Wenigen erkannt, gesehen
Und doch zum Heil der Welt gesandt.

Es kam aus jenen lichten Höhen,
Wo nur des Friedens Heimath ist,
Wo Kummerthränen nie gesehen,
Der Friedensborn in Fülle fließt.

Und wo es mächtig eingedrungen
Mit seinem Glanz in Haus und Herz,
Da war der Feinde Macht bezwungen,
Gestillt, versöhnt der Seele Schmerz.

Das war ein wunderbares Erben,
Statt Richterspruch ein Vaterherz,
Statt friedlos leben, trostlos sterben —
Im Glauben wandeln himmelwärts.

Wie ward es licht an allen Orten,
Wohin sich wandte Jesu Fuß.
Er kam mit lauter Segensworten
Und „Friede sei mit Euch" als Gruß.

Und wo Er bis zu diesen Tagen
Mit Seinem Friedensgruß eintritt,
Da schwindet Angst und Noth und Klagen,
Da bringt Er Heil und Segen mit.

Denn Frieden hat das Herz gefunden
Mit Gott durch Jesu Christi Blut,
Und Kraft in Seinen Todeswunden,
In seinem Sieg des Lebens Gut.

Das ist ein wunderlieblich Leben,
Von Himmelsfrieden ganz erfüllt,
Ein göttliches, erhab'nes Streben,
In sel'ges Ruhen eingehüllt.

Wo solche Gotteskinder weilen
Muß eine sel'ge Stätte sein,
Da müssen manche Wunden heilen,
Manch' Seele gleichem Dienst sich weih'n.

Da wird manch armes Herz, geborgen
Als wie im Friedenshafen ruh'n,
Verlernen ängstlich banges Sorgen,
Der eig'nen Werke machtlos Thun.

Es wird sich wohl und heimisch wissen
Wer über diese Schwelle geht,
Des Friedens Segen mitgenießen,
Das Glück im häuslichen Gebet.

Seht, unter Menschen Gottes Hütte,
Auf Erden schon ein Paradies,
Der Herr in Seiner Jünger Mitte,
Wie es Sein Abschiedswort verhieß.

O komm herab aus Himmelshöhen,
Du Geist des Friedens und der Kraft,
Erfüll' durch Deiner Liebe Wehen
Manch Heim mit solcher Gottesmacht.

Komm, Herr, mit Deiner Sanftmuth Milde
Mit Deiner Demuth, Lieb' und Treu'
Und mach' uns ähnlich Deinem Bilde,
Daß Herz und Haus Dein Tempel sei!

Aus Kaiser Wilhelm's Testament.

Zusammengestellt von X.

Der Enkel des alten verstorbenen deutschen Kaisers, der jetzige Herrscher — Wilhelm der Zweite, konnte seinem Großvater kein schöneres Denkmal setzen, als durch den Befehl, die letztwilligen Aufzeichnungen des ehrwürdigen Greisen zu veröffentlichen, und wir stimmen mit dem Satz in jenem Befehl ein, welcher also lautete: „Vieles aus diesen Aufzeichnungen ist ein herrliches Zeugniß erhabener Seelengröße

und edlen frommen Sinnes, ein Vorbild für Herrscherhaus und Unterthanen."

Der alte Kaiser hatte die Gewohnheit, bei wichtigen Ereignissen seines Lebens Aufzeichnungen auf Papierbogen zu machen, die seinem Testamente beigelegt wurden und also erst nach seinem Tode zum Vorschein kamen.

Am 17. April 1857 schreibt er zum Beispiel ein Abschiedswort für die Seinen, in welchem es unter Anderm heißt: „Im Glauben ist die Hoffnung! Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen! Herr, dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden! Wenn diese Schrift in die Hände der meinigen fällt, gehöre ich zu den Abgeschiedenen. Möchte es mir vergönnt sein, in meinen letzten Lebensstunden meinen Geist in die Hände meines Gottes zu empfehlen! Sollte ein jäher Tod mich ereilen, so möge mein ganzes Leben eine Vorbereitung für's Jenseits gewesen sein. Möge Gott mir ein barmherziger Richter sein! Ein viel bewegtes Leben liegt hinter mir. Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude im steten Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust meiner unvergeßlichen theueren und geliebten Mutter erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Theilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben. Die treueste Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück."

Unter dem 31. Dezember 1866 schrieb er: „Als Gott den vielgeprüften König, meinen Bruder, von seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung, in tiefster Demuth, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. In dem Jahre, welches heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für so viel Erduldetes reichlich entschädigt. In Demuth erkenne ich diese göttliche Gnade, die mich ausersehen hat in meinem vorgerückten Alter, eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heil des engeren und des weiteren Vaterlandes bestimmt zu sein scheint. Ganz Preußen finde hier meinen königlichen Dank für die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte! Wo solche Vaterlandsliebe sich zeigt, da ist der gesunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht, und darum segnet sie Gott sichtlich. Meinen heißesten Dank finden Alle hier, die mir halfen, durch schwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieses Jahres zu gelangen! Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen sich dieses Segens würdig zeigen! Mögen meine und seine Nachkommen solches Volk und solche Armee um sich sehen und durch besonnenes, zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen beider sorglich fördern und Preußen die Stellung sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen ist! Das walte Gott in seiner Gnade!"

Ein von demüthigem Dank erfülltes Herz spricht sich aus in der die Kämpfe, Siege und Gründungen von 1870—71 betreffenden Aufzeichnung: „Gott war mit uns! Ihm sei Lob, Preis, Ehre, Dank! Als ich am Schluß des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartet glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neueinigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagwerk vollbracht sei und ich dasselbe dereinst meinem Sohne glückbringend hinterlassen würde. Aber nach Gottes unerforschlichem Rathschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen. Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 1871 geschehen. Der deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenigen Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Mit demüthig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neugeeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein, die Güter in Demuth zu genießen, die in blutigen, heißen Kämpfen errungen wurden! Herr, dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden. Amen!"

Schmerzliche Gefühle drängen sich aus der gepreßten Brust des kaiserlichen Dulders in dem, was er im Jahre 1878, dem Schmachjahr der Attentate, niederzuschreiben hatte: „Es gehet ein Jahr zu Ende, welches für mich ein verhängnißvolles sein sollte! Ereignisse von erschütternder Art trafen mich am 11. Mai und am 2. Juni! Die körperlichen Leiden traten zurück gegen den Schmerz, daß preußische Landeskinder eine That vollbrachten, die am Schluß meiner Lebenstage doppelt schwer zu überwinden war und mein Herz und Gemüth für den Rest meiner Tage finster erscheinen lassen! Doch

muß ich mich ergeben in den Willen Gottes, der dies Alles zuließ, aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten ließ, da er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden ließ, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhl des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erkenne ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie Alles, was von ihm in Leid und Freude uns trifft. Darum preise ich die Vorsehung für die schmerzensvollen Ereignisse des ablaufenden Jahres. Sie haben mir aber auch Erhebendes gebracht durch die Theilnahme, welche mir von allen Seiten zu Theil wurde. Zunächst findet hier meine Gemahlin meinen heißen Dank für ihre Liebe und Theilnahme, die sie mir, selbst leidend, schenkte, demnächst meine Tochter, die mit kindlicher Liebe mich pflegte und mir so wohl that. Alle Familienglieder von nah und fern finden hier meinen liebevollen Dank für Alles, was sie mir Theilnehmendes in der Schmerzenszeit bewiesen. Allen denen, die in so überraschender Weise meiner gedachten, gebührt hier mein inniger Dank. Und woher kam diese Theilnahme? Von wo anders als vom Allmächtigen, dessen Führung es wollte, daß ich in der Welt so gestellt ward, daß seine Gnade sich Jedermann einprägte, die über mir waltete. Und in dieser Waltung erkenne ich wiederum seine Liebe und Barmherzigkeit, daß er mich ausrüstete, seinen Willen hier auf Erden zu vollführen und er mich und mein Volk würdig fand, das übertragene Pfund zu verwalten. Also wiederum nur Gottes Gnade preise ich in Allem, was mir von Menschen in der Leidenszeit Gutes zu Theil ward. Aber nicht bloß in dieser Leidenszeit zeigte sich diese Theilnahme, sondern jeder Zeit habe ich dieselbe in einem Maße empfangen, die weit über das Verdienst ging mit dem ich jenes Pfund verwalten konnte. Die Menschen haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen; aber Der, welcher sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein, wo ich die Lehren und Weisungen des eingeborenen Sohnes des himmlischen Vaters nicht achtete! Herr, dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden. Im Glauben ist die Hoffnung und die himmlische Liebe der Weg dahin! Amen! Wilhelm."



Entmuthigungen.

Ein lieber Freund schrieb mir einst: „Wenn Gott dir einen Auftrag gibt, so führe ihn auch aus." Ich sehe es jetzt als einen Auftrag von ihm an, ein Wort über die Entmuthigungen zu reden. Das scheint freilich kein sehr dankbares Thema zu sein, aber durch Gottes Gnade kann es vielleicht die Wirkung haben, ein trauriges Herz fröhlich zu machen. Ich weiß, daß manche Kinder Gottes sich oft sehr muthlos fühlen, und mir geht es nicht besser. Allerlei Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich uns entgegenstellen, drücken unsern Geist nieder; zuweilen sind es so geringfügige Dinge, daß wir uns schämen würden, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Nun, wenn du zu Menschen nicht davon reden magst, — sage es deinem Heiland. Ihm darfst du Alles klagen, denn er hat Mitleid mit unserer Schwachheit. Alles, was uns bekümmert, fühlt sein zärtliches Herz mit uns.

Die Entmuthigungen kommen aus der Welt, und die Welt liegt im Argen. „Der Arge" bedient sich ihrer, um unsern Glauben zu schwächen, denn er weiß, daß ein muthloses Herz die Hand lässig und den Fuß träge macht. Aber unser Herr, dem wir dienen, ruft uns zu: Seid männlich und seid stark! (1 Kor. 16, 13.) Darum: „Laßt uns dienen dem Herrn mit Freuden!" Das Herz muthlos und verzagt machen, ist ein sehr alter, aber ein sehr wirksamer Kunstgriff des bösen Feindes. Schaue nur drei tausend Jahre zurück. Da wird uns von dem auserwählten Volke berichtet, daß es sehr muthlos war wegen des Weges, den es geführt wurde, und doch war der Weg „Gottes Weg" und führte aus der Wüste in das gelobte Land. Warum war denn Israel so verzagt? Nur weil der Weg, den es wandeln sollte, nicht der kürzeste war. Auch uns würde es viel lieber sein, wenn wir auf einem kurzen Wege in den Himmel kommen könnten, aber doch bleibt es ewig wahr, und wir werden es täglich besser erfahren: „Du führest mich auf rechter Straße."

Die Entmuthigungen wirken in unserer Seele, wie Gift in unserm Körper. Aber Gott hat uns ein Heilmittel für sie bereitet. — Wie kann ich es finden?

Um diese Frage zu beantworten, laßt uns vor Allem nach der wahren Ursache unseres Kummers forschen. Laßt uns stille werden und uns ernstlich fragen: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?" Vielleicht

wird die Antwort lauten: „Alles scheint gegen mich zu sein, meine Freunde verlassen mich, die Zukunft liegt trübe und dunkel vor mir.“ Nimm deine Bibel und lies, was 1 Sam. 30 geschrieben steht. Das ist deinem Fall sehr ähnlich. Da heißt es im 6. Vers: „David war sehr geängstigt, denn das Volk wollte ihn steinigen.“ Der Feind hatte gesiegt und ihm schwere Verluste bereitet; aber, obgleich alles und alle gegen ihn zu sein schienen, „stärkte David sich doch in dem Herrn, seinem Gott.“ Er wußte, bei ihm konnte er eine Zuflucht finden, und ob auch alles um ihn dunkel war, vertraute er dennoch auf Gott. Sehr bald nach dieser Niederlage schlug David seine Feinde und errettete alles, was sie genommen hatten. Fasse denn auch du Muth, mein Freund, Gott vermag auch für dich aus jeder Verlegenheit einen Ausweg zu finden; er hat verheißen, das, was höckerig ist, schlicht zu machen.“

Der Entmuthigungen gibt es für uns gar verschiedene. Vielleicht lebst du als erwachsene Tochter im elterlichen Hause. Dein Wunsch, dein redliches Bemühen ist es, den Platz würdig auszufüllen, den Gott dir angewiesen. Aber es will dir nicht gelingen, die Deinen zufrieden zu stellen, und du fühlst dich entmuthigt. Oder du hast einen Dienst, eine Stellung in fremdem Hause angenommen; du strebst, alle dir aufgetragenen Arbeiten treu und gewissenhaft auszuführen, aber man tadelt dich stets, anstatt dich zu loben, und—du fühlst dich entmuthigt. Oder dir ist ein Amt anvertraut, und ganz erfüllt von der Heiligkeit deiner Pflichten, widmest du ihnen deine ganze Kraft, deine ganze Liebe, aber — Anerkennung wird dir nicht zu theil, und — du fühlst dich entmuthigt.

Vielleicht erwartest du, daß ich dir den Rath gebe, mit welchem die Welt nur allzu schnell bei der Hand ist: „Suche dir eine andere Stellung, ein anderes Amt.“ Aber ich sage dir im Gegentheil: Bleibe, wo du bist! Suche dir nur ein Heilmittel gegen die Entmuthigungen. Versuche es einmal, all' deine Arbeit zu thun, „als dem Herrn und nicht den Menschen.“ Merke wohl: „als dem Herrn!“ Bisher hast du auf deinen irdischen Herrn geschaut, nach Anerkennung und Lob von Menschen getrachtet. Schaue höher hinauf: dein Herr ist im Himmel! Er beobachtet deine tägliche Arbeit; seinem wachsamen Auge entgeht nichts. Denkst du nicht daran, wie Jesus den Mann bemerkte, welcher einen Wasserkrug trug? (Luk. 22, 10.) Es war eine sehr geringe, alltägliche Arbeit, Wasser zu holen, aber unser Herr bedurfte seiner und ließ es für uns in seinem Worte niederschreiben, dir und mir zum Troste und zur Stärkung, wenn wir unserer täglichen Arbeit einmal überdrüssig werden wollen. Und jetzt schaut er aus der unsichtbaren Welt auf uns nieder mit liebendem, sorgendem Auge und spricht uns zu: „Sei gutes Muths! Ich weiß, wo du wohnst, ich kenne alle deine täglichen Arbeiten. Harre nur noch eine kleine Weile, dann sollst du aus meinem Munde hören: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Ein kleines Mädchen sagte einmal: „Wie will ich mich freuen, wenn der Herr Jesus zu mir sagen wird: „Gut, liebe kleine Else!“

Wenn du nun einmal wieder muthlos bist, so lausche nur der Stimme deines Herrn, und vergiß nicht deinen Namen hinter jede Botschaft, welche er dir sendet, zu setzen; das macht sie so gewiß und tröstlich.

Doch ich will noch ein Wort über die schwersten aller Laster reden, über die Entmuthigungen, welche unser inneres, geistliches Leben lähmen. Du sprichst: „Ich möchte so gern ein gläubiger Christ sein, aber ich kann es nicht.“ Setze dein Wünschen in Vertrauen um. Du hast gegen deine Feinde gekämpft, aber — in eigener Kraft. O, vergiß doch nicht, daß sie alle, Teufel, Welt und Fleisch, viel mächtiger sind als du, aber nicht mächtiger als dein Heiland. Laß ihn in dir wohnen und wirken, und du wirst sie alle besiegen. Hast du ihn in dein Herz aufgenommen? Wenn nicht, so bitte ihn, daß er dich erfahren lasse die Kraft seines Blutes, welches dich reinigt von aller Sünde.

Vielleicht bist du entmuthigt, weil dein Leben ausgefüllt ist mit einförmiger, geisttödtender Arbeit, welche noch dazu so schwer und anstrengend ist, daß du dein Dasein die reine Sklaverei nennst. „Wenn es denn doch wenigstens Arbeit für den Herrn und sein Reich wäre,“ sprichst du, „so wollte ich mich über ihre Härte nicht beklagen.“

Mein Freund, du befindest dich im Irrthum. Jede Arbeit kann zu einer Arbeit für den Herrn werden. Stemple sie nur mit dem königlichen Siegel und sie wird dir sofort in einem neuen Lichte erscheinen. Schreibe das Wort: „alles“ über deine „Sklaverei“, und dann öffne deine Bibel, und laß dir das Wort: 1 Cor. 10, 31 in leuchtender Schrift, mit goldenen Lettern in's Herz schreiben. „Was ihr thut, das thut alles zu Gottes Ehre!“ Da wird sofort jeder Gedanke an Sklaverei verschwinden, und deine lästige Pflichten werden dir lieb und werth werden, weil ein neues Licht, ein Strahl göttlicher Herrlichkeit auf sie gefallen ist. „Alles!“ Ja, jede Arbeit, ob groß oder klein, ist in dies

„alles" eingeschlossen. Es ist dies eines jener köstlichen Gottesworte, welche jeden Pfad erhellen, alles Sehnen und Verlangen stillen. —

Andere Christen werden dadurch entmuthigt, daß ihre Arbeit, äußerlich angesehen, so unbedeutend und unscheinbar ist; sie sehnen sich nach einem größern Wirkungskreise. Aber der Herr weiß am besten, an welchen Platz er uns stellen muß. Diejenigen, welche einst in der Wüste die Nägel und Seile für die Stiftshütte anfertigen sollten, thaten in ihrer Weise ebensoviel als die, welche mit der Arbeit der goldenen Leuchter und Geräthe betraut waren. Nicht so sehr auf das, was wir thun, sondern wie wir es thun, sieht der Herr; das, was uns die niedrigste Arbeit zu sein scheint, ist ihm wichtig und angenehm, wenn es nur in „seinem Namen" geschieht. Das Wort einer ernsten Christin ist mir oft sehr tröstlich gewesen; sie sagte: „Ich freue mich, daß ich des Herrn Magd für alles sein und alles thun darf, was er mir aufträgt.

Einmal begegnete mir ein junges Mädchen, welches sehr niedergeschlagen aussah. Sie mußte am Sonntagnachmittag mit den Kindern ihrer Herrschaft spazieren gehen und wünschte doch so sehr, einer Bibelstunde beiwohnen zu können, in der sie so oft schon Trost und Erquickung gefunden hatte. Ich sagte ihr das Wort: „Jesus nahte zu ihnen und wandelte mit ihnen," (Luk. 24, 15) und sie durfte die Wahrheit dieses Wortes erfahren. Gott wird uns nie seines Segens verlustig gehen lassen, vorausgesetzt, daß wir auf dem Pfade unserer Pflicht wandeln.

Und nun muß ich noch ein Wort über die Entmuthigungen sagen, welche dem weiblichen Geschlecht oft gefährlich werden. Sie schleichen sich unbemerkt in's Herz hinein und erfüllen es nach und nach mit Bitterkeit. Ich meine das Gefühl des Unbefriedigtseins, welches die Mädchen im spätern Lebensalter so oft ergreift, weil sie glauben, ihre Bestimmung nicht erfüllt zu haben. Eine solche Ansicht ist aber ebenso thöricht wie sündlich. Es ist doch nur Trotz und Eitelkeit des armseligen Ich, welche sich in der Klage Luft macht: Soll ich eine alte Jungfer werden? Und was wird das Ende sein? Das elende Ich, das wir so gern auf den Thron erheben möchten, muß doch herunter, muß vernichtet werden; je höher du es gehoben, desto tiefer wird der Fall sein. Laß dich erlösen von dir selbst, daß du sprechen kannst: „Ich will das sein, wozu Gott mich bestimmt hat." Und willst du nicht versuchen, diese deine „Bestimmung" zu schmücken und zu verschönen? Wenn Jesus in deinem Herzen regiert, wird er dich zu dem machen, was ein rechtes Weib sein soll: Sanft, freundlich, bescheiden und lauter im Reden und Handeln, im Denken und Fühlen. Aber es gibt noch Höheres für dich. Du kannst des „Königs Tochter" sein. Dies ist der Ehrentitel, welchen alle tragen dürfen, welche „ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes," und sich geschmückt haben mit seiner Gerechtigkeit.

Vielleicht ist deine Stellung eine sehr untergeordnete, und du kannst dich nicht darin finden, allen dienen und immer nur dienen zu sollen. Liebe Schwester, denke daran, daß des Menschen Sohn zu den Geringsten, welche er um sich gesammelt hatte, sprach: „Ich aber bin unter euch wie ein Diener," und: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene." Kannst du dir denn ein besseres Loos wünschen, als thun zu dürfen, was er that, und — „des Herrn Magd" zu heißen?

Wenn zwei Engel von Gott gesendet wären, der eine, um ein Königreich zu regieren, der andere, um den Kehricht von der Straße zu fegen, so würden beide Gottes Werk thun, und beide gleich von ihm geehrt werden. —

Es gibt noch viel mehr Entmuthigungen, gegen welche du zu kämpfen haben wirst, aber gegen alle, mögen sie sein, welche sie wollen, hat dein Herr Heilmittel bereit in seinem Worte. Laß deinen Willen nur von ihm immer mehr in Einklang bringen mit seinem Willen, und du wirst ihre Kraft gewiß erfahren. Das walte Gott! (Nachbar.)

Ein Glaubensbekenntniß von Victor Hugo.

Für Haus und Herd übersetzt von A. J. B.

Dieser berühmte Dichter Frankreichs war kein Spötter und Gottesverächter, wie Nichtunterrichtete leichthin zu urtheilen geneigt sind, einfach weil er aus dem Lande stammt, wo die ganze Luft Unglauben zu athmen scheint — sondern er war ein Mann, welcher aufrichtigen, lebendigen Glauben an Gott und Religion hegte. Man lese folgende herrlichen Worte, die er, ein betagter, müder Greis, kurz vor seinem Ende, im Jahre 1885 niederschrieb:

„Ich fühle in mir das zukünftige Leben. Ich komme mir vor wie ein Wald, der schon mehr als einmal abgeholzt wurde. Lebendiger und kräftiger als je streben neue Schößlinge empor. Ich fahre dem Himmel zu — das fühle ich. Sonnenschein umspielt mein Haupt. Die Erde gibt mir ihren wohlthätigen Saft, aber der

Himmel strahlt mir den lichten Widerschein unbekannter Welten zu. Ihr sagt, die Seele sei nichts als die Funktion der körperlichen Organe. Wie kann es aber dann in meiner Seele stets lichter werden, trotzdem meine Körperkräfte immer mehr schwinden? Auf meinem Haupte liegt schneeigt der Winter — aber im Herzen blüht mir ein ewiger Frühling; und zur Stunde genieße ich den süßen Duft seiner Lilien, Veilchen und Rosen wie je vor zwanzig Jahren!!

Je mehr ich mich dem Ende nähere, desto deutlicher vernehme ich um mich her die unsterblichen Symphonien jener Welten, die mir einladend entgegenwinken. Wunderbar — und doch so begreiflich!

Es klingt wie ein Märchen und doch ist es Geschichte: Ein halbes Jahrhundert lang habe ich nun meine Gedanken niedergeschrieben in Prosa, Poesie, Geschichte, Philosophie, Drama, Roman, Tradition, Satyre, Lied — ich habe Alles probirt. Doch fühle ich, daß ich noch nicht den tausendsten Theil von dem ausgesprochen habe, das in mir ist. Wenn ich hinabsteige in's Grab, dann kann ich wie viele Andere sagen: „Mein Tagewerk ist zu Ende" — nicht aber „mein Leben ist zu Ende!" Nein, mein Tagewerk werde ich am nächsten Morgen wieder beginnen! Das Grab ist keine Sackgasse, sondern ein Durchpaß. Es schließt sich beim Dämmerlicht des Abends, um beim Grauen des Morgens sich wieder zu öffnen. Ich nütze jede Stunde meines Lebens aus, weil ich diese Welt liebe wie mein Vaterland. Doch meine Arbeit ist nur ein Anfang. Kaum daß das Fundament meines Monumentes gelegt ist. Gerne möchte ich es durch alle Ewigkeiten hindurch sich weiter erheben sehen.

Der Durst nach dem Unendlichen beweist die Unendlichkeit.

Die Weiber von Schorndorf.

Im September 1888 wurde in Schorndorf, einer Oberamtsstadt im würtembergischen Remsthal, das Andenken an jene muthigen Weiber festlich begangen, die vor 200 Jahren die Stadt vor Plünderung und Zerstörung bewahrt haben. Wir geben einem Mitarbeiter das Wort zur Darlegung des näheren Sachverhalts.

Es war im Jahre 1688, wo das heutige Südwestdeutschland, nämlich Pfalz, Baden, Würtemberg, aufs Empörendste von den Mordbrennerbanden König Ludwigs von Frankreich unter der Führung der Generale Montclar, Peyssonnel und Melac geplündert, gebrandschatzt und verheert wurde. Eine dieser Abtheilungen rückte auch vor die Stadt Schorndorf im schwäbischen Remsthahl.

Die Stadt Schorndorf war gut mit Mauern versehen und hatte ein starkes Schloß mit einem tüchtigen Commandanten, Peter Krummhaar. Vergebens bot Melac diesem wackeren Offizier 2000 Doublonen, wenn er ihm die Feste übergebe. Aber der Rath der Stadt war auf die Vorstellungen des Kriegsraths Heller von Stuttgart bereits entschlossen, dennoch die Stadt zu übergeben. Schon waren französische Commissäre eingetroffen, und es sollte der Stadt eine schwere Kriegssteuer auferlegt werden, da war es die Bürgermeisterin von Schorndorf, Anna Barbara Walch, die solchem Treiben Einhalt that.

Nach dem Bericht eines alten Chronisten geschah dies in folgender Weise. Frau Walch war eine gescheite, äußerst thätige und dabei reiche Frau. Als sie merkte, daß die Rathsherren mit ihrem Mann sich dahin neigten, den Commissären nachzugeben, da entbrannte ihr Herz in patriotischem Eifer. Mit ihrer besten Freundin, der Frau des Hirschwirths und Gerichtsältesten Kazenstein, die ihre Gesinnungen theilte, ersann sie den Plan, wenn die Männer verzagen, wollen sie, das schwächere Geschlecht, die Stadt vertheidigen und retten. Sie schickten den schlauen Weingärtner Friedrich Kurz in der ganzen Stadt herum und ließen den Frauen in ihrem Namen entbieten, bewaffnet vor das Haus der Bürgermeisterin zu kommen. In kurzer Zeit war das ganze Schorndorfer Weibervolk versammelt, mit allerlei Kuchel- und Stallgewehr, Heu- und Ofengabeln, Hackmessern, Besenstielen, Kunkeln, Sicheln, alten Partisanen und Hellebarden bewaffnet. Ganz militärisch theilte die Bürgermeisterin die bunte Schaar in Compagnien, ließ Offiziere wählen — die bösesten Weiber wurden, wie der Chronist bemerkt, dazu auserfehen —, dann zog man vor das Rathhaus und umstellte es. Von wenigen begleitet, ging die Bürgermeisterin heimlich hinauf (der Sage nach schlüpfte sie in den großen Kachelofen des Sitzungszimmers und belauschte die Berathung). Als sie hörte, daß wirklich von Uebergabe der Festung die Rede sei, kroch sie aus ihrem Versteck hervor, ließ ihren Mann herauskommen, beschwor ihn, nicht zur Uebergabe der Festung zu rathen, und drohte, wenn er es doch thue, ihn eigenhändig todtzuschlagen, so klein und unansehnlich sie auch war; den übrigen Verräthern stehe das gleiche Schicksal von ihren Frauen bevor. Die ahnungslose Versammlung war vollständig von dieser That-

kraft überrascht und gelähmt. Sie wurde aufgelöst; einzeln mußten die Mitglieder des Raths versprechen, gegen die Uebergabe zu stimmen. Die Commissäre wurden auf dem Rathhause streng bewacht und hart gehalten; nothdürftig wurden sie mit Speise versehen, Hohn und Angst hatten sie mehr als genug auszustehen.

Zwei Tage und drei Nächte hielten die „geharnischten Weibriche", die an dem Commandanten eine starke Stütze hatten, Rathhaus und Thore besetzt, bis jede Gefahr innerhalb und außerhalb der Stadt verschwunden war; von den Schorndorfern dachte Niemand mehr an Uebergabe. Die Franzosen wagten keinen Versuch, die muthvolle Stadt zu unterwerfen; ohnedies machte die heranrückende Reichsarmee ihren Streifzügen immer mehr ein Ende. Wie ein frischer, heller Klang, sagt Schott in seinem Schriftchen: „Württemberg und die Franzosen 1688", hallte die That der wackeren Bürgermeisterin und „ihres Weibervolkes" aus dem wüsten, trostlosen Kriegslärm jener Zeit; das Beispiel, das die Schorndorfer mit „Ergreifung allerhand seltsamen und possierlichen Gewehrs" gegeben, war nicht vergeblich; der Muth, etwas zu wagen und sich zur Wehre zu setzen, wachte wieder auf, überall begann sich der Widerstand zu regen; die Bürgemeisterin selbst aber blieb mit Recht die unvergessene Heldin jener Zeit. Ein halbes Jahr nach jenen denkwürdigen Dezembertagen starb ihr Mann; sein Nachfolger als Bürgermeister wurde der Handelsmann Joh. Georg Künkelin. Im Dezember 1689 reichte ihm Frau Anna Barbara zur zweiten Ehe die Hand. So kam es, daß der Name Walch von dem späteren „Künkelin" vollständig verdrängt wurde. Ein einziges Kind, ein Söhnlein, erblühte dieser Ehe, das aber schon 1691 wieder starb. Zweimal noch sah die Frau die Franzosen vor der Stadt, die sie einst gerettet, 1693 und 1708. Im letzteren Jahre wurde die Festung durch einen „honorablen Accord" übergeben, und die Schorndorfer konnten sich sattsam überzeugen, was es heiße, den Feind in den Mauern zu haben. 1728 starb der Bürgermeister Künkelin, den 20. November 1741 folgte ihm seine allgemein verehrte Frau im Tode nach. In den letzten 20 Jahren war sie blind geworden, hatte aber sonst ihre geistige und körperliche Frische bewahrt. Den Schorndorfer Bürgerskindern stiftete sie ein Stipendium, der Stadtkirche eine schöne silberne Abendmahlskanne mit der Jahreszahl 1740, ihrem Namen und der lateinischen Aufschrift: „In deinen Armen will ich sterben und im Frieden ruhen." Der Name und die That der heldenmüthigen Frau lebt fort im Munde des Volks und in zahlreichen Verherrlichungen durch Gemälde, Dichtung und Musik.

(Grüß Gott.)

Die glücklichen Predigerhäuser.

Für Haus und Herd von einer Predigersfrau.

Gestatte mir, du liebes Haus und Herd, dich auch einmal in die Predigerhäuser zu begleiten, in welchen du gewiß ein gern gesehener Gast bist, und dir einen Einblick zu gewähren in das volle, reiche und glückliche Menschenleben, welches hier gelebt wird. Vielleicht gestattest du mir die Vorbemerkung, daß meine langjährige Erfahrung manche Gelegenheit bot, im Gange durch's Leben vieles zu sehen und vieles zu hören, viel selbst zu erleben von dem, wie es allenthalben sein sollte, — leider auch von dem, wie es nicht sein sollte — in den Predigerhäusern hin und her im deutschen Werke.

Von den Leiden und Trübsalen, die das Predigerhaus befallen mögen, will ich dieses Mal nicht reden. Allerdings ist das Leben des Predigerhauses oft einsam und abgeschieden von dem Leben der großen Welt und von dem lebendigen Verkehr nach außen hin. In nicht wenigen Fällen ist tägliche Einschränkung das Loos des Predigerhauses. Leid und Trübsal, Noth und Tod hält hier, wie überall, seine Einkehr. Wenn aber lieblose Bemerkungen über den Predigerstand gemacht werden, und man mit vornehmer Miene auf denselben herabblickt und ihn durch geringschätzende Redensarten zu verkleinern sucht, so empört sich mein Inneres gegen eine solche Stellung, welche diesem erhabensten Stande gegenüber eingenommen wird.

Wie oft hat man mit einem gewissen mitleidigen Bedauern auf mich herabgesehen und sich erlaubt zu sagen: „Nein! Ich möchte aber doch keine Predigersfrau sein! Die Predigerhäuser sind gewiß nicht zu beneiden!"

Hab' auch schon hin und wieder die Klage aus dem Munde müder Predigersfrauen vernommen: „Ich habe mir aber doch das Predigerhaus ganz anders vorgestellt!"

Gottlob, daß die Zahl solcher Klageweiber sich in der Minderheit befindet! Die große Mehrzahl ist bereit zu sagen, daß nach Allem und Allem die Predigerhäuser doch die glücklichsten Häuser sind. Nicht allein aber das, sondern die Töchter unserer besten, reichsten und angesehensten Familien können es nicht über das Herz bringen, den jungen, versprechenden Predigern, die um ihre Liebe werben und die Hand zum ehelichen Bunde darreichen, mit einer abschläglichen Antwort zu begegnen. In fast allen Fällen sind sie bereit, in den Stand einer Predigersfrau einzutreten — ein Beweis, daß derselbe doch nicht so ganz geringfügig in ihren Augen erscheint.

Warum aber wohl sind die Prediger-

häuser vor andern Häusern glücklich zu preisen? Wir antworten:

Erstens. Weil die Predigerhäuser mehr als irgend ein anderes Haus Veranlassung und Antrieb haben, sich auf Jesum Christum, den einzig rechten Grund zu erbauen.

Nicht umsonst schreibt St. Paulus: „So Jemand eines Bischofs Amt begehret, der begehret ein köstliches Werk." Daß etwas von dieser Köstlichkeit auch auf die Hausfrau, ja, auf das ganze Haus, übergehen soll, ist nicht noth zu beweisen. So viel als des Mannes Amt höher steht als das Amt andrer Männer, weil seines mit den höchsten und ewigen Lebensinteressen im unauflöslichsten Zusammenhange steht, gleicherweise soll auch der Gesichtspunkt, von dem aus sie ihr Leben als Frau, Mutter und Kind Gottes betrachtet, der höchstgewählte sein. Wo ist ein Haus zu finden, in welchem durch den Beruf des Hauptes täglich auf das Wort Gottes hingewiesen und an die Ewigkeit erinnert wird, wie es im Predigerhaus tagtäglich der Fall ist? Gilt nicht den Predigerhäusern die Ermahnung des Apostels Paulus im besonderen Sinne: „Und lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen?" Wie viel fehlt den andern Häusern, die solche Anregung und Hinweisung nicht haben, sondern in ihrem Berufe unablässig darauf angewiesen sind, mit der Welt zu verkehren um die Erlangung irdischen Besitzes? Fordert nicht der Beruf mancher Häuser, daß Mann und Weib und Kinder vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, vom Montag bis zum Samstag, jagen und rennen und arbeiten um den ungerechten Mammon? An die stille Einkehr in das eigene Herz, an Sammlung des Gemüthes ist kaum zu denken. Mit dem Worte Gottes umzugehen hat man in der That keine Zeit. Ewigkeitsgedanken können in einem solchen Tumult nicht gedacht werden. Man hat so viele Sorgen um das Irdische, daß die Harfe zum Lobe Gottes die ganze Woche hindurch ungestimmt an den Weiden hängt. Kommt endlich der liebe Sabbath, welcher von dem Getriebe der Woche erlöst, so ist man zu müde, in das Haus Gottes zu gehen, und man wird kaum ordentlich nüchtern von dem Getümmel, in welchem man die ganze Woche hindurch stand.

Ist das Predigerhaus in dieser Beziehung vor andern Häusern vorgezogen, wie sollte es aber auch mit allem Ernste bemüht sein, dieser Anregung zu folgen! Es soll sich des Grundes, auf dem es stehen soll, lebendig bewußt sein und das Wort Gottes recht walten lassen im ganzen Leben und Verhalten. Stellen sich dann auch die Stürme dieses Lebens ein und gehen die Trübsalswetter hoch, wie viel geschickter ist das Haus die Stürme auszuhalten und im Vertrauen auf Gott unbeweglich fest zu stehen, weil es gegründet ist auf den Grund der Apostel und Propheten, wovon Jesus Christus der Eckstein ist.

Zweitens. Ist es als ein besonderes Glück zu bezeichnen, daß das ganze Predigerhaus im Dienste des Herrn steht.

Daß das Predigerhaus ein höheres Ziel, ein höheres Leben und Streben hat als andere Häuser, das gibt sich im ganzen Wesen des Hauses kund. Die ideale Seite des Lebens kann hier so recht gepflegt werden. Kein anderer Beruf verlangt so viel Idealismus, wie der Beruf des Predigers, und an diesem idealen Zuge muß auch sein Haus Antheil nehmen. Hier findet man treue Pflege der idealen Lebensanschauungen und aller geistigen Interessen. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß aus den Predigerhäusern je und je eine Menge von Dichtern, Gelehrten und Schriftstellern hervorgegangen sind und daß die Anregung des Predigerhauses oft durch das ganze Leben der Kinder fortwirkt. Vor dem Versinken in Materialismus und in niedere Gesinnung überhaupt ist kein anderes Haus so bewahrt, wie das Predigerhaus, sofern der rechte Geist in demselben wohnt und thront, denn auch das Predigerhaus mag in dieser Beziehung seinen Beruf verfehlen. In keinem andern Hause findet man ein solch enges, freundliches Familienleben und solche Pflege des Familiensinnes. Gerade die eigentliche Stellung des Predigerhauses fördert das Familienleben. In wie vielen Fällen wird dieser Familiensinn durch den regen Verkehr mit der Welt gehindert und werden die Glieder der Familie einander entfremdet. Wie wohlthuend dagegen berührt uns dieser enge Zusammenschluß der Familienglieder und welch ein Segen ist dieser Familiensinn für das ganze Leben! An das stille, einfache, warme Familienleben im elterlichen Hause denken die Söhne auch in der Fremde allezeit mit Freuden zurück und bis ins späte Alter bleibt vielen die fröhliche Kindheit im Predigerhause eine wohlthuende und freundliche Erinnerung.

Weil das ganze Predigerhaus im Dienste des Herrn steht, waltet ein eigenthümlicher, heiliger Friede in demselben. Man spürt den Geist des Herrn darinnen und fühlt sich wohlthuend berührt. Es gilt aber auch diesen Geist, diesen Frieden, dies geheiligte Familienleben recht zu pflegen, woran es leider manchmal fehlt. Wo es aber geschieht, da ist solche Arbeit, solch edler Beruf in der That ein großes Glück und wohl geeignet vor manchem Abweg zu bewahren und jedes Glied der Familie in den rechten Bahnen zu erhalten.

Gerade hier sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß in keinem andern Hause das tiefere deutsche Gemüthsleben so zum Ausdrucke kommt, wie im rechten Predigerhause. Ich meine nicht die behagliche Gemüthlichkeit, die im Nichtsthun sich ergeht und heitere Gastmähler hält, sondern das tiefe Gemüthsleben, welches wirklich empfindet und im rechten Sinne genießt. Ein wahrhaft schönes, warmes und gemüthsvolles Leben kann man wohl nirgends köstlicher entwickelt finden, als zum Beispiel im stillen, bescheidenen Landpredigerhause. Und wenn Kreuz und Trübsal einkehrt (und daran fehlt es doch auch in den Predigerhäusern nicht!), dann sprudelt nirgends anders die rechte Quelle des Trostes so reichlich, wie im Predigerhause, und nirgend anders kann man Gottes Liebe auch im Leide so erkennen und nirgends anders die verborgene Gnade des Kreuzes so verstehen. Das Gebet, welches ja an keinem Tage im Predigerhause fehlt, wird dann desto ernstlicher und brünstiger und so wird auch die Trübsal zum Segen.

Drittens. Erfreut sich das Predigerhaus der ausgedehntesten Bekanntschaft und Freundschaft.

Der verstorbene Bischof Janes sagte einmal am Schlusse einer Conferenzsitzung: „Unter Anderem gehört auch der ausgedehnte Kreis der Freundschaft und Bekanntschaft zu den besonderen Vorzügen des christlichen Predigtamtes. Während jeder Prediger seine Gegner haben mag, hat kein Stand eine größere Zahl von warmen, zuverlässigen Freunden, die sich in Zeiten der Noth wirklich bewähren, als das Predigtamt."

Bischof Janes hatte Recht. Der ausgedehnte Kreis der Bekanntschaft, der reiche Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Freunden, die gegenseitige Anregung

und Reizung zum Guten haben eine Stelle im christlichen Gemeinschaftsleben, welche gerade in dem Predigerhause die edelsten und schönsten Blüthen zeitigen. Die Geselligkeit im Predigerhause ist etwas Erhabenes, besonders wenn die Predigersfrau den rechten Ton in der Unterhaltung anzugeben weiß. Sagte mir doch unlängst Jemand, der im Predigerhause kein Fremdling ist: „Es plaudert sich doch so behaglich in einem deutschen, evangelischen Pfarrhause mit seinen gastfreien Räumen und den lieben Leuten darin."

Zwar ist es mitunter nicht gerade leicht, in einem aus verschiedenartigen Bildungsstufen und Lebensanschauungen sich zusammensetzenden Kreise ein anregendes Unterhaltungsmittel zu finden, immerhin aber ist es bei gutem Willen und heiligem Ernst, Gottes Wohlgefallen zu finden, möglich. Am schönsten und leichtesten ist es allerdings da, wo der Prediger selber ein Stündchen opfern kann. Musik, Lektüre, Meinungsaustausch über Zeitfragen oder biblische Gegenstände wird bei älteren, und fröhliche Lieder und Spiel bei den jüngeren Leuten sich schnell einbürgern und Interesse erwecken. An diese Geselligkeit reiht sich die Gastfreundschaft auf das Engste an. Das Gastfreisein „ohne Murren", wie die heilige Schrift ermahnt, mag unter Umständen eine nicht leicht zu erfüllende Aufgabe sein. Verlassene, Unliebenswürdige, Kränkliche, die uns mehr Last als Lust im Verkehre mitbringen, zu bewirthen, ist keine geringe Aufgabe, und man übt an ihnen das oft so nöthige Gastrecht mit Seufzen! Trotzdem aber, und trotzdem daß die Gastfreundschaft des Predigerhauses zuweilen mißbraucht werden mag, gehört gerade dieses zu den besonderen Vorrechten, deren man sich erfreuen darf. Bringt doch der Verkehr mit Gleichgesinnten im eigenen Familienkreise so manche köstliche Frucht zur Reife.

Wie arm dagegen ist manches andere Haus! Wie mancher Geschäftsmann, der sich großer irdischer Besitzthümer erfreut, kommt aus seinem Geschäftsverkehr in ein gar zu leeres und ödes Familienleben! Das Haus mag groß, modern und kostspielig eingerichtet sein, die Umgebung des Hauses mag nichts zu wünschen übrig lassen. Allein, es ist so kalt und einsam in demselben. Es fehlt der gesellige Zug, die Zusammenkunft mit lieben, treuen Freunden. Man lebt ein Leben, das sich in den engbegzogensten Kreisen bewegt, weil man sich selber lebt. Man wird zwar geachtet, aber nicht geliebt. Das evangelische Predigerhaus dagegen genießt nicht blos die Achtung, sondern die Liebe seiner vielen Bekannten in einem Grade, wie es in keinem anderen Hause der Fall ist. Diese gegenseitige Liebe ist um so köstlicher, weil sie sich in Christo, dem Quell der ewigen Liebe findet und in ihm ihren gemeinsamen Grund hat.

Viertens. Ist die Gelegenheit des Predigerhauses Gutes zu thun unbegrenzt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Predigerhaus vor andern Häusern beständig Gelegenheit hat, die apostolische Ermahnung: „Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden," in Ausführung zu bringen. Diese Thatsache ergibt sich schon aus den oben angeführten Punkten. Gerade die ausgedehnte Bekanntschaft und Freundschaft, die allgemeine Achtung und das Vertrauen, welches das Predigerhaus genießt, bringt es mit sich, das man in Zeiten der Anfechtung und Noth vor Allem in diesem Hause Zuflucht, Rath und Hülfe sucht.

Da ist z. B. die Sorge des Predigerhauses für Arme und Kranke, für Verlassene und Angefochtene. Gibt es im Leben wohl ein höheres Glück als im Gutesthun genossen wird?—Und an dieser Arbeit kann sich das ganze Predigerhaus betheiligen und nützlich machen. Hat die Predigersfrau ein warmes, mitleidsvolles Herz für Arme und Kranke, ist sie bereit, nach dem Gott ihr Zeit und Kraft schenkt, einzugreifen und selbst thätig zu sein, fühlt sie sich durch die Liebe Christi dermaßen gedrungen und getrieben, daß sie nicht anders kann, als ihm zu dienen in seinen Bedürftigen, so genießt sie ein Glück, daß gewiß beneidenswerth ist. Fern sei es von mir, sagen zu wollen, dies sei die erste und vornehmlichste Aufgabe der Predigersfrau. Ihr erster Beruf bleibt immer ihr eigenes Haus, und es wird früher oder später sich strafen, wenn eine Predigersfrau irrthümlich glaubt, es sei ihre Pflicht, an allen möglichen Vereinen für wohlthätige Zwecke sich selbstthätig zu betheiligen. Der Apostel Paulus ermahnt: „Als wir denn nun Zeit haben, lasset uns Gutes thun an Jedermann." In diesem Sinne kann die Predigersfrau sich nützlich machen und im Gutesthun einen unberechenbaren Segen genießen. Die Armen z. B. wollen etwas von der Predigersfrau haben und sei es auch manchmal nur die Zeit des Anhörens ihrer Nöthe und Klagen, während sie am Bügelbrett steht und hurtig hin und her streicht, um Alles wieder in guter Ordnung wegschließen zu können. Sie nimmt mit dem Herzen auf, was sie hört und wird durch ihre Sympathie, Trost und Rath diesen Leuten oft zum großen Segen. Mitunter mag es der Predigersfrau zur Anfechtung dienen, wenn sie wahrnimmt, daß ihr Mann in der vielen Arbeit und Gemeindesorgen die allerwenigste Zeit und Stimmung für seine eigene Familie übrig hat, und es mag ihr schwer werden, das bittere Gefühl zu überkommen, welches sich in der Klage ausdrückt: „Für mich ist er gar nicht mehr da; ich muß mit meinen Interessen gegen alle Anderen zurückstehen." Ihr Glück aber wird hernach um so viel größer erscheinen, wenn sie im Kämmerlein sich wieder zurecht gefunden hat, und sich von Herzen freuen kann, daß ihr Lebensgefährte unablässig am zeitlichen und ewigen Wohle der ihm anvertrauten Seelen arbeitet. Die Bedeutung jener Worte des frommen Dichters werden ihr nach überstandenem Kampfe doppelt köstlich: „Mein Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seel' zu sein!"

Ja, die glücklichsten Häuser sind nach Allem und Allem doch die Predigerhäuser. Alle Bedingungen wahren, tiefen Glückes sind hier vorhanden in viel reicherem Maße als in irgend einem anderen Hause. Ich sage nicht zu viel, wenn ich erkläre, daß kein Haus so wenige Hemmnisse und Schwierigkeiten zu überwinden hat, wie das evangelische Predigerhaus.

Und wer kann das meiste und beste zum Glück des Predigerhauses beitragen? Ohne Zweifel die liebe Predigersfrau. Sie hat einen überaus großen und ernsten, aber auch schönen Beruf, schöner und bedeutungsvoller, als andere Frauen, weil sie ihren Mann in viel höherer Weise in seinem Berufe unterstützen muß, als von andern Frauen gefordert wird. Möchten doch alle Predigersfrauen die Größe und Herrlichkeit ihres Berufes erkennen und allen Fleiß anwenden, denselben ganz und voll auszurichten. Wer dazu allein Kraft und Hülfe und Segen verleihen kann, das weiß jede Predigersfrau, und sie darf es nicht versäumen, beim Herrn sich Sinn und Kraft und Segen zu erbitten.

Der Herr schenke allen Predigerhäusern das wahre Glück und den guten Willen, dasselbe mit Ernst zu pflegen! Dann werden unsere Predigerhäuser mehr und mehr rechte Friedensstätten und Segensquellen für unsere Gemeinden werden.

Vor Weihnachten.


Willkommen holde Wochen
Der nah'nden Weihnachtszeit,
Wo tausend Herzen pochen
In stiller Seligkeit;
O bringt mir euer Glück
Voll heimlichem Behagen
Aus gold'nen Kindertagen
Nur einmal noch zurück!

Nun zählt das Kind die Tage
Bis zu der heil'gen Nacht:
„Lieb' Mütterlein, o sage,
Was mir der Christ gebracht!"
Und wenn der Abend graut,
So sieht es oft im Dunkeln
Des Christkinds Flügel funkeln,
Das durch die Scheiben schaut.

Nun sinnt und sorgt die Liebe,
Und süß ist ihre Müh',
Man spürt ein still Getriebe
Im Hause spät und früh;
Das Kindlein lacht im Traum,
Die Mutter wacht, zu schmücken
Mit heimlichem Entzücken
Den bunten Weihnachtsbaum.

Nun mag der Winter stürmen:
Man schätzt sein sich'res Dach;
Mag draußen Schnee sich thürmen:
Man wärmt sich im Gemach;
Man rückt bei Lampenschein
Bei des Kamines Flammen
Nur inniger zusammen
Im trauten Kämmerlein.

Und ob der Tag sich kürzet;
Man sitzt am Tisch im Kreis,
Den langen Abend würzet
Geplauder laut und leis;
Man träumt und flüstert sacht
Von tausend Herrlichkeiten,
Die heimlich sich bereiten
Im dunkeln Schooß der Nacht.

Und ist die Zeit vollendet,
Heißt's: Kinder, kommt herein!
Wie stutzten sie, geblendet
Vom gold'nen Wunderschein;
Sie stehen wie im Traum,
Sie seh'n ihr kühnstes Hoffen
Erfüllt und übertroffen
Am lichterhellen Baum.

O laßt, ihr lieben Kleinen,
Mir meine Erdenzeit
Als Wartezeit erscheinen
Für künft'ge Herrlichkeit;
Das muß ein Christfest sein,
Klingt's einst an Himmelsthoren
In die entzückten Ohren:
Ihr Kinder, kommt herein.

Karl Gerok.

Eine Pariser Christnacht.

Für Haus und Herd nach M. Nordau von J. B.

Es war im Winter 1870. Die ruhmreichen Siege der deutschen Waffen hatten Frankreichs Heere besiegt, ihre Streitkräfte so geschwächt, daß ein weiteres Kämpfen undenkbar erschien. Doch Frankreich ergab sich nicht. Die Männer, welche in Frankreich die Herrschaft an sich gerissen hatten, erklärten, daß nicht ein Fuß breit Land und nicht ein Stein von seinen Festungen in die Hände der Deutschen kommen solle. Auf Paris, das sie für unüberwindlich hielten, setzten sie ihre Hoffnung. In der Mitte des September langten die Spitzen der deutschen Armee vor Paris an. Es begann die Einschließung der Stadt. Von allem Verkehr mit der Außenwelt ward sie abgeschlossen; durch Hunger hoffte man die Riesenfestung zur Uebergabe zu zwingen. Bald brach auch die Noth in ihrer ganzen Größe in der Stadt ein. Krankheiten nahmen überhand, und die Todesfälle, veranlaßt durch Hunger und Kälte, erreichten täglich eine außerordentliche Höhe. In diese Zeit der allgemeinen Noth fiel das Weihnachtsfest des Jahres 1870. Wie trostlos es in der Stadt und den einzelnen Familien, selbst in den wohlhabenderen, aussah, darüber möge ein Augenzeuge berichten. Wir lassen Max Nordau reden. Seine Schilderung ist um so wahrheitsgetreuer, als sie den Mittheilungen eines Pariser Architekten, der die Belagerung mit den Seinen durchlebte, entnommen ist.

Vier Jahre, so beginnt der Erzähler seinen Bericht, sind seit dem schrecklichen Winter vergangen, aber noch steht Alles so lebhaft vor meiner Seele, als wäre es gestern geschehen; die Deutschen hatten ihren eisernen Ring um die Stadt geschmiedet und wir athmeten schwer und immer schwerer. Die ganze Welt kennt heute das Epos dieser Belagerung, von der ersten bis zur letzten Strophe. Man begann mit der Hinausschaffung der „unnützen Mäuler" und der Versicherung, daß für die Uebriggebliebenen keine Noth zu besorgen sei; wir aßen zuerst

Rindfleisch, dann Pferde und schon nach kurzen sechs Wochen hatte das Unglaubliche unsere Nahrung zu bilden. Dazu ein Winter, wie wir ihn so streng nicht einmal in einem Jahrzehnt haben. Die Seine fror zu und über den See im Bois de Boulogne konnten Lastwagen fahren. Die Feinde waren in unseren Landhäusern warm eingenistet, sie fällten unsere Haine und Park-Alleen, um die Flamme im Kamin nicht ausgehen zu lassen und nährten ihre Lagerfeuer mit unseren Conzert-Flügeln und geschnitzten Möbeln. Wir hatten keine Wälder umzuhauen und die Claviere als Brennholz zu verwenden, entschlossen wir uns natürlich nicht ganz so leicht, wie unsere Belagerer. Der Mangel an Brennstoff war uns in Wirklichkeit beinahe empfindlicher, als der an Nahrungsmitteln. Was es an Holz und Kohle in Paris noch gab, das wurde von den Reichen zu fabelhaften Preisen aufgekauft und die Armen, nein, selbst die wohlhabenderen Klassen, hatten zuzusehen, wie sie sich durch die Noth hindurchwanden. Den Proletariern (arme Bürger der untersten Klasse) gelang dies ohne allzu große Schwierigkeit. Unsere Absinthvorräthe (ein weingeistiger Auszug von Wermuth und Anis bereitet) waren unerschöpflich, leider das Einzige, womit wir auf Monate oder Jahre hinaus versehen waren; "une goutte" (ein Tropfen) ersetzt dem Pariser Arbeiter vollständig Kaminfeuer und Ofenwärme; allein was sollten unsere Frauen, unsere Kinder beginnen, die keinen Absinth tranken?

Wir Männer hatten es verhältnißmäßig leicht. Wir waren alle Soldaten, wir waren tagüber entweder mit Drillen und Waffenübungen in der Stadt, oder mit Graben und Bauen an den Außenwerken beschäftigt; und das macht gehörig warm, ich kann Sie dessen versichern. Aber wenn wir Abends heimkamen, fanden wir eine Stube, kalt und unheimlich wie eine Leichenkammer, einen Kamin, schwarz und erloschen, die Kinder unter der Bettdecke verkrochen, die Frau in Mäntel und Tücher gehüllt, man reichte uns eine kalte Hand und wir küßten kalte Lippen, die das Lächeln verlernt hatten.

So kam das Christfest heran. Habe ich Fest gesagt? Jammer und Noth hatten damals ihren Höhepunkt erreicht und unsere Augen sahen fortwährend zu viel Blut fließen, als daß die rothe Farbe im Kalender unsere Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Die armen Kinder! Die Belagerung schnitt selbst ihnen ihre reinen, unschuldigen Freuden ab; es gab in diesem Jahre keine Weihnachten für sie; in der ersten Dezember-Woche fragte mich meine kleine Louise, ob die bösen Prussiens (Preußen) den Nicolo in die Stadt einlassen werden und wenige Tage vor Weihnachten wiederholte sie dieselbe ängstliche Frage mit Bezug auf das Christkindlein. Ich antwortete ihr beide Mal, ich sei besorgt, daß dies Mal weder Nicolo, noch selbst das Christkindlein zu den sie erwartenden Kleinen werde durchdringen können; doch dürften sie im nächsten Jahr die Kinder reichlich entschädigen. Louise machte ein sehr weinerliches Gesicht und war nur schwer zu trösten; seit dem letzten Christfest sei es so lange her und das nächste werde auch wohl nicht früher als sonst kommen! Ich konnte ihr aber nicht helfen, weder ich noch meine Frau waren in der Lage, dem armen Kinde Christnachtsfreuden zu bereiten. Und Louise war auch gar nicht in der Verfassung, solche Freuden zu genießen. Sie hatte schon den ganzen Winter gekränkelt und gerade am Weihnachtsabend kam die verborgene Krankheit besorgnißerregend zum Ausbruch. Louise wurde anfallsweise von Krampfhusten gequält und fieberte heftig. Wir brachten das Kind zu Bett und sandten sofort nach unserem Arzt. Meine Frau war sehr ängstlich und auch ich sah dem Ausspruche des Doctors mit Bangen entgegen. Er kam; wir grüßten uns schweigend und er trat an das kleine Krankenbett. Wir Beide, ich und meine Frau, beobachteten jede Linie seines Gesichtes, jeden Blick seiner Augen mit bebender Spannung; wir wagten kaum zu athmen. Der Doctor war ein alter, lieber Freund von uns und Louise pflegte sehr gerne mit ihm zu spielen; diesmal erkannte sie ihn nicht und stieß ihn mit ihren Händchen zurück, als er ihr die Haare aus ihrem fieberglühenden Gesichte strich und nach ihrem aufgeregten Puls fühlte.

„Ich war lange nicht da, aber Sie wissen ja, die vielen Verwundeten, die überfüllten Lazarethe ...." sprach er in entschuldigendem Tone, während er die kleine Kranke beobachtete.

„Gewiß, gewiß, aber was denken Sie von Louise?" Der Doctor zwang sich zu einem Lächeln.

„Es wäre nicht schwer, einen guten Rath zu geben," sagte er in einem leichten Tone, dem man das Erkünstelte abfühlte. „Louise ist merkwürdig abgemagert, seit ich sie zum letzten Male gesehen habe; man müßte sie besser nähren; unter anderen Umständen würde ich Ihnen sagen: geben Sie ihr Hühnerbrühe, eingemachtes Huhn, Eier, lassen Sie sie nicht das mäßig geheizte Zimmer verlassen, aber jetzt ...." Und sein Blick fiel auf ein Stückchen Brod, das auf dem Tische lag, jenes Brod, das uns die Verwaltung gab, und von dem ein schwermüthiger Witz damals sagte, daß es alles Mögliche enthalte, unter Anderem sogar Getreide.

„Indessen," fuhr er nach einer peinlichen Pause fort, „sie besser zu nähren, das hat ja Zeit bis nach der Belagerung, die schließlich nicht ewig dauern wird. Aber was unmittelbar nöthig ist, das ist eine Tasse heißen Thee, die in zwei Stunden wiederholt werden muß."

Meine Frau warf mir einen verzweiflungsvollen Blick zu: „ich habe weder Holz noch Kohle im Hause," flüsterte sie mit bebenden Lippen. Es herrschte Todesstille im Zimmer, die nur vom keuchenden Athem und einem zeitweiligen Hustenanfalle des Kindes unterbrochen wurde. Ich kann mir heute nicht genau Rechenschaft geben von dem, was ich in jenem Augenblicke fühlte, ich weiß nur, daß ich unendlich lieber todt als lebendig gewesen wäre. Der Doctor machte zuerst dem Schweigen ein Ende; er war sehr ernst und sagte: „der heiße Thee ist unerläßlich; wenn Sie kein Holz, keine Kohle... auch keinen Spiritus? (meine Frau schüttelte im stummen Jammer 'Nein' mit dem Kopfe). Hat nicht etwa eine Nachbarin....? (dieselbe Antwort). Ja, dann müssen Sie irgend ein Möbel opfern und das gleich, denn es hängt viel von diesem Thee ab."

Ich stürzte sofort in die Küche hinaus, in der es nichts mehr zum Verbrennen gab, holte die Holzaxt und wollte sie eben an das Clavier legen, das Lieblingsinstrument meiner Frau, aber außer einem Spiegelschranke, an dem wenig Holz war, das einzige größere brennbare Object im Zimmer. Denn seit vierzehn Tagen kochten wir ja schon ausschließlich mit Möbeln und geheizt war schon seit vier Wochen nicht worden! Schon holte ich zum Hiebe aus, als meine Frau plötzlich einen leisen Schrei ausstieß, mir in den Arm fiel und gleich darauf mit dem Ausrufe: „Ich habe etwas!" aus dem Zimmer stürzte. Sollte irgend eine Nachbarin noch so glücklich sein, Holz zu besitzen? Glaubte meine Frau, den Laden eines Kohlenhändlers zu dieser Stunde offen und in dem Laden Kohle zu finden? Ich sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Fünf Minuten später ging die Thür auf, hereintrat meine Frau, das Angesicht strahlend vor Freude und eine Thräne des Dankes im Auge und mit beiden Händen trug sie — den großen Weihnachtsbaum vom vorigen Jahre, der seit dem letzten Christfest unbeachtet in einem Bodenwinkel gelegen hatte! Wie von einem Blitz scharf aufgehellt, so trat mir plötzlich der ganze schreckliche Gegensatz zwischen Jetzt und Früher vor die Seele. Da ist er, der schlanke, schöne Tännling, der vor kurzen zwölf Monaten, eine Zeitspanne, ein Nu, wenn man zurückblickt, den Mittelpunkt eines lieblichen Gemäldes von Familienglück gebildet hatte! Es war in diesem selben Gemache; im Kamin loderte ein helles Feuer, um den Tisch sprangen und tanzten selige Kinder, ein glücklicher Vater und eine glückliche Mutter lächelten auf die Kinderglückseligkeit nieder; da war Louise, ein Engel, angethan in einem weißen Kleid, ein blaues Seidenband auf dem blonden Lockenkopf, rundarmig, vollwangig, die dunkeln Augen glänzend vor Freude, mit ihr zwei Altersgenossinnen, die sie sich zum Feste eingeladen hatte. Das jubelte und tollte und jauchzte, als ob fünfzig unsichtbare Engel mit den Kindern lachen und ausrufen und händchenpatschen würden, um das Gemach ganz, ganz mit Fröhlichkeit und Kinderjubel zu füllen. Und auf dem Tische stand der prächtige Christbaum aufgehöht, zwischen seinen grünen Zweigen blitzten und funkelten bunte Kerzchen, vergoldete Früchte und zinnerne Soldaten, Soldaten in französischer und in englischer und in preußischer Uniform, und wir scherzten und spielten und sangen Christlieder und waren fröhlich bis nach Mitternacht, bis die Kinder vor lauter Seligkeit einschliefen, mit Puppen und Soldaten vom Christbaum in jeder Hand.

Da war nun dieser selbe Christbaum, verdorrt, vertrocknet, bestaubt, die Nadeln vergilbt, manche Zweige geknickt und unordentlich herabhängend, an anderen statt goldener Aepfel und Bonbons langes Spinnweb schwankend, die Stube war kalt, der Kamin feuerleer und Louise lag im Bett, die Aermchen abgemagert, das Gesichtchen schmal und von Fieberhitze geröthet, und ach, so qualvoll hustend!

Der Eintrit der Mutter hatte ihre Aufmerksamkeit erregt und sie war halb und halb zum Bewußtsein wiedergekehrt. Sie sah den Christbaum und schlug freudig in die Händchen. "Oh, l'arbre de noïl, le joli arbre de noïl!" (O, der Weihnachtsbaum, der hübsche Weihnachtsbaum!) rief sie mit schwacher Stimme. Und dann bat sie rührend die Mama, doch auch die hübschen Kerzchen anzuzünden und die Goldäpfel und die Soldaten anzuhängen, aber keine Prüssiens und auch Mimi und Lolotte zu holen, sie sei ja gut gewesen und sie wolle auch künftig gut sein, sehr gut ....

Ich war damals nahe daran, eine Feigheit zu begehen; ich wollte weg, hinaus, in die Nacht, auf die Straße, zu den Vorposten, um den Jammer nicht länger mit ansehen zu müssen; nur mühsam gewann ich die Fassung wieder, und während meine Frau am Bettrand saß, den einen Arm um das Kind geschlungen, ihm leise Lieder singend, es streichelnd und beruhigend, zerkleinerte ich mit zitternder Hand den Christbaum und zündete ein Feuer im Kamin an.

Die dürren Nadeln prasselten und krachten und flackerten hoch auf, ein süßer, schwerer Harzgeruch durchdrang das Zimmer und das Wasser im Blechtopfe begann bald zu singen und zu sieden.

Der Doctor war gegangen, meine Frau flüsterte dem Kinde noch immer Schmeichelworte und goldene Versprechungen zu, und während ich die rasche Flamme beobachtete und den Thee bereitete, dachte ich bei mir: „Dank dir, guter Gott, für diesen Baum, der mein Kind einmal glücklich gemacht hat und nun dazu dient, den Thee zu bereiten, der sie gesund machen soll!"

Leider kam's anders. Louise starb. Und seither kann ich kein Weihnachtsfest feiern, ohne mich meines Verlustes zu erinnern.



Glück.

Für Haus und Herd von Max Waldau.

Immer drängt sich eine Frage
Gar so bange mir hervor,
Und sie tönt wie bitt're Klage,
Thränend blickt das Aug' empor:
Gibt es auf dem Erdenrunde
Nirgends, nirgends wahres Glück?
Nirgends Herzen ohne Wunde?
Ueberall nur Mißgeschick?

Möcht ein Wesen nur erspähen,
Dessen Tage Sonnenschein,
Dessen Nächte Friedenswehen,
Das nicht fühlt der Täuschung Pein,
Das kein ungestillt Verlangen,
Kein vergeblich Sehnen kennt,
Das nichts weiß von Angst und Bangen,
Nie im Schmerz und Kummer stöhnt!

* * *

Seh' vor mir zwei Kinderaugen,
Lachen mich so glücklich an.
Hab ich's hier? — Es will nicht taugen:
Dieses Kind ist noch kein Mann.
Diese Augen werden weinen,
Klagen wird der kleine Mund,
Sonne wird nicht immer scheinen
Und das Herz wird oft noch wund.

Seh' ein Paar, dem Lenz und Liebe
Bringen lauter Sonnenschein:
Glücklich ja, wenn so es bliebe,
Müßten diese Beiden sein.
Doch der Lenz muß bald entfliehen,
Und die Lieb' erproben sich.
Er muß streben und sich mühen,
Sie sich opfern williglich.

Blicke in des Armen Hütte,
Seh' die frohe Kinderschaar.
Vater, Mutter in der Mitte:
Welch' ein glücklich Elternpaar!
Aber hinter frohem Lachen
Bange Sorge lauernd steht.
Müh'n muß Mutter sich und wachen,
Vater immer sorgend geht.

Blicke in das Haus des Reichen,
Sehe Wohlstand überall.
Hier wohnt Lust, muß Wehe weichen.
Hier ist Freude, weicht die Qual.
Doch wer weiß, wie manche Wunde
Hier die Herzen bluten ließ;
Wie so manche trübe Stunde
Tiefe Spuren hinterließ.

* * *

Ist ein glücklich Herz zu finden,
Das nicht blutet und nicht klagt?
Gibt es Freuden, die nicht schwinden?
Glück, an dem der Wurm nicht nagt?
Gatten lieben sich mit Schmerzen,
Mütter freuen sich mit Gram.
Thränen glänzen, wo wir scherzen.
Wo der Stolz ist, ist auch Scham.

Vorwärts will der Knabe ringen;
Rückwärts sehnt sich oft der Mann.
Aufwärts will das Herz sich schwingen;
Abwärts zieht's ein schwerer Bann.
Herzen jauchzen und sie bluten.
Liebe lebt und Liebe stirbt.
Heut des Abendrothes Gluthen,
Morgen uns der Tod umwirbt.

* * *

Horch! — Da pocht an meine Thüre
Sacht' ein Greis mit Silberhaar,
Freudig ich herein ihn führe:
Wie ist doch sein Aug' so klar!
Lese d'raus den stillen Frieden,
Der in seinem Busen wohnt.
Dem ist wahres Glück beschieden,
Das im Herzen einzig thront.

Frag' ihn: „Was kann glücklich machen,
Glücklich, wenn das Haar schon weiß?"
Und er spricht mit würd'gem Lachen:
„Selig ja, wer dieses weiß!
Habe selbst kein Glück gefunden,
Wo als Thor auch ich gesucht;
Denn erst muß das Herz gesunden,
Weil durch Sünde es verflucht.

„Fand nach manchen irren Wegen,
Wund im Herzen, matt und müd',
Nach so vielen falschen Stegen,
Was den Frieden mir beschied.
Fand ihn auf dem stillen Hügel,
Fand am Kreuz das wahre Glück.
Christi Blut, das war mein Siegel,
Als ihn gläubig traf mein Blick.

„Habe Manches auch gelitten,
Seit er mir ein Heiland ward,
Manchen schweren Kampf gestritten;
Aber Er hat mich bewahrt.
Liebste mußte ich begraben,
Bin allein auf dieser Welt;
Doch den höchsten Trost zu haben,
Heißt dem Himmel sein gestellt.

„Nunmehr wart' ich, bis mein Meister
Mich voll Liebe zu sich ruft
In die Reihen sel'ger Geister —
Fürchte nicht die düst're Gruft."
„Selig, wer so überwunden,
So geborgen ist in Gott,
Dessen Herz muß wohl gesunden,
Bleibt getrost in aller Noth."

So entquoll es meinem Herzen
Und mir war's wie heil'ger Schwur:
Mann der Martern und der Schmerzen,
Dir gehört mein Leben nur!
Will in Dir nur Ruhe finden,
Wahres, reines, stilles Glück!
Will mit Dir nur überwinden!
Aufwärts richt' ich meinen Blick!

Deutschland sonst und jetzt.

Für Haus und Herd von C. F. Paulus.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Soziale, wirthschaftliche und kirchliche Verhältnisse.

Ist der gewaltige Umschwung in der politischen Stellung Deutschlands unter den europäischen Völkern durch welterschütternde Entscheidungskämpfe in verhältnißmäßig kurzer Zeit herbeigeführt worden, so vollzieht sich dagegen die innere Umgestaltung des Volkslebens nur langsam und in ruhiger, friedlicher Weise.

Es ist ja auch undenkbar, daß gesellschaftliche Institutionen und wirthschaftliche Zustände, die sich im Laufe von Jahrhunderten geschichtlich entwickelt haben, im Handumdrehen aufgehoben und durch neue ersetzt werden könnten. Das soziale Leben im alten Vaterlande trägt daher im Allgemeinen noch dasselbe Gepräge an sich, wie vor zwanzig Jahren. Die schroffen Standesunterschiede, namentlich die Kluft zwischen Adel und Bürgerthum, bestehen noch unverändert fort, und die Bureaukratie, zu deutsch Federfuchserei, geht noch in vollem Schwange.

Schon beim ersten Betreten des Festlandes in Bremerhafen, fällt dem Amerikaner die große Zahl der Beamten auf, welche durch ihre verschiedenen Uniformen kenntlich sind. Er fühlt sofort, daß er sich in einem europäischen Beamtenstaate befindet, wo nicht nur der Militär- und Civilbeamte im engeren Sinn, sondern auch der Bahnhof-Inspektor, der Gelehrte, der Arzt, der Schul-Lehrer und selbst der Pfarrer Diener des Staates sind, und die durch den Staat geschaffene Rangordnung dem ganzen sozialen Leben ein eigenartiges Gepräge aufdrückt.

Dem Charakter des Beamten-Staates entspricht auch die allerdings gut gemeinte Bevormundung des Einzelnen durch die Staats-Regierung, welche sich oft bis in's Kleinliche erstreckt und unwillkürlich den Gedanken wach ruft, die Regierung des deutschen Reiches betrachte ihre Unterhanen durchaus als unmündige Kinder, die der sorgfältigsten Ueberwachung bedürfen und durch zahllose Warnungen, Verbote und Mahnungen vor allerlei Schaden bewahrt werden müssen. Uebrigens läßt man sich in Deutschland diese staatliche Fürsorge im Allgemeinen recht gerne gefallen, da sie den Einzelnen der Mühe des selbstständigen Denkens überhebt, und überdies manche Gefahren durch dieselbe abgewandt und manche Unglücksfälle verhütet werden.

Was die schroffe Aufrechterhaltung der Standesunterschiede im alten Vaterlande betrifft, so können wir freilich nicht leugnen, daß sich auch bei uns im Laufe der Zeit eine Aristokratie, nämlich die Geld-Aristokratie, ausgebildet hat, welche sich fast ebenso exclusiv gegen die übrigen Bevölkerungsklassen verhält, wie die Geburts-Aristokratie der europäischen Staaten, und welche noch weniger berechtigt erscheint als diese, da mit der Geburts-Aristokratie doch in der Regel noch gewisse auf Familientradition und sorgfältige Erziehung gegründete persönliche Vorzüge verbunden sind, die wir bei der Geld-Aristokratie gänzlich vermissen. Dagegen erscheint es einem Amerikaner geradezu lächerlich, mit welch' peinlicher Genauigkeit im alten Vaterlande die Rangordnung auch in der bürgerlichen Gesellschaft festgehalten und beobachtet wird. Sogar die Gelehrtenwelt ist von diesem Zopf nicht frei. Der Universitäts-Professor betrachtet es fast als eine Herablassung, wenn er mit dem Gymnasial-Professor, und dieser wieder, wenn er mit seinem Präzeptor in intimere Beziehungen tritt, und so geht es durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch. Die amtliche und gesellschaftliche Stellung entscheidet fast ausschließlich über den Grad der Achtung und Zuvorkommenheit, mit welchem man dem Nächsten begegnet; die persönliche Tüchtigkeit desselben kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Dies ist wenigstens der Eindruck, den ich während meines Aufenthaltes im alten Vaterlande bekommen habe.

Dessen ungeachtet läßt es sich in Deutschland recht gut leben; denn im engeren Freundes- und Bekanntenkreise verspürt man wenig von diesem schroffen Standesunterschieden; und jene politische Knechtung und Bedrückung, die man hierzulande als nothwendige Folge einer monarchischen Staatsverfassnng zu betrachten pflegt, habe ich wenigstens nirgends finden können. Ein ordnungsliebender Bürger, der den Forderungen des Rechtes und der Sittlichkeit nicht muthwillig in's Angesicht schlägt, ist in Deutschland in der Ausübung seiner persönlichen Freiheit ebensowenig beschränkt wie in Amerika. — Zwar lesen wir in unseren religiösen Zeitschriften noch hin und wieder Berichte über die Verfolgungen, denen unsere Gemeinden in Deutschland ausgesetzt sind. Aber diese beziehen sich nur auf das Königreich Sachsen und einige kleine Fürstenthümer, welche hinter der Entwickelung der Zeit zurückgeblieben sind; in allen anderen deutschen Ländern hat sich mit dem Aufschwung des nationalen Lebens auch in der kirchlichen Gesetzgebung ein freierer Geist Bahn gebrochen, so daß man heute in dem weitaus größten Theile Deutschlands keinen Grund mehr hat, sich über den Mangel an religiöser Freiheit zu beklagen.

Auch in Beziehung auf die wirthschaftlichen Verhältnisse ist ein entschiedener, wenn auch langsamer Fortschritt, zu verzeichnen. Allerdings hat Deutschland heute eine größere Steuerlast zu tragen als vor zwanzig Jahren. Aber es wurde mir von

verschiedenen Seiten versichert, daß das Volk diese Last nicht so schwer oder jedenfalls nicht schwerer empfinde als damals; denn mit den wachsenden Ansprüchen sei auch die Leistungsfähigkeit Deutschlands gestiegen. Und dies ist ohne Zweifel richtig. Durch die Gründung einer deutschen Kriegsflotte, durch Unterstützung der merkantilen und industriellen Unternehmungen von Seiten der Regierung und namentlich durch eine weise Schutzzollpolitik haben die Industrie und der Handel Deutschlands einen derartigen Aufschwung genommen, daß der letztere heute in vielen Gegenden der Welt selbst dem englischen Handel erfolgreiche Concurrenz zu machen im Stande ist. Dies ist eine Thatsache, welche selbst von den ehemaligen Gegnern der Bismarck'schen Schutzzollpolitik bereitwillig anerkannt wird, und die auch von unseren freihändlerisch gesinnten amerikanischen Politikern wohl beachtet werden sollte. Besonders segensreich erwiesen sich die hohen Einfuhrzölle für die deutsche Landwirthschaft, welche bei freier Einfuhr der Landprodukte aus Ungarn, Rußland und Amerika unmöglich bestehen könnte, weßhalb denn auch der deutsche Bauer überall die Bismarck'sche Schutzzollpolitik willkommen heißt und nur das beklagt, daß die Zölle noch zu niedrig seien.

Schon dem flüchtigen Beobachter muß der wachsende Wohlstand Deutschlands auffallen, der in der Vergrößerung und Verschönerung fast aller bedeutenden Städte zu Tage tritt. Nicht nur die Kaiserstadt Berlin, welche seit dem Jahre '66 ihre Einwohnerzahl verdoppelt hat (1,400,000 Einw.), sondern auch viele andere Städte erfreuten sich in den letzten 20 Jahren eines Aufschwungs, welche unwillkürlich an das rasche Wachsthum unserer amerikanischen Großstädte erinnert. Da begegnen uns nicht nur einzelne neue Straßen, sondern ganze neue Stadttheile von gewaltiger Ausdehnung, deren geschmackvoll aufgeführte Bauwerke ebensowohl den Forderungen der Schönheit, wie denen der Nützlichkeit Rechnung tragen und die verhältnißmäßige Wohlhabenheit der Bewohner deutlich erkennen lassen.

Auch die bedeutende Erhöhung der Arbeitslöhne, welche in den letzten 20 Jahren eingetreten ist, zeugt von dem wachsenden Wohlstand Deutschlands. So verdienen z. B. heute die einfachen Arbeiter, welche am Bau des Bremer Freihafens beschäftigt sind, täglich 4—5 Mark, also ebensoviel wie unsere Steinbrucharbeiter in Berea. Dieser Lohn ist für Deutschland allerdings hoch und durch den zeitweiligen lokalen Mangel an Arbeitskräften bedingt; aber doch läßt sich schon aus der Thatsache, daß überhaupt bei öffentlichen Arbeiten solche Löhne bezahlt werden, ersehen, welche große Veränderung im Laufe der letzten 20 Jahre in den Lohnverhältnissen eingetreten ist.

Mit den höheren Arbeitslöhnen haben sich aber auch die Ansprüche an's Leben gesteigert, wozu besonders die sogenannte Gründerzeit nach dem deutsch-französischen Kriege viel beitrug. Damals, als die französischen Milliarden ein unerhört rasches und mächtiges Aufblühen des Handels und Wandels (einen boom) in Deutschland hervorriefen, und schlichte Arbeiter sich mit Champagner regalirten und — was thatsächlich vorgekommen ist — ihre Cigarren mit Banknoten anzündeten, damals gewöhnte man sich auch in den unteren Volksklassen an Genüsse und Bequemlichkeiten, welche bis dahin nur den Begüterten zugänglich gewesen waren. Natürlich folgte diesem Taumel eine Ernüchterung, dem „Boom" eine verhängnißvolle Geschäftskrisis.

Aber die Folgen des Booms, die größeren Ansprüche an das Leben, sind geblieben; und hierin liegt wohl der Hauptgrund der fortdauernden Unzufriedenheit der deutschen Arbeiterbevölkerung. Darum erklärte mir auch ein Tübinger Professor: „Wenn die Arbeiter heute lebten, wie sie vor 20 Jahren gelebt haben, so hätten sie alle Ueberfluß," eine Behauptung, welcher man kaum zu widersprechen wagt, wenn man die Schaar der Männer, Weiber und Kinder sieht, welche allabendlich den Biergärten und öffentlichen Vergnügungslokalen zuströmen. Für solchen Luxus scheint der deutsche Arbeiter trotz seiner Klagen fast noch mehr Geld übrig zu haben, als der amerikanische.

Uebrigens darf ich nicht unerwähnt lassen, daß, wie die Arbeitslöhne, so auch die Preise der Lebensmittel eine bedeutende Steigerung erfahren haben und für einzelne Artikel, wie z. B. für Fleisch, Brod und Eier, fast amerikanische Preise bezahlt werden. Trotzdem ist der Arbeiter in Deutschland im Allgemeinen entschieden besser gestellt als der Landmann, welcher, nach sorgfältiger Berechnung eines tüchtigen Oekonomen, seinem Lande, für das er in guten Gegenden an 12—1500 Mark per Morgen bezahlen muß, kaum mehr als 2 Prozent reinen Gewinn abringen kann, so daß es nur zu verwundern ist, daß die Landbevölkerung Deutschlands nicht ein viel größeres Contingent zu der Schaar der Einwanderer stellt, die jährlich in unserem Lande eine neue Heimath suchen.

Aber gerade der deutsche Bauer hat die Heimath über alles lieb und trennt sich nur schwer von der ererbten Scholle. Es ist überhaupt ein großer Irrthum zu glauben, die Unzufriedenheit mit den politischen und gesellschaftlichen Zuständen Deutschlands treibe die Deutschen zur Auswanderung. Nichts weniger als das; der Grund der Auswanderung der Deutschen liegt in der Uebervölkerung des Landes, welche dieselbe zur absoluten Nothwendigkeit macht, und sonst nirgends.

Diese Thatsache der Uebervölkerung Deutschlands darf auch bei der Beurtheilung seiner militärischen Einrichtungen nicht übersehen werden. Man bezeichnet gewöhnlich die große stehende Armee, welche jährlich ungeheure Summen verschlinge, als den größten Schaden des alten Vaterlandes; und dies nicht mit Unrecht. Es ist jedoch zu bedenken, daß diese Armee ein nothwendiges Uebel ist, und in Deutschland selbst allgemein als solches anerkannt wird. Ich habe daher nirgends eine Klage über die allgemeine Wehrpflicht gehört. Sogar der schlichte Landmann erkennt die Nothwendigkeit derselben und zieht die Opfer, welche sie ihm auferlegt, der Gefahr einer feindlichen Invasion vor. Ein Ifinger Bauer, von dessen sechs Söhnen bereits vier unter dem Militär standen, während zwei andere bald gleichfalls eingezogen werden sollten, antwortete meinem Vetter auf die Frage, ob es ihm nicht hart erscheine, daß er einen seiner Söhne nach dem anderen zu den Soldaten stellen müsse: „Freilich ist es nicht angenehm; aber es thut den Buben gut, wenn sie ein paar Jahre dienen, und was den Verlust betrifft, so ginge, wenn die Franzosen nach Ifingen kämen in einem Tage mehr drauf, als uns unser Militär in fünfzig Jahren kostet."

Der bei uns so gewöhnliche Einwand, daß dem Lande durch die allgemeine Wehrpflicht eine so große Arbeitskraft entzogen werde, hat bei den Deutschen wenig Gewicht. Als ich meinem Bruder gegenüber diesen Gedanken einmal äußerte, sagte er lachend: „Man sieht wohl, daß die Amerikaner unsere Verhältnisse nicht verstehen. Es fehlt uns wahrlich nicht an Arbeitskräften; eine Aufhebung der allgemeinen Wehr-

pflicht und des stehenden Heeres brächte uns in die größte Verlegenheit. Wir könnten die Leute ja nicht beschäftigen. Die unausbleibliche Folge der Abschaffung des stehenden Heeres wäre eine Massenauswanderung, wie sie Deutschland noch nie gesehen hat. Und was die Erhaltungskosten der Armee betrifft, so bleibt das Geld ja im Lande, und Tausende finden ihren Lebensunterhalt durch Beschaffung der zur Erhaltung des Heeres nöthigen Gegenstände."

Was für Schäden im deutschen Kaiserreiche auch immer zu beklagen sein mögen, das Eine muß jeder unbefangene Beobachter zugestehen, daß die deutsche Regierung redlich bemüht ist, die Wohlfahrt des Volkes zu fördern und namentlich die Lage der unteren Volksklassen nach Kräften zu bessern. Wenn das nur unvollkommen gelingt, so liegt die Schuld wahrlich nicht an ihr, sondern in den Verhältnissen, namentlich in der bereits erwähnten Uebervölkerung des Landes, welche die Regierung natürlich nicht zu ändern vermag.

Uebrigens wird die segensreiche Wirkung der sozialpolitischen Gesetze Deutschlands, welche in erster Linie darauf berechnet sind, dem alt oder unfähig gewordenen Arbeiter von Staatswegen ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen zu verschaffen, bereitwillig von allen politischen Parteien anerkannt, mit Ausnahme der Sozialisten, denen eben durch diese Gesetze jede Berechtigung zu ihrem revolutionären Treiben entzogen wird. Nach dem Urtheile der Einsichtsvollsten aber hat die kaiserliche Reichsregierung gerade mit ihrer sozialpolitischen Gesetzgebung ein Werk unternommen, daß den großartigsten Erfolgen der deutschen Heere würdig an die Seite gestellt werden darf und dessen weitgreifende Bedeutung erst in späteren Generationen zur vollen Erscheinung kommen wird. Sie hat der Staatswissenschaft ein neues Feld der Thätigkeit angewiesen, ein Feld, auf welchen augenscheinlich ihre wichtigsten Aufgaben für die Zukunft liegen, auf welchem aber auch die segensreichsten Wirkungen für das Leben der Völker zu erzielen und die größten Triumphe zu feiern sind.

Es bleibt mir nun noch übrig, ein paar Worte über das kirchliche Leben Deutschlands hinzuzufügen. Auch dieses hat in den letzten 20 oder 30 Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen. Die erschlaffte Geistlichkeit der erschlafften Landeskirchen ist zu dem Bewußtsein erwacht, daß sie ihre ganze Energie aufbieten müsse, wenn die protestantische Kirche nicht von der Uebermacht des Katholizismus erdrückt und von den sogenannten Sekten überflügelt werden solle. Die deutschen Landeskirchen bieten daher heute ein ganz anderes Bild dar als vor 30 oder 40 Jahren. Damals beschränkte sich ihre Thätigkeit auf die Arbeit der ordinirten Geistlichen; und diese glaubten mit wenigen Ausnahmen sich durch mechanische Ausübung ihrer Amtsfunktionen der Pflichten entledigen zu können, welche ihnen auferlegt waren. Heute ist das anders. Die frommen Pfarrer der Landeskirchen, deren Zahl im steten Wachsen begriffen ist, sind bei den sogenannten Sekten in die Schule gegangen, haben die starren Formen des Staatskirchenthums durchbrochen und betreiben jetzt das Werk der Seelenrettung in ähnlicher Weise, wie es von Seiten der freien Kirchen unseres Landes geschieht. Sie halten Privaterbauungsstunden und Sonntagsschulen, welche nach amerikanischem Muster eingerichtet sind. In den großen Städten suchen Colporteure und Stadtmissionare den kirchlichen Sinn unter den vernachläßigten Massen zu wecken und sie wieder in die Kirche und unter den Einfluß des geordneten geistlichen Amtes zu bringen; und die mannigfaltigsten Unternehmungen der inneren Mission finden nicht nur unter den Geistlichen, sondern auch unter den Laien, und zwar selbst in den allerhöchsten Kreisen zahlreiche Freunde und Gönner. Nicht mit Unrecht bezeichnete daher ein frommer Pfarrer unsere Zeit als die „Aera der inneren Mission."

Sind diese Regungen eines neuen geistlichen Lebens bis jetzt auch nur geringe Anfänge, neben welchen in gar vielen Gemeinden die alte Kirchhofsruhe noch ununterbrochen fortdauert, und die Unzweckmäßigkeit der staatskirchlichen Institutionen nur um so deutlicher zu Tag tritt: so haben wir doch allen Grund, uns derselben zu freuen, als der Vorzeichen eines über den alten Reformationskirchen Deutschlands dämmernden Auferstehungsmorgens.

Um nun meine Reiseeindrücke noch einmal kurz zusammenzufassen, möchte ich sagen, daß alles, was ich im alten Vaterlande gesehen und gehört habe, mich in der Ueberzeugung befestigt hat, daß Deutschland in eine neue Epoche seiner Entwickelung, in eine Zeit der Blüthe und der nationalen Wohlfahrt eingetreten ist, wie selbst der begeistertste Patriot vor dem Jahre '66 sie für unmöglich gehalten hätte. Nie zuvor stand Deutschland mächtiger da unter den Völkern Europa's, nie war es innerlich so fest geeinigt, nie besaß es eine Regierung, die treuer und väterlicher für das Wohl des Volkes sorgte, nie ein edleres Herrscherhaus als das der Hohenzollern. Wenn der Geist, von welchem die gegenwärtige Regierung des deutschen Kaiserreiches getragen ist, auch in der Zukunft herrschend bleibt; und wenn die zum Bewußtsein ihrer Pflicht erwachte protestantische Kirche ihre Aufgabe treu und gewissenhaft erfüllt: dann dürfen wir uns der festen Hoffnung hingeben, daß der Aufschwung des nationalen Lebens im alten Vaterlande ein dauernder sein und Deutschland seine Stellung als erste Großmacht Europa's noch auf eine lange Reihe von Jahren hinaus behaupten wird. Denn „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben."

Schwärmerische Einbildung und gesunder Christenglaube.

Für Haus und Herd von F. M.

Im Streben nach Erreichung seiner Wünsche und Ziele, hauptsächlich im Kampfe mit den Nöthen und Drangsalen des Lebens wird sich der Mensch sowohl der höheren Kräfte um ihn, als der höchsten Kraft über ihm bewußt. Zwei Grundrichtungen sind es dann, deren einer jeder Mensch mehr oder weniger huldigt. In der einen finden wir die Neigung sich trägem, thatenlosem Hoffen hinzugeben, das entweder die Hülfe von einem blinden Glückszufalle erwartet oder von religiösem Irrwahn befangen, ein unmittelbares Eingreifen des Allmächtigen ver-

langt. In beiden Fällen nichts mehr als thörichte, phantastische Einbildung. Die andere Richtung offenbart sich im Bestreben alle im Bereiche liegenden, förderlichen Mittel als Hülfsmittel auszunützen. Diesen Weg verfolgt der gesunde, religiöse Glaube. Er erblickt in den äußeren Mitteln Gottes väterliche Fürsorge.

Trügerische, schwärmerische Einbildung begegnet uns schon in den alten Volksgesängen vorchristlicher Zeiten, sie beherrscht die Zauber- und Hexengeschichten vergangener Jahrhunderte, sie durchhaucht und durchweht die sogenannte schöne Literatur der Neuzeit, sie tritt uns entgegen in der orientalischen Sagenwelt, die sich uns repräsentirt in den Wunderwelten von „Tausend und einer Nacht." Ohne Zeit noch Raum zu beachten wird hier der Kranke gesund, der Arme reich, der Bettler ein König, die Hütte ein Palast. Nur zu gern läßt sich unser Geist von solchen Ideen, mit denen schon von Natur aus unsere Sinne liebäugeln, gefangen nehmen. Selbst der religiöse Glaube vermag sich zu der Fieberhitze solcher schwärmerischen Einbildung versteigen und unterschätzt dann als thörichter Aberglaube nicht nur natürliche Hülfsmittel, sondern setzt sie sogar völlig bei Seite und erwartet auf diese Weise Widernatürliches von Gott und der Natur. Der einfache, nüchterne Glaube wird dagegen nie die Mittel verschmähen, die ihn vor Noth bewahren oder aus einer solchen erretten können und deren Kraft und Wirksamkeit der Allmächtige nach seinem Wohlgefallen erhöhen und erweitern kann. Dies ist der Glaube der Schrift.

Indem der Herr beschloß Israel am rothen Meere zu retten, fand sich das Volk nicht am andern Ufer ohne auch nur einen Fuß in Bewegung gesetzt zu haben. Ein Wind mußte der Diener in Gottes Hand sein, der das Bett des Meeres bloß legte und Schritt für Schritt zogen die Fliehenden hinüber an das jenseitige Gestade, das ihnen Rettung und Freiheit verhieß. Einbildung möchte sich wohl den ersteren Plan erlesen haben, der Glaube sah jedoch das völlig Genügende des zweiten.

Arbeit im Schweiße des Angesichtes ist eine Menschen- und Christenpflicht. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Diese Worte sind nicht blos im wörtlichen Sinn zu fassen, denn materielles Brod allein füllt unser Leben nicht aus. Was wir immerhin nöthig haben in leiblicher, geistlicher und sittlicher Hinsicht, das müssen wir erringen durch treue und fleißige Ausnützung der erhaltenen Gaben und Fähigkeiten. Mose, Daniel, Paulus, diese Heroen im Reiche des Glaubens verloren sich nicht in eitlen, überspannten Träumereien. Hätten sie sich solchen hingegeben, wahrlich herzlich wenig würden sie bezweckt haben. Sie haben gearbeitet mit allen Kräften, die ihnen zu Gebote standen und nahmen jedes Mittel in ihre Dienste, das ihrem Zwecke förderlich war.

Denselben Gedanken finden wir schon im Wesentlichen bei dem griechischen Weisen Sophokles. „Nimmermehr," sagte er, „hilft der Himmel einem Menschen, der nicht thätig ist." Benjamin Franklin gibt uns dieselbe Wahrheit in den Worten: „Gott hilft dem, der sich selbst hilft."

Doch da mögen uns manche zurufen: „Kleinglauben! Der Arm des Herrn ist nicht zu kurz, daß er uns nicht helfen könnte." Wir geben zu, daß Gott nicht an äußere Mittel gebunden ist. Fehlen dieselben, so ist er mächtig auch ohne sie zu helfen. Das ist aber gewiß, zeigt uns der Herr Mittel und Wege, die uns aus einer Noth führen können, dann ist es unsere Pflicht und wir beweisen in ihrer Ausübung unser Gottvertrauen, daß wir uns dieser Hülfsmittel erst bedienen, ehe wir das Recht auf eine außerordentliche Wunderthat Gottes beanspruchen.

Muhammed wurde einst aufgefordert, während er seinen Amtspflichten oblag, seine Kameele frei laufen zu lassen, da er ja als ein Prophet Gottes dessen Schutz vor Allem beanspruchen könne. Er aber weigerte sich und entgegnete weise: „Binde deine Kameele an und dann traue Allah für sie zu sorgen." Eine klare, nicht mißzuverstehende Illustration finden wir in der Versuchungsgeschichte unseres Heilandes. Satan appellirt an ihn, als den Gottessohn, sich hinabzulassen von der Tempelzinne. Bestimmt bezeichnet der Herr jedoch eine solche That als eine Gottversuchung und zeigt hierin klar das Widernatürliche, den Schutz Gottes zu erwarten in einer Gefahr, in die zu stürzen gar keine Nothwendigkeit vorlag. War seine Gegenwart unten nothwendig, so konnte er ja diesen Zweck auf ganz natürlichem Wege erreichen.

Nehmen wir an, ein Mensch fiele über Bord und würde, während er den Tod vor Augen im Wasser kämpft, das ihm zugeworfene Tau verschmähen und sagen: „Gott kann mich, wenn er will, ohne dieses Seil retten." Wir dürfen, ohne diese Wahrheit in Frage zu stellen, mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß ein solcher Mensch Angesichts des Rettungsseiles ertrinken wird. Würde dies nun geschehen oder würde ihn Gott wirklich durch ein besonderes Wunder seiner Gnade retten, in keinem Falle hätte dieser Mensch Glauben an den Tag gelegt. Sein ganzes Handeln müßten wir als eine gottlose Vermessenheit, ein trotziges Herausfordern der Hülfe Gottes bezeichnen. Der einfache, nüch-



Unverwüstliche Klatschbasen.

terne Glaube würde im Seile die rettende Hand Gottes sehen und im Ergreifen desselben eine Glaubensthat vollbringen. Darum in keiner Noth dürfen wir uns schmeicheln und einbilden, daß Gott gewiß in diesem Falle eine Ausnahme von der Regel mache. Die freundliche Fürsorge des himmlischen Vaters versah uns mit Mitteln und Gaben, die wir gebrauchen dürfen, ja sollen zu unserem Heil und Wohlergehen. Diese Wahrheit stellt die heilige Schrift als das Fundament der göttlichen Vorsehung dar.

Sie gilt nicht allein in der Erwerbung des täglichen Brodes oder überhaupt für die Befriedigung unserer Bedürfnisse in gesunden, sondern vielmehr auch in kranken Tagen. So gebrauchte Hiskia eine Feige und Timotheus auf den Rath Pauli ein wenig Wein als Linderungs- und Heilmittel. Der kindliche, aus der Schrift geschöpfte Glaube wird in der Stunde der Noth weder den Rath und die Hülfe eines christlichen Arztes verschmähen, noch auf der andern Seite irgend einen Erfolg nur in äußeren Hülfsmitteln suchen. Indem er sich derselben dienstbar macht, wendet sich sein Auge nach oben, um von dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben den göttlichen Segen zu erflehen. So wird nicht nur jede Wiederherstellung nach Geist, Seele und Leib eine Glaubensheilung im vollsten Sinne des Wortes, sondern unser ganzes Leben wird ein Leben im Glauben sein.

Ishtaka.

Eine Erzählung aus der Zeit der ersten Ansiedlungen am Ohio.

Für Haus und Herd von Philemon.

In drei Abtheilungen.

(Schluß.)

VII.

Ungefähr einen Monat nach der Bärenjagd, auf welcher sich Ralph Edgar so ausgezeichnet hatte, trat der Winter ein und alle Aussichten waren vorhanden, daß bald ein tiefer Schnee liegen würde. Louis, der nie müssig sein konnte, fing sofort an, Schneeschuhe anzufertigen und unterrichtete auch die drei jungen Burschen in dieser nützlichen Kunst. Die Schneeschuhe bieten dem ungewohnten Auge einen sonderbaren Anblick. Sie bestehen aus zwei zusammengefügten, gebogenen Stäben, in ihrer vollen Breite gegen 12 Zoll weit und oft 6—7 Fuß lang. Dieser Rahmen ist mit geflochtenen Schnüren ausgefüllt, oben sind ein paar Lederriemen angebracht, vermittelst welchen die Schuhe an den Füßen befestigt werden. Auf den ersten Blick würde man kaum glauben, daß die Träger sich mit denselben überhaupt vorwärts bewegen könnten. Indessen braucht es nur wenig Uebung, um schnell damit weiter zu kommen, während sie den Träger vor dem Einsinken in den weichen Schnee bewahren. Elenthiere, Bären, selbst Hirsche, welche vermöge ihrer Schwere nur mühsam vorwärts kommen können, werden von dem flüchtigen Schneeschuhläufer leicht eingeholt und erlegt. Mit Begierde lernten die jungen Leute von ihrem willigen Lehrer und waren bald im Stande, tüchtige Arbeit zu liefern.

„Willst Du uns nicht Etwas erzählen während wir arbeiten,“ fragte Bill, „etwa von Abenteuern, die Du erlebt oder von Gefahren, welchen Du entgangen bist? Gewiß hast Du schon Manches durchgemacht!“

Louis dachte eine Weile nach, ohne Antwort zu geben. Endlich sprach er, während eine augenscheinliche Bewegung auf seinem Angesichte sich widerspiegelte. „Nun,“ sagte er, „ich bin allerdings zwei oder drei Mal dem Tode so nahe gewesen, wie nur irgend Jemand sein konnte, der noch in der Welt lebt. Aber am schlimmsten sah es doch mit mir aus, während meines Aufenthaltes an der Küste von britisch Columbia. Ich war mit einem Freunde dahin gekommen, der mit freundlich gesinnten Indianerstämmen, deren es viele an jener Küste gab, Handel trieb. Er war ein guter und tapferer Mann und hatte das argloseste Gemüth, das ich je auf Erden getroffen habe. Ihr wißt wohl, Jungens, daß man in diesem wilden Lande seine Augen offen halten muß und nicht Jedermann Zutrauen schenken darf. Aber der arme Tom hatte nie eine schlechte That begangen und konnte nicht glauben, daß nicht alle Leute so treu und ehrlich seien, wie er selber war. Ich weiß, er war mir sehr zugethan, obschon ich blos ein armes Halbblut bin, und ich liebte ihn wieder wie sonst keinen Menschen in der Welt. In der That, für meinen Tom hätte ich Alles gethan. Wir hatten unsern Aufenthalt in einer Blockhütte genommen. Der Winter war nahezu vorüber, der Handel flau und wir empfanden in unsrer Einsamkeit gehörig lange Weile. So schlug Tom vor, für etliche Tage auf die Jagd zu gehen und ich willigte sofort ein, war ich es doch herzlich müde, meine Zeit mit Nichtsthun hinzubringen.

So versorgten wir denn unser Canoe mit Lebensmitteln und dem nöthigen Schießbedarf und nahmen noch einen Indianer zum Rudern mit uns. Ich gestehe, als ich den Mann sah, machte er gleich einen schlechten Eindruck auf mich und ich hätte lieber einen andern mitgenommen. Er hatte so etwas Tückisches an sich. Allein als ich es Tom sagte, lachte er mich einfach aus und meinte, wir können schon auf uns selbst Acht haben, wir seien ja jedenfalls unser Zwei gegen blos Einen und deßhalb keine Gefahr zu besorgen.

So ging es denn vorwärts. Wir fuhren mit unserm Boote zwischen den vielen Inseln herum, jagten und fischten, gingen auch hie und da an's Land, um einen Hirsch zu erlegen, oder wilde Gänse zu schießen, welche sich an den Mündungen der Flüsse zu Tausen-

den sammelten. Wir hatten eine sehr vergnügte Zeit. Das Wetter war ziemlich mild und die Erde blos mit einer dünnen Eisdecke bedeckt. So schliefen wir denn auch, in unsre wollenen Decken gehüllt, an der Seite eines guten Feuers im Freien ganz behaglich.

Mehrere Tage hatten wir in dieser angenehmen Weise zugebracht, als wir eines Abends uns wieder anschickten, auf einer kleinen Insel zu campiren, nachdem wir das Boot an's Ufer gezogen hatten. Wir waren gewohnt bei solchen Gelegenheiten unsre Vorräthe auf einen Haufen an unsre Seite zu legen, um sie so vor herumschleichenden Indianern und anderem Gelichter am Besten zu schützen. Wir fühlten uns jenen Abend sehr müde, so daß, als unser Indianer kam, und uns um Pulver und Kugeln bat, wir ihm kurz antworteten, er solle sich ruhig schlafen legen, wir würden heute unsre Packete nicht mehr öffnen. Aber der Kerl wollte sich nicht abweisen lassen. Er zeigte uns seinen Beutel, in welchem in der That nur noch zwei Schüsse vorhanden waren, das machte aber Tom nur ärgerlich und er befahl ihm kurz und scharf, stille zu sein, wenn ihm das nicht gefalle, so könne er ja seiner Wege gehen. Wir hätten kaum ohne ihn fertig werden können, aber wir wußten, daß er uns nicht verlassen würde. Und es war unser, oder vielmehr mein Glück, daß wir ihm den Schießbedarf verweigerten; denn der Kerl zeigte sich bald als ein so heimtückischer Verräther, wie nur einer jemals in einer rothen Haut gesteckt hat.

Wir luden unsre Büchsen und legten uns dann schlafen. Ich habe bereits bemerkt, daß wir uns todtmüde fühlten, auch übte die Wärme des Feuers ihren Einfluß auf unsre Glieder aus und ich war bald in festen Schlaf versunken. Aber ich wurde rauh aus demselben aufgeweckt. Ein Schuß knallte in meiner nächsten Nähe und ich sprang erschrocken auf. O, Jungens! Welch ein Anblick bot sich mir dar! Tom Ansty, mein bester Freund, mein Tom, lag todt an meiner Seite. Das Blut tropfte aus der Wunde dicht unterhalb des Herzens und der Dampf von dem Schusse lagerte sich um uns. Ich rief laut nach dem Indianer, der nirgends zu sehen war; aber bevor ich meine Gedanken sammeln und mir vorstellen konnte, was eigentlich geschehen war, erhielt ich selbst einen Schuß, der mich in ein Bein traf und den Knochen zerbrach. Ich stürzte zu Boden, aber noch im Fallen gelang es mir, meinen geladenen Revolver zu ergreifen. Wie ich wieder aufschaute, erblickte ich in der Dunkelheit eine Gestalt, die auf mich zuschlich. Ich schoß sofort auf sie, traf aber nicht und der Verräther verschwand lautlos hinter den Felsen.

Jungens! Ich kann euch sagen, das waren schreckliche Stunden, wie ich so da lag und das Blut zu stillen versuchte und mit einem Tuche mein zerschossenes Bein verband. Mein Gehirn schien in meinem Kopfe zu sieden, wie ich so über Pläne nachdachte, mein Leben zu retten und den Tod meines Freundes zu rächen. Wußte ich doch nun nur zu gut, was geschehen war. Unser verrätherischer Indianer hatte, lüstern nach dem Eigenthume meines Freundes, denselben im Schlafe ermordet und nur der Mangel an Pulver und Blei hielt ihn zurück, mich gleichfalls zu verderben.

Wir hatten einen Hund bei uns, der Tom gehörte. Ich hielt nichts auf ihn, da er nicht zur Jagd abgerichtet war. In der That, ich hatte mich nie um ihn bekümmert und ihm nie zu fressen gegeben, noch ihn jemals liebkost. Aber ich sage euch, ohne dieses treue Thier hätte ich den Platz nicht lebendig verlassen und meine Gebeine würden neben denjenigen meines Freundes auf jener Insel gebleicht haben, bis etwa ein mitleidiger Jäger sie aufgefunden und ihnen ein Grab gegeben hätte. Aber Bello ließ mich nicht umkommen."

Hier machte Louis, von den Erinnerungen jener schrecklichen Nacht überwältigt, eine Pause, während die drei Jünglinge näher zusammenrückten und mit athemloser Spannung auf das Ende dieses Abenteuers warteten.

Endlich nahm Louis die Erzählung wieder auf. „Diese ganze schreckliche Nacht," sagte er, „lag ich wach. Ich war zu aufgeregt, um schlafen zu können, obschon der Blutverlust mich so geschwächt hatte, daß ich zeitweise halb bewußtlos da lag. Hie und da wollte ich schon einschlummern, aber das wüthende Gebell Bello's weckte mich auf und ich griff zu meinem Revolver, aber nur um den Indianer wieder hinter die Felsen schlüpfen zu sehen. Als der Tag anbrach, überschaute ich erst recht die ganze Hoffnungslosigkeit meines Zustandes.

Da lag ich weit entfernt von jedem Freunde, schwer verwundet, vom Fieber gepeinigt, unfähig mir zu helfen, dazu die schreckliche Gewißheit, daß ein unmenschlicher Feind nur auf die Gelegenheit wartete, meinem Leben vollends ein Ende zu machen. Glücklicherweise hatte ich Lebensmittel und Wasser in der Nähe, aber es wurde kälter. Bevor die Nacht wieder hereinbrach, fiel Schnee und verhüllte vor meinen Blicken das Gesicht des armen Tom. Und o wie einsam fühlte ich mich nun! Während der zweiten Nacht schlief ich ein wenig, denn selbst in dieser verzweifelten Lage forderte die Natur ihre Rechte. Aber der Hund schlief nie und oft weckte mich sein wüthendes Gebell und ich sah, wie er nach den Felsen fuhr, hinter welchen, wie ich wußte, mein Feind verborgen lag. O, wie ängstigte ich mich, er möchte zu weit gehen und in seine Hände gerathen, aber das kluge Thier wußte ihn stets zu vermeiden. Ein anderer Tag ging so dahin; ich hatte genug zu thun, mich vom Schnee frei zu halten, den ich um mich aufhäufte. Das diente auch dazu, mich warm zu halten. Aber mein Bein verursachte mir große Schmerzen. Manchmal verschwand der Indianer für mehrere Stunden, ja einen ganzen Tag; er mußte sich nach Nahrung umsehen. Aber wenn ich hoffte, daß er nun für ganz weggegangen sei, so warnte mich das Gebell Bello's wieder vor ihm. Zuletzt, da er ohne Zweifel ausgehungert war, verließ er die Insel ganz und nahm das Boot mit sich, und für mehrere Tage und Nächte war ich nur mit dem Hunde allein. Aber wie dünn das treue Thier geworden war! Und ich selbst war so schwach und muthlos, daß wenn ich mich erinnerte, wie wenig ich mich früher um den Hund bekümmert und wie viel er für mich gethan hatte, so mußte ich über ihm wie ein Kind weinen.

Unsre Vorräthe waren aufgezehrt. Bello pflegte mich winselnd anzusehen, wie wenn er um Vergebung bitten wollte, und dann wegzugehen, um nach irgend etwas Eßbarem zu suchen. Und natürlich wußte ich wohl, daß wenn der Indianer Lebensmittel und Schießbedarf erlangt hätte, er sicherlich zurückkehren und seine Beute holen würde und daß ich dann völlig in seinen Händen wäre. Gewiß eine trübselige Aussicht! Dennoch gab ich die Hoffnung nie auf. Und merkt euch das, Jungens, wenn ihr je in eurem Leben wieder in Gefahr kommt, wie das auch schon der Fall war, bleibt kaltblütig und gebt euch nicht der Verzweiflung hin. Nur Feiglinge geben die Hoffnung auf. Der tapfere Mann kämpft bis zum letzten Augenblicke und hat darum noch immer eine Aussicht, sich zu retten.

Es war die zehnte Nacht nach dem Tode meines

Freundes und die dritte, seit der Indianer die Insel verlassen hatte. Ich lag halb erfroren und schlafend auf dem Boden, als ich plötzlich durch einen eigenthümlichen Laut geweckt wurde. Es war gerade wie das Knirschen des Sandes, wenn ein Boot an's Ufer gezogen wird. Ich lauschte weiter; kein Zweifel, Menschenstimmen ließen sich hören und doch hatte Bello noch keinen Laut gegeben. Der Mond warf eben seine Strahlen auf die Gegend; so gut ich konnte, hob ich meinen Kopf in die Höhe und sah mehrere Indianer, welche eben ein Boot an's Ufer zogen. Hatte der Verräther seine Freunde mitgebracht? Es blieb mir nichts übrig, als mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich griff nach meinem Revolver, aber meine Finger versagten ihren Dienst, er entfiel meiner kraftlosen Hand. So blieb ich stille liegen und suchte mich in mein Schicksal zu ergeben. Plötzlich fiel es mir auf, daß die Leute durchaus nicht versuchten, ihre Gegenwart zu verbergen. Sie sprachen und lachten laut, näherten sich aber der Stelle nicht, wo ich so lange in meinem Elende gelegen hatte.

'Wer seid ihr?' schrie ich ihnen in ihrer eigenen Sprache zu. Einen Augenblick war Alles still, dann kamen gedämpfte Laute der Ueberraschung, dann eilten Einige auf mich zu. Jungens! Es waren freundlich gesinnte Indianer! Als sie nach einem Augenblick mich umdrängten, erblickte ich sogar die bekannten Gesichter meiner Freunde. Ich war gerettet! Gerettet, gerade in dem Augenblicke, da Rettung unmöglich schien. Und Bello wurde auch gerettet. Denn, als man nach ihm suchte, fand man ihn schwach am Ufer sich hinschleppend. Er war augenscheinlich taub, denn er nahm keine Notiz von irgend einem Laute. Aber er wurde bald in's Leben zurückgerufen und mit mir von unsern gütigen Freunden weggetragen und verpflegt."

„Ja, meine Freunde! Ihr mögt es mir glauben oder nicht; der Indianer ist auch edler Thaten fähig. „Was ist aus dem Verräther geworden? fragt ihr. Sein Schicksal ereilte ihn in seiner eigenen Hütte. Ein Mann, den er sich zu seinem Feinde gemacht hatte, erschoß ihn. Derselbe fiel dann wieder selbst der Blutrache seines Stammes zum Opfer." „Was aus Bello geworden ist?" Wir verlebten noch manche Tage als treue Kameraden zusammen. Zuletzt wurde er alt und schwach und starb kurz zuvor, ehe wir an den Ohio kamen. Ich muß euch sagen, daß sein Tod mir tief zu Herzen ging. In meinem Leben werde ich keinen besseren und treueren Freund mehr haben."

Die Erzählung war zu Ende und die jungen Schuhmacher saßen noch eine Zeitlang stille da. „Das war doch schade, daß der Indianer nicht von deiner eigenen Hand fiel, Louis! Gewiß, Du hättest ihn am liebsten selbst getödtet!" meinte Ralph, der von seinem Vater die Abneigung gegen den rothen Mann geerbt hatte.

„Ich gestehe, so fühlte ich auch, als er sich als ein so tückischer Verräther gezeigt hatte. Aber ich bin seither andern Sinnes geworden. Ich möchte keinen Mann mehr schießen, gleichviel ob roth oder weiß. Gott hat sie Alle geschaffen und es ist auch Raum genug für Alle da. Ich hoffe, noch die Zeit zu erleben, wo beide Rassen friedlich zusammen leben werden."

Ralph schüttelte bedächtig den Kopf, dann sagte er: „Ich fürchte, dann mußt Du lange warten, Louis, so hörte ich wenigstens meinen Vater sagen, und es sieht auch jetzt nicht gerade darnach aus, daß deine Hoffnung bald erfüllt wird. Doch der Vater ruft uns. Es scheint, er hat ein Opossum auf einen Baum gejagt." Und die Jungens rannten alle hinweg, um sich an dem Sport zu ergötzen.

VIII.

Wir kehren dieses Mal in Pine Grove ein, einem kleinen hübschen Dorfe, mehr denn hundert Meilen von der Ansiedlung am Ohio entfernt. Nicht viele Jahre zuvor war die ganze Gegend eine mit Tannen und Cedern bewachsene Wildniß; aber der unermüdliche Fleiß der Ansiedler hatte dieselbe in einen Garten umgewandelt. Zerstreut standen hübsche Holzhäuser umher, jedes mit einem eingezäunten Garten umgeben, während große Felder mit wogendem Korne für Meilen in die Runde mit stehen gebliebenen Parzellen von Urwald abwechselten. Der Sommer näherte sich dem Herbste, die mächtigen Riesen des Waldes kleideten sich in ihre prächtigsten Farben; eine Menge Sträucher mit reifenden Beeren luden zur Labung ein; in der That, es war ein Land des Segens und des Ueberflusses. Aber leider war es noch kein Land des Friedens. Auch hier rangen die beiden Rassen um die Herrschaft, und war es auch nicht zweifelhaft, wem endlich der Sieg zufallen mußte, so ließen sich doch die Ureinwohner nicht gutwillig von dem Erbe ihrer Väter verdrängen. Zwar war Pine Grove noch von keinem feindlichen Indianer betreten worden, aber die Ansiedler wußten, daß eine Kleinigkeit den glimmenden Funken der Feindseligkeit zur hellen Flamme anfachen konnte, darum blieben sie wachsam und hielten ihr Pulver trocken.

In einem hübschen von Schlinggewächsen beinahe überdeckten Hause saß eines Morgens frühe ein gut aussehender Mann beim Frühstück, ihm gegenüber eine hübsche junge Frau, der Traurigkeit auf das Angesicht geschrieben stand. Eben hatte Herr Salzer seiner jungen Gattin eine Anzeige aus einer Zeitung vorgelesen und sprach jetzt ernstlich mit ihr. „Meine Liebe," sagte er, „Du zeigst in dieser Angelegenheit nicht Deinen gewöhnlichen guten Verstand. Du sagst, Dein Gewissen klage Dich an, daß Du in Glück und Wohlstand lebest, während Du noch Nichts über das Schicksal Deines Neffen erfahren hast. Aber das ist doch nicht Deine Schuld! Haben wir nicht in jeder bekannten Zeitung eine Anfrage nach Edward Grayling und seinem Sohn ergehen lassen und für gewisse Nachrichten von ihnen eine hohe Belohnung angeboten? Und doch ist nie eine Antwort gekommen. Was können wir denn noch mehr thun? Liebe Edith, Du mußt nun vernünftig sein und dieser Sache ein Ende machen. Diese immerwährende Aufregung untergräbt Deine Gesundheit und thut auch mir wehe, wie Du wohl fühlen kannst."

Frau Salzer warf einen etwas verwunderten Blick auf ihn, dann sagte sie liebevoll: „Vergib mir, James, daß ich Dir so viel Kummer bereitet habe. Aber wenn Du dabei gewesen wärest, wie mein Vater auf dem Sterbebette lag und mich noch so dringend ermahnte, doch den kleinen Willy zu suchen, und es zur Hauptaufgabe meines Lebens zu machen, ihn aufzufinden, Du würdest Dich über meine Angst nicht wundern. Und außerdem habe ich den Kleinen so sehr geliebt. Ich kann es mir kaum vorstellen, daß er nun schon 14 Jahre alt sein muß. Wo mag er wohl sein? Aber lieber James, ich will Dir keinen Kummer mehr machen. Ich bin mit Dir bisher sehr glücklich gewesen. Und es kann ja sein, daß die Ungewißheit über das Schicksal meines Neffen der eine bittere Tropfen in dem Becher meines Glückes sein muß. Aber ich habe Dir versprochen, auf Deinen Rath zu hören, was wünschest Du denn, daß ich nun thun soll?"

„Mach keine Anzeigen mehr in den Zeitungen, meine Liebe. Hier in diesem Papiere ist wieder eine solche; laß es die letzte sein. Beide, der Knabe und

sein Vater befinden sich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden, sonst hätte sich irgend Jemand schon gemeldet. Laß die Sache jetzt liegen und unterwirf Dich demüthig dem Willen Gottes. Sein Geld wollen wir gut anlegen und es mag sich vermehren, vielleicht kommt er noch einmal irgendwo zum Vorscheine, aber mach keine Anzeigen mehr in den Zeitungen, Edith! Diese fortwährende Aufregung muß Dich zuletzt noch um den Verstand bringen."

Edith seufzte tief auf, doch sie sagte nichts mehr. Aber es war mit schwerem Herzen, daß sie sich entschloß, dem Rathe ihres Gatten Folge zu leisten.

Edith hatte nach dem Tode ihrer Eltern ihre schöne Heimath in Devonshire, in England, verlassen und war in dem brennenden Verlangen über den Ocean gekommen, in demselben Welttheile wie der verlorene Knabe zu leben und denselben womöglich aufzufinden. Sie hatte ihre Heimath bei einer früheren Schulfreundin gemacht, hier lernte sie James Salzer kennen und wurde bald mit ihm durch den Bund der Ehe für dieses Leben vereinigt. Ihr Gatte hatte ein gutes Geschäft und ein schönes Auskommen, aber er war des Stadtlebens müde geworden und mit seiner jungen Gattin nach Pine Grove gezogen. Bereits hatte das junge Paar drei glückliche Jahre daselbst mit einander verlebt. Aber durch diese ganze Zeit hatte James Salzer den üblen Einfluß beobachtet, den der Kummer über das Schicksal ihres Neffen auf das Gemüth seiner Gattin ausübte und nun hatte er beschlossen, der Sache ein Ende zu machen und deßhalb mit ihr geredet.

Er selbst war überzeugt, daß weder der Junge noch sein Vater noch unter den Lebenden seien. Waren doch alle Anfragen unbeantwortet geblieben und selbst die ausgesetzte Belohnung hatte Niemand beansprucht. In seinem Innersten fürchtete er, daß Beide bei dem herumschweifenden Leben des Vaters ermordet worden seien, und daß Solche, welche es wußten, schwiegen, um nicht der Theilnahme an dem Verbrechen verdächtigt zu werden. Er hütete sich aber wohl, Edith etwas davon merken zu lassen. Dagegen suchte er sie zu überzeugen, daß Beide todt seien. Und Edith gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, daß ihr geliebter kleiner Neffe sich unter den seligen Kindern befinde, welche der himmlische Gärtner von dieser rauhen Erde in die Freude und Herrlichkeit des Paradieses versetzte. Die liebende und treue Tante! Sie wußte nicht, welche Freude und Ueberraschung ihr schon in dieser Welt noch zu Theil werden würde!

IX.

Sechs Jahre sind seit dem bisher berichteten Ereignissen verflossen und haben ihre Veränderungen auch für die Personen unserer Erzählung gebracht. Unsere drei jungen Freunde in der Ansiedlung am Ohio, Ralph, Archie und Bill sind zu stattlichen jungen Männern von 18--20 Jahren herangewachsen. Jeder ist fleißig mit den Arbeiten beschäftigt, welche jungen Männern in den Ansiedlungen des Westens zukommen. Axt und Pflug werden von ihnen mit Geschick und Fleiß gehandhabt und mancher Acker ist durch sie für die Kultur dem Urwalde abgewonnen worden. Aber auch mancher Bär ist schon von ihrer Büchse gefallen und sie haben schon manchen Strauß mit feindlichen Indianern bestanden. Ihre Geschicklichkeit in der Handhabung der Büchse, und ihre Standhaftigkeit im Erdulden von Strapatzen hat ihnen in der Ansiedlung einen guten Namen gemacht. Von der kleinen Marie wird wenig mehr gesprochen, obschon die Mutter sie nicht vergessen hat und oft die Gesichtszüge ihres Kleinsten studirt, ob sich in denselben nicht Züge ihrer verlorenen Marie wieder finden. Die Ansiedlung steht nun in voller Blüthe und die wenigen Indianer in der Nachbarschaft haben es für gut befunden, mit den Weißen sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, war ihnen doch jede Hoffnung entschwunden, dieselben jemals vertreiben zu können.

Aber wo war Louis, der Jäger und Freund der drei Jünglinge, der sie zu so mancher Bärenjagd geführt und sie in allen Zweigen des Waldlebens so gut unterrichtet hatte? Um die Wahrheit zu sagen, Louis hatte auf eine etwas geheimnißvolle Weise die Ansiedlung verlassen, freilich mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren. Aber welches der Zweck seiner Reise war, das hatte er Niemandem erzählt und wohin er sich eigentlich gewendet, das war gleichfalls ein Geheimniß geblieben. Seine Abwesenheit war für die drei Jünglinge sehr unangenehm, wenn auch heilsam. Nie zuvor hatten sie es so gefühlt, wie sie sich in allen Dingen auf seinen Rath und Beistand verlassen hatten, jetzt mußten sie wohl oder übel sich selber helfen. Aber wie groß war erst ihre Ueberraschung und Enttäuschung, als nach und nach die Wahrheit an den Tag kam. Louis war fortgegangen, um — zu heirathen. —

„Da ist er für uns verloren," murrte Archie, als er die unwillkommene Neuigkeit gehört hatte. Bei einem verheiratheten Manne ist es mit der Jagd vorbei. Seine Frau wird schon dafür Sorge tragen, daß er nicht wieder auf einer Bärenjagd seinen Hals riskirt!"

„Das weiß ich denn doch nicht," antwortete Ralph mehr aus Widerspruchsgeist, denn die unerwartete Heirath Louis' hatte ihn ebenso enttäuscht wie seinen Bruder; „sieh' einmal auf uns're Mutter. Sie hindert Vater niemals und es gibt keinen besseren Jäger in den Wäldern als ihn."

„Nun gut," antwortete Archie, „Du wirst es schon noch ausfinden. Ich glaube nicht an verheirathete Jäger. Doch dort kommt Vater mit einem Briefe in seiner Hand. Sieh', wie er aussieht. Da muß etwas vorgefallen sein!"

Während der Zeit kam John Edgar zu seinen Söhnen. Er hatte einen offenen Brief in seiner Hand und sein Gesicht zeigte große Erregung.

„Jungens," sagte er, ein schrecklicher Kampf hat nahe dem Platze, wo Louis ist, stattgefunden und merkwürdige Dinge sind an's Licht gekommen. Aber lest den Brief selbst, William Armstrong hat ihn mir vorgelesen."

Ralph nahm ihm den Brief ab, er kam von Louis und war an seinen Vater gerichtet. „Soll ich den Brief vorlesen?" fragte er.

„Ja, thue es," antwortete sein Vater und Ralph las, wie folgt:

„An Herrn Edgar! Werther Herr! Ich bin kein guter Schreiber, aber ich muß Sie mit Etwas bekannt machen, was für Sie wahrscheinlich von großem Interesse ist. Ein schrecklicher Kampf hat in diesem Landestheile zwischen den Indianern und Ansiedlern stattgefunden. Es ist schwer zu sagen, wer an diesem Zusammenstoße die Schuld trägt, kein Theil wird dabei ein reines Gewissen haben; aber es war schrecklich! Es war gerade nach der Ernte. Die Ansiedler hatten eben ihr Korn eingesammelt und aufgehäuft, um es zu enthülsen und Alles schien einen guten friedlichen Winter zu versprechen. Plötzlich in einer Nacht wurde ich durch das wilde Kriegsgeheul der Indianer aufgeweckt. Es machte mir die Haut schauern, denn ich wußte, es meinte Mord und Brand. Und wenn wir auf uns're Frauen und Kinder sahen, so erbebte das Herz auch des Tapfersten unter uns; und außerdem waren wir auch unvorbereitet, denn die Ernte hatte

uns zu sehr beschäftigt. Ich rannte nach der Thüre, entschlossen, mein junges Weib bis zum Tode zu vertheidigen. Eine entsetzliche Scene zeigte sich mir, als ich die Thür öffnete. Die Kornhausen standen in Flammen und eine Anzahl Wilder stürzten mit schrecklichem Geheul auf mich zu. Ich schoß und Einer von ihnen fiel, dann ergriff ich meine Axt und hantirte mit solcher Wuth unter ihnen, daß sie die Flucht ergriffen. Es war eine Pause in dem Kampfe eingetreten, die ich schnell benutzte, um meine Frau nach der Stockade zu bringen, welche wir früher zur Vertheidigung errichtet hatten. Eine Anzahl hatte hier bereits eine Zuflucht gefunden und wir waren entschlossen, uns auf's Aeußerste zu vertheidigen. Aber in der Ansiedlung wütheten die rothen Teufel schrecklich. Ueberall flammten Brände auf und die Rothhäute eilten mordend und brennend von Haus zu Haus. Ich sah, wie sie eine alte Großmutter, die mit ihren Enkeln betend auf den Knieen lag, erschlugen. Bevor Hülfe anlangte, wurden mehrere weiße Männer und Frauen ermordet. Die Männer vertheidigten sich bis zum letzten Augenblicke, während die Frauen ihre Kleinen zu schützen suchten und schrecklich schrieen, aber erbarmungslos hingemordet wurden.

„Aber zuletzt wandte sich der Kampf zu unsern Gunsten, und die Rothhäute ereilte eine schreckliche Strafe. Wir hörten auf einmal ein Getrampe und ein Laufen. Eine Abtheilung Soldaten vom Fort mit etwa einem Dutzend Ansiedler kamen uns zu Hülfe. Jetzt wandten sich die rothen Teufel zur Flucht. Aber man erlaubte ihnen nicht, zu entkommen. Sie wurden bis in ihr Lager verfolgt, dasselbe mit seinem ganzen Inhalte zerstört und Viele ohne Weiteres getödtet. Doch muß ich das sagen, daß wer sich gefangen gab, verschont wurde. Das schiebt aber ihr Ende bloß auf. Ich bin überzeugt, jeder Gerichtshof, vor den sie gestellt werden mögen, wird sie als Mordbrenner verurtheilen und dem Galgen überliefern. Sie haben es wohl verdient. Gott möge es ihnen vergeben, sie sind unwissende Heiden und wir Christen und wir sollten ihnen ein besseres Beispiel geben. Aber nun komme ich zu dem wichtigsten Theile meiner Erzählung."

Während des Lesens stieg die Erregung der Zuhörer auf's Höchste. Archie hatte den Brief auf einer Seite gefaßt und in seiner Begierde, von den Ende des Kampfes zu vernehmen, ihn beinahe seinem Bruder aus den Fingern gezogen. Aber Ralph ließ das kostbare Dokument nicht los. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort zu lesen.

„Nun, werther Herr, komme ich zu dem interessantesten Theile meiner Erzählung. In dem Lager der Indianer fanden wir unter den Kindern des Stammes ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, das ohne Zweifel von weißen Eltern stammt. Ich erinnerte mich gleich, daß Robert Vane ein Kind von den Indianern geraubt wurde, und ich fragte mich, ob dieses nicht am Ende das verlorene Kind ist. Wenn ich bloß falsche Hoffnungen erregen sollte, so würde mir dieses in der That leid sein, und ich glaube, man sollte den Eltern nichts sagen, bis wir in der Sache Gewißheit erlangt haben. Vielleicht könnte Einer von Euren Söhnen hierher kommen und das Mädchen fragen. Ich habe versucht, ihre Herkunft auszufinden, aber sie kann sich weder ihres Namens noch ihrer Herkunft erinnern. Sie nennt sich selbst Ishtaka, was in der Indianersprache „Kirschblüthe" bedeutet. Einige meinten, sie sei bloß ein Halbblut, wie ich selbst, aber ich bin überzeugt, daß sie ganz dem Geschlechte der Weißen zugehört. Ich habe ihren Fall einer sehr netten Familie hier bekannt gemacht und dieselbe hat sie in ihr Haus aufgenommen, wo sie auf's Freundlichste behandelt wird. Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß der dritte Finger ihrer linken Hand fehlt. Sie mag ihn zwar erst unter den Indianern eingebüßt haben, aber es kann auch sein, daß es ein Kennzeichen für sie ist."

Hier hielt Ralph inne und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Archie aber befand sich in solcher Aufregung, daß er beinahe nicht zu Worte kommen konnte. „O Vater," rief er, während Thränen in seine Augen traten, „es ist unsere kleine Marie. Sie wäre jetzt zwölf Jahre alt, und dann der verlorene Finger! O Vater, laß mich hingehen! Gewiß, sie wird mich gleich erkennen. Ich habe seit Jahren nichts mehr von ihr gesagt, aber ich habe sie nie vergessen können."

Hier brach Archie in Weinen aus und sein Vater hatte sich vor Allem mit ihm zu beschäftigen. „Nun," sagte er, „für einen Hinterwäldner hast Du ein recht weiches Herz. Aber immerhin glaube ich selbst, daß es die kleine Marie ist. Ich bin jedenfalls froh, daß die Rothhäute sie nicht skalpirt haben. Nun, ich muß es jedenfalls Robert Vane sagen. Er ist der Väter und sollte es wissen. Gewiß Archie, wenn Robert hingeht, so sollst Du mit ihm gehen. Ich verspreche Dir das, mein Junge."

Es ist nicht nöthig, über das, was nun folgte, auf Einzelnheiten einzugehen. Jedermann kann sich vorstellen, mit welch' athemloser Spannung Robert Vane der Nachricht lauschte, daß sein Kind, aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder aufgefunden sei. Und erst als er diese Nachricht dessen Mutter mittheilte, welche keinen Tag unterlassen hatte, für ihr liebes verlorenes Kind zu beten! Kaum war es möglich, sie zurückzuhalten, sich der Gesellschaft anzuschließen, welche nach Pine Grove eilte, um Louis aufzusuchen und das Kind zu holen. Erst als sie es verstand, daß sie bei den unsichern Zuständen, die in der Gegend herrschten, den Männern bloß eine Bürde und ein Hinderniß sein würde, willigte sie ein, zu Hause zu bleiben. „O," sagte sie zu ihrem Gatten, als derselbe im Begriffe stand, mit seinen Gefährten die wichtige Reise anzutreten, „wie gut ist Gott gegen uns gewesen! Er hat meine Gebete erhört und mir mein Kind wieder gegeben. Mein Herz sagt es mir, daß es ganz gewiß unsere kleine Marie ist. O Robert! bring meinen Liebling schnell an ihrer Mutter Herz!"

Und so zogen sie denn aus, Robert Vane, William Armstrong, Archie Edgar und Bill. Letzterer war freilich zur Identificirung des Kindes nicht nothwendig, aber die Liebe zu Abenteuern trieb ihn an, mit von der Partie zu sein, welche auch für ihn von so herrlichen Folgen begleitet sein sollte.

X.

Nicht ohne große Beschwerden und mannigfache Gefahren zu bestehen, zog die kleine Gesellschaft durch die Wildniß; doch kam sie glücklich und in guter Zeit an dem Orte ihrer Bestimmung an und verfügte sich sogleich zu Louis. Derselbe stellte ihnen gleich seine junge Frau vor. Sie war gleich ihm selbst ein Halbblut; aber sie war unter den Weißen aufgewachsen und in allen Obliegenheiten des Haushaltes wohl unterrichtet und erwies sich in der Folgezeit als eine sehr passende Lebensgefährtin für den berühmten Jäger. Allein wir haben eigentlich nicht von ihr zu erzählen und folgen deßhalb Louis nach dem hübschen Farmhause mit der breiten Veranda und den prächtigen Schlinggewächsen, wo Marie so freundliche Aufnahme gefunden hatte.

„Frau Salzer," sagte Louis, als er Robert Vane und seine Gefährten der Hausfrau vorstellte, „hier ist

der Mann, dem vor sechs Jahren ein Kind geraubt wurde. Dasselbe war ein Mädchen, zu jener Zeit sechs Jahre alt und es hatte den dritten Finger der linken Hand verloren. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß es das Mädchen ist, welches sich nun unter Ihrer Obhut befindet."

Louis hatte kaum ausgeredet, als Frau Salzer schnell das Zimmer verließ und mit einem bräunlichen, scheuen Kinde zurückkehrte, das seine unruhigen Augen begierig von Einem zum Andern schweifen ließ.

„Kennst Du diese Männer, Ishtaka?" fragte sie Louis in der Indianersprache.

Aber Ishtaka gab keine Antwort. Ihre Augen hafteten auf einem Gegenstande, den Archie in seiner Hand hielt und welcher ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch zu nehmen schien. Es war eine kleine Wiege für eine Puppe, welche der gutmüthige Junge einst zum Vergnügen der kleinen Marie aus Birkenrinde geschnitzt, und welche er, seit ihrem Verschwinden aus der Ansiedlung mit liebender Sorgfalt aufbewahrt hatte. Er ging nun zu ihr hin und legte das Spielzeug sanft in ihre Hand.

„Es ist mein," sagte sie nun auf indianisch und „ja ich kenne sie, diese Männer gehören zu meinen eigenen Leuten."

Auf diese interessante Scene waren Lachen, Thränen und Glückwünsche an der Tagesordnung. Ishtaka konnte zu Keinem reden; sie hatte auch die glückliche Unbefangenheit der weißen Kinder gänzlich eingebüßt; aber bei all' ihrer indianischen Zurückhaltung konnte man doch sehen, wie so glücklich sie sich fühlte und wie ihr Geist sich mehr und mehr den Erinnerungen aus der Vergangenheit erschloß.

„Sie sagen, daß ihre Mutter noch lebt und zu Hause auf die Wiederkehr ihres verlorenen Kindes wartet," sagte Frau Salzer zu Robert Vane. „O ich kann ihre Gefühle wohl verstehen und mir ausmalen, mit welchem Jubel und welcher Dankbarkeit gegen Gott sie ihr Kind in ihre Arme schließen und an ihr Herz drücken wird. Auch ich habe ein Kind verloren. Es war freilich nicht mein eigenes, aber es stand mir doch so nahe, wie wenn es mein eigenes gewesen wäre. Es wurde mir entrissen und ich kann es nie vergessen. Kein Tag meines Lebens vergeht, daß ich nicht an meinen kleinen Willy denken muß. Aber ich kann nichts für ihn thun, als ihn unserem himmlischen Vater anbefehlen. O sagen Sie Ihrer Frau, daß sie für mich beten möchte, als für eine Frau, der auch ein junges Leben geraubt wurde, das ganz ihr eigen gehörte. Mein Knabe wurde von meiner schönen englischen Heimath weggenommen und nach diesem Lande gebracht. Ob er aber noch lebt, oder todt ist, ob er unter den Weißen oder Wilden lebt, konnte ich bis heute trotz allen Nachforschens nicht erfahren. Wenn ich dort Ihre Söhne ansehe, so ist es mir, ich müßte meinen eigenen Jungen erblicken."

„Das sind nicht meine Söhne," antwortete Robert Vane, bleich vor innerer Erregung. „Ich darf es Ihnen kaum mittheilen, theure Frau, denn ich muß fürchten, ihre Gefühle am Ende unnöthigerweise aufzuregen, aber doch muß ich Ihnen Eines mittheilen; dort, jener Jüngling, welcher am Fenster steht, wurde in seiner frühen Kindheit aus einem Farmhause in England durch seinen Vater weggenommen und nach diesem Lande gebracht. Sein Vater war ein finsterer Mann und verunglückte, bald nachdem wir uns am Ohio angesiedelt hatten. Niemand kannte seinen wahren Namen und auch der Junge kennt seinen Familien-Namen nicht, wir nannten ihn nur 'den englischen Bill.' Sollte es möglich sein...."

Aber Robert Vane konnte nichts weiter sagen. Frau Salzer hatte sich aufgerichtet, dann einen tiefen forschenden Blick auf Bill gerichtet und im nächsten Augenblicke hielt sie ihn in ihren Armen und weinte alle ihre Liebe und Dankbarkeit gegen Gott an seiner Brust aus.

Diese erstaunlichen Ereignisse erregten überall, wo man davon hörte, großes Aufsehen. Diese Männer waren von der Ohio-Ansiedlung gekommen, um ein verlorenes Kind zu suchen und seiner Mutter zurückzubringen. Daß aber ihre Expedition dazu dienen würde, den namenlosen jungen Mann, den sie so freundlich unter sich aufgenommen hatten, den Seinigen wieder zurückzugeben, davon hatte Niemand eine Ahnung gehabt. Und es war gar kein Zweifel, daß er der Junge war, der von seinem Vater von der Devonshire Farm weggenommen und nach Amerika gebracht worden war. Seine Tante war von seiner Identität zwar völlig überzeugt, aber um anderer Leute willen stellte sie noch eine genaue Untersuchung mit ihm an. Es war auch eine bedeutende Summe Geldes für ihn angelegt, darum mußte seine Aechtheit über alle Zweifel festgestellt werden, sonst wäre deren Ausbezahlung verweigert worden.

Aber alle Parteien wurden vollauf befriedigt. „Bill," oder wie sie ihn nun wieder nannten „William" beschrieb genau seine frühere Heimath, er erinnerte sich des alten Großvaters, der meistens bettlägerig war, und auch die Erinnerung an die liebende Tante tauchte wieder in ihm auf, wenn auch die Jahre deren Aussehen in Etwas verändert hatte. Er erzählte, wie er seinen Vater nie anders nennen gehört hatte als „Nad" oder „der schwarze Nad." Das erklärte auch, weßhalb auf alle Anfragen in den Zeitungen nach Edward Grayling und seinen Sohn nie eine Antwort eingegangen war. Von seiner Ankunft auf der Ohio-Ansiedlung an war seine Geschichte Allen bekannt. Frau Salzer dankte Allen für die Güte, welche sie dem namenlosen Knaben erwiesen hatten, ganz besonders aber William Armstrong, der ihm eine Heimath gegeben und keine Ahnung davon hatte, daß er einen Waisen-Knaben aufnahm, der Freunde und Anverwandte besaß, welche gerne für ihn gesorgt hätten, wenn sie nur seinen Aufenthaltsort hätten ausfindig machen können. Da William nicht mehr nach der Ansiedlung am Ohio zurückkehrte, so müssen wir seine fernere Geschichte hier erledigen.

James Salzer, der Gatte von Williams Tante, hatte den Vorschlag gemacht, daß er seine Heimath von nun an bei ihnen in Pine Grove haben sollte, und dieses war auch von Allen als die natürlichste Lösung der Angelegenheit angesehen worden. Aber noch etwas Anderes hatte sein Onkel vorgeschlagen, zu welchem sich nicht jeder Jüngling von achtzehn Jahren hätte bereit finden lassen. Dieses war, daß William die Schulen besuchen und sich eine gehörige Ausbildung aneignen sollte. Er war kaum im Stande, nothdürftig zu lesen und zu schreiben; und Jedermann weiß, daß einen jungen Mann ohne eine gehörige Schulbildung in den Kampf des Lebens zu senden, gerade so thöricht ist, wie wenn man einen Soldaten ohne Waffen in den Krieg senden wollte. Freilich hat man schon oft von jungen Männern gelesen, besonders in Amerika, die ohne Schulbildung aufgewachsen waren, hernach aber sich selbst empor gearbeitet haben, ja sogar zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, welche das Land überhaupt zu vergeben hat. Aber solche junge Männer kamen trotz dieses bedenklichen Mangels empor, und zwar indem sie sich selbst nachträglich die nothwendige Bildung unter tausend Entbehrungen, Mühen und Anstrengungen aneigneten.

Aber nicht jeder Jüngling hat die nothwendige Einsicht, daß eine solche Ausbildung für sein Fortkommen entscheidend ist. Als daher James Salzer William den Vorschlag machte, mit seinen Studien sofort zu beginnen, fürchtete er, er möchte dieses abweisen. Aber William zeigte sich nicht so thöricht. Und Eines war für ihn entscheidend. Er bewunderte seine Tante, ihre Kenntniß, ihren Anstand und ihr feines, gebildetes Benehmen und er wollte sich ihrer und ihrer Gesellschaft würdig machen. Er führte auch seinen Vorsatz aus und machte in späteren Jahren seinen Freunden auch in dieser Hinsicht alle Ehre.

Das war aber eine Erwartung und eine Freude in der Ansiedlung am Ohio, als die Männer mit dem verlornen Kinde zurückkehrten und es seiner Mutter brachten! Und wer ist im Stande, die Gefühle derselben zu beschreiben, als sie das gebräunte, scheue Wesen an ihre Brust drückte, von dem sie wußte, daß es ihr lang entbehrtes Kind war.

Archie hatte sich seit dem Wiederfinden Marie's ihr besonders gewidmet. Er hatte von Louis einige indianische Worte und Ausdrücke gelernt, und es gelang ihm am meisten, sich ihr verständlich zu machen. Er machte ihr auch häufig kleine Geschenke und das Kind faßte mehr und mehr Zutrauen zu ihm. Aber wenn man sechs Jahre unter Wilden gelebt und die Heimath nahezu vergessen hatte, so kann man nicht in einem Augenblicke die angenommenen Gewohnheiten wieder abwerfen.

Marie hatte unter den indianischen Weibern zu viel Falschheit gesehen und war zu hart und grausam behandelt worden, als daß sie den Einfluß dieser Behandlung auf ihr Gemüth gleich hätte abschütteln und ebenso frank, aufrichtig, offen und fröhlich hätte sein können, wie andere weiße Kinder ihres Alters.

Wie schmerzte das Herz der Mutter, als sie die kleine Hand hielt und in diese scheuen, argwöhnischen Augen blickte. War das wirklich ihre eigene, geliebte Marie, das Kind so vieler Gebete? Ein Mädchen, das nicht lesen und schreiben konnte, das nichts von Gott wußte, nicht betete, und nichts von der treuen Liebe der Mutter und dem Segen der eigenen Heimath verstand. O wie das Mutterherz über dieses unglückliche Kind weinte! Welche Gebete drangen zu Gott empor, daß er doch diese umnachtete Seele erleuchten und zur Erkenntniß des Heiles führen möchte!

Und diese Gebete und die treue Arbeit eines liebenden Mutterherzens waren nicht umsonst. Mit sechzehn Jahren war Marie Vane ein ebenso nettes, bescheidenes, schönes, wohlerzogenes, frommes Mädchen als irgend eines viele Meilen im Umkreise. Sie war die Augenweide ihres Vaters, die Freude der Mutter, die kleine Schwester hing mit der zärtlichsten Liebe an ihr und in der ganzen Ansiedlung wurde sie als die freundlichste Zierde der Bevölkerung gelobt, an deren liebevollen, frommen Wesen sich Alt und Jung erbaute.

Sonntagschul-Lektionen.

Israel unter den Richtern.

Sonntag, 2. Dezember. — Richter 2, 11—23.

11. Da thaten die Kinder Israel übel vor dem Herrn, und dieneten Baalim,

12. Und verließen den Herrn, ihrer Väter Gott, der sie aus Egyptenland geführet hatte, und folgten andern Göttern nach, auch den Göttern der Völker, die um sie her wohneten, und beteten sie an, und erzürneten den Herrn.

13. Denn sie verließen je und je den Herrn und dieneten Baal und Astharoth.

14. So ergrimmte dann der Zorn des Herrn über Israel, und gab sie in die Hand derer, die sie raubeten, daß sie sie beraubeten, und verkaufte sie in die Hände ihrer Feinde umher. Und sie konnten nicht mehr ihren Feinden widerstehen.

15. Sondern wo sie hinaus wollten, so war des Herrn Hand wider sie zum Unglücke, wie denn der Herr ihnen gesagt und geschworen hatte; und wurden hart gedränget.

16. Wenn dann der Herr Richter erweckte, die ihnen halfen aus der Räuber Hand;

17. So gehorchten sie den Richtern auch nicht: sondern hureten andern Göttern nach, und beteten sie an, und wichen bald von dem Wege, darauf ihre Väter gegangen waren, des Herrn Geboten zu gehorchen, und thaten nicht wie dieselben.

18. Wenn aber der Herr ihnen Richter erweckte, so war der Herr mit dem Richter, und half ihnen aus ihrer Feinde Hand, so lang der Richter lebte. Denn es jammerte den Herrn ihr Wehklagen über die, so sie zwangen und drängeten.

19. Wenn aber der Richter starb; so wandten sie sich und verderbten es mehr, denn ihre Väter, daß sie andern Göttern folgten, ihnen zu dienen, und sie anzubeten. Sie fielen nicht von ihrem Vornehmen, noch von ihrem halsstarrigen Wesen.

20. Darum ergrimmete dann des Herrn Zorn über Israel, daß er sprach: Weil dies Volk meinen Bund übergangen hat, den ich ihren Vätern geboten habe, und gehorchen meiner Stimme nicht;

21. So will ich auch hinfort die Heiden nicht vertreiben, die Josua hat gelassen, da er starb;

22. Daß ich Israel an ihnen versuche, ob sie auf dem Weg des Herrn bleiben, daß sie darinnen wandeln, wie ihre Väter geblieben sind, oder nicht.

23. Also ließ der Herr diese Heiden, daß er sie nicht bald vertrieb, die er nicht hatte in Josua Hand übergeben.

Biblischer Grundgedanke: „Sehet zu, liebe Brüder, daß nicht Jemand unter euch ein arges ungläubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott." Hebr. 3, 12.

Einleitung. Unsere Lektion ist eine allgemein gehaltene Beschreibung der während der Richterzeit unter dem Volke Israel herrschenden Zustände. Diese Zeit umfaßt eine Periode von 330 Jahren. Sie beginnt mit dem Tode Josua's, 1426 v. Chr., und endet mit der Krönung Sauls als erster König Israels, 1095 v. Chr. Der jüdischen Tradition gemäß soll Samuel der Verfasser dieses Buches sein. Jedenfalls wurde es in den Tagen Samuels, wenn nicht von ihm selbst, so doch unter seiner Aufsicht abgefaßt.

Das Buch der Richter berichtet den Abfall des Volkes von Gott, die Züchtigung desselben durch die Feinde und die Errettung desselben durch Gott vermittelst der Richter. Die Thaten der Richter bilden den Hauptbestandtheil des Buches. „Die Würde der israelitischen Richter (Schof'tim) war keine stehende, bleibende. In außerordentlichen Fällen der Noth wurden sie von Gott zur Errettung des Volkes berufen. Sie behielten aber dann gewöhnlich, auch wenn sie ihren Auftrag ausgeführt hatten, ihr ganzes Leben lang richterliches und obrigkeitliches Ansehen. Ihre Stellung und Aufgabe ist mit der der Propheten sehr verwandt. Sie waren Propheten der That. Mit den Suffeten der Karthager, mit den Di-

kasten der Tyrier haben sie also nichts als den Namen gemein.“ (J. H. Kurtz).

Erklärung.

V. 11—13. Aus V. 7 ersehen wir, daß das Volk dem Herrn diente, so lange Josua lebte, ja so lange, als die den Josua überlebenden Aeltesten noch unter demselben weilten. Als aber diese Gottesmänner alle zur Ruhe eingegangen waren, da thaten die Kinder Israels übel vor dem Herrn. Sie verließen den Gott ihrer Väter, dem sie so unendlich viel verdankten. Wie konnten sie nur diesen gütigen und unermüdlichen Wohlthäter so schnöde vergessen und verlassen! Wie konnten sie ihn für die Götter der heidnischen Völker, welche sie umwohnten, preisgeben! Wie konnten sie um Baals und Astaroths Willen ihren Gott voll Reinheit, Wahrheit und Liebe verlassen! Im Naturdienste der Kanaaniter erschien Baal (die Sonne) als männliches, und Astarte oder Baaltis (der Mond) als weibliches Princip der Gottheit. Der Kultus beider war mit mancherlei Greueln der Unzucht befleckt.

V. 14. 15. In Folge des Abfalls entbrannte Gottes Zorn wider das Volk. Da er ein wahrhaftiger Gott ist, so muß er ebensowohl seine Drohungen als auch seine Verheißungen erfüllen. Deßhalb gibt er das abtrünnige Volk den Feinden preis. Um das zu thun, hat er demselben nur seinen Schutz zu entziehen. Dann kommen die Feinde mit solcher Macht herangestürmt, daß Israel nicht Widerstand leisten kann. Es wird seiner Habe und seiner Freiheit beraubt. Denn Gott hat es „verkauft“ wie einen Sklaven, der seiner Freiheit verlustig ging.

V. 16. 17. Zu ihrem Heile ließ Gott die Israeliten in die Hände der Feinde fallen. Wenn sie dann in der schweren Heimsuchung ihres Gottes gedachten, erbarmte er sich ihres Elendes. Er erweckte alsdann einen Mann, der das Volk begeisterte, oder richtiger, durch den Gott das Volk mit neuem Muthe entflammte. Unter dessen Führerschaft wurden die übermüthigen Feinde ihrerseits gezüchtigt und verjagt. Solche Männer nannte man Richter. Leider vergaßen die Israeliten nur zu rasch die empfangene Züchtigung sowohl als die erfahrene Gotteshülfe. Sie kehrten bald wieder zu ihrem Götzendienste zurück. Auf's Neue mußte sie dann Gott züchtigen.

V. 18. 19. Mit dem zum Richteramte berufenen Männern war auch der Herr wie einst mit Mose und Josua. Alle Siege über die das Volk beraubenden, ausplündernden und unterjochenden Feinde dankte es seinem so treulos verlassenen Gott. Diese Thatsache bot den Richtern eine erwünschte Handhabe, um das Volk zur Rückkehr zu Gott zu ermahnen. Diese erfahrene Hülfe hatte denn auch gewöhnlich eine heilsame Wirkung. Nur hielt es nicht lange Stich. Das wankelmüthige Volk sank nur zu bald wieder in den Götzendienst zurück.

V. 20. 21. Ueber diesen wiederholten Abfall entbrannte mit Recht der Zorn Gottes über Israel. So erklärte der Herr endlich, er wolle das beim Hingange Josua's noch im Lande weilende Volk nicht vertreiben. Verstehen wir jedoch diese Erklärung Jehovah's im rechten Sinne. Die Verheißung Gottes, die Kanaaniter vor ihnen her austreiben zu wollen, beruhte auf der Bedingung, daß die Israeliten den göttlichen Geboten gehorsam seien. So lange sie nun immer wieder des Ungehorsams sich schuldig machten, wollte, ja konnte Gott die Kanaaniter nicht völlig aus dem Israel gehörenden Landgebiete vertreiben.

V. 22. 23. Die im Lande geduldeten heidnischen Völker wurden den Israeliten eine Quelle steter Versuchungen zum Götzendienst und zur Unzucht. Sie wurden also dem Volke ein Prüfstein. Dadurch wurde offenbar, wie stark und treu es im Widerstande wider die Versuchungen sei.

Praktische Gedanken.

Israels Abfall.

I. Worin bestand er.

1. Sie verließen ihren Gott. V. 12. 13. Da nimmt der Abfall immer seinen Anfang. Denn so lange wir an Gott hangen und uns seiner Gemeinschaft erfreuen, kann die Sünde uns nicht bethören und irreleiten. Da wir nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen können, so sind wir vor dem Abfall wohl verschanzt, wenn wir von ganzem Herzen unserem Gott dienen und auf seinen Wegen wandeln. So lange ein Mensch in der Nähe des Lichtes bleibt, wird er nicht in Finsterniß gerathen. So lange er in der Nähe des Wärme ausstrahlenden Ofens bleibt, wird er nicht erkalten. Gott ist das sittliche Licht und die sittliche Wärme des Weltalls. Wer in seiner Nähe bleibt, verirrt sich nicht in's Sündendunkel, verliert sich nicht in der eisigen und erstarrenden Polargegend der Selbstsucht und der Laster.

2. Sie folgten andern Göttern nach. V. 12. „Jedes Herz will etwas lieben,“ singt der Dichter. Der Herzensschrein kann nicht lange leer bleiben. Der Mensch muß einen Gott haben. Hat er nicht den lebendigen Gott, so hat er einen oder mehrere der Weltgötter. Wer den lebendigen Gott verläßt, der sucht sich Götzen, denen er diene. Der Eine findet einen Götzen in der Trunksucht. Dem Gott Gambrinus schenkt er sein Herz. Er schwört der Fahne des Königs Alkohol Treue. Ein Anderer macht die Novellen-Lektüre zu seinem Gott. Je leichter und schmutziger sie ist, desto gieriger wird sie verschlungen. Sie verdirbt demselben allen Geschmack für gesunde geistige und geistliche Speise. Ein Dritter macht die Habsucht zu seinem Gott. Alle seine Zeit, Kräfte und Gaben, ja sogar seine Seele opfert er an ihrem Schreine. Andere machen den Hochmuth zu ihrem Gott. Hab und Gut, Leib und Seele wird ihm geopfert. So findet Jeder, der Gott verläßt, seinen Götzen.

II. Wodurch verursacht.

1. Durch mangelhafte Erziehung. So lange Josua und die Aeltesten seiner Zeit lebten, blieb das Volk seinem Gotte getreu. Der Abfall fand statt bei einem „Geschlechte, das den Herrn nicht kannte, noch die Werke, die er an Israel gethan hatte.“ So lesen wir im 10. Verse, der unserer Lektion unmittelbar vorangeht. Die Eltern hatten die Kinder nur mangelhaft in der Religion unterrichtet. Hätten sie dieselben besser erzogen und unterrichtet, so wären sie mit den Thaten ihres Gottes zum Heil des Volkes vertraut gewesen. Welch' eine ernste Lehre dies für christliche Eltern! Vernachlässigen sie die religiöse Erziehung ihrer Kinder, so darf es sie nicht Wunder nehmen, wenn dieselben, heranwachsend, der Welt und der Sünde, anstatt dem Heilande und der Kirche in die Arme sinken. Auch die Kirche hat da durch die Prediger und die Sonntagschule eine heilige Aufgabe zu erfüllen.

2. Durch Unthätigkeit. So lange die Israeliten mit der Eroberung des Landes thätig waren, blieben sie ihrem Gott getreu. Erst als sie sich der Ruhe hingaben, erkalteten sie in der Liebe zu ihm. Christliche Thätigkeit ist nothwendig, um das geistliche Leben vor Verfall zu schützen. Die Arbeit für den Herrn und zum Wohle der Menschheit ist ein wirksames Gnadenmittel. Sie erhält das Herz warm

in der Liebe und fördert das Wachsthum in dem göttlichen Leben. Wenn ein Mensch an einem kalten Wintertage sich draußen ruhig niederläßt, so wird ihn die herrschende Kälte bald erstarren. Nur durch rührige Arbeit kann er sich warm halten. In der Welt, in welcher wir hier leben, herrscht große geistliche Kälte. Da können wir uns nur durch andauernde Arbeit im Weinberge des Herrn ein liebewarmes Herz erhalten.

III. Wie bestraft. V. 14. 15.

1. Gott entzog sich ihnen. In gerechter und heiliger Entrüstung wandte er sich von dem Volke, welches ihm seine Wohlthaten mit solch' schnödem Undanke lohnte. So macht es Gott noch heute. Wenn wir uns von ihm wenden, so wendet er sich von uns. Wenn wir uns andere Götter wählen, so entzieht er uns seine Gnade, seinen Geist. Wenn wir das Herz der Sünde und Eitelkeit erschließen, so verläßt der Geist Gottes dasselbe. Gott haßt und verabscheut die Sünde im höchsten Grade. Er kann daher Niemand in seiner Gemeinschaft dulden, der absichtlich sündigt.

2. Er gab sie den Feinden anheim. Er bediente sich der heidnischen Völker, um sein abtrünniges Volk zu züchtigen. Diese haben es ausgeplündert, geknechtet und bedrängt. Gott züchtigt die Abtrünnigen auch heute noch. Er entzieht dem Acker oder dem Geschäft seinen Segen. Er sendet Krankheit in's Haus. Der Tod kommt und nimmt das Liebste. Leiden und Trübsale, Noth und Elend allerlei Art machen ihre Erscheinung. Es bewahrheitet sich immer wieder: „Die Sünde ist der Leute Verderben."

IV. Wie geheilt. V. 16 u. s. w.

1. Durch Züchtigungen zur Einsicht gebracht. In der Drangsal kamen die Israeliten wieder zur Besinnung. Sie gedachten sodann wieder ihres so schmählich verlassenen Gottes. In der Noth schrien sie zu dem Gott ihrer Väter. So bringt der barmherzige Gott auch heute noch durch Züchtigungen die Menschen zur Einsicht. Treffend hat Jesus diese Methode der göttlichen Erziehung in dem Gleichniß vom verlorenen Sohne geschildert. In der Fremde darbend, bittern Mangel leidend, kam derselbe zur Besinnung, gedachte er an das Vaterhaus, wo Brods die Fülle ist. Es reift in der Drangsal der Entschluß, zurückzukehren und dem Vater ein bußfertiges Bekenntniß abzulegen. Wie Mancher hat dieselbe Erfahrung gemacht!

„Die Leiden, welche grausam droh'n,
Sind oft des Sünders Glück,
Sie führen den verlor'nen Sohn
Zum Vaterhaus zurück."

2. Durch Richter aus der Feinde Hände gerettet. Wie es Gott nie an Wegen und Werkzeugen zur Züchtigung gebricht, so kommt er auch nie um Wege und Werkzeuge zur Rettung der Hülfeerflehenden in Verlegenheit. Durch die Richter befreite er die Israeliten von ihren Drängern und führte sie, wenigstens zeitweilig, zu seinem Dienste zurück.

Sonntag, 9. Dezember. **Gideon's Heer.** Richter 7, 1—8.

1. Da machte sich Jerub-Baal, das ist Gideon, frühe auf, und alles Volk, das mit ihm war, und lagerten sich an den Brunnen Harod, daß er das Heer der Midianiter hatte gegen Mitternacht, hinter den Hügeln der Warte im Grunde.
2. Der Herr aber sprach zu Gideon: Des Volks ist zu viel, daß mit dir ist, daß ich sollte Midian in ihre Hände geben. Israel möchte sich rühmen wider mich, und sagen: Meine Hand hat mich erlöset.
3. So laß nun ausschreien vor den Ohren des Volks, und sagen: Wer blöde und verzagt ist, der kehre um, und hebe sich bald vom Gebirge Gilead. Da kehrete des Volks um zwei und zwanzig tausend, daß nur zehn tausend überblieben.
4 Und der Herr sprach zu Gideon: Des Volks ist noch zu viel. Führe sie hinab an's Wasser, daselbst will ich sie dir prüfen, und von welchem ich dir sagen werde, daß er mit dir ziehen soll, der soll mit dir ziehen; von welchem aber ich sagen werde, das er nicht mit dir ziehen soll, der soll nicht ziehen.
5. Und er führete das Volk hinab an's Wasser. Und der Herr sprach zu Gideon: Welcher mit seiner Zunge des Wassers lecket, wie ein Hund lecket, den stelle besonders; desselben gleichen, welcher auf seine Kniee fällt zu trinken.
6. Da war die Zahl derer, die geleckt hatten aus der Hand zum Munde, drei hundert Mann; das andere Volk alles hatte knieend getrunken.
7. Und der Herr sprach zu Gideon: Durch die drei hundert Mann, die geleckt haben, will ich euch erlösen, und die Midianiter in deine Hände geben. Aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort.
8. Und sie nahmen Fütterung für das Volk mit sich, und ihre Posaunen. Aber die andern Israeliten ließ er alle gehen, einen Jeglichen in seine Hütte; er aber stärkte sich mit dreihundert Mann. Und das Heer der Midianiter lag unten vor ihm im Grunde.

Biblischer Grundgedanke: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr." Sach. 4, 6.

Einleitung. Die hier berichteten Ereignisse fallen in's Jahr 1222 vor Christo. 200 Jahre sind seit dem Tode Josua's verstrichen. Gideon, der fünfte Richter, bildet die Hauptperson unserer Lektion. Er war ein Sohn des Joas aus dem Geschlechte Abi-eser. Geboren wurde er in Ophra, im westjordanischem Gebiete des Stammes Manasse, etwa 1260 Jahre vor Christo. Er verwaltete das Richteramt vierzig Jahre lang. Seine Berufung und seine Thaten zeigen, wie Gott das Niedrige und Unscheinbare zu seinem Werkzeuge macht. Einen der Geringsten seines Stammes nennt sich Gideon, als unter der Terebinthe zu Ophra der göttliche Ruf an ihn ergeht, Kap. 6, 15. Seiner natürlichen Blödigkeit muß der Herr durch wunderbare Bezeugungen zu Hülfe kommen. Stufenweise wird er zum göttlichen Rüstzeuge zubereitet.

Folgende Hauptereignisse verbinden die vorige und jetzige Lektion: Athniel, Caleb's Neffe und erster Richter, befreit die Israeliten vom Drucke des Königs von Mesopotamien, unter den der Herr sie ihres Abfalls wegen verkauft hatte. Neuer Abfall bringt sie unter die Knechtschaft des Moabiterkönigs Eglon. Ehud, der zweite Richter, ersticht den König in dessen Sommerlaube und schlägt mit dem gesammelten Heer die Moabiter, daß nicht einer entrann. Es erfolgt achtzigjährige Ruhe. Samgar, der dritte Richter, erschlägt mit einem Ochsenstecken 600 Philister. Debora, die vierte Person, welche das Richteramt verwaltete, zieht mit dem Heere gegen Sissera zu Felde. Dessen Truppen werden geschlagen und der flüchtige Sissera findet seinen Tod in der Hütte der Jael. Auf die dadurch erwirkte vierzigjährige Ruhe erfolgt die midianitische Unterdrückung und die Berufung Gideon's, des fünften Richters.

Erklärung.

V. 1. Zu dem Namen Jerub-Baal gelangte Gideon auf folgende Weise. Nachdem er an der Stätte, wo ihm der Herr erschienen war, einen Altar erbauet hatte, begann er den Kampf gegen den Götzen-

dienst. In der Nacht zerstörte er auf göttlichen Befehl den Altar Baals. Seine Mitbürger wollen ihn im Zorne tödten. Der Vater Gideons weist sie durch die Erinnerung zurück, doch dem Baal selbst die Wahrung seiner Ehre zu überlassen. Daher der Name Jerub-Baal. Denn nach Kap. 6, 32 entstand derselbe durch das Volkswort: „Streiten wird mit ihm der Baal, denn er hat seinen Altar zerstört." Zum Ehrennamen Gideon's geworden, bedeutet derselbe: „Streiter wider Baal."

Der Baalsüberwinder soll nun dem Herrn als Werkzeug zur Besiegung der Feinde Israels dienen. Die Midianiter mit andern östlichen Völkern kommen, 135,000 Mann stark, über den Jordan gezogen. Sie lagern sich in der Ebene Jesreel. Um Gideon schaaren sich zunächst sein Geschlecht, dann sein ganzer Stamm, endlich die weiter nördlich wohnenden Stämme Asser, Sebulon und Naphtali. Diese lagerten am Brunnen Harod. Dieser Brunnen liegt am Fuße des Berges Gilboa, heißt jetzt Ain Jahlood, d. h. Quelle des Goliah.

V. 2. Man vergesse nicht, diese ganze Bewegung war eine r e l i g i ö s e. Sie begann mit einem Nothschrei Israels zu seinem Gott, Kap. 6, 6. 7, der Altar Baals wurde zerstört, Kap. 6, 27, 28. Ihr großer Zweck war der, die Herzen der Israeliten wieder für den Gott der Väter zu gewinnen. Der Herr selbst förderte gnädiglich diesen Zweck, indem er es klar zu machen suchte, daß die Errettung von dem midianitischen Druck sein und einzig sein Werk sei. Der Sieg soll nicht durch Heeresmacht errungen werden, damit Israel sich nicht rühme: „Meine Hand hat mich erlöset."

V. 3. Eine kleine, mit Gottvertrauen erfüllte Schaar genügt, um den von Gott beabsichtigten Zweck zu erreichen. Daher werden zwei Prüfungen vorgenommen, um die Größe des israelitischen Heeres zu verringern. Gideon's Heer zählte 32,000 Mann. In diesem Verse wird die erste Prüfung und deren Resultat beschrieben. Die Blöden und Verzagten werden ausgeschieden. 22,000 Solcher finden sich im Lager. Der Befehl ergeht an diese, nach Hause zu gehen. Anstatt „vom Gebirge Gilead" lese man „vom Gebirge Gilboa."

V. 4—6. Hier wird die zweite, die Verringerung des Heeres bezweckende Prüfung geschildert. Die übrig gebliebenen Zehntausend sind immer noch zu zahlreich für den zu erzielenden Zweck. An's Wasser muß Gideon diese Zehntausend führen. Alle haben aus dem Bache zu trinken. Das Geberden beim Trinken soll entscheiden, wer zurückzugehen und wer in den Kampf zu rücken habe. 9,700 sinken auf die Kniee und trinken gierig. 300 hingegen schöpfen Wasser mit der hohlen Hand und schlürfen aus derselben. Die Letzteren sind die zum Kampfe auserwählten. Durch ihr Benehmen beim Trinken bewiesen sie: 1) daß sie zu den Wenigen gehören, die nicht Knierutscher vor Baal gewesen sind; 2) daß sie dem Feinde gegenüber mehr Vorsicht und Selbstbeherrschung besitzen als die, welche Angesichts des Feindes so unvorsichtig waren, auf die Kniee zu fallen und den Durst zu stillen.

V. 7. 8. Auch die 9,700 werden jetzt entlassen. Es bleiben dem Gideon nur 300 Mann. Mit diesem soll er ein Heer von 135,000 in die Flucht schlagen. Welch' ein Heer von Glaubenshelden, das vor dieser Aufgabe nicht zurückschreckt! Sie nehmen den für den allernächsten Bedarf erforderlichen Mundvorrath mit. Ein Jeglicher bewaffnet sich mit einer Posaune, einem Kruge und einer Fackel im Kruge. So überfallen sie von drei Seiten des Nachts den gewaltigen Feind. Das plötzliche Auftauchen der Fackeln, das Posaunengeschmetter mit dem lärmenden Schlachtruf: „Schwert Jehovahs und Gideons" setzt die aus dem Schlaf erwachenden Feinde in Verwirrung. Sie bekämpfen einander und ergreifen endlich in wilder Verwirrung die Flucht.

Praktische Gedanken.

Gideon's Heer.

I. Wie es gesichtet wurde.

Gott sichtet die Menschen. Er will es dadurch offenbar werden lassen, wozu sie tauglich sind. Wer über Wenigem getreu ist, den setzt er über Viel. Wer da hat, dem gibt er; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen. In unserer Lektion sehen wir, wie Gott das Heer Gideon's sichtet.

1. D i e V e r z a g t e n w e r d e n z u r ü c k g e w i e s e n. V. 3. Feiglinge waren mehr als zwei Drittel des ganzen Heeres. 22,000 waren „blöde und verzagt." Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß das nur 32,000 Mann zählende Heer Gideon's einer aus 135,000 Mann bestehender Feindesmacht gegenüberstand. Da nahm's sehr beherzte Männer, um furchtlos zu sein. Da nahm's sehr glaubensstarke Männer, um unverzagt zu sein. Verzagte Menschen stärken ein Heer nicht, sondern schwächen es eher.

Auch Gott kann keine verzagte und glaubenslose Menschen in dem großen, heiligen Eroberungskriege der Welt gebrauchen. Auch da stehen der göttlichen Streiterschaar mächtige Feinde gegenüber. Es wäre weit besser für die Sache Gottes und des Christenthums, wenn es wenigere, aber bessere Christen gäbe. Im Kampfe mit den kriegskundigen Griechen machte X e r x e s die bittere Erfahrung, daß die Riesenzahl seiner nicht eingeübten asiatischen Horden zur erfolgreichen Kriegsführung hinderlich sei. Das große Bedürfniß der Kirche ist nicht mehr, sondern bessere Arbeiter; bessere Prediger, Missionare, Sonntagschul-Lehrer, Gemeindebeamten und Kirchenmitglieder; nicht mehr, sondern bessere Predigten; nicht mehr, sondern bessere religiöse Zeitschriften und Bücher.

2. D i e S e l b s t b e h e r r s c h u n g s l o s e n w e r d e n a u s g e s c h i e d e n. V. 4—6. Die Männer, welche auf die Kniee niedersanken, um zu trinken, bewiesen dadurch, daß es ihnen an Eifer und Selbstbeherrschung fehle. Sie waren keine feige Memmen wie die Andern. Allein der Genuß ging ihnen über die Pflicht. Um der heiligen Sache willen waren sie nicht bereit, Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung zu üben. Solcher gab es 9,700 im Heere Gideon's. Auch sie wurden entlassen. Wer ein Streiter Jesu sein will, der muß sich selbst verleugnen und sein Kreuz tragen können. Wer an der Welteroberung für Christum Theil nehmen will, der muß sich selbst besiegt haben. Alexander der Große konnte die Legionen Persiens besiegen, aber nicht seine genußsüchtige Leidenschaft. Cäsar triumphirte in hundert Schlachten, erlag aber seiner Ruhmessucht. Napoleon I. überwand beinahe ganz Europa, konnte aber seinen Ehrgeiz nicht überwinden. Wer sich an den Bächen der Weltgenüsse niederläßt und in vollen langen Zügen trinkt, der kann kein Streiter im welterobernden Heere unseres Immanuels sein.

3. D i e A u s e r k o r e n e n w e r d e n b e z e i c h n e t. V. 7. Durch die Dreihundert, welche mit der hohlen Hand Wasser schöpften und es schlürften, will Gott sein Volk aus der Hand der Midianiter erlösen. Sie waren glaubensstarke Männer und daher furchtlos. Sie besaßen Selbstbeherrschung und daher gaben sie sich nicht der Genußsucht hin. Es waren dies Männer wie Josua und Caleb. Johannes Wesley

soll einmal gesagt haben, wenn er dreihundert gläubige Christen hätte, so wolle er die Pforten der Hölle erschüttern und die Welt für Gott erobern. Moody, der Evangelist, meint dazu: „Ich glaube, er hätte es thun können." Jedenfalls hat Gott durch Gideon und die 300 Auserkorenen 135,000 Midianiter in die Flucht geschlagen.

II. Warum es gesichtet wurde.

1. Damit Gott seine Hülfe senden konnte. Unter den 32,000 waren zu viele Furchtsame und Kleingläubige. Da konnte Gott seiner Verheißung gemäß nicht helfen. Seitens der Menschen sollte der Glaube der Sieg sein, der die Midianiter überwinden würde. Um die errettende Hülfe Gottes zu erfahren, war der Glaube unerläßlich. Wie stark eine Gemeinde oder Sonntagschule in numerischer Beziehung auch sein mag, wenn sie glaubensarm ist, wird sie nichts Gründliches für Zeit und Ewigkeit im Dienste Gottes leisten. Eine kleine aber glaubensstarke und liebeerfüllte Gemeinde wird zur Rettung der Sünder mehr wirken als eine große mit dem Weltgeist erfüllte Gemeinde.

2. Damit Gott die gebührende Ehre empfange. V. 2. Wären die 32,000 in den Kampf gerückt und hätte Gott durch diese das mächtige Heer der Midianiter besiegt, so würde das thörichte Volk sich die Ehre des Sieges zugeschrieben haben. Da aber Gott nur der Dreihundert sich bediente, mußte auch selbst der verblendetste Israelite erkennen: Unser Gott hat uns errettet. Selbstverherrlichung ist auch heute noch die unverkennbare Neigung des gefallenen Menschen. Gott aber gibt seine Ehre keinem Andern. Demuth ist deßhalb erforderlich zur erfolgreichen Arbeit im Dienste Gottes.

3. Damit das Volk die Unveränderlichkeit seines Gottes erkenne. Die Israeliten sollten erkennen, daß der Gott, welcher den Vätern so wunderbar half, noch derselbe Gott der Gnade und Wunder sei. Sie sollten sich schämen, daß sie, die einen so mächtigen Gott haben, so lange und so feige die Grausamkeiten der Midianiter geduldet hatten.

Warum zagen denn wir oft so ängstlich? Der alte Gott lebt ja noch.

Sonntag, 16. Dezember. **Simson's Tod.** Richter 16, 21–31.

21. Aber die Philister griffen ihn, und stachen ihm die Augen aus, und führeten ihn hinab gen Gasa, und banden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängnisse.

22. Aber das Haar seines Hauptes fing wieder an zu wachsen, wo es beschoren war.

23. Da aber der Philister Fürsten sich versammelten, ihrem Gotte Dagon ein großes Opfer zu thun, und sich zu freuen, sprachen sie: Unser Gott hat uns unsern Feind Simson in unsere Hände gegeben.

24. Desselben gleichen, als ihn das Volk sah, lobten sie ihren Gott, denn sie sprachen: Unser Gott hat uns unsern Feind in unsere Hände gegeben, der unser Land verderbete, und unser viele erschlug.

25. Da nun ihr Herz guter Dinge war, sprachen sie: Lasset Simson holen, daß er vor uns spiele. Da holten sie Simson aus dem Gefängnisse und er spielte vor ihnen, und sie stelleten ihn zwischen zwo Säulen.

26. Simson aber sprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: Laß mich, daß ich die Säulen taste, auf welchen das Haus stehet, daß ich mich daran lehne.

27. Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philister Fürsten alle da; und auf dem Dache bei drei tausend, Mann und Weib, die da zusahen, wie Simson spielete.

28. Simson aber rief den Herrn an und sprach: Herr, Herr, gedenke meiner; und stärke mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beiden Augen mich einst räche an den Philistern.

29. Und er fassete die zwo Mittelsäulen, auf welchen das Haus gesetzt war und darauf sich hielt, eine in seine rechte, und die andere in seine linke Hand,

30. Und er sprach: Meine Seele sterbe mit den Philistern, und neigte sich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk, das darinnen war, daß der Todten mehr waren, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.

31. Da kamen seine Brüder hernieder, und seines Vaters ganzes Haus, und hoben ihn auf und trugen ihn hinauf, und begruben ihn in seines Vaters Manoah Grab, zwischen Zarea und Esthaol. Er richtete aber Israel zwanzig Jahre.

Biblischer Grundgedanke: „Die Großen sind nicht die Weisesten." Hiob 32, 9.

Einleitung. „Zwischen der vorigen und dieser Lektion liegt ein Zeitraum von 126 Jahren; denn Simson starb ungefähr im Jahre 1096 v. Chr. Er verwaltete das Richteramt in Dan um dieselbe Zeit, da Samuel Richter in andern Theilen Palästina's war. Simson war ein Sohn des Manoah und wurde in Zarea geboren. Dieses Dorf lag 20 Meilen westlich von Jerusalem. Schon vor seiner Geburt war er dazu bestimmt, daß er anfangen solle, Israel zu erlösen aus der Philister Hand. Er war ein Daniter. Er zeichnete sich vor allen andern Helden der Richterzeit dadurch aus, daß er eine außerordentliche Körperkraft besaß. Sie wurde ihm in Folge seines Nasiräerthums von Gott verliehen. Sie war bedingt durch die Beobachtung der zu dem betreffenden Gelübde gehörigen Enthaltungen. Zu diesen zählte namentlich die Unterlassung des Haarschneidens.

Erklärung.

V. 21. „Nachdem Simson die Philister durch eine Reihe von Kraftproben und Heldenstreichen bestraft hatte, fiel er zuletzt durch eigenes Verschulden in die Hände seiner Feinde. Die Liebe zu der Philistäerin Delila wurde ihm verhängnißvoll. Sie entlockte ihm das Geheimniß seiner Kraft und verrieth es an die Feinde, welche sie durch Geld bestochen hatten. Dreimal hatte er sie hingehalten durch irrige Angaben. Ihrer beharrlichen Zudringlichkeit zufolge that er ihr endlich kund, daß mit seinem Haupthaare auch die Körperstärke schwinden würde. Sie beschor ihn, während er im tiefen Schlafe lag. Als er erwachte und die Philister ihn umzingelten, da macht er die Entdeckung, daß der Herr von ihm gewichen sei.

„Die Katastrophe ist furchtbar. Der Fall eines Helden ist thränenwerth und traurig über alles Andere. Elende Feinde bemächtigen sich dessen, der zwanzig Jahre gesiegt. Im Taumel eines gebrochenen Geistes unterliegt er der Menge wie ein verwundeter Leu einer heulenden Meute von Hunden. Aber auch noch jetzt müssen sie den Heldenarm empfunden haben. Ihre grausame Vorsicht zeigt es. Sie tödten ihn nicht, denn sie hassen ihn zu sehr. Aber noch ehe sie ihn nach Gaza bringen, stechen sie ihm die Augen aus. Er muß ohnmächtig werden durch Blindheit, erst dann, meinen sie ihn nicht mehr fürchten zu müssen." Sie führen ihn dann geblendet nach Gaza, wo er wie ein Sklave in Ketten auf der Handmühle der damaligen Zeit zu mahlen hat. Gaza war unter den Städten der Philister die Hauptstadt. Sie lag 50 Meilen von Jerusalem in südwestlicher Richtung und drei Meilen vom mittelländischen Meere.

V. 22–24. „Mit geblendeten Augen fing Sim-

son an geistig zu sehen, — unter den Ketten wurde er frei, — bei der Sklavenarbeit wuchs er zur Freiheit Gottes. Als er noch im Glück war, verdeckte die Person der Delila ihm den Blick auf Beruf und Pflicht für sein Volk, — nun aber sah er trotz Blindheit und Kerkermauer die Kraft und Größe seines Gottes. Er erkannte seinen Fehler; er that Buße."

Die Philister betrachteten die Gefangennahme und Blendung des gefürchteten Simson als einen großen Sieg. Sie schrieben denselben dem Gotte Dagon zu. Zu seiner Ehre wollen sie deßhalb ein großes Freudenfest feiern. Die Fürsten der fünf Philisterstädte berufen ein solches Fest. Dagon war der Nationalgott der Philister. Eine auf assyrischen Denkmälern vorkommende Figur mit dem Oberkörper eines Mannes und dem Schwanz eines Fisches soll diese Gottheit darstellen.

V. 25. „Bei dem Götzenfeste erreicht die Freude der Philister ihren Gipfelpunkt, als sie den Simson holen lassen. Wie ein Bär an der Kette wird er herbeigeführt. Es ist des Volkes übelste Seite der Spott und Hohn gegen den wehrlosen Feind. Wie hätten die Römer den Hannibal behandelt, wenn sie ihn gefangen hätten? Wie ist es Jugurtha ergangen, als er im Triumphe eingeschleppt wurde!" Die Römer gaben diesen numidischen Fürst dem Hungertode preis.

V. 26—29. Man stellte den Simson zwischen zwei Säulen. Die Area des Dagontempels zu Gaza war umgeben von einer nach der Seite offenen Säulenhalle, welche, einen Hof umschließend, etwa im Halbrund an eine Seite des Tempelhauses sich anlehnte. Auf ihrem flachen Dache konnten sich viele Menschen aufhalten und das im Hofe sich Zutragende beobachten. Diese Halle wohl, nicht das Tempelhaus, stürzte Simson ein durch das Niederreißen zweier Säulen. Durch bußfertige Hinkehr zu Gott und gläubiges Flehen um dessen Hülfe, gewann er seine frühere physische Stärke wieder. In dieser wiedergewonnenen Kraft erfaßt er die Säulen, reißt sie nieder und bewirkt dadurch den Sturz der ganzen von Zuschauern belasteten Säulenreihe.

V. 30. Trefflich schildert Paulus Cassel die Scene. „Die Tragödie endet gewaltig. Eben noch Jauchzen, Schwelgen, Lachen—da beugt Simson mit Kraft die Säulen — sie brechen, das Haus stürzt, ein furchtbares Krachen und der Tempel — ist ein ungeheures Grab. Dagon, wo ist dein Sieg! Gaza, wo ist deine Kraft! Den Becher am Mund, den Hohn in der Seele, zerschmetterte Fürsten und Priester ihres Götzen Stein. Mit durchdringendem Schrei sinken die Massen zusammen ... Der Tempel Dagon mit seinen Tausenden war dem Simson zum Leichenhügel gehäuft; da er sterben mußte, größer konnte er nicht fallen. Die Verräther, die Peiniger, die Spötter, die Feinde, die Tyrannen lagen ihm Alle zu Füßen."

V. 31. Endlich erweisen dem Simson die Stammesgenossen und seine Verwandtschaft die Ehre, welche sie ihm allem Anscheine nach im Leben versagten. Sie ließen ihn allein den Kampf gegen die Philister führen. Mit großer Feierlichkeit wird aber nun der Leichnam des Helden von Gaza geholt und in der väterlichen Gruft bestattet. Die mit Schrecken erfüllten Philister ließen es zu.

Praktische Gedanken.

Simson, der Starke.

I. Sein schmachvoller Fall. V. 21.

1. Simson hatte eine hohe Mission zu erfüllen. Wäre er treuer gewesen, er hätte viel Größeres für Gott und sein Volk ausrichten können. In Verbindung mit seinen Heldenthaten lesen wir viermal, daß der Geist des Herrn über ihn kam. Darin lag das Geheimniß seiner Kraft. Mit Gott war er stark, ohne Gott war er schwach wie ein anderer Mensch. Darin liegt auch das Geheimniß der sittlichen Kraft. Nur wenn Gottes Geist in uns wohnt, können wir wider die geistlichen Feinde siegreich ankämpfen und Heldenthaten des Glaubens verrichten. Ohne die Dampfkraft ist die Lokomotive ohnmächtig. Mit der Dampfkraft aber zieht sie Lasten von tausend und abertausend Tonnengewicht über die Schienen.

2. Simson fiel durch eigenes Verschulden. Er fiel der Augenlust zum Opfer. Er ließ sich zur Sinnlichkeit reizen. Delila, die Philistäerin, wurde ihm zum Fallstrick. Gott verließ ihn, weil er die Ehre seines Gottes geringer hielt, als sein eigenes Vergnügen. Von seiner Leidenschaft geblendet, trat er Gottes Gebot unter die Füße. Der geistliche Fall eines Menschen wird immer durch Selbstverschuldung bewirkt. Der Teufel selbst kann ihn nicht gegen seinen Willen von der Höhe des Glaubens und der Tugend in die Abgrundstiefe der Sünde und des Lasters stürzen.

3. Die Folgen seines Falles waren schmachvoll. Die Feinde bemächtigten sich des Gefallenen. Sie stachen ihm die Augen aus. Sie fesselten ihn und zwangen ihn im Hause der Gefangenen eine Mühle zu treiben. Größer konnte die Schmach nicht sein. Der Held der göttlichen Freiheit wird zu den niedrigsten Sklavendiensten verwandt. Wie furchtbar richtet die Sünde die Menschen zu! Sie blendet das Geistesauge; sie befleckt das Gewissen; sie verstockt das Herz; sie macht den Menschen zu ihrem Sklaven; sie schmiedet ihn in Fesseln. Sie schmeichelt dem Menschen, um ihn desto sicherer zu verderben. Sie ist eine Delila. Entschlummere nicht in ihren Armen, denn das Erwachen ist grausig. Gedenke an Simson!

II. Seine wiederkehrende Kraft. V. 22—28.

1. Sie kehrte zurück in der Zeit der Noth. Da gedachte Simson wieder an den Gott, dem er schon vor seiner Geburt geweiht wurde. In seiner leiblichen Nacht fing's wieder an, im Innern zu tagen. Er erkannte seine Verirrung und wandte sich zu seinem Gott in aufrichtiger Buße. Die Trübsal ist einem Pfluge gleich. Der Pflug reißt nicht nur die Dornsträuche und das Unkraut aus, sondern bereitet den Acker für den guten Samen. So ist es die Eigenschaft der Trübsale und Leiden, nicht nur den Weltsinn und die Fleischeslust im Herzen aufzureißen, sondern dasselbe für den Samen des Guten empfänglich zu machen.

2. Sie kehrte zurück in Folge des Gebetes. Simson ist durch die großen Leiden zur Selbsterkenntniß gelangt. Er kennt nun seine Schwachheit. Er weiß nun, woher die Kraft kommen muß. Er wendet sich im Gebet zur ewigen Kraftquelle. Gott erhört ihn. Die außerordentliche Körperkraft wird ihm wieder zu Theil. Gott erhört das Gebet der Bußfertigen. Er gibt den Gefallenen, die sich reumüthig zu ihm kehren, wieder Kraft zum Aufstehen. Verlorene sittliche Kraft kann wieder durch ernstliches Gebet gewonnen werden. Dem Herrn sei Dank für seine große Gnade.

3. Sie kehrte zurück mit dem Entschluß, Gott zu gehorchen. Simson will zu seinem Berufe noch einmal zurückkehren und dann sterben. Er will die Philister züchtigen, wie es sein Beruf erheischt. Und da er das nur kann, wenn er sein Leben in den Tod gibt, so ist er auch zu diesem Opfer bereit. Wol-



len wir Gnade vor Gott finden, so müssen wir willig sein, uns selbst ihm zum Opfer darzubringen. Wir müssen bereit sein, willige Werkzeuge in seinen Händen zu werden.

III. Sein siegreicher Tod. V. 29—31.

1. Simson gebraucht die wiedergewonnene Kraft seines Volkes. Er gebraucht dieselbe nicht zur Belustigung der Philister. Gibt uns der liebe Gott ein besonderes Maß der Kraft oder Fähigkeiten, so hat er eine heilige Absicht dabei. Wir dürfen diese Gottesgaben nicht in eitlen Vergnügungen verschwenden.

Im Dienste Gottes und der Menschheit sollen wir sie verwenden.

2. Simson stirbt für sein Volk. Es kam die günstige Gelegenheit, einen letzten Gewaltstreich gegen die Feinde seines Volkes auszuführen. Man holt ihn herbei, damit er beim großen Sieges- und Freudenfeste zur Belustigung des Volkes beitrage. Anstatt sie aber zu ergötzen, brachte er Tod, Schrecken und Grauen unter die Feinde. Er frägt nichts darnach, daß seine letzte Heldenthat und zugleich seine größeste ihm das Leben kostet. Er hat nicht für Gott und sein Volk gelebt, wie er hätte leben sollen; daher will er wenigstens für sie sterben.

Sonntag, 23. Dezember.

Ruth's Wahl.

Ruth 1, 16—22.

16. Ruth antwortete: Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen solle und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.
17. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dieß und das, der Tod muß mich und dich scheiden.
18. Als sie nun sah, daß sie fest im Sinne war mit ihr zu gehen; ließ sie ab, mit ihr davon zu reden.
19. Also gingen die beiden mit einander, bis sie gen Bethlehem kamen. Und da sie zu Bethlehem einkamen; regte sich die ganze Stadt über ihnen und sprach: Ist das die Naemi?
20. Sie aber sprach zu ihnen: Heißet mich nicht Naemi, sondern Mara; denn der Allmächtige hat mich sehr betrübet.
21. Voll zog ich aus, aber leer hat mich der Herr wieder heimgebracht. Warum heißet ihr mich denn Naemi; so mich doch der Herr gedehmüthiget, und der Allmächtige betrübet hat?
22. Es war aber um die Zeit, daß die Gerstenernte anging, da Naemi und ihre Schnur Ruth, die Moabitin, wiederkamen vom Moabiter Lande gen Bethlehem.

Biblischer Grundgedanke: „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott." Ruth 1, 16.

Einleitung. Das Büchlein Ruth erzählt eine Episode aus der Richterzeit. Es enthält die Geschichte der Moabiterin Ruth, welche durch wunderbare Führungen die Ahnfrau David's wurde. Man bewunderte von jeher mit Recht die Anmuth und Frische dieser Erzählung. Sie schildert uns edle Charaktere in der bescheidenen Sphäre des Familienlebens und alte Sitten in ungeschmückter Natürlichkeit. Es stammt dieses Buch wahrscheinlich aus der nachdavidischen Zeit. Der Verfasser ist unbekannt. Da sich in den Büchern Samuelis keine nähere Angaben über die Vorfahren des davidischen Hauses fand, sah sich der Verfasser veranlaßt, diese Lücke durch sein Buch auszufüllen. Die höhere Bedeutung des Buches liegt aber darin, daß David's Urgroßmutter zugleich Christi Stammmutter ist.

Erklärung.

V. 16. 17. Zur Zeit einer großen Hungersnoth wanderte ein Bethlehemite, Elimelech genannt, mit seinem Weibe Naemi und seinen zwei Söhnen nach Moab aus. Dieses Land lag östlich vom todten Meere und dem Südjordanfluß. Im weiteren Sinne erstreckte sich Moab bis hinauf an den Jabbok. Es war 50 Meilen lang und 20 Meilen breit. Die Auswanderung ereignete sich wahrscheinlich während der midianitischen Raubzüge, denen Gideon ein Ende machte. In Moab verehelichten sich die Söhne Elimelech's. Sie nahmen moabitische Jungfrauen. Die Eine hieß Arpa, die Andere Ruth. Elimelech starb, dann auch seine beiden Söhne. Die Letzteren hinterließen keine Kinder.

Nach zehnjährigem Aufenthalt in der Fremde entschloß sich die alte Mutter, nach Bethlehem zurückzukehren. Dieses Dorf lag bekanntlich in Judäa und zwar 6 Meilen südlich von Jebus, dem späteren Jerusalem. Beide Schwiegertöchter wollen sie begleiten. Da sie jedoch denselben keine Aussicht auf neue Gründung eines Hauses machen kann, heißt sie dieselben zurückbleiben. Arpa gibt nach, küßt die Schwiegermutter und kehrt zurück; denn sie hatten dieselbe schon eine Strecke Weges begleitet. Die hochherzige Ruth aber läßt sich nicht zur Umkehr bereden. Sie hangt an ihrer Schwiegermutter. Auch ist ihr Drang nach der Gemeinschaft mit dem Volke Gottes unwiderstehlich. Deshalb spricht sie die in diesen Versen enthaltenen Worte, welche man ihrer Schönheit wegen mit Recht bewundert.

Ruth erklärt mit der größten Entschiedenheit, sie wolle nun und nimmer von der Naemi lassen. Sie achtet's nicht, daß Armuth und Elend ihrer harren. Um der Liebe zu ihr will sie Heimath, Familie, Vaterland und Religion aufgeben. Sie will in jeglicher Beziehung das Loos und Schicksal der Naemi theilen. Naemi's Land, Volk und Gott sollen fortan ihr Land, Volk und Gott sein. Sie betheuert diesen Entschluß mit einem feierlichen Eid.

V. 18. Als die Naemi sah, daß die Ruth einem Fixsterne gleiche, daß sie in ihrem Entschlusse unwandelbar feststehe, da ließ sie ab von ihrem Zureden. Die Naemi freute sich gewißlich über diesen Entschluß der Ruth. Es war ihr ein großer Trost. Sie hatte sich jedenfalls auf eine Trennung von ihren moabitischen Schwiegertöchtern gefaßt gemacht. Drei Gräber ließ sie in dem fremden Lande zurück — die Gräber des Gatten und der zwei Söhne. Sie hatte kaum zu hoffen gewagt, daß die Schwiegertöchter ihr in's fremde Land, in Armuth und Hoffnungslosigkeit folgen würden. Wie angenehm wird sie nun enttäuscht.

V. 19. Naemi und Ruth legen die Reise von Moab nach Bethlehem in Judäa gemeinsam und zu Fuße zurück. Ihre Ankunft in Bethlehem bewirkt eine ungewöhnliche Erregung unter dem Volke. Zehn Jahre sind seit der Naemi Auswanderung verstrichen. Man hat sie in der früheren Heimath nicht vergessen. Sie war ausgezogen als glückliche Gattin und Mutter und im Besitz bedeutender Habe. Jetzt kehrt sie als arme Wittwe und kinderlose Mutter nach Bethlehem zurück. Sorge und Trauer haben Furchen in's Angesicht gegraben und ihre Gestalt gebeugt. Kein Wunder, daß ihre früheren Bekannten erstaunt und betrübt fragen: „Ist das die Naemi?"

V. 20. 21. Offenbar will Naemi durch die in diesen Versen berichteten Bemerkungen sagen: „Ich bin nicht mehr die alte Naemi, sondern was ich an Glück besaß, habe ich verloren. Ich habe nichts mehr an mir, was wohlschmeckt, sondern einem salzigen, bitteren Brunnen gleicht mein Leben. Darum nennet mich Mara. Dieses Wort bedeutet Bitterkeit. Naemi hingegen meint lieblich. Sie erkennt die Hand ihres Gottes in ihrer Trübsal. Es war jedenfalls ihre Auswanderung aus dem verheißenen Lande in das heidnische Moabiterland nicht eine gottgefällige Handlung gewesen. Sie hätte mit den Ihrigen im Lande bleiben und dem Herrn vertrauen sollen. Sie betrachtet ihre Heimsuchungen als eine göttliche Züchtigung.

V. 22. Naemi und Ruth kamen nach Bethlehem, als die Gerstenernte anging. Die Gerste reifte vor dem Weizen. Die Gerstenernte fand im Monat April statt. Ruth macht von dem im mosaischen Gesetz den Armen zuerkannten Vorrechte Gebrauch. Um sich und ihre Mutter zu ernähren, sammelt sie Aehren auf den Aeckern. Sie findet namentlich auf dem Acker des Boas freundliches Entgegenkommen. Darin erblickt Naemi einen Fingerzeig der Vorsehung. Boas war einer der nächsten Verwandten und somit zur Leviratsehe verpflichtet. Er kommt auch, sobald er Kunde davon erhält, dieser Verpflichtung freudig nach. So wird Ruth die Urgroßmutter David's.

Praktische Gedanken.

Ruth, die Moabitin.

I. Ihre Wahl. V. 16—18.

1. Was sie wählte. a) Die Gesellschaft ihrer Schwiegermutter. Wie schön tritt ihre kindliche Liebe hier zu Tage! Sie will die betagte, vereinsamte und verarmte Mutter nicht allein lassen. Arpa war auch freundlich und gut. Sie dachte aber mehr an ihr eigenes Glück als an die betagte Mutter. Sie wollte wieder Frau werden. Dazu konnte ihr aber Naemi nicht helfen. Sie hatte keinen Sohn mehr. Ruth aber will Tochter bleiben. Um der Mutter willen ist sie bereit, ihre Zukunft zu opfern. Eine Liebe, wie Ruth sie hatte, haben die Dichter kaum gepriesen. Antigone will aus Liebe für ihren Bruder sterben. Ruth aber erwählte ein Leben, das mühseliger war als der Tod. Sie erweist sich als eine musterhafte Tochter, oder besser Schwiegertochter. Wir können Alle, ob große oder kleine, ob ältere oder jüngere Kinder seiend, von ihr lernen. Laßt uns die Eltern ehren und lieben.

b) Sie wählte den Gott Israels. Ruth war eine Heidin. Durch Naemi wurde sie mit dem Gott Israels bekannt. Sie entschließt sich, den heidnischen Göttern zu entsagen und sich dem lebendigen Gott zu weihen. So will Jesus uns für Gott gewinnen. Er will uns mit ihm bekannt machen und mit ihm versöhnen. Wie Ruth durch die Naemi zu Gott und seiner Gemeinschaft geführt wurde, so will Jesus uns in die Gemeinschaft des Gottes, dem wir von Haus aus entfremdet sind, versetzen.

c) Sie wählte Israel zu ihrem Volke. Naemi's Volk soll ihr Volk sein. Wer Gott dienen und Christo angehören will, der muß sich auch dem Volke Gottes anschließen. Wer mit dem Haupte in Verbindung treten will, nämlich mit Christo, der muß auch mit dem Leibe, nämlich mit der Kirche in Gemeinschaft stehen. „Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine." Apstg. 2, 47.

d) Sie wählte Kanaan als Heimath. Bisher war sie in Moab daheim. Das war ihr Vaterland. Nun aber wird sie Bürgerin im Lande der Verheißung. Im unbekehrten Zustande ist diese Welt die Heimath des Menschen. Wenn er aber sich für Christum entscheidet und durch ihn ein Kind Gottes wird, so ist das himmlische Kanaan seine Heimath. Er singt dann:

> „Die Welt ist meine Heimath nicht,
> Mein Herze ist nicht hier;
> Du Heimath über'm Himmelszelt,
> Mein Herze ist bei Dir."

2. Wie sie wählte. a) Ungezwungen. Die Naemi redete ihr nicht zu, sondern bemühte sich, dieselbe zur Rückkehr zu bestimmen. Wenn nun auch Gott dem Sünder zuredet, ermahnt und einladet, so zwingt er ihn doch nicht, sich für das Heil in Christo zu entscheiden. Gott will, daß der Mensch erwäge, ernstlich überlege und willensfrei sich entscheide. Die Unbekehrten sollen's machen wie jene Jungfrau. Während einer Erweckungszeit wurde sie auf ihr Seelenheil aufmerksam gemacht. Sie nahm zwei Papierstreifen. Auf den ersten schrieb sie alle Gründe, an die sie denken konnte, und welche sie für den Dienst Gottes zur Entscheidung bringen sollten. Auf den zweiten wollte sie dann die Gründe schreiben, welche zu Gunsten des Weltdienstes reden würden. Zu ihrem Erstaunen konnte sie nicht einen stichhaltigen Grund finden auf den zweiten Streifen zu schreiben. Das bewog sie, sich sofort und ohne Rückhalt dem Herrn zu weihen.

b) Unwiderruflich. „Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden." So sprach Ruth. Ihre Wahl war nun für immer getroffen. Sie hatte eine eiserne Entschiedenheit. Solche Jünger will Jesus haben. Nur solche Entschiedenheit führt zum Ziele. Wenn wir uns für seinen Dienst entscheiden, müssen wir sogleich am Beginne alle Brücken hinter uns niederreißen. Als Alexander der Große gefragt wurde, wie er die Welt habe erobern können, da antwortet er: „Dadurch, daß ich nie gewankt habe."

II. Ihre Auswanderung. V. 19—22.

1. Sie wanderte aus nach Bethlehem. Es lag diese Stadt in Kanaan. Die Kinder Gottes sind auf der Reise nach der großen Gottesstadt im himmlischen Kanaan. Dort ist ihre Heimath. Dort sind die im Herrn gestorbenen Angehörigen. Dort ist der beste Freund im Himmel und auf Erden — der verklärte Heiland. Im neuen Jerusalem wird Gott abwischen alle Thränen von ihren Augen. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei.

2. Sie hatte Gesellschaft. In Begleitung der Naemi legte sie den Weg zurück. Da hat die Eine die Andere aufgemuntert, ermuthigt und getröstet. Auch das Gotteskind reist nicht allein nach dem ewigen Vaterland. Es hat eine große Reisegesellschaft. Jesus selbst gibt das Geleite. Er ist der wegkundige Führer. Millionen Christen befinden sich auf derselben Reise. Sie ziehen alle auf einem Wege nach der großen Gottesstadt. Wie ermuthigend, begeisternd und tröstend ist diese Thatsache! Wie segensreich ist ihr Verkehr miteinander in der Sonntagschule, den sonntäglichen Gottesdiensten und wöchentlichen Erbauungsstunden!

3. Sie kam nach Bethlehem. Von der Naemi geführt, von dem neugefundenen Gott Himmels und der Erde beschützt, zog sie eines Tages durch die Thore in die ersehnte Stadt ein. So kommen auch die treulich ausharrenden Gotteskinder endlich

in die Stadt der goldenen Gassen. Sie dürfen den Wanderstab niederlegen. Sie ruhen dann selig von allen Mühen und Beschwerden aus. „Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, Schmerz und Seufzen wird weg müssen."



Missions-Lektion.

Sonntag, 30. Dezember. Psalm 67, 1—8.

1. Ein Psalmlied, vorzusingen auf Saitenspielen.
2. Gott sei uns gnädig, und segne uns; er lasse uns sein Antlitz leuchten; Sela.
3. Daß wir auf Erden erkennen seinen Weg, unter allen Heiden sein Heil.
4. Es danken dir, Gott, die Völker; es danken dir alle Völker.
5. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Völker recht richtest, und regierest die Leute auf Erden. Sela.
6. Es danken dir, Gott, die Völker; es danken dir alle Völker.
7. Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott.
8. Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn.

Biblischer Grundgedanke: „Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorgehen, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi." 1 Cor. 4, 6.

Einleitung. Die betreffende Sonntagschul-Behörde wählte den 67. Psalm als Grundlage für eine Missionslektion. Die Missionssache ist ein heiliges Vermächtniß Christi an seine Kirche in allen Jahrhunderten. Sie kann dieselbe nicht vernachlässigen, ohne pflichtvergessen zu handeln. Es ist deshalb weise und gewiß höchst gottgefällig, daß man die heranwachsende Jugend schon frühe in diese heilige Sache einweihe. Sie sollte daher von Zeit zu Zeit in der Sonntagschule zur Sprache kommen. Diese Ansicht theilt offenbar auch das die Lektionen wählende Committee. Aus diesem Grunde erscheint auch ab und zu eine für den Gebrauch der Lehrer ausgearbeitete Missionslektion in dieser Monatsschrift.

Der Name dessen, der diesen Psalm abfaßte, ist nicht angegeben. Die meisten Ausleger halten David für den Autor. Es wird jedenfalls schwer fallen, den Beweis zu liefern, daß er dieses Psalmlied nicht gedichtet habe. Es ist offenbar eine Weissagung, welche von der Ausbreitung des Reiches Gottes handelt. Der Missionscharakter dieses Psalms tritt offen genug zu Tage. Wir betrachten ihn daher unter dem Thema:

Die Missionsarbeit.

I. Der Zweck.

Derselbe besteht darin, die Menschen zur Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes zu führen. Im hohepriesterlichen Gebet spricht Jesus: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Joh. 17, 3. Die wahre Gotteserkenntniß führt die Menschen zur Erkenntniß ihres Verhältnisses zu ihm. Daraus erwächst das Gefühl der Verantwortlichkeit ihm gegenüber. Dadurch erwachen sie zum klaren Bewußtsein ihrer Sündlichkeit. Es bemächtigt sich ihrer das Verlangen nach Erlösung von der Sünde. In Christo erkennen sie endlich in der Seelennoth den einzigen Heiland und sinken ihm sündenmüde in die Arme. Das ist dann das ewige Leben, und das ist Zweck der Missionsarbeit.

1. Die Menschen sollen Gottes Weg kennen lernen. V. 3a. Dr. Moll übersetzt: „Daß erkannt werde auf Erden dein Weg." Unter dem Begriffe „Weg" haben wir hier den Willen Gottes in Betreff der Menschen zu verstehen. Gott will, daß alle seine Menschenkinder glücklich seien. Er hat einen Weg, um diesen Zustand einem jeden Menschen zu sichern. Aber da er denselben als freiwirkendes Wesen erschuf, so kann es ohne dessen Willen nicht geschehen. Zur Bestimmung des Willens aber ist Erleuchtung des Verstandes erforderlich.

Der Mensch muß deßhalb hinsichtlich des göttlichen Beseligungsweges belehrt werden. So lange die Heiden, Mohammedaner und Juden nichts von diesem Wege wissen, können sie nicht selig werden. Gott bringt die Menschen nicht in den Himmel, wie man, namentlich in früheren Zeiten, die Emigranten nach den Ver. Staaten brachte. Sie wurden unter dem Verdecke eingesperrt. Sie sahen nicht, wohin das Schiff steuerte. Sie wußten nichts von dem Fortgange der Fahrt, bis sie im Hafen des neuen Landes ankerten. Er bringt sie vielmehr dahin, wie ein Wanderer, welcher von einer Stadt zur andern geht. Derselbe muß den Weg erkunden, auf demselben vorangehen, bis er das Ziel seiner Wanderung erreicht hat.

2. Die Menschen sollen des göttlichen Heiles theilhaftig werden. V. 3b. Dr. Moll verdeutscht: „Unter allen Heiden dein Heil." Alle Heiden, ja alle Menschen bedürfen das Heil in Christo. Ohne dasselbe sind sie wie Pflanzen ohne Regen oder Sonnenschein. Sie verschmachten und verkümmern elendiglich. Hundert Millionen und aber Hundert Millionen jedoch wissen's nicht, begehren's nicht, suchen's nicht. Wir sollen ihnen das Heil nahe bringen. Wir sollen dafür arbeiten und beten, daß das Heil in Christo so allgemein über die Erde verbreitet werde, wie das Licht der Sonne. Es entspricht den geistlichen Bedürfnissen der sündenkranken Menschheit ebenso gewiß, wie das Sonnenlicht den physischen.

Ein Missionar frug einmal einen Mohammedaner: „Würdet ihr in Grönland das vierzigtägige Fasten, das Ramasan, halten?" Der Mann sah keine Schwierigkeit darin. Nun aber ist Ramasan ein Fest, während dessen die Mohammedaner sich 40 Tage lang von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang aller Nahrungsmittel enthalten müssen und erst nach Sonnenuntergang essen dürfen. Der Missionar wußte das und setzte deswegen hinzu: „Wenn ihr aber nach Grönland ginget, so müßtet ihr den Ramasan in einem Lande feiern, wo die Sonne drei Monate lang nicht untergeht, folglich müßten die Leute dort dadurch verhungern."

Das Evangelium jedoch ist eine Religion für Alle. Es legt den Menschen keine unerträgliche Lasten auf. Es schreibt ihnen keine Gesetze vor, die sie nicht zu halten vermögen. Es will ihnen vielmehr die Lasten abnehmen, namentlich die Sündenlast. Es bringt die einzige Arzenei, welche die Sündenkrankheit gründlich zu heilen vermag. Dieses Heilmittel ist ebenso wirksam in Asien und Afrika, wie in unsrer Republik oder in Europa. Es ist ebenso heilkräftig im eisigen Norden wie im heißen Süden, im fernen Morgenlande wie im Abendlande.

3. Die Menschen sollen die Freude in

Gott finden. V. 5a. Moll übersetzt: „Sich freuen und jubeln die Stämme." Wo Gottes Heil hinkommt und Aufnahme findet, da entsteht Freude und Jubel. Nichts in der ganzen Welt macht die Herzen so rasch, sicher und dauernd glücklich, als das Heil in Christo. Nur auf diesem Wege kann die wahre Glückseligkeit des Einzelnen und eines ganzen Volkes gesichert werden. Es kann kein Volk durch bloßen Wechsel der Regierungsform, durch bloße Kunst- und Kulturpflege, durch bloße Bildung sich wahrhaft und dauernd glücklich machen.

Dr. Stöcker, Hof- und Domprediger in Berlin, sagt desbezüglich treffend: „Die Welt redet viel von Bildung und Fortschritt; sie meint, diese Gaben Europas müsse man den Heiden zuerst bringen, für diese Ziele müsse man sich begeistern. Wir verachten jene Gaben nicht. Wo die evangelische Mission hinkommt, da bringt sie wie eine Königin jede menschliche Bildung in ihrem Gefolge mit. Aber getrennt vom Christenthume ist die sogenannte Bildung zu oft ein Fluch für die Heiden gewesen, als daß wir sie einfach loben und bewundern könnten. Ein gelehrter Mann, der das Studium der wilden Völker zu seinem Berufe gemacht hat, sagt darüber, daß die Geschichte des gebildeten Europa unter den Naturvölkern an vielen Orten eine Geschichte unbegreiflicher Schändlichkeiten und daß in dieser Finsterniß die Mission oft der einzige Lichtpunkt sei. In der That, wenn wir an die Sklaverei Westindiens und an die Ausplünderung der Indianer Nordamerikas, wenn wir an den Opiumkrieg Englands und an die Menschenjagden der holländischen Boers denken: dann können wir der Forderung nicht zustimmen: erst Bildung und dann Mission!"

4. Die Menschen sollen Gott dienen. V. 4. 6. Wo man vorher den Götzen opferte und diente, da soll man dem lebendigen Gott Opfer darbringen, wie er sie fordert; da soll man ihn anbeten und ihm dienen. Wie viele Völker, die einst ihren nationalen Göttern dienten, verehren heute den Gott Himmels und der Erde! Wie viele Völker, die einst heidnische Tempel besuchten, pflegen jetzt ihren Gottesdienst in christlichen Kirchen! Wir, die wir allsonntäglich zur Sonntagschule und zum Gottesdienste kommen, hatten einmal heidnische Vorfahren. So sollen nach und nach alle heidnischen Völker ihre Lob- und Danklieder zu Ehren des lebendigen Gottes singen lernen.

II. Die Mittel.

1. Begnadigte Menschen. V. 2. Menschen, die Gott begnadigt, die er segnet, denen er sein Antlitz leuchten läßt, sollen Mission treiben. Die Liebe Gottes, ausgegossen durch den heiligen Geist in die Herzen, ist die rechte Triebfeder zur Mission. Solche Menschen sind selber so selig, daß sie's den Andern auch wünschen. Da sie sich des Lichtes erfreuen, so mögen sie die Andern nicht im Dunkel lassen.

„O, wenn wir nur einmal dabei sein könnten, wie den Heiden unter der Verkündigung des Wortes die Klarheit Gottes aufgeht, wie dann ihre Augen vor Freuden leuchten, ihre Herzen vor Dank erglühen: wir würden mehr Missionstrieb empfangen, als wir haben. Da sitzt ein Negerjüngling, der Sohn eines Königs, vor seinem Zelte und sinnt über die Geheimnisse des Lebens. Er selbst hat es uns erzählt. „Droben sind Sterne," denkt er, „darüber wieder Sterne und immer Sterne; und dann: Mein Vater ist König, mein Vater wird sterben; ich König, ich werde sterben; mein Sohn König, wird auch sterben. Es muß Etwas geben, was nicht stirbt." Zu diesem fragenden Geist tritt der Missionar und zeigt ihm über allen Sternen den lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat; zeigt ihm über allem Wandel das unbewegliche Reich und hinter allem Sterben der Könige und Königssöhne, das ewige Leben mit seiner unsterblichen Schönheit. So entsteht die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes."

2. Gottgeweihter Erdbesitz. V. 7a. Gott segnet den Acker, das Geschäft und die irdische Arbeit, damit sein Volk etwas für seine Reichssache zu opfern habe. Bringe auch du deine Gabe, so wie dich Gott segnet. Lege auch dein Opfer in den Gotteskasten für die Mission, so viel du kannst. Der Sekretär einer Missionsgesellschaft empfing vor etlichen Jahren einen Brief von einem Prediger in Illinois. Darin stand Folgendes: „Einliegenden Dollar wollen Sie gefälligst für die Heidenmission verwenden. Es ist die Gabe eines kleinen Mädchens, welches schon zwei Jahre im Himmel ist. Eines Abends ging sie mit ihrer Mutter in den Obstgarten, welcher hinter dem Hause liegt. „Mutter," sagte sie, „ich wollte Du gäbst mir einen Apfelbaum." „Weshalb, mein Kind? Sie sind ja Dein, so gut als mein. Erleben wir's, so hast Du denselben Antheil an der Frucht, wie ich." „Ja, aber ich meine was Anderes," erwiderte das Kind; „ich möchte gern einen Baum haben, dessen Aepfel ich, wenn er einmal trägt, dem lieben Gott geben könnte." Da gestattete ihr die Mutter, einen Baum zu diesem Zwecke auszusuchen. Sie wählte den schönsten, legte die Hand an dessen Stamm und sprach: 'Baum, von nun an gehörst du dem lieben Gott.' Bald darauf starb das Kind. Dieses Jahr trug der Baum die erste Frucht und den Ertrag sende ich nun. So redet sie noch, obschon sie gestorben ist."

Frauenzeitung.

Gar schwer sind oft zu tragen
Die kleinen Plagen,
Und schwer oft zu verrichten
Die kleinen Pflichten;
Doch solch ein stilles Heldenthum,
Ist eines Weibes höchster Ruhm.

Das Dor'le über Krankenpflege. Krankheit ist eines jener Erbgüter, die uns durch den Sündenfall geworden sind. Und die vielen Krankheiten und Leiden, denen der menschliche Körper ausgesetzt ist, von der Wiege bis zum Grab, sind unzählig.

Es ist deßhalb von großer Wichtigkeit, zu lernen, wie die Kranken zu pflegen und ihnen ihre Leiden zu erleichtern. Und da diese Arbeit meistens den Frauen zufällt, so sollte dies gewiß in der Erziehung der Töchter nicht versäumt, sondern ihnen Gelegenheit geboten werden, Kranke zu pflegen und Delicatessen zu bereiten, den Kranken vorzulesen, und sich überhaupt in dem Krankenzimmer nützlich zu machen.

Eine Erziehung ohne dieses, ist keine vollständige zu nennen, und wie oft haben junge Mütter mit großem Schmerz ihre Unwissenheit in diesem Fach beklagt.

Besonders in diesem Lande, wo man so ganz auf sich und seine Angehörigen angewiesen ist, ist es doppelt nöthig zu lernen, denn fremde Hülfe ist hierzulande nicht leicht zu bekommen und auch viel zu kostspielig.

Zur guten Krankenpflege gehört vor Allem ein wohlwollendes und gefühlvolles Herz. Ohne dieses ist das Pflegen nur Geschäftssache. Der Kranke will unser Mitgefühl und unsere Sympathie.

Ein Krankenzimmer muß vor Allem ganz rein gehalten werden. Bei anhaltenden Krankheiten sollte alles entbehrliche Möbel hinaus gethan werden. Zu viele Gegenstände in einem Zimmer verderben die Luft. Auch das Bettzeug und die Kleidung des Kranken muß ganz rein gehalten werden. Beim Wechseln ist große Vorsicht nöthig, damit der Kranke sich nicht erkältet. Man sollte für ein Krankenbett mehrere Decken haben, so daß man einen Theil immer lüften und austrocknen kann.

Zu einer guten Krankenpflege gehört ein freundliches und ruhiges Benehmen. Alles Unangenehme sollte von dem Krankenzimmer fern gehalten werden.

In der Zubereitung der Speisen muß die größte Vorsicht geübt werden, und welche Kunst ist es, wenn man versteht zweckmäßige und stärkende Speisen für Kranke zu bereiten! Die richtige Pflege ist bei den meisten Krankheiten von mehr Wichtigkeit, als die ärztliche Hülfe, besonders bei auszehrenden und langwierigen Krankheiten. Da ist es besonders nöthig, dem Kranken öfters etwas Stärkendes zu reichen; bald ein wenig von diesem und jenem, je nach der Krankheit oder dem Alter.

Welch ein Glück, wenn ein Krankenwärter ein frommes Herz hat. Wenn die Krankheit mit dem Tode endet, und der Wärter sieht, wie täglich die Kräfte schwinden und wie jeder Tag seinen Kranken der Ewigkeit näher bringt, wie gut ist es dann, wenn er ihn zu Jesu weisen, trösten und aufmuntern und ihm die Verheißungen Gottes vorhalten kann! Das ist eine wahrhaftige Erleichterung seiner letzten Stunden und eine Aussaat für die Ewigkeit.

Gebt den Kindern keinen Zucker. Ehe ich auf meinen Gegenstand komme, bitte ich die freundlichen Leserinnen, ein kleines Experiment mit mir zu machen: Wir legen ein ausgefallenes Kinderzähnchen in ein Glas mit Zuckerlösung. In drei Tagen sehen wir wieder nach dem kleinen Ding. Es ist vollständig erweicht und hat seine feste Structur eingebüßt. Wie häufig klagen die Mütter darüber, daß ihre Kinder an saurem Magen leiden. Dies darf aber nicht wunder nehmen! Werden doch die Kleinen von den lieben Tanten, Pathen, Verwandten, ja selbst von den eignen Müttern mit allerlei Zuckerzeug traktirt, wobei die obligate, mit Leckereien aller Art gefüllte Zuckertüte die Hauptrolle spielt. Wissen aber wohl die Damen, wie Essig entsteht? Man braucht nur Zucker mit Wasser zu mischen und die Mischung warm zu halten; diese Bedingungen aber sind schon erfüllt, wenn Zuckerrückstände in Mund und Magen verbleiben. Nicht, wie man wohl allgemein glaubt, ist es die harte, mechanische Beschaffenheit des Zuckers selbst, welche an der Zahnsubstanz der zarten Kinderzähnchen zerstörend wirkt, sondern es wird dieses vielmehr durch jede Zuckerlösung veranlaßt. Die Säure ist es allein, welche durch die Gährung des Zuckers gebildet wird und, im Munde gelassen, sich mit dem Speichel vermengt, um die Zähnchen der Kleinen allmählich, aber sicher zu zerstören. Stückchen Zucker oder Kandis, welche sich zwischen oder in den Zähnen leicht festsetzen und daselbst zur Gährung kommen, zehren den Schmelz der Zähne gerade so gut weg, als wie dieselben durch saure Ingredienzien mit der Zeit zerstört würden. Ein Kind, welches aus bodenlosem Unverstande mit Süßigkeiten traktirt wird, verlangt gerade nach sauer Eingemachtem, gewissermaßen instinktiv nach einem Gegenmittel suchend. Vollständig und rationell genährte Kinder sind dagegen mit einfacher, gut zubereiteter und abwechselnder Kost zufrieden und bedürfen jener Süßigkeiten nicht, wenn man sie nicht etwa erst an dieses verderbliche Danaërgeschenk, häufig nur aus Schwachheit, um sie bei guter Laune zu erhalten und jede kleine Verstimmung zu bannen, gewöhnt; sie bleiben gesund, von späteren Zahnschmerzen bewahrt und behalten ihre Zähnchen, um die genossenen Speisen gut verarbeitet in den dann auch stets gesund bleibenden Magen gelangen lassen zu können. Wer allerdings nicht weiter nachdenkt, der findet im Naschen von Zuckerwerk nichts als einen harmlosen Genuß, den man doch den Kindern gönnen sollte. Aber wie bald wird gerade die Naschsucht beim Kinde zum unüberwindlichen gefährlichen Triebe, der der Gesundheit des Leibes und der Seele Schaden bringt! Ein Verbrecher gestand einmal, daß der erste Schritt zu seinem sittlichen Ruin in den Naschpfennigen gelegen habe, die ihm als Kind seine Großmutter zugesteckt. Man erweist also den unschuldigen Kleinen durchaus keine Wohlthat, wenn man sie dergleichen sehr fragliche Genüsse, welche wir hier schon mehr ein „Gift" für sie nennen können, erst kennen lehrt, denn sie bedürfen derselben nicht und vertragen sie auch nicht; wer ihnen aber dennoch dergleichen Tand aus blindem Unverstand gewährt, wie so viele Mütter es thun, ist für die gesundheitsnachtheiligen Folgen verantwortlich, — was namentlich jede Mutter bedenke! Darum auch weg mit allen diesen zweifelhaften Genüssen, welche das Kind nicht braucht, weil es sie von Hause aus nicht kennt, die aber im Kinde, wenn es dieselben erst kennen lernt, die Sucht nach angenehmen, aber für dasselbe leicht verhängnißvoll werdende Geschmacksempfindungen aufstacheln.

Des frommen Liedes Segen.

Wenn's in dir tobt und stürmt,
Sich Sorg' auf Sorge thürmt,
Du nicht weißt aus noch ein
In deiner Angst und Pein,
Von dir der Friede schied:
Stimm an ein frommes Lied.

Und wär' dir noch so bang,
Es trägt dich dein Gesang
Zu reinen Höhn empor,
Wo aller Heilgen Chor
Die ew'ge Liebe preist
In Wahrheit und im Geist.

Stimmst du erst zagend ein,
Bald lernst du fröhlich sein,
Gewinnst auf's Neue Muth,
Es legt sich Sturm und Flut,
Und Friede, der dich mied,
Kehrt ein im frommen Lied.

Julius Sturm.

Frauen in der Politik. Senator Blaine hat keinen Glauben in weibliche Politiker. „Miß Anthony ist eine gescheite Dame," sagte er, „aber es gibt an-

dere und bessere Gegenstände für die Verwendung ihrer Talente. Es geht mir zuwider, eine Dame eine öffentliche Rede vor einer Männer-Versammlung halten zu hören. Mag ihre Rede noch so kunstgerecht sein, es ist im Widerspruche mit meiner Idee von der Stellung des Weibes, sie auf der Platform beschäftigt zu sehen. Ich habe nichts dagegen, daß sie für ihre Partei arbeitet, vorausgesetzt, sie thut es auf eine weibliche Weise. Sie mag arbeiten mit der Feder, oder für Stimmgeber werben im häuslichen Kreise; aber ich bin entschieden gegen ihr Auftreten auf dem Felde der Politik auf Grund ihrer Untüchtigkeit beides geistig wie physisch. Sie haben nicht die nöthige Einübung und können sie auch nicht haben, ohne ihre Weiblichkeit einzubüßen. Ihre Geistesfähigkeit ist nicht hinreichend, das Interesse eines Haufens Politiker zu fesseln und ihrer Stimme fehlt es an Kraft.

Ich denke, ich hatte das zweifelhafte Vergnügen alle in diesem Geschäfte begriffenen Damen zu einer oder andern Zeit zu hören; aber aller Lärm über weibliche Liebenswürdigkeit nimmt bei mir Flügel, wenn das zum Fesseln der Aufmerksamkeit nothwendige Auffeuern der Stimme beginnt. Es ist mir zuwider."

Eine Weihnachtsfeier. Er sah belustigt zu, wie sie roth vor Eifer den Inhalt der thönernen Sparkasse nachzählte, die zerbrochen auf dem Tische vor ihr lag. „29 Mark 20 Pfennig! Siehst du," rief sie freudestrahlend, „als ich die Kasse im Frühjahr aufstellte und dich bat, gleich mir manchmal ein paar Pfennige hineinzustecken, z. B. wenn wir eine Extraeinnahme oder eine unverhoffte Ersparniß gemacht, oder auch nur, wenn uns besonders vergnügt zu Muthe sei, da lachtest du mich aus und meintest, auf die Art würde nicht viel herauskommen, und nun sind es über 29 Mark!"—„Ich mache die 30 Mark voll, nun sage aber auch, was du mit dem Gelde vorhast. Willst du es einem wolthätigen Vereine geben?" — „O nein, ich will die Freude daran selber haben" — „Oder einem deiner Hausarmen?" — „Die bekommen so wie so etwas. Nein rathe nicht weiter, Liebster, sondern komm und hilf mir für das Geld einkaufen."—„Aber ich brauche keine Packete zu tragen?" — „Hab' keine Angst. Flickschneiders Fritz von unten trägt uns den Korb."—Zehn Minuten später schritt das Paar, Fritz mit dem Korbe hinterher, die Straße entlang. Schon an der nächsten Ecke machte die junge Frau halt. Die Füße dicht an den Leib gezogen, hockte ein blaugefrornes Bübchen vor einem Bänkchen mit Pflaumenmännern. „Was kosten deine schwarzen Männer da?" — „5 Pf. das Stück!" — „So gib sie her." — „Wieviel denn?"—„Alle!"—„Alle?"—Starr vor Staunen sah das Bübchen seine Essenkehrer in Fritzens Korb verschwinden. Kaum aber fühlte er das Geld dafür in seiner Hand, als er sein Bänkchen packte, einen Sprung kerzengerade in die Höhe machte und wie ein Pfeil die Straße hinabschoß. — Der Gatte lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Weiter Frauchen, der Anfang war nicht schlecht." — Sie traten auf den Weihnachtsmarkt. Prüfend sah die junge Frau sich um. Auf einem Tischchen hatte ein halbwüchsiger Knabe seine Schätze ausgestellt, eine Schmiede, in der Meister und Gesellen fleißig mit ihren Hämmerchen auf den Amboß schlugen, und eine Festung, in der die Soldaten nach dem Takte einer kleinen Trommel marschirten. Ein Menge Kinder, auch einzelne Erwachsene, umstanden die kleinen Kunstwerke, aber Niemand kaufte sie. Den Armen waren sie zu theuer, den Reichen nicht elegant genug. „Was kostet deine Schmiede?" Die muthlosen Augen des Knaben leuchteten in freudigem Schreck auf. „Zwei Mark," stammelte er. „Und die Festung?" „Auch so viel." „So gib die Sachen her." Schweigend packte der Knabe Schmiede und Festung in den Korb, als die junge Frau ihm aber jetzt das Geld gab, zitterte seine Hand so sehr, daß das Geld in den Schnee fiel. Ehe er es noch aufgehoben, war das Ehepaar weiter gegangen.—Jetzt traten sie zu einem blassen Weibe, das ein Kind unter ihrem Tuche an die Brust gedrückt, wollene Kinderjäckchen und Häubchen feilbot. Der Ankauf des ganzen Vorraths riß eine bedenkliche Lücke in die Baarschaft der jungen Frau, dafür war, als das arme Weib ihre Hand trotz ihres Widerstrebens an ihre Lippen preßte, eine heiße Dankesthräne darauf gefallen. — Den Kindersachen folgte ein ganzes Bündel aus Tuchleisten geflochtener Schuhe, ein Korb voll weißflockiger Lämmchen, das Stück zu 3 Pf., eine Partie Waldteufel, Zuckerwerk, Wachskerzchen á 1 Pf., ein Dutzend Puppen mit rothgemalten Backen und steif abstehenden Kattunkleidern und ein ganzer Berg von Ketten und Sternen aus buntem Papier. Längst war Fritzens Korb gefüllt, willig aber streckten sich die Arme des Gatten immer von Neuem den Packeten entgegen. Mit dem letzten Markstück kaufte die junge Frau einem alten Männlein seinen letzten Christbaum ab, dann ging es nach Hause.—Zärtlich zog der Gatte seine Frau an sich, nachdem er sich seiner Packete entledigt. „Gott segne dein gutes Herz. Wissen aber möchte ich wohl, was nun mit den Sachen geschieht. Sind die Pflaumenmänner alle für mich?" — „Hilf mir nur schnell den Baum aufputzen und mach' dir keine Sorge um die Pflaumenmänner!" In wenig Augenblicken war der Baum mit Ketten und Zuckerwerk behangen, die Lichter angezündet, dann öffnete die junge Frau die Thür und herein trippelten und trappelten die Kinder, welche das Dienstmädchen aus dem Hintergebäude zusammengeladen. Im Handumdrehen waren Spielsachen und Kleidungsstücke vertheilt, den Baum selbst trug Fritz triumphirend zu seinen kranken Geschwistern hinab. — „Habe ich es so recht gemacht?" flüsterte die junge Frau, als sie mit dem Gatten wieder allein war. Er drückte sie statt der Antwort fest an sich. „Und darf ich die Weihnachtskasse wieder aufstellen?"—„Das darfst du, und Gott gebe, daß sie uns noch oft so fröhlich macht wie heute!" Helene Stökl.

Etliche nützliche Anweisungen vom Dor'le. — **Eine der nahrhaftesten und leicht verdaulichsten Speisen** für Kranke sind Austern, hauptsächlich roh sind sie sehr zu empfehlen für Schwache und Blutarme, man muß natürlich immer sehen, daß man sie frisch und gut bekommt.

Austernsuppe. Man nimmt 2 Theile Milch und einen Theil Wasser und ein wenig Butter, je nach der Quantität, die man machen will. Sobald dieses kochen will, thut man die Austern hinein und läßt sie blos in die Höhe kommen. Um die Austern weich zu erhalten, dürfen sie nur aufkochen, man nimmt sie gleich vom Feuer und thut nun erst das nöthige Salz und Pfeffer daran. Austern auf diese Weise gekocht, schrumpfen nicht zusammen und werden auch nicht hart.

Gebratene Austern. Dazu nimmt man die großen. Mit einem reinen Tuch werden sie alle gut abgetrocknet, dann rührt man auf einem Teller ein oder wenn man viele macht etliche Eier. Auf einem andern Teller hat man fein gerollte Cräckers. Nun dreht man die Austern erst im Ei und dann in den Cräckers

herum, und legt sie einzeln auf einen Fleischteller. Wenn man mit Allem fertig ist, dann fängt man erst an zu braten. Man kann sie in Fett oder halb Butter und Schmalz braten. Nachdem sie auf beiden Seiten schön gelb gebraten, legt man sie auf den Fleischteller und garniert den Teller mit etwas Grün.

Selleri-Salat. Nachdem der Selleri rein gewaschen, wird er in längliche Stücke geschnitten und die folgende Sauce darüber gemacht. Man nimmt das Gelbe von einem Ei und einen Theelöffel voll Senf und rührt es ganz glatt. Dann nimmt man einen Eßlöffel voll Salat-Oel und einen Theelöffel voll Zucker, einen Theelöffel voll Salz und halb so viel Pfeffer mit einer halben Tasse Essig. Nachdem Alles gut gerührt ist, gießt man es über den Selleri. Man kann, wenn man will, etliche hart gesottene Eier fein hacken und daran thun.

Hickory-Nuß-Kuchen. Zwei Tassen Zucker, eine Tasse Butter, drei Tassen Mehl, eine Tasse kaltes Wasser, vier Eier, drei Theelöffel Backpulver, ein und eine halbe Tasse Nußkörner; backe es langsam.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Für Lehrer der Klein-Kinder-Klasse mag folgendes Verfahren von Interesse sein, welches ich in unserer Sonntagschule eingeführt habe, um die Kleinen zu veranlassen, wöchentlich einen Bibelvers auswendig zu lernen.

Die Lehrerin gibt jedem Kinde eine von den sogenannten Spruchkarten, welche in schönen Farbendruck und mit Blumen verziert, einen Bibelvers enthalten. Dieselben sind durch unsere Buchhandlung zu beziehen und kosten je nach Ausstattung von 15 bis 50 Cents per Hundert. Womöglich gebe man jedem Kind den gleichen Bibelvers. Sodann kaufe man für jedes Kind ein kleines „Autograph Album," ungefähr 4×2½ Zoll. Dieselben kosten etwa 45 Cents das Dutzend. Man erkläre nun dem Kinde, daß es den auf der Karte stehenden Bibelvers auswendig lernen und am folgenden Sonntag hersagen muß, und daß, wenn es dieses thut, man die Karte in das mit dem Namen des Kindes versehenen Album kleben werde. Das Album behält man in der Schule, um es rein zu halten, und weil die Kleinen vergessen, es mitzubringen. Man kann nun demjenigen Kinde, welches zuerst alle Seiten des Albums mit Spruchkarten auf diese Weise füllt, einen Preis versprechen, auch kann man den Preis des Albums, 5 Cents, von jedem Kinde collektiren und nur den ganz Unbemittelten schenken. In unserer Schule hat dieses Verfahren so guten Anklang gefunden, daß wir bereits zum zweiten Mal Album kaufen müssen. Für die Lehrerin ist es am Besten, die Karten beim Hersagen einzusammeln und auf der Rückseite den Namen des Kindes zu schreiben und das Einkleben zu Hause zu besorgen. Zum Schluß läßt man, wenn Alle ein und denselben Vers gelernt haben, denselben im Chor hersagen, wodurch er sich dem Gemüth fest einprägt. J. J. Jacoby.

Unsere alte Schere. Da liegt sie, die alte Schere, ein Ueberbleibsel aus vergangener Zeit, eine stumpf gewordene Familien-Reliquie.

Stumpfheit der ganzen Schneide entlang ist die alte Regel; nur an einem besonderen Platz schneidet sie. An diesem Punkte hat unsere alte Schere ein wenig Schärfe. Versuche auf dieser oder jener Stelle zu schneiden und es ist vergebliche Mühe und Arbeit. Man könnte diese bedeutsame Stelle mit rother Farbe markiren, das bedeuten sollte: Schneide hier! Doch die Uebung hat uns zum Meister gemacht und wir haben ein derartiges Hülfsmittel nicht nöthig. Wir wissen genau, wo die alte Schere zu gebrauchen ist.

Es gibt Leute, die sind gerade wie unsere alte Schere. Sie schneiden nur an einem Platz. Man kann sie für gewisse Arbeiten gut verwenden, während sie zu allem Anderen nutzlos sind.

Da ist z. B. Br. A.; er hat keine Gabe, eine Klasse zu lehren, er ist auch kein Geschäftsmann. Aber er kann singen, das versteht er auf's Allerbeste und das ist seines Lebens Freude. Man gebrauche ihn, um den Gesang zu leiten.

Hier ist Br. B.; er kann ebensowenig singen als ein Schaf; von Melodien weiß er so viel als vom türkischen A B C. Er kann auch nicht lehren, würde auch keinen guten Schatzmeister machen; aber er ist ein vortrefflicher Schreiber, er weiß mit der Feder umzugehen. Man stelle ihn an als Sekretär.

Und da ist Schw. C.; sie hat eine besondere Fertigkeit im Anordnen allerlei gesellschaftlicher und wohlthätiger Versammlungen. Wenn Andere keinen diesbezüglichen Rath wissen, kann sie immer aushelfen. Man stelle sie an die Spitze der kirchlichen Vereine, da wird sie ausgezeichnete Dienste leisten.

Da ist endlich Schw. D.; sie ist ganz verschieden von ihrer Schwester C., sie hat im Mindesten keine Geschicklichkeit im Anordnen irgend einer Sache. Dagegen hat sie eine besondere Gabe mit Leuten über ihr Seelenheil zu reden; sie versteht es, die Kinder auf den Straßen und in den Häusern aufzusuchen und in die Sonntagschule zu bringen. Da thut sie mehr, als ein halbes Dutzend Andere. Man stelle sie an als Missionarin der Gemeinde.

Aus dem Gesagten lernen wir, daß Jeder eine Begabung zu einer besonderen Arbeit hat. Und Derjenige wird der erfolgreichste Administrator sein, der da weiß, die verschiedenen Gaben auf die zweckmäßigste Weise zu verwenden.

Socialistische Sonntagschulen sind das Neueste auf dem Gebiet des Chicagoer Erziehungssystems. Bis jetzt haben die Socialisten sechs solcher Schulen organisirt, und sie versammeln sich jeden Sonntag Morgen. Unter den Lehrern in diesen „Sonntagschulen" sind Christianson, Redakteur der Arbeiter-Zeitung, Paul Grottkau, Frau Lucy Parsons und andere eben so berühmte anarchistische Persönlichkeiten. Diese Schulen sind erst etwa acht Wochen im Gange; die Zahl der Schüler ist aber sehr groß und nimmt immer zu. Paul Grottkau meint, daß 25,000 Personen, mit Einschluß der Kinder, bald auf den Listen dieser Schulen verzeichnet sein werden. Viele der Kinder sind nicht über zehn Jahre alt. — Arme Kinder!

Drei Wege. Letzten Winter starb, in einer der größeren Städte unseres Landes, der Superintendent des „Newsboys Home.“ Am Tage vor seiner Beerdigung fand eine Versammlung derjenigen Knaben statt, welchen er Liebesdienste erwiesen hatte. Einer der Anwesenden sagte zu seinen Kollegen: „Daß er zu uns Allen war wie ein Vater, ist euch bekannt, aber Eines hat er gethan, wovon ihr vielleicht noch nicht gehört habt. Aus seinem geringen Verdienst ersparte er jährlich zweihundert Dollars und unterstützte damit lahme und kränkliche Knaben, damit diese ein kleines Buch- und Zeitungsgeschäft anfangen konnten. Um dieses thun zu können, begnügte sich unser Freund mit sehr einfacher Kleidung und eingeschränkter Lebensweise, aber es gelang ihm, manchen armen Knaben aufzuhelfen, so daß derselbe seinen Lebensunterhalt verdienen konnte.“

In derselben Stadt wohnt eine reiche Dame, welche vor etwa zwei Jahren in einer alten Kiste ein Spitzenkleid ihrer Mutter fand. Das Kleid war alt und an manchen Stellen zerrissen, aber von ganz besonderem Muster. Sie schickte daher eine arme Spitzenklöpplerin nach Europa, um das Muster zu erlernen. Nach ihrer Rückkehr wurden die zerrissenen Theile der Spitze wieder hergestellt, die Dame aber war stolz darauf, ein Kleid zu besitzen, wie kein zweites in der Stadt zu bekommen war. Die arme Arbeiterin bekam dreihundert Dollars für ihre Arbeit und hatte noch dazu einen neuen und lohnenden Zweig ihres Faches gelernt.

An derselben Straße wohnte noch eine andere Dame von großem Wohlstand, welche um dieselbe Zeit ihren Liebling, einen Papagei, verlor. Diese ließ demselben aus werthvollem Holz einen sehr schönen durch Schnitzarbeit verzierten Sarg herstellen. In diesem kostbaren Särglein eingeschlossen, wurde dann der Vogel in dem Zimmer seiner Herrin aufbewahrt.

Diese drei angeführten Fälle illustriren die drei Haupt-Beweggründe der Menschen in der Verwerthung ihres Geldes. Die Frau mit dem todten Papagei benützte ihr Geld nur zur Befriedignng ihrer Laune. Die andere Dame, welche Hunderte ausgab, um ein altes Kleid ausbessern zu lassen, unterstützte wohl durch ihre Mittel eine arme Arbeiterin, wurde aber nur durch ihre Eitelkeit dazu bewogen. Jener Freund der Zeitungsburschen hingegen unterzog sich mancherlei Einschränkungen und Entbehrungen, damit er durch seine Ersparnisse Andere unterstützen könne.

Die Knaben und Mädchen, wenn sie heranwachsen, werden über Geld zu verfügen haben und da vielfach das Glück und die Nützlichkeit ihres Lebens davon abhängig sein wird, welche Richtung sie einschlagen, ist es der Mühe werth, daß sie die Sache der rechten Anwendung des Geldes gründlich überlegen. Es hängt viel davon ab, ob man recht anfängt.

Glückseligkeit hängt nicht ab von dem, was Einer hat, sondern was Einer ist. Wer ein fröhlich Gemüth hat, der wird heiter bleiben in allen Entbehrungen. Wer aber von Natur jammerselig gestimmt ist, dem wird's nie an Veranlassungen zur Klage fehlen. Nicht Jemandes Besitz oder Umgebung, sondern die Art und Weise, wie er diese Dinge ansieht, entscheidet die Frage nach seinem Glück, wer er auch sein oder was er auch haben mag.

In Wien befindet sich ein evangelischer Verein für junge Männer, der vor Kurzem seinen 15. Jahresbericht herausgegeben hat. Der Verein besteht aus 19 Ehrenmitgliedern, 40 beitragenden und 67 ordentlichen Mitgliedern. An den Sonntags-Versammlungen, in denen zahlreiche Vorträge gehalten wurden, nahmen durchschnittlich 50—60 Personen Theil. Die Bibelstunden an den Freitag Abenden fanden regere Betheiligung als in früheren Jahren. Der Bericht führt ein Wort von Luther an, das recht geeignet ist, die Bedeutung der Vereine in das rechte Licht zu stellen und deßhalb hier angeführt werden mag. Es lautet: „Wenn dem Teufel ein Schade geschehen soll, der da recht beiße, der muß durch's junge Volk geschehen, das in Gotteserkenntniß aufwächst und Gottes Wort ausbreitet und lehrt. Derohalben bitte ich Euch, liebe Herren und Freunde, um Gottes und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so gering achten, wie Viele thun. Denn es ist eine große und ernste Sache, die Christus und aller Welt viel aufliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen.“

Kinder zur Sünde getrieben. Unzeitige Strenge mag leicht Kinder in Sünde treiben. Die Kinder sollen lernen die Sünde zu hassen, weil sie Sünde ist, und nicht bloß ihre Folgen. Fürchtet das Kind bloß die Folgen der Sünde, dann wird es schon frühe versuchen, denselben auf unerlaubten Wegen zu entrinnen. Lernt es jedoch, wie verabscheuungswürdig die Sünde ist, dann wird es nicht so leicht böse Wege betreten.

Vor Jahren lebte in einer Stadt Neu-Englands ein Reiseprediger, der eine große Familie hatte. Er war sehr gastfrei. Allmählig war das alte Porzellan-Service verschwunden und ein neues mußte gekauft werden. Bei einer Zusammenkunft des Nähvereins wurde es zum ersten Male gebraucht. Mary, die älteste Tochter, hatte das Geschirr bei Seite zu stellen. Sie war ein sorgfältiges und geschicktes Mädchen, die Stütze ihrer Mutter.

Aber irgendwie zerbrach sie eine der neuen Tassen. Was sollte sie jetzt anfangen? Die Mutter konnte wegen zerbrochenen Geschirrs so sehr zanken. Nach längerem Kampfe mit sich selbst sagte das Mädchen zur Mutter, sie wisse nicht, wie die Tasse zerbrochen worden. Es seien so Viele um den Tisch herum gewesen, daß man sich gar nicht zu wundern brauche, daß etwas von dieser zerbrechlichen Waare verunglückt sei. Die Mutter beklagte das Unglück, glaubte aber der Tochter auf das Völligste. Mary war ja schon vier Jahre Glied der Kirche und dazu war sie von Kind auf wahrheitsliebend gewesen. Sie ahnte nicht, daß ihre grenzenlose Strenge, die sie jedes Mal gezeigt, wenn ein Stück Geschirr zerbrochen worden, ihr Kind zu einer Lüge gedrängt hatte.

Zwei Monate hatte Mary das Geheimniß gewahrt. Anfangs fühlte sie sich erleichtert, war sie doch den Scheltworten entronnen; bald aber war das Gewissen erwacht und raubte ihr allen Frieden. Die Klaß- und Betstunden flößten ihr Grauen ein, und der Genuß des Abendmahles war ihr unmöglich. Zuletzt entschloß sie sich, der Mutter Alles zu sagen, sie konnte die Qual nicht länger ertragen, und zudem stand ihr Seelenheil auf dem Spiele.

Die Mutter traute kaum ihren Ohren. Daß ihre Strenge die gewissenhafte Tochter in eine Lüge treiben konnte, das hätte sie sich nicht träumen lassen. Selbstverständlich vergab sie der Mary sofort und von Herzen. Aber von da ab war sie vorsichtiger in der Handhabung von Strenge.

Dreißig Jahre darnach sagte die jüngste Tochter bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Mutter schalt nicht, wenn Geschirr zerbrochen wurde. Hatten wir ein Unglück gehabt, so erwartete sie, daß wir es ihr sogleich sagten. Sie sagte nicht viel. Ihr Blick, und

die Bemerkung, daß der Verlust im Augenblick nicht ersetzt werden könne, daß wir uns sonstwie behelfen müßten, war uns Strafe genug."

Von jenem Service ist blos noch ein Stück übrig, ein Kuchenteller. Er ist ein Andenken an jenem Nähverein. Er warnt vor der Lüge; er mahnt aber auch, beim Gebrauch von Strenge vorsichtig zu sein. Zu streng schadet.

Werde ihnen nicht fremd. Wenn das Haar ergraut und allmählig in das schneeige Weiß des Alters übergeht, so fühlt vielleicht mancher von uns, als öffne sich zwischen ihm und den jungen Leuten ein tiefer Abgrund. Er vernimmt ihre fröhlichen Stimmen, aber sie tönen von ferne, von der andern Seite dieser sich immer mehr vertiefenden und erweiternden Kluft. Wem soll man dieses zur Last legen, — wer trägt die Schuld daran? — Der Strom der Zeit, welcher die älteren in stille Wasser treibt, deren ruhiges Dahinfließen dem jüngeren Geschlecht in seiner ruhelosen Begeisterung nicht behagt, hat wenigstens theilweise schuld. Aber verfehlen wir Aelteren es nicht häufig selber? Entfremden wir uns die Jugend nicht zuviel, indem wir ihren Geschmack und ihre Neigungen vergessen und ihnen theilnahmlos begegnen? Vertiefen wir uns nicht am Ende so in unsere eigenen Pläne, daß wir keine Zeit haben an die ihrigen zu denken, und ihre Hast und Unerfahrenheit, anstatt mit Nachsicht, schroff und strenge beurtheilen? Beherzige diesen Wink und laß dir rathen; protestire laut, wenn dich die Leute „in's alte Register" schreiben wollen; gib deinen Umgang mit jungen Leuten nicht auf. Suche ihre Gefühle zu theilen, indem du dich in deine eigene Jugend zurückversetzest. So viel wie möglich nimm ein Interesse an ihren Plänen und vergib lieber deiner Würde ein wenig, als daß du deinen Einfluß über die Jugend verlierst. Du kannst recht wohl beide bewahren, wenn du weise handelst, darum hüte dich deine Würde zu einem Stein des Anstoßes zu machen. Verkehre mit jungen Leuten und werde kein alter bemooster Einsiedler. Es ist nur zu bedauern, wenn ein Mann sich den Neigungen und Anschauungen der Jugend so entfremdet, daß er seine eigene Knabenzeit darüber vergißt und den jungen Leuten Veranlassung gibt, fest zu behaupten, er sei niemals jung gewesen.

Offene Post.

Die letzte Nummer dieses Jahrgangs liegt vor unsern Lesern. Wollen sie sich gefälligst einmal das Inhaltsverzeichniß für 1888 ansehen? Sie werden aus allerlei Gebieten eine Gesammtsumme werthvoller und segensreicher Artikel und viele schöne, bildende Illustrationen finden.

Für den Jahrgang 1889 haben wir kein neues Programm aufzustellen. Das alte hat sich gut bewährt, und Haus und Herd will wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft, der christlichen Familie eine Hülfe und ein Wegweiser sein, den Sonntagschul-Arbeitern — ein treuer Mitarbeiter, der Jugend — ein sicherer Führer, dem Alter — ein warmer Freund, der Kirche — ein Segen und der Missionsarbeit — ein Beistand.

Unsere Mitarbeiter, denen wir hiermit freundlichst Dank sagen, sind der Zahl nach vermehrt worden. In einer Monatsschrift dürfen nicht allerlei freiwillig eingesandte Mittheilungen durch einander geschüttet werden. Deßhalb wählt Haus und Herd vielfach seine Mitarbeiter, vertheilt die Sachen, und erhält auf diese Weise gewöhnlich das Wünschenswerthe.

Die sonntäglichen Bibellektionen, die in ihrer jetzigen Anlage so ausgezeichneten Beifall gefunden, werden in ähnlicher Weise fortgeführt, nur daß sich Haus und Herd bemühen wird, noch compakter zu reden, und noch mehr in so wenig als möglich klaren Worten und Sätzen zu sagen. Unser Bestreben geht dahin, daß man **nirgends** auf gleicher Seitenzahl eine faßlichere, brauchbarere und gründlichere Lektionserklärung finden soll.

Die Jugend wird in der Aufnahme und Zurichtung beinahe jedes Artikels im Auge behalten. Die Biographien und Lebensbilder, die Geschichts- und Zeitbilder, die Skizzen und Reisebilder, Erzählungen, Erbauliches 2c.—all dies ist Lesestoff auch für die Jugend, und wie wir hoffen—segensreiche Literatur für Jung und Alt. Freilich gehört ein wenig Verständniß der deutschen Sprache dazu, wenn diese Sachen zum Genuß werden sollen. Der Schriftsteller wird nie geboren werden, welcher für Leute schreiben kann, die nicht wenigstens in etwas die betreffende Sprache verstehen. Aber Haus und Herd bemüht sich, einfache und ächte deutsche Sprache zu führen, und ist der Meinung, daß unsere Jugend durch unsere Jugendschriften 2c. soviel deutsch gelernt haben sollte, daß die Monatsschrift kein böhmisch Dorf ist.

Die Frauenzeitung, die von tausenden geehrten Leserinnen mit so viel Nutzen gelesen wurde, wird fortgeführt und haben wir dafür noch mehr gute Kräfte gewonnen.

Unsere Stahlstiche und Holzschnitte sollen von der besten Qualität sein. Wenn dies nicht der Fall ist, so verfehlen sie ihren Zweck, denn Bilder sollen ja nicht bloß illustriren, sondern auch den Geschmack bilden und zum Genuß beitragen, so daß man schon um ihretwillen das Heft gerne längere Zeit aufbewahrt, und sich immer wieder daran erfrischt. Solche schöne nützliche Bilder kosten aber Geld.

Billig ist Haus und Herd — für das, was er liefert. Freilich — wenn anstatt Bilder — Sudeleien, anstatt bestellte Arbeiten — meistens nur Nachdruck, anstatt gutem Papier und vorzüglichem Satz — miserables Machwerk geliefert würde: Dann käme Haus und Herd noch billiger. Aber solch ein Wisch wäre ja betreffs der Aufgabe in der Familie kaum fünfundzwanzig Cents per Jahr, geschweige denn mehr werth! Wenn man das Volk heben will, muß man etwas Ordentliches bieten, und etwas Ordentliches kostet einigermaßen Geld. Zeitschriften, die in dieser oder anderen Beziehungen abwärts ziehen, deren gibt es genug. Die Losung unseres Haus und Herd aber ist: Vorwärts und aufwärts!

Die zehn besten Bücher der Welt sollen wir einigen jungen Freunden nennen.

Wir wissen wohl, daß sich mehrere englische Blätter mit Beantwortung dieser Frage abgeben, halten diese

Beschäftigung jedoch für Zeit- und Papierverschwendung, denn die Beantwortung derselben hängt ganz und gar von den Umständen ab. Man kann doch nicht so im abstracten mir nichts dir nichts sagen, welche zehn deutsche, englische, französische &c. Bücher die besten seien für Menschen in verschiedenem Lebensalter, mit unterschiedlichem Bildungsgrad, von dem oder einem andern Beruf, für Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge oder Kinder! Ja, man kann nicht einmal angeben, welche zehn Bücher für Prediger absolut die besten sind, ohne die Umstände und Bedürfnisse der betreffenden Prediger zu kennen.

Um unsern sechs jungen Freunden eine auch nur annähernd taugliche Antwort zu geben, müßten wir über ihr Lebensalter, ihre Schulbildung, ihre Sprachenkenntniß, ihre Berufswahl und über noch manches Andere unterrichtet sein.

„Wir haben Brod verlangt und erhalten einen Stein," höre ich sagen.

Nein.—Ich weiß guten Rath. Geht zu dem nächsten Manne, der in solchen Sachen ein gutes Urtheil hat (vielleicht eurem Prediger), und sagt ihm eure Verhältnisse, namentlich euer Ziel betreff des zu ergreifenden Berufs, und ihr werdet wahrscheinlich die zehn Bücher erhalten, die in der Jetztzeit die besten für euch sind. In fünf oder zehn Jahren, falls ihr Fortschritte macht, werden wohl andere zehn die besten sein.

Die Januar und Februar Nummern für 1889 werden jedem alten Abonnenten zugesandt, ob die Erneuerung seiner Unterschrift zur Zeit eingetroffen ist oder nicht. Wir hoffen jedoch, daß kein Einziger von Haus und Herd scheidet, und bitten unsere werthen, fleißigen Agenten, darauf Acht zu haben.

Nisan oder Abil wird in der Bibel angegeben als der erste Monat im Jahr und fiel im März und April. Die jetzigen Juden feiern Neujahr im September. Wann wurde die Veränderung gemacht? Nach der babylonischen Gefangenschaft. Josephus behauptet, daß die alten Hebräer das Neujahrsfest im September gefeiert hätten, und Moses die kirchliche Neujahrsfeier auf den Nisan verlegt habe, während der Jahresanfang für die Geschäfte des bürgerlichen Lebens auch zu Moses Zeiten in den September gefallen sei. Nach der babylonischen Gefangenschaft aber feierten die Juden Neujahr im September.

War die Erwählung der zwölf Jünger Jesu getroffen in Bezug auf die zwölf Stämme Israels? Zu Jesu Zeiten existirten nur noch die Stämme Juda und Benjamin. Die Zwölfzahl hat ohne Zweifel Bedeutsamkeit, sonst hätte die Ergänzungswahl wohl nicht stattgefunden (Apstg. 1, 15). Die Bestimmung der Apostel war zunächst für das Stämmevolk (Matth. 19, 28; Off. 21, 12. 14). Die zehn Stämme waren vor den Augen der Menschen zwar nicht mehr, aber Gott kannte sie. Auch darf nicht vergessen werden, daß Reste derselben noch in Samaria &c. auch zur Zeit Jesu gefunden wurden.

„Nur eine Frage der Zeit," sagte mir vor Jahren ein liebes Menschenkind, „und Haus und Herd wird nicht mehr sein."

Etwa zehn oder zwölf Jahre sind seitdem verflossen—und Haus und Herd besteht nicht blos, sondern gedeiht wie nie zuvor. Es wird in fast allen Staaten der Union, in Südamerika, Deutschland, der Schweiz, England und in Asien mit großem Interesse gelesen. Viele Familien, und namentlich tausende Sonntagschul-Lehrer wollen es nicht mehr entbehren.

Heute besteht die Zeitfrage darin, daß wir hoffen in nicht ferner Zukunft entweder eine Vergrößerung und Erweiterung unserer Monatsschrift ohne Preiserhöhung, oder eine Preiserniedrigung ohne Vergrößerung beantragen zu können.

Jeder Leser kann zur Erreichung dieses Zieles helfen.

Auf welche Weise ein gutes Christtagsfest zu feiern sei, darüber mögen die Ansichten auseinandergehen. Aber in zwei Punkten sollte Uebereinstimmung herrschen: 1. In Hinsicht der Länge des Programms. Diese mit Sonntagschulen gehaltenen Christfeste sind gewöhnlich zu lang! In höchstens 1½ Stunden sollte, einschließlich der etwaigen Geschenkvertheilung, alles vorbei sein.

2. Sollten diese Zusammenkünfte Christfeste sein. Wir meinen damit nicht, daß gar nichts vorkommen dürfe als Bibelsprüche, Liederverse und Prophezeihungen &c. Wer mit hochernstem Gesicht nur dergleichen empfiehlt, hat wohl noch nie zehn Jahre hintereinander Christfeste mit ein und derselben Sonntagschule veranstaltet, und weiß einfach nicht, wovon er redet.

Aber ein **Christ**fest kann und soll gefeiert werden, auch wenn man sich nicht blos auf Bibelsprüche beschränkt. Santa Claus Narrenpossen und Vermummungen, die den Knecht Ruprecht darstellen, gehören nicht in das kirchliche Sonntagschulfest.

Christus, der Erstling unter denen, die da schlafen. „Wie ist Apstg. 26, 23 und 1 Kor. 15, 20 zu verstehen, da doch Moses, der Wittwe Sohn zu Zarpath, oder Lazarus vor dem Herrn auferstanden sind?"

Ferdinand.

Christus ist der Erstling worden, indem er der Erste ist, der aus dem Grabe hervorging, um zum **ewigen Verklärungsleben** einzugehen.

Niemand versäume, die ergreifende Adventserzählung „Dunkle Tage und helles Licht" zu lesen. Sie gehört zu den allerbesten, die Evers geschrieben.

Ein Jugendfreund und Studiengenosse schreibt aus Süddeutschland: „Ich und die Meinigen haben uns schon oft durch das Lesen der Haus und Herd-Hefte belehrt, erbaut und erheitert. Ich erinnere nur an die schöne, innige Erzählung „Alle Fünf", die uns Allen zum innersten Herzen sprach. Jedesmal ist es eine Freude, wenn der Briefträger mit einem Amerikanerheft erscheint. Schon ziert eine Anzahl stattlicher Bände meinen Bücherständer. Hin und wieder wird bald von da, bald von dort ein solcher erbeten und gerne von uns ausgeliehen. Die ersten Hefte habe ich bei einer Jahresversammlung unserer Promotion an die Erschienenen vertheilt."

Manche unserer Leser erfreuen uns mit Zusendung der Namen und Postamtsadressen ihrer Freunde, denen wir alsdann Probenummern senden, und zwar öfters mit gutem Erfolg. Wollen nicht recht viele diesem guten Beispiel nachahmen?

Angenommene Artikel. „Getragen hat mein Weib mich nicht."—Ein kleiner Gold-Dollar.—Die Auferstehung und das Leben.—Die Heimath.—Die Kreuz-Gemeine.—Niagara.—Wunderstrom.—Wenn es um dein Schifflein stürmet. (Diese Gedichte wird Haus und Herd nach und nach bringen.)—Stephan Girard.



